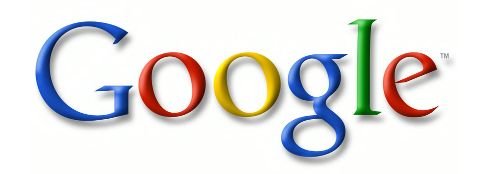
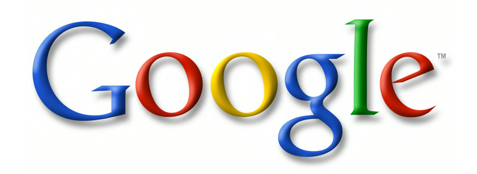
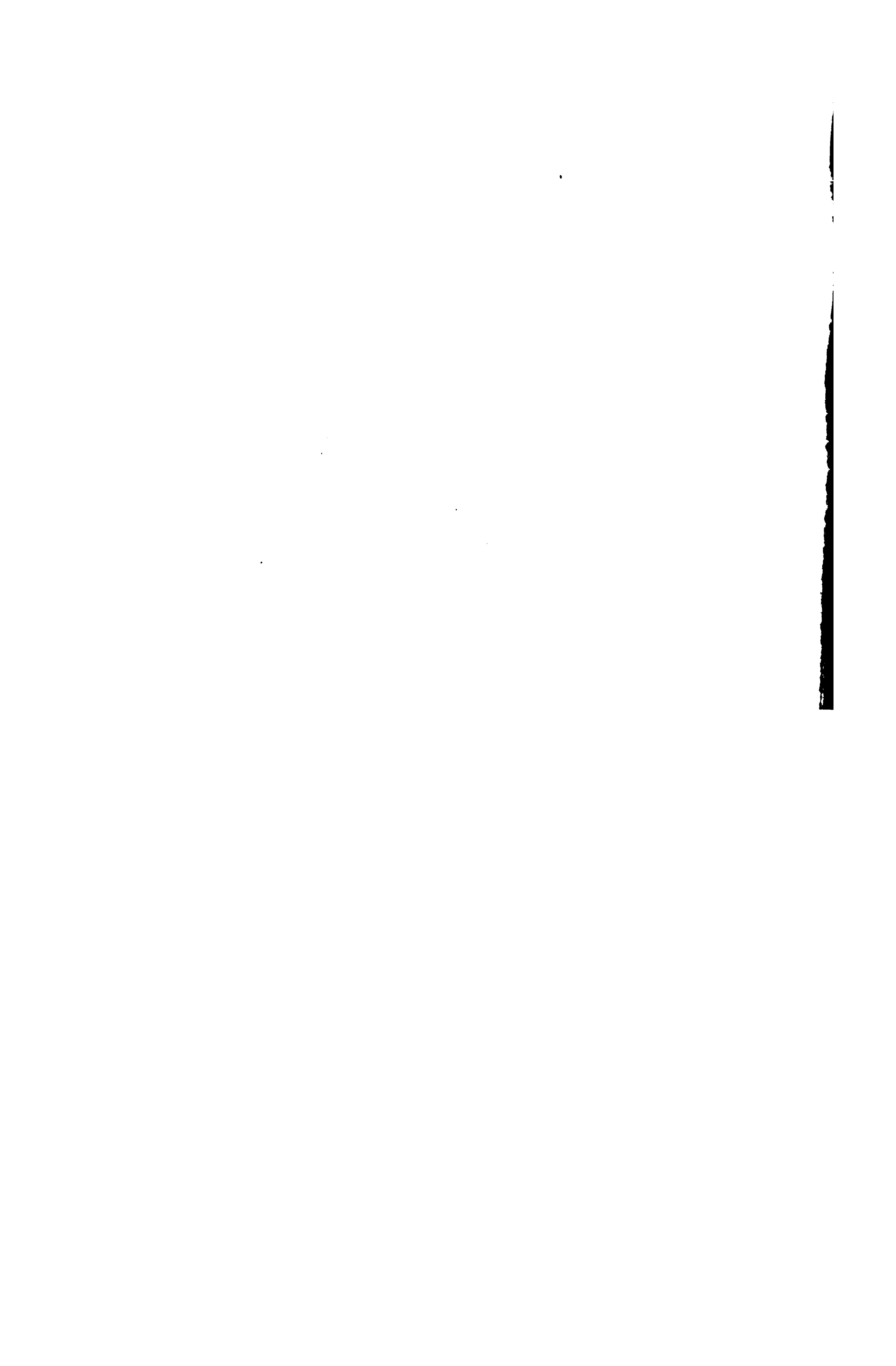










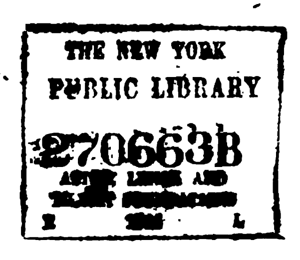


Allgemeine
Realencyclopädie
oder
Conversationslexicon
für das
katholische Deutschland.

Bearbeitet
von einem Vereine
katholischer Gelehrten
und herausgegeben
von
Dr. Wilhelm Binder.

Sechster Band.
Karl — Maronen.

Regensburg, 1848.
Verlag von Georg Joseph Manz.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
270663B

K.

Karl. I. K. **Martell** (d. i. **Hammer**), ein Nebensohn Pipin's von Heristall von der Alpais, geboren 690 n. Chr., wurde nach dem Tode seines Vaters (714) von dessen Gemahlin, der bayerischen Prinzessin **Plektrudis**, ins Gefängniß geworfen, da sie ihren unmündigen, von Pipin zu seinem Nachfolger als Majordomus ernannten, Enkel **Theobwald** von ihm bedroht glaubte, entwischte jedoch, während Plektrudis von dem Majordomus Raginfried, einem Neustrier, und dem Friesenfürsten Ratbod hart gedrängt wurde, aus seiner Haft, stellte sich an die Spitze der Austrasier, welche ihn zu ihrem Herzoge erwählt hatten, ward zwar in dem Kampfe mit den Friesen geschlagen, machte aber bei Stablo 716 einen glücklichen Ueberfall auf die heimkehrenden neustrischen Truppen, besiegte sie wiederholt bei Cambray 717 und verfolgte sie bis Paris. Nun zwang er seine Stiefmutter, welche ihm schon vorher die Schätze seines Vaters ausgeliefert hatte, zur Rückkehr nach Bayern, ließ einen Unbekannten, den er für einen merovingischen Prinzen ausgab, unter dem Namen Chlothar IV. zum Könige ausrufen, schlug bald darauf die Sachsen, welche einen Einfall in Austrasien gemacht hatten und 719 bei Soissons die verbündeten Aquitanier und Neustrier, ließ sich in Neustrien und Burgund als Majordomus anerkennen und verglich sich mit dem Herzog Eudo von Aquitanien, sowie mit dem neustrischen Könige Chilperich II., der bis zu seinem Tode (720) in Neustrien in einer Art von freier Haft lebte. In den nächsten 10 Jahren führte K. M. mit den östlichen Gränznachbarn Kriege, züchtigte die Sachsen und Friesen zum zweiten Male, zwang die Bayern zur Ruhe und schlug die Alemannen nicht nur mehrmals, sondern nöthigte sie auch zur Heeresfolge, die sie früher schon geleistet hatten. Von weit größerer Bedeutung, als diese Kämpfe, sind die Kriege K.s mit den Sarazenen. Diese hatten schon seit 718 von Spanien aus wiederholte, aber vereinzelte Versuche gemacht, sich nordwärts mehr zu verbreiten u. im Jahre 731 faßte endlich der spanische Statthalter Abderhaman, als K. M. nicht allein die ganze Macht des fränkischen Reiches in seiner Hand vereinigt, sondern auch die an der östlichen Gränze wohnenden Völkerschaften mit Erfolg und Ruhm bekriegt hatte, den Entschluß, mit seiner gesammten Kriegsmacht über die Pyrenäen vorzudringen. Zuerst schlug er den Herzog Eudo von Aquitanien, der sein Herzogthum der Plünderung der Muhamedaner preisgeben und mit dem Reste seines Heeres bei K. Schutz und Hülfe suchen mußte, eroberte Bordeaux und rückte über die Garonne bis zur Loire vor. Da zog K. den ungeheueren Schaaren der Feinde mit der gesammten Reichsmacht entgegen, traf zwischen Tours und Poitiers auf sie und erfocht (October 732) einen so vollständigen Sieg, daß der größte Theil des muhamedanischen Heeres

auf der Wahlstatt blieb und die übrigen nach Spanien zurückkehren mußten. K. erhielt von diesem Siege seinen Beinamen Martell, d. h. der Hammer. Da auch das Heer der Franken sehr geschwächt war, so verfolgte K. die fliehenden Araber nicht, sondern überließ dieses Geschäft dem Herzoge Eudo, er selbst aber zog gegen die Friesen, welche er jedoch erst im Jahre 737, als er sie auch von der Seeseite her angriff, zur Unterwerfung bringen konnte, wozu übrigens die britischen Mönche, welche ihre Bekehrungsversuche bei den heidnischen Friesen mit fast unglaublichem Eifer und mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ausdauer betrieben (Worte Schlossers), mindestens ebensoviel beitrugen, als K. durch seine Tapferkeit und Gewandtheit. Die Kriege mit den Muhamedanern gaben dem mächtigen Majordomus den ersten Anlaß, sich, statt eines Stellvertreters der Merovinger, als Selbstherrscher zu zeigen und am Rhône, an der Garonne und Loire Fürsten einzusetzen, welche seine eigenen, nicht merovingische Vasallen waren. So die Herzoge von Aquitanien und im Jahre 737 die von Burgund, welche die Muhamedaner zu Hülfe gerufen hatten. K. eroberte alles Land bis an den Aude-Fluß im Westen und bis nach Marseille im Süden, so daß die Ungläubigen dießseits der Pyrenäen nur einen kleinen Strich Land besaßen. Bei der Ehrfurcht und Hülfe, die K. den frommen Heidenboten in Deutschland bei ihrem Werke erwies, mußte es dem Papste Gregor III. (731 — 741) nahe liegen, sich auch in seiner Noth an K. zu wenden. Luitbrand, der Longobarden König, hatte die Päpste schon seit längerer Zeit hart bedrängt und selbst die Vorstädte Roms u. die Peterskirche geplündert. Da schrieb Gregor mehre Male an den „erlauchtesten Unterkönig K." um schleunige u. persönliche Hülfe, schickte später sogar die Schlüssel vom Grabe der Apostel und die Ketten Petri, nebst großen Geschenken; aber K. vermittelte den Streit bloß durch Gesandtschaft und während der Unterhandlungen ereilte ihn am 22. October 741 der Tod. Als K. M. starb, war von einem merovingischen Könige schon nicht mehr die Rede. K. hatte bereits vier Jahre vorher, als Theodorich IV. gestorben war, keinen neuen König ernennen lassen und theilte auch kurz vor seinem Tode, ohne auf die noch übrigen Sprößlinge des alten Herrscherhauses Rücksicht zu nehmen, das Reich unter seine drei Söhne Karlmann, Pipin den Kleinen und Grippo. Ow.

Karl. II. Römisch-deutsche Kaiser. 1) K. der Große, geboren am 2. April 742 nach Einigen auf dem Schlosse Karlsberg in Bayern, nach Andern in Aachen oder Ingelheim bei Mainz, war der älteste Sohn Pipin's des Kleinen, Königs der Franken und seiner Gemahlin Bertha oder Bertrada u. einer sowohl seinem Kriegsruhme, als seinen Regenten-Tugenden nach größten Monarchen, welchen die germanischen Völker aufzuweisen haben. Chlodwig (481—511) ein Enkel des Meroveus, hatte das fränkische Reich begründet, die letzten Sprößlinge dieser Merovinger Linie waren jedoch Schwächlinge, wodurch die eigentliche Macht allmälig in die Hände der Majores Domus (Haushofmeister) dieser Familie übergegangen war. Pipin von Heristall stellte die königliche Familie fast in Schatten und wurde als Major domus zugleich Herzog von Aquitanien. Sein Sohn K. Martel (d. i. der Hammer, welchen Beinamen er nach der Schlacht bei Poitiers 732 erhielt, in welcher er die unter Abderhamans Anführung in Frankreich eingefallenen Araber gänzlich schlug (s. d.) herrschte fast unumschränkt. Als aber nach seinem Tode 741 Pipin der Kleine ihm folgte und nach dem Ausspruche des Papstes Zacharias nur der zu herrschen würdig war, der die Macht hatte, wurde der letzte Merovinger Childerich III. mit seinem Sohne in ein Kloster verbannt und Pipin, nachdem er von einer Reichsversammlung zum Könige erwählt worden war, am 1. Mai 752 zu Soissons von Bonifacius, Erzbischof von Mainz öffentlich gesalbt und gekrönt. Hierdurch kam die Herrschaft der Franken an das Haus der Karolinger u. Pipin trug Sorge, daß seine Söhne K. u. Karlmann 754 von dem durch die Longobarden bedrängten und gerade in Paris anwesenden Papste Stephan II. in der Abtei St. Denis als seine Nachfolger gesalbt wurden. Diese beiden Söhne folgten ihm nach seinem Tode den 28. Sept.

768 mit gleichen Regierungsrechten auf dem Throne. Bald indessen entstanden zwischen beiden Brüdern Uneinigkeiten über die Theilung des Reiches, obgleich Pipin festgesetzt hatte, daß beide gemeinschaftlich regieren sollten. Dieß zeigte sich in dem ersten Feldzuge K.s (769) gegen den aufrührerischen Herzog Hunold von Aquitanien, wo Karlmann die versprochene Hülfe nicht leistete. Dennoch siegte K. durch Schnelligkeit u. Tapferkeit u. theilte Aquitanien (770) in mehre Grafschaften. Indessen starb Karlmann (771) u. seine Söhne wurden von der Regierung ausgeschlossen. Die Mutter derselben, Gerbergh, Tochter des longobardischen Königs Desiderius, floh mit ihnen zu ihrem Vater und K. ward nun Alleinherrscher der ganzen fränkischen Monarchie. Man hat ihm sein Benehmen gegen seine Neffen zum Vorwurf gemacht, allein ein Reich, von allen Seiten von Feinden bedroht, bedurfte eines kräftigen Regenten, der zugleich auch im Stande war, es innerlich zu ordnen. Durch das Theilungssystem würden nur Zersplitterungen u. Unruhen, wie nach Chlodwig u. s. w., entstanden seyn. Politisch also war dieser Schritt wichtig u. nothwendig, obgleich er vielfache Folgen hatte. Der Erfolg seiner ersten glänzenden Waffenthat hatte K. mit Durst nach Kriegsruhm u. Ländererwerb erfüllt, doch kamen hierzu noch zwei andere bedeutende Motive, die ihn in einen langjährigen blutigen Krieg verwickelten; das eine war die Ausbreitung des Christenthums, weil er in ihm eigentlich nur das Mittel sah, welches den Menschen zum Menschen u. die Einführung von Cultur u. Gesittung möglich macht; das andere wurde theils durch die unruhigen Großen seines Landes, welche beschäftigt werden mußten, damit sie zu üblen Anschlägen nicht Zeit bekämen, theils durch die mit immerwährenden Raub- u. Mordeinfällen drohenden Sachsen bedingt. So entstand der berühmte Sachsenkrieg. Von den deutschen Völkerschaften waren sie allein nur noch übrig, welche sich eben so sehr gegen die Annahme des Christenthums (obgleich es ihre Brüder in England schon beinahe 200 Jahre angenommen hatten) als gegen die Herrschaft der Franken sträubten, und doch in ihren Sitzen nicht ruhig seyn konnten. Sie bewohnten auf der nördlichen Hälfte Deutschlands das heutige Niedersachsen und Westphalen, vom Niederrheine an, über die Weser bis an die Niederelbe u. zum Theil über diese hinaus, u. wurden in Ostphalen, Engern u. Westphalen getheilt. Zwar hatten sich schon früher einige Missionäre u. höchst wahrscheinlich auch Bonifacius unter sie gewagt, aber mit geringen Erfolge. Nicht viel glücklicher gegen sie waren die Waffen Karl Martels u. Pipins gewesen, ein jährlicher Tribut war vielleicht der Lohn solcher Bemühungen. Sie liebten die Freiheit wie die Deutschen zu den Zeiten des Tacitus, waren tapfer, wie die unter Arminius u. haßten das Christenthum als die Religion ihrer Todfeinde, der Franken. Durch Flüsse, Seen und Waldungen unterstützt, machten sie ihrem Feinde jeden Fuß breit Landes streitig. Auf dem Reichstage zu Worms 772 wurde der Krieg gegen die Sachsen beschlossen, weil diese die früher eingegangenen Verträge (Tributweigerung, Verjagung und Ermordung christlicher Missionäre) nicht gehalten hatten. Zu diesem Beschlusse trug wesentlich der Abt Sturm von Fulda bei. Noch in demselben Jahre eroberte Karl die Eresburg (wahrscheinlich Stadtberg (oder Marsberg) an der Diemel im Paderbornschen), zerstörte die Irmensäule, der Sachsen Nationalheiligthum u. drang bis an die Weser vor, worauf sich die Sachsen zum Frieden u. zu Geißeln verstanden. Mittlerweile hatte der longobardische König Desiderius vom Papste Hadrian I. die Salbung der Söhne Karlmanns verlangt, u. K. im Unwillen darüber (oder nach Einigen wegen Unfruchtbarkeit) seine Gemahlin Sibilla oder Bertha (nach Einigen Ermengarde oder Desiderata) die Schwester der Wittwe Karlmanns u. zweite Tochter des Desiderius verstoßen. Desiderius fiel nun in das römische Gebiet ein, weil Hadrian die Erfüllung seiner Forderung verweigerte und letzterer rief K. zu Hülfe. K. als römischer Patrizier säumte nicht u. ging im Jahre 773 mit zwei großen Heeren über den großen Bernhard u. den Cenis nach Italien, besiegte den Desiderius und nachdem er Verona und nach sechsmonatlicher Belagerung Pavia erobert hatte, schickte er den Desiderius

in das Kloster zu Korbei (nach Andern in ein Kloster zu Lüttich). So fiel das Reich der Longobarden, welches von Alboin (568) über 200 bestanden hatte in der Franken Hände u. K. empfing die eiserne Krone. (Sie ist von gutem Golde u. nur so genannt, weil sie in ihrem Reife einen eisernen Ring hat, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden seyn soll, und stammt von Agilolf, gestorben 615.) Die longobardischen Herzöge huldigten K.n als ihrem Könige, der dem Papste die Pipinsche Schenkung des Exarchats bestätigte. Unterdessen waren die Sachsen aufs Neue aufgestanden und in Hessen eingefallen. K. schlug sie 775, mußte aber 776 abermals nach Italien, weil der longobardische Herzog Rotgaut von Friaul sich empört hatte u. einen longobardischen Prinzen auf den Thron der Longobarden setzen wollte. K. mußte die Vereinigung dieser befürchten, weßhalb er schnell herbeieilte, den Herzog schlug, gefangen nahm und ihn enthaupten ließ, worauf sich die beiden anderen Herzöge von Benevent u. Spoleto sofort unterwarfen. Aufs Neue mußte sich nun K. gegen die Sachsen wenden, u. nachdem er sie geschlagen, Festungen in ihrem Lande angelegt u. sie fränkischen Hauptleuten übergeben, die Sachsen aber aufs Neue Geißeln gegeben hatten, berief er die sächsischen Edelinge auf einen Reichstag nach Paderborn 777, auf welchem auch die meisten erschienen, nur Wittekind, ihr tapferster Herzog war nicht gekommen, sondern zum jütischen Könige Siegfried geflohen. K. verordnete hier die Errichtung christlicher Kirchen, stellte bei denselben Priester an u. ließ sich nochmals als Oberherrn der Sachsen anerkennen. Bei diesem Reichstage erschienen vor K. zwei Maurische Fürsten, die ihn um Hülfe gegen Abderhaman, omajadischen Khalifen zu Cordova ansprachen. Schon die Politik verlangte, daß K. sich hier einmische. K. eilte 778 nach Spanien und eroberte das östliche Land zwischen den Pyrenäen u. dem Ebro, welches er Frankreich als spanische Mark einverleibte. Bei seiner Rückkehr aus Spanien wurde seine Nachhut von den Basken in den Gebirgsschluchten von Ronceval überfallen u. mit seinem berühmten Anführer Roland vernichtet, zugleich erreichte ihn die Nachricht von einem erneuerten Aufstande der Sachsen, welche bis Köln vorgedrungen waren u. Alles verwüstet hatten. K. eilte herbei, durchzog nun das Land bis an die Elbe u. verweilte 779 u. 780 darin. Aufs Neue ihrem Eide trauend, nahm er von ihnen streitbare Männer in Kriegsdienste, stellte sie unter fränkische Anführer u. schickte sie gegen die Slaven. Darauf ging er 781 nach Italien, um seinen zweiten Sohn Pipin zum Könige von Italien und seinen dritten Sohn, den dreijährigen Ludwig zum Könige von Aquitanien durch den Papst krönen zu lassen. Da indessen Wittekind aus Schleswig zurückgekehrt war, brachen die Sachsen von Neuem los, ermordeten alle Franken u. verwüsteten 782 ein gegen die Sorben geschicktes fränkisches Heer. Dieß wurde indessen durch K., welcher schnell herbei eilte, furchtbar gerächt. Er eilte herbei, traf die Sachsen bei Verden an der Aller, schlug sie u. ließ an demselben Tage 4500 Gefangene hinrichten. Wittekind war entflohen, die Sachsen aber, über diese Grausamkeit empört, erhoben sich 783 in Masse zwangen K., sich bis Paderborn zurückzuziehen u. wehrten sich wie Verzweifelnde. Obgleich indessen die erste Schlacht bei Detmold ihn zum Rückzuge genöthigt hatte, so siegte er, nachdem er Verstärkung an sich gezogen, dennoch in der zweiten an der Hase und durchzog nun bis 785 ihr Land, bald drohend, bald Gutes verheißend. Endlich stellten sich, auf K.s Wort vertrauend, die beiden furchtbarsten Herzöge Wittekind u. Albion, als der König zu Attigni in der Champagne Hof hielt und ließen sich taufen. K. selbst stand bei ihnen u. Wittekinds Frau Geva Pathe, u. die Neubekehrten blieben nunmehr treu. Wittekind machte durch Glaubenseifer und Lebenswandel der neuen Religion Ehre und lebte noch 22 Jahre. Er wurde zu Engern bei Herford, seiner Geburtsstätte, wo er zu Ehren des heiligen Dionysius eine Kirche und ein Stift erbaut hatte, begraben. In dieser Zeit wurden auch die Friesen zwischen der Weser und der Ems unterworfen und 787 die Empörung des Herzogs Arighis von Benevent, eines Eidam's des Desiderius unterdrückt; doch

mußte er sogleich nach Deutschland, wo Herzog Thassilo von Bayern, seinen Lehnseid verletzend, sich im Einverständnisse mit der longobardischen Partei in offenen Kriegszustand gegen den König gesetzt hatte. K. rückte mit drei Heeren in Bayern ein, Thassilo unterwarf sich 787 u. wurde begnadigt, da er aber auf Anstiften seiner Frau Luitgarde, einer Tochter des Desiderius auf's Neue verrätherische Unternehmungen begann, so wurde er auf dem Reichstage zu Ingelheim 788 wegen Treuebruchs zum Tode verurtheilt. Das Leben schenkte ihm K., schickte ihn aber als Mönch nach Fulda u. hob das Herzogthum Bayern auf. An diesen Krieg schließt sich der gegen die Avaren, die, wahrscheinlich mit Thassilo verbündet, in Bayern und Friaul eingefallen waren. Sie wurden zwar an beiden Orten zurückgeschlagen, doch zog sich der Krieg mit ihnen von seinem Sohne Pipin geführt, bis zum Jahre 799 hin, u. endete damit, daß K. sein Land bis an die Theis und die Raab ausdehnte und dort Markgrafen einsetzte. Vielleicht zur Erleichterung dieser Züge versuchte K. durch einen Kanal zwischen der Rednitz u. der Altmühl die Donau mit dem Rheine zu verbinden, doch gelang dieß Unternehmen erst 1000 Jahre nachher dem Könige Ludwig von Bayern. Neue Aufstände der Sachsen zwangen ihn zu einem vierjährigen Feldzuge von 794—798, nachdem er schon vorher den Obotriten gegen die Wilzen (789) zu Hülfe gezogen war, u. auf's Neue die Araber (793) bekämpft, auch schon früher (786) die unruhigen Britten in der Bretagne und die Thüringer bezähmt hatte. Im Jahre 803 zog Ludwig von Aquitanien nochmals nach Spanien u. fügte Barcelona der spanischen Mark hinzu, zu welcher schon früher die Balearen gekommen waren, worauf der Friede mit den Arabern erfolgte. Auch K. mußte 803 nochmals gegen aufrührerische sächsische Stämme an der Niederelbe ziehen. Nachdem er aber aus Nordalbingen 10,000 Familien hinweg geführt und das Land den Obotriten gegeben hatte, kam der Frieden zu Sulz (803) zu Stande. Seine Friedensbedingungen waren mild, die Sachsen sollten ein Volk mit den Franken ausmachen, ohne den fränkischen Königen irgend Steuern oder Abgaben zu entrichten, auch ihre vaterländischen Gesetze u. Freiheiten, doch unter Richtern u. Befehlshabern, die der König für sie bestellen würde, behalten. Nur zwei Punkte fielen ihnen schwer, die Annahme des Christenthums u. die Entrichtung des Zehnten an die Bischöfe (Capitulatio depart. Saxon. c. XVII in Capitular. Regg. Francor. ed. Baluz, Paris 1677, Theil I. p. 253. – Epist. Alcuini ad Arnorem). Allein ohne Vereinigung durch die Religion gab es kein Band, sie an den Staatskörper zu befestigen, da Sprache u. Gesetze ihnen gelassen wurden, u. doch war die innigste Vereinigung politisch von der größten Wichtigkeit; denn im Rücken der Sachsen u. zur Linken wohnten noch die heidnischen Slaven (gegen die K. 805—806 wirklich zu Felde ziehen mußte, weil sie in die östliche Mark — Oesterreich — eingefallen waren) u. zur Rechten wohnten die tapfern u. wilden Dänen (Normanen, gegen welche K., weil sie die Nordküsten seiner Staaten fortwährend beunruhigte von 808—810 zu Felde zog, 809 Hamburg gegen sie gründete und im Frieden mit ihnen 811 unter Hemming, Göttrichs Nachfolger, die Eider als nördliche Gränze seines Reiches festsetzte). So lange also die Sachsen Heiden blieben, war eine höchst gefährliche Koation mit ihren Nachbaren jeden Augenblick zu besorgen. Verhaßt war allerdings dieser Zehnten, aber er galt als jährlicher Tribut an die Geistlichen, Kirchen u. Armen. Weniger zu rechtfertigen sind K.s blutige Gesetze gegen heimliches oder öffentliches Heidenthum. „Wer die Faste verachtet u. Fleisch ißt ohne Noth; wer nach heidnischer Sitte die Leichen verbrennt; wer sich der Taufe entzieht, soll mit dem Tode bestraft werden." (Capitular. de part. Saxon. c. IV. VII. VIII.). Allein K. betrachtete die Widersetzlichkeit gegen das Christenthum nicht blos als Verachtung Gottes, sondern auch als einen Friedensbruch. Doch wurden die hierbei gegebenen harten Gesetze selten vollzogen. (Cod. Carol. Epist. 80 p. 465 in C. Cennec. Monument. dominat. Pont. tom. I.). Weiser u. edler handelte der Sieger, daß er die vornehmen Sachsen mit kostbaren Geschenken ge-

wann und zur Bildung des Volkes die tüchtigsten und frömmsten Männer nach Sachsen rief, eine große Anzahl von Kirchen erbaute u. Bisthümer stiftete. Die Ausgezeichnetsten dieser Männer waren: der Abt Sturm von Fulda, der K.n auf allen Feldzügen gegen die Sachsen u. bis zu seinem Tode begleitete; der heilige Willibald, Priester aus Northumberland, der 772 nach Friesland in die Gegend kam, wo der heilige Bonifacius den Märtyrtod erlitt, von K. 779 an die Weser geschickt wurde, u. 787 Bischof von Bremen wurde; der heilige Ludgar aus Utrecht, ein Schüler des Abtes Gregor und des gelehrten Alcuin (s. d.), er wurde nach Mimigernefurt (Mimigerdenford) geschickt, wo er ein Kloster (jetzt Münster in Westphalen) baute u. daselbst 802 Bischof wurde. — Ungewiß ist es indessen, welche die Stiftungsjahre Osnabrück (783?), Paderborn (806?), Verden, Halberstadt (früher zu Seligenstadt), Hildesheim u. Münden sind. Letztere beiden wurden wohl erst von Ludwig den Frommen erbaut. Von sehr wichtigen Folgen für K. war der Zug, den er im Jahre 800 nach Italien antrat. Leo III., welcher 795 Hadrian I. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt war, hatte sich vor den rebellischen Römern, denen er kaum entgangen war, 799 zu K. nach Paderborn, Schutz suchend, geflüchtet. K. schickte ihn mit einem bedeutenden Geleite nach Rom zurück u. zog selbst sofort nach. Als er am ersten Weihnachtsfeiertage in der Peterskirche betete, setzte ihm der Papst unerwartet die Krone auf's Haupt und salbte ihn unter dem Jubel der Menge zum römischen Kaiser. Seine Macht wurde dadurch nach Außen zwar nicht vergrößert, gewann aber bedeutend an Glanz u. Ansehen. Eginhard, K.s Günstling, berichtet, K. habe geäußert, wenn er gewußt hätte, was geschehen würde, so wäre er lieber nicht in die Kirche gegangen. Da aber K. gewohnt war, nur immer seine, von seinen Frauen gewebte Kleidung oder bei Feiertagen ein etwas besseres Wams zu tragen, an diesem Tage aber in der purpurnen Toga der römischen Patrizier in der Kirche erschien, auch gleich darauf die Kirche sehr reichlich beschenkte, so wird diese Nachricht Eginhards in billigen Zweifel gezogen. Auch sagt man, daß schon diese Krönung zu Paderborn zwischen dem Papste und K. verabredet worden sey. Nun faßte K. den Gedanken, das abendländische mit dem morgenländischen Reiche zu verbinden. Durch Gewalt der Waffen, war dieß unmöglich, aber auf dem griechischen Throne saß die Kaiserin Irene, Leo's IV. Wittwe, den sie durch Verbrechen gegen ihren Sohn Konstantin bestiegen hatte. K. beabsichtigte deßhalb eine Vermählung, aber nahe am Ziele, wurde Irene vom Throne gestürzt. Nicephorus, ihr Nachfolger, stand in Feindschaft mit K. bis 810 u. erst Michael I. weigerte ihm den Kaisertitel nicht. Durch seine glücklich geführten Kriege hatte K. sein Reich ungeheuer ausgedehnt (siehe Franken) und sich einen hohen Kriegsruhm erworben, aber auch in der Verwaltung seiner Länder, in seinem ganzen äußeren und häuslichen Leben zeigte er sich als ein großer Mann. Er war nicht bloß Krieger, er war auch Regent, Staatsmann u. Beförderer des Guten u. Edlen im wahren Sinne des Wortes. Sein Ruf drang selbst bis zu Harun al Raschid, Khalifen von Bagdad, der ihn 798 durch eine Gesandtschaft begrüßte und beschenkte. Unter diesen Geschenken befand sich auch eine metallene Schlaguhr, die erste in Europa. Mit unermüdlicher Thätigkeit sorgte er selbst für das Geringfügigste, schuf rechtliche Ordnung, Gedeihen äußerer Wohlfahrt, sowie geistige Bildung in seinem Staate, u. während er das Schicksal der Völker seines weit ausgebreiteten Reiches mit weiser Klugheit leitete, vergaß er selbst die Einrichtungen seiner Meierhöfe nicht. Er befolgte trotz der Größe seines Geistes u. seiner Macht die Gesetze u. Johannes von Müller sagt von ihm: „er sei weniger groß, weil er den wankenden Thron des Longobarden gestürzt u. die Sachsen ermüdet, als, weil er bei so besonderer Geisteskraft in den Schranken der Verfassung blieb u. fast ein halbes Jahrhundert ohne eigene Soldaten, ohne willkürliche Auflagen, in den Gesetzen seines Volkes u. nach dem Rathe seiner geistlichen u. weltlichen Heroen so thätig und glorreich regiert habe." Seine Lieblinge waren Alcuin (s. d.), ein englischer

Priester, den er in Rom kennen lernte u. Eginhardt (s. d.), welchem letzteren er der Sage nach seine Tochter Emma zur Ehe gab. Er verbesserte die salischen u. ripuarischen Gesetze, ließ die Rechte und Gewohnheiten der Völker (z. B. der Sachsen), die noch keine geschriebenen Sammlungen hatten, niederschreiben, verordnete, daß der geistliche Stand sich besonders den Unterricht solle angelegen seyn lassen, beförderte die Wissenschaften und den Unterricht, besonders der deutschen Sprache, in welcher er selbst eine Grammatik zu schreiben versuchte, obgleich er in seinen Mannesjahren erst schreiben gelernt hatte, u. ließ die Lieder von den Kriegen u. Thaten alter Könige und berühmter Könige sammeln. Da die Macht der alten Volksherzoge der Königsgewalt gefährlich schienen, so schaffte er sie ab und bestellte für die einzelnen Gauen Grafen, deren Districtsbeamte Centgrafen hießen. Die Beaufsichtigung derselben wurde wiederum den Sendgrafen übertragen; diese hielten viermal Versammlungen in den Provinzen und berichteten an die zwei Reichstage, auf denen im Frühjahre (Maifeld s. d.) die Bischöfe u. Aebte und hohen weltlichen Vasallen, im Herbste aber die Vornehmsten u. Räthe des Königs sich versammelten u. Beschlüsse faßten, die von ihm bestätiget, als Gesetze galten (daher Capitularien (s. d.). Die Stellvertreter des Königs für die Rechtspflege waren die Pfalzgrafen. Er errichtete eine Academie u. hatte die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit (Peter von Pisa u. Paulus Diaconus) an seinem Hofe. Die Mitglieder dieser Academie legten sich berühmte Namen des Alterthums bei, Alcuin hieß Horaz, Angilbert — Homer u. er selbst David. Er gab den Monaten u. Winden deutsche Benennungen u. führte den Kirchengesang ein, wozu er viele Italiener als Lehrer kommen ließ. K. war von großem und starken Körperbau, aß viel, aber liebte keine Schmausereien, trank wenig, fastete, wenn ihm nicht wohl war und badete sich täglich. Er hatte fünf Gemahlinnen, Himeltrude, Desiderata, Tochter des Desiderius (mit ihr geschieden 771), Hildegard aus einem edlen schwäbischen Hause, starb 782; Fastrada, Tochter des Grafen Rudolph, starb 794 (diese liebte er am meisten); Luitgarde, starb 800 zu Tours, an deren Stelle andere Angilberga (Ingelberga) nennen; von dieser hatte er die 3 Söhne: Pipin den Bucklichen, Karl u. Ludwig den Frommen. Zu seinem großen Schmerze sah er den Talentvollsten von allen, Pipin noch vor sich (810) und ein Jahr darauf auch K. dahin scheiden. Dieß mahnte ihn auch an sein Ende. Auf einer Reichsversammlung zu Aachen ließ er Ludwig den Frommen (s. d.) zu seinem Nachfolger ernennen. Bald darauf erkrankte er am Fieber, dem er am 28. Januar 814 erlag. Er wurde zu Aachen in dem, von ihm erbauten, Dome auf einem goldenen Throne sitzend, die Krone auf dem Haupte, das Schwerdt (an dessen Knopfe sich sein Siegel befand) an der Seite, in der Haud den Kelch, beigesetzt. Auf seinen Knieen lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Die Gruft ward versiegelt und darüber eine Art von Triumphbogen errichtet. Kaiser Otto III. ließ jedoch die Gruft wieder öffnen, Evangelienbuch, Schwerdt u. Krone herausnehmen, u. die Gruft wieder schließen. Friedrich I. ließ 1165 seine Gebeine herausnehmen und in ein prächtiges Grab legen, über welchem noch jetzt eine Steinplatte (mitten im Dome unter der Kuppel) mit den Worten Carolus Magnus liegt u. bewog Paschal III. u. Alexander III., daß K. unter den Heiligen verehrt und sein Todestag durch eine besondere Feier begangen werde. (S. Dippolds „Leben K.s des Großen, Tübingen 1812). wR. — 2) K. IV., Sohn des Königs Johann von Böhmen, geboren zu Prag 1316, wurde 1346 durch päpstliche Unterstützung gegen Ludwig von Bayern (s. d.) zum Kaiser gewählt. Allein der letztere behielt viele Anhänger, u. als er 1347 starb, wählte die bayerische Partei, nach einigen vergeblichen Versuchen bei mächtigeren Fürsten, den Grafen Günther von Schwarzburg, der aber theils von K. abgekauft wurde, u. auch bald starb 1349. Da nun K. unterdessen das bayerische Haus durch Aufstellung des falschen Waldemars zu necken und durch seine Vermählung mit der pfälzischen Prinzessin Anna endlich für sich zu gewinnen wußte, so stand weiter kein

Gegner seinen Wünschen im Wege u. er führte die Regierung mit der feinsten Politik. Er unterwarf sich dem päpstlichen Stuhle auf alle Art, damit ihm derselbe keine Hindernisse in den Weg legen möchte, sein Haus zu vergrößern. Auch erhob er es zu einem der mächtigsten der damaligen Zeit. Er besaß Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz, einen Theil der Oberpfalz, und kaufte die Mark Brandenburg von dem Kurfürsten Otto 1373. Vermöge dieses Systems ließ er sich in Rom zum Kaiser krönen 1355. Er empfing die burgundische Krone 1365; allein er schwächte die wenige Gewalt des deutschen Königs daselbst noch mehr dadurch, daß er den Dauphin zu seinem Stellvertreter auf Lebzeiten machte 1378. Deutschland hat ihm die goldne Bulle (s. d.) zu danken. Uebrigens bekümmerte er sich wenig um dasselbe, für Böhmen aber war er Vater u. Schöpfer. Viele Tausende hinein gezogene deutsche Familien von Landbebauern, Handwerkern u. Künstlern; die zu Prag nach dem Muster der Pariser errichtete Universität, das neue Erzbisthum, die Errichtung von Schulen u. die Anlegung nützlicher Gebäude, gaben dem Lande eine ganz andere Gestalt. Während daß Deutschland in ewige Fehden zertrennt war, herrschte tiefe Ruhe in Böhmen, welches K. auf mannigfaltige Art zu vergrößern wußte. Bei den Kurfürsten wirkte sein Einfluß u. sein Geld so sehr, daß sie, ihren bisherigen Grundsätzen zuwider, den noch kleinen Wenzeslaus bei Lebzeiten des Vaters zum römischen Könige wählten. Wenige Jahre später starb K. 1378. — 3) K. V., geboren zu Gent 14. Februar 1500, Sohn des Erzherzogs Philipp von Oesterreich, eines Sohnes Kaisers Maximilian I. u. der Johanna, Tochter Ferdinands des Katholischen, erhielt nach dem Tode seines Vaters 1506 den Besitz aller österreichischen u. burgundischen Länder und nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters (da seine Mutter an Geisteszerrüttung litt) die Thronfolge von ganz Spanien und wurde 1519 an seines Großvaters Maximilians I. Stelle auch zum deutschen Kaiser gewählt, worauf er seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Erbländer abtrat. K. eilte, sobald es die gährenden Angelegenheiten Spaniens erlaubten, nach Deutschland, beschwor die ihm vorgelegte Wahlcapitulation (ein Reichsgrundgesetz, das von der Zeit an eingeführt wurde), und bewies gleich auf dem ersten Reichstage zu Worms 1521, daß er mit Kraft zu regieren verlange. Er schärfte den ewigen Landfrieden auf das Neue ein, gab dem Kammergerichte eine festere Gestalt u. Ordnung, stellte das Reichsregiment unter seinem Namen wieder auf u. entschied durch Machtsprüche die Streitigkeiten einzelner Fürsten. Bald darauf verwickelten ihn die Streitigkeiten mit Frankreich über Mailand u. Neapel, über das Herzogthum Burgund, über die Lehenshoheit von Flandern u. Artois und über die Rückgabe von Navarra an das Haus Albert, am meisten aber sein Vorzug vor König Franz I. von Frankreich bei der deutschen Kaiserwahl, in fast unaufhörliche Kriege mit dieser Krone. Alle Mächte Europa's waren mehr oder weniger darein verwickelt und nahmen entweder für oder gegen einen dieser Monarchen Partei. Viermal fing Franz den Krieg an, u. jedesmal endigte er unglücklich für ihn. 1544 wurde der letzte Friede auf eben die harten Bedingungen geschlossen, wie schon 1529. Franz mußte auf alle Ansprüche an Neapel u. Mailand u. eben so auf die Lehensherrlichkeit über Flandern u. Artois Verzicht leisten, auch Navarra Preis geben. Während des 12jährigen, höchst kostbaren Kampfes mit Frankreich eroberten einige kühne Seefahrer, ohne von K. viel unterstützt zu seyn, in einer neuen Welt mehre der herrlichsten Königreiche für Spanien. Ferdinand Cortez (s. d.) unternahm seit 1518 die Eroberung von Mexico und Franz Pizarro (s. d.), nebst Diego von Almagro, eroberten seit 1528 Peru u. Chili. K. selbst unternahm indessen 2 Expeditionen nach Afrika (1535, um den König von Tunis, Muley Hascen wieder einzusetzen; 1541 wider Algier), welche beide von größerem Vortheile für Spanien hätten werden können, wenn sie planmäßig ausgeführt u. fortgesetzt worden wären. So waren es aber bloß Züge u. einzelne Eroberungen. Bei diesen Unternehmungen verlor K. Deutschlands Angelegenheiten nicht aus den Augen, wo indessen die von

Luther veranlaßte Kirchenspaltung gegen K.s Wünsche rasche Fortschritte machte. Allein, seine beinahe unaufhörlichen Kriege mit Frankreich und die Zertheilung seiner Kräfte durch die Trennung, welche sich zwischen seinen Ländern befand, verhinderten ihn, seine Macht als Kaiser früher zu zeigen. Er wußte zwar endlich 1547 die Verbindung der protestantischen Fürsten, oder den schmalkaldischen Bund aufzulösen u. war einige Jahre lange unumschränkter Herr von Deutschland. Bald aber wurde er von dem Kurfürsten von Sachsen, Moritz, genöthigt, wieder einzuhalten, und insonderheit durch den Religionsfrieden von Augsburg 1555, den Protestanten völlig freie Religionsübung zuzugestehen. Ein fünfter Krieg, den K. mit Frankreich von 1552—56 führte, entsprang aus seinen deutschen Händeln, und dieser fünfte Krieg, in welchem die Belagerung von Metz eine Haupt-Epoche macht, war wohl Schuld, daß K. die Ausführung seines Entschlusses, alle seine Kronen niederzulegen, beschleunigte. Schon 1550 litt er so sehr an seiner Gesundheit, u. seine Hypochondrie nahm so zu, daß er sich oft lange Zeit bloß von wenigen Vertrauten sehen u. sprechen ließ. Man konnte ihn oft nicht, u. einmal 9 Monate lange nicht zur Unterschrift seines Namens bewegen; er schien ganz in sich versunken. So übergab er denn 1556 den 16. Januar seinem einzigen Sohne Philipp zu Brüssel auch vollends die spanische Monarchie, nachdem er ihm Mailand, Neapel und Belgien schon vorher abgetreten hatte. Und nachdem er die Resignation der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand vollzogen hatte, eilte er nach dem Hieronymitenkloster St. Just in Estremadura. Hier begrub er in einer demüthigen Ruhestätte seine Größe und alle die ausgedehnten Projekte, die seit 35 Jahren Europa geängstiget hatten, u. beschäftigte sich mit seinem Garten, mit mechanischen Künsten und Andachtsübungen. Endlich starb er am 21. September 1558, im 59. Jahre seines Lebens. Bei mäßigen, aber bis zu einer seltenen Reife entwickelten Talenten, war K. frei von den gewöhnlichen Fehlern des Genies, der Uebereilung und der zu kühnen Ausdehnung seiner Plane; Alles langsam übergehend, entwarf er seine Plane erst nach tiefem Forschen, vollführte aber auch die einmal gemachten Entwürfe mit Schnelligkeit und Nachdruck; mit festem, unerschütterlichem Sinne, zuweilen gar mit Eigensinn, sich Niemand anvertrauend und fremden Rath verschmähend, schlich er mit den Geheimnissen seiner Plane seinem Gegner immer nach, um ihn wenigstens zu überlisten, wo er der Kraft ermangelte, ihn zu überflügeln. Seine Arbeitsamkeit war nicht zu ermüden; gleich geschickt im Felde und im Kabinet, entwarf er seine Feldzüge und führte sie selbst aus. Er besaß die Wissenschaft, Menschen zu kennen u. sie seinen Absichten gemäß zu gebrauchen, belohnte sie auch edel u. gern. Aber seine Klugheit war häufig niedrige Hinderlist, er verließ sich zu viel darauf u. verachtete weisen Rath. Gränzenlos war sein Ehrgeiz u. seine Herrschsucht. — 4) K. VI., vierter Sohn Kaisers Leopold I. u. zweiter Sohn derselben aus dritter Ehe mit Eleonora, Prinzessin von Pfalz-Neuburg (siehe Leopold I., deutscher Kaiser), geboren am 1. October 1685. Als die spanischen Habsburger durch den Tod Karls II., Königs von Spanien, 1. November 1700 erloschen, brach zwischen Leopold I. u. Ludwig XIV., König von Frankreich, wegen des spanischen Erbes Krieg aus. Die Reichsansprüche der österreichischen Habsburger waren gegründeter. Ludwig XIV. aber stützte sich auf das Testament K.s II.: so entbrannte der spanische Successionskrieg (s. d.). Kaiser Leopold hatte damals nur mehr zwei Söhne, Joseph u. K. Die beiden früher geborenen waren in der Kindheit gestorben. Joseph war von ihm zum deutschen Kaiser u. Erben der deutsch-österreichischen und ungarischen Staaten bestimmt (s. Joseph I.), K. sollte König von Spanien werden. Der Erzherzog wurde 1703 in Wien zum König von Spanien ausgerufen, ging 1704 über Holland u. England dorthin u. landete mit 1200 Mann in Katalonien. Barcelona fiel in seine Hände. Aber sein Gegner, Herzog Philipp von Anjou, hatte drei Jahre Zeit gehabt, sich der Spanier zu versichern, die Lage K.s war also eine ungünstige. Er wurde von Philipp in Barcellona belagert. Die Franzosen hatten sich bereits des Mont-Joui bemächtigt, Bresche war geschossen,

es sollte mit Nächstem gestürmt werden, u. K. hatte nur mehr 2000 Mann zur Vertheidigung. Er schien nur zwischen Gefangenschaft oder kriegerischem Tode die Wahl zu haben. Er war zum hartnäckigsten Widerstande entschlossen; da erschien die lange ersehnte englische Flotte, zerstreute die französischen Schiffe, die den Hafen blockirten u. schiffte Truppen aus, worauf sich Philipp zurückzog. Nun wurde der Krieg sechs Jahre hindurch mit abwechselndem Erfolge geführt. K. drang zweimal nach Madrid vor, eroberte es und ließ sich daselbst zum Könige ausrufen, aber eben so oft mußte er die Hauptstadt räumen. Er war in sein Hauptbollwerk Barcelona wieder zurückgedrängt, als er den Tod seines Bruders Joseph erfuhr 17. April 1711. Hiedurch entstand eine ganz andere Sachlage, denn Joseph hatte keinen Sohn hinterlassen: K. war also sein Erbe. Den bisherigen Alliirten des Hauses Oesterreich konnte diese riesige Ausdehnung der Macht desselben unmöglich gleichgültig seyn. Amerika, Spanien, die Niederlande, Sardinien, Sicilien, Neapel, Mailand, die deutsch-österreichischen Staaten und Ungarn wären unter einem Herrscher vereinigt gewesen. Hiezu kam noch die Wahl K.s zum deutschen Kaiser. Der Eifer der Alliirten ließ nach, und als der große englische Feldherr Marlborough in Ungnade fiel, schloß England 1713 zu Utrecht mit Frankreich Frieden. Dieß zwang den Kaiser, 1714 zu Rastadt ebenfalls Frieden zu schließen. Die Franzosen behielten Spanien u. Amerika. K. erhielt Sardinien, Neapel, Mailand, die Niederlande, wegen ihrer Entfernung vom Kern seiner Macht unsichere Besitzthümer. Schon das nächste Jahr 1715 brach Krieg zwischen den Türken u. der Republik Venedig aus. Der Kaiser unterstützte Venedig u. sein großer Feldherr Eugen von Savoyen schlug die Türken bei Peterwardein u. Belgrad, eroberte die letztere Stadt und Servien (s. Eugen von Savoyen). Im ferneren Kriegslaufe aber wurde Eugen durch die Spanier unterbrochen, die mit 1800 Mann in Sardinien landeten. Dieß führte den Frieden von Passarowitz herbei. Der Kaiser erhielt durch selben das Banat, Servien und die kleine Walachei bis an die Alt. Die Umtriebe des Cardinals Alberoni, dirigirenden Ministers in Spanien, führten die Quadrupelallianz herbei, in Folge deren Alberoni vom Ministerium abtreten mußte u. K. Sicilien erhielt, wofür er Sardinien an Savoyen abtrat. Jetzt war K. auf dem Gipfel seiner Macht. Die Ruhe einiger Jahre benützte er, die Verwaltung seiner Länder zu regeln. Er bereiste einen Theil derselben. Eine seiner Hauptbemühungen war, die Marine zu heben und von den Niederlanden aus den überseeischen Handel zu beleben. Letzteres aber scheiterte an der Eifersucht der Seemächte Holland u. England. Da er von seiner Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel nur einen Sohn gehabt hatte, der wenige Monate nach der Geburt gestorben war u. ihm nur drei Töchter übrig blieben, Maria Theresia (s. Maria Theresia), Maria Anna u. Maria Amalia, deren letztere ebenfalls in der Kindheit starb, war sein Hauptaugenmerk, der erstgeborenen, Maria Theresia, das Erbe seiner Staaten zu sichern. Zu diesem Ende führte er die pragmatische Sanction ein und durch große Opfer gelang es ihm, die Anerkennung derselben von den meisten europäischen Staaten zu erlangen. Er vermählte die beiden Töchter an zwei Brüder, Herzoge von Lothringen, u. zwar Maria Theresia an Herzog Franz, Maria Anna an Herzog K. von Lothringen. Letztere starb 1744 zu Brüssel. Diese Verbindungen waren das letzte glückliche Ereigniß in K.s Regierung; nachher begann eine Reihe von Unglücksfällen. K. wurde wegen der polnischen Königswahl mit Frankreich in Krieg verwickelt, 1733. K. und Rußland unterstützten den Kurfürsten von Sachsen; die Franzosen u. Spanier waren für Stanislaus Lesczinski. In Folge dieses Krieges verlor K. 1735 Sicilien u. Neapel u. einen Theil der Lombardei, erhielt aber dafür Parma. Herzog Franz von Lothringen mußte sein Erbland aufgeben und erhielt dafür Toskana. In dem darauf folgenden Türkenkriege 1739 verlor K. durch den belgrader Frieden die kleine Walachei, Servien u. Belgrad. Er starb 20. Oct. 1740. In ihm erlosch der habsburgische Mannsstamm. Mailáth. — 5) **K. VII. (Karl Albert)**, deutscher Kaiser von 1742—1745 und Kurfürst von

Bayern von 1726—1745, wurde im Jahre 1697 zu Brüssel geboren, wo sein Vater, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, damals Generalstatthalter war. Nach der Eroberung der bayerischen Lande und der Achtserklärung seines Vaters durch Kaiser Joseph I. wurde K. als kaiserlicher Gefangener zuerst in Klagenfurt, dann in Görz erzogen; im Jahre 1714 durch den Rastadter Frieden befreit, befehligte von 1716—18 das von seinem Vater dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe geschickte Heer u. heirathete 1722 die jüngere Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph I. Er folgte im Jahre 1726 seinem Vater in der Regierung von Kurbayern, verwahrte sich ausdrücklich gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg gewährleistete pragmatische Sanction und machte (nach Maria Theresia's eigenem Ausspruche der allein ehrliche Feind) nach K.s VI. Tode unumwunden Anspruch auf die ganze habsburgische Erbschaft, (der Kurfürst stammte nämlich ab von Anna, einer Tochter Kaiser Ferdinands I., welche nicht unbedingt auf die Erbschaft verzichtet hatte, sondern bloß zu Gunsten aller männlichen Erben von Ferdinand's Söhnen. So lautete wenigstens die in bayerischen Händen befindliche Urkunde. Die Urschrift jedoch, im Wiener Archive bewahrt, besagt nicht männliche, sondern eheliche Leibeserben). Zur Durchführung seiner Absichten suchte sich der Kurfürst nach allen Seiten hin Verbindungen zu verschaffen, schloß sich an das, die gleichen Interessen verfolgende, Sachsen an u. bewarb sich um die Hülfe Frankreichs. Diese wurde ihm durch den am 18. Mai 1741 in Nymphenburg zu Stande gekommenen Allianz-Vertrag, worin K. Albert versprach, nach seiner Erwählung zum Kaiser den Franzosen alle Eroberungen zu garantiren, welche sie bei Gelegenheit des bevorstehenden Krieges am Rheine machen würden. Bald darauf schloß auch Friedrich II. einen Vertrag mit K. Albert ab, worin er ihm die Besitznahme von Böhmen, Tyrol und von einem Theile Oesterreichs gegen die Abtretung der Grafschaft Glatz zugestand. Umsonst beschwor des Kurfürsten redlicher Kanzler Unertl seinen Herrn, vom Kriege abzustehen. Feldmarschall Törring warf seinen Degen auf den Tisch und schrie: Krieg! K. Albert überrumpelte Ende Juli das Gebiet von Passau, rückte dann mit 40,000 Bayern u. Franzosen nach Linz u. bis St. Pölten vor, gab aber Oesterreich plötzlich auf und zog nach Prag, das er am 20. November durch Sturm einnahm. Dort wurde er am 19. December 1741 als König von Böhmen gekrönt, am 24. Januar 1742 einstimmig zum Kaiser gewählt u. als solcher unter dem Namen K. VII. am 12. Februar desselben Jahres zu Frankfurt gekrönt. Allein mit den Machtverhältnissen des neuen Kaisers sah es bald sehr traurig aus. Die Bayern wurden am 17. Januar 1742 in der Gegend von Braunau gänzlich geschlagen; die Oesterreicher drangen unter Bärnklau nun ihrerseits nach Bayern ein: bald fielen Passau, Straubing, Landshut und München selbst, am Tage nach der Kaiserkrönung. Zwar vertrieb der Feldmarschall Seckendorff die Oesterreicher wieder u. K. Albert, der von Frankfurt aus, wo er den Reichstag und den Reichshofrath um sich hatte, die Reichsstände und Franzosen, um nicht Hungers zu sterben, dringend um Unterstützung bat (der französische Marschall Noailles gab ihm 40,000 Thlr.), konnte im April 1743 nach München zurückkehren; allein schon am 8. Mai schlug Khevenhüller die Bayern bei Braunau und eroberte das ganze Land wieder, so daß der hülflose Kaiser abermals nach Frankfurt flüchten mußte. Seckendorf aber, von den Franzosen verlassen, wurde am 27. Juni 1743 zu dem Evacuationsvertrage von Nieder-Schönfeld gezwungen, laut welchem Seckendorf sich mit des Kaisers Kriegsvolk auf Reichsboden zurückziehen und allda als müßiger Zuschauer des Krieges weilen mußte u. ganz Bayern, nebst den Festungen, unter österreichische Landesverwaltung kam, worauf Maria Theresia sich sogar in Bayern huldigen ließ, obgleich der Kaiser in feierlichen Kundmachungen seine Rechte u. die Unterthanenpflicht des bayerischen Volkes wahrte. K. VII. war nun wirklich in trostloser Lage; ohne Land, ohne Geld, lebte er ruhmlos und armselig in Frankfurt. Da schloß Friedrich II., geschreckt durch das Glück der Oesterreicher, im Mai 1744 einen Vertrag (die

Frankfurter Union) mit ihm; Seckendorff widerrief, auf Friedrichs Beistand vertrauend, die Uebereinkunft von Nieder-Schönfeld u. wendete seine Waffen gegen die Oesterreicher. K. Albert kehrte am 23. October 1744 nach München zurück, schien jedoch nur zurückgekehrt zu seyn, um auf bayerischem Boden sein Grab zu finden. „Mich wird das Unglück," sagte der von Kummer u. Podagra schwer gebeugte Mann, „nicht verlassen, bis ich es verlasse." Und wirklich rückten im Januar 1745 die Oesterreicher bereits wieder gegen Bayern vor, als der Kaiser am 20. Jan. d. J. verschied. 40 Mill. Schulden hatte K. Albert auf sein Haus gehäuft. Ihm folgte als Kaiser der Gemahl Maria Theresia's, Franz I. Ow.

Karl. III. Könige von Frankreich. 1) K. V., der Weise, geboren 1337, trat 1346 die Regierung unter sehr ungünstigen Umständen an. Sein Vater Johann hatte den für die Engländer so vortheilhaften Frieden zu Bretigny 1360 geschlossen u. war selbst in der Gefangenschaft gestorben. Bei der Erneuerung des Krieges wurden die Engländer durch den tapferen Connetable Bertrand du Guesclin fast aus allen ihren Eroberungen getrieben. K. liebte u. beförderte die Wissenschaften und hinterließ das Reich bei seinem Tode den 16. December 1380 seinem unmündigen Sohne K. VI. Er hatte zuerst den Namen eines Dauphins geführt u. die Volljährigkeit eines französischen Königs auf das 14. Jahr gesetzt. — 2) K. VI., der Vielgeliebte, des Vorigen Sohn, geboren 1368, hatte eine unruhige Minderjährigkeit, weil seine Vettern, die Herzoge Ludwig von Anjou, Johann von Berri u. Philipp von Burgund, nebst seiner Mutter Bruder, Ludwig II. von Bourbon, denen die Regierung des Königs aufgetragen worden, stets uneinig u. auf die Befriedigung ihrer Leidenschaften bedacht waren, worüber zu Paris und in anderen Städten Empörungen entstanden. K. nahm sich 1388 der Regierung selbst an, verfiel aber 1392 in eine heftige Raserei, wovon er vorher schon Anwandelungen gehabt hatte, u. da sein Wahnsinn anhielt, so entstanden wegen der Regentschaft große Zwistigkeiten. Diese Verwirrung benützte Heinrich V. von England u. schlug die Franzosen in der großen Schlacht bei Azincourt völlig 1415. Heinrich wurde sogar 1420 zum Thronerben von Frankreich mit Ausschließung des Dauphins erklärt. Aber zum Glücke für dieses Reich starb Heinrich 31. August 1422, noch vor K. VI., der den 20. Oct. 1422 verschied, worauf sein Sohn 3) K. VII. zur Regierung kam. Dieser, geboren 1403, wurde 1422 zu Poitiers gekrönt, kam aber nur in den Besitz eines kleinen Theils des Reichs, denn der größte Theil erkannte Heinrich VI., den unmündigen Prinzen Heinrichs V. von England, als Regenten, und dieser empfing sogar 1431 in Paris die Krönung. Das Glück der Engländer stieg fast 7 Jahre lange und der verlassene K. wurde beinahe unterdrückt, bis endlich durch die Entzweiung der Engländer mit dem Herzoge von Burgund und 1429 durch die Erscheinung des Mädchens von Orleans, Jeanne d'Arc (s. d.), seine Lage sich besserte. Orleans wurde entsetzt, K. zu Rheims gekrönt, mehre Städte öffneten ihm die Thore, K. schloß 1435 zu Arras mit dem Herzoge Philipp von Burgund einen zwar harten, aber doch sonst sehr vortheilhaften Vertrag. Denn hierdurch verloren die Engländer vollends alle Hülfe von Seiten des Herzogs, und da sie gegen das Ende desselben Jahres ihren vortrefflichen Regenten, den Herzog von Bedford, einbüßten, geriethen ihre Angelegenheiten ganz in Verfall. Paris ergab sich 1436 an K. Die Engländer mußten einen 9jährigen Waffenstillstand schließen und nach Verfluß desselben eroberte der tapfere Bastard von Orleans (Graf Dunois von Longueville) innerhalb 3 Jahren alle ihre noch übrigen Besitzungen in Frankreich. Nur Calais, nebst dem dazu gehörigen Gebiete, u. die der normännischen Küste nahe liegenden Inseln Jersey u. Garnesey, blieben denselben. K., selbst ein schwacher Prinz, hatte das Glück, gut geleitet zu werden. Er würde gerne bei Agnes Sorel (s. d.) alle seine Regentensorgen vergessen haben, wenn ihn nicht selbst der Tod dieser seiner Geliebten 1450 hätte daran erinnern müssen, welcher kühnen Unternehmungen sein schändlicher Sohn Ludwig fähig sei. Er starb aus Verdruß über den Ungehorsam u.

die Empörungen desselben. — 4) K. VIII., Ludwigs XI. Sohn, geboren 1470, verlor seinen Vater 1483. Während seiner Minderjährigkeit u. der weisen Regentschaft der Herzogin Anna von Bourbon erregte der Herzog Ludwig von Orleans innere Unruhen. K.s eigene Regierung zeichnet sich vornehmlich durch die Eroberung von Neapel 1495 aus, weil dieser Zug dem Staatssysteme von Europa eine besondere Wendung gab u. den größten Einfluß auf die Verbindungen der christlichen Mächte, die Einrichtung des Soldatenwesens u. die Verbesserung der Finanzen hatte. K. verlor aber Neapel ebenso schnell wieder, als er es erobert hatte u. seit der Zeit entspannen sich die Kriege zwischen den Häusern Oesterreich, Spanien u. Bourbon, die noch einige Jahrhunderte die Lombardei zum Schauplatze des Blutvergießens machten. Was K. Frankreich wirklich genützt hat, ist die Vereinigung von Bretagne mit der Krone durch die Vermählung mit der Erbin dieses Herzogthumes, der Prinzessin Anna. Er war ein Fürst von nicht sehr großer Klugheit, aber von Ruhmbegierde, seine Regierung durch eine glänzende That auszuzeichnen u. voll guter Absichten, von dem alten Geiste der Chevalerie beseelt u. von vielem Edelmuthe. Er starb 1493, unbeerbt, u. ihm folgte als nächster Erbe des Reiches Herzog Ludwig von Orleans, ein Enkel dessen, der 1407 von burgundischen Meuchelmördern zu Paris ermordet worden war. — 5) K. IX., **Heinrichs** II. (s. d.) u. der **Katharina** von **Medici** (s. d.) zweiter Sohn, geboren am 27. Juni 1550, erhielt den Titel eines Herzogs von Orleans u. bestieg nach seines Bruders Franz II. Tode, den 5. December 1560 als dessen Nachfolger den Thron. Ohne eine Regentschaft einzusetzen, begnügte man sich, durch den jungen Fürsten dem Parlamente schreiben zu lassen, daß er seine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, ein Entschluß, den das Parlament billigte, um jeden neuen Streit zwischen den Guisen u. den Prinzen von Geblüt zu vermeiden. K., von Natur heftig u. brutal, aufgewachsen unter rohen Parteimännern u. überdieß in der politischen Schule seiner Mutter erzogen, entwickelte bei Verstandesschärfe u. kalter Schlauheit auch viel Leidenschaftlichkeit in sich, was bei den damaligen Zeitbewegungen nur von unheilbarer Einwirkung seyn konnte. Katharina ließ den schwachen König Anton von Navarra zum Generalstatthalter ernennen, um die Guisen ferne zu halten u. nahm sich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu beherrschen (s. **Katharina von Medici**). Die **Guisen** (s. d.) fanden sich veranlaßt, den Calvinisten (**Hugenotten**, s. d.) beim Ausbruche des Bürgerkrieges ein katholisches Bündniß entgegenzustellen; als jedoch der Herzog von Guise, der sich des jungen Königs versichert hatte, vor Orleans im Februar 1563 meuchelmörderisch erschossen wurde, rieth er in seinen letzten Augenblicken dem Könige u. dessen Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln, worauf am 9. März 1563 das Edikt von Amboise erlassen, den 27. Juli 1563 den Engländern Harre entrissen u. der König in ebendemselben Jahre mündig erklärt wurde. Seine Mutter hielt ihn jedoch von Geschäften ferne und suchte ihn durch Ausschweifungen zu zerstreuen. Im Jahre 1564 machte seine Mutter, die dadurch einen Bruch mit den Hugenotten vorbereiten wollte, mit K. eine Reise durch die Provinzen. In Bayonne hatte er eine Zusammenkunft mit seiner Schwester Isabelle, der Gemahlin des Königs von Spanien und dem Herzoge Alba. Die Hugenotten schöpften daraus solchen Verdacht, daß sie zu den Waffen griffen u. den Plan faßten, den König in Monceaux auszuheben. Gewarnt, entging K. der Gefahr; dieß reizte jedoch seinen Zorn; die Friedenspartei unter dem Kanzler L'Hopital verlor allen Einfluß, der Bürgerkrieg begann auf's Neue u. verwüstete 3 Jahre Frankreich. Zwar unterhandelte Katharina, nachdem der Connetable von Montmorency in der Schlacht bei St. Denis 1567 gefallen war, da aber die Hugenotten einen Theil der Plätze behielten, welche sie ausliefern sollten, auch fortwährend Einverständnisse mit England u. den deutschen Fürsten unterhielten, so dauerte der Krieg fort, bis 1569 der Prinz Condé in der Schlacht bei Jarnac erschossen u. in demselben Jahre der Admiral Coligny zu Montcontour geschla-

gen wurde. K., eines Theils erschöpft, andern Theils eifersüchtig auf den Herzog von Anjou, der sich in diesem Kriege großen Waffenruhm erworben hatte, endlich aber auch der Leitung seiner Mutter überdrüßig, schloß mit den Hugenotten den Frieden unter so günstigen Bedingungen für diese, daß sie Verrätherei ahnten. Indessen war die Aufmerksamkeit des Königs auf die spanischen Niederlande gelenkt worden, wo sich eine für Frankreich günstige Partei erhoben hatte. K. befreundete sich mit diesem Eroberungsplane u. rief die Häupter der Hugenotten an den Hof, von denen jedoch nur wenige erschienen. Nachdem er im November 1570 mit Elisabeth, Tochter Maximilians II., seine Vermählung gefeiert, verheirathete er seine Schwester Margaretha den 18. August 1570 mit Heinrich, König von Navarra (s. Heinrich IV.). Hierdurch schwand das Mißtrauen u. selbst der vorsichtige Admiral Coligny erschien nun am Hofe, welcher, von dem Könige wie ein Vater aufgenommen, diesen besonders für den Feldzug gegen die Niederlande zu gewinnen suchte. Katharina u. die Guisen sahen aber hierin die Erhebung einer Partei, die ihnen allen Einfluß rauben mußte u. beschlossen darum, eine neue Collision mit ihren Feinden herbeizuführen. Am 22. August geschah der erste Mordversuch gegen Coligny u. am 24. begann das unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit (s. d.) bekannte Blutbad. Der Bürgerkrieg brach nun zum vierten Male aus u. Katharina sah nun das Unstatthafte ihrer Politik ein. K. hielt einige Tage nach jener Blutnacht ein Lit de justice, worin er die That als Nothwehr gegen Verschwörer zu rechtfertigen suchte. Er konnte indessen seine Abneigung gegen seine Mutter nicht mehr bergen. Der Krieg nahm 1573 eine sehr gefährliche Richtung u. der König wollte nun selbst mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergreifen, als er am 30. Mai 1574 kinderlos starb. Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. K. war tapfer, ehrgeizig u. von lebhaftem Geiste, ein Freund der Wissenschaften. Er schrieb auch selbst ein Gedicht: „La chasse royale,“ welche 1625 im Drucke erschien. Die Gräuel seiner Regierung fallen weniger ihm, als seiner Mutter zur Last. Vgl. Wachler: „die Pariser Bluthochzeit,“ 2. Auflage, Leipzig 1823. wR. — 6) K. X., Sohn des Dauphin Philipp u. Bruder Ludwigs des XVI. u. XVIII., geboren 1757 zu Versailles, als Graf von Artois auferzogen am Hofe Ludwigs XV., in seiner Jugend ritterlich keck, aber vergnügungssüchtig, vermählte sich (1773) mit Maria Theresia von Savoyen u. wurde Vater der Herzöge von Angoulème u. von Berri (s. d.). Er nahm 1782 als Freiwilliger an der Belagerung von Gibraltar Theil, zog sich 1787 als Präsident eines Bureau der Notabeln den Volksunwillen zu u. war 1789 einer der ersten Emigranten. Als solcher lebte er abwechselnd in Turin, Worms, Bruck, Brüssel, Wien u. Warschau, entwickelte auf dem Congresse zu Pillnitz große Thätigkeit u. wurde, als er der Aufforderung der Nationalversammlung zur Rückkehr nicht nachkam (1792), seiner Apanage für verlustig erklärt. Nach dem Tode des Königs von seinem Bruder zum Generallieutenant ernannt, entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit, die Macht der Revolution zu brechen. Nachdem er schon 1792 an dem preußischen Feldzuge in der Champagne Theil genommen hatte, landete er, nach einem längeren Aufenthalte am russischen Hofe u. in England, das ihm 15,000 Pfd. Sterl. Jahrgeld bewilligte, 1796 an der Küste der Vendée, von wo er sich, als die erwartete russische Hülfe ausblieb, auf Schloß Holyrood in Edinburgh begab u. lebte, als auch sein Plan, sich der russischen Armee in der Schweiz anzuschließen, durch Korsakow's Niederlage (1799) vereitelt wurde, bis Ende des Jahres 1813 abwechselnd in England u. Schottland. Nach der Abdankung Napoleons zog er den 12. April 1814 als Generallieutenant in Paris ein, verkündete die Aufrechthaltung der Verfassung, schloß den Waffenstillstand mit den Verbündeten u. übernahm bis zu Ludwigs XVIII. Ankunft die Zügel der Regierung, der ihn bei seiner Ankunft zum Generalobersten der Nationalgarde u. der Schweizer ernannte. Bei Napoleons Rückkehr von Elba, Ende Februar 1815, eilte er nach Lyon, ohne die Sache der Bourbonen

dort halten zu können u. begleitete dann den König nach Gent. Nach der zweiten Restauration präsidirte er im Wahlcollegium von Paris, beschwor am 7. October bei Eröffnung der Kammern auf's Neue die Charte u. nahm sodann an mehren Geschäften der Pairskammer Theil. 1818 legte er den Befehl über die Nationalgarde nieder. In den letzten Jahren Ludwigs XVIII. übte er einen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten u. die Ministerwahlen aus. Den 6. September 1824 folgte er seinem Bruder auf dem Throne u. empfing den 29. Mai 1825 zu Rheims die Krönung. Unter seiner Regierung wurde unter anderem ein Museum für ägyptische Alterthümer errichtet, das der König mit ausgezeichneten Deckengemälden schmücken ließ; 1828 die Wiederherstellung der in den Jahren 1816 u. 1823 abgeänderten Einrichtung des französischen Instituts verordnet u. die Expedition gegen Algier (s. d.) unternommen, welche mit der völligen Unterjochung dieses Staates endigte. Schon unter der Regierung Ludwigs XVIII. war K. der Mittelpunkt derjenigen Bestrebungen gewesen, welche auf religiösem u. kirchlichem Grunde den durch die lange Revolution u. ihre Folgen allenthalben untergrabenen sittlichen u. gesellschaftlichen Zuständen Frankreichs eine neue kräftige Stütze zu geben den Zweck hatten, u. nach seiner Thronbesteigung arbeitete er mit Kraft an der Ausführung dieses erhabenen, aber — leider müssen wir es gestehen — wie nun einmal die Verhältnisse sich in Frankreich gestaltet hatten, durchaus unmöglichen Planes. Die Geistlichkeit hatte in Frankreich aus den Zeiten vor der Revolution das Andenken an gar zu viele Sünden auch auf die jetzige Generation vererbt, als daß selbst ihre besten Absichten bei der Nation hätten populär werden können. Dazu kam, daß das lebende Geschlecht in seiner ungeheueren Mehrzahl sich faktisch so gut, als von der Kirche losgesagt hatte, der es, weil sie dem Materialismus nicht in Allem das Wort redete, geradezu Unterjochungsplane gegen den Geist unterstellte, und daß der alte, unverbesserliche, mit der Restauration zurückgekehrte Hofadel sich an die Bestrebungen der Geistlichkeit anschloß, in dem Siege der Kirche zugleich den seiner eigenen Interessen zu erringen wähnend. So wurde denn das Entgegenwirken K.s X. gegen den irreligiösen u. revolutionären Zeitgeist die erste Veranlassung zu seinem eigenen Verderben. Noch war der König für seine Person beliebt, wovon er auf einer Reise in das Elsaß zahlreiche Beweise erhielt; aber ein politischer Fehler war es, daß er im August 1829 das populäre Ministerium Martignac entließ u. den Fürsten Polignac (s. d.) an die Spitze der Verwaltung stellte. Nach verschiedenen Reibungen zwischen Regierung und Nation, und nachdem sich die Unzufriedenheit der letzteren immer mehr gesteigert hatte, erschienen am 26. Juli 1830 die 6 Ordonanzen, welche gegen die Freiheit der Presse und das bisherige Wahlsystem gerichtet waren und die Julirevolution (s. Frankreich, Geschichte) hervorriefen. Als K. X. am 30. Juli in St. Cloud von der Lage der Dinge hinreichend unterrichtet war, begab er sich Tags darauf in Begleitung von 3000 Mann Garden nach Rambouillet, meldete von hier dem Herzoge von Orleans die Zurücknahme der Ordonnanzen, willigte in die Eröffnung der Kammern auf den 3. August u. übersandte ihm am folgenden Tage, auf die Nachricht, daß Gerard mit 20,000 Mann seine Entfernung beabsichtige, gemeinschaftlich mit dem Dauphin ein zweites Schreiben, worin Beide zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux der Krone entsagten und den Herzog von Orleans als Reichsstatthalter anerkannten. Hierauf verfügten sich drei Commissarien zu ihm, welche ihn zur Abreise bestimmen sollten. Als nun gleichzeitig die Nationalgarde und starke Menschenmassen aus Paris sich Rambouillet näherten, verließ er es mit seiner Familie u. den Commissarien am 3. August. Am 4. schied er in Dreux von den Fußgarden u. hatte nur noch eine Bedeckung von 800 Reitern nebst 2 Kanonen. Am 16. kam er in Cherbourg an, wo er sich einschiffte. Außer dem Dauphin, der Dauphine, der Herzogin von Berri und ihren beiden Kindern, begleiteten ihn 60 Personen vom höchsten Range. Auf erbetene Erlaubniß von der britischen Regierung schlug er seinen Sitz zu Holyrood bei Edinburgh

auf. Hier beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, und unterhielt fortwährende Verbindung mit seinen Anhängern in Frankreich. Im September 1831 beschloß er, seinen Aufenthalt in Oesterreich zu nehmen, und verließ demnach Holyrood den 17. dieses Monats. Am 28. October langte er in Prag an, wo er den Hradschin bezog, siedelte aber 1835 nach Görz über, wo er 1836 starb.

Karl. IV. (Könige von Großbritannien u. Irland). 1) K. I., von 1625—1649, zweiter Sohn Jakob's I. u. der Anna von Dänemark, geboren den 19. November 1600 zu Dumferline in Schottland, wurde 1612, nach dem Tode seines älteren Bruders Heinrich, Prinz von Wales und folgte seinem Vater im Jahre 1626, 25 Jahre alt, auf dem Throne. K. war ein thätiger u. nach seinem Privatcharakter liebenswürdiger Fürst, doch leichtsinnig, zur Willkür geneigt, dabei ohne Entschlossenheit und Menschenkenntniß, im Wandel geordnet, ernst und würdig und ein Beschützer der schönen Künste. Dabei hatte er die übertriebenen Begriffe seines Vaters von dem göttlichen Rechte der Könige, war der anglikanischen Kirchenverfassung zugethan, aber auch mild gegen den Katholicismus, u. dieß war in den Augen der finsteren Sectirer jener Zeit ein großes Verbrechen. Als er nun gar am 1. Mai 1625 eine katholische Prinzessin, Henriette Marie von Frankreich, Tochter Heinrichs IV., heirathete, und den verhaßten Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, als ersten Minister behielt, gab sich allgemeine Unzufriedenheit kund, die sich auch in dem am 1. Juni 1625 zusammengerufenen Parlamente äußerte, das ihm die, zur Deckung der von seinem Vater übernommenen Schulden u. zu den Kriegsrüstungen gegen Spanien verlangten, Subsidien nur in einem äußerst kärglichen Maße, ja selbst das Pfund- u. Tonnengeld nur auf ein Jahr, statt, wie herkömmlich, für die Dauer der Regierung bewilligte. Der entrüstete König löste es auf. Aber ein zweites, 1626 versammeltes Parlament war nicht freigebiger und folgsamer; vielmehr reichte es harte Beschwerden ein gegen den Minister Buckingham und gegen die Mißbräuche der Regierung. Der König löste es am 15. Juli gleichfalls auf, nachdem die kühnsten Abgeordneten, Elliot und Digges, ins Gefängniß geworfen, ließ dann das Tonnengeld forterheben, gleich als ob es bewilligt wäre, machte Zwangsanleihen, verkaufte eine Domäne nach der andern und stürmte zu Allem hin noch in einen dritten Krieg mit Frankreich. Buckingham zog im Juni 1627 der protestantischen Stadt La Rochelle mit einer Flotte zu Hülfe, erlitt aber bei einem Angriffe auf die Insel Rhé eine völlige Niederlage u. kehrte dann nach England zurück. K., der hiedurch für seine Unterthanen noch mehr ein Gegenstand der Abneigung u. Geringschätzung ward, versammelte unter solchen Umständen am 17. März 1628 sein drittes Parlament, sprach hier drohende Worte aus, auf die Ergreifung von andern Maßregeln hindeutend, wenn man säumig sei in seiner Pflicht. Das Unterhaus stellte nun zwar Subsidien in Aussicht, allein es erhob zugleich mehrfache Beschwerden u. übergab am 28. Mai die berühmte Bitte um Recht, „petition of right.“ Der König schrieb zuerst eine zweideutige Antwort unter die Bill, als man indeß einen deutlichen Bescheid erbat u. abermals Miene machte, seinen Günstling anzuklagen, erschien K. am 2. Juni im Parlament, befahl die frühere Antwort zu durchstreichen u. die Formel der Gewährung mit französischen Worten, wie hergebracht, in folgender Fassung darunter zu schreiben: Soit droit fait comme est desiré. „Es geschehe Recht wie gewünscht wird.“ Ehe jedoch das Parlament zu Geldbewilligungen schritt, reichte es eine neue Beschwerde gegen die übermäßige Gewalt des Günstlings ein, sprach der Krone die eigenmächtige Erhebung des Pfund- u. Tonnengeldes ab u. erhob die lächerlichsten Klagen über Begünstigung des Katholicismus. Noch im Monat Juni vertagte K. das Parlament. Am 23. August 1628 wurde der Herzog von Buckingham von Felton ermordet, u. am 20. Jan. 1629 trat das Parlament wieder zusammen. Da dasselbe erfuhr, daß man einen Abdruck der petition of right verbreitet habe mit der ersten ausweichenden Antwort des Königs, von diesem aber die Unterdrückung

der ersten Auflage befohlen worden sei: so entstand ein gewaltiger Sturm u. es faßte am 2. März einen Beschluß, in welchem es jede Erhebung des Pfund- u. Tonnengeldes für ungesetzlich erklärte. Darob wurde das Haus bis zum 10. März vertagt u. an diesem Tage vom Könige aufgelöst. K. regierte nun mit den Ministern Laud und Strafford (s. dd.) eilf Jahre lange ohne Parlament und bestritt die Ausgaben aus willkürlichen Auflagen der verschiedensten Art (Häusersteuer, Schiffsgeld, die den Recusanten aufgelegten Steuern, Einziehung von Gütern für die Krone u. s. w.). Im Jahre 1629 wurde mit Frankreich, 1630 mit Spanien Friede geschlossen. Die Willkürlichkeiten K.s, verbunden mit dem immer mehr überhand nehmenden, zum Republikanismus und zum Widerstande gegen die seitherige Ordnung der Dinge sich hinneigenden Geiste des Puritanismus, erregten eine dumpfe Gährung, die durch das ganze Land sich verbreitete; u. als K. den Schotten 1638 die anglikanische Liturgie aufdrängen wollte, setzten diese eine revolutionäre Regierung ein u. unterschrieben den Covenant. Dieß ist der Wendepunkt in den Schicksalen K.s, u. nun beginnt seine Leidensgeschichte. Im März 1839 brach der Krieg aus. Die Schotten brachen mit einem Heere in England ein, wo sie mit Freuden empfangen wurden u. der König bot die Hand zu einem Vergleiche, der auch wirklich am 11. Juni zu Stande kam. Allein auf Strafford's Rath versagte K. den Bedingungen der Schotten seine Einwilligung, und er entschloß sich, da seine Hülfsquellen erschöpft waren, zur Einberufung eines Parlaments. Dasselbe trat am 13. April 1640 zusammen, zur unsäglichen Freude des Volkes. Anfangs zeigten sich die Häuser willfährig; doch die Regierung reizte die Gemeinen durch unzeitige Drohungen, diese brachten die alten Beschwerden zur Sprache u. darauf erfolgte am 5. Mai die Auflösung des Parlaments, welche allgemein Trauer erregte u. darum ein unvergeßlicher Fehler war, weil die Berufung eine gebieterische Nothwendigkeit gewesen. Das Heer K.s wurde am 28. Aug. bei Newburn von den Schotten geschlagen; der König versammelte in dieser seiner Bedrängniß am 24. September allein das Oberhaus; zwölf Pairs vereinigten sich zu einer Bittschrift um ein Parlament beider Häuser, 10,000 Einwohner von London thaten ein Gleiches. Nun ward das vollständige Parlament auf den 3. November 1640 berufen. Dieses, man nennt es das langwierige oder blutdürstige, löste der König nimmer auf. Das Parlament, im Geiste der früheren verfahrend, erhob sofort eine Reihe von Beschwerden gegen die hohen u. niederen Räthe des Königs; Graf Strafford wurde wegen Hochverraths an der Nation in beiden Häusern angeklagt, verurtheilt u., nachdem der König sein Urtheil bestätigt, am 11. Mai 1641 öffentlich hingerichtet. Auch der Erzbischof Laud kam ins Gefängniß, mehre andere Minister entflohen. Schon vorher hatte die Mutter der Königin Henriette, Maria von Medicis, auf den Antrag des Unterhauses das Reich verlassen müssen, und am 15. Februar 1641 der König die Triennial-Bill, d. h. ein Gesetz, daß das Parlament spätestens alle drei Jahre zusammenkommen müsse und nicht vertagt oder aufgelöst werden könne, ehe es fünfzig Tage gesessen, es wäre denn, daß beide Häuser darein willigen, und daß, wenn die Krone und die zuständigen Behörden es versäumten, das Parlament einzuberufen, das Volk aus eigener Machtvollkommenheit sich versammeln u. seine Vertreter wählen solle, nach kurzem Widerstande angenommen. Der muthlose König bildete sich nun ein neues Ministerium aus Männern des Volkes u. willigte in die Forderungen des Parlaments, welches die Sternkammer, die hohe Commission u. das verhaßte Schiffsgeld aufhob u. den Schotten für ihren Abzug aus England 300,000 Pfd. Sterling bewilligte. Ein Aufstand der gräßlichmißhandelten Iren gegen ihre protestantischen Unterdrücker, der, während K.s Abwesenheit in Schottland, im October 1641 ausbrach, wurde vom Parlamente listig benützt zur Vermehrung des Hasses gegen den König, welchen man eines geheimen Einverständnisses mit den Iren u. der Urheberschaft der schrecklichen Katastrophe beschuldigte, die er selbst beweinte und bejammerte. Aller Macht beraubt, übertrug K. die Bestrafung der sogenannten

Empörer dem Parlamente; dieses bemächtigte sich auch alsbald aller Zeughäuser und rüstete ein Heer aus, schickte dasselbe jedoch nicht nach Irland, sondern übergab ihm am 1. December 1641 eine mit großer Bitterkeit verfaßte Beschwerdeschrift (Staatsdemonstration), welche eine Aufzählung aller ungesetzlichen Handlungen enthielt, die seit der Thronbesteigung des Königs verübt worden waren, wobei jedoch die Schuld nicht auf den König selbst, sondern auf die schlechten Minister geschoben wurde. Der König, der die Adressen Anfangs mit vieler Mäßigung erwiederte, ließ sich von seiner Gemahlin bald zu den unklugsten Schritten hinreißen. Er erschien am 4. Januar 1642 persönlich im Unterhause, klagte die Mitglieder Pym, Hampden, Hollis, Haslerig u. Strode als Hochverräther an u. forderte deren Auslieferung. Allein das Unterhaus schickte jene Männer nicht, u. am folgenden Tage verweigerte nicht nur auch der Gemeinderath der City deren Auslieferung, sondern erklärte, ehester Tage werde die Bürgerbewaffnung von London die Verklagten feierlich in Westminster wieder einführen.. Da verließ K. am 10. Januar 1642 mit seiner Familie die Hauptstadt, begab sich nach Schloß Hamptoncourt u. bald darauf noch weiter weg, nach Windsor. Whitehall betrat er nicht wieder, als um den letzten Gang zum Hochgerichte zu gehen. Das Parlament bemächtigte sich nun der Flotte, erklärte das Reich in Gefahr, rüstete ein Heer, befahl die Errichtung einer allgemeinen Landmiliz u. begehrte vom Könige, das Heer und die Festungen für einige Jahre zu seiner Verfügung zu stellen. „Nein, bei Gott, nicht für eine Stunde," lautete die Antwort des Königs. Ende Mai 1642 langte er in York an, wo er seine Residenz aufschlug, erließ von da aus einen Aufruf an den Adel u. traf Anstalten, sein Ansehen mit Waffengewalt zu behaupten. 32 Lords u. mehr als 60 Gemeine fanden sich nach u. nach bei dem Könige ein. Im Juni gab das, durch den Austritt dieser Mitglieder nicht geschwächte, sondern nur inniger gewordene Parlament sein Ultimatum. Es begehrte die gänzliche Abschaffung der alt königlichen Prärogative; nicht bloß alle militärische, bürgerliche u. kirchliche Angelegenheiten sollen von der Zustimmung des Parlaments fortan abhängen, auch die Ernennung neuer Pairs, auch die Ein- und Absetzung der höheren Staatsbeamten jeder Art, die Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder solle dieser Zustimmung bedürfen. Am 9. Juli wurden dem Könige diese Bedingungen überbracht, er verwarf sie, der Bürgerkrieg begann. Der König pflanzte seine Fahne in Nottingham auf. Das Parlament errichtete am 4. Juli einen Sicherheitsausschuß von fünfzehn Personen, als executive Gewalt, warb ein Heer von 20 Regimentern Infanterie und 75 Reitergeschwadern u. bestellte den Grafen Essex als dessen Oberbefehlshaber. Das Uebergewicht der Macht schien sich sehr auf die Seite des Parlaments zu neigen. Es war im Besitze aller Zeughäuser u. Festungen, u. ihm hingen alle großen Städte, so wie auch die südlichen u. östlichen Grafschaften an. Dagegen hatte der König die nördlichen und östlichen Grafschaften, sodann Wales, die große Masse des Adels und der Gentry, so wie alle Katholiken für sich. Den Oberbefehl über das königliche Heer führte des Königs Neffe, der stürmische Graf Ruprecht von der Pfalz. Ein ganzes Jahr lange behielten die geübten königlichen Schaaren die Oberhand über die ungeübten Soldaten des Parlamentsheeres. Hierüber erschreckt, verbanden sich die Schotten mit dem Parlamente u. im November 1643 rückte ein 20,000 Mann starkes Heer in England ein. Schon im April hatte K. mit den Iren einen Vertrag abgeschlossen, und im December 1643 berief er die zu ihm übergetretenen Mitglieder beider Häuser zu einem Parlamente nach Oxford, das sich, 45 Lords u. 118 Gemeine stark, am 12. Januar 1644 versammelte, aber schon am 16. April wieder vertagt wurde, nachdem es Subsidien bewilligt hatte. Am 2. Juli 1644 wurden die Königlichen bei Marston-Moor geschlagen, am 1. September erlitt aber Graf Essex in Cornwall eine Niederlage. Während der Waffenruhe im Winter bemühten sich 40 Commissarien beider Königreiche, worunter 17 Königliche, zu Uxbridge vergeblich mit dem Zustandebringen des Friedens, u. Ende April begannen die Feindseligkeiten wie-

rc. Am 14. Juni wurden die Königlichen in der Schlacht bei Naseby von Fairfax u. Cromwell geschlagen, York wurde erobert, u. als das Jahr 1645 zu Ende ging, standen die Sachen des Königs so verzweifelt, daß er seinen ältesten Sohn K. bevollmächtigte, als Vermittler zwischen der Krone und dem Parlamente aufzutreten. Das Parlament würdigte die Eröffnung des Prinzen, daß der König bereit sey, in Person nach London zu kommen, nicht einmal einer Antwort. Das erste Viertel des Jahres 1646 verging über wiederholten Anerbietungen des Königs. Der tief gedemüthigte Monarch erklärte sich bereit, dem Parlamente auf sieben Jahre den Befehl über die Kriegsmacht und die Ernennung zu den höchsten Staatsämtern abzutreten, seine Truppen zu entlassen, seine Festungen zu schleifen u. in Whitehall zu wohnen, wenn man ihm und seinen Anhängern Ehre und Sicherheit für Person und Eigenthum zusage. Allein das Parlament erwiederte darauf lediglich mit dem Befehle: wenn der König die von den Parlamentstruppen besetzte Linie überschreite, solle der wachehabende Offizier ein Gefolge verhaften u. Niemand zu des Königs Person gelangen lassen. Alle Katholiken mußten binnen drei Tagen die Hauptstadt räumen. (Vorher schon hatte man verboten, den Iren im königlichen Heere Pardon zu geben; zu Hunderten erschoß man diese armen Menschen, Rücken an Rücken gebunden, oder warf sie in diesem Zustande ins Meer.) Nun beschloß K., sich den Schotten in die Arme zu werfen. In der Nacht des 27. April 1646 verließ er, als Bedienter verkleidet, zu Pferde in aller Stille Oxford, am 5. Mai kam er im Schottenlager bei Norfolk an. Von nun an ward des Königs Schicksal der Gegenstand eifriger Unterhandlungen zwischen dem englischen u. schottischen Parlamente. Man kam in London dahin überein, K. ferner als König anzuerkennen, wenn er einwillige, den Covenant zu unterzeichnen, den Episkopat aufzuheben, die Kriegsmacht 20 Jahre dem Parlamente zu überlassen. Außerdem sollen 71 seiner Anhänger von der Amnestie ausgeschlossen bleiben, und wer nur immer die Waffen für den König getragen hat, darf, so lange es dem Parlamente gefallen wird, kein öffentliches Amt bekleiden. Als der König der Erklärung über diese Bedingungen auswich, hatte die ganze Unterhandlung ein Ende u. beide Parlamente kamen dahin überein, daß die Schotten 400,000 Pfund erhalten und im Januar 1647 den Rückmarsch in ihr Vaterland antreten sollten. „Man hat mich verkauft u. gekauft,“ sprach K., der von Fairfax im Februar 1647 nach dem Schlosse Holdenby oder Holmby in der Grafschaft Northampton gebracht wurde. Die Presbyterianer dachten jetzt an eine Ausgleichung der Wirren auf dem friedlichen Wege des Vertrages, allein die Puritaner, deren Haupt jetzt schon Cromwell war, suchten diesen Plan zu vereiteln und ließen deßhalb den König am 3. Juni durch eine Reiterabtheilung entführen u. zuerst zum Heere, dann auf Schloß Hamptoncourt bringen. In der Zwischenzeit fing Cromwell an, sich K. zu nähern u. stellte ihm Bedingungen, die nach der Lage der Dinge für sehr billig gelten konnten. Die Zeit der königlichen Machtbeschränkung war darin auf zehn Jahre herabgesetzt u. das Andere dem gemäß. Zu Cromwell's großer Verwunderung versagte der König seine Einwilligung. Er meinte, wenn er das Heer, das Parlament u. die Schotten gegen einander hetze, würde es ihm leicht werden, seine willkürliche Gewalt wieder zu gewinnen; auch hatte er die feste Ueberzeugung, daß ohne ihn der Staat nicht regiert werden könne. Als nun gar am 23. Juli in der City ein Aufstand zu seinen Gunsten ausbrach und das Parlament sich zu der Erklärung genöthigt sah, den König zurückführen wollen, verhehlte dieser seinen Triumph nicht im Geringsten. Allein, als er gleich darauf die Dämpfung der Meuterei vernahm, näherte er sich Cromwelln wieder, der jedoch, durch das zweideutige Benehmen des Königs schon zuvor argwöhnisch und durch einen aufgefangenen Brief K.s an seine Gemahlin vollends enttäuscht, alle u. jede Verbindung mit K. abbrach. Da floh der König in der Nacht des 11. Novembers 1647 von Hamptoncourt nach der Insel Wight, von wo er nach Frankreich zu entkommen hoffte. Allein der Gouverneur Hammond bemächtigte sich seiner und setzte ihn auf das

feste Schloß Carisbrook. Der König hatte in dieser Zeit das Parlament wiederholt bestürmt, persönlich mit ihm zu unterhandeln, u. am 24. December übergaben ihm auch wirklich Commissäre von beiden Häusern vier Bills, deren Bestätigung durch ihn als vorgängige Bedingung zu persönlicher Verhandlung gefordert wurde. Vermöge der ersten sollte das Parlament den Oberbefehl über das Heer auf 20 Jahre haben, u. selbst nach dieser Zeit sollten, wenn die Häuser erklärten, daß die Sicherheit des Reiches auf dem Spiele stehe, alle ihre, das Heer und die Flotte betreffenden, Bills auch ohne die königliche Bestätigung als gültige Parlamentsbeschlüsse angesehen werden; die zweite erklärte alle aus der Zeit während des Krieges herstammenden Eide, Proclamationen u. s. w. gegen das Parlament für null und nichtig; die dritte hob alle seit dem 20. Mai 1642 ertheilten Ehrentitel auf u. es sollten, ohne Zustimmung des Parlaments, in Zukunft keine Peers ihre Sitze einnehmen; die vierte gab den Häusern die Befugniß, nach eigenem Gutdünken sich zu vertagen. K. verwarf diese vier Bedingungen, hauptsächlich auf Zuthun einer bei ihm eingetroffenen schottischen Deputation, u. am 3. Januar 1648 faßte das Parlament den Beschluß, keine Addresse mehr an den König zu machen, keine Botschaft von ihm anzunehmen u. Alle, die sich ohne Erlaubniß der Häuser mit ihm in Verkehr setzten, für Hochverräther zu erklären. Alsbald zeigten wilde Bewegungen im Lande, man habe es bis zu diesem Aeußersten nicht gewollt; es erhoben sich in England bewaffnete Royalistenhaufen, die aber leicht zerstreut wurden. Aber auch das schottische Parlament trat feindselig gegen das englische auf und in Irland verdoppelte sich die Gährung. Am 8. Juli drangen 14,000 Schotten unter Hamilton in England ein, wurden jedoch von Cromwell am 18. August bei Preston, am 20. August bei Warrington u. am 25. bei Utoreter geschlagen u. heimgejagt. Inzwischen hatte die presbyterianische Partei im Parlamente wieder die Oberhand gewonnen u. es wurde daher am 28. Juli der Beschluß, keine Addressen mehr an den König zu machen u. s. w., widerrufen; auch am 1. September eine aus 5 Lords und 10 Gemeinen bestehende Commission beauftragt, mit dem Könige auf die in Hamptoncourt gestellten Bedingungen hin zu unterhandeln. K. willigte auch in die meisten Forderungen; aber über zwei Punkte: die Auslieferung von sieben seiner vornehmsten Anhänger an das Parlament u. der Abschaffung des Episkopats, in welche der König unter keiner Bedingung willigte, scheiterten die Verhandlungen. Während der Zeit kehrte der siegreiche Cromwell zurück und das Heer beschloß: der König solle vor Gericht gestellt werden und, nachdem ihm geschehen, was Rechtens, sollen die Volksvertreter einen andern König wählen. Am 29. November 1648 wurde K. von der Insel Wight auf das finstere Küstenschluß Hurst gebracht. Das Unterhaus erklärte am 5. December mit 140 gegen 104 Stimmen, die vom Könige gegebenen Antworten wären zur Grundlage des Friedens geeignet; allein, als am 6. und 7. December etwa 80 gemäßigte Mitglieder gewaltsam ausgestoßen wurden, beschloß das Haus (rum-parliament, Rumpf-Parlament von da an genannt) mit 50 gegen 28 Stimmen, die Vorschläge des Heeres in Betracht zu ziehen. Das Oberhaus ward gar nicht mehr befragt. Am 24. December 1648 wurde der König nach Windsor gebracht u. das Unterhaus beschloß sodann am 2. Januar 1649, er solle vor Gericht gestellt werden wegen Verrathes, da er Krieg gegen das Parlament geführt. Diese Anklage wurde zum Prozeß an das Oberhaus abgeschickt. Da aber die Lords (16 an der Zahl) die Ordonnanz einstimmig verwarfen, so erklärten sich die Gemeinen am 4. Jan. für die höchste Gewalt der Nation u. ließen am 6. die Ordonnanz zum Prozesse gegen ihren Landesherrn durchgehen, nachdem am 4. Januar ein Gerichtshof von 135 Personen, Mitglieder des Hauses, Offiziere der Armee, Rechtsgelehrte u. Aldermänner, zur Untersuchung gegen den König niedergesetzt worden war. Den König, der fortfuhr, sich in träumerischen Hoffnungen zu wiegen, ergriff die erste Ahnung seines Schicksals, als man ihm, wie seiner Großmutter einst, den Thronhimmel nahm, ihm den Becher nicht mehr knieend reichte. Am 19. Jan. brachte

ı ihn nach London in den Palast St. James; am 20. begann der Prozeß
:em großen Saale von Westminster mit großem Gepränge. Bradschaw, ein
ztsgelehrter von Ruf, war Präsident des Hofes; 69 Mitglieder fanden sich
Der Präsident redete den Beklagten als „K. Stuart, König von England“
u. nannte ihm als seine Ankläger „die zum Parlamente versammelten Ge-
ıen von England!“ Die Protestation des Königs gegen den Gerichtshof ward
vorfen. Auch den Protest des schottischen Parlaments gegen das Verfahren
htete man nicht. Am 27. Januar 1649 erfolgte das Todesurtheil über K.,
Tyrannen, Verräther, Mörder und Landesfeind. Es waren 46 Mitglieder
Stelle. K. verlangte noch, nach Verlesung des Urtheils, mit Heftigkeit mit
n Vorschlage gehört zu werden; man meint, daß er der Krone zu Gunsten
Prinzen von Wales entsagen wollte. Allein er drang nicht durch u. ward
Gewalt hinweggeführt nach Whitehall, wo am 30. Januar Nachmittags
Hinrichtung stattfand. Man hatte am Ende des großen Tafelsaales eine
nung in die Mauer gebrochen, wodurch der Weg geradehin auf die offene
ıße und auf das schwarzbekleidete Schaffot führte. Man sah auf diesem
vermummte Männer in Matrosentracht neben dem Richtbeile stehen. K. gab
das Zeichen zum Streiche, der sein Haupt vom Rumpfe trennte. So starb
m 49. Jahre seines Lebens. Die Nation versank in Trauer und Grauen.
opa erschauderte ob der unerhörten That. — 2) K. II., von 1649—85, der
n des Vorigen u. der Henriette von Frankreich, geboren am 29. Mai 1630,
)ligte in den Kriegen seines Vaters gegen das Parlament dem Namen nach
n Heere, begab sich aber später mit seiner Mutter nach Frankreich und be-
sich zur Zeit, als K. I. hingerichtet wurde, im Haag. Er wurde von dem
ttischen Parlamente am 5. Februar 1649 zum Könige ausgerufen, unter der
ingung, daß er den Covenant beschwören u. auf dem feierlichen Bündnisse
chen Schottland und England bestehen wolle. Dabei verbarg es ihm auch
Anfang nicht, wie wenig es mit seinem bisherigen Bezeigen zufrieden sei;
varf ihm die Sünden seiner Jugend vor, seinen Frieden mit den irischen
holiken, denen sich K. II. gleich von Anfang an hatte in die Arme werfen
len, seine Vorliebe für den Episkopat, Alles das in dem herben grausamen
le der Puritaner. K. beschwor den Covenant mit allen seinen ursprünglichen
rgänzenden Bestimmungen, machte sich verbindlich, den Katholicismus in kei-
ı Theile seiner Herrschaft zu dulden u. nur nach dem Rathe des Parlaments
der schottischen Kirche (the Kirk) zu regieren. Darauf schiffte er sich am 2.
ıi 1650 auf Schiffen, die ihm der Prinz von Oranien lieh, ein u. langte am
, tief verstimmt über die Forderungen, welche man ihm gestellt, in Schottland
Er fand auch bald, daß er nur eine Puppe königlicher Gewalt war, u. der
ermuth der despotischen, fanatischen, presbyterianischen Geistlichkeit machte
: das Leben auf jede Art sauer. Sein leichtfertiges Blut fügte sich für eine
ile den schottischen Gebeten u. Predigten u. den ewigen Schmähungen gegen
Sündenlast seines Hauses. Als man ihm aber anmuthete, er solle sich förm-
lossagen vom sündigen Thun seines Vaters u. der Abgötterei seiner Mutter,
weigerte er sich, doch nicht für lange, sondern leistete die Lossagung am Ende
klich. Wie lange ein ausgelassener junger Mensch — denn dieß war K. —
mit diesen sauertöpfischen Frömmlern ausgehalten hätte, läßt sich nicht be-
ımen: jedoch die Probezeit war nur kurz, denn er war kaum einen Monat in
ottland, als Cromwell am 22. Juli mit einem Heere über den Tweed rückte
die Schotten am 3. September bei Dunbar auf's Haupt schlug. Allein trotz
er Niederlage wurde K. am 1. Januar 1651 zu Scone feierlich gekrönt.
on war Cromwell in das Herz von Schottland, bis Perth vorgedrungen,
wagte K. eine kühne Diversion u. rückte mit 11,000 Schotten in Eilmärschen
) England. Am 22. August wurde er zu Worcester als König von England
gerufen. Allein, statt nach London vorzurücken, blieb er unbegreiflicherweise
dieser Stadt stehen und erwartete den langsam von Norden heranrückenden

Cromwell, der ihn denn auch am 3. September aufs Haupt schlug. Dieser Tag verwandelte den besiegten König in einen heimathlosen Flüchtling, auf dessen Fahung das Parlament einen Preis von 1000 Pfd. setzte. Aus einer wunderbaren Verwickelung von Gefahren, die er meist durch die aufopfernde Hingebung seiner katholischen Anhänger überwand, entkam er endlich glücklich nach der Normandie, wo er am 17. October 1651 landete. Er lebte nun eine Zeit lange mit seiner Familie kümmerlich in Frankreich; von da trieb ihn der zwischen Frankreich und England abgeschlossene Friede nach Köln, und später begab er sich zu seinen Oheim, dem Prinzen von Oranien, nach den Niederlanden. Bald nach Cromwells Tode knüpfte General Monk Unterhandlungen mit ihm an, d. h. er trug ihm die Krone an unter folgenden Bedingungen: Amnestie mit keinen oder wenigen Ausnahmen, Gewissensfreiheit, Bestätigung der Verkäufe von eingezogenen Gütern u. Auszahlung des rückständigen Soldes an das Heer. Diese bewilligte K. am 1. Mai 1666 in einer von Breda aus erlassenen Proclamation, insofern das Parlament sie gut heißen würde, wodurch er sich, da der König einen Theil des Parlaments ausmacht, an kein Versprechen band, u. alsbald beschlossen beide Häuser, ihren Landesfürsten einzuladen, daß er komme u. seine Krone in Empfang nehme. Man stellte zu gleicher Zeit das königliche Wappen wieder her, nahm den Namen des Königs in das Kirchengebet auf u. verordnete, daß der Anfang seiner Regierung von dem Todestage seines Vaters an gerechnet werden solle. Am 25. Mai 1660 landete K. in Dover u. am 29. hielt er unter allgemeinem Jubel seinen Einzug in die Hauptstadt. Man hatte es bald zu bereuen, ihm die Krone so ohne alle Bedingung überlassen zu haben; denn, wiewohl geistreich, in Staatssachen erfahren, höflich und wohlwollend, war er doch leichtfertig, ein unmäßiger Freund der Vergnügungen, und vergaß seine wenigen guten Grundsätze bei einem Schwarme unzüchtiger Weiber. Wenn er dann und wann seine Untugenden graziös bekannte, so glaubte er, ein Uebriges gethan zu haben. Trotz der versprochenen Amnestie mußten Alle (im Ganzen zehn), das Schaffot besteigen, welche zur Hinrichtung K.s I. unmittelbar beigetragen hatten, u. er stellte in England sowohl, als in Schottland, die Episkopalkirche her. Bald auch steckte der verschwenderische König, trotzdem, daß man ihm im ersten Freudentaumel eine jährliche Einnahme von 1,200,000 Pfd. verschafft hatte, tief in Schulden. Er heirathete im Mai 1662 die portugiesische Prinzessin Katharina, verkaufte im October 1662 das von Cromwell erworbene Dünkirchen für 5 Millionen Livres schmählicherweise an Frankreich, und führte von 1664 bis 1667 einen Seekrieg mit den Niederlanden. K. verabschiedete in dieser Zeit seinen tüchtigen, obwohl harten Minister Clarendon, der namentlich die Katholiken schwer gedrückt hatte, und da es nun den Schein hatte, als sollten die Grausamkeiten gegen dieselben sich etwas mildern, so schloß er 1668 zur Beruhigung seines Parlaments eine Tripelallianz mit Schweden u. den Generalstaaten. Im Mai 1670 jedoch trat er, gegen eine jährliche Leibrente von 2 Mill. Livres, wieder auf Seite Frankreichs, erklärte im Mai 1672 den Niederländern wiederholt den Krieg, mußte aber auf Andringen des Parlaments u. der Protestanten im Februar 1674 Frieden schließen. Fast gleichzeitig mit der Kriegserklärung an die Niederlande, nämlich am 15. Mai 1670, erschien eine Duldungsverordnung, Declaration of indulgence genannt, ohne Zuthun des Parlaments, welche die Aufhebung aller Strafgesetze gegen Nonconformisten u. Recusanten zum Zwecke hatte. Darin wurde zwar den Katholiken der öffentliche Gottesdienst nicht gestattet, aber sie sollten ohne Belästigung in Privathäusern ihres Gottesdienstes warten dürfen. Dieser letztere Umstand verursachte eine allgemeine Bewegung u. der geldbedürftige König mußte nicht nur seine Duldungsverordnung auf Andringen des Parlaments widerrufen, März 1673, sondern auch der Test-Acte (s. d.) seine Zustimmung ertheilen, durch welche Katholiken vom Staatsdienste ausgeschlossen wurden. (Krigtley in seiner Geschichte Englands bezeichnet sie als eine „*kaltblütige, Tyrannei athmende*" *Acte*). Im August 1678 verbreitete sich (ohne Zweifel durch

den ehrgeizigen Shaftesbury) das Gerücht von einer sogenannten päpstlichen Verschwörung, u. es mußten mehre Katholiken, obwohl das Ganze eine grobe Intrigue war, das Schaffot besteigen, auch die meisten Mitglieder des Staatsrathes austreten. Am 20. November 1678 erfolgte die Ausschließung der Katholiken vom Parlamente und es ward ein neuer Prüfungseid entworfen, welchen jedes Parlamentsmitglied leisten sollte. Darin ist die Betheuerung niedergelegt, daß der Katholicismus Abgötterei (!) sei. Da traten 21 katholische Lords aus dem Oberhause, einige unter Protest. Auch der in den Schooß der Kirche zurückgekehrte Herzog von York, ein Bruder des Königs, protestirte, wiewohl ihn eine Clausel von der Ausschließung ausnahm. K. war im Herzen selbst Katholik, aber zu sittlich feig, um dieß offen zu bekennen, und er genehmigte, um sich in der Meinung des Volkes weiß zu brennen, Jahre lange die Todesurtheile seiner, wegen der angeblichen Verschwörung unschuldig verdammten katholischen Unterthanen, ohne je von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch zu machen. Im Januar 1679 löste K. das Parlament auf, mit dem er schon 18 Jahre regiert hatte; aber mit dem neuen Parlamente gelang es nicht besser. Das Unterhaus sprach die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge aus und brachte die berühmte Habeascorpus-Acte (s. d.) zu Stande. Wie weit aber das Wort der Gesetze und ihre Erfüllung in dieser gebrechlichen Welt oft auseinander liegen, zeigte sich alsobald. Der wüthende Religionshaß litt nicht, daß die Habeascorpus-Acte den Märtyrern des papistischen Complotts zu Gute komme. Man fuhr fort, sie einzukerkern, u. sobald nur eine Verurtheilung u. Hinrichtung auf das Zeugniß von anerkannt Ehrlosen erst erfolgt war, ging man folgerecht immer weiter, bis am Ende mehr als zwanzig Personen hingerichtet waren, darunter mehre Jesuiten, die als Verschworene, und 8 Priester, die bloß, weil sie katholische Priester waren, den Tod erlitten (Worte Dahlmanns). Das Parlament von 1680, welches die Ausschließungsbill Jakob's wieder aufnahm, wurde aufgelöst; ebenso ein anderes, im folgenden Jahre nach Oxford berufenes, das abermals die Ausschließung Jakob's von York von der Thronfolge aussprach. Doch, das Oberhaus blieb fest und verwarf auch dieses Mal die Bill, und das einzig übrige von Shaftesbury dem Könige zu wiederholten Malen vorgeschlagene Mittel zur Eroberung des Thrones, K.s Ehescheidung und Wiedervermählung, lehnte der König entschieden ab. Die Gemüther erhitzten sich täglich mehr. Nicht Wenige fürchteten den abermaligen Ausbruch eines Bürgerkrieges. Bei dem Allem bemerkte man keine Veränderung in der Laune des Königs; er hatte äußerlich seine größte Freude an den kleinen Kunststücken der großen Welt; auch stellte er an seinen Bruder Jakob das Gesuch, er möge ihm durch seinen Rücktritt zur bischöflichen Kirche Ruhe schaffen. Doch dieser Plan scheiterte an der Standhaftigkeit des Herzogs, welcher erwiederte: solch ein Schritt sei nicht bloß gegen sein Gewissen, sondern werde auch seinen Zweck verfehlen, da Jedermann ihm die Heuchelei ansehen werde. Inzwischen kühlte sich in England die Wuth gegen die Katholiken etwas u. das schottische Parlament erklärte am 31. August 1681 eine Veränderung in der Thronfolge, u. wäre es auch der Religion wegen, für Hochverrath. Gegen Ende des Jahrs 1681 wurde Shaftesbury von den Geschäften entfernt u. des Hochverraths angeklagt, aber freigesprochen. Die Politik des Hofes ging nun hauptsächlich dahin, die Geschworenen so abhängig wie möglich von der Krone zu machen. Zu dem Ende nahm man der Stadt London 1682 ihre Freibriefe; unter dem Vorwande, sie habe sich zu viele Rechte angemaßt, erhielt sie dieselbe auf ihr unterwürfiges Bitten zwar wieder zurück, jedoch mit der Beschränkung, daß künftig die wichtigsten Stadtämter, namentlich des Lordmajors und der Sheriffs, der königlichen Bestätigung unterworfen seyn sollen, daß auch der König, wenn er die vorgeschlagenen zweimal verworfen habe, die Stelle nach eigener Wahl besetzen dürfe. Shaftesbury, der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn des Königs u. mehre andere Große arbeiteten im Jahre 1683 auf eine Revolution hin,

die aber durch ihre Uneinigkeit u. Unentschiedenheit nicht zum Ausbruche kam. Als aber im selben Jahre eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt wurde (Ryehouse peot), verhaftete man alsbald Russel, Sidney u. John Hampden; auch die Lords Howard u. Esser, Russel und Sidney wurden enthauptet. Der Herzog von Monmouth u. Lord Grey entkamen. Keiner von diesen Herren hatte irgend Antheil an jener Verschwörung zum Meuchelmorde, wohl aber hatten sie eventuell die Mittel zu einem Aufstande vorbereitet. Am 2. Februar 1685 wurde K. II. vom Schlage getroffen. Als seine Kräfte zu sinken anfingen, fragte der Bischof von Bath den König, ob er ihm das Abendmahl reichen solle; er wiederholte seine Frage nach einiger Zeit, allein der König gab jedesmal eine ausweichende Antwort. Da näherte sich Jakob dem König u. fragte ihn leise, ob er ihm einen katholischen Priester schicken solle? „Um Gottes Willen thue das," sprach der König, „aber bringt es dir keine Gefahr?" Der Priester Huddleston wurde geholt u. dieser vernahm des Königs Erklärung, daß er sich mit der katholischen Kirche zu versöhnen wünsche, empfing seine Beichte u. reichte ihm das Abendmahl und die letzte Oelung. Den Morgen darauf, am 26. Februar 1685, starb der König in seinem 55. Lebensjahre. Sein Sterbelager umstanden seine unehelichen Kinder, von denen er neun anerkannt hatte. Auch die Königin sah er gleich nach dem ersten Anfalle. In der letzten Nacht ließ sie ihre Abwesenheit entschuldigen, als selber krank, u. den König bitten, ihr Alles zu vergeben, womit sie ihn beleidigt habe. „Armes Weib," rief der König, „sie bittet mich um Verzeihung? ich bitte sie darum von ganzem Herzen?" So bestätigte sich bis zum letzten Augenblicke die Rede, welche über K. ging: „er habe nie in seinem Leben etwas Ungehöriges gesprochen, nie etwas Weises gethan." Ow.

Karl. V. Könige von Spanien. 1) K. III., Sohn Philipps V. u. der Elisabeth Farnese, geboren 1716, eroberte 1734 vom Kaiser das Königreich Neapel, das er, als er 1759 seinem älteren Bruder Ferdinand VI. auf dem spanischen Throne folgte, an seinen jüngeren Sohn Ferdinand IV. abtrat. Unter ihm wurden durch die Minister Aranda u. Campomanes (s. d.), später durch Florida Blanca, mancherlei Verbesserungen gemacht. Das Heer u. die Flotte, die indessen später im amerikanischen, wie früher im siebenjährigen Kriege, schwere Verluste erlitten, wurden neu geschaffen, der Ackerbau u. Handel selbst nach den Colonien belebt, das Reich vermessen, die Oeden der Sierra Morena durch Olavidez angebaut. — Eine Schattenseite in K.s Regierung bildete die schändliche Behandlung u. Austreibung der Jesuiten (s. d.), noch vor der gesetzlichen Aufhebung dieses Ordens durch den Papst, 2. April 1767, wovon indessen die Schuld weniger der Person des Königs, als seinen, von dem Einflusse des französischen Cabinets geleiteten, Ministern zuzuschreiben ist. Mitten unter den Bemühungen für die Beförderung des materiellen Staatswohles, Hebung des Handels u. des Credits durch die 1782 errichtete Bank, starb K. III. 13. December 1788, tief betrauert von seinen Unterthanen u. der Mitwelt. Ihm folgte 2) sein Sohn K. IV. 1748, der Anfangs die Regierung ganz im Geiste seines Vorgängers führte; aber gutmüthig bis zur Schwäche, zeigte K., als die Wirkungen der französischen Revolution in allen Nachbarstaaten u. bald in ganz Europa sich zu äußern begannen u. es zur schwierigsten Aufgabe wurde, die vulkanische Lava vom eigenen Boden abzuleiten, nur zu bald, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei. Denn statt der Politik des weiter blickenden Aranda zu folgen, welcher jeden Gewaltschritt gegen Frankreich widerrieth, rüstete sich K. nach der Enthauptung Ludwig's XVI. zum Kriege wider die Republik, welche ihm jedoch mit einer förmlichen Kriegserklärung zuvorkam. K. überließ die Regierung bald ganz dem Friedensfürsten, Don Manual Godoy (s. d.), trat nach Ludwigs XVI. Tode dem Bunde gegen Frankreich bei, schloß 1796 mit der französischen Republik ein Bündniß u. begab sich, nach der erzwungenen Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand VII. (1808), Napoleons Willen gemäß nach Bayonne. Später nahm er seinen Aufenthalt in Marseille, 1811 in Rom; er starb 1819 zu Neapel (s. Spanien).

Karl. VI. Könige von Schweden u. Norwegen. — 1) K. XII., Sohn K.s XI. u. der Königin Ulrike Eleonore, wurde den 27. Juni 1682 zu Stockholm geboren; er zeigte schon früh einen aufgeweckten Geist, lernte die teutsche, lateinische u. französische Sprache fertig u. erwarb sich große Kenntnisse in der Mathematik, Geographie u. Geschichte. Der 15jährige K. strebte, als er nach dem Willen seines 1697 verstorbenen Vaters noch 3 Jahre unter der Vormundschaft seiner Großmutter Hedwig Eleonore stehen sollte, nach gänzlicher Unabhängigkeit u. wußte auch durch seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, seine Mündigkeitserklärung bei den Ständen durchzusetzen. Doch entsprach er anfänglich den von ihm gehegten Erwartungen nicht, denn, statt mit Regierungs-Angelegenheiten, gab er sich lieber mit Leibesübungen u. der Bärenjagd ab u. es bedurfte eines gewaltigen Anstoßes, um seine schlummernde Thatkraft zur Thätigkeit zu erwecken. Dieser sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen. Friedrich IV., König von Dänemark, August II., König von Polen u. Kurfürst von Sachsen, schloßen mit dem Czar Peter von Rußland ein Bündniß, welches die Verringerung der schwedischen Macht zum Zwecke hatte; — ein Zweck, welchen die Verbündeten bei dem jungen Schwedenkönige, der noch kein Zeichen seiner Energie gegeben hatte, leicht zu erreichen hofften. Dänemark begann zuerst den Krieg u. fiel in die Staaten des Herzogs von Holstein-Gottorp, eines Schwagers von K. XII., mit welchem schon lange Mißhelligkeiten bestanden hatten, ein. Der Herzog kam selbst nach Stockholm, um seinen Schwager um Hülfe zu ersuchen, der nicht säumte, diese ihm angedeihen zu lassen. Mit rastloser Energie betreibt er die Kriegsrüstungen, landet, unterstützt von der holländischen u. englischen Flotte, mit seiner Armee bei Humblebeck auf der Insel Seeland, gewinnt Kopenhagen, die Hauptstadt u. Residenz des Königs, durch Capitulation u. zwingt dadurch den Dänenkönig zum Travendaler Frieden 1700, der den Herzog von Holstein wieder in seine Besitzungen einsetzt, in welchem aber K. sich mit dem Ruhme begnügt, einen mächtigen Feind innerhalb 6 Wochen zum Frieden genöthigt zu haben. Unterdessen waren seine beiden anderen Feinde in die schwedischen Ostseeprovinzen eingefallen; August belagerte Riga, Peter hatte sich mit 80,000 Russen vor Narwa, zur Belagerung dieser Festung, aufgestellt. Von Schweden herüber landete K. mit 16,000 Mann Infanterie u. 4000 Reitern bei Pernau in Ingermannland u. rückte, mit 8000 Mann dem Heere vorauseilend, den Russen entgegen, die eine stark verschanzte Stellung bezogen hatten; am 20. November standen die Heere einander gegenüber, am Abende desselben Tages war K. Sieger. Mit beispielloser Kühnheit hatte er die Verschanzungen angegriffen, in kurzer Zeit sie genommen u. den zehnfach überlegenen Feind in die Flucht geschlagen; er selbst war dabei in Lebensgefahr gerathen. — Leicht hätte er nun einen Frieden schließen können, durch welchen ihm die, durch seine Siege errungenen, Vortheile gesichert worden wären; aber ein Jüngling von 18 Jahren, der schon 2 überlegene Mächte bezwungen, sollte der nicht blind auf die Glücks-Göttin vertrauen? sollte er nicht auch noch Rache nehmen wollen an seinem dritten Feinde? K. fühlte, nachdem er sie gekostet, des Heldenruhmes Süßigkeit; er wollte ein Kriegsheld werden u. bleiben. Den Winter brachte er zu Lais in der Gegend von Narwa zu u. rückte im Frühjahre 1701 gegen das von Sachsen u. Russen belagerte Riga, nach dessen Entsetzung er über Litthauen in Polen eindrang. Am 5. Mai 1701 hielt er seinen Einzug in Warschau, der Hauptstadt Polens, u. erklärte daselbst dem Cardinal-Primas des Reiches, Erzbischof von Gnesen, feierlich: „daß er nicht eher mit der polnischen Republik Frieden schließen werde, als bis dieselbe August des Thrones entsetzt habe.“ Dieser, der seinen Thron auf dem Spiele stehen sah, säumte nicht, mit seinem Gegner sich in offener Feldschlacht zu messen; aber bei Clissow, 2. Juli 1702, bei Pultusk, 21. April 1703 entscheidend geschlagen, mußte er Polen von K.s Truppen besetzt, sich selbst des Thrones für verlustig erklärt u. Stanislaus Lesczinski, den Woiewoden von Posen, zu dieser Würde erheben sehen. Zwar erkannte er den

neuen König nicht an, wurde aber auch zu dieser Demüthigung genöthigt, als K., durch Schlesien ziehend, mit seinem Heere in Sachsen einfiel (1. September 1706) u. ihn zum Altranstädter Frieden zwang. Ein Artikel dieses Friedens stipulirte die Auslieferung Patkuls, eines geborenen Liefländers, welcher als Generallieutenant in sächsischen Diensten gegen K. gekämpft u. später als Gesandter Peters des Großen die Interessen desselben am sächsischen Hofe vertreten hatte. K. führte ihn gefangen bis Casimir in Polen mit sich, wo er ihn rädern ließ. Vielfach wurde K. dieser Handlung wegen der Grausamkeit beschuldigt; wenn man aber erwägt, daß Patkul als geborener schwedischer Unterthan — Liefland war schwedische Provinz — die Waffen gegen seinen König getragen u. durch Wort u. That zur Auflehnung gegen seinen rechtmäßigen Monarchen aufgereizt hatte, so wird man diese Handlung, wenn auch streng, doch Nichts weniger, als willkürlich u. grausam nennen können. Großmuth, nicht Grausamkeit, lag im Charakter K.s XII. — Peter der Große hatte während K.s Aufenthalt in Sachsen ganz Polen mit seinen Truppen von einem Ende zum andern durchzogen, so daß sich Stanislaus nur mit Mühe darin behaupten konnte; gegen jenen wandte sich nun K., vertrieb ihn aus dem Königreiche u. verfolgte ihn darauf durch Litthauen mit dem festen Entschlusse, nicht eher zu rasten, als bis er siegreich in Moskau eingezogen wäre. Am 15. Juni 1708 überschritt er die Beresina, wandte sich jedoch hier von der geraden Straße nach Moskau ab u. drang rechts durch die pfadlosen Sümpfe u. Wälder Volhyniens in die Ukraine ein; denn hier erwartete ihn ein neuer Bundesgenosse: Mazeppa (s. d.), der unzufriedene Hettmann der Saporoger Kosacken, wollte dort mit 30,000 Mann u. ungeheueren Schätzen zu ihm stoßen, um dann vereint mit ihm im Herzen Rußlands einzudringen. Zahllos waren die Hindernisse u. Entbehrungen, mit denen K.s Heer beim Vordringen in die Ukraine zu kämpfen hatte, u. am Ziele angekommen, fand es seine Erwartungen erst nicht erfüllt, weil Mazeppa, statt als mächtiger Verbündeter, nur als Flüchtling mit bloß 6000 Mann zu ihm gestoßen war. Der Czar hatte nämlich durch Verwüstung der Ukraine die Kosacken abgehalten, ihm zu folgen. K. brachte den Winter in der Ukraine zu u. beschäftigte sich während desselben, um seine an Allem Mangel leidende Armee wieder zu equipiren, mit der Belagerung der mit reichlichen Magazinen versehenen Festung Pultawa. Aber sein Unstern wollte noch nicht untergehen. General Löwenhaupt, der mit 8000 Wagen u. 16,000 Mann den Schweden Proviant u. Belagerungsbedürfnisse zuführen sollte, wurde bei Liesno von Peter angegriffen u. rettete sich nur mit Mühe u. mit Zurücklassung fast aller Bagage zu K., der selbst bei einer Recognoszirung durch einen Streifschuß eine Wunde am linken Fuße erhalten hatte, die ihn am Reiten verhinderte; u. jetzt erschien Peter selbst mit einem zahlreichen, gut disciplinirten u. wohlausgerüsteten Heere, dem die 18,000 ausgehungerten Schweden, obgleich sie Wunder der Tapferkeit verrichteten, in der Schlacht bei Pultawa 27. Juni 1709, gänzlich unterlagen. K. mußte sich glücklich schätzen, nach 3tägiger Flucht durch die Steppen Südrußlands, von Mazeppa u. noch 1800 Schweden begleitet, vom Feinde hart verfolgt, zu Bender, auf türkischem Gebiete, Schutz zu finden. Mit der Schlacht von Pultawa war K.s Glücksstern völlig von ihm gewichen, die Früchte einer 9jährigen Siegeslaufbahn waren durch dieselbe verloren gegangen, alle seine Generale u. Minister in feindliche Hände gerathen u. er selbst, abgeschnitten von aller Communikation mit seinem Reiche, der Großmuth der Türken anheimgegeben. Wie ein Mann, erhoben sich alle seine von ihm besiegten Feinde wieder u. fingen das arme, durch den Krieg verödete, Schweden aufs Neue zu zerfleischen an. Dänemark brach den Travendaler Frieden u. fiel in Schweden ein, wurde aber von General Stenbock mit 14,000 schnell aufgerafften Bauern geschlagen; Peter eroberte die Ostseeprovinzen und fuhr an der Erbauung seiner neuen, im eroberten Lande gegründeten, Lieblingsstadt Petersburg fort. Sachsen und Preußen fielen in Pommern ein, Stanislaus wurde aus Polen vertrieben, indessen K.

mehre Jahre unthätig zu Bender zubrachte und die Pforte durch angeknüpfte Serailintriguen zum Kriege gegen Rußland bewegen wollte. Zwar gelang ihm dieses auch, und Peter schien nach der Schlacht am Pruth 1. Juli 1711 verloren, hätte nicht die List und Aufopferung seiner Gemahlin, Katharina I. (s. d.) und die Bestechlichkeit des Großveziers ihn aus der Falle wieder entschlüpfen lassen. — Als den Türken endlich K.s Aufenthalt in ihrem Lande gar zu lange währte, gaben sie ihm zweimal große Summen zur Abreise (wie denn er und sein ganzes Gefolge während des Aufenthaltes auf türkischem Gebiete vom Großherrn unterhalten wurden); wer aber das Geld nahm und nicht ging, war K.; als die Geduld des Großherrn zu Ende gegangen war und sie ihn mit Gewalt in seinem verschanzten Lager zu Varnitza bei Bender gefangen nahmen, entfernte er sich immer noch nicht, sondern blieb noch zwei Monate zu Demirtasch und Demotika bei Adrianopel als großherrlicher Gefangener, dessen Abreise jedoch Nichts in den Weg gelegt war. Zu dieser entschloß er sich endlich, als die Hiobsposten aus Schweden sich allzusehr häuften. Von der österreichischen Gränze an ritt er, nur von drei Begleitern gefolgt, innerhalb 16 Tagen und Nächten, durch Ungarn, Oesterreich, Bayern, Württemberg, Hessen, Westphalen und Meklenburg, bis nach Stralsund, wo er am 16. Oct. 1714 Nachts 1 Uhr anlangte. Blos einer seiner Begleiter, Düring, hatte auf diesem anstrengenden Ritte bei ihm aushalten können. Ungeheuerer Jubel verbreitete sich in Stralsund und dem ganzen Schwedenreiche, als die Nachricht von des Königs Heimkehr sich verbreitete; Alles schöpfte neue Hoffnung und rüstete sich mit erneutem Eifer zum Kriege. Die Sachen aber standen schlimm. Stralsund wurde von Dänemark, Sachsen und Preußen belagert und mußte am 24. December kapituliren, nachdem K. am 20. sich mit Mühe auf einer offenen Barke an Schwedens Küste, nach Ystad gerettet hatte. Statt nun mit Vertheidigung seines Reiches, gab er sich aber wieder mit Eroberungen ab, fiel 1716 in Norwegen ein, eroberte dessen Hauptstadt Christiania, suchte zwar durch Unterhandlungen seines gewandten Ministers Görz sich seinen Hauptfeind, Rußland, vom Halse zu schaffen, was diesem auch beinahe gelungen wäre, mußte aber dennoch täglich die Zahl seiner Feinde wachsen sehen, da auch England ihm den Krieg erklärte und an der Beute Theil nehmen wollte. In dieser Lage überraschte ihn unerwartet der Tod in den Laufgräben der norwegischen Frederikshall, welche er bei einem erneuten Einfalle in Norwegen zu belagern angefangen hatte. — 11. December 1718. — Es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß er durch Meuchlerhand fiel; zur Zeit seines Todes waren bloß die Franzosen Megret und Siguier um ihn; seine schwedischen Begleiter, die ihn todt, mit einer Kugelwunde am linken Schlafe, die Hand am Degen, an die Brustwehr des Laufgrabens gelehnt fanden, waren vorher unter verschiedenen Vorwänden weiter zurückgeschickt worden. Die allgemeine Meinung ist, daß er in Folge einer Adelsverschwörung gefallen sey, doch ist der Thatbestand nicht hinlänglich aufgeklärt. Festigkeit, die in Eigensinn ausartete; Tapferkeit, die sich oft in Tollkühnheit verwandelte, ächte Frömmigkeit und Einfachheit bilden die Hauptheile seines Helden-Charakters; streng gegen sich selbst, leutselig gegen Andere, soll er nie eine Frau berührt, nie Wein getrunken haben. Bei seiner Armee hielt er streng auf Mannszucht und bestrafte Verfehlungen gegen dieselbe aufs Strengste. K. war von hoher, edler Gestalt, mit imponirender Haltung, gewandt in allen Leibesübungen. Bekleidet war er stets mit einem Rocke von grobem blauen Tuch, ledernen Stülphandschuhen und großen Stiefeln. Mit seinem Tode trat Schweden aus der Reihe der Großmächte und wurde eine Macht zweiten Ranges. Ungeheure Opfer hat die Schweden die Kriegslust, der Ehrgeiz und Starrsinn ihres Königs gekostet, aber Nichts desto weniger betete das Volk ihn an, denn einem kriegerischen Volke ist ein krigerischer König stets willkommen. Ow. — 2) K. XIII., geb. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Prinzessin Louise Ulrike von Preußen, wurde schon bei seiner Geburt zum Großadmiral von Schwe-

den ernannt und erhielt deßhalb eine vorzugsweise seemännische Erziehung. 1772 mit dem Titel eines Herzogs von Südermannland bekleidet, siegte er 1788 über die russische Flotte im finnischen Meerbusen, wurde Generalgouverneur von Finnland, führte nach der Ermordung Gustavs III. (1792) die Regentschaft über Schweden bis zur Vollfährigkeit Gustavs IV. (1796) und bestieg, nach der Entthronung dieses seines Neffen, 1809 in der für Schweden gefahrvollsten Lage den Thron. Während seiner Regierung schloß er Frieden mit Rußland u. Frankreich, verlieh dadurch dem Lande die so nöthige Ruhe zur Erholung von den erlittenen bedeutenden Verlusten und zur Vollendung der Verfassung, adoptirte 1810 den französischen Marschall Bernadotte (s. K. XIV), erwarb durch sein umsichtiges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren seiner Regierung (1814) Norwegen als Entschädigung für Finnland, und starb, von seinem Volke geliebt, 1818. — 3) K. XIV. Johann, ein Mann, bei dem sich der Schiller'sche Spruch: „Wer's erst zum Korporal gebracht, der steht auf der Stufe zur höchsten Macht!" aufs Glänzendste bewahrheitete, hieß eigentlich Jean Baptiste Jules Bernadotte u. war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Peau in Südfrankreich. Wie die meisten seiner Vorfahren, welche im Justiz- und Verwaltungswesen angestellt gewesen waren, sollte auch er in diese Laufbahn eintreten und studirte deßhalb die Rechtswissenschaft. Doch bald machte sein Hang zum Militär ihn diesem Studium untreu, und er trat 1780 als Grenadier in französische Dienste, war als solcher zwei Jahre auf Corsika stationirt und kehrte nach Verfluß dieser Zeit, auf vielfaches Zureden der Verwandten, seiner angegriffenen Gesundheit wegen nach Hause zurück, wo er es aber nicht lange aushielt, sondern wieder zur Fahne zurückeilte, und hier in den Unteroffiziersgraden bis zum Feldwebel (sergeant major) avancirte. So traf ihn die Revolution von 1789, deren begeisterter Anhänger er wurde, und in der ihm, bei seinen hervorragenden militärischen Talenten, seiner Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, Gelegenheit zum Avancement nicht fehlen konnte. Wirklich sehen wir ihn 1792 unter Custine, wo er sich bei Speier und Mainz auszeichnete, als Obersten wieder; im darauf folgenden Jahre schwingt er sich unter Kleber schnell nach einander zum Brigade- und Divisionsgeneral empor und nimmt in dieser Stellung an der Schlacht bei Fleurus 20. Juni 1794 (s. d.) ruhmvollen Antheil. Seinen Feldherrnruf begründete er aber allermeist im Feldzuge des Jahres 1795 unter Jourdan, zu dessen glücklichem Vorrücken in der Oberpfalz er durch das siegreiche Gefecht bei Neuhoff, die Eroberung von Altdorf und die Diversionen gegen Kray wesentlich beitrug, wie er auch später dessen Rückzug sicherte 1796. Nach seiner Rückkehr suchte zwar Duperron ihm die Schuld der Plünderung Nürnbergs beizumessen; K. wurde aber von dieser Anklage bei dem Direktorium frei gesprochen, da er die Richtigkeit derselben leicht darthun konnte. 1797 stieß er mit seiner Armee zu der Armee Bonaparte's in Italien, wirkte in der Schlacht am Tagliamento mit und eroberte in Gemeinschaft mit Serrurier die Festung Gradisca. Später wurde er mit den bei Rivoli erbeuteten Fahnen von Bonaparte an das Direktorium geschickt, wobei dessen glänzende Lobsprüche ihn begleiteten. Damals waren gerade in Marseille durch bourbonische Umtriebe veranlaßte Unruhen ausgebrochen, zu deren Dämpfung K. vom Direktorium dahin geschickt wurde, nach deren, in kurzer Zeit bewirkter, Beilegung er sich wieder zur Armee von Italien begab. Nach dem Abschluße des Friedens von Campo Formio sollte er Bonaparte zur sogenannten Armee von England begleiten, weigerte sich jedoch dessen und wurde vom Direktorium, das Bonaparte's aufstrebende Plane fürchtete und ihm in K. gerne ein Gegengewicht gesetzt hätte, zum Oberbefehlshaber der Armee von Italien ernannt, mußte jedoch, da Napoleon diesen Befehl zu hintertreiben wußte, als er gerade zur Uebernahme des Befehls in Mailand gelangt war, von Berthier, dem intermistischen Befehlshaber, die Eröffnung hören, daß er zum Gesandten am Wiener Hofe ernannt sey. Nur ungern ging er zu dieser Bestimmung ab, auf welcher er sich durch seine Ruhe und Mäßigung mannigfache

Anerkennung erwarb, der er aber nicht lange vorstehen sollte; denn, als er auf Befehl seiner Regierung das Gesandtschaftshôtel mit der dreifarbigen Fahne zierte, entstand zu Wien ein Volksauflauf, bei dem seine Kaltblütigkeit und sein Muth ihn zwar vor Mißhandlungen schützten, in Folge dessen er aber doch seinen Posten verlassen zu müssen glaubte und sich Anfangs nach Rastadt, später nach Paris zurückzog. Während dieses Aufenthaltes in Paris vermählte er sich mit Eugenie Bernhardine Déstrée Clary, geboren den 8. November 1781, Tochter eines reichen Marseiller Kaufmanns, durch welche Heirath er Joseph Bonaparte's Schwager wurde. Das Direktorium hatte ihm einstweilen den Gesandtschaftsposten in Holland angetragen; er schlug aber, mit Rücksicht auf die Gleichgültigkeit, mit der man französischerseits die ihm zu Wien widerfahrene Insultation verfolgte, aus, nahm dagegen das im wieder ausgebrochenen Kriege gegen Oesterreich 1799 ihm angebotene Oberkommando der Observationsarmee am Oberrheine an. Hier beschützte er den Handel Mannheims, die Universität von Heidelberg, und machte sich durch die Menschlichkeit bekannt, mit der er den bekriegten Bewohnern Süddeutschlands die drückenden Requisitionen zu erleichtern suchte, bis er, in Folge des Vorrückens des Erzherzogs K. und der Umwälzung des 30. Prairial, nach Paris an die Spitze des Kriegsministeriums berufen wurde. Während einer dreimonatlichen Verwaltung erwarb er sich um Herstellung der in der französischen Armee erschlafften Disciplin und um Anfachung des Eifers der neu Conscribirten große Verdienste, wurde aber gerade zu der Zeit, als er die Früchte seiner Bemühungen hätte einerndten können, durch die Intriguen Sieyes von seinem Posten entfernt und durch Milet-Mureau ersetzt; denn die Direktoren hatten sich getäuscht und in K.s rechtlichem, jeder Bestechung unzugänglichem Charakter kein gelehriges Werkzeug für ihre eigennützigen Bestrebungen gefunden. Gekränkt, zog er sich ins Privatleben zurück und verlangte, obgleich man ihm eine Befehlshaberstelle geben wollte, seine gesetzmäßige Pension, da er ohne sein Zuthun und ohne seine Schuld von seinem Posten entfernt worden sey. Die Revolution vom 18. Brumaire, bei welcher er sich leidend verhielt, und gegen welche er sich sogar stark aussprach, brachte ihm dennoch einen Sitz im neuen Staatsrathe und die Stelle eines Oberbefehlshabers der Westarmee, mit der er die Banden der Chouans aus einander sprengte und die Landung der Engländer bei Quiberon 16. Mai 1800 verhinderte. Krankheitshalber mußte er dieses Kommando bald darauf abgeben. 1801 bewarb er sich bei dem ersten Consul Bonaparte um das Kommando der nach St. Domingo bestimmten Expedition, welche aber dieser seinem hiezu ganz unfähigen Schwager Leclerc übertrug u. dadurch die Veranlassung zu dem Bruche zwischen ihm und K. gab, den Joseph Bonaparte nur mit Mühe und zum bloßen Scheine wieder vermitteln konnte. — Die Erhebung Napoleons zum Kaiser brachte K. den Marschallsstab und das Kommando der 8. Cohorte der Ehrenlegion, gegen deren Errichtung er sich im Staatsrathe hartnäckig gesträubt hatte; bald darauf an Mortiers Stelle den Oberbefehl über die in Hannover stehenden Truppen, mit denen er, bei dem mit Oesterreich ausgebrochenen Kriege 1805, durch das neutrale preußische Gebiet über Würzburg nach Salzburg marschirte, dadurch die Oesterreicher von ihrer Basis abschnitt, und so wesentlich zur Uebergabe bei Ulm (s. d.) beitrug; ebenso zeichnete er sich in der Schlacht bei Austerlitz aus, wo er das feindliche Centrum sprengte u. dafür 1806 mit dem Fürstenthum Pontecorvo sich von Napoleon belohnt sah. Im Feldzuge gegen Preußen 1806 marschirte er mit dem ersten Armeekorps über Baireuth und Hof ins sächsische Voigtland, schnitt den General Tauenzien von der Hauptarmee ab, nahm an den Schlachten von Saalfeld u. Jena Antheil, schlug die preußische Reserve unter dem Herzoge von Württemberg bei Halle und nahm, in Gemeinschaft mit Murat u. Soult, das noch 10,000 Mann starke Blüchersche Korps gefangen. Das unglückliche Schicksal dieser Stadt, so wie der 1500 auf der Trave gefangenen Schweden, suchte K. nach Kräften zu mildern, welche Menschlichkeit später Mitveranlassung zu seiner Er-

hebung auf den schwedischen Königsthron wurde. Von hier rückte er mit seinem Corps nach Polen u. Ostpreußen, lieferte hier das ausgezeichnete Gefecht von Mohrungen 5. Jan. 1807, mußte aber später, bei Spandau verwundet, nach Frankreich zurückkehren. 1808 rückte er auf Befehl des Kaisers mit einer, aus Franzosen, Holländern u. Spaniern gebildeten, Armee in Dänemark u. schwedisch Pommern ein, bei welcher Gelegenheit sich bekanntlich der Marquis Romana mit 10,000 Spaniern von ihm trennte. Im Feldzuge von 1809 kommandirte er die Sachsen. Mit den Württembergern vereint, lieferte er das siegreiche Treffen bei Linz; in der Schlacht bei Wagram behauptete er mit den Sachsen lange Zeit den Ort gleiches Namens gegen die feindliche Uebermacht, bis er, von dem General Dupas, der hinter ihm stand u. den er dringend um Succurs ersucht hatte, nicht unterstützt — weil dieser auf Befehl des Kaisers seinen Standpunkt nicht verlassen durfte — das Dorf räumen mußte. Schon vorher erbittert über die geringe Anzahl von Truppen, welche Napoleon ihm in diesem Feldzuge anvertraut hatte, und noch mehr erbittert über das, wie er glaubte, absichtliche im Stichlassen seines Armeekorps durch den Kaiser, entzweite er sich mit ihm, verlangte seinen Abschied, und kehrte nach Paris zurück, von wo er aber nach 14tägigem Aufenthalte schon wieder nach Holland abgehen mußte, um die auf Walcheren u. Beveland gelandeten Engländer zu vertreiben. (s. Walcheren, Expedition.) Durch klug ausgeführte Märsche mit den schnell zusammengerafften Nationalgarden wußte er den Feind so lange im Schach zu halten, bis das Walcherenfieber die ganze kostspielige Expedition zu nichte machte, worauf er das Kommando an den Marschall Bessières übergab u. nach Paris zurückkehrte. Hier sollte er gerade als Generalgouverneur nach Rom abgehen, wozu ihn Napoleon nach seiner, durch Joseph Bonaparte bewirkten, Wiederversöhnung mit ihm ernannt hatte, als ihn plötzlich u. unerwartet der König K. XIII. von Schweden u. dessen Stände als Thronfolger verlangten. Er hatte diesen Ruf besonders dem, den gefangenen Schweden zu Lübeck bewiesenen Wohlwollen, das seinen Namen in ganz Schweden verbreitet hatte, zu danken. Nachdem nämlich Gustav IV. von den schwedischen Ständen für sich und seine Erben des Thrones entsetzt worden war u. dessen Oheim, K. XIII., den Thron bestiegen hatte, nahm dieser, um die Nachfolge zu sichern, zuerst einen Prinzen von Holstein-Augustenburg an Sohnesstatt an, und als dieser plötzlich starb, wurde von den Reichsständen Bernabotte, nachdem er die protestantische Religion angenommen haben würde, als Reichsnachfolger erwählt, 20. Juni 1810. Diese Erhebung K.s, der die Wahl annahm, überraschte alle Welt, besonders aber Napoleon, der sie auch, jedoch mit etwas zweideutigen Ausdrücken, genehmigte. Nach einer mit dem Kaiser geführten Unterredung, in welcher dieser, unter der Zusage des Beitrittes zum Continentalsystem, mehres für Schweden zu thun versprach, reiste B. von Paris ab u. betrat den 20. October 1810, nachdem er vorher, den 19., im Hause des schwedischen Consuls zu Helsingör den protestantischen Glauben u. den Namen K. Johann angenommen hatte, den schwedischen Boden. Er leistete darauf K. XIII. den Eid der Treue, wurde hierauf von demselben adoptirt, sein Sohn Oskar zum Herzoge von Südermannland ernannt u. ihm von den Ständen als Thronfolger gehuldigt. Von nun an widerstrebte er den Anmaßungen Napoleons in Betreff Schwedens, welches dadurch ruinirt worden wäre, wodurch bald große Kälte zwischen beiden Cabinetten entstand; dagegen that er sehr viel für Hebung des Ackerbaues, des Handels, der Industrie u. der Militärmacht u. führte auch die Zügel der Regierung, während einer Krankheit seines Adoptivvaters, zur allgemeinen Zufriedenheit. Während dieser Zeit war K. zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein fortgesetztes Bündniß mit Frankreich den Interessen Schwedens nur nachtheilig seyn könne u. bewirkte in Folge derselben das Dekret von 1812, durch welches Schweden auf das Continentalsystem verzichtete. Auch als Napoleon Schweden ein Bündniß gegen Rußland anbot, lehnte dieses es ab u. erklärte dagegen, nach einer

zwischen dem Kaiser Alexander u. dem Kronprinzen zu Abo stattgefundenen Unterredung, worin letzterem, für das an Rußland abgetretene Finnland, Norwegen zugesagt wurde, in dem Vertrage zu St. Petersburg, 24. März 1813, Frankreich den Krieg. Hiebei war es jedoch nicht die Absicht K.s, Napoleon ganz zu entthronen; vielmehr wollte er nur dessen allzugroße Anmaßungen in die natürlichen Schranken zurückweisen; wie er denn auch stets mit großer Achtung an Napoleon hing, werden seine bei verschiedenen Veranlassungen an den Kaiser gerichteten Schreiben das beste Zeugniß ablegen. Schweden erschien jedoch mit einem Heere auf dem Kriegsschauplatze erst in der letzten Hälfte des Jahres 1813, nachdem K. vorher mit dem russischen u. preußischen Monarchen zu Trachenberg eine Unterredung gehabt hatte (Juli 1813), worin ihm das Obercommando über die aus Schweden, Russen und Preußen bestehende Nordarmee übertragen und Schweden der Besitz Norwegens zugesichert wurde. In 3 Schlachten, bei Großbeeren, Dennewitz u. Leipzig, kämpfte er gegen Napoleon; jedoch trifft ihn dabei der wohl nicht unbegründete Vorwurf, daß er in allen Kämpfen seine Schweden allzusehr geschont, die Preußen zu sehr ausgesetzt habe. Nach der Schlacht bei Leipzig trennte er sich von den Verbündeten und marschirte durch Mecklenburg gegen die unter Davoust vereinigte französisch-dänische Armee, die bald getrennt war, worauf sich die Franzosen nach Hamburg warfen, die Dänen aber sich nach Jütland zurückzogen. Er schloß Davoust in Hamburg ein u. verfolgte die Dänen durch die jütische Halbinsel hindurch und besetzte Holstein u. Schleswig. Hierdurch wurde Dänemark zum Kieler Frieden genöthigt, worin es Norwegen an Schweden abtreten mußte, 14. Jan. 1814 (dessen Verwirklichung aber später noch blutigen Kampf kostete). Von hier aus marschirte K., jedoch in so kleinen Märschen, nach Frankreich, daß er vor Abschluß des Friedens nicht mehr den französischen Boden erreichte. Er kehrte hierauf nach Stockholm zurück, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Nach dem Tode K.s XIII. 1818 bestieg er als K. XIV. Johann den Thron. Viel Gutes für Ackerbau u. Handel wurde unter seiner Regierung geleistet, wie er denn den Södertelje und Götakanal vollenden, auch die Centralfestung Karlsborg zwischen dem Wener- u. Wettersee bauen ließ. K. war ein Regent von großem Geiste und ruhigem Temperamente, der aber, trotz des vielen Guten, das er in Schweden stiftete, die Liebe seines Volkes sich nicht erwerben konnte. Außer den Vorurtheilen, mit denen er, vermöge seiner Geburt als Ausländer, zu kämpfen hatte, wurde er auch durch den Glauben an beständige, gegen seine Dynastie gerichtete Verschwörungen zu manchem gehäßigen Schritte verleitet, abgesehen davon, daß er, obgleich Nichts weniger als absolutistisch gesinnt, seinen königl. Prärogativen durchaus Nichts vergeben zu dürfen glaubte u. deßhalb eine zeitgemäße Entwickelung seines Volkes in politischer Hinsicht nicht aufkommen ließ. Er starb den 8. März 1844; ihm folgte in der Regierung sein Sohn Oskar I. Ow.

Karl. VII. K. Albert Amadäus, König von Sardinien, geboren 1798, Sohn des Prinzen K. Emanuel von Savoyen-Carignan, erbte 1800 dessen Güter und den Titel Prinz von Carignan, nahm bis zur sardinischen Militärinsurrektion im März 1821 keinen Theil an der Regierung, schloß sich aber durch eine Proklamation vom 12. März an die Revolution an, um derselben zuvorzukommen. Ende desselben Monats begab er sich indessen in das österreichische Hauptquartier, wo eine Convention zur Besetzung Piemonts durch österreichische Truppen zu Stande kam. Von da an lebte K., da es ihm verboten war, nach Piemont zu kommen, in Paris, befand sich 1823 bei der französischen Invasion in Spanien u. zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus u. kehrte 1824 nach Turin zurück. 1831 bestieg er, da die Häuptlinie mit K. Felix ausstarb, als Aeltester der Nebenlinie Carignan, den Thron. Das Nähere über seine Regierung sehe man unter dem Artikel Sardinien. Zu erwähnen ist hier noch, daß er in allerneuester Zeit in der inneren Verwaltung des Reiches viele wohlthätige Maßregeln im Geiste des gemäßigten Fortschrittes einleitet. Vermählt ist er seit 1817

mit Therese, großherzoglicher Prinzessin von Toscana; Kronprinz ist Victor Emanuel, geboren 1820.

Karl. VIII. Regierende Fürsten dieses Namens. 1) K., mit dem Beinamen der Kühne, Herzog von Burgund, Brabant und Luxemburg, Graf von Flandern, Hennegau, Namur und Holland, von 1467—77, der Sohn Philipps des Guten und der Isabella von Portugal, geboren den 10. November 1435 zu Dijon, zu Lebzeiten seines Vaters den Titel Graf von Charolais führend, entfernte sich, weil sein Vater im Frieden von Arras an Ludwig XI. von Frankreich mehre Städte an der Somme abgetreten hatte, vom Hofe, kam aber endlich wieder zurück, bildete sich eine eigene Partei am Hofe, erhielt 1464 die Regierung von seinem alten Vater abgetreten und verbündete sich mit mehren französischen Großen gegen Ludwig u. schlug denselben am 16. Juli 1465 bei Monthéry so aufs Haupt, daß er in drohender Lebensgefahr nach Paris floh und noch im selben Jahre, 4. October, ein Friedensvertrag zu Stande kam, in welchem der Graf von Charolais die Städte an der Somme, so wie die Grafschaften Boulogne, Guines und Ponthieu zurückerhielt. Am 15. Juni 1467 folgte K. seinem Vater in der Regierung. Gleich im Anfange derselben mußte der junge Herzog verschiedene, meist von seinem Erbfeinde Ludwig XI. angefachte, Aufstände dämpfen: so in Lüttich, Tongern u. s. w., u. dann wandte er seine Kraft auf die Regierung seiner Staaten. Er sorgte für getreue Beamte und hielt an drei Tagen in jeder Woche offenen Gerichtshof, bei welchem er selbst als Oberrichter waltete u. ohne Berufung allerlei Urtheile fällte, sich aber so tyrannisch benahm, daß er sich eher den Haß, als die Liebe der Bürger dadurch erwarb. Im Jahre 1468 vermählte sich K. mit Margaretha, der Schwester Eduard's IV., Königs von England, u. noch im October desselben Jahres lud ihn Ludwig XI., um ein Bündniß zwischen den beiden Fürsten zu verhindern, zur Ausgleichung ihrer Streitigkeiten zu einer Zusammenkunft nach Peronne ein, welche der Herzog auch annahm. Während jedoch der König von Frankreich sich sehr freundlich zeigte u. durch erheuchelte Zuneigung den Herzog zu kirren suchte, reizte er die Lütticher heimlicherweise zum Aufruhre. Hierüber ergrimmt, nahm K. den König alsbald gefangen u. würde ihn, ohne das Dazwischentreten seines Rathes Comines, haben ermorden lassen. Doch mußte Ludwig dem Heere K.s nach Lüttich folgen u. mit ansehen, wie am 30. October 1468 die Stadt auf das Gräßlichste zerstört und bei 40,000 Mann und 12,000 Weiber hingeschlachtet wurden; ja er mußte diese Rache des Herzogs noch öffentlich beloben. In den Jahren 1471 u. 72 fanden zwischen K. und Ludwig XI. einige Feindseligkeiten statt, die jedoch im December letzten Jahres durch einen Friedensschluß einstweilen beigelegt wurden. Bereits hatte K. indeß sein Gebiet über den Rhein ausgedehnt, durch den Ankauf der Landgrafschaft Elsaß, und 1473 nahm er Besitz von Geldern, das ihm Herzog Arnold von Egmont verkaufte. An der Spitze so mächtiger und reicher Staaten begnügte er sich aber nicht mehr mit der Herzogswürde, sondern faßte den Plan, alle ihm zugehörigen Länder u. Gebiete zu einem Königreiche zu vereinigen und wandte sich deßhalb an den deutschen Kaiser Friedrich III., um von diesem die Krone zu erlangen. Aber nicht bloß König, er wollte römischer König seyn und vorerst sollte das Reichsvikariat über die west-rheinischen Länder, vielleicht auch über die Alpenländer bis Mailand, eine Zugabe seiner Erhöhung werden. Zu diesem Behufe sollte sich seine Tochter und Erbin Maria mit dem Sohne des Kaisers Maximilian von Oesterreich vermählen. Es wurde eine persönliche Zusammenkunft in Trier verabredet und dort bereits Alles für die Krönung hergerichtet, die Kirchen geschmückt, die Throne errichtet u. s. w. Im Monate November 1473 war der Kaiser mit dem Herzoge zu Trier. Die Krönuug sollte am andern Tage stattfinden; aber der König von Frankreich, der nie ruhte, wenn er seinem Feinde schaden konnte, hatte heimlich Boten an den Kaiser gesandt. Durch schöne Worte, Bitten und Drohungen gelang es ihm endlich, letzteren dahin zu *bringen,* daß er am Abende, ohne einen Grund anzugeben, Trier verließ; das neue *Königreich und die Krönung* blieben daher stecken. Um indeß in die Regierung

einer Staaten mehr Einheit zu bringen, setzte er 1474 zu Mecheln einen hohen Rath ein, von dem alle andern Gerichtshöfe, so wie auch Rechnungskammern, abhängig gemacht wurden. Im Jahre 1474 schloß K. mit seinem Schwager Eduard IV. von England einen Bund gegen Frankreich. Das Jahr darauf empörte sich das Volk im Elsaß u. wurde von den durch Ludwig XI. aufgehetzten Schweizern unterstützt. K. brachte nun ein großes Heer zusammen u. zog gegen die Schweizer. Unterwegs wollte er aber erst den abgesetzten Erzbischof Ruprecht von Köln in seine Rechte wiedereinsetzen und belagerte zu diesem Zwecke das Städtchen Nuys, mußte aber nach zehnmonatlicher Belagerung u. nach bedeutenden Verlusten unverrichteter Dinge abziehen. Mittlerweile hatte Ludwig XI. die Schweizer dahin gebracht, daß sie dem Herzog von Burgund den Krieg erklärten. Dieser überfiel im September 1475 Lothringen, das sich ihm feindselig erwiesen hatte, eroberte das ganze Land innerhalb eines Monats und drang im Januar 1476 durch die Jurapässe in die Schweiz ein, wo er das Städtchen Granson eroberte, dessen Besatzung er erhenken u. ersäufen ließ. Die Eidgenossen erschienen darauf, 18,000 Mann stark, schlugen den Herzog am 3. März auf's Haupt u. nahmen ihm sein Gepäck u. alle seine für die damalige Zeit unermeßlichen Schätze ab. Nach drei Monaten erschien K. mit einem Heere von 60,000 Mann und unternahm die Belagerung von Murten, wurde aber auch hier von den Schweizern am 22. Juni 1476 bis zur Vernichtung geschlagen. Allein Nichts konnte den stolzen Fürsten beugen; im Gegentheil, seine Wuth wuchs nur noch mehr. Er schrieb nach Belgien, man möchte ihn mit Geld und Truppen unterstützen. Doch, jetzt sah er sich verlassen von seinen Unterthanen, die er gehaßt hatte. Die Stände weigerten jede Hülfe. Trotz der Bitte seiner Feldherrn, wagte er im October 1476 mit einem erschöpften Heere von etwa 6000 Mann die Belagerung von Lothringens Hauptstadt, Nancy, u. nimmt am 6. Januar 1477 die Schlacht gegen die Schweizer und Franzosen an. Erdrückt von der übergroßen Zahl der Feinde u. entmuthigt durch den Rath von K.s Feldherrn, Campo-Basso, der mit der Reiterei zum Feinde überging, fliehen die Burgunder nach allen Seiten. K. sieht seine Niederlage voraus, läßt jedoch den Muth nicht sinken und kämpft hartnäckig gegen sein Schicksal. Von Blut und Schweiß triefend, wüthet er furchtbar unter den Schaaren der ihn umringenden Feinde u. wird mit Wunden bedeckt. Ein Lanzenstoß raubt ihm die letzten Kräfte; er schwankt und will über einen gefrorenen Teich reiten, doch bricht das Eis unter ihm. Nun ruft er einem seiner Verfolger zu, ihm Beistand zu leisten, empfängt jedoch den Todesstreich von dessen Hand. Am andern Morgen fand man die Leiche K.s des Kühnen an dieser Stelle, den Kopf im Eise festgefroren. Er wurde in Nancy beigesetzt u. 1550 ließ sein Urenkel K. V. die Gebeine nach Brügge bringen. Flandern freute sich über den Tod des tyrannischen Fürsten u. die Menge weigerte sich sogar, für die Ruhe seiner Seele zu beten. — Aus seiner zweiten Ehe (er war dreimal verheirathet) mit Isabella von Bourbon hinterließ K. seine Erbtochter Maria (s. d.). Ow. — 2) K. Theodor, Kurfürst von Pfalzbayern, geboren 1724, Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, folgte diesem 1733 im Fürstenthume Sulzbach, und als 1742 Kurfürst K. Philipp von der Pfalz ohne Erben starb, wurde er dessen Nachfolger u. residirte zu Mannheim bis 1777, in welchem J. nach dem kinderlosen Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, auch dieses Land an die pfälzische Linie kam, worauf der neue Kurfürst von Pfalzbayern seine Residenz von Mannheim nach München verlegte. Anfangs machte Oesterreich auf mehre, seit lange mit Bayern vereinte, Grafschaften und verschiedene andere Theile des Landes Anspruch u. ließ sie sogleich besetzen. Allein Friedrich II. von Preußen vertheidigte die Rechte des pfalzbayerischen Kurhauses mit den Waffen u. zwang Oesterreich 1779 durch den Teschener Frieden, die besetzten Länder zurück zu geben. Von der Zeit an regierte K. Theodor in Ruhe bis zum französischen Revolutionskriege, der für die Pfalz sehr drückend war u. auch Bayern durch die Anwesenheit der Franzosen 1796 nachtheilig wurde. Als der

Kurfürst 1. Febr. 1799 kinderlos starb, folgte die neuere zweibrückische Linie in der Person des verstorbenen Königs Maximilian Joseph (s. d.). K. Theodor besaß einen liebenswürdigen Charakter, voll Güte und Wohlwollen, hatte sich mannigfaltige Kenntnisse erworben u. war ein vorzüglicher Beförderer der Künste und Wissenschaften. In Mannheim stiftete er 1763 die Akademie der Wissenschaften, ein Antiquitätencabinet, 1775 eine deutsche gelehrte Gesellschaft, ein Cabinet von Naturseltenheiten, einen botanischen Garten, ein militärisch-anatomisches Theater, chirurgisches Collegium, eine Hebammen- und Krankenwärterschule, eine Akademie der Zeichnungs- und Bildhauerkunst, und die Sternwarte erhob er zu einer der ersten, nicht nur in Deutschland, sondern selbst vielleicht in Europa. In Lautern errichtete er 1774 eine Kameralhoheschule, die er 1784 nach Heidelberg verlegte u. mit der dasigen Universität verband. Auch Bayern verdankt ihm mehre Anstalten, die den schönen Zweck hatten, Ackerbau, Gewerbe, Künste und Wissenschaften auf eine höhere Stufe zu bringen: den Anfang der Cultur des Donau-Mooses, vortreffliche Landstraßen, Verbesserungen des Salinenwesens, eine Forst- u. Vieharzneischule, Militärakademie. In späteren Jahren wußten jedoch verschiedene Elemente Einfluß auf ihn zu gewinnen, der dem Wohle des Landes eben nicht förderlich war. Seine noch lebende Wittwe, Marie Leopoldine, geb. 1776, Tochter des Erzherzogs Ferdinand K. von Oesterreich, mit der er sich, schon 71 Jahre alt, 1794, 6 Monate nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte, hat ihren Wohnsitz abwechselungsweise zu München u. auf ihrem Schlosse bei Neuburg. — 3) K. Eugen, Herzog von Württemberg, ältester Sohn des Herzogs K. Alexander von Württemberg und Mariens Augustens, geborenen Prinzessin von Taxis, wurde den 11. Februar 1728 zu Brüssel geboren, wo er auch seine Kindheit, bis zum vollendeten achten Jahre, unter Aufsicht seiner mütterlichen Großmutter zubrachte. 1736 wurde er nach Stuttgart berufen, um sich unter Leitung des geistvollen Barons von Segui in den Wissenschaften auszubilden. Im folgenden Jahre schon, den 28. März 1737, gelangte er durch den unerwarteten, in Folge eines Steckflußes erfolgten, Tod seines Vaters, jedoch unter Vormundschaft des Herzogs K. Rudolph von Württemberg Neuenstadt, zur Regierung. Als dieser 1738 seines hohen Alters wegen von der Vormundschaft zurücktrat, gelangte dieselbe an einen anderen Vetter K.s, den Herzog Friedrich K., der sie bis 1744 führte, in welchem Jahre K. durch ein Schreiben Kaisers Karl VII. für volljährig erklärt wurde. Der Grund dieser schon im sechzehnten Jahre erfolgten Volljährigkeitserklärung ist in dem Ausspruche Friedrichs II. zu suchen, der in Berlin, wohin sich K. begeben hatte, um sich in der Staats- und Kriegskunst auszubilden, über ihn das Urtheil fällte: „er besitze eine solche Intelligenz, daß er im Stande sei, allein zu regieren und sein Volk glücklich zu machen." — Anfänglich den Rathschägen weiser und redlicher Männer Gehör gebend, befand sich das Land unter K.s Regierung glücklich; allein im Jahre 1755 änderte er, durch schlechte Rathgeber irre geleitet, sein Regierungssystem, und umsonst baten ihn die Landstände, für das Wohl seiner Unterthanen wie bisher zu sorgen. Durch eine glänzende Hofhaltung, kostbare Opern, Reisen nach Italien, luxuriöse Bauten und Maitressenwirthschaft wurden die Einkünfte des Landes verschleudert, und eine Folge seiner Ausschweifungen war die Entzweiung mit seiner trefflichen Gemahlin, Elisabethe Friedrike Sophie, einzigen Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth, nach deren Abreise er jedoch seinen ausschweifenden Leidenschaften nur noch mehr den Zügel schießen ließ, was erneuerten Streit mit der Landschaft zur Folge hatte. Die, ohnedieß schon sehr zerrütteten, Finanzen Württembergs brachten K. aber vollends dadurch herab, daß er, nach einem mit der Krone Frankreichs abgeschlossenen Subsidienvertrage, 1753 an dem 7jährigen Kriege gegen Friedrich II. mit 6000 Mann Antheil nehmen mußte. Da nun die Mittel zur Werbung, wie zur Ausrüstung gänzlich fehlten — denn die früheren Hülfsgelder waren bereits verschwendet — so wurden die *gewaltsamen Rekrutirungen* im Lande mit grausamer Härte vorgenommen, zu

em Geschäfte sich der berüchtigte Oberst Rieger trefflich gebrauchen ließ.
standen die verlangten Truppen zum Abmarsche nach Böhmen parat, und
te seinen, erst zu Ende des Feldzuges dort anlangenden, Landeskindern da=
oraus, ärndete aber mit denselben, da ihnen alle taktische Ausbildung fehlte,
viel Ruhm ein; denn in der Schlacht bei Leuthen, 5. December 1757, waren
e ersten, welche die Flucht ergriffen. Auch im darauffolgenden Feldzuge
Hessen war K. nicht glücklicher; der Erbprinz von Braunschweig überfiel
im Lager bei Fulda stehende Infanterie, und K., der sich gerade auf einem
in der Stadt befand, konnte sich nur mit Mühe und durch Aufopferung
sämmtlichen Infanterie mit der Reiterei retten. Zur Aufmunterung für
Offiziere stiftete er während dieses Krieges den Militärorden 1759. An
brigen Feldzügen dieses Krieges nahm K. keinen bedeutenden Antheil mehr.
auch nach dem Hubertsburger Frieden 1763 fand K. sich nicht bewogen,
ahlreiches Heer zu verringern, weßhalb auch die drückend auf dem Volke
den Lasten nicht vermindert werden konnten. Erst der Verwendung Preu=
gelang es, durch den sogenannten Erbvergleich 1770, den klagenden Land=
en in Wien beim Reichshofrathe Recht zu verschaffen u. eine Reducirung der
pen zu bewirken. Von da an wurde der Herzog selbst seiner früheren Le=
weise überdrüssig, — wozu hauptsächlich seine zweite Gemahlin Franziska
Hohenheim (s. d.) beitrug — gelangte zu besserer Einsicht u. ließ, was
merkwürdig in den Annalen der württembergischen Geschichte bleiben wird,
inem fünfzigsten Geburtstage von allen Kanzeln des Landes verlesen: „daß
s reuiger Sünder seine Jugendvergehungen einsehe, und sich bessern werde;
i ein Mensch und also immer unter dem Grade der Vollkommenheit. Dieses
üthige Bekenntniß sei eine Pflicht, welche besonders den Gesalbten der Erde
z seyn müsse!" — Von nun an bemühte er sich einer weisen Sparsamkeit,
te nützliche Anstalten, worunter wir die, auf militärische Grundsätze basirte,
e K.s=Schule besonders hervorheben, beförderte Künste, Wissenschaften,
bau, Handel u. Gewerbe, u. somit würde wohl die zweite Hälfte seiner Re=
ng deren erste Periode vollständig verwischen, wenn nicht auch unter ihr
kleine Rückkehr zum Alten: Der Verkauf von 1000 Landeskindern zum
gsdienste auf das Cap der guten Hoffnung an die Holländer darin sich vor=
e. (S. Franquemont). Karl starb 1795 kinderlos. Ihm folgte in der Re=
ng sein Bruder Ludwig Eugen. Ow. — 4) K. Friedrich, Großherzog
Baden, einer der trefflichsten deutschen Regenten aller Zeiten, dessen segens=
es Wirken Baden die Grundlage fast aller seiner trefflichen inneren Einrich=
en und seinen jetzigen Wohlstand verdankt, wurde den 22. November 1728
Karlsruhe geboren. Sein Vater, der Erbprinz Friedrich von Baden=Durlach,
schon 1732, seine Mutter, Anna Charlotte Amalie von Nassau=Dietz,
e frühzeitig schwermüthig, so daß die Erziehung des Prinzen dem Großvater,
Markgrafen K. Wilhelm, anheimfiel. Nach dem Tode des letzteren, am
Mai 1738, folgte er demselben in der Regierung unter Vormundschaft seiner
ßmutter u. der ältesten Agnaten u. unter Beiordnung des geheimen Raths=
egiums, studirte hierauf in Lausanne, machte dann Reisen in Frankreich und
and, worauf er in Folge kaiserlicher Mündigkeitserklärung die Regierung
Baden=Durlach antrat. Seinen hohen Beruf würdigend, und mit der Lage
s Landes vollkommen vertraut, widmete er demselben fortan seine ganze
t u. Thätigkeit, ordnete das Finanzwesen, traf Maßregeln zur Abzahlung der
ulden, hob den Ackerbau durch wohlberechnete Gesetze u. Unterstützung fleißi=
u. denkender Landleute, begünstigte die Gewerbe, den Handel u. die Volks=
ung, traf heilsame Abänderungen in der Justiz= u. Domainenverwaltung, hob
Leibeigenschaft auf und verlieh, der erste deutsche Fürst, seinen Unterthanen
Recht der Freizügigkeit. Einen größeren Wirkungskreis erhielt seine Thätig=
als er nach dem Aussterben der Linie Baden=Baden im Jahre 1771 die
tzungen derselben mit den seinigen vereinte. Leider äußerte die Alles erschüt=

ternde französische Revolution auch auf sein Land nachtheilige Rückwirkungen u. mit Opfern mußte er die Freundschaft der Revolutionsheere erkaufen. Doch erhielt sein Gebiet eher Zuwachs, als Schmälerung; denn wenn er auch im Frieden zu Lüneville (1801) seine überrheinischen Besitzungen (ungefähr 14 □ Meilen) abtreten mußte, so erhielt er dafür im Jahre 1803, wo er zum Kurfürsten von Baden ernannt wurde, eine mehr als vierfache Entschädigung im Stifte Konstanz u. anderen Gebieten. Als Napoleons Verbündeter erhielt er durch den Preßburger Frieden abermals ansehnlichen Länderzuwachs u. später, als er mit dem großherzoglichen Titel zum Rheinbunde getreten war, eine neue ansehnliche Vergrößerung seines Gebietes, so daß er, während bei seinem Regierungsantritte Baden-Durlach nur 29 □ Meilen umfaßte, jetzt ein fast um das zehnfache vergrößertes Gebiet beherrschte. Er starb, hoch geachtet von seinen Zeitgenossen u. betrauert von seinem durch ihn glücklich gewordenen Volke, den 10. Juni 1811. — 5) K. August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, geboren den 5. September 1757, war erst 8 Monate alt, als sein Vater starb, stand während seiner Minderjährigkeit unter Vormundschaft seiner Mutter, die dieselbe Anfangs mit Hülfe ihres Vaters, des Herzogs K. von Braunschweig, später allein mit Umsicht u. seltener Herzensgüte führte. Tüchtige Lehrer bildeten seinen trefflichen Geist, und von diesen geführt, unternahm der Erbprinz im December 1774 eine Reise nach Paris und durch die Schweiz. Auf dieser Reise knüpfte er die Bekanntschaft mit Göthe an, welche für das Leben u. Wirken Beider in der Folge so entscheidend ward. Nach der Mündigkeitserklärung durch den Kaiser übergab die Herzogin Mutter dem 18jährigen Prinzen die Regierung, worauf sich dieser mit Louise, geborenen Landgräfin von Hessen-Darmstadt, vermählte. Sein Hof ward nun der Versammlungsort der Wissenschaften und Künste und bald nannte man Weimar mit Recht das deutsche Athen. Außer Wieland, welcher bereits Lehrer des Herzogs gewesen war, gewann dieser nach und nach um sich die classischen deutschen Dichter neuer Zeit: Göthe (seit 1775); durch ihn dessen Freund Herder, u. Schiller. Neben diesen lebten auf kurze Zeit oder für immer in Weimar: Amalie v. Imhof, Frau von Wolzogen, Jean Paul, Musäus, von Kotzebue, Böttiger, Falk, Schulz, Frau von Staël-Holstein, Friedrich Meyer, Heinrich Meyer, Tieck: Werner, Merkel, Fernow, St. Schütze, Bode, Hain, Gruber, Klaproth, Bertuch, Knebel u. A. Die größte Sorgfalt wendete K. August auf die Universität Jena; er stiftete hier mit seinen Ministern Göthe und Voigt nicht nur das Hebammeninstitut, den neuen botanischen Garten, baute die neue Anatomie u. s. w., sondern berief auch die tüchtigsten Lehrer. Sehr bald zierten Griesbach, Paulus, Döderlein, Ilgen, Gabler, Lorsbach, Marezoll, Schott, Hellfeld, Thibaut, die beiden Hufeland, Fichte, Oken, Schelling, Fries, Luden u. A. die dortige Universität u. brachten dieselbe zu hohem akademischem Rufe. Aber auch in anderen Zweigen der Verwaltung leistete K. August Großes; so entließ er das Militär bis auf ein, nach seinen eigenen neuen Grundsätzen armirtes, Jägerbataillon u. einige Husaren, baute das vor dem Antritte seiner Regierung abgebrannte Schloßgebäude in einem neueren u. geschmackvolleren Style wieder auf (1799 — 1804), legte den botanischen Garten zu Belvedere an, errichtete eine Bürgerschule u. stiftete eine Zeichnungs-Akademie zu Weimar, überhaupt blieb kein für das Wohl seiner Unterthanen wichtiger Gegenstand seiner Thätigkeit fremd. Seit 1792 machte er den Feldzug gegen Frankreich in der französischen Armee mit, 1806 ließ er sein Jägerbataillon zum preußischen Heere stoßen, er selbst befehligte als General der Cavallerie die Avantgarde der Armee. Nach der Schlacht bei Jena, die das Schicksal Preußens entschied, hatte er es nur der Festigkeit und Würde seiner Gemahlin, welche Napoleon imponirt hatte, zu verdanken, daß dieser ihn nicht „zu regieren für unfähig" erklärte. Er kehrte hierauf, der Nothwendigkeit gehorchend, nach Weimar zurück, stellte ein Contingent von 800 Mann zu Napoleon's Verfügung u. trat dem Rheinbunde bei. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland wartete er nur den Zeitpunkt ab, wo er

sich für die Alliirten erklären konnte, was auch nach der Schlacht bei Leipzig geschah, stellte nicht nur ein Contingent, sondern führte persönlich die königlichen u. herzoglich sächsischen Truppen nach Belgien, wo er den Oberbefehl über die sämmtlichen alliirten Truppen erhielt, zugleich Statthalter von Belgien wurde u. Maubeuge belagerte. Auf dem Congresse zu Wien, wo er selbst anwesend war, erhielt sein Haus die großherzogliche Würde und sein Land eine bedeutende Gebietsvergrößerung. Seinem Lande gab er, der erste unter allen deutschen Fürsten, eine zeitgemäße Verfassung; aber der schreckliche Mißbrauch, welcher mit der gewährten Freiheit bei dem sogenannten Wartburgfeste getrieben wurde, machte ernste Maßregeln nöthig. Der, als Mensch und Regent gleich geachtete Fürst starb, innig u. tief betrauert von seinen Unterthanen, auf der Rückreise von Berlin, zu Gradiß bei Torgau 14. Juni 1828. Ihm folgte 6) sein Sohn K. Friedrich, geb. 1783, in der Regierung, die er im Geiste des Vaters fortführt; vermählt ist derselbe seit 1804 mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland. — 7) K. (Anton Friedrich Meinrad Fidelis) regierender Fürst von Hohenzollern Sigmaringen, geb. 19. Febr. 1785, einziger Sprößling aus der Ehe des Fürsten Anton Aloys mit Amalie Zephyrine, Prinzessin von Salm-Kyrburg, hatte als Erbprinz den nachmaligen Bischof Sailer zum Erzieher, u. von dem eifrigen Studium, womit er sich den politischen u. staatswirthschaftlichen Fächern auf der Universität zu Landshut widmete, geben die sorgfältig nachgeschriebenen Collegienhefte, die in der fürstlichen Hofbibliothek noch vorhanden sind, Zeugniß. Die Jugendzeit des Fürsten fiel in die für Europa u. zumal für Deutschland so entscheidend gewordene Umkehr aller staatlichen u. socialen Verhältnisse. Das Schicksal, welches auch seinem Hause bevorstand, u. das vertrauliche Verhältniß der fürstlichen Mutter zu der Kaiserin Josephine in Paris, riefen den Erbprinzen nach vollendeten Studien dahin, wo er Gelegenheit fand, mit der Ueberbringung von Staatsdepeschen nach Neapel u. Madrid betraut zu werden u. schon damals einen großen Theil des Continents zu durchreisen. Dort wurde auch das eheliche Verhältniß mit Antoinette Murat, Prinzessin von Frankreich, angeknüpft, mit welcher die Vermählung am 4. Februar 1808 erfolgte, worauf die erbfürstliche Familie ihren Wohnsitz in Krauchenwies, 2 Stunden von Sigmaringen, nahm. Die Administration zweier Rentämter, welche Fürst Anton seinem Sohne als Theil der Apanage überließ, u. die eingeräumte Theilnahme an Regierungsgeschäften legten den Grund zu jener seltenen Thätigkeit, Pünktlichkeit u. Ausdauer in Geschäften, die den Fürsten auszeichnen. Der am 13. October 1831 erfolgte Tod seines Vaters setzte den Regierungsantritt des Fürsten in eine Zeit, die auch für das Fürstenthum von dem größten Einfluße gewesen. Bisher hatte in Sigmaringen ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß zwischen Fürst u. Volk bestanden; allein jetzt sprach sich die öffentliche Stimmung für das Zustandekommen der vorbereiteten Landesverfassung aus, wodurch ein dauerhafter Rechtszustand in den öffentlichen Verhältnissen begründet werden sollte. Es gingen 1½ Jahre über den Berathungen der Regierung u. mit der Landesdeputation hin, bis der Fürst die Verfassungsurkunde unterzeichnen konnte (14. Juli 1833). Als eine sehr wichtige Maßregel, die der Errichtung einer Constitution vorausgegangen war, konnte indessen die schon bald nach dem Regierungsantritte des Fürsten ausgesprochene Trennung der Kammerbehörden von den Landesbehörden angesehen werden. Wie die neue Verfassung eine Reihe von Gesetzen zur Folge hatte, wodurch ein ganz neues öffentliches Leben in dem Lande begründet wurde, so legte auch der Fürst für sich den Grund zu mehren Schöpfungen. Seinem Wohlthätigkeitssinne verdankt das Land viele milde Stiftungen u. namhafte Beiträge für Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten. So wies er schon 1828 als Erbprinz, zur Erinnerung seines Geburtstages, ein Kapital von 10,000 fl. für Gründung eines Landeshospitals an u. Fürst Anton vermehrte diesen Fonds durch weitere 20,000 fl. Das gegebene Beispiel erweckte bei hohen Wohlthätern u. Privaten eine solche Nacheiferung, daß die Stiftungssumme binnen des ersten Jahres schon

auf 41,533 fl. anwuchs. Ein weiteres großmüthiges Geschenk des Fürsten von 50,000 fl. im Jahre 1843 brachte den Bau eines großartigen Krankenhauses zur Ausführung, in welchem die Krankenpflege seit dem Sommer 1847 den barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause in Straßburg übertragen ist. 1844 hatte die regierende Fürstin Marie Antoinette zur inneren Einrichtung des Landeshospitals die Summe von 4000 fl. beigesteuert (diese edle Frau, deren freundliches Wohlwollen u. herablassende Mildthätigkeit durch das ganze Land in gesegnetem Andenken fortleben wird, hat ihre irdische Laufbahn am 19. Januar 1847 vollendet). 1840 trat der Fürst an das Land ab: das Schloß Hornstein an der Lauchert für eine Zucht- u. Arbeitsanstalt, u. die Klostergebäude u. Garten in Habsthal zur Errichtung eines Waisen- u. Erziehungshauses, eines Schullehrerseminars u. eines Taubstummen- u. Blindeninstitutes. Die gemeinnützige Anstalt einer öffentlichen Spar- u. Leihcasse in Sigmaringen ist ebenfalls ein Werk des Fürsten K., welcher dieselbe am 4. November 1835 durch ein Stiftungscapital von 10,000 fl. in's Leben gerufen hat. Als in den Jahren 1846 u. 1847 eine allgemeine Theuerung die dürftige Classe der Unterthanen in Noth u. Kümmerniß zu versetzen drohte, war es wiederum derselbe Fürst, welcher sie mit einer Unterstützung von 10,000 fl. erfreute, ihnen die herrschaftlichen Fruchtkästen öffnen u. den Gemeinden zum Ankaufe von Lebensmitteln unverzinsliche Geldvorschüsse aus seiner Hofcasse reichen ließ. Um den Armen Beschäftigung u. Nahrung zu gewähren, wurden noch verschiedene Arbeiten angeordnet, welche meistens auf fürstliche Rechnung kommen. Zur Belohnung treuer u. redlicher Dienstleistungen hat der Fürst 1837 einen Gratialfonds u. 1841, gemeinschaftlich mit dem stammverwandten Fürsten von Hechingen, den Hohenzollern'schen Hausorden gestiftet. Die Domainen, welche der Fürst schon bei seinem Regierungsantritte im geordneten Zustande getroffen, vergrößerte derselbe durch bedeutende Herrschafts-Ankäufe in Böhmen, sowie er auf den eigenen Besitzungen im Lande dem Loskaufe der bäuerlichen Lehen u. einigen andern bäuerlichen Lasten Statt gab. Im Jahre 1838 wurde, um den unteren Theilen des Fürstenthumes Beschäftigung zu verschaffen, in Karlsthal eine Baumwollspinnerei auf fürstliche Rechnung errichtet. Die reichlichen Domaineneinkünfte, wozu auch Güter und Forste in dem Königreiche der Niederlande gehören, haben dem Fürsten nicht nur die erwähnten Stiftungen, sondern auch die Herstellung von Straffen, wohin wir vor allen die Kunststrasse bei Beuron im Donauthale rechnen, ermöglicht. Bei diesen glänzenden äußeren Verhältnissen des fürstlichen Hauses gewinnt doch wieder Jeder, der die Haus- u. Hofhaltung des Fürsten genauer kennen zu lernen Gelegenheit hat, die überraschende Ueberzeugung, daß dieselbe durch seltene Einfachheit, bewunderungswürdige Mässigkeit u. Ordnung sich auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Wie sein unvergeßlicher Vater, ist auch Fürst K. Hohen und Niederen Muster u. Vorbild von Berufsthätigkeit, Sittenreinheit und allen socialen Tugenden. Innig durchdrungen von der Ueberzeugung, daß nur die christliche Religion Geist u. Verstand des Menschen wahrhaft aufklärt u. die höheren Bedürfnisse seines Herzens vollkommen befriedigt, sind die Wünsche und Bestrebungen des Fürsten vor Allem darauf gerichtet, daß in Familien, Schulen u. Kirchen der Grund zu einem sittlich-religiösen Lebenswandel gelegt, entfaltet u. gekräftiget werde. Dem Gewissen, der Ehre, der Person u. dem Eigenthume wurden schon im ersten Edikte die gebührende Achtung zugesichert u. den fürstlichen Räthen die freie Aeußerung ihrer Ansichten u. Ueberzeugungen zur Pflicht gemacht. In der Ueberzeugung, daß das Gute u. Bessere nur mit Zeit u. Weile gedeiht, wird Alles mit Vorsicht begonnen, mit Weisheit geleitet u. die Früchte der allseitigen Bemühungen in Geduld erwartet. Obgleich es jedem erhabenen Charakter eigen ist, daß er mehr nach dem Beifalle des Allerhöchsten, als nach menschlichem Lobe strebt: so darf ein thatenreiches, durch harte Leiden u. vielfältige Prüfungen, mit denen die göttliche Vorsehung auch den Gerechten heimsucht, bewährtes Leben den gerechtesten Anspruch auch auf die Zuneigung, Liebe u.

Dankbarkeit aller Gutgesinnten machen u. es mag einem Fürsten, der seine Regentenpflichten mit Gewissenhaftigkeit, Treue u. Ausdauer erfüllt, welcher im Leben seine Güter unter die Armen vertheilt, billig vergönnt seyn, mit dem frohen Bewußtseyn, seine hohe Pflicht so treu erfüllt zu haben, auf ein so segensreiches Wirken zurückzublicken. — Der Erbprinz, K., Anton Joachim Zephyrin Friedrich Meinrad, großherzoglich Baden'scher Generalmajor à la suite, (geboren 7. September 1811, vermählt 21. October 1834 mit Josephine Friederike Louise, Prinzessin von Baden) erzogen u. gefestigt in den Grundsätzen seiner tugendhaften, oft durch Tapferkeit u. Wissenschaft ausgezeichneten Ahnen, berechtigt zu den schönsten Erwartungen für Fürst u. Land. — Die Frau Erbprinzessin hat in der heil. Charwoche 1846 das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Die Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre ist von dieser allgemein verehrten u. geliebten Frau lediglich auf dem Wege eigener Forschung gewonnen worden, und aus freiem, religiösem Antriebe, ohne alle u. jede Nebenrücksichten, hat sie sich der großen katholischen Gemeinschaft angeschlossen. — 8) K., **Wilhelm Ferdinand**, regierender Herzog von Braunschweig u. Lüneburg, königlicher preußischer General u. Feldmarschall, geboren 9. Oktober 1735, war ein Sohn des Herzog K. von Braunschweig u. der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen. Seine Erziehung war die damals gewöhnliche Fürstenerziehung; doch hatte er dem Abte Jerusalem u. dem Besuche des Karolinums in Braunschweig viel zu danken. Geschichte war seine Lieblingswissenschaft u. vom 15.—18. Jahre las er die meisten griechischen u. römischen Historiker in französischen Uebersetzungen. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse machte er Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, England u. die Niederlande. Bald fand er nach seiner Rückkunft Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth bei Anführung der Landtruppen zu zeigen, u. beim Einfalle der Franzosen in Deutschland 1757 befand er sich bei der, wider dieselben vereinten, preußischen u. englischen Armee u. kommandirte als Erbprinz die dazu gestossenen 6000 Mann braunschweigische Völker. Die Schlacht von Hastenbeck (26. Juli 1757) unter dem Herzoge von Cumberland, in welcher er, mit dem Degen in der Faust, eine Batterie im Centrum der Alliirten wegnahm, war der erste Versuch, in welchem er, nach König Friedrichs II. Urtheile, zeigte, daß die Natur ihn zum Helden bestimmt hatte. Und diesen Ruhm behauptete er den ganzen 7jährigen Krieg hindurch. 1758 hatte er großen Antheil an der von seinem berühmten Oheim, Herzog Ferdinand, vollendeten schwierigen Vertreibung der Franzosen aus Niedersachsen und Westphalen u. entschied den Sieg seines Oheimes bei Crefeld, worauf er, im Verfolgen des Feindes, nach einem zweistündigen Angriffe, die Festung Ruremonde eroberte. Im Anfange des Feldzuges 1759 drang er durch das Fürstenthum Fulda in Franken ein, eroberte Meiningen u. Wasungen vernichtete 3 dort stehende österreichische Regimenter u. verjagte nachher den Herzog von Württemberg aus jener Gegend, wobei 1200 Gefangene in seine Gewalt kamen. Im nächsten Feldzuge (1760) machte er ein, zu Anfange desselben von seinem jugendlichen Muthe begangenes, Versehen eines unglücklichen Angriffes auf die Alliirten, in welchem er selbst eine leichte Wunde erhielt, bald dadurch wieder gut, daß er ein ungefähr 3000 Mann starkes Corps der Alliirten bei Emsdorf überfiel u. dasselbe mit dessen General Glaubitz u. dem Fürsten von Köthen gefangen nahm. Die Thaten dieses Jahres beschloß er damit, daß er einen Zug an den Niederrhein machte, im October Cleve u. Ruremonde eroberte, Wesel belagerte u. im Münster'schen die Winterquartiere bezog. 1761 rückte er im Februar in Hessen ein, vertrieb die Franzosen aus Fritzlar, eroberte Marburg, erbeutete viele französische Magazine, schlug bei Münsterbach das Stainvillische Corps u. ließ Ziegenhain belagern. Im April 1762 beschoß u. eroberte er Arensberg u. machte dann einen Marsch ins Bergische, wo der Prinz von Condé stand, unter dessen Augen er Contributionen einforderte, Geißeln wegführte, den er an allen Unternehmungen hinderte u. zum Rückzuge nach Wesel zwang. Als sich Condé sehr verstärkt hatte, fiel

bei Wolfersheim am Johannesberge ein hitziges Treffen vor, in welchem der Erbprinz stark verwundet wurde u. sich zurückziehen mußte. Nach der Rückkehr des Friedens, der ihm die höchste Achtung seines königlichen Oheims, Friedrichs II., erworben hatte, lebte er an dem Hofe seines Vaters u. reiste gegen das Ende des Jahres 1763 nach England, u. vermählte sich im Januar 1764 mit der Prinzessin Auguste, ältesten Tochter des Prinzen von Wales und Enkelin Georgs II. Auguste liebte ihren Gemahl bis zu dessen Tode mit herzlicher, reiner Zärtlichkeit, die dieser zwar nicht so, wie sie es verdiente, zu erwiedern vermochte, sie aber doch immer mit Hochachtung ehrte. 1766, in dem Jahre, wo der Erbprinz geboren wurde, reiste der Herzog nach Italien u. kehrte von da mit einer Gräfin Bianconi zurück, die ihm bald darauf einen Sohn gebar, der, als des Vaters Liebling, ihm stets zur Seite war u. 1793 in dem Feldzuge gegen Frankreich fiel. Nach jener Reise lebte K. einige Jahre, von allen Staatsgeschäften entfernt, zurückgezogen in Braunschweig, bis er 1773 als General der Infanterie in preußische Kriegsdienste trat. Im bayerischen Erbfolgekriege 1778 vertraute ihm Friedrich II. das Kommando eines Armeekorps in Oberschlesien an, wo er aber keine Gelegenheit fand, seinen Kriegsruhm zu vergrößern. Nach dem Tode seines Vaters, 26. März 1780, trat er die Regierung seines Landes an, der er sich ganz widmete, bis ihm 1787 die Expedition gegen Holland übertragen wurde, welche die baldige Wiederherstellung der vorigen Regierungsform der vereinigten Provinzen zur Folge hatte. Ihn traf 1792 die Wahl, das Kommando der vereinigten Truppen der alliirten Mächte gegen die französische Revolution zu übernehmen. Damals erschien gegen Ende Juli (unter seinem Namen, aber nicht in seinem Geiste, von einem Emigrirten ausgefertigt) jenes berüchtigte Manifest, dem eine Erklärung in Betreff der Sicherheit des Königs u. der königlichen Familie von Frankreich folgte. Nach dem Rückzuge aus Champagne legte er das Commando über die kaiserlichen Truppen nieder u. behielt nur das über die preußische Armee unter den Befehlen des Königs, während des Feldzuges von 1793 bei. Gegen das Ende dieses Jahres bestimmten die politischen Verhältnisse der alliirten Höfe den Herzog, trotz einiger gelungenen Unternehmungen, seine Zurückziehung zu fordern. Er machte seitdem die Sorge für sein Land zum Hauptgegenstande seiner Bemühungen. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten zwischen Frankreich, Oesterreich u. Rußland im September 1805 berief ihn der preußische Hof nach Berlin u. bestimmte ihn zum Commando einer Armee, welche die Neutralität der preußischen Staaten schützen sollte. In Gemäßheit dessen machte er mehre Reisen an den preußischen Gränzen. Er befand sich zu gleicher Zeit mit dem Kaiser Alexander in Berlin u. wurde von demselben mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Hierauf begab er sich nach Hannover u. wurde von da in derselben Zeit, wo sich Haugwitz nach Paris begab, nach Petersburg gesandt, beide mit diplomatischen Unterhandlungen beauftragt, die die neue Lage veranlaßte, in der sich Preußen befand. Bei dem Ausbruche des französisch-preußischen Krieges im September 1806 erhielt er an der Seite des Königs Friedrich Wilhelm III. das Obercommando der Hauptarmee u. rückte an dem unglücklichen 14. October bei Auerstädt mit dem rechten Flügel der Armee zum Angriffe vor. Der Kampf hatte noch nicht lange gedauert, als ihn eine Flintenkugel dicht über dem rechten Auge traf, ihm das Nasenbein zerschmetterte, das linke Auge aus seiner Höhle trieb u. ihn zum ferneren Commando untauglich machte. Er wurde zuerst in seine Residenz zurückgebracht, mußte aber bei dem Annähern des Feindes auch diese verlassen u. sich unter den größten Schmerzen seiner Wunden nach Altona flüchten. In der Nähe dieser Stadt, in dem Dorfe Ottensen, starb er am 9. November 1806 u. entging durch seinen Tod dem Dekrete Napoleons, welches die temporäre Auflösung der Braunschweigischen Lande in dem ephemeren Königreiche Westphalen (s. d.) verfügte. Wenige Tage nach der Schlacht war ihm der Tod des Erbprinzen gemeldet worden, den er gesund in Braunschweig zurückgelassen hatte. Als Mensch, Regent und Feldherr war K. ein ausgezeichneter

kann. Regelmäßigkeit des Körperbaues u. Kraftfülle waren an ihm entscheidende Vorzüge, die ihm bis in sein höchstes Alter einen edlen Anstand u. eine feste Haltung gaben. Seltene Lebenskraft zeigte er oft auf Reisen u. im Kriege. Im Feldzuge 1794 hatte er zuweilen in 14 Tagen kein Kleid gewechselt, war einen halben Monat hindurch in keinem Bette gewesen u. hatte bei dem übelsten Wetter Tag u. Nacht auf dem Pferde zugebracht. Wenige konnten Hunger u. Durst so gut ertragen, als er. Selbst rastlos thätig, befriedigte ihn selten Jemand in dieser Hinsicht. Er war gleichgültig gegen Jagd, Spiel, die Freuden der Tafel u. ein Feind alles Prunkes u. alles Schmeichelns. Gutmüthigkeit, Wohlthätigkeit und Popularität gehörten unter seine entschiedensten Vorzüge, und in der Conversation war er Meister. Ohne allen Anschein der Kunst, wußte er seine eigenen Ideen so darzustellen, daß sie Anderen Gelegenheit zur eigenen Entwickelung seiner Gedanken gaben. Dabei wußte er seinen Rang so in Vergessenheit zu bringen, daß nicht leicht bei ihm Jemand in Verlegenheit kam. Religiosität war ihm Sache des Herzens, und einer seiner Lieblingsgedanken war der Gedanke an die Unsterblichkeit. Alle, die ihn kannten, rühmten seine Beobachtungsgabe, seinen Scharfblick in Beurtheilung der Menschen u. seinen praktischen Verstand. Als Regent hat er für das Beste seines Landes unermüdet gewirkt. Durch Ordnung und Sparsamkeit, besonders bei Hofe, verbesserte er den Zustand der Finanzen, die er in einem sehr zerrütteten Zustande antraf. Auch nahm er auf andere Art wirksamen Antheil an der Regierung; in den ersten 8 Jahren wohnte er selbst den Sitzungen des Kammercollegiums bei und ließ sich auch nachher immer Bericht über die Verhandlungen desselben erstatten, so wie er auch beständig an den Geschäften des Geheimraths-Collegiums Theil nahm und bei seiner Abwesenheit dringende Sachen sich zur Entscheidung zusenden ließ. Seine Muße war dem Studium der Wissenschaften und der schönen Künste gewidmet, für die er seine Liebe auch durch thätige Vorsorge für die Erziehung u. für niedere u. höhere Unterrichtsanstalten bewies. Sein militärischer Ruhm gründet sich auf die früheren Thaten seines Lebens, auf das von Friedrich II. selbst geschehene Anerkenntniß seiner Verdienste und auf die gründliche und reife Einsicht in die Theorie des Kriegs, die er bei unzähligen Gelegenheiten bewährte. Vgl. K. W. F., Herzog von Braunschweig u. Lüneburg. Ein biographisches Gemälde, Tübingen 1809. — 9) K. Friedrich August Wilhelm, regierender und seit 1830 entthronter Herzog von Braunschweig, Enkel des Vorigen, geboren 1804, trat 1815, nach dem Tode seines Vaters Friedrich Wilhelm (s. d.), unter Vormundschaft des Prinzregenten u. nachmaligen Königs Georgs IV. von England, die Regierung an, die er seit 1823 selbstständig führte. Frühe schon durch Ausschweifungen u. Schmeichler verdorben, war er seinen Unterthanen durch eine Reihe ungerechter und unwürdiger Regierungshandlungen längst verhaßt, als die französische Julirevolution ausbrach, deren moralischer Eindruck in Braunschweig Vorfälle hervorrief, welche mit der gewaltsamen Verjagung des Herzogs endigten u. seinen jüngeren Bruder Wilhelm (s. d.) auf den Thron brachten. (Man sehe alles Dieses ausführlich in dem Artikel Braunschweig, Geschichte). Ein Versuch des Herzogs, sich mit Waffengewalt in seinem Lande wieder einzuführen, so wie eine zu gleichem Zwecke angezettelte Verschwörung, mißlang völlig, u. er lebt nun, nachdem er auch durch einen Beschluß des deutschen Bundes für regierungsunfähig erklärt ist, in London (aus Paris wurde er 1832 ausgewiesen), von wo aus er seinen Namen hie und da noch durch Bizarrerien aller Art im Gedächtnisse des Publikums aufzufrischen sucht.

Karl. IX. Nicht regierende fürstliche Personen dieses Namens. — 1) K. Leopold, Prinz von Lothringen, kaiserlicher u. Reichsgeneralfeldmarschall u. Generalgouverneur der österreichischen Niederlande, ein Bruder Kaisers Franz I., geboren zu Lüneville 1712, trat früh in kaiserliche Kriegsdienste, kommandirte 1742 die Armee, vertrieb die Franzosen aus Böhmen, ging gegen den Rhein u. setzte sich in der Mitte des Elsasses fest. Aber Friedrich II. von Preußen brach

den Breslauer Frieden u. verursachte, daß K. nach Böhmen zurückkehrte, um die Feinde aus diesem Reiche zu verdrängen. Er kommandirte nochmals 1757 die kaiserlichen Truppen, schlug den General Keith, den 22. November desselben Jahres die Preußen bei Breslau, wurde aber von diesen wiederum bei Lissa geschlagen. Dieser österѕ unglückliche Prinz hatte alle Kenntnisse eines guten Generals, kannte alle Vortheile einer guten Veranstaltung u. einer sicheren Retirade, verfehlte aber dennoch, u. oft plötzlich, den gehofften Entzweck. Er starb im Juli 1781 u. nahm die Liebe der Brabanter mit sich ins Grab. — 2) K. Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, dritter Sohn Kaisers Leopold II. u. Ludovika's, Infantin von Spanien; außer Prinz Eugen von Savoyen der größte Feldherr des Hauses Oesterreich, geboren den 5. September 1771. Seine glänzende kriegerische Laufbahn begann er in den Revolutionskriegen unter Prinz Josias von Koburg. In der Schlacht von Neerwinden unter Clairfait befehligte er den Vortrab der österreichischen Armee; für die Tapferkeit u. Umsicht, die er dabei bewährte, erhielt er das Theresienkreuz. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande. 1796 übernahm er als Reichsfeldmarschall den Oberbefehl des österreichischen Heeres u. der Reichsarmee; bestand glückliche Gefechte gegen den General Moreau; täuschte diesen einsichtsvollen Feldherrn, indem er einen Theil des Heeres ihm gegenüber zurückließ u. mit den übrigen Truppen gegen Jourdan aufbrach, denselben in Franken bei Amberg u. Würzburg schlug, wodurch dieser u. Moreau gezwungen wurden, über den Rhein zurückzukehren. Mitten im Winter belagerte u. eroberte er Kehl. Damals u. Jahre nachher gab es in Deutschland keinen gefeierteren Namen, als den des Erzherzogs. Der Retter Deutschland's, so hieß er mit Recht. Als Napoleon Bonaparte die Oesterreicher aus Italien herausgeworfen hatte und in das Herz der Monarchie vordrang, wurde ihm Erzherzog Karl entgegen gestellt. In der Defensivschlacht von Tarvis bewährte er seine Einsicht als Feldherr u. persönliche Bravour, ohne den Feind aufhalten zu können. Hierauf folgte der Waffenstillstand von Leuben und der Friede von Campo-Formio. Als der Krieg 1799 abermals ausbrach, stand der Erzherzog wieder an der Spitze der Armee in Deutschland, u. schlug den französischen Feldherrn Jourdan bei Ostrach u. Stockach, u. warf die Franzosen über den Rhein. Als dasselbe Jahr noch die Russen in der Schweiz durch Massena geschlagen wurden u. die Oesterreicher in eine sehr ungünstige Lage kamen, zeigte sich sein Feldherrentalent im glänzendsten Lichte. Zerrütteter Gesundheit wegen verließ er die Armee und wurde Generalgouverneur von Böhmen. Nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden wurde er wieder an die Spitze der Armee gestellt, fand es aber bei der damaligen Lage der Dinge vortheilhafter, Friedenspräliminarien einzugehen, worauf der Friede von Lüneville erfolgte. 1802 verbat er sich das Denkmal, welches nach dem Antrage des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm, als dem Retter Deutschlands, errichtet werden sollte. 1804 trat er das Großmeisterthum des deutschen Ordens seinem Bruder, dem Erzherzoge Anton, ab. Im Jahre 1805 führte er den Oberbefehl in Italien. Als nach den Unglücksfällen von Ulm Napoleon gegen Wien vordrang, lieferte er dem Generale Massena die siegreiche Schlacht von Caldiero u. sicherte sich so den Rückzug in die österreichischen Staaten. Die Schlacht von Austerlitz hatte während dessen den Frieden von Presburg herbeigeführt. Hierauf wurde er zum Chef des Hofkriegsraths u. Generalissimus ernannt. 1809 stand er abermals in Deutschland im Felde. Bei Eckmühl nächst Regensburg hatte ein 5tägiger Kampf zwischen ihm u. Napoleon statt, in welchem zuletzt die Oesterreicher der französischen Uebermacht weichen mußten. Während Napoleon auf Wien losrückte, eilte der Erzherzog ebenfalls dahin; er hatte den genialen Gedanken, Wien als Brückenkopf zu benützen u. dem Feinde unter den Mauern der Hauptstadt eine Schlacht zu liefern; aber Wien hatte sich schon ergeben, als der Erzherzog auf dem Marchfeld eintraf. Napoleon ging über die Donau u. es erfolgte am 21. u. 22. Mai die Schlacht von Aspern, die K.s Heldenruhme die Krone

aufsetzte. Napoleon war zum erstenmale geschlagen. Im Juli ging Napoleon abermals über die Donau, u. es erfolgte die Schlacht von Wagram, eine der merkwürdigsten Schlachten der neueren Zeit. Nach dem Plane des Erzherzogs hätte ein Hülfsheer bei Presburg während der Schlacht im Rücken der französischen Armee erscheinen sollen, wodurch die Schlacht wahrscheinlich gewonnen worden wäre. Es ist dieselbe Idee, durch welche im Jahre 1815 die Schlacht von Waterloo entschieden wurde. Aber die österreichische Hauptarmee konnte die französische Uebermacht nicht bis zu jenem Momente aufhalten. Zwei Stunden nachdem der Rückzug angetreten war, traf erst das ersehnte Armeekorps ein. Der Rückzug geschah in vollständiger Ordnung. Bei Znaim lieferte der Erzherzog den Franzosen noch eine Schlacht, während welcher Waffenstillstand geschlossen wurde. Hierauf legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder u. ist nicht mehr im Felde erschienen. Als militairischer Schriftsteller ist er durch zwei klassische Werke berühmt, u. zwar „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland," Wien 1813. Und „Geschichte des Feldzugs 1799 in Deutschland u. der Schweiz," Wien 1819; beide Werke sind auch französisch erschienen. 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau, die ihm vier Söhne n. zwei Töchter hinterließ. Die ältere derselben ist Königin von Neapel. Am Abende seines Lebens hatte er noch die Freude, seinen jüngsten, in der k. k. Marine dienenden Sohn Erzherzog Friedrich wegen persönlicher Tapferkeit mit dem Theresienkreuze geschmückt zu sehen. Bei dem Feste, welches der Kaiser dem Erzherzoge K. gab, zum Andenken des Tages, an welchem derselbe vor 50 Jahren das Theresienkreuz erhalten hatte (siehe oben), und zu welchem alle Theresienritter geladen wurden, war der Erzherzog der älteste, sein Sohn Friedrich der jüngste Theresienritter. Erzherzog K. starb 1847, nach kurzer Krankheit, allgemein betrauert. (Vergleiche Albrecht, Erzherzog von Oesterreich.). — 3) K. August, Kronprinz von Schweden, vor seiner Adoption Christian August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geboren 1768, stand in dänischen Militairdiensten u. war Feldmarschall u. Statthalter von Norwegen, Inspector über die Infanterie u. leichten Truppen, Chef eines Regiments und Kommandant von Friedrichsstein und zeichnete sich durch Heldenmuth, verbunden mit Humanität und vielseitiger Geistesbildung, ruhmvoll aus. Als die Revolution zu Stockholm (13. März 1809) den König Gustav Adolph IV. von Schweden, mit Ausschließung seiner Erben von der Succession, des Thrones entsetzte u. seinen Oheim, den Herzog von Südermannland, unter dem Namen K. XIII. auf denselben erhob, so wurde, wegen des kinderlosen Alters des Königs, sogleich zur Wahl eines Thronfolgers geschritten, welche auf den Prinzen Christian August von Augustenburg fiel. Dieser erklärte sich bereit, „den ehrenvollen Antrag mit Freuden anzunehmen, sobald der Friede mit Dänemark hergestellt wäre." Nachdem wirklich am 10. December 1809 der Friede von Jönköping geschlossen worden war, verließ der Prinz am 6. Januar 1810 Christiania und wurde zu Svinesund, dem Gränzorte zwischen beiden Reichen, von den schwedischen Abgeordneten in Empfang genommen. Auf dem Lustschlosse zu Drottingholm unterschrieb er die Wahl- und Versicherungsakte, die eine Deputation der Reichsstände ihm überreichte, worauf er am 22. Januar seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielt. Hier legte er den feierlichen Eid ab, empfing die Huldigung der Reichsstände und ward vom Könige als Sohn adoptirt, bei welcher Veranlassung er den Namen Christian mit K. vertauschte. Mit Eifer bemühte er sich, die verschiedenen Zweige der Staatsgeschäfte genau kennen zu lernen, allein auf einer Reise nach den südlichen Provinzen erkrankte er plötzlich, u. am 28. Mai fiel er bei einer Revüe zu Quiddnige todt vom Pferde, man glaubt an den Folgen empfangenen Giftes. Der feierliche Einzug seiner Leiche in die fürstliche Gruft zu Stockholm am 20. Juni fachte die Wuth des Volkes, das einen begangenen Meuchelmord ahnete, an u. besonders war der Verdacht auf den Marschall von Fersen gefallen. Unglücklicherweise mußte dieser Amts-

halber den Leichenzug anführen, u. als das Volk ihn sahe, regnete es Flüche u. Steinwürfe auf denselben. Vergebens versprach man, ihn gefangen auf das Rathhaus zu bringen; man verfolgte ihn in seine Freistätte, zerriß seine Ordensinsignien, Mantel u. Degen, ihn selbst aber brachte man unter Faustschlägen, Steinwürfen u. anderen Mißhandlungen aufs Rathhaus. Auch da entriß man ihn den Händen der Gerechtigkeit, stürzte ihn die Treppe hinunter u. ermordete so einen der angesehensten königlichen Beamten, dessen Unschuld nachher vollkommen erwiesen wurde. Die Volkswuth dauerte den ganzen Tag fort, u. erst spät wurde die Ruhe u. Sicherheit der Stadt wieder hergestellt. — 4) K., Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, preußischer General der Infanterie, Chef des Gardecorps und Präsident des Staatsraths, geboren 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog von Mecklenburg, Generalgouverneur war, Bruder der Königin Louise von Preußen, in Berlin zum Krieger gebildet, focht 1806 bei Auerstädt, rückte bis 1812 zum Obersten auf, glänzte bei Lützen u. Bautzen und als Führer der Blücherschen Avantgarde bei Löwenberg, Goldberg, Katzbach, Wartenburg u. Leipzig, wo er bei dem Sturme auf das Dorf Möckern schwer verwundet wurde. Nach der Rückkehr aus Frankreich zum Chef der Garde erhoben, führte er diese 1815 nach Frankreich. Seine Ernennung zum General erfolgte 1825; das Präsidium des Staatsraths, in welchen er 1817 eingetreten war, übernahm er 1827. Mit Energie, Geist u. Kenntnissen vertrat er hier die strengsten Restaurationsprinzipien u. übte seit Hardenburg's Tode den entschiedensten Einfluß auf den Gang der preußischen Angelegenheiten. Aus denselben Grundsätzen versuchte er, selbst dem Wunsche des Königs von Preußen entgegen, die Vermählung seiner Nichte, der Prinzessin Helena von Mecklenburg, mit dem Herzog von Orleans zu hintertreiben. Den Hof wußte der kunstsinnige u. geschmackvolle Fürst durch glänzende Feste, wozu er selbst Gedichte schrieb, zu verherrlichen. Das Lustspiel: „die Isolirten“, verfaßte er in seinen letzten Jahren unter dem Namen Weißhaupt. Der talentvolle, willensstarke, kenntnißreiche Mann starb 1837 auf seinem Schlosse Monbijou zu Berlin.

Karlowitz, Stadt an der Donau, im Peterwardeiner Regimente der slavonischen Militärgränze) u. Sitz eines griechisch-nichtunirten Erzbischofs, welcher das geistliche Oberhaupt dieser Glaubenspartei für die gesammten österreichischen Staaten ist. Er steht einer Gemeinde von beinahe 2 Millionen Seelen vor u. wird auf einem Congresse zu K. von 75 Bevollmächtigten gewählt, die aus der Geistlichkeit, dem griechischen Bürgerstande u. dem griechischen Militär genommen sind. Der König von Ungarn ertheilt das Bestätigungsdiplom. Dem Erzbischofe ist ein Consistorium beigegeben. Die Griechen haben in K. auch ihr Lyceum u. ein theologisches Seminar. Die Metropolitankirche nimmt sich mit ihren zwei geschmackvoll erbauten Thürmen von Außen schön aus, ist aber im Innern nach illyrischer Sitte mit vielen Bildern nicht sowohl geziert als verziert. Die erzbischöfliche Residenz enthält eine sehr reichhaltige Bibliothek. — K. zählt 6000 Einwohner, meist serbischen Ursprunges. Handel u. Fischfang beschäftigen viele Menschen. Besonders wichtig aber ist der hiesige Weinbau. Das K.er Weingebirge ist eines der fruchtbarsten in Ungarn u. soll allein 112 Traubensorten erzeugen. Vorzüglich berühmt ist der „Schiller“, ein Gemisch aus weißen und rothen Trauben. Auch der K.er Ausbruch u. der K.er Tropfwermuth haben großen Ruf. — Die Kirche Maria-Fried, welche in der Nähe der Stadt auf einem Hügel ragt, erinnert an den historisch merkwürdigen K.er Frieden vom 26. Januar 1699, denn sie steht auf dem Platze wo zu jener Zeit das Conferenzhaus errichtet war, in welchem die Gesandten der paciscirenden Mächte (Oesterreich, Rußland, Polen, Venedig u. die Pforte) sich versammelten. Der Sultan verlor durch diesen Friedensschluß die Hälfte seines Gebietes in Europa. mD.

Karlsbad, am Einflusse der Tepl in die Eger, im Elbognerkreise Böhmens, *Stadt u. berühmter* Badeort, welcher einer alten Sage nach Kaiser Karl IV. sein

Entstehen zu danken hat. Historisch erwiesen ist, daß durch den genannten Monarchen K. im J. 1370 zur freien Stadt erhoben wurde. Anfangs des 16. Jahrh. waren die hiesigen Quellen schon als ein großes Heilmittel bekannt u. von Kranken aus der Nähe u. Ferne besucht u. gegenwärtig erfreuen sie sich europäischen Rufes u. einer sehr bedeutenden Frequenz. Es finden sich jährlich 3 — 4000 Kurgäste ein, zumeist aus Oesterreich, Sachsen, Preußen, Polen, Rußland und Großbritannien. Die Stadt zählt 3100 Einwohner, welche mancherlei Industriezweige betreiben, namentlich die Fabrikation von Strick- u. Stecknadeln (jährlich 22 Millionen) u. anderer Metallwaaren. Die Häuser, obwohl in einem engen Thale zwischen ziemlich hohen Bergen eingezwängt, sind doch größtentheils wohlgebaut u. fast alle zur Aufnahme von Fremden zweckmäßig eingerichtet. Der schönste u. belebteste Platz ist die „alte Wiese." Auf dem unebenen Marktplatze steht die Statue Kaiser Karl's IV., dessen Jagdhund bei Verfolgung eines Hirschen im Sprudel sich verbrannt u. durch sein Geheul die Entdeckung veranlaßt haben soll. Warme Mineralquellen, die zum öffentlichen Gebrauche eingerichtet sind, zählt man dermalen neun. Diese sind am rechten Ufer der Tepl der Sprudel u. die Hygieensquelle, am linken Ufer der Mühlbrunnen, die Felsenquelle, der Neu-, der Bernards-, der Theresien-, der Schloß- u. der Hospitalbrunnen. Außerhalb der Stadt, am Laurenzberge, quillt der kalte Sauerbrunnen. Alle warmen Quellen K.s führen ein und dasselbe Mineralwasser, doch sind die heißesten u. ergiebigsten der Sprudel und die Hygieensquelle (59° R.). Diese, wie die meisten übrigen Warmbrunnen sind mit zierlichen Ueberbauten und Colonnaden versehen, wie es denn K. überhaupt nicht an schönen Kur- und Badehäusern, geschmackvollen Anlagen, öffentlichen Vergnügungen u. allen andern für einen Badeort dieses Ranges nöthigen Einrichtungen und Anstalten fehlt. Die warmen Quellen von K. zusammengenommen geben in einem Jahre bei zwanzig Millionen Eimer Mineralwasser. Alle Gegenstände, welche man in die Ausflüsse dieses Wassers bringt, nehmen, ohne ihre äußerliche Gestalt zu verändern, eine feste, bräunliche Steinrinde an u. so entstehen die beliebten K.er Inkrustate. Die warmen Quellen werden zum Baden u. Trinken gebraucht. Ueber ihre Heilkraft sagt Dr. J. E. Ryba: „Das Wasser der Warmbrunnen von K. ist ein durchdringend auflösendes, die gesammte Säftemasse eigenthümlich umwandelndes, die Absonderungen des Darmkanals, der Leber, der Bauchspeicheldrüse, der Nieren u. der Haut kräftig beförderndes, jedoch nicht sonderlich erschlaffendes Mittel, welches nach Maßgabe der den einzelnen Quellen eigenen Temperatur mehr oder weniger reizt u. erhitzt, nicht selten auffallende, krisenähnliche Erscheinungen bewirkt u. sich ganz besonders durch seine langdauernde, wohlthätige Nachwirkung empfiehlt." Bedeutende organische Leiden, als Anschoppungen, Anschwellungen, Verdickungen, Verhärtungen u. Afterorganisationen, insofern sie nicht gewisse Gränzen überschreiten, werden durch den Gebrauch der K.er Quellen gründlich gehoben. — K. hat sehr malerische Umgebungen u. die Kunst hat der Natur allenthalben sinnig nachgeholfen. Wo immer es thunlich ist, sind Promenaden mit Ruhebänken, Pavillon's u. Monumenten angebracht. Die anziehendsten Punkte sind: die sogenannte Puppische Allee, welche zu den herrlichen Parkanlagen auf dem Hammerberge führt, der Hirschenstein, eine hohe, mit einem Kreuze geschmückte Granitklippe, von wo man eine wunderschöne Aussicht auf die Stadt u. Umgegend hat, die Freundschaftsanhöhe, das Belvedere, der Buchenberg, die Dorotheenau auf dem Laurenzberge, der Dreikreuzberg u. a. m. Für geselliges Zusammenseyn sorgen eine Menge in der Nähe reizend gelegene Erholungsplätze z. B. der sächsische Saal, der Posthof, Freundschaftssaal, Hammer ꝛc. Gelegenheit zu weitern Ausflügen geben die Kreisstadt Elbogen, die Bergstadt Schlaggenwald, das romantische Maria-Kulm, die altehrwürdige Stadt Eger mit dem nahen Franzensbade u. s. w. mD.

Karlsbader Beschlüsse. In der Geschichte unserer Zeit hat Karlsbad einen Namen erhalten durch den deutschen Ministerialcongreß, welcher am 20. Sept.

1819 die bekannten K. B. faßte, deren wesentlichen Inhalt nachstehende Punkte bildeten. 1) Sollte in Beziehung auf den Inhalt des Artikels 13 der deutschen Bundesakte u. zur Verhütung von Mißdeutungen desselben demnächst eine angemessene Auslegung u. Erläuterung des fraglichen Artikels gegeben werden, wobei zugleich der Wunsch ausgesprochen wurde, daß bis zum Erscheinen derselben bei den landständischen Arbeiten, welche damals in mehren Bundesstaaten vorlagen, keine Beschlüsse gefaßt werden möchten. Auch sollte hinsichtlich der unrichtigen Vorstellungen über die der deutschen Bundesversammlung zuständigen Befugnisse u. die Unzulänglichkeit der Mittel, wodurch dieselben geltend gemacht werden könnten, dem Bundestage durch den k. k. österreichischen Präsidialgesandten der Entwurf einer Vollziehungsordnung zur Prüfung u. Entscheidung vorgelegt werden. Um ferner den anerkannten Gebrechen des Schul- u. Universitätswesens in Deutschland abzuhelfen, sollte 2) bei jeder Hochschule ein mit zweckmäßigen Instruktionen u. Vollmachten versehener landesherrlicher Commissär angestellt werden, welcher, ohne direkte Einmischung in das Wissenschaftliche u. die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze u. Disciplinarvorschriften zu wachen, den Geist der öffentlichen u. Privat-Vorträge genau zu beobachten u. endlich der studirenden Jugend eine heilsame, auf den Staatszweck u. die Beförderung der Sittlichkeit, sowie des äußeren Anstandes berechnete, Richtung zu geben hätte. Gleichfalls verpflichteten sich die Regierungen, in allen gegen widerhandelnde Lehrer u. Schüler zu treffenden Maßregeln im wechselseitigen Einverständnisse zu verfahren. 3) Sollte dem Mißbrauche der Presse u. dem mit Zeitungen u. Flugschriften bisher getriebenen Unfuge durch ein provisorisches Gesetz gesteuert werden, welchem gemäß in jedem Bundesstaate periodische Blätter u. alle, unter 20 Bogen enthaltende, Schriften vor ihrem Erscheinen der besonderen Bewilligung der Landesbehörde unterlagen u. überdieß jeder Druckschrift der Name des Verlegers beizusetzen war. Auch konnte die Bundesversammlung über Schriften unter 30 Bogen, deren Inhalt der Würde u. Sicherheit des Bundes nachtheilig erschien, das unbedingte Veto aussprechen. Was endlich 4) die sträflichen u. gefährlichen Umtriebe zur Bewirkung einer Umwälzung in Deutschland betraf, wurde die Einsetzung einer Central-Commission vorgeschlagen, welche eine, vom Bundestage ausgehende u. unter dessen unmittelbarer Aufsicht stehende, Untersuchung der demagogischen Umtriebe in Deutschland einleiten u. bis zum Gewinne genügender Resultate fortführen sollte. Die Exekution dieser verschiedenen Punkte selbst überließ der Congreß dem Bundestage u. begnügte sich daher mit der Bezeichnung der Hauptgrundsätze, nach denen in Zukunft verfahren werden sollte. Demgemäß legte der österreichische Präsidialgesandte der deutschen Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 7. September 1819 die obigen Anträge zur Genehmigung vor, welche sofort ohne besondere Einsprache zu Beschlüssen erhoben, am 20. desselben Monats bekannt gemacht u. alsbald in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten wirksam durchgeführt wurden. BM.

Karlskrona (so genannt nach Karl, König von Schweden, welcher die Stadt anlegte), stark befestigte Hauptstadt des gleichnamigen schwedischen Län, auf fünf durch Brücken verbundenen Inseln, mit 12,000 Einwohnern u. einem großen u. tiefen Hafen, gehört zu den wichtigsten Seeplätzen des Landes u. ist wegen ihrer Docks, Schiffswerfte, Ankerschmieden u. anderen Marinewerkstätten, sowie wegen ihrer großen Seemagazine von Bedeutung. Schiffbau, Schifffahrt (mit mehr als 40 eigenen Schiffen), Fischerei u. Handel mit Eisen, Stahl, Kupfer, Potasche, Pech, Theer, Steinkohlen, Holz (besonders mit Brettern), Vitriol, Papier, sind die hauptsächlichsten Nahrungsquellen der Bewohner. 1790 brannte die Stadt fast ganz ab.

Karlsruhe, Hauptstadt des Großherzogthums Baden, Residenz des Landesherrn u. Sitz der obersten Staatsbehörden, liegt 1½ Stunden vom Rhein, in einer weiten Sandfläche, nicht reich bedacht von der Natur, deren Kargheit aber die Kunst durch mancherlei Anlagen u. Verschönerungen weniger fühlbar gemacht

hat. Die Stadt ist in Form eines Fächers erbaut, dessen 32 Strahlen sämmtlich von dem sogenannten Bleithurme hinter dem Schlosse ausgehen. Eilf davon durchschneiden als Straßen die Stadt, die übrigen als Alleen den Hardtwald. K. hat 7 Thore, 8 Plätze u. 36 Straßen, die alle gerade, breit, gut gepflastert u. beleuchtet sind. Unter den merkwürdigen Gebäuden behauptet die erste Stelle das Residenzschloß, 1751 im altfranzösischen Style erbaut, mit dem sehenswerthen Spiegelsaal u. Marmorsaal, der 100,000 Bände u. bedeutende Manuscripte enthaltenden Hofbibliothek, einem Naturaliencabinete u. anderen wissenschaftlichen Sammlungen, endlich dem Hoftheater, welches durch den Brand von 1847, der so viele Menschenleben als Opfer hinraffte, eine schauerliche Berühmtheit erlangt hat. Hinter dem Schlosse liegt der ziemlich große Schloßgarten mit schönen Anlagen u. dem Denkmale Hebel's, östlich davon der Fasanengarten, in der Nähe der Orangerie der botanische Garten mit mehreren Treibhäusern u. über 10,000 Pflanzenarten. Weiter nennen wir: das große neuerbaute Akademiegebäude mit trefflichen Fresken von Schwindt, die schöne Kriegsschule, das umfangreiche Gebäude der Finanzkanzlei, die polytechnische Schule, aus rothen Sandsteinquadern aufgeführt, die Synagoge, das Rathhaus mit einem ziemlich hohen Thurme, das Ständehaus, das Palais der Markgrafen von Baden, das Museum, den großen Eisenbahnhof. Die vier Kirchen, darunter eine katholische, sind nichts weniger als hervorragende Meisterstücke der Baukunst zu nennen, insbesondere, wenn man sie mit dem vergleicht, was in diesem Fache die neuere Architektur zu München geleistet hat. Gegenwärtig zählt K. 24,000 Einwohner, von welchen 7600 zur katholischen und 1100 zur jüdischen Religion sich bekennen. Der größte Theil der Bürgerschaft gehört zur Classe der Gewerbetreibenden. Unter den Fabriken ist besonders die Maschinenfabrik von Keßler u. Martiensen hervorzuheben, welche bereits eine große Ausdehnung gewonnen hat. Weiter findet man eine Tabak-, eine Bijouterie-, eine Chaisen-, Chemikalien-, Senffabrik, dann mehre Tapeten- u. Möbelfabriken. Der Handel beschränkt sich meistens nur auf den Kleinverkauf. — Für den öffentlichen Unterricht bestehen mehrere Anstalten, unter welchen die polytechnische Schule mit 2 mathematischen Classen u. 5 Fachschulen die größte Bedeutung hat, Lyceum, Gymnasium, evangelisches Schullehrerseminar, Veterinärschule, Zeichen- u. Musikschulen. Auch Privatvereine für Bildungszwecke sind gestiftet, so z. B. mehrere Musikvereine, der Kunstverein, der landwirthschaftliche Verein, der Gewerbeverein. An wohlthätigen Anstalten hat K. ebenfalls keinen Mangel. — Vergnügungsörter u. Spaziergänge: die Alleen u. die Anlagen zunächst der Stadt, das Städtchen Mühlburg, Grünwinkel, Darlanden, die Maximiliansau am Rhein, Durlach, die Silberburg, die Augustenburg, das ehemalige Kloster Gottsau, das Stephanienbad in Beiertheim u. s. f. — Markgraf Karl Wilhelm von Baden, erzürnt über die Bürger seiner Residenzstadt Durlach, welche seiner Baulust Hindernisse in den Weg legten u. an seinem üppigen Leben (er hielt sich einen ganzen Trupp von Freudenmädchen, die ihn, wenn er ausritt, in Husarenuniform begleiteten) starken Anstoß nahmen, faßte 1715 den Entschluß, in der Abgeschiedenheit des Hardtwaldes sich ein Lustschloß zu erbauen u. bald darauf dort auch eine neue Stadt zu gründen, die er, um die Lust zur Ansiedelung zu vermehren, reichlich mit Gerechtsamen und Freiheiten ausstattete. So entstand K., das schon nach wenigen Jahren ziemlich zunahm und fortan die Residenz der Markgrafen, jetzt Großherzoge von Baden geblieben ist. Gegenwärtig gehört es bereits zu den schöneren Städten Deutschlands und steigt von Jahr zu Jahr fortwährend an Bedeutsamkeit, wozu in letzter Zeit die von Frankfurt über Heidelberg und K. nach Basel geführte Eisenbahn einen namhaften Theil beigetragen hat. mD.

Karlsstadt, Stadt u. Festung im Agramer Comitate des Königreichs Kroatien, am Einflusse der Korona in Meronicza, ist Sitz des karlsstädter Generalats (eines Theiles der kroatischen Militärgränze, an Bosnien, Dalmatien und das adriatische Meer gränzend), hat mehre katholische Kirchen, sowie eine griechische,

und ist Sitz eines griechischen Bischofs; Gymnasium, 6,500 Einwohner, welche Schiffbau, Rosogliofabriken und einen durch treffliche Straßen unterstützten, lebhaften Handel betreiben. K. wurde 1579 von Erzherzog K. von Oesterreich zum Schutze Krains gegen die Türken angelegt. Ist seit 1782 königliche Freistadt u. seit 1817 von der Militärgränze getrennt.

Karlstadt, Andreas, s. Bodenstein 1).

Karlstein, Bergschloß im Berauner Kreise des Königreiches Böhmen. Es liegt drei Meilen südwestlich von Prag, unfern der Beraun, auf schroffen Kalkfelsen über dem Marktflecken Budnian ragend, u. ist, im Aeußern und Innern noch wohlerhalten, eines der merkwürdigsten Baudenkmäler des Mittelalters. Sein Entstehen verdankt es dem Kaiser Karl IV., welcher es in den Jahren 1348 bis 1357 durch seinen Baumeister Matthias von Arras aufführen ließ. In 3 Absätzen erhebt sich die gewaltige Feste, von zwei- u. dreifachen neun Schuh dicken Mauern umgeben, und stellt sich als drei getrennte Massen von Gebäuden dar, welche zusammen einen Umfang von 528 Schritten haben. Im Zwinger findet man den noch immer gangbaren Brunnen von 290′ Tiefe. Die erste Abtheilung der Burg enthält die Nikolauskapelle, den großen Saal, die Ritterstube mit den Wappen der nach K. lehenspflichtigen Ritter u. die Wohngemächer des fürstlichen Erbauers. Der zweite, bedeutend höher gelegene Theil umschließt die sogenannte Dechantei, welche die Wohnung des ehemaligen Propstes enthielt; unter derselben der aus des tyrannischen Königs Wenzel Zeiten berüchtigte Kerker Cerwenka, im obern Geschosse aber die Collegiatkirche Maria Himmelfahrt u. die prächtige Katharinenkapelle. Diese, 12′ lang u. 6′ breit, ist in der Mauerdicke angebracht, u. ihre vergoldeten Wände sind reich mit geschliffenen Edelsteinen besetzt. Ein schöner Topas und ein aus einem großen Chalcedon geschnittener Engelskopf bilden die kostbaren Schlußsteine des doppelten, ebenfalls mit starkem Goldgrunde belegten Kreuzgewölbes. Karl hielt in dieser Kapelle seine Bußübungen. Die dritte Abtheilung krönt als Hochschloß den Gipfel des Felsberges, und hier erhebt sich in ungeheuren Dimensionen der aus Quadern erbaute Hauptthurm, 121′ hoch 85′ lang u. 57′ breit, mit 15′ dicken Mauern. Das erste Geschoß desselben enthält 2 feste Gewölbe, welche einst zu Gefängnissen gedient haben mögen, darüber befindet sich der Rathsaal; im 3. Stockwerke ist die berühmte Kreuzkapelle. Vier eiserne Thüren mit 19 Schlössern verwahrten dieses Heiligthum, dessen Wände ehedem mit Karneolen, Jaspissen und anderem Edelgestein auf vergoldetem Gyps belegt waren. Noch sieht man hier 125 lebensgroße Bildnisse von Heiligen, auf Holz gemalt von dem Byzantiner Theodorich. Die Fenster hatten einst statt des Glases Halbedelsteine in vergoldetes Blei gefaßt. In einer Nische des Hochaltars wurde hinter einem vergoldeten Eisengitter die Krone Böhmens nebst den übrigen Reichskleinodien des Königreiches verwahrt. Während des Gottesdienstes, den hier nur Bischöfe oder der Propst der Collegiatkirche der Burg halten durften, brannten 1330 Lichter, aufgesteckt auf den Spitzen des vergoldeten Gitters, welches an den Wänden um die ganze Kapelle herumläuft. Das vierte Geschoß des Thurmes umschließt den großen Saal, in welchem die Landtage gehalten wurden, und im obersten fünften endlich war vor Zeiten die Wohnung des Hochwächters. Ueber ihr ist die Zinne des Thurmes mit einem Gange, der einen weiten Ueberblick der Umgegend gewährt. — Kaiser Karl bezweckte bei Erbauung dieser großartigen Feste nicht bloß einen stillen Aufenthalt für sich selbst, sondern auch einen sichern Verwahrungsort für die böhmische Krone, die übrigen Kleinodien u. Schätze u. für die wichtigsten Staatsurkunden. K. war keine gewöhnliche Ritterburg, es war das Heiligthum des Landes, welches kein Fremder je betreten durfte, dessen Burggraf als einer der höchsten Würdenträger des Reiches galt. Johann, Markgraf von Mähren, Karl's leiblicher Neffe, bekleidete der Erste dieses wichtige Amt. 1422 traf K. eine der härtesten Belagerungen. Die vom Könige Sigmund abgefallenen Böhmen (Hussitten) wollten dem lithauischen Prinzen Koribut die Krone überliefern und rückten am 28. Mai 24,000 M. stark vor das Schloß, welches

der Burggraf Tluksa von Burenic heldenkühn vertheidigte, so daß der Feind unverrichteter Dinge abziehen mußte, nachdem er bis Martini vor der Feste ausgeharrt. Die nachfolgenden Landesfürsten thaten wenig mehr für die Erhaltung K.s, so daß dessen Glanz und Pracht beinahe gänzlich erlosch, bis endlich der kunstsinnige Rudolph II. sich der großartigen Schöpfung seines Vorfahrers thätig annahm u. die herrliche Burg vor dem gänzlichen Zerfalle errettete. Kaiser Ferdinand II. hob 1622 das Burggrafenamt von K. auf und ließ die Krone nach Prag bringen. Die Barbarei, mit welcher das 18. Jahrhundert alles Alterthümliche vernachläßigte, gab den merkwürdigen Bau neuerdings dem Ruine preis. Erst Kaiser Franz I. wies 1815 zur Erhaltung des noch Vorhandenen 80,000 fl. an, Kaiser Ferdinand aber ließ eine umfassende Restaurirung in's Werk treten, welche jetzt eben vollendet wird. mD.

Karmarsch (Karl), ein tüchtiger technischer Schriftsteller, geboren 1803 in Wien, wo er im polytechnischen Institut seine Bildung mit so glänzendem Erfolge erhielt, daß er schon 1819 als Hülfslehrer eine Anstellung fand. Seit 1830 steht er der von ihm in Hannover eingerichteten höheren Gewerbschule als Direktor vor. Er trat früh als Schriftsteller in selbstständigen Werken u. in Zeitschriften auf, wie er auch ein Gewerbeblatt für Hannover redigirt. Zu nennen sind: „Grundriß der mechanischen Technologie" (2 Bde., Hannov. 1837—41), „Techn. Wörterbuch" (nach Ure) (Prag 1841—44).

Karmel, eine waldige, von fruchtbaren Thälern durchschnittene, Bergkette des Libanon im jetzigen türkischen Paschalik Akra, die am Ausflusse des Kischon in eine anmuthige Ebene ausläuft u. einen Umfang von beiläufig 8 Meilen hat. Auf seinen Höhen zeigt man noch die Höhlen, welche den Propheten Elias und Elisäus einst zum Aufenthalte dienten, so wie sich daselbst mehre Ruinen von Kirchen u. Klöstern aus der Zeit des christlichen Königreichs Jerusalem befinden. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wählten christliche Einsiedler den K. zu ihrem Aufenthalte u. 1156 stiftete Bertold aus Calabrien dort eine Congregation derselben, aus welcher der Orden der Karmeliter (s. d.) hervorgegangen. Das Kloster daselbst wurde zu wiederholten Malen, zuletzt 1798 nach dem Abzuge der Franzosen aus Aegypten, zerstört und erst den rastlosen Bemühungen des Bruders Johann Baptist, der, um milde Gaben zu diesem Zwecke zu sammeln, seit 1825 fast alle Welttheile durchreiste, gelang dessen Wiederherstellung. Da die Gebäude in neuester Zeit für die zahlreichen Reisenden u. Pilgrime nicht mehr ausreichten, hat dieser unermüdliche u. edle Menschenfreund seit 1844 abermals eine Reise in diejenigen Gegenden angetreten, die er das erstemal nicht besucht hatte.

Karmeliter, oder der Orden von Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, leitet zwar in seiner Tradition seinen ersten Ursprung schon von dem jüdischen Propheten Elias u. Elisäus her; indessen haben die gründlichsten Untersuchungen des Bollandisten Papebroch ergeben, daß seine Stiftung nicht über das 12. Jahrhundert hinaufreicht. Papebroch stützt sich dabei auf das Zeugniß des Johannes Phokas, welcher in der Beschreibung seiner im Jahre 1185 in das heilige Land unternommenen Reise sagt: man sehe noch auf dem Berge Karmel die Grotte des Propheten Elias. Dann fährt er weiter fort: Vor einigen Jahren sei ein Mönch im Priesterornate, ehrwürdig durch seine weißen Haare, ein geborener Calabrier, auf dieses Gebirge gekommen, habe an einem Orte, wo noch Spuren eines alten Klosters vorhanden waren, eine kleine Schanze aufgeworfen, einen Thurm u. ein Kirchlein erbaut u. in dieser Umzäunung mit 6 Mönchen gewohnt. Dieser Mönch war Berthold, Sohn des Grafen von Limoges, ein kräftiger Ritter aus dem Heere Gottfrieds von Bouillon, und die Zeit, in der er sich dem Klosterleben widmete, die des 2. Kreuzzuges. In der äußersten Gefahr, welche der Stadt Antiochien durch Adalbert Zanghi drohte, wandte sich der wackere Berthold nach heldenmüthiger, aber fruchtloser Gegenwehr im Gebete zu Gott, flehte den Beistand des Allerhöchsten an und gelobte sich selbst zum klösterlichen

Leben. Sein Gebet wurde erhört; ein entscheidender Sieg befreite die Stadt von ihren Bedrückern u. Berthold zögerte keinen Augenblick mit der Erfüllung seines Gelübdes. Er legte seine Rüstung ab, sagte der Welt Lebewohl, wallfahrtete auf den Berg Karmel, baute für sich und seine Genossen einige Zellen u. starb als deren Vorsteher im Bewußtseyn treuerfüllter Pflicht. Unter seinem Nachfolger Brocard gab Albert, Patriarch von Jerusalem, im Jahre 1209 der werdenden Gemeinschaft eine aus 16 Artikeln bestehende Regel. Honorius III. bestätigte im Jahre 1224 die von dem Patriarchen Albert den K. gegebene Regel. Indessen ist es leicht möglich, daß die meisten ihrer Statuten nur ein Auszug aus den Schriften des heiligen Basilius waren; der einzige bemerkenswerthe Punkt ist der, daß sie für Eremiten, welche in von einander getrennten Zellen wohnten, bestimmt waren. Nach dem im Jahre 1229 mit den Sarazenen geschlossenen Frieden faßten die K., die viele und schwere Verfolgungen erdulden mußten, den Plan, das heilige Land zu verlassen und nach Europa auszuwandern. Ueberall empfing man sie mit offenen Armen, und es erwies sich, daß es ihnen zum besseren Gedeihen nur an einem günstigeren Boden gefehlt hatte. Der heilige Ludwig räumte ihnen sofort im Jahre 1259 ein Kloster zu Paris ein, aus dem französische u. deutsche K. aus Asien nach Europa übersiedelten. Dieß hatte sie in ihrer Lebensweise zu großen Veränderungen gezwungen. Daher gab ihnen Innozenz IV. im Jahre 1247 eine Erklärung ihrer Regel, die ihrer neuen Lage angemessener war. Ihr Eremitenleben gestaltete sich zu einem Cönobitenleben um, u. sie waren nun nicht mehr verbunden, ihre Klöster in Einöden zu erbauen; zu dem Gelübde des Gehorsams ward noch das der Keuschheit hinzugefügt, u. obwohl man es für schicklich hielt, mehr Milderungen in der Regel einzuführen, so bildete doch die Strenge stets die Grundlage der Statuten. Die K. hielten ihr erstes Generalkapitel im Jahre 1245 in England, und von nun an verbreitete sich der Orden durch die unermüdliche Thätigkeit seines Generals Simon Stock u. durch den Schutz Innocenz IV. mit einer überraschenden Schnelligkeit. Unglücklicherweise theilte die Kirchenspaltung des 14. Jahrhunderts auch ihn. Zu gleicher Zeit wurden nämlich zwei Generale von den zwei Parteien, welche nicht auf den Würdigsten sahen, sondern auf den, welcher mit dem lebhaftesten Interesse an der Person dessen hing, den sie als Papst anerkannten, gewählt. Jeder dieser Generale dispensirte oft seine Mönche von der durch die Regel vorgeschriebenen Strenge; wagte es dagegen nicht, sie zu strafen, aus Besorgniß, sie möchten, im Ueberdruß über seine Strenge, sich auf die Gegenpartei schlagen. Dieß hatte aber eine solche Unordnung zur Folge, daß man die K. nur noch an der Kleidung und nicht mehr an der genauen Vollziehung ihrer Regel erkannte. Und dieser verdrießliche Stand der Dinge dauerte bis in das Jahr 1430, in dem man auf einem Generalkapitel über die Mittel verhandelte, den Orden wieder in seiner ursprünglichen Vollkommenheit herzustellen. Papst Eugen IV. gestattete nämlich dem Orden einige Milderungen hinsichtlich der Fasten; allein Einige zogen es vor, nach der ursprünglichen Regel zu leben, wie Innocenz IV. sie gutgeheißen hatte. Diese nun wurden, wie es bei den Franziskanern war, im Gegensatze zu den Conventualen „Observanten" genannt. In Frankreich und Italien entflammte sich der Eifer für die Strenge so sehr, daß sich in diesen Ländern Congregationen bildeten, die in ihren Bemühungen zur Lostrennung von den Conventualen, die so gleichgültig geworden waren, von den Päpsten ermuntert wurden. Die merkwürdigste unter denselben ist die Congregation von Mantua. Denn sie zählte nicht allein bald fünfzig Klöster, sondern Eugen IV. ertheilte ihr auch die Erlaubniß, einen Generalvikar zu wählen. Indessen veranlaßte die Erfahrung, daß allzu große Begünstigungen ein Uebel nur vergrößern, den Ordensgeneral Johann Soreth, eine zweite Reform zu unternehmen. Allein, obwohl Papst Paul II. im Jahre 1466 seine Bestätigung gab, so wurden doch seine Bemühungen von den erschlafften Mönchen so übel aufgenommen, daß man *ihm vergiftete* Maulbeeren vorsetzte, deren Genuß seinen Tod zur Folge hatte.

zu Soreths Zeit waren die Chormönche schwarz und die Laienbrüder dunkel oder tannenfarbig gekleidet. Derselbe General gab sofort die schwarze Farbe auf und kleidete sich dunkelbraun, weil ursprünglich die Mönche seines Ordens diese Farbe getragen hatten. So unglücklich Soreth auch in seinen Verbesserungsversuchen war, so glücklich war er übrigens in einem anderen Unternehmen. Mit Genehmigung des Papstes Nikolaus V. hatte er nämlich dem K.-Orden auch einen zweiten oder Frauenorden beigefügt, u. dafür zunächst fünf Klöster oder Häuser gegründet. Aus einem dieser Frauenklöster nun ging der dritte, unwidersprechlich die wirksamste Verbesserung des K.-Ordens hervor. Eine Jungfrau unterzog sich einer Strenge, die selbst Männern zu hart geschienen hatte: wir meinen die heilige Theresia von Cepedo, die Stifterin der unbeschuheten Karmeliten (s. d.). — Der K.orden nährt eine besondere Andacht zur seligsten Jungfrau, und gerade der Ursprung des Skapuliers ist ein Zeichen u. ein Denkmal dieser Verehrung. Simon Stock führte es gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts bei den Gläubigen ein. Dabei nahmen seine Mitbrüder Veranlassung zu der Behauptung, die heilige Jungfrau habe ihm in einem Gesichte das Skapulier gegeben, als ein Zeichen ihres Schutzes für alle Diejenigen, welche es tragen, die Jungfräulichkeit, eheliche Enthaltsamkeit oder Keuschheit bewahren, u. das kleine Officium unserer Lieben Frau beten würden. Ueber die angebliche Vision Stocks hat der heilige Stuhl Nichts entschieden, indessen bestätigte derselbe das Skapulierfest, als eine Andacht, die Nichts gegen den Glauben enthalte, dagegen die Frömmigkeit und das Vertrauen zur allerseligsten Jungfrau zu fördern geeignet sei. Was jedoch die berüchtigte Bulle „Sabathina" betrifft, in welcher Johann XXII. den K. und ihren Verzweigungen gewisse Ablässe verliehen hätte, so ist diese ein Unterschiebsel, wie es verschiedene Kritiker u. besonders der Pater Papebroch bewiesen haben, der sie mit eben so großer Gelehrsamkeit, als Unpartheilichkeit geprüft hat. Die Brüder des Skapuliers sind gewissen Regeln unterworfen, die jedoch nicht unter einer Todsünde verpflichten. Sie müssen, wenigstens unter ihren Kleidern, ein kleines Skapulier tragen, und täglich die Tagzeiten der Kirche oder die der allerseligsten Jungfrau beten. Jene, die nicht lesen können, beten dafür sieben Vater unser u. Ave Maria und sieben Ehre sei dem Vater rc.; ferner müssen sie sich am Mittwoch, Freitag u. Samstag jeder Woche von Fleischspeisen enthalten; wenn sie aber dieses nicht thun können, so sind sie verpflichtet, dafür sieben Vater Unser u. Gegrüßt seyst du Maria u. s. w. zu beten. Man erzählt, daß der heilige Simon Stock mehre Kranke durch Ertheilung des Skapuliers geheilt habe. Eduard I., König von England, und der heilige Ludwig, König von Frankreich, ließen sich in die neue Brüderschaft aufnehmen. Die Verfassung des K.-Ordens ist monarchisch und aristokratisch; denn die Macht des Generals ist durch die Verpflichtung beschränkt, in gewissen dringenden Umständen die Meinung der Definitoren, welche seine Räthe bilden, zu vernehmen. — Neben den beschuheten K., welche in unseren Tagen die Anzahl von 600—700 nicht übersteigen, und deren Generalvorsteher P. Augustin Ferrara ist, bestehen noch die K.-Barfüßer, früher in drei besondere Congregationen getheilt, die italienische, spanische u. portugiesische. Sie haben gegenwärtig ihren höchsten Vorgesetzten zu Rom in einem Hause vereinigt, in dem der Generalprokurator der spanischen Congregation, die durch die neuesten Gewaltthaten in diesem Lande so viele ihrer Häuser verloren hat, auch die Oberleitung über die zurückgebliebenen Reste besorgt u. in dem Generalhause der italienischen Congregation wohnt, während die portugiesische Congregation fast ganz als vernichtet zu betrachten ist.

Karmin, ein rother, kostbarer Farbestoff der Cochenille (s. d.) und anderer Arten von Schildläusen, Cocius Ilicis, polonicus, Ficus, Laccae, der gewöhnlich dadurch dargestellt wird, daß man einen Theil zerriebener Cochenille mit der 36fachen Gewichtsmenge Regenwassers in einem Zinngefäße einige Minuten lange kocht, dann $\frac{1}{20}$ römischen Alauns zusetzt, wieder einige Zeit hindurch kocht

u. hierauf die Flüssigkeit in Porzellangefäße abseiht. Aus dieser Flüssigkeit schlägt sich nach einigen Tagen der Farbstoff nieder, und zwar Anfangs der feinste, der als die beste Sorte gilt, später eine minder schöne Sorte. Man erhält aus einem Pfunde Cochenille beiläufig 5—6 Quentchen von der besten u. 2—3 Quentchen von der geringeren Sorte. K. bildet schöne purpurrothe, stark glänzende Körnchen, die an der Luft unveränderlich sind u. sich leicht in Wasser u. verdünntem Weingeiste auflösen. Bei der Anwendung des K.s in der Malerei u. Färberei ist auf sein Verhalten gegen andere Stoffe Rücksicht zu nehmen. So verändern z. B. verdünnte Säuren seine Farbe in hellroth; gelbroth oder gelb ätzende Alkalien machen es wieder dunkler, karminroth oder violett; Eisensalze bringen eine braune Färbung, Bleisalze eine violette hervor u. s. w. Zeuge, welche mit K. gefärbt sind, verhalten sich gegen Chlorkalk und Seife, wie auch gegen das Sonnenlicht als unächt. Der im Handel vorkommende K. ist häufig verfälscht mit Zinnober, auch Bleiweiß, was sich durch Schlämmen finden läßt, oder mit Stärke, die durch das Mikroskop entdeckt werden kann. Wenn frisch gefälltes u. gut ausgewaschenes Thonerdehydrat mit der vom K. abgegossenen Flüssigkeit vermischt wird, entsteht eine Verbindung der Thonerde mit dem in der Flüssigkeit noch enthaltenen K., welche unter dem Namen K.-Lack (Florentiner-, Pariser- und Wiener-Lack) bekannt ist. C. Arendts.

Karneades, ein griechischer Philosoph aus Cyrene, Stifter der neueren oder sogenannten dritten Akademie und Schüler des Diogenes, machte sich, ohne selbst als Schriftsteller aufzutreten, berühmt durch seinen Scharfsinn u. die Beredtsamkeit, die seinen mündlichen Vortrag ausgezeichnet haben sollen u. bildete die der neueren Akademie eigenthümliche Modifikation des Skepticismus aus, die man auch Probabilismus (Wahrscheinlichkeitslehre) genannt hat. Seine Lehrsätze sind der Hauptsache nach folgende: die Erscheinung der Dinge oder die anschauliche Vorstellung ist theils eine unmittelbare, theils eine durch die von Außen her einwirkenden Gegenstände mittelbar in unserem Lebenszustande hervorgebrachte Veränderung, die von einem doppelten Bewußtseyn begleitet wird, nämlich von der Anerkennung ihres Vorhandenseyns in uns u. von der Anerkennung des angeschauten Gegenstandes. In der ersten Beziehung, nach ihrem Verhältnisse also zu dem vorstellenden Subjekte, besitzt sie entweder die Wahrscheinlichkeit, oder das Gegentheil derselben; in der zweiten, oder nach ihrem Verhältnisse zu dem vorgestellten Objekte, ist sie, je nachdem sie diesem entspricht, oder nicht, wahr oder falsch. Ob aber unsere Wahrnehmungen mit ihren realen Objekten übereinstimmen, d. h. ob die Dinge an sich wirklich so sind, wie sie uns sich darstellen, das bleibt für das menschliche Erkenntnißvermögen ein Zweifel, der niemals beseitigt u. in Gewißheit der Wahrheit verwandelt werden kann. Dem Menschen genügt indeß die Wahrscheinlichkeit und ihre Grade sind verschieden; denn entweder ist die anschauliche Vorstellung durch Uebereinstimmung aller Merkmale einleuchtend, oder nicht, oder sie ist entweder hinsichtlich ihrer Merkmale durchgängig geprüft, oder nicht. Auf K. folgte Klitomachos aus Karthago, der dessen Lehrbegriff schriftlich darstellte.

Karneol (Karniol, Sarder), heißt die blutrothe, öfters ins Bräunliche übergehende Varietät des Chalcedons (s. d.), die am schönsten in stumpfeckigen Stücken aus dem Oriente kommt, als Halbedelstein geschätzt u. als Schmuckstein verarbeitet wird. Die Farbe des K.s, welche im Feuer verloren geht, schrieb man sonst einem Gehalte an Eisenoxyd zu, nach Gaultier de Claubry's Untersuchungen aber soll er sie einer organischen Substanz zu verdanken haben. C. Arendts.

Karnies heißt der oberste, hervortretende Theil eines Säulengebälkes, oder der dritte Obertheil des Hauptgesimses, bald ein- bald auswärts gebogen in Gestalt eines S

Karolin ist der Name: 1) einer im südlichen Deutschland früher geprägten Goldmünze, anfanglich im Werthe zu 3 Goldgulden oder 11 Reichsgulden, welcher sich aber später durch den jedesmaligen Cours des Goldes bestimmte. 24 Stück

gehen auf die rauhe u. 31 9/32 auf die feine kölnische Mark. Der Goldwerth eines K. beträgt 6 Thlr. 8 Groschen u. hat 202⅛ holländische Aß Gewicht. Es gibt deren ganze, halbe u. Viertel-K. — 2) Einer alten schwedischen, jetzt außer Cours gekommenen, Silbermünze zu Anfange vorigen Jahrhunderts von 20 Oer mit einem Werthe von 9 Groschen 10¼ Pfg. Convm. Man hatte deren 1-, 2-, und 4fache.

Karoline, 1) K. Amalie Elisabeth, Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg und der Prinzessin Auguste von England, geboren 1768, vermählte sich 1795 mit dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen Könige Georg IV. (s. d.). Einige Monate nach der Geburt ihrer einzigen Tochter, Charlotte Auguste (7. Januar 1796) schrieb ihr der Prinz von Wales, daß, da ihre Neigungen nicht übereinstimmten und sich daher gegenseitig nicht verantwortlich seyn könnten, sie den näheren Umgang mit einander vermeiden wollten; selbst dann, wenn Unfall seine Tochter beträfe. In ihrer Antwort vom 6. Mai unterwarf K. sich den Bedingungen ihres Gemahles; beide Briefe legte sie aber dem Könige vor. Nach dieser Trennung lebte sie ruhig auf einem Landhause zu Blackheath den Wissenschaften. 1806 aber verbreiteten sich für die Prinzessin beleidigende Gerüchte, welche sie des Einverständnisses mit dem Capitän Manby u. dem Admiral Sir Sithney Smith u. Anderen beschuldigten u. daß sie einen Knaben geboren habe. Zur Untersuchung dieser Sache setzte (1808) der König eine Commission, bestehend aus dem Lordkanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer u. Lord Ellenborough, nieder, welche, nach Abhörung mehrer Zeugen, darunter selbst des Herzogs von Kent, die Prinzessin von der Beschuldigung, jedoch nicht von begangenen Unbesonnenheiten freisprach und erklärte, der Knabe Billy Austin, den sie erziehe, sei das Kind einer armen Frau. Um die Unschuld der Prinzessin zu erklären, machten ihr der König u. die Prinzen, ihre Schwäger, zu Blackheath förmliche Besuche. Sie erschien bei Hofe, so wie in Begleitung eines ihrer eifrigsten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland, in der Oper. Ein großer Theil der Nation freute sich ihres Sieges bei dieser Anklage, deren Urheber Sir John Douglas u. dessen Gattin gewesen waren. So lebten beide Gatten getrennt bis 1813, wo sich die Prinzessin schriftlich über die Erziehung und über die immer seltener werdenden Besuche ihrer Tochter bei dem Prinz-Regenten beklagte (14. Jan.). Dieser nahm den Brief erst nach zweimaligem Zurückschicken zum dritten Male an und ließ ihn öffentlich bekannt machen. Auch nach diesem Angriffe erklärte sich das öffentliche Urtheil für die Prinzessin. Schon warfen sich Whitbread, Burdet und Andere zu ihrer Vertheidigung auf, als der Prinz-Regent die Sache der Prüfung des geheimen Rathes übergab, welcher alle Beschuldigungen für verläumderisch erklärte, allein die vom Regenten getroffenen Maßregeln wegen der Besuche der Tochter bei der Mutter für nothwendig erklärte. Jetzt begehrte die Prinzessin ihre Sache zu einer Parliamentsuntersuchung gemacht zu haben, zumal, als Douglas mit seiner Gemahlin von Neuem auftrat u. seine Aussage beschwören wollte. Jedermann war auf den Ausgang der Sache begierig, als durch den Einfluß der Minister aller Streit beseitigt ward. Hierauf verließ K., wahrscheinlich mit Bewilligung ihres Gemahls, England (14. Aug.), machte mehre Reisen in Deutschland, begab sich nach Wien, verweilte in Rom u. Neapel u. reiste über Algier, Tunis u. Konstantinopel nach Jerusalem. Nach Italien zurückgekehrt, bezog sie am Comersee ein Landhaus, auch lebte sie zuweilen in Rom. Sie stiftete den K.en-Orden u. ward überall als Wohlthäterin der Armen gepriesen. Es verbreiteten sich aber wieder allerhand Sagen von einem anstößigen Lebenswandel der Königin, insbesondere wegen des Italieners Bergami, der als Courier in ihre Dienste getreten war u. auf eine auffallende Art durch sie zum Baron und Ritter vom goldenen Sporn erhoben worden war. Als ihr Gemahl den Thron bestiegen hatte (1820) ließ er ihr durch Hutcheson den Antrag machen, sich künftighin des Namens *einer Königin von England*, so wie jedes, auf die königliche

Familie Bezug habenden, Titels zu enthalten, auch nie nach England zurückzukehren u. dafür, außer dem zuvor genossenen Einkommen von 100,000 Pfd. St., noch 50,000 Pfd. St. anzunehmen. Sie wies diesen Antrag nicht nur von sich, sondern führte auch über das Nachspioniren des Baron von Ompteda von Mailand aus Klage. Als sie nicht gehört ward, ging sie nach England zurück und nahm die Titel und Rechte einer Königin in Anspruch. Sie ward unter lautem Volksjubel am 5. Juni 1820 in Calais empfangen und zog im Triumphe in London ein. Hierauf klagte sie Lord Liverpool vor dem Parlamente offen des Ehebruchs an, was einen höchst interessanten, aber auch sehr anstößigen Prozeß zur Folge hatte. Die Regierung hatte von fast allen Ländern u. mit schweren Kosten Zeugen verschrieben, welche die Königin dieses Verbrechens überführen sollten; aber das Resultat blieben leere Verdachtsgründe u. der Strafantrag ging, trotz aller Künste der Regierung, mit kaum 123 gegen 95 Stimmen beim dritten u. letzten Lesen im Oberhause durch, worauf man unter solchen Umständen es für besser hielt, die Klage auf 6 Monate zu verschieben, d. i. ganz fallen lassen. Diesen günstigen Ausgang der Sache hatte die Königin dem gewandten u. geschickten Benehmen ihres Advokaten Brougham zu verdanken. Sie lebte nun, entfernt vom Hofe ihres Gemahls, in Brandenburgshouse, verlangte aber 1821, als der König gekrönt ward, anfänglich mitgekrönt zu werden, dann, der Feierlichkeit beizuwohnen; es ward ihr aber am Krönungstage geradezu der Eintritt in die Westminsterabtei verweigert. Gemüthsbewegungen wurden die Ursache zu ihrem Tode, welcher 1821 erfolgte. Ihre Leiche ward nach Braunschweig übergeführt. — 2) K. Mathilde, geboren 1751, nachgeborene Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, Enkelin Georgs II., vermählt 1766 mit König Christian VII. von Dänemark u. von ihm 1786 Mutter des nachmaligen Königs Friedrich VII. Angefeindet von ihres Gemahls Großmutter, Sophie Magdalene, u. Stiefmutter, Juliane Marie, verlor sie auch die Liebe ihres Gemahls und erweckte durch ihre Verbindung mit Struensee, durch den sie großen Einfluß auf die Regierung erhielt, Neid u. Verläumdung u. ihre Feinde, an deren Spitze die alten Königinnen standen, schreckten Christian VII. des Nachts, in sein Zimmer eindringend, durch eine erdichtete Verschwörung so, daß er 17. Jan. 1772 Verhaftsbefehle für Struensee, Brandt u. K. Mathilde unterzeichnete. K. Mathilde ward mit ihrer Tochter Louise Auguste u. einer Hofdame nach der Festung Kronenburg gebracht. Dort des ehebrecherischen Umganges mit Struensee beschuldigt, ließ sie sich durch die Vorstellung, daß sie Struensee nur durch Unterzeichnung eines Eingeständnisses vom Tode retten könne, verleiten, dieß zu thun, sank aber bei der Unterzeichnung ohnmächtig nieder. Struensee ward Nichts destoweniger hingerichtet; K. Mathilde sollte aber auf Grund dieses Bekenntnisses öffentlich verurtheilt werden. Nur die energischen Vorstellungen des englischen Gesandten Lord Keith ersparten K. Mathilde diese Schmach; sie wurde von der Hofcommission von ihrem Gemahle geschieden u. ging auf Verwendung ihres Bruders, des Königs Georg III. von England, im October 1772 nach Celle. Hier starb sie am 10. Mai 1775 am Brustfieber. Struensee betheuerte auf dem Schaffote gegen den Bischof Munter, daß kein Schatten unerlaubter Vertraulichkeit zwischen ihm u. K. Mathilde Statt gefunden habe u. dieß wiederholte K. Mathilde auf dem Todbette. Die Stände von Hannover setzten ihr zu Celle ein Denkmal. — 3) K. Marie, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, geboren 1752, 1768 Gemahlin Ferdinands I. von Neapel, den sie bald beherrschte. Sie führte durch ihren Günstling, den Franzosen Acton (s. d.) die Regierung u. organisirte das politische Inquisitionstribunal die Sicherheitsjunta. Beim Einfalle der Franzosen 1798 entfloh sie mit dem Könige u. Acton nach Palermo. Kaum zurückgekehrt, 1799, verfolgte sie mit Härte alle Theilnehmer der provisorischen Regierung. Im Jahre 1805 vertrieb sie Joseph Bonaparte aus Neapel, das sie vergebens durch Hülfe der Engländer wieder zu erobern suchte. Sie starb 1814 zu Schönbrunn.

Karolinen, Inselgruppe im großen Ocean, zwischen 148°—180° L. u. 3° bis 12° nördl. Br., mit einem Flächenraume von 350 □ M., über 400 meist niedrige, von Korallenriffen umgebene Inseln; einige sind hoch und bergig und Erdbeben häufig ausgesetzt. Das Meer ist durch Orkane gefährlich, erfrischende Winde mäßigen die Hitze. Bäche besitzen nur die großen Eilande. Von Mineralien kennt man bis jetzt nur weiße u. gelbe Steine, Schleifsteine u. Töpferthon. Die Pflanzenwelt ist mannigfaltig, üppig u. überzieht die Inseln in prächtiger Fülle. Farrenkräuter schießen baumartig empor und bilden dichte Wälder. Palmen, Feigenbäume, Pandanus, stehen in reizenden Gruppen; Lianen schlingen sich in malerischen Windungen um Stamm und Aeste. Aroideen wuchern zwischen majestätischen Brotbäumen u. kräftigen Eichen. Das Thierreich ist dürftig; einheimisch ist der Vampyr, eingeführt sind Katzen, Rindvieh, Schafe, Schweine u. Hunde. Hühner, Tauben, Waldvögel schwärmen in dichten Schaaren. Große Eidechsen u. Skorpione kommen auf einigen Inseln vor, zahllose Fische aller Gattungen an jeder Küste. Unter den Bewohnern herrscht große Verschiedenheit, obschon sie sämmtlich malaischen Ursprunges zu seyn scheinen. Im Ganzen sind die Männer schön, von mittlerer Größe, lebhaft, gutmüthig; die Frauen klein, häßlich, dick. Die Farbe ist mehr oder weniger braun. Bis auf ein schmales Tuch um die Lenden, gehen sie nackt. Hals-, Arm- u. Fußbänder sind allgemeiner Schmuck. Die Frauen werden aufmerksam behandelt, die Ehen keusch gehalten; Jungfrauen geben sich Jedem hin. Die Häuser sind groß, von Balken oder Bambus, mit Palmenblättern bekleidet u. ruhen auf Steinen. Das Hausgeräthe besteht aus Körbchen, Kämmen, Messern, Angeln, Stricken, Netzen, Bambusröhren zur Aufbewahrung des Wassers u. Aerten aus Muscheln. Die Hauptnahrung sind Fische, Wurzeln, Pisang, Kokosnüsse ꝛc. Eigenthümlich ist die Sitte, daß zwei Männer einen Freundschaftsbund schließen, der mit besonderen Rechten und Pflichten verbunden ist. Die Bewohner der Inseln sind sehr geschickte Schiffer u. treiben in ihren leichten, sehr schnell segelnden Piroguen unter sich u. mit den Marianen lebhaften Handel, dessen Hauptgegenstände Eisen, Boote und Zeuge sind. Auf Webstühlen weben sie mit Geschmack u. Kunst aus den Fasern der Banane schöne Zeuge. Ihre Waffen sind: Schleudern, Stöcke mit scharfen Fischgräten bewehrt, Streitärte aus Muscheln u. Lanzen. Ihre Kriege dauern nur so lange, bis von einer Seite der Häuptling gefallen ist. Die Sprache ist reich, wohlklingend, künstlich gebaut und hat mit den übrigen polynesischen Sprachen wenig Aehnlichkeit. Sie verehren unsichtbare Gottheiten unter verschiedenen Namen, in Tempeln, durch Opfer von Früchten, unter Anleitung der Priester, u. glauben an eine Fortdauer und Vergeltung nach dem Tode. Es gibt 2 Stände, Adel und Volk; an der Spitze steht ein König, der unbeschränktes Ansehen genießt und dessen Würde erblich ist. Die übrigen Häuptlinge sind seine Lehnsmänner u. ihnen gehört der Grund u. Boden, den sie an das Volk verleihen. Die K. bestehen aus der Gruppe der Pelju- oder Paliinseln u. aus den eigentlichen K., welche wieder in 3 Gruppen zerfallen; zu der westlichen gehören die Eilande: Eap, Nyoli, die 2 kleinen Philippinseln, die Mogemuginseln ꝛc.; zu der mittleren die Farruelap-, Ulea-, Iselug-, Swedes-, Lamurzek-, Faieu-, Ramuluk-, Namoenito-, Onoup-, Ramp-, Puluot-, Murileu-, Aletinseln ꝛc.; zu der östlichen die Littak-, Macasill-, Nuguor-, Duperrey-, Sotoan-, Lugunor-, Siniavje-, Ualaninseln ꝛc. Die Gesammtzahl der Bewohner wird ganz ungefähr auf 100,000 geschätzt. Das erste Eiland dieses Archipels wurde 1686 von dem Spanier Franzesco Lazcano entdeckt u. nach dem Könige Karl II. von England benannt. Die Spanier erfuhren die Existenz der Inseln erst später, legten Missionen an, mußten sich aber wegen des Widerstandes der Bewohner bald zurückziehen. Die Peljuinseln betrat zuerst 1783 Wilson; der Spanier Luis de Torres untersuchte sie genauer 1804; ihm folgten: Kotzebue, Duperrey, Durville, Lütke. Vieles ist noch zu entdecken, das Bekannte zu erweitern u. zu bestätigen.

Karolinger heißt das von Pipin von Heristall (s. d.) abstammende

Fürstengeschlecht, welches seit Karl Martell (s. d.) über Franken herrschte u. nach den Merowingern (s. d.) die zweite Dynastie der fränkischen Könige bildete. Karl d. Gr. (s. d.) und einige seiner Nachkommen trugen daneben auch die römische Kaiserkrone. Kräftig kündigte sich diese Dynastie mit Karl dem Gr. an; aber schon seit 874 verfiel sie, indem ihre Glieder ein Gemisch von Gutmüthigkeit u. Schwäche des Charakters hatten; das Reich ward durch häufige Theilungen zerrüttet u. durch das Feudalwesen die königliche Macht gebrochen. Sie vegetirten bis 889 auf dem deutschen u. bis 986 auf dem französischen Throne fort. Ihre Reihenfolge ist: Pipin der Kurze, Karl d. Gr., Ludwig der Fromme, Karl der Kahle, Ludwig der Stammler, Ludwig III., Karlmann, Karl der Dicke, Karl der Einfältige, Ludwig IV. u. Ludwig V. Nach ihnen bestiegen in Frankreich die Capetinger (s. d.) den Thron.

Karpathen, in der slawischen Sprache Tatry genannt, nach den Alpen das größte europäische Gebirgssystem, welches sich in einem großen Bogen von der Stadt Preßburg bis nach Siebenbürgen hinzieht, dieses Land, wo es seine größte Höhe von 9,000 F. erreicht, ganz umschließt und dann wieder bis an die Donau reicht. Hoch erhebt sich, südlicher von den K., das Hochland des Tatragebirgs (Litauer u. Zipser Comitat) auf 8 M. Länge, geographisch und geognostisch von den K. getrennt. Die eigentlichen K. in Nordungarn erheben sich nirgends über 5,000 F. Sie bestehen aus Sandstein, bilden runde Kuppen, und tragen nur in der Bukowina, wo sie bis 6,000 F. emporragen, Alpencharakter. Der westliche Theil, die Bieslawischen K., die sich mit dem 5,400 F. hohen Babiagora (8 M. von Krakau) endigen, sind die höchsten; dann folgen im Osten die Bieskiden, an der Quelle der Wisloka, mit dem 3,200 F. hohen Javornik. Das Gebirge zwischen Ungarn und Mähren heißt Bjeli hori (weiße Berge). Die siebenbürgischen K. erheben sich im Süden zu einer Höhe von über 8,000 F. Die ungarischen K. haben nur auf einigen Gipfeln etwas Schnee u. sind meist bewaldet. Die K. bestehen in ihren nordwestlichen und südöstlichen Abtheilungen größtentheils aus Urgebirge, auch finden sich zahlreiche vulkanische Massengesteine. Die einzelnen Bergzüge führen, von W. nach O. gerechnet, folgende Namen: 1) Preßburger Gruppe; 2) weißes Gebirge, bis zum Jablunka Paß; 3) die Arvaer Gruppe zwischen der Waag und Arva; 4) das Neutra-Gebirge, zwischen Waag, Neutra u. Thurоz; 5) das Tatra-Gebirge zwischen Arva, Waag, Poprad u. Dunajec; 6) die Fatra-Gruppe, zwischen Neutra, Gran, Thuroz, Waag u. Revuza; 7) die Nischne Tatry, zwischen Hermancec, Revuza, Waag, Gran und Hernath; 8) Ostrowsky Berge, zwischen Gran, Donau, Eipel u. Ratina; 9) die Gruppe des Vorgebirgs; 10) die Karantsch Gruppe, zwischen Schajo, Eipel u. Donau; 11) die Kette des Hegyalla oder die Tokayer Berge, von Eperies bis Tokay. Die siebenbürgischen K. theilen sich in: 1) die Gruppen zwischen Samosch und Theiß; 2) zwischen Sereth und Moldawa; 3) in die Ostkette (9,000 F. hoch), 4) in die Kette zwischen Marosch u. Samosch; 5) in das Fagarasch Gebirge; 6) in die Banater Gruppe. Ow.

Karpfen, Cyprinus carpio L., ein bekannter, in Seen, Teichen und Flüssen mit langsamem Falle häufig lebender Fisch, der sich von Kräutern, fetter Erde, Würmern und Wasserinsekten nährt, am meisten aber den Schafmist liebt und davon am besten gedeiht. Die Fluß-K. sind die besten; die Teich-K. stehen ihnen etwas nach; am schlechtesten aber sind die See-K., deren Fleisch gewöhnlich einen widerlichen Geschmack hat, der ihnen durch Nichts benommen werden kann. Die Teich-K. sind am besten aus solchen Teichen, deren Wasser durch einen hindurch fließenden Bach fortwährend erneuert wird. Ist der Grund des Teiches sehr schlammig, so erhalten die K. dadurch ebenfalls einen moorigen Geschmack, der sich aber verliert, wenn man sie einige Zeit in reines Wasser setzt. Die Fluß-K. unterscheiden sich durch eine gelbere Farbe von den Teich-K., indem die der letzteren mehr grünlich oder schwärzlich ist. Den besten Geschmack haben die K. vom October bis in den April. Sie werden gewöhnlich 3—6 Pfd. schwer,

doch hat man auch K. von 40, ja sogar 70 Pfd. gehabt, welche 200 J. u. darüber alt geworden sind. Der K. hat ein sehr zähes Leben u. läßt sich sowohl im Winter im Schnee, als auch in Moos verpackt u. mit etwas Brod in Wein oder Branntwein geweicht im Munde, ziemlich weit lebendig versenden. Man kann ihn sogar mästen, wenn man ihn, in nasses Moos, Schilf oder Gras gewickelt, am Deckengewölbe eines Kellers aufhängt und mit in Milch geweichter Semmel oder Zwieback füttert, was besonders früher in Holland Gebrauch gewesen seyn soll. Von den verschiedenen Abarten der K. sind namentlich folgende zu erwähnen: Der Spiegel-K. oder Königs-K., meist schuppenlos, bis auf 2 oder 3 Reihen großer Schuppen, hat ein sehr angenehm schmeckendes Fleisch, lebt besonders in der Donau, dem Bodensee 2c. u. wird auch zur Zucht in Teichen gehalten. Der Leder-K. ist ganz ohne Schuppen, hat eine braune, lederartige Haut und findet sich besonders in Schlesien. Der Gold-K., goldfarbig und glänzend, ohne Bartfäden, stammt aus China, von wo er im Jahre 1651 durch Engländer nach Europa gebracht worden ist; er wird besonders zur Zierde gehalten. Der K. ist im Innern Deutschlands ein nicht unbedeutender Handelsartikel, wird aber auch ausgeführt, namentlich von Königsberg und Danzig aus nach Petersburg 2c. Vorzüglich geschätzt sind die schlesischen, böhmischen und mährischen Teich-K., ferner die Rhein- und Donau-K., und die aus dem Gardasee in Italien, welche häufig marinirt versendet werden. Die K.-Galle, die, so wie die K.-Steine (die breiten, dicken Zähne, welche der K. hinten im Munde hat) früher in der Medicin gebraucht wurde, wird als Malerfarbe verwendet, und die Schwimmblase als eine Art geringer Hausenblase.

Karpokrates, ein Alexandriner, der unter Kaiser Hadrian lebte und Stifter einer eigenen Sekte, der Karpokratianer, war. Man zählt ihn gemeiniglich unter die Gnostiker; er war jedoch nur Platoniker u. gehört kaum zu den christlichen Sekten. In Christus nahm K. nicht eine Offenbarung des göttlichen Pneuma *κατ'ἐξοχήν* an, sondern ebenso vor und nach Christus. Die Lehre Christi sei mit dem richtig verstandenen Hellenismus identisch und so alt, wie die des Pythagoras und Plato; nur sey sie einer anderen Offenbarungsreihe eingeordnet. Dabei hielt er das Christenthum in seiner gewöhnlichen gemeinen Ueberlieferung eben so wenig für die wahre Religion, wie er jede Philosophie und Volksreligion, die nicht auf Wissenschaft gestützt sey, verwarf. So galt ihm auch Christus als nichts Höheres, denn Pythagoras und Plato. Nach seinem Religionssysteme offenbaret sich die Gottheit (*ἡ μονάς*) nicht in der Sinnenwelt, welche ein Werk der von ihr abgefallenen Christen sey (*ἄγγελοι κοσμοποιοί*). Nur in einem Geiste, der sich alles Irdischen entäußert, werde Erkenntniß der Gottheit (*γνῶσις μοναδική*) erzeugt. Um zur Wiedervereinigung mit ihr zu gelangen, müsse der Geist alle Berührung mit dem Irdischen vermeiden, die gewöhnliche Religions- und Sittenlehre, die eine bloße Gesetzlichkeit wirke, aufgeben u. sich dagegen zu einer freien sittlichen Tugend (*θεία δικαιοσύνη*) emporschwingen. Nur Wenige erreichen dieses Ziel, wie Pythagoras, Plato und Christus, deren Seelen in dem vorirdischen Dasein in inniger Gemeinschaft mit Gott gestanden hätten; eine göttliche Kraft habe in ihnen die Erinnerung des früheren jenseitigen Lebens lebendig aufgefrischt; dadurch hätten sie vermocht, sich über die beschränkten Ansichten gewöhnlicher Menschen und ihrer religiösen Kulte zur Verehrung des wahren Gottes zu erheben. Diese Erhebung sey allen Menschen vermöge gleicher Bestimmung und Anlagen möglich. K. erwarb sich zahlreiche Anhänger in Aegypten und Rom; auf der Insel Cephalonia verbreitete besonders sein Sohn Epiphanes die Ansichten des Vaters weiter und drang nach dem Vorgange Platon's auf Gemeinschaft der Frauen und Güter, als der wahren Verehrung der Gottheit entsprechend.

Kars, stark befestigte Hauptstadt des armenischen Ejalets gleiches Namens u. türkische Gränzfestung gegen das russische Georgien und Armenien, ist Sitz eines armenischen Bischofs und ein berühmter Wallfahrtsort der Muhamedaner, indem

sich dort selbst die Gräber mehrer berühmten muhamedanischen Heiligen befinden. Die 10,000 (früher über 30,000) Einwohner treiben nicht unbeträchtlichen Handel mit Perlen. — K. hatte früher seine eigenen Fürsten, wurde aber nachher von den Persern unterworfen und kam von diesen an die Türken. Am 5. Juli 1828 wurde Stadt und Cidatelle von den Russen unter Paskewitsch genommen.

Karsch (gewöhnlich Karschin), Anna Louise, Tochter des Pächters u. Brauers Dürbach, wurde geb. 1 Dec. 1722 auf dem Hammer, einem Meierhofe bei Schwiebus in der Mark. Sie kam im 6. Jahre, da ihr Vater gestorben war u. ihre sonst sehr gebildete Mutter, der großen Geschäfte wegen, sich nicht gehörig um ihre Erziehung kümmern konnte, zu ihrem Oheim, wo sie lesen und schreiben lernte und bald das Buch der Makkabäer lieb gewann. Im 10. J. kam sie wieder zu ihrer Mutter, die aber bald in dem polnischen Dorfe Tirschtiegel sich niederließ. Sie hütete nun eine kleine Heerde, las dabei mancherlei Bücher, kam hierauf noch einige Zeit zu einer Müllerin, um die häuslichen Arbeiten zu lernen, wo sie eine harte Behandlung erleiden mußte und verheirathete sich, 16 J. alt, mit dem Tuchmacher Hirsekorn zu Schwiebus u., im 11 J. einer unglücklichen Ehe geschieden, mit dem Schneider K. zu Fraustadt in Polen. Hier, in äußerst gedrückten Umständen lebend, verfaßte sie viele Gelegenheitsgedichte, um Etwas zu verdienen. Im Jahre 1775 zog sie mit ihrem Manne nach Großglogau, wo sie in manche gebildete Gesellschaft kam. Hier dichtete sie auch ihre ersten Oden auf Friedrich d. Gr. von Preußen. Der Tyrannei ihres Mannes entzog sie der Baron von Kottwitz und brachte sie (25. Jan. 1761) nach Berlin. Hier wohnte sie, von bedeutenden Männern und Frauen geschätzt, in einem ihr von Friedrich Wilhelm II. geschenkten Hause. Ramler, Sulzer, Mendelssohn, Gleim u. A. wurden ihre Freunde im Leben, wie in der Literatur. Von dem Könige erhielt sie ein Geschenk von 50 Thlrn., mit dem Bedeuten, daß sie sich wieder melden möchte. Doch wurde die in Aussicht gestellte Pension durch eine hinterlistige Gegnerin vereitelt. Von dem Herzog Friedrich von Braunschweig bezog die Dichterin jährlich ein kleines Gnadengehalt bis zu ihrem Tode den 12. Oct. 1791. K. hatte dichterische Anlagen, nährte dieselben durch das Lesen der Volksbücher, ließ die religiösen Lieder von Franke auf sich einwirken, sang im alten schlesischen Tone breite Gelegenheitsgedichte, und erhob sich dann unter Gleims und Ramlers Leitung zur „deutschen Sappho", zur Sängerin der Großthaten Friedrichs, ohne jedoch es so weit gebracht zu haben, daß man sie, die einst so hoch Gepriesene, auch nur entfernt zu Deutschlands Classikern zählen darf. Die erste Auflage ihrer Gedichte, von Sulzer, Ramler und Gleim besorgt, erschien zu Berlin 1763. N. A. von ihrer Tochter L. v. Klenke, mit einer umfassenden Biographie, das. 1792 u. 1797. x.

Karsten. 1) Wenzeslaus Johann Gustav, Professor der Mathematik u. Physik zu Halle, geboren zu Neu-Brandenburg im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, studirte zu Rostock u. Jena Anfangs Theologie, nachher hauptsächlich Mathematik, hielt seit 1755 in Rostock Vorlesungen, ward 1758 Professor der Logik, kam 1760 nach Bützow, 1778 nach Halle u. starb daselbst den 17. April 1787. Um Mathematik, Physik und Chemie hat er als Lehrer und Schriftsteller große Verdienste, und alle seine Schriften zeichnen sich aus durch Deutlichkeit in Angabe der Begriffe, durch logischen Zusammenhang und Konsequenz der Folgerungen u. durch stete Anwendung der mathematischen Wahrheiten zur festen Bestimmung der chemischen u. physikalischen Lehren. Seine wichtigsten mathematischen Schriften sind: Lehrbegriff der Mathematik, 8 Thle., Greifswalde 1767—77, (es fehlen die astronomischen Wissenschaften, die Dioptrik und Katoptrik). Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften, 3 Bände, Greifswalde 1780. Abhandlung über die vortheilhafteste Anordnung der Feuerspritzen, *ebendaselbst* 1773. Theorie von Wittwenkassen, Halle 1783. Für die Naturlehre bearbeitete er, ausser einigen Lehrbüchern, eine Anleitung zur gemeinschaftlichen Kenntniß der Natur, besonders für angehende Aerzte, Kameralisten und

Oekonomen, Halle 1783. — 2) K. Karl Johann Bernhard, königlich preussischer Oberbergrath, geboren 1782 zu Bützow bei Rostock, bildete sich in Rostock theoretisch, auf Eisenhütten in der Mark praktisch für Metallurgie u. Bergbaukunde, wofür er an mehren Orten Preußens thätig war, bis er 1819 Oberbergrath in Berlin u. später Mitglied der Akademie wurde. Seine Schriften sind: „Handbuch der Eisenhüttenkunde" (5 Bände, Berlin 1811), „Archiv für Bergbau ꝛc." (20 Bände, 1818—31), „für Mineralogie ꝛc." (18 Bände 1831—44), „Philosophie der Chemie" (1843), „Grundriß der Metallurgie und der metallurgischen Hüttenkunde" (Breslau 1818), „Grundriß der deutschen Bergrechtslehre" (Berlin 1828), „System der Metallurgie" (ebendaselbst 1831, 5 Bände), „Ueber Contact-Elektricität" (ebendaselbst 1836), „Ueber das merkwürdige Verhalten, welches die Salze bei ihrer Auflösung im Wasser befolgen" (ebendaselbst 1841); er gab auch (zum Theil mit H. von Dechen) heraus: „Archiv für Mineralogie" (ebendaselelbst 1829—39, 13 Bände).

Kartätschen sind kleine Kugeln, welche entweder in einer blechernen Büchse (K.-Büchse) lagenweise geordnet, oder ohne Ordnung in diese Büchse gelegt werden, um bei Schüssen auf eine unbeträchtliche Entfernung eine viel größere Wirkung auf den Feind hervorzubringen, als dieses durch Vollkugeln geschehen kann. Um diese Wirkung zu erhöhen, legt man auf den Boden der K.-Büchse gewöhnlich eine, Spiegel oder Treibspiegel genannte, eiserne Platte oder Scheibe u. versieht sie mit einem Deckel von Sturzblech. Die K.-Kugeln waren früher von Blei, wurden aber später aus Eisen gegossen und bestehen in einigen Armeen aus geschmiedetem Eisen. Die Form der Treibspiegel ist ebenfalls verschieden; denn es gibt flache u. sphärische Treibspiegel. Es ist gewöhnlich, zu einer Ladung so viele Kugeln zu nehmen, daß deren Gewicht jenem der einem Geschütze entsprechenden Kugeln gleicht, oder mit der Büchse und dem Spiegel beinahe ½ mehr beträgt u. es ist angenommen, bei den schwereren Geschützen sich auch der stärkeren K.-Kugeln oder Schrote zu bedienen. Die Zahl der K.-Kugeln für jede Ladung ist nicht überall gleich und richtet sich nach deren Gewichte. Die wirksamste Schußweite für K. ist bei dem 6 Pfünder mit 2—3 löthigen Kugeln 300 Schritte, mit 6 löthigen dagegen zwischen 4 und 600 Schritten. Bei dem 12 Pfünder wechselt sie, je nachdem man 3, oder 6, oder 12 löthige K.-Kugeln schießt, zwischen 300 u. 800 Schritten u. bedient man sich schwererer Kugeln, dann steigt dieselbe bis auf 1000 Schritte und man kann im Allgemeinen annehmen, daß ⅓ oder ¼ der K.-Kugeln treffen, wobei aber auf die Beschaffenheit des Bodens besondere Rücksicht zu nehmen ist. Die K.-Wirkung der Haubitzen muß bei der Schwere der Kugeln, bei der bedeutenden Anzahl derselben in einer Büchse u. bei der Länge der Haubitzröhre höchst mörderisch seyn, besonders, da die Haubitzen neuerer Art einen den entsprechenden Kanonen analogen Visirschuß haben. Auch hat man für jedes Kaliber große und kleine Ladungen angenommen. — Als man der K., deren Einführung in die Zeit des niederländischen Freiheitskampfes fällt, zuerst sich bediente, bestanden sie anfänglich in einem Hagel von kleinen Steinen. Später wurden Musketenkugeln in Patronen, d. h. in Säcken von stärkerem Segeltuche, geladen u. abgeschossen, endlich aber fing man an, der K. in der heutigen Form sich zu bedienen. Man bedient sich der K. gegen Tirailleur- u. deployirte Linien, gegen Colonnen, die man in der Flanke beschießen will, gegen mehre Colonnen, welche neben einander in gleicher Höhe vorrücken, allein nicht weiter als 50 Schritte von einander entfernt sind.

Karten, Spielkarten, sind, technologisch betrachtet, aus mehren Lagen Papier zusammengeleimte, auf beiden Seiten geglättete Plättchen, auf welchen bunte Figuren u. Bilder u. auf der Rückseite gleichförmige, in Punkten, Sternen, Linien u. s. w. bestehende, Zeichnungen angebracht sind. — Der eigentliche und nächste Zweck der K. ist das Kartenspiel, d. h. eine Unterhaltung, welche durch *Vertheilen und Zugeben der einzelnen K.* nach bestimmten Regeln herbeigeführt *wird. Diese Regeln sind nach den einzelnen* K.-Spielen sehr verschieden und der

letzteren selbst sehr viele. Man theilt sie, je nachdem der Sieg oder richtiger Gewinn und Verlust vom Zufalle nur abhängt, in Hazardspiele (s. d.), oder in Commercespiele, wo die Gewandtheit des Spielers in Benützung der ihm gegebenen K. den Ausschlag gibt und die in der Regel nur von einer bestimmten Anzahl von Spielern gespielt werden können, z. B. Boston, Whist, Tarock, L'hombre 2c. Die K.-Künste, wozu die Spiel-K. nicht minder gebraucht werden, beruhen theils nur auf einer regelmäßigen Fertigkeit im Mischen der K., theils auf arithmetischen Verhältnissen, theils auf besonders zubereiteten K. Geschieht dieß bloß zur gesellschaftlichen Unterhaltung, so ist es weiter Nichts, als ein höchst unschuldiges Spiel; dagegen kann das sogenannte K.-Schlagen, wobei aus einer bestimmt angenommenen Bedeutung der K.-Blätter, aus deren zufälliger Lage und Zusammenstellung leichtgläubigen Menschen einzelne Begebenheiten oder ihr künftiges Lebensschicksal vorhergesagt werden will, als ein Beförderungsmittel der Betrügerei und des Aberglaubens gesetzlich nicht geduldet werden. — Man hält die K. gewöhnlich für orientalischen Ursprungs, weil sie in den Sagen der Indier u. Chinesen vorkommen u. die Spiel-K. in Italien gegen 1299 Naibi, in Spanien Naipes genannt werden, was auf einen Zusammenhang mit Indien vermuthen läßt, wo ein ähnliches Wort „Wahrsagen" bedeutet. Denn zum K.-Schlagen wurden die K. zuerst gebraucht. Daß die Zigeuner sie nicht nach Europa gebracht haben können, geht daraus hervor, daß letztere erst im 15. Jahrhunderte dahin kamen; wahrscheinlich kamen sie durch die Sarazenen nach Europa, wo sie in Deutschland 1321, in Spanien 1387 unter König Johann I. von Castilien und in Frankreich gegen 1361 erwähnt werden. Sie wurden zum Zeitvertreibe Karl's VI. von Frankreich gebraucht, nicht erfunden, wie Mercier u. A. meinen. Die ältesten unter den jetzt noch gebräuchlichen K. sind die italienischen, Trapelier-K. genannt, wobei die vier Farben (roth, grün, schwarz u. gelb) durch Becher, Pfennige, Schwerter und Stäbe angedeutet werden. Aus dieser Karte entstand ohne Zweifel die Tarockkarte, welche aus 78 Blättern, den 52 der französischen Karte u. außerdem aus 4 Kavalls (Chevals, Reiter vorstellend) 21 Tarocks (Trumpf-K.), wovon die mit I. bezeichnete Pagat genannt wird und einer K., einen Harlekin, Ski genannt, darstellend, besteht. Eine solche alte Tarockspielkarte befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Turin. Erst im 15. Jahrhunderte kam die sogenannte französische Karte auf, welche 52 K. enthält, aus zwei rothen u. zwei schwarzen Farben (bekanntlich Pique u. Trefle, Carreau u. Coeur) besteht. Die sog. deutsche Karte hat ebenfalls vier Abzeichen, Eichel, Laub, Herz u. Schellen u. hält mit Hinzurechnung der Sechsen 36 Blatt. In Deutschland werden die besten K. in Hamburg, Leipzig, München, Frankfurt, Nürnberg u. Wien gefertigt.

Karthäuser, ein Mönchsorden, gestiftet gegen das Ende des 11. Jahrhunderts von dem heiligen Bruno, Kanonikus zu Rheims (siehe Bruno 4). Nachdem dieser zu der Absetzung des Manasses, welcher durch Simonie Erzbischof von Köln geworden war, beigetragen hatte, entschloß er sich mit sechs Freunden, die, gleich ihm, an dem Wandel des Erzbischofs Aergerniß genommen hatten, die Welt zu verlassen, und besuchte nun den Bischof Hugo von Grenoble, welcher ihnen nicht weit von dieser Stadt die Wüste Chartreuse zum Aufenthalte anwies. Die sieben elenden Hütten, welche sie daselbst zum Zwecke eines Eremitenlebens erbauten, so wie ein Oratorium waren im Jahre 1084 die erste Grundlage des nachmals so berühmt gewordenen K.-Ordens. Gewöhnlich nimmt man an, diese Mönche hätten sich nach der Regel des heiligen Benedikt gebildet; in der That aber gab das Leben ihres Stifters, welches die Stelle einer Regel vertrat, ihnen ein Beispiel einer gewissen Selbstbeherrschung und einer so strengen Selbstabtödtung, an welche bis jetzt die Benediktiner kaum gedacht hatten. Durch ein beständiges Schweigen und durch eine tiefe Sammlung des Geistes heiligten die K. ihre Zurückgezogenheit, u. es waren dieß noch zwei eigenthümliche aus dem Leben der alten Einsiedler übrig gebliebene Züge. So bildete sich jene ernste

Eremitengesellschaft, deren stets geschlossenem Munde nur von Zeit zu Zeit das Schreckenswort: „mementi mori“ entwischte, d. i. gedenke des Todes, mit welchem Spruche sie einander begrüßten. Außerdem hörte man von ihnen nur einige monotone Psalmengesänge, u. sie glichen in ihrer vollkommenen Abgeschiedenheit fast Gespenstern. Die tiefste Vergessenheit der Welt u. ihrer Freuden, die gewissenhafteste Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung der leisesten Begierden des Herzens: Alles dieses erhöht bei den K. das Verdienst einer Anstalt, in deren Schooße so Viele die Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens, ungeachtet der unerhörten Abtödtungen, welche dessen Lauf bezeichneten, gekostet haben. Als der heilige Bruno 1090 einem Rufe seines Schülers, des Papstes Urban II., Folge leistete, und seine friedliche Wüste verließ, um sich mitten in das geräuschvolle Rom zu begeben, da bot seine Reise, weit entfernt, die neue Stätte der Zurückgezogenheit zu erschüttern, dem heiligen Manne Gelegenheit dar, eine zweite ganz ähnliche Anstalt zu gründen. Er zog sich nämlich, nachdem er auf seine wiederholten inständigen Bitten hin die Erlaubniß, Rom zu verlassen, vom Papste erwirkt hatte, in eine Wüste Calabriens zurück u. verpflanzte so den Keim seiner strengen ernsten Anstalt auch auf den italienischen Boden. Hier starb er im Jahre 1101. Beim Tode des Stifters gab es also in Frankreich und Italien nur diese zwei K.-Klöster, was keineswegs befremden darf. Denn man konnte nicht anders an die Aufnahme und an das Verbleiben in diesem Orden denken, außer man habe so mit der Welt gebrochen gehabt, daß jene Wiedervereinigung mit ihr unmöglich gewesen wäre, u. sei ganz von der Gnade beherrscht gewesen, deren freundliche Leuchte uns die Wichtigkeit der irdischen Leidenschaften in ihrer ganzen Größe darthut. Man würde erstaunen, wenn man sähe, wie selbst im Falle einer gefährlichen Krankheit die harten Vorschriften der Regel, z. B. die Enthaltung von Fleischspeisen, streng beobachtet wurden. Der K.-Orden existirte lange, bis man es unternahm, seine Regeln zum erstenmale aufzuschreiben. Schon der Titel der Sammlung: „Gebräuche und Gewohnheiten des großen K.-Klosters“ zeigt an, daß diese Maßregel nicht durch das Bedürfniß hervorgerufen wurde, irgend einem Verfalle zu steuern. Einen Auszug davon (Cartusiae Consuetudines, Gewohnheiten der Karthause) verdanken wir Guigo, dem fünften Abte des K.-Klosters. Nach den Handarbeiten, welche den Einsiedlern vorgeschrieben sind, scheint zu erhellen, daß sie sich mit Vorliebe mit Abschreiben von Manuscripten beschäftigten. Es war ihnen nämlich erlaubt, unter dem Namen von Almosen (ohne je darum zu bitten) Pergamentblätter anzunehmen, während sie gemünztes Silber zurückwiesen. Ihrem Erhaltungseifer verdankt die Wissenschaft mehre unschätzbare Perlen der alten Literatur. Aber außer diesen Arbeiten pflegten die K. auch Handwerke; es gab unter ihnen Schreiner, Drechsler u. s. w. Kein K.-Kloster durfte mehr als dreizehn oder vierzehn Eremiten u. sechszehn Laienbrüder aufnehmen, eine im Interesse einer strengen Zucht getroffene Einrichtung. Nur an Sonn- und Festtagen durften sie in einem gemeinschaftlichen Speisesaale mit einander essen; die Reichthümer konnten ihnen also, von diesem Gesichtspunkte aus, Nichts nützen. Denn die auserlesenen Speisen waren eben so streng untersagt, als die Verschwendung in Kleidung und in Gebäuden. Eine einförmige Methode leitete ihre geringsten Handlungen bis zu denen herab, welche die Reinlichkeit gebietet, u. man gebrauchte besondere Mittel, um durch Schwächung des Körpers dem Geiste den Sieg über die Sinnlichkeit zu erleichtern. Fasten und strenge Zucht bekämpften die Versuchungen des Fleisches; den Körper mit einem rauhen Cilicium bedeckt u. in dem Augenblicke der Ruhe auf einen groben Strohsack hingestreckt, widerstanden die K. seinen Versuchungen. Im Jahre 1170 erhielt dieser Orden von Papst Alexander III. seine feierliche Bestätigung, welcher ihm den päpstlichen Schutz sowohl in seinem als seiner Nachfolger Namen zusicherte. Bernard de la Tour veranstaltete die zweite Sammlung der Statuten, welche man nunmehr die alten heißt, in denen alle Verordnungen enthalten sind, die vordem in den Generalkapiteln gegeben wurden, u. diese Statuten selbst wurden

im Jahre 1259 in einem Generalkapitel bestätigt: eine Maßregel, die durch Lauigkeit, die in der Beobachtung der Regel überhand genommen hatte, so wie durch einige Unordnungen, welche sich allmälig eingeschlichen hatten, nothwendig geworden war. Gleichwohl aber war das Uebel nicht zu dem Punkte gestiegen, wie in manchen Klöstern verschiedener Orden, in denen man es ausrotten zu können hoffte, nicht zwar durch Milderung und Zögern, sondern dadurch, daß man tief bis in das Fleisch einschnitt und die Klosterzucht strenger machte. Endlich lehren uns diese Statuten, daß der Orden damals 56 Karthausen zählte, eine Anzahl, die für die damalige Zeit nicht sehr beträchtlich scheint, wenn man bedenkt, daß der Orden bereits in mehren Ländern verbreitet war, und daß noch kein K.=Kloster die vorgeschriebene Zahl seiner Einsiedler überschritten hatte. Später zählte man 173 Karthausen. Diese Statuten erhielten von Zeit zu Zeit Zusätze, besonders in den Jahren 1368, 1509, 1581; aber alle tragen das Gepräge des alten Eifers für Strenge und Abtödtung. Ein gemeinschaftlicher Spaziergang war wöchentlich nur ein Mal erlaubt, u. zudem noch innerhalb der Gränzen der Mönchsschranken. Die Nachtwachen waren auch strenger, als vorher, indem die Religiosen vor Mitternacht zur Mette aufstanden. Die Zucht, die schon ungemein streng war, wurde durch die neuen Statuten noch um einen Grad strenger. So wurden z. B. die unverbesserlich Schuldigen, die man früher mit der Ausschließung von der Gemeinschaft genugsam gestraft zu haben glaubte, nach einer neueren Maßregel zu beständiger Gefangenschaft verurtheilt. Denn, heißt es in den Statuten, man läuft stets Gefahr, die Geheimnisse des Klosters möchten verrathen werden. In diesem Sinne ist es auch erklärlich, daß der ausgeschlossene Mönch aus Rache die empörendsten Verläumdungen gegen das Kloster verbreitete, welche der gemeine Haufe für wahr zu halten nur allzu geneigt ist. Die ursprüngliche Anzahl der Mönche u. Hausgenossen eines jeden Klosters erlitt im Laufe der Zeit mannigfache Modifikationen. So hatte z. B. die große Karthause im Jahre 1715 fünf u. fünfzig Mönche, eben so viele Laienbrüder und 140 Donaten (so heißen entweder Kinder, die schon in früher Jugend dem Kloster gewidmet wurden, oder Erwachsene, welche sich und ihr Hab u. Gut dem Kloster hingaben, und entweder wirkliche Mönche oder Laienbrüder wurden). Auch der einfache Kirchenschmuck mußte da und dort der Pracht weichen, u. die prachtvolle Karthause zu Neapel soll allein an Gemälden und anderen Kunstwerken für mehr als 500,000 Livres Werth besitzen. — Die oberen Aemter einer jeden Karthause sind: der Prior, ein von von ihm erwählter Vikar oder Prokurator, welcher neben der Aufsicht über die Conversen oder Laienbrüder und Oblaten auch die ganze Verwaltung des weltlichen Hausstandes besorgt, die Portionen an die Mönche vertheilt und der für seine Person ein Pferd halten darf. Das strenge Stillschweigen wird wöchentlich ein Mal durch eine allgemeine Gesprächstunde, wobei religiöse, jedoch auch andere passende Gegenstände besprochen werden dürfen, unterbrochen. Auf Reisen, im Auftrage des Ordens, erhält jeder Mönch einen sogenannten Zwangspaß, in welchem ihm Zeit u. Straße genau vorgeschrieben sind. Generalkapitel sollen jährlich in der großen Karthause gehalten und dabei die Klosterbeamten gewählt werden. Die wenigen Frauenklöster dieses Ordens verdienen nur kurz erwähnt zu werden. Nicht einmal wann und von wem die Frauen des K.=Ordens gestiftet wurden, läßt sich historisch ermitteln. Ihr erstes bekanntes Kloster ist jenes zu Premol bei Grenoble, welches von Beatrix von Montferrat im Jahre 1234 gestiftet wurde und als das Mutterhaus der andern Frauenklöster dieses Ordens angesehen wird. Indessen verbreiteten sich diese K.inen nicht über die Gränzen Frankreichs und beschränkten sich auf 12 Klöster, von denen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bloß noch fünf bestanden. Es war in den Statuten ausdrücklich verboten, für die Zukunft neue zu errichten; ein vernünftiges Verbot, in so fern die äußerste Einsamkeit, welche zu der Strenge der K. gehört, *im Allgemeinen sich* für Personen dieses zarten Geschlechts nicht schickt u. in so

fern die Milderungen, die man rücksichtlich ihrer Schwäche wohl hätte einführen müssen, mit der Zeit vielleicht die alten Gebräuche des ganzen Ordens erschüttert haben würden. Die Frauen dieses Ordens hatten mehr laute Gebete, als die Mönche; die Gebräuche bei der Einweihung der Jungfrauen, welche man in ihren Klöstern uneigentlich Diakonissinen nannte, sind ziemlich merkwürdig. Sie empfingen dieselbe erst im fünf u. zwanzigsten Jahre, und behielten bis zu diesem Alter stets den weißen Schleier bei; die Einsegnung geschah durch den Bischof, welcher ihnen Stola, Manipulum u. einen schwarzen Schleier gab; das Manipulum wurde an der rechten Hand befestigt und der Bischof sprach, indem er ihnen diese Auszeichnungen gab, dieselben Worte, wie bei der Ausweihung der Diakonen und Subdiakonen. Diese Auszeichnungen trugen sie am Tage ihrer Einweihung und an ihrem Jubiläumstage, d. h. wenn sie fünfzig Jahre im Kloster gewesen waren, und man beerdigte sie auch mit denselben. Die Kleidung der K. besteht in einem weißen Tuchrocke, der mittelst eines Gürtels, aus einer Schnur von Hanf oder weißem Leder bestehend, zusammengeheftet wird, nebst einem kleinen Scapulier, an dem sich eine Kapuze von weißem Tuche befindet. Die Strenge des K.-Ordens veranlaßte schon im Jahre 1193 die Stiftung einer Art Fraktion desselben, die sich aber nie selbstständig gestaltete. Einen Religiosen, Namens Guido, trieb jene Strenge zur Flucht aus dem Kloster Luvigny. In dem nahen Walde trafen ihn die Herren von Montcorne in dem verlassensten Zustande. Er gestand, was ihn zur Flucht veranlaßt habe: er wäre an den Fasttagen mit Wasser u. Brod zufrieden gewesen, wenn er nur etwas Kohl dazu hätte bekommen können. Mitleidig nahmen ihn die Herren mit sich und wiesen ihm einen zu Gemüsepflanzungen fruchtbaren Ort an, wo der Anschluß mehrer Gefährten ihm die Gründung eines Hauses möglich machte. Die Brüder verpflichteten sich zu strenger Beobachtung der Regel des heiligen Benedikt, jedoch mit Beibehaltung einiger Satzungen u. des Kleides der K. Zwölf Jahre nach dieser Stiftung erhielt Innocenz III. Nachricht von dem Daseyn dieser Verbrüderung. Sie stand unter einem Prior, unter dem Gelübde der Armuth, der Entsagung von Fleischspeisen, gemeinsamer Arbeit und Nahrung, die von Kreuzerhöhung bis Ostern auf ein tägliches Mahl mit Wasser, Brod u. einem einzigen Gerichte beschränkt war. Sie hielten die zwölf Lesestunden, ließen ihre Klostergränzen von keinen Frauenspersonen überschreiten. Aufzunehmende hatten ein volles Probejahr zu bestehen. Innocenz III. versicherte den Orden, die Personen, den Ort, den sich Guido gewählt, und allen rechtmäßigen Besitz des Hauses des apostolischen Schutzes. Indeß hatten sie Anfangs allem Eigenthum entsagt. Die Zahl der Bewohner eines Hauses sollte nicht über zwanzig steigen. Uebrigens fand der Orden, seiner zu großen Strenge wegen, wenig Beifall, hatte sich jedoch 1229 nach Schottland verpflanzt, wo er in drei Klöstern bestand. Später sollen dreißig Priorate von dem Stammkloster abgehangen haben — Die große Karthause zählt gegenwärtig 60 bis 70 Ordensmitglieder. Fernere Niederlassungen des Ordens sind: Bessières bei Montpellier, Calci in der Erzdiöcese Pisa, Florenz, Ittingen in der Schweiz, Livorno, St. Michael in Bosco in Calabrien (wo der heilige Stifter starb), bei Nancy, zu Neapel, Pontdieu in der Schweiz, bei Pavia, zu Rom (Sct. Maria der Engel), Trisultri bei Rom, Turin. Die Gesammtzahl der Mitglieder des K.-Ordens mag in unseren Tagen die Zahl von 300 wieder erreichen. Gegenwärtiger Generalvorsteher u. Prior der großen Karthause ist P. Johann Baptist Mortaise.

Karthago, eine im Alterthume durch ihren ausgebreiteten Handel u. ihre Seemacht, sowie durch ihr unglückliches Ende berühmte Stadt auf der Nordküste Afrika's, in der Gegend des heutigen Tunis, auf einer Halbinsel gelegen, die nah dem Golfe der beiden Syrten hin am Festlande lag, wurde von den Griechen Karchedon, von den Karthagern oder Puniern aber Karth-Hadatha (Neustadt) genannt. Die Gründung derselben ist in mythisches Dunkel gehüllt. Dido (s. d.), so erzählt die der Aeneide des Virgils zum Grunde liegende

Mythe, entwich ihrem Bruder Pygmalion in Tyrus, der ihren Gemahl Sichäus erschlagen hatte u. ging nach Cypern, gesellte dort 80 andere Frauen zu sich u. schiffte mit ihnen nach Uttika. Hier erhielt sie von dem wilden Gätulerkönige Jarbas soviel Land, als man mit einer Ochsenhaut umspannen kann. Diese schnitt sie in dünne Riemchen u. durch diese List erhielt sie das Land, worauf sie Byrsa (daher der Name), eine befestigte Burg, auf einem Felsen erbaute (880 vor Chr.); um ihn her erhob sich K., von der Landseite durch eine dreifache, von der Seeseite, wo 2 Häfen, der Kriegshafen (Kothon) u. der Handelshafen lagen, durch eine einfache Mauer geschützt. Die glückliche Lage der Stadt war vor allem zum Handel geeignet. Die anfänglich monarchische Verfassung wurde bald abgeschafft u. die Unabhängigkeit von Gätulien schon frühe errungen, Colonien rings herum angelegt u. mehre phönizische Colonien, wie Uttika, Hadrumetum, die beiden Leptis u. s. w. mit K. verbunden. Das afrikanische Landgebiet K.s, in welchem durch die verschiedenen Einwohner ein Mischvolk, die Libyphönizier, entstanden waren, reichte um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christus südlich bis zum Tritonsee, östlich gegen Kyrene bis zu den Altären der Philänen an der großen Syrte u. westlich gegen Numidien bis Hipporegius (jetzt Bona). Von den Afrikanern erhob K. Tribut in Naturprodukten, die Bundesgenossen mußten Geld steuern. Aber die reichsten Quellen floßen ihnen aus den Ländern jenseits des Meeres, denn ihr reger Handelsgeist u. das Streben nach Seeherrschaft hatte ihnen schon frühe den westlichen Theil des Mittelmeeres u. seine Küsten unterworfen. Schon im 6. Jahrhunderte waren sie Herren von Sardinien, Corsika u. den Balearen u. auch auf Sicilien gründeten sie Niederlassungen. Die Familie Mago, Vater, Sohn u. Enkel gründete K.s Herrschaft auf diesen Inseln, den Ostküsten Spaniens u. den Nordküsten Afrika's zur Zeit, als Cyrus, Kambyses u. Darius den Thron von Persien über Asien erhoben. Jenseits der Säulen des Herkules (gaditanische Meerenge) gründete Hanno an Afrika's Westküste Colonien u. Himilko befuhr die Küsten Spaniens u. Galliens. In diese Zeit fällt ihre erste Seeschlacht mit den Phokäern 536, welche sie, vereinigt mit den Etruskern, zwar verloren, dennoch aber die Phokäer nöthigten, ihre Ansiedelungen auf Corsika aufzugeben. Die Karthager pflegten bis an das grüne Vorgebirge u. bis an die britischen Inseln zu segeln, vielleicht kamen sie auch noch weiter. Aber sie hielten ihre Entdeckungen ebenso geheim, als die Phönizier u. verboten die Fahrt nach den von ihnen entdeckten insulis fortunatis (kanarischen Inseln). Sie legten viele, aber nur kleine Handelsstädte an, um sie desto besser in Abhängigkeit erhalten zu können; dadurch waren sie genöthigt, große Flotten u. Heere zu halten. Letztere mußten sie bei allen Nationen in Sold nehmen. Horden halbnackter Gallier mit einem Schwerdte, bloß zum Hiebe eingerichtet, standen neben schwer bewaffneten Iberiern in weißen, rothverbrämten, leinenen Kleidern; Ligurier neben schwarzbraunen Nasamonen u. Lothophagen mit langen Lanzen; den Kern des Heeres bildete die heilige Schaar, geborne Karthager, die sich durch schwere Bewaffnung, Tapferkeit u. Pracht auszeichneten; voraus zogen balearische Schleuderer, deren weithin geworfene Steine Schild u. Panzer zerschmetterten u. auf den Flügeln stritt die berühmte numidische Reiterei. Die Reiterei machte die größte Stärke des Heeres aus; sie ritten auf kleinen, aber vortrefflichen Pferden. Tieger- u. Löwenfelle kleideten sie des Tages u. deckten sie bei Nacht u. ein Stück Elephantenhaut diente ihnen als Schild, wenn sie zu Fuß fochten. K. setzte absichtlich seine Heere aus den verschiedensten Völkerschaften zusammen, um durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen jede Vereinigung zu Tumulten zu erschweren. Ihre Seemacht bestand anfänglich aus 150 — 200 Triremen, im ersten punischen Kriege aber aus 350 Quinqueremen. — Ihr Handel war weit ausgebreitet, selbst mit Rom schloßen sie 509 einen Handelsvertrag, der nachmals mehrmal erneuert wurde u. den Polybius aufbewahrt hat. Die etwas gewissere Geschichte K.s beginnt erst mit dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Auf Sicilien hatten sich Griechen, Phönizier u. Kar-

niedergelassen, K. konnte indessen nur nomadische Barbaren neben sich dul-
haßte die sicilischen Griechen ebenso, wie nachmals die Römer. Syrakus,
ächtigste Stadt Siciliens, wollte über das ganze reiche Eiland gebieten,
minder K. Als also Xerxes Griechenland überfluthete, griff K., dem mit
schlossenen Bunde gemäß, die Griechen auf Sicilien an. Aber an demsel-
age, an welchem Themistokles die persische Flotte bei Salamis schlug
September 480), schlug Gelo von Syrakus den Karthager Hamilkar bei
a u. zwang ihn zu einem schimpflichen Frieden, dem eine 70jährige Ruhe
Unter Dionys dem Aelteren entspann sich 410 ein neuer Krieg, den der
Hannibal, Hamilkars Enkel, mit der Einnahme von Himera u. Selinus
Weiteren Eroberungen, die dessen Vetter Himilko machte, setzte
s ein Ziel u. als 406 der Krieg sich erneuerte, siegte er über Himilko,
n in Syrakus hart bedrängte. Ein Aufstand der libyschen Unterthanen
von K. unterdrückt. Mago führte gegen Dionys von 392—383 aufs
Krieg, fand aber in der Schlacht bei Kabala seinen Tod u. nur durch den
Mago dem Sohne errungenen Sieg bei Kronien erlangte K. einen vortheil-
Frieden. Im Jahre 368 erneuerte Dionys den Krieg, starb aber 367.
Dionys dem Jüngeren breiteten die Karthager ihre Herrschaft aus, allein
dem Siege Timoleons bei Krimissus 340 wurde ihnen der Fluß Halykus
ränze gesetzt. Agathokles griff endlich K. in Afrika 311—306 selbst an,
nach seinem Tode wurde es in Sicilien wieder mächtig. So blieb bei ab-
ndem Kriegsglücke Sicilien 276 Jahre lang das Hauptziel der Karthagi-
, bis Pyrrhus, König von Epirus, auf Sicilien landete u. die Karthager
s auf Lilybaum beschränkte. Bis dahin hatte Rom mit K. in gutem Ver-
r gestanden u. hielt Freundschaft mit K., weil es seiner Feindschaft noch
gewachsen war. Als aber die Römer nach dem Abzuge des Pyrrhus Un-
en erobert hatten, mußten sich zwei so eifersüchtige Nachbarinnen noth-
g bald feindselig berühren. Die Veranlassung fand sich durch die aus
nien, ihrem Vaterlande, vertriebenen Mamertiner. Diese hatten sich Mes-
bemeistert u. waren von den Karthagern gegen Syrakus unterstützt wor-
hatten aber die karthagische Besatzung nachher vertrieben u. sich gegen die
ager u. gegen Hiero von Syrakus zu behaupten gesucht. Ihnen sandte
nach langer Berathung den Appius Claudius zu Hülfe (264) u. dieß war
nfang dreier Kriege, der punischen (s. d.), die nach 118 Jahren K.s
rben herbeiführten. Der erste dieser Kriege endete, nachdem Hanno bei den
ischen Inseln von Lutatius Catulus (242) zur See geschlagen worden
worauf Hamilkar Barkas (s. d.), der auf dem Eryx sich lange ge-
, 241 zum Frieden genöthigt wurde. K. hatte 500 Schiffe u. zahlreiche
hen verloren u. mußte Sicilien herausgeben u. 3200 euböische Talente
skosten bezahlen. Hierauf mußte Hamilkar auf blutige Weise die Empö-
der Miethstruppen, welche K. ihrem Untergange nahe brachte, mit Hülfe
's von Syrakus dämpfen, worauf er nach Spanien mit dem Heere ging,
. neue Kräfte zu gewinnen, da ihm die Römer mitten im Frieden auf
a u. Sardinien weggenommen hatten. Hamilkar brachte das ganze
e Spanien bis an den Ebro unter die Gewalt K.s u. flößte Hasdrubal,
Eidam, der Neu-K. (Karthagena) gründete, sowie seinem Sohne Han-
einen unaustilgbaren Haß gegen die Römer ein. Nach Hamilkars Tode
. nach dem des Hasdrubal 221 folgte Hannibal seinen Rachegefühlen gegen
ömer u. belagerte u. erstürmte vertragswidrig 219 Sagunt. Somit begann
weite punische Krieg, der die Römer dem Verderben nahe brachte u. endlich
Schlacht bei Zama 201 das Schicksal K.s entschied. Es verlor Spanien,
alle Kriegsschiffe bis auf 10 ausliefern, den numidischen König Massinissa
digen, an Rom 10,000 Talente Kriegskosten bezahlen u. durfte ohne Roms
lligung keinen Krieg beginnen; dagegen blieb ihm das afrikanische Gebiet.
ibal, als Staatsmann ebenso groß, wie als Krieger, mußte, da er die Stadt

wieder heben wollte, im Jahre 195 den römischen Nachstellungen weichen u. starb bei Prusias, König von Bithynien, 183 an Gift, indem er noch sterbend die Götter und die Römer verfluchte. Zweiundfünfzig Jahre dauerte indessen noch der für K. so schmachvolle Friede und nur erst, als Massinissa den Streit der Aristokraten und Demokaten in K. zu seinem Vortheile benutzte, die Karthager wiederholt und vergeblich in Rom gegen ihn Hülfe gesucht und endlich gewaltsam die Anhänger des Massinissa vertrieben hatten, als auch Cato der Aeltere in jeder Senatssitzung die Römer angetrieben, zog Rom zum letzten Kampfe gegen K. Der dritte punische Krieg begann im Jahre 150 und wurde 146 durch P. Cornelius Scipio Aemilianus beendet. K. zuletzt noch durch Hasdrubal vertheidigt, wurde im zweiten Jahre der Belagerung eingenommen. Sechs Tage dauerte der Kampf noch im Innern der Stadt und siebzehn Tage brannte die unglückliche Stadt. Polybius sah ihren und seines Vaterlandes Fall u. Scipio vergoß Thränen der Menschlichkeit unter traurigen Vorahnungen des gleichen Schicksals seiner Vaterstadt. Wo der Ueberrest der Bewohner hingekommen, ist unbekannt, nirgends, selbst nicht aus den kanarischen Inseln, findet sich mehr eine Spur von ihnen u. die Kunde des inneren Afrikas verschwindet nach ihnen gänzlich. Da ihnen aber die Wege durch die Wüste bekannt waren, so läßt sich glauben, daß sie Timbuktu gründeten. Andere meinen, daß viele nach Amerika (unbekannte Schrift- und Hiroklyphendenkmäler an den Felsenwänden der südlichen Anden, phönizisches oder punisches Denkmal hinter Boston) entkommen seyn mögen. Der Hafen wurde wahrscheinlich schon bei der Belagerung verschlämmt, von ihm u. der Burg findet sich auch nicht eine Spur mehr. Die Wuth, mit welcher die römischen Soldaten diese Stadt u. den Staat vernichteten, scheint auch alle Denkmäler des karth. Cultus getroffen zu haben. Was Hannibal in griechischer Sprache, was Mago, Psilinus, Klitomachus und Himilkon geschrieben haben, ist gänzlich verloren gegangen; wir besitzen nichts, als einige geringe Fragmente, einen Auszug aus Hanno's Tagebuch und einige Sittengemälde von Terenz, der in seiner Jugend als Sklave nach Rom kam. Auf den Antrag des C. Gracchus wurde unfern des alten K. die Colonie Junonia angelegt; August legte später an dieser Stelle eine neue Pflanzstadt unter dem Namen K. an. Im Jahre 439 ward sie die Hauptstadt des vandalischen Reiches aber 533 von den Byzantinern unter Belisar erobert und endlich 647 von den Arabern wieder zerstört. Kaum erkannte man jetzt an einigen Ruinen des Alterthums, an den Zisternen u. Wasserleitungen bei Tunis u. an den unterirdischen Gewölben von Melcha den Ort, wo einst das mächtige K. stand. Jetzt stehen dort die armseligen Dörfer Sidi Bou Said, Melcha u. Douar el Schat. Der innere Zustand der alten Karthager ist nicht genau bekannt geworden. Die anfängliche Monarchie verwandelte sich bald in eine aristokratische Verfassung mit einem Scheine von Demokratie. Die reichsten Geschlechter mochten wahrscheinlich auch hier, wie heut zu Tage in den Hansestädten, die Herrschenden seyn. Aus ihnen wählte man zwei Suffeten, welche die höchste obrigkeitliche Würde u. zwar der eine für die Verwaltung, der andere für das Kriegswesen, jedoch wohl nicht auf Lebenszeit, bekleideten. Ihnen zur Seite stand ein zahlreicher Senat, aus welchem wieder ein engerer Ausschuß, die Gerusia, gewählt wurde. Unter ihnen standen die Feldherrn, welche nicht als Magistrate betrachtet wurden. Das Volk wählte die Magistrate und hatte Theil an der Gesetzgebung. Als der Feldherr Malchus den Staat zu unterjochen suchte und die glänzenden Eroberungen Mago's die Republik mit einer Soldatenherrschaft zu bedrohen schien, wurde ein neuer oberster Gerichtshof der Hundertmänner eingeführt, um gegen die Uebergriffe allzumächtiger Aristokraten zu schützen. Der Cultus der Karthager scheint von dem der Phönizier sich wenig unterschieden zu haben, er war ein Stern- und Feuerdienst, auch fielen dem Moloch Menschen, namentlich Kinderopfer. Ueber ihn (Baal oder Sonne), den phönizischen Hauptgott u. die übrigen Gegenstände, die sich auf punischen Cultus beziehen, hat Dr. Munter, Bischof von Seeland in

seiner Schrift, Religion der Karthager (Kopenhagen 1821, 2. Aufl.) interessante Untersuchungen angestellt. Ueber die Geschichte K.s vgl. Dr. Böttiger, Geschichte der Karthager (Berlin 1827); Kluge, Aristoteles de politica Carthaginensium (Berl. 1824); Durean de la Malle, Recherches sur la topographie de Carthage (1825); Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr u. den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt (histor. Werke, 13 Thl.). wR.

Karthaune (canon) ist die Benennung der ersten regelmäßigen Geschütze, welche statt der alten Stein- u. Feuerbüchsen im Kriege gebraucht wurden. Nach den verschiedenen Benennungen, welche man in alten Büchern findet, gehören zu diesen Geschützen: der Aufwecker, der Mauerbrecher, die doppelte K., ein außerordentliches Geschütz, sowie die verstärkte oder die Trommeterin; die gestauchte K. oder der Anschnarcher, der Basilisk oder die ganze K., die halbe K., eine Benennung, welche man manchmal den Feldschlangen beilegte, welche ein schwächeres Kaliber, als die eigentlichen Kanonen hatten. Da in Hinsicht auf die Schwere, Länge u. das Kaliber dieser Geschütze bis zu dem vorigen Jahrhunderte eine feste Bestimmung nie vorhanden war, auch nach einer solchen schwerlich verfahren worden wäre, so läßt sich etwas Bestimmteres über die K.n nicht angeben.

Kartoffel, Erdtoffel, Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, die bekannte fast über ganz Europa, Nordamerika &c. verbreitete und zum allgemeinen Nahrungsmittel dienende Wurzelknollenfrucht der K.-Pflanze oder des knolligen Nachtschattens (Solanum tuberosum L.), die auf den Gebirgen von Chili, Peru, Buenos-Ayres &c. wild wächst. Von da kam sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuerst nach Spanien und Italien; im Jahre 1584 brachte sie der Admiral Sir Walter Ralegh aus Virginien nach England, aber erst 1586 wurden sie durch die Bemühungen des Admirals Franz Drake mehr bekannt u. man fing an, sie auf den britischen Inseln anzubauen. Dessen ungeachtet wurde der Anbau und Genuß derselben erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa allgemein, denn Anfangs hielt man die K., weil sie von einer Nachtschattenart kommt, für giftig, u. erst Kriegsjahre u. Mißwachs (namentlich in den Jahren 1771 u. 72) machten die Menschen auf das Vortheilhafte ihrer allgemeinen Cultur aufmerksam. In Dalmatien, dem Banat &c. hat man erst seit 1816 u. 17 die allgemeine Abneigung dagegen überwunden, u. in einem großen Theile Rußlands findet ihr Anbau noch immer Schwierigkeiten, obgleich die Regierung ihn zu befördern sucht. — Durch den langjährigen Anbau der K. in den verschiedenartigsten Gegenden, durch ihre häufige Erneuerung aus verschiedenen Ländern Europa's und Amerika's, durch ihre Fortpflanzung theils aus Samen, theils durch Knollen, so wie überhaupt durch ihre Eigenthümlichkeit, sehr leicht auszuarten, haben sich eine große Menge — vielleicht gegen 500 — Varietäten gebildet, die sich nach der Form u. Größe der Knollen, nach der Farbe der Haut, nach der Consistenz, dem Mehlgehalte, der Wässerigkeit und dem Wohlgeschmacke des Fleisches, nach der Gestalt u. Farbe des Krautes u. der Blüthen, nach dem größeren oder geringeren Ertrage &c. mehr oder weniger von einander unterscheiden, deren selbst nur theilweise Aufführung uns aber hier zu weit führen würde. Im Allgemeinen theilt man die K. in frühe u. späte ein, sowie in solche, die sich mehr zum Genusse der Menschen, u. in solche, die sich besser zum Viehfutter eignen. Die Hauptbestandtheile der reifen K. sind in 100 Theilen: $13,_{33}$ bis $18,_{75}$ Stärkemehl, welches durch die gewöhnlichen Verfahrungsarten im Kalten daraus erhalten werden kann; $5,_{28}$ bis $8,_{88}$ stärkemehlartige Faser, die aber noch zu $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ aus Stärkemehl besteht, das sich durch Kochen ausziehen läßt, so daß der Antheil an einer Faser nur sehr gering ist. $0,_{80}$ bis $1,_{05}$ Eiweisstoff, $1,_{2}$ citronsaurer Kalk, unbedeutende Quantitäten oder bloß Spuren mehrer anderer Stoffe u. $70,_{3}$ bis $81,_{3}$ Wasser. Das Verhältniß dieser Bestandtheile verändert sich nicht allein nach den verschiedenen Arten, sondern auch nach der Zeit, welche sie seit der Erndte schon gelegen haben; denn man hat gefunden, daß die

nämlichen K.n im August $9\frac{1}{4}$ bis $10\frac{1}{2}$ im September 14 bis 16, im October 14 bis 17, im November bis März 16 bis 19, im April 10 bis 12, im Mai 12 bis $8\frac{1}{2}$ Proz. Stärkemehl enthielten, wobei vorausgesetzt ist, daß die K. gegen Frost, Erhitzung u. Keimen geschützt sind, indem dieß Alles eine bedeutende Verminderung des Stärkemehlgehaltes hervorbringt. Die Aufbewahrung der K. geschieht theils in Kellern, welche in der Wärme gehörig gelüftet u. vor der Kälte verwahrt werden müssen, theils in Erdgruben, oder in Haufen über der Erde. — Die Anwendung der K. ist sehr mannigfaltig, denn außer, daß sie in den verschiedensten Formen zur Nahrung für Menschen u. Thiere, zum Branntweinbrennen u. zur Stärkefabrikation dienen, können sie zur Brot-, Butter-, Käse-, Wein-, Bier-, Zucker- Syrupbereitung, anstatt der Seife in Vermischung mit Wachs zu Kerzen ꝛc. benützt werden. — K.-Mehl oder K.-Stärkmehl wird bereitet, indem man geschälte, oder doch sorgfältig gereinigte, rohe K.n auf einem Reibeisen oder im Großen auf einer Maschine zu einem Brei zerreibt, den man mit Wasser vermischt u. von dem man nach ruhigem Stehenlassen die obenauf schwimmenden Fasern, welche jedoch auch noch einen Antheil von Mehl enthalten, der noch davon getrennt werden kann, abnimmt. Das zu Boden gefallene Mehl wird wiederholt mit Wasser ausgewaschen, bis dieses ganz klar abfließt, dann gepreßt u. getrocknet, wodurch man K.-Stärke erhält, welche durch Zerdrücken u. Sieben in Mehl verwandelt wird. Die bei Bereitung des K.-Mehles zurückbleibenden Fasern, sowie die Wurzelfasern u. selbst die Schalen der K., hat man nicht ohne Erfolg zur Verfertigung eines ordinären Packpapiers zu benützen gesucht. — K.-Branntwein wird durch Destillation aus rein gewaschenen, gekochten u. zerquetschten K.n gewonnen u. ist, nach der unmittelbaren Nahrung für Menschen u. Thiere, besonders in Deutschland die stärkste Verwendungsart der K.n, da er bei richtigem Verfahren dem aus Getreide erzeugten nur wenig nachsteht u. die Bereitung desselben im Großen einen nicht unbedeutenden Nutzen gewährt. Vgl. Branntwein. — K.-Gries, K.-Grütze wird entweder aus rohen, oder aus gekochten K.n bereitet. Die ersteren zerschneidet oder zerstampft man, nachdem sie geschält sind, zu haselnußgroßen Stücken, trocknet sie scharf in der Wärme und mahlt sie dann auf einer gewöhnlichen Gries- oder Grützmühle; auch kann man auf die nämliche Weise verfahren, nachdem man die K.n in Dämpfen halb gar gekocht hat, so daß sie noch ziemlich fest sind. Eben solche, oder auch völlig gar gekochte K.n reibt man auch auf einem Reibeisen, trocknet die geriebene Masse völlig in der Wärme, zerkleinert sie entweder durch bloßes Zerdrücken, oder durch Stoßen im Mörser, oder auch auf einer Mühle, u. siebt sie dann, um gleich große Körner zu erhalten. — K.-Sago wird aus K.-Mehl u. Eiweiß bereitet, indem man daraus kleine runde Körner bildet, die nach ihrer Größe K.-Gries, K.-Gräupchen oder Eier-Gräupchen u. K.-Sago heißen. Der letztere bleibt entweder weiß, oder er wird durch Saffran gelb, oder durch gebrannten Zucker, wie der ächte Sago, braun gefärbt. Er ersetzt den letzteren fast ganz, indem er fast eben so nahrhaft ist u. wird daher, sowie wegen seines billigen Preises, häufig als ein Surrogat desselben gebraucht.

Karyatiden, in der Baukunst weibliche Figuren in langem Gewande, als Säulen oder Pfeiler verwendet, deren Kopf hervorstehende Theile eines Balkons, eines Chors in Musiksälen, oder ein Gebälke stützt. Das Capitäl über ihrem Kopfe, womit sie das Gebälke stützen, besteht aus einem Abakus u. einem verzierten Echinus. Nach Vitruv waren sie Nachbilder in Gefangenschaft geführter griechischer Frauen aus der Stadt Karya im Peloponnes. Lessing dagegen leitet ihren Ursprung von den Jungfrauen ab, welche am Feste der Diana im Tempel zu Karya tanzten u. von welchem Tempel die Göttin Diana Karyatis oder Karya hieß. Allein abgesehen davon, daß K. nur im Kleinen angebracht werden können, ist doch zum Tragen wesentlich nur die Säule bestimmt, u. wohl kann es als ein Mißbrauch der menschlichen Gestalt angesehen werden, sie unter solcher *Würde zusammen zu pressen.* Die K. haben demnach auch den Charakter des Ge-

ückten u. ihr Costüm deutet auf Sklaverei hin, der es eine Last ist, dergleichen
ıften zu tragen. Gegen diese Bemerkung wird die von Lessing gegebene Ablei-
ng um so mehr zurücktreten müssen, als sich gar kein Grund auffinden läßt,
:shalb man die leicht dahin schwebenden Tänzerinnen, ihrer eigensten Bestim-
ıng zuwider, zu lasttragenden Figuren habe versteinern können. Uebrigens
ben schon die Aegypter menschliche Figuren zu Säulen verwendet, wie denn auch
äter selbst männliche Figuren als dergleichen Bildsäulen K. genannt werden.

Kasán, 1) ein früheres tatarisches Reich, 1487 von Iwan Wasiljewitsch I.
eilweise, und 1552—55 von Iwan Wasiljewitsch II. vollends dem russischen
eiche einverleibt, 11,384 □M. groß, mit über 6½ Mill. E., worunter etwa 5 Mill.
roß- u. Kleinrussen, über eine halbe Million Tataren, an 800,000 Menschen
nischer Abstammung u. 10—12,000 Mongolen. Ein Theil des Königreichs
gt jenseits des Uralgebirges, gehört daher zu Asien. Obgleich der Boden meist
uchtbar ist, so gehört doch dieses ganze Land zu den unbewohnteren, und weite
trecken sind nur von Waldungen u. Morästen bedeckt. Früher hieß K., als es
ch unter tatarischen Fürsten stand, nach der zerstörten Hauptstadt, Bulgari.
Ein zu Groß-Rußland gehöriges Gouvernement, 1,100 □M. groß, mit
300,000 E., unter denen auch Wotjäken u. etwa 300,000 Muhammedaner sich
finden, gränzt im Norden an das Gouvern. Wiätka, im Osten an das Gouvern.
renburg, im Westen an das Gouvern. Nischneinowgorod, im Süden an Sim-
:sk, u. wird in 12 Kreise getheilt, nämlich: Zarewokokscheisk, Kossmodem, Zansk,
scheborssarä, Jadrin, Züwilsk, Tetjuschi, Sswiäshsk, Sspas, Laischew, Ma-
ıdüsch u. Tschisstópol. 3) Die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements,
ı der Kasanka, unweit des linken Ufers der Wolga, unter 55° 38′ nörd. Br.
ıd 66° 40′ östl. L., 119 Meilen von Moskau, über 215 Meilen von St.
etersburg entfernt, seit dem großen Brande 1815 schöner aufgebaut, mit 4,500
äusern, worunter jedoch nur 530 steinerne, und nahe an 50,000 E., liegt zum
heil in einer sehr flachen, der Ueberschwemmung ausgesetzten Ebene, zum Theil
f ziemlich schroff aufsteigenden, vom Kreml eingenommenen Höhen. Sitz eines
zbischofs; Universität (1842 mit 41 Lehrern u. 316 Studenten) 1803 gestiftet;
eologisches Seminar, Gymnasium, tatarische Schule, prächtige Universitäts-
che (im Ganzen 66 Kirchen). Tuch-, Eisen-, Baumwoll-, Seifen-, Saffian-
a. Fabriken, Wachslichterfabrik, in der Nähe große Pulverfabrik, Admiralität.
chiffswerfte. Eine halbe Stunde vor der Stadt eine 65 F. hohe Pyramide, deren
neres eine Kapelle bildet, als Denkmal der hier 1552 gegen die Tataren ge-
llenen Russen. Am 3. September 1815 und 23. August 1842 große Feuers-
ünste. Ow.

Kaschau, Hauptstadt der Gespannschaft Abaujvar in Ober-Ungarn, am
erna, die größte der sechs königlichen Freistädte u. Festung, Sitz der Gerichts-
fel für die Gespannschaften Abaujvar u. Torna, so wie eines katholischen Bi-
hofs. Die Stadt hat 13 katholische und 2 protestantische Kirchen, 3 Klöster,
ne 1657 gestiftete Akademie mit reicher Bibliothek u. physikalischem Cabinet,
n Archigymnasium, mehre andere Lehranstalten, ein Zeughaus, große Kasernen,
heater u. s. w. und 16,000 Einwohner, welche Fabriken in Tabak, Fayence,
der, Tuch, Papier, Pulver u. lebhaften Handel mit Wein u. Tabak betreiben;
ch ist K. der Hauptspeditionsort zwischen Ungarn und Polen; in der Gegend
ird viel Ahornzucker gebaut. — Nach Einigen soll K. eine Römer-Gründung
in. 1312 erlitt der Palatinus Trentschin Matthäus hier eine Niederlage durch
n König Robert von Ungarn; im 15. Jahrhundert wurde die Stadt in den
ngarischen und siebenbürgischen Kriegen oft belagert und erobert; 1529 Sieg
hann von Sepulia über die Kaiserlichen; 1619 Niederlage der Ungarn unter
agoczy durch die Oesterreicher u. Polen unter Zommonai; 1685 wurde die
tadt von den Kaiserlichen erobert.

Kaschelot, s. Pottfisch.

Kaschgar, *bedeutende Stadt am gleichnamigen* Flusse in der zu China ge-

hörenden kleinen Tartarei oder Turfan, mit 80,000 Einwohnern, wichtigem Karavanenhandel mit allen benachbarten Staaten und Fabriken in Seiden-, Baumwollen- u. Leinenstoffen, Goldwaaren, Jaspis und Kaschmir-Shawls, zu denen die in der Umgebung gezogenen Kaschmirziegen die Wolle liefern. — Die kleine Bucharei, ein sehr reiches u. für den Karavanenhandel wichtiges Land, liefert, außer den genannten Artikeln, noch Salpeter, Salmiak, Schwefel und etwas Kupfer, u. hat noch mehre wichtige Handelsstädte, wie: Yarkan oder Hiarkan mit 80,000, Aksu mit 40,000 Einwohnern und Turfan.

Kaschmir, eine Provinz des indischen Reiches Afghanistan oder Kabulistan, ein hohes Längenthal im Himalayagebirge, am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, mit einer Länge (NW. nach SO.) von etwa zwanzig deutschen Meilen u. einer Breite von 1½—7 Meilen, unter 34° n. Br. u. von 91° 30′—90° 30′ östl. Länge, wird von zwei schneebedeckten, gegen 15,000 F. hohen, Ketten des Himalaya eingeschlossen, über die nur wenige u. beschwerliche Pässe führen, und liegt mit seiner Thalhöhle etwa 1,000 F. über dem Meere. Das Thal ist berühmt durch Fruchtbarkeit u. liebliches Klima (doch scheinen die früheren Reiseberichte über die Reize desselben übertrieben zu seyn), da hier weder strenger Winter, noch große Hitze oder Stürme und Gewitter sind, vor Allem berühmt aber in der Handelswelt durch die hier verfertigten kostbaren Shawls, zu denen die hiesigen sehr feinwolligen Schafe u. die tübetartigen Bergziegen den Stoff liefern. Der Dschilum oder Behut (der Hydaspes der Alten), ein Nebenfluß des Sind, durchströmt das Thal, nebst tausend kleinen Berggewässern, bildet in seiner Mitte den Wallersee und verläßt das Thal durch einen engen Paß im Gebiete Muzafferabad; nördlicher fließt der Sind, durch eine Bergkette von jenem getrennt. Blumen u. Früchte nördlicher u. südlicher Länder sind hier vereinigt. Der Flächeninhalt beträgt 8—9,000 □M., die Zahl der Einwohner 1 Mill. Dieselben sind reine Hindus, durch helle Farbe und, besonders die Weiber, durch Schönheit ausgezeichnet, fleißig im Ackerbau, wie in mancherlei Gewerben, besonders geschickt im Weben, eine so mühsame Arbeit, daß bei den feinsten Shawls täglich nur ¼ Zoll gewebt werden kann. Die E. sind zum Theile Muhammedaner, bekennen sich aber der Mehrzahl nach zum Brahmanismus, für den K. ein heiliges Land ist. — K. soll früher ein See gewesen seyn, hatte im 16. Jahrhunderte seine eigenen Könige, wurde 1586 durch den Großmogul Akbar unterjocht, 1747 von den Afghanen erobert u. diesen in neuester Zeit von den Sikhs entrissen. Die Hauptstadt des Landes ist K., früher Serinagur, eine Stadt voll elender Hütten mit etwa 40,000 (früher 200—250,000) E. Ow.

Kaschuben, s. Kassuben.

Kasimir ist ein geköpertes, tuchartiges, wollenes Zeug, welches zu Beinkleidern, Ueberröcken, Westen u. s. w. wegen seiner Feinheit und Leichtigkeit sehr beliebt ist. — Man hat zwei Sorten, nämlich einfache u. doppelte, die sich dadurch von einander unterscheiden, daß jene dünner ausfallen u. einen hervorstehenden Körper, diese aber stärker sind u. bedeckten Körper haben. Die englischen, französischen u. niederländischen sind die feinsten u. schönsten, indeß liefern die deutschen Fabriken in Preußen, Oesterreich, Sachsen u. s. w. auch sehr gute Waaren. Unter den sächsischen zeichnen sich namentlich die von Crimmitzschau u. Werdau aus. Sie werden in allen Farben geliefert u. sind gewöhnlich 1⅛ bis 1¼ Leipziger Elle breit und 20—30 Brabanter Ellen lang. — Durch die Buckskins ist in neuerer Zeit ihr sehr großer Absatz bedeutend geschwächt worden.

Kasimir (s. v. a. Friedensstifter), ist der Name von fünf polnischen Königen. — 1) K. I., der Friedfertige, Sohn Miczislaws II. und der Rixa, Tochter des Pfalzgrafen Ezo, geb. 1015, stand nach seines Vaters Tode (1034) unter Vormundschaft seiner Mutter, wurde aber mit dieser, die durch allzugroße Begünstigung der Deutschen die Nation beleidigt hatte, 1037 vertrieben u. begab sich nach Sachsen. Daß er zu Clugny in den Benediktinerorden getreten sei, ist falsch. 1041 von den Ständen des bedrängten Reiches zurückberufen, kehrte er

wieder zurück und regierte friedlich bis 1058, in welchem Jahre er starb. Vermählt war K. mit der Großfürstin Maria Dobrognewa. — 2) K. II., der Gerechte, Sohn Boleslaws II., geb. 1138, erhielt bei der Theilung nach seines, in demselben Jahre verstorbenen, Vaters Tode kein Land, aber nach dem Tode seines Bruders Heinrich das Fürstenthum Sendomir. 1177 folgte er seinem abgesetzten Bruder Miczislaw III. auf dem Throne und regierte bis zum Jahre 1194, wo er, angeblich an Gift, starb. — 3) K. III., der Große, geb. 1309, folgte seinem Vater Wladislaw Loktek 1333. Er vermochte nicht, den deutschen Rittern Cujavien zu nehmen, entriß aber Volhynien den Tartaren. Er gründete u. dotirte viele Kirchen, Hospitäler u. die Universität Krakau. Seine Sorgfalt für die Bauern erwarb ihm den Namen Bauernkönig. Die polnischen Gesetze wurden durch ihn zuerst aufgeschrieben. Aus Liebe zur Jüdin Esther, einer seiner vielen Maitressen, wurden den Juden von ihm große Freiheiten gestattet. Er starb 1370 in Folge eines Sturzes, der letzte der Piasten. — 4) K. IV., Sohn des Großfürsten Jagello von Litthauen, geboren 1427, ward 1437 zum Könige von Böhmen erwählt, nahm jedoch die Krone nicht an und ward Großherzog von Litthauen. 1445 wurde er, nach dem Tode seines Bruders Wladislaw, zum Könige von Polen gewählt, nahm aber erst 1447 die Krone an u. regierte bis 1492, wo er zu Troki starb. Vermählt war er seit 1454 mit Elisabeth, Tochter Kaiser Albrechts. — K. V., Johann, Sohn Sigismunds III., geboren 1609, wurde 1638 vom Kaiser zum Vicekönige von Portugal ernannt, auf seinem Wege dahin aber in Frankreich bis 1640 gefangen gehalten, war hierauf kurze Zeit Mitglied des Jesuitenordens u. bald darauf Kardinal, folgte 1648 seinem Bruder Wladislaw VII. als König und legte die Regierung nach dem Tode seiner Gemahlin Louise Maria von Gonzaga (starb 1667), die für ihn regiert hatte, 1668 auf Einflüsterung des französischen Gesandten nieder u. ging mit 300,000 Gulden Jahrgeld nach der Abtei St. Germain bei Paris, die ihm Ludwig XIV. geschenkt hatte; er starb 1672 zu Nevers auf der Rückreise aus dem Bade.

Kasperle (der kleine Kaspar) heißt die lustige Person im alten deutschen Lustspiele, jetzt zuweilen noch im Puppenspiele; auch ehemalige Benennung des Leopoldstädter Theaters (zum Kasperle) in Wien, von dem lustigen Knappen Kaspar Larifari in der bekannten Oper „Das Donauweibchen," dessen charakteristische Rolle in eine Menge Stücke überging.

Kaspisches Meer, Landsee an der Gränze zwischen Europa u. Asien, gegen 7000 □ Meilen groß, rings von Felsen eingeschlossen, gehört zum Theile Rußland, zum Theile Persien. Er nimmt viele u. sehr wasserreiche Flüsse auf, z. B. die Wolga, den Ural, den Kuma, Tereck. Da er keinen sichtbaren Abfluß hat, so vermuthet man, daß er mit dem schwarzen Meere in unterirdischer Verbindung stehen möchte; doch ist diese Annahme nicht erwiesen worden, während auf der anderen Seite es keinem Zweifel unterliegt, daß er früher mit dem Aralsee zusammengehangen hat. Er hat 5—100 Faden Tiefe, an den Ufern süßes, in der Mitte salziges Wasser u. ist außerordentlich fischreich, vorzüglich an Stören, Hausen u. Robben. Russen u. Perser befahren ihn häufig, obschon Stürme, Klippen u. Sandbänke die Schifffahrt gefährlich machen. Nach neueren Untersuchungen, vorzüglich von Fuß, hat es sich ergeben, daß er 94 Fuß tiefer liegt, als das schwarze Meer, u. daß somit die frühere Bestimmung Parrots, der ihn 334 Fuß tiefer setzt, als das Eismeer, ungegründet ist.

Kassandra. Die schönste, aber auch die unglücklichste unter den Töchtern des Königs Priamos u. der Hekuba. Apollo liebte sie u. versprach, wenn sie ihm ihre Gegenliebe schenke, sie die Zukunft durchschauen zu lehren. K. willigte ein, hielt aber ihr Wort nicht, als sie von dem Gotte begabt worden war; dafür raubte er ihren Aussagen die Glaubwürdigkeit u. machte sie zum Gespötte der Leute. Jetzt hielt man K. für wahnsinnig, u. da sie Nichts als Unglück prophezeite, ward man der lästigen Störerin aller Freuden bald überdrüßig und sperrte sie als wahnsinnig in einen Thurm. Später ward sie Priesterin der

Minerva, aus deren Tempel sie auch Ajax Oileus bei den Haaren schleifte, da sie die Bildsäule der Göttin umklammert hatte, u. so diese mit der Unglücklichen niederriß; eine That, für welche die Göttin den hartherzigen Krieger bis an sein Lebensziel verfolgte u. selbst dieses ihm dadurch steckte, daß sie ihn wahnsinnig werden u. sich von einem Felsen ins Meer stürzen ließ. Bei der Eroberung von Troja wurde K. eine Beute Agamemnons (s. d.), der sie mit sich zu Schiffe nahm, zur Erfüllung seiner Wünsche zwang u. mit ihr die Zwillingssöhne Teledamos u. Pelops erzeugte. Als der König in sein Vaterland zurückkehrte, ward er entweder im Bade durch ein über ihn geworfenes Netz, oder bei der Tafel ermordet, wobei auch K. ihren Tod fand. Auch ihre beiden Söhne wurden von der barbarischen Klytemnestra auf dem Grabe des Agamemnon geschlachtet. Pausanias erzählt in seiner Beschreibung von Griechenland, daß in den Trümmern von Mikenae das Grab des Agamemnon, der K. u. der beiden Knäblein zu sehen sei, daß jedoch über das Grab der K. sich die Amykläer streiten. Nach eben demselben hatte sie zu Leuktra einen Tempel u. eine Bildsäule unter dem Namen Alexandra.

Kassel, Haupt- u. Residenzstadt des Kurfürstenthums Hessen, mit 36,000 Einwohnern, in der Provinz Niederhessen, an der schiffbaren Fulda, über welche eine schöne, 273′ lange Brücke führt, unter 51° 19′ 16″ nördlicher Br. und 7° 8′ 15″ östlicher Länge (von Paris), in der Mitte einer weiten, fruchtbaren Thalebene gelegen, besteht aus der Altstadt (am linken Ufer der Fulda), der Ober- u. Unterneustadt (am rechten Ufer der Fulda), sowie der Wilhelmshöher- und Leipziger-Vorstadt. K. ist sowohl wegen seiner Lage, als auch wegen seines Innern eine der schönsten Städte Deutschlands; namentlich zeichnen sich die neueren Theile der Stadt, durch Abtragung der Festungswerke 1767—74 entstanden, durch regelmäßige breite Straßen, große Plätze u. herrliche öffentliche, wie auch Privatgebäude aus. In der französischen Neustadt (für die aus ihrem Vaterlande im 17. Jahrhunderte geflüchteten reformirten Franzosen angelegt) bemerken wir den 1000′ langen u. 450′ breiten Friedrichsplatz, an drei Seiten von Baumreihen, an der vierten vom Schlosse, dem 290 Fuß langen Museum u. der sehr geschmackvollen katholischen Kirche umgeben, mit dem 15′ hohen Marmorstandbilde des Landgrafen Friedrich II. († 1785) geschmückt. Durch die 90′ breite Bellevue-Straße, die eine besonders schöne, ins Freie gehende Aussicht hat, steht mit diesem Platze das Schloß Bellevue, mit seinem großen Garten am Friedrichsthore, in Verbindung. Die Frankfurter Straße führt zu dem Bellevue-Schlosse. Ferner liegt in der Oberneustadt der Karlsplatz, mit dem 9′ hohen Marmorstandbilde des Landgrafen Karl († 1730); nicht weit davon, an der Karlsstraße, die Münze u. am Michelisplatze das Rathhaus u. französische Hospital. Der runde Königsplatz, 466′ im Durchmesser, in dessen Mittelpunkt man ein mehrfaches Echo vernimmt u. an dem das Ministerialgebäude liegt; die 5100′ lange, 60′ breite Königsstraße, an welcher das 300′ lange Meßhaus, das Schauspielhaus, das kurfürstliche Palais, das Palais des Kriegsdepartements, des Landgrafen Friedrich u. a. sich ausdehnen. Die 180′ breite neu angelegte Friedrich-Wilhelms-Straße mit dem Ständehause. Nicht weit davon das schöne Wilhelmshöher Thor und der sechseckige Wilhelmshöher Platz mit Rasen bedeckt, mit dem Fürstenhause, in welchem das Archiv. In der Altstadt ist das 1815 gegründete, aber noch unvollendete, künftige Residenzschloß, die Kattenburg, 550′ lang, 402′ breit, das prachtvollste Gebäude der Stadt, das mit 84 Säulen geschmückt werden soll, das über 328′ lange Zeughaus u. der Marstall; die großen Kasernen, welche über 2000 Mann aufnehmen können, die Finanzkammer, der neue Collegienhof, das Cadettenhaus, das neue Militärlazareth u. das zum Theil neue Rathhaus der Altstadt. Hier ist ferner die Martinskirche mit dem kurfürstlichen Erbbegräbniße und dem kolossalen Denkmale Philipps des Großmüthigen. In der Unter-Neustadt ist das Castell, ein mit Wall und Graben versehenes Staatsgefängniß u. das reformirte Waisenhaus; in der Leipziger Vorstadt das große Hospital

u. die Charité. Die Wilhelmshöher Vorstadt enthält den großen kurfürstlichen Garten. Vor dem Friedrichsthore die Orangerie, ein großer Garten, mit dem 500' langen Orangerie-Palais, neben welchem das prachtvolle Marmorbad, mit Bildhauerarbeit geziert, unter einer von 8 Marmorsäulen getragenen Kuppel; nicht weit davon die Aue, ein großer Park mit herrlichen Alleen. Daneben der Thiergarten und die Fasanerie. Im Ganzen zählt die Stadt 19 öffentliche Plätze, 6 reformirte Kirchen, 1 katholische u. 1 protestantische Kirche. K. ist Residenz des Landesherrn (seit 1272), Sitz der höchsten Verwaltungsbehörden, des Oberappellationsgerichts, der Finanzkammer für Ober- u. Niederhessen, der Bergdirektion, eines Consistoriums, einer Regierung u. eines Obergerichts. Es befindet sich hier eine Akademie der Malerei, Bildhauerei u. Baukunst, ein Landwirthschaftsverein, ein Handels- u. Gewerbsverein, beide mit Deputationen in den Provinzialstädten, eine Gesellschaft für Alterthümer, das Museum mit einer bedeutenden Sammlung von Alterthümern u. Kunstwerken, darunter die Holzbibliothek besonders merkwürdig, die kurfürstliche Bibliothek (70,000 Bände), eine Sternwarte, Bildergallerie (mit etwa 1200 Gemälden). Das protestantiche u. jüdische Schullehrerseminar, Lyceum, Cadetteninstitut, Bau- u. Handwerksschule, das große Wilhemsinstitut für Arme, Kranke, Wahnsinnige, zugleich Erziehungs-, Arbeits- u. Besserungsanstalt, Gesellschaft für Mutterpflege u. s. w. Die Stadt hat ansehnliche Fabriken, die Baumwollen-, Seiden-, Tressen-, Band-, Wollen-, Leder-, Steingut, Porzellan- u. Lackirwaaren, Tabak, Spitzen, Papiertapeten, chemische Fabrikate u. s. w. liefern. Der Handelsverkehr wird durch die hier zweimal im Jahre abgehaltenen Messen u. den einmaligen Wollmarkt befördert. K. steht durch Eisenbahnen mit Marburg u. Erfurt in Verbindung. In den nächsten Umgebungen der Stadt liegen die Lustschlösser Wilhelmshöhe u. Wilhelmsthal. Ow.

Kasseler Gelb, eine sonst sehr courante gelbe Mineralfarbe, die aber, seitdem die billigen u. schönen Chromgelb allgemeine Verbreitung gefunden haben, wenig mehr im Handel vorkommt. Nur zu einigen besonderen Zwecken, wo ihre fortgesetzte Anwendung auf ihrer chemischen Construktion beruht, wie hinsichtlich der Anwendung als Glasurfarbe für ordinäre Töpfer- u. Steingutwaaren u. dgl., findet sie noch einigen Absatz. Auch in der Porträt- u. Landschafsmalerei wird dieses Gelb noch hin u. wieder, seines eigenthümlichen Tones halber, verwendet. Außer in Kassel, woher es seinen Ursprung nahm, wurde es sonst in den meisten größeren Farbenfabriken dargestellt. Man bereitete es durch Glühung in Schmelztiegeln aus 1½ Pfd. Masticot mit 1 Pfd. weißem Bleioxyd, 2 Loth Alaun u. 4 Loth Salmiak, zusammen verrieben u. bei anfänglich gelindem, später stärkerem Feuer mit einander erhitzt, bis die Masse zum Flusse gekommen, worauf man sie in eiserne Pfannen ausgießt, fein mahlt u. mit Wasser abschlämmt. Für ordinärere Sorten mischte man 10 Theile Mennige u. 1 Theil Salmiak, gut gemischt, geschmolzen u. in Formen ausgegossen.

Kassiopeia, 1) Gattin des Kepheus u. Mutter der Andromeda (s. d.), war auf ihrer Tochter Schönheit so eitel, daß sie dieselbe jener der Nereiden vorzog. Diese, sich bei Neptun über die Schmach, die ihnen angethan worden, beklagend, bewirkten, daß ein mächtiges Seeungeheuer die Ufer verwüstete u. nicht weichen sollte, bevor nach des Orakels Ausspruch Andromeda demselben geopfert seyn würde. Perseus befreite die bereits an den Felsen Geschmiedete, indem er das Ungeheuer mit seinem Schilde blendete u. mit dem Medusenkopfe versteinerte. Ein Sternbild am nördlichen Himmel, besonders an fünf Sternen, welche ungefähr stehen wie ein griechisches Σ, stellt K. vor. Es befindet sich, von dem Polarstern als Mittelpunkt ausgegangen, dem großen Bären gegenüber, neben dem Kepheus u. der Andromeda, in der Milchstraße, ungefähr 30 Grad vom Nordpole abstehend; der am weitesten davon entfernte Stern liegt auf der Brust der K. u. heißt Schedir. 54 Sterne sind mit bloßen Augen in dieser Figur sichtbar. Die ganze Familie ist an den Himmel versetzt, K. aber, wegen ihres Hochmuths, mit unterwärts gekehrtem Kopfe: so ungefähr nämlich steht sie im Verhältnisse

zu einigen anderen Figuren des Sternenhimmels. — 2) Gemahlin des Königs Phönix, Mutter des Atymnios, welcher der Liebling der drei Brüder Minos, Sarpedon u. Rhadamantos war.

Kassotis, die Nymphe des so eben genannten Quells, welche bei Delphi wohnte u. manchmal mit der Pythia selbst verwechselt wird.

Kassuben heißt der Ueberrest der Wenden, im nordöstlichen Winkel Pommerns, von Stolpe bis an die preußische Gränze u. die Ostsee. Ihre Sprache ist wendisch, mit deutschen u. polnischen Wörtern; doch sprechen sie auch plattdeutsch. Ihre Kleidung zeigt Ueberreste wendischer Tracht u. ihre Lebensart ist polnisch, ihre Dörfer sind sehr schmutzig. Bis 1810 waren sie leibeigen. Der König von Preußen nennt sich in seinem größeren Titel „Herzog der K.," wiewohl es nie ein Herzogthum K. gegeben. Meist rechnet man zu den K. die Kreise Neu-Stettin, Belgard und Rügenwalde, sowie Dramburg und Schiefelbein zum Theile; im engeren Sinne aber die Gegend um Belgard, Polzin, Neu-Stettin, Dramburg u. Schiefelbein.

Kastalia, eine Nymphe, Tochter des Flußgottes Acheloos, welche bei Delphi wohnte u. von welcher der kastalische Quell den Namen hat; man erzählt auch, sie sei, überaus schön, von Apollo geliebt gewesen u., seinen Wünschen sich entziehend, nach dem damals noch nicht erbauten Delphi geflohen u. habe sich in den Quell gestürzt; da habe der Gott der Musen diesen Ort zu seinem Lieblingsaufenthalte gewählt, einen Tempel zu bauen befohlen u. dem Quell begeisternde Kräfte ertheilt, so daß, wer daraus getrunken, zum Dichter geworden. Es ist unentschieden, ob aus diesem oder dem Quell Kassotis die Pythia getrunken, ehe sie den Dreifuß bestieg.

Kastanien sind die Früchte des K.-Baumes (Castanea vesca, Gärtner; Fagus Castanea, Linné), dessen ursprüngliches Vaterland Asien ist, von wo er nach dem südlichen Europa verpflanzt wurde; er hat viele Aehnlichkeit mit der Buche, erreicht ein sehr hohes Alter u. eine ziemlich bedeutende Größe, namentlich auf dem Aetna. Die K., mehlreich u. wohlschmeckend, dienen vielen tausend Menschen der südlichern Länder als Hauptnahrungsmittel, indem aus ihnen Mehl, Brod u. s. w. bereitet wird. Man unterscheidet mehre Spielarten von K.n, unter denen die Maronen, von dunkelbrauner Farbe, angenehmem Geruche u. Geschmacke, die beliebtesten sind. Das Holz des K.baumes ist weniger zum Brennen geeignet, als wegen seiner Festigkeit zu Nutzholz u. dient besonders zu Drechsler- u. Tischlerarbeiten, zu Fässern u. selbst zum Schiffbau; die Rinde dient zum Gerben. Nach den Mittheilungen des Dioscorides, der die Bezeichnung *Κάστανα ἢ σαρδιάναι* gebrauchte, u. nach späteren Aerzten wurden die K. sonst gegen Bluthusten, Diarrhöe u. s. w. angewendet; heutzutage sind sie jedoch in dem Arzneischatze nicht mehr aufgeführt. Unter dem Namen Roß-K. Aesculus hippocastanum) ist ein aus dem nördlichen Persien stammender, bei uns besonders auf Spaziergängen zur Zierde angepflanzter Baum bekannt, der zu einer anderen Pflanzenfamilie gehört und sich durch seine weitverbreiteten Aeste u. Zweige, große fingerförmige Blätter und pyramidenförmige Blüthensträuße auszeichnet. Seine braunrothen Früchte sind meist in einer stacheligen Schale eingeschlossen und dienen als Viehfutter. Die Rinde besitzt ähnliche Arzneikräfte, wie die Chinarinde. C. Arendts.

Kastel oder Kastl, an der Lauter, hübscher Marktflecken im Kreise Oberpfalz u. Regensburg des Königreiches Bayern und Sitz des Landgerichtes und Rentamtes Pfaffenhofen, mit 800 Einwohnern. — Auf der Höhe, die jetzt die Gebäude des ehemaligen Benediktinerstiftes K. trägt, standen in grauer Vorzeit drei Burgen, welche von ihren Besitzern, dem Grafen Berengar I. von Sulzbach, der Gräfin Luitgarde von Kastelberg u. dem Grafen Friedrich von Habsberg im Jahre 1098 niedergerissen wurden, um an der Stelle zu Ehren Mariens u. des heiligen Peter ein Kloster zu errichten. Dieses stand in großem Flore, bis es 1556 dem Sturme der Reformation erlag. Kurfürst Maximilian von Bayern stellte es 1636 *wieder her*, übergab es aber nicht wieder den Benediktinern, sondern den Jesuiten

in Amberg. Nach der Aufhebung derselben wurde das Stift K., sowie die übrigen Jesuitengüter in Bayern, dem Johanniter- oder Malteserorden der englisch-bayrischen Zunge überlassen und kam endlich 1808 in den Besitz des Staates. — In der ansehnlichen Kloster-, jetzt Pfarrkirche liegt der berühmte Feldhauptmann Kaiser Ludwig des Bayers, Seyfried Schweppermann, begraben. — Ignaz Brunner, das Merkwürdigste von der Herrschaft, dem Gotteshause und Kloster K., Sulzbach 1830. mD.

Kasten heißen die erblichen Stände, in denen sowohl die Beschäftigung, als die ganze bürgerliche Stellung von den Verfahren auf die Nachkommen übergeht, so daß kein, der einen K. Angehöriger, in eine andere übergehen kann. Diese Institute fanden sich im Alterthume besonders in Aegypten u. Indien (s. dd.), wo das K.-Wesen noch jetzt in seiner ganzen Strenge besteht; dann nach der Staatseinrichtung Zoroasters (s. d.) in Persien; auch hat man in der ältesten Eintheilung der Bewohner Attika's eine K.-Eintheilung erkennen wollen, sowie sich Spuren davon in Chili, Mexiko u. Peru vorfinden. Das K.-Wesen liegt, theils als natürlich, in dem Forterben der väterlichen Verhältnisse u. Besitzungen, theils aber muß man es als durch Eroberer geworden u. bestimmt annehmen. Die Einwanderer in ein Land brachten die ursprünglichen Bewohner, denen sie entweder an Kraft, oder an Cultur überlegen waren, durch Gewalt oder durch Bewunderung ihrer Macht zum Gehorsam u. zum Dienste, wobei es dann für alle Zeiten blieb. Und so sind in Indien die oberen K. noch jetzt durch hellere Farben u. schönere Gesichtsbildung ausgezeichnet, u. in den älteren ägyptischen Gemälden erscheinen die oberen K. eben so durch lichtere Farben vor den niederen ausgezeichnet. Das Mißliche der K.-Eintheilung liegt in dem mächtigen Hindernisse, welches jene der freien Entwickelung der Cultur in den Weg legt, indem sie das Auftauchen von Geistern aus fremden Sphären u. dadurch wohlthätige Reibungen u. Revolutionen im Gebiete des Erkennens und Wissens unmöglich macht, dagegen aber Wissenschaft u. Kenntniß zu einem todten Besitzthume eines privilegirten Standes stempelt. — Wenn man in neuerer Zeit in europäischen Staaten noch von einem K.-Geiste spricht, so ist das nur uneigentlich gesagt u. man meint das Streben Derer, welche wegen ihrer Geburt u. der damit verknüpften, oder auch nur eingebildeten, Vorrechte vor Andern sich auch von diesen im socialen Leben absondern. Dieß ist jedoch weder etwas politisch Anerkanntes, noch wirklich Gewordenes u. kann es auch in gebildeten Staaten nicht werden, da daselbst dem Verdienste u. anderen Mitteln jeder Stand u. jeder Rang erreichbar ist. Vgl. Keller, „Ueber den K.-Geist" (Erlangen 1823).

Kastner, Karl Wilhelm Gottlieb, königlich bayerischer Hofrath und Professor der Physik und Chemie an der Universität Erlangen, geboren den 31. October 1783 zu Greifenberg in Pommern, eines der zahlreichen Kinder des dortigen Predigers u. Rektors der Stadtschule, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, erlernte von 1798 an die Apothekerkunst in Swinemünde u. kam 1802 nach Berlin, wo er sich mit vollem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften ergab; 1804 übernahm er die Verwaltung einer Apotheke in Neustadt bei Stolpe, 1805 aber ging er nach Jena, um daselbst Medizin zu studiren, hielt auch bald Privatvorlesungen über Chemie u. habilitirte sich; 1806 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Heidelberg u. wurde 1810 daselbst ordentlicher Professor der Physik u. Chemie; 1812 nahm er einen Ruf nach Halle an; nach der Leipziger Schlacht übernahm er die Aufsicht über mehre Lazarethe, trat in die Landwehr, wurde mit Regierungsaufträgen nach Frankreich an Hardenberg gesendet, ging nach England im Interesse des Waisenhauses zu Halle und der Wittwen u. Waisen der gefallenen preußischen Krieger und kehrte erst Ende 1814 zurück, um seine Vorlesungen in Halle wieder aufzunehmen; 1818 folgte er einem Rufe an die neuerrichtete Universität Bonn u. 1821 einem an die Universität Erlangen, wo er noch jetzt in rüstiger Thätigkeit wirksam ist. K. hat sich auch auf dem Gebiete der praktischen Chemie dauernden Ruhm erworben

und ebenso auf dem literarischen Felde verdient gemacht durch mehre ins Gebiet der Physik u. Chemie einschlagende Schriften; so schrieb er: „Beiträge zur Begründung einer wissenschaftlichen Chemie" (Heidelberg 1806—7, 2 Bände); „Handbuch der Meteorologie" (Erlangen 1823—25, 3 Theile); „Grundriß der Experimentalphysik" (Heidelb. 1810, 2 Bde., 2. Auflage 1820—1822); „Grundzüge der Physik und Chemie" (Nürnberg 1821, 2. Aufl. 1830); „der deutsche Gewerbsfreund" (Halle 1815—21, 4 Bde.). Auch gab er heraus: „Archiv für Chemie u. Meteorologie" (Nürnb. 1824—34). E. Buchner.

Kastor, s. Biber.

Kastor u. Pollux, s. Dioskuren.

Kastorhüte, Hüte, aus Biberhaaren und feiner Vigognewolle verfertigt, liefern nur die Manufakturen Englands und die der vereinigten Staaten von Nordamerika; die deutschen Hutfabriken benützen zu viele Hasenhaare. Ueberhaupt, seitdem die seidenen Hüte in die Mode gekommen, haben diese durch ihre Wohlfeilheit die K. verdrängt, welche man nur noch in England und den vereinigten Staaten ganz ächt antrifft.

Kastortücher nennt man die allerfeinsten französischen, holländischen u. niederländischen, biberartig gearbeiteten, langhaarigen Tücher, wozu namentlich auch die aus Vigognewolle verfertigten gehören. Sie kommen jetzt nur noch sehr wenig im Handel vor; doch hat ein sächsischer Fabrikant, Namens Rehling in Untersteinpleiß, vor wenigen Jahren, als Beweis, was sächsischer Gewerbsfleiß zu leisten im Stande ist, ein Stück Kastortuch von ausgezeichneter Schönheit für den König verfertigt u. dafür von diesem eine Belohnung und von Seiten des Staates die große goldene Verdienstmedaille erhalten.

Kastriota, Georg, s. Scanderbeg.

Kasuar (Casuarius), Gattung aus der Familie der straußartigen Vögel, hat einen sehr harten, an der Spitze gewölbten, an beiden Kiefern etwas ausgeschnittenen Schnabel, schlaffe, schmale, haarähnliche Federn, sehr kurze, nur Kiele und Stacheln tragende Flügel, starke, aber niedrige Füße, deren drei Zehen nach vorn gerichtet und mit spitzigen Klauen bewaffnet sind, Augenlieder mit Haaren. Der gehelmte K. (C. gallatus) wird etwas über sechs Fuß hoch, hat schwarzbraunes Gefieder, auf dem Kopfe einen Knochenhöcker, ist am Kopfe und Oberhalse nackt, trägt zwei Kehllappen, läuft außerordentlich schnell, ist gefräßig, bösartig, sein Fleisch schmeckt wie Truthühnerfleisch, der Kamm und die Kehllappen gelten in Ostindien für Leckerbissen. Er bewohnt, außer Java, Sumatra u. den moluckischen Inseln, nur die östlichen Theile von Südasien. Der neuholländische K. hat weder Helm noch Kehllappen, ist am Halse gefiedert, wird etwas größer, als der vorige, läßt sich leicht zähmen, lebt gesellig u. nährt sich von Kräutern. Sein Fleisch hat mit dem Rindfleische im Geschmacke Aehnlichkeit.

Katachresis (vom griechischen καταχράομαι, mißbrauchen), Mißbrauch, heißt in den redenden Künsten der Gebrauch eines Wortes gegen dessen eigentliche u. natürliche Bedeutung, wenn nämlich dem Subjekte ein Beiwort, oder ein Zeitwort beigesetzt wird, welches mit dem Begriffe desselben nicht vereinbar ist, in welchem Falle die K. auch als Metapher erscheinen kann, z. B. laute Thränen, steinernes Herz ꝛc. In der Musik heißt K. der falsche Gebrauch einer Dissonanz.

Katafalk, s. Castrum doloris.

Katakaustische Linie, s. Diakaustika.

Katakomben heißen unterirdische Grabstätten, deren man aus ältester, wie aus neuerer Zeit, in Aegypten, Kleinasien, Persien, Rom, Neapel, Paris u. anderen Orten findet. — Die K. Aegyptens (Hypogeia, Syringes) aus uralter Zeit, namentlich längs dem Nil an der libyschen Bergkette u. unter den angränzenden Sandebenen, sind zum Theile noch wohl erhalten. Die größeren haben einen Vorhof im Freien, mit bogenförmigem Eingange, dann folgen Gänge, Kammern, Sääle, Nebengänge mit Gruben, worin die Mumien liegen, im Hintergrunde oft Erhöhungen mit Nischen, worin Götterbilder ausgehauen sind. Die

großartigsten sind die Königsgräber bei Theben. Die K. in Griechenland sind ähnlich, nur sind, außer den Nischen für die Leichen, Höhlungen angebracht, um die Gefäße, Lampen u. Leichenfackeln aufzubewahren; besonders finden sich solche K. in Athen. Die älteren K. in Italien sind ganz unregelmäßig sich durchkreuzende, in Tuff, Sand u. Puzzolan gegrabene, in mehr Stockwerken übereinander liegende Gänge, wahrscheinlich aus verlassenen Sand- und Tuffgruben entstanden (deßhalb auch zuweilen Arenariae), wohin die Christen zuerst die Leichname der Martyrer retteten u. dann die Ihrigen, der Nähe der Heiligen willen, begruben. Spätere Anlagen u. Erweiterungen sind regelmäßig, auch mit weiteren Gängen; der Besuch aber wegen Baufälligkeit u. Ausdehnung sehr gefährlich. Die christlichen Gräber selbst in den K. sind verschieden angebracht; gewöhnlich sind es oblonge Oeffnungen, längs der schmalen Gänge in den Tuff 2c. gehauen, mit steinernen Tafeln, worauf Zeichen, Bildwerke oder Inschriften, geschlossen, oder größere Grabkammern und geräumige Bogengräber, die man (mit Unrecht) ausschließlich für Martyrergräber gehalten hat. Diese Grabkammern waren größtentheils mit Malereien und Skulpturen geschmückt. Hier wurden in den frühesten Jahren die Gedächtnißtage der h. Martyrer gefeiert, auch Gottesdienst gehalten u. der Sarkophag des Heiligen wurde der Altar, auf welchem das h. Meßopfer dargebracht wurde. Als später, bei Anerkennung des Christenthums, für die Leichname der Martyrer neue prächtige Grabstätten erbaut wurden, zog sich der Gottesdienst dahin. So entstanden aus den verlassenen K. Kirchen. Schon lange her, namentlich aber seit Sixtus V., fing man die K. wegen der in denselben befindlichen Reliquien der Heiligen u. Martyrer auf das Sorgfältigste zu durchsuchen an, bei welchen Veranlassungen auch schätzbare antiquarische Forschungen angestellt wurden. Die bedeutendsten K. zu Rom sind die, die ihren Haupteingang in der Kirche des hl. Sebastian haben; sie sind 15—20 Fuß hoch u. ziehen sich fast eine Meile unter der Stadt hin. Die K. zu Neapel liegen in einem Gebirge, nördlich der Stadt, bei der Kirche des h. Januarius wo der Eingang ist; sie bilden Gänge in 3 Stockwerken, mit Zellen an der Seite, in denen die Leichen vermauert wurden. Gemälde aus römischer, arabischer u. christlicher Zeit, besonders dem 2. Jahrhunderte, sind über den Zellen angebracht; doch sind jetzt, seit einer großen Pest, diese K. geräumt und die Leichen vergraben worden; Celano hat sie beschrieben. Die K. zu Syrakus sind prächtig gewölbte, 10 Fuß hohe, von Stuck gebildete u. schön gemalte Begräbnißplätze, mit Zellen an der Seite, in denen die Todten verwahrt wurden. Mehre parallele Gänge bilden die K. Die Gemälde stellen Menschen, Thiere, Opferzüge, Landschaften vor u. sind für das Alterthum sehr wichtig. Die Pariser K. sind durch die Gebäude an der Westseite der Barrière d'enfer zugänglich. Ursprünglich Steinbrüche, wurden sie 1786 zur Ruhestätte der in den Kirchen und Gottesäckern gesammelten Gebeine gemacht; 90 Stufen führen zum Eingange; sie breiten sich unter der Ebene von Montrouge, den Vorstädten St. Jacques und St. Germain aus; viele Kammern und Kapellen sind mit Todtenknochen mannigfach verziert. Ein Altar aus Granit, mit der Inschrift: D. M. II. et III. Septembr. MDCCXCII. birgt die Gebeine der blutigen Opfer der Septembertage 1792. Ein besonderes Cabinet enthält osteologische Seltenheiten. Aus einem Brunnen sickert an einer Stelle Wasser durch; die Führer geben dasselbe für das Wasser der angeblich darüber hin fließenden Seine aus. Auch auf den canarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, findet man K., worin die Leichname der Guanchen (s. d.), der Urbevölkerung, aufbewahrt wurden. Sie sind den italienischen ähnlich eingerichtet u. mit einbalsamirten Mumien angefüllt.

Katakustik (κατὰ-ἀκούω), eigentlich der von dem Widerhalle, oder dem Echo (s. d.) handelnde Theil der Akustik (s. d.); dann versteht man darunter in der Musik auch die Wissenschaft von den reflektirenden Tönen.

Katalekten, Sammlung von Bruchstücken alter Schriftsteller; dann auch überhaupt Sammlungen verschiedener Art. Vergleiche Analekten.

Katalepsie, s. Starrsucht.

Katalexis, (καταλεξις, von καταλέγω), Mangelhaftigkeit, Unvollständigkeit; daher katalektischer Vers ein unvollzähliger, der um eine Sylbe zu kurz, während ein hyperkatalektischer ein solcher heißt, der eine Sylbe zu viel hat.

Katapulte, heißt bei den Alten eine Belagerungsmaschine, welche ihre Geschütze horizontal schleuderte und im Allgemeinen einer großen Armbrust glich. Sie bestand aus zwei horizontalen, mittelst vertikal sich abwickelnder Stränge in Bewegung gesetzten Armen. Wurden diese Arme gedreht, dann spannten sie eine, das in der Rinne der Maschine gelegene Geschoß forttreibende Sehne. Diese Spannung wurde mittelst horizontalen oder vertikalen Winden und Bolzenrädern bewerkstelligt, und ließ man diese Spannung los, dann wurden von dieser Maschine, welche, um sie nach Erforderniß drehen u. richten zu können, wie unsere Kanonen, auf einem Gestelle oder Gerüste lag, Pfeile u. Wurfspieße von verschiedener Länge, Balken von einer Länge bis zu 12 Fuß, auf bedeutende Entfernungen u. große brennende Pfeile geschleudert. Die K. waren, wie unsere Kanonen, in Hinsicht auf ihre Größe verschieden. Die größten wurden bei Belagerungen, die kleineren in Feldschlachten gebraucht.

Katarrh, bezeichnet im weiteren Sinne u. nach der Etymologie der Bezeichnung (καταῤέω, ausfließen) eine vermehrte und veränderte Absonderung in der schleimhäutigen Umkleidung verschiedener Organe, der Athmungs-, Verdauungs-, Geschlechts- und Harnwerkzeuge, dem gewöhnlich ein niederer Grad von entzündlicher Reizung vorausgeht und der sich in der nachfolgenden, durch vermehrte Schleimabsonderung ausgesprochenen Erschlaffung in den betroffenen und mit ihnen zusammenhängenden Schleimhäuten näher charakterisirt u. von einer eigenthümlichen Fieberbewegung (Katarrhalfieber) begleitet ist — acute Form — oder Folge des acuten K. oder anderer Krankheiten ist und dann fieberlos verläuft — chronische Form —. Die dem acuten K. eigenthümlichen Fieberbewegungen befallen ohne Vorboten als leichtes Frösteln gegen Abend den Kranken u. kehren während einiger Abende wieder, indeß sich der eigentliche K. ausbildet; in der Nase als Schnupfen, kundgegeben durch Verstopfung der Nase, Schwere des Kopfs, veränderten Geruch, häufiges Nießen und Ausfluß einer Anfangs wässerigen u. ätzenden, dann schleimigen, eiterigen Flüssigkeit; in Schlund, Kehlkopf und Luftröhre als Halsk., erkennbar durch Röthung des sie überziehenden, sichtbaren Schleimhauttheiles, durch Schlingbeschwerde, rauhe, heisere Stimme und kitzelnden Reiz in den genannten Theilen; in den Lungenluftästen als Brustk., sich äußernd durch ein Gefühl von Schwere und Völle in der Brust, leichte Beengung, durch einigen drückenden Schmerz unter dem Brustbeine, heftigen u. lästigen, Anfangs trockenen, später mit wäßrigem, dann schleimigem, dickem und eiterigem Auswurfe verbundenem Husten. — Der chronische K. entwickelt sich aus dem acuten durch vernachlässigte Pflege des letztern oder unter dem Zutritte von Verdauungsstörungen, zurückgetretenen Hautausschlägen oder krankhafter Blutbeschaffenheit, und ist Begleiter und Folge vieler anderen Krankheiten. Er findet in der Scrophelkrankheit, phlegmatisch-nervöser Constitution und im hohen Lebensalter seine vorzugsweise Begünstigung. Bei ihm finden sich die Schleimhäute in einem aufgelockerten, bisweilen erweichenden Zustande, und diese zeigen eine dunkle, fleckenartig auf einzelne Stellen beschränkte Röthe. Die Schleimabsonderung ist entweder sehr stark und lose (Schleimfluß) oder der Schleim löst sich nur schwer ab. Die Beschaffenheit des abgelösten Schleimes ist verschieden von jener des acuten K.; dieser Schleim besteht aus perlartig gefärbten Stoffen, die in einer durchsichtigen weißen, theilweise schwarz und bläulich gefärbten Masse sich befinden, manchmal zieht er sich zu Faden wie Eiweis (Glasschleim) oder bildet eine consistentere und durchsichtige Masse, wie Eiter. Der chronische K. hat seinen Sitz: in den Athmungsorganen als Hals- u. Bustk., wobei er bald mit mäßigem, bald mit heftigem Husten verbunden ist, und wobei das Athmungsgeschäft gar nicht oder nur bei anstrengender Körperbewegung, Treppen- u. Bergsteigen gestört erscheint u. sonstige

physikalische Zeichen eines organischen Leidens fehlen; im Magen als Magenk. ohne vorhergehendes oder begleitendes Fieber und in allmäliger Entwickelung, oft habituell, verbunden mit lästigem Drucke im Magen u. Unterleibe, Husten, besonders des Abends und des Nachts, Schleimauswurf, Schleimhusten, verdorbenem Geschmacke u. Appetite, Verdauungsbeschwerden verschiedener Art, meistens ohne Athmungsbescherden u. Brustschmerz; im Darmkanale als Schleimfluß des Darmkanals, hervorgegangen aus ursprünglicher oder erworbener Schwäche des Darmkanals, selten acut, meistens langwierig auch sporadisch, endemisch u. epidemisch verlaufend — gestörte Verdauung, Aufgetriebenheit und Spannung des Leibes, lästiges Gefühl von Vollheit, Grimmen in der Nabelgegend u. häufiger Schleimabgang bei den Darmentleerungen sind ihre Hauptsymptome —; in den männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen als Schleimflüsse derselben mit den Erscheinungen örtlicher u. allgemeiner Schwäche, oder auch beim Weibe mit Vollblütigkeit und ungeregelter Menstruation verbunden; in der Harnblase u. Harnröhre mit Schleimabgang bei Gelegenheit des Harnlassens, auch als Symptom der Steinkrankheit vorkommend. — Einige Gelegenheitsursache zu K. und Katarrhalfieber ist die Erkältung (Hautstörung), welche bei schneller Abwechslung der atmosphärischen Temperatur und des Luftdruckes, vorzüglich im Frühjahre und Herbste den, wohl durch einen miasmatisch-contagiösen Stoff erzeugten, epidemischen K. (Influenza) auch zu jeder andern Jahreszeit durch Nachlässigkeit und Zufall wirkend, den sporadischen K. bewirkt. — Verlauf und Ausgang des acuten K.s sind bei regelmäßigem u. ungestörtem Gange der Krankheit u. bei übrigens günstigen Gesundheitsverhältnissen des Kranken sehr günstig, nicht ganz so im umgekehrten Falle. Der chronische dagegen ist meistens sehr hartnäckig u. häufig habituell; bei langer Dauer der Krankheit u. sonst ungünstigen Verhältnissen von Seite des Kranken leidet die Ernährung des Körpers so sehr, daß Schleimschwindsucht erfolgen kann. Das freie Naturbestreben durch Schweiß- u. Harnkrisen den acuten K. zu beseitigen, gibt auch den Fingerzeig zu dessen Behandlung. Warmes Verhalten u. gelind schweißtreibende Getränke — Fliederthee reichen im Allgemeinen zu. Vorwaltende Gefäßaufregung und heftigeres Fieber beseitigen zwei Quentchen Salpeter in ½ Schoppen Wassers gelöst, nebst einem Zusatze von 2 Loth Himbeersyrup; gegen krampfhafte Verschließung der Haut fügt man noch 1 Gran Brechweinstein oder 1 Loth Mindderersgeist der Mixtur mit günstigem Erfolge bei. Als ärztliche Mittel zur Beförderung der Absonderung der Schleimhäute empfiehlt sich das Einathmen warmer Wasserdämpfe u. das Einziehen warmer Milch in die Nase, ebenso bei Halsaffectionen das gelinde Görgeln mit Althe-, Malven- oder Hollunderabsud, dem man etwas Sauerhonig beifügt. Chronische K. sprechen schon ein mehr combinirtes, den Grundursachen, sowie den constitutionellen Verhältnissen angepaßtes Heilverfahren an, wie es nur der Arzt zu leiten vermag. Bei beiden Formen hat sich auch die Hydriatrik (s. d.) bewährt; bei der letzteren Form sind es die Mineralwässer von Ems, Weilbach u. Schwalbach, welche in ihrer stufenweisen Anwendung unübertroffen dastehen. *μ.*

Katastrophe (*καταστροφή*), Umwendung, Wendepunkt, Entwickelungspunkt: ein Ereigniß, welches eine Handlung entwickelt u. abschließt, heißt besonders im Drama und Epos die Entwickelung des Knotens, welche wohl überraschen, dem Gange der bisherigen Begebenheiten aber in Nichts widersprechen darf. Vergl. den Art. Drama u. Epos.

Katechese (vom griechischen *κατηχεῖν*, d. h. eigentlich: herab, oder auch: nach einem angeschlagenen Tone widerhallen machen; übertragen: Einem vorsagen, damit er nachsage, also: Einen unterrichten, u. zwar speciell: Einen in den Anfangsgründen unterrichten; geschehe dieß nun in Frage u. Antwort, dialogisch, oder in ununterbrochener Rede. In der christlichen Kirche wird damit vorzugsweise der Unterricht in den Grundlehren des Christenthums gemeint, wie denn das vorhin erwähnte griechische Wort auch im N. T. z. B. Luk. 1, 4. vorkommt) die

nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Unmündigen, der noch nicht gehörig Unterrichteten, eingerichtete Belehrung über einzelne Lehrstücke des Christenthums. Von den alten Kirchenlehrern hat uns Cyrill von Alexandrien K.n hinterlassen, d. i. Reden an die Katechumenen. S. unter Katechumenen. WW.

Katechet (κατηχητής, das griechische Stammwort, s. Katechese), ein Lehrer, der die Elemente der christlichen Glaubenslehre vorträgt (der Jugend, den Laien, den Proselyten); heutzutage besonders: der mit der Jugend Unterredungen über christliche Glaubens- u. Sittenlehre (in Frage u. Antwort) hält. WW.

Katecheten-Schulen, Schulen (Bildungsanstalten), wo Katecheten (s. Katechet) gebildet wurden u. Unterricht in den ihnen nöthigen Wissenschaften empfingen. Solche Schulen entstanden zuerst in der morgenländischen Kirche, als die christlichen Lehrer, den gelehrten Heiden gegenüber, das Bedürfniß wissenschaftlicher u. gelehrter Kenntnisse zu fühlen anfingen. 1) Eine solche Schule blühte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in der ägyptischen Hauptstadt Alexandrien, die schon lange zuvor, ehe noch das Christenthum hier Fuß faßte, sich zum Sitze u. Heerde der classischen Gelehrsamkeit u. der philosophischen Studien bereitet hatte. Die ausgezeichnetsten heidnischen Gelehrten hatten hier ihre Schulen u. Hörsääle, wo sie den von allen Orten herbeigeströmten Musensöhnen Unterricht in der griechischen, besonders der platonischen Philosophie, in Mathematik u. Astronomie, in der Grammatik, Rhetorik, Dialektik ertheilten. Solche Zweige der Wissenschaft pflegten nun auch die Lehrer u. Vorsteher der hiesigen K. Sie unterrichteten ihre Zöglinge in der Philosophie, in der Religionslehre, deren tiefere Erkenntniß sie Gnosis (s. d.) nannten (zum Unterschiede von der, den gemeinen Christen nothwendigen Pistis), in der kirchlichen Tradition, in der Schriftauslegung, in der Rhetorik und Dialektik. Die von ihnen gepflegte Philosophie war eine eklektische, aus Elementen der platonischen, stoischen, aristotelischen Philosophie bestehend, die aber von der, ebenfalls eklektisch genannten, der (schwärmerischen) Neuplatoniker unterschieden werden muß. (Die Lehrer der K. entlehnten von den heidnischen Philosophen bloß solche Ideen u. moralische Grundsätze, die mit dem Christenthume vereint werden konnten, ohne daß dasselbe dadurch entstellt würde; nur von einem, aus der Schule dieser Lehrer hervorgegangenen späteren, dem Origenes, kann man sagen, daß er seiner Vorliebe für die platonische Philosophie zuviel Einfluß auf sein christliches Lehrsystem gestattete. In der Schriftauslegung befolgten sie meistens die — hinter den Textworten gern einen mystischen Sinn aufsuchende — allegorische Erklärungsmethode, wie sie schon früher mit Vorliebe für platonische Ideen von dem alexandrinischen Juden Philo bei Erklärung des alten Testaments angewendet worden war. — Als Vorsteher der alexandrinischen K. werden uns von Eusebius folgende Männer genannt: a) Pantänus (um das Jahr 180), der früher ein stoischer Philosoph gewesen war; b) (dessen Schüler) Titus Flavius Clemens (der Alexandrinische genannt, zum Unterschiede von Clemens dem Römischen). Dieser hat uns mehre Schriften hinterlassen, darunter seine Stromata entschieden die vornehmste Stelle einnehmen. c) (dessen Schüler) Origenes (geboren zu Alexandrien im Jahre 185), der schon im Jahre 203 Vorsteher der Schule ward — er ist berühmt als biblischer Kritiker u. christlicher Apologet (in der Exegese allegorisirte er zuviel). d) Heraklius; e) Dionysius Magnus; f) Pierius; g) Petrus Martyr. Als im 4. Jahrhunderte die alexandrinische Kirche durch die arianischen Streitigkeiten zerrüttet wurde, ging auch die K. unter. Nach dieser ist zu erwähnen 2) die Schule zu Cäsarea, gestiftet von Origenes, der nach seiner, im Jahre 231 erfolgten, Entsetzung vom Amte bei den palästinischen Bischöfen Aufnahme gefunden u. sich nach Cäsarea gewendet hatte. Origenes lehrte hier selbst. Unter den Schülern, die er hier bildete, sind die berühmtesten: Gregorius Thaumaturgus (der nachmalige allgepriesene Bischof) u. Pamphilus, der in Cäsarea eine ansehnliche Bibliothek stiftete. — 3) Die Schule zu Antiochien. Von dieser haben wir freilich erst aus dem 4. Jahrhunderte sichere Nachrichten, obwohl schon

um das Jahr 220 Gelehrte hier waren, z. B. Tatian. Im 4. Jahrhunderte blühten hier: der von den Griechen als Heiliger verehrte Lucian, der Lehrer des Arius. (Hieron. de vir. illustr. c. 77. „Lucianus vir disertissimus Antiochenae ecclesiae presbyter"), Eusebius, Bischof von Emisa, gestorben 306. Ephräm, der Syrer, gestorben 378 zu Edessa, Diodorus von Tarsus blühend von 378 bis 394 u. Theodorus von Mopsueste von 393 bis 428. Diese Schule drang, im Gegensatze zur alexandrinischen, vorzugsweise auf Erforschung des einfachen Wortsinnes (grammatische Exegese) u. lehnte den Gebrauch der Philosophie entweder ganz ab, oder nahm bloß auf Aristoteles Rücksicht. Die im 5. Jahrhunderte ausgebrochenen nestorianischen Streitigkeiten brachten derselben den Untergang. Ferner ist zu erwähnen 4) die Schule zu Edessa (in Osrhoene) gestiftet im 3. Jahrhunderte (vorzüglich zur Bildung des persischen Klerus) u. im Jahre 489 zerstört. Endlich 5) die, zum Ersatze der soeben erwähnten, zu Nisibis in Mesopotamien von den Nestorianern gestiftete Schule. Nach dem Vorbilde dieser orientalischen Schulen wurden in Italien (auch schon in Afrika) Seminarien gestiftet. WW.

Katechetik, Theorie der Katechisirkunst, d. i. Wissenschaft der Regeln, wie man katechisiren, d. h. die Zöglinge des Unterrichtes in Frage u. Antwort (besonders über die christlichen Glaubens- u. Sittenlehren) unterrichten soll. Als Ideal dieser Kunst betrachtet man die sogenannte sokratische Methode, d. h. die aus der Seele des Zöglings den Lehrstoff hervorlockende, entwickelnde, construirende, die sokratische darum genannt, weil Sokrates die Gewohnheit hatte, die Zöglinge seines Unterrichtes durch das, was sie als Vernünftige schon in sich hatten und was ihnen schon bekannt war, zur Erkenntniß dessen, was sie (z. B. von mathematischen oder philosophischen Sätzen) fassen sollten, zu bringen. Diese Methode, bei deren Gebrauche der Lehrer den Mitforscher macht, ist nur da anwendbar, wo es Verstandesübung, Entwickelung von Begriffen, Anwendnng des Erkannten auf Aehnliches gilt. Beim Religionsunterrichte kann sie, einseitig geübt, leicht schaden, weil sie leicht in den Fehler verfällt, das mit Glauben zu Erfassende, Uebervernünftige, aus der Vernunft deduciren u. gleichsam a priori construiren zu wollen. Sie wirkt dabei meist nur auf den Verstand, nicht auf das Herz, u. bildet dünkelhafte, ungläubige, rationalistische Schwätzer. Der Schüler, die ihm in den Mund gelegten Antworten von sich gebend, bildet sich ein, zu wissen, ungeachtet er, wenn er über Gelerntes Rechenschaft geben soll, gemeiniglich nichts Bestimmtes weiß. Der Gebrauch dieser Methode hat besonders in protestantischen Ländern, wo unstudirten Schullehrern der Bibel- u. Religionsunterricht in Stadt- u. Dorfschulen aufgetragen ist, der Religion Nachtheil gebracht. WW.

Katechisiren (κατηχίζειν, lat. catechizare, abgeleitete Form des oben unter Katechese angegebenen griechischen Stammwortes), a) Unterricht geben über die Anfangsgründe (besonders der Religionslehre). So hat uns der heilige Augustin eine Schrift hinterlassen: De catechizandis rudibus; b) in Frage u. Antwort unterrichten (s. Katechetik). WW.

Katechismus, ein in Frage u. Antwort gestelltes Lehrbuch, das die Anfangsgründe einer Wissenschaft in sich faßt. Der K. kann ein K. der christlichen Lehre, oder auch anderen Inhaltes seyn (man hat z. B. auch Gesundheitskatechismen, d. h. Bücher, die einen in Frage u. Antwort gestellten Unterricht über die vornehmsten Gesundheits- [Diäts-] Regeln enthalten). Von den Katechismen der christkatholischen Lehre haben wir hier besonders zu erwähnen: a) der römische K. (Catechismus Romanus ex decreto Concilii Tridentini). Das tridentinische Concil verlangte die Bearbeitung eines christlichen K. Es selbst hatte nicht Zeit, einen solchen ans Licht zu stellen, sondern mußte die Ausführung dieses Werkes dem Papste überlassen. Der Papst wählte zu Werkzeugen, durch die das beabsichtigte Werk ausgeführt werden sollte, den Leonardo Marino, Erzbischof von Luciano, dazu den Egydio Foscarari, Bischof von Modena u. Franciscus Furciro, einen portugiesischen Dominicaner. Beigegeben wurden drei Cardinäle u. Paulus

Manutius (der Philolog). Der K. erschien im Jahre 1566 (unter Pius IV.) zuerst in fortlaufender Rede, später in Frage u. Antwort. Symbolisches Ansehen hat er nicht (den Jesuiten, die ihm das symbolische Ansehen absprachen, ward nicht widersprochen). b) Der K. von Petrus Canisius (s. d.) erschien zu Köln 1566; seit der Zeit wurde er mehrmals wieder aufgelegt (eingeführt als Schulbuch). Bei den Lutheranern gelten Luthers großer und kleiner K. als symbolische Schriften, bei den Reformirten der Catechismus Heidelbergensis (von 1562). WW.

Katechumenen, Solche, die, bevor sie in die christliche Kirche aufgenommen werden, Unterricht über die Grundlehren des christlichen Glaubens erhalten (s. Katechese). In der ältesten Kirche waren dieß heidnische Herbeikömmlinge (Proselyten), die getauft zu werden wünschten. Das Katechumenat dauerte oft viele Jahre. Die Aufnahme in dasselbe geschah durch Handauflegung u. Bezeichnung mit dem Kreuze. Die Aufgenommenen mußten sich, wie schon Tertullian erwähnt, beschwerlichen Prüfungen unterwerfen. Seit dem 4. Jahrhunderte gab es im Katechumenate folgende Stufen: 1) Auditores (ἀκροώμενοι), Solche, die beim Gottesdienste nur die Predigt anhören durften, 2) Genuflectentes γονυκλίνοντες), Solche, die nach der Predigt auch noch dem Gebete beiwohnten u. den bischöflichen Segen erhielten; c) Competentes, electi (φοτιζόμενοι), die nach bestandener Prüfung in der nächsten feierlichen Zeit zur Taufe zugelassen werden sollten. Erst diese erhielten zuvor Unterricht über das christliche Glaubensbekenntniß, das Gebet des Herrn, die Geheimnisse von der Trinität, Incarnation, die Bedeutung der Sakramente. Indeß wurde das Katechumenat nach Umständen auch abgekürzt. Die K. durften nur dem ersten Theile der h. Messe beiwohnen, bei welcher Psalmen gesungen wurden, auf welche dann das Kyrie Eleison folgte. Nach diesem grüßte der Bischof das Volk (pax vobiscum!) und entrichtete im Namen Aller ein Gebet (collecta). Nachdem dieß geschehen, setzte er sich auf den Thron. Der Lektor bestieg nun das Pult u. las einen Abschnitt aus den apostolischen Briefen oder dem Alten Testamente in der Volkssprache vor. Es wurde ein Psalm (gradualis) gesungen, dann das Evangelium gelesen, wozu der Bischof von seinem Throne herab erklärende u. ermahnende Worte fügte. Und nach Vollendung dieser bischöflichen Rede wurden vor Anfang des zweiten Theiles der Messe die K. (zugleich auch die Ungläubigen, die Energumenen u. Büßenden) entlassen u. die Thüren verschlossen. WW.

Kategorie, Kategorem (von κατηγορεῖν) im Allgemeinen jedes Merkmal, welches von einem Dinge ausgesagt werden kann, daher K. = praedicamentum. Im engeren Sinne nimmt die aristotelische, nach ihr die scholastische Logik, und nach dieser auch der nicht wissenschaftliche Sprachgebrauch in der Gegenwart das Wort K. als Classenbegriff. Aristoteles (nach Andern Phythagoras oder dessen Schüler Alkmäon) machte zuerst den Versuch, die Gattungen der wirklichen Dinge, die allgemeinsten Begriffe, die wir davon bilden, festzustellen u. zählte deren 10: Substanz, Größe, Beschaffenheit, Verhältniß, Raum, Zeit, Lage, Haben, Thun, Leiden. Zu diesen fügten die späteren Schüler desselben fünf andere, Postprädikamente genannt: Gegensatz, Vorausgehen, Nachfolgen, Zugleichseyn, Bewegung. Auf diese K.n-Tafel baute Aristoteles selbst seine Topik, d. h. ein System von Fragen, um Alles aufzufinden, was sich über einen Gegenstand sagen läßt. Raimundus Lullius bildete letztere (im 13. Jahrhunderte) zu einer mechanischen Erfindungslehre aus, bekannt unter dem Namen: Lullische Kunst. Daß diese K.n-Tafel auf Vollständigkeit keinen Anspruch habe, sah man in der Schule selbst ein, ebenso, daß sie nach keinem Prinzipe entwickelt, kein Grund angegeben sei, warum gerade diese u. so viele K.n zu zählen seien. Mit dem Verfalle der Scholastik war auch diese K.n-Tafel u. ihre Anwendung längst in Vergessenheit gerathen, als in Kants Kritik der reinen Vernunft eine neue zu Tage kam, aber *von wesentlich* verschiedener Art und Bedeutung. Denn, waren die aristotelischen *K.n Classenbegriffe*, welche auf dem Wege der Induktion durch abstraktive Behandlung unseres empirischen Denkens gewonnen worden: so sind die kantischen

K.n Ur- u. Wurzelbegriffe dessen, was durch das Urtheilen erst in unsere Wahrnehmungen hineingelegt wird. Diese Grundbegriffe sind nach Kant durch Deduktion mittelst spekulativer Bearbeitung der logischen Urtheile zu gewinnen; denn sie sind nur dadurch Grundbegriffe, weil sie die einzig möglichen Formen sind, in denen sich die nothwendige Einheit der Vernunft ausspricht. Diese Einheit kann nur denkend erkannt werden; alles denkende Erkennen aber muß in der Form des Urtheils geschehen. Löst man die Form der Urtheile in ihre Elemente auf und fragt bei jedem derselben nach der Bedeutung für die Erkenntniß der Vernunfteinheit, so findet man jene K.n. Diese Elemente des Urtheils sind: Subjekt, Prädikat und Copula. Und wie sich durch das Erste der Umfang, durch das Zweite die Beschaffenheit der Dinge, durch das Dritte die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat im logischen Urtheile feststellt, so erhalten wir daraus zugleich im ersten Falle für die Metaphysik den Grundbegriff der Quantität, im zweiten Falle den der Qualität, im dritten den der Relation als nothwendige Einheitsformen der Vernunft. Jedes Urtheil muß ferner, um ein gesetzmäßiges zu seyn, in einer unmittelbaren Erkenntniß begründet seyn. Dieser subjektiven Gesetzmäßigkeit entspricht metaphysisch eine objektive des Seyns, das im Urtheile erkannt wird. Und so ergibt sich die Modalität als vierte Einheitsform für das Seyn der Dinge. Werden diese Grundbegriffe weiter entwickelt nach den besonderen Urtheilsformen unter jedem dieser Urtheils-Momente, so gestaltet sich das System der K.n also: Quantität: Einheit, Vielheit, Allheit — Qualität: Realität, Vermeintheit, Beschränktheit; — Relation: Wesen u. Eigenschaft, Ursache u. Wirkung, Wechselwirkung; — Modalität: Wirklichkeit u. Nichtseyn, Möglichkeit u. Unmöglichkeit. Nothwendigkeit u. Zufälligkeit. Wie Kant die K.n, als Formen der Vernunfteinheit, aus den logischen Formen der Urtheile zu deduciren suchte, so unternahm es Fries, sie aus der Organisation des menschlichen Erkennens abzuleiten, also eine psychologische Deduktion derselben. Zugleich machte er es sich zur Aufgabe, aus den K.n durch ihre Verbindung mit den reinen Anschauungsformen allgemeine und nothwendige Gesetze für alle Naturerkenntnisse zu entwickeln. — So weit hatten die K.n nur subjektive Geltung für den Denkenden, der so und nicht anders die Erscheinungen zur Einheit im Denken verbinden kann. Fries spricht wohl auch von einer zweiten Anwendung derselben, wodurch sie sich als Gesetze des Seyns an sich (dessen, was als Körper und Seele erscheint) herausstellen, weist aber die Erklärung, wie etwa aus diesem, als einem höheren dritten (an sich Sein = Absoluten) jene verschiedene Erscheinungen hervorgehen, als unmögliche ab, obwohl das Grundbedürfniß der menschlichen Vernunft nach Einheit vorauszusetzen nöthige, daß Geist u. Materie, Seele u. Körper nicht zwei Realitäten in Verschiedenheit seien, sondern nur Eine. — Was die kritische Schule hier für unmöglich erachtete, das versucht die von der Identität des Denkens u. Seyns ausgehende Spekulation, u. damit erhalten die K.n abermals eine andere Bedeutung. Sie sind bei Hegel weder bloß von der Erfahrung abstrahirte Gattungsbegriffe, noch bloß nothwendige Grundbegriffe unseres Denkens, Formen der Vernunfteinheit, unter welche diese den durch die Wahrnehmung gegebenen Stoff bringt; sie sind jetzt die Stufen, auf welchen das Absolute durch Besonderung zum Einzelnen herabsteigt, die nothwendigen Momente im Lebensprozesse des Absoluten, seiner Weltwerdung, daher sie Hegel auch Definitionen (Denkbestimmungen) des Absoluten nennt. — Wir können der Kürze halber hier keine Darstellung dieser K.n-Tafel nach Hegels Auffassung geben, noch weniger die Versuche aufzählen, die seit ihm zur Reformirung derselben gemacht wurden, um das Absolute, welches nach Hegels K.n-Schema erst durch die Weltwerdung zur Persönlichkeit wird, als ein von Ewigkeit her Persönliches an die Spitze des Weltalls stellen zu können. Aber bei der jetzigen Bedeutung, wodurch die K.n-Tafel zum kurzen charakteristischen Ausdrucke des spekulativen Systems geworden, dem sie entsprungen, läßt sich auch für die nächste Zukunft eine bedeutende Umgestaltung der ganzen Lehre *erwarten*. Während Beneke als Empiriker wieder zu der

aristotelischen Ansicht einer K.n-Tafel zurückkehrt, stellt A. Günther die Frage: ob nicht etwa eine zweifache K.n-Tafel von der Spekulation zu entwerfen sei, eine der Selbstbestimmungen des Absoluten, in welchen dieses zum Denken u. Schaffen der Kreatur herabgestiegen, wie anderseits eine der Selbstbestimmungen der Kreatur, in welchen diese zum Gott-Denken aufwärts steigt? Siehe das Nähere über die Geschichte der K.n-Theorie in dessen Euristheus und Herakles (Wien 1843, S. 61 u. s. f., sammt Beil. S. 138 u. s. f.). EK.

Kategorischer Imperativ nennt Kant den Inbegriff aller Forderungen der Moral, denen ohne allen Widerspruch gehorcht werden muß. Vergl. den Artikel Kant. — Ein K.s-Urtheil heißt in der Logik ein solches, in welchem dem Subjekte ein Prädikat einfach u. unbedingt beigelegt, oder abgesprochen wird.

Katerkamp, Theodor, verdienter Kirchenhistoriker, Dombechant u. Professor der Theologie in Münster, geboren zu Ochtrup, einem Landstädtchen im Bisthume Münster, den 17. Januar 1764. Seine Studien machte er am Gymnasium zu Rheine u. zu Münster u. bezog die dortige Akademie, um der Theologie sich zu widmen. 1787 zum Priester geweiht, wurde er Hauslehrer bei dem Freiherrn Droste zu Vischering u. begleitete seine Zöglinge auf einer umfassenden Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien u. Sicilien. Im Hause der Fürstin von Gallizin verlebte er hierauf einige genußreiche Jahre, die für seine religiöse Entwickelung von höchst wichtigem Einflusse waren, wie sich aus der trefflichen Biographie: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallizin" hinreichend abnehmen läßt. Nachdem die Fürstin 1808 gestorben war, übernahm K. an der Akademie in Münster das Lehrfach der Kirchengeschichte. Nach geendeter Fremdherrschaft wurde er von der preußischen Regierung durch Cabinets-Ordre vom 4. Juni 1819 als ordentlicher Professor der Theologie mit allen Rechten u. Privilegien, wie sie den ordentlichen Professoren an preußischen Universitäten zukommen, bestätigt. 1820 erhielt er von der Universität Landshut die theologische Doktorwürde. 1823 zum Domkapitular in Münster ernannt, starb er an einer Brustkrankheit, als Dombechant, den 8. Juni 1834, 71 Jahre alt. Seine Schriften sind: Anleitung zur Selbstprüfung für Weltgeistliche, nach dem Französischen des Miroir du Clerge frei übersetzt, 2 Bde., Münster 1806. Universalhistorische Darstellung des Lebens nach der irdischen u überirdischen Beziehung des Menschen; auch unter dem Titel: Geschichte der Religion bis zur Stiftung einer allgemeinen Kirche, zur Einleitung in die Kirchengeschichte, Münster 1819. Ueber den Primat des Apostels Petrus u. seiner Nachfolger, zur Widerlegung der 3. Beilage im 3. Hefte des Sophronizon, Münster 1820. Von seinem geschätzten Handbuche der Kirchengeschichte erschienen die einzelnen Bände in gesonderten Abtheilungen: 1. Abtheilung, das erste Zeitalter der Kirchengeschichte: die Zeit der Verfolgungen, 1823. 2. Abtheilung, Streitigkeiten über die Dreieinigkeit u. über die Heilsanstalten der Kirche, 1825. 3. Abtheilung, Streitfragen über die Lehre von der Menschwerdung u. Erlösung, 1827. 4. Abtheilung, Uebergang aus der ältesten Zeit in das Mittelalter, 1830. 5. Abtheilung, das Mittelalter, 1833. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin, mit besonderer Rücksicht auf ihre nächsten Verbindungen, mit 3 Bildern, Münster 1828. Cm.

Karthарer, nach dem griechischen Wortsinne (καθαρός), die Reinen. Mehre Ketzer-Secten, als: die Montanisten, die Novatianer, die Manichäer, hatten sich diesen Namen beigelegt. Jedoch bezeichnete man vorzugsweise damit die neuen Manichäer, welche aus dem Morgenlande sich anfänglich in der Bulgarei, von da über Italien und Frankreich in andere Länder des Westen vom 11. bis ins 13. Jahrhundert verbreitet hatten. Von dem Lande ihrer Abstammung hieß man sie auch Bulgaren, sodann zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksclasse, aus der Pataria, einer verrufenen Landschaft bei Mailand, Patarener, desgleichen Publikaner oder Pozelikaner, auch in den Niederlanden Piphles; auch kann sich dieser Name von Gazaren, weil sie auch aus der Gazarei, der heutigen Krimm,

hergekommen seyn sollten, wovon das deutsche „Ketzer“ (s. d.) sich ableiten soll, herschreiben.

Katharina. Heilige dieses Namens. 1) K., heilige Jungfrau u. Martyrin, die „allezeit Reine“ genannt, verherrlichte den Namen Jesu durch ihr, zu Alexandrien unter Maximin II. abgelegtes, großmüthiges Bekenntniß. K. stammte von königlichem Geblüte, besaß seltene Kenntnisse u. beschämte eine Versammlung heidnischer Philosophen, mit denen sie, auf Maximins Befehl, sich in Streitfragen einließ. Diese Philosophen bekehrten sich hierauf u. starben, im Bekenntnisse des Christenthumes verharrend, alle mit einander den Martyrertod. Die Akten der heiligen K. melden über ihren Tod, sie sei auf eine Maschine gebunden worden, die aus mehren, mit spitzigen Stacheln besetzten, Rädern bestanden habe; als man aber die Räder in Bewegung setzen wollte, seien die Stricke wunderbar zerrissen u. der befreiten Heiligen sei, nach dem darauf gefällten Urtheile, das Haupt abgeschlagen worden. Der gelehrte Assemani ist der Meinung, was Eusebius von einer Jungfrau erzählt, die er nicht nennt, sei von der heiligen K. zu verstehen. „Zu Alexandrien lebte, sagt dieser alte Kirchengeschichtschreiber, ein durch Reichthümer u. hohe Geburt ausgezeichnetes christliches Weib. Sie hatte Muth genug, den schamlosen Zudringlichkeiten des Tyrannen Maximin zu widerstehen, der mit frevelndem Muthwillen andere Frauen entehrte. Mit den ihr in der Welt zu Theil gewordenen Vorzügen verband sie ungemeine Kenntnisse. Allein die Tugend, u. besonders die Keuschheit, schienen ihr vor Allem den Vorzug zu verdienen. Obgleich es indessen dem Tyrannen nicht gelang, sie zu verführen, wollte er sie auch nicht verdammen, sondern begnügte sich, sie ihrer Güter zu berauben u. in die Verbannung zu schicken.“ Maximin ward 313 von Licinius besiegt und floh nach Tarsus, wo er elend zu Grunde ging. Die Christen, welche in Aegypten unter dem Joche der Sarazenen seufzeten, entdeckten gegen das 8. Jahrhundert den Leib der heiligen K. Man brachte ihn dann in das, von der heiligen Helena auf dem Berge Sinai in Arabien gegründete u. von Kaiser Justinian ansehnlich beschenkte und verschönerte Kloster. Der Erzbischof Falkonius von San-Severin sagt Folgendes von dieser Uebertragung: „Es wird erzählt, die Engel hätten den Leib der Heiligen auf den Berg Sinai getragen; dieses will sagen, die Ordensmänner Sinai's trugen ihn in ihr Kloster, um es mit diesen köstlichen Schätzen zu bereichern. Man weiß, daß man oft das Klosterkleid unter einem Engelkleide bezeichnet hat, u. daß vor Alters die Klosterbewohner, wegen ihrer Heiligkeit u. ganz himmlischen Beschäftigung Engel genannt wurden. Von jener Zeit an wurde häufiger von dem Feste u. den Reliquien der heiligen K. gesprochen. Der heilige Einsiedler Paul von Latra beging ihr Fest mit einer außerordentlicher Pracht und Feierlichkeit.“ Im 11. Jahrhunderte kam Simeon, ein Ordensmann vom Sinai, nach Rouen, um das jährliche Almosen des Herzogs Richard von der Normandie abzuholen. Dieser brachte einen Theil von den Reliquien der heiligen K. mit, die er in jener Stadt zurückließ. Man bewahrt jetzt noch im Kloster des Berges Sinai den größten Theil der sterblichen Hülle dieser heiligen Martyrin, die wegen ihrer ungemeinen Gelehrsamkeit, wegen des frommen Sinnes, womit sie dieselbe heiligte, u. wegen des guten Gebrauches, den sie von ihren Kenntnissen machte, in den Schulen zur Schutzheiligen und zum Muster der christlichen Weltweisen erwählt wurde. Die Kirche feiert ihr heiliges Andenken am 25. November. — 2) K., die Heilige, von Siena, geboren 1347, war die Tochter eines wohlhabenden Tünchers aus dieser Stadt u. wurde von ihren Eltern durch Lehre u. Beispiel zur Frömmigkeit erzogen. Wegen ihrer ausgezeichneten Körper- u. Geistesgaben u. ihrer Liebenswürdigkeit erhielt sie den Beinamen Euphrosina. Kaum vermochte das fromme Kind Gott zu erkennen, als es auch schon die reichlichsten Gnaden von ihm erhielt u. durch unwandelbare Treue denselben entsprach. Gebet u. Abgeschiedenheit waren ihre Seelenwonne. Von Zeit zu Zeit verbarg sie sich in stille Einsamkeit, die Lebensweise der alten Einsiedler nachahmend, so

viel es ihr zartes Alter gestattete. Ganz frühe schon legte sie das Gelübde der Jungfrauschaft ab, damit ihr Herz nie zwischen dem Geschöpfe u. dem Schöpfer getheilt würde. Ihr gottseliger Entschluß hatte aber eine harte Prüfung zu bestehen. Denn kaum war sie in ihr zwölftes Jahr getreten, als sie ihre Eltern zu vermählen gedachten. Umsonst brachte sie alle möglichen Einwände vor; ihre Eltern boten Alles auf, ihre Tochter für ihre Absichten zu gewinnen. Anfangs suchten sie die stille Jungfrau von ihrer Abgeschiedenheit wegzuziehen, beschränkten ihre Andachtsübungen, nahmen ihr das stille Kämmerchen weg, in welches sie sich bis dahin, mit ihrer Bewilligung, manchmal zurückgezogen hatte; sie übertrugen ihr zugleich das Hauswesen, um sie zu zerstreuen, und foderten von ihr sogar jene Dienstleistungen, die sonst nur eine Magd verrichtete. Doch, freudig ertrug sie diese Erniedrigung, sowie die Verachtung und Neckereien ihrer Schwestern. Da also dieß unwirksam blieb, vereinigten sich ihre Schwestern u. Freundinnen, um ihr eine sehr gefährliche Schlinge zu legen. Die wahre Tugend, sagten sie ihr, darf nicht unfreundlich seyn; Gefälligkeit u. frohe Geselligkeit schließt sie nicht aus; sie erscheint auch in anständigem Schmucke. Durch diese schmeichelhaften Zusprüche trachteten sie die Sittsame zu den Lustbarkeiten hinzuziehen u. ihr allmälig Geschmack für die Welteitelkeiten einzuflößen. Den unschuldig scheinenden Anforderungen zu willfahren, kleidete sie sich auch wirklich geschmückter, als vorhin, bis sie die verborgene Gefahr entdeckte u. nun sogleich der Kleiderpracht entsagte, ihre Willfährigkeit ihr ganzes Leben hindurch beweinend. Der Tod ihrer ältesten Schwester bestärkte sie vollends in der Verachtung aller Erdengüter. Endlich auch legte ihr Vater, durch die Geduld u. Gottseligkeit seiner Tochter gerührt, die gefaßten Vorurtheile ab, schenkte ihr seine freundliche Liebe wieder u. erlaubte ihr, ungehindert ihren vorigen Andachtsübungen obzuliegen. K., aller irdischen Bande entlöst, folgte nun dem inneren Drange zu allen Werken der Liebe u. Abtödtung. Den Armen gab sie reichliche Almosen, bediente die Kranken, tröstete die Gefangenen u. alle Bedrängten. Ihre gewöhnliche Nahrung bestand in gekochten Kräutern, ohne irgend eine Zubereitung. Sie trug ein Bußkleid mit einem eisernen Gürtel und schlief auf bloßer Erde, wenn sie durch einige Ruhe der erschöpften Natur Erholung gestatten mußte. Ihre Abtödtungen hatten zum Grunde eine tiefe Demuth, unbedingten Gehorsam u. eine vollkommene Entsagung des Eigenwillens. Und diese Lebensweise begann sie schon in ihrem 15. Jahre. Gott suchte sie damals auch heim mit verschiedenen Krankheiten, welche, statt durch Arzneimittel gehoben, nur noch verschlimmert wurden. Ergeben in die Fügungen Gottes, genoß sie bei den bittersten Schmerzen eine unwandelbare Seelenruhe; denn sie erkannte darin die heilsamsten Mittel zur Abbüßung ihrer Sünden und zur Läuterung ihres Herzens. In ihrem 18. Jahre legte sie das Kleid des dritten Ordens des heiligen Dominikus an, um ungestört der Betrachtung u. dem Gebete zu leben u. in jeder Art von Entbehrung sich zu üben. Bei diesem feurigen Streben nach inniger Liebe zu Gott ward die gottselige Jungfrau hart angefallen von dem Feinde des Heiles. Ihr Geist wurde von unzüchtigen Bildern verfolgt, und ihr Herz von den abscheulichsten Versuchungen bestürmt; dann ward ihr Geist mit so dichten Finsternissen erfüllt, daß sie sich in den jammervollsten Zustand versetzt sah. Doch, Gottes unsichtbare Macht schützte sie vor dem ihr drohenden Abgrunde des Verderbens. Gebet, Demuth, Vertrauen u. Ergebung in Gottes heiligsten Willen, waren ihre unüberwindliche Waffenrüstung. Endlich ward sie auch für immer von diesen Anfällen des Versuchers befreit. Ihre Liebe zu den Armen, denen sie unermüdlich diente, übersteigt weit die menschlichen Kräfte. Besonders bei der Verpflegung zweier unglücklichen Frauen bewährte K. eine bewunderungswürdige Geduld. Beide waren mit den eckelhaftesten Krankheiten behaftet u. lagen verlassen in ihrem Elende. K. verpflegte sie mit zärtlicher Sorgfalt, ohne den mindesten Dank einzuärnten, sondern wurde vielmehr noch mit Vorwürfen u. Schmähungen überhäuft. Eine dieser Unglücklichen ging sogar in

ihrer Bosheit so weit, daß sie, von einer Klosterschwester unterstützt, gegen ihre Wohlthäterin die abscheulichsten Verläumdungen aussprengte. Die Dienerin Gottes ertrug mit Geduld die schwere Verunglimpfung u., ungestört in ihrem wohlthätigen Wirken fortfahrend, überließ sie Gott die Rechtfertigung ihrer Unschuld. Ihre Demuth und ihre Gebete zogen zuletzt noch die Gnade des Himmels über ihre Verläumderinnen herab; Beide bekehrten sich u. widerriefen öffentlich die von ihnen ausgestreuten Lästerungen. Diese waren jedoch nicht die Einzigen, welche durch K. auf den Weg der Tugend zurückgeführt wurden. Wann sie den leiblichen Nöthen abhalf, so unterließ sie nie, auch geistige Wohlthaten zu spenden. Waren Herzen durch tief gewurzelte Feindschaft getrennt, so ließ sie mit Ermahnungen u. Gebeten nicht nach, bis die Versöhnung erfolgte. Beharrten verstockte Sünder in ihrer Unbußfertigkeit, und verwarfen in grauenvoller Gefühllosigkeit alle Heilsmittel der Religion, so flehte K. zu Gott, und die steinernen Herzen zerflossen in Zerknirschung und Reuegefühlen. Als im Jahre 1374 eine verheerende Pest ausbrach, widmete sich die Heilige großmüthig dem Dienste der Kranken u. erwirkte durch ihre Gebete Manchen die Genesung. Dabei unterließ sie nie, zur ernstlichen Besserung anzumahnen, um Gottes strafenden Arm von den so schwer Heimgesuchten abzuwenden. Ihre Reden bei solchen Anläßen drangen so ans Herz, daß Niemand ihr leicht widerstehen konnte. Bei den verschiedenen Reisen, die sie auf Geheiß ihrer Oberen machte, wirkte sie die erfreulichsten Früchte der Bekehrung. Es saßen, selbst nach Weisung des Kirchenoberhauptes, mehre Priester im Richterstuhle der Buße, um von Allen das Sündenbekenntniß zu empfangen, welche die Dienerin Gottes zur Sinnesänderung bewogen hatte. — Um diese Zeit ergriffen die Florentiner, im Bunde mit mehren Staaten Italiens, die Waffen gegen den Papst, um ihn aller seiner Besitzungen in Italien zu berauben. Die Kriegsflamme brach, unter dem verführerischen Feldgeschreie **Freiheit**, das auf den Fahnen der Verschworenen lockend stand, im Juni des Jahres 1373 aus. Viele Städte wankten, von der Verführung umstrickt; allein K. erhielt sie durch Briefe, Zusprüche u. Gebete in ihrer Pflichttreue. Die Kriegsverwüstungen wurden bald schrecklich empfunden, u. da viele nach dem Frieden sich sehnten, mußte die Heilige, als Vermittlerin zwischen die streitenden Theile tretend, die Ruhe u. Eintracht wieder herzustellen suchen. Unglücklicher Weise aber hatten die Urheber der Feindseligkeit Nichts weniger, als friedliche Gesinnungen, u. vereitelten jeden Versuch zur gütlichen Ausgleichung. Bei dieser Gelegenheit kam die Heilige auch nach Avignon, wo sie durch dringende Bitten u. Vorstellungen den Papst zur Rückkehr nach Rom zu bewegen suchte. Es gelang ihr auch wirklich, **Gregor**, der früher schon den Entschluß gefaßt hatte, in die Hauptstadt der Christen zu ziehen, aus der die Oberhirten der Kirche lange Jahre entfernt waren, in seinem Vorhaben so zu befestigen, daß er endlich am 13. September 1376 Avignon verließ u. zur Freude der Völker nach Rom zurückkehrte. Nach Vollendung dieser wichtigen Geschäfte zum Wohle der Kirche u. der Staaten lebte K. wieder in ihrem Kloster zu Siena, im Gebete und frommer Beschaulichkeit, unermüdlich besorgt für das geistige und leibliche Wohl ihrer Mitmenschen. Wegen ihrer Kenntnisse in himmlischen Dingen stand sie in so hohem Ansehen, daß einige Gelehrte aus Neid ihr verschiedene Fragen vorlegten, um sie bei nicht genügender Auflösung als eine Unwissende herabzusetzen. Ihre Bemühungen aber fielen zu ihrer Beschämung aus, und sie mußten sogar die Dienerin Gottes bewundern. Selbst einige Bischöfe, die, mißfällig ihren großen Einfluß bei dem Papste betrachtend, sie durch schwierige Fragen über das geistige Leben in Verlegenheit zu setzen suchten, wurden durch ihre Antworten so betroffen, daß sie dem heiligen Vater eingestanden, sie hätten noch nie eine Person gefunden, die in den Wegen Gottes so erleuchtet u. in der Demuth so fest gegründet gewesen, wie K. von Siena. Einer der ausgezeichnetsten Verehrer unserer Heiligen war ein Senator von Siena, Namens **Stephan**. Dieser, von mächtigen Feinden verfolgt u. in die äußerste Noth gestürzt, erlangte durch K.s

Gebete den Geist vollkommener Verachtung der Welt u. ihrer eiteln Güter und die gewünschte Ruhe vor seinen erbitterten Verfolgern. Von Dankbarkeit für die erhaltenen Wohlthaten durchdrungen, schloß sich Stephan gänzlich seiner heiligen Befreierin an, befolgte in Allem ihren Rath, begleitete sie auf ihren verschiedenen Reisen u. sammelte ihre Worte als Aussprüche eines höheren Geistes auf. In der Folge begab er sich nach ihrer Weisung in den Karthäuserorden, war später bei ihrem Tode zugegen u. verfaßte hernach auf mehrfaches Zureden ihre Lebensgeschichte. Niemand war auch besser geeignet, als er, ein solches Werk auszuführen, denn er war Augenzeuge der Wunder u. Tugendbeispiele der Heiligen gewesen, hatte sie zukünftige Dinge weissagen gehört u. gesehen, wie sie die verborgensten Falten des Gewissens durchschaute. Indessen dauerten die Unruhen in Italien immer fort. K. sah mit tiefem Schmerze die Verheerungen des Krieges u. die dadurch verbreitete allgemeine Verwilderung. Der Papst sandte, um dem Uebel ein Ende zu machen, die allgemein verehrte Dienerin Gottes an die hartnäckig widerstreitenden Florentiner. Sie fand bei ihrer Ankunft die Stadt Florenz in den schauderhaftesten Unordnungen versunken; überall erblickte man Nichts als Hinrichtungen u. Gütereinziehungen. Mehr als einmal schwebte sie selbst in Lebensgefahr; sie zeigte sich aber stets unerschrocken, selbst mitten unter den, gegen sie gezückten, Schwertern. Endlich wurde ihr Muth u. ihre Beharrlichkeit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Die Aufrührer begehrten ungeheuchelt den Frieden u. im Jahre 1378 erfolgte die so sehnlich gewünschte Versöhnung. In ihrem Eifer für die Ehre Gottes wurde ihr Herz schwer verwundet durch jegliches Aergerniß, keines aber verursachte ihr tieferen Schmerz, als die große Spaltung, welche im Jahre 1378 ihren Anfang nahm. Die Kirche, unter zwei Päpsten getheilt, war ihr ein schrecklicher Anblick. Sie versuchte Alles, dem Uebel beim Entstehen Einhalt zu thun u. schrieb die rührendsten Briefe an die mitschuldigen Cardinäle u. an mehre Fürsten, um sie zur kirchlichen Eintracht zurückzuführen. Bei diesem, nach Außen so thätigen, Leben hat die von Gott durch außerordentliche Gnaden u. Wundergaben reichlich gesegnete Heilige auch noch Schriften hinterlassen, die in den Händen Derer, welche die Sprache der Frömmigkeit verstehen und ehren, ein kostbarer Schatz des Heiles sind. Durch die unermüdeten Anstrengungen im Dienste Gottes u. der Kirche wurden ihre Leibesgebrechlichkeiten, besonders bei Entstehung der verderblichen Spaltung, um Vieles vermehrt, von denen sie sich auch nicht mehr erholte. Sie starb am 29. April im J. 1380 in einem Alter von 33 Jahren u. wurde im J. 1461 von Papst Pius II. heilig gesprochen. — 3) K., von Genua, heilige Wittwe, 1447 daselbst aus einem edlen Hause geboren, erschien, sobald sich ihre Vernunft entwickelte, schon als ein Segenskind. Durch eine besondere Gnade wurde sie vor jenen kleinen Fehlern bewahrt, denen die Kindheit unterworfen ist. Mit Staunen sah man, wie sie Herzenseinfalt u. Gehorsam mit der Liebe zum Gebete, zur Abtödtung u. andern Tugenden vereinigte. Sie sagt selbst, daß ihr Gott im 12. Jahre schon außerordentliche Gnaden mitgetheilt habe. In ihrem 13. Jahre wollte sie sich in stiller Verborgenheit des Klosterlebens dem Herrn weihen, indem sie das beschauliche Leben, als mit ihren Neigungen am meisten übereinstimmend, betrachtete; allein sie wurde von diesem Vorhaben abgewandt durch ihre Eltern u. den Rath Derer, die sie als Boten des göttlichen Willens ansah. Drei Jahre nachher wurde sie mit einem jungen Edelmanne aus Genua, Namens Julian Adorno, vermählt. Ihr Gatte, der nur nach Vergnügungen haschte u. leidenschaftlich dem Ehrgeize fröhnte, verursachte ihr die 6 Jahre ihres Ehestandes tausendfachen Kummer. Er verschwendete seine u. seiner Gemahlin Besitzungen durch Wohlleben u. Ueppigkeit. Dieser Verlust schmerzte jedoch K. weniger, als der Hinblick auf das unordentliche Leben ihres Ehemannes. Jeden Tag betete sie daher zu Gott um seine Bekehrung u. ihr Flehen wurde endlich erhört. Adorno, von seinen Verirrungen zurückkehrend, that Buße, ließ sich in den dritten Orden des heiligen Franciscus aufnehmen u. starb mit den lebhaftesten Gefühlen der Gottseligkeit. — Als die

Heilige von den Banden befreit war, die sie an der Welt zurückhielten, faßte sie den Entschluß, hinfort allein für Gott zu leben; sie berieth sich aber einige Zeit, auf welche Art sie dieses Vorhaben verwirklichen sollte. Endlich entschied sie sich für die Vereinigung des thätigen mit dem beschaulichen Leben. Sie widmete sich daher der Krankenpflege in dem großen Spitale von Genua u. diente so mit unglaublicher Liebe dem göttlichen Heilande in seinen leidenden Gliedern. Das Widerstreben der Natur, bei dem oft so eckelhaften Geschäfte, machte sie nicht muthlos u. es gelang ihr nach u. nach durch Entschlossenheit u. steten Hinblick auf Gott, alle Schwierigkeiten zu besiegen. Ihre Liebe beschränkte sich indessen nicht bloß auf die Kranken des Spitals, sondern sie erstreckte sich auf alle Armen der Stadt, denen sie Unterstützung gewährte. Besonders bewährte sich dieselbe bei der furchtbaren Pest, welche in den Jahren 1497 u. 1501 Genua verheerte. — Mit diesen beschwerlichen Werken der Nächstenliebe verband sie einen außerordentlichen Bußeifer. Sie war so sehr an das Fasten gewöhnt, daß sie 23 Osterfasten und eben so viele Advente, ohne irgend eine Nahrung zu genießen, zubrachte. Sie empfing bloß alle Tage das allerheiligste Altarssakrament und trank von Zeit zu Zeit ein Glas Wasser, mit etwas Essig u. Salz gemischt. Einige Male verfiel sie nach der heiligen Communion in himmlische Entzückung, so daß sie gleichsam der Erde entrückt und in den Himmel versetzt wurde. — Die heil. K. suchte nie sich zu entschuldigen, wenn man ihr irgend einen Vorwurf machte; sie war vielmehr jedesmal bereit, sich selbst zu verdammen. Sie hatte sich zum Wahlspruche die Bitte des Vaterunsers gemacht: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Sie starb am 14. September 1510, in ihrem 62. Lebensjahre, nachdem sie Vieles durch langwierige u. schmerzhafte Krankheiten gelitten hatte. Ihre Heiligkeit wurde durch mehre Wunder bestätigt. 18 Monate nach ihrem Tode erhob man ihren Leib, der noch kein Merkmal der Verwesung an sich trug. Der Papst Clemens XII. setzte die Dienerin Gottes im Jahre 1737 feierlich unter die Zahl der Heiligen. An ihrem Todestage feiert die Kirche alljährlich ihr Fest. — 4) K. die Heilige, von Ricci, aus dem Orden des heiligen Dominikus, 1522 zu Florenz aus einer der ersten Familien Toskana's geboren, erhielt bei der heil. Taufe den Namen Alexandrina, vertauschte ihn aber, als sie das Ordensgelübde ablegte, mit dem von K. Frühe verlor sie ihre Mutter und nun übernahm ihre Pathe, eine gottesfürchtige Matrone, ihre Erziehung. Bald gewahrte man die glücklichen Anlagen, womit Gott des Kindes Seele begabt hatte. In ihrem sechsten oder siebenten Jahre that sie ihr Vater zu fernerer Bildung in das Kloster Monticelli in Florenz, wo ihre Muhme, Ludovica von Ricci, als Nonne lebte. Die Einsamkeit, die gewöhnlich einem Kinde nur düster u. traurig erscheint, war für die kleine Alexandrine ein Ort der Wonne. Entfernt von dem Geräusche der Welt, überließ sie sich ungestört ihren sanften Gefühlen der Andacht und Gottseligkeit. Nachdem sie ihr Vater einige Jahre nachher in die Welt zurückberufen hatte, befolgte sie auch da, so viel möglich, die im Kloster gewohnte Lebensweise. Allein die, von ihrem Stande unzertrennliche, Gefahr der Zerstreuung flößte ihr bald Verachtung gegen die Welt ein. Sie faßte daher den Entschluß, dieselbe auf immer zu verlassen, um in stiller Einsamkeit ungestört Gott zu dienen. Sie eröffnete dieses ihrem Vater, der nach vielen Schwierigkeiten endlich seine Einwilligung dazu gab. Ohne Verschub trat sie demnach in die Genossenschaft der Dominicanerinnen der Stadt Prato im Toskanischen, wo ihr Oheim, der Pater Timotheus von Ricci, Beichtvater war, und nahm da in ihrem 14. Jahre den Schleier. Gott, der die heil. K. zu einer seines gekreuzigten Sohnes würdigen Braut bilden wollte, prüfte ihre Geduld zwei Jahre lange durch schmerzliche Krankheiten, die, statt durch Arzneimittel geheilt, nur verschlimmert wurden. Die Heilige, weit entfernt, zu murren, freute sich vielmehr, daß sie Jesus in seinen Leiden, die sie zum beständigen Gegenstande ihrer Betrachtungen machte, einigermaßen ähnlich werden könnte. Endlich erhielt sie jedoch, wie durch ein Wunder, ihre Gesundheit wieder u. widmete sich nun freudig den strengsten Bußübungen.

Sie fastete zwei bis drei Tage in der Woche bei Wasser u. Brod, zuweilen sogar brachte sie ganze Tage ohne Nahrung zu u. züchtigte dabei noch ihren Leib auf mannigfache Weise. Mit dieser Liebe zur Abtödtung vereinigte sie einen vollkommenen Gehorsam, unwandelbare Milde u. vor Allem eine tiefe Demuth. Ihr Streben, stets das zu thun, was Gott am wohlgefälligsten sei, gab ihr oft Gelegenheit, die heldenmüthigsten Tugenden auszuüben. Sie wünschte ganz den Menschen unbekannt zu bleiben u. durch die geheiligten Bande der innigsten Liebe allein mit Gott vereinigt zu seyn. K. wurde, obgleich noch sehr jung, zur Novizenmeisterin u. dann zur Unterpriorin erwählt; endlich erhob man sie, in einem Alter von 25 Jahren, zur beständigen Priorin. Sie stand mit dem heil. Philipp von Neri in Briefwechsel u. mit beiden trug sich etwas Aehnliches zu, wie, nach der Erzählung des heil. Augustin, mit dem heil. Johannes von Aegypten. Da sie beide ein sehr großes Verlangen hatten, einander zu sehen, gewährte ihnen Gott diesen Trost, mittelst eines Gesichtes, wo sie lange Zeit sich unterhielten. Der heilige Philipp von Neri, den man in Betreff der Gesichte keineswegs der Leichtgläubigkeit beschuldigen kann, bezeugte sebst in der Folge das hier Erwähnte. Nur Gott allein kennt alle Freudenentzückungen, die er seiner Dienerin gewährte, vorzüglich, wenn sie in Betrachtungen über das Leiden Jesu versenkt war, welches sie an gewissen Tagen in der Woche besonders zu verehren pflegte. Endlich starb K. 1589, nach einer langen Krankheit, den 2. Februar, in einem Alter von 67 Jahren. Sie wurde 1732 von Clemens XII. selig und 1746 von Benedikt XIV. heilig gesprochen, der ihr Fest auf den 13. Februar setzte.

Katharina, 1) K. I., Kaiserin von Rußland, soll nach Einigen die Tochter des im schwedisch-elfsborgischen Regimente gestandenen Quartiermeisters J. Rabe und der Elisabetha Moriz gewesen u. zu Germunared in Schweden 1682 geboren seyn; Andere behaupten, daß sie die Tochter eines liefländischen Bauers Namens Samuel gewesen sei u. wieder Andere geben sie für die uneheliche Tochter des schwedischen Oberstlieutenants Rosen von einer liefländischen Leibeigenen aus. 1682 soll sie als Waise von dem Küster zu Marienburg, einem auf der Gränze von Liefland u. Ingermannland liegenden Städtchen, aufgenommen worden seyn, u. später bis 1701 in dem Hause des dortigen Pastors Glück, unter dem Namen Martha, als Magd gedient u. darauf sich an einen schwedischen Dragoner, Johann, daselbst verheirathet haben. Erst von diesem Zeitpunkte an kennt man ihre Lebensgeschichte genauer. Als nämlich 1702 der russische General Scheremetjeff Marienburg mit Sturm nahm, fiel sie demselben als Gefangene zu. Er behielt sie anfänglich als Maitresse bei sich, später schenkte er sie dem Fürsten Menzikoff, in dessen Besitze sie verblieb, bis er sie Peter dem Großen, der sie bei ihm gesehen hatte u. von ihrer Jugend u. Schönheit hingerissen worden war, als Geliebte abtreten mußte. Dieser ließ sie 1703 zur russisch-griechischen Kirche übertreten u. ihr dabei die Namen K. Alexiewna geben. Sie wußte sich ihm bald durch Nachgiebigkeit, Verstand u. besonnenes Urtheil über Staatsangelegenheiten so unentbehrlich zu machen, daß er sich 1707 zuerst heimlich u. später 1711 öffentlich mit ihr trauen ließ. Sie begleitete ihn hierauf bei dem beschwerlichen Feldzuge gegen die Türken, wie auf vielen seiner früheren Reisen, als eine treue Theilnehmerin seiner Mühen u. Gefahren, als Gehülfin u. Rathgeberin in der Noth. In der Stunde der größten Gefahr, als Peter, von den Türken am Pruth eingeschlossen, keinen Rettungsweg mehr hatte, schlug sie vor, mit dem Feinde zu unterhandeln. Man beschloß, den Versuch zu machen u. K. beraubte sich, um den Friedensanträgen des Generals Scheremetjeff mehr Gehör zu verschaffen, ihres sämmtlichen Geschmeides, das als Geschenk an den Großvezier u. dessen Umgebung vertheilt wurde. Der Versuch gelang u. Peter erhielt einen billigen Frieden (Juli 1711). Zum Danke für ihre Aufopferung stiftete Peter den Katharinenorden 1714 u. gab ihr außerdem noch vielfache Beweise seiner Dankbarkeit, wie er denn auch erklärte, daß er sie für würdig halte, seine Nachfolgerin auf dem Throne zu werden. Doch stand sie noch oft in Gefahr, die Gunst ihres

Gemahls zu verlieren, der sie sogar manchmal auf öffentlicher Straße mit seinem Stocke (der bekannten Dubina) prügelte u. sich eine andere Geliebte zur linken Hand anlassen wollte, was jedoch K. auf kluge Weise immer zu verhindern wußte. Kurze Zeit nach ihrer zu Moskau erfolgten Krönung zur Kaiserin, 18. Mai 1724, drohte ihr aber, in Folge des nicht ungegründeten Verdachts, daß sie mit dem Kammerherrn Moens in unziemlichem Verhältnisse stehe, Peters schwere Ungnade. Moens wurde enthauptet, seine Schwester zur Knutenstrafe verurtheilt u. K. selbst wäre wahrscheinlich von der Thronfolge ausgeschlossen worden, hätte nicht sein, am 8. Februar 1725 fast plötzlich u. unter großen Schmerzen erfolgter, Tod Peter den Großen verhindert, einen letzten Willen in Betreff der Thronfolge niederzuschreiben. So aber wurde das „Mädchen von Marienburg", hauptsächlich durch die Bemühungen von Peters Günstling, Menzikoff, u. durch das kluge Benehmen des Erzbischofs vom Nowogorod, der eidlich versicherte, daß der Czar Willens gewesen sei, seine um das Reich so verdiente Gemahlin zu seiner Nachfolgerin zu erklären, noch am Todestage Peters, vom Senate als Beherrscherin aller Reußen anerkannt u. ihr von den Feldherrn, dem Adel, Militär u. Volke, als solcher gehuldigt. Während ihrer nur 2 Jahre dauernden Herrschaft, führte sie dieselbe mit Klugheit und Kraft, unter Mitwirkung eines geheimen Rathes, in welchem Menzikoff u. der staatskluge Vicekanzler Ostermann die gewichtigsten Stimmen hatten. Rußlands Ansehen nach Außen erlitt unter ihr keine Verminderung, vergrößerte sich im Gegentheile noch durch Eroberungen in Persien. Bei der damaligen allgemeinen Spaltung der europäischen Politik in die österreichische u. hannöverische Allianz hielt sie zu Oesterreich; übrigens war ihre Regierung ohne großen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten. Im Innern regierte sie nach Peters des Großen angefangenen Verwaltungsmaximen fort u. führte den Plan zur Gründung einer, von demselben entworfenen Akademie der Wissenschaften aus, für deren Emporbringen sie durch Herbeiziehen ausgezeichneter ausländischer Gelehrten Sorge trug. Uebrigens war K. selbst Nichts weniger, als gebildet, sie konnte weder lesen noch schreiben, wenn gleich sie 5 lebende Sprachen sich mühsam zu eigen gemacht hatte. Im 38. Lebensjahre (17. Mai 1727) starb sie, in Folge übermäßigen Sinnengenußes, zumal des Weines. Von ihren acht mit Peter erzeugten Kindern überlebten sie bloß zwei: Anna, vermählte Herzogin von Holstein, Mutter Peters III., und Elisabeth, nachmalige Kaiserin. Auf dem Throne folgte ihr Peter II., der Sohn des Thronfolgers Alexei und Enkel Peters des Großen. — 2) K. II., Kaiserin von Rußland, eine der größten, wenn auch nicht achtungswürdigsten, Frauen in der Geschichte, hieß früher Sophie Auguste Friederike und war eine Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt Zerbst, königlich preußischen Feldmarschalls und Gouverneurs von Stettin, wo K. am 25. April 1729 geboren wurde. Friedrich II. schlug die junge geistreiche Prinzessin der Kaiserin Elisabeth von Rußland zur Gemahlin ihres Neffen u. Thronfolgers vor und in Folge davon wurde K., nachdem sie in Moskau zur russisch-griechischen Kirche übergetreten war u. die Namen Katharina Alexiewna angenommen hatte, in ihrem fünfzehnten Jahre mit Peter III., nachmaligem Kaiser von Rußland, vermählt. — Die ersten Jahre ihrer Ehe verflossen glücklich, u. die schöne geistreiche Fürstin wußte, trotz der Rohheit ihres Gemahles, der sich sogar oft zu Thätlichkeiten gegen sie hinreißen ließ, das eheliche Einverständniß zu erhalten, bis es, veranlaßt durch das zügellose Leben Peters, einer sichtlichen Erkaltung Platz machte. Kaum bemerkten dieß die Höflinge, als sie sich bemühten, die Kluft zwischen beiden immer mehr zu vergrößern und sich in der Gunst K.s, deren ebenfalls genußsüchtiges Temperament für Niemanden ein Geheimniß war, festzusetzen. Es gelang ihnen auch vollkommen. Zuerst war Peters Kammerherr, der Graf Soltikow, ihr erklärter Günstling, und als, in Folge seiner Mission ins Ausland, K.s Neigung zu ihm erkaltete, trat Stanislaus Poniatowsky, damaliger Gesandter Polens am Hofe zu St. Pe-

tersburg und nachmaliger König dieses Reiches, an dessen Stelle. Peter, dem eine solche Verbindung kein Geheimniß bleiben konnte, überraschte seine Gemahlin mit Poniatowsky zu Oranienbaum, begnügte sich aber mit ihrer Beschämung und verwandelte dadurch nur deren Gleichgültigkeit gegen ihn in unbegränzten Haß. — So standen die Angelegenheiten, als Peter III. am 5. Januar 1762 durch den Tod seiner Muhme Elisabeth auf den Thron gelangte, und durch schnelle Veränderung des politischen Systems seiner Vorfahrerin, mehr aber noch durch unklugen Angriff auf Nationalvorurtheile, durch Verordnungen wider die Sitten und Gebräuche der Geistlichkeit, durch offen an den Tag gelegte Geringschätzung der Großen u. Einführung der preußischen Kriegszucht im Heere, vielfaches Mißvergnügen erregte, seiner Gemahlin sich aber dadurch furchtbar machte, daß er beabsichtigte, die Gräfin Woronzow, mit der er schon lange in höchst unsittlicher Verbindung gelebt hatte, an K.s Stelle zu setzen, diese selbst in ein Kloster zu sperren u. ihren Sohn, Paul Alexandrowitsch, als illegitim erzeugt, zu verstoßen. Um all diesen gegen sie gerichteten Entwürfen vorzubeugen, trat K. an die Spitze einer gegen ihren Gemahl gerichteten Verschwörung, deren hauptsächlichste Mitglieder die Gebrüder Orlow — einer davon, der Gardeoffizier Gregor Orlow war der erklärte Günstling K.s — der Kosacken-Hettmann Rasumowsky, der Fürst Barjatinsky, der Graf Panin u. die entschlossene Fürstin Daschkow waren, und denen sich bald alle Unzufriedenen, sowie diejenigen, welche bei einer Umwälzung nur zu gewinnen hofften, anschlossen. Durch Orlow wurde die Garde gewonnen, und während Peter, dem Trunke u. anderen rohen Leidenschaften ergeben, die Gefahren nicht ahnte, welche sich über seinem Haupte zusammenzogen, kam die Verschwörung den 9. Juli 1762, kurze Zeit vor dessen Abgange in den Krieg gegen Dänemark, zum Ausbruche. Die Verschworenen selbst waren über den Zweck ihres Unternehmens nicht einig, und während Panin K. bloß zur Vormünderin ihres zum Kaiser zu erhebenden Sohnes Paul bestimmt hatte, wollten die Gebrüder Orlow diese selbst auf den Thron setzen, was ihnen auch durch Anwendung einer kühnen List vollkommen gelang. Am 9. Juli begab sich K. morgens 7 Uhr, zu Pferde, in Gardeuniform in die Kaserne der preobraschensky'schen Garde, gewann dieselbe für sich und verfügte sich hierauf mit ihrem Gefolge in die kasansche Kirche, wo der Bischof von Nowgorod an der Spitze der Geistlichkeit sie erwartete, und wo, nachdem sie den Regenteneid in dessen Hände abgelegt und von dem nachherigen Senator Templow das auf die Thronumwälzung bezügliche Manifest verlesen worden war — die Gebrüder Orlow hatten das auf Paul lautende unterschlagen und Templow das auf K. eingehändigt — zur Kaiserin ausgerufen u. ihr von dem Adel, Klerus und Militär gehuldigt wurde. Ein Tedeum beschloß die Handlung, die durch Kanonensalven den erstaunten Bewohnern Petersburgs u. dem seitherigen Herrscher verkündet wurde, der, bestürzt u. ohne alle Energie, zur Unterzeichnung einer Urkunde gezwungen wurde, in welcher er sich selbst der Regierung für unfähig erklärte. Wenige Tage nachher wurde er auf seinem Landhause Robkak ermordet, 14. Juli 1762. Ob und welche Kenntniß seine Gemahlin hievon gehabt hat, ist nie ermittelt worden. Europa schauderte ob der That; die einzelnen Staaten aber, durch Sonderinteressen geleitet, säumten nicht, die neue Herrscherin anzuerkennen, die durch wechselseitige Anwendung von List und Energie ihre Macht bald fest begründet sah. — Die 34 Jahre dauernde, weise, kühn und glücklich geführte Regierung K.s zerfällt in zwei, nach Charakter u. Eindruck sehr verschiedene Theile; in die Verwaltung der inneren und der auswärtigen Angelegenheiten, bei welchen sie ganz verschiedenen Prinzipien huldigte. In der inneren Politik erscheint sie uns als würdige Nachfolgerin Peters des Großen, die, wenn sie auch nicht dessen allumfassenden schöpferischen Geist besitzt, doch in dessen Fußtapfen tritt u. die, durch ihn angefangenen, von seinen Nachfolgern vernachlässigten Werke ihrer Vollendung entgegenführt. Für die Bevölkerung ausgedehnter Landstrecken im Innern ihres Reiches sorgte sie durch Heranziehung vieler

Ausländer, welchen sie ausgedehnte Privilegien gewährte; sie gründete neue Städte, ließ Straßen und Kanäle bauen, beförderte Ackerbau, Handel und Gewerbe, für deren Emporbringung sie keine Mittel scheute, öffnete ihren Unterthanen durch Traktate mit der Pforte die, ihnen bis dahin verschlossen gewesene, Schifffahrt auf dem schwarzen Meere u. dessen sämmtlichen Einflüssen, u. errichtete zur Belebung des Handels zu St. Petersburg ein Handelscollegium als oberste Behörde für denselben. In der Beförderung der Künste und Wissenschaften zog sie jedoch den Glanz dem wahrhaft Nützlichen vor, da sie, obgleich unter ihrer Regierung viele höhere Lehranstalten für beiderlei Geschlechter gegründet wurden, doch dem Volksunterrichte und somit der Aufklärung der unteren, in Leibeigenschaft schmachtenden, Volksklassen wenig Aufmerksamkeit schenkte. Ein nachahmungswürdiges Beispiel gab sie aber allen Regenten dadurch, daß sie, über kleinliche Sorge erhaben, den verfolgten Vätern der Gesellschaft Jesu, als fast alle Staaten Europa's ihnen gänzlich verschlossen waren, eine Freistätte in Weißrußland gewährte. Die von Peter dem Großen angefangene Eintheilung des Reiches in Gouvernements vollendete sie, mit alleiniger Ausnahme der von den Kirgisenhorden bewohnten Steppen, und ordnete auch das Justizwesen, freilich mit Aufhebung aller althergebrachten Privilegien, gleichmäßig, wogegen die Einführung eines allgemeinen Gesetzbuches an den wahrscheinlich unübersteiglichen Hindernissen, die sich seiner Ausarbeitung entgegenstellten, scheiterte. Die von K. selbst für die hiezu bestimmte Kommission entworfene Instruktion zeichnet sich durch die humansten Grundsätze aus, und reicht schon allein hin, ihr ein bleibendes Andenken zu sichern. — Je mehr Gutes aber K. im Inneren ihres Reiches schuf, desto mehr zu bedauern ist es, daß sie Alle durch ihre ausgezeichnete Verwaltung erzeugten Kräftemassen nur zum Dienste der Despotie benützte u. in ihrer äußeren Politik einem Systeme huldigte, das durch seine Uebermacht den politischen Rechtszustand aller Staaten, welche mit ihm in Berührung kamen, gefährdete. Von Anfang an war die Tendenz ihrer äußeren Politik auf Vertreibung der Osmanen vom europäischen Boden u. auf die Zertrümmerung Polens gerichtet, u. beides erreichte sie entweder ganz, oder doch größtentheils. Zur Einmischung in Polen gaben ihr die in Folge des Todes des Königs August III. ausgebrochenen Wahlstreitigkeiten willkommene Gelegenheit. Durch Bestechung setzte sie die Wahl ihres ehemaligen Günstlings, Stanislaus Poniatowsky, auf den Thron durch, 7. September 1764, u. fand hiedurch bei dem bald darauf ausbrechenden Dissidentenstreite Gelegenheit, ihre Heere in Polen einrücken u. gegen die Conföderirten von Ber kämpfen zu lassen. In kurzer Zeit waren dieselben unterworfen u. gänzlich vertrieben. In diesem Kriege war es, wo russische, im Verfolgen begriffene Soldaten die türkische Gränze überschritten, in dem türkischen Städtchen Balta einfielen, es verbrannten u. tausend Einwohner desselben grausam niedermetzelten. Die Pforte, schon lange eifersüchtig auf den russischen Einfluß in Polen, ergriff diese Gelegenheit, Rußland den Krieg zu erklären, der auch 6 Jahre lange, von Seite der Türken tapfer aber unglücklich, von Seiten der Russen mit Entfaltung einer furchtbaren Kraft u. beharrlicher Kühnheit geführt wurde 1768. Gallizin eroberte nach der Schlacht am Dniester das lange vergeblich belagerte Choczim; Bucharest u. Jassy wurden mit dem größten Theile der Walachey u. Moldau durch Romanzow erobert 1789; der Tartarenkhan von ihm am Fluße Kagul 18. Juli, der Großvezier Halil Pascha am 1. August geschlagen; Prim eroberte Bender, wodurch die Russen Herren des Landes bis an die Donau wurden, und zu gleicher Zeit landete eine russische, von der Ostsee ausgelaufene, Flotte unter den Brüdern Orlow Truppen auf Morea, die den Aufstand in diese Provinz trugen, nach den verlorenen Schlachten bei Medow u. Korinth aber wieder zur Einschiffung genöthigt wurden (Mai 1770). Dagegen schlug bald darauf dieselbe Flotte unter den Admiralen Elphinstone und Spiritow die der Türken bei Skyo 5. Juli, und vernichtete sie zwei Tage darauf in der Bai von Tschesme durch Brander vollständig. Gleich

glücklich, trotz der auf dem Kriegsschauplatze ausgebrochenen Pest, die sogar bis Moskau vordrang u. dort 90,000 Menschen hinwegraffte, waren K.s Truppen fortwährend zu Lande, wo Dolgorucki die ganze Krim eroberte 1771, und Weißmann bei Babadagh in Roumelien und Essen bei Buchareſt siegte, October 1771. In den folgenden Jahren wurde der Krieg, weil der Aufstand Pugatschews 1773 und die erste Theilung Polens demselben hindernd im Wege standen, mit weniger Energie fortgesetzt, bis endlich nach den fruchtlosen Kongressen von Fokschani u. Bucharest (August u. October 1772) der Friede zu Kutschuk Kainardschi zu Stande kam (11. Januar 1774), durch welchen die große u. kleine Kabardie, die Festungen Jenikale, Kertsch u. Asow an Rußland abgetreten, alle übrigen Eroberungen den Türken aber wieder zurückgegeben wurden. Während dieses Krieges hatte die erste Theilung Polens 1773 (s. d.), durch welche K. das ganze Gebiet zwischen dem Dnjepr u. Drutsch mit 2,000 □Meilen u. 1,800,000 Einw. ihrem Reiche einverleibte, stattgefunden, u. dadurch, so wie durch obigen Frieden, sich ihre Macht wesentlich erweitert. Gegen die Uebergriffe Englands zur See, während des nordamerikanischen Freiheitskampfes, gründete K. die bewaffnete nordische Neutralität, welcher sich bald fast alle Seestaaten Europa's anschlossen 1780. Weil jedoch ihr Hauptstreben immer auf Vertreibung der Türken vom europäischen Boden gerichtet war u. sie gerne auf dem alten byzantinischen Kaiserthrone einen ihrem Hause verwandten Prinzen gesehen hätte, suchte sie die geschwächte Pforte durch alle erdenklichen Mittel aufs Neue zum Kriege zu reizen. Deßhalb vereinigte sie, mitten im Frieden, die unter türkischer Oberherrschaft stehende Halbinsel Krim, nachdem der Chan Sahin Gway gegen einen Jahrgehalt auf dieselbe verzichtet hatte, mit ihrem Reiche. Auf einer Reise, welche sie zur Besichtigung der neu erworbenen Länder machte, und die sich durch feenhafte Pracht und krasse Uebertreibung auszeichnete, durch welche ihr damaliger Günstling Potemkin ihr einen scheinbaren Wohlstand der ausgesogenen Provinzen vorspiegeln wollte (s. den Art. Pontemkin), hatte sie zu Cherson eine persönliche Zusammenkunft mit dem deutschen Kaiser Joseph II., um mit ihm die Kriegsoperationen gegen die Türken zu verabreden. Die Pforte, durch solche Maßregeln geschreckt, ergriff lieber, ehe sie angegriffen wurde, selbst die Initiative, u. so entbrannte der Krieg, an dem von 1789 an auch Oesterreich Antheil nahm, aufs Neue 1787. Aber auch diesesmal folgte die Siegesgöttin K.s Fahnen. Unter Potemkin und Suwarow eroberten die Russen Gallacz, Akjerman u. Bender 1789, Kilianova u. Jsmail 1790, und schlugen die Türken bei Fokſani u. Martnijestie 31. Juli und 22. Sept. 1789. Schweden glaubte während dieses Krieges von der Lage Rußlands Vortheil ziehen und seine, an Rußland durch frühere Verträge abgetretenen, Provinzen wieder erobern zu können; aber nach erfolglosem zweijährigen Kampfe mußte es den auf den alten Besitzstand gegründeten Frieden zu Wecelä 1790 abschließen. Auch die von dem Reichenbacher Kongresse, der den Frieden zwischen Rußland u. der Pforte vermitteln wollte, gemachten Friedensvorschläge verwarf K. u. schloß für sich allein mit den Türken den 30. December 1790 Frieden zu Jassy, in welchem sie Pozakow und das Land zwischen dem Dniester u. Bug als Preis des Kampfes erhielt. Unterdessen war die französische Revolution ausgebrochen, die zwar K. höchlich mißbilligte, auch den Emigranten Schutz u. Hilfe gewährte, sonst aber sich in ihren Feindseligkeiten gegen die französische Republik bloß auf donnernde Proklamationen beschränkte und an dem Kriege selbst keinen thätigen Antheil nahm. Denn fortwährend war ihr Streben auf Vernichtung des polnischen Staates gerichtet, den sie auch, nachdem der polnische Reichstag sich gegen sie erklärt hatte, 1792 mit Krieg überzog und dadurch zur zweiten Theilung Polens Veranlassung gab 1793, bei welcher sie 4,000 □M. mit 3 Mill. E. ihrem Reiche einverleibte. Endlich, nach der Rückkehr Koszinsko's u. dem Aufstande der Polen, wurde der Ueberrest dieses Reiches wieder getheilt u. K. eignete sich hiebei 1795 7500 □M. mit 4,600,000

Einw. an, hatte somit den vorgehabten Zweck, Streichung Polens aus der Reihe selbstständiger Staaten, vollkommen erreicht. Gegen diesen Ländererwerb erscheint freilich die Einverleibung des kleinen Herzogthums Kurland, dessen Beherrscher, Herzog Biron, mit einer Pension abgefunden wurde, in das große Russenreich unbedeutend; doch war seine Erwerbung, wegen der Arrondirung an den Gestaden der Ostsee, von nicht unwesentlichem Belange 1795. Im folgenden Jahre, während eines mit dem Schah von Persien angefangenen Krieges, den erst ihr Sohn Paul durch den Frieden von Tiflis beendigte 1797, starb K. im 67. Jahre ihres Alters, im 34. ihrer Regierung, am Schlagfluße, 9. November 1796. Zweimal drohte ihrem Throne durch Verschwörung große Gefahr. Das erstemal, als der eigentlich von der Kaiserin Anna zum Throne berechtigte, auf der Feste Schlüsselburg gefangen gehaltene, Iwan III. durch eine Verschwörung der Garden aus der Gefangenschaft befreit u. auf den Thron erhoben werden sollte, welchem Vorhaben nur durch dessen Ermordung vorgebeugt werden konnte, 5. Dec. 1764 (s. Iwan); das anderemal, als der Kosacke Pugatschew, sich für Peter III. ausgebend, u. bei dem Volke Glauben findend, schon mehre Provinzen des inneren Rußlands sich unterworfen, viele Feldherren K.s geschlagen hatte, und schon auf Moskau losrücken wollte, als Oberst Michelson ihn gefangen nahm 1774 u. er auf dem Blutgerüste zu Moskau sein Leben endete 1775. K., so groß als Herrscherin, besaß doch als Frau keinen achtungswürdigen Privatcharakter, wenn gleich sie in ihrer Stellung eine Ausnahme von der Regel machen zu dürfen glaubte. Hang zu sinnlicher Ausschweifung war bei ihr vorherrschend, und stets hatte sie einen Günstling, dessen Stelle als eine der einflußreichsten im Staate betrachtet wurde (s. Potemkin). Uebrigens wußte sie im öffentlichen Leben ihre Würde als Herrscherin wohl zu wahren. Sie war geistreich, gebildet, und stand mit den damaligen Coriphäen des Zeitgeistes, wie Diderot, Voltaire, d'Alembert, in steter Verbindung; in der Jugend schön, blieben ihr auch im Alter Grazie und Anmuth; sie war von mittlerer Größe u. wohlgewachsen, hatte eine offene Stirne, blaue Augen u. gebogene Nase. In der Kleidung war sie stets gewählt. Ow. — 3) K. von Medici, Königin von Frankreich, Tochter des Lorenzo von Medici, Herzogs von Urbino, u. Schwester des ersten Herzogs von Florenz, Alexander von Medici, geb. 1519, wurde durch Vermittelung Papsts Clemens VII., aus eben diesem Hause, 1533 mit Heinrich II. von Frankreich, der 1547 die Regierung antrat, vermählt. Herrschsüchtig, grausam und wollüstig, übte K., zum großen Nachtheile des Reiches, vielen Einfluß auf die Regierung, besonders nach dem Tode ihres Gemahls (1559), wo drei ihrer Söhne nach einander den Thron bestiegen u. unglücklich regierten. Franz II., der älteste, starb frühe; Karls IX. Regierung befleckten unaufhörliche Bürgerkriege u. Heinrich III. wurde, bald nach der Mutter Tode, bei den aufs Höchste gestiegenen inneren Zwistigkeiten gemeuchelt. K. starb 5. Jan. 1589 zu Blois und hinterließ eine ungeheure Schuldenmasse. Sie würde schnell vergessen worden seyn, wenn sich das Andenken an die vielfachen Uebel, die sie dem Staate durch ihre unbändige Herrschsucht zugezogen hatte, eben so schnell hätte verwischen können. Noch größeren und dauernderen Schaden aber stiftete K. dadurch, daß sie durch die allzufreie, von ihr eingeführte Lebensart auf die Sittlichkeit der Nation höchst verderblich einwirkte.

Katharinenkanal, großer u. wichtiger Kanal in Rußland, schon unter Katharina II. 1786 begonnen u. erst 1820 vollendet. Derselbe geht aus der nördlichen Keltma in den Dschuritch, von da in die südliche Keltma u. dann in die Kaama, verbindet dadurch das Nordmeer mit der Wolga u. so mit dem kaspischen Meere.

Kathedrale (vom Griechischen Κάθεδρα, Sitz, Stuhl, Lehrstuhl) heißt eine Kirche, an welcher ein Erzbischof oder Bischof seinen Sitz hat und die daher als Hauptkirche der ganzen Diöcese gilt. Sonst nennt man auch erzbischöfliche Kirchen Metropolitan- u. bischöfliche Domkirchen. Auch das Wort Münster (s. d.) wird sehr oft gleichbedeutend mit K. gebraucht, obgleich es eigentlich

etwas ganz Anderes, nämlich eine Kirche, deren Geistliche in einer Art klösterlichen Vereines zusammenleben, bezeichnet.

Katheten, diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks, welche den rechten Winkel einschließen. Vgl. Magister matheseos.

Katheter nennt man in der Chirurgie dünne Röhren, welche durch die Harnröhre eingeführt werden u. zunächst bestimmt sind, die Harnblase von dem darin angesammelten Urine zu entleeren. Die K. sind biegsam, oder unbiegsam. Die unbiegsamen sind von Metall, am besten von Silber, oder auch von Neusilber, weil diese ihre äußere Glätte durch den scharfen Urin nicht verlieren. Die biegsamen werden entweder von biegsamem Metalle verfertigt, so von Zinn oder verschiedenen Metall-Compositionen, oder sie sind zugleich elastisch u. werden dann aus Seide gewoben und sorgfältig zu wiederholten Malen mit Kautschuk-Auflösung überzogen. Man unterscheidet am K. das vordere blinde Ende, welches in die Blase eingeführt wird, u. das nach außen bleibende offene, oder mittelst des Stilets oder eines Propfes geschlossene, an dem sich zur Befestigung eine ringsum laufende Kerbe oder ein paar seitliche Ringe befinden; außerdem sind, nahe dem inneren Ende, ein paar seitliche Löcher, welche den Urin in die Röhre eintreten lassen. Die K. sind verschieden in Länge u. Kaliber, je nach dem Alter des zu katheterisirenden Individuums; ferner sind sie verschieden für die verschiedenen Geschlechter, so am besten gerade für das weibliche Geschlecht; dagegen ist der männliche K. Anfangs zwar gerade, dann aber geht er nach innen zu in eine fast kreisförmige Krümmung über. Die Einführung des weiblichen K.s ist ziemlich leicht, dagegen fordert der Katheterismus beim männlichen Geschlechte, wegen der Krümmungen der männlichen Harnröhre, große Uebung und Geschicklichkeit. — Der K. ist ein sehr altes Instrument, indem wir schon bei Celsus denselben deutlich beschrieben finden. E. Buchner.

Katholicismus, s. Kirche, katholische.

Katholische Briefe ist die, seit dem 3. Jahrhunderte übliche, Benennung für diejenigen 7 Briefe des neuen Testamentes, welche der Reihe nach nach den paulinischen kommen, nämlich zwei Briefe des heiligen Petrus, drei des Johannes, einer des Jakobus u. einer des Judas. Sie heißen katholisch oder allgemein, weil sie nicht an bestimmte Christengemeinden geschrieben waren, sondern allen gemeinschaftlich galten. Sie bilden die 3. Abtheilung im neutestamentlichen Kanon, das Katholikon, während die 4 Evangelien den ersten Theil, das Evangelikon u. die Apostelgeschichte nebst dem Briefe des Paulus den zweiten, das sogenannte Apostolikon bilden.

Katholische Majestät (Rex catholicissimus) ist der Titel der Könige von Spanien seit Ferdinand IV., welchem derselbe vom Papste Alexander VI. ertheilt wurde, weil er die Mauren u. Juden aus Spanien vertrieb.

Katoptrik, in früheren Zeiten auch Anakamptik genannt, ist die Lehre von der Zurückwerfung des Lichtes durch Spiegelflächen. Das Gesetz, welches hier obwaltet, ist sehr einfach; errichtet man nämlich in dem Punkte, wo der Strahl auf die Spiegelfläche auffällt, ein Perpendikel, so liegt dieses mit dem auffallenden u. zurückgeworfenen Strahle in derselben Ebene, u. die Winkel, die diese Strahlen mit dem Perpendikel machen, sind gleich. Hiernach reduciren sich alle in die K. gehörigen Aufgaben auf rein geometrische; vgl. d. Art. Spiegel.

Katt, 1) K., königlich preußischer Lieutenant, Sohn des Feldmarschalls Hans Heinrich von K., der Jugendfreund Friedrichs II., als derselbe noch Kronprinz war, wollte ihn auf seiner projektirten Flucht nach England begleiten, wurde aber deßhalb als Deserteur behandelt und 6. November 1730 in der Festung Küstrin vor Friedrichs Augen enthauptet. — 2) K., Friedrich Karl v., geboren 1772 im Magdeburgischen, trat 1786 in preußische Kriegsdienste, machte 1787 den Feldzug in Holland u. 1792 — 96 die gegen Frankreich mit, gerieth 1806 in französische Gefangenschaft, war 1808 u. 1809 sehr thätig bei dem Versuche, in Norddeutschland einen Aufstand zu erregen, sammelte 1809 einen Hau-

Kattegat (d. i. Katzenloch), ein Arm der Nordsee zwischen der norwegischen, ...en und schwedischen Küste, durch den Sund und die Belte mit der Ostsee ...iden. Der nördliche Theil wird wegen des kleinen hervorragenden krum... ...iffes Skagens auch Skagerrak genannt; der südliche Theil, der eigentliche ...t an der Küste Jütlands niedrigen u. sandigen Grund u. Riffe. An der ...en Küste bildet er viele Buchten u. Fiorde.

Katten, ein germanisches Volk, zwischen Rhein, Main u. Harz, tapfer u. krie... . Sie unterstützten den Ariovist gegen die Römer, erlitten später mehre ...lagen u. wurden im 2. Jahrhunderte nach Christus von den Römern, deren ...e sie unaufhörlich beunruhigten, glücklich u. entschieden zurückgewiesen. Aus ...schichte verschwanden sie, ihr Name aber ist in dem der Hessen geblieben.

Kattun oder Cattun, einfache, leinwandartig gewebte Baumwollenzeuge, ...sprünglich in Ostindien verfertigt wurden und in früheren Zeiten auch fast ...n dort her nach Europa kamen. Man nannte sie daher in Frankreich auch ...nnes, und da sie zum Theile über Persien kamen, Persiennes, welche ...t noch jetzt für feine Gattungen, besonders bunt gedruckte und gemalte, in ...ch sind. Aus der ostindischen Benennung Chits entstand der Name Zitz, ...n in Deutschland früher besonders den ostindischen u. englischen geglätteten, überhaupt allen feinen gedruckten K.en gab, u. noch jetzt hat man beson... ...geglättete Möbel- und Gardinenzitze, meist mit großen bunten Blumen ge...t; auch hat man den Namen Chits und Chints (s. d.) noch für ver... ...e feine K.e beibehalten. Der ursprünglich englische Name Callico rührt ... weil England früher viele ostindische K.e von Kalicut auf der Küste von ...ar erhielt. Das deutsche Wort K. ist aus dem französischen Coton (Baum... entstanden; auch nennt man in Frankreich die K.e Toiles de Coton oder ...ur Cotons. Häufig nennt man alle ostindischen glatten baumwollenen ... wie Baffetas, Guineas, Cassas, Gurras, Callico's &c. allgemein K.e. Seit... ...ie Baumwollenspinnerei u. Weberei durch die Erfindung der Maschinen in ...a die große Vollkommenheit erreicht hat, mit der sie schon seit einer Reihe ...ahren betrieben wird, während die Fabrikatur in Asien zurückblieb, kommen ...och wenige ostindische K.e nach Europa, sondern England versieht jetzt sogar ...ien zu einem großen Theile mit seinen Fabrikaten. In Deutschland wird

Parchwitz, von der rechten Seite her, in die Oder mündet. Berühmt ist dasselbe durch die am 26. August 1813 zwischen den Verbündeten u. Franzosen geschlagene Schlacht, welche von ihm den Namen führt. — Das aus Preußen und Russen unter den Generalen York, Sacken u. Langeron gebildete, 100,000 Mann starke, schlesische Heer, dessen Oberbefehlshaber der preußische General **Blücher** war, hatte noch vor Ablauf des, am 17. August zu Ende gehenden, Waffenstillstandes auf die Nachricht, daß die Franzosen auf neutralem Gebiete Requisitionen ausschrieben, am 14. August seine Stellung bei Breslau verlassen u. unter fortwährend kleinen Gefechten die Franzosen bis hinter den Bober zurückgedrängt. Napoleon, der zuerst die schlesische Armee schlagen wollte, ehe er sich mit der aus Böhmen heranziehenden Hauptarmee unter **Schwarzenberg** messen würde, war am 15. August mit sämmtlichen Garden u. dem Cavaleriekorps von Latour-Maubourg aus Dresden aufgebrochen u. über Görlitz nach Löwenberg marschirt, wo er sich mit den Corps von Ney, Macdonald, Marmont, Lauriston u. dem 2. Reitercorps unter Sebastiani vereinigte u. nun, ungefähr 130,000 Mann stark, Blücher angriff, der, dem Feldzugsplane gemäß, nach welchem er vor jedem überlegenen Feinde weichen mußte, sich bis hinter die K. in die vortheilhafte Stellung von Jauer zurückzog. Mit diesem errungenen Vortheile zufrieden, wandte sich Napoleon, nur das 3. (Souham), 5. (Lauriston), 11. (Macdonald) u. 2. Cavaleriecorps (Sebastiani), unter dem Oberbefehle Macdonalds der schlesischen Armee gegenüberlassend, am 23. August wieder mit den übrigen Truppen in Doppelmärschen gegen Dresden, um diesen Hauptpunkt seiner Operationsbasis gegen die aus Böhmen eindringende Hauptarmee zu sichern. Die nun ungefähr 80,000 Mann starken Franzosen standen mit dem Centrum u. der Cavalerie-Reserve in u. bei Görlitz, wo das Hauptquartier war; den rechten Flügel, den Lauristan kommandirte, rechts von dieser Stadt am linken Ufer der K., den linken unter Souham gegen Liegnitz. Blücher hatte mit seinem Centrum, dem preußischen Armeekorps des Generals von York, sein Hauptquartier in Jauer, während sein linker Flügel unter dem russischen General Langra den, mit vielen Defiléen durchschnittenen, Mönchswald links der wüthenden Neisse u. rechts der K. inne hatte u. seinen rechten Flügel gegen Wahlstadt u. die Oder der russische General Sacken kommandirte. — Auf die durch Kundschafter erhaltene Nachricht von dem Abmarsche Napoleons mit einem großen Theile der Truppen, beschloß Blücher, wieder angriffsweise zu Werke zu gehen u. concentrirte deßhalb am 25. seine Truppen in den oben angegebenen Stellungen. Am gleichen Tage unternahmen die Franzosen Nichts; nur Lauriston schob auf seinem rechten Flügel den Divisionsgeneral Puthod mit 8000 Mann über Schönau gegen Jauer vor, um Blüchers Verbindung mit der böhmischen Armee zu unterbrechen u. ihn für seine linke Flanke u. Rücken besorgt zu machen. Am 26. August, einem regnerischen Tage, setzte sich die ganze schlesische Armee gegen die Defiléen der K. in Marsch, um dieselbe zu überschreiten u. gegen die französische Armee vorzurücken. Aber noch hatten die Vortruppen derselben diesen Fluß nicht erreicht, als sie von den Franzosen angegriffen wurden. Denn auch Macdonald, der die Preußen immer noch auf dem Rückzuge gegen Breslau begriffen glaubte, hatte beschlossen, an diesem Tage wieder angriffsweise zu Werke zu gehen; deßhalb hatte er die K. überschritten u. marschirte nun mit dem Centrum am rechten Ufer der wüthenden Neiße, die das Schlachtfeld fast senkrecht durchschneidet, gegen Jauer, während Lauriston über Hennersdorf gegen Schönau vorrückte, Souham aber von Liegnitz aus ebenfalls gegen Jauer vordringen sollte. Der in Strömen fallende Regen u. dichte Nebel hatten die Bewegungen beider Armeen gegenseitig verschleiert. Blücher nahm den Kampf, sobald er auf den Feind stieß, ohne Bedenken an u. führte das Centrum in die Schlacht, wenn man das Gemetzel so heißen kann; denn durch den starken Regen waren die Gewehre naß geworden u. kein Schuß ging los; Geschütze, Kolben u. Bajonnete mußten den Kampf entscheiden. Ehe die Franzosen, die noch dazu durch eine falsche Direktion ihrer

ich hinter ihr sammelnden Infanterie aufgestellt hatte, auf 3 Seiten um-
, trotz ihrer Tapferkeit mehrmals geworfen u. mußte weichen. Gleiches
al trifft jedes der auf dem Schlachtfelde ankommenden, der Reiterei zu Hülfe
n wollenden Regimenter. Da geräth Alles in Verwirrung, das ganze
he Centrum löst sich in wilder Flucht auf u. wälzt sich dem Thale der
nden Neiße zu, die einstweilen durch den Regen hoch angeschwollen war.
i Niedercraye geschlagenen Nothbrücken reichten nicht mehr für die Flüch-
hin; Viele wollten sich durch Schwimmen retten u. fanden in den Wellen
Tod, während die bis an den Thalrand vorgefahrene russische u. preußische
rie immer noch Verderben in die Reihen der am jenseitigen Ufer sich Sam-
n schleuderte. Hiemit war das Centrum des französischen Heeres völlig
gen; dessen linker Flügel unter Souham langte erst Abends 6 Uhr auf
chlachtfelde an, ging zwar über die K., wurde aber auch nach kurzem Wi-
de von den Russen des Generals Sacken geworfen u. in die allgemeine
mitverwickelt. Auf dem linken Flügel dagegen waren die alliirten Waffen
s weniger glücklich, denn Langeron hatte sich, für seine linke Flanke fürch-
ie der Feind durch Detachirungen stark bedrohte, vor Lauriston bis Kon-
lde u. Hermannsdorf zurückgezogen u. begann erst wieder die Vorrückung,
n dem Centrum gegen 4 Uhr die Siegesnachricht anlangte, wobei er von
eußischen Truppen des Centrums unterstützt u. die Franzosen bis Henners-
ieder zurückgedrängt wurden. Die Fliehenden konnten, der schlechten Wege
nicht mit dem gehörigen Nachdrucke verfolgt werden, da auch die ange-
ene K. den Uebergang der schlesischen Armee nicht zuließ. Erst am 28.
derselbe möglich. Die in den Rücken des schlesischen Heeres geschickte Di-
Puthod hatte sich, nach der Schlacht, an den Bober nach Hirschberg gezo-
wollte denselben dort überschreiten u. mußte, als sie den Uebergang nicht
stelligen konnte, am rechten Ufer dieses Flusses herabziehend, nach ehrenvol-
ampfe auf den Höhen bei Plagwitz, den 29. August, noch 100 Offiziere u.
Mann stark, den Russen sich ergeben. Die Vereinigung mit den Oester-

Auer- u. Rebhühner, Hamster u. s. w. Ihr Fell gibt ein gutes Pelzwerk; von ihr stammt die zahme oder Hausk. (F. catus domesticus). Diese ist von verschiedenen Farben, hat eine rauhe Zunge, sieht des Nachts scharf, frißt Mäuse, Vögel, Fleisch, klettert sehr geschickt, ist tückisch, untreu, rachsüchtig, aber auch reinlich u. schmeichlerisch. Sie ist durch die ganze Welt verbreitet. Nach Amerika u. den Südseeinseln wurde sie von den Europäern gebracht. Das Haar der K. ist elektrisch. Das Fell wird zu Pelzfutter gebraucht. Das Fleisch wird in manchen Gegenden, z. B. in Spanien, Frankreich, Irland, Afrika, China, Hinter-Indien, von den Tungesen u. Kalmücken gegessen und schmeckt wie Hasenfleisch. Abarten sind: die spanische K., weiß, gelb u. schwarz; die Karthhäuser K., aschgrau, mit langem, feinem, wolligem Haare; die angorische K. hat mähnenartige silberweiße Haare; die Cyper-K. schwarze, wollige Streifen.

Katze, s. Cavalier.

Katzenelnbogen (Catti Melibocus), alte Grafschaft am Maine und Rheine, welche in die obere und untere zerfällt. — Der Name K. kommt schon im 10. Jahrhunderte als Stammschloß gleiches Namens vor, dessen Ruinen zwischen Dietz u. dem Schlosse Hochheim an der Dreutsch liegen. 1393 baute Graf Johann Neu-K., St. Goar u. Rheinfels gegenüber, auf einem hohen Felsen. Die Grafen erlangten mit der Zeit mehre Besitzungen. Mit Philipp dem Aelteren starben sie im Anfange des 15. Jahrhunderts aus. Dessen Erbtochter Anna heirathete Heinrich III., Landgrafen von Hessen. Sein Sohn Wilhelm beschloß zu Ende 15. Jahrhunderts auch diese Linie u. die Grafschaft K. fiel durch Erbvertrag an die Landgrafen von Hessen. Die obere Grafschaft ist in der späteren Theilung fast ganz an Hessen-Darmstadt gekommen. Die anderen Theile haben verschiedene Schicksale gehabt; der größte Theil der niederen Grafschaft kam an Nassau. Vergl. Hessen (Geschichte).

Kauer (Ferdinand), ein fleißiger Componist, geboren 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, gestorben 1831, nachdem er in Wien das Josephstädter und Leopoldstädter Theater als Musikdirektor geleitet hatte. Er componirte über 200 Opern und Singspiele, z. B. die Unschuld auf dem Lande, das Maienfest, der Waffenschmidt, das Faustrecht in Thüringen, Grauhütchen, das Donauweibchen u. a. m.; auch schrieb er: Anweisung die Flöte zu spielen, Wien 1788 und das Violoncell (ebend. 1789), ferner eine Singschule, ebend. 1794.

Kaufbeuren, im Königreiche Bayern, Kreis Schwaben und Neuburg, am linken Ufer der Wertach, gewerbsame Stadt u. Sitz eines Landgerichtes, Rent-, Forst- u. Zollamtes, hat 3,800 Einwohner, eine katholische und eine lutherische Pfarrkirche, eine lateinische Schule und Gewerbschule, ein Kloster der Franziskanerinnen, welche den Unterricht in den Mädchenschulen besorgen, die Wallfahrt zur seligen Creszentia, eine Sparkasse, ein Hospital, Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsstiftungen. Baumwollenspinnerei mit 16,000 Spindeln, bedeutende Kattun- u. Leinwandfabriken, Färbereien, Bleichen, lebhafter Handel; Eisenbahn nach Augsburg. — Eine Stunde von K. die ehemalige Reichsabtei (Benediktinerordens) Irrsee, deren Gebäude jetzt zu einer Kreis-Irrenheilanstalt eingerichtet sind. — K. war schon im 13. Jahrh. eine Reichsstadt; sie hielt es mit Kaiser Ludwig dem Bayer gegen Friedrich den Schönen u. kam dadurch in den Bann, von welchem sie erst nach acht Jahren wieder losgesprochen wurde. 1802 fiel sie an Bayern. mD.

Kauffahrer, ist die Benennung eines Seeschiffes, bloß zum Seehandel, daher in der Bauart verschieden von den Kriegsschiffen, obgleich die K. auch einige kleine Geschütze führen. Vergl. Schiff.

Kaufmann, s. Handel.

Kaufmann, Angelika Maria Anna, berühmte Malerin, geboren 1741 zu Chur in Graubündten, malte, von ihrem Vater unterrichtet, im 9. Jahre jedes Porträt in Pastell und entwickelte zugleich ein großes Talent zur Musik. Mit ihrem Vater zog sie 1754 von Como nach Mailand, wo sie zuerst nach Gemälden copirte, erwarb 1763 in Rom Winkelmanns Freundschaft u. studirte

in Italien alle italienischen Malerschulen an Ort u. Stelle. 1766 begab sie sich nach London, wurde daselbst der königlichen Familie bekannt, Mitglied der Kunstakademie u. allgemein hochgefeiert. Hier wurde sie indessen das Spielzeug einer schändlichen Betrügerei. Ein von ihr verschmähter Liebhaber setzte den schönen ehemaligen Kammerdiener des Grafen Horn in den Stand, sich für seinen Herrn auszugeben u. sie zu einer heimlichen Heirath zu bereden, die indessen, als sich ergab, daß er bereits eine Frau habe, wieder als ungültig erklärt wurde. 1781 heirathete sie den damals in London lebenden Maler Anton Zucchi, ging nach Italien zurück, lebte in Rom u. Italien und starb in Rom 1807. Ihre Büste ward im Pantheon zu Rom aufgestellt. Als Künstlerin ist die K. sanft, heiter, weich u. anmuthig, ohne Strenge der Formen und des Systems überhaupt; die Wahl ihrer Gegenstände ist angenehm u. ein Bestreben der Idealisirung brachte ihrer Zeit eine fast allgemeine Theilnahme. Sie radirte auch selbst u. man zählt 31 Blätter von ihr. Nach ihren Gemälden existiren 600 Kupferstiche. Ihr schönstes Gemälde ist die Madonna in der katholischen Kirche zu Chur. Vergl. Leben der A. K., von A. Weinhart, Bregenz 1814.

Kaufungen, s. Kunz von Kaufungen.

Kaufvertrag, Kaufcontract oder Kauf, ist diejenige Uebereinkunft zwischen zwei Personen oder Parteien, durch welche die eine (der Verkäufer) sich verbindlich macht, der anderen (dem Käufer) irgend eine Sache, sie möge körperlich oder unkörperlich seyn, schon existiren oder nicht, gegen Bezahlung eines in Gelde festgesetzten Preises zu überlassen. Der letzte Punkt unterscheidet den Kauf von dem Tausche (s. d.), bei welchem die Gegenleistung ebenfalls in einer Sache besteht. Gegenstand des Kaufes kann Alles seyn, was seiner Natur nach überhaupt veräußerbar ist, wenn es nicht entweder durch ein Gesetz, oder durch einen letzten Willen, oder durch einen Vertrag davon ausgeschlossen ist. Der Verkauf einer gestohlenen oder veruntreuten Sache ist ebenfalls ungültig u., wenn beiden Theilen diese Beschaffenheit der Sache bekannt war, so kann keiner auf Entschädigung klagen. Zur Rechtsgültigkeit eines K.s ist ferner erforderlich, daß sowohl Käufer, als Verkäufer, befähigt sind, Verträge rechtsgültig eingehen zu können. Hat Einer von Beiden oder haben Beide diese Befähigung nicht, so ist, wenn der Eine seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, der Andere zu keinen gesetzlichen Ansprüchen wegen Schadenersatz berechtigt. Eine Ausnahme hievon machen die zum Kleinhandel in Kaufmannsläden angestellten Commis u. Lehrlinge in Bezug auf den Verkauf der Waaren, welche im Laden feilgeboten werden. Deßgleichen darf, wenn der Kauf gültig seyn soll, kein rechtswidriges Verhältniß zwischen dem bedungenen Preise des verkauften Gegenstandes und dem wahren Werthe desselben stattfinden. Der K. ist nach dem gemeinen Rechte, wie nach den meisten Gesetzen, ungültig, wenn einer der beiden Theile um mehr als die Hälfte verletzt worden ist, d. h. wenn der Verkäufer für seine Waare weniger als die Hälfte ihres wahren Werthes oder ihres Marktpreises erhalten hat, oder wenn der Käufer mehr als das Doppelte dieses wahren Werthes dafür bezahlt. Der verletzte Theil kann in diesem Falle entweder die Aufhebung des K.s oder einen genügenden Schadenersatz verlangen. Es ist dabei ganz gleich, ob ein Irrthum zum Grunde gelegen, oder ob der eine Theil die Absicht gehabt hat, den andern zu übervortheilen. Nur auf den Kauf von Waaren in öffentlicher Auction findet dieser Satz keine Anwendung, indem dabei das Verhältniß zwischen Preis u. Werth keinen Einfluß auf die Gültigkeit des Kaufes hat. Auch kann ein, unter Kaufleuten abgeschlossenes, Geschäft wegen Verletzung über die Hälfte selten angefochten werden, da der Verkäufer den Preis nur nach den stattfindenden Verhältnissen (der Conjunctur) stellen kann, u. der Käufer wissen muß, was die Waare werth ist. Der K. von beweglichen Dingen ist gleich gültig, er möge schriftlich oder mündlich abgeschlossen werden; betrifft derselbe aber Grundstücke, so ist in der Regel ein schriftliches Dokument dazu erforderlich. Bei jedem K. finden gewisse Bedingungen statt, und diese bestehen in genauer Fest-

setzung, 1) des Kaufgegenstandes nach Gattung, Art oder Sorte, Beschaffenheit, Qualität, oder Güte u. Menge, oder Quantität; 2) des Preises, entweder für das ganze Quantum, oder für eine bestimmte Gewichts- oder Maßeinheit desselben, und in einer genannten Geldsorte; 3) der Ablieferungszeit der Waare; 4) der Zahlungsfrist u. 5) der Art u. Weise, wie die Ablieferung geschehen soll, in welcher Verpackung, auf welchem Wege u. durch welches Beförderungsmittel rc. Ist einer oder der andere dieser Punkte im K. nicht festgesetzt, so wird Folgendes angenommen. Bei fehlender Bestimmung der Art oder Sorte der Waare: die gangbarste; der Beschaffenheit oder Güte: die mittlere, ist kein Preis festgesetzt: der eben gewöhnliche oder Marktpreis, u. existirt ein solcher nicht: der durch Sachverständige zu ermittelnde Tagspreis; ist die Geldsorte nicht bestimmt, so wird diejenige angenommen, welche an dem Orte, wo die Zahlung zu leisten ist, coursirt; sollte über die Art des Maßes oder Gewichtes Zweifel obwalten, so gilt dasjenige, was an dem Orte, wo die Ablieferung geschehen soll, üblich ist; wenn die Zahlungszeit nicht bestimmt ist, so muß die Zahlung in der Regel sogleich bei Uebergabe der Waare erfolgen; doch finden darüber auf manchen Handelsplätzen abweichende Usancen statt, u. man versteht zuweilen sogar unter dem Ausdrucke per comptant oder gegen baare Zahlung eine gewisse Frist von mehren Wochen u. selbst Monaten; sogar, wenn wirklich sofortige Zahlung durch die Bestimmung: gegen sogleich baare Zahlung, festgesetzt ist, hat der Käufer oft einige Tage Frist dazu. Die Ablieferung der verkauften Waare hat, wenn Nichts darüber festgesetzt ist, sogleich nach Abschluß des Geschäftes stattzufinden; der Verkäufer muß sofort dazu bereit seyn u. der Käufer ist ebenfalls verpflichtet, sie sofort, oder doch am Tage des Abschlusses, oder innerhalb der nächsten 24 Stunden in Empfang nehmen u. von dem Verkäufer abholen zu lassen. Der Kauf ist als abgeschlossen zu betrachten, sobald der Verkäufer und Käufer über die Gattung, Art, Qualität u. Quantität der Sache, sowie über den Preis einig sind. Dieß kann durch unmittelbare mündliche Besprechung, oder durch Mittelpersonen: Makler, Boten u. dergl., oder auch durch Briefe geschehen. Mit dem Abschlusse des K.s geht die verkaufte Sache in das Eigenthum des Käufers über, doch hat sie der Verkäufer noch so lange aufzubewahren und für den, durch sein Verschulden daran entstehenden, Schaden zu haften, bis er sie dem Käufer wirklich überlassen oder übergeben hat. Dieß geschieht, wenn die Waare für diesen abgezählt, abgewogen oder abgemessen und ihm eine Gewichts- oder Maßnote darüber gegeben worden ist. Wenn Käufer u. Verkäufer an verschiedenen Orten leben, so beginnt die Gefahr für ersteren jedenfalls erst mit dem Augenblicke der Absendung von Seiten des Verkäufers. Dieser hat übrigens dem Käufer Gewähr dafür zu leisten, daß die Sache nicht evincirt wird, d. h. daß kein Dritter einen rechtsgültigen Anspruch darauf machen kann, u. muß ferner für die Mängel derselben stehen, oder dafür haften, daß sie diejenigen Eigenschaften habe u. den Nutzen gewähre, den man von einer Sache dieser Art erwarten kann. Ungewöhnliche Güte u. Eigenschaften können nur verlangt werden, wenn sie im K.e ausdrücklich versprochen worden sind. Die Wiederaufhebung eines Kaufcontractes kann, außer durch das Gesetz, was jedoch nur selten geschieht, entweder durch beiderseitige Einwilligung der Contrahenten, oder einseitig aufgehoben werden. Sind Käufer u. Verkäufer über die Aufhebung einig u. der Contract noch nicht erfüllt, so ist es, als ob er nicht abgeschlossen worden wäre. Ist dagegen der Contract ganz oder zum Theile schon erfüllt, so ist die Wiederaufhebung als ein neuer Contract anzusehen, nach welchem jeder Theil das Erhaltene wieder herausgeben muß. Einseitig kann der K. aufgehoben werden, entweder, wenn sich der eine Theil gegen den anderen Zwang oder Betrug hat zu Schulden kommen lassen, in welchem Falle der Kauf null u. nichtig ist u. die ausgelieferte Sache mit den davon etwa schon erhobenen Nutzungen, oder das gezahlte Kaufgeld nebst Zinsen zurückgegeben werden muß; ferner, wenn ein Theil über die Hälfte verletzt worden ist, oder wenn sich Mängel an der Sache

inden. Es können bei einem Kaufe mehre zufällige Bedingungen festgesetzt werden, oder andere Umstände eintreten, u. in dieser Beziehung kann man folgende Arten desselben annehmen. 1) Der K. auf Zeit oder auf Credit; bei diesem muß der Credit und die Dauer desselben ausdrücklich verabredet oder festgesetzt seyn, sonst wird baare Zahlung bei Empfang der Waare verstanden. 2) Der K. in Bausch und Bogen oder en bloc findet statt: a) wenn das ganze Quantum einer gewissen Waare, ohne Rücksicht auf deren Quantität, für eine gewisse Summe verkauft wird, welche der Käufer bezahlen muß, wenn er auch nach Empfang der Waare eine geringere Quantität findet, als er erwartet hat, so wie auch der Verkäufer im entgegengesetzten Falle keinen Anspruch auf eine Erhöhung des Kaufgeldes machen kann; b) wenn die Quantität, die die ganze Masse der Waare enthalten soll, angegeben ist, in welchem Falle der Käufer ebenfalls das Ganze erhält, aber wenn er weniger, als angegeben, darin findet, kürzt er einen verhältnißmäßigen Theil von der Kaufsumme, wogegen der Verkäufer keinen Anspruch auf eine Vermehrung der letzteren machen kann, wenn die Quantität größer ist. c) Wenn ein Quantum im Ganzen verkauft, aber der Preis nach Maß oder Gewicht bestimmt wird, z. B. das auf dem Boden des Verkäufers liegende Korn, den Scheffel zu — Thlr., oder den ganzen Most von seinem Weinberge, den Eimer zu — fl. 3) Der K., wie die Sache steht u. liegt, welcher bei unbeweglichen Sachen, Landgütern, Häusern, Fabriken, ganzen Handlungen ꝛc. vorkommt. Bei dem derartigen Kaufe eines Gutes muß Alles mit übergeben werden, was zur Zeit des geschlossenen K.s in oder bei demselben vorhanden u. zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit im Betriebe der Wirthschaft erforderlich, oder dazu schon bisher im Gebrauche gewesen ist. 4) Der K. nach Probe besteht darin, daß der Verkäufer dem Käufer eine Probe, oder ein Muster von der verkauften Waare gibt, mit welchen das ganze Quantum in der Qualität übereinstimmen soll. 5) Der K. auf Besicht wird besonders dann geschlossen, wenn sich die Qualität der Waare selbst durch eine bloße Probe nicht hinlänglich genau darthun läßt, oder auch, wenn sich der Verkäufer gegen etwanige Chicanen von Seiten des Käufers in Bezug auf die Qualität schützen will. 6) Der Handel mit der Klausel: um zu besehen, kommt besonders bei Verkäufen in öffentlichen Auctionen vor, wobei die Waare zur Ansicht vorgelegt u. dann sogleich der Handel abgeschlossen wird. Der Käufer kann dann gar keine Ausstellung über die Qualität der Waare machen, sondern muß sie nehmen, wie sie ist. 7) Der K. auf Lieferung, 8) auf Prämien und 9) durch Commission; über diese drei Gattungen vergleiche den Artikel Handel.

Kaukasisches Gouvernement oder Transkaukasien, wozu man in neuester Zeit, außer dem eigentlichen Georgien (s. d.), auch die sogenannte armenische Provinz und die muselmanischen Provinzen, oder das kaspische Gebiet rechnet, umfaßt in dieser Ausdehnung ein Gebiet von 3128 □ Meilen mit ungefähr zwei Millionen Einwohner. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung bilden Grusier u. Armenier, außerdem gibt es auch viele Tataren, Russen, Juden u. fremde Colonisten, darunter auch zahlreiche Deutsche, die unfern der Hauptstadt Tiflis (s. d.) längs dem Kur eine ganze Reihe freundlicher Dörfer gegründet haben. Der herrschende Cultus ist der Islam, nächstdem sind der armenische u. griechische Cultus am meisten verbreitet. Vgl. Chopin, „Generelle Uebersicht der transkaukasischen Provinzen" (Petersb. 1837, 4 Bände). Früher waren Georgien oder Grusien, so wie Imerethien, nur russische Provinzen, doch haben die Russen in neuerer Zeit ein eigenes transkaukasisches oder grusino-imerethisches Gubernium gebildet, das seinen Sitz in Tiflis hat, u. von welchem alle übrigen in neuester Zeit eroberten Länder, die Bestandtheile des persischen oder osmanischen Reichs waren, abhängen. Diese Länder sind: die armenische Provinz mit der Hauptstadt Eriwan (s. d.) u. einer zweiten beträchtlichen Stadt, Nahitschewan, u. die sieben muselmanischen Provinzen Karabagh, Schirwan, Schekin, Ta-

lüschin, Kuba, Baku u. Derben, mit den Hauptorten Schascha, Lenkoran, Schemacha, Kuba, Baku, Derbent u. a. Die armenische Provinz hat 165,000, die muselmanischen Provinzen zählen 472,000 Einwohner. Grusien, welches als die Hauptprovinz des ganzen transkaukasischen Gouvernements gilt, ist neuerdings in die sechs Kreise Tiflis, Telaw, Gori, Jelisawetpol, Eriwan und Kutaiß getheilt, hat aber so fremdartige Länder- und Völkerbestandtheile, daß die frühere Gau- oder Provinzialeintheilung viel geeigneter erscheint, weßhalb es hinsichtlich der Verwaltung noch immer nach seinen selbstständigen Bestandtheilen Kartalinien, Kachetien, Somchetien, das Paschalik Achaltsiche (s. d.) und Imerethien oder Melitenien, Mingrelien u. Gurien betrachtet wird.

Kaukasische Provinz oder Ciskaukasien, der Name eines Theiles des Königreichs Astrachan im russischen Kaiserreiche, bildet mit dem Lande der tschernomorischen Kosacken (Kosacken des schwarzen Meeres), das Gouvernement Georgiewsk, hat ohne dasselbe einen Flächeninhalt von 1403 □ Meilen mit 376,700 Einwohnern u. liegt zwischen 56° 55′—64° 56′ östlicher Länge u. 43° 29′—46° 30′ nördl. Br. Seine Gränzen sind im Norden u. Nordosten das Gouvernement Astrachan und das Land der Don'schen Kosacken, von welch beiden Provinzen es größtentheils durch die Kuma, den Manysch und den Bolzasee getrennt ist, im Westen das Land der Kosacken am schwarzen Meere, im Süden scheidet der Kuban u. Tereck die Provinz von den freien Bergvölkern des Kaukasus, den Tscherkessen u. Kumyken, u. im Osten liegt der kaspische See. Das Land zeigt schon durch seinen flachen muschelsandigen Boden, seine Bewachsung, die vielen in ihm sich vorfindenden Salzseen und den Lauf der obengenannten Flüsse deutlich, daß es, früher von Wasser bedeckt, durch das asowsche Meer die Verbindung mit dem schwarzen Meere u. dem kaspischen See herstellte. Es besteht fast ganz aus Steppen, von welchen wir nur die bedeutendsten: die kumanische im Nordosten, die Tereksteppe mit den Städten Kislar, Mosdok u. Jekatherinograd im Süden u. Südosten, die nogaische oder Kubansteppe mit Stawropol im Westen hier anführen. Die klimatischen Verhältnisse zeichnen sich durch starken und schnellen Temperaturwechsel aus. Die Feige gedeiht noch im Freien, Seiden-, Bienen- u. Pferdezucht ist nicht unbedeutend, der Boden ist überhaupt nicht unergiebig u. von Produkten des Mineralreiches wird See- oder Bittersalz, Salpeter und Schwefel gewonnen. Der Handel, besonders Transit, ist durch die beiden, über den Kaukasus führenden, Straßen von Mosdok u. Derbend ziemlich belebt. Die Bewohner sind, wie die Bergvölker des Kaukasus, sehr gemischt und aus Russen, Kosacken, Armeniern, Grusiern, Tscherkessen, Truchmenen, Juden, Zigeunern und auch einigen deutschen, französischen und italienischen Colonisten zusammengesetzt. Eben so verschieden sind die Religionsverhältnisse. Die russisch-griechische Kirche, die einen Bischof zu Stawropol hat, befindet sich in der Minderheit; man findet Katholiken, sunnitische u. schiitische Mohamedaner, Protestanten, Juden, ja sogar unter den kalmückischen Horden an der Kuma Anhänger des buddhistischen Glaubens. Das Land ist in 10 Kreise mit den Hauptstädten Stawropol 7000 Einwohner, Mosdok, Kislja und Pjatigorsk getheilt (den fünften Kreis des Gouvernements bildet das Land der tschernomorischen Kosacken mit der Hauptstadt Jekaterinodar). Der Sitz des Militärgouverneurs ist Georgiewsk. Ow.

Kaukasus, eines der höchsten Gebirge auf der Gränze zwischen Europa u. Asien, welches sich von Anapa aus, der Nordwestspitze des Landes, in südöstlicher Richtung bis zur Halbinsel Abscheron am kaspischen See, in einer Länge von etwa 150 Meilen und einer Breite von 25—50 Meilen ausdehnt, eine mittlere Höhe von 10,000 Fuß u. einen Flächeninhalt von 4—5,000 □ Meilen hat. Es besteht aus drei parallelen Bergreihen; die nördliche, etwa 6 Meilen breit, und aus Sandsteinen bestehend, ist stark bewaldet u. geht in die weiten Steppen des südlichen Rußlands über; die mittlere Kette ist die höchste, ein wahres Alpengebirge, Granit, Gneis, Porphyr und Kalk, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, mit allen Erscheinungen der Alpenwelt. Die höchsten Spitzen sind: der

Elbrus (15,400 F.) 1829 zuerst erstiegen, der Kasibeck (14,400 F.), der Shadag (12,200 F.). Die Südseite fällt weniger steil ab, als die Nordseite und geht in ein höchst fruchtbares Hügelland über, welches sich im Süden wieder zum armenischen Hochlande erhebt. Ein schon im Alterthume berühmter Paß, die Porta Caucasia, jetzt Derial genannt, führt, 8000 Fuß hoch, zwischen 4,000 Fuß hohen steilen Felsenwänden, tiefen Schluchten und an schauervollen Abgründen über die Mitte der Hauptkette, oft durch Lawinen u. anschwellende Bergwasser gesperrt. Ein anderer Paß am Ufer des kaspischen Sees bei Derbent ist die alte Porta Caspia oder Albanica. In dem zum Theile grauenvollen Gebirge sind dennoch aber schöne Thäler und die lachendsten Gefilde, besonders am Südabhange. Ein Arm des Gebirges läuft gegen Süden zum türkischen Hochlande, so wie eine gegen Norden streichende Hügelkette in der dortigen Steppe die Wasserscheide macht. Dem K. entströmen viele wasserreiche Flüsse: im Norden und Westen der Kuban, im Osten Terek, Koisu, Samur u. a.; im Süden der Kur mit dem Aras, Aragua, Jori u. Alazani; im Westen der Rion oder Fachs. Alle sind nur wenige Meilen vor ihrer Mündung schiffbar. Das Hauptgebirge ist steil, unfruchtbar, keines Anbaues fähig, voller Felsen und Gletscher; die Nordabhänge sind nicht unfruchtbar, doch ohne üppige Vegetation, im Süden dagegen, wo ein äußerst mildes Klima herrscht, gedeihen Wein, Feigen, Kastanien und Südfrüchte fast ohne Pflege. Ow.

Kaulbach (Wilhelm), königlich bayerischer Hofmaler in München, geboren zu Arolsen im Waldeck'schen 1804, machte seine Studien seit 1821 unter Cornelius zu Düsseldorf und seit 1826 zu München, wurde 1837 von König Ludwig zum Hofmaler ernannt und besuchte 1838 Rom. Seine geschätztesten Schöpfungen sind: Flußgötter in den Arkaden des Hofgartens zu München, Apollon unter den Musen im Odeon, Mythe des Amor u. der Psyche in 16 Bildern (im Palais Max), 42 Darstellungen aus Klopstock, Göthe u. Wieland im Königsbaue, die großartige Geisterschlacht der Hunnen u. Römer, das Narrenhaus, Egmont u. Klärchen, die Zerstörung Jerusalems, Handzeichnungen zu Göthe's Reineke Fuchs ꝛc. Mit dem Ernste des Corneliusschen Styls verbindet K. ein treues Naturstudium, hohen Schönheitssinn u. ein wahres schönes Colorit. Früher mehr Freskomaler, hat er später sich ausschließlich der Oelmalerei gewidmet. Sein jüngerer Bruder, Karl, hat sich unter Schwanthaler (s. d.) zum Bildhauer gebildet.

Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton, Fürst, geboren den 2. Februar 1711. Unter 19 Geschwistern der jüngste Bruder, war K. ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt; mit 13 Jahren besaß er bereits eine Domherrnstelle. Der Tod seiner älteren Brüder änderte seine Laufbahn. Er studirte zu Wien, Leipzig u. Leyden, bereiste Frankreich, England und Italien. 1735 ward er Reichshofrath u. bald darauf zweiter kaiserlich königlicher Commissarius am Reichstage zu Regensburg. 1741 ging er in diplomatischer Mission nach Rom u. Florenz u. an den sardinischen Hof. Er begleitete den König von Sardinien auf dem Feldzuge gegen die Spanier u. Franzosen. Als die Erzherzogin Maria Anna zu Brüssel starb (s. Karl VI.), stand er der Verwaltung der Niederlande vor. Als ihn die vordringenden Franzosen zum Weichen zwangen, ging er nach Oesterreich zurück, kam um seine Entlassung ein u. lebte zur Pflege seiner Gesundheit auf seinen Gütern. Zum Friedenscongresse nach Aachen geschickt, bewies er so viele diplomatische Geschicklichkeit, daß ihn Maria Theresia als Gesandten nach Paris schickte. Als solcher leitete er das Bündniß zwischen dem österreichischen u. französischen Hofe ein, welches aber erst 1756 bekannt wurde. Drei Jahre früher (1753) wurde K. nach Wien zurückberufen u. als Hof- u. Staatskanzler mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Maria Theresia hatte unbegränztes Zutrauen zu ihm, u. in den langen Friedensjahren, die dem 7jährigen Kriege folgten, ist keine große Reform in politischer, kameralischer oder wissenschaftlicher Richtung vorgenommen worden, ohne daß K. dabei thätig war. Die Errichtung des Staatsrathes, einer der schönsten Errichtungen der Monarchie

stammt von ihm her. Er arbeitete den Plan aus, ließ ihn aber durch einen untergeordneten Beamten einreichen, gleichsam als wenn er das Werk des letzteren wäre. Als nun der Plan ihm zur Begutachtung mitgetheilt wurde, war er durch Nichts gehindert, die Vortrefflichkeit dieses Instituts in das gehörige Licht zu setzen, was er nicht vermocht hätte, wenn er selbst als der Urheber desselben bekannt gewesen wäre. Sofort trat der Staatsrath ins Leben. Unter Kaiser Joseph II. verminderte sich sein Einfluß. Der gern selbst handelnde Kaiser achtete u. hörte ihn zwar, befolgte aber nicht immer des Ministers Rath. Hiedurch wurden Mißgriffe herbeigeführt, wie z. B. der Versuch, die Schelde zu öffnen; die Niederlande gegen Bayern zu vertauschen; der Türkenkrieg. In den kirchlichen Reformen ging aber K. gleiches Schrittes mit dem Kaiser. Denn weit mehr, als Joseph II., huldigte K. den philosophischen Ideen des 18. Jahrhunderts, Voltaire'n u. der Encyclopädie. Rousseau war in Paris kurze Zeit sein Privatsekretär. Unter Kaiser Leopold II. sank sein Einfluß mehr u. mehr. Der Krieg mit Frankreich entstand, ohne daß K. darum gewußt. Als Kaiser Franz 1792 die Regierung antrat, legte der 81jährige Mann seine Stelle nieder, nachdem er unter 4 Monarchen gedient u. 39 Jahre oberster Staatskanzler gewesen. Er starb am 27. Juni 1794. Mailáth.

Kauscher oder **Koscher** nennen die Juden Alles, was nach ihrem Gesetze **rein**, d. h. was ihnen zu genießen oder sonst zu gebrauchen erlaubt ist. Namentlich im Genusse des Weines sind strenggläubige Juden sehr skrupulös, weil sie Bürgschaft haben wollen, daß der Wein nicht mit verbotenen Eßwaaren in Berührung gekommen, noch in einem von solchen inficirten Gefäße sich befunden. Es muß daher das Keltern, Abziehen u. s. w. unter Aufsicht eines Juden geschehen, wenn der Wein k. seyn soll. Nur in Städten, wo zahlreiche Judengemeinden leben, finden sich Händler, die solche Weine fortwährend auf ihrem Lager haben. Es versteht sich, daß sie jederzeit im Stande seyn müssen, sich über die nothwendigen Antecedentien auszuweisen u. daß in Folge derselben der koschere, beaufsichtigte Wein theuerer ist, als der gewöhnliche. Eine gleiche Vorsorge erstreckt sich auf Butter u. Käse. Nur solche, die von Juden oder unter deren Aufsicht bereitet werden, sind k.

Kausler (**Friedrich von**), bedeutender militärischer Schriftsteller, geboren 1794 zu Stuttgart, trat 1811 als Lieutenant in die Artillerie, focht mit den württembergischen Truppen in allen Schlachten u. erhielt 1836 den Rang eines Oberstlieutenants, 1840 eines Obersten. Im Jahre 1842 nahm er seinen Abschied. Schriften von ihm sind: „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker u. Zeiten" (4 Bde., Ulm 1825—33); „Atlas der merkwürdigsten Schlachten" (Freib. 1831—37); „Leben des Prinzen Eugen von Savoyen" (2 Bände, ebend. 1838—39); „Die Kriege von 1792—1816 in Europa u. Aegypten" (1841—42).

Kaustik, s. **Brennlinie**.

Kautschuk, **Caoutschuk**, **Federharz**, **elastisches Harz** (Gummi elasticum, India rubber) ist ein eigenthümlicher, unmittelbarer Pflanzenstoff, der in dem Milchsafte vieler Pflanzen aus verschiedenen Familien vorkommt. Unter diesen Pflanzen sind es, besonders in Südamerika, Guyana: Siphonia elastica. S. Cahuchu; auf Sumatra, Java: Urceola elastica; in Ostindien: Ficus elastica, indica, religiosa und in Westindien: Artocarpus incisa, integrifolia, von denen das meiste und das für technische Verwendung geeignetste K. kommt. Im Handel erscheint es in dreierlei Formen, nämlich: **flüssig**, als **K.-Saft**, der aus Amerika kommt, dicklich, blaßgelb, von säuerlichem, fauligem Geruche ist, an der Luft nach und nach verhärtet und ein zähes, braunes K. liefert; häufiger als **Flaschen-K.** welches dadurch zubereitet wird, daß man durch Einschnitt in die Bäume den Milchsaft ausfließen macht, ihn auf thönerne Formen, wie z. B. Flaschen, Schuhe 2c. streicht u. über rauchendem Flammfeuer (daher die schwarze Farbe) eintrocknen läßt; am häufigsten aber jetzt als **Speckgummi** (**Gummispeck**), welcher hergestellt wird, wenn man den ausfließenden Milchsaft in kleine,

flache, am Fuße des Stammes befindliche Gruben leitet u. da eintrocknen läßt, wodurch sich 2 — 3 Zoll dicke, speckähnliche, außen braunschwarze Tafeln bilden. Das K., welches im reinen Zustande nach Faraday aus 0,87 Kohlenstoff u. 0,13 Wasserstoff besteht, ist durch besondere Eigenschaften ausgezeichnet; es besitzt nämlich einen hohen Grad von Elastizität u. Zähigkeit; ist schmelzbar u. brennbar, luft- u. wasserdicht selbst in den dünnsten Formen, widersteht den meisten Auflösungsmitteln u. klebt an frischen Schnittflächen beim Erwärmen u. Aneinanderdrücken wieder ganz fest zusammen; bei der Destillation erhält man als Hauptprodukt eine sehr leichte, brenzliche Flüssigkeit, das K.-Oel (Kaoutschukin). Diese Eigenschaften des K.s lassen eine mannigfaltige technische Anwendung zu. Der K.-Saft, getrocknet in Form von dünnen, äußerst biegsamen Platten in den Handel gebracht, wird unter Anderem besonders zu biegsamen Röhren verarbeitet, welche als elastische Verbindungsglieder von chemischen Apparaten höchst schätzenswerth sind. Die K.-Flaschen werden, nachdem sie mittelst mechanischer Vorrichtungen in Platten, dann in Bänder, Schnüre u. Fäden zerschnitten wurden, zu elastischen Geweben verwendet, deren einzelne K.-Fäden aber immer mit Baumwolle oder anderem Garne übersponnen werden müssen. Solche Gewebe dienen besonders zur Verfertigung von elastischen Bändern, Hosenträgern u. s. w., deren Fabrikation zu einem ungeheueren Aufschwunge gelangt ist. So werden in St. Denis bei Paris, wo eine Fabrik schon vor mehren Jahren an 2000 Arbeiter beschäftigte, täglich gegen 3000 Paare von Hosenträgern geliefert. Die bedeutendste Verarbeitung des K.s, sowohl des Flaschen-K., als des Speckgummi's, besteht darin, luft- u. wasserdichte u. elastische Zeuge herzustellen. Zu dem Ende hat man das K. aufzulösen in Terpentin- oder Theeröl, oder Ammoniak, auch K.-Oel; mit dieser Auflösung werden dann zwei ausgespannte Zeuge auf einer Seite bestrichen, durch Walzen vereinigt u. getrocknet. Statt der Auflösung kann auch der frische K.-Saft u. zwar mit Vortheil verwendet werden. Makintosh nahm schon im Jahre 1820 ein Patent auf Verfertigung wasserdichter Doppelzeuge; seine Fabrikate fanden aber Anfangs wenig Beifall, bis dessen bekannte wasserdichte Mäntel großen Absatz erhielten. Die K.-Auflösungen sind außerdem vortrefflich zum Ueberziehen der hänfenen Schläuche zu Feuerspritzen, der Taue ꝛc. und dienen, da sie in jede beliebige Consistenz gebracht werden können, zu Verfertigung von Sonden und andern chirurgischen Apparaten. Das K. wurde in Europa erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt; man machte aber von demselben bis auf die neuere Zeit fast keinen andern Gebrauch, als Bleistiftstriche auszulöschen, weßhalb die Einfuhr und Consumtion unbedeutend waren. Diese nahmen jedoch sehr zu, als man anfing, den K. für verschiedene Zwecke zu verarbeiten, u. im Jahre 1830 wurden in England schon 60,000 u. 1833 über 180,000 Pfund eingeführt. La Condamine hat die erste wissenschaftliche Abhandlung über K. im Jahre 1751 durch den Druck bekannt gemacht; später wurden von vielen Andern Untersuchungen vorgenommen, unter denen die von dem französischen Chemiker Faraday als die neueste und umfassendste zu nennen ist. C. Arendts.

Kean (Edmund), berühmter tragischer Schauspieler, geboren 1787 (1790, 1788) zu London, betrat schon als Kind die Bühne, spielte, 13 Jahre alt, unter dem Namen Carey in Yorkshire u. erhielt durch Dr. Drury, der sein Genie bei Deklamationen in Windsor erkannt hatte, eine Schulbildung zu Eton. Hamlet, den er in Birmingham spielte, verschaffte ihm ein Engagement in Edinburgh, dann in mehren englischen Städten, bis er, etwa 19 Jahre alt, nach Irland ging. Einige Zeit darauf mußte er sich als Fechtmeister u. Lehrer von Schauspielern nähren. Dr. Drury hatte ihn jedoch nicht aus den Augen verloren u. empfahl ihn, nachdem er sein Spiel in Exeter gesehen hatte, der Direktion des Drury-Lane-Theaters, die ihn auf drei Jahre engagirte. Er trat hier 1814 als Shylock mit ungemessenem Beifalle auf und bezauberte später als Richard III., Hamlet, Othello.

Reisen nach Schottland, Irland, Amerika gingen seiner Direktion des Richmondtheaters (Surrey) voran. Er starb 1833.

Kegel nennt man eine runde Pyramide, deren Grundfläche einen Kreis bildet. Ist ein Stück dieses K.s parallel zur Grundfläche abgeschnitten, dann wird der K. ein abgekürzter genannt. Man nennt einen K. senkrecht wenn seine Achse senkrecht auf dieser Grundfläche steht, schief dagegen, wenn dieses nicht der Fall ist. Um die Grundfläche eines senkrechten K.s zu finden, bedient man sich, wenn z. B. r den Radius und a die Höhe ausdrückt, der Formel $S = r^2 \pi + r \pi a = r \pi (r + a)$. Zur Berechnung der Oberfläche eines abgekürzten K.s dient die Formel $S = R^2 \pi + r^2 \pi + a \pi (R + r) = \pi (R^2 + r^2 + a) (R + r)$. Zur Berechnung des körperlichen Inhaltes eines senkrechten K.s steht, wenn r den Radius und h die Höhe ausdrückt, die Formel $K = \frac{1}{3} r^2 \pi h$ oder $K = \frac{1}{12} d^2 \pi h$ (d drückt den Durchmesser aus). Zur Berechnung des körperlichen Inhaltes eines zur Grundfläche parallel abgekürzten K.s aus den beiden Radien R und r und der Höhe h steht folgende Formel: der abgekürzte K. $= \frac{1}{3} \pi (R^2 h + (R + r R - r) x$. Da nun $x = \frac{r h}{R - r}$ so ist der abgekürzte K. $= \frac{1}{3} \pi (R^2 h \frac{(R + r (R - r) r h}{R - r} = \frac{1}{3} \pi h (R^2 + (R + r) r$ oder $= \frac{1}{3} \pi h (R^2 + R r + r^2)$. — K.schnitte heißen jene krummen Linien, welche dadurch entstehen, wenn ein senkrechter K. durch eine Ebene geschnitten wird. Diese Linien sind bei einem parallel zur Grundfläche geführten Schnitte der Kreis; bei einem schiefen, d. h. solchem Schnitte, welcher auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der anderen, die Ellipse; bei einem parallel zur Achse von oben herab auf die Grundfläche geführten Schnitte, die Hyperbel; bei einem, mit der einen Seite des K.s gleichlaufenden, die Parabel, wodurch eine oben gekrümmte, unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche entsteht.

Kehl, Stadt u. Dorf (dicht an einander gebaut), im Amte Kork des badischen Mittelrheinkreises, an der Mündung der Kinzig in den Rhein, durch eine Schiffbrücke mit Straßburg und durch eine Zweigbahn mit der großen badischen Eisenbahn von Basel bis Mannheim verbunden, zählt gegen 2500 Einw., war früher eine wichtige Reichsfestung u. ist noch jetzt eine der bedeutendsten deutschen Gränzpunkte mit ständigem Militärcommando. — Die Stadt u. Festung wurde 1688 von den Franzosen angelegt, 1697 an Baden abgegeben, das Besatzungsrecht dem deutschen Reiche überlassen, 1808 von den Franzosen besetzt, 1814 nochmals abgetreten, 1815 die Festungswerke demolirt; belagert u. erobert 1703, 1733 (von den Franzosen), 1797 u. 1799 (von den Oesterreichern) 1805 von den Franzosen.

Kehle, Kehlkopf nennt man den obersten Theil des Athmungs-Apparates, welcher nach oben unmittelbar an den Rachen anstößt, nach abwärts aber durch die Luftröhre, welche wohl auch als K. bezeichnet wird, mit der Lunge zusammenhängt u. bestimmt ist, die Luft in den Athmungsapparat eintreten zu lassen; zugleich ist die K. aber auch das Organ der Stimme, die in ihr ganz allein gebildet wird u. in der Mund- u. Nasenhöhle nur noch verschiedene Abänderungen erleidet. Kehltöne nennt man daher die in der K. allein gebildeten Töne. Der K. liegt oben u. vorne am Halse, gränzt nach oben an die Zunge u. das Zungenbein, wird nach hinten vom Schlunde umfaßt u. nach vorne zum Theile von der Schilddrüse bedeckt. Er ist aus Knorpeln, Häuten u. Bändern zusammengesetzt und mit mehren Muskeln versehen, die seine verschiedenen Bewegungen vermitteln. Im Allgemeinen von länglich eckiger Gestalt, ist der K. nach unten kleiner und rundlich, nach oben aber größer und prismatisch; er ist zunächst aus Knorpeln gebildet, nämlich dem Schildknorpel, welcher der größte von allen ist u. aus zwei viereckigen Stücken besteht, die nach vorne zusammentreten und einen vorstehenden Winkel bilden, der gewöhnlich der Adamsapfel genannt wird u. im männlichen Körper mehr hervorsteht, im weiblichen dagegen schwächer ist. Unter dem Schildknorpel und oberhalb der Luftröhre befindet sich der Ring-

knorpel, der vorn rund ist, hinten aber sich in die Höhe erhebt und an der gießbeckenförmigen Knorpel angränzt, welche ihrerseits nach oben mit den kleinen santorinischen Knorpeln zusammenhängen. Diese verschiedenen Knorpeln bilden in ihrer Zusammensetzung eine Höhle für den Durchgang der Luft; nach oben ist diese Höhle noch durch einen Knorpel gedeckt, den Kehldeckel, der bei ruhiger Lage des Kehlkopfs mehr nach aufwärts steht, beim Niederschlucken aber nach hinten u. unten geschoben wird, u. auf solche Weise den Eingang in die K.-Höhle so deckt, daß Nichts in dieselbe eindringen kann. Von den verschiedenen Bändern, welche die einzelnen Theile des K.s verbinden, ist das wichtigste das doppelte Band, welches in der K.-Höhle sich von vorne nach hinten erstreckt, in seiner Mitte aber eine Spalte läßt, die sogenannte Stimmritze. — Beim männlichen Geschlechte ist der K. beträchtlich, bis um ein Drittel, in allen Beziehungen größer als beim weiblichen Geschlechte. Diese Verschiedenheit zeigt sich aber erst mit den Jahren der Mannbarkeit, denn früher nimmt der K. sogar keinen Antheil an der Körperentwickelung, bleibt im Gegentheile zurück, so daß er bei zehnjährigen Kindern noch so klein ist als bei dreijährigen; aber zur Zeit der Pubertätsentwickelung geht auch das Wachsthum des Kehlkopfes äußerst rasch vor sich, woran besonders die Stimmritze Theil nimmt, daher denn nun auch die Veränderung der Stimme einzutreten pflegt. Im höhern Alter tritt die allgemeine Verknöcherung der Knorpel auch in den Knorpeln des Kehlkopfs ein, und zwar vor Allem im Schildknorpel. — Der Kehlkopf findet sich nicht in der ganzen Thier-Reihe; erst bei den Amphibien tritt er auf; er ist aber noch sehr mangelhaft gebildet und namentlich fehlt ihm der K.-Deckel, welcher auch bei den Vögeln mangelt, wogegen diese einen doppelten Kehlkopf besitzen, einen obern und einen untern, in welch' letzterm die Stimmbildung vor sich geht. Bei den Säugethieren ist die Bildung des Kehlkopfes eine weit vollkommenere, es findet sich der K.-Deckel vor u. überhaupt nähert sich die Bildung des Kehlkopfes mehr der menschlichen. — In der Volkssprache verwechselt man auch wohl den Begriff K., u. sagt beim Verschlucken, wenn Etwas in die Luftröhre eindringt: „es ist in die unrechte K. (Gurgel) gekommen" und bezeichnet hier als rechte K. die Speiseröhre; — anderseits aber sagt man: einem die K. abschneiden, und meint hier ganz sprachrichtig die Luftröhre. E. Buchner.

Kehrein, Joseph, geboren 1808 zu Heidesheim im Großherzogthume Hessen, genoß bis zu seinem 14. Jahre den Unterricht in der Schule seines Geburts-Ortes, kam im Herbste 1823 nach Mainz, wo er bis zum Herbste 1829 die Schulen des bischöflichen Seminars u., nach deren Aufhebung, noch 1½ Jahre das dortige Gymnasium besuchte. Seit Ostern 1831 studirte er 3 Jahre auf der Landesuniversität Gießen classische Philologie und daneben besonders Geschichte und deutsche Literatur, wurde dann Hauslehrer in einer adeligen Familie zu Darmstadt und trat ebendaselbst 1835 als Accessist am großherzoglichen Gymnasium ein. 1837 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Mainz versetzt, 1839 als ordentlicher Gymnasiallehrer daselbst angestellt u. beschäftigt, bis er 1845 als Prorektor an das herzoglich-nassauische Gymnasium zu Hadamar übertrat, wo er 1846 zum Professor ernannt wurde. Von seiner literarischen Thätigkeit geben eine Anzahl von Schriften, hauptsächlich aus dem Gebiete der deutschen Sprache u. Literatur rühmliches Zeugniß; auch ist er einer der thätigsten u. geschätztesten Mitarbeiter an unserer Encyclopädie. Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache hat denselben 1845 in Anerkennung seiner Leistungen zum auswärtigen Mitgliede ernannt.

Keil heißt gewöhnlich ein Körper, der durch drei quadratische u. zwei dreieckige Flächen eingeschlossen ist; er wird durch Anschlagen in eine Spalte getrieben, um die schon getrennten Theile des Körpers noch mehr zu entfernen. Die Seite des K.s, auf welche man schlägt, heißt der Rücken desselben, die Kante, mit der er *eindringt, die Schneide u. die beiden* an dieser Schneide liegenden u. *sie bildenden Flächen die Seiten.* Falls der Rücken u. die Seitenflächen des K.s,

wie es gewöhnlich ist, Rechtecke sind, kann man die Regel aufstellen: wenn die auf den Rücken eines K.s wirkende Kraft mit den auf die Seiten wirkenden Kräften im Gleichgewichte seyn soll, so müssen sich diese Kräfte resp. wie die Flächen verhalten, auf denen sie wirken. Diese Theorie kommt aber selten in Anwendung, wenn nicht etwa bei der Construction gewölbter Bogen, wo die einzelnen Theile Keilform haben. Bedient man sich desselben beim Spalten des Holzes oder beim Hinauftreiben von Lasten, so bringt man ihn meistens nur nach den Regeln einer sehr groben Erfahrung in Anwendung. Außerdem kommt noch die sehr wenig bekannte Reibung in's Spiel, ohne die der K. meistens seine ganze Brauchbarkeit verlieren würde. Bisweilen ist auch auf diese bei der Rechnung Rücksicht genommen worden; allein man sieht leicht, daß dieß nur auf sehr unvollkommene Weise geschehen kann. Das Einfachste ist, die Größe der Reibung dem auf die Seitenflächen ausgeübten Drucke gleich zu setzen; in den meisten Fällen ist sie jedoch noch ungleich stärker, weil man sonst mit leichter Mühe den K. zurückziehen könnte, was gewöhnlich nicht der Fall ist. Bisweilen ist auch noch ein anderer Widerstand zu überwinden, indem die Schneide des K.s eine mehr oder minder dichte Materie zu durchdringen hat. Man sieht aus alle dem, daß die Wirkungen des K.s in den meisten Fällen viel eher aus einer erfahrungsmäßigen Schätzung, als aus Rechnungen zu beurtheilen sind.

Keilschrift heißt die auf alten Denkmälern in Babylon u. Persien aufgefundene Schrift, welche nur aus zwei Arten von Zeichen, keil- u. winkelförmigen Strichen besteht. Die babylonische K. findet sich in Backsteinen eingeprägt oder auf Gemmen eingeschnitten, ist ziemlich künstlich und sehr schwer zu entziffern, so daß der Inhalt derselben noch ein Geheimniß ist. Einfacher zeigt sich die persepolitanische K. auf Bauwerken in Persepolis, Ekbatana, Susa, Armenien u. selbst in Aegypten. Außerdem erleichtert das dauerhafte Material jener Monumente, Marmor u. Granit, die Entzifferung bedeutend. Die Sprache ist altpersisch u. zeigt eine nahe Verwandtschaft mit dem Zend. Die bis jetzt enthüllten Inschriften enthalten größtentheils kurze Angaben über Regierung u. Thaten der Könige. Die erste gelungene Erklärung wurde von Grotefend gemacht (neue Beiträge zur Entzifferung rc., 1837); den eingeschlagenen Weg verfolgen mit Glück Rask u. St. Martin. Die neuesten u. vollständigsten Entdeckungen rühren von Burnouf (memoires sur deux inscriptions cunéiformes, 1836) u. Lassen her (die altpersische K. von Persepolis, 1836).

Keim heißt derjenige Pflanzentheil, aus welchem sich unter den erforderlichen Bedingungen eine neue Pflanze derselben Art gestaltet, ehe noch diese Gestaltung anhebt, oder in der frühesten Periode derselben, wo die Form, unter der die neue Pflanze hervortritt, noch nicht deutlich unterscheidbar ist. K.e sind nicht bloß in Samen, sondern auch in Knospen, Knollen und Zwiebeln befaßt. Siehe Pflanzen.

Keiser (Reinhard), einer der berühmtesten Componisten, geboren im Leipziger Kreise um 1673, erhielt von seinem Vater, einem guten Componisten, den ersten Unterricht in der Musik, bildete sich in Leipzig u. komponirte schon 1692 für den Hof in Wolfenbüttel das Schäferspiel Ismene. Dann begab er sich nach Hamburg, bewirkte durch seinen angenehmen u. gefälligen Gesang eine große Reform in der Theatercomposition, blieb 40 Jahre lang der erste u. beliebteste Componist am Hamburger Theater u. arbeitete in dieser Zeit mit immer gleichem Beifalle 116 ganze Opern, nebst einer Menge Oratorien u. Kirchensachen aus. Seine Melodien übertrafen zu seiner Zeit alles, was man je Süßes u. Angenehmes gehört hatte u. die größten Tonkünstler, z. B. Händel u. Hasse, bildeten sich nicht allein nach ihm, sondern benützten auch seine Erfindungen. Der Letztere versicherte: daß K. der größte Tonkünstler von der Welt gewesen sei, daß er mehr noch, als der ältere Scarlatti geschrieben habe u. daß seine Melodien, obgleich über 50 Jahre alt, immer noch lieblich klängen u. füglich, ohne vom Kenner bemerkt zu werden, unter moderne gemischt werden könnten; welches Letztere auch eine Probe

in Hamburg 1773 vollkommen bestätigte. K. war auch der erste Componist, der bei der Composition seiner Texte auf die verschiedenen grammatikalischen und oratorischen Accente u. Einschnitte der Rede sah. Die wenigsten seiner Werke sind durch den Druck bekannt geworden u. auch diese gehören jetzt unter die Seltenheiten. Er starb 1739 mit dem Charakter eines k. dänischen u. herzogl. mecklenburgischen Kapellmeisters.

Keith, eine alte u. angesehene schottische Familie, die im erblichen Besitze der Marschallwürde von Schottland war u. deren Haupt den Titel Lord von K. u. Altrée führte. — Daraus 1) George, gewöhnlich der Lordmarschall genannt, geboren 1685 zu Kinkardine, diente unter Marlborough; nach der Schlacht von Preston als Jakobit geächtet u. zum Tode verurtheilt, ging er nach dem Continente, diente in Spanien u. ging nach Berlin, wo er Friedrichs des Zweiten Freundschaft genoß, der sich seiner zu wichtigen diplomatischen Sendungen bediente u. von der englischen Regierung seine Wiedereinsetzung in alle seine Güter u. Würden erlangte; er starb 1778 auf seinem Landhause zu Potsdam. — 2) K., Jakob, Bruder des Vorigen, königlich preußischer Feldmarschall, geboren 1696. Nachdem er auf der hohen Schule zu Aberdeen studirt hatte, veranlaßten ihn in seinem 19. Jahre die Kriegsunruhen, welche der Prätendent in seinem Vaterlande erregte, die Waffen zu dessen Vertheidigung zu ergreifen. Er trat darauf 1719 in spanische u. 1728 als Generalmajor in russische Dienste. Von wahrem Heldengeiste beseelt, fand er bei vielen kriegerischen Auftritten Gelegenheit, sich auszuzeichnen, besonders gegen die Polen u. Türken u. schwang sich im May 1741 bis zum General en chef empor, als welcher er die Truppen anführte, die gegen Schweden fochten. Allein schon im folgenden Jahre forderte er seinen Abschied, den er aber erst 1747 erhielt. Er begab sich nach Berlin u. nahm die angebotenen Dienste Friedrichs II. als Feldmarschall an; auch wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. erhielt das Gouvernement dieser Stadt. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges 1756 führte er eine eigene Colonne bei der Armee des Königs nach Sachsen, wohnte der Schlacht bei Lowositz bei, erhielt den Oberbefehl über die Truppen in Böhmen u. vereinigte sich dann mit dem Könige in Sachsen. In der Schlacht bei Roßbach (s. d.) leistete er wichtige Dienste, aber in dem Ueberfalle bei Hochkirch (s. d.) wurde er durch 2 Verwundungen am Unterleibe getödtet, gerade, als er sich auf's Eifrigste bemühte, den allenthalben eindringenden Feind abzutreiben. Rühmlich war K.s Charakter, wie sein Heldengeist, u. groß seine Uneigennützigkeit, die er bei vielen Gelegenheiten zeigte, wo er sich ohne zu besorgende Verantwortung hätte bereichern können; Friedrich II. ehrte sein Andenken durch eine Statue aus weißem Marmor, die er ihm auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin errichten ließ.

Kelheim, freundliche, gewerbsame Stadt in Niederbayern, an der Ausmündung der Altmühl u. des Ludwigkanals in die Donau. Ein Landgericht, ein Rentamt u. ein Forstamt haben hier ihren Sitz. 2030 Einwohner. Auf der Insel zwischen den 2 Donaubrücken liegt das sehr alte Schloß, westlich davon der schöne, geräumige Kanalhafen u. die große Schleuße, durch welche die Schiffe in die Donau gehen oder aus dieser in den Kanal steigen. Von den Erzeugnissen des Ortes sind die renomirtesten die K.er Schiffe (Flußgefäße von 120' Länge, welche bis Wien gehen), die K.er Platten u. das K.er Weißbier. Sehr lebhaft ist der Handel mit Holz u. mit Kalk- u. Sandsteinen aus den benachbarten reichen Brüchen. Im Kanalhafen wehen die Flaggen der Donau-, Main- u. Rheinstädte u. es herrscht da bereits eine Regsamkeit, die man sich noch vor einem Jahrzehnt nicht im Traume hätte einfallen lassen. — K. ist das Keltege der alten Kelten u. das Alcymunnis der Römer, welche hier starke Befestigungen hatten. Noch heute sieht man in der Umgegend der Stadt die Reste weitläufiger Schanzen u. Vorwerke. Im 11. Jahrhunderte erscheint K. als eine Domäne der Wittelsbacher, die zeitweise ihre stattliche Burg Keltege bewohnten.

Hier war es auch, wo Kaiser Friedrich der Rothbart 1156 den wichtigen Streit zwischen Heinrich Jasomirgott u. Heinrich dem Löwen schlichtete, indem er Oesterreich von Bayern trennte u. zu einem selbstständigen Herzogthume erhob. Otto der Aeltere, mit welchem die Reihe der Bayerfürsten aus dem wittelsbachischen Stamme beginnt, baute innerhalb der alten Römeranlagen das jetzige K. Sein Sohn, Herzog Ludwig der K.er zugenannt, weil er auf dem Schlosse zu K. geboren, wurde am 14., nach Andern am 16. September, als er aus der Burg hinab an die Ufer der Donau lustwandelte, im Kreise der Hofleute von einem Mörder erdolcht. 1633 eroberte Bernhard von Weimar die Stadt u. selbe blieb im Besitze der Schweden bis zum 26. Juni 1634. Im Christmonate 1705, als durch die Gauen des Landes die Losung ertönte: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!" erhoben sich unter der Anführung eines wohlhabenden Metzgers, Namens Kraus, auch die Bürger K.s für das unterdrückte Vaterland, nahmen die kaiserliche Besatzung gefangen u. öffneten den Landesvertheidigern die Thore (13. Dec.). Bald aber kehrte der Feind mit Uebermacht zurück u. nahm furchtbare Rache. Die Stadt ward erstürmt und die erbitterten Soldaten metzelten nieder, wer von den Einwohnern in ihre Hände fiel. Kraus wurde in Ketten nach Ingolstadt geschleppt und dort lebendig geviertheilt. — Die Umgebungen K.s sind die interessantesten, die man sich denken kann; im Nordwesten das herrliche, hochromantische Altmühlthal mit seinen zahlreichen Ritterburgen u. Ruinen, im Westen die berühmte Weltenburger Stromklause (s. Weltenburg). Dicht an der Stadt erhebt sich 375' über den Donauspiegel der Michaelsberg, auf dessen Gipfel gegenwärtig die Befreiungshalle errichtet wird. Schon ist der Grund- u. Sockelbau vollendet, u. demnächst werden die Säulen der innern Rotunde aufgestellt werden. König Ludwig von Bayern hatte am 18. October 1842 das Eröffnungsfest der Walhalla bei Donaustauf gefeiert u. am 19. October, dem 29. Jahrestage des Einzuges der verbündeten Heere in Leipzig, legte er den Grundstein eines zweiten mächtigen Baues zur Ehre u. zum Ruhme Deutschlands, den Grundstein der Befreiungshalle. Diese ersteht zur Erinnerung an den Befreiungskampf, welcher Deutschland aus dem Joche Napoleon's erledigte, zunächst aber als Denkmal für die Schlacht bei Leipzig. Der berühmte Architekt Friedrich v. Gärtner machte den Entwurf u. seit dem Tode des Genannten führt v. Klenze die Oberleitung des Baues. Die Befreiungshalle ist eine Rotunde, mit einer Kuppel überwölbt u. von einem offenen Bogengange (der äußere Triumphgang) umgeben, welcher ein Polygon von 18 Ecken bildet. Das Ganze ruht auf einem Unterbaue von drei mächtigen Stufen (Gradinaten), die zusammen 24' hoch sind. An der Ostseite zieht sich über die Gradinaten eine freie Treppe herab, welche unterhalb zweiarmig in den Berg auslauft. An dieser Seite ist der einzige Eingang in das Innere. Der Styl ist der altitalienische, wie man ihn an den Bauwerken des Dioti Salvi, Giotto u. des Andrea Cione kennen lernt. Demgemäß sind auch die Säulen des äußern Umganges eigentlich Pfeiler, nach mittelalterlicher Weise durch eine Zusammenstellung mehrer kleiner Säulen n. Flächen gebildet. Der Bogengang lehnt sich mit einem Pultdache an die Hauptmauer der Rotunde zurück; die 18 Halbkreisgewölbe desselben werden mit geschichtlichen Schildereien geschmückt. Ueber dem Pultdache umzieht die Außenseite eine freie Gallerie. Die Gesimse des Gebäudes sind mit stehenden Ziegeln (Akroterien) bekrönt. Das Dach der Kuppel wird mit Kupfer eingedeckt, u. zum ganzen Baue wird nur Metall u. Stein, durchaus kein Holz, verwendet. Ein mächtiges Fenster (Oberlicht) erhellt durch die Kuppel das Innere. Dieses bildet einen runden Saal, welcher mit einem Säulengange von 18 Säulen, entsprechend dem Aeußern, umgeben ist. Diese Säulen haben 4' 4'' Dicke und 24' Höhe u. sind Monolithen, aus graugelb gesprengtem Granit gehauen, den man in der Nähe von Passau bricht. Basen u. Kapitäler sind von weißem Marmor. Die Cellamauer hinter diesen Säulen wird mit dunkelrothem Marmor belegt. Ober den Säulen wölben sich Rundbögen mit Archivolten von weißem Marmor. Die darüber sich aufbauenden 18 Mauerflächen sind von gelbem Marmor, auf

welchen man Inschrifttafeln von weißem Marmor mit den Namen der Feldherren des Befreiungskampfes angebracht sieht. Zwischen diesen Tafeln endlich und dem Kranzgesimse ist die Mauer von den Bogenöffnungen des innern, ebenfalls ringsum laufenden Triumphganges durchbrochen. Die Kuppelwölbung darüber ist reich vergoldet. — Dieses ungeheuern Baues monumentalen Kern, um dessentwillen er eigentlich ersteht, bilden die 32 Siegesgöttinen von Schwanthaler. Sie stehen im untern Raume der Halle, vor den riesigen Säulen derselben, auf einem fortlaufenden ringförmigen Stylobat, je zwei neben einander, sich die nächste Hand reichend; mit der andern Hand hält jedes Paar einen Schild aus erbeutetem Kanonenmetall, auf dessen vergoldeter Vorderseite die Namen der in den Befreiungskriegen gewonnenen Schlachten zu lesen sind. Die schöne Idee dieses Viktorienkranzes ist von dem königlichen Bauherrn selbst. Die Statuen, 10′ hoch, aus weißem Donaumarmor gehauen, sind von hoher Vollendung; an Einfachheit u. Großartigkeit der Gewandung möchten sie fast einzig dastehen; Stellung u. Ausdruck sind Ruhe u. Siegesstolz. Dimensionen des Gebäudes. Der Gesammtdurchschnitt mißt 236′. Dicke der Haupt- oder Cellamauer 8′. Dicke der äußern Pfeiler 8′. Breite des äußern Bogenganges 18′. Breite des innern Bogenganges 12′. Sprengweite der Kuppel 100′. Durchmesser des Kuppelfensters 25′. Die Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 178′. Höhe der Stufen oder Gradinaten 24′. Höhe von da bis zur äußern Gallerie 54′. Von dieser bis zum obern Gesimse 34′. Höhe der Kuppel 66′. Adalbert Müller, K., die Befreiungshalle u. Weltenburg (Regensb. bei Manz 1844). mD.

Keller, 1) Johann Baptist von, erster Bischof von Rottenburg, geboren zu Salmansweiler in der Nähe des Bodensee's 16. Mai 1774, genoß den ersten Unterricht in der lateinischen Schule des dortigen, damals hochberühmten Benediktiner-Reichsstiftes, von der er auf das Lyceum daselbst überging, wo er seine philosophischen Studien machte. 1793 in das bischöfliche Alumnat zu Dillingen aufgenommen, lag er unter Leitung der damaligen berühmten Professoren Weber, Sailer u. A. dem theologischen Studium mit großem Fleiße ob. Von Dillingen begab er sich auf die Universität Salzburg und empfing daselbst 1797 die Subdiakonats- u. im gleichen Jahre zu Dillingen die Diakonats- u. Priesterweihe. Seine erste Stelle war die Frühmesserei zu Bermadingen; 1798 wurde er Kaplan zu Stetten am kalten Markte, 1802 Pfarrer zu Weildorf bei Salmannsweiler, 1803 zu Binningen im Hegau. 1806 hatte die eingetretene Territorialveränderung seine Beförderung zum Stadtpfarrer in Radolphszell zur Folge und 1808 wurde er auf Verwenden des damaligen württembergischen Cultusministers Grafen Mandelslohe zum geistlichen Rathe u. katholischen Stadtpfarrer in Stuttgart ernannt. Von dieser Zeit an tritt der entscheidende Wendepunkt für K.s künftige Lebensbahn und für die Entwickelung seines Charakters ein. — In Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25. Februar 1803, des Preßburger Friedens, der Rheinbundsakte, des Wiener Friedens, der Verträge von Compiègne 1810 und mit Bayern 1811 erhielt das bisher ganz protestantische Herzogthum Württemberg katholische Landestheile u. die Kur- und Königs-Würde. Neben der exemten Propstei Ellwangen gehörten diese Landestheile nach der kirchlichen Ordnung den fünf Diözesen Konstanz, Augsburg, Würzburg, Worms u. Speyer an. Um diese verschiedenartigen Elemente zur Einheit zu bringen und die Angelegenheiten der Katholiken auf kirchenverfassungsmäßigem Wege zu ordnen, suchte der verstorbene König Friedrich Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle einzuleiten. Diese wurden 1807 mit dem zu diesem Zwecke in Stuttgart anwesenden päpstlichen Nuntius Della Genga (später Leo XII.) eingeleitet, aber wegen mehrer Differenzpunkte wieder abgebrochen u. erst 1808 zu Rom, wohin der geistliche Rath K. deßhalb gesendet wurde, wieder angeknüpft. K.s Gewandtheit u. diplomatische Feinheit hätte wahrscheinlich Alles zum erwünschten Ziele geführt, wenn nicht die *unglückliche Katastrophe der gewaltsamen* Wegführung des Papstes durch den *französischen Gewaltherrscher dazwischen* getreten wäre. 1811 wurde K. zum

Oberstudienrathe befördert u. mit dem Civil-Verdienstorden decorirt u. im Juli desselben Jahres reiste er nach Paris, wo eben der französische Episkopat zu dem sogenannten National-Concilium versammelt war. Allein sein Ziel, nach Savona gehen zu dürfen, um mit dem daselbst in französischer Gefangenschaft sich befindenden heil. Vater über die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Württemberg unterhandeln zu können, erreichte er nicht, da Napoleon Jedem den Zutritt zum Papste versagte, damit keine besondere Uebereinkunft ohne ihn zu Stande komme, u. so kehrte K. unverrichteter Sache zurück. Der Zustand der katholischen Kirche in Deutschland trübte sich durch das Dahinsterben der früheren Bischöfe u. Kirchenprälaten immer mehr u. mehr u. die meisten Bisthümer standen verwaist. Als im Jahre 1812 Clemens Wenzeslaus, der letzte Kurfürst von Trier, welcher auch Bischof von Augsburg u. Propst von Ellwangen war, starb, suchte König Friedrich dieß Ereigniß zur endlichen Errichtung einer eigenen Landeshierarchie zu benützen. Er errichtete aus eigener Machtvollkommenheit ein Generalvikariat in Ellwangen, welchem vorerst die württembergischen Landestheile, die zum Bisthume Augsburg, dann später, nach dem Tode des Freiherrn Schenck von Staufenberg, Bisthumsverwesers u. Generalvikars in Würzburg, auch die zum Bisthum Würzburg gehörigen einverleibt und untergeordnet wurden. Zum Generalvikar designirte er den Weihbischof von Augsburg und Bischof von Tempe, Franz Karl, Fürsten von Hohenlohe, der sich endlich nach langem Sträuben bewegen ließ, das politisch geschaffene Generalvikariat zu übernehmen. Als nach dem Abtreten Napoleons vom Schauplatze der heil. Vater wieder in die ungestörte Ausübung seiner Rechte eingesetzt war, wurde K. 1815 zum zweitenmale nach Rom gesandt, um die päpstliche Sanktion für den Bischof von Tempe zu erwirken, was ihm nicht nur gelang, sondern es wurde ihm auch 4. August 1816 von Pius VII. selbst die bischöfliche Weihe ertheilt u. er zum päpstlichen Hauskaplan, Bischof von Evara u. provicarius apostolicus cum spe succedendi ernannt. König Friedrich belohnte seine Verdienste bei dieser Mission mit dem Comthurkreuze des Civilverdienst-Ordens u. mit der Ernennung zum Staatsrathe. 1817, nach dem Tode des Fürsten Primas von Dalberg, wurden auch die früher zur Diözese Konstanz gehörigen württembergischen Landestheile dem Generalvikariate Ellwangen einverleibt. Der neue Provikar von K., von ehrgeizigen Bestrebungen gestachelt, stand mit dem Bischofe von Tempe eben auf keinem vertraulichen Fuße und bot nur allzu willig die Hand zu den maßlosen Uebergriffen, welche die württembergische Staatsgewalt seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs bis diesen Tag sich hat zu Schulden kommen lassen. Er erreichte damit auch, was er zunächst erreichen wollte. Der greise Fürst von Hohenlohe, welcher es gut mit der Kirche meinte, aber schwach war, zog, um sich weiteren Kummer u. Aerger zu ersparen, sich nach Augsburg zurück u. überließ die Geschäfte und die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten seinem Provikar. Eines der bedeutendsten u. folgereichsten Ereignisse war die Verlegung der katholisch-theologischen Fakultät von Ellwangen nach Tübingen, sowie die des Generalvikariates u. des bischöflichen Seminars nach Rottenburg, an welcher K. thätigen Antheil genommen hat, die aber den Bischof von Tempe mit großer Wehmuth erfüllte. Die Verlegung geschah ohne alle vorläufige Rücksprache mit demselben. K. aber war von der ganzen Sache unterrichtet und hatte auch die Gebäulichkeiten selbst eingesehen. Der Beschluß Seiner Majestät wurde unterm 2. August 1817 dem Generalvikar Bischof von Tempe als unabänderlich zur Kenntniß gebracht. Nach dem Tode des Fürsten von Hohenlohe (17. Januar 1820) führte K. das Kirchenregiment als wirklicher Generalvikar, und zwar ganz in dem Geiste, wie bisher als Provikar. Sehr zu bedauern ist es, daß er seinen damaligen Einfluß auf den König u. die obwaltenden Zeitverhältnisse nicht besser zum Heile der katholischen Kirche benützte, sondern sich so ganz und gar von dem Ministerium des Innern und dem königlichen katholischen Kirchenrathe überflügeln ließ. Nachdem durch die beiden päpstlichen Bullen „Provida sollersque" vom 16. August 1821 u. „Ad dominici

gregis custodiam“ vom 11. April 1827 die oberrheinische Kirchenprovinz errichtet war, wurde K. vom heil. Stuhle zum Executor derselben bestimmt und zugleich zum ersten Bischofe für das neuerrichtete Bisthum Rottenburg designirt, als solcher zu Rom 28. Januar 1828 von Leo XII. präconisirt u. 20. Mai desselben Jahres in Rottenburg feierlich eingesetzt. Schon am 21. October 1827 war er nach Freiburg berufen worden, um dem dortigen ersten Erzbischofe, Bernhard Boll, die Weihe zu ertheilen. In Anerkennung seiner Verdienste, auch um die badische Kirche, erhielt K. das Comthurkreuz des Zähringer Löwen-Ordens in Brillanten. Das Benehmen des neuen Bischofs von Rottenburg läßt sich in zwei Sätzen kurz zusammenfassen: 1) Nicht kräftiges Auftreten, theils weil er nicht wollte, theils weil das Domcapitel ihn hierin nicht unterstützte, gegen die planmäßige Dekatholisirung seiner Diözesan-Angehörigen durch das Ministerium des Innern u. dessen Organ, den katholischen Kirchenrath. 2) Dieß begründet die Aeußerung des damaligen Ministers des Innern selbst: „Wenn wir nur einen Salber haben, für das Andere wollen wir schon sorgen.“ In diesem Geiste ging es in der Diözese Rottenburg, theils unter K.s Zustimmung und Mithülfe, theils, wo dessen Gewissen nicht zu übertäuben war, mit Umgehung seiner Person, da man ja des Domcapitels und dessen Dekans sicher genug war, bis zum Ende des Jahres 1837. Die neue Gottesdienstordnung u. was daran hängt, die Praxis in Behandelung der gemischten Ehen, die Annullirung des bischöflichen Einflusses auf die Bildung u. Erziehung der Geistlichen u. Schullehrer und vieles Andere, was anzuführen hier zu weitläufig wäre, geben Zeugniß hievon. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte K. den sogenannten „Frieden der Kirche mit dem Staate“ fortwährend bewahrt, aber freilich um einen Preis, der in den letzten Jahren seines Lebens schwer auf seinem Gewissen lastete. Nun aber erhob der Erzbischof von Köln, Clemens August von Droste (s. d.), seine kräftige Hirtenstimme gegen die Eingriffe des Staates in kirchliche Angelegenheiten, gegen die Verletzung der kirchlichen Freiheit, namentlich in Sachen der gemischten Ehen (vergl. den Art. Kölner Wirren). In Folge dessen erhob auch der heilige Vater Gregor XVI. in einer feierlichen Allokution seine oberhirtenamtliche Stimme. Beider, des Papstes und des Erzbischofes, Worte hallten in den Herzen aller aufrichtigen Katholiken freudig wieder. Die Geister lassen sich, trotz aller politischen und Polizeimaßregeln, nicht bannen. Es bemächtigte sich der katholischen Welt eine freudig begeisterte Stimmung, die jeden tiefer Blickenden überzeugen mußte, daß mit dem Ereignisse zu Köln eine neue Zeit über das katholische Deutschland angebrochen sei. Wie falsch, wie engherzig und verkehrt der rottenburger Bischof das Kölner Ereigniß damals auffaßte, geht aus einem von ihm erlassenen Hirtenbriefe hervor, worin er die treuen Anhänger u. Vertheidiger der Rechte der Kirche eine friedenstörende Partei nannte. Allein mit demselben Maße, mit welchem K. ausmaß, wurde ihm bald darauf von dem württembergischen Minister u. dessen Schweife wieder gemessen. Als im Herbste 1841 der Landtag zusammentrat, kündigte K. dem Präsidenten der zweiten Kammer eine Motion: „Die Mittel zur Erhaltung des Kirchenfriedens betreffend“ an. Gleich darauf ließ der Minister Schlayer den Bischof zu sich rufen und fuhr ihn in schlayerischer Weise wegen dieser Kühnheit an; allein, durch Gottes Gnade gestärkt, blieb der Bischof dießmal standhaft. Der 13. November 1841 war der denkwürdige Tag, an welchem er, in tiefer Erwägung seiner Stellung zur Kirche u. zum Staate u. der Zeichen der Zeit, in der 16. Sitzung der Kammer der Abgeordneten seine Motion entwickelte; er reklamirte alle die Rechte, welche der katholische Kirchenrath, im Widerspruche mit den wesentlichen Bestimmungen der katholischen Kirchenverfassung, bisher anstatt des Bischofs ausgeübt hatte u. die dieser beispielsweise an zehn Punkten nachwies. Er verlangte nicht, daß die Kammer in göttlichen Dingen Recht sprechen solle. Dem erhabenen Regenten, welcher Gerechtigkeit liebe u. übe, sollten durch die Kammer die einfachen Momente seiner Darstellung zur höheren Würdigung und Abhülfe nahe gelegt werden; nur um das flehte der von Sorgen gebeugte Bischof, der

dem ewigen Richter über die Treue der Verwaltung seines Hirtenamtes bald Rechenschaft ablegen sollte. Er wollte sein graues Haupt nicht mit Untreue und Gewissensunruhe entweihen. Die staatsrechtliche Commission, welcher die Motion zugestellt worden u. deren Seele u. Berichterstatter der Direktor des protestantischen Consistoriums, v. Scheurlen, war, beschloß, trotz des trefflichen u. tief begründeten Coreferates des Direktors von Rummel, in ihrer Majorität, daß derselben keine weitere Folge gegeben werden sollte. Als jedoch der Bischof in der Sitzung vom 3. Februar 1842 seine Motion weiter begründende Nachträge vorlas, erfolgte doch am 15. März von der Kammer die Berathung derselben, deren Resultat war, daß die Kammer zu Protokoll aussprach, sie sei des vollen Zutrauens zu der Staatsregierung, daß dieselbe alle begründeten Wünsche u. Beschwerden des Bischofs gehörig berücksichtigen werde; über die wesentlichsten Punkte der Motion aber, u. namentlich über den die gemischten Ehen betreffenden, wurde hinweg und zur Tagesordnung geschritten. Eine, auf des Ministers Wunsch durch eine Commission aus Mitgliedern des Ordinariats zu entwerfende Punktation, welche eine Ausgleichung der obschwebenden Differenzen herbeiführen sollte, wurde, weil dieselbe ganz den Geist Jaumanns athmete, von dem Bischofe verworfen, der nun selbst eine andere verfaßte und sie dem Domcapitel zur Berathung übergab. Allein nach lange dauernden Verhandlungen konnte man wohl in mehren untergeordneten Punkten nicht aber bei den wichtigsten Lebensfragen sich vereinigen, worunter besonders die Frage über die gemischten Ehen sich befand, in Betreff deren das Domcapitel, statt sich an die kirchlichen Bestimmungen u. an die neuesten Verordnungen des heil. Stuhles zu halten, auf der Feststellung einer eigenen Trauungsformel beharrte und diese seine Ansicht, abweichend von der des Bischofs, an die Staatsregierung brachte. Diese machte in mehren untergeordneten Punkten einige Concessionen, allein in der Hauptsache, in Betreff der gemischten Ehen, der Erziehung und Bildung des Klerus, der Handhabung der Disciplin rc. sollte es beim Alten bleiben, weßhalb der Bischof seine Zustimmung nicht geben konnte. Fast gleichzeitig mit der Anknüpfung der Unterhandlungen mit dem Domcapitel hatte sich der Bischof, was er längst hätte thun sollen, an den heiligen Stuhl in Rom gewandt und erstattete in mehren Schreiben dem heil. Vater Bericht über all das Geschehene u. den traurigen Zustand der Diözese. Er widerrief auch alles Das, was er aus falscher Friedensliebe gegen die Freiheit der Kirche hatte geschehen lassen u. flehte um Hülfe u. Unterstützung, namentlich in Sachen der gemischten Ehen. Der hl. Vater, Papst Gregor XVI., erfreute u. tröstete ihn durch ein schönes Breve vom 25. Juni 1842, worin er ihm die Versicherung gab, daß er fortan nicht aufhören werde, wie es seines Amtes sei, alle Mühe aufzuwenden, daß mit Gottes gütiger Hülfe die Religionsangelegenheiten in Württemberg in einen besseren Zustand gebracht würden. Im Herbste 1843 wurde der Bischof von einer schweren Krankheit befallen. Kaum hatte der heilige Vater hievon Kunde erhalten, als er ihm in einem eigenen Breve vom 4. December 1843 seinen Schmerz hierüber und seine herzlichste Theilnahme ausdrückte. K. genaß zwar wieder von dieser Krankheit; aber 1845, als er sich, trotz der Abmahnung seiner Freunde und Aerzte, zu dem beginnenden Landtage nach Stuttgart begab, traf ihn ganz unvermuthet das furchtbare Unglück, daß er plötzlich ganz erblindete: an einem Auge hatte er schon früher stark gelitten. Immer belebte ihn die süße Hoffnung, das freundliche Tageslicht nochmals zu erblicken u. er suchte Hülfe bei den ausgezeichnetsten Augenärzten Tübingens u. Stuttgarts. Da sich aber keine Hoffnung verwirklichen wollte, wuchs seine Schwermuth immer mehr und er begab sich, nach kurzem Aufenthalte im Bade zu Mergentheim, 10. Juli 1845 nach Bartenstein, wo ihn der dortige Fürst freundlich aufnahm. Nach wiederholten Schlaganfällen unterlag er einem solchen den 17. October Morgens 6 Uhr. Er blieb selbst in den letzten Tagen meist bei vollem Bewußtseyn und empfing die heiligen Sterbsakramente, um den Frieden, den er in der Welt nicht gefunden, in Vereinigung mit seinem Heilande, dem

obersten Hirten u. Bischofe unserer Seelen, jenseits zu gewinnen. Möge er ihm zu Theil geworden seyn! Möge ihn der Herr, der ihm diesseits sein Augenlicht genommen, jenseits ewiges Licht u. ewigen Frieden nach den Stürmen dieses Lebens finden lassen! Seine Ruhestätte fand der erste Bischof von Rottenburg nicht, wie andere Bischöfe, im Dome, sondern auf dem gewöhnlichen Gottesacker. Vgl. Binder, J. B. v. K., Regensb. 1848. — 2) K., Georg Victor, geb. 14. Mai 1760 zu Zwetingen im Schwarzwalde, der Sohn armer katholischer Eltern, studirte in der Benediktinerschule zu Villingen u. dann zu Freiburg im Breisgau u. Wien. Er trat früh ins Noviziat des berühmten Stiftes St. Blasien, legte 1778 die feierlichen Gelübde ab, ward 1785 zu Konstanz zum Priester geweiht und seiner Kenntnisse wegen bald vom Abte Martin Gerbert zum Professor der Philosophie ꝛc. befördert. 1786 wurde er als Pfarrer nach Guntweil bei Waldshut u. später nach Schluchsen versetzt. Als später der Fürstabt starb, stand K. an der Spitze der aufklärenden josephinischen Partei im Stifte u. war ihr Candidat zu der Abtswürde. Er unterlag aber gegen eine Mehrheit von 2 Stimmen, verließ Kloster u. Ordensstand u. eiferte nun heftig gegen klösterliche Institutionen. In der Zeit der helvetischen Revolution kam er nach Aarau, wo er mit offenen Armen empfangen u. zum ersten katholischen Pfarrer ernannt u. später auch zum Schulrathe und bischöflichen Commissär erhoben wurde. Hier wirkte er viele Jahre im Sinne einer dem Indifferentismus nahestehenden Toleranz, ward 1814 Pfarrer und Stiftsdekan in Zurzach, 1816 Pfarrer zu Grafenhausen im Schwarzwalde u. 1820 in Pfaffenweiler, wo er 7. December 1827 sein unruhiges, vielfach aus eigener Schuld unglückliches, Leben endete. Lange wurde K. für den Verfasser der bekannten „Stunden der Andacht" gehalten, bis sich vor kurzer Zeit sein Freund Zschokke zu denselben bekannte. Von seinen, im Geiste der Stunden der Andacht verfaßten, Schriften sind zu nennen: „Ideale für alle Stände", Aarau 1819, 3. Aufl. 1831; „Katholikon," ebend. 1821; „Fortsetzung der Stunden der Andacht", Freiburg 1832. — 3) K., Friedrich Ludwig, berühmter Rechtslehrer, geboren 1799 in Zürich, vollendete seine Studien mit ausgezeichnetem Erfolge u. ward 1826 Professor am politischen Institute u. bei der Gründung der Universität 1833 außerordentlicher u. 1841 ordentlicher Professor der Rechte in Zürich. An der Verfassungs- u. Regierungsänderung von 1830 nahm er lebhaften Antheil, ward Mitglied des Großen Rathes u. Präsident des Obergerichtes u. vielfach als Tagsatzungsgesandter u. in allgemeinen schweizerischen Angelegenheiten, z. B. als Schiedsrichter in den Baseler Wirren von 1833, verwendet. Durch die Septemberbewegung 1839 im Cantone Zürich verlor er seine Staatsämter u. seinen politischen Einfluß u. nahm 1844 einen Ruf als ordentlicher Professor der Rechte in Halle an, von wo er 1846 an Puchta's Stelle nach Berlin versetzt wurde. Er ist einer der geistreichsten Kenner u. Lehrer des römischen Rechtes u. hat sich in seiner akademischen Wirksamkeit u. in seinen Schriften „Commentatio de peculio," Göttingen 1825; „Ueber Litis-Contestation u. Urtheil nach classisch-römischem Rechte," Zürich 1828; „Semestrium ad M. Tullium Ciceronem," 6 Bücher, ebend. 1842—43, um das Studium der Rechtswissenschaft verdient gemacht. In den Flugschriften: „Die Baseler Theilungssache," ebend. 1834; „Die entlarvten Diplomaten," ebend. 1836 ꝛc. bespricht er in radikalem Sinne mit Schärfe u. Gewandtheit die schweizerischen Zustände. — 4) K., Augustin, bekannt in der neuesten Geschichte der Schweiz, geboren 1805 zu Sarmenstorf im Cantone Aargau, verlegte sich an der Cantonsschule in Aarau u. auf der Universität Breslau vorzüglich auf Sprachwissenschaft u. Philosophie, ward 1831 Professor der Rhetorik in Luzern u. 1834 Director des Lehrerseminars in Aarau, das 1838 nach Lenzburg u. 1847 nach Wettingen verlegt wurde. Bald nach seiner Anstellung in Aarau zum Mitgliede des Großen Rathes erwählt, hat er seither großen politischen Einfluß im Cantone Aargau u. ist *einer der extremsten Führer der* radikalen Partei. Der Wahn, als *ob die katholische Kirche, besonders* durch ihre hierarchischen u. klösterlichen In-

stitutionen, jeden geistigen Fortschritt zurückdränge, hat ihn bei seinem heftigen düsteren Charakter zum fanatischen Gegner des kirchlichen Conservatismus gemacht, gegen den er in Tagsatzungen und Volksversammlungen eifert. Bekannt ist sein Ausspruch im aargauischen Großen Rathe: „Wo der Schatten eines Mönches hinfällt, wächst kein Gras.“ Von ihm, einem Katholiken, gingen die Anträge zur Aufhebung der Aargauer Klöster (1841) u. zur Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz (1844) aus, die nun so viel Unglück über die Schweiz bringen. Von ihm ist auch „Die Aufhebung der aargauischen Klöster. Eine Denkschrift an die eidgenössischen Stände,“ Aarau 1841 u. „Ueber Aufhebung u. Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz,“ ebend. 1844. Ueberdieß sind von ihm zerstreute Gedichte, Reden u. Schulbücher für den Canton Aargau u. die Zeitschrift „Allgemeine schweizerische Schulblätter,“ Baden 1834—43, erschienen. L.

Kellermann (Bernhard Georg), erwählter Bischof von Münster, der Freund u. Liebling des Volkes. Er war am 11. October 1776 in dem Städtchen Freckenhorst im Fürstenthume Münster geboren und war das zweitälteste unter 11 Geschwistern. Sein Vater war Leinweber. Die Eltern waren dürftig, aber in der Stadt u. Umgegend hoch geachtet wegen ihrer Rechtschaffenheit und musterhaften Frömmigkeit. Als Knabe übte K. das Handwerk seines Vaters; aber der innigste Wunsch, sich dem priesterlichen Stande widmen zu können, trieb seinen lebhaften, mit vielen Talenten ausgerüsteten Geist an, seine freien Stunden dem Privatstudium zu widmen, wozu ein Geistlicher seines Ortes, der Vikar Affhüppe, ihm behülflich war. Mit Bewilligung seiner Eltern bezog er das Gymnasium zu Münster, wo er, immer mit Dürftigkeit kämpfend, bald zu den besten Schülern gerechnet wurde. Durch Privatstunden seinen Lebensunterhalt verdienend, widmete er sich an der Universität dem Studium der Philosophie u. Theologie und trat im Jahre 1800 in das bischöfliche Seminar ein. Der damalige Subregens der Anstalt, A. Melchers (jetziger Generalvikar u. Weihbischof), gewann den frommen, hoffnungsvollen Jüngling lieb u. empfahl ihn dem Grafen Fried. Leopold von Stolberg zum Erzieher seiner Kinder. So kam K. im Jahre 1801 in das Stolberg'sche Haus, ein Ereigniß, welches für sein ganzes folgendes Leben von der entscheidendsten Wichtigkeit war. Er blieb bis zu seinem Tode ein Hausfreund der Stolberg'schen Familie. Sein Verhältniß zum Grafen faßte er beinahe wie das eines Sohnes zum Vater. An Stolbergs glühender Liebe zum katholischen Glauben erwärmte sich sein Gemüth; an dessen reicher Lebenserfahrung gewann er selbst die hohe Reife des Geistes, mit der er durch ein vielbewegtes, thatenreiches Leben ging, und Stolbergs hoher Sinn für Literatur u. Kunst, für alles Gute u. Edle, verliehen auch K.s Geiste das Gepräge einer ächten Bildung. Stolberg aber schützte u. liebte innig das reine, priesterliche Gemüth seines würdigen Freundes u. fand in ihm das Bild des katholischen Priesters verwirklicht, wie es ihm bei seiner Rückkehr zur Kirche vorgeschwebt hatte. 16 Jahre verlebte K. in dem Stolberg'schen Hause u. wurde während dieser Zeit in den Kreis aller jener Männer eingeführt, deren Namen in der katholischen Welt so große Berühmtheit erlangt haben. Ja, er bildete selbst schon frühe ein wesentliches Glied in jener Kette erleuchteter und gelehrter Männer, deren Wirken die Kirche im Münsterlande u. in ganz Norddeutschland eine so schöne Blüthezeit verdankt. — So schön auch K.s Wirkungskreis in Stolbergs Hause war, so drängte es ihn doch, nachdem er für einen größeren Beruf geistige Kräfte genug gesammelt hatte, in einen weiteren Wirkungskreis einzutreten. Die pfarrliche Seelsorge war sein Wunsch. Darum nahm er im Jahre 1812 die kleine Pfarrstelle ad St. Servatium in Münster an, ohne darum schon ganz aus dem Stolberg'schen Hause zu scheiden. Aber schon 1817 ward er als Pfarrdechant zu der bedeutenden Pfarrei ad St. Ludgerum versetzt, die von nun an seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Was er während seiner 23jährigen Wirksamkeit an dieser Stelle *auf der Kanzel, in der* Schule, im Beichtstuhle, am Krankenbette u. als Freund *u. Rathgeber in unzähligen* Familien geleistet hat, gränzt in der That ans Un-

glaubliche. Von allen Ständen, vom höchsten Adel an bis zum geringsten Tagköhner, wurde ihm das unbedingteste Vertrauen geschenkt und er war im eigentlichsten u. edelsten Sinne des Wortes der Mann des Volkes. Vom Jahre 1823 an ward ihm auch die wichtige Stelle eines Dompredigers anvertraut, die er mit nie sich mindernden Beifalle bis ins 40. Jahre bekleidete. Er hatte als Prediger ein überaus glückliches Organ, eine volle, sonore Stimme, welche die weiten Räume des Domes vollkommen ausfüllte. Seine Sprache war edel u. rein, ohne allen unnöthigen Schmuck. Eine freudige, unverwüstliche Kraft des Glaubens sprach aus ihm u. machte seine Vorträge so eindringlich u. ergreifend. Mehr als 2000 Mal hat er die Kanzel betreten und man berechnete, daß in den Nachmittagspredigten, die er im Dome hielt, durchschnittlich 4—5000 Menschen aus allen Ständen u. Confessionen versammelt waren. Trotz seiner vielfachen Beschäftigungen, die seine Thätigkeit vom frühen Morgen bis zum späten Abende in Anspruch nahmen, mußte er im Jahre 1827 auf dringendes Ansuchen seines Bischofs die Professur der neutestamentlichen Exegese an der theologischen Fakultät zu Münster übernehmen. Er bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1837 u. war nebst Katerkamp (s. d.) die eigentliche Seele dieser wichtigen Anstalt. Beim Tode des Professors Brockmann übernahm er, statt der Exegese, die wichtige Professur der Pastoraltheologie, wozu ihn das allgemeine Vertrauen des ganzen Klerus berief. — Im Jahre 1819 war der Graf Stolberg gestorben. K., sein treuer Freund, hatte an seinem Sterbebette gekniet, u. gleichsam in seinen Armen hatte der Edle seine große, fromme Seele ausgehaucht. Stolbergs Todesstunde gehörte zu den schönsten Erinnerungen, die K. in seiner Seele aufbewahrte; dieselbe hatte ihm selbst gleichsam eine erhöhte Weihe gegeben. Der Verewigte hatte noch sein letztes u. liebstes Werk, das Büchlein von der Liebe, seinem Freunde gewidmet. In den folgenden Jahren lichtete sich der Kreis jener Männer, die um Stolberg, Fürstenberg und die Fürstin von Gallitzin versammelt gewesen waren, immer mehr. In den zwanziger Jahren starben Overberg u. Franz von Droste zu Vischering, und in dem Jahre 1834 schieden auch Kistemaker und Katerkamp aus. Zwei Jahre später wurde Clemens August von Droste zu Vischering auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen, um dort seine große Mission für die Kirche zu vollbringen. Scheidend übertrug er an K., als den Würdigsten, die Leitung der von ihm gegründeten Genossenschaft der barmherzigen Schwestern. Mit welchem Eifer u. mit welchem Geschicke er diesem neuen, schwierigen Geschäfte sich unterzogen, davon zeugt die Gründung von beinahe 20 Filialinstituten dieser Genossenschaft in Westphalen u. im Rheinlande, die in einem Zeitraume von weniger als zehn Jahren durch ihn zu Stande gebracht wurde. — Trotz dem, daß K. von einer großen Milde und Versöhnlichkeit der Gesinnung beseelt war u. überall in bescheidener, ächt priesterlicher Weise auftrat, hatte er, als die Hauptstütze der katholischen Sache in Münster betrachtet, unter der Regierung des Königs Friedr. Wilhelm III. gehässigen Denunciationen und Anfeindungen Seitens der unduldsamen Beamtenpartei nicht entgehen können, u. es wollte dem Bischofe nicht gelingen, den würdigen Mann zur Würde eines Domherrn zu erheben. Um so mehr verwundert war man, als K. im Jahre 1840, Behufs Berathung über wichtige geistliche Angelegenheiten nach Berlin berufen wurde. Welchen Eindruck sein Erscheinen in Berlin machte, ist bekannt. Unter der Regierung des neuen Königs brach sich ein freisinniges System der Verwaltung Bahn, und viele, bis dahin von den Beamten unterdrückte, Persönlichkeiten fanden von da an ihre volle Anerkennung. Bald nach seiner Rückkehr von Berlin wurde K. zum Domherrn ernannt u. trat im December 1840 in seine neue Stellung ein. Seine Arbeit wurde aber mit dieser neuen Würde nicht gemindert, sondern schien sich von Tag zu Tage zu mehren. Am 19. October 1845 kniete er am Sterbebette des unvergeßlichen Clemens August u. am 3. August des folgenden Jahres an dem des Bruders Kaspar Maximilian, des Bischofs von Münster, nieder. Von allen Freunden aus Stolbergs Zeit war K. noch allein geblieben u. hatte die ganze

Erbschaft aus jener schönen, erinnerungsreichen Vergangenheit überkommen. Er war 70 Jahre alt geworden, aber seine Körperkraft war noch ungebrochen u. sein Geist war noch jugendlich frisch. Was Wunder also, daß in den Tagen, wo in Münster u. in der ganzen Diözese um eine glückliche Bischofswahl gebetet wurde, das Volk fast überall nur um die Wahl K.s bat. Als am 13. December 1846 dem, alle Räume des Domes anfüllenden, Volke vom Capitel verkündigt wurde, es habe einstimmig den Liebling des Volkes zum Bischofe gewählt, erscholl, wie aus Einem Munde, ein tausendstimmiger Jubelruf, der im ganzen Lande bis in die geringste Hütte des Landmannes seinen lauten Wiederhall fand. Nur Einer war bei dem allgemeinen Jubel traurig; es war der Erwählte selbst. Er hatte vom Anfange seiner Laufbahn an nicht nach Ehre getrachtet, und jede Auszeichnung war ihm ein drückendes Joch. Obwohl ihn daher die Liebe der Bürgerschaft u. das Vertrauen des Klerus erfreute, so äußerte er sich doch gegen einen Freund: „Ich fühle es tief, daß ich diesem guten Volke nicht mehr seyn kann, was es von mir erwartet. Meine Kräfte sind erschöpft und der Hirtenstab ist mir zu schwer." — Und wirklich sollte er den Hirtenstab nicht mehr tragen. Gerade zur selben Zeit, als zu Rom seine feierliche Präkonisation vorgenommen werden sollte, starb er. Es war am 29. März 1846, am Montage in der Charwoche. Er hatte am Morgen die Kinder der Domschule Beicht gehört und war dann in einen Buchladen getreten, um Bilder zu kaufen zum Geschenke für die Kinder am Tage ihrer ersten heiligen Communion. Müde von der Arbeit, war er darauf in die St. Lambertuskirche getreten, um, wie es seine Gewohnheit war, das heilige Sakrament zu begrüßen und sich im Gebete zu sammeln. Sein Heimweg führte ihn durch den Kreuzgang des Domes. Hier war es, wo er, um die Mittagszeit des 29. März, von einem Schlaganfalle getroffen, zu wanken begann und niedersank. Ein Priester, der gerade in der Nähe war, stand dem Sterbenden bei, der unter der leisen Anrufung des Namens Jesus, Maria u. Joseph seinen Geist aufgab. Die Kunde seines Todes verbreitete durch die Stadt u. durch das ganze Land Bestürzung und Trauer. Am 2. April, gerade am Charfreitage, fand die Beerdigung statt. Ein solches Begräbniß hatte Münster seit dem Tode Overbergs nicht gesehen. Alle Stände hatten sich dem Zuge angeschlossen. Der weite Weg vom Dome bis zum Kirchhofe war so mit Menschen angefüllt, daß der Leichenzug sich nur mühsam fortbewegen konnte. Dabei ward kein Laut gehört; nur durch das mühsam unterdrückte Schluchzen und Weinen des Volkes wurde die feierliche Stille unterbrochen. Dann ward seine Leiche neben den Gräbern Overbergs, Kistemakers, Katerkamps, Fürstenbergs u. Franz v. Droste eingesenkt. K. war der letzte aus dem Kreise jener in Münster versammelten Männer, deren Namen auch noch in der spätesten Zeit die Kirche mit Dankbarkeit und Verehrung nennen wird. — An Schriften hinterließ K. 3 Bände seiner Predigten. Münster in der Aschendorff'schen Buchhandlung. 1836. — Ferner bearbeitete er zum Gebrauche für Schulen den „Kern biblischer Geschichten." Endlich gab er einen mittleren Katechismus, eine Schrift Stolbergs über die Unterscheidungslehren u. die Betrachtungen des Erzbischofs Clemens August heraus. **M.**

Kellermann, 1) K., Franz Christian, Herzog von Valmy, Marschall u. Pair von Frankreich, geboren den 28. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rothenburg an der Tauber (Mittelfranken in Bayern), stammte aus einer sächsischen Familie und wurde 1752 französischer Husar. Im siebenjährigen Kriege Lieutenant, schwang er sich ferner im polnischen Föderationskriege empor u. wurde 1788 Maréchal de camp. Zu Anfang der Revolution schloß er sich an diese an, trug zu deren Verbreitung im Elsaß wesentlich bei, stellte unter den Truppen Mannszucht her u. erhielt deßhalb vom Nationalconvent eine Bürgerkrone. Im Jahre 1792 in Metz zum Divisionsgeneral ernannt, wurde er bald darauf an Luckners Stelle General bei einem Theile der Moselarmee (des Centrums), zog sich nach Chalons zurück, vereinigte sich mit Dumouriez u. zwang die Preußen nach der unentschiedenen Kanonade von Valmy, den 20. Sept. 1792, zum Rückzuge aus

der Champagne. Von Dumouriez mit der Verfolgung der Preußen beauftragt, sollte er zwischen Trier u. Luxemburg vordringen u. Cüstine von Mainz herabziehen, lagerte sich aber mit seinen ermüdeten Truppen bei Metz, welcher Umstand ihn in Beschuldigungen des Verraths verwickelte, die Cüstine (s. d.) aufs Schaffot brachten. Später bei der Alpenarmee, wurde er von 1793—94 in's Gefängniß geworfen, weil er Lyons Belagerung nicht energisch genug betrieben hatte u. erst nach Robespierre's Sturze wieder befreit. Im Jahre 1795 wieder General der Alpenarmee, unterstützte er kräftig die siegreichen Operationen Bonaparte's im Feldzuge von 1796. Nach Paris 1797 berufen, organisirte er die Gensd'armerie. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Erhaltungssenat, dessen Präsident er 1801 wurde. Bei Errichtung des Kaiserreiches ernannte ihn Napoleon zum Marschall, Großoffizier der Ehrenlegion u. Commandeur der eisernen Krone u. verlieh ihm die Senatorei Kolmar. Vor Anfang des Feldzuges 1806 wurde er mit der Organisation der Nationalgarden in den Rheindepartements beauftragt und erhielt nach dessen Beendigung die Herrschaft Johannisberg, die er aber in der Folge wieder abtreten mußte. Im Jahre 1808 ernannte ihn Napoleon zum Herzoge von Valmy und zum Commandeur der Kanal-Küstenarmee. Von 1809 — 1814 organisirte er die Neuconscribirten im Elsaß u. befehligte die Reserven am Rheine. Nach dem Sturze Napoleons erklärte er sich für Ludwig XVIII., befehligte die Militärdivision Metz und wurde zum Pair ernannt. Da er in den 100 Tagen den Bourbonen treu blieb, bestätigte ihn Ludwig bei der zweiten Restauration in allen seinen Würden. Er starb 1820 u. verordnete, daß sein Herz in Valmy begraben werden sollte. Der einfache Denkstein, unter welchem daselbst sein Herz ruht, trägt folgende Inschrift: „Ici sont morts glorieusement les braves, qui ont sauvé la France au 20. Sept. 1792. Un soldat qui avait l'honneur de les commander dans cette mémorable journée, le maréchal Kellermann, duc de Valmy, dictant, après 28 ans ses dernières volontés, a voulu que son coeur fut placé au milieu d'eux." Diese Handlung fand am 20. Oct. 1828 auf feierliche Weise statt. — 2) K., François Etienne, Marquis u. nach dem Tode seines Vaters Herzog von Valmy, geboren 1770 zu Metz, wurde 1796 Befehlshaber einer Cavaleriebrigade u. Generaladjutant u. stieg nach der Schlacht bei Marengo zum Divisionsgeneral empor. Im Jahre 1805 zeichnete er sich bei Austerlitz aus, unterzeichnete 1808 in Junots Namen die Capitulation von Cintra, erkämpfte 1809 mehrere Vortheile in Spanien u. focht 1813 bei Lützen u. Bautzen u. 1814 bei Nangis als Cavaleriegeneral. Von Napoleon 1815 zum Pair erhoben, focht er bei Ligny und Belle-Alliance, verlor aber nach der zweiten Restauration seine Pairschaft u. wurde von der Armee entlassen. Nach der Julirevolution als Pair rehabilitirt, stimmte er für den Tod der Minister. Er starb als Privatmann den 9. Juni 1835. — 3) K., François Christophe Edmond, nach des Vaters Tode Herzog von Valmy, geboren am 6. April 1802, war während der Restauration u. nach der Julirevolution Diplomat. Trat 1833 aus dem Staatsdienste u. galt als Hauptstütze der legitimistischen Partei. Nach dem Tode von Fitzjames wählte ihn das Departement Toulouse zum Deputirten. wR.

Kellgréen (Johann Heinrich), ein berühmter schwedischer Dichter, 1751 in Westgothland geboren, studirte zu Abo, kam dann als Privatlehrer nach Stockholm, machte sich als Dichter rühmlich bekannt, gewann die Gunst Gustavs III., wurde königlicher Sekretär u. Mitglied der schwedischen Akademie und starb 1795. Er verband mit schöpferischer Phantasie und großer Erfindungskraft reichen Witz u. ein richtiges Urtheil; seine dichterischen Darstellungen (vorzüglich die Schöpfung der Erde), haben Leben, Energie u. eine leichte Versifikation. Seine Prosa ist gediegen u. fließend: „Scrifter" (Stockh. 1797, 5 Bde.). Die prosaischen Schriften deutsch von K. Lappe (Neustrelitz 1801). S. allgem. lit. Anzeiger 1796, Nr. 31, S. 337, Jahr 1801, Nr. 101 u. 102.

Kelp, die Asche mehrer am Meeresstrande wachsender Fucusarten. Sie ent-

hält schwefelsaures Natron, Chlornatrium und Chlorkalium, kohlensaures Natron und Schwefelnatrium, ist aber, seitdem die künstliche rohe Soda so billig in den Handel gebracht wird, ganz außer Gebrauch.

Kelten. Dieser Volksname, gewöhnlich im Gegensatze zu dem germanischen als Stammname der westeuropäischen Völker gebraucht, ist eigentlich nur ein Zweigname u. gehört demjenigen Theile der Bevölkerung Galliens, der zwischen Rhone, Garonne, dem atlantischen Meere, Rhein u. Belgien wohnte u. Galli hieß; die Galatä sind dasselbe Volk u. vorzüglich scheinen sich diejenigen K. genannt zu haben, welche auf Eroberung neuer Länder auszogen. Weil die nach Griechenland u. Kleinasien wandernden K. den Namen Galater mit dahin brachten, so wurden sie meist von den Griechen so genannt; die Römer nannten sie Galli, weil sie diesen Namen von der Provinz her gewohnt waren, und daher kommt der Name K. im Alterthume selten vor. Es war ein mittelgroßes, aber starkes Volk, Haare u. Augen schwarz. Nach ihren Wanderungen, wodurch dieses Volk erst bekannt geworden, theilt man sie ein in: 1) Iberische K. Ueber die Pyrenäen nach Spanien waren sie schon zur Zeit Herodots, der sie überhaupt zuerst nennt, gezogen u. hießen hier, am Anas in Nordwest-Spanien wohnend, später Celtici; mit ihnen gleiches Stammes waren auch die Celtiberi. 2) Italische K. Ueber die Alpen nach Italien, wo sie gewöhnlich Galli genannt wurden, drangen K. um 400 v. Chr. in südöstlicher Richtung, angeblich unter Anführung des Bellovesus. Von ihnen wurden Ligurer, Hetrurer, Umbrer zur Seite gedrängt und die keltischen Völker: Salassi, Boji, Senones, Lingones, Cenomani und Insubres setzten sich vom Penninus bis nach Ancona in einem langen schmalen Striche in dem Po-Lande fest. Sie wurden in der Folge von den Römern unterjocht. 3) Alpen und Donau K. Gleichzeitig mit dem Zuge der italienischen K. war die Wanderung der K. auf der Nordseite der Alpen vorwärts nach Norden, angeblich unter des Bellovesus Bruder, Sigovesus. Bei diesem Zuge waren Volcä, Tectosages, Helvetii, Boji, Gothini, auch die Vindelici, Rhäti, Nerici, Carni, die das Land zwischen Rhein, Main und dem hercynischen Walde besetzten, nachmals aber von den Germanen wieder verdrängt wurden, daß Rhein u. Donau wieder zwischen ihnen die Gränzen wurden. 4) Illyrische K., hier besonders unter dem Namen der Scordisci bekannt. Nach Justin fällt ihre Einwanderung mit der nach Italien zusammen; wahrscheinlicher waren sie in besonderem Zuge von dem Stammlande aus gegen das Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. hierher gewandert. Von hier aus durchzogen für die Nachbarländer raubend, bis sie von den Römern unterjocht wurden. Von Illyrien aus machten dann die K. unglückliche Züge nach Macedonien, Trazien und Griechenland, z. B. nach Delphi; in ersterem Lande blieben noch Reste zurück; in Thrazien soll zwischen dem Hämos u. Byzanz ein Keltenreich von Comontorius gegründet worden seyn. Vor dem südlichen Zuge hatten sich K. getrennt u. waren weiter nach Osten gegangen und diese erschienen als 5) asiatische K., hier besonders Galater genannt; einzelne Stämme derselben waren Tolistoboji, Trocmi, Tectosages; ihre Anführer: Leonorius u. Lutarius; 20,000 an der Zahl zogen nach Kleinasien u. hausten allda, bis sie um 240 v. Chr. von dem pergamenischen Könige Attalos in das jenseits des Sangarios gelegene, nach ihnen genannte Land getrieben wurden; 189 v. Chr. wurden sie auch hier von den Römern unterworfen, behielten aber freie Verfassung u. Sprache. Spätere Versuche der K., besonders nach Italien einzubrechen, wie 186, 182 u. 179 v. Chr., wurden durch der Römer Wachsamkeit vereitelt und blieben ohne Bedeutung und Wirkung. Auch 6) nach Britannien waren K. übergesetzt, aber es ist unbekannt, wenn; sie wurden später von dort von Belgien vertrieben. Ueber das Einzelne der Geschichte der keltischen Völker bemerken wir nur noch, daß sie in ihren westlichen Sitzen durch die Römer, Vandalen, Gothen u. a. einfallende Völker immer mehr an die Küsten gedrängt wurden, wo in der Bretagne, in Hochschottland, vielleicht in den Basken an den Pyrenäen, ihre Ueberreste noch jetzt

vorhanden sind. — Die K. werden als ein starker, kräftiger, dunkelfarbiger Menschenschlag geschildert, kriegerisch, unruhig, neuerungssüchtig, ohne Ausdauer. Der zahlreiche Adel beherrschte unbeschränkt das Volk. Ihre Priester waren Druiden und Barden; ihre Götter verehrten sie auf Bergen: rohe, zusammengehäufte Steinmassen dienten zu Altären. Die K.-Gräber bestehen aus Hügeln oder unterirdischen Steinkammern; man findet darin Urnen mit Knochen u. Asche, Skelette, Gefäße und Waffen. Die Sprache, in viele Dialekte zerspalten, bildet eine dem indogermanischen Sprachstamme zufallende Gruppe. Von ihnen haben sich als Volkssprachen noch erhalten: das Irische, Gälische, Wallisische u. der Dialekt der Insel Man. Vgl. Mone, „Geschichte des nordischen Heidenthums" (2 Bde., Darmstadt 1822); Prichard, „The eastern origin of the C. nations" (1831); Pictet, „De l'affinité des langues C. avec le Sanscrit" (1837); Bopp, „Ueber die keltischen Sprachen" (1839); Dieffenbach, „Celtica" (2 Bde., 1840).

Kelter hieß in älterer Zeit eine, in Felsen gehauene, oder in die Erde gegrabene u. ausgemauerte Grube in Gärten u. Weinbergen, worein die Weintrauben geworfen u. ausgetreten wurden, um Most daraus zu gewinnen; jetzt aber eine eigenthümliche Maschine, mit der man, besonders aus den Trauben, doch auch aus Obst u. Beeren, den Saft preßt; das Verfahren selbst heißt keltern.

Kemble, 1) John Philipp, ein berühmter englischer Schauspieler, geboren 1757 zu Preston in Lancashire, war von seinem Vater, dem Schauspieler Roger K., zum Geistlichen bestimmt, ging aber zum Theater nach Wolverhampton. Mit steigendem Beifalle spielte er in Manchester, Liverpool, York, Dublin, wo er 1781 zum ersten Male als Hamlet (seitdem nebst Macbeth, Othello, Coriolan 2c. seine Hauptpartie) auftrat u. einer der größten englischen tragischen Schauspieler, weniger glücklich als Komiker, ward; seit 1783 war er in London am Drurylane-Theater, seit 1793 Regisseur desselben, nahm aber 1796 seinen Abschied u. bereiste 1802 u. 1803 Frankreich u. Spanien. Zurückgekehrt, nahm er Theil an der Verwaltung des Conventgardentheaters u. that auf Talma's Anrathen viel zur Verbesserung des Costüms, zog sich aber 1817 zurück u. ging nach der Schweiz, wo er 1823 zu Lausanne starb. — 2) K., Charles, Bruder des Vorigen, geboren zu Preston 1775, war zuerst Postbeamter, ging aber dann auf das Theater, spielte in Sheffield, kam 1794 erst auf das Drurylane-, dann auf das Haymarkettheater nach London u. bereiste 1802 den Continent, vereinigte sich bei der Rückkehr mit seinem Bruder beim Coventgardentheater u. blieb auch bei dessen Abgange Schauspieldirektor. 1825 bereiste er Deutschland und Frankreich, brachte 1826 mehre deutsche Opern mit nach England u. eröffnete das Coventgardentheater mit Webers Oberon. Er übersetzte viele deutsche Stücke für die englische Bühne u. zog sich 1840 vom Theater zurück. — 3) K., John Michael, Sohn des Vorigen, geboren zu London 1807, studirte in München u. Göttingen u. beschäftigt sich seitdem speziell mit dem Angelsächsischen; er gab heraus: den Beowulf, mit Uebersetzung, London 1833 u. 37, 2 Bde.; genealogische Tabellen der Westsachsen, 1836; Codex diplomaticus saxonici aevi; First history of the, english language, Cambr. 1834.

Kempélen, Wolfgang von, geboren zu Preßburg 1734, starb als Hofrath u. Referendar der ungarischen Hofkanzlei in Wien 1804, besonders bekannt als Mechaniker durch Erfindung der berühmten Schachmaschine u. eines noch künstlicheren Automaten, einer Sprachmaschine, von welcher letzteren indeß 1828 der Mechanikus Posch in Berlin eine verbesserte Art aufstellte. Mit der Schachmaschine, welche K. zuerst 1769 der Kaiserin Maria Theresia zeigte, reiste er lange in Europa umher, und obgleich sicher bei derselben eine Täuschung der Zuschauer mitwirkte, so ist ihr Mechanismus doch nie ganz genau bekannt geworden. Sie bestand aus einer türkisch gekleideten, männlichen Figur in natürlicher Größe, welche auf einem Stuhle vor einem $4\frac{1}{2}$ Fuß langen, 2 Fuß breiten u. $3\frac{1}{2}$ Fuß hohen, an den Füßen durch Rollen beweglichen, verdeckten Tische mit einem Schachbrette saß; in der Entfernung von 4—5 Fuß hinter der

Figur, zur Seite, stand noch ein verschlossenes Kästchen neben einem Lichte. Im Innern der Figur, wie unter dem Tische, befand sich der Mechanismus von Rollen, Rädern, Hebeln, Federn, Getrieben ꝛc., welcher vor dem Spiele aufgezogen, auch den Zuschauern gezeigt wurde; während desselben hörte man ein stetes, schwirrendes Geräusch, wie beim Schlagwerke einer Stutzuhr. Sehr geschickt hob die Gestalt die Schachfiguren u. setzte sie nach den Regeln des Spieles an den bestimmten Ort; that der Gegner einen falschen Zug, so schüttelte sie den Kopf, setzte dessen Figur an die vorige Stelle u. machte dann gleich ihren Zug. Schach der Königin deutete sie durch zweimaliges Nicken mit dem Kopfe an; beim Könige nickte sie drei Mal. In der Regel gewann sie die Partie selbst gegen die geübtesten Spieler. Der Erfinder, sowie der Mitspieler u. die Zuschauer, standen vor den Schranken; innerhalb derselben neben der Maschine aber ein Gehülfe, welcher unfehlbar mit K. sich verständigte. Auch vermuthete man, daß Anfangs eine verwachsene Schwester K.s, später dessen Sohn in der Figur versteckt gewesen sei. 1812 war die Maschine in der Villa Bonaparte zu Mailand, 1819 in London, 1822 wieder in Paris. K. ist auch Erfinder des erhabenen Druckes für Blinde u. schrieb ferner „Mechanismus der menschlichen Sprache" (Wien 1791). —

Kempis, a, s. Thomas von Kempen.

Kempten an der Iller, Königreich Bayern, Kreis Schwaben u. Neuburg, in einem sehr romantischen u. fruchtbaren Thale, wohlgebaute, gewerbreiche Stadt u. Sitz eines Stadtcommissariats, Kreis- u. Stadtgerichtes, Landgerichtes, Rent-, Forst- u. Hauptzollamtes, einer Bauinspektion u. Salzoberfaktorei. Sie wird gebildet aus der Altstadt u. Neustadt u. zählt in 752 Häusern 7650 Einwohner. Man findet hier ein Gymnasium, eine lateinische Schule, Gewerbschule, höhere Töchterschule, Spitäler, Waisenhäuser, eine Sparkasse, ferners namhafte Brauereien, starken Groß- u. Speditionshandel, Wachsbleichen, Fabriken von Gold- u. Silberwaaren, Maschinenpapier, wasserdichten Schuhen und Filzen ꝛc. Bedeutend sind die Schrannen, die Pferdemärkte u. der Floßhandel auf der Iller mit Holz, Brettern, Käse und dergl. K. hat zwei ansehnliche Pfarrkirchen, eine katholische mit herrlichem harmonischen Geläute von neun Glocken, und eine protestantische, dann ein sehr schönes Theater. Sehenswerth ist auch das Naturaliencabinet des M. Fretscher. Das große königliche Schloß — vormals ein reichsfreies Benediktinerkloster, gestiftet im Jahre 773 von der heil. Hildegard, Gemahlin Kaiser Karl des Großen — beherbergt die meisten Behörden und das hier in Garnison liegende Bataillon Infanterie. Stattlicher Fürstensaal, im Vorgemache ein interessantes Gemälde, den Retter Kaisers Otto I. zu Monte San Leone, Heinrich von K. darstellend. Zunächst der Altstadt ist der Bau einer großartigen Eisenbahnbrücke in Angriff genommen. Dieser gegenüber erhebt sich ein mäßiger, isolirt stehender Hügel, dessen Rücken einst die Feste Hilarmont, jetzt die Burghalde genannt, trug. Man sieht hier noch mächtig emporstrebende Trümmer der Schloßmauer. Am Fuße des Berges fand man häufig Römermünzen. Die Umgebungen K.s sind ausgezeichnet schön. Eine halbe Stunde aufwärts an der Iller liegt das Aichbad. — K. ist das Campodunum der Römer. Das Entstehen der Burg Hilarmont (Mons Hilaris) reicht ohne Zweifel in die Zeiten von Tiberius hinauf. Unter den fränkischen Königen war selbe der Sitz der ersten Landvögte und nachherigen Schirmvögte der Stadt, welches Amt viele Jahre die Fürstäbte bekleideten. Diese behaupteten die Landeshoheit über die Neustadt u. die Grafschaft K., während die Altstadt im 13. Jahrhunderte sich reichsunmittelbar machte. Die Reformation fügte dieser politischen Trennung auch noch die religiöse bei, und die Zwistigkeiten u. Fehden zwischen der lutherischen Altstadt u. der katholischen Neustadt spannen sich mit seltenen Unterbrechungen fort, bis endlich unter Bayern K. in eine brüderlich zusammenlebende Gemeinde vereinigt wurde. 1633 erstürmten die kaiserlichen Kriegsvölker die Stadt und machten zwei Dritttheile der Bürgerschaft nieder. 1703 stellten die Franzosen die verfallenen Werke des Schlosses

Hilarmont her, 1705 zerstörten die Oesterreicher sie wieder. 17. September 1796 Treffen zwischen den Franzosen u. Oesterreichern, in welchem Letztere Sieger waren. 1802 kam Abtei u. Stadt an Bayern. mD.

Kenchreus, Sohn des Neptun u. der Tochter des Asopos, Salamis, nach welcher die Insel gleiches Namens benannt wurde. Er befreite die Insel von einem gewaltigen, gefräßigen Drachen u. ward deßhalb als Heros verehrt. Des K. Tochter, Glauke, vermählte sich mit Aktaeos (nicht mit Telamon, wie Nitsch sagt). Beider Sohn, Telamon, erhielt von dem Großvater die Insel als Königreich.

Kenotaphium (griech.), wörtlich: leeres Grab, heißt ein in einem Garten, Gebäude, oder sonst passenden Orte zum Andenken an einen Verstorbenen, dessen Ruhestätte entweder unbekannt, oder weit entfernt ist, errichtetes Monument. Auch nennt man so eine Grabstätte, die Jemand noch bei Lebzeiten für sich u. die Seinigen errichten läßt.

Kensington, Marktflecken u. königliches Lustschloß nebst Park in der unmittelbaren Nähe Londons u. mit diesem durch den Hydepark zusammenhängend, zählt 12,000 Einwohner. Zu K.house war während der französischen Revolution ein Jesuiten-Collegium unter dem Namen der Pères de foi. Geburtsort der Königin Viktoria von Großbritannien.

Kent, eine der südöstlichen Grafschaften Englands, am Kanal, reiches Getreideland mit beträchtlichen Waldungen u. 550,000 Einwohnern auf 71,8 □M.; Hauptstadt Canterbury. Nach ihr führten den Titel: 1) Eduard, Herzog von K. u. Streathearn, Graf von Dublin, vierter Sohn Georgs III. von England, geboren 1767. In Deutschland zum Soldaten erzogen, stieg er schnell zum Obersten, ward um 1800 General u. stillte 1802 als Gouverneur von Gibraltar einen Soldatenaufruhr. K., beständig in finanziellen Verlegenheiten, überließ den größten Theil seiner Apanage seinen Gläubigern u. ging 1816 nach Brüssel, wo er sehr einfach lebte, bis er sich 1818 mit der Folgenden vermählte, eine größere Apanage erhielt u. nach England zurückkehrte; seine Gemahlin gebar ihm 1819 eine Tochter (die jetzige Königin Victoria von Großbritannien); er starb aber bald darauf plötzlich 1820. Seine Reden im Parlamente waren bedeutend; er stimmte, gleich seinem Bruder, dem Herzoge von Sussex, stets mit der Opposition. — 2) Victoria Maria Louise, Herzogin von K., geboren 1786 zu Koburg, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, vermählte sich 1803 mit dem Fürsten Karl Emich von Leiningen. 1814 an die Spitze der Geschäfte als Vormünderin ihres Sohnes Friedrich Karl berufen, lebte sie zu Amorbach, sowie zu Koburg bei ihrem Bruder, dem Herzoge Ernst III. 1818 wieder vermählt mit dem Herzoge von K., gebar sie diesem 1819 zu Kensingtonhouse die jetzige Königin Victoria von England, wurde aber schon 1820 Wittwe. 1823 legte sie die Vormundschaft über ihren Sohn, den Fürsten von Leiningen, nieder. 1825 bestimmte die Regentschaftsbill die Herzogin zur Regentin der vereinigten Königreiche, im Falle, daß Victoria vor dem 18. Jahre zum Throne berufen würde, was jedoch nicht der Fall war. Seit der Thronbesteigung ihrer Tochter steht sie ihr als erste Freundin u. Vertraute zur Seite.

Kent (William), geboren 1685 zu Yorkshire, Anfangs Kutschenmaler, besuchte, von Gönnern unterstützt, Rom, leistete aber nie Etwas in der Malerei, Vorzügliches dagegen als Architekt u. erwarb den Ruhm, der Schöpfer der neuen englischen Garten-Anlagen zu werden. Er starb 1748 zu Burlington.

Kentucky, einer der Staaten der nordamerikanischen Union, ziemlich in der Mitte derselben zwischen Tenessee, Indiana, Virginien, Illinois und Ohio, und 36° 29′—39° 10′ nördl. Br. u. 4° 48′—120° 20′ westl. L. gelegen, hat einen Flächeninhalt von 1840 □ Meilen (183 Meilen Ausdehnung von Süden nach Norden u. 328 Meilen von Osten nach Westen und etwa 800,000 Einwohner, worunter 180,000 *Sklaven. Das Land ist uneben, zum Theile rauh u. hügelig.* *Die Bergketten (die höchsten sind die Cumberland- und Gurley-Mountains im*

Südosten), sind dicht bewaldet, die Thäler meist sehr fruchtbar. Die Abdachung des Bodens geht durchaus nach Nordwesten. Das Klima ist milde, selten eine Kälte von 4°. Die Hauptnahrungsmittel machen der Getreide- und Obstbau aus; auch die Viehzucht ist sehr bedeutend. Andere Erzeugnisse sind: Salpeter, der in den zum Theile stundenlangen Gebirgshöhlen in ungeheuerer Masse gefunden wird, Pottasche, Salz, Eisen u. Blei. Der Kunstfleiß hat keine Bedeutung. Die Katholiken haben einen Bischof u. etwa 40 Priester in K. Universitäten u. Colléges bestehen 10 mit 1,500 Studenten; Akademien und lateinische Schulen 116 mit 5000 Schülern, Elementar- u. Volksschulen 960 mit 25,000 Schülern. Die Regierungsform ist eine demokratische. Die Staatsschuld beträgt etwa 3 Mill. Dollars. Zum Congresse sendet der Staat 2 Senatoren und 13 Repräsentanten. K. ist in 83 Counties getheilt; die Hauptstadt Francfort am Kentucky. Ow.

Keos, s. Cykladen.

Kephalonia, die größte unter den jonischen Inseln (s. d.).

Kepheus, Sohn des ägyptischen Königs oder Gottes Bel, ein Bruder des Danaos u. des Aegyptos. Er ward, als die beiden letzteren mit ihren 50 Töchtern u. 50 Söhnen nach Griechenland wanderten, König von Aethiopien, vermählte sich mit Kassiopeia, ward Vater der reizenden Andromeda u. durch diese Schwiegervater eines der berühmtesten Heroen, des Perseus. Er wurde durch Phineus, welchem Andromeda versprochen war, bevor ihr nachmaliger Gatte sie rettete, in Kriege verwickelt, und auf ihrer Hochzeit selbst durch Perseus mittelst des Medusenhauptes versteinert, da er sich widerrechtlich zur Partei des Phineus schlug. K. wurde mit seiner Gattin, seiner Tochter u. dem Perseus an den Himmel versetzt. — Noch einige Andere führen denselben Namen, davon Einer des Pontus u. der Erde Sohn, ein Anderer der Sohn des arkardischen Lykurgos, ein Argonaut u. Mitkämpfer auf der kalydonischen Jagd war. Ein Dritter gehörte gleichfalls zu den Argonauten.

Kephissos, ein boeotischer Flußgott, Sohn des Pontus und der Thalassa. Er überfiel gewaltsam eine der Okeaniden, die Liriope, welche von ihm Mutter des Narkissos wurde, weßwegen Neptun ihn unter die Erde schmetterte. — Ein anderer K. hatte zu Argolis ein Heiligthum, welches am Eingange zum Pentapylon des Adonis befindlich war. Dort soll er, gerade unter der Stelle, auf welcher es steht, unter der Erde dem Meere zufließen. Man zählt ihn zu den Wundern Griechenlands u. glaubt, er stehe, wie Arethusa u. Alpheus unter einander, so in Verbindung mit dem kastalischen Quell, indem Opfer, dort hineingeworfen, im K. wieder zum Vorscheine kommen sollen. — K. hieß auch noch der Gatte der Nymphe Skias, Herrscher von Tanagra. Das Reich kam auf seinen Sohn Elieus, welcher von einer unbekannten Geliebten den Eunostos hatte, der zu Tanagra als Heros verehrt wurde.

Kepler, Johann, ein berühmter Astronom, geboren den 27. Dec. 1571 in Magstatt, einem Dörfchen bei Weil in Württemberg, ältestes von 4 Kindern eines Gastwirths, der nachmals in mißliche Verhältnisse gerieth, seine Familie verließ und in österreichischen Kriegsdiensten die Feldzüge gegen die Türken mitmachte. Den ersten, etwas mangelhaften Unterricht erhielt K. in Elmendingen u. später in Leonberg. Da er seines schwächlichen Körperbaues wegen — er war eine siebenmonatliche Frühgeburt — zu schweren körperlichen Arbeiten nicht geeignet war, wurde er zum Studium der Theologie bestimmt und besuchte daher die Klosterschulen in Hirsau u. in Maulbronn, 1589 aber wurde er in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen. Nach vollendetem Studium entsprachen seine Ansichten dem damaligen württembergischen Zuschnitte der protestantischen Theologie so wenig, daß er keine Anstellung erhielt, sondern seiner Verpflichtungen gegen Württemberg enthoben u. 1793 den Ständen in Steiermark als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Grätz überlassen wurde. Bis dahin hatte K. die Mathematik nur so viel betrieben, als allgemein üblich war, u. von der ihm nun ebenfalls als Lehrfach obliegenden Astronomie wußte er gar Nichts.

Sein erstes Amtsgeschäft war die Verfertigung des Steiermärkischen Kalenders für das Jahr 1594 nach der Gregorianischen Zeitrechnung. Seine nächste Schrift: „Prodromus dissertationum cosmographicarum orbium coelestium," Tübingen 1596, machte großes Aufsehen in der gelehrten Welt, brachte ihn aber als Anhänger der damals noch verpönten Lehre von der Bewegung der Erde in noch größeren Mißkredit bei den Theologen aller Confessionen. 1597 verheirathete sich K. mit einer steyerischen Adeligen, aber schon 1600 sah er sich seiner Religion wegen genöthigt, Grätz zu verlassen; er folgte einem ihm durch Tycho de Brahe's Vermittelung gewordenen Rufe an die kaiserliche Sternwarte nach Prag, u. nach Tycho's Tode 24. Oct. 1601 wurde er dessen Nachfolger als kaiserlicher Astronom. Nunmehr frei in der Wahl seiner Forschungen, entdeckte er bald die sogenannte erste K.ische Regel, nämlich: daß sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne, als ihren gemeinschaftlichen Brennpunkt, wälzen. Dieser Entdeckung folgte die der zweiten K.schen Regel: daß die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen ihrer Bahn beschreiben, indem sie sich in der Sonnennähe am schnellsten, in der Sonnenferne aber am langsamsten bewegen. Diese beiden Entdeckungen, welche die Grundpfeiler der jetzigen Astronomie sind, machte K. 1609 in einer Schrift unter dem Titel: „Astronomia nova" bekannt u. entfernte dadurch die noch in dem Systeme des Kopernikus (s. d.) befindlichen Hypothesen, so daß er mit Recht den Namen des Vaters der neueren Astronomie verdient. Die Entdeckung des wahren Ganges der Planeten stürzte aber auch die Astrologie, welche sich vornehmlich auf die Ansicht stützte, daß die Planeten, die sogenannten Irrsterne, durch ihre Bewegung die Schicksale der Menschen bestimmten. K. konnte sich zwar als kaiserlicher Astronom nicht der Aufgabe entziehen, astrologische Weissagungen zu geben, aber er benützte sie, um unter astrologischer Einkleidung Wahrheiten zu sagen, die er unumwunden nicht hätte sagen dürfen; anderntheils, um die durch Unglücks-Weissagungen anderer Astrologen geängsteten Gemüther zu beruhigen u. endlich, um wenigstens die krassen Vorstellungen der üblichen Astrologie zu beseitigen. Die mangelhafte Auszahlung seiner Besoldung nöthigte K., 1613 die Stelle eines Professors am Gymnasium zu Linz anzunehmen. Im selben Jahre verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer schönen gebildeten Bürgerstochter, die ihm noch 7 Kinder gebar. Neuer Kummer traf ihn, als 1615 seine alte Mutter in den Verdacht der Zauberei gerieth; 1620 sah er sich genöthigt, zu ihrer Vertheidigung in die Heimath zu reisen u. über ein Jahr lange daselbst zu verweilen, was seine Mutter zwar nicht vor der Androhung der Tortur schützte, aber doch ihre endliche Freigebung im Jahre 1621 bewirkte u. zugleich veranlaßte, daß die Hexenprozeßordnung in Württemberg etwas milder ward. Mittlerweile war K. nicht müssig gewesen; er entdeckte 1619 die sogenannte dritte K.sche Regel, nämlich, daß das Quadrat der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalte, wie der Kubus ihrer mittleren Entfernung von der Sonne. Auch sein Hauptamtsgeschäft, die von Tycho begonnene Berechnung der Rudolphischen Tafeln, vollendete er, zu deren Drucke er, sich in Oesterreich wegen seiner Religion nicht mehr sicher glaubend, nach Ulm zog, wo sie 1627 erschienen. K. hatte schon Anerbietungen nach Straßburg, nach England u. nach Bologna ausgeschlagen; nun trat er in die Dienste Wallenstein's u. begab sich nach Sagan, indem seine Besoldung und sein Rückstand auf das Herzogthum Mecklenburg überwiesen worden waren. Bald aber gefiel K. nicht mehr, da er zu wenig Astrolog war; daher ihm Wallenstein einen Ruf an die Universität Rostock auswirkte, den K. jedoch nicht annahm, sondern sich 1630 nach Regensburg begab, um beim Reichstage die endliche Auszahlung seiner Besoldungsrückstände zu erwirken; allein bald verfiel er in schwere Krankheit und starb den 15. Nov. 1630. So endete, stets mit Religions-Verfolgung u. Nahrungssorgen kämpfend, einer der größten Geister deutscher Nation, dessen unsterbliche Verdienste nur von wenigen Gelehrten seiner Zeit anerkannt, erst nach fast anderthalb Jahrhunderten allgemein die verdiente Würdigung fanden. 1808

wurde K. in den Anlagen um Regensburg, nahe bei der Stelle, wo sein verloren gegangenes Grab sich befand, ein Monument errichtet. K.s Kinder zweiter Ehe starben alle in der Kindheit; von denen erster Ehe erreichten die Reife: eine verheirathete Tochter u. sein Sohn Ludwig, der Arzt in Königsberg war u. einen Sohn hatte, der ledig starb, so daß K.s unmittelbare Nachkommenschaft erlosch. — Vergl. Breitschwert, J. K.s Leben u. Wirken, Stuttg. 1831. E. Buchner.

Kératry, Auguste Hilarion, geboren 1769 zu Rennes. Seit 1789 Mitglied der Assemblée constituante, ward er später zweimal verhaftet, aber wieder freigegeben. Nach Verwaltung mehrer Municipalämter wurde er 1818 Deputirter des Departements Finisterre u. gehörte als solcher zu den Doctrinaires. Schriften: „De l'existence de Dieu et de l'immortalité de l'âme, Paris 1815; Inductions morales et physiologiques, Paris 1817, 2. Aufl. 1818; Du culte en général et de son état particulierement en France, Paris 1825; Gedichte und Romane, wie Ruth et Naëmi, poëme, Paris 1811, 2. Aufl. 1824; Voyage de 24 heures; Habit mordoré; les derniers des Beaumanoirs, Paris 1824, 4 Bde.; Fréderic Styndall, ebend. 1827, 5 Bde., u. m. a.

Keraules, nach Drieberg's Vermuthung eine mit einer Stürze (κέρας) versehene Aulos in der griechischen Musik, etwa unserem Bassethorne ähnlich. Die eigentliche Bedeutung ist jedoch ein Hornbläser, wie Ceraula beim Apulejus. Allenfalls könnte es auch für eine hornförmige Vorrichtung zum Anblasen der Aulos genommen werden, was dem κέρας oder cornu entspricht.

Keren, in der griechischen Mythologie die Symbole des furchtbaren, gewaltsamen Todes, nicht mit den Parzen zu verwechseln, welche Schicksalsgöttinnen sind, während die K. kein anderes Schicksal, als den Tod bereiten. Es ist unentschieden, ob die K. männlich oder weiblich sind; Hesiod nennt Ker einen Sohn der Nacht; nach Pausanias aber sind die K. weiblichen Geschlechts. Hesiod beschreibt sie schwarz, mit den Zähnen fletschend, in die Schlacht ziehend, sich um die Gefallenen streitend, um ihnen das Blut auszusaugen u., wenn dieß geschehen, ihre Krallen in den Leichnam schlagend u. ihn hinter sich werfend, um sich von Neuem in das Gewühl der Schlacht zu stürzen. Edler ist Homers Vorstellung. vgl. Ilias 18, 535, wo die Bilder wirklich ganz aus dem Leben roher Völker gegriffen sind: „Die Helden prahlten erst gegen einander, dann schimpften sie sich wacker, dann verwundete Einer den Andern schwer, und nun schlug erbarmungslos der Sieger den Besiegten todt u. warf seinen Körper den Hunden u. Geiern vor, u. die Feigen stillten ihre Lust nach Wunden am Körper des Gefallenen, den sie durchbohrten, zerfleischten, trotz den Wölfen der Gebirge."

Kerguelen-Tremarck, Yves Joseph de, geboren zu Quimper in Bretagne 1745, nahm französische Seedienste, ward 1767 Schiffslieutenant, schiffte 1771 nach Australien u. entdeckte hier die Insel, die Cook 1776 nach ihm Kerguelens-Land nannte. 1773 Schiffscapitän, ging er zu einer neuen Entdeckungsreise ab, wo er die früher gefundenen Inseln wieder besuchte, jedoch wegen Sturm und Mangel umkehren mußte. Weil er auf dieser Reise mehre Offiziere u. Leute an einer wüsten Küste im Stiche gelassen, wurde er vom Kriegsgerichte zum Verluste seines Grades und zur Haft in Saumur verdammt. Später erhielt er wieder Anstellung, machte mehre Reisen mit seinen Söhnen, wurde aber 1796 von Neuem verabschiedet u. starb zu Paris 1797. Er schrieb: Relation d'un voyage dans la mer du nord en 1767—68, Paris 1771; Relations de deux voyages dans les mers australes et des Indes fait en 1771 et 1773, ebend. 1782; Hist. des événemens des guerres maritimes, des causes de la destruction de la marine française et de moyens d'y remédier, ebend. 1796.

Kerkyon. Einer der vielen Räuber, durch deren Ausrottung sich Theseus die Unsterblichkeit errang. Dieser hauste auf der korinthischen Landenge u. nöthigte alle Vorüberreisenden, mit ihm zu ringen, worauf er, immer der Stärkere, sie hinrichtete, bis Theseus ihm ein Gleiches that. Er hatte eine Tochter, Alope, welche von Neptun überwunden wurde. Der grausame Vater, der Tochter Fehl-

le verdrängt worden. Der aus den frischen Thieren mit Zucker eingekochte Succus Chermes, hat eine schöne rothe Farbe u. gewürzhaften Geschmack; ırde früher theils als magenstärkendes Mittel gebraucht, theils, mit Gewürz ersetzt, als K.-Confect verwendet. Der mit Alaun niedergeschlagene Farbe- des Saftes wurde früher unter dem Namen K.-Lack als Malerfarbe be- ist aber ebenfalls außer Gebrauch gekommen. — 2) K., mineralischer, braunes Schwefelantimon, Stibium sulphuratum rubrum, ist ein aus iglanz bereitetes, braunrothes, mit der Zeit hellbraun werdendes Pulver, ich an der Luft oxydirt u. zersetzt; es ist geruch- u. geschmacklos, im Wasser kohol unlöslich u. wird nur als Heilmittel angewendet. Zur Bereitung en sind in den verschiedenen Pharmakopöen abweichende Vorschriften ent- ı, die entweder ein oxydfreies, oder oxydhaltiges Präparat geben; das erstere stets eine dunklere Farbe. An kaltes destillirtes Wasser darf der K. Nichts en, er muß sich ohne Rückstand in kaustischer Lauge auflösen und in einem nden Löffel sich gänzlich verflüchtigen.

Kern, Vincenz Ritter von, berühmter Chirurg, geboren zu Grätz den ian. 1760, Sohn eines gräflichen Beamten, besuchte das Gymnasium da- erlernte dann die Chirurgie und conditionirte von 1779 an zu Salzburg, : und Venedig, studirte von 1783 an zu Wien, wurde 1784 Magister der ırgie und Geburtshelfer und im selben Jahre noch Leibchirurg des regieren- erzogs von Sachsen-Hildburghausen. Nach dessen Tode bereiste er Deutsch- Italien und einen Theil Frankreichs; 1786 kehrte er nach Wien zurück, ete sich mit neuem Eifer dem Studium, gab Privatunterricht in der Chirurgie wurde 12. April 1790 zum Chir. Dr. promovirt; 1795 wurde er Wundarzt . k. Taubstummeninstitute, 1797 Professor der Chirurgie und Geburtshülfe ıibach, in welcher Stellung er die Einimpfung der natürlichen Blattern und : der Kuhpocken in Krain einführte; 1799 erwarb er sich die Würde eines Dr., 1805 wurde er ordentlicher Professor der Chirurgie in Wien u. 1807 tor des auf seine Veranlassung errichteten Operations-Institutes; 1815 wurde m k. k. Rath ernannt, 1817 Leibchirurg des Kaisers, 1824 vertauschte er das

1826, in Deutsche übersetzt, Stuttgart 1810; „Die Steinbeschwerden der Harnblase u. der Blasenschnitt," Wien 1828 (K. hat 337 Male den Blasenschnitt verrichtet und darunter nur 10 Operirte an den unmittelbaren Folgen der Operation, 31 Operirte aber im Ganzen verloren); Vgl. K.s Biographie von R. J. Hussian in „Neues Archiv für Geschichte rc.," Wien 1829, Nro. 64. E. Buchner.

Kerner, Justinus (eigentlich Andreas Christian), königlich württembergischer Oberamtsarzt in Weinsberg, geboren den 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg, Sohn des dortigen Regierungsrathes und Oberamtmannes, erhielt den ersten Unterricht in der lateinischen Schule in Ludwigsburg und im Kloster Maulbronn, wurde nach seines Vaters Tode für die Handlung bestimmt und kam deßwegen in die Tuchfabrik nach Ludwigsburg. Dieser, seiner Neigung ganz widerstrebenden, Beschäftigung wurde er durch Vermittelung des damaligen Diakonus Conz (s. d.) entzogen u. kam 1804 auf die Universität Tübingen, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen. Hier verband er sich mit Uhland, dessen Liebe zur Dichtkunst er theilte. 1808 wurde K. zum Med. Dr. promovirt, 1809 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Wien, wurde nach seiner Rückkehr praktischer Arzt in Gailbdorf, 1817 ebendaselbst Oberamtsarzt, 1819 aber als solcher nach Weinsberg versetzt, wo er am Fuße der Weibertreue sich anbaute. Die volleste Anerkennung erwarb sich K. als Dichter u. Mitbegründer der neueren schwäbischen Dichterschule; in Verbindung mit Uhland, Schwab rc. gab er den „Poetischen Almanach," Heidelberg 1812, u. den „deutschen Dichterwald," Tübingen 1813 heraus, in denen seine schönsten Gedichte sich befinden; eine Sammlung seiner Gedichte kam heraus in 3. Auflage, Stuttgart 1841, 2 Bde.; sein erstes poetisches Werk erschien anonym: „Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux," Heidelberg 1811. — Als Arzt erwarb sich K. große Verdienste durch die Entdeckung der Fettsäure, eines, in verdorbenen geräucherten Würsten sich bildenden Stoffes, der vergiftend wirkt u. in Württemberg bei dem häufigen Genuße geräucherter Würste vielfältige Vergiftungen herbeiführt, deren Ursache man früher nicht kannte. Weniger allgemeinen Beifall erwarb er sich durch sein Hinneigen zur Theosophie u. seine Lehre von dem „Hereinragen der Geisterwelt in die unsere." Vielfältig Somnambulen beobachtend, kam er auf diese Lehre; daß er selbst von der Wahrheit derselben überzeugt ist, unterliegt bei seinem trefflichen Charakter keinem Zweifel: eine andere Frage aber ist, ob ihn nicht seine dichterische Phantasie etwas zu weit geführt hat; daß jedenfalls Etwas an der Sache sei, wird der unbefangene Beobachter zugeben müssen. — Unter den ärztlichen Schriften K.s zeichnen sich aus: „das Wildbad im Königreiche Württemberg," Tübingen 1811, 4. Aufl. 1839. — „Das Fettgift," Stuttgart u. Tübingen 1822; „Geschichte zweier Somnambulen," Karlsruhe 1824. — „Die Seherin von Prevorst," Stuttgart u. Tübingen 1829, 4. Aufl. 1847, auch ins Schwedische übersetzt. — „Blätter aus Prevorst," 12 Sammlungen, Karlsruhe 1831—1839 und deren Fortsetzung „Magicon," Stuttgart 1839. — „Geschichten Besessener neuerer Zeit," Karlsruhe 1834, 2 Aufl. 1835 rc. E. Buchner.

Keroplastik (griech.), Wachsbildnerei, deren Erfinder wohl Aegypter u. Perser gewesen sind, weil sie sich des Wachses zum Einbalsamiren der Todten bedienten. Dann kam die Kunst der K. zu den Griechen, und schon Anakreon kennt einen Amor aus Wachs geformt. Lisistratus scheint zuerst Bildnisse in Formen gegossen u. dadurch eine größere Naturähnlichkeit hervorgebracht zu haben. Bei den Römern wurden die Bilder der Vorfahren aus Wachs in den Vorzimmern aufgestellt, u. vielleicht waren zuweilen auch die Laren u. Penaten aus Wachs. Im Mittelalter bildete man die Häupter und Gesichter der Heiligen aus Wachs, u. nachdem die Kunst selbst in Verfall gerathen war, scheint Andrea del Verochio im 15. Jahrhunderte wieder der Erste gewesen zu seyn, der Bildnisse lebender u. todter Personen in Wachs fertigte, wie Cajetan Julio Zumbo (geboren 1656) der Erste war, welcher des Wachses sich zu anatomischen Präparaten bediente.

erp, Matthias Wilhelm, Oberpfarrer zu St. Columba in Köln, als
redner, wie als Herausgeber mehrer wissenschaftlichen Werke berühmt. Er
m 5. April 1788 zu Köln geboren u. von seinen rechtschaffenen u. from-
ltern sorgfältig erzogen. Familienverhältnisse nöthigten ihn, seine, mit dem
ßten Erfolge begonnenen, Studien zu unterbrechen und eine Hauslehrer-
ei einer adeligen Familie anzunehmen. Aber das innige Verlangen, sich
istlichen Stande widmen zu können, vermochte ihn, neben der Haltung
Lehrstunden seine wissenschaftliche Ausbildung fortzusetzen, so daß er im
1808 in das Priesterseminar zu Köln aufgenommen werden konnte. Trotz
mals am Rheine herrschenden Verwirrung aller kirchlichen Verhältnisse
im Kölner Seminar unter der vortrefflichen Leitung des gelehrten u. from-
räses Förster altkirchliche Zucht u. wissenschaftliches Streben, weßhalb K.
och in späteren Jahren mit Dankbarkeit und Liebe sich seiner Lehrer im
are, besonders des ehemaligen Förster, erinnerte. Am 9. Dec. 1812 zu
durch den Bischof Colmar zum Priester geweiht, wirkte er 2 Jahre als
ikar in dem Dorfe Meckenheim, ward dann als Kaplan nach St. Mar-
bald darauf in gleicher Eigenschaft zur Hauptpfarre St. Columba in sei-
terstadt Köln berufen. Hier entwickelte sich seine ausgezeichnete Redner-
o daß er, so oft er predigte, ein überaus zahlreiches Publikum aus ganz
m seine Kanzel versammelt fand. Auch in der Katechese leistete er Vor-
es. Er verstand es in hohem Grade, sich zu den Begriffen der Kleinen
laffen u. seinen Vortrag lebhaft u. anziehend zu machen. Im Jahre 1824
er zum Pfarrer zu St. Alban in Köln befördert, wo er 22 Jahre mit
Segen wirkte u. die, nach Verrichtung seiner Amtsgeschäfte ihm noch
Muße dem Studium und der Herausgabe wissenschaftlicher Werke wid-
K. war ein Mann von ächtem altkölnischem Charakter u. vertrat bis in
tere Zeit hin die Gesinnung des alten, ehrwürdigen Klerus der Kölner
ese, welcher nie mit dem Strome der Zeit geschwommen und in dem nur
eglichen, u. dem fremden Einflusse sich zu sehr preisgebenden Rheinlande
rn einer ehrenfesten Gesinnung bewahrt hat. Er war bieder und gerade.
jarfer Beobachter und feiner Kenner der Menschen, durchschaute er bald
e u. zweizüngige Charaktere u. trat überall offen u. ungescheut mit seiner
ugung hervor. Der Erzbischof Clemens August betrachtete ihn als eine
ützen der altkatholischen Gesinnung in Köln und hat sich in seinem Ver-
nicht getäuscht. Schon unter dem Erzbischofe Spiegel hatte sich K. dem
e hermesischer Neuerung entgegengesetzt, weßhalb ihn im Jahre 1830 einer
epten dieser Schule mit der den Hermesianern eigenen Ungezogenheit zu
limpfen versucht hatte. Vergl. die Anmerkung auf S. 88 zu der, von
in Bonn veranstalteten, Ausgabe der Apologie des Justin M., Bonn b.
t 1830. Jedenfalls zeugt dieses von dem richtigen theologischen Takte,
der ältere kölnische Klerus den Geist des hermesischen Systemes zu beur-

Hause zurückkehrte, fühlte er sich unwohl. Am Sonntage las er noch die heilige Messe, mußte aber am Abende schon früh sich legen u. während der Nacht einen Arzt zu Hülfe rufen lassen. In den folgenden beiden Tagen ordnete er alle seine Geschäfte. Als ein Priester Mittwochs ihn fragte, ob er die heiligen Sakramente empfangen wolle, antwortete er, obwohl er noch einige Tage zuvor gebeichtet u. sich im heiligen Meßopfer mit seinem Heilande vereinigt hatte, mit einer nachdrucksvollen Stimme: „Ich wünsche und verlange die heiligen Sakramente der römisch-katholischen Kirche zu empfangen, u. zwar das heilige Sakrament der Buße, das heiligste Sakrament des Altars und die heilige Oelung." Weil man jedoch noch an keine nahe Gefahr dachte, so ward die Ertheilung der heiligen Sterbesakramente bis zum nächsten Tage verschoben. Am anderen Tage jedoch (den 14. Oct. 1847) war er Morgens früh um 6½ Uhr bereits sanft u. ruhig entschlafen. Das feierliche Leichenbegängniß fand am 18. October unter großer Theilnahme der Geistlichkeit und der Bürgerschaft von ganz Köln statt. K. war ein frommer Priester, ein treuer u. wahrhafter Freund, ein Mann der That u. der Gesinnung. — Außer mehren kleineren Schriften, unter denen besonders eine vortreffliche Gedächtnißrede auf den Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg Erwähnung verdient, gab er im Jahre 1828 die Aphorismi eucharistici von Merlo-Horstius, weiland Pastor von St. Maria in Pasculo zu Köln, heraus. Dieselbe Schrift erschien von ihm auch in deutscher Uebersetzung. Ein vorzügliches Verdienst aber erwarb sich K. durch die Uebersetzung u. Herausgabe der Werke des gelehrten C. Ulenberg, weiland Pastors zu St. Columba in Köln, wodurch das Andenken dieses einst so hoch gefeierten Theologen in Deutschland erneuert wurde. Zuerst erschien (Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielmann 1834) die Uebersetzung von C. Ulenbergs „Zweiundzwanzig Beweggründen." Darauf folgte Ulenbergs Geschichte der lutherischen Reformation, u. zwar 1836 der erste Band, enthaltend das Leben Luthers. Der zweite Band, enthaltend das Leben Melanchtons, folgte im Jahre 1837. Ihm sind die Actenstücke über die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen beigedruckt. An der Bearbeitung des Lebens von Flacius Illyricus, Georg Major und Andreas Osiander war Ulenberg durch zu frühen Tod gehindert. Auf jeden Fall aber bleibt dieses Werk Ulenbergs eine bedeutende Quelle für die Geschichte der Reformationszeit. **M.**

Kertsch, Stadt auf der russischen Halbinsel Krim im Gouvernement Taurien u. zwar auf der gleichnamigen Landzunge, zwischen dem schwarzen u. Asow'schen Meere und der Straße von Kaffa, mit einem guten, von Festungswerken gedeckten, Hafen u. 4000 Einwohnern. Bei der Stadt finden sich Höhlen, die größtentheils schon durchsucht sind u. worin sich Münzen von Mithridates u. Denkmäler griechischer Cultur finden. Unweit davon die Ruinen des alten Pantikapäon (s. d.). K. ist höchst wichtig wegen seiner Seesalzsiedereien, seines Fischfangs u. seiner Caviarbereitung u. hat bedeutende Ausfuhr von Landesproducten, indem namentlich das Getreide von den Ufern des Don sich meist hier concentrirt. Im Jahre 1846 wurden im direkten Verkehre 5087 Tschetwert Weizen, 11,087 Pud Caviar, 1300 Tschetwert Leinsaat, 525 Pud Butter, 208 Tschetwert Rapssaat, 160 Pud Wolle, 50 Pud Mehl, 160 Pud gesalzene Fische, 221 Pud Häute u. 180 Stück Filzteppiche ausgeführt. Die Einfuhr kann bei den bestehenden Prohibitivmaßregeln keine bedeutende seyn; sie betrug im Jahre 1846 55,348 Fl. C. M. u. umfaßt meist Wein u. baumwollene Stoffe. In dem genannten Jahre liefen in K. 246 Kauffahrer von 57,119 Tonnen ein, u. zwar 55 sardinische, 51 englische, 43 russische, 22 österreichische, 19 griechische, 17 jonische, 16 französische, 14 türkische, 4 neapolitanische, 2 hannöversche, 1 norwegischer, 1 holländischer, 1 toskanischer. Ungeachtet mehrfältiger Hindernisse ist der Ausfuhrhandel des asow'schen Meeres im Fortschritte begriffen und er würde, ohne die 28tägige Quarantäne in K., die Schifffahrtshindernisse im asow'schen Meere, den Mangel an den zum Transport aus dem asow'schen Meere nach K. nöthi-

en Küstenfahrzeugen (die Küstenschifffahrt in diesen Meeren darf nur von russi-
schen Fahrzeugen betrieben werden) und an Magazinen in K., gewiß noch be-
deutender seyn.

Kessel (Johann van), Maler, geboren zu Antwerpen 1626, malte mit
vielem Geschmacke u. einer fleißigen Ausführung Blumen, Früchte, Vögel u. In-
sekten, die sehr theuer bezahlt wurden. Sein Sohn, gleiches Vornamens, ging
1680 nach Spanien, wo er für den Hof Bildnisse, Landschaften, Früchte, Blu-
men u. kleine Geschichtsstücke mit ausnehmender Aehnlichkeit malte u. 1708 starb.

Kessels (Matthias), berühmter Bildhauer, geboren 1784 zu Mastricht,
betrieb als Goldschmied in Paris die Plastik, ging 1816 über Hamburg nach
Petersburg zu Camberlain, besuchte 1817 seine Vaterstadt, dann Paris u. Rom,
wo er in Thorwaldsens Atelier die Basreliefs „Tag und Nacht" arbeitete und
durch den „heiligen Sebastian" Canova's Preis gewann. Von hohem Werthe sind:
ein stehender Dioscobulus, eine herrliche Scene aus der Sündfluth, Diskoswer-
fer, ein Kopf des Erlösers. Er starb 1836.

Kesselsdorf, ein Dorf von 260 Einwohnern, eine Meile südwestlich von
Dresden, an der Straße nach Freiberg, berühmt durch den im zweiten schlesischen
Kriege 15. December 1745 von dem preußischen Feldmarschall, Fürsten Leopold
von Anhalt-Dessau, über die Sachsen unter Graf Rutowski erkämpften Sieg. —
Während Friedrich II. aus der Oberlausitz gegen Dresden vordrang, marschirte
Fürst Leopold von Halle mit 35,000 Mann zu gleichem Zwecke ab u. drängte
die sächsische, 33,000 Mann starke, Armee von Leipzig über Meißen zurück. Bei
K. nahm sie Stellung, besetzte dieses auf dem rechten Flügel gelegene Dorf mit
8 Geschützen in Fronte, 11 in der Flanke u. 8 Grenadier-Bataillonen u. dehnte
ihre Schlachtlinie hinter einem hohen Ravin bis zum oberen Zschoner Grunde
gegen die Elbe hin aus. In dieser Verfassung erwartete sie die Preußen, die den
15. Nachmittags 2 Uhr in Schlachtordnung vorrückten, K. sogleich als den wich-
tigsten Punkt erkannten u. dasselbe mit 6 Bataillonen unter General Herzberg
zu stürmen begannen. Der Angriff aber wurde durch das mörderische, aus Fronte
u. Flanke kommende Geschützfeuer abgeschlagen; General Herzberg selbst blieb todt
auf dem Platze. Statt nun aber einen erneuerten Angriff ruhig abzuwarten,
gab General Wilster den sächsischen Grenadieren Befehl, aus dem Dorfe zu bre-
chen, die Preußen zu verfolgen u. 8 von ihnen stehen gelassene Geschütze zu neh-
men. Kaum aber waren sie in's Freie gelangt, als sie von dem preußischen
Dragonerregimente Bonin, unterstützt von dem Kürassierregimente Stille, ange-
griffen u. geworfen wurden, wodurch in der allgemeinen Verwirrung der preu-
ßische General Lehwald mit 2 Bataillonen, ehe noch von sächsischer Seite Hülfe
herbeieilen konnte, Gelegenheit erhielt, in das Dorf einzudringen. Zwar wollten
4 herbeigekommene sächsische Gardebataillone ihnen dasselbe wieder entreißen, muß-
ten aber nach längerem Kampfe sich zurückziehen. Zu gleicher Zeit mit der Weg-
nahme von K. machte auch der rechte preußische Flügel unter Prinz Moriz von
Dessau einen Bajonnetangriff auf die Sachsen, durchbrach dieselben u. entschied
hiedurch, da auch gleichzeitig die Preußen von K. aus die Sachsen in Flanke
u. Rücken angriffen, die Schlacht; die sächsische Infanterie, die von ihrer Reiterei
nicht unterstützt wurde, mußte sich in wilder Flucht zurückziehen u. konnte sich
erst bei Plauen wieder sammeln. Die Sieger lagerten auf dem Schlachtfelde.
Der Verlust der Schlacht ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß Prinz
Karl von Lothringen, der mit 45,000 Oesterreichern eine Meile rückwärts bei
Plauen stand, die Sachsen nicht im Mindesten unterstützte, sondern gerade zur sel-
ben Zeit, als der Donner der Schlacht in seine Ohren tönte, den kranken Her-
zog von Sachsen-Weißenfels zu Dresden besuchte. Der Verlust der Sachsen be-
trug 3811 Mann an Todten u. Verwundeten, 5000 Mann an Gefangenen, 48
Geschütze, 5 Fahnen u. 3 Standarten. Die nächste Folge war die Uebergabe
Dresdens 17. December, die Vereinigung von Leopolds u. Friedrichs Armee u.

bald darauf der am 25. December zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossene Friede. Ow.

Kettenbruch, continuirlicher oder fortlaufender Bruch, ist diejenige Bruchform, dessen Nenner aus einer ganzen Zahl und einem Bruche, der wieder eine ganze Zahl und einen Bruch enthält u. s. f. besteht. Unter gewöhnlichen oder gemeinen K.en versteht man solche, wo alle vorkommenden Zähler = 1.

z. B. $$\cfrac{1}{b \pm \cfrac{1}{b^2 \pm \cfrac{1}{b^3 \pm \cfrac{1}{b^4 \text{ ꝛc.}}}}} \quad \text{oder} \quad \cfrac{1}{2 + \cfrac{1}{3 + \cfrac{1}{4 + \cfrac{1}{5 \text{ ꝛc.}}}}}$$

Die einzelnen Glieder heißen Ergänzungsglieder, die Nenner werden Partialnenner genannt. Ein K. kann endlich oder unendlich u. letzterer, in sofern seine Glieder nach einer bestimmten Anzahl in derselben Ordnung wiederkehren, auch periodisch seyn. Jeder gewöhnliche Bruch läßt sich in einen K. verwandeln, wenn man den Zähler in den Nenner, dessen Rest in den Zähler, dessen Rest in den vorigen Divisor u. s. f. so lange dividirt, bis der letzte Divisor = 1. z. B.

$$\frac{11}{48} = \cfrac{1}{\frac{48}{11}} = \cfrac{1}{4 + \frac{4}{11}} = \cfrac{1}{4 + \cfrac{1}{\frac{11}{4}}} = \cfrac{1}{4 + \cfrac{1}{2 + \frac{3}{4}}} = \cfrac{1}{4 + \cfrac{1}{2 + \cfrac{1}{\frac{4}{3}}}} = \cfrac{1}{4 + \cfrac{1}{2 + \cfrac{1}{1 + \frac{1}{3}}}}$$

Eben so kann man jeden K. in einen einfachen verwandeln, wenn man die vorher angegebene Weise Schritt vor Schritt rückwärts ausführt. Die bei obigem Beispiele erhaltenen Quotienten bilden die Partialnenner u. würde man in der Mitte des obigen K.es abbrechen u. ihn in einen gewöhnlichen Bruch verwandeln, so würde dieser der Näherungs- oder Partialwerth des K.es seyn. K.e dienen, einen Bruch von großen Zahlentheilen in kleineren annäherungsweise zu bestimmen u. werden in der Algebra bei unbestimmten Gleichungen des ersten Grades, sowie bei anderen Rechnungsarten, bei Auflösungen von irrationalen Quadratwurzeln (daher periodische K.e) gebraucht. Erst Brounker (1620—84) wendete sie an, indem er das Verhältniß eines Quadrats des Durchmessers zum Inhalte des Kreises durch einen K. bestimmte (später ergänzte dies die Ludolfsche Zahl). Eben so finden wir sie bei Huygens (1629—1695). Euler (1707—83) stellte eine vollständige Theorie derselben auf und auch transscendente Formen durch sie dar. Vergl. Stern, Theorie der K.e, Berlin 1834. wR.

Kettenbrücken, eine Erfindung der neueren Zeit, sind solche Brücken (s. d.), welche die Verbindung der beiderseitigen Ufer eines Stromes mittelst eiserner Ketten bewerkstelligen, die, über den Strom ausgespannt, die Brückenbahn an eisernen Stäben tragen. Die K. werden auf doppelte Art construirt. Nach der ersteren spannt man auf beiden Seiten der Brückenbahn Ketten von dem einen Ufer zu dem andern u. hängt mittelst Hängestäben an diese Ketten die Brückenbahn, oder legt letztere über die Ketten u. läßt sie von auf den Ketten stehenden Stützen tragen. Nach der letzteren Construction gehen von einzelnen Punkten der langen Seiten der Brückenbahn Stangen nach einem festen Punkte oberhalb des nächsten Landendes. Diese Stangen tragen alsdann durch ihre absolute Festigkeit das Gewicht der ganzen Brücke. Die Theile der Ketten, welche den Brückenkörper tragen, heißen Tragketten, die aber auf der Landseite der Stützen Spannketten. Die Gestalt der Kettenglieder, sowie die Befestigung der Hängestäbe an die Ketten, ist verschieden, aber immer wechseln kurze u. lange Kettenglieder mit einander ab. Auf die Gestalt, Höhe u. geognostische Beschaffenheit der Stromufer kommt bei Anlegung einer Kettenbrücke sehr viel an, denn hier-

nach richtet sich die Construction u. Befestigung beider Enden der K. — Die Theorie der **Kettenlinie** (s. d.), Parabel u. Cykloide bietet manche Sätze dar, die bei der Construction der K. zu berücksichtigen sind. Die wichtigsten dieser Sätze sind folgende: die Gewalt, mit welcher die Kette in horizontaler Richtung auszuweichen strebt, ist in allen deren Theilen gleich groß u. der Spannung im Scheitel gleich; ferner die Gewalt, mit der die Kette in irgend einem Punkte nach vertikaler Richtung zu zerreißen strebt, gleich dem Gewichte der Kette von diesem gedachten Punkte an bis zum Scheitel. Bei gleichen Spannweiten steht die horizontale Spannung in umgekehrtem Verhältnisse mit der Tiefe des Bogens, wächst hingegen nach den Quadraten der Spannweiten. Zufolge der Erfahrung ist es gut, daß, weil die Schwankungen der Ketten im geraden Verhältnisse der Quadratwurzel des Pfeiles u. im umgekehrten Verhältnisse der Spannweite stehen, die Senkung im Verhältnisse der Spannweite so weit zu vermindern, als es die hierdurch verstärkte horizontale Spannung nur immer erlaubt. Man vermehre also auch lieber die Stärke der Tragketten. Endlich muß man auch dem Fahrwege der K. entweder durch sein Geländer, oder mittelst eines leichten Sprengwerkes die möglichste Steifigkeit verschaffen. Auch mag noch schließlich bemerkt werden, daß die sicherste Unterstützungsart der Ketten stets diejenige bleibt, wo die Ketten so über die Tragpfeiler hingezogen werden, daß sie zu beiden Seiten gleich große Winkel formiren. — Die älteste Kettenbrücke ist die 1741 über den Tees angelegte Winchbrücke in England, das überhaupt die kühnsten derartigen Bauten hat. Nach England ergriff Nordamerika zuerst dieß System u. 1809 wurde in Massachusetts eine Brücke von 244 Fuß Spannung über den Merrimak erbaut; 1811 aber hatte Amerika schon acht K., darunter die bei Wilmington mit 145 u. die bei Brownsville mit 120 Fuß Spannung. Auch Frankreich besitzt mehre K., von denen die in den Champs Elysées die bedeutendste ist. In Frankreich wurden nach Seguin's Angabe viele Drahtseilbrücken erbaut, weßhalb auch in Frankreich allein so viele Unglücksfälle mit Hängebrücken stattfanden, als in allen anderen Ländern zusammengenommen. Deutschland sträubte sich Anfangs gegen Annahme des Systems; doch sind auch hier jetzt mehre K. vorhanden, z. B. in Bamberg über die Regnitz, in Malapane, in Wien (zwei), in Prag u. anderwärts. Ein sehr bedeutender Bau der Art ist die Brücke über die Donau bei Pesth.

Kettenkugel, ein früher gebrauchtes, jetzt aufgegebenes Geschoß, welches aus zwei, mittelst einer Kette mit einander verbundenen, halben Kugeln bestand u. aus großen Kanonen u. Mörsern geschossen wurde.

Kettenlinie heißt eine transscendente krumme Linie, die von einer an beiden Enden aufgehängte Kette, oder von einem Stricke, oder sonst einem fadenartigen Körper (daher auch Strick- oder Fadenlinie) wenn derselbe lediglich der Wirkung seiner Schwerkraft überlassen ist, gebildet wird. Nach streng mathematischer Forderung wird eine, durch einen gleichförmig schweren, vollkommen biegsamen, nicht dehnbaren Körper unter den gedachten Bedingungen sich bildende, Curve darunter verstanden. Galiläi vermuthete, daß solche eine Parabel sei. Leibnitz entdeckte zuerst ihre eigentliche Construktion, Eigenschaften u. Nutzen für die höhere Mathematik, indem er zeigte, wie durch sie so viele mittlere proportionale Linien zwischen 2 gegebenen sich finden lassen, als man nur verlangt. Ein Gewölbe, das völlig im Gleichgewichte eine Last tragen soll, muß nach einer K. gewölbt seyn. Vgl. Untersuchungen über die Kettenbrückenlinie von J. P. Kulik, Prag 1838.

Kettenrechnung gründet sich ursprünglich auf eine Proportionalrechnung u. ist das Verfahren, zwei verschiedene Größen durch Mittelgrößen zu vergleichen, welche entweder gleichartiger oder ungleichartiger Natur sind (wie Maße u. Geld). Im ersteren Falle ist es eine einfache Reductionsrechnung, im anderen die sogenannte zusammengesetzte K. Das Verfahren ist, die unbekannte Größe voran u. ihr rechts gegenüber den Gleichungswerth zu setzen; darunter links fängt die dem Gleichungswerthe gleichartige Größe wieder an und ihr gegenüber kommt der fol-

gende Gleichungswerth. Dieß Verfahren wird fortgeführt, bis unten rechts eine der ersten unbekannten gleichartige Größe schließt, worauf die Größen der linken sowie die der rechten Colonne mit sich multiplicirt u. das Produkt der letzteren durch das Produkt der ersteren dividirt, das verlangte Resultat gibt. Man nehme z. B. die Maße A, B, C, D. E verschiedener Länder u. es sei bekannt daß aA = bB; cB = dC; eC = fD u. gD = hE, so wird verlangt, ein Maß nA in E anzugeben:

Proportionalsatz.		Kettensatz.
x : n = A : E	gibt	xE = nA
a : b = B : A	„	aA = bB
c : d = C : B	„	cB = dC
e : f = D : C	„	eC = fD
g : h = E : D	„	gD = hE

$$x = \frac{n.A.b.B.d.C.f.D.h.E}{E.a.A.c.B\ e.C.g.D} = \frac{nbdfh}{aceg} \text{ also: } \frac{abdfh}{aceg}E = nA.$$

Eine zusammengesetzte Anwendung dieses Beispiels wäre folgende: 27 Amsterdamer Centner kosten in Berlin 729 Gulden holländisch. Wie viele Silbergroschen kostet das Berliner Pfund wenn 1028 Berliner Pfd. = 975 Pfd. holländisch und 14 Thlr preußisch = $24\frac{5}{8}$ Gulden holländisch betragen.

Silbergr.	x	=	1 Pfd Berlin.
Pfd. Berlin.	1028	=	975 Pfd. holl.
Pfd. holl.	100	=	1 Cent. Amsterd.
Cent. Amsterd.	27	=	729 Flor. holl.
Flor. holl.	$24\frac{5}{8}$	=	14 Thlr. preußisch.
Thlr. preuß.	1	=	30 Silbergr.

$x = (1 \times 975 \times 1 \times 729 \times 14 \times 30) : (1028 \times 100 \times 27 \times 24\frac{5}{8} \times 1)$
$x = (195 \times 27 \times 7 \times 3) : (1028 \times 24\frac{5}{8})$
$x = 4\frac{1}{3}\frac{3}{3}\frac{7}{4}\frac{8}{1}$ oder $4\frac{1}{3}$ Silbergr. c. = 1 Pfd. Berlin.

Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen nennt man den Kettensatz u. die Vorschrift dieses Verfahrens die Kettenregel. Als Erfinder wird L. F. de Rees angegeben (nach andern Graumann), doch findet sie sich schon in Chr. Rudolfs Rechenbuche von J. 1526 u. in Frankreich bediente man sich ihrer schon im 17. Jahrhunderte als Coujointe. wR.

Kettenschluß, s. Sorites.

Ketzer (haeretici, *αἱρετικοί*) heißen diejenigen Glieder der Kirche, welche von der anerkannten u. in gehöriger Weise ausgesprochenen Lehre der Kirche abweichen. Wer also, völlig außer der Kirche stehend, ihre Lehre angreift, wird nicht als K., sondern nur als Ungläubiger oder als Irrender betrachtet. Wer ferner, obwohl er durch den gültigen Empfang der heiligen Taufe der Kirche einverleibt ist, doch niemals in einer thätigen Gemeinschaft mit der Kirche gestanden hat u. nun als Gegner ihrer Lehre auftritt, oder ohne Vorsatz u. Willen von ihrer Lehre abweicht, der fällt allerdings im Allgemeinen mit in die Kategorie der K., obwohl der Grad der Schuld u. der Strafbarkeit sehr verschieden seyn kann. Die vollendete formelle Ketzerei tritt dann ein, wenn Einer, seine Mitgliedschaft zur allgemeinen Kirche anerkennend, oder dieselbe erst in Folge eines Zerwürfnisses mit ihr verläugnend, in Einem oder in mehren Punkten der Glaubenslehre sich ihrer Auktorität entzieht u. seine eigene Meinung, der kirchlichen Auktorität gegenüber, hartnäckig festhält. Schon daraus erhellt, daß ein Unterschied gemacht werden muß zwischen materiellen u. formellen K.n. Zu den ersteren rechnet man vorzugsweise Diejenigen, die zwar durch die Taufe der Kirche angehören, aber ohne ihre Schuld nie faktisch deren höchste Auktorität anerkannt haben u. nun den Irrthum, den sie durch falsche Erziehung oder dgl. eingesogen haben, der kirchlichen Lehre gegenüber vertheidigen u. ausbreiten. Sind diese aber durch die Gnade Gottes zur Anerkennung der wahren Kirche Christi beru-

fen, ohne daß sie diesem inneren Rufe gefolgt sind, so können sie schon nicht mehr als bloß **materielle** K. betrachtet werden. Wer aber je im thatsächlichen Verbande mit der kirchlichen Gemeinschaft gestanden, dann aber sich gegen die ausgesprochene Lehre der Kirche hartnäckig erhoben hat, kann nur als **wirklicher, formeller** Ketzer betrachtet werden. Verschieden von der Ketzerei ist das **Schisma**, welches darin besteht, daß Einer, ohne gerade von der wahren Lehre abzuweichen, die von Gott eingesetzte Kirchenauctorität in Sachen der Disciplin u. der Kirchenregierung nicht anerkennt u., soviel an ihm ist, in dem einigen Leibe der Kirche Parteiungen u. Spaltungen hervorbringt. Geht das Schisma aus einer Läugnung der von Gott selbst geordneten Prinzipien, worauf die ganze Regierung der Kirche beruht, hervor, so ist es durchaus häretischer Natur u. mit der Ketzerei ganz auf gleiche Stufe zu setzen. Das Christenthum betrachtet die Ketzerei als die größte Sünde, ja, als ein Ungeheuer von Verbrechen, das sie vom Anfange an mit dem Brandmale allgemeiner Verachtung bezeichnet hat. Und das mit vollem Rechte; denn der Ketzer steht mit Gott u. mit sich selbst im geraden Widerspruche u. begeht an der menschlichen Gesellschaft den größten Frevel. Mit Gott steht er im direkten Widerspruche, weil Gott sich durch seinen eingeborenen Sohn, der als höchste Lehrauctorität für alle Menschen von Gott bezeichnet u. besiegelt ist, geoffenbart hat, Christus aber durch seine Kirche allein, die sein Leib, die Fortsetzung seiner Menschwerdung ist, die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit u. zum Heile führt. Darum ist den Lehrern der Kirche gesagt: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich." Der K. ist mit sich selbst im Widerspruche, weil er als Glied der Kirche Christus als höchste Auctorität anerkennt u. dennoch diese höchste Auktorität, die nur mittelst der Kirche spricht, mit Füssen tritt, dagegen aber sich selbst als höchste Auctorität geltend macht. Will er also Christus in der Kirche nicht mehr anerkennen, so muß er sich von der Kirche Christi trennen u. eine eigene Kirche stiften, deren Haupt er selbst ist u. die er nach seinem Namen nennt. Der K. begeht endlich einen Frevel an der menschlichen Gesellschaft, weil er das unendlich heilige u. hehre Band, wodurch die Menschen wieder an eine höhere, von Gott begründete Ordnung geknüpft u. aus der unendlichen Zerstreuung, worin Sünde u. Irrthum sie gestürzt hatten, um einen lebendigen Mittelpunkt, um Christus, versammelt waren, so viel an ihm ist, wieder auflöset u. um seines Hochmuthes willen Tausende von Seelen ins Verderben stürzt. Darum gibt es kein Verbrechen, gegen das die heiligen Schriften mit mehr Nachdruck warnen, als die Ketzerei. Sie setzen dieselbe dem Ehebruche u. der Hurerei völlig gleich. „Wer die Kirche nicht hört, sagt der Heiland, Matth. 18, 17., der sei dir wie ein Heide u. Zöllner." — So wie er den Teufel als Wolf bezeichnet, der die Schafe zu rauben u. zu zerreißen trachtet, Joh. 10, 12., so nennt Paulus die ketzerischen Lehrer „reißende Wölfe, die der Heerde nicht schonen; Irrlehrer, die in Trennung von der Kirche einen Anhang für sich zu werben trachten," Apg. 20, 29—30. Der heilige Petrus nennt die K. unvernünftige Thiere, Quellen ohne Wasser, vom Winde gejagte Nebelwolken, zum ewigen Verderben aufbewahrt, 2. Petr. 2, 12—17. Vgl. besonders 2, 21—22. Weil die K. direkt der Ordnung Christi widerstreben, so bezeichnet die heilige Schrift dieselben durchgängig als Knechte und Helfershelfer des Satans und nennt ihren Anhang „Synagoge des Teufels." Vergl. 1. Timoth. 4, 1.; 2. Tim. 2, 25—26.; 1. Joh. 4, 3.; Apok. 2, 6. 9. 13. 14—16.; 3, 9. ꝛc. Daher sollten Christen sich nicht durch Berührung mit K.n beflecken, ja, selbst christliche Lehrer sollten, wenn sie dieselben vergeblich zur Bekehrung ermahnt, den Umgang mit ihnen meiden. So schreibt Paulus an Titus, 3, 10.: „Einen K. sollst du nach zweimaliger Ermahnung meiden." Eben so 2. Tim. 4, 15. Der heilige Johannes schreibt seinen Gläubigen: „Kommt Einer zu Euch, der diese Lehre (von der Menschwerdung des Sohnes Gottes) nicht mitbringt, so nehmet ihn nicht auf in euer Haus u. bietet ihm keinen Gruß; *denn wer ihn grüßet, der nimmt Theil an seinen Werken.*" Derselbe Abscheu

vor K.n, der sich so oft u. nachdrucksam in der heiligen Schrift ausspricht, findet sich überall in der Kirche der ersten Jahrhunderte wieder u. ist bis auf den heutigen Tag jedem wahrhaft frommen u. gläubigen Gemüthe tief eingeprägt. Wo die Kirche als Werk des unter den Menschen fortlebenden Gottmenschen mit hoher Ehrfurcht betrachtet wird, da kann auch in der Auflehnung gegen dieselbe nur eine beginnende Manifestation des Antichristes gesehen werden. Darum wird vom heiligen Johannes erzählt, er sei, als der Irrlehrer Cerinthus mit ihm zugleich in ein Bad habe eintreten wollen, eilig entflohen, damit das Gebäude nicht über beide zusammenstürze. Der heilige Ignatius, der Apostelјünger, nennt die K. „[illegible]ere in Menschengestalt (θηρία ἀνθρωπομορφά ad Smyrn. cap. IV.), denen nur zu begegnen ein Unglück sei." Er nennt sie, Ephes. 10., Gift- und Teufelspflanzen, durch welche der Teufel die Christen zu verderben trachte (ad Trallian. VIII.) u. s. w. Und in der That sehen wir auch, daß der Haß, womit die K. gegen die Kirche auftraten, die Gläubigen verfolgten, die Kirche und ihre Lehren verläumdeten, das Ehrwürdigste u. Heiligste verspotteten u. Reliquien u. andere Heiligthümer zu vernichten u. zu verderben trachteten, alle Kennzeichen einer infernalen Einwirkung an sich trugen. Kein Jude u. kein Heide ist solcher Schlechtigkeit u. Bosheit fähig, als der formale K. Die Geschichte der Kirche von den Zeiten der Apostel bis auf den heutigen Tag bietet dazu eine ununterbrochene Kette von Belegen. Dennoch aber hat die Kirche auch da, wo ihr die weltliche Macht zu Gebote stand, nie eine Verfolgung der K. gewollt. Schon der heilige Ignatius, der so sehr gegen dieselben eifert u. jeden Verkehr mit ihnen abgebrochen wissen will, sagt doch, man solle für sie beten, ep. ad Smyrn. cap. IV. Alle Maßregeln, welche die Kirche gegen die K. ergriff, bezweckten entweder ihre Besserung durch Gebet, Belehrung u. durch korrektionelle Strafen, oder ihre Unschädlichmachung, indem sie dieselben öffentlich von der Kirche ausschloß u. sie, wie einst Paulus jenen Korinther, 1. Kor. 5, 5., mit dem Anathem belegte; indem sie nach dem Vorgange desselben Apostels ihre Schriften öffentlich verbrannte, Apg. 19, 19., oder, wenn die Irrlehrer hartnäckig fortfuhren, der Kirche zu lästern u. die Schwachen zu ärgern u. zu verführen, Gefängnißstrafe über sie verhängen ließ, um sie für das gemeine Wohl unschädlich zu machen. Als der Kaiser Maximus unter Mitwirkung des Bischofes Ithacius den Irrlehrer Priscillianus zum Tode verurtheilt hatte, war die ganze Kirche empört über des Ithacius Benehmen u. der heilige Ambrosius, sowie der heilige Martinus, weigerten sich, mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Als aber später nach den Zeiten der Völkerwanderung die germanischen Staaten auf christlicher Grundlage sich erbauten, da mußte nothwendig die Verbreitung von Irrlehren u. Spaltungen in der Kirche auch als Verbrechen, u. zwar als größtes Verbrechen gegen die bürgerliche u. staatliche Ordnung, betrachtet u. bestraft werden. Daher kommen im Mittelalter immer bestimmtere u. ernstere Verfügungen der weltlichen Gesetzgeber gegen die Ketzerei vor, bis endlich die hohenstaufischen Kaiser (Friedrich II.) dieselbe als todeswürdiges Verbrechen in die Strafbestimmungen des deutschen Reiches aufnehmen ließen. Allerdings hatte der Staat, der auf der christlichen Ordnung der Dinge erbaut war, das Recht, Ketzerei mit dem Tode zu bestrafen; indeß war es immer mißlich, daß solche Strafen nach dem Urtheile des großen Haufens gleichsam im Namen und Auftrage der Kirche erlassen und vollzogen wurden, was Uebelgesinnten die Gelegenheit gab, den Vorwurf der Härte u. Grausamkeit gegen die Kirche zu erheben, so ungegründet auch solche Urtheile seyn mochten u. so sehr sie aus Unkenntniß der Geschichte hervorgingen. Es muß in den, zu ihrer Zeit so wohlthätigen, Inquisitionsgerichten (s. d.) dieser doppelte Charakter, den sie trugen, nicht übersehen werden. Die Kirche bezweckte die Besserung u. Bekehrung der Verirrten, oder, wenn sie hartnäckig fortfuhren, Irrthum u. Unsittlichkeit zu verbreiten, ihre Unschädlichmachung für die menschliche Gesellschaft. Es gelang ihr, Tausende von Verbrechern dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zu entziehen. Blieben aber die Irrlehrer u. Volks-

Verführer hartnäckig u. fuhren sie fort, gegen die öffentliche Ordnung u. Sittlichkeit zu agitiren, so fielen sie der Strafe der weltlichen Gerichte anheim. So kann wohl kein Vernünftiger es dem deutschen Reiche verargen, daß es den Huß, dessen Lehre eine Pest für die öffentliche Moral war u. Auflösung u. Empörung in alle Verhältnisse des Staates brachte, mit dem Tode bestrafte. Eine christliche Staatsgewalt konnte u. durfte es in keiner Weise dulden, daß freche und schamlose Menschen ungestraft der Religion u. Sittlichkeit Hohn sprachen u., nicht zufrieden mit der eigenen Ungebundenheit, wie eine moralische Pest ringsum verderbend u. zerstörend auf die bestehende Ordnung der Dinge einwirkten. Wofür hätte sie dann das Schwert getragen? Die weltliche Macht suchte aber der Inquisitionsgerichte immer mehr sich zu bemächtigen, je mehr die sich erhebenden Irrthümer u. Ketzereien einen politischen Charakter annahmen u. auf einen Umsturz der christlichen Staaten hinarbeiteten. Dieser Umschwung der Dinge trat zuerst ein zur Zeit der Albigenser-Kriege, ward weiter entwickelt aus Veranlassung der Hussitenkriege u. ward in einzelnen Ländern zur Vollendung geführt in Folge der Reformation. Ueberall, wo die Reformation nicht von den Fürsten begünstigt wurde, suchte sie auf dem Wege der Revolution sich zu verbreiten. Namentlich sah sich Spanien durch diesen aufrührerischen Geist, der die Niederlande wirklich ergriff, bedroht und behandelte darum die Verbreitung der Irrlehre als das schwerste Staatsverbrechen. Die spanische Inquisition war daher namentlich seit Philipp II. eine Staatsanstalt. Daß Spanien, als absoluter Staat, das Recht hatte, Diejenigen, die seine Ruhe, ja seine politische Existenz bedrohten, mit dem Tode zu bestrafen, das kann wohl von keinem Unbefangenen bezweifelt werden. Ob aber Spanien im Geiste der Kirche handelte, u. ob nicht sein Verfahren, zum großen Nachtheile der guten Sache, der katholischen Kirche aufgebürdet wurde, das ist eine andere Frage, die jedoch hier nicht zu entscheiden ist. So viel steht fest, daß die Kirche immer gegen die spanische Inquisition, als gegen eine Usurpation des absoluten Staates, protestirt hat. — Viel gehäßiger aber, als in Spanien u. Neapel, waren die Inquisitionsgerichte in den protestantischen Ländern, theils, weil sie an Grausamkeit Alles übertrafen, was in den obgenannten Ländern je zum Vorscheine gekommen war; theils, weil die Bestimmungen, was Rechtgläubigkeit u. was Ketzerei sei, aus einer baaren Willkühr einer, mit innerem Widerspruche behafteten, angemaßten Kirchenauktorität hervorgingen u. in den Prinzipien des Protestantismus selbst auch nicht die allergeringste Berechtigung hatten. Denn, wo eine unfehlbare Kirchenauktorität fehlt, da kann es keine unfehlbare Entscheidung darüber geben, ob dieses oder jenes Ketzerei sei, oder nicht. Die englische Inquisition, welche mit mehren Modifikationen bis auf die neueren Zeiten fortgedauert hat, mag wohl zehnmal mehr Blut vergossen haben, als die spanische in der ganzen Zeit ihres Bestehens. Heinrich VIII. allein ließ über 30,000 Menschen des Glaubens wegen durch Schwert u. Feuer hinrichten. Die „jungfräuliche Königin" machte es wohl eben so schlimm. Für Schweden ward ein Inquisitionsgericht durch Gustav Wasa auf dem Reichstage zu Lödöse am 11. April 1540 errichtet, welches die Gegner des lutherischen Glaubens (Katholiken u. Reformirte) aufspüren u. peinliches Gericht über sie halten sollte. Aber auch Deutschland hat seine Inquisitionsgerichte gehabt, u. außer den vielen Katholiken, die gerichtlich verfolgt wurden, hat die lutherische Orthodoxie selbst in Dresden das Blut der als Irrlehrer bezeichneten Reformirten vergossen. — Zum Schlusse wäre noch ein Wort darüber zu sagen, was die Kirche über das Schicksal der K. im anderen Leben lehrt. Wenn schon die heilige Schrift Diejenigen, welche die Predigt des Evangeliums nicht annehmen, von der ewigen Seligkeit ausschließt (Mark. 16, 16.), so gilt dieses in einem noch viel höheren Grade von den Irrlehrern. Von den Irrlehrern Himenäus u. Alexander sagt der hl. Paulus: „Ich habe sie dem Satan überantwortet, damit ihrer Lästerung ein Ende werde," 1. Tim. 1, 20. Der heilige Petrus sagt von den Irrlehrern, sie seien für die *Finsterniß (der Hölle) aufbewahrt*, 2. Petr. 2, 17., u. nach Johannes

(Apok. 21, 8.) werden sie in den Pfuhl der Hölle begraben. Größer, als verstockter Unglaube, ist die Sünde der Ketzerei; sie trägt mehr, als ein anderes Verbrechen, einen dämonischen Charakter. Darum steht es im Christenthume als eine unzweifelbare Gewißheit fest, daß die Ketzerei von der ewigen Seligkeit ausschließt. Jedoch versteht sich von selbst, daß hier nur die formellen K. gemeint sind, die ihre früher bestandene, actuelle Verbindung mit der Kirche abgebrochen haben u. nun hartnäckig ihrer Lehre widerstreben, oder die, von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt, der anerkannten Wahrheit widerstreben. Anders hat die Kirche es von jeher mit den materiellen K.n gehalten, die durch die heil. Taufe der Kirche angehören, aber, ohne eigentliche häretische Gesinnung, der Lehre der Kirche durch Wort oder in der That widerstreben. Betrachtet sie auch den Zustand dieser materiellen K. als einen höchst beklagenswerthen u. traurigen, so hofft sie doch von der Barmherzigkeit Gottes, daß Viele von ihnen gerettet werden, weil ihnen die eigentlich häretische, unbedingt verdammliche Gesinnung fehlt. Ja, Viele von ihnen zeigen eine so edle Gesinnung u. ein so redliches Streben nach Wahrheit, daß die Kirche, in Betracht dieser subjektiven Verfassung, sehr geneigt ist, sie in einem gewissen Sinne als die Ihrigen zu betrachten. Doch würde man dem Geiste des Christenthumes durchaus zuwider handeln, wenn man die schuldlos Irrenden mit den Gliedern der Kirche auf Eine Stufe stellen u. aus ihnen gewissermassen eine unsichtbare Kirche aufbauen wollte. Mit allem Rechte hat die Kirche den Zustand dieser, auch unverschuldet Irrenden, immer als einen sehr bemitleidenswerthen betrachtet. Denn 1) der Irrthum in Sachen des Heiles ist immer u. unbedingt ein großes Uebel. 2) Der Irrthum, zumal, wenn er mit einem thatsächlichen Widerstreben gegen die, auch nicht erkannte, Ordnung Gottes verbunden ist, führt seiner Natur nach alle Seelenkräfte in eine verkehrte Bahn hinein u. erzeugt so leicht auch eine faktisch unrechte u. sündhafte Gesinnung, worüber vielleicht nur einige Wenige sich erheben. 3) Die Gesinnung, wodurch die Seele zum ewigen Leben reift, ist am Ende doch auch keine bloß subjektive Stimmung, sondern sie ist erzeugt, getragen u. substantiirt eben durch die geoffenbarte Wahrheit u. durch die in den Sakramenten gespendete Gnade. Immerhin mag eine subjektive Stimmung achtens- u. anerkennenswerth seyn; fehlt ihr die Begründung in der wirklich erkannten Wahrheit, so fehlt gar Vieles an der höheren geistigen Reife für das ewige Leben. 4) Daher hoffen wir zwar von der Barmherzigkeit Gottes u. setzen es, der allgemeinen Annahme in der Kirche zufolge, als gewiß voraus, daß Viele der unverschuldet Irrenden gerettet werden, aber wir wissen auch, daß nur das auserwählte Volk Gottes, die wahre, sichtbare, katholische Kirche, Heilige (s. d.) hervorbringen könne u. daß also sie allein der Lebensbaum ist, an dem alle die edelsten u. schönsten Früchte für den Himmel reifen. **M.**

Ketzergericht, s. Inquisition u. Ketzer.

Keuchhusten, blauer Husten, nennt man eine der peinlichsten Kinderkrankheiten. Sie beginnt gleich einem katarrhalischen Husten, aber nach wenig Tagen schon ändert sich die Beschaffenheit des Hustens, indem auf mehre rasch auf einander folgende Ausathmungen eine langgezogene, pfeifende Einathmung folgt. Nun kommt der Husten Anfallsweise, häufiger bei Nacht, als bei Tag, bewirkt Blauwerden und große Erstickungsangst, die Kinder spüren das Nahen des Anfalls schon voraus, verlassen ihre Spiele und flüchten sich zu ihren Pflegerinnen; ist der Anfall vorüber, an dessen Ende gewöhnlich etwas schaumiger Schleim ausgestossen wird, so kehren die Kinder zu ihrer vorigen Beschäftigung zurück; nur, wenn der K. lange andauert, verliert sich allmälig die Munterkeit der Kinder u. sie bekommen ein leidendes Aussehen; ja, häufig sind sie dann im Gesichte etwas aufgedunsen; heftige Anfälle enden mit Erbrechung alles dessen, was der Magen enthält, es treten Blutungen ein aus Nase, Augen, Lungen rc. Hiedurch nun wird der, an und für sich nicht sehr gefährliche, K. oft in hohem Maße schädlich, ja er wird sehr gefahrdrohend, indem in Folge der behinderten Athmung Blut-

congestionen nach dem Kopfe eintreten und wässerige Ausschwitzungen ins Gehirn stattfinden können, welche den Tod bedingen, oder indem Veränderungen in den Lungen eintreten, die oft erst in späteren Jahren Verderben bringen. Der K. wird durch Ansteckung verbreitet, ja, er kann auf solche Weise selbst Erwachsene befallen. Er ist eine sehr hartnäckige Krankheit, die oft keinem Mittel weicht, sondern erst nach mehrwöchentlicher Dauer, allmälig abnehmend, endet. Veränderung des Aufenthaltsortes ist meist das beste Mittel, um heftigen K. zu mildern und aufhören zu machen. E. Buchner.

Keuschberg, Dorf im Regierungsbezirke Merseburg der preußischen Provinz Sachsen. Hier erlitten die Hunnen am 28. August (15. März) 933 eine Niederlage durch Kaiser Heinrich I., wovon man noch die Reste der Schanzen sieht. Der Ort hat seinen Namen daher, weil Heinrich vor der Schlacht alle Freudenmädchen aus dem Lager nach einem benachbarten Orte (nachher Skortleben, von Scortum, Hure) treiben ließ. Noch jetzt wird jährlich am Jahrestage die Schlacht in der Kirche erwähnt.

Keyser, Nicaise de, ausgezeichneter Maler, geboren um 1810 zu Sandvliet bei Antwerpen, von niedrigen Eltern. Durch eine Dame, die sein Genie bemerkte, erhielt er unter Bree Ausbildung und stellte sich bald durch eine Scene aus der Passion (in Manchester), die Schlacht von Kortryk (1836), die Schlacht bei Worringen (1839) u. Rubens im Kreise seiner Freunde (1842) den ersten Meistern an die Seite.

Keyserling. 1) K., Hermann Karl, Graf von, berühmter russischer Staatsmann, geboren 1696, kam nach vollendeten Reisen als Kammerjunker in die Dienste der verwittweten Herzogin Anna von Kurland, welcher er, bei ihrer Erhebung auf den russischen Thron, nach St. Petersburg folgte. 1733 wurde er wirklicher geheimer Rath, Vicepräsident des Justizcollegiums und Präsident der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Er bekleidete hierauf wichtige Gesandtschaften am polnischen u. am deutschen Kaiserhofe. Nach dem Tode Augusts III. schickte ihn die Kaiserin Katharina II. als ihren Großbotschafter nach Polen, um die Wahl des Grafen Poniatowsky zum polnischen Königsthrone zu bewirken, welches ihm auch gelang. Bald darauf starb er zu Warschau 30. September 1764. Gedruckt sind von ihm mehre kleine lateinische Reden, die er auf dem Reichstage zu Warschau hielt u. e. a. — 2) K., Heinrich Christian, Sohn des Vorigen, Reichsgraf von, russischer kaiserlicher geheimer Staatsrath, geboren auf dem Rittergute Lesten in Kurland 1727, erhielt seine erste Bildung von seinem Vater, der sich damals auf genanntem Gute aufhielt, und von Privaterziehern zu Dresden, Danzig u. Gotha, studirte hernach seit 1741 zu Leipzig, (wo er schon zum Chef einer Compagnie unter der kursachsischen Leibgarde und bald darauf zum königlich polnischen Kammerjunker, mit dem Range eines Obristlieutenants, ernannt wurde) und von 1743 bis 1745 zu Halle. In der Mitte dieses Jahres wurde er zum Gesandtschaftskavaliere bei der kursächsischen Botschaft zu der Wahl und Krönung eines neuen Kaisers nach dem Tode Karls VII. zu Frankfurt ernannt. Auch dort studirte er fort unter der besonderen Leitung des von Gießen verdrängten Professors Jakob Friedrich Müller. An dem Krönungstage des Kaisers wurde er von demselben zum Ritter des heiligen römischen Reiches geschlagen u. besuchte hierauf einige deutsche Höfe. Als sein Vater 1746 als kaiserlich russischer Ambassadeur nach Regensburg ging, begleitete er ihn dahin und 1747 nach Berlin, unternahm aber gleich darauf bis 1749 einige Reisen in verschiedene Länder. Hierauf wurde er kurfürstlich sächsischer Kammerherr und wirklicher Hof-, Justiz- und Appellationsrath zu Dresden. 1752 ward er vom Könige von Polen als kursächsischer Gesandter nach Regensburg bestimmt, ging aber noch in demselben Jahre nach Wien als wirklicher kaiserlicher zweiter protestantischer Reichshofrath, wurde auch noch in jenem Jahre zum kaiserlichen Kammerherrn ernannt. Diese Stellen bekleidete er bis 1762, wo er mit seinem Vater nach St. Petersburg ging und, nach dem Verlangen der Kaiserin Katha-

rina II., die Reichshofrathsstelle niederlegte. Er trat hierauf in russische Dienste als wirklicher geheimer Staatsrath, begleitete nachher seinen Vater bei dessen Ambassade nach Polen, als Gehülfe desselben, u. machte in Angelegenheiten des russischen Hofes verschiedene Reisen. Nach dem Tode seines Vaters verließ er 1765 Warschau, hielt sich seitdem meistens zu Königsberg auf und starb im November 1787, mit dem Ruhme eines vortrefflichen Staatsmannes, eines Beförderers der Künste u. Wissenschaften u. eines vielseitig gebildeten Kenners der Gelehrsamkeit, der auch über mancherlei politische Zeitereignisse mehre Schriften herausgab.

Khalifat, Khalif (Kalif) eigentlich Khalifah, d. i. Stellvertreter. Die Araber, ein in ihrer Halbinsel von allen übrigen Völkern fast geschiedenes Volk, leiten ihre Abkunft von Abrahams Sohn Ismael (Ismael Ben Ibrahim) ab. Geschützt auf drei Seiten durch Meere und im Norden durch eine Sandwüste niemals von einem fremden Volke gänzlich oder dauernd unterjocht, erhielt sich bei ihnen ein patriarchalisches Nomadenleben und nur wenige Plätze (Medina, früher Yathreb, Mekka u. s. w., s. dd.) zeigten von festen Ansiedelungen (s. arabische Geschichte). Schon frühzeitig bildete sich bei ihnen die Idee von dem Daseyn eines einzigen Gottes aus und begeisterte Magier (Priester) traten unter ihnen auf. Diese Ideen bestimmten einen Mann, Mohammed, aus dem Stamme der Koreischiten, geboren um 570, der auf seinen frühern Handelsreisen mit Christen verschiedener Secten, Juden u. Verehrern des Zoroaster vielfachen Umgang gehabt u. sich in der „Höhle der göttlichen Rathschläge" hierzu vorbereitet hatte, im Jahre 609 in Mekka als Prophet einer neuen Lehre aufzutreten. Nach langen u. wechselnden Kämpfen gegen eine Gegenpartei aus dem Stamme der Koreischiten mußte er im 54. Jahre seines Lebens u. 14. seines Prophetenamtes, um sein Leben zu retten, aus Mekka (622) entfliehen. Er ging nach Yathreb; diese Flucht, Hedschra genannt, gab später Veranlassung zur Zeitrechnung der Moslemim und Yathreb wurde von nun an Medina al Nabi (Stadt des Propheten) genannt. Mohammed führte den Krieg gegen die Koreischiten fort, das Glück begünstigte ihn; mit dem Wachsen seiner Macht erweiterten sich seine Eroberungs- und Bekehrungs-Plane und so hatte er 630 fast alle arabischen Stämme, auch Juden und Christen unterworfen. Bei seinen Zügen ließ er häufig einen Khalifet Resul Allah (Stellvertreter und Nachfolger des Propheten Gottes) in Medina zurück und dieser Titel blieb nach seinem Tode den mohammedanischen Beherrschern Arabiens und anderer Länder von 632—1258 (s. Mohammed, Mohammedanische Religion). Da Mohammed ohne männliche Erben und ohne Bestimmung über seine Nachfolge gestorben war, so machten Ali, sein Schwiegersohn, u. Abu Bekr (d. i. Vater der Jungfrau), sein Schwiegervater, Vater der Aischa, sich unter einander die Nachfolge streitig, bis endlich Abu Bekr durch Omar zum Khalifen erhoben wurde. Dieser besiegte mit Hülfe seiner Feldherrn Khalid Ben Walid, Osama Ben Zeid, Amru Ben el As u. Abu Obeida die widerspänstigen Stämme, schlug die Byzantiner in Palästina, brach in Syrien ein und unterwarf Irak, Bahrein und Anbar. Seine Losung war: Bekehrung oder Zinsbarkeit. Nachdem Bassra auf verrätherische Weise ihm übergeben worden war, unternahm sein Feldherr Khalid die Belagerung von Damask, welches, nachdem er zwei Heere des Kaisers Heraklius geschlagen, ihm auf Kapitulation übergeben wurde, die er aber treulos brach. Man schreibt Abu Bekr die erste Sammlung des Koran zu; er sprach zuerst das Recht im Islam und begründete die Fetwa. Er starb 634, nach Einigen an Erkaltung, nach Andern an einer von einem Juden vergifteten Speise; sterbend empfahl er den Feldherrn Omar Ben el Khattab Ben Nokait, genannt el Faruk (d. i. der Entscheidende) zu seinem Nachfolger. Die Häupter ehrten seine Wahl und Ali ward abermals übergangen. Unter ihm blühte die schönste Heldenzeit des Reiches; die Eroberung Syriens und Palästinas wurde vollendet; das innerlich durch Thronstreitigkeiten zerrüttete Persien zertrümmert und Aegypten 640 durch den Feldherrn Amru erobert. Als im

Jahre 636 Jerusalem genöthigt war, die Uebergabe anzubieten, zog Omar selbst dahin u. bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Mohammedaner zu den unterjochten Christen immer zum Muster gedient hat. Er gründete hier die große Moschee an der Stelle des Tempels, 635 Bassora oder Bassra (unweit dem alten Babylon) und 638 Kufa. Daß er, nachdem 642 Alexandrien gefallen war, die dasige Bibliothek mit den Worten: „was gut ist, steht im Koran, das andere ist überflüssig," zu verbrennen befohlen habe, wird bestritten. Er nahm zuerst den Titel eines Emir al Mumenin (d. i. Fürst der Gläubigen, von den Europäern in Miramolin verdreht) an, dotirte Kirchen und Schulen mit Gütern (Wakfs), errichtete Festungen und Gefängnisse, führte die Zeitrechnung der Hedschra (Hegira) ein und setzte einen Rath (Ahlesh-Schurah) unter dem Namen der Zeche bekannt, ein, der nach seinem Tode in drei Tagen seinen Nachfolger bestimmen sollte. Er ward 644 von Abu Lulu (nach Andern von Firus), einem Diener Mogheiras, ermordet und neben Mohammed und Abu Bekr beigesetzt. Nach seinem Tode wurde Abu Amru (Abu Abdallah) Othman, von der Ueberarbeitung des Korans Dschami el Koran (Sammler des Korans) genannt, nach der Wahl der Zeche und der Entscheidung Abderhamans zum Khalifen erwählt. Dieser, Eidam u. Geheimschreiber Mohammeds, war ein alter untüchtiger und dennoch grausamer Mann. Seine Feldherrn, besonders Abdallah Ben Amir verbreiteten den Islam 646 weit im Osten und drangen auf der Nordküste Afrika's bis Ceuta; er selbst unternahm 648 den ersten Seezug von Phönizien nach Spanien und begründete hiermit das Corsarenthum. Cypern wurde 647 erobert, ging aber bald darauf wieder verloren. Auch Aegypten, wohin er seinen Milchbruder Abdallah Ben Saad, der früher von Mohammed für vogelfrei erklärt worden war, schickte, ging wieder an die Byzantiner verloren u. konnte nur mit großen Opfern wieder gewonnen werden. Er besetzte fast alle Statthalterschaften mit Günstlingen und stand Omar an Weisheit weit nach. Einen Aufstand in Khorassan (651 — 652) unterdrückte er grausam. Endlich gaben Moawijjah Ben Ali Sofijans Brandschatzung Syriens und die Meuterei zu Kufa 653 das Signal zu einer allemeinen Empörung, welche mit seiner Ermordung (durch Mohammed, Sohn Abu Bekrs), während er Rhodus belagern ließ, 654 endete. Durch die Wahl des Volkes von Medina wurde nun endlich nach dreimaliger Uebergehung Ali, Ben Ali Taleb (s. d.) genannt Hyder Allah (d. i. Löwe Gottes) Gemahl Fatimahs, der Tochter Mohammeds (654 — 660) Khalif und von den Schiiten als der erste rechtmäßige Imam (s. d.) anerkannt, und ihm und seinem Sohne Hassan fast gleiche Ehre mit dem Propheten erwiesen. Ali's Regierung war, obgleich von Heldenthaten glänzend, dennoch voll innerer Stürme. Zobeir, Talha Abdallah (Sohn Omars) und besonders Moawijjah verweigerten ihm die Huldigung und erhielten den Namen Muatalazile (Abtrünnige). Noaman Ben Beschir entzündete durch das blutige Kleid Othmans den Aufruhr in Damask. Die Omajjaden (Familie Moawijjahs) verbanden sich mit Aischa, der unerbittlichen Feindin Ali's. Sie, Talha, Zobeir u. Moawijjah verlangten, er solle die Mörder Othmans zur Bestrafung ziehen. Endlich brachten sie ein Heer zusammen und bemächtigten sich Bassoras, wurden aber von Ali geschlagen; Talha u. Zobeir fielen u. Aischa wurde gefangen genommen. Furchtbarer aber erhob sich gegen ihn Moawijjah, Statthalter von Syrien, in Verbindung mit seinem Freunde Amru. In den Ebenen von Siffin stießen beide Heere auf einander und kämpften mit abwechselndem Glücke 110 Tage lang. Ueber 80,000 Moslems bedeckten die Wahlstätten. Dennoch wurde nichts entschieden. Endlich wurde Ali von dem Charegiten Abderhaman Ben al Moldschem 660 ermordet. Sein Sohn, der sanfte Hassan, den die Aliden oder Schiiten für den zweiten rechtmäßigen Imam halten (s. Mohammedanische Religion), sowie sie die bisherigen vier Khalifen nur als rechtgläubige annahmen, entsagte 661 dem Throne und starb 669 (auf Anstiften Moawijjah von seiner Frau vergiftet) in tiefer Zurückgezogenheit. Nach ihm wurde das Geschlecht des Mohammed,

die Fatimiden (von Fatimah, Tochter Mohammeds und Gemahlin Ali's) oder Haschemiten (von Haschem, Großvater Ali's) genannt, verdrängt; Moawijjah I., aus dem Geschlechte der Omajjaden, bestieg nun den Thron als Khalif (661 bis 680) und verlegte den Sitz des K.s aus der Stadt des Propheten, Medina, wo außer Ali, der zu Kufa residirt hatte, bisher alle übrigen Khalifen residirten, im Jahre 673 nach Damaskus, der Hauptstadt seiner bisherigen Statthalterschaft. Moawijjah vereinigte 661 das ganze Volk wieder (daher Amr el Dschemai, d. i. Jahr der Vereinigung), nachdem er die inneren Unruhen unterdrückt hatte. Bald darauf griff er mit Nachdruck das byzantinische Kaiserthum an, welches sich während der Streitigkeiten der Haschemiten u. Omajjaden erholt hatte. Seinen Sohn Dschezid, ließ er durch Kleinasien nach Thrazien ziehen u. er selbst belagerte Konstantinopel vom Meere aus sieben Jahre lang, mußte die Belagerung indessen 669 wieder aufheben. Mit besserem Erfolge führte sein Feldherr Obeida den Krieg gegen die Türken in Khorassan, welche er schlug u. in Türkestan 673 eindrang. Eben so drang er nach Mittelasien u. Aethiopien vor, eroberte Kabulistan 664, Rhodus durch den ägyptischen Emir Okba Cilicien, Tarsos u. s. w. 676 Samarkand u. s. w. Eben so wie er sein Reich nach Außen vergrößerte, organisirte er es auch im Innern. Er machte das K. erblich und er zwang 670 die Anerkennung seines Sohnes Dschezid in Syrien u. Irak, welcher ihm auf dem Throne folgte. Dschezid war indessen ein seinem Vater unwürdiger Nachfolger. Hussein, ein Sohn Alis, dritter schiitischer Imam verweigerte ihm die Huldigung. In Iran, Irak u. Kufa entstand eine weit verbreitete Verschwörung; Obeidallah erstickte sie jedoch, Hussein fand bei Kerbola den Heldentod, seine Familie aber blieb vom Sieger verschont. Auch Medina, welches den Dschezid verabscheute, hatte den Abdalla, der sich in Mekka erhoben hatte, anerkannt, wurde aber erobert u. geplündert u. nur auf ausdrücklichen Befehl des Khalifen Husseins dort wohnende Familie verschont; an Mekka aber wurde durch Moslem Ben Okba, Dschezid's Feldherrn, grausame Rache genommen, so daß, als Dschezid gestorben war, sein Andenken selbst von den Sumiten (s. d.) verflucht wurde. Sein Sohn Moawijjah II., legte nach 40 Tagen das K. nieder, ohne einen Nachfolger zu ernennen, weil er Niemand hiezu würdig hielt, starb auch schon 683. Jetzt entstand völlige Anarchie. In Irak warf sich Obeidallah zum Khalifen auf, wurde aber von den Einwohnern vertrieben, die den Abdallah Ebn Zobeir, einen Enkel Abu Bekrs anerkannten. In Damask indessen erhob sich der Omajjade Merwan I. zum Khalifen, der bald von ganz Syrien und nach Vertreibung Abderhamans Ben Okbas auch von Aegypten anerkannt wurde, so daß jetzt zwei rivalisirende Khalifen neben einander standen. Khoraffen, wo die Partei Alis, die Haschemiten, großen Anhang gefunden hatte, riß sich los und erwählte den edlen Salem zu seinem Fürsten. In Syrien und Arabien erregte Soleiman Ben Sarad 684 einen Aufstand und erklärte beide Khalifen für abgesetzt, wurde aber erschlagen. Khalid, Sohn Dschezids, Stiefsohn Merwans, tödtete ersteren durch Erstickung 685, weil er seinem Sohne Abdelmelek (auch Abul Walid oder Abu Merwan) zum Nachfolger ernannt hatte. Unter Abdelmelek (685—705) trat der Pseudoprophet Mokhtar Ben Ali Obeid, welcher sich bereits 682 in Kufa hatte huldigen lassen, gegen beide Khalifen auf und sein Feldherr Ibrahim Ben Aschter tödtete 686 Zijad Ben Obeidallah von Mossul, aber Abdallahs Feldherrn überwanden ihn 687, wodurch Abdallah dem Abdelmelek um so furchtbarer wurde. Um zur Bekämpfung seines Gegners freie Hand zu gewinnen, schloß Abdelmelek einen Frieden mit dem byzantinischen Kaiser Justinian II., worin er ihm 50,000 Goldstücke jährlichen Tribut versprach. Nachdem er aber den Abdallah in zwei Schlachten geschlagen und nach siebenmonatlicher Belagerung Mekka 692 mit Sturm genommen hatte, wobei Abdallah blieb, wendete er sich wieder und zwar siegreich gegen die Byzantiner. Er brachte die sämmtlichen Länder zwar wieder unter seine Herrschaft, hatte aber viel mit den auffrührerischen Statthaltern zu kämpfen. Abdelmelek war der erste, der abrabische Münzen schlagen ließ und in

Amtssachen die arabische Schriftsprache einführte. Sein Sohn Walid I., Abul Akbar, wegen seiner ungewöhnlich freisinnigen Denk- u. Handlungsweise el Fadschir (der Gottesverächter) genannt, brachte die arabische Macht auf den höchsten Gipfel. Seine Feldherrn trugen ihre siegreichen Waffen in drei Welttheile und pflanzten Mohammeds Panier an den Ufern des Jaxartes u. an den Pyrenäen auf. Khorasmien u. Türkestan (707) im Osten, Galatien (710) im Norden und Spanien (711) im Westen, wurden erobert. Er stiftete einen obersten Gerichtshof von 10 Mitgliedern, beförderte Künste, besonders Baukunst und baute die merkwürdigen Moscheen von Damask, Medina u. Jerusalem. Er starb 715 und ihm folgte sein Bruder Soleiman Ben Abdelmelek (Abu Einb) 716—718, wegen seiner Gerechtigkeit und Milde gepriesen. Er ließ durch seinen Bruder Moslema Konstantinopel belagern, allein das Landheer erlag dem Hunger u. den Seuchen u. seine Flotte wurde zweimal durch Stürme und das griechische Feuer gänzlich vernichtet. Ihm folgte nach seiner Testamentsverordnung Omar II., ein sanfter u. rechtlicher Mann voll frommer Begeisterung. Da er aber die Rechtmäßigkeit seiner Regierung bezweifelte, die bis dahin gebräuchliche Fluchformel gegen die Aliden aufhob, und sie sehr in Ehren hielt, so vergifteten ihn die Omajjaden 720 als einen Verräther an ihres Hauses Größe. Nach seiner Verfügung folgte ihm Dschezid II. (721—723), ein der Ueppigkeit u. Ausschweifungen ergebener Mann; er befreite Korassan von Dschezid, Sohn Mosalleb, befahl den Christen, die Bilder aus ihren Kirchen zu nehmen u. starb aus Gram über den selbstverschuldeten Tod einer Geliebten. Sein Bruder u. Nachfolger Hescham (723—742) war zwar auch der Ueppigkeit ergeben, doch ein einsichtsvoller Regent, der, während seine Feldherrn gegen die Griechen u. Türken glücklich fochten, sich angelegentlich mit den inneren Angelegenheiten seines Reiches beschäftigte. Ihm machte der Alide Zeid, Husseins Enkel, das K. streitig. Dieser wurde zwar getödtet, aber bald erwuchs ihm in den Abassiden, die von Abbas, dem Sohne Abdelmotalef's, des Oheim's des Propheten, abstammten, ein furchtbarer Feind. Unter ihm setzte Karl Martel (s. d.) den Fortschritten der Araber im Westen ein Ziel. Abul Abbas Walid II., Sohn Dschezids II., wegen seiner Laster u. Ausschweifungen Fasik (der Frevler) genannt, wurde 744 enthauptet. Ihm folgte Abi Kaled Dschezid III., Sohn Walid's I., wegen Einziehung des Truppensoldes el Nakis (der Verschneider genannt), starb unter Unruhen 744. Er unterwarf Cypern auf's Neue. Seinen Bruder Ibrahim Ben el Walid (I.) verdrängte bald (745) Abu Abdelmelek Merwan II. Ben Mohammed Ben Merwan, von dem Ketzerglauben seines Lehrers Dschaad, el Dschaadie u. von seiner Ausdauer in Kriegsstrapazen mit dem in Persien achtbaren Namen Hemar el Dschezirah (Esel Mesopotamiens) genannt. Merwan besaß Kraft und Muth, konnte aber das Verderben, was die Abassiden über ihn brachten, nicht abwenden. Dieses Haus von El Abbas Mohammeds Oheim, den Namen führend, hatte sorgsam die Erinnerung an seine Geburtsrechte bewahrt u. durch Klugheit u. Kühnheit sich zu solcher Macht erhoben, daß es den Kampf um den von den Omajjaden usurpirten Thron beginnen konnte. Die Ausschweifungen u. die Freigeisterei hatten die Dynastie der Omajjaden verhaßt gemacht; die Zerrüttung in dieser Familie hatte sich auch über das Reich verbreitet, die Verdrängung derselben, die bisher den Aliden nicht gelungen war, mußte die Ausdauer u. Kraft jetzt den Abassiden gelingen (Abassiten, auch wegen ihrer schwarzen Kriegerkraft, zum Unterschiede von der weißen der Omajjaden). Sohn Mohammed Ben Ali Ben Abdallah Ben Abbas (also der Urenkel des Abbas), machte auf das K. 719 Anspruch. Seinen Sohn Ibrahim unterstützte der Omajjade Abu Moslem von seiner Anhänglichkeit an die Abassiden Szahib el Dawah (der Eiferer) u. der Feldherr Kohtabah. Schon bei seines Vaters Lebenszeit hatte Khorassan die schwarze Fahne der Abassiden aufgepflanzt u. unterstützte ihn jetzt eifrig. Allein Ibrahim wurde 742 von Merwan gefangen und im Kerker getödtet, ernannte aber seinen Bruder zum Nachfolger. Dieser Abul Abbas Abdallah Ben Mohammed von seiner grausamen Verfol-

gung der Omajjaden el Szaffah (der Blutvergießer) genannt, wurde 750 von den Haschemiten in Mesopotanien zum Khalifen ausgerufen u. sein Oheim Abdallah ergriff die Waffen gegen Merwan, der gerade eine Empörung in Persien zu dämpfen hatte. In zwei Treffen überwunden, floh Merwan nach Aegypten, wo er jedoch erschlagen wurde. Die Abassiden nahmen nun schreckliche Rache an den Omajjaden, keiner wurde verschont und ihr Blut floß in Strömen in dem vormaligen Sitze ihrer Herrlichkeit Damask. Nur einer entrann dem Blutbade, Abderhaman, welcher nach Spanien floh u. dort das unabhängige K. von Cordova stiftete (s. Omajjaden). Nach Andern soll noch ein zweiter nach Arabien entkommen seyn, woselbst sein Geschlecht noch bis in's 16. Jahrhundert geherrscht haben soll. — Abul Abbas (752—753), der erste Khalif aus dem Hause der Abassiden überlebte seinen errungenen Triumph nicht lange und hinterließ seinem Bruder Abu Dschaafar Al Mansor Ben Mohammed (753—775) die Regierung. Mehre Verwandte empörten sich gegen ihn, besonders Isa Ben Musa sein Neffe u. sein Oheim Abdallah, die er aber besiegte u. tödten ließ. Gleiches Schicksal hatten die sich empörenden Aliden, Mohammed u. Ibrahim, deren Nachkommen er grausam verfolgte, u. von denen der Fatimide Edris in den äußersten Westen Afrika's floh und in Mauretanien später (782) ein eigenes selbstständiges Reich gründete. Auch sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber insgesammt seiner treulosen Schlauheit unterlagen. Seinen Beinamen Al Mansor (der Sieghafte), verdankte er seinen Eroberungen in Armenien, Cilicien u. Kappadocien. Obgleich ein harter Verfolger der Christen, war er sonst eifriger Beschützer u. Förderer der Wissenschaften, legte 764 die Stadt Bagdad am Tigris an und verlegte dahin 768 den Sitz des K.s. Er starb 775 auf einer Wallfahrt nach Mekka, nahe bei dieser Stadt zu Beit Maimum u. hinterließ einen ungeheuren Schatz. Sein Sohn El Mehdi (Mohdi, Mahadi) Mohammed (775—785) regierte edel und weise. Er bekämpfte eine Empörung in Khorassan unter dem falschen Propheten Hakem. Sein Sohn u. Nachfolger Hadi Musa (785—786) hatte einen harten Kampf gegen Hussein, Ali's Urenkel zu bestehen, auch vertilgte er die Zendinen oder Zendikiten, eine Sekte unter Anführung des Betrügers Aba el Mokanna. Ihm folgte dessen Bruder Abu Dschaafar oder Abu Mohammed Harun Ben el Mehdi, bekannt unter dem Namen Harun el Raschid (der Gerechte) 786—809 (s. d.) einer der weisesten u. gerechtesten Fürsten seiner Zeit, der das K. auf den höchsten Gipfel seines Glanzes brachte, doch gegen das Ende seines Lebens nicht frei von despotischer Härte u. andern Fehlern war. Er starb zu Thus 809, nachdem er die Theilung des Reichs unter seine Söhne angeordnet hatte. Der älteste El Amir (syrisch Emin) Abu Abdallah oder Abu Musa Mohammed erhielt Arabien, Irak, Syrien, Aegypten u. zugleich das K.; El Mamum, Abul Abbas oder Abu Dschaafar Abdallah, erhielt Turkestan, Persien, Khorassan und den ganzen Osten u. Motassem Billah, Abu Isaak Mohammed Ben Harum, erhielt Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meeres. Beide standen unter El Amir u. die jüngeren Brüder sollten diesem im K. folgen. Mohammed el Amin (809—813), ein Wollüstling, der seinen Vezir herrschen ließ, wollte auf dessen Rath seinen Sohn zum Nachfolger ernennen u. den Motassem aus seinem Landestheile verdrängen, dadurch ward aber ein Bruderkrieg herbeigeführt u. El Amir durch Mamuns Feldherr Tahir, nachdem dieser Bagdad eingenommen hatte, getödtet. El Mamun ward nun Khalif (813—833). Er regierte zwar besser, überließ aber den Sahliden (Familie des Ben Fahdt Ben Sahl) zu Khorassan, wo er residirte, die Leitung der Geschäfte. Die Einwohner von Kufa erhoben daher den achten alidischen Iman Ali el Ridha oder Riza 815 zum Herrscher, während zwei andere Aliden, Ibrahim el Dscheffar und Mohammed Ben Dschaafar Dschemen beunruhigten, wo nun die Zijadiden-Dynastie entstand, die bis 1022 zu Zebild unabhängig herrschte. Um durch die Aliden seine Macht zu stützen, erkannte El Mamun den Imam Ali el Ridha an, gab ihm seine Tochter zur Frau, führte die grüne Farbe der Aliden statt der schwarzen

der Abbassiden ein u. beabsichtigte ihn zum Nachfolger zu wählen. Da erhob sich das ganze Haus der Abbadassiden gegen ihn, u. ernannte den Ibrahim el Mobarek, Oheim El Mamuns zum Khalifen, versöhnte sich aber wieder mit El Mamun als Ridha 815 plötzlich gestorben war. Das große, über zwei Welttheile ausgebreitete u. in zahllose Statthalterschaften ausgedehnte Reich ging indessen sichtlich seinem Verfalle entgegen. Schon zu Harum Al Raschid's Zeit hatten sich die Aglabiden in Tunis und die Edrisiden in Fez unabhängig gemacht. Im Jahre 822 machte sich auch Tahir, der Mörder Al Amins in Khorassan selbstständig, starb aber schon 829. Nach einem ebenfalls erfolglosen Kriege gegen die Byzantiner (830—833) starb El Mamun am Fieber. Gegen die vielen Religionssekten war er duldsam; unter ihm eroberten die afrikanischen Araber Sicilien u. Sardinien, welches sie über 200 Jahre behaupteten. Ihm folgte der dritte Sohn Haruns Motassem zuerst Billah, d. i. von Gottes Gnaden, genannt (823—842). Er führte zuerst eine türkische Leibwache ein, wodurch die späteren Khalifen nach und nach alle Macht verloren, indem jene bald die frechen Anmaßungen römischer Prätorianer zeigten. Sein Sklave Khaidir Ben Kawus Afschin, bekämpfte den fanatischen Babek Khoremmi (833) und tödteten ihn (837), starb aber selbst, nachdem er gegen andere Empörer und die Griechen gefochten, 841 im Gefängnisse. In seiner 835 neu erbauten Residenz Samareth (Sermenrai) starb Motassem, als er eben im Begriffe war, nach Spanien zu ziehen. Auch unter ihm dauerten die religiösen Streitigkeiten fort. Ihm folgte sein Sohn El Whatek Billah Abu Dschaafar II.; er that manches für Künste und Wissenschaft starb aber, ein entkräfteter Wollüstling, schon nach 4 Jahren seiner Regierung (842). Er führte die Sultanwürde ein, welche Aschnas durch einen goldnen Doppelgürtel u. Diadem erhielt. Wegen Minderjährigkeit seines Sohnes trat zuerst die Wahl durch die drei obersten Staatsbeamten ein. Sie fiel auf seinen Oheim Motawakel Billah a la Allah Abul Fahdl Dschaafar Ben Ali Isaak (846 — 861). Das Einzige, was sich ihm nachrühmen läßt, war eine Sammlung der Sunna (s. d.). Er war wollüstig, grausam, ein unversöhnlicher Feind der Aliden u. zwang die Christen, gelbe Kleider zu tragen. Sein Feldherr Beghai Kebir verbrannte Tiflis 851. Endlich verschwor sich die türkische Leibwache mit seinem eigenen Sohne Montassir, u. brachten ihn um. Diese rief nun El Montassir Billah Abu Dschaafar Mohamed zum Khalifen aus (861—862), während sie dessen Brüder, deren Rache sie fürchtete, der Thronfolge, die ihnen von Motawakel bestimmt war, zu entsagen zwang. Da indessen Montassir bald starb, so erwählte die türkische Leibwache El Mostain Billah Abul Abbas Achmed, einen Enkel des Motassem zum Khalifen (862—866). Zwei Aliden warfen sich gegen ihn auf, der eine, Jahia Ben Omar zu Kufa, wurde besiegt u. getödtet (864) während der andere, Hassan Ben Dschezid der eilfte genannt, sich in Taheristan 19 Jahre hielt u. seine Nachfolger ein halbes Jahrhundert den Thron behaupteten. Gegen Mostain erhob sich sein Bruder El Motaz Billah Abu Abdallah Mohammed, besiegte 866 Mostain u. ließ ihn, sowie Muwiad, seinen jüngeren Bruder umbringen. Da er jedoch die türkische Leibwache abdanken wollte, empörte sich diese gegen ihn, setzte ihn 869 ab und wählte an seiner Stelle Mothadi Billah Abu Abdallah Mohammed Ben Wathek; da aber auch er gegen diese ankämpfte, so wurde er schon nach 11 Monaten abgesetzt und ermordet. Ihm folgte El Motamed Billah a la Allah Abul Abbas Achmed (869 — 892) ein Lüstling, indessen gelang es seinem klugen Bruder Muaffik, die Macht der Leibwache 811 zu beschränken. Motamed verlegte den Sitz des K.s 873 wieder von Samareth nach Bagdad, wo es seitdem blieb. In demselben Jahre folgte durch eine Revolution auf die Dynastie der Taheriden in dem unabhängigen Khorossan die der Soffariden, die sich bis über Sedschestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten u. Syrien, Achmed Ben Tulun, machte sich 877 dort unabhängig u. gründete daselbst die Dynastie der Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffik im Jahre 881 das Reich der Zinghier in Kufa

u. Bassora, zehn Jahre nach dessen Entstehung, aber das K., welches sich seinem Zerfallen immer mehr näherte, konnte er nicht retten. Auf Motamed folgte Muaffik's Sohn, El Mothadad Billah, Abul Abbas Achmed (892—902), er begünstigte die Aliden, litt durch die Einfälle der Byzantiner u. die in Irakneu entstandene Secte der Karmathen. Diese Secte wurde von Ebn Othman el Karmath gestiftet, welcher 891 in der Gegend von Kufa auftrat u. sich Apostel des Hauses Mohammed, Stellvertreter Johannes des Täufers und des Erzengels Gabriel, Herold des Messias, heiligen Geist u. Wort des Heils nannte. Mothadads Sohn Moktaphi Billah Abu Mohammed Ali (907—909) besiegte die Karmathen (903 u. 907) und vertrieb 905 die Tuluniden aus Syrien und Aegypten, welche Länder er sich wieder unterwarf. Sein Bruder Moktador Billah Abul Fadhl Dschaafar (909—931) kam 13 Jahre alt zur Regierung u. war der Spielball der Frauen u. hohen Beamten. Empörungen und blutige Zwiste zerrütteten seine Herrschaft. Er selbst wurde mehre Male ab- u. wieder eingesetzt u. endlich ermordet. Unter ihm erhob sich in Afrika Mahadi Obeidallah, der sich für einen Abkömmling Ali's u. der Fatime ausgab, und stürzte die Edrisiden in Fez u. die Aglabiden in Tunis. Seine Nachkommen, vorzugsweise die Fatimiden genannt, gelangten zu hoher Macht und behaupteten als Abkömmlinge vom Propheten auf ihrem Throne zu Kahira in Aegypten die einzig rechtmäßigen Khalifen zu seyn. Hierauf erhob sich Ali, Hassan u. Achmed, die Söhne des Fischers Bujah zu Herren von Persien u. stifteten die Dynastie der Buiden (925). In dem schon seit Al Mamun unabhängigen Khorassan waren die Soffariden von den Samariden verdrängt worden, die 892 durch Nahr und Ismael, Urenkel des Samaus, in Morawalnahr, dem Lande zwischen dem Oxus u. Jaxartes sich ausbreiteten. In Mesopotamien herrschten die Hamaditen, in einem Theile Arabiens die Karmathen; in dem kaum wieder gewonnenen Aegypten machte sich der Statthalter Akschid zum Herrscher u. gründete die Dynastie der Akschididen. Moktadors Bruder, El Kahir Billah Abul Mansor Mohammed el Mothadid (931 — 934), schon bei Lebenszeiten seines Bruders ein- u. wieder abgesetzt, kam aus dem Gefängnisse auf den Thron, regierte geizig u. grausam, ließ Ali Achmed, den Sohn Moktaphis hinrichten u. wurde durch seinen Vezir Moklah, mit Hülfe der türkischen Leibwache, vom Throne gestoßen u. in's Elend geschickt. Sein Nachfolger, El Rhadi Billah Abul Abbas Achmed (934—941), der Sohn Moktadors, führte die Würde eines Emir al Omrah, d. h. Befehlshaber der Befehlshaber, ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Khalifen (ähnlich der fränkischen Majores domus) verbunden war. Durch diese Würde ging dem K.e nach und nach alle weltliche Macht verloren u. der Khalife wurde bloß Iman (Oberpriester). Der erste, der die neue Würde bekleidete, war Raik. Moklah reizte die Karmathen gegen ihn auf u. ein türkischer Offizier, Jakem, verdrängte ihn 939. Raik bekam als Entschädigung Kufa, Bassora u. Irak Arabi als unabhängiges Reich. Noch einmal versuchte Rhadi's Nachfolger El Motaki Billah Abu Isaak Ibrahim (941—944) diese Würde zu vernichten u. ließ 941 den Jakem ermorden, wurde aber von der türkischen Leibwache gezwungen, einen anderen Emir al Omrah zu wählen; dieser, Tozun setzte 944 den Khalifen ab u. ließ ihn blenden. Tozun vermachte das Reich förmlich an Schirzach, allein der neue Khalif El Mostakfi Billah Abul Kasem Abdallah (945) rief die Buiden gegen dessen Grausamkeit zu Hülfe. Diese stürzten zwar Schirzach, setzten aber auch den Khalifen ab u. machten die Emir-Würde in ihrem Hause erblich. Ihr erster Emir war Moez el Daulah. Die folgenden Khalifen El Moti Billah Abul Kasem (946—974), El Tahir Billah Abu-Bekr (974—991), El Kahir Billah Abul Abbas Achmed (991—1031), El Kasem Beamr Illah Dschaafar Abdallah verloren nach u. nach alle Auszeichnung und wurden selbst aus den Kirchengebeten ausgeschlossen. Die Buiden herrschten unumschränkt in einem nicht bedeutenden Gebietstheile, die entfernten Statthalterschaften waren

alle selbstständige eigene Reiche geworden. Unter den letzten Khalifen eroberte der Beherrscher von Turkestan, Ilkan Khan, Khorassan u. stürzte die Samariden, wurde aber wieder von Mahmud, dem Fürsten von Ghasni, gestürzt, der dort 998 die Herrschaft der Ghasnewiden gründete, die aber in Bagdad schon 1038 den Seldschucken unterlagen. Aegypten war schon 970 in die Hände der Fatimiden gefallen. Der dilemitische Prinz Bassa Siri 1048 von Kasem verjagt, zog 1055 mit einem ägyptischen Heere nach Bagdad; der Seldschucke Togrul-Beg zog 1062 ihm entgegen, befreite den Khalifen u. ließ Siri hinrichten. Von nun an regierten die Seldschucken als Emire al Omrah, wie früher die Buiden. Die abhängigen Khalifen von Bagdad genossen die Einkünfte von Bagdad und pflegten Künste und Wissenschaften. Auch die Seldschucken wurden bald durch innere Spaltung geschwächt u. die Khalifen gelangten wieder zu einiger Macht. Als jedoch der Khalif Achmed Nasir vom Sultan Nurredin Hülfe gegen seinen aufrührerischen Vezir erlangte, entsendete dieser den Kurden Selaheddin (Saladin s. d.) nach Cairo, welcher dort 1168 die Dynastie der Abjubiden gründete, Syrien eroberte u. dem christlichen Reiche in Jerusalem ein Ende machte. Nachdem auch dieser Emir al Omrah des Khalifen geworden, vermochte das K., selbst nach dem Sturze der Abjubiden sich nicht wieder zu erheben. Die Seldschuckischen Sultane von Iran wurden durch die Chowaresmier und diese durch die Mongolen verdrängt. Diese nahmen 1258 Bagdad ein, plünderten es 40 Tage lang u. Mostassem Billah, der 56. Nachfolger des Porphen wurde unter den Hufen der Roße zertreten. Dieß war das Ende der Abassiden. Nur Mostassems Neffe Achmed entkam nach Aegypten, wo ihn Sultan Bibars I. 1263 als Khalifen anerkannte; auch trugen noch 18 seiner Nachfolger diese Würde, bis sie 1517 an die Osmanen überging. Es hatte nämlich Osman (s. d.) auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschucken u. Mongolen als Emir des Sultans von Ikonium das osmanische Reich (s. d.) gegründet. Als die Türken 1517 auch Aegypten eroberten, wurde der letzte Schattenkhalif nach Konstantinopel gebracht, aber bald wieder nach Aegypten zurückgesendet, wo er 1538 starb. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Khalifentitel an, der jedoch von den Schiitischen Persern sehr bestritten wird. — Das K. in Cordova in Spanien war unter den Omajjaden nach und nach in viele kleine Reiche zerfallen. In Afrika hatten sich die Almoraviden ausgebreitet u. ihr Anführer Jussuff war über die Meerenge gezogen und hatte sich Spanien unterjocht. Mit noch größerer Grausamkeit u. noch größerem Erfolge gründete der Afrikaner Abdallah Ben Tamurt im Jahre 1116 die durch ihren fanatischen Religionseifer ausgezeichnete Secte Mohaweddin (Almohaden, Unitarier) u. wußte sich zugleich, wie viele andere Häretiker, seiner Secte als eines Werkzeuges zur Stiftung einer neuen Dynastie u. Eroberung eines großen Reiches zu bedienen. Seine begeisterten Anhänger wußte er schnell in gute Krieger umzuwandeln, er entflammte ihren Muth durch kurze Gebete, schlug die Heere der Almoraviden u. unter seinen Nachfolgern wurde die Unterjochung Mauritaniens u. auch Spaniens vollendet. Indessen hatte schon, nachdem Karl Martel 732 die Araber bei Tours u. Poitiers geschlagen, sich in den asturischen Gebirgen Pelayo, ein Sohn des westgothischen Königshauses festgesetzt. Seine Nachfolger Alfons I.—III. (750—910) erweiterten das christliche Gebiet bis zum Duero (Castilien u. Leon). Von Sancho bis Alfons VI. († 1109) wurde das Reich bis Toledo ausgedehnt und Ferdinand III., der Heilige, (1219—1252) eroberte endlich Cordova und machte hierdurch den K. daselbst ein Ende. Die Araber wurden nun immer mehr verdrängt, bis endlich ihr letztes Besitzthum, Granada, von Ferdinand dem Katholischen erobert und somit ihrer Herrschaft auf spanischem Gebiete ein Ende gemacht wurde. Vergl. Marigny, Hist. des Arabes sous les gouvernements des Khalifes (Paris 1750). Ernalkin, Geschichte der Khalifen, arab., Hammer, über Länderverwaltung unter dem K.e, Berlin 1835 u. m. a. wR.

Khan, *Titel der mongolischen oder tatarischen Herrscher*, der von Dschingis

Khan (s. d.), zunächst auf die Prinzen aus seiner Familie überging, dann von allen mongolischen und türkischen Häuptlingen angenommen wurde und später in allen denjenigen Ländern in Gebrauch kam, wo dergleichen Dynastien zur Herrschaft gelangten. So führt auch der türkische Sultan, neben seinen übrigen Titeln, den Titel K. — Il K., d. h. Groß-K., nannten sich die in Persien herrschenden mongolischen Fürsten.

Khevenhüller, ein altes, aus Franken stammendes Adelsgeschlecht, das schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts blühte u. dessen Stammschloß Khevenhull zwischen Dietfurt u. Perching im bayerischen Kreise Mittelfranken liegt. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts siedelte dasselbe nach Kärnthen über. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden zwei Linien: die ältere Linie Frankenburg in Ober-Oesterreich u. die jüngere Hohenosterwitz in Kärnthen; 1593 wurde jene, u. 1506 diese in den Reichsgrafenstand erhoben. In Folge der Vermählung des Grafen Johann Joseph (geboren 1706, gestorben 1776), aus der jüngeren Linie mit der Erbtochter des Grafen von Metsch, nahm diese Linie 1751 den Titel K.-Metsch an, erhielt auch 1764 die Reichsfürstenwürde und besitzt das Erb-Obersthofmeisteramt in Oesterreich unter der Enns, so wie das Erbland-Oberst-Stallmeisteramt in Kärnthen. Besonders führen wir aus diesem Hause an: 1) K., Ludwig Andreas, berühmter kaiserlicher General, geboren 1683, widmete sich von Jugend auf dem Kriegsdienste u. diente in jüngeren Jahren unter dem Prinzen Eugen von Savoyen, seinem Lehrer. Das erste bedeutende Commando hatte er im polnischen Successionskriege in Italien, konnte aber, wegen des bald geschlossenen Friedens, Nichts mehr unternehmen. Seinen Feldzug in Ungarn 1737 machte das Mißverständniß der kaiserlichen Generale unter sich unglücklich auch für ihn, indem er am Flusse Timoc am 27. September starke Einbuße litt. Am glänzendsten war sein letztes Auftreten im österreichischen Successionskriege. Schon mußte er, als Kommandant von Wien, Anstalt machen, die Belagerung auszuhalten, mit der die Franzosen und Bayern diese Residenz bedrohten; aber bald hernach griff er an, statt sich defensiv zu verhalten, eroberte Ober-Oesterreich wieder u. unterwarf das feindliche Land seiner Kaiserin. Die Soldaten hatten besonderes Zutrauen zu ihm. 1743 stand er an den Gränzen des Elsasses, und für den nächsten Feldzug war er zum obersten Befehlshaber bestimmt. Der Tod entriß ihn am 23. Januar 1744 dem Vaterlande bei welcher Veranlassung Maria Theresia äußerte: „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthanen und einen Beschützer, den Gott allein belohnen kann." — 2) Sigmund Friedrich, Fürst von K. Metsch, geboren 1732, diente dem Vaterlande als Diplomatiker, war von 1756—60 Gesandter am portugiesischen, von 1763 bis 1770 am königlich sardinischen Hofe, von 1775—82 kaiserlicher bevollmächtigter General-Commissarius in Italien und Obersthofmeister des Erbherzogs Ferdinand. Er succedirte seinem Vater Johann Joseph 1776 als Chef der Familie u. war überhaupt ein Mann von trefflichen Kenntnissen u. unermüdeter Thätigkeit für das Wohl des österreichischen Hauses. Sein Tod erfolgte am 15. Juni 1801. — Gegenwärtiges Haupt der Familie ist 3) Richard, geboren 1813, kaiserlich-königlicher Kämmerer, vermählt mit Antonie, gebornen Fürstin Lichnowska, der seinem Vater, Franz Maria Joseph, 1837 folgte.

Khiwa oder Orgundsch, ein Khanat in Turkestan, gränzt gegen Osten an Buchara, gegen Süden an Persien und die Steppen der unabhängigen Turkomanen, gegen Westen an den kaspischen See, gegen Norden an Rußland und hat, einschließlich der von den Nomaden bewohnten Wüsten, einen Flächenraum von etwa 7000 □Meilen. Doch besteht der eigentlich angebaute Theil K.s nur aus einer Oase am unteren Amu, 100 □Meilen groß, 45 Meilen lang u. 20 Meilen breit, die im Süden und Westen von der Sandwüste, im Norden vom Aralsee und im Osten vom Amu oder Oxus begränzt wird. Der Boden dieser Insel ist durch zahllose natürliche und künstliche Kanäle, die vom Amu abgeleitet sind, fruchtbar gemacht und bringt reichlich Getreide, Obst, Melonen u. a. Produkte

hervor. Das Klima ist aber rauher, als in der Bucharei. Die gewöhnlichsten Hausthiere sind: Kameele (Dromedar), Pferde, Horn- u. Schafvieh. Die technische Industrie bewegt sich hauptsächlich in der Seiden- u. Baumwollen-Manufaktur. Die Bevölkerung, die höchstens auf 600,000 Seelen angeschlagen werden kann, von denen jedoch nur der dritte Theil in der Oase K. seßhaft ist, besteht aus den Ursassen der Tadschiks, welche Handel treiben und hier vorzugsweise Sarten genannt werden, u. aus eingewanderten Türken, unter denen die Usbeken den herrschenden Volksstamm (Beamte und Krieger) bilden u. größtentheils als seßhafte Ackerbauer sich niedergelassen haben. Außerdem gibt es noch Turkomanen und Karakalpaker (d. h. Schwarzmützen) als Nomaden, die jedoch auf ihren Wanderungen Ackerbau treiben. Von anderen Völkerschaften gibt es noch afghanische, jüdische u. armenische Familien. Als Sklaven (etwa 30,000) findet man persische Tadschiks u. persische Türken vom Stamme des Aimaks und Katscharen, die als Schiiten bei den sunnitischen Bewohnern von K. vor der Sklaverei nicht geschützt sind; sodann Russen (sehr gesucht), Kurden, Kosaken, Juden u. Kirgisen. Um Sklaven zu bekommen, üben die Khiwaer fortwährende Räubereien aus. Die oberste Gewalt im Staate übt unumschränkt ein erblicher Khan aus dem Stamme der Usbeken. Die Militairmacht kann sich auf höchstens 10,000 Mann Reiterei belaufen. Es gibt in K. fünf Städte, nämlich: K., Kunurgenz (Orgundsch), Hezarasp, Mangischlak u. Konrat. Außerdem zählt man noch einige 70 andere Ortschaften. Die erstere dieser fünf Städte, K., am Amu, 12—15 Tagereisen von Buchara gelegen, ist Hauptstadt u. zählt etwa 5800 Einwohner. — Im Mittelalter war das heutige K. als Khowaresm bekannt u. stand damals unter der Herrschaft der persischen Seldschucken. Später machte es sich unabhängig, wurde nacheinander von Dschingis-Khan u. Timur erobert u. kam später unter die Herrschaft der Sultane von Bokhara, der Kirgisen u. zuletzt der Usbeken. Im Jahre 1717 unternahm Peter der Große von Rußland einen Kriegszug gegen K., der jedoch völlig mißglückte. Seitdem schlossen sich die Khane feindselig gegen Rußland ab u. führten unausgesetzt Mord- u. Raubkriege gegen die russischen u. persischen Gränzbewohner u. Karawanen. Dieser Umstand sowohl, als die Eifersucht vor dem drohenden Umsichgreifen der Engländer im nördlichen Indien, veranlaßte Rußland im Jahre 1839 zu einem wiederholten Zuge gegen K., den der General Perowsky mit 20,000 Mann, größtentheils Kosaken u. kriegerische Hilfsvölker, sowie 10,000 Kameelen, unternahm. Allein auch diese Expedition mißglückte vollständig u. die Russen mußten zu Ende Januars 1840, nachdem sie noch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten u. durch Schneegestöber, Kälte u. Mangel der größte Theil ihrer Thiere gefallen war, unverrichteter Dinge wieder umkehren. Später vermittelte England, für welches diese Niederlage der Russen ein indirekter Triumph war, auf gütlichem Wege die Auslieferung der russischen Gefangenen. Ow.

Khorassan ist der Name des anbaufähigen Isthmus, der sich zwischen den Steppen des Tieflandes von Turan u. der Salzwüste im Innern des Hochlandes Iran, von Afghanistan im Osten bis zu den persischen Provinzen Astrabad u. Taberistan hinaufzieht u. von einer Verzweigung des Elbrusgebirges, die sich in der Richtung von Westen nach Osten an den Paropamisus anreiht, gebildet wird. K. bildet kein für sich bestehendes Reich, sondern ist zwischen Persien u. Afghanistan getheilt. Von ersterem bildet es, unter Beibehaltung seines Namens, die nordöstlichste, etwa 4000 □Meilen große Provinz, welche an Dschagatai, Afghanistan, Kuhistan, Taberistan u. Masenderan gränzt. Sie erzeugt Getreide, Obst, Wein, Seide, Salz u. s. w. u. besitzt großen Reichthum an Kameelen, Eseln und Rindvieh. Die Einwohner (1 Million), Tadschiks, Thuny, Araber (15,000 Köpfe) und Ilats, sind betriebsam, fertigen gute Waaren aus Seide, Baumwolle, Eisen, Leder, Glas u. treiben Handel. — Den zweiten Theil von K. bildet das Fürstenthum Herat (s. d.), oder die zu Afghanistan gehörige Provinz K. Sie ist *ein Hochland u. im Westen* größtentheils Steppen, hat einen Fla-

cheninhalt von 3,200 □Meilen u. 1½ Millionen Einwohner: Elmaken, Hasarer, Afghanen, Belludschen (im Süden). Die Trennung K.s, das früher ganz zu Persien gehörte, erfolgte im Jahre 1716. Ow.

Kiachta (Kjächta), Stadt im russisch-sibirischen Gouvernement Irkutsk, an der Gränze der chinesischen Mongolei, nur durch den gleichnamigen Bach und eine geschlossene Esplanade von der chinesischen Stadt Maimatschin getrennt, ist, obschon es nur 23 Häuser und 350 Einwohner zählt, dennoch der einzige Communikationsplatz für den wichtigen Handel Rußlands mit China, der hier zu allen Zeiten, besonders aber auf der, seit 1727 bestehenden, Dezembermesse durch zahlreiche Karawanen, und zwar als Tauschhandel, betrieben wird. Die Waaren, welche die Russen nach K. bringen, sind hauptsächlich: Pelzwerk aller Art, Biberfelle, Tuch und Wollenzeuge, Baumwollensammt, Leinwand, Leder, Eisen- und Stahlwaaren, Glas, Spiegel. Dagegen geben die Chinesen als Tauschwaaren an die Russen: Thee, Seide und Seidenstoffe, Nanking, Porzellan, Edelsteine, Silber- und Goldstaub, Lack und lackirte Waaren, künstliche Blumen, Rohr, Pfeifenröhre, Spielsachen, Candiszucker, eingemachten oder candirten Ingwer, Farben, Tusch, Moschus, Rhabarber, Kampher und andere Droguen. Der Gesammtumsatz im Ein- und Austausche betrug im Jahre 1845 13,622,000 Rubel Silber. Der stärkste Eintausch von russischer Seite ist immer Thee. Die von den Chinesen am meisten begehrten Waaren Tuch und Pelzwerk. Die meisten dieser Tuche für China bezog Rußland sonst von Preußen und Sachsen; gegenwärtig liefert es nicht nur das Tuch, sondern auch die meisten anderen Waaren den Chinesen aus seinen eigenen Fabriken, namentlich aus Moskau, von wo sie über Tjumen, Tomsk und Irkutsk expedirt werden. Die von Nischnei-Nowgorod nach K. bestimmten Waaren gehen meist direkt über Kasan u. Orenburg.

Kibitka heißt in Rußland ein leichter, oben offener, oder ein mit einer Plane bedeckter Wagen ohne Feder. Dann nennen so die Kalmücken und andere nomadische Völker ein Familienzelt, nach deren Anzahl gewöhnlich ihre Bevökerung berechnet wird, indem man gemeiniglich im Durchschnitte zehn Köpfe für ein solches annimmt.

Kicher oder Kichererbse, Cicer arietinum L., eine im südlichen Europa, Indien &c. wildwachsende Hülsenfrucht, mit gelben oder röthlichen, erbsenähnlichen, aber etwas eckigen Körnern, welche in Italien &c. als Speise, in Deutschland aber nur hin und wieder als Kaffeesurrogat benützt werden. Sie wird daher bei uns meist nur als grünes Viehfutter angebaut.

Kiefer, gemeine, auch Föhre, Fohre, Kienbaum genannt, Pinus sylvestris L., ein, besonders im nördlichen Europa in großen Wäldern wachsender Nadelholzbaum, welcher eine Stärke von 1—4 Fuß Durchmesser, eine Höhe von 100—150 Fuß, ein Alter von 400 Jahren erreicht und sein größtes Wachsthum in 100, auch wohl erst in 200 Jahren vollendet. Die K. unterscheidet sich von anderen Nadelhölzern dadurch, daß sie schmale, 2 — 3 Zoll lange, sehr spitzige Nadeln hat, die zu zweien, selten zu dreien in einer Scheide sitzen, sowie durch ihre eirunden, kegelförmigen, meist paarweise sitzenden Zapfen, welche ebenfalls 2 — 3 Zoll lang sind und länglich stumpfe, dicke Schuppen haben; sie gelangen erst im zweiten Jahre zu ihrer Vollkommenheit. Das Holz, welches von reifen, 100- und mehrjährigen Stämmen am besten ist, da der Baum in früheren Perioden sehr rasch wächst, ist im Splint weiß, im Innern aber gelblich, mit röthlichen, dichten Jahrringen, besonders harzreich, grobfaserig, leichtspaltig und sehr dauerhaft. Es eignet sich besonders zu Schiffbauholz, und da es sich auch in der Nässe sehr gut hält, so gibt es gute Brunnenröhren, auch wird es häufig zu Brettern und Pfosten geschnitten. Das aus der verwundeten Rinde fließende Harz gibt Terpentin, aus welchem Terpentinöl bereitet wird, ferner wird Pech, Theer u. Kienruß daraus gewonnen. Die Rinde wird als Gerbematerial benützt. Außer der gemeinen K. sind noch zu bemerken: die Zirbel- oder Cembra-K., die Pinie oder der Zirbelbaum, die Sumpf-K., die Weymuths-K., fer-

ner die Schwarz-K. (Pinus pinaster), welche besonders im südlichen Europa in mildem Klima und nicht zu hohen Lagen wächst, ein sehr gutes Bau- und Brennholz gibt und wegen ihres starken Harzgehaltes besonders zur Gewinnung von Terpentin, Terpentinöl, Colophonium und feinem Kienruß benützt wird, die Zwerg-K. oder Krummholz-K. (Pinus mughus), welche auf den höchsten u. kältesten Gebirgen Deutschlands und des nördlichen Europa strauchartig und mit weit auf der Erde fortkriechenden Aesten wächst und das zu vielen Schiffbau- u. Geschirrarbeiten brauchbare Knieholz liefert. Das gereinigte Harz wird als natürlicher Balsam verbraucht, und aus den jungen Trieben wird das sogenannte Krummholzöl bereitet.

Kiefer (maxillae, mandibulae) heißen am Kopfe des menschlichen Körpers diejenigen Knochen, welche den unteren Theil des Gesichtes und das Gerüste der äußeren Umgebung der Mundhöhle bilden, gewöhnlich mit Zähnen versehen sind und die Bestimmung haben, die nöthigen Bewegungen beim Sprechen, Athmen, Kauen u. s. w. auszuführen. Man unterscheidet 1) den Oberk., welcher mit den übrigen Gesichtsknochen unbeweglich verbunden ist und aus zwei miteinander verwachsenen, gleichen Hälften besteht; seine obere Fläche bildet den Grund der Nasenhöhle, seine untere den harten Gaumen; 2) den Unterk., der durch ein Gelenk mit dem Schläfenbein beiderseits verbunden ist.

Kiel heißen jene zu einem Ganzen verbundenen, verschiedenen Hölzer, welche einem Schiffe zur Basis dienen und von dem Vorder- bis zu dem Hintersteven reichen. Der falsche oder lose K. ist eine Unterlage unter dem wahren, mit welchem dieser seiner ganzen Ausdehnung nach belegt wird. — Kielholen bedeutet: ein Schiff an seinem K.e oder an dem unteren Boden ausbessern. Nebst diesem ist Kielholen eine Strafe auf der See, welche darin besteht, daß der zu Bestrafende an einem Taue dreimal unter dem Schiffe durchgezogen wird, wodurch er eine der Todesstrafe zunächst kommende Strafe erleidet, bei welcher ihm entweder der Kopf abgerissen, oder der Körper verstümmelt werden kann. Diebstahl und andere grobe Vergehen verwirken diese exemplarische Strafe.

Kiel, wohlgebaute Stadt im Herzogthume Holstein, am K.er Fiord, einem Busen der Ostsee, welcher einen guten Hafen bildet, in den der schleswig-holsteinische oder Eiderkanal mündet, mit 13,000 meist protestantischen Einwohnern, Sitz des Oberappellationsgerichts für Schleswig, Holstein und Lauenburg und des Sanitätscollegiums, hat ein (1838 abgebranntes, aber wiederhergestelltes) Schloß, 4 Kirchen, darunter eine katholische, eine Synagoge, Kunstmuseum, Stadtschule (bestehend aus der gelehrten und Hauptbürgerschule), Waisenhaus, Forstbaumschule, schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte und Alterthümer, mehre Wohlthätigkeitsanstalten 2c. Besonders zu bemerken ist die 1665 von Herzog Christian Albrecht von Holstein hier gestiftete Universität mit 20 ordentlichen und fast eben so vielen außerordentlichen Professoren und Privatdocenten, aber nur 200—300 Studenten, mit reichlichen Hülfsanstalten: homiletisches und philologisches Seminar, 2 klinische Institute, Bibliothek (90,000 Bde.), Entbindungsanstalt, naturhistorisches Museum, anatomisches Theater, chemisches Laboratorium, botanischer Garten, Sternwarte. Eisenbahnverbindung mit Altona und Hamburg. — Die Manufakturen sind nicht bedeutend, doch hat die Stadt Dampfölmühlen, Gerbereien, Essigsiedereien, gute Branntweinbrennereien, Tabaksfabriken, Wollmanufakturen, eine Zuckersiederei, Eisengießerei, Maschinenbauanstalt 2c. Ein Gewerbeverein entwickelt eine sehr anerkennenswerthe Thätigkeit; wichtiger ist aber die starke Fischerei, welche geschätzte Bücklinge, K.er Sprotten u. s. w. liefert, die Ausfuhr von landwirthschaftlichen Produkten und der Speditions- u. Transithandel zwischen Hamburg u. Kopenhagen. Das landeinwärts auf der Eisenbahn, theils zum inneren Verbrauche, theils zur weiteren Ausfuhr nach Altona und Hamburg gehende Getreide wird auf jedes der beiden letzteren Jahre auf 200,000 Tonnen geschätzt. Auch bildet holsteinische Butter einen nicht unbedeutenden Gegenstand der Ausfuhr, be-

sonders nach England. Die Versendungen erfolgen gewöhnlich über Hamburg. Verbindung durch Dampfschiffe besteht mit Kopenhagen, Aalborg, Flensburg, Snoghoi, Wordinburg. Jährlich wird hier vom 6. Januar bis 2. Februar eine Messe, der K.er Umschlag genannt, gehalten, auf welcher, neben einem nicht unbeträchtlichen Waarenumsatze, hauptsächlich auch bedeutende Geldgeschäfte gemacht werden, indem der schleswig-holsteinische Adel, Kaufleute, Beamte u. A. zur Umsetzung, Ausleihung und Einforderung ihrer Gelder dazu sich versammeln. Es müssen nämlich fast alle erheblichen Kapitalzahlungen in den Herzogthümern Schleswig u. Holstein, sowie Zinszahlungen und zum Theile auch Pachtsummen, in den acht Tagen, vom 6. bis 14. Januar, erfolgen u. zwar in K. — K. kommt schon seit dem 10. Jahrhunderte als Kyl vor und ist nicht erst von dem Grafen Adolf IV. im 13. Jahrhunderte angelegt worden; vielleicht daß es von diesem, der ein Franziskanerkloster hier baute, entweder wieder aufgebaut, oder erweitert worden ist. Dessen Sohn Johann I. gründete 1243 die Linie Holstein-K. u. nahm hier seine Residenz. Unter ihm belagerte erst sein Bruder, Graf Gebhard I. von Holstein-Rendsburg, dann Herzog Albrecht von Braunschweig vergebens K. Besonders gewann K. seit dem 14. Jahrhunderte unter dessen Urenkel, Johann III., wo der Stapel der dänischen Waaren von Lübeck hieher verlegt wurde. 1544 kam K. an Herzog Adolf zu Gottorp-Gottorp. 1627 ward es von den Kaiserlichen genommen; 1643 von den Schweden, kurz darauf wieder von den Kaiserlichen unter Gallas genommen. 1665 wurde die Universität gestiftet (s. o.). 1721 — 1773 war K. wieder Residenz der Herzoge von Holstein-Gottorp. 14. Januar 1814 Friede zwischen Schweden, England u. Dänemark. Die Stadt ist gegenwärtig in stets zunehmender Blüthe.

Kielmeyer, Karl Friedrich v., k. württembergischer Staatsrath, geboren zu Bebenhausen bei Tübingen den 25. October 1765, war Zögling der hohen Karlsschule, wurde 1786 zum Med. Dr. promovirt, lehrte dann an der Karlsschule als Professor der Medizin, wurde 1796 als ordentlicher Professor der Chemie, später der Medizin, nach Tübingen berufen, 1817 aber zum Staatsrathe und Direktor des Münz-, Mineralien- und Kunst-Cabinets in Stuttgart ernannt. Er erhielt den württ. Kronorden u. wurde in den Adelstand erhoben; 1834 präsidirte er der Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher in Stuttgart und 1835 ernannte ihn die Stadt Stuttgart zum Ehrenbürger; 1844 den 24. September starb er. K. hat sich weniger als Schriftsteller, wie als geistreicher Lehrer bekannt gemacht. Er war Anhänger der Naturphilosophie und suchte dieselbe in würdiger und selbstständiger Weise auf die Theorie der Heilkunde anzuwenden. Er veröffentlichte eine „Rede über die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen," Stuttgart 1793, welche unverändert wieder abgedruckt wurde, Tübingen 1814; ferner: „Plan zu einer Zoologie und Anatomie der Thiere," Tübingen 1815; auch war er Mitherausgeber des Archivs für Physiologie von Meckel. **E. Buchner.**

Kiemen, Organe, welche bei den Wasserthieren die Stelle der Lungen vertreten. Sie bestehen meist aus vier Blättchen und sind in der Regel durch bewegliche Deckel geschützt. Jedes dieser Blättchen ist wieder aus mehren zusammengesetzt und mit einem feinen Gewebe von Blutgefäßen durchzogen. Bei den Fischen sitzen sie am Halse, bei anderen Classen an verschiedenen Theilen, die niedrigsten haben sie über den ganzen Körper verbreitet. Das Wasser wird durch den Mund eingenommen, sondert in den K. den Sauerstoff ab, der sich mit dem Blute verbindet und wird dann durch die K.-Oeffnung, welche nach hinten liegt, wieder entlassen.

Kienruß ist die, bei unvollständiger Verbrennung von Kien oder harzigem Holze in besonderen Oefen sich bildende u. meist aus Kohlenstoff, mit Beimischungen von Brandharz, Naphthalin, verschiedenen Salzen rc. bestehende, tiefschwarze Masse. Man bedient sich jedoch zu seiner Gewinnung nicht allein des Holzes selbst, sondern auch der beim Theerschwelen übrig bleibenden, noch harzreichen

Kienbrände, der Pechgrieven ꝛc., von denen man den, bei der Verbrennung sich erzeugenden, Rauch durch einen langen liegenden Schornstein in eine verschlossene bretterne Kammer leitet, an deren Decke eine große Oeffnung, die ein kegelförmiger Sack verschließt, angebracht ist. An den Wänden dieser Kammer setzt sich der Ruß an, der dann zusammengefegt u. in Fässer oder kleine, aus Holzspähnen zusammengesetzte, Gefässe oder Butten von verschiedener Größe verpackt wird. Gereinigt wird er, wenn man ihn bei abgehaltener äußerer Luft nochmals ausglüht, oder auch, wenn man ihn mit Terpentinöl etwas befeuchtet, erhitzt, dann anbrennt u. in verdecktem Gefäße fortbrennen oder glühen läßt. Auch geschieht es durch eine Behandelung mit verdünnter Salzsäure oder Holzessig. Solchen gereinigten K., der wohl auch noch fein gemahlen wird, benützt man besonders zu Buch-, Kupfer- und Steindruckerschwärze; auch wird durch Vermischung mit Gummiwasser ordinaire Tusche daraus bereitet.

Kiesel, s. Quarz. — Die ganz farblosen, klaren Bergkrystalle, welche, wenn sie geschliffen sind, an Reinheit, Farblosigkeit u. Feuer oft dem Diamant nahe kommen u. daher auch falsche, böhmische, syrische und occidentalische Diamanten heißen, nennt man vorzugsweise ebenfalls K. Die schönsten kommen aus Madagascar; doch erhält man sie auch aus Sibirien, Böhmen, Sachsen (sächsische K.) u. a. Ländern.

Kieser (Dietrich Georg), Geheimer Hofrath u. ordentlicher Professor der Medizin an der Universität Jena, wurde den 24. August 1779 in Harburg geboren, wo sein Vater Prediger u. Gymnasialprofessor war. K. studirte in Göttingen u. Würzburg und wurde an ersterer Universität 1804 zum Med. Dr. promovirt; hierauf ließ er sich in Winsen an der Luhe als praktischer Arzt nieder, zog als solcher 1806 nach Nordheim und wurde daselbst 1807 Stadtphysikus; 1812 kam er als außerordentlicher Professor nach Jena u. übernahm 1813 zugleich die Stelle eines Brunnenarztes in Berka; 1814 errichtete er ein reitendes Studenten-Corps, an dessen Spitze er gegen Frankreich zog; 1815 übernahm er als Oberarzt die Leitung der preußischen Spitäler in Lüttich u. später in Versailles. Nach Jena zurückgekehrt, setzte er seine Vorlesungen fort, wurde 1826 zum ordentlichen Professor ernannt u. errichtete im selben Jahre eine orthopädische Anstalt; 1828 wurde er zum Geheimen Hofrathe ernannt, 1832 aber zum Deputirten der Universität erwählt, als welcher er besonders 1839 für die Verbesserung der Gefängnisse thätig war. — K. hat sich bleibende Verdienste um die Physiologie, die Entwickelungsgeschichte und um die Anatomie der Pflanzen erworben; abgesehen hievon aber, hat er auf die scharfsinnigste Weise die Naturphilosophie auf die praktische Medizin anzuwenden gewußt, indem er mehr, als irgend Jemand, die reichste Fülle empirischer Thatsachen unter allgemeine systematische Gesichtspunkte zu bringen verstand. — Von seinen Schriften sind die wichtigsten: „Grundzüge der Pathologie u. Therapie des Menschen" (Jena 1812); „Mémoire sur l'organisation des plantes" (Haarlem 1812, deutsch Jena 1815, holländisch Haarlem 1814); „System der Medizin" (Halle 1817, 1818, 2 Bde.); „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" (Lpz. 1821, 2 Bände, 2. Aufl. 1826). — Auch gab er von 1817 an das „Archiv für den thierischen Magnetismus" heraus. E. Buchner.

Kiew, **Kijew** oder Kijow, 1) ein Gouvernement in Klein-Rußland, 936 (nach Andern 900, 976 oder 800) □ Meilen groß, mit 1,700,000 Einwohnern, im Norden an Minsk, im Osten an Poltawa und Tschernigow, im Westen an Podolien u. Volhynien, im Süden an Podolien u. Cherson gränzend, hat einen wellenförmigen, sehr fruchtbaren Boden, ein herrliches u. mildes Klima u. wird von dem Dnjepr mit seinen Nebenflüssen Teterew, Irpen, Prypetz u. s. w. bewässert. Ackerbau u. Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner; die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind: Getreide, Flachs, Hanf, Tabak, Obst, Gemüse u. treffliches Holz. Die Bevölkerung, 1,700,000 Seelen stark, besteht aus Polen, (Landedelleuten), Großrussen (die in den Städten u. Flecken wohnen) und Klein-

russen (welche den Bauernstand bilden). In den Städten gibt es auch Deutsche, Armenier, Griechen u. Juden. Katholiken zählt man nahe an 90,000. K. gehört zu den ältesten Eroberungen Rußlands u. wurde schon 1686 von Polen abgetreten. — 2) K., die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, am rechten Ufer des Dniepr, unter 50° 27′ nördl. Br. und 48° 13′ östl. Länge gelegen, ist eine sehr alte Stadt, war von 882—1167 Residenz der Großfürsten von Rußland, von 1471—1667 fast ununterbrochen unter polnischer Herrschaft u. damals viel bedeutender, als gegenwärtig, wo sie etwa 50,000 Einwohner zählt. K. besteht aus drei Theilen; der Festung Petschersk, der Stadt Kiew mit dem Kreml und der Vorstadt Podol, jede mit besonderen Mauern umgeben u. letztere durch eine 3,583′ lange Schiffbrücke mit den anderen verbunden. Unter den 52 Kirchen (worunter eine katholische) zeichnen sich aus: die Kathedrale mit einem ungeheucren, 10 Glocken enthaltenden Glockenthurme, mit schönen Malereien, Katakomben, an der Stelle, wo der Großfürst Jaroslaw 1037 die Petschenegen besiegte; die Kirche der heiligen Sophia u. s. w. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören ferner: das kaiserliche Schloß, das Regierungsgebäude, die Spitäler u. s. w. Sitz eines Kriegsgouverneurs u. Metropoliten, so wie eines Bischofs der unirten Kirche. Theologische Hochschule. Das von Krzemieniec hieher verlegte Gymnasium wurde 1833 in eine Hochschule verwandelt u. hat gegenwärtig etwa 300 Studenten; Sternwarte. Vor der Stadt befindet sich das große Petscherskische Kloster, mit der, mit 7 vergoldeten Kuppeln prangenden, Himmelfahrtskirche u. weitläufigen Katakomben, in denen eine große Anzahl von Heiligen-Körpern; daher Wallfahrtsorte. Auch befindet sich hier die Grabstätte des russischen Chronisten Nestor, der im 11. Jahrhunderte lebte. Große Fayencefabrik, Leder- u. Lichterfabriken. Die Einwohner treiben nicht unbedeutenden Handel mit Fayencewaaren, Juften, Lichtern, Seife und Glocken, da die Stadt zwei große Glockengießereien unterhält. Ow.

Kifhäuser (wie Grimm, Kyfhäuser, wie Andere schreiben), heißt der in seinen höchsten Gipfeln bis zur Höhe von 1440 Fuß aufsteigende Bergrücken im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, der die goldene Aue auf der Südseite begränzt, und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlachtberg (von der Niederlage des Thom. Münzer im Bauernkriege) führt. Die Burg Kifhausen wurde im 10. Jahrhunderte zum Schutze des kaiserlichen Palatiums im Dorfe Tilleda erbaut, 1178 von den Thüringern zerstört, dann herrlicher und größer wieder aufgebaut u. im 16. Jahrhunderte aufs Neue zerstört. Der K. ist durch mehre Volkssagen verherrlicht, unter denen die berühmteste die von K. Friedrich dem Rothbart ist. Er sitzt am runden Steintische, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, sein Bart wächst um den Tisch u. hat schon zweimal dessen Rundung umschlossen; wenn er das dritte Mal herumgewachsen seyn wird, erfolgt des Kaisers Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen u. eine bessere Zeit werden. Doch Einige haben ihn auch wachend gesehen. Einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Und als der Schäfer bejahete, sagte der Kaiser: „So muß ich 100 Jahre länger schlafen.“ Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt u. bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmied für ächtes Gold erkannte. S. weiter Grimm's deutsche Mythologie, 2. Aufl., S. 906 f. Die K.-Sagen stehen zusammen in L. Bechstein's Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerwaldes (Meiningen und Hildburghausen 1837 f. Bd. 4, 9 f.).

Kilian, der Heilige u. Martyrer, Bischof von Würzburg, war ein irländischer Ordensmann u. stammte aus einem hochadeligen Geschlechte. Er wurde von zarter Kindheit an in der Gottesfurcht erzogen, erhielt eine, seinem Stande angemessene, wissenschaftliche Bildung und erfreute seine Eltern und Lehrer durch seine schnellen Fortschritte im Guten. Wenn er an die Liebe Jesu dachte, der am

8holze sein Blut für unsere Sünden vergoß, so enthob sich seine Seele gleich-
r Erde und in seinem Herzen erglühte der Wunsch, den Heiden, die noch
jatten des Todes saßen, das Licht des Glaubens zu bringen u. die Fahne
nmlischen Freiheit unter den Knechten der Sünde aufzupflanzen. Allein
Eltern u. Freunde bestrebten sich, durch mancherlei Einsprüche und Bemer-
in ihm dieses Vorhaben zu schwächen u. seinen Eifer auf andere Gegen-
hinzulenken. Als er eines Tages in die Betrachtung der Worte Jesu ver-
„Wer mir nachkommen will, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz u. folge
gedieh sein Entschluß zu solcher Reise, daß er durch keine Vorspiegelungen
ibzuhalten war. Er verließ nun sein Kloster, seine Eltern u. sein Vater-
gesellte sich zwei vertraute Jünger zu, den Priester Coloman nämlich u.
iakon Totman, schiffte über das Meer u. landete glücklich in Frankreich.
:chreiste dieses Land, kam auf deutschen Boden u. ließ sich nieder in Fran-
der Gegend von Würzburg, wo er das Volk in der tiefsten Unwissenheit
i Götzendienste versunken fand. Bei dem Anblicke dieses geistigen Elendes
der Heilige sehr betrübt und entschloß sich, mit seinen Genossen nach der
tadt der Christenheit sich zu begeben, um von dem Oberhaupte der christ-
Welt die Sendung zu empfangen, diesem Volke die beseligenden Wahr-
des Glaubens zu verkünden. Dieß geschah im Jahre 686. Voll heiliger
über die Ankunft dieser drei Himmelsboten, empfing sie der Papst Konon
terlicher Liebe u. weihete K. zum Bischofe, um sein Wirken einflußreicher
hen. Begleitet von dem Segen des heiligen Vaters, kehrten die drei Got-
mer nach Franken zurück, erlernten vollends die Landessprache u. bebauten
kräftigtem Eifer den ihnen zugewiesenen, weit ausgedehnten Weinberg des
Der Himmel segnete ihre apostolischen Arbeiten u. in kurzer Zeit bekehrten
: Menge Heiden in der Gegend von Würzburg, unter dem Frankenherzoge
ert, der ebenfalls die heilige Taufe empfing. Das Bekehrungswerk war
em schönsten Gedeihen, als Geilana, des Herzogs verwittwete Schwä-
dessen Gründern den Untergang schwur. Dem Herzoge, der sich mit ihr
lt hatte, stellte K. vor, solche Ehebündnisse seien im Widerspruche mit dem
i Gesetze u. könnten daher nicht gebilligt werden. Gosbert versprach, nach
tem Feldzuge, der eben bevorstand, sich von Geilana zu scheiden „hab ich
emerkte der gutgesinnte Neubekehrte, „durch die Liebe des allmächtigen
Alles verlassen, dessen Besitz mir angenehm u. theuer war; getrieben von
ieser Liebe, will ich nun auch meine theure Gemahlin verlassen, wofern ich
t besitzen darf, indem mir Nichts über die Liebe meines Gottes geht." Als
a, die von diesen heiligen Gesinnungen nicht erfüllt war, Gosberts Be-
vernahm, sann sie in ihrer Wuth sogleich auf einen Mordanschlag u. be-
zwei Heiden, denen sie eine große Geldsumme versprach, wofern sie K. u.
zwei Genossen in einer bestimmten Nacht aus dem Wege räumen würden.
enützte hiezu die Abwesenheit ihres Gemahls im Jahre 688 oder 689.
litternacht stürmten die bestochenen Mörder in's Zimmer der Heiligen, die
m Gebete begriffen waren. K. ging ihnen mit muthiger Entschlossenheit
en u. empfing mit seinen Gefährten den Todesstoß. Um indeß dem Her-
ie gewaltsame Ermordung zu verheimlichen, warf man die Diener Gottes
l ihrem Kirchengeräthe u. ihrer Priesterkleidung in eine Grube. Allein Gott
ie böse That nicht ungerochen, sondern offenbarte sie kurz nachher dem
. Lande. Einer der Mörder lief, von Wuth u. Raserei ergriffen, durch die
i der Stadt u. schrie ganz jämmerlich, „o K., o K., wie hart verfolgst du
ich sehe den mit Blut befleckten Dolch über meinem Haupte." Zuletzt ver-
sich mit seinen Zähnen die Glieder u. starb so eines grauenvollen Todes.
Andere erstach sich mit seinem eigenen Schwerte, — die rachsüchtige Her-
verfiel in Raserei und nahm ebenfalls ein schreckliches Ende. Die Gebeine
iligen Blutzeugen wurden nachher durch besondere Offenbarung entdeckt u.

im folgenden Jahrhunderte von dem Bischofe Burkard in der Domkirche zu Würzburg beigesetzt. Ihr gemeinschaftliches Fest wird auf den 8. Juli begangen.

Kilian (Hermann Friedrich), Professor der Geburtshülfe u. der geburtshülflichen Klinik an der Universität Bonn, ward geboren den 5. Februar 1800 in Leipzig, Sohn eines Arztes; kam mit seinem Vater schon in früher Jugend nach St. Petersburg, wo letzterer 1811 starb. K. studirte von 1816 an die Heilkunde in Wilna, dann in Leipzig, Würzburg u. Göttingen, ging nach England u. wurde 1820 in Edinburgh zum Med. Dr. promovirt. Nach St. Petersburg zurückgekehrt, wurde er Arzt im kaiserlichen Postdepartement, gab diese Stellung aber bald auf u. ließ sich 1826 in Mannheim nieder. 1828 wurde er als außerordentlicher Professor der Medizin nach Bonn berufen und 1831 erhielt er die ordentliche Professur der Geburtshülfe. K. hat mehre Schriften von Werth verfaßt, von denen wir nennen: „Ueber den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat" (Karlsruhe 1826); „Die Universitäten Deutschlands in medizinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht" (Heidelb. u. Leipz. 1828); „Operationslehre für Geburtshelfer" (Bonn 1834, 3 Bde., erschien in 2 Auflage, auf Pränumeration 1844), ist aber noch nicht vollendet. — „Die Geburtslehre von Seiten der Wissenschaft und Kunst dargestellt" (3 Bände, Frankfurt am Main 1839—1842). E. Buchner.

Kilogramm, das Tausendfache eines Gramme (s. d.) u. Decimalsystem.

Kimmerier. 1) Name eines alten Volkes von unbekanntem Ursprunge, dessen älteste Sitze der Kimmerische Bosporus, sowie die nach ihm benannte Krim waren. Durch die Scythen von hier verdrängt, wandten sie sich in dem 7. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien, wo sie sich namentlich in Lydien u. Phrygien niederließen, Sardes plünderten, an Milet sich aber vergeblich versuchten u. endlich von Alyattes geschlagen u. verjagt wurden. Ohne hinreichenden Grund haben Manche sie mit den Cymbern identificirt. — 2) Ein mythisches Volk bei Homer, das am Okeanos, am äußersten Westen wohnte, wo Helios nie leuchtet u. ewiges Dunkel herrscht.

Kimpflern (P. Rupert von), Benediktiner von Kremsmünster, 1678 als Abt nach Gleiek postulirt. Bis zu dieser Zeit lehrte er kanonisches Recht an der Universität Salzburg. Seine Schriften sind juridischen Inhaltes. Vergl. Mezger, orat II. p. 97. Hist. Univers. Salisb. p. 418. Zauner, biographische Nachrichten von Salzburgs Rechtslehrern, S. 54 u. Nachtrag S. 9. κμ.

Kind nennt man den Menschen von der Geburt an bis zum Eintritte der Mannbarkeit. Dieser Endtermin der K.heit, des K.esalters, ist demnach verschieden, je nachdem die Mannbarkeit früher oder später eintritt; bei uns, in gemäßigten Klimaten, tritt das Ende der Kindheit gewöhnlich mit dem 15. Lebensjahre beim weiblichen Geschlechte, mit dem 18. aber beim männlichen ein. Man trennt diesen Zeitraum des K.esalters auch in das K.esalter im engeren Sinne und in das Knaben- oder Mädchenalter; dann nennt man K. im engeren Sinne den Menschen von der Geburt bis zum Zahnwechsel, welcher im 7. Lebensjahre einzutreten pflegt, indem die ersten, die Milchzähne, ausfallen und die zweiten oder bleibenden Zähne hervorzukeimen beginnen. Dieser Zeitpunkt, das vollendete 7. Lebensjahr, wurde im römischen Rechte als das Ende der Kindheit festgesetzt. Noch wird das K. bezeichnet als Neugeborenes, in den ersten Tagen nach der Geburt, dann als Säugling, bis die ersten Zähne hervorbrechen. In ungewöhnlicherem Sinne braucht man den Ausdruck K. auch statt Leibesfrucht, Fötus (s. d.); man spricht nämlich vom „K.e im Mutterleibe", vom „neugeborenen K.e", von „K.esbewegung" rc.; auch Erwachsene, besonders im jugendlichen Alter und vom weiblichen Geschlechte, werden als K. er bezeichnet, u. zwar bald in gutem, bald in schlimmerem Sinne, fast immer in Rücksicht auf etwas Mangelndes in Erfahrung, Verstandesausbildung rc; so sagt man: „gutes K.," „schönes K.," „frommes K.," „ein wahres K." rc. Bezeichnet man alte Personen als K., so bedeutet dieß, daß ihre körperlichen und geistigen Kräfte, besonders aber die letzteren, abnehmen u. daß diese alten Leute wieder in den Zustand des K.es herab-

treten, daß sie kindisch werden. — Betrachten wir nun das K. im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich den Menschen von der Geburt bis zur Mannbarwerdung, so bemerken wir einen bedeutenden Unterschied zwischen demselben und dem Erwachsenen, der auf keine Weise bloß in der verschiedenen Größe seinen Grund hat. Die physische Lebensaufgabe des Erwachsenen ist Forterhaltung der vorhandenen Organisation; beim K.e dagegen soll die Organisation nicht bloß erhalten, sondern auch weiter ausgebildet werden. Im Körper des K.es herrscht das Flüssige vor: die einzelnen Organe sind saft- u. blut-reicher, die Knochen sind noch nicht so fest, als beim Erwachsenen, sondern bestehen größtentheils aus Knorpelmasse; die Muskeln sind dünner, zarter und weicher; der Reichthum an Blutgefäßen ist weit größer, diese selbst sind verhältnißmäßig weit größer und führen daher auch mehr Blut. Die Blutcirculation ist beim K.e eine weit raschere, daher auch der Puls desselben weit schneller, und zwar um so mehr, je jünger das K. ist. Ueberhaupt zeigen sich alle Eigenthümlichkeiten des K.esalters um so mehr, je weiter dasselbe von dem Zeitpunkte der Mannbarkeit noch entfernt ist. In geistiger Beziehung erscheint das K. in der ersten Zeit nach der Geburt noch ohne alle hieher bezügliche Regung, bald aber fängt es an, auf die Gegenstände ringsum aufmerksam zu werden; es lauscht der kosenden Worte der Mutter, beginnt dann selbst in unarticulirten Lauten sich vernehmlich zu machen, und bald in deutlichen Worten seinen Willen kund zu geben. So geht die Entwickelung des K.es vor sich; eilt sie in geistiger Beziehung der körperlichen voran, so nennt man das K. ein Wunder-K.; damit ist aber gewöhnlich das Todesurtheil schon gesprochen; denn geistig vorzeitig entwickelte K.er erreichen selten die Jahre der Geschlechtsreife. Die Sterblichkeit unter den K.ern ist überhaupt eine sehr große: die Hälfte aller K.er erreicht die Jahre der Mannbarkeit nicht, ja, in einigen Gegenden stirbt die Hälfte aller Geborenen, bevor sie das Ende des ersten Lebensjahres erreicht. Bei solchen Verhältnissen ist gehörige K.erpflege von größter Wichtigkeit; ihre Hauptaufgaben bestehen darin, dem K.e nicht zu viel u. nur zweckmäßige Nahrung zu reichen, ihm gehörig warme, aber nicht fest anliegende, hemmende Kleidung zu geben, für luftige, lichte K.erstuben zu sorgen, sowie für gehörigen Genuß reiner, sauerstoffreicher Luft, daher das K. täglich ins Freie gebracht werden sollte; ferner empfiehlt sich Reinlichkeit und Hautcultur, daher häufige Bäder — täglich im ersten Lebensjahre; gehöriger Wechsel im Schlafen und Wachen, Vermeidung aller körperlichen Ueberanstrengung, aber doch Uebung der körperlichen Kräfte; auf gleiche Weise auch Vermeidung aller zu frühen geistigen Anstrengung, daher lieber Zurückhalten der geweckten, geistig voraneilenden K.er, auf der anderen Seite aber Belebung der Thätigkeit bei geistesträgen; Vermeidung des zu frühen Lernenlassens, des zu frühen Besuches der Schule, wo unsere K.er mit 6 Jahren 4—6 Stunden an die Schulbank geschmiedet sitzen und Schulstaub und Dunst schlucken, statt sich auf weit nützlichere Weise im Freien herumzutummeln. E. Buchner.

Kind (Johann Friedrich), geboren 1768 zu Leipzig, übte bis 1816 die Jurisprudenz zu Dresden, wurde 1818 gothaischer Hofrath, u. starb 1843 in Gotha. Als K. seine juridische Praxis aufgab, widmete er sich ganz der Literatur. Er schrieb: Carlo, Züllichau 1801; Natalie, ebendas. 1801—4, 3 Bde.; Leben und Liebe Ryno's u. Minona's, ebend. 1805, 2 Bde. Verschiedene Sammlungen von Erzählungen, Gedichten u. kleinen Theaterstücken: Malven, Lpz. 1805, 2 Bdchn.; Tulpen, ebendas. 1806—10, 7 Bdchn.; Roswitha, ebendas. 1811—16, 4 Bde.; Lindenblüthen, ebend. 1819, 4 Bdchn.; die Harfe, ebend. 1814—19, 8 Bände; Kleine Erzählungen, ebendas. 1820, 4 Bde.; Gedichte, ebendas. 1808, 5 Bde.; 2. Aufl. ebend. 1817—25; Der Weinberg an der Elbe, ebend. 1817; Theaterschriften, ebend. 1821—27, 4 Bde., darin die Stücke: Wilhelm der Eroberer, van Dyks Landleben, Schön Ella u. besonders die Oper der Freischütz, componirt von K. M. von Weber; gab mit Winkler (Th. Hell) von 1817—26 die Abendzeitung heraus, redigirte auch eine Zeit lange die Dresdener Morgenzeitung, eigentlich

von K. Krautling herausgegeben. — K. gehört zu den vorzüglicheren Dichtern und Erzählern, doch gelingt ihm mehr die Gruppirung, als Durchführung seiner Charaktere.

Kindbettfieber, Wochenbettfieber, heißt die gefährlichste Krankheit der Wöchnerinnen. Das Wesen des K.s besteht in einer Störung der Rückbildung des weiblichen Organismus in den nichtschwangeren Zustand, welche nach der Geburt im Wochenbette nothwendig vor sich gehen muß. Diese Rückbildung gibt sich vorzüglich kund in der veränderten Richtung des Säfteumlaufes; während nämlich während der Schwangerschaft der Säfteumlauf mehr minder nach der Gebärmutter, als seinem Mittelpunkte, gerichtet war, hört diese Richtung nach der Geburt im Wochenbette plötzlich auf, und die Säfte nehmen ferner mehr ihren Lauf von Innen nach Außen, wie sich dieß in den neu eintretenden Wochensecretionen: der Milchabsonderung, dem Wochenfluße und dem Wochenbettschweiße kund gibt. Wird nun eine oder die andere dieser Wochenausscheidungen gehemmt in Folge von Erkältung, Diätfehlern, Gemüthsbewegungen rc. so tritt das K. auf; aber auch ohne vorausgehende Störung dieser Wochenbettsausscheidungen kann das K. entstehen, dann folgt aber die Störung der eben genannten Funktionen bald nach. Das K. tritt auf als heftiges Fieber mit bedeutendem Ergriffenseyn des Gesammtorganismus; immer ist zugleich ein örtliches Leiden irgend eines Organs vorhanden, das gewöhnlich als Entzündung sich kund gibt; so werden namentlich sehr häufig die Unterleibsorgane ergriffen, und zwar besteht als örtliche Affektion beim K. Entzündung der Gebärmutter oder des Bauchfelles, oder es werden auch andere, bei den Zuständen der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes weniger betheiligte, Organe von der entzündlichen Affektion ergriffen: so die Gedärme, die Lungen, das Gehirn, die oberen weichen Partien des Schenkels, die äußere Haut rc. Das K. ist immer eine höchst gefährliche Krankheit, um so mehr, je früher sie nach der Geburt eintritt; auch ist sie gefährlicher, wenn sie epidemisch auftritt, als wenn sie sich nur sporadisch zeigt. Ersteres ist fast gewöhnlich der Fall, und tritt sie so in einem Gebärhause auf, so entwickelt sie sich leicht zur ansteckenden Krankheit, wird im höchsten Grade verderblich, und ist oft nur durch Schließen des Gebärhauses und vollständig durchgeführtes Desinfektionsverfahren (s. d.) zu bezwingen. E. Buchner.

Kinder, die heiligen unschuldigen. Kaum war Jesus Christus der Heiland der Welt im Fleische erschienen, als auch bereits die Welt verfolgend gegen ihn auftrat. Der eifersüchtige und ehrgeizige König Herodes hatte nach der Geburt Jesu von den, aus fremden Landen zu dessen Anbetung nach Jerusalem gekommenen, Weisen kaum erfahren, daß der von den Propheten verheißene Messias unter den Juden erschienen sei, so befürchtete er auch schon, dereinst seines Reiches beraubt zu werden. Wie gewöhnlich, zur Verstellung seine Zuflucht nehmend, heuchelte er ein Verlangen, das Kind ebenfalls anzubeten, um es so desto sicherer ermorden zu können. Allein Gott vereitelte sein böses Vorhaben, indem er die Weisen mahnte, auf einem anderen Wege in ihr Vaterland zurückzukehren. Nach ihrer Abreise erhielt auch Joseph im Traume von einem Engel des Herrn die Weisung, nach Aegypten zu entfliehen, weil Herodes das Kind werde aufsuchen lassen, um es zu tödten. Der sorgsame und fromme Nährvater machte sich sogleich auf, nahm das Kind und dessen Mutter, u. begab sich nach Aegypten. Da Herodes sah, daß er von den Weisen getäuscht worden, gerieth er in Wuth und noch größeren Schrecken. Er schickte seine Schergen nach Bethlehem u. ließ in der ganzen Umgegend alle Knaben von 2 Jahren und darunter tödten, gemäß der Zeit, die er von den Weisen erfragt hatte. In der Besorgniß, von dem Messias, der die Erwartung der Völker war, von seinem Throne gestürzt zu werden, häufte er Mord auf Mord. Das Angstgeschrei u. Wehklagen der Mütter und Kinder erfüllte die ganze Gegend. Es geschah, nach der Bemerkung des heiligen Evangelisten Matthäus, was Jeremias geweissagt, da er

spricht: „Ein Geschrei wurde zu Rama gehört, viel Weinens, Gejammers und Klagens; Rachel bejammert ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn sie sind nicht mehr.“ Diese Prophezeiung, welche unmittelbar auf die babylonische Gefangenschaft sich bezieht, wurde durch den bethlehemitischen Kindermord vollends erfüllt. — Selig ist der Tod dieser jungen Blutzeugen, wenn man ihn mit den Augen des Glaubens betrachtet. Sie fanden, statt eines armseligen Daseyns, das sie zu genießen kaum angefangen hatten, ein vollkommen glückseliges und endloses Leben; sie wurden den Armen ihrer Mütter nur entrissen, um für die Ewigkeit in dem Schooße Gottes selbst zu ruhen. Sie starben nicht allein anstatt Jesu Christi, sondern auch für Ihn, sie gaben Ihm kein Zeugniß durch ihren Mund, aber sie verherrlichten Ihn durch ihr eigenes Blut. Wer mag wohl die freudigen Entzückungen dieser unschuldigen Seelen u. die Danksagungen zu Gott ausdrücken, als sie sich plötzlich von ihren kleinen Leibern für eine so glorwürdige Ursache getrennt und in einem Augenblicke mit Vergnügen und Seligkeit erfüllt sahen; als sie sich nur nach Jesu Christo sehnten, für welchen sie nun aufgeopfert wurden? Welch eine Veränderung hat ihr Weinen u. Schreien auf einmal erfahren, da sie sich augenblicklich im Besitze einer Seligkeit befanden, die sie weder erkennen, noch verlangen konnten, da ihre schwachen, kaum dem Lichte dieser Welt eröffneten, Augen sich plötzlich aufthaten, um ein anderes, strahlendes Licht zu sehen und ihr reines Herz sich zu dem erhob, der Allen, die reines Herzens sind, die Anschauung Gottes versprach! Herodes überlebte nicht lange seine Frevel: der Tod entrieß ihm das Königreich, das er zu verlieren so sehr befürchtete. Es befiel ihn eine ungewöhnliche Krankheit, die allgemein als eine Züchtigung des Himmels angesehen wurde. Sein Elend ward dabei noch gesteigert durch das Andenken der Frevel, die er begangen und des Blutes, das er wie Wasser vergossen hatte. Innere Glut verzehrte ihn, und unerträgliches Jucken am ganzen Leibe quälte ihn, zugleich mit unersättlicher Begier nach Speise, deren Genuß die Pein seiner entzündeten Eingeweide noch vermehrte. In der Verzweiflung wollte er einmal selbst seinem Leben ein Ende machen. Während dieser Krankheit ließ er seinen im Gefängnisse verwahrten Sohne Antipater, der, um sich die Krone zu versichern, von seinem Kerkermeister die Befreiung begehrt hatte, auf die erhaltene Kunde dieses Strebens sogleich enthaupten. So hatte er auch befohlen, daß unmittelbar nach seinem Tode die Häupter der Juden, die er in der Rennbahn zu Jericho hatte versammeln lassen, getödtet würden, damit nach seinem Tode die sich sonst freuende Nation trauere. Der Unglückliche starb fünf Tage nach seinem Sohne. — Man verwahrt in mehren Kirchen der Christenheit Reliquien von den unschuldigen K.n, deren Anzahl der gelehrte Salmeron auf vierzehntausend schätzt. Die Meßbücher der äthiopischen Christen, wie auch die Kalender der Griechen, deuten dieselbe Zahl an. Die Kirche feiert das Andenken dieser unschuldigen Blutzeugen am 28. December.

Kinderbewahranstalten, s. Kleinkinderschulen.

Kinderkrankheiten nennt man jene Krankheiten, welche, durch die Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus bedingt, nur im Kindesalter vorkommen können. Dahin gehören: die Nabelkrankheiten, die Zellgewebsverhärtung, der Croup 2c.; ferner rechnet man zu den K. jene Krankheiten, welche den Menschen nur einmal im Leben befallen u. daher fast ausschließlich im Kindesalter auftreten; zu diesen sind besonders zu zählen: die hitzigen Hautausschläge, Scharlach, Masern 2c. — An diese K. reihen sich jene Krankheiten an, welche Kinder und Erwachsene zwar in gleicher Weise befallen, bei ersteren aber, vermöge der Eigenschaften des Kindesalters, besonders leicht auftreten u. häufig einen eigenthümlichen Verlauf nehmen; als solche erscheinen die so häufigen Verdauungskrankheiten der kleinen Kinder, die in Folge der Entwickelungsvorgänge auftretenden entzündlichen Leiden 2c. — Die Erkennung und Heilung der K. bietet ihre besonderen Schwierigkeiten dar, daher sie ein eigenes Studium erfordern; denn in ersterer Beziehung mangeln bei den Kindern manche Hülfsmittel, welche bei den

Erwachsenen die Erkennung der Krankheit erleichtern; so fehlen namentlich alle subjectiven Erscheinungen, es fehlt die eigene Angabe des Kranken; in Beziehung auf Heilung aber ist genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus nothwendig, u. es genügt in keiner Weise, das Kind etwa als kleinen Menschen, als den so u. so vielten Theil eines Erwachsenen zu betrachten und hienach etwa die Gaben der Arzneimittel einrichten zu wollen. E. Buchner.

Kinderspital nennt man ein eigenes, zur Aufnahme kranker Kinder bestimmtes u. eingerichtetes Krankenhaus. Man hat den Nutzen der K.er häufig in Zweifel gezogen, ausgehend von dem an sich ganz richtigen Grundsatze, daß die beste Pflege erkrankter Kinder die mütterliche sei. Allein, wenn bei unseren Verhältnissen die Mutter gezwungen ist, um das tägliche Brod zu verdienen, sich außer Hause in Arbeit zu begeben; wenn das erkrankte Kind dem hindernd in den Weg tritt, u. sonach allenfalls die Erhaltung einer Familie in Frage stellt, dann tritt die Nothwendigkeit des K.s von selbst deutlich hervor, das K. ist dann nur die Ergänzung der Kinderbewahranstalt (s. d.). In Frankreich sind K. eine alte Einrichtung, ja, es besteht kaum eine größere Stadt, die nicht ihr eigenes K. besäße; in Deutschland dagegen entstanden die K.er erst in neuerer Zeit, und zwar wurde das erste errichtet in Wien 1837 von Dr. Mauthner; seitdem folgten die K. in Dresden, Stuttgart, Breslau, München etc.; in Berlin befindet sich im Charitékrankenhause eine Abtheilung für Kinder. E. Buchner.

Kindertaufe, s. Taufe.

Kindesmord, oder besser Kindestödtung, nennt man die Tödtung eines neugeborenen, lebensfähigen Kindes von Seiten seiner außerehelich geschwängerten Mutter. In alten Zeiten u. bei ungebildeten Völkern gilt der K. als kein Verbrechen, sondern als eine gleichgültige Sache. Erst durch die peinliche Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. wurde der K. eigens bezeichnet, während er früher mit dem Verwandtenmorde zusammengeworfen wurde. Begangen wird das Verbrechen des K.es zunächst, um des Zeugens des gethanen Fehltrittes los zu werden, und theils auch, um der Last, für den Neugeborenen sorgen zu müssen, enthoben zu seyn. Milderungsgründe bei Beurtheilung dieses Verbrechens ergeben sich leicht aus der Betrachtung des wenig zurechnungsfähigen Zustandes, in dem sich gewöhnlich die Gebärenden, namentlich die Erstgebärenden, befinden, was doppelt bei außerehelich Geschwängerten der Fall seyn muß, bei denen zu den allgemeinen Eindrücken der Geburt noch die des Schaamgefühles u. der Verlassenheit kommen. Hinweg fallen diese Milderungsgründe, wo schon längere Zeit seit der Geburt verflossen ist, wo also eine, von der Geburt herrührende, Unzurechnungsfähigkeit nicht mehr angenommen werden kann; ferner, wo schon vor der Geburt Veranstaltungen getroffen wurden, welche auf Beabsichtigung des K.es hindeuten. Um die Thatsache des K.es herzustellen, muß zunächst dargethan werden, daß das Kind lebte (s. Lungenprobe), daß es lebensfähig (s. d.) war u. daß es durch positiven Eingriff ums Leben gebracht wurde, oder doch diejenigen Maßnahmen unterlassen wurden, welche nöthig sind, um ein Neugeborenes beim Leben zu erhalten. E. Buchner.

Kindler, Heinrich Christian, Bürgermeister zu Lübeck, 1762 zu Wismar geboren, Sohn eines Kaufmanns, hatte noch nicht das 13. Jahr vollendet, als sein Vater starb, u. im 17. ward ihm auch seine Mutter entrissen. Nachdem er in einer Leseschule und bei einem alten Hauslehrer den ersten Unterricht genossen hatte, ward er der großen Stadtschule in Wismar zugeführt, von welcher er zu Ostern 1782, mit glänzenden Zeugnissen versehen, zur Universität entlassen ward. Zuerst bezog er die Hochschule zu Leipzig, wo er nicht allein dem Studium der Jurisprudenz, sondern auch dem der Philosophie, Mathematik u. Geschichte sich mit Eifer u. Liebe widmete. In Göttingen, wohin er sich von Leipzig wandte, vollendete er seine Studien u. erfreute sich hier der besonderen Gunst u. Auszeichnung Pütters. Anhaltende Kränklichkeit, welche ihn schon in seinen Kinderjahren heimsuchte, verbitterte ihm auch seine akademischen Jahre. Krank

kehrte er von der Hochschule in seine Vaterstadt zurück u. ward auch dort längere Zeit an's Krankenlager gefesselt. Diese Krankheit war die Veranlassung, daß er sich von seiner Geburtsstadt nach Lübeck übersiedelte, wo er eine Schwester verheirathet hatte. Obgleich von den Aerzten fast aufgegeben, genaß er doch nach wenigen Jahren gänzlich u. beabsichtigte nun, in seine Geburtsstadt zurückzukehren, um dort seine Praxis zu beginnen. Aber durch das eifrige Zureden vieler Bürger u. mehrer hochstehender Männer, deren Liebe u. Hochachtung er sich durch die ihm eigenthümliche heitere Laune u. durch die Gemüthlichkeit und Freundlichkeit seines Umganges, sowie durch seinen hellen Geist u. die Gründlichkeit seiner Kenntnisse erworben hatte, ließ er sich zu dem Entschlusse bewegen, eine ihm übertragene Auskultantenstelle bei dem Tribunat in Wismar aufzugeben, um seinen bleibenden Wohnsitz in Lübeck aufzuschlagen, u. kaum war er da selbst zur Praxis zugelassen, als ihm auch schon bedeutende u. ausgedehnte Geschäfte übertragen wurden. 1792 erhielt er das Doctordiplom von der Universität Göttingen, nachdem er am 24. März gleiches Jahres, ein Fremder, mit Uebergehung mehrer Eingeborenen, denen es im Senate keineswegs an Verwandten u. Fürsprechern fehlte, zum Niedergerichtsprokurator war befördert worden. Seine strenge Rechtlichkeit, seine Pünktlichkeit u. Umsicht machten ihn zu einem sehr beliebten u. gesuchten Anwalt, der nur mit Mühe die erforderliche Zeit fand, um alle ihm übertragenen Geschäfte zu besorgen. Als 1803 durch Tod eine Lücke im Senate entstanden war, wurde K. zum Senator erwählt und war von dieser Zeit an in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung thätig. Doch, nur zu bald sollte seine Thätigkeit für die Wohlfahrt dieser Stadt gelähmt werden! Das Jahr 1806 brachte die Auflösung des preußischen Heeres und bald nachher die Besetzung Lübecks durch die Franzosen; ja, dieses ward später sogar förmlich dem französischen Kaiserreiche einverleibt u. der Senat mußte 16. Februar 1811 von der Regierung des Gemeinwesens zurücktreten. In dieser Zeit ward K. bei dem Tribunale erster Instanz als erster Richter angestellt u. vertrat wiederholt und längere Zeit den Präsidenten des Tribunals. Nachdem die französische Besatzung die Stadt verlassen hatte, übernahm der Senat die Regierung provisorisch wieder, 19. März 1813. Doch schon am 3. Juni desselben Jahres ward die Stadt wieder von den Franzosen besetzt u. der Senat mußte abermals die Regierung niederlegen, bis endlich der 5. Dec. dieses Jahres die Stadt gänzlich von der französischen Herrschaft befreite. In Folge der am 5. März 1814 beliebten vorläufigen Bestimmung ward K. unter Anderem das Stadtgericht zugetheilt, bei welchem er bis 1821 ununterbrochen blieb, auch war er thätiges Mitglied der damals für die Revision der Verfassung gebildeten Commission. 1821 wurde er zur Bürgermeisterwürde erhoben u. schon 1825 ältester Bürgermeister. Als solcher hatte er seitdem die Leitung der Geschäfte an der St. Marien- und Domkirche, an der Katharinenkirche, an der Stadtbibliothek, an dem St. Johannis Jungfrauenkloster, am heiligen Geist-Hospital, an der Clemens Kalandstiftung u. an der St. Jürgenkirche, sowie die Verwaltung verschiedener größerer u. kleinerer milden Stiftungen. Bis 1835 führte er abwechselnd das Directorium in den Rathssitzungen u. das Präsidium im Obergerichte, u. auch von 1835 bis 1844 ein Jahr um das andere das Directorium im Rathhause. 1844 wurde ihm wieder das Präsidium im Obergerichte übertragen u. dieß behielt er auch, zufolge der neuesten Rathsbesetzung, für das laufende Jahr. Noch in der, wenige Tage vor seinem Ableben abgehaltenen, öffentlichen Audienz fungirte er persönlich und mit besonderer Kraft und Regsamkeit. 1839 war ihm das seltene Glück beschieden, den Jubeltag seiner vor 50 Jahren betretenen Laufbahn öffentlicher Berufswirksamkeit zu begehen, wobei sich die aufrichtigste Theilnahme nah u. fern kund gab. Vor allen Dingen war es ein frommer, religiöser Sinn, der sein ganzes Leben durchdrang u. erfüllte. Das feste, unerschütterliche Vertrauen auf Gott u. dessen väterliche u. *gnadenreiche Weltregierung, die* demüthige Unterwerfung unter seine *unerforschlichen Rathschlüsse, die gläubige* u. fromme Zuversicht, welche sich mit

im Hinblicke auf des Höchsten Schutz u. Beistand sicher und stark weiß — das war der Grundzug seiner Gesinnung. Aus ihr stammte jenes Wohlwollen, das alle Herzen unwiderstehlich gewann, das auch da erwärmte und erfreute, wo es nicht zu helfen vermochte; aus ihr quoll jener edle Sinn, der nur auf die Beförderung des allgemeinen Wohles gerichtet war; aus ihr der reiche Segen, welcher seine Wirksamkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten Lübecks begleitet hat; aus ihr endlich die Heiterkeit des Geistes, welche, trotz öferer längerer Krankheiten, bis zum letzten Augenblicke ihm innewohnte. Am 9. März 1845 Abends befiel ihn ein Unwohlsein, das in wenigen Stunden seinem hochbetagten Leben ein sanftes Ende bereitete. Allgemein war die Theilnahme, welche sich in der ganzen Stadt aussprach, als sein Tod bekannt wurde; ihm folgte die Anerkennung aller Gutgesinnten, die Dankbarkeit aller durch ihn Beglückten und die Liebe seiner Familie bis ins Grab. Er war ein Vater der Stadt im schönsten u. höchsten Sinne des Wortes.

Kingston upon Hull, s. Hull.

Kingston, Elisabeth, Herzogin von, geboren 1720, Tochter des Obersten Chudleigh, Ehrendame der Prinzessin von Wales, heirathete heimlich den Capitän Hervey, den nachmaligen Earl von Bristol (1744), gegen den sie bald eine Abneigung empfand, um so mehr, da sie erfuhr, daß ihr früherer Geliebter, der Herzog von Hamilton, ihr treu geblieben war. Es erfolgte eine Scheidung, worauf sie 1769 eine Ehe mit Evelyn Pierrepont, Herzog von K., einging, der 1773 starb u. ihr ein großes Vermögen hinterließ. Die Verwandten des Verstorbenen klagten sie der Bigamie an, das Parlament fand sie schuldig, aber die gewöhnliche Strafe, Brandmarken der Hand, ward ihr als Pairin erlassen. Sie starb 1788 zu Fontainebleau.

Kinker, Johann, ein eben so berühmter Philosoph, als Dichter Hollands, geboren den 1. Januar zu Neuamschtel bei Amsterdam, zeigte schon von frühester Jugend an große Anlage für wissenschaftliche und poetische Beschäftigung. Seine ersten Gedichte, die früh gesammelt erschienen, pflegte er selbst Jugendsünden zu nennen. Kurz darauf veröffentlichte er zwei Tragödien: „Van Robs" und „Celia", die um so mehr Aufsehen erregten, als er bei dieser Gelegenheit die alte steife Haltung der holländischen Classiker aufgegeben hatte, um durch größere Lebendigkeit und Natürlichkeit einer freiern Bewegung zu folgen. Während er sich dieser literarischen Wirksamkeit widmete, studirte er eine Zeit lange die Heilkunde; aber da sein gefühlvolles Herz durch das anhaltende Anschauen menschlichen Elends zu schmerzlich berührt wurde, wählte er das Studium der Rechte. Nachdem er sich den Doktorgrad erworben, wählte er Gravenhagen zu seinem Wohnsitze u. wurde bald den bedeutendsten Advokaten des Ortes zugezählt. Um diese Zeit begann die Philosophie von Kant in Holland einzudringen, u. K., obschon ununterbrochen als Dichter thätig, trug durch seine Schriften sehr viel zur Verbreitung der deutschen Weisheitslehren bei, wobei ihn sein Freund van Hemert thätig unterstützte. Die Schwierigkeiten waren für den des Hochdeutschen noch wenig kundigen Holländer nicht gering. Zweimal las er Kants sämmtliche Schriften, u. noch war er nicht zu einem vollkommnen Verständnisse durchgedrungen. Erst bei dem dritten Lesen glückte es ihm damit. Nun verstand er die neue Philosophie, die ihm um so besser gefiel, als sie mit seiner eignen Geistesrichtung übereinstimmte. Er gab nun in dem Magazin für kritische Wissenschaft eine Uebersicht des kantischen Systems. Diese gründliche u. ausführliche Arbeit, von Lefevre unter dem Titel: „Précis historique de la philosophie de Kant" in das Französische übersetzt, wurde der Grundstein, auf dem Destutt de Tracy seine Kritik der Doktrin Kants aufbaute. Sachkundige Franzosen gestehen selbst, daß ihnen das erste Verständniß der deutschen Wissenschaft durch holländische Vermittelung geworden sei. Diesen philosophischen Charakter trugen seine drei folgenden Lehrgedichte, die einen ungewöhnlichen Beifall fanden u. denselben durch den feurigen u. dichterischen Vortrag der erhabensten Wahrheiten in jeder Beziehung verdienten. Diese Gedichte sind: „God en Vrijheid; Wilskracht en Deugd und

Gedachten bij het graf van Kant". Diese ernste Beschäftigung mit abstrakter Philosophie that der eigentlichen literarischen Wirksamkeit K.s keinen Abbruch. Vor Allem zog das vaterländische Schauspiel seine Aufmerksamkeit auf sich. Er steckte sich mit Vorliebe das Ziel, es von den verwelkten, steifen, leblosen Regeln der alten Tragödie frei zu machen. Holland besitzt von K. mehre sehr gelungene Uebersetzungen deutscher Theaterstücke, darunter Schillers Maria Stuart u. Jungfrau von Orleans. Seine Bemühungen, die kantische Philosophie in Holland einzuführen, fanden indessen eine lebhafte Opposition, u. namentlich erklärte sich der damals in hohem Ansehen stehende Feith dagegen. K. mußte deßhalb von dem Schauspieldichten abstehen, um sich ganz und mit voller Seele der Vertheidigung dieser Philosophie und der Verbreitung derselben über Holland zu widmen. Von nun an stehen K.s dichterische Erzeugnisse im genauesten Zusammenhange mit seinen philosophischen Bestrebungen, u. sind meistens schöne Einkleidungen abstrakter Wahrheiten. Feiths Angriffe wurden in einer Reihe von poetischen Briefen abgefertigt, u. K.s eigene kritische Abhandlungen formten sich zu größeren didaktischen Gedichten, worunter vor Allem: Het ware der Schoonheid; Het Allevem of de wereldziel und De Toekomst die Aufmerksamkeit der Dichter auf sich zogen. Indessen war K. keineswegs ausschließlich ein beschaulicher Weiser. Während der Einverleibung Nordniederlands in das französische Kaiserreich entwarf er mit kraftvollem Pinsel ein Gemälde von der verlorenen Größe u. Selbstständigkeit des Landes u. suchte in den Gemüthern seiner Landsleute das Vertrauen auf eine schönere Zukunft zu erwecken. In ein Paar Oden: „Stille bemoediging", und „Weeklagt" machte sein edler Haß gegen fremde Oberherrschaft sich Luft. Die prophetischen Worte des Mannes erklangen laut und kühn über ganz Niederland, und es verfloß keine lange Zeit, so wurden seine Vorhersagungen mit dem Falle der französischen Herrschaft zur Wahrheit. Ein Paar Jahre nach der Stiftung des Königreiches der Niederlande, bei der neuen Einrichtung der Hochschulen, wurde K. von der Regierung auf den Lehrstuhl der niederdeutschen Literatur nach Lüttich berufen. Die gemüthliche Klage, die er an sein Vaterland richtete, ließ kaum erwarten, daß er sich in das fremde Wesen würde schicken können. Doch, er fand es nicht so fremdartig, als er sich dasselbe gedacht hatte. Seiner Anschmieglichkeit und vor allen Dingen der steten Heiterkeit seines Charakters hatte er die zahlreichen Freunde zu verdanken, die er in Lüttich theils sich selbst, theils dem Studium der niederländischen Literatur gewann. Jammer genug, daß die Mehrzahl von K.s Landsleuten die Handelsweise ihres Volksgenossen nicht nachzuahmen verstanden und ihre unläugbaren wissenschaftlichen Verdienste durch steife Pedanterie und einen, den Belgiern unerträglichen, Hochmuth verdunkelten. Wer weiß, was gekommen wäre, wenn König Wilhelm mehr Männer von der Art K.s nach Südniederland geschickt hätte. K.s akademische Wirksamkeit beschränkte sich nicht allein auf die niederdeutsche Literatur, denn er las auch über Naturrecht nach Kants Leitfaden und gab seine „Briefe über Naturrecht an Peter van Hemert" heraus. Seine späteren Werke bewegen sich wieder im Gebiete der Sprachkunde. Es sind: Allgemeine Sprachkunst; eine Einleitung zu einer allgemeinen Theorie der Sprachen, und Proben einer niederländischen Prosodie. Dieses letzte Werk ist das Handbuch der vlämischen Dichter geworden. — Nach der Revolution begab sich K. nach Amsterdam, wo er die übrige Zeit seines Lebens verbrachte. Ueber diese fünfzehn letzten Jahre seines Lebens fehlen genauere Nachrichten. Gewiß fühlte er den großen Riß zwischen Nord- und Südniederland um so tiefer, als er sich sagen mußte, daß hier keine Ausgleichung mehr möglich sei. Amsterdam blieb sein Asyl; dort starb er im Sommer 1845.

Kinnbackenkrampf, s. Starrkrampf.

Kinsbergen (Johann Heinrich van), geboren 1735 zu Doesburg in holländisch Geldern, diente Holland seit seinem 14. Jahre, stieg schnell bis zum Viceadmiral, nahm 1767, während des Türkenkrieges, russische Dienste u. schlug

eine türkische Flotte im schwarzen Meere. 1776 kehrte er nach Holland zurück u. schloß den Frieden mit Marocco, schlug mit Zoutmann 1781 in der Seeschlacht von Doggersbank die Engländer unter Parker; befehligte 1792 gegen die Franzosen, trat aber, als diese Holland 1795 besetzten u. eine Regierungsveränderung eintrat, zurück u. schlug alle dringenden Aufforderungen seines Freundes Schimmelpennink und der folgenden Regierungen (Ludwig Bonaparte ernannte ihn zum Grafen und Kammerherrn, Napoleon 1810 zum Senator), in ihre Dienste zu treten, aus. Er starb 1820, schrieb viel über Seewesen, Seekrieg u. See-Artillerie, lieferte auch eine Karte von der Krim in 4 Blättern.

Kinsky, eine alte böhmische Adelsfamilie, die 1676 die reichsgräfliche Würde, zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Erbobersthofmeisterstelle in Böhmen erhielt und deren jüngere Linie 1747 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. — Wir führen aus derselben an: 1) Franz Joseph, Graf von, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, General der Artillerie u. Generaldirektor der k. k. Militairakademie zu Wiener-Neustadt, geboren zu Prag 1739, erhielt seine erste Bildung im k. k. Theresianum zu Wien, studierte die Rechte zu Prag und in der savoyischen Ritterakademie zu Wien u. vollendete seine Studien in der ehemaligen k. k. Militairakademie daselbst. Er erhielt zuerst die Stelle eines Appellationsrathes in Prag, allein die Liebe zum Soldatenstande führte ihn ins Feld; er ging 1759 als Volontair unter die Löwensteinischen Chevaurlegers u. avancirte 1773 zum General. Seit 1780 war er Direktor der k. k. Militairakademie zu Wiener-Neustadt, 1802 auch k. k. wirklicher geheimer Rath und starb den 9. Juli 1805 in Wien. Mit der emsigsten Genauigkeit in der Erfüllung seiner Berufspflichten verband er die feurigste Liebe zu den Wissenschaften. In der Mathematik u. Naturkunde besaß er tiefe Einsichten, und mehre gehaltreiche Werke über kriegswissenschaftliche Gegenstände &c. erwarben ihm auch außer seinem Vaterlande einen verdienten Ruhm. Man hat von ihm: Elementarbegriffe von Dienstsachen, 3. Auflage, 2 Theile, Wien 1795. Gesammelte Schriften, 6 Theile, ebendaselbst 1786. Allgemeine Prinzipien zur öffentlichen, besonders Militairerziehung. — 2) K., Johann, Graf von, k. k. General, Bruder des Vorigen, kommandirte 1793 u. 94 eine Division der österreichischen Armee in den Niederlanden. Joseph II. hatte seine guten Einsichten für die nützlichen Veränderungen benützt, die er in seiner Armee traf u. welche dieselben zu einer der ersten in Europa machten. Man nannte K. seinen „Macher" (Faiseur) für die Infanterie. K. war zuletzt Stadtkommandant in Wien u. starb im Februar 1804. — Gegenwärtige Häupter der beiden Linien sind: a) der gräflichen, Joseph Oktavian, geboren 1813, lebt seit 1835 in kinderloser Ehe mit einer geborenen Gräfin von Schaffgotsch; b) der fürstlichen, Ferdinand Bonaventura, geboren 1834, folgte seinem Vater, dem Fürsten Rudolph, 1836 unter Vormundschaft.

Kinyras, ein berühmter Heros der Insel Cypern, Erfinder des Hammers, des Ambos, des Hebels, der Ziegeln; ein großer Freund u. Beförderer der Musik u. daher ein Liebling, nach Anderen gar ein Sohn des Apollo. Wenn dieß letztere nicht der Fall, so ist sein Vater Sandakos, des Astynoos Sohn, ein Einwanderer aus Syrien, und seine Mutter Pharnake, die Tochter des Megassares. K. war der erste Oberpriester der Venus zu Kypros; er vereinigte diese Würde mit der königlichen. Hochgeehrt und von der Göttin selbst in Allem begünstigt, war doch sein Loos ein sehr trauriges. Seine und der Kenchreis Tochter, Myrrha, hielt sich für schöner, als Venus, und zog besonders ihr reiches gelocktes Haar dem der Göttin vor, wofür diese sie in ihren eigenen Vater verliebt machte. Es erging ihr, wie Loths Töchtern. Der Vater machte die Entdeckung, verfolgte sie, die nach Arabien floh, bis die Götter sie aus Mitleid in einen Baum verwandelten, dessen Thränen das köstliche Myrrhenharz sind. Der Rinde entsprang Adonis; der Vater aber stürzte sich in sein eigenes Schwert.

Kippe und Wippe nennt man die große, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, und namentlich in den Jahren 1620—23, in Deutschland herrschende

Münzverwirrung. Man hat den Ausdruck aus dem Englischen herzuleiten versucht, allein wahrscheinlicher ist, einen deutschen Ursprung anzunehmen. Die Wechsler, welche damals das gute Geld gegen schlechtes einwechselten, wogen nämlich jedes Stück, behielten diejenigen, welche überwichtig waren und nieder kippten und gaben die zu leichten, welche empor gewippt wurden, zurück, oder zahlten weniger dafür. Auch soll man das Beschneiden der Münzen Kippen u. das Wägen derselben Wippen genannt haben. Schon in älteren Zeiten fand solches Unwesen häufig statt; am schlimmsten wurde es aber während des 30jährigen Krieges, wo die Fürsten, da das edle Metall immer seltner wurde, den Werth des vorhandenen guten Geldes gewaltsam steigerten; zugleich wurde es eingewechselt, mit bedeutender Verschlechterung umgeprägt und auf diese Weise Deutschland mit einer Masse schlechter Münzen überschwemmt. Das gute Geld erhielt dadurch schon im Jahre 1621 den 6 bis 8fachen, 1623 sogar den 16 bis 20fachen Werth der schlechten, gleichbenannten Geldsorten, und ebenso steigerten sich die Preise aller Lebensmittel u. Bedürfnisse. Der Unfug wurde noch besonders durch die Wechsler vermehrt, welche das gute Geld gegen schlechtes einwechselten und es mit ungeheuerem Gewinne an die Münzstätten verkauften, auch selbst geringhaltige Geldsorten daraus schlagen ließen. Als dann alle guten Münzen verschwunden waren, ließen sie in Städten und Dörfern alles Kupfergeschirr zusammenkaufen und immer schlechteres Geld daraus schlagen, bis zuletzt der Centner Kupfer bis auf 500 Gulden ausgeprägt wurde. Die großen Nachtheile, welche ein solcher Zustand im Handel und Verkehre hervorbrachte, veranlaßten zwar die Fürsten und Stände, sowie auch den Handelsstand, Maßregeln dagegen zu versuchen; allein bei den damaligen politischen Verwirrungen konnten sie damit nicht durchdringen, bis endlich die Kurfürsten von Sachsen u. Brandenburg mit dem guten Beispiele vorangingen und gutes Geld schlugen, die kleineren neuen Münzen einschmelzen ließen und die größeren auf ihren wahren Werth herabsetzten. Der Unfug nahm dadurch zwar bedeutend ab, allein völlig wurde ihm erst durch den im Jahre 1667 in Deutschland eingeführten festen Münzfuß gesteuert. Man nannte damals die Wechsler, die jenen Wucher trieben, Kipper und Wipper, und jetzt bezeichnet man mit diesem Ausdrucke zuweilen die aus der damaligen Zeit herrührenden schlechten Münzen, die sich übrigens nur noch im Münzkabineten finden.

Kirche, die katholische. I. Statistik. Entsprechend ihrem inneren Wesen, wonach sie die allgemeine ist u. den Beruf in sich trägt, alle Völker der Erde zu umfassen, hat auch die katholische K. von der ersten Verkündigung des Evangeliums durch Petrus an bis auf den heutigen Tag an Ausdehnung und Einfluß zugenommen u. alle verschiedenen Sekten u. Ausscheidungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben, an Zahl ihrer Mitglieder weit überragt. Die zuerst in Jerusalem gebildete Gemeinde verbreitete ihre Mitglieder in Folge der blutigen Verfolgung, die mit dem Martertode des heil. Stephanus ihren Anfang nahm, über ganz Palästina u. gründete in allen Landschaften u. Orten des Judenlandes neue Gemeinden, dadurch gleich Anfangs den Charakter der Allgemeinheit, welchen die Kirche auch in ihrem äußeren Erscheinen tragen sollte, beurkundend. Als dann die Apostel, der vom Heilande ihnen gegebenen Weisung zufolge, über die Gränzen Palästina's hinausgingen, verbreiteten sie sich gleich über alle Theile des Römerreiches, welches damals die ganze bekannte Welt (*ὅλην τὴν οἰκουμένην*) umfaßte. Schon zu Ende des ersten Jahrhunderts hatte die katholische K. an mehren Punkten (Germanien, Scythien, die Euphratländer, Persien u. wahrscheinlich Indien) die Gränzen des Römerreiches überschritten, und die Römerwelt war es inne geworden, daß es sich nicht um einen Kampf zwischen Judenthum u. Christenthum, sondern um die Existenz des gesammten Heidenthumes handle. Während eines 300jährigen Ringens zwischen Christenthum u. Heidenthum hatte die K. auch im Innern schwere Kämpfe zu bestehen. Der *erste allgemeine, gewaltige Kampf*, aus dem die K. siegreich u. an innerer Kraft

verstärkt hervorging, wurde angeregt durch den Gnosticismus. In diesem Kampfe wurden die dogmatischen Prinzipien, worauf das ganze Leben der K. ruht, zur klaren Erkenntniß erhoben und die Geltung der Tradition und der rechtmäßigen Kirchenauktorität, der subjektiven Erfassung des christlichen Glaubens gegenüber, zur allgemeinen Anerkennung erhoben. Durch die Tradition nun auf dem festen Boden des unwandelbaren apostolischen Glaubens eingewurzelt, und durch die hierarchisch geordnete Kirchenauktorität gereinigt, zerbrach dann die katholische K. die Gewalt des Heidenthumes u. pflanzte auf dem Kapitol u. auf den Zinnen des Pantheons zu Rom das siegreiche Kreuz auf. Auch in dieser neuen Entwickelungsstufe bewährte sich die K. in jedem Betrachte als die katholische. Nicht nur, daß sie die Erbschaft des ganzen alten Römerreiches in Anspruch nahm, sie bemächtigte sich auch der Wissenschaft, der Kunst, des politischen Lebens, u. erklärte Alles, was je Gutes u. Großes auf diesen Gebieten hervorgebracht ist, für ihr Eigenthum, das sie zu bewahren u. zum Dienste des Allerhöchsten zu verwenden berufen sei. Unter fortwährenden inneren Kämpfen errang dann die K. auf einer Reihe allgemeiner Concilien die dogmatische Ausprägung u. Sicherstellung ihrer uranfänglichen, durch die Tradition überlieferten Lehre von der Trinität, von der Gottheit des Sohnes u. des heiligen Geistes, von der Einheit der Person u. der Zweiheit der Naturen in Christus u. vom Ausgehen des heiligen Geistes aus dem Vater u. dem Sohne zugleich, um dann, im Innern gekräftigt u. klar, neuen, größeren Kämpfen nach Außen entgegengehen zu können. Die Völkerwanderung kam u. das ganze Römerreich fiel in Trümmer. Die ganze Welt war bestürzt u. hatte die Fassung verloren. Aber die K. wußte, daß die Zukunft ihr gehören werde. Sie ließ sich überall auf den Trümmern nieder, sie rettete aus der alten Römerwelt alles das, was wirklich rettenswerth war u. begann den neuen Riesenbau der germanischen Weltherrschaft. Sie war es allein, welche den großen Beruf der Germanen erkannt, welche den großen, befruchtenden Gedanken des christlichen Kaiserthumes in sie hineingelegt u. zugleich, außer dem christlichen Glauben, das Studium des classischen Alterthums als Grundlage einer neuen großartigen Bildung ihnen an die Hand gegeben hatte. Selbst der Abfall der Griechen u. die Ausbreitung des Islam thaten der Ausbreitung der katholischen K. keinen Abbruch. Denn, was auf der einen Seite verloren ging, wurde auf der anderen Seite durch die Bekehrung des Nordens u. der westlichen Slavenländer reichlich wieder ersetzt. Bis zu den Küsten der Ostsee u. des weißen Meeres, über Dänemark, Schweden, Norwegen, ja selbst über Island u. Grönland, ward um diese Zeit das Gebiet der katholischen K. erweitert u. dadurch die Kraft gewonnen, auch in den verlorenen Ländern des Aufganges die Auktorität der K. wieder zu begründen. Aus den, lange Zeit im Innern gährenden, Kämpfen ging dann die große Spaltung des 16. Jahrhunderts hervor, welche mehre Länder Europa's der allgemeinen K. entzog u. Miene machte, dieselbe selbst in den Hauptländern der Christenheit zu bedrohen, während zu gleicher Zeit der Halbmond, auf dem Gipfel seiner Macht stehend, gegen den Mittelpunkt der kirchlichen Macht anstürmte. Doch auch jetzt büßte die K. Nichts von ihrem katholischen Charakter ein, sondern trat nur in noch größerer, äußerer u. innerer, Herrlichkeit hervor. Denn, im Innern gekräftiget, trat sie urplötzlich mit unglaublicher Expansionskraft nach Außen hervor und gewann jenseits der Meere ein mehr als zehnfach größeres Gebiet, als sie in Europa verloren hatte, wieder, während die Macht des Islams in den heldenmüthigsten u. ruhmreichsten Kämpfen gebrochen wurde. Der Protestantismus ward in Frankreich nicht durch die Schrecken der durch ihn verschuldeten Bartholomäusnacht, sondern durch das Leben u. Wirken heiliger Männer überwunden, in Süddeutschland u. Ungarn aber wurde seine Uebermacht durch den 30jährigen Krieg, den der Fanatismus der Kirchenstürmer angefacht hatte, gebrochen u. so die kirchliche Spaltung von dem Herzen Europa's weg zu den Ländern des Nordens zurückgedrängt. Diesen großen Erfolgen nach Außen folgten wieder innere Kämpfe, die mit den

Revolutionen in Europa u. Amerika endeten u. abermals den Bestand der K. zu bedrohen oder zu beeinträchtigen schienen. Aber auch diese Gefahr ging vorüber. Die Revolution hat nur zerstört, was der Zeit angehörte; der ewige Bau der K. ist unversehrt stehen geblieben, u. dieselbe ist auch nach Außen hin in eine neue Periode des Wachsthums eingetreten. Denn, nicht nur hat sie ihren steigenden Einfluß über alle Hauptländer des protestantischen Gebietes ausgedehnt, sondern sie hat auch auf allen Punkten des fünften, zuletzt entdeckten, Welttheiles das Zeichen ihres Glaubens aufgepflanzt. Gegenwärtig hat die K. eine Ausdehnung erlangt, wie sie solche noch nie besessen hat. In 3 Welttheilen, in Europa, Amerika u. Australien, bekennt sich die große Ueberzahl der Bewohner zum katholischen Glauben; in den beiden anderen Welttheilen aber ist kein Land u. kein Volk, wo die katholische K. nicht ihre Altäre aufgerichtet hätte. Man berechnet die Zahl ihrer Mitglieder auf etwa 200 Millionen Seelen, die, über die ganze Erde verbreitet, sich Alle zu Einem Glauben bekennen u. von Einem obersten Hirten geweidet werden. Wir lassen nun eine kurze Darstellung des Bestandes der K. in den einzelnen Welttheilen folgen. A. Europa. Man berechnet, daß in Europa auf 175,000 □ Meilen 140,745,000 Katholiken wohnen, welche folgender Maßen vertheilt sind: 1) Italien hat 23,457,600 Einwohner. Unter diesen wohnen nur etwa 18—20,000 Waldenser im Königreiche Sardinien u. mehre Tausend Juden. Etwa 13—1500 Protestanten befinden sich in Neapel, Rom, Florenz, Livorno, Mailand, Venedig, Genua u. Turin. In sämmtlichen Staaten Italiens ist die katholische Religion die allein herrschende. Der Kirchenstaat hat 2,850,000 E. mit 56 Bischöfen u. 8 Erzbischöfen. Rom mit 180,000 E. ist der Sitz des Oberhauptes der K. Die erzbischöflichen Sitze sind: Benevent, Bologna, Camerino, Fermo, Ferrara, Ravenna, Spoleto u. Urbino. — Das Königreich Neapel hat 8,400,000 E., unter denen sich 80,000 unirte Griechen (aus Albanien herübergesiedelt) befinden. Es hat im Ganzen 118 Bisthümer u. Erzbisthümer, wovon aber häufig 2, einige Male gar 3 unter Einem Hirten vereiniget sind. Die 22 erzbischöflichen Sitze heißen: Neapel, Acerenza (mit Matera vereinigt), Amalfi, Bari, Brindisi, Capua, Chieti, Conza, Cosenza, Lanciano, Manfredonia, Otranto, Rossano, Reggio, Salerno, St. Severina, Sorento, Tarent, Trani, Messina, Palermo, Monreale. — Der kleine Freistaat St. Marino hat nur 7600 — 8000 E. — Das Großherzogthum Toskana hat, mit Einschluß der neuen Erwerbungen (Lucca) u. nach Abtretung einiger Gebietstheile, 1,710,000 E. unter 4 Erzbischöfen (von Florenz, Pisa, Siena u. Lucca) u. 16 Bischöfen. — Das Herzogthum Modena enthält mit den neuen Erwerbungen 460,000 E. mit 4 Bisthümern. — Das Herzogthum Parma hat mit den neuen Erwerbungen gegen 500,000 Einw. unter 5 Bischöfen. — Das Königreich Sardinien zählt 4,700,000 E., 34 Bisthümer u. 7 Erzbisthümer. Die erzbischöflichen Sitze sind: Turin, Chambery, Genua u. Vercelli auf dem Festlande, u. Cagliari, Sassari u. Oristano auf der Insel Sardinien. — Das lombardisch-venetianische Königreich endlich, zum Kaiserthum Oesterreich gehörig, enthält 4,850,000 — 4,900,000 E. mit einem Patriarchen zu Venedig, einem Erzbischofe zu Mailand u. 18 Bischöfen. — 2) Spanien zählt in seinen europäischen Ländern gegenwärtig gegen 16 Millionen Einwohner; mit Einschluß seiner außereuropäischen Besitzungen aber nahe an 24 Millionen. Die katholische Religion ist die Staatsreligion u. die einzig geduldete. Die Zahl der Juden ist nicht beträglich. Unter den Fremden in Cadix, Barcelona und Madrid gibt es einige hundert Protestanten. Die Hierarchie in Spanien besteht aus 8 Erzbischöfen (zu Toledo, Burgos, St. Jago di Compostella, Sevilla, Granada, Tarragona, Valencia u. Saragossa) u. 49 Bischöfen. — 3) Gibraltar, den Engländern gehörig, enthält 17,000 Civileinwohner u. 3000 Mann Militair, darunter 16,000 Katholiken unter einem apostolischen Vikar u. 4000 Protestanten u. Juden. — 4) Das Königreich Portugal bekennt sich mit seinen 3 Millionen u. 700,000 Einwohnern zur katholischen Religion, welche Staatsreligion ist. Nur in Lissabon leben 300 Protestanten

mit einer Kapelle u. in Porto etwa 100. Früher hatte das Königreich 2 Erzbischöfe (zu Lissabon mit dem Titel eines Patriarchen u. zu Braga) u. 14 Bischöfe. Doch sind die hierarchischen Verhältnisse nach der Revolution noch nicht wieder völlig geordnet. Dazu kommen noch sehr weitläufige außereuropäische Besitzungen. — 5) Der Freistaat **Andorra**, in den Pyrenäen zwischen Spanien u. Frankreich gelegen, enthält 15,000 E., die sich ohne Ausnahme zur katholischen Religion bekennen. — 6) Das Königreich **Frankreich** zählt gegenwärtig an 35 Millionen E., darunter 33,640,000 Katholiken, 1 Million Reformirte, 300,000 Lutheraner u. 60,000 Juden. Die katholische K. besitzt 14 erzbischöfliche Sitze (Paris, Sens, Rouen, Rheims, Cambray, Tours, Toulouse, Bordeaux, Auch, Albi, Aix, Avignon, Besançon, Lyon), 66 bischöfliche Sitze, 3000 Hauptpfarreien, 27,000 Pfarr- u. Filialkirchen u. 5—6000 Vikarien. Die Reformirten, am zahlreichsten in Languedoc u. Guienne, haben 380, die Lutheraner, am zahlreichsten im Niederelsaß, wo sie den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, haben 387 Predigerstellen. — 7) **Großbritannien u. Irland.** Bis jetzt ist dem Gesetze nach die Staatsreligion die anglikanische Hochkirche in England u. Irland, in Schottland die presbyterianische K.; doch ist ganz Großbritannien in einer immer rascher sich entwickelnden Rückkehr zur katholischen K. begriffen, so daß in den vereinigten Königreichen gegenwärtig keine K. so zahlreich ist, als die katholische. In England lebten 1842 unter 13,998,900 E. schon 2,500,000 Katholiken. Bis zum Schluße des Jahres 1845 war diese Zahl bereits auf 3,380,000 gestiegen u. muß gegenwärtig auf beinahe 4 Millionen sich belaufen. Davon leben in London 370,000. Nachdem der Papst Gregor XVI. die Zahl der apostolischen Vikare von 4 auf 8 vermehrt hatte, sind neuerdings eigentliche bischöfliche Sitze durch Pius IX. wieder hergestellt. Dem Vernehmen nach sollen 3 Erzbisthümer (wahrscheinlich Eines für Schottland u. 2 für England) u. 10 Bisthümer errichtet werden. Der bereits ernannte Erzbischof von London führt den Titel von Westminster. — In Schottland belief sich die Zahl der Katholiken nach den letzten Nachrichten auf 400,000. Davon kamen auf Glasgow mit der Umgegend 60,000, auf Edinburgh aber nur 14,000. Ueberhaupt sind die Katholiken am zahlreichsten auf der West- u. Nordwestküste. Die große Ueberzahl bilden sie auf den Hebridischen Inseln. Eine immer mächtiger anwachsende Minorität bilden sie im eigentlichen Hochlande. Dagegen beträgt auf der Ostküste ihre Zahl kaum ein Zehntel, in einigen Gegenden nicht viel über ein Zwanzigtheil. Bisher standen die Katholiken Schottlands unter 3 apostolischen Vikaren, von denen der für den Süddistrikt zu Edinburgh, der für den Nordost-Distrikt zu Aberdeen, der für den West- u Nordwest-Distrikt zu Glasgow seinen Sitz hatte. Wahrscheinlich werden bei der neuen Kirchenorganisation in Großbritannien auch für Schottland mehre Bisthümer errichtet werden. Die Bewohner des Hochlandes u. der Hebridischen Inseln sind meistens arm u. ziemlich verlassen. Die Ansiedelung einiger Benediktinerklöster könnte hier die Seelsorge u. den zeitlichen Wohlstand sehr befördern. Die Orkney- u. Shetländischen Inseln haben nur wenige Katholiken. Dagegen ist auf Man u. Wight ihre Zahl im starken Wachsen begriffen u. auf den Inseln Jersey u. Guernsey ist in neuester Zeit ihre Anzahl bis auf ein Fünftel der Gesammtheit gestiegen. In Irland bekannten sich im Jahre 1842 unter 8,592,000 E. 7,342,000 zur katholischen Religion. Von den übrigen 1,250,000 gehörten etwa 700,000 der anglikanischen K., die übrigen dissentirenden Sekten an. Die katholische K. steht unter 4 Erzbischöfen (zu Dublin, Armagh, Cashel u. Tuam) u. 23 Bischöfen, von denen mehre 2 vereinigten Diözesen vorstehen. Der Erzbischof von Armagh führt den Titel: Primas. Die vereinigten Königreiche enthielten also im Jahre 1845 schon 11,122,000 Katholiken. In den sämmtlichen britischen Kolonien, mit Ausnahme von Jamaika, Barbadoes, Guiana u. dem Kaplande, also in Nordamerika, *auf den kleinen Antillen*, in Gibraltar, auf Malta, den jonischen Inseln, auf *Mauritius, in Aden, in Ostindien*, Neuholland u. Neuseeland übertreffen die Ka-

tholiken an Zahl bereits jede andere christliche Confession. Die Anzahl der katholischen Bischöfe im britischen Reiche steigt schon auf 90. — 9) Das Königreich der Niederlande enthält nach den neuesten Zählungen über 3 Millionen E. Auch hier ist die früher gewaltsam unterdrückte katholische Religion im Zunehmen begriffen, und übertrifft bereits jede andere Confession an Zahl ihrer Bekenner. Man zählt nämlich, ohne Luxemburg, 1,204,000 Katholiken, mit Luxemburg 1,388,000. Von diesen kommen auf Nordbrabant 350,000; auf Limburg 200,000; auf Zeeland 41,000; auf Südholland 150,000; auf Nordholland 140,000; auf Utrecht 60,000; auf Gelderland 150,000; auf Overyssel 70,000; auf Drenthe 5,000; auf Groningen 15,000; auf Friesland 23,000. Auch hier steht der Kirche eine neue Organisation bevor. Gegenwärtig bilden alle Provinzen, mit Ausnahme von Nordbrabant u. Limburg, eine Mission mit einem Weihbischofe unter der obersten Leitung der römischen Propaganda. Nordbrabant ist in drei apostolische Vikariate, Breda, Herzogenbusch und Ravenstein mit Megen getheilt. Limburg hat einen apostolischen Vikar zu Rörmonde. — 10) Das Königreich Belgien wird jetzt schon auf 4,400,000 Einwohner berechnet, die sich, mit Ausnahme von 20,000 Seelen (darunter 6,000 Protestanten), zur katholischen K. bekennen. Der Erzbischof von Mecheln ist Primas; außerdem bestehen 5 Bisthümer zu Lüttich, Namur, Tournay, Gent u. Brügge. — 11) Deutschland. Obwohl in Folge der Kirchenspaltung im 16. Jahrhunderte die K. große Verluste erlitt u. Deutschland seinen Kaiserthron und sein politisches Uebergewicht über die Völker einbüßte; so ist die K. in Deutschland doch immer noch bedeutend u. mächtig, u. gegen zwei Drittheile der deutschen Nation bekennen sich zum katholischen Glauben. Ueberwiegend katholisch sind Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, Tyrol, Salzburg, Bayern, Schwaben (die bayerische Provinz gleiches Namens mit einbegriffen), die Oberpfalz, die alten rheinischen Kurfürstenthümer u. überhaupt die Ufer des Rheines und der Mosel, endlich der Elsaß (zu fast fünf Sechstel) u. Lothringen. Fast gleich getheilt sind Franken, die Rheinpfalz, Nassau und Schlesien. Ueberwiegend protestantisch sind die beiden Hessen, Thüringen, Sachsen (mit Ausnahme jedoch der Sachsen auf dem linken Ufer der Weser, die zur größeren Hälfte katholisch sind), die brandenburgischen Marken, Pommern, Mecklenburg, Hannover, Holstein, Schleswig und die drei Hansestädte. Mit den von Deutschland abhängigen Ländern rechnet man 44 Millionen Katholiken und etwa 22,500,000 Protestanten. Rechnet man die deutschen Stämme in Schleswig, der Schweiz, im Elsaß u. in Lothringen hinzu, so bekommt man 48 Mill. Katholiken u. etwa 24½ Mill. Protestanten. Auf Deutschland im engeren Sinne, in wiefern es die Bundesstaaten umfaßt, rechnet man gegenwärtig nahe an 23 Millionen Katholiken, gegen 16½ Millionen Protestanten. Von diesen kommen auf die österreichischen Länder, ohne Auschwitz, etwa 11,900,000, mit Auschwitz 12,240,000; auf Bayern 3,200,000; auf Württemberg 520,000; auf Liechtenstein 7,000; auf Hohenzollern-Sigmaringen 44,000; auf Hohenzollern-Hechingen 21,000; auf Baden 900,000; auf das Großherzogthum Hessen 212,000; auf Nassau 191,000; auf Kurhessen 120,000; auf Luxemburg 190,000; auf Limburg 200,000; auf Preußen deutschen Antheils 4,600,000; auf Hannover 24,000; auf Oldenburg 77,000; auf Sachsen 33,000; auf die übrigen kleinen Fürstenthümer 20,000; auf die freien Reichsstädte 14,000. Im Ganzen gibt es in Deutschland 44 Erzbischöfe, Bischöfe u. apostolische Vikare. Dazu kommen auf Oesterreich 20 (die Erzbisthümer Wien, Prag, Olmütz, Salzburg und Görz und die Bisthümer Linz, St. Pölten, Brünn, Budweis, Königsgrätz, Leitmeritz, Brixen, Trient, Gurk, Laibach, Lavant, Parenzo und Pola, Seckau und Leoben, Triest, Kapodistria u. Veglia), 8 auf Bayern (die Erzbisthümer München-Freising und Bamberg, die Bisthümer Augsburg, Regensburg, Passau, Eichstädt, Würzburg u. Speyer); 1 auf Württemberg (zu Rottenburg); 1 auf Baden mit Hohenzollern (Freiburg Erzb.); 1 auf das Großherzogthum Hessen (Mainz); 1 auf Kurhessen mit Weimar (Fulda); 1 auf Nassau mit Frankfurt (Limburg);

1 auf Luxemburg (apostol. Vikariat); 1 auf Limburg (apost. Vikariat); 5 a
Preußen (Erzb. Köln u. die Bisthümer Trier, Münster, Paderborn u. Breslau
2 auf Hannover (Hildesheim und Osnabrück, letzteres noch vom Bischofe v
Hildesheim verwaltet); 1 auf Hamburg (apost. Vikariat des Nordens, einstweil
mit Osnabrück vereinigt) u. auf Sachsen (apost. Vikariat). — 12) Die Schwe
zerfällt in 22 selbstständige Cantone. Von diesen sind sechs ungemischt katholisc
nämlich Schwyz, Zug, Uri, Unterwalden, Tessin und Wallis. Dazu kommt d
Canton Luzern, der nur eine protestantische Gemeinde von 300 Seelen unt
130,000 Einwohnern hat und der ungemischt katholische Halbcanton Appenz
J. R. Fast ganz katholisch sind Freiburg und Solothurn. Zu zwei Drittel kath
lisch ist St. Gallen. Ungefähr zur Hälfte getheilt sind Genf, Aargau u. Gra
bündten. Eine bedeutende Minderzahl bilden die Katholiken in Bern, Basel-Lan
Thurgau u. Glarus. Unbeträglich ist ihre Anzahl in Waadt, Neuenburg, Base
Stadt, Zürich, Schaffhausen und Appenzell A. R. Einen ungemischt protesta
tischen Canton gibt es nicht mehr. In Appenzell A. R. besteht ein Kloster u
dabei eine Gemeinde von 300 Seelen. Schaffhausen hat zwei katholische G
meinden, eine in der Stadt u. eine auf dem Lande. In Zürich sind zwei kath
lische Gemeinden, eine in der Stadt von 1500 Seelen u. die Gemeinde Rhein
mit 1100 Seelen. Die Stadt Basel hat eine bedeutende Gemeinde von 3—40
Seelen. Im Canton Neuenburg ist die Stadt Landeron u. mehre Landgemeind
katholisch. Eben so ist im Waadtlande die Stadt Echallens großentheils kath
lisch. In Lausanne leben 3,000 Katholiken und viele neue Gemeinden haben s
außerdem gebildet. Man zählte im Jahre 1842 im Ganzen 954,000 Katholik
u. 1,430,000 Protestanten, wobei jedoch die Katholiken in Graubündten, Thu
gau, Bern Waadt und Genf viel zu gering angegeben waren. Die Schweiz h
5 Bisthümer: St. Gallen, Chur, Basel-Solothurn, Freiburg-Lausanne u. Sitte
Außerdem gehört ein großer Theil der Diözese Como in Italien (der Cant
Tessin) hierher. — 13) u. 14) Die nordischen Reiche, Dänemark mit Islan
Schweden mit Norwegen enthalten 5,899,258 Einwohner (wovon auf Dän
mark ohne Holstein und Lauenburg 1,624,258 und auf Schweden mit Norweg
4,275,000 Seelen kommen); sie sind fast nur von Lutheranern bewohnt. I
Schweden besteht ein apostolisches Vikariat mit etwa 5,000 Katholiken. In No
wegen ist die katholische K. erst im Werden begriffen. Von den drei Gemeind
zu Christiania, Bergen und Drontheim hat nur die erste einen ständigen Gei
lichen u. noch keine von ihnen hat eine eigene K. Die dänischen Gemeinden g
hören zum apostolischen Vikariat des Nordens und liegen fast alle in den deu
schen Herzogthümern, wie: Altona, Glückstadt, Kiel, Rendsburg, Neumünst
Itzehoe, auf Nordstrand, zu Friedrichsstadt, Schleswig, Flensburg. Im eigen
lichen Dänemark liegen Kopenhagen u. Fridericia. Alle zusammen mögen 4—50
Seelen haben. — 15) Preußen (die außerdeutschen Provinzen) enthält etw
3,500,000 Einwohner, von denen gegen 1,500,000 sich zur katholischen Religi
bekennen. Es bestehen hier zwei vereinigte erzbischöfliche u. zwei bischöfliche Di
zesen, Posen, Gnesen, Culm u. Ermeland. Im ganzen preußischen Staate wu
den nach der letzten Zählung nahe an sechs Millionen Katholiken angegebe
Rechnet man hiezu den neuen Zuwachs, u. bringt man die aus vielen einzeln
Daten nachweisbare Parteilichkeit in der Zählung mit in Anschlag, so ist ma
berechtigt, auf den ganzen preußischen Staat siebenthalb Millionen Katholiken
rechnen. — 16) Rußland mit Polen. Hier hat in den letzten Zeiten durch d
herrschende griechische Schisma die K. große Verluste erlitten, indem fast d
Millionen unirter Griechen gewaltsam von der K. getrennt u. ihre Priester na
Sibirien verbannt wurden. Doch scheint das Volk im katholischen Glauben
beharren. Die Zahl der lateinischen Katholiken in Rußland wird von der dortig
Regierung auf 2,822,669 angegeben, ist aber augenscheinlich viel größer. D
Königreich Polen bekennt sich mit fast vier Millionen Seelen zur katholischen
Darunter sind 3,622,659 vom lateinischen Ritus. Es bestehen im russischen Reic

die Erzbisthümer Mohilew u. Warschau u. die Bisthümer Kalisch, Lublin, Plozk, Podlachien, Sandomir, Augustowo u. Chelm; ferner Wilna, Luzk u. Kaminiek. Die übrigen Bisthümer in Litthauen, Wolhynien u. Podolien sollen alle mit Gewalt unterdrückt seyn. Die Diözese Chelm mit 250,000 Seelen ist noch unirt griechisch. — 17) Galizien, Bukowina u. Krakau, mit mehr als 5 Millionen Einwohnern, gehören zum österreichischen Kaiserthume. Die Einwohner sind alle katholisch, mit Ausnahme von 250,000 schismatischen Griechen in der Bukowina, 28,000 Protestanten u. einer beträchtlichen Zahl von Juden. Die kleinere Hälfte der Katholiken, gegen zwei Millionen, ist unirt-griechisch, u. etwa 2,300,000 gehören zum lateinischen Ritus. Es bestehen hier vom lateinischen Ritus das Erzbisthum Lemberg u. die Bisthümer Tarnow, Przemisl u. Krakau; vom unirt-griechischen Ritus das Erzbisthum Lemberg mit den Erzbisthümern Halicz und Kaminiec vereinigt u. das Bisthum Przemisl; vom unirt-armenischen Ritus das Erzbisthum Lemberg. — 18) Das Königreich Ungarn mit den dazugerechneten Staaten (dem Großfürstenthum Siebenbürgen, den Königreichen Slavonien und Kroatien und der Militärgränze) zum Kaiserthume Oesterreich gehörend, enthält gegen 16 Millionen Einwohner. Unter diesen bekennen sich ungefähr 10 Mill. zur katholischen K., 2,850,000 zum Protestantismus, etwa 3 Millionen zum griechischen Schisma, die übrigen zum Judenthume und zu verschiedenen Sekten. Die katholische K. hat im eigentlichen Ungarn drei Erzbisthümer (Gran, wo der Primas des Reiches residirt, Erlau u. Colocza), 14 Bisthümer (Csanad, Fünfkirchen, Großwardein, Kaschau, Neusohl, Neitra, Raab, Rosenau, Stein am Anger, Stuhlweissenburg, Szathmar, Vesprim, Waitzen, Zips) vom lateinischen Ritus u. drei Bisthümer vom unirt-griechischen Ritus (Großwardein, Eperies u. Munkatsch). — Siebenbürgen hat ein lateinisches Bisthum zu Weissenburg mit dem Sitze zu Karlsburg und ein unirt-griechisches zu Fogaras. Kroatien hat die Bisthümer Agram, Zengh mit Modrus vom lateinischen und Kreuz vom unirt-griechischen Ritus. Slavonien steht unter dem Bischofe von Bosnien u. Sirmien. — 19) Das Königreich Dalmatien, zu Oesterreich gehörend, zählt unter mehr als 400,000 Einwohnern etwa 300,000 Katholiken unter 1 Erzbischof (zu Zara) u. 5 Bischöfen zu Spalatro, Cattaro, Ragusa, Sebenico und Lesina. Der ganze österreichische Kaiserstaat enthält gegenwärtig gegen 38 Millionen Einwohner u. ist nächst Rußland der volkreichste Staat von Europa. Im Jahre 1841 rechnete man 35,963,617 Einwohner. Darunter waren 29,300,000 Katholiken, 3,100,000 schismatische Griechen, 3,050,000 Protestanten rc. Gegenwärtig rechnet man bei 31 Millionen Katholiken unter 78 Erzbischöfen und Bischöfen. Dem lateinischen Ritus gehören an 12 Erzbischöfe und 59 Bischöfe; dem unirt-griechischen Ritus 1 Erzbischof u. 6 Bischöfe; dem armenischen 1 Erzbischof. — 20) Die europäische Türkei. Die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zum griechischen Schisma. Ihnen zunächst stehen die Muhammedaner; den dritten Platz nehmen die Katholiken ein. Ihre Zahl mag sich auf 400,000 Seelen belaufen. Davon kommen auf Bosnien 150,000, auf Albanien 80—90,000, auf die Moldau 55,000, auf die Walachei 9,000 rc. Sehr zahlreich sind die Katholiken vom lateinischen u. armenischen Ritus in Konstantinopel, wo zwei Patriarchen residiren. Im Ganzen rechnet man 14 Erzbischöfe u. Bischöfe u. apostolische Vikare. Erzbischöfliche Sitze sind, außer Konstantinopel, Antivari, Durazzo u. Scopia. — 21) Das Königreich Griechenland enthält etwa 800,000 Einwohner, die sich größtentheils zum griechischen Schisma bekennen. Im Jahre 1842 zählte man 22,900 Katholiken, deren Zahl jetzt wohl auf 26—30,000 angewachsen seyn mag. Es besteht ein Erzbisthum auf Naros, zwei vereinigte Bisthümer auf Tenos und Andros, das Bisthum Santorin u. das Bisthum Syra. Der Bischof von Syra ist zugleich apostolischer Delegat für das Festland, wo die Zahl der Katholiken sich bedeutend vermehrt. In Attika bestehen 3 katholische Gemeinden, zu Athen mit 3000 Seelen, im Piräus u. in Hieraklea. — 22) Die jonischen Inseln, unter englischem Schutze stehend, enthalten unter 205,000 Einwohnern etwa 14—15,000 Katholiken. Es

besteht hier das Erzbisthum Corfu u. die vereinigten Bisthümer Zante und Cephalonia. — Es gibt selbst katholische Werke, welche, den Protestanten nachschreibend, statt 140 Millionen nur 115 bis 120 Millionen Katholiken in Europa angeben, ohne daß sie sich die Mühe geben, die Zahlen der einzelnen Länder zusammenzuaddiren. — Asien. Durch das griechische Schisma u. durch Verbreitung des Muhammedanismus hat die katholische K. hier seit 1000 Jahren bedeutende Verluste erlitten, ohne daß sie aber darum je aufgehört hatte, die allgemeine K. zu seyn. Fast alle, im Laufe von anderthalb Tausend Jahren von der K. getrennten Gemeinschaften haben sich ganz oder zum Theile wieder mit der allgemeinen K. vereinigt. Das große griechische Schisma, welches seinen Heerd in Konstantinopel hatte, trennte auch die K.n Asiens vom Mittelpunkte der Einheit. Wenn gleich die entfernteren Länder keinen direkten Antheil am Schisma nahmen, so ward die Verbindung mit Rom doch gelockert u. dann durch politische Ereignisse fast ganz unterbrochen. Als aber zur Zeit der Kreuzzüge sich eine außerordentliche Missionsthätigkeit in der K. entwickelte und die Orden der Dominikaner u. Franciscaner sich über ganz Mittelasien bis über China u. Indien ausbreiteten, wurden nicht nur viele der Getrennten zur katholischen Einheit zurückgeführt, sondern auch neue K.n gegründet. Was die Ungunst der Zeit zerstörte, suchte die K. mit unverdrossenem Eifer immer wieder aufzubauen, und so hat sie nicht nur bis auf den heutigen Tag einen bedeutenden Bestand sich erhalten, sondern glaubt auch gegenwärtig der endlichen Erreichung ihres Zieles, der Wiedervereinigung der getrennten K.n des Orients, bedeutend näher gerückt zu seyn. Ganz zuverlässige Zahlen über die christlichen Bevölkerungen Asiens lassen sich wohl nicht angeben, weßhalb wir uns mit einer Schätzung genügen lassen müssen. Die asiatische Türkei. Die Katholiken sind hier sehr zahlreich, besonders in Syrien u. in den Euphratländern u. gehören verschiedenem Ritus an. Die lateinische K. mag etwa 30—40,000 Angehörige zählen. An ihrer Spitze steht der Patriarch von Jerusalem, der von nun an seinen Sitz wieder in der heiligen Stadt nehmen und an die Spitze der Christen des Orients treten wird. Die Franciscaner, die treuen Wächter der heiligen Stätten in Syrien und Palästina, haben im Oriente 23 Klöster, wovon sechs in Palästina liegen (Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama, Jaffa u. das St. Johanniskloster). In Jerusalem wohnen 1000 Katholiken, in Bethlehem 1800, u. Nazareth ist fast ganz katholisch. Ferner besteht das lateinische Bisthum Famagusta auf Cypern, das Erzbisthum Smyrna (mit etwa 15,000 Gläubigen, davon 12,500 in der Stadt Smyrna), das Bisthum Chios (mit nur noch 600 Gläubigen, wovon 200 auf Mitilene), das Bisthum Bagdad (Babylon), mit der Administration des Bisthums Jsphahan in Persien vereinigt ist und das apostolische Vikariat von Aleppo. Die unirten Griechen, Melchiten genannt, etwa 50—60,000 Seelen stark haben einen Patriarchen u. 12 Bischöfe, besonders in Phönizien u. im syrischen Gebirge. — Die unirten Syrier (Jacobiten), etwa 30,000 Seelen stark u. gegenwärtig in Zunahme begriffen, stehen unter einem Patriarchen zu Aleppo u. 4 Bischöfen. In der allerneuesten Zeit sind wieder mehre Bischöfe (der Bischof von Orfa u. von Mardin) der Syrier zur Einheit zurückgekehrt. — Die unirten Armenier gewinnen von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung und zählen jetzt wenigstens 100,000 Seelen. In Ancyra ist die ganze Gemeinde von 6000 Seelen neuerdings vereinigt. Der Patriarch hat seinen Sitz auf dem Libanon. — Die unirten Chaldäer (Nestorianer) waren noch vor Kurzem sehr zahlreich, haben aber durch Krieg, Krankheit u. Verfolgung erstaunlich gelitten u. sollen nur noch 15—18,000 Seelen stark seyn. Ihr Patriarch wohnt zu Diabekier; außerdem bestehen mehre Bisthümer und Erzbisthümer. — Die Maroniten, auf dem Libanon, in den Ebenen Syriens u. Phöniziens und auf der Insel Cypern wohnend und der katholischen K. treu ergeben, werden auf 500,000 Seelen angegeben. Diese Schätzung ist offenbar zu hoch, besonders jetzt, wo die Maroniten so unglaubliche Verluste erlitten haben. Ihre Zahl mag

zwischen 3 u. 400,000 betragen. Sie bestehen unter einem Patriarchen *), sieben Erzbischöfen u. zwei Bischöfen. — 2) Arabien. Hier besteht vom lateinischen Ritus das apostolische Vikariat Aden mit den Gemeinden zu Aden, Mocah u. an einigen anderen Orten; u. für die unirten Syrier (Jacobiten) sind von Gregor XVI. 2 Bisthümer im Hauran (Auranitis) errichtet, welche Provinz durch die neue Mission der Jesuiten am Libanon zur Einheit zurückgeführt ist. — 3) Persien. Wohl in keinem Lande Asiens sind die kirchlichen Verhältnisse so aufgelöset, wie gerade hier. Die wenigen lateinischen Christen des Bisthums Isphahan stehen unter dem Bischofe von Bagdad. Außerdem gibt es unirte Armenier u. Chaldäer. — 4) Das russische Asien, Sibirien u. die Kaukasusländer umfassend, (Astrachan wird besser zu Europa gerechnet) enthält etwa 15 Millionen Einwohner, theils schismatische Griechen, theils Armenier, Muhamedaner u. Heiden. Die Katholiken sind zahlreich in den Kaukasusländern, leiden aber grausame Verfolgungen. In Sibirien mögen 20 — 30,000 verbannte Katholiken wohnen. In ganz Sibirien bestehen nur 3 katholische Pfarrkirchen. In der westlichen freien Tatarei mögen wohl nur noch wenige Trümmer der früher hier blühenden Kirche vorhanden seyn. — 5) Ostindien. Im 16. u. 17. Jahrhunderte schien es, als sollte Indien ganz zur katholischen K. bekehrt werden. Doch brachte der Sturz der portugiesischen Herrschaft der K. große Nachtheile, u. die spätere holländische und britische Herrschaft bereitete eine ununterbrochene herbe Verfolgung, die bis auf die neue Zeit gedauert hat. Zu gleicher Zeit suchte sich der Calvinismus u. Anglikanismus, von der Staatsgewalt unterstützt, auszubreiten, jedoch bei den Eingeborenen ohne irgend bedeutenden Erfolg, so daß auf dem Festlande höchstens 50,000 Indier sich zum Protestantismus bekennen. Für die katholische K. war das über mehre Bisthümer noch fortbestehende Protektorat Portugals, das nur wenige, zum Theile höchst unfähige Priester schickte, äußerst verderblich. Ein großer Theil der indischen Christen wurde durch die Portugiesen in ein Schisma verwickelt. Darum hob Gregor XVI. 3 Bisthümer in Indien auf u. begann, das ganze Land in apostolische Vikariate einzutheilen. Seitdem ist neues Leben u. Wachsthum in die katholische K. Ostindiens gekommen u. sie geht unter der, jetzt für sie günstigen, Herrschaft Englands einer großen Zukunft entgegen. Auf dem Festlande von Vorderindien leben unter englischer, portugiesischer u. französischer Hoheit 1,500,000 Katholiken. Davon waren 800,000 dem portugiesischen Schisma verfallen, sind aber schon zur Hälfte wieder zurückgeführt. Calcutta ist 1843 zum Erzbisthume erhoben; außerdem befinden sich Bischöfe u. apostolische Vikare zu Bombay, Madras, Agra, Pondichery, Goa (Erzbisthum), u. das zum Erzbisthume erhobene Verapolis. Madura, welches bisher von Pondichery abhing, ist neuerdings in 3 neue apostolische Vikariate eingetheilt u. neue Errichtungen stehen noch bevor. — In Hinterindien besteht das apostolische Vikariat für Ava und Pegu im birmanischen Reiche mit 9—10,000 Katholiken. Ferner das apostolische Vikariat von Siam zu Bangkok, mit 6 — 8000 Katholiken, und das von Malacca u. Singapor mit 18—20,000 Katholiken. Der Bischof hat seinen Sitz auf der Insel Pulo-Penang, worauf 4000 Katholiken wohnen. Cochinchina enthält 80—100,000 Katholiken, deren Zahl, trotz der erlittenen Stürme, im steten Wachsen begriffen ist. Neuerdings ist Cochinchina in 2 apostolische Vikariate getheilt, von Ost- u. von West-Cochinchina. Das apostolische Vikariat des westlichen Tonkin scheint einem allgemeinen Siege über das Heidenthum näher zu seyn, als irgend eine Gegend Asiens. Schon 1840 zählte es über 200,000 Katholiken. Ost-Tonkin, unter einem apostolischen Vikar aus dem Orden der (spanischen) Dominicaner stehend, enthält 160 — 200,000 Gläubige. Dazu kommt das neu errichtete apostolische Vikariat von Süd-Tonkin. Ferner gehören hierher die indischen Inseln. Auf Ceylon blühet die K., seit die Insel unter englischer Herrschaft steht, schnell wie-

---

*) Die 3 Patriarchate der Maroniten, Melchiten u. Jakobiten führen den Titel von Antiochia.

der empor u. zählt nach den letzten Nachrichten über 200,000 Katholiken unter einem apostolischen Vikar, mit 314 K.n. Leider herrscht noch großer Mangel an Priestern. Das apostolische Vikariat von Batavia, über die sämmtlichen holländischen Besitzungen sich erstreckend, soll, mit Ausnahme der Insel Flores, 36,000 Katholiken enthalten. Eine katholische K. besteht zu Macassar auf Celebes, eine auf Borneo, u. 2 auf Sumatra. Der Sultan von Banka soll mit vielen seiner Unterthanen den katholischen Glauben angenommen haben. Auf Flores leben viele kirchlich verwahrloste Katholiken portugiesischer Abstammung. Auf den Molukken ist die katholische Religion bisher von den Holländern gewaltsam unterdrückt. Dort herrscht der Muhamedanismus; jedoch ein Theil der Einwohner ist mit Gewalt protestantisch gemacht. Endlich gehören hierhin die portugiesischen Inseln Timor u. Sabrao mit 135,000 Einwohnern, die sich großen Theils zur katholischen Religion bekennen und unter dem Bischofe von Macao stehen. Auf den Malediwischen Inseln besteht eine Mission. Im Ganzen mag die K. von Ostindien dritthalb Millionen Katholiken zählen. — 6) China hat das Christenthum schon sehr frühe, wahrscheinlich von Persien aus bekommen. Im Mittelalter wurde von Europa aus von der Seite der Tatarei u. Mongolei durch die Franciscaner u. Dominicaner die Predigt des Christenthums hier erneuert u. mehre Bisthümer gegründet, die aber wegen der schwierigen Verbindung mit Europa häufig unbesetzt blieben u. gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ganz untergingen. Der entdeckte Seeweg nach Ostindien machte es möglich, von der östlichen Küste her die Verbreitung des Christenthumes zu versuchen. Der große Franz Xaver faßte zuerst diesen Gedanken, der dann zuerst von seinen Ordensgenossen u. dann von den Dominicanern, Carmeliten, Lazaristen ausgeführt worden ist. Gegenwärtig ist die katholische K. über alle Theile des chinesischen Reiches verbreitet. Es bestehen hier die Bisthümer Peking (mit 30,000 Katholiken), Nanking (nach den neuesten Nachrichten mit 80,000 Katholiken) u. Macao (mit 40,000 Katholiken); ferner die apostolischen Vikariate Fokien (mit 60,000, nach anderen Angaben mit 35,000 Katholiken), Chansi, Chensi (zusammen mit 40,000 Katholiken), Sutchuen (mit 50,000 Katholiken), Thekiang, Kiangsi (zusammen mit 10,000 Katholiken), Hukuang (mit 40,000 Katholiken), Yun-nan (mit 4 bis 5000 Katholiken), das apostolische Vikariat von Leatong und der Mandschurei (mit 5000 Katholiken) und das apostolische Vikariat der Mongolei (mit 8 bis 10,000 Katholiken). Dazu kommen noch die apostolischen Vikariate von Kanton, Kuei-Tcheu, Ho-Nan u. eines im Gebiete der Erzdiözese Peking. Die Annalen von 1847 zählen 15 apostolische Vikariate auf. Nach dem Bengal Catholic expositor gab es in China im Jahre 1840 etwa 256,000 Katholiken. Dabei ist aber zu bemerken, daß die seitdem eingetretenen politischen Ereignisse und die erlangte größere Religionsfreiheit eine fast allgemeine Bewegung zu Gunsten der katholischen Sache hervorgebracht haben, so daß allein in der Stadt Nanking die Zahl der Katholiken zu 80,000 angegeben wurde. Außerdem soll eine bedeutende Vermehrung der Bisthümer u. apostolischen Vikariate eingetreten seyn. Die protestantischen Missionen haben bisher keinen nennenswerthen Erfolg gehabt. — 7) Corea hat erst im Anfange dieses Jahrhunderts eine K., u. vor einigen Jahren seinen ersten Bischof bekommen. Jetzt mag das Land 20,000 Katholiken unter einem apostolischen Vikar zählen. — 8) Japan hat wohl nur noch einige Trümmer seiner einst so blühenden K. — C. Afrika. Auch über alle Gegenden dieses Welttheils ist der katholische Glaube verbreitet. 1) In Aegypten gibt es Katholiken von 3 verschiedenen Riten. Die lateinischen Katholiken, etwa 15,000 Seelen stark, stehen unter dem apostolischen Vikar der Stadt Alexandria, wo die Katholiken zahlreich sind u. blühende Anstalten haben. Die Franciscaner haben in Oberägypten 2 Häuser u. mehre desgleichen in Unterägypten. Die unirten Kopten, 15,000 Seelen stark u. etwa den zehnten Theil dieses Volkes ausmachend, stehen unter einem Bischofe zu Cairo. Außerdem leben etwa 7000 syrische Katholiken in Aegypten, meistens in Damiette, Rosette u. Alexandrien

Sie haben nur in Syrien Bischöfe. — 2) In Tripolis bestehen 2 katholische Gemeinden unter einem apostolischen Präfekten. Die Gemeinde in der Stadt Tripolis hat 2000 Seelen. Die kleine Stadt Bengasi, eine maltesische Colonie von 5—600 Einwohnern, ist ganz katholisch. — 3) In Tunis ist die katholische K. in einem raschen Aufschwunge begriffen, u. zählt wenigstens 30,000 Seelen unter einem eigenen apostolischen Vikar (früher nur Präfekten). Etwa 8000 Katholiken leben in der Hauptstadt, u. ungefähr eben so viele in den zahlreichen kleinen Gemeinden des Festlandes. Von den Inseln ist Lampedusa, mit wenigen Einwohnern, ganz katholisch. Eben so hat die Insel Pantalaria 10,000 nur katholische Einwohner. Beide gehören dem Könige von Neapel. Die Inseln Kerkeni u. Cerbi, dem Dey von Tunis gehörend, haben mehre 100 Katholiken, aber noch keine K.n. — 4) Malta mit Gozzo u. Comino gehört den Engländern u. hat 118,000 Einwohner, die sich, mit Ausnahme einer kleinen anglikanischen Gemeinde, zur katholischen K. bekennen und unter dem Bischofe von La Valetta stehen. — 5) Algier, jetzt den Franzosen gehörend, umfaßt beinahe das ganze alte Numidien u. einen Theil von Mauritanien. Trotz der Gleichgültigkeit der französischen Regierung, blüht die K. hier wieder empor, und hofft von hier aus ganz Nordafrika wieder zu gewinnen. Das Bisthum Algier enthält gegen 300,000 Katholiken, von denen ein Dritttheil der Armee angehört. Die Stadt Algier hatte 1840 schon 16,000 katholische Civileinwohner, gegenwärtig wenigstens 20,000. Die Zahl der christlichen Coloniedörfer nahm besonders in den letzten Jahren rasch zu. — 6) Marocco. Auch hier nimmt die katholische K. jetzt zu. Es besteht für die spanischen Besitzungen in Fez u. Marocco das Bisthum Ceuta, wozu die Städte Ceuta (mit 11,200 Einwohnern), Pennon, Melilla, Alcuhenas u. die zafarinischen Inseln gehören. Für die maurischen Besitzungen besteht eine apostolische Präfektur zu Marocco. Die Stadt Tanger enthält 1 Kloster u. 1000 Katholiken. — 7) Die azorischen Inseln, den Portugiesen gehörend, enthalten das Bisthum Angra u. 240 — 250,000 katholische Einwohner. — 8) Die Inseln Madeira, Porto Santo u. Las Desertas haben einen Bischofsitz zu Funchal u. 118,000 katholische Einw. — 9) Die kanarischen Inseln, den Spaniern gehörend, sind von 236,000 Katholiken bewohnt unter den beiden Bischöfen von Canaria u. St. Christoph von Laguna. — 10) Die Inseln des grünen Vorgebirges, den Portugiesen gehörend, enthalten 70—90,000 katholische Einwohner unter dem Bischofe von St. Jakob zu Ribeira Grande auf der Insel St. Jago. — 11) Senegambien. Hier haben die Portugiesen große Besitzungen, 1700 □ M., mit den Städten Kacheo, Geba u. s. w., wo überall die katholische Religion verbreitet ist. Die Gläubigen stehen unter dem Bischofe von St. Jakob. Doch herrscht Mangel an Priestern. In den wichtigen französischen Besitzungen am Senegal breitet sich die katholische Religion sehr stark aus, indessen fehlt es an einem Bischofe. Ein apostolischer Präfekt residirt zu St. Louis. In den englischen Besitzungen sind nur erst wenige Christen. — 12) Oberguinea. Hier befinden sich Besitzungen der Nordamerikaner (Liberia), der Engländer (Sierra Leone), der Franzosen, der Niederländer und Dänen. Die Portugiesen u. Spanier haben überall an diesen Küsten das Christenthum verbreitet, von dem aber fast nur Trümmer übrig geblieben sind, die man jetzt wieder aufzubauen strebt. Ein eigenes apostolisches Vikariat ist für ganz Oberguinea errichtet, und eine eigene Congregation wurde in Europa für die Bekehrung der Neger gestiftet. Der erste apostolische Vikar, Barron, fand auf seiner Visitationsreise über 20 verlassene, zum Theile verfallene katholische K.n. Einige der einflußreichsten Fürsten Oberguinea's sind in den letzten Jahren katholisch geworden. — 13) Niederguinea. Dieses Land ist eines der Hauptländer der katholischen Missionsthätigkeit gewesen. Das Christenthum ist in den letzten Jahren von St. Salvador aus durch die Kapuziner bis in die innersten Gegenden von Afrika (im Reiche Malua) verbreitet und der Bestand der K. ist hier bedeutender, als irgendwo in Afrika. Doch hat der Mangel an Priestern

u. die Versunkenheit der Portugiesen eine große Erschlaffung der Sitten und des religiösen Eifers zur Folge gehabt, so daß ein kräftiges Eingreifen Roms als dringend nothwendig erscheint. In Loango sind mehre katholische K.n. Im Reiche Kongo, dessen König mit seinen Reichsfürsten u. dem größten Theile des Volkes katholisch ist, wird die Zahl der Gläubigen ganz verschieden, von 600,000 bis zu 3 Millionen angegeben. Die Hauptstadt St. Salvador ist Sitz eines apostolischen Präfekten u. wird wahrscheinlich Sitz eines Bischofs werden. Die Missionäre sind Kapuziner. Im Königreiche Angola, welches unter portugiesischer Herrschaft steht, und sich zur Hälfte zur katholischen Religion bekennt, besteht das Bisthum St. Paolo de Loanda. Eben so ist die katholische Religion in Benguela, und südlich bis zum Cap Negro, östlich aber bis tief in's Innere von Afrika verbreitet, überall aber herrscht große Vernachlässigung und Mangel an Priestern. Die portugiesischen Besitzungen umfassen hier etwa 12,000 □ M. — Die Guinea-Inseln (Fernando Po, Annabon, St. Thomas u. die Prinzen-Inseln) sind zum Theile katholisch. Auf St. Thomas besteht das Bisthum gleiches Namens für die portugiesischen Besitzungen. Auf Fernando Po, welches die Spanier wieder besetzt haben, mußten die englischen Missionen den spanischen weichen. — 14) Das Capland hat ungefähr 150,000 Einwohner, unter denen der Calvinismus sehr verbreitet ist. Das neu errichtete apostolische Vikariat (Mission der englischen Dominicaner) scheint noch ziemlich hülflos zu seyn, u. zählt höchstens 4000 Katholiken. — 15) Die Insel Mauritius, den Engländern gehörig, hat einen eigenen apostolischen Vikar und unter 110,000 Einw. 80,000 Katholiken. — 16) Die Insel Bourbon, eine Colonie der Franzosen, hat nur einen apostolischen Präfekten und 100,000 meist katholische Einwohner. — 17) Die Sechellen, den Engländern gehörig, enthalten 7000 meistens katholische Einwohner. — 18) Die Komoren, in neuester Zeit von den Franzosen besetzt, haben eine katholische Mission auf Mayotte. — 19) Die Insel Madagascar hat dem Christenthume, das sich mehre Male hier befestigen zu wollen schien, bisher Trotz geboten. Nur an einigen Punkten der Küste (St. Marie) bestehen katholische Gemeinden unter einem apostolischen Präfekten. — 20) Das portugiesische Ost-Afrika enthält gegen 9000 □ Meilen. Hier ist der katholische Glaube an der Küste vom Cap Correntes, bis zum 10° südlicher Breite, und im Innern bis Sena und Tete verbreitet, ohne doch eigentlich herrschend zu seyn. Die Hauptstadt Mozambique ist, bis auf einige Hundert Mauren, ganz katholisch. Fast unter der Linie liegt die Stadt Melinde mit mehren katholischen K.n. — 20) Für das Land der Gallas u. für die inneren Negerländer errichtete der Papst Gregor XVI. noch kurz vor seinem Tode ein eigenes apostolisches Vikariat. Die Missionäre sind Malteser u. Italiener. 21) Habessinien ist von monophysitischen Christen bewohnt. Man schätzte die Zahl der Einwohner bisher auf 1,800,000 — 5 Millionen. Indeß Labadie, der sich noch in Habessinien aufhält, hat, nach Süden immer tiefer vordringend, in Oberhabessinien noch 7 größere u. kleinere, meistens von Christen bewohnte, Staaten entdeckt, die ihn dringend um Zusendung von Bischöfen und Priestern baten. Wie tief ins Innere sich das christliche Gebiet erstreckt, läßt sich noch nicht bestimmen. Gegenwärtig sind diese Völker in der Rückkehr zur katholischen Kirche begriffen, wozu die Naturforscher Labadie und Schimper (letzterer ist in Habessinien zur katholischen K. zurückgekehrt u. ist als Gouverneur einer Provinz einer der einflußreichsten Männer im Reiche Tigre) ein Wesentliches beigetragen haben. Der apostolische Vikar im Lande der Gallas weihte auf seiner Durchreise 21 habessinische Priester (bedingsweise) zu Priestern der katholischen K. und durch diese wurden in einigen Tagen 10,000 ihrer Landesleute in den Schooß der katholischen K. aufgenommen. Der Papst hat die bisherige apostolische Präfektur in ein apostolisches Vikariat verwandelt. D. Amerika. a) Nordamerika. 1) Die Besitzungen der Engländer mit den Ländern der Hudsonsbay u. der Indianer umfassen 150—160,000 □ Meilen mit 2,300,000 Einwohnern, von denen sich

2 Drittel zur katholischen Religion bekennen. Die vereinigten Provinzen Ober- und Untercanada machen jetzt die Kirchenprovinz Quebec aus mit beinahe einer Million Katholiken. Quebec wurde von Gregor XVI. zum Erzbisthume erhoben und ihm die 3 Bisthümer: Montreal in Untercanada und Kingston und Toronto in Obercanada untergeordnet. Außerdem bestehen hier das Bisthum Charlottetown auf der Prinz-Edwardinsel u. das apostolische Vikariat Neu-Braunschweig. Beide zusammen enthalten 80,000 Katholiken. Ferner das Bisthum Halifax, früher apostolisches Vikariat von Neu-Schottland und Cap Breton, mit 90,000 Katholiken. Cap Breton wird jetzt eine eigene Diözese bilden. Die Insel Neufundland nebst Labrador hat unter 80,000 Einwohnern 60,000 Katholiken mit einem Bischofe und apostolischen Vikare in der Stadt St. John, wo unter 15,000 Einwohnern 12,000 Katholiken leben. Für die Länder der Indianer besteht das apostolische Vikariat der Hudsonsbay. Der Bischof hat seinen Sitz zu St. Boniface am Red-Rivier. Eine Provinzialversammlung der Bischöfe im englischen Nordamerika hat dem Vernehmen nach die Errichtung einiger neuen Diözesen beantragt. Von den im Oregongebiete neu errichteten Diözesen gehören einige, wie Vancuver, zum englischen Gebiete. 2) Die kleinen französischen Inseln St. Pierre u. Miquelon haben 2000 katholische Einwohner unter einem apostolischen Präfekten. 3) Die vereinigten Freistaaten mit Texas. Die Zahl der Katholiken wurde vor 5 Jahren zu 1,350,000 Seelen, vor 3 Jahren zu 1,500,000 Seelen unter einer Bevölkerung von 18 Millionen angegeben. Dazu ist nun noch Texas mit 23,000 Katholiken gekommen. Wäre die katholische Bevölkerung im Verhältnisse zu der Zahl der katholischen Einwanderer fortgeschritten, so müßte sie jetzt 5 bis 6 Millionen betragen. Die großen Verluste, welche hier die Kirche erlitten hat und noch immer verleidet, haben ihren Grund in dem Mangel an Priestern (auf 100 □Meilen kommt noch nicht Ein Priester) und insbesondere in dem Umstande, daß das katholische Deutschland bisher (jetzt wirken die Redemptoristen zum großen Segen) fast gar nicht für seine Auswanderer gesorgt hat. Unter jene 1,500,000 Katholiken sind aber nur die in geordneten Pfarreien gesammelten gerechnet. Schon vor 10 Jahren gab der gelehrte Dr. England, Bischof von Charleston, die Gesammtzahl zu 2 Millionen an, so daß man jetzt im Ganzen 2,500,000 anzunehmen berechtigt ist. Man zählt in der größeren östlichen Hälfte der Staaten jetzt 1 Erzbisthum, 18 Bisthümer und 1 apostolisches Vikariat; in der westlichen Hälfte (Oregon) 1 Erzbisthum und 7 Bisthümer. Vier neue Bisthümer sollen errichtet und einige der bestehenden in Erzbisthümer verwandelt werden. — 4) Merіko, ein Freistaat mit 10—11 Millionen Einwohnern, die sich, mit Ausnahme weniger Indianer, zur katholischen Religion bekennen. Es besteht hier 1 Erzbisthum (Meriko) mit 10 Bisthümern: Oaraca, Chiapa, Guadalarara, Sonora, Californien, Durango, Leon, Yucatan, Trascala (Puebla de los Angelos) und Mechoacan. — 5) Central-Amerika. Auch hier ist die allein herrschende Religion die katholische, zu der sich 2,150,000 Seelen bekennen. Hier besteht das Erzbisthum Guatemala und 3 Bisthümer. b) Westindien. 1) Die spanischen Besitzungen. Cuba, mit gegenwärtig 1,350,000 Einwohnern, ist ganz katholisch mit einem Erzbischofe zu St. Jago de Cuba u. einem Bischofe zu Havannah. Die Insel Pinos hat etwa 1000 katholische Einwohner. Die Insel Portorico ist von beinahe 500,000 Katholiken bewohnt unter dem Bischofe in der Hauptstadt gleiches Namens. Die spanischen Jungferninseln 3 — 4000 katholische Einwohner. — 2) Die englischen Besitzungen. Auf Jamaica mit etwa 350,000 Einwohnern residirt ein apostolischer Vikar mit noch nicht 10,000 Katholiken. Unter seiner Jurisdiktion steht auch die Colonie Honduras und die Bahamainseln. Das zweite apostolische Vikariat besteht auf der Insel Trinidad u. umfaßt unter 350,000 Bewohnern 200,000 Katholiken auf Trinidad u. den kleinen Antillen. — 3) Die französischen Colonien sind von 240,000 Katholiken bewohnt, unter den beiden apostolischen Präfekten von Martinique u. Guadeloupe. — 4) Die holländischen Besitzungen haben etwa 20,000 kathol.

Einwohner und einen apostolischen Vikar und Bischof auf Curaçao. Die dänischen und schwedischen Inseln, mit 25—30,000 katholischen Einwohnern, stehen unter dem apostolischen Vikar von Trinidad. — 5) Die Insel St. Domingo enthält jetzt 2 Freistaaten u. wird von 1—1,200,000 Katholiken bewohnt. Die kirchlichen Verhältnisse sind noch nicht geordnet und das Erzbisthum St. Domingo ist unbesetzt. — c) Südamerika. 1) Guiana. Das englische Guiana hat 7000 europäische und einige Tausend indianische Katholiken unter einem apostolischen Vikar. Die Mehrzahl der Einwohner ist anglikanisch. Das holländische Guiana hat 6000 Katholiken, die jetzt auch unter einem apostolischen Vikar stehen. Die Mehrzahl der Einwohner ist reformirt. Das französische Guiana hat nur einen apostolischen Präfekten und etwa 23,000 katholische und 10,000 heidnische Bewohner. Der größte Theil von Guiana gehört zum folgenden Staate. 2) Venezuela, ein Freistaat von 24,000 Quadrat-Meilen mit mehr als 1 Million Einwohnern. Die allein herrschende Staatsreligion ist die katholische. Es besteht hier das Erzbisthum Caraccas und drei Bisthümer. 3) Der Freistaat Neu-Granada enthält 18,000 □Meilen u. über 2 Millionen Einwohner. Die Staatsreligion ist die katholische, welche hier das Erzbisthum Sta. Fe de Bogota und 5 untergeordnete Bisthümer hat. — 4) Der Freistaat Panama, früher zu Neugranada gehörig, enthält 1200 □ Meilen mit 120,000 Einwohnern, die alle katholisch sind und unter dem Bischofe von Panama stehen. — 5) Der Freistaat Ecuador ist 15,500 □Meilen groß u. enthält 7—800,000 Einwohner. Die allein herrschende Religion ist die katholische. Der Staat hat 3 Bisthümer. — 6) Der Freistaat Peru ist 28—30,000 □Meilen groß mit 2 bis 2½ Millionen Einwohnern. Die allein herrschende und geduldete Religion ist die katholische. Dem Erzbisthume Lima sind 5 Bisthümer untergeordnet. — 7) Der Freistaat Bolivia oder Oberperu enthält auf 22,000 □ Meilen 1,600,000 Einwohner. Die Staatsreligion ist die katholische, welche hier ein Erzbisthum (Charcas) und zwei Bisthümer besitzt. — 8) Der Freistaat Chile hat jetzt auf 6000 Quadrat-Meilen 1,500,000 Einwohner. Die allein herrschende Religion ist die katholische. Dem Erzbisthume St. Jago de Chile sind jetzt 3 Bisthümer, Coquimbo, Conception u. St. Carlo oder Chilo untergeben. — 9) Patagonien mit etwa 16—20,000 □Meilen u. vielleicht 100,000 Einwohnern, ist von Heiden und wenigen Katholiken bewohnt. An der Magellansstraße liegt eine neu gegründete Colonie der Chilesen, die von Einem Priester besorgt und zur Diözese St. Carlo gerechnet wird. — 10) Der Staatenbund der argentinischen Republik wird sich wohl bald in mehre Staaten zertheilen. Diese 14 vereinigten Staaten enthalten zusammen 31,000 □Meilen mit 2½ — 3 Millionen Einwohnern. In allen diesen Republiken ist die katholische Religion die allein herrschende. Es bestehen erst 3 Bisthümer. — 11) Der Freistaat Paraguay enthält 6—7000 □Meilen und 500,000, nach den neueren Missionsberichten 1 Million Einwohner. Die allein geduldete Religion ist die katholische. Ein Bischof hat seinen Sitz zu Assumption. — 12) Der Freistaat Uraguay, früher mit Argentina vereinigt, zählt auf 6700 □Meilen jetzt 200,000 Einwohner, die sich, mit Ausnahme einiger Fremden und Einwanderer, zur katholischen Religion bekennen. Die kirchlichen Verhältnisse sind noch nicht geordnet. Einstweilen steht das Land unter einem apostolischen Präfekten, der aber zugleich Erzbischof ist. — 13) Das Kaiserreich Brasilien, der größte Staat von Amerika, enthält 125,000 □ Meilen und 7 — 8 Millionen Einwohner. Die Staatsreligion ist die katholische. Dem Erzbischofe von Bahia (St. Salvador) sind 7 Bischöfe untergeordnet. Ganz Amerika enthält demnach etwa 40 Millionen katholische Einwohner. Die Zahl der Bisthümer ist, wenn gleich sie sich in den letzten Zeiten, namentlich in Nord-Amerika, sehr vermehrt hat, längst nicht mehr hinreichend. Eine Mission des päpstlichen Bevollmächtigten Fereri zu den südamerikanischen Freistaaten hat zum Zwecke, die kirchlichen Verhältnisse definitiv zu ordnen. Die übrige Bevölkerung Amerika's besteht aus 16—17 Millionen Protestanten, 30—40,000 schismatischen

Griechen und etwa 1 Million Heiden. Die Protestanten machen in dem englischen Nordamerika fast ein Drittel der Bevölkerung aus, etwa 700,000 Seelen. In den vereinigten Staaten bilden sie die große Mehrzahl, 15—16 Millionen. In Westindien machen sie etwa ein Siebentheil der Gesammtbevölkerung, 5—600,000 Seelen aus. Ganz Südamerika hat nur in englisch und holländisch Guiana Protestanten, etwa 100—130,000 Seelen und außerdem einige zerstreute Gemeinden in Brasilien und Uraguay. Das Verhältniß ist also in Amerika fast wie in Europa, wo die Katholiken an Zahl ungefähr das Dreifache der Protestanten betragen. — 5) Australien. a) Die spanischen Besitzungen. Dazu gehören: 1) Die Philippinen mit Mindanao, welche zusammen etwa 5½ Millionen Einwohner enthalten, darunter 4,500,000 Katholiken und 1 Million Heiden u. Muhamedaner. Es besteht hier das Erzbisthum Manilla und 3 Bisthümer: zu Neo-Segovia, Neo-Caceres u. Zebu. — 2) Die Babuyanen, nordwärts von den Philippinen, mit 2000 katholischen Einwohnern, die zum Bisthume Neo-Segovia gehören. — 3) Die Batanen u. Bashiinseln, mit 7000 katholischen Einw., gehören ebenfalls zum Bisthume Neo-Segovia. — 4) Die Marianen oder Ladronen sind von 9—10,000 katholischen Einwohnern bewohnt, die dem Bischofe von Zebu untergeordnet sind. — b) Die englischen Besitzungen. 1) Die Colonien auf Neuholland u. Vandiemensland enthalten etwa 120,000 Katholiken u. 200,000 Protestanten von verschiedenen Sekten. Hier besteht das Erzbisthum Sidney, die Bisthümer Adelaide und Perth, die apostolischen Vikariate Sonda u. Port-Essington, und auf Vandiemensland das Bisthum Hobarttown. — 2) Die Insel Norfolk hat 4—500 Katholiken, eine Kirche u. 2 Priester. — 3) Neuseeland enthält unter den Eingeborenen 30,000 Katholiken unter einem apostolischen Vikar, und unter den 12—15,000 Colonisten einige Tausend Katholiken. — c) Die franz. Besitzungen. 1) Die Markesasinseln sollen jetzt einen eigenen apostolischen Vikar auf Nuka-Hiva erhalten. Die Bekehrung der 18—22,000, Einwohner hat schon begonnen. — 2) Die Gambierinseln bekennen sich mit 2600 Einwohnern und ihrem Könige zur katholischen Religion. — 3) Taiti ist Sitz eines apostolischen Vikars. Die Insel stand früher unter dem überwiegenden Einflusse protestantischer Missionäre. In neuester Zeit sind jedoch die Verhältnisse sehr geändert. Taiti hat mit den Gesellschaftsinseln etwa 20,000 Einwohner. 4) Die Insel Wallis bekennt sich mit ihrem Könige u. ihren 2600 Einwohnern zur katholischen Religion. 5) Dasselbe gilt von der Insel Futuna mit 1100 Einwohnern. — d) Die freien Inseln. 1) Auf den Sandwichinseln residirt ein apostolischer Vikar mit 18—20,000 Gläubigen. — 2) Die Freundschaftsinseln haben auf Tongatabu einen apostolischen Vikar für Centraloceanien; auf den Viti- u. Schifferinseln besteht eine Mission. — 3) Die Insel Neu-Caledonien hat einen eigenen apostolischen Vikar u. die Bekehrung hat schon begonnen. — 4) Endlich besteht ein apostolisches Vikariat für die Salomonsinseln, wo der erste Bischof den Martyrertod gestorben ist. Ganz Australien zählt zwischen 4 und 5 Millionen Katholiken, etwa 400,000 Protestanten und 2,600,000 Heiden und Muhamedaner. E. Michelis.

II. **Kirche, die katholische, ist das Reich Christi auf Erden,** das Reich Christi aber ist kein anderes, als das wieder hergestellte ursprüngliche Gottesreich, welches der Schöpfer am Anfange im Paradiese gegründet. Dieses ursprüngliche Gottesreich ging unter durch den Sündenfall. Von Ewigkeit hatte aber Gott aus Barmherzigkeit seine Wiederherstellung durch Christus beschlossen, u. die Ausführung dieses Rathschlusses der Erlösung reihet sich unmittelbar an den Fall an, in der Art, daß fortan die Führung der Menschheit durch Gott eine Vorbereitung ist auf Christus und sein Werk. Positiv und speciell begibt sich diese Vorbereitung in dem vorbereitenden Gottesreiche. Denn die aus dem Paradiese mitgenommene Religion, zugleich mit den neuen Verheißungen und Offenbarungen Gottes, wurden bewahrt und gepflegt in dem Stamme des an Abels Stelle getretenen Seth, dessen Nachkommen deßhalb in der Schrift die Kinder

Gottes genannt werden, während die Nachkommen Kains „die Kinder der Menschen", das Reich der Gott entfremdeten und in Gottlosigkeit und Sünde sich immer mehr vertiefenden Welt bilden. Und nachdem auch die Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen Gemeinschaft gemacht, das Verderben allgemein um sich gegriffen, und Gott deßhalb das ganze Geschlecht durch die Sündfluth vertilgte, da war die Familie Noa's, und unter dessen drei Söhnen Sem u. sein Stamm bestimmt, die Träger des alten Gottesreiches zu seyn. In demselben Maße aber, als wie in der Menschheit nach der Sündfluth das Sündenverderben in stets wachsender Progression wieder um sich griff, verengerte sich der Kreis des Gottesreiches, bis zuletzt Abraham, „der Vater der Gläubigen" aus Allen erwählt und ihm die Verheißung gegeben wurde, „in seinem Samen sollten gesegnet werden alle Völker der Erde." Diesem patriarchalischen, in Abrahams Stamme sich vererbenden, Gottesreiche gab der Herr, nachdem die Familie Abrahams zu einem Volke herangewachsen, durch Moses eine genaubestimmte theokratische Verfassung; damit war die K. des alten Bundes vollendet, als eine Vorbereitung und zugleich als ein Vorbild auf die K. des neuen Bundes. Ein von Gott eingesetztes, dem Stamme Levi verliehenes, durch Einen Hohenpriester zur Einheit verbundenes, Priesterthum übte in dieser alten K. Israels die geistliche Gewalt aus, in der Bewahrung und Auslegung des Gesetzes und der Lehre, in der Feier des Cultus, insbesondere des Opferdienstes u. in der Handhabung der heiligen Zucht. Diese K. des Alten Bundes, beschränkt auf das Volk Israels, erreichte ihr Ende, oder vielmehr, sie ging, ihrer Bestimmung gemäß, durch Jesus Christus, den Sohn Gottes und Erlöser der Welt, in die K. des neuen Bundes über, welche eben deßhalb, weil sie die K. des Weltheilandes ist, auch die Bestimmung hat, die ganze Welt und alle Zeiten zu umfassen, d. h. katholisch (allgemein) zu seyn. Die K. Christi auf Erden ist aber selbst wiederum eine Vorbereitung auf das Reich Gottes in dem Himmel. Weil nun die K. Christi auf Erden im beständigen Kampfe mit der Sünde u. der Welt ihre Laufbahn vollendet, so trägt sie auch den Namen der streitenden K. (ecclesia militans), während die Gemeinschaft der Vollendeten im Himmel die triumphirende K. genannt wird. Zwischen der streitenden und triumphirenden K. in der Mitte stehet als Uebergangsstufe die leidende K. (siehe den Artikel Fegfeuer oder Reinigungsort), als die Gemeinschaft Derer, die, zwar im Stande der Gnade verstorben, dennoch noch der Reinigung bedürfen. Die streitende, leidende u. triumphirende K. stehen mit einander durch Christus in der innigsten Gemeinschaft der Liebe und lebendiger Wechselwirkung und bilden zusammen nur Eine große K., die den Namen der katholischen mithin im höchsten Sinne verdient. Die streitende und leidende K. geht vorüber mit der Vollendung aller Dinge am jüngsten Tage; die triumphirende K. bleibt ewig. Fortan betrachten wir die streitende K. Christi. — Wie das Wesen, die Eigenschaften und die Gesetze des Universums lediglich u. unveränderlich bestimmt sind durch die Schöpfung, so sind das Wesen, die Eigenschaften und Gesetze der K. lediglich u. unwandelbar bestimmt durch die Stiftung Christi. Christus aber hat die K. also gestiftet, daß er zwölf Apostel erwählte, Einen derselben, den Petrus, ihnen zum Oberhaupte, und 72 Jünger ihnen zu Gehilfen gab. Und auf diese, in Petrus Fundament und Haupt habende, Körperschaft der Apostel, d. i. auf Petrus und die Apostel in der Einheit mit ihm, hat Jesus Christus seine ganze Gewalt und sein ganzes Amt zur stellvertretenden Ausübung übertragen, und zwar mit der Bestimmung, daß diese Gewalt u. dieses Amt übergehen solle auf alle ihre Nachfolger bis zum Ende der Welt. Das von Christus auf Petrus und die Apostel, u. somit auf ihre Nachfolger, übertragene Amt ist also kein anderes, als das dreifache Amt Christi, das prophetische, das hohepriesterliche und das königliche, d. h. 1) die Verkündigung der Lehre (magisterium), 2) die Verrichtung des Opfers (d. h. die beständige sakramentale Erneuerung des Kreuz-

opfers in der heiligen Messe, s. d. u. d. Art. Altarssakrament) und die Ausspendung der Sündenvergebung und Gnade vermittelst der Sakramente (ministerium), 3) die Handhabung des Gesetzes Christi vermittelst der christlichen Zucht und die Regierung der K. (regimen, jurisdictio). Die gesammte, diesem Amte entsprechende Gewalt ist die K.gewalt (potestas ecclesiastica). Dieselbe stehet mithin ausschließlich Petrus und den Aposteln, dem Papste und den Bischöfen, als den Stellvertretern Christi auf Erden, zu. Aus dem Munde dieser seiner Stellvertreter — das ist der Wille Christi — sollen alle Völker u. alle Menschen die Wahrheit empfangen u. sie gläubig annehmen, wie aus seinem eigenen Munde; durch sie soll ihnen die Versöhnung und Gnade Christi gespendet werden; sie sollen sie als die Handhabung des christlichen Gesetzes anerkennen und ihrer Zucht und Regierung Folge leisten. Und nur der, welcher, durch die h. Taufe in die Gemeinschaft Christi u. der K. aufgenommen, die von den Stellvertretern Christi verkündete Lehre gläubig annimmt und ihre geistliche Gewalt über sich anerkennt, ist ein Mitglied der K. und hat durch die K. Antheil an Christus. Die K. besteht also wesentlich aus zwei Bestandtheilen, nämlich 1) aus der von Christus eingesetzten geistlichen Obrigkeit, der lehrenden K. dem Klerus (s. d. Art.) und 2) aus der Gemeinschaft aller Derjenigen, welche dieser geistlichen Obrigkeit, als der Stellvertreterin Christi, glauben und (in Sachen der Religion) gehorsam sind — die hörende K. — die Laien — das Volk. Mitglied der hörenden K. wird der Mensch durch das heilige Sakrament der Taufe (s. d. Art.); Mitglied der lehrenden K. wird der Getaufte durch das Sakrament der Priesterweihe (Ordination). — Aus dem Bisherigen ergeben sich folgende wichtige Wahrheiten: 1) die K. ist sichtbar. Der unsichtbare Gott ist in Christo sichtbar; er ist Mensch, er ist Fleisch geworden, und zwar darum, weil wir selbst Menschen, d. h. leiblich-geistige Wesen sind. Darum muß auch die K., in welcher Christus sein Werk in der Menschheit fortgesetzt und ausgeführt, nothwendig sichtbar seyn. Wer daher die Sichtbarkeit der K. läugnet, wird auch zur Läugnung der Menschwerdung Gottes, zur Läugnung des historischen Christus überhaupt hingetrieben. So hat denn wirklich der Herr die K. gegründet, nicht bloß, daß sie sichtbar, sondern daß sie weithin glänze, wie eine Stadt auf dem Berge (Matth. 5, 14.), wie das Sonnenlicht. Sichtbar ist aber die K. durch ihr sichtbares Oberhaupt, durch ihren Episkopat, durch ihr Priesterthum, durch ihre ganze Verfassung; sichtbar ist sie durch das Bekenntniß ihres Glaubens, durch die Predigt; sichtbar ist sie durch ihre Sakramente und ihren Cultus; sichtbar durch ihre Zucht. Und in ihrer Sichtbarkeit weiset sie sich als die wahre K. Christi aus durch die ihr wesentlichen Eigenschaften der Einheit, der Allgemeinheit, der Heiligkeit und der Apostolicität. Es ist nicht nothwendig, sich zum Beweise, daß die K. sichtbar sei, auf einzelne Zeugnisse der K.nväter zu berufen; sintemal die ganze Welt- u. K.geschichte dafür Zeugniß ablegt: denn von den Aposteln an hat die sichtbare K. die ganze Welt mit ihrem Glanze erfüllt; Alle, auch die Ungläubigen, sehen sie; Niemand kann bezüglich ihres Daseins zweifelhaft seyn. Diese sichtbare K. ist es ja, die durch ihre Sendboten die ganze Welt bekehrt, für deren äußerliches Bekenntniß die viele Tausend Martyrer gestorben, welche die großen K.versammlungen, in denen sich in der concretesten und eminentesten Weise ihrer Sichtbarkeit darstellt, gehalten, welche Irrlehrer u. Verbrecher nach dem Befehle des Herrn aus ihrer Mitte ausgestoßen; was Alles bei einer unsichtbaren K. rein unmöglich ist. — Allerdings hat die sichtbare K. Christi auch ihre unsichtbare Seite, wie auch der Mensch nicht bloß aus dem Leibe, sondern auch aus der Seele besteht und Christus nicht bloß Mensch, sondern auch Gott ist. Die K. wird der Leib Christi genannt (Eph. 2. Col. 1 u. 3.). So kann sie nur heißen, in sofern sie sichtbar ist; das Unsichtbare an ihr ist aber der Geist Christi, der heilige Geist, welcher in ihr lebt und wirkt. Wie nämlich Christus der Gott-Mensch ist, so ist auch seine K. gott-menschlicher Natur, nicht, als

ob der heilige Geist mit der. K. hypostatisch vereinigt wäre, wie die göttliche mit der menschlichen Natur in Christus vereinigt ist, sondern also, daß der heilige Geist die K. belebet und regieret. Alle die hohen Eigenschaften nun, welche wir der K. zuschreiben, insbesondere ihre Unfehlbarkeit, haben ihren Ursprung von dieser Leitung u. diesem Beistande des heiligen Geistes, der am Pfingstfeste sichtbar über die, unter Petrus, dem Haupte, u. den Aposteln in sichtbarer Einheit versammelte, K. herabgekommen ist und von dem Christus verheißen hat, daß er immer bei ihr bleiben und sie in alle Wahrheit einführen werde. — 2) Mit dieser Wahrheit von der Sichtbarkeit der K. ist eine andere wesentlich verbunden, nämlich die, daß der einzelne Mensch nicht unmittelbar und auf rein geistige Weise zu Christus kommt, sondern durch die Vermittelung der K. Der Wahrheit Christi wird der Einzelne nur dadurch theilhaftig, daß er die K. hört, welche diese Wahrheit verkündigt, und das Gehörte mit der Gnade Gottes gläubig in sich aufnimmt: der Glaube, wie der Apostel Paulus sagt, kommt aus dem Gehör (fides ex auditu). Wie Gott nur durch Christus, den Menschgewordenen, durch das Wort seines Mundes uns die Wahrheit kundgemacht hat, so offenbart Christus sich fortan den Menschen nur durch der K. Mund. Sie ist das Organ, durch welches Christus seine Offenbarung bis zum Ende der Welt allen Creaturen verkündigen läßt. Darum hat der Herr zu den Aposteln gesprochen: lehret alle Völker, verkündet das Evangelium jeder Creatur, und wer euch hört, hört mich (Matth. 28, 18–20. Luc. 10, 1. 16.). Ebenso wird der Einzelne der Gnade Christi nach der Ordnung des Reiches Gottes theilhaftig vermittelst der heiligen Sakramente, deren Ausspendung der Kirche anvertraut ist. — 3) Die Lehr-, priesterliche und Regierungs-Gewalt, d. h. die gesammte K.gewalt, steht in der K. einem besonderen Priesterstande, der Hierarchie zu, und diese Hierarchie hat ihre Gewalt und Auktorität nicht von Unten, nicht von der Gemeinde, sondern ganz und einzig von Oben, von Jesus Christus. Ihr ist aufgetragen: zu lehren, die Sakramente zu verwalten, zu regieren; dem Volke ist befohlen zu hören, zu empfangen, zu gehorchen. Anders kann es nicht seyn, wenn überhaupt von einer K. u. einer kirchlichen Auktorität im Christenthume die Rede seyn soll. Denn, wenn es in der christlichen K. überhaupt eine Auktorität, ein Lehramt u. s. w. gibt, so kann dasselbe nur ausgehen von Christus dem Herrn. Die christliche Lehre ist keine von Menschen erzeugte, sondern eine durch Christus vom Himmel gebrachte; daher kann auch die Gewalt, diese Lehre zu verkünden, nur von Christus übertragen werden, nicht aber von den Menschen, die ja durch eben diese Lehre erst erleuchtet und vom Irrthume befreit werden sollen. Daher steht auch dem Volke kein Urtheil über die Lehre zu, sondern es selbst muß nach der Lehre sich richten und wird nach derselben gerichtet. Eben so verhält es sich mit dem Gesetze u. der Zucht, u. noch vielmehr mit den Sakramenten, die, als rein übernatürliche Gnaden, nur auch kraft übernatürlicher Verleihung gespendet werden können. Die Hierarchie ist eben die Stellvertreterin Christi in der Menschheit, und die Einzelnen verhalten sich zu ihr, ganz wie zu Christus, wie dieß ja überall bei der Stellvertretung der Fall ist. Die K. besteht nur durch die Hierarchie; weit entfernt, daß sie aus der Gemeinde hervorgegangen ist, hat sie selbst vielmehr die Gemeinde gebildet. Christus hat die Apostel geschickt, die Apostel haben die Gemeinden gebildet. Daß überhaupt von einer Kirche, als Lehrerin u. Erzieherin, nur die Rede seyn kann, wenn in derselben ein rechtmäßiges Lehramt sich findet; daß Opfer und Gnadenspendung ein besonderes Priesterthum, u. ein jedes Reich eine Obrigkeit voraussetzt, sieht auch jede gesunde Vernunft ein; daß aber in der christlichen Kirche alle Vollmacht zu lehren, alle priesterliche u. obrigkeitliche Gewalt nur von Christus, dem Herrn seiner K., dem höchsten u. ewigen Propheten, Priester u. Könige ausgehen kann, ist für Jeden, der da an Christus glaubt, einleuchtend. Mit den bisher dargestellten katholischen Prinzipien von der K. steht *das protestantische Prinzip in geradem* Widerspruche. Es ist dieses dasselbe Prinzip,

auf welches alle Häresien hingetrieben worden sind und mit Nothwendigkeit hingetrieben werden. Da nämlich jede Irrlehre sofort durch die Autorität der K. verworfen wird, so bleibt dem Irrlehrer, wenn er sich nicht unterwerfen will, Nichts übrig, als, diese Auktorität der K. u. damit die K. selbst, wie sie sichtbar vor aller Augen dasteht, zu läugnen. Demgemäß behauptete, von anderen Sektenstiftern zu schweigen, Luther mit den übrigen Reformatoren, unter Läugnung des besonderen Priesterthums, ein allgemeines Priesterthum aller Christen, in der Art, daß ein jeder Getaufte sich selbst Lehrer u. Priester sei u. außer Christus, dem unsichtbaren Herrn, kein sichtbares Lehramt oder Priesterthum als Christum stellvertretend anzuerkennen habe. Man berief sich hierbei einzig auf jene Stelle, 1. Petr. 3, 5 u. 9., wo der heilige Petrus die Gläubigen ein königliches Priesterthum nennt, (welches allgemeine moralische Priesterthum aller Christen die K. stets anerkannt, aber nie als irgendwie das besondere Priesterthum aufhebend, sondern vielmehr dasselbe voraussetzend angesehen hat) — ohne die ganze übrige heilige Schrift, ohne die ganze Geschichte der K. von den Aposteln an, woraus das besondere Priesterthum und das apostolische Lehramt so sonnenklar erhellt, auch nur zu berücksichtigen. Nach der Lehre Luthers bedarf der Einzelne Nichts weiter, als daß er die heilige Schrift lese, und hierdurch werde er dann durch unmittelbare Erleuchtung die Wahrheit unfehlbar finden. Ebenso sei Jeder nicht bloß zur Spendung der h. Taufe, sondern auch zur Feier des Abendmahles berechtigt. Eine kirchliche Auktorität gibt es mithin nicht: es gibt keine lehrende Kirche; die Kirche ist nicht das objektiv und sichtbar in der Welt und der Geschichte dastehende Organ, wodurch Jesus Christus seine Wahrheit und Gnade den Menschen vermittelt. Was ist also nach der Lehre der Reformatoren die K.? Ihre Antwort lautet: Die K. ist die Gemeinschaft aller wahren Christen; die Gemeinschaft der Heiligen, oder, was nach der Lehre der Reformatoren dasselbe ist, der zur Seligkeit Prädestinirten. Wer aber diese seien, weiß Niemand, als Gott allein. Daher ist denn die K. eine unsichtbare; und diese Lehre von der unsichtbaren K. kam den Reformatoren sehr zu gute, wenn man sie fragte, wo denn vor ihrer Zeit die wahre, von Christus gestiftete u. nach der Verheißung desselben ununterbrochen, bis zum Ende der Welt dauernde, K. sich befunden habe? denn dann antworteten sie: in den Herzen der Auserwählten, die zu keiner Zeit der Christenheit fehlten. Da jedoch das menschliche Bedürfniß immer wieder zur Frage drängte, „wo denn die wahre K. zu finden u. an welchem Merkmale sie zu erkennen sei?" so suchten auch darauf die Reformatoren eine Antwort zu geben; sie sagten nämlich, und so steht es bis heute in den protestantischen Bekenntißschriften: da sei die wahre K., wo das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden (Confess. August. Art. 7.). — Hierdurch würde also die unsichtbare K. sichtbar, daß die wahren Christen, die Mitglieder der unsichtbaren K., die sogenannten Heiligen, indem sie sich gegenseitig als solche erkennen, auch eine äußerliche Gemeinschaft mit einander bilden, deren Merkmal dann die rechte Predigt u. die rechte Sakramentsverwaltung ist. Da nun aber doch nicht Alle predigen u. die Sakramente verwalten können, der dadurch entstehenden Unordnung wegen, so sollen die christlichen Gemeinden Einzelne aus ihrer Mitte wählen und als Prediger aufstellen. Diese haben aber alsdann natürlich keine höhere Gewalt, als jeder gemeine Christ; sie haben lediglich ein von der Gemeinde ihnen übertragenes Amt; von dieser, nicht aber von Jesus Christus, haben sie ihre Vollmacht. Dabei ist nur zu verwundern, wozu denn überhaupt ein solches Predigtamt dient, da ja ein jeder Einzelner sich selbst belehrt, oder unmittelbar vom heiligen Geiste belehrt wird. So war die protestantische Theorie; in der Praxis freilich stellte sich die Sache ganz anders. Luther zunächst, der die Autorität der katholischen K. und das apostolische Lehramt geläugnet, setzte seine eigene Autorität an die Stelle, behauptend, seine Auslegung sei die *allein wahre u. klare, und bedrohte* Jeden, der anders auslegte, mit dem

Banne. So thaten auch seine Anhänger. Es wurden Bekenntnißschriften, Glaubenssymbole aufgestellt, wonach der Einzelne sich zu richten hatte. Die kirchliche Volkssouveränität aber, welche Luther gelehrt hatte, kam in seiner K. nie zur Ausübung. Die Fürsten nämlich übernahmen alsbald, oder in den freien Städten die Stadtmagistrate, die Ausübung der gesammten Kirchengewalt, unter Bewilligung u. mit Beirath der Reformatoren, welche darin das einzige Mittel erkannten, der gränzenlosen Anarchie, wozu die praktische Durchführung ihrer Prinzipien führen mußte, u. die bald in den schwärmerischen Sekten der Zwickauer Propheten, der Wiedertäufer u. s. w. hervortrat, zu steuern u. ihrer neuen Religion Bestand zu sichern. So war an die Stelle der geistlichen Autorität der K. eine weltliche, mit dem Schwerte bewaffnete, getreten. Die Consequenz des protestantischen Prinzips konnte jedoch nicht unterdrückt werden. Zunächst kam es zur Durchbildung in den Sekten der Wiedertäufer, Methodisten, Herrnhuter u. s. w., die mit Luther eine unmittelbare u. unfehlbare Inspiration eines jeden Einzelnen behaupteten u. jeder äußeren Autorität gänzlich sich entzogen. Manche von ihnen stellten dieses Prinzip dadurch in seiner ganzen Reinheit dar, daß sie auch die vermittelnde Autorität der Schrift verwarfen, gewiß consequent lehrend, daß der durch Gott unmittelbar Erleuchtete auch des äußeren todten Schriftwortes nicht bedürfe u. in seiner Weise durch dasselbe gebunden seyn könne. Ebenso verwarfen sie auch die Sakramente, da ja bei dieser unmittelbaren Wirksamkeit Gottes auf die Gläubigen nicht einzusehen ist, wozu solche äußerlichen Gnadenmittel dienen sollen. Hier ist denn nun die Lehre von der unsichtbaren K. in ihrer Reinheit u. Vollkommenheit vorhanden, und es ist nur Schade, daß die Mitglieder dieser K. selbst noch einen Leib haben, sichtbar u. nicht unsichtbare Geister sind. Nach anderer Seite hin u. in weit größerem Umfange hat das protestantische Prinzip im Rationalismus sich Geltung verschafft. Dieser glaubt an keine göttliche und unfehlbare Inspiration des Einzelnen, dagegen erkennt er keine andere Autorität an, als die natürliche Vernunft des Individuums, die in ihrer unbeschränkten Forschungs- und Glaubensfreiheit weder durch kirchliche Symbole, noch durch den Buchstaben der Schrift, am allerwenigsten durch ein kirchliches Lehramt beschränkt werden kann. Daß unter Rationalisten aber keine K., überhaupt keine Gemeinschaft des Glaubens, sondern lediglich eine rein äußerliche, constitutionelle Verbindung bestehen kann, ist durch sich klar. Die ganze Lehre von der Unsichtbarkeit der K. u. die Läugnung der kirchlichen Vermittelung u. der Hierarchie beruht aber einestheils auf einer Verbannung des Wesens Christi u. des Christenthums, u. anderntheils auf einem gänzlichen Ignoriren oder Verdrehen der Geschichte. Der Rationalismus läugnet die göttliche Auktorität Christi: denn, wenn er diese anerkennte, könnte er unmöglich die individuelle Vernunft für schlechthin unabhängig und zur höchsten Richterin in Glaubenssachen erklären. Jener Pseudomysticismus und falsche Spiritualismus aber, der da von keiner äußerlichen Vermittelung der Gnade u. Wahrheit Jesu Christi Etwas wissen will und eine rein innerliche u. unmittelbare u. unfehlbare Erleuchtung und Belehrung jedes Einzelnen durch den heiligen Geist vorgibt, verkennt das Menschliche an Christus u. an uns Menschen selbst. Hätte dieses System Wahrheit, dann wäre der Sohn Gottes nicht selbst Mensch geworden, sondern unsichtbar u. auf rein geistige Weise hätte er sich den Einzelnen mitgetheilt. Nun ist er aber Mensch geworden, um menschlich zu Menschen zu reden; und seine Gnade hat er an sichtbare Zeichen der Sakramente geknüpft. So muß denn auch, soll sein Werk anders fortgesetzt u. bis ans Ende der Zeiten durchgeführt werden, wie es begonnen, ein menschliches u. sichtbares Organ vorhanden seyn, wodurch fort u. fort die Lehre Christi verkündigt, die Gnade Christi gespendet, das Gesetz Christi gehandhabt wird im Reiche Christi, u. dieses Organ ist die lehrende K., die Christus in Petrus u. den Aposteln eingesetzt u. welcher in den den Nachfolgern derselben *Beistand verliehen hat* bis an das Ende der Welt. Beide entgegengesetzte Par*teien aber, die falschen Rationalisten* und die falschen Mystiker, schlagen der Ge-

schichte ins Angesicht, welche uns die sichtbare K. Christi mit ihrem sichtbaren Lehramt, Priesterthum und Regiment als weltgeschichtliche Thatsache vor Augen stellt, u. zwar als ein durch alle Jahrhunderte sich erstreckendes Factum, um das die ganze Geschichte wie um ihre Axe sich dreht. Das so eben Angegebene ist denn auch der Beweis von der Wahrheit der K. Wie Christus durch seine in Thaten offenbaren Eigenschaften als den Sohn Gottes u. den Erlöser der Welt faktisch sich ausgewiesen hat, so weist die K. als die wahre Stiftung Christi sich faktisch aus durch ihre in der Weltgeschichte offenbar vor uns liegenden Eigenschaften. Dadurch aber (u. hierauf machen wir gleich hier aufmerksam,) legt sie Zeugniß ab von Christus selber. Die K. ist der größte u. stets lebendig gegenwärtige Beweis von der Gottheit Christi — Alle anderen Beweise, die Wunder u. Werke, die der Heiland in seinem irdischen Leben gewirkt, sind vorübergegangene Ereignisse: die K. allein ist das Werk Christi, das gegenwärtig vor uns Allen dasteht und worin Christus wirkt bis auf diese Stunde, so daß, wie die Schöpfung fortwährend Zeugniß ablegt von dem Schöpfer, so die K., die Schöpfung Christi, von diesem. Daher fällt mit dem Glauben an die K. über kurz oder lange auch der Glaube an Christus, u. die Läugner der sichtbaren und historischen K. enden mit der Läugnung des wirklichen und historischen Christus, wie das auch die Erfahrung ausweist. Der Eigenschaften aber, wodurch die K. ihr innerliches, aus Christo entsprungenes und vom heiligen Geiste getragenes, Leben äußerlich offenbart u. sich dadurch als die wahre ausweist, sind vier: die Einheit, die Allgemeinheit, die Apostolicität, die Heiligkeit: wie dieß die ältesten katholischen Glaubensbekenntnisse, insbesondere das Bekenntniß der ersten allgemeinen Kirchenversammlung von Nicäa, in den Worten ausspricht: ich glaube an Eine heilige allgemeine u. apostolische K. 1) Die Einheit kommt der K. in doppelter Hinsicht zu: es gibt nur Eine einzige K. u. dieselbe ist in sich vollkommen einig. Es ist nur Ein Gott, es ist nur Ein Christus u. Erlöser, es ist nur Ein Menschengeschlecht aus Einem Stammvater entsprossen, Eins in der Sünde u. dem Sündenverderben, wie Eins in der Erlösung; Eine Sündhaftigkeit, Eine Erlösungsbedürftigkeit, aber auch Eine Erlösung, Rechtfertigung und Heiligung Aller; es ist nur Eine göttliche Wahrheit, die Alle erkennen, nur Ein göttlicher Wille, den Alle befolgen sollen; es ist nur Eine Offenbarung, durch welche Gott diese seine Wahrheit und diesen seinen Willen uns kund gethan; es ist nur Ein heil. Geist, der über die Menschheit herabgekommen; es ist nur Eine Gnade, die Alle erleuchten und stärken soll; es ist nur Eine Seligkeit, zu der Alle berufen sind: deßhalb kann es auch nur Eine in sich einige K. geben, durch u. in welcher die Eine Wahrheit, das Eine Gesetz, die Eine Gnade Christi zu allen Menschen gelangt. Daher kann es uns nicht wundern, daß die Einheit, diese, wenn wir so sagen sollen, göttlichste Eigenschaft, auch die Eigenschaft ist, welche unter allen Eigenschaften der Kirche sowohl von Christus, als von seinen Aposteln, wie von der K. selbst u. ihren größten u. heiligsten Hirten u. Lehrern, allen anderen Eigenschaften vorangestellt, deren unverletzte Bewahrung von ihnen am angelegentlichsten empfohlen, deren Verletzung als das größte aller Verbrechen u. Uebel bezeichnet wird. Von allem Anderen zu schweigen, wollen wir nur jene Stelle aus dem letzten, dem sogenannten hohenpriesterlichen Gebete Jesu Christi anführen, in welcher sich alle Bitten dieses göttlichen u. weltumfassenden Gebetes concentriren. Jesus betet: „Nicht aber allein für sie (die Apostel) bitte ich, sondern auch für Diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit Alle Eins seien; wie du, Vater, in mir bist u. ich in Dir, so sollen auch sie in uns Eins seyn, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Die Herrlichkeit, die du mir gegeben, gab ich ihnen, auf daß sie Eins seien, wie auch wir Eins sind. Ich in ihnen und du in mir, damit sie in Eins vollendet seyn mögen und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast u. sie liebest, wie du mich liebest." Hier wird die Einheit der Gläubigen *geradezu als* der höchste und letzte Zweck des Werkes *Christi u. zugleich als der höchste Beweis* für die Göttlichkeit Christi und seines

Werkes bezeichnet. Das ist der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes, daß durch ihn und in ihm, dem Gottmenschen, der Mensch mit Gott und alle Menschen unter einander vollkommen vereinigt werden. Diese Vereinigung aller Erlösten u. Gläubigen untereinander ist jedoch keineswegs eine bloß innerliche u. unsichtbare in der Einen Wahrheit, in der Einen Liebe u. der Einen Gnade; sondern sie soll u. muß nothwendig auch äußerlich sich offenbaren, u. gerade an dieser äußerlichen, Allen sichtbaren Einheit soll die Welt die Wahrheit u. Göttlichkeit Christi u. seines Werkes, die Wahrheit u. Göttlichkeit jenes innerlichen Prinzipes erkennen, das diese äußere Einheit hervorgebracht hat. Und in der That, wenn Einheit die wesentliche Form, wie Gottes, so auch der Wahrheit u. der Liebe ist: wie kann die durch Christus in die Menschheit eingetretene, die Menschheit erlösende u. einigende, göttliche Wahrheit u. Liebe sich anders manifestiren u. selbstbezeugen, als eben durch die sichtbare Einheit? wie umgekehrt Spaltung, Entzweiung u. Widerspruch der wesentliche Charakter u. die nothwendige Manifestation des Irrthums u. der Lüge, der Selbstsucht u. der Sünde ist. Diesem Willen Christi gemäß hat denn auch der heilige Geist, da er am Pfingstfeste herniederkam, die K. zur unzertrennlichen Einheit verbunden — u. diese Einheit der K. hat sich auch an jenem großen Pfingsttage äußerlich kund gethan. Denn in Einheit, u. zwar in hierarchisch geordneter Einheit unter Petrus, dem Haupte, war die Gemeinde Christi in Einem Orte einmüthig versammelt, da der Eine Geist, Einem Urquelle entströmend, sich Allen in mannigfaltigen Gaben mittheilte u. nur die, welche in dieser äußerlichen Einheit sich befanden, wurden auch innerlich mit dem Geiste erfüllt; u. fortan ging alle Geistesmittheilung nur von der K. durch die Hände der Apostel aus. Als die nächste Frucht des heiligen Geistes wird darum von den Aposteln so oft die Einheit u. die Gemeinschaft bezeichnet, wie denn die Apostelgeschichte meldet, daß die Gläubigen Eines Herzens u. Einer Seele waren. Diese ihre Einigkeit hatte ihren Ursprung in Gott, sie waren ja Alle wiedergeboren durch Eine Taufe aus dem Wasser u. heiligen Geiste, u. nährten sich mit Einem Brode des Lebens, das da ist Christus im Sakramente seines Leibes (Apostelg. 2.). Diese Einheit der K. ist jedoch keine todte, abstrakte, sondern vielmehr die allerlebensvollste, welche den Reichthum aller Mannigfaltigkeit in sich einschließt u. nur den Widerspruch ausschließt. Wie die Einheit Gottes nicht eine todte u. abstrakte, sondern die Einheit des Wesens in der Dreifaltigkeit der Personen ist, so ist auch die Einheit der K. die Einheit eines lebendigen Organismus, in welchem jedes Glied seine Eigenthümlichkeit u. Selbstständigkeit bewahrt hat, zugleich aber auch dem Ganzen u. Höheren harmonisch eingefügt ist. Daher wird die K. mit einem lebendigen Leibe verglichen, dessen Haupt Christus ist u. von dem aus Blut u. Leben in alle Glieder u. den ganzen Leib einströmt. Besonders der heilige Paulus ist es, welcher diese Idee in seinen Briefen (besonders 1. Kor. 12. u. Ephes. 4.) ausführt, indem er auf der einen Seite eben so kräftig die Verschiedenheit u. Selbstständigkeit der einzelnen Glieder, entsprechend den den Einzelnen von Gott gewordenen Aemtern u. Berufsarten u. den diesen gemäß durch den Einen heiligen Geist zugetheilten Gaben hervorhebt, als auf der anderen Seite die Einheit Aller in dem Einen Geiste und dem Einen Leibe der K., wie denn nur ist „Ein Herr, Eine Taufe, Ein Glaube, Ein Gott, und Vater Aller" (Epheser 4, 47.). — Diese Einheit ist das höchste Gut, Spaltung das größte Uebel. Daher beschwört Paulus die Gläubigen: „Ich bitte euch, Brüder, durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr Alle einerlei Sprache führet u. keine Spaltungen unter euch seien; daß ihr vielmehr vollkommen Eines Sinnes u. Einer Meinung seid" (1. Kor. 1, 10.). „Denn Gott ist nicht ein Gott der Uneinigkeit, sondern des Friedens, wie ich auch lehre in allen Gemeinden der Heiligen" (1. Kor. 14, 33.) u. die Briefe Petri, des heil. Johannes, wie auch des heil. Jakobus und Judas sind voll von Warnungen, *Bitten*, Drohungen gegen Spaltung u. Sektirerei. Solche, die sich von der Einheit der K. trennen, nennt Johannes geradezu Antichristen und sagt von ihnen

die bedeutsamen Worte: sie sind (zwar) ausgegangen von uns, aber sie sind nie von uns gewesen: denn, wenn sie von uns gewesen wären, wären sie auch bei uns geblieben. Diese Idee der untheilbaren u. organischen Einheit der K. immer klarer im Geiste Christi u. seiner Apostel zu entwickeln, sie im Leben zu bewahren u. zu verwirklichen, jede Spaltung u. Trennung auch im Kleinsten abzuwenden u. zu heilen, das war die angelegentlichste Sorge u. Arbeit aller Nachfolger der Apostel u. der Kirchenväter. Keiner ist fast unter ihnen, in dessen Schriften sich nicht deßhalb begeisterte Aussprüche fänden; manche haben ganze Werke darüber geschrieben, wie das vor Allem berühmte Buch von der Einheit der K. von Cyprian. Schon der erste u. größte der Apostelschüler, der apostolische Vater Ignatius von Antiochien, hatte die Einheit der K. zum Hauptgegenstande seiner Lehren u. Ermahnungen in seinen uns hinterlassenen Briefen gemacht, und in demselben Maße, als Irrlehren u. Spaltungen aufkamen, trat die kirchliche Einheit in Bewußtsein u. Leben kräftiger hervor, als die einzige und unüberwindliche Schutzwehr der christlichen Wahrheit. Ein Symbol dieser Einheit erblicken die Väter in dem ungenäheten, aus Einem Stücke gewobenen, unzertheilten Kleide Christi; die, welche die Einheit in der K. zerreißen, erklären sie für schlimmer, als die Knechte, die Christum kreuzigten. Keine größere Trauer kennt die K., als Spaltung, keine größere Freude, als Einigung der Getrennten. Kein Grund kann die Trennung rechtfertigen: denn jedes Uebel ist kleiner, als sie; um der Einheit willen muß der Einzelne auch das Härteste ertragen. Wer von der Einheit der K. sich trennt, trennt sich von Christus und begeht eine Handlung der Selbstvernichtung: denn das vom Leibe getrennte Glied muß sterben, wie Cyprian sagt (de unit. eccl.): „Es sind Strahlen der Sonne viele, aber doch nur e i n Licht, der Zweige des Baumes viele, aber doch nur e i n e auf kräftiger Wurzel feststehende Eiche, und wenn von einer Quelle viele Bäche sich ergießen, so erscheint zwar diese Menge bei dem reichlichen Empfange der überfließenden Fülle ganz von einander getheilt, aber durch den Ursprung wird die Einheit bewahrt; trenne den Strahl von der Sonne: die Einheit duldet die Absonderung des Lichtes nicht; brich ab den Zweig von dem Baume: der gebrochene Ast wird nicht weiter sprossen; schneide ab von der Quelle den Bach und er wird austrocknen. Die Einheit der K. ist aber die allerconcreteste, bestimmteste u. vollkommenste u. besteht in der vollkommenen Uebereinstimmung im Glauben, in dem Cultus und in den Sakramenten, in den Gesetzen, in der Disciplin, in der Regierung. Der Grund der Einheit ist der Eine Glaube u. das Eine Bekenntniß; eine Einheit, die sich nicht etwa auf einige allgemeine Sätze beschränkt, sondern die ganze Totalität des von Christus geoffenbarten u. von der K. gelehrten Glaubens umfaßt, so daß also Jeder alles das glaubt u. bekennt, w a s die K. lehrt u. w i e sie es lehrt. Die Eine apostolische Ueberlieferung, fortdauernd in der lebendigen Lehre der K., ist die Eine u. unwandelbare Richtschnur für den Glauben Aller, ohne Unterschied der Nationen, der Stände, der anderweitigen Bildungsstufen, wie dieß Irenäus († 202) schön schildert: diese Lehre hat sie (die K.) empfangen und diesen Glauben, wie wir vorhin sagten; ob sie auch über die ganze Welt zerstreut ist, bewahrt die K. ihn sorgfältig, wie Ein Haus bewohnend u. glaubt in gleicher Weise daran, als hätte sie Eine Seele u. dasselbige Herz, u. verkündet einstimmig u. überliefert dasselbe, als hätte sie nur Einen Mund; u. ob auch in der Welt die Sprachen verschieden sind, so ist die Kraft der Ueberlieferung Eine u. dieselbe; und weder glauben die in Germanien gegründeten K.n anders, noch überliefern sie anders, als die in Iberien, noch die in Gallien, noch im Orient, noch in Aegypten, noch in Libyen, noch die in Mitte der Welt gegründeten; sondern, wie die von Gott geschaffene Sonne in der ganzen Welt Eine und dieselbe ist, so leuchtet auch die Verkündigung der Wahrheit allenthalben und erleuchtet alle Menschen, welche zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollen, und nicht spricht von den Vorstehern der K. der im Worte Mächtige anders, noch wird der Schwache im Worte die Ueberlieferung verkürzen" (Ir. adv. haer. 1, 10.). Diese vollkommene Einheit in

Lehre, Cultus, Sakramenten, Verfassung, Disciplin, Regierung, welche thatsächlich u. unläugbar in der katholischen K. besteht, ist der erste Beweis, welche sie für ihre Wahrheit geltend macht, während sie umgekehrt zur Widererlegung der Irrlehrer stets darauf hingewiesen hat, wie diese alsbald, nachdem sie von der K. getrennt, unter einander uneins werden und in immer neue Sekten sich spalten; wie sie, wenn sie auch eine äußerliche Einheit bewahren, innerlich in die widerstreitendsten Parteien zerfallen, wie solches die Geschichte an den Sekten aller Jahrhunderte nachweist, wie auch selbst in der schismatisch-griechischen K., trotz ihrer Starrheit u. der despotischen weltlichen Macht, die sie immer beherrscht u. durch Zwangsgesetze geschützt hat, der Fall ist. Am meisten aber zeigt dieses Prinzip des Zwiespaltes, das in der Häresie liegt, der tausendspältige Protestantismus. Solches liegt aber auch ganz in der Natur der Dinge: denn, wo keine über Allen stehende höhere Autorität vorhanden, vielmehr die individuelle Willkür zum Prinzipe erhoben ist, mußten nothwendig die menschlichen Irrthümer u. Leidenschaften diese Folge herbeiführen und zuletzt jeder Einzelne, wie das schon Irenäus von den Häretikern sagt, seine besondere Meinung haben. Gerade darum aber muß die vollkommene u. allumfassende Einheit der katholischen Kirche jedem denkenden Manne die Ueberzeugung aufdrängen, daß bei dieser, in der Weltgeschichte so ganz einzigen, Erscheinung eine höhere, als menschliche Macht obwalte, daß dieselbe in keinem anderen, als einem göttlichen Prinzipe ihren Grund haben könne. Während nun so die katholische K. durch ihre Einheit sich selbst bejaht, verneint und widerlegt die Häresie sich selber durch ihre Entzweiung: denn, obwohl auch, wie schon Basilius und andere Väter bemerken, alle Häretiker der K. gegenüber verbündet sind und diese gemeinsame Feindschaft gegen die K. nur zu oft das einzige Band der Einheit unter ihnen ist, so widerlegen sie sich in allem Uebrigen gegenseitig. Während alle in verschiedenen Punkten von der K. abweichen, stimmen sie auch in verschiedenen mit derselben überein, so daß kein Punkt der K.nlehre ist, der nicht von Häretikern, anderen Häresien gegenüber, wäre auf das Standhafteste vertheidigt, und keine falsche Lehre ist, die nicht von anderer Irrlehre wäre widerlegt worden. Das Alles hindert jedoch nicht, daß man auch protestantischer Seits den Charakter der Einheit, der aber von der Wahrheit und dem Christenthume unzertrennlich ist, für sich in Anspruch genommen hat und nimmt; man konnte dieses aber nicht anders, als indem man diese Einheit rein formell und rein negativ faßte, wonach jeder zur protestantischen Einheit gehört, der nicht katholisch ist. Allein das ist jene Einheit wahrlich nicht, die von Christus kommt, nicht die Einheit, die in der göttlich geoffenbarten, allseitig, bestimmt u. klar erkannten u. geglaubten Wahrheit ihren Grund hat. Gegenüber dieser, in der Wahrheit gegründeten u. in der Liebe sich vollendenden Einheit der K., will nun der moderne Unglaube eine Einheit der Liebe geltend machen; einer allgemeinen Menschenliebe, die um den Glauben sich nicht kümmert. Allein abgesehen davon, daß eine solche Liebe nicht die heilige u. göttliche Liebe ist, sondern eine unheilige u. unwahre Sentimentalität, so ist auch dieses ganze Liebegefasel Eine große Lüge, denn wir sehen mit unseren Augen, daß nirgends die Selbstsucht und die Bosheit u. alle menschlichen Leidenschaften so unumschränkt herrschen, als gerade bei Denen, die einen allgemeinen Liebesbund auf den Umsturz aller christlichen Wahrheit gründen wollen. Die, welche noch am glimpflichsten verfahren, wollen die Einheit in gewissen Hauptpunkten bewahrt u. Jeden, der diese nicht annimmt, von der Gemeinschaft ausgeschlossen wissen, Abweichung in sogenannten Nebenpunkten aber als verträglich mit der kirchlichen Einheit ansehen. Diese Lehre beruht auf der grundfalschen Unterscheidung von Haupt- (Fundamental) Lehren u. von gleichgültigen Nebenpunkten in der christlichen Lehre. Denn einestheils ist Alles, was geoffenbart ist, wesentlich, Nichts davon darf als gleichgültig angesehen werden; u. anderen Theils ist die christliche Wahrheit eine bis in das Einzelnste bestimmte, allseitig abgeschlossene Totalität, aus welcher auch nicht das mindeste Theilchen

herausgenommen werden kann; u. eben so ganz u. untheilbar ist das Gesammtbewußtseyn der K., der jeder Einzelne, wenn er nicht ebendadurch in Selbstüberhebung u. Eigensinn zum Sektirer werden will, in Allem, was den Glauben betrifft, sich zu unterordnen hat. Allerdings hat auch die katholische K. stets in ihrem Schoße mannigfache Besonderheiten u. Verschiedenheiten gestattet; niemals aber bezüglich der Glaubens- u. Sittenlehre, sondern einzig u. allein bezüglich gewisser Aeusserlichkeiten im Cultus, indem sie guten alten, die Einheit nicht gefährdenden Gebräuchen, die sich da u. dort fanden, den Fortbestand gestattete, so z. B. bezüglich der altgriechischen Liturgie, oder auch hat sie zur Aufhebung der Spaltung selbst in wichtigen Disciplinarpunkten Indulgenzen bewilligt, so z. B. den unirten Griechen die Priesterehe gestattet. Stets war sie aber bemüht, auch im äußerlichen Cultus, der inneren Einheit zum Zeichen, die vollkommenste Uebereinstimmung zu Stande zu bringen, darin dem Beispiele der ersten christlichen Jahrhunderte folgend, wo z. B. so große Anstrengungen gemacht wurden, um eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen der orientalischen u. occidentalischen K. über den Tag der Osterfeier (s. d. Art.) herbeizuführen, so wenig hat man in den ersten christlichen Jahrhunderten auch das Aeußerliche für unwesentlich gehalten, oder von jener verschwommenen u. vagen Einheit Etwas gewußt, die man jetzt mitunter als ächt christlich darstellen möchte. — II. Die, die Einheit wesentlich ergänzende, Eigenschaft der K. ist die Allgemeinheit, Katholizität. Was zunächst diesen Namen betrifft, so wird derselbe im apostolischen Glaubensbekenntnisse gebraucht. Daß derselbe schon in den ersten Zeiten des Christenthums gebräuchlich gewesen, erhellt genügend aus jener merkwürdigen Stelle in dem Briefe des heiligen Ignatius von Antiochien († 107) an die Smyrnäer: „Christus ist da, wo die katholische K. ist." Und fortan blieb dieser Name der Eigenname der K., zum Unterschiede von allen Sekten, wie Pacian sagt: „Christ ist mein Name, Katholik mein Zuname; denn der Name Katholik unterscheidet unsere Gemeinschaft von allen Häretikern. „Aber nicht bloß sich selbst legte die K. immer diesen Namen bei, sondern selbst ihre Feinde mußten ihr denselben gegen ihren Willen zugestehen, wie schon Cyrillus von Jerusalem bemerkt: „Wenn ihr in eine Stadt kommet, so fraget nicht bloß: wo ist die K. oder das Haus Gottes? — weil auch die Häretiker diese zu besitzen behaupten: sondern fraget: welche ist die katholische K.? — denn dieser Titel gehört allein unserer heiligen Mutter." (Cat. 18.). Ebenso Augustin: „Wir müssen festhalten an der Gemeinschaft mit der K., welche nicht nur von ihren eigenen Kindern, sondern auch von allen ihren Feinden die katholische genannt wird" (de vera relig. 7.). Im Gegensatze dazu wurde stets hervorgehoben, daß alle Sekten immer einen Sondernamen, gemeiniglich von ihrem Stifter, tragen — u. schon in diesem Namen ein Beweis ihrer Falschheit gefunden, wie Hieronymus (adv. Lucif.) sagt: „Wenn ihr von Christen höret, deren Name nicht von Christo herrührt, sondern von irgend einem anderen Stifter, wie die Marcioniten, Valentinianer u. s. w., so seid überzeugt, daß sie nicht von der Gemeinschaft Christi sind." Aber auch in anderer Weise legten die Häretiker Zeugniß von der Katholizität der K. ab; sie alle wollten nämlich als katholisch gelten u. affectirten so lange, als es nur möglich war, die Einheit mit der K.; dasselbe haben auch die Reformatoren gethan. So wesentlich ist das Christenthum katholisch. Niemals aber haben die Sekten, nicht einmal bei ihren eigenen Anhängern, diesen Namen auf die Dauer behaupten können. — Katholisch ist die K. in doppelter Beziehung: 1) sofern sie alle Länder u. Völker, 2) sofern sie alle Zeiten umfaßt. 1) Den Prophezeiungen des alten Testamentes gemäß, wonach im Samen Abrahams alle Nationen der Erde gesegnet werden sollen u. das Reich des Messias die ganze Erde umfaßt, ertheilte Jesus Christus seinen Aposteln den Auftrag: „Gehet hin, lehret alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters u. des Sohnes u. des heiligen Geistes u. weiset sie an, Alles zu halten, was ich *euch geboten habe.*" Matth. 28, 19. „Verkündet das Evangelium einer

jeglichen Creatur." Mark. 16, 16. Und demgemäß wandten sich die Apostel, mit dem Volke Israel beginnend, zu allen Völkern. Luk. 24, 47. Apostelgesch. 1, 8. Mark. 16, 20. Und das ist ihr Ziel, alle zu Einer Heerde zu sammeln, damit Ein Hirte und Eine Heerde sei. Joh. 10, 16. Ein Symbol dieser Vereinigung aller Völker in der Einheit der K. war das Sprachenwunder am Pfingstfeste, das Gegentheil zu jener aus der Sünde entsprungenen Sprachentrennung von Babel, welche Vereinigung aller Nationen zum Volke Gottes in der allgemeinen (lateinischen) Kirchensprache einen fortdauernden Ausdruck findet. Dieses Bewußtseyn ihrer Katholizität hat, wie wir auch bereits in mehren Aussprüchen der Kirchenväter gesehen, die Kirche immer lebendig in sich getragen, nie hat sie von Partikularismus Etwas gewußt. Ist es ja gerade Zweck des Christenthums, die feindliche Trennung der Nationen, wonach Fremder und Feind (beides hostis) gleichbedeutend war, die Scheidewand zwischen Israel und den Heidenvölkern zu heben, wie es ja auch Herren und Sclaven, Mann und Weib im Reiche Gottes gleich gestellt hat, nach dem Worte des heiligen Paulus: „Da ist nicht Jude, noch Grieche, nicht Sclave, noch Freier, nicht Mann, noch Weib. Denn ihr Alle seid Eins in Christo Jesu" (Gal. 3, 28.). Es ist eine wesentliche Lehre des Christenthums, die Einheit des Menschengeschlechtes. Von Einem Stammvater entsprossen sind alle Menschen bestimmt, Eine Familie, Ein Reich Gottes zu bilden. Durch die Sünde und den Abfall von Gott ist, wie überall, so auch in dem gegenseitigen Verhältniß der Menschen zu einander die Spaltung und Entzweiung eingetreten. Ist aber die Menschheit erlöst durch Christus, so muß die Erlösung, als die Aufhebung der Sünde und Gottentfremdung, nothwendig auch die Aufhebung der Zerspaltung in der Menschheit zur Folge haben. Das Reich Christi muß daher nothwendig ein allgemeines, die ganze Menschheit umfassendes seyn. Die Katholizität der K. läugnen, heißt also geradezu das Wesen des Christenthums und den Charakter Christi als des Welterlösers läugnen. Landes- u. Nationalkirchen widersprechen mithin geradezu dem Wesen des Christenthums; und wenn moderne Stimmführer so sehr nach Nationalkirchen schreien, so ist das theils Beweis einer wahrhaft verstandeslosen Bornirtheit, welche die religiöse Wahrheit in Landesgränzen einschließen will, theils eine schlechthin heidnische Auffassung der Religion: denn Nationalreligionen u. Nationalkirchen kann es nur da geben, wo es Nationalgottheiten gibt. Daß nun die katholische K. thatsächlich Weltkirche ist, während alle Sekten in örtliche Gränzen eingeschlossen sind, beweist wiederum, daß sie die wahre christliche K. u. die Pflegerin des wahren Christenthums sei, das in seiner Universalität, die in Christus dem Gottmenschen u. dem Haupte der Menschheit ihren Grund hat, als über allen Volksindividualitäten stehend, eben dadurch aber als fähig sich erweist, dieselben zumal in sich aufzunehmen, zu veredeln u. zu dem Ideal gottebenbildlicher Menschheit heranzubilden. Welchen Segen aber die katholische K. gerade durch ihre Universalität über die Menschheit verbreitet, wie sie die Völker einander nicht bloß genähert, sondern innigst, u. zwar im Höchsten u. Heiligsten, verbunden u. in dieser Beziehung eine allgemeine menschliche Bildung u. Gesittung erst ermöglicht hat, bedarf nur der Andeutung (vgl. d. A. Staat u. Kirche). — Allerdings spricht man auch im katholischen Sinne von Nationalkirchen, z. B. von der deutschen, französischen K., versteht aber darunter nur die katholische K. in einem bestimmten Lande, dessen Diözesen dann als eine Provinz in der Gesammtkirche erscheinen, wodurch aber die Einheit der K. in keiner Weise beeinträchtiget wird. — 2) Der Auftrag an die Apostel u. ihre Nachfolger geht auf alle Zeit, bis zum Ende der Welt; bis zum Ende der Welt will Christus, bis zum Ende der Welt soll der heilige Geist bei der K. bleiben (Matth. 28, 20.; Joh. 16, 16.). Beständige Dauer bis zum Ende der Zeit ist auch nach allen Prophezeiungen der wesentliche Charakter des messianischen Reiches, des neuen u. ewigen Bundes. So fordert es auch mit Nothwendigkeit das Wesen Christi u. des Christenthumes: Christus, der Sohn Gottes u. Erlöser der Welt, schließt

ab u. vollendet die Entwickelung der göttlichen Offenbarung, er hat die Erlösung vollbracht. Darum kommt nach ihm kein Größerer mehr, keine neue vollkommenere Offenbarung, also auch keine neue u. vollkommenere Gestalt des Reiches Gottes kann auf Erden stattfinden. Der heilige Geist führt lediglich das Werk Christi in der K. aus; darin besteht die ganze Aufgabe der Weltperiode nach Christus, welche Zeit deßhalb auch in der heiligen Schrift so oft die letzte Zeit genannt wird, die Wahrheit u. Erlösungsgnade Christi an der Menschheit zu verwirklichen, bis zu dem Tage, wo Christus wiederkommt, um Gericht zu halten. In dieser beständigen Dauer der K. ist deren Unwandelbarkeit (Indefektibilität), wesentlich mitenthalten, wie sie Christus in den Worten „die Pforten der Hölle, d. h. alle Macht des Bösen, der Sünde u. der Unwahrheit, sollen sie nicht überwältigen" — ausgesprochen durch die Verheißung, daß er u. der heilige Geist immer bei der K. bleiben werden, gewährleistet u. Paulus in der Bezeichnung der K. als der Seele u. Grundfeste der Wahrheit ausgedrückt hat (Matth. 28, 20.; Joh. 16, 16.; 1. Timoth. 3, 15.). Dieß Bewußtseyn ihrer Unwandelbarkeit und ewigen Dauer hat die K. beständig in sich getragen, sie war von Anfang an wesentlich mit dem Christenthume gegeben, alle Kirchenväter haben sie verkündet. Wir glauben nicht, weiter zeigen zu müssen, wie die Unwandelbarkeit mit Nothwendigkeit aus dem Charakter des Christenthumes, als der absoluten u. vollkommenen, für alle Zeiten u. alle Generationen bestimmten, Offenbarung Gottes hervorgeht. Dagegen ist der Sinn, in welchem von der K. die Unwandelbarkeit behauptet wird, näher darzustellen. Unwandelbar ist die K. in ihrer von Christus ihr gegebenen Verfassung, in der Substanz der ihr von Christus übergebenen Wahrheit, in den ihr von Christus anvertrauten Sakramenten und Heilsmitteln und in den damit wesentlich gegebenen Grundformen des Cultus; unwandelbar ist sie in dem Geiste, den Christus ihr verliehen hat. Eben so wesentlich ihr aber die Unwandelbarkeit bezüglich der Substanz der göttlichen Offenbarung und Stiftung eigen ist, eben so wesentlich ist ihr eine beständige Lebendigkeit u., in Folge davon, eine stete Entwickelung. Daher hat Christus das Himmelreich, d. i. die K., verglichen mit einem Samenkörnlein, das zum allumschattenden Baume erwächst, mit einem Sauerteige, der allmälig die ganze Masse durchsäuert, und der heilige Paulus gebraucht auch hier widerum das Bild des menschlichen Organismus, indem die K. aus der Kindesgestalt heranreift zum vollen Mannesalter Christi. Entwickelung ist aber keine Veränderung, ja, beide widersprechen einander. Veränderung setzt Abschaffung eines Alten oder Einführung eines Neuen voraus; Entwickelung dagegen ist eine Entfaltung des Ursprünglichen, und zwar ist diese Entfaltung eine stetige u. allseitige, eine extensive u. eine intensive. — Extensive verbreitet sich die K., von Jerusalem und dann von Rom, dem Jerusalem des neuen Bundes, ausgehend, allmälig über alle Völker und alle Individuen; intensiv spricht sie immer tiefer, allseitiger u. bestimmter ihren Glauben im Dogma aus; gestaltet immer kräftiger, reicher u. umfassender das christliche Leben durch ihre Disciplin; stellt die in ihr waltende Gnade u. die in ihr gepflegte Gottesverehrung, deren ursprüngliche Grundformen ausbildend, immer anschaulicher u. vollkommener in ihrem Cultus dar u. entwickelt immer mächtiger u. wirksamer ihre Verfassung; Alles einerseits mit einer unfehlbaren Folgerichtigkeit, u. andererseits entsprechend u. angemessen der jeweiligen Entwickelungsperiode der Geschichte u. den Bedürfnissen der Zeit. Kein Vorwurf kann daher ungerechter seyn, als wenn man der K. Starrheit u. Stagnation vorwerfen wollte, da doch ihre ganze Geschichte die lebensvollste Entwickelung und den vollkommensten, aber ächten Fortschritt aufzeigt; nur den Fortschritt weist sie mit Entschiedenheit von sich, der eine Veränderung, der ein Abweichen von dem in u. durch Christus gelegten Grunde, der ein Hinausschreiten über das Christenthum, eben darum aber auch in der Wahrheit keinen Fortschritt, sondern einen Rückfall in das Judenthum *oder Heidenthum in sich enthält.* Hieraus ist auch zu entnehmen, was

von einer sogenannten K.nverbesserung oder Reformation zu halten sei. Die K. als solche, in ihrer Lehre, in ihrem Cultus, in ihrer Verfassung, ist, wegen ihrer durch die Stiftung Christi, den Beistand des heiligen Geistes u. die Leitung der Vorsehung gesicherten Unwandelbarkeit, sowohl einer jeden Verschlechterung, als einer Verbesserung unfähig. Hingegen soll in der Kirche u. durch die K., wie wir sahen, eine beständige Entwickelung stattfinden u. auch eine beständige Reformation u. Verbesserung geschehen, nicht aber an der K. und ihren Lehren u. Einrichtungen, sondern an den Menschen in der K. Denn wegen der menschlichen Schwäche u. Sündhaftigkeit finden sich immer Mißbräuche und Verkehrtheiten bei den Einzelnen. Hier besteht aber die Reformation nicht darin, daß man die Gesetze ändert, sondern daß man sie handhabt und ihre Beobachtung einschärft; nicht darin, daß man etwa mißbrauchte Institute abschafft, sondern den rechten Gebrauch herstellt. So werden z. B. die Klöster nicht dadurch reformirt, daß man sie aufhebt, sondern daß man sie zur Strenge ihrer ersten Regel zurückführt; so wird der Klerus nicht dadurch reformirt, daß man den Cölibat und alle K.nzucht aufhebt, sondern daß man die K.ngesetze mit um so größerer Strenge handhabt. Solche Reformationen hat die katholische K. beständig in sich geübt, u. ihre größten Päpste, Bischöfe und Heilige waren in diesem Sinne die größten Reformatoren. Das ist die wahre Reformation in der K., die in nichts Anderem besteht, als in jener beständigen Selbsterneuerung, die in einem jeden lebendigen Organismus vor sich geht. Diese wahre Reformation, wie sie in der K. sich begibt, kann aber auch nur von der K. selbst u. durch ihre rechtmäßigen Organe bewirkt werden. Die K. allein hat dazu die Autorität u. die Fähigkeit durch die Leitung des heiligen Geistes. Jeder Einzelne aber, der eine Verbesserung der K. sich anmaßt im Widerspruche mit der K. und ihren rechtmäßigen Oberhirten, ist ein Revolutionär, und sein Werk kann nur eine Verschlechterung u. Deformation seyn, Spaltung u. Häresie zur Folge haben. Solche angebliche Reformatoren waren alle Sectenstifter. Immer war ihr Vorgeben, die K. sei in Irrthümer verfallen, die göttlichen Institutionen seien mit menschlichen Zuthaten verunreinigt u. entstellt worden. Sie behaupteten also, eine Reinigung der K. vorzunehmen u. das ursprüngliche Christenthum wieder herzustellen. Was das letztere betrifft, so ließen sie sich stets eine große Täuschung zu Schulden kommen. Sie pflegten nämlich jene ganze oben geschilderte Entwickelung in der K. zu ignoriren und wollten Alles auf die kindliche und keimhafte Form der ersten Jahrhunderte zurückführen. Das höher Entwickelte u. mithin in sofern Vollkommenere in Lehre, Cultus u. Verfassung erschien ihnen lediglich als Verfälschung des Ursprünglichen, während es doch nur die nothwendige und unfehlbare Selbstentwickelung dieses Ursprünglichen ist. Uebrigens waren in der That diese Sektenstifter weit entfernt, wirklich das Urchristenthum, wie sie sagten, herzustellen; vielmehr waren es immer unchristliche Neuerungen, wodurch sie ihre Trennung von der K. herbeiführten. In doppelter Beziehung erscheint aber das Werk aller dieser sogenannten Reformatoren schon von vorn herein als ein verwerfliches. Indem sie nämlich behaupten, daß die K. in Irrthümer gefallen sei, läugnen sie die von Christus der K., u. zwar, wie wir oben sahen, der sichtbaren, von ihm gestifteten, K. verliehene Unwandelbarkeit, läugnen die Kraft Christi, den Beistand des hl. Geistes u. strafen damit die Verheißung des Herrn Lüge. — Während sie aber der K. die unfehlbare Autorität abstreiten, legen sie sich diese selber bei, ohne aber ihre Sendung u. Berechtigung irgendwie nachweisen zu können. Wie kann auch ein Mensch sich anmaßen, die K., das Werk Christi u. des heiligen Geistes, verbessern zu wollen? Wäre wirklich die K. verdorben: nur eine zweite Ankunft Christi, eine zweite Ausgießung des heiligen Geistes könnte sie herstellen. Diesen völligen Mangel an Berechtigung u. Halt hat Augustin dem Sektenstifter Donatus gegenüber mit den Worten ausgedrückt: „Woher ist denn dieser Donatus? Welchem Boden ist er entsprossen? welchem Meere entstiegen? von welchem Himmel gefallen?" Worte,

welche die K. einem jeden Neuerer entgegenhalten kann. Aus allem diesem folgt, daß eine Trennung von der K. aus keinem Grunde in der Welt statthaft, daß sie jedesmal die größte Unthat u. das größte Uebel ist. Denn, mag auch in gewissen Perioden der Verfall der christlichen Zucht u. des christlichen Lebens, das Verderben bei Klerus u. Laien groß seyn u. die Verbesserung durch die kirchliche Obrigkeit nicht in der Schnelligkeit geschehen, wie es menschliche Ungeduld wünscht: immer bleibt die K. selbst wahr u. heilig, bietet Jedem, der sie begehrt, die unverfälschte Wahrheit u. Gnade Christi, u. immer hat Gott auch in seiner K. zur rechten Zeit große Oberhirten u. heilige Männer erweckt, welche die wahre Reformation vorgenommen haben. So war allerdings z. B. vor der K.nspaltung des 16. Jahrhunderts ein großes Verderben in der Christenheit — u. die sogenannte Reformation ist selbst ein unmittelbares Product desselben; aber sie hat die Uebel nicht verbessert, sondern dieselben vielmehr bis zum äußersten Extreme fortgetrieben u. statt dessen das Gute u. Heilbringende in der K. verworfen, während die K. selbst in Wahrheit sich hergestellt hat durch das Concil von Trient u. die großen heiligen Männer jener Periode. — III. Die Einheit und Allgemeinheit der K. hat ihre Gewähr in ihrer Apostolizität. Die einige u. allgemeine K. ist die von Christus in Petrus u. den Aposteln gegründete K., wie wir oben sahen. Nur jene K. also ist die wahre, die Ein Oberhaupt u. Bischöfe hat, welche in ununterbrochener u. rechtmäßiger Nachfolge vermittelst des Sakramentes der Weihe von Petrus und den Aposteln abstammen. Dieser K. allein, ihrem Primate u. Apostolate ist die Verheißung der Unfehlbarkeit gegeben, in ihr findet sich allein die Petrus und den Aposteln von Christus übergebene Lehre u. Gnade. Nur dadurch besteht die Einheit u. Allgemeinheit, daß in jedem Orte der Welt alle katholischen Christen mit ihren Bischöfen, und alle Bischöfe mit dem Papste, daß aber auch zugleich die Bischöfe mit all' ihren Vorgängern übereinstimmen und der Papst durch alle seine Vorfahren übereinstimmt mit Petrus, zu dem Christus gesprochen: Du bist der Fels, auf den ich meine K. baue. Der Primat des heiligen Petrus, fortlebend in dem Primate der römischen Bischöfe, deren Erster Petrus selbst war, ist mithin der wesentliche Grundstein, auf welchem die Einheit u. Allgemeinheit der K. beruht (s. d. Art. Papst, Bischof, Kirchenverfassung, Hierarchie), wie der heilige Cyprian sagt, „die Eine K. wurde von dem Herrn auf Petrus gegründet, welche die Einheit zum Ursprunge und Zwecke hat" (ep. 70 ad Januar). „Damit Christus die Einheit offenbarte, hat er Eine Kathedra (Lehrstuhl) eingesetzt; an Petrus wird der Primat gegeben, damit Eine Kathedra da sei (de unit. eccl. c. 463). „Dieß aber ist die Kathedra, dieß die K., von welcher die bischöfliche Einheit hervorgegangen ist" (ep. 55.). Und diese Einheit, erklärt Cyprian (de unit. 464), müssen alle Bischöfe festhalten u. behaupten, damit sie beweisen, daß der Episcopat, wovon die Einzelnen ihren Theil in Gemeinschaft des Ganzen (in solidum) inne haben, Eins sei. Alle Gläubigen Eins mit ihrem Bischofe, alle Bischöfe Eins mit dem Papste, dem Stellvertreter Christi, das ist die katholische Ordnung. In der katholischen K. ist Alles concret und an die Person geknüpft: es gibt keine Gemeinschaft mit der K., als allein durch den Bischof u. den Papst. Daher Ambrosius (in Ps. XL.) erklärt: „wo Petrus, da ist die K., wo die K., da ist kein Tod, sondern das ewige Leben." Cyprian fragt darum: „Wer den Stuhl Petri, auf welchem die K. gegründet ist, verläßt, glaubt der noch in der K. zu seyn?" (de unit. eccl.). — Hieraus erhellt, daß die K. wesentlich römisch ist, weil sie auf Petrus, als dem Grundstein ruht u. nur in u. durch Petrus einig, katholisch, vor Allem aber apostolisch ist. Denn, wie die Apostel nur in ihrer Einheit mit Petrus Apostel waren, so sind alle Bischöfe nur dadurch rechtmäßige Bischöfe, daß sie in Einheit stehen mit dem Nachfolger Petri auf dem römischen Stuhle. Alle K.en des Erdkreises müssen mit der römischen K., wie schon Irenäus (adv. haer. III. 3.) sagt, wegen ihres mächtigen Vorranges übereinstimmen. Und

Optatus von Mileve (II. adv. Parmen. c, 3) schreibt: „mit Papst Siricius stimmt der ganze Erdkreis in Gemeinschaft der Vereinigung überein: denn nur durch Petrus ist die K. — K., nur durch Petrus der Episcopat — Episcopat.“ In der römischen K. läßt auch allein sich heute noch die apostolische Abstammung vollkommen nachweisen, während die apostolische Abstammung der Bischöfe nur in ihrer Einheit mit dem Primate die Gewährleistung findet. Denn jene alten apostolischen K.n, deren ältesten, mit Aposteln beginnenden Stammbaum wir kennen, wie die K.n von Korinth, Ephesus, Antiochien 2c., sind alle untergegangen, theils ist die fernere ununterbrochene Succession unnachweisbar, während die Reihenfolge der Päpste bis auf Petrus zurück unzweifelhaft feststeht. Das also ist die wahre K., die in ihrem apostolischen Episcopate als die allgemeine über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, zugleich aber durch den Primat Petri u. seines Nachfolgers, mit dem alle Bischöfe, wie mit diesen ihre Heerden, einig seyn müssen, in vollkommenster Einheit zusammen gehalten wird und deren Hierarchie vermittelst des Sakramentes der Weihe in ununterbrochener Reihenfolge von Petrus und den Aposteln abstammt. Diese Apostolizität ist es, wodurch die katholische K., allen Sekten gegenüber, auf die allereinfachste u. unwiderleglichste Art als die wahre K. sich ausweist. Hierauf gestützt, haben auch die Väter der K. alle Anmassungen der Neuerer von vorn herein abgewiesen, indem sie ihre Lehren schon allein darum, weil sie neu u. nicht vermittelst des rechtmäßigen Lehramtes in der K. von den Aposteln her überliefert seien, für falsch erklärten u. den, von der katholischen K. getrennten, Sekten jede Berechtigung absprachen, weil dieselben ihre Abstammung von den Aposteln nicht nachweisen können; wie, um nur Einen anzuführen, Tertullian († 215) den Häretikern zuruft: „Sie sollen einmal die Uranfänge ihrer K. aufweisen, die durch rechtmäßige Succession von Anfang an sich fortpflanzende Reihenfolge ihrer Bischöfe entfalten, also, daß jener erste Bischof Einen der Apostel oder der, mit den Aposteln in Einheit stehenden, apostolischen Männer zum Vorgänger hatte. Denn in solcher Weise zeigen die apostolischen K.n ihre Stammbäume auf: wie die K. der Smyrnäer von Johannes den Polikarp zum Bischofe empfing; wie die römische Kirche den Clemens, als von Petrus geweihet und eingesetzt, aufweist“ (de praeacr. haer. 32.). Alle Sekten haben daher entweder das ganze apostolische Amt geläugnet, wie die Reformatoren, oder eine geheime u. erdichtete apostolische Ueberlieferung behauptet. Allerdings haben manche Sekten bei ihrem Abfalle von der K. den Episkopat mit hinübergenommen, wie die griechische K.; und dasselbe behauptet, jedoch mit viel zweifelhafterem Rechte, die englische Episkopal-K. — Allein auch diese schismatischen und häretischen Parteien haben durch ihre Lostrennung von dem Oberhaupte der K. durchaus aufgehört, apostolisch zu seyn: denn schon die Apostel selbst waren rechtmäßige Apostel nur in ihrer Einheit mit Petrus, auf den der Herr die K. gegründet und den er allen zum Oberhirten gegeben; noch vielmehr verliert ein Bischof seinen apostolischen Charakter, sobald er aus der Einheit mit dem Papste u. dadurch mit der K. heraustritt. IV. Die vierte wesentliche Eigenschaft der K. ist die Heiligkeit (vergl. Eph. 5, 23. ff., 2 Kor. 11, 2., Apg. 19, 7. 21, 2. 22, 7., Matth. 25, 1.). Die Heiligkeit der K. aber besteht darin, daß sie heilig ist in ihrem Ursprunge, in ihrem Endzwecke u. in ihren Mitteln, und daß sie als solche sich ausweist in ihren Früchten. Gott in Christus ist der Ursprung der K.; in dieser Beziehung kommt ihr also die Heiligkeit im eminentesten Maße zu. Der Allerheiligste ist ihr Stifter, während die Sekten allzumal von Menschen ihren Ursprung nehmen, die ihre menschliche Schwäche und Sündhaftigkeit nur zu sehr an den Tag gelegt haben. Und wie sie von Christus ihren Ursprung hat, so bestehet sie auch durch denselben, und zwar vermittelst der Wirksamkeit des von ihm gesendeten heiligen Geistes. Das Endziel aber, welches Christus in der K.e und durch sie beabsichtigt, ist die Heiligung und dadurch die Beseligung des Menschengeschlechtes. Und Alles, was die K. lehrt, thut und

anordnet, ist nur Mittel zu diesem Zwecke, und zwar sind diese Mittel die weisesten und wirksamsten. Was insbesondere die Lehre betrifft, so lehrt die K. als Grundbedingung aller Sittlichkeit die Freiheit des menschlichen Willens, welche so viele Sekten, namentlich auch die Reformatoren, geläugnet haben! zugleich aber lehrt sie die Abhängigkeit des Menschen von Gott und seiner Gnade und lehret in Folge davon den Menschen, so demüthig zu seyn und so zu beten, als ob Alles von Gott, aber auch auf der andern Seite sich selbst so anzustrengen und der Gnade Gottes so freithätig mitzuwirken, als ob Alles von uns abhinge. Sie zeigt dem Menschen die allheilige Gerechtigkeit Gottes, welche von dem Menschen unbedingte Erfüllung aller ihrer Gebote fordert u. lehrt, daß auch die Erfüllung der Gebote einem Jeden möglich sei. Als höchstes Motiv aller Sittlichkeit stellt sie die Liebe Gottes, als das sittliche Ideal aber die Gottähnlichkeit, näher die Aehnlichkeit mit Christus dem Gottmenschen hin. Sie bezeichnet die Selbstsucht als die Wurzel alles Bösen und weiset den Menschen an, wie er dieselbe in jeder Gestalt bekämpfen und unterdrücken müsse; in Niederbeugung des Stolzes und Selbstverläugnung, in Geringachtung der zeitlichen Güter, als welche nur als Mittel zu gottwohlgefälligen Zwecken einigen Werth haben; in Beherrschung u. Abtödtung der Fleischeslust und der ungeordneten Sinnlichkeit. Sie lehrt aber nicht bloß die höchste und reinste Sittlichkeit, d. i. die Heiligkeit, sondern sie verleihet dazu auch die wirksamsten Kräfte durch die ihr von Christus zur Spendung anvertrauten sieben Sakramente, welche das ganze irdische Leben mit all seinen verschiedenen Bedürfnissen umfassen und tragen und heiligen, von der Wiege bis zum Grabe (s. d. Art. Sakrament). Insbesondere ist es das Sakrament der Buße (s. d.), verbunden mit der Beichte, wodurch fortwährend die Menschen in der allerwirksamsten Weise zur Selbsterkenntniß und Bekehrung geführt und mehr und mehr von ihren sittlichen Gebrechen gereinigt und von neuen Sünden abgehalten werden. In der heiligen Communion aber, als der wirklichen Vereinigung mit Jesus Christus, dem Gottmenschen, ist das denkbar vollkommenste Mittel zur Verähnlichung mit Gott gegeben. Die Heiligkeit, wozu ihre Lehre hinführt und wozu sie durch ihre Sakramente die wirksame Gnade verleihet, sucht die K. auch durch ihre Disciplin allseitig zu pflegen, indem sie hier sowohl zu den Niedrigen sich herabläßt, die Rohen allmälig und stufenweise heranbildet, als auch die Vollkommeneren zu immer größerer Vollkommenheit zu erheben bemüht ist. Wir würden den uns gestatteten Raum weit überschreiten, wollten wir die deßfallsige Wirksamkeit der K. auch nur einigermassen schildern; wir können nur andeuten. Erstaunenswürdig ist vor Allem die Thätigkeit, welche die K. entfaltet, die Anstalten, welche sie gegründet hat, um die Erkenntniß zu bilden, zu veredeln, zu heiligen. Dabei beschränkte sie sich nicht auf die rein u. streng religiöse Wissenschaft, sondern, wohl wissend, daß die ganze menschliche Intelligenz ein untheilbares Ganze sei und alles Denken und Wissen von der christlichen Wahrheit erleuchtet u. geordnet seyn müsse, ist sie die Pflegerin aller Wissenschaften geworden. Ebenso hat sie, zu demselben Zwecke der Heiligung des Menschengeschlechtes, der Phantasie und des ästhetischen Gefühles sich bemächtigt, alle Künste in ihre Obhut genommen u. zu höherer Weihe erhoben. Sie hat dem Volksleben ihre Pflege zugewendet, u. jede bestehende Sitte, soweit sie löblich, schonend, derselben möglichst eine höhere, zu Gott führende Richtung gegeben. Ihre volle Sorge hat sie dem Familienleben angedeihen lassen und die Ehe, diese Grundlage der Familie, des Staates u. der K., auf die höchste Stufe der Sittlichkeit erhoben u. mit sakramentalischer Weihe geheiligt. Während sie so das ganze menschliche Leben, privates, wie öffentliches (über letzteres vergl. auch d. Art. Staat und Kirche) mit der heilwirkenden Kraft des evangelischen Sauerteiges zu durchdringen strebt, ist das religiöse Leben im engsten u. eigentlichsten Sinne der Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit. Ist auf der einen Seite Ueberwindung der sündhaften, niederen u. fleischlichen Triebe u. Unterwerfung derselben unter die Herrschaft des Geistes, u. auf der anderen Seite Erhebung u. Hingebung des Geistes

an Gott die ganze religiös-sittliche Aufgabe des Menschen, so hat die K. eines-theils in ihrer Disciplin, insbesondere in ihrer Beicht- u. Fastendisciplin, anderntheils in ihrem Cultus Alles gethan, was den Geist in seinem Kampfe gegen das Fleisch unterstützen u. leiten u. was ihn zu Gott emporheben kann. Seinen Culminations- u. Centralpunkt hat der Cultus in dem heiligen Meßopfer, als worin die höchste That der Gottesverherrlichung u. Liebe, welche der Gottmensch in seiner Selbstaufopferung vollbracht hat, sich ewig erneuert, auf daß Alle desselben theilhaftig werden u. mit Christus in vollkommener Hingabe Gott als ein wohlgefälliges Opfer sich darbringen. Die K. ist die große Pflegerin des Gebetes; den Ausspruch des Herrn: „betet allezeit" praktisch zu machen ist ihr Bestreben. Während sie dem Bedürfnisse menschlicher Schwachheit durch die zweckmäßigste Anwendung des mündlichen Gebetes zu Hülfe kommt, führt sie die Vollkommeneren die höheren Wege des innerlichen Gebetes. Und geht aus der reinen Gottesliebe die werkthätige und uneigennützige Nächstenliebe hervor, so hat die K. in der letzteren Beziehung als die wahre Stellvertreterin Christi auf Erden sich ausgewiesen, der wohlthuend dahingegangen ist u. sein Leben für die Seinigen gegeben hat. Die K. zeigt uns in jedem Menschen Christum, u. was wir dem Geringsten thun, haben wir dem Herrn gethan. Die Wohlthaten, der Seele des Nächsten gespendet (die Werke der geistlichen Barmherzigkeit), haben den ersten Rang; um Seelen zu retten, soll der Christ sein Leben einsetzen, wie der Missionär dem Tode entgegengeht, um unbekannten Wilden die Gnade des Evangeliums zu bringen. Was aber die Werke der leiblichen Barmherzigkeit betrifft, so hat die K. die Armuth, die Krankheit, jegliches Elend für einen heiligen Stand erklärt, für den Stand des armen u. leidenden Heilandes, u. hat die liebende Barmherzigkeit zur Würde eines Gottesdienstes erhoben. Bei ihrer ganzen Thätigkeit zur Versittlichung u. Heiligung der Menschheit wendet aber die K. ihre Aufmerksamkeit u. Sorge nicht etwa nur dem Bedürfnisse der Mehrzahl zu, um einen durchschnittlichen Normalstand zu erzielen, sondern ebenso sehr ist sie darauf bedacht, jeder sittlichen u. religiösen Virtuosität den freiesten Spielraum u. die sorgsamste Pflege angedeihen zu lassen, damit keine Weise u. keine Stufe christlicher Vollkommenheit sei, welche nicht in der K. zum Heile Aller ihre rechte Stätte fände. Und weil der Mensch überall zur Gemeinschaft sich hingezogen findet, u. weil jede Richtung u. Thätigkeit in bleibenden Instituten sich zu befestigen strebt, ist die K. jeder Zeit in allen Sphären des religiösen Lebens dem Einzelnen durch Corporationen u. Institute entgegengekommen. So hat namentlich das Mönch- u. Ordenswesen in der K. in der reichsten Fülle sich entwickelt, als in welchem der hiezu von Gott Berufene durch Befolgung der evangelischen Räthe der Armuth, der Keuschheit u. des Gehorsams, alles Irdischen u. aller Selbstsucht sich entkleidet u. getragen von dem Geiste u. der sittlichen Kraft einer von einem heiligen Stifter ausgehenden, vielleicht in glorreicher Geschichte bereits durch Jahrhunderte dahingegangenen Corporation entweder dem höheren Contemplativen, oder dem werkthätigen Leben ganz sich hingibt. Diese sittliche Virtuosität, die im Mönchsleben sich offenbart, gleichsam die geistige Vollkommenheit der himmlischen anticipirt, haben bereits die Kirchenväter als einen großen Beweis der Heiligkeit u. Göttlichkeit des Christenthums u. der Kirche geltend gemacht. — Alles das, was wir bisher angedeutet haben, ist nichts weniger, als ein unrealisirtes, oder gar unrealisirbares Ideal. Die katholische K. hat es jederzeit verwirklicht u. verwirklicht es fortwährend, freilich in beständigem Kampfe mit der menschlichen Schwachheit u. Sündhaftigkeit, freilich, im Einzelnen angesehen, mit wechselndem Erfolge: aber sie verwirklicht es dennoch u. weist sich dadurch *thatsächlich* als die *heilige* aus, indem zweierlei feststeht: 1) daß sie jeden Einzelnen, der ihrer Lehre u. Leitung folgt u. ihre Heilmittel benützt, sicher zur Heiligkeit führt u. daß 2) demgemäß sie wirklich die zahlreichsten u. herrlichsten Früchte der Heiligkeit in ihrem Schooße aufzuweisen vermag. Die *katholische K. hat die Welt bekehrt.* Es ist Thatsache, daß alle christlichen Völker durch

sie christlich geworden sind. Noch nie hat eine Sekte ein heidnisches Volk bekehrt, die Sekten sind lediglich durch Abfall von der K. entstanden. Die K. war es demnach, welche alle Gräuel des Heidenthums vertilgt hat, u. wenn alle wahre Sittlichkeit u. Bildung, welche seitdem in der Welt herrscht, Wirkung des Christenthums ist, so ist es auch das Werk der K., ohne welche es kein wirkliches Christenthum gibt. Die ganze heiligende Kraft u. Wirksamkeit der K. sehen wir in der Bekehrung der Wilden vor uns. Südseeinsulaner, auf die tiefste Stufe der Entsittlichung u. Entmenschung herabgesunken, sehen wir durch die K. in Christen umgewandelt, deren Tugenden an die besten Zeiten des Christenthums erinnern; feige Siamesen, von der K. wiedergeboren, werden stark, den Martyrertod zu erdulden. Erblicken wir in uralt-christlichen Völkern, im Gegensatze hiezu, mitunter das Beispiel einer großen Entartung, so ist dieselbe, wie sich auf's Genaueste nachweisen läßt, nur in demselben Maße eingetreten, als ein Abfall von der katholischen Frömmigkeit stattgefunden hat. Den vollkommensten Beweis von der Heiligkeit der K. liefern aber ihre Heiligen, d. h. Menschen, welche in der Religiosität und der sittlichen Heiligkeit eine ungewöhnliche Virtuosität erlangt, welche, über die Stufe bürgerlicher und natürlicher Tugendhaftigkeit weit erhaben, das übernatürliche Leben Christi des Gottmenschen in sich dargestellt haben. Etwas, was den Heiligen der katholischen K. auch nur irgend wie an die Seite gesetzt werden könnte, findet sich außerhalb derselben durchaus nicht. Dieses Geschlecht der Heiligen nun zieht sich in ununterbrochener Reihe durch die ganze Kirchengeschichte dahin, u. gerade in Zeiten großer Anfechtung der K., sei es durch äußere Verfolgung, sei es durch Irrlehre, sei es durch sittliche Verkommenheit in Volk und Klerus, sehen wir immer zahlreiche und große Heilige hervortreten, deren Charakter u. Wirken dem jedesmaligen Zeitbedürfnisse durchaus entsprechend ist. So sehen wir zur Zeit der blutigen Verfolgungen in den drei ersten Jahrhunderten die zahllosen Heere der Martyrer. Die darauffolgende Periode der Häresie einer- u. sittlichen Verfalles in dem untergehenden römischen Reiche andererseits ist auch die Periode der großen Kirchenväter, Theologen u. Lehrer u. jener wunderbaren Einsiedler und Mönche, in welchen Abtödtung und Selbstverachtung und das geistige Leben in Gott die höchste Stufe erreicht hat. Die Wildheit und das Heidenthum der germanischen Völker, welche in der Völkerwanderung die römisch-griechische Welt zertrümmern und begraben, wird hierauf überwunden durch die apostolischen Tugenden jener Missionäre, besonders aus dem Benediktinerorden. Und da das Mittelalter, am Ende der Hohenstaufischen Zeit auf seinem Culminationspunkte angelangt, in sinnlicher Ueppigkeit und geistigem Uebermuthe unterzugehen droht, sind es ein Franz von Assisi u. Dominikus mit ihrer zahllosen geistigen Nachkommenschaft, welche durch Wunder der Demuth dem Christenthume auf's Neue den Sieg im Abendlande verschaffen. Die sogenannte Reformation, die K. wesentlichen Verderbnisses zeihend, droht nun die katholische K. von der Erde zu vertilgen, und schon sehen wir zur Rettung und ächten Erneuerung der K. eine unabsehbare Schaar heiliger Männer und Frauen sich erheben, die allen Negationen der Reformation thatsächlich und siegreich die katholische Bejahung entgegensetzen und wiederum die Heiligkeit und göttliche Lebenskraft der K. auf das glänzendste darthun. Keine glänzendere u. schlagendere Apologie der K. kann gedacht werden, als eine zusammenhängende Geschichte ihrer Heiligen. Sehen wir nun auf die Gegensätze hin, so besaß das Judenthum zwar das Gesetz der Heiligkeit, aber nicht in seiner geistigen Vollendung u. die eine rechte, Erfüllung, des Gesetzes bewirkende, Kraft u. Gnade konnte es nicht verleihen. Das Judenthum aber seit Christus, das, weil vom Christenthume sich abschließend, von seinem eigenen Lebensprinzip abgefallen, wie solches im Talmund seinen Ausdruck gefunden, ist gänzlich der äußerlichen, pharisäischen Gesetzesgerechtigkeit verfallen, während das moderne ungläubige Judenthum der jeweiligen Modephilosophie u. der äußersten Frivolität ergeben ist. Das Heidenthum war u. ist immer u. überall Naturreligion, d. h. Verehrung der blinden Naturmächte; Sittlichkeit hat nie einen be-

deutenden Moment in den heidnischen Religionen gebildet; ja, der Götzendienst hat, aus dem sittlichen Verderben hervorgegangen, stets die Unsittlichkeit mächtig gefördert. Alle Sekten aber, die je von der K. sich lostrennten, haben auch immer das Prinzip der Heiligkeit wesentlich beeinträchtigt. Gleich die erste u. gewaltige Generation von Häresien, der Gnosticismus u. Manichäismus, hat mit der Läugnung der menschlichen Freiheit u. dadurch, daß er den Unterschied zwischen Guten u. Bösen, zwischen Erwählten und Verworfenen in das Physische verlegte, das Fundament aller Moral vernichtet, während sein äußerster Gegensatz, der Pelagianismus, durch seine Läugnung der Hülfsbedürftigkeit u. der Abhängigkeit des Menschen von der Gnade Gottes den Stolz u. die Selbstgerechtigkeit zum Prinzipe des sittlichen Lebens erhob und gerade dadurch dasselbe gründlichst zerstörte. In diesem doppelten Gegensatze findet sich auch der Protestantismus der K. gegenüber. Die Reformatoren läugneten die Freiheit des menschlichen Willens, erklärten das heil. Gesetz Gottes für unerfüllbar u. die Sittlichkeit für gleichgültig zur Seligkeit; während der moderne Rationalismus die Gnade Gottes läugnet und die Moral der Selbstgerechtigkeit predigt. Die angeblich von der Volksreligion unabhängigen Philosophen aller Zeiten haben zwar mitunter einzelne moralische Sätze richtig aufgestellt, nie aber denselben Auktorität zu verleihen, noch viel weniger dem Menschen höhere sittliche Kräfte mitzutheilen vermocht. Die Prinzipien ihrer Moral waren aber immer falsch, einseitig, oder blieben auf einem sehr niedrigen Standpunkte stehen. Solches gilt insbesondere von der modernen Philosophie. Der Kantianismus macht, anstatt die Liebe zu Gott und den Gehorsam gegen ihn, den kategorischen Imperativ und die Selbstachtung des eigenen Ich zum Moralprinzipe — das ist der moderne Pharisäismus — die pantheistische Philosophie aber vernichtet alle Moral, indem sie den wesentlichen Unterschied zwischen Gut u. Böse mit der sittlichen Freiheit läugnet. Wie in der Theorie, so in der Praxis. Der Kürze wegen nur auf die Reformation hinweisend, so hat dieselbe thatsächlich alle jene, das ganze menschliche Leben durchdringenden u. heiligenden, Einrichtungen und Gewohnheiten des Katholicismus, wovon wir oben redeten, grundsätzlich zerstört, der sittlich-religiösen Virtuosität aber geradezu den Krieg erklärt. Dem Allem entsprachen die Früchte; ein großes Sittenverderben war die unmittelbare Wirkung der Reformation, zahllose Belege hiefür aus den Schriften der Reformatoren u. ihrer Zeitgenossen (s. bei Döllinger, Reformation). Nur einige Zeugnisse darüber wollen wir anführen: Erasmus von Rotterdam sagt (Epp. L. XIX.) „das Evangelium hat einst in der Welt ein neues Menschengeschlecht erzeugt. Was aber jetzt dieses (nämlich Luthers) Evangelium erzeuge, mag ich nicht sagen. — Die, welche ich früher für die Besten, für zur Tugend geboren erklärt hatte, sind jetzt schlechter geworden, wie ich sehe ... (Opp. III. 1. p. 819). „Einst machte das Evangelium die Wilden sanft, die Räuberischen wohlthätig, die Händelsüchtigen friedfertig, die Fluchenden zu Segnenden; diese aber, die Anhänger des neuen Evangeliums, werden wie besessen; stehlen fremdes Gut, fangen allenthalben Aufruhr an u. reden auch den Wohlverdienten Böses nach. Ich sehe neue Heuchler, neue Tyrannen, aber nicht einen Funken evangelischen Geistes ... Luther selbst, während er am Anfang die herrlichsten Verheißungen machte von den sittlichen Folgen seiner Lehre, mußte bald gestehen, daß gerade daß Entgegengesetzte eingetreten: „daß jetzt unsere Evangelischen siebenmal ärger werden, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium (nämlich Luthers), gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen u. saufen wir und treiben allerlei Laster. Da Ein Teufel bei uns ist ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere in uns gefahren" ... (Walch. Ausg. III., 2. 27.). Die Ursache von Allem dem ist klar und war es auch den Zeitgenossen der Reformatoren. Die Lehre von dem alleinseligmachenden Glauben war es, von der Entbehrlichkeit der guten Werke u. des sittlichen Lebens zur Seligkeit u. die Abschaffung aller Mittel der sittlichen Zucht, welche die K. mit so großem Erfolge in so vielen Jahrhunderten u. an so vielen Völkern gehandhabt, die keine

andere Wirkung hervorbringen konnte. Niemal sind aus einer von der K. getrennten Genossenschaft solche Heroen der christlichen Vollkommenheit hervorgegangen, wie wir in den Heiligen der katholischen K. bewundern. Das wichtigste hiebei aber ist, daß diese Heiligen Alles, was sie waren, ihrem eigenen Geständnisse gemäß durch die katholische K., durch ihre Lehre und ihre Gnadenmittel geworden sind, während die christlichen Tugenden, die sich etwa außer der katholischen K. findet, nicht etwa Früchte der von der katholischen Religion abweichenden Prinzipien, sondern, diesen Prinzipien zum Trotz, theils aus den bei der fraglichen Sekte sich noch findenden katholischen Wahrheiten, theils aus der auch außerhalb der K. wirkenden göttlichen Gnade, theils auch der besseren Natur im Menschen entsprungen sind. — Wenn nach dem Bisherigen die katholische K. heilig ist, weil sie, von Christus gegründet und von dem heil. Geiste regiert, durch die weisesten u. wirksamsten Mittel die Heiligung des einzelnen Menschen, wie der Gesammtheit u. des ganzen menschlichen Lebens, bezweckt u. es an allen denen, die guten Willens sind u. nicht selbst Hindernisse entgegensetzen, auch thatsächlich bewirkt, so ist damit zugleich gesagt, daß die Unheiligkeit einzelner und selbst vieler Mitglieder der K. die Heiligkeit der K. selbst nicht beeinträchtigt: denn jene sind nur darum unheilig, weil sie nicht nach der Lehre der K. leben und ihrer Gnadenmittel sich nicht recht bedienen. Die K. gibt aber nie die Hoffnung und das Bestreben auf, auch diese Sünder zu bekehren und zu heiligen. Darum stößt sie, die wahre Nachfolgerin Christi, der gekommen, um die Sünder selig zu machen, der den glimmenden Docht nicht auslöscht, das geknickte Rohr nicht vollends zerbricht, solche Sünder nicht ohne Weiteres aus der Kirchengemeinschaft aus. Durch ein solches Verfahren, das einzelne hochmüthige u. schwärmerische Sekten innegehalten wissen wollten, würde ja die K. ihren Hauptzweck, der in der Bekehrung der Sünder u. der Erziehung des Menschengeschlechtes besteht, gänzlich verfehlen. Das Verfahren der K. entspricht auch durchaus dem Gebete und der Absicht Jesu Christi, die er namentlich in vielen Gleichnissen ausgesprochen hat. So vergleicht er die K. mit einem Netze, worin gute u. schlechte Fische, mit einem Acker, worauf Waizen u. Unkraut, mit zehn Jungfrauen, wovon fünf weise und fünf thöricht u. s. w. — u. diese Vermischung von Guten und Bösen in der K. soll bleiben bis zum jüngsten Tage, wo der Herr selbst die endliche und ewige Scheidung vornimmt. Allerdings gehören die schlechten Christen der K. nur äußerlich an, innerlich sind sie von derselben getrennt, es sind nicht lebendige, sondern todte Mitglieder der K.: sie gehören zwar dem Leibe, nicht aber dem Geiste der K. an und werden dereinst durch das Gericht Gottes gänzlich von ihr getrennt werden. Daß aber die K., trotz aller Sünden ihrer Mitglieder u. mitten im Verderben der Welt, ihre Heiligkeit stets bewahrt hat, ist ein neuer glänzender Beweis ihrer Göttlichkeit. — Aus dem bisher entwickelten Wesen u. Zwecke der K. folgen jene zwei höchsten Eigenschaften derselben, die zugleich für den Unglauben und den Unverstand die anstößigsten sind, wie Christus der Stein des Anstoßes war und ist, weil er als den wahren Sohn Gottes und den einzigen Weg zum Heile sich darstellte — die K. ist nämlich *unfehlbar* und um des Heiles willen *nothwendig*, oder, was dasselbe ist, *allein seligmachend* (sola beatificans). Was die Unfehlbarkeit der K. betrifft, so geht sie aus dem, was oben von der Unwandelbarkeit derselben gesagt wurde, aus dem ganzen Zwecke der K., aus der Gottheit Christi u. dem Beistande des h. Geistes mit Nothwendigkeit hervor: denn, hat Christus seine Religion für die ganze Menschheit u. alle Zeiten gestiftet, so mußte er auch eine Anstalt treffen, um dieselbe unfehlbar zu Allen gelangen zu lassen u. diese Anstalt ist eben die K. Die Lehre einer göttlichen Offenbarung steht u. fällt daher mit jener von der Unfehlbarkeit der K., die Möglichkeit u. Wirklichkeit dieser Unfehlbarkeit leuchtet aber sofort ein, sobald man Christum als den Sohn Gottes und das Wesen der Erlösung erkennt. Die K. ist unfehlbar, heißt nichts Anderes, als: *die K. weiß immer bestimmt u. klar, was die ihr von Christus geoffenbarte u. mitgetheilte Wahrheit* sei u. kann sich darin niemals

irren. Schon in menschlichen Dingen liegt die höchste Garantie objektiver Wahrheit in der sich stets gleichbleibenden Gesammtüberzeugung eines Volkes oder der ganzen Menschheit. Aus der allgemeinen Uebereinstimmung der ganzen Menschheit bezüglich gewisser Sätze folgert man mit Recht deren Wahrheit u. Wirklichkeit. Mit welcher Sicherheit u. an Unfehlbarkeit gränzenden Folgerichtigkeit haben die Völker z. B. ihre Rechtsgewohnheiten bewahrt? Wenn man nur diese menschliche Analogie bedenkt, sollte man es nicht so wunderbar finden, daß die K. unfehlbar sich bewußt sei, welches die ächte, von Jesus Christus geoffenbarte Religion sei; u. bis zum Unsinne gesteigert erscheint es, wenn der Einzelne besser wissen will, was die wahre christliche Lehre sei, als die ganze K. in ihrer allgemeinen u. durch alle Zeiten sich gleichbleibenden Ueberzeugung. Wenn wir so schon von rein menschlichem Standpunkte aus in der Gesammtüberzeugung der ganzen K. eine hohe, über alle Privatmeinung erhabene Auktorität erkennen, so leuchtet die Unfehlbarkeit der K. vollkommen ein, sobald wir die höhere göttliche Seite der K. ins Auge fassen. Ist die K. das Reich Christi, worin die Erlösung sich verwirklicht, so ist sie auch unfehlbar: denn, wäre das Reich Christi selbst dem Irrthume unterworfen, so hätte uns Christus nicht vom Irrthume erlöst u. es gäbe dann überhaupt in göttlichen Dingen keine objektive, allgemein gültige Wahrheit, sondern nur Meinungen u. Wahrscheinlichkeiten, durch welche Ansicht des modernen Rationalismus aber die göttliche Offenbarung u. das Christenthum selbst geläugnet wird. Die Unfehlbarkeit kommt aber der K. als solcher in ihrer Einheit u. Ganzheit zu, nach dem Grundsatze: das ist katholisch, was immer u. überall in der K. ist geglaubt worden; u. zwar kommt, der Verfassung der K. gemäß, die Unfehlbarkeit zunächst der lehrenden K., d. h. dem im Papste einigen Episkopat zu, wie solches sich in einem allgemeinen Concile darstellt. Hierbei ist wohl im Auge zu halten, daß der Papst, als solcher, mit der K. untrennbar Eins, noch mehr, daß er das Oberhaupt u. das Fundament der ganzen K. ist. Daher ist es auch die Ueberzeugung der K.nväter, des ganzen Alterthums u. aller Zeiten, daß Rom, weil es die Lebensmitte der ganzen K. ist, nie von der Wahrheit abweichen wird u. abweichen kann, wie solches auch der Geschichte gemäß noch niemals geschehen ist. Denn die Unfehlbarkeit der K. ist nicht etwa bloß eine Theorie, sondern eben so Thatsache; die thatsächliche Einheit u. Unwandelbarkeit der K. nämlich hat nur in ihrer Unfehlbarkeit den einzig vernünftig möglichen Erklärungsgrund. Die Bewahrung der K. vor jedem Irrthume wird übrigens bewirkt durch den Beistand des heiligen Geistes und die Leitung der Vorsehung. Dem Katholiken fällt es nicht schwer, sich mit demselben Vertrauen an die Auktorität der K., wie an die Auktorität Christi hinzugeben: denn Christus u. die K. sind untrennbar Eins. Nur dem von der Lebenseinheit der K. Getrennten u. in dem falschen Prinzipe des Privatgeistes Befangenen ist es hart, an die Unfehlbarkeit der K. zu glauben, während er an eine Erleuchtung des Einzelnen, oder an die Unfehlbarkeit der eigenen Vernunft glaubt, oder auch mit blinder Verehrung der Meinung irgend eines menschlichen Lehrers folgt (s. d. Art. Glaube, Tradition.). Aus der Unfehlbarkeit der K. folgt von selbst deren absolute Auktorität. Die Auktorität der K. ist die Auktorität Christi, dessen Stelle sie vertritt, gemäß dem Worte des Herrn: „Wer euch hört, hört mich.“ Dieß ist das katholische Auktoritätsprinzip, das in dem Wesen des Christenthums, als einer von Gott den Menschen gegebenen Offenbarung, nothwendig enthalten ist. Denn, hat Gott den Menschen eine positive Offenbarung gegeben, so mußte Gott auch eine Anstalt treffen, ein Lehramt einsetzen, durch welche diese Offenbarung auf eben so positive u. unfehlbare Weise erhalten wird, als sie zuerst gegeben wurde. Nur Derjenige ist demnach katholisch, der der Auktorität der K. sich unbedingt unterwirft und *Alles, was diese* als göttliche Offenbarung vorlegt, als solche glaubt, u. zwar *deßhalb, weil es die* K. lehrt u. weil Christus die K. zu hören befohlen hat.

Diese Unterwerfung unter die kirchliche Auktorität ist aber Nichts weniger, als Unfreiheit u. Geistesknechtschaft, sondern im Gegentheil, wie sie selbst ein Akt der Ueberzeugung u. des freiesten Willens ist, so hat sie auch den Zustand wahrer Freiheit, d. h. der Freiheit des Geistes vom Irrthume, zur Folge. Gehorsam des Geistes gegen die göttliche Wahrheit ist eben die wahre Freiheit des Geistes. Es kann ja zwischen der göttlichen Wahrheit u. der menschlichen Vernunft, in sofern letztere nicht auf Irrwegen, in einem krankhaften Zustande sich befindet, kein Widerspruch stattfinden, vielmehr nur die vollkommenste Uebereinstimmung, so jedoch, daß die menschliche Vernunft, als das Niederere, der in der Offenbarung ausgesprochenen u. durch die K. lebendig u. unfehlbar bewahrten göttlichen Vernunft sich unterordnet, um dadurch erst wahrhaft erleuchtet zu werden. In der Religion der Auktorität der K. zu folgen, die thätsächlich als die wahre sich ausweist, die man als solche erkannt hat, ist somit das Allervernünftigste. Diesem steht entgegen das Prinzip des Privatgeistes. Dasselbe ist aber mit einer göttlichen Offenbarung schlechthin unverträglich: denn die göttliche Offenbarung kann unmöglich dem Urtheile des einzelnen Menschen unterworfen seyn. Eben so klar ist es auch, daß ohne Auktorität eine Einheit im Glauben nicht stattfinden kann; Einheit ist aber der wesentliche Charakter der Wahrheit. Uebrigens ist jene unbeschränkte, auktoritätslose Geistesfreiheit eine reine Chimäre und in der Wirklichkeit nie vorhanden. Wer immer der wahren Auktorität der unfehlbaren K. Christi sich entzieht, fällt eben dadurch der falschen menschlichen Auktorität anheim. So geriethen die Protestanten, nachdem sie der Auktorität der allgemeinen K. sich entzogen, unter die Auktorität einzelner Menschen, unter die Auktorität Luthers, Calvins u. s. w., unter die Auktorität der neuverfertigten protestantischen Bekenntnißschriften, unter die Auktorität der weltlichen Landesherren. In den Zeiten des Unglaubens u. des Philosophismus aber trat die Auktorität von Philosophen, Philosophenschulen, Dichtern u. s. w. an die Stelle der Auktorität der Reformatoren. So zeigt sich, wie die Freiheit von der wahren Auktorität in der höchsten Unfreiheit des Geistes endet, die wir in unseren Tagen in ihrer ganzen Elendigkeit bei dem zahllosen Trosse der Aufklärlinge wahrnehmen, denen es entwürdigend scheint, der göttlichen Auktorität der Offenbarung in der K. Christi seinen Geist zu unterwerfen, um so theilhaftig zu werden der wahren Freiheit der Vernunft, die in der Einigung derselben mit der göttlichen Wahrheit besteht, u. jene Wahrheit zu glauben, welche, in allen Jahrhunderten sich gleichbleibend, alle Edelsten u. Heiligsten der Menschheit in freudigster Ueberzeugung vereinigt hat, während sie blindlings allen Thorheiten des Zeitgeistes folgen u. die Auktorität irgend eines beliebigen Lehrers anerkennen. Wer hingegen auf dem festen u. ewigen Grunde der göttlichen Wahrheit steht, ist geistig frei — er richtet Alle u. wird von Niemand gerichtet, wie der Apostel Paulus sagt. — (Vergl. d. Art. Glauben u. Wissen. Glaubenslehre). Die Befeindung der katholischen K. aus dem Grunde, weil sie sich für die alleinseligmachende erklärt, ist zum Theile eine Folge einer gänzlichen Verkennung des Wesens des Christenthumes, zum Theile einer durchaus falschen Deutung der katholischen Lehre von der alleinseligmachenden K. Die K. ist darum alleinseligmachend, weil allein in ihr die Wahrheit u. die Gnade Jesu Christi sich findet, ohne welche Niemand selig werden kann. „Wer glaubt u. getauft ist, sagt Christus, der wird selig; wer nicht glaubt, der wird verdammt." Christus ist der einzige Erlöser von Sünde u. Verdammniß; aus sich selbst kann Niemand zum Heile gelangen: nur durch die Erlösungsgnade Christi kann er es — Christus aber theilt seine Erlösungsgnade den Einzelnen mit in der K. u. durch die K., die er zu diesem Zwecke gestiftet. Die Lehre von der alleinseligmachenden K. kann man also nur unter der Bedingung läugnen, daß man entweder behauptet, auch ohne Christus könne man selig werden — was eine völlige Läugnung des Christenthumes ist — oder, daß man die K. nicht als die Eine u. allgemeine Vermittlerin der Wahrheit u. Gnade Christi anerkennt, wodurch man mit der Stif-

tung des Herrn u. mit allem bisher von der K. Ausgeführten in Widerspruch geräth. Darum ist auch die Lehre, daß die K. zum Heile nothwendig u. außer ihr kein Heil sei, so alt, als das Christenthum u. die K. „Gott wird alle Diejenigen richten, sagt Irenäus, welche außer der Wahrheit, d. i. außer der K. sind" (adv. haer. 33.). Cyprian spricht: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die K. nicht zur Mutter hat." — Wenn Einer entrinnen konnte, der außer Noa's Arche war, so mag auch entrinnen, wer außer der Kirche ist. — „Die K. verlassen ist eine Sünde, welche Blut nicht abwaschen kann" (de unit. eccl. p. 109.). „Niemand täusche sich selbst. Außer der K. wird Niemand selig" (In I. Jesu Nave Hom. 3, n. 5.), erklärt Origenes; Chrysostomus aber: „Wir wissen, daß nur bei der K. allein Heil ist u. daß außer der katholischen K. u. ihrem Glauben Niemand an Christus Theil haben, noch seines Heiles gewiß seyn kann." Die Schriften Augustins sind voll von ähnlichen Aussprüchen, z. B.: „Außer der K. kann man Alles haben, nur das Heil nicht. Ehre kann man haben, das Sakrament kann man haben, Alleluia kann man singen und Amen antworten; das Evangelium kann man haben u. im Namen des Vaters, des Sohnes u. des heiligen Geistes den Glauben besitzen u. predigen, aber nirgends als in der katholischen K. allein kann man das Heil finden" (ad Caes. Eccl. pleb. n. 6.). In dem von Augustin verfaßten Schreiben der Synode von Cirta (412.) heißt es: „Wer von dieser katholischen K. getrennt ist, wie lobenswürdig er auch zu leben meint, der wird allein wegen dieser Sünde, daß er von der Einheit Christi getrennt ist, das Leben nicht haben, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." So alle Kirchenväter, so die ganze K., wie solches kurz und scharf in dem, auch von den Protestanten bei ihrem Austritte aus der K. mitgenommenen u. anerkannten, Athanasianischen Glaubensbekenntnisse ausgesprochen ist: „Wer immer will selig werden, muß nothwendig vor Allem den katholischen Glauben festhalten. Wer diesen nicht ganz und unversehrt bewahrt, wird ohne Zweifel ewig verloren gehen." Und die K. könnte diesen Satz nur mit ihrer eigenen Existenz u. mit dem Christenthume selber aufgeben. Niemand kann selig werden, als durch die Erlösungsgnade Christi; der Erlösungsgnade Christi aber wird Niemand theilhaftig werden, es sei denn durch die K., die allein die Lehre u. das Gesetz Christi unverfälscht bewahrt und allein die Gnade Christi an die Einzelnen spendet. Sie ist der Leib, Christus das Haupt, an dem Haupte kann Niemand Theil haben, als wer Glied des Leibes ist. Zu Gott gelangen wir durch Christus, zu Christus durch die K. Das ist die von Gott gegründete Heilsordnung, u. wer sich dieser Heilsordnung in Stolz u. Frevelmuth entzieht, schließt sich selber vom Heile aus. Und es ist dieses Widerstreben gegen Gottes Ordnung, es ist die Verachtung der K. gerade, wie die Verachtung Christi selber, (denn, hat ja der Herr zu den Aposteln gesprochen, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat) ein vom Reiche Gottes schlechthin ausschließendes Verbrechen, und wer dessen schuldig ist, kann nicht selig werden: „wer nicht glaubt," d. h. wer sich der in Christus und seiner K. von Gott uns geoffenbarten und zur Beseligung Aller gegründeten Heilsordnung nicht unterwirft, „ist verdammt." Dieses ist nichts Anderes, als die Absolutheit und Ausschließlichkeit Gottes und der Wahrheit; so wenig Gott Götzen, so wenig der Eine Christus u. Erlöser falsche Messiasse neben sich duldet u. dulden kann, eben so wenig kann es neben der wahren K., dieser Einen u. allgemeinen Erlösungsanstalt, einen anderen Weg zum Heile geben. Diese Lehre nun: „außer der K. kein Heil, weil außer Christus kein Heil u. außer der K. kein Christus," — welche als unabweisliche Consequenz aus dem Wesen des Christenthumes folgt, erscheint aber nur darum Vielen so hart, weil sie dieselbe gänzlich mißverstehen u. falsch auffassen. Man zieht nämlich daraus ohne Weiteres den Schluß: „also sind alle Diejenigen verdammt, welche nicht *äußerlich zur katholischen K.* gehören." Diesen Schluß hat aber die katholische K. *niemals gezogen, vielmehr* auf das Entschiedenste verworfen. Immer hat die K.

gelehrt, daß nur Derjenige, welcher durch seine Schuld nicht katholisch ist, d. h. welcher der ihm dargebotenen Wahrheit u. Gnade freventlich widerstrebt, sich selbst von dem Heile ausschließe; daß aber Diejenigen, welche ohne ihre Schuld nicht in der äußeren Gemeinschaft der K. sich befinden, ja, selbst von Christus Nichts wissen, dennoch selig werden können, nicht aus sich, sondern um Christi willen u. durch die Gnade Gottes, dann nämlich, wenn sie aufrichtig nach Gott verlangen, nach ihrem besten Wissen u. Gewissen die Gebote Gottes erfüllen u. so gesinnt sind, daß, sobald sie Christum u. die wahre K. erkennten, sie an Jenen glauben, in diese eintreten würden. Solche Menschen gehören zwar nicht äußerlich, wohl aber innerlich, „dem Geiste u. ihrer Neigung nach," wie der große Cardinal Bellarmin sagt (Controv. t. 2. l. 3. c. 6.), zur K. Wie daher, bemerkt Augustin, in der äußerlichen Gemeinschaft der K. Viele sind, die ihr dem Geiste nach u. in Wahrheit nicht angehören, so sind auch Viele, die noch nicht zur äußeren Gemeinschaft der K. u. einer explicirten Erkenntniß der wahren Religion gekommen sind, aber bereits geistig derselben angehören. Ob aber irgend ein bestimmter Mensch durch seine Schuld oder ohne seine Schuld nicht zur K. gehöre, ob irgend ein einzelner Mensch selig werde, oder nicht, darüber hat die K. nie geurtheilt, vielmehr zu urtheilen unter schwerer Sünde verboten; nach dem Worte Christi: richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet. Sie stellt hier Alles der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit Gottes anheim. Dagegen hält sie ihre Angehörigen an, auch gegen die Irrgläubigen u. Ungläubigen nicht bloß alle Pflichten der Gerechtigkeit, sondern auch der christlichen Liebe im vollsten Maße zu üben, insbesondere aber für sie zu beten u. zu wirken, daß sie zur vollen Erkenntniß der Wahrheit gelangen möchten; wie sie denn selbst, namentlich am Charfreitage, feierliche Gebete für die Irrgläubigen, die Heiden u. Juden anstellt. Auf diese Weise vereinigt die K. das entschiedenste Festhalten an ihrer eigenen Wahrheit, Göttlichkeit u. Nothwendigkeit mit der Liebe gegen die Irrenden. Die K. ist allein seligmachend, deßwegen wird aber nicht jeder selig, der ihr äußerlich angehört; das Heidenthum, das Judenthum, die Ketzerei führen nicht zur Seligkeit: deßwegen werden aber auch nicht alle, die äußerlich Heiden, Juden u. Ketzer sind, verdammt. Die K. verwirft den Irrthum, den Irrenden aber verdammt sie nicht, sondern hofft von der Barmherzigkeit Gottes sein Heil; sie erklärt das schuldvolle u. freiwillige Widerstreben gegen die Wahrheit für ein von der Seligkeit ausschließendes Verbrechen, behauptet aber mit Bestimmtheit von Niemanden, daß er dieses Verbrechens schuldig oder gar in demselben gestorben sei. Demgemäß hat bezüglich der Ketzer die K. immer unterschieden zwischen materiellen u. formellen Häretikern, d. h. solchen, die ohne, u. solchen, die durch ihre Schuld dem Irrthume anhangen. Diese Lehre hat Augustin (ep. 43.) mit folgenden Worten ausgesprochen: „Diejenigen, welche ihre, wenn gleich falsche u. verkehrte, Ansicht mit keiner hartnäckigen Gemüthsstimmung vertheidigen, besonders, wenn sie dieselbe nicht aus Anmaßung ihres Vorurtheils erzeugt, sondern von ihren dem Irrthume anheimgefallenen Eltern überkommen haben, dabei aber mit vorsichtiger Sorgfalt die Wahrheit suchen u., wenn sie dieselbe gefunden, zur Verbesserung ihrer Ansicht bereit sind, — können keineswegs unter die Häretiker gezählt werden. „Dieselbe Lehre hat der größte katholische Theolog des Reformationszeitalters, Bellarmin, wie wir bereits oben angedeutet, gerade so vertheidigt, u. es ist auch heute die katholische Lehre. Dem zum Belege wollen wir noch eine Stelle des neuesten römischen Dogmatikers, des Jesuiten Perrone, anführen. Wo er den Satz: „außer der K. kein Heil" erklärt, sagt er: „Nur von denen wird hier gesprochen, welche durch eigene Schuld in der Häresie oder im Schisma oder im Unglauben sich befinden, also von denen, welche, wie sie gewöhnlich heißen, formelle Sektirer sind, keineswegs aber von den sogenannten materiellen, die von Jugend auf in Irrthum u. Vorurtheil erzogen worden sind, in denen nicht einmal *ein Zweifel sich regt, ob sie in Häresie* oder Schisma leben, oder, wenn auch ein

Zweifel in ihrem Geiste aufsteigt, mit ganzem Herzen u. aufrichtigem Gemüthe die Wahrheit suchen; diese nämlich stellen wir dem Urtheile Gottes anheim, der die Herzensmeinung u. innere Gesinnung anschaut u. prüft. Denn Gottes Güte u. Barmherzigkeit läßt nicht zu, daß Jemand den ewigen Strafen anheimfalle, der nicht mit freiwilliger Schuld beladen ist. Die Behauptung des Gegentheils wäre gegen die ausdrückliche Lehre der Kirche." (Perrone Praelect. theol. t. I. de vera redig. p. 331.) — Zum tieferen Verständnisse des Bisherigen fügen wir noch Folgendes bei. Gott will, daß alle Menschen selig werden. Nachdem daher das Menschengeschlecht von Ihm u. damit von seinem eigenen Heile abgefallen war, hat Er in Jesus Christus Allen Erlösung angedeihen lassen. Nichts desto weniger ist Christus nicht alsbald nach dem Sündenfalle in der Welt erschienen, vielmehr, da Gott das Gesetz der zeitlichen Entwickelung aller endlichen Dinge nicht aufhob, ging der Erscheinung Christi eine, durch die Barmherzigkeit Gottes zwar beschleunigte, aber doch 4000jährige Periode der Vorbereitung auf die Erlösung voraus. In der Fülle der Zeit erschien nun Christus (s. d. Art. Christus u. Jesus), u. vollbrachte die von Ewigkeit beschlossene u. von Anfang der Welt an zubereitete Erlösung, u. zur Vermittelung dieser vollendeten Erlösung an alle Menschen nach ihm stiftete er die K. Durch dieselbe Erbarmung Gottes verbreitete sich die K. in wunderbarer Schnelligkeit über die Erde; Allen ist sie sichtbar, strahlend in den unzweifelhaften Merkmalen ihrer Wahrheit u. Göttlichkeit; Allen steht der Eintritt in sie offen, Alle will sie mit der Liebe Christi an sich ziehen; ist sie allein seligmachend, so ist sie auch seligmachend für Alle. Durch diese Sendung Christi u. Stiftung seiner K. hat Gott für das Heil Aller objektiv Alles gethan, was er thun konnte. Mit dieser objektiven u. allgemeinen Heilsordnung aber steht die Gerechtigkeit u. Barmherzigkeit Gottes gegen die Einzelnen im vollkommensten Einklange, indem Er von keinem Menschen mehr fordert, als er mit der ihm zugemessenen Gnade in der Stellung, worin er sich befindet, leisten kann. Diejenigen also, welche vor Christus, in der Zeit der Vorbereitung lebten, konnten das Heil erlangen durch ihre Sehnsucht nach der Erlösung, verbunden mit der treuen Erfüllung des ihnen, sei es aus dem Gewissen, sei es aus dem Gesetze, offenbaren Willen Gottes. In diesem Zustande der Vorbereitung auf Christus befinden sich aber heute noch viele Völker, alle jene nämlich, denen noch nicht das Evangelium verkündigt, denen Christus noch nicht in seiner K. erschienen ist. Diese Alle sind daher zu beurtheilen nach der Analogie der vorchristlichen Zeiten. Was aber die Häretiker betrifft, so sind vor Allem Alle, welche von ihnen gültig getauft sind, eben dadurch Mitglieder der katholischen K. geworden, u. erst, wenn sie sich freiwillig u. schuldvoll gegen die katholische Wahrheit entscheiden, sind sie eigentliche Häretiker. Deßwegen aber, weil der schuldlos Irrende durch die Gnade Gottes zum Heile gelangen kann, ist es aber Nichts weniger, als gleichgültig, ob man der wahren K. angehört oder nicht; vielmehr ist es eine unaussprechliche Gnade, in deren Schoße sich zu befinden, als in welchem das Licht der Wahrheit u. die Fülle der Gnaden uns angeboten ist. Wenn man nun aber fragen wollte, warum gerade der eine Mensch vor, der andere nach Christus, der eine in der K., der andere außer derselben geboren sei? so wäre dieses jener ebenso unnütze, als freventliche Vorwitz, der die Geheimnisse der göttlichen Gnadenwahl entschleiern möchte, was keinem Sterblichen gegeben ist. Nur das steht fest: Gott ist gerecht u. barmherzig in allen seinen Wegen. Keinem geschieht Unrecht, Alle haben die Möglichkeit des Heiles und zureichende Gnade; Vielen aber, insbesondere den Christen, hat Gott seine Gnade im Ueberflusse geschenkt: er ist der freie Herr seiner Gaben, hier, wie in jeder anderen Hinsicht. Wem er aber viele Gnaden gegeben, von dem wird er auch eine um so strengere Rechenschaft fordern; darum wird es am Tage des Gerichtes auch denen, die im Lichte des Evangeliums geboren, dennoch die Wahrheit verläugnet und böse gelebt haben, weit schlimmer ergehen, als den Heiden, die das Wort des Herrn

nicht vernommen haben. Die Geheimnisse der göttlichen Gnadenwahl sind uns verborgen, das aber ist gewiß: Christus, der Sohn Gottes, ist der einzige Heiland der Welt; seine Gnade u. Wahrheit hat der Herr nur in seiner Einen u. allgemeinen K. hinterlegt; wie es nur Einen Christus gibt, so auch nur Eine K., die der Leib Christi genannt wird u. ist. Wie wir durch keinen Andern zum Vater gelangen, als durch Christus, so gelangen wir nur durch die K. zu Christus. Diejenigen, welche ohne ihre Schuld nicht zur äußeren Gemeinschaft mit Christus u. seiner K. gelangen, sind dadurch noch nicht innerlich von der Wirksamkeit der göttlichen Gnade ausgeschlossen, welche wirkt, wo sie will. Alle Heiden, Juden u. Häretiker aber, welche selig werden, werden es nicht durch ihr Heidenthum, Judenthum oder ihre Irrlehre, sondern, trotz derselben, durch die Gnade Christi, die in ihrer ganzen Fülle in der Einen katholischen K. sich findet, welche da das Reich Christi u. das große, die ganze Welt u. alle Zeit umfassende Organ seiner Erlösungsthätigkeit ist. Dieß ist die Lehre von der alleinseligmachenden K., von der Böswilligkeit gehaßt, von der Oberflächlichkeit mißverstanden, in der That aber die Krone aller Eigenschaften der K.: denn, ist die K. wahr u. göttlich, so ist sie auch alleinseligmachend, u. ist sie nicht alleinseligmachend, so ist sie gar Nichts. Daß die K. alleinseligmachend sei, liegt so sehr im Wesen des Christenthumes, daß auch alle Sekten, so lange sie am christlichen Prinzipe festhielten u. sich demgemäß für die einzig wahre christliche K. ausgaben, auch jene Eigenschaft von ihren Kn. behaupteten. Dieß thaten namentlich die Reformatoren, u. zwar mit einer bis zur Unwahrheit übertriebenen Strenge; dasselbe thun die protestantischen Bekenntnißschriften. Nicht bloß behaupten diese nämlich den Satz von der alleinseligmachenden K. in dem oben entwickelten katholischen Sinne, wonach denen, die ohne ihre Schuld außerhalb der K. sich befinden, die Möglichkeit des Heiles nicht abgesprochen wird, sondern läugnen geradezu auch diese Möglichkeit. Die belgische Confession Art. 28. erklärt: „Wir glauben, daß, da außer der Kirchengemeinschaft kein Heil ist, Niemand, weß Standes oder Ranges er seyn möge, sich ihr entziehen dürfe, um in Selbstgenügsamkeit abgesondert zu leben..... Es ist die Pflicht aller Gläubigen, sich nach dem Worte Gottes von allen denjenigen, die außer der K. sind, zu trennen..." Die Helvetische Confession (I. cap. XVII.) sagt: „Die Gemeinschaft mit der wahren K. Christi halten wir so hoch, daß wir denen die Möglichkeit absprechen, vor Gott zu leben, welche mit Gottes wahrer K. keine Gemeinschaft haben, sondern von ihr sich trennen." Die Apologie der Augsburger Confession (ad art. IX.) erklärt: „Die Heilsverheißung bezieht sich nicht auf Diejenigen, welche außer der K. Christi sind." Die Schottische Confession (art. XVI. de eccl.) sagt: „Außer der K. ist weder Leben, noch ewige Seligkeit. Darum verwerfen wir zugleich die Gotteslästerung Derer, welche sagen, daß Menschen, die nach Billigkeit u. Gerechtigkeit leben, was immer für eine Religion sie bekennen mögen, zum Heile gelangen werden." Luther in seinem großen Katechismus spricht: „Daher denn jene Artikel unseres Glaubens uns als Christen von allen andern auf der Erde befindlichen Menschen absondern. Denn Alle, die außer dem Christenthume sich befinden, seien es Heiden, oder Türken, oder Juden, oder auch falsche Christen u. Heuchler, mögen sie immerhin Einen wahren Gott glauben u. anrufen, können sich gar keine Huld u. Gnade von Gott versprechen u. bleiben folglich ewig in Zorn u. Verdammniß. Denn sie haben weder Christum den Herrn, noch sind sie durch irgend Gaben u. Gnaden des heiligen Geistes erleuchtet u. beschenkt." Daß aber die Reformatoren den Satz von der alleinseligmachenden K. bis zur Unwahrheit übertrieben, indem sie jedem außerhalb der K. Stehenden die Möglichkeit des Heiles absprachen, hat darin seinen Grund, weil sie eine gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur u. die Rechtfertigung u. Beseligung des Menschen durch den Glauben allein lehrten. Wie groß ist also die Unbilligkeit jener Protestanten, welche nicht aufhören, der katholischen K. beständig den Vorwurf zu machen, daß sie sich für die alleinseligmachende erkläre, während die alten

Protestanten es den Katholiken zum Vorwurfe machten u. sie des Heidenthums bezüchtigten, weil sie in dem eben von uns entwickelten Sinne eine Möglichkeit der Beseligung auch Derer, die äußerlich nicht zur Kirche gehören, behaupteten. So beschuldigten die Wittenberger Theologen auf dem Religionsgespräche zu Regensburg im Jahre 1546, da ein Karmelit auch die Möglichkeit des Heils für Nichtchristen behauptete, die katholischen Mönche des Heidenthums." (K. A. Menzel, Neuere Gesch. d. D., B. 2., S. 395.) Zur Zeit des Concils von Trient, im Jahre 1552, trug ein Franciscaner in einer Predigt dieselbe Behauptung vor; darüber erhoben die protestantischen Theologen bei der kaiserlichen Gesandtschaft Klage u. rügten, daß das Concil dazu schweige (Menzel a. a. O., B. 3, S. 442). Andere Beispiele, wie die Protestanten bis in die neuere Zeit den Satz von der alleinseligmachenden protestantischen K. ausgelegt u. gehandhabt, s. bei Menzel, B. 10, S. 100, 191—195; u. bei Baltzer, das christliche Seligkeits-Dogma, Mainz 1844. Wir heben noch hervor, was wir bereits angedeutet, daß dadurch die katholische K. sich als die allein wahre u. seligmachende, d. h. als die K. Christi behauptet, die Duldung in allen irdischen Dingen u., was noch viel mehr ist, die christliche Liebe gegen dieselben nicht im mindesten beeinträchtigt, sondern nachdrucksamst lehrt u. handhabt, darüber s. d. Art. Toleranz. Aus dieser ganzen Darstellung des Wesens der K. erhellt auch zur Genüge, wie grundfalsch es ist, eine Trennung zu machen zwischen Religion und Kirche, zwischen Christlichkeit u. Kirchlichkeit. Es gibt keine andere wahre Religion, als die, welche die wahre K. lehrt, u. die K. ist selbst nichts Anderes, als die Verwirklichung der Religion, das Christenthum in lebendiger Wirklichkeit. Nicht bloß, daß sonach die K. als die Lehrerin der Wahrheit erscheint, ist sie auch die Ausspenderin der zur Bethätigung dieser Wahrheit im Leben nothwendigen Gnade u. die Pflegerin u. Ordnerin des christlichen Lebens. Aber nicht bloß das Organ Christi ist die K. zur Verwirklichung der Erlösung an allen Menschen, sondern sie ist auch diese erlöste, zum Reiche Gottes gestaltete, Menschheit selbst u. als solche ist sie mit Christus eins, wie der Leib mit dem Haupte. Je inniger daher ein Mensch mit der K. vereint u. von ihrem Geiste durchdrungen ist, um so mehr ist er auch eins mit Christus u. von Seinem Geiste belebt, d. h., je kirchlicher Jemand ist, um so christlicher ist er. Die aber, welche von einem Christenthume träumen ohne K., kommen auch zu einem Christenthume ohne Christus, am Ende gar zu einer Religion ohne Gott, d. h. zur Selbstvergötterung des von aller höheren Autorität emancipirten, von der Einheit mit Gott u. der Einheit mit der Menschheit losgerissenen Ich. Der Katholik aber weiß sich in der K. in der Gemeinschaft aller Miterlösten, mit Christus u. in Christus mit Gott verbunden. Heinrich.

Kirchenagende, s. Agende.

Kirchenbann, s. Bann u. Excommunikation.

Kirchenbuße, s. Buße u. Bußdisciplin.

Kirchen-Fabrik (fabrica ecclesiae), heißt derjenige Theil des Lokal-Kirchen-Vermögens, welcher zur Bestreitung der Baukosten an dem Kirchengebäude einer bestimmten Gemeinde ausgeschieden ist. Oft begreift man auch darunter das zur Bestreitung der Kosten auf Cultus u. das Kirchenbauwesen angewiesene, häufig sogar das gesammte Kirchenvermögen einer Gemeinde.

Kirchengesang, der, ist das wirksamste Mittel zur Erweckung religiöser Gefühle u. zur eigenen, wie zur Erbauung anderer. Christus selbst sowohl (Matth. 26, 30., Mark. 14, 26.) als die Apostel (1. Kor. 14, 15—26., Ephes. 5, 19., Kol. 3, 16.) haben ihn gewürdigt, und in den gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen machte derselbe einen Hauptheil ihres Cultus aus. In der ältesten Zeit dienten dazu die Psalmen, denn schon Clemens von Rom verordnete, daß die Vorsänger, zugleich Vorsteher der Gemeinde, die Psalmen anstimmen und die Gemeinden sie nachsingen sollten. Im 4. Jahrhunderte aber suchten die Oberhirten der Kirche den in den Kirchen mit mancherlei Modulationen entstandenen u. in den verschiedenen Gemeinden verschieden gestalteten K. gleichförmig zu re-

geln u. so wurden, da der Anfang des öffentlichen K.s bereits unter Sylvester I., erfolgte, auf der Kirchenversammlung zu Laodicea, 364, regelmäßige Gesänge eingeführt u. von besonderen Cantoren u. Canonikern nach Noten gesungen. Wohl einsehend, daß dieser Gesang, um in der Kirche Wurzel zu fassen, höchst einfach seyn müsse, beschränkten jene Oberhirten denselben auf vier Tonarten, oder eigentlich auf vier Oktavgattungen einer aus dem altgriechischen Tonsysteme entlehnten Tonleiter, und dieß sind die ursprünglichen vier Kirchentonarten, welche der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, bald darauf aus dem Oriente in die abendländische Kirche gebracht haben soll. Man nannte sie damals u. später den ersten, zweiten, dritten u. vierten Ton. Papst Gelasius hatte schon viel zur Verbesserung des K.es beigetragen, noch mehr aber that dieß Gregor der Große u. mit ihm, der überhaupt die Liturgie würdevoller und majestätischer einrichtete, begann (591) eine neue Periode des K.es. Er führte eine neue Melodie — die acht Kirchentöne (cantus plenus) genannt — ein u. bestimmte das Verhältniß, nach welchem die Noten mit den ihnen zukommenden Sylben abgesungen werden sollten. Durch den regelmäßigen Abfall der Sylben u. Verse erhielt der K., obgleich ohne Rythmus u. Metrum, mehr Feier u. Würde u. war zugleich so eingerichtet, daß das Volk leicht Antheil daran nehmen konnte. Zur besseren Beförderung und Verschönerung des Gesanges errichtete Gregor der Gr. eine eigene Singschule zu Rom, wies dazu zwei Gebäude, eines bei der Vatikan-, und ein anderes bei der Lateran-Kirche an, worin er Subdiakonen und anderen Klerikern von den niederen Weihen Unterricht in der von ihm eingeführten Gesangmethode ertheilen ließ. Nebstdem sammelte er die älteren noch vorhandenen Kirchengesänge, gab denselben eine bessere Form u. Einrichtung und veranstaltete so ein eigenes Antiphonarium. Der gregorianische Gesang, auch Chorgesang genannt, weil er von Chören gesungen wurde, erreichte so seine höchste Stufe und verbreitete sich in Frankreich, Deutschland u. England, in welchem letzteren Lande er zuerst vom heil. Augustin, den Gregor d. Gr. mit einigen Sängern dahin abgeschickt hatte (596) zu Kent eingeführt wurde und überhaupt im ganzen Occidente. Besondere Beförderer der gregorianischen Gesang-Methode waren der heilige Bonifazius und Karl der Große. Letzterer sandte sogar unter Papst Hadrian I. (774) zwei Geistliche nach Rom, damit sie allda an der Quelle Unterricht in der Schule Gregors empfangen möchten. Nachdem dieselben gehörig unterrichtet waren, kehrten sie nach Frankreich zurück und ertheilten nun selbst Unterricht in der gregorianischen Gesangmethode in der, unter Aufsicht des Bischofs Angilram zu Metz errichteten Singschule. Zur weiteren Verbreitung des gregorianischen K.s in seinem Reiche gründete Karl noch an anderen Orten als: zu Paris, Soisson, Toul, Aachen &c. dergleichen Schulen, von denen aus dann wieder eigene Sänger in die Provinzen zur Unterweisung anderer abgeschickt wurden. Im Mittelalter bildete sich der vierstimmige Gesang, welcher mit Instrumentalmusik u., nach Erfindung der Orgel, hauptsächlich mit dieser begleitet wurde, woraus dann die Figuralmusik u. der figurirte Gesang, wobei die Hauptstimme unverändert bleibt, die begleitenden Stimmen aber verändert sind, sich entwickelte. Guido von Arezzo (s. d.), erfand im 11. Jahrhunderte die Solmificatio oder Solmisatio. Er legte die gregorianische Methode der seinigen zu Grunde u. verbesserte solche in vielen Stücken. Die gute Aufnahme, welche er deßhalb unter Benedikt VIII. in Rom fand, trug viel zur schnellen Verbreitung seiner Gesangweise bei. — Die mehrfach gemachte Bemerkung zeigt sich allerdings begründet, daß der K., wie er jetzt in Deutschland gehört wird, in Italien nicht gewöhnlich sei, nur beim Singen der Litaneien an Festen u. im Advente zuweilen noch die schöne Stimmen aus der Gemeinde ertönen, die Geistlichkeit den Gesang, als wesentlichen Theil des Kirchenrituals, vernachläßige u. kunstliebende Städte ein Gleiches thun. Indeß bewährt es sich auch, daß seit Kurzem Abhülfe gesucht wird, u. zur Beförderung dessen sind in Mailand u. Parma (1832, 1833) zwei gute Gesangmethoden von Tettomanza u. Garfagnino erschienen. Die Einführung

neuerer Kirchenlieder, sowie die Approbation solcher, ist ein geistlicher Gegenstand u. steht sonach den Kirchenoberen zu. Vgl. auch die Art. Gesangbücher, Kirchenmusik, Liturgie.

Kirchengeschichte, die Geschichte von der Gründung u. seit derselben bis auf unsere Tage fortgegangenen Entwickelung, Ausbreitung u. Wirksamkeit der christlichen Kirche. Was 1) Stoff für diese Wissenschaft sei, ergibt sich aus dem Begriffe u. der Natur der christlichen Kirche; denn, daß wir hier an die katholische Kirche, das Institut, das Bekenner eines u. desselben Glaubens in bestimmter Gesellschaftsverfassung zusammenhält, zu denken haben, versteht sich von selbst. Die zur K. gehörigen Materialien betreffen a) die von der göttlichen Vorsehung in die vorchristliche Geschichte eingelegten Vorbereitungen u. Einleitungen auf das Christenthum, b) die Geschichte der Gründung u. Entwickelung der christlichen Kirche selbst, u. zwar, sofern diese Entwickelung aa) am Glauben u. am Lehrbegriffe, bb) am Cultus, cc) an dem Maße der, zum Bestehen der Kirche wirkenden, Funktionen vor sich geht u. zugleich dd) eine Wirkung nach außen ist, oder nach Einwirkungen von außen her selbst zu Stande gekommen ist. Die Frage ist nur, wie der vielfältige Stoff nach den Regeln systematischer Anordnung unter eine bequeme Uebersicht zu bringen sei, oder mit andern Worten, in welcher Ordnung u. nach welcher Methode die kirchengeschichtlichen Fakta dargestellt werden müssen. A. Ehemals machte man die Jahre oder Jahrhunderte, oder die Regierungszeit einzelner Regenten, zu Beziehungs- u. Anknüpfungspunkten für den Stoff; aber die Unwissenschaftlichkeit u. Unbequemlichkeit dieser Methode ist jetzt allgemein anerkannt; man hat lieber, die Idee einer Entwickelung festhaltend, B. die Unterscheidung nach geschichtlichen Hauptimpulsen u. also nach Zeit-Epochen u. Perioden gemacht. Epochen oder Zeiträume gränzen sich für die K. da gegen einander ab, wo die Verhältnisse der Kirche auf eine durchgreifende Weise umgestaltet wurden. Innerhalb solcher Zeiträume würden dann in minderbedeutenden Veränderungen sich Perioden unterscheidbar machen. So haben denn neuere Kirchenhistoriker nach Zeiträumen u. Perioden also disponirt: Erster Zeitraum: Die Wirksamkeit der christlichen Kirche unter den Völkern der griechisch-römischen Bildung u. Herrschaft bis gegen das Ende des 7. Jahrhunderts u. innerhalb dieses Zeitraumes erste Periode: von der Gründung des Christenthumes bis auf Kaiser Konstantin den Großen (bis 313). zweite Periode: von Constantin dem Großen bis zum Concilium Quinisextum (692). — Zweiter Zeitraum: das Zusammentreffen der christlichen Kirche mit germanischen u. slavischen Völkern u. die unter diesen ausgeübte Wirksamkeit derselben bis zum 16. Jahrhunderte; unter welchem Zeitraume sich folgende Perioden abtheilen: a) Stiftung christlicher Kirchen bei den Germanen bis auf Gregor VII. (1073.) b) Von Gregor VII. bis zu den bestimmt hervortretenden Symptomen einer Spaltung der abendländischen Kirche im 16. Jahrhunderte. Dritter Zeitraum: von der Glaubensspaltung durch Luther bis auf unsere Zeit. Perioden: a) von der durch Luther bewirkten Glaubensspaltung bis zum westphälischen Frieden oder der politischen Anerkennung der Protestanten (1648); b) vom westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit. S. die Universalgeschichte der christlichen Kirche von Dr. Johannes Alzog, Mainz 1846. Allein auch diese Eintheilung hat ihre Unbequemlichkeiten. Sie betrifft mehr das nach Außen gerichtete Verhältniß, die Ausbreitung u. Erweiterung der Kirche, als die Entwickelung ihres Lehrbegriffes u. die Ausbildung ihrer hierarchischen u. gottesdienstlichen Verfassung. Nun hat aber jene, die Entwickelung des Lehrbegriffes, sowie die Ausbildung der, den Cultus u. die Hierarchie betreffenden, Verhältnisse ebenfalls ihre Abstufungen (u. Perioden), die nicht gerade den, für das äußere Verhältniß gesetzten, Perioden parallel gehen, noch auch durch diese bedingt sind. Sollen diese Abstufungen dennoch innerhalb jener Perioden oder Epochen wiederum Zeitabschnitte bilden, so wird dadurch zwar die Classificirung vervielfältigt, aber ein innerer u. sachlicher Zusammenhang entsteht dadurch immer noch nicht.

Es scheint daher, daß eine plangemäßere Anordnung für den kirchengeschichtlichen Stoff noch zu suchen sei. — Nach unserer Ansicht besteht die christliche K. aus zwei Büchern. Das erste Buch faßt an der Kirche ihr Verhältniß u. ihre Richtung nach Außen, das zweite ihr inneres Verhältniß. Beide Bücher werden sich in gewisse Hauptabtheilungen spalten. Das erste Buch wird aus folgenden Abtheilungen bestehen: a) Ausbreitung der Kirche — sofern darin die Tendenz zu politischer Existenz enthalten ist u. sich hiernach ein bestimmtes Verhältniß derselben zum Staate zu bilden hatte. Auf diese Seite mögen die vorhin erwähnten Perioden (wiefern sie Kämpfe und Siege unter sich haben) fallen. b) Wirksamkeit der Kirche nach Außen — zur Aufklärung, Versittlichung der Menschheit. — Das zweite Buch von der inneren Entwickelung der Kirche wird handeln a) von der Entwickelung des Lehrbegriffes (der kirchlichen Glaubenslehre), wie solche im Kampfe gegen Häretiker u. Schismatiker zu Stande gekommen ist (bis zum Tridentinischen Concil); b) von der Gestaltung der gottesdienstlichen (liturgischen) u. hierarchischen Verfassung; c) vom religiösen Leben der Kirche. Wir sollten meinen, daß durch diese Anordnung theils die Uebersicht erleichtert, theils die Möglichkeit gegeben werde, manches Bedeutende in ein helleres Licht zu stellen, was bei jener ersteren Anordnung entweder ganz verschwindet, oder hinter Anderes zurücktritt. Schon die apostolische Zeit läßt sich nach unserem Plane von mehren interessanten Seiten betrachten — den zwei Büchern von der K. müßte noch eine allgemeine Darstellung von den weltgeschichtlichen Vorbereitungen auf die Kirche Christi — vom Zustande der Völker, auf die sie bei ihrem Eintritte zu wirken hatte, vorangehen. — Die Quellen der K. sind theils göttliche: die Schriften des alten u. neuen Testamentes, theils menschliche: öffentliche Urkunden (die Acten der Concilien, die Kirchengesetze, die Decrete der Päpste, die öffentlichen Glaubensbekenntnisse, die Liturgien, Ordensregeln, Verordnungen der Staatsbehörden in kirchlichen Angelegenheiten, Verträge mit der Kirche), Privatzeugnisse (die Nachrichten u. Biographien von Martyrern u. Heiligen, die Schriften der Kirchenväter, Kirchenschriftsteller u. Kirchen-Geschichtsschreiber, die Schriften von den Gegnern der Kirche), Denkmäler (Kirchen, Inschriften, Gemälde, Münzen). — Hülfswissenschaften für die K. sind: a) classische u. kirchliche Philologie, b) die Diplomatik (Wissenschaft von den Urkunden u. der Kenntniß der Paläographie), c) die kirchliche Geographie, d) die Chronologie. — Vorbereitungswissenschaften sind: Allgemeine Religionsgeschichte, Geschichte der Philosophie, allgemeine Literärgeschichte, allgemeine Weltgeschichte. — Ueber die Literatur der K. können wir uns hier nur kurz fassen u. müssen in Absicht auf Kenntniß vom Detail, wie unter dieser Rubrik, so auch unter der von den Quellen der K., auf neuere Lehrbücher dieser Wissenschaft verweisen. Zuerst sind zu erwähnen: 1.) griechische Kirchenhistoriker, als: Eusebius, Bischof von Cäsarea (der Vater der K.). Er schrieb ein Chronikon, das nur noch in einer verstümmelten lateinischen Uebersetzung von Hieronymus existirt (eine armenische Uebersetzung wurde im Jahre 1787 aufgefunden) u. eine K. in 10 Büchern, die bis zum Jahre 324 reicht. Dieses Werk ward fortgesetzt im 5. Jahrhunderte von Sokrates, Sachwalter in Konstantinopel, sodann von Hermias Sozomenus (ebenfalls Sachwalter zu Konstantinopel) vom Jahre 323—423, sodann von Theodoret, Bischof von Cyrus in Syrien (die Fortsetzung geht von 322—427). Den Sokrates und Theodoret setzte fort (vom Jahre 431—594) um die Mitte des 6. Jahrhunderts Evagrius, Sachwalter zu Antiochien. Einen Auszug aus Sokrates, Sozomenus u. Theodoret lieferte in 2 Büchern Theodosius, Lektor zu Konstantinopel; im Anfange des 6. Jahrhunderts endlich die byzantinischen Geschichtsschreiber, besonders Nicephorus Kallisti (wahrscheinlich Geistlicher zu Konstantinopel), im 14. Jahrh. Von seinen 23 Büchern K. sind uns noch 18 übrig. 2) Lateinische: a) Rufinus (Priester von Aquileja), Uebersetzung des Eusebius u. Fortsetzung desselben bis gegen das Jahr 400 (bis 395). b) Jenes Zeitgenosse, Sulpitius Severus: Ge-

schichte von Erschaffung der Welt bis 400 n. Chr. c) Der Spanier Paulus Orosius. Er verfaßte auf Anrathen des heiligen Augustin eine Geschichte vom Anfange der Welt bis 416 n. Chr. d) Marcus Andreas Cassiodorus (ein Staatsmann zu Rom, † 562): lateinischer Auszug aus Sokrates, Sozomenus u. Theodoret u. Fortsetzung des Sokrates bis 518. 3) Unter den Völkern römisch-germanischer Bildung: Gregor von Tours († 595): Hist. Franc. lib. 10. (bis 594), Beda Venerabilis († 735) Hist. gentis Anglor. lib. 5. (bis 731). Paul Warnefried (Paulus Diakonus am Hofe Karls d. Gr.): eine Geschichte des lombardischen Volkes. — Haymo von Halberstadt († 853): Lib. 10. rer. christianar. memoria (Auszug aus Rufin, s. n. 2. mit eigenen Bemerkungen). Anastasius (Priester u. Bibliothekar zu Rom, † 886): Hist. eccl. 5. chonographia tripartita ex Nicephori, Gregorii Cyncelli et Theophanis. ed. vitae romanor. Pontif. — Flodoard (Bischof, † 966): eine Geschichte von Rheims bis 948. — Adam von Bremen (Bischof, v. 788—1076): Hist. eccl. praesertim Bremens. lib IV. (deutsch übersetzt von Carsten Misegaes, Bremen 1825), fast die einzige Quelle für die K. von Dänemark, Schweden und Sachsen. Oderic Vital (Benedictiner, † nach 1142): Hist. eccl. lib. XIII. — Ptolomäus de Fiadonibus (Bischof von Rocello, † 1327): Hist. eccl. lib. 24. — Chronikenschreiber im Mittelalter: Regino von Prüm († 915), Hermannus Contractus († 1054), Lambert von Aschaffenburg († 1080), Otto von Freisingen († 1148), Matthäus Paris († 1259), Wilhelm von Tyrus († 1178) u. A. — Geschichtsschreiber nach dem Mittelalter: Antonius Florentinus: Summa historialis (bis 1439). — Laurentius Valla (Kanonikus zu Rom, † 1456): De falso credita et ementita Constantini donatione declamatio. Der Benediktiner J. Trithemius (Johann v. Tritenheim, † 1516): Annales Hirsaug. Albrecht Franz (Domherr in Hamburg, † 1517): Metropolis (eine K. von Norddeutschland). — 4) Seit der Kirchenspaltung (1517): a) katholische, aa) polemische: Caesar Baronius (Cardinal, † 1607): Annales eccl. (eine Widerlegung des Werkes vom lutherischen Theologen Matthias Flacius: Centuriae Magdeburgenses, aus welchem Werke der lutherische Lukas Osiander einen Auszug verfertigte). Die Annalen des Baronius sind fortgesetzt worden von Bzovius Spordanus, Oderic Raynald, Jakob von Caderchi. Eine Kritik über Baronius haben wir von Anton Pagi: Critica historico-chronologica in annales Baronii, Paris 1698, vollständig Antwerpen 1705. — b) Geschichtsschreiber, α) Französische: Von diesen nennen wir nur: Godeau, hist. de l'église depuis la naissance de J. C. jusq' à la fin du IX. siècle, Paris 1663, 3 Thle.; dagegen schrieb der Dominikaner Natalis Alexander: hist. eccl. N. T., Paris 1676 u. selecta historiae V. T. capita, Paris 1689, 6 Bde., 8. Hist. eccl. V. et N. T., Paris 1699, 8.— Fleury († 1723), hist. eccl. (bis zum Jahre 1414), Par. 1691—1720, 20 Thle. 4. (vermehrt aus Fleury's Handschriften, Paris 1840, reicht bis 1517). — Bossuet (Bischof von Meaux): Discours sur l'histoire universelle (fortgesetzt von dem protestantischen Hofprediger zu Kiel, Andreas Cramer). — Tillemont († 1698): Mémoires pour servir à l'histoire eccl. de six premiérs siecles, Paris 1693—1712, 16 Thle. 4. β) Italienische: berühmte Namen: Paul Sarpi, Pallavicini, Noris, Mamachi, Selvaggio, Pelliccia, Assemanni, Mansi, Muratori, Orsi, Sacharelli, Aur. Sigonius, Zola, Laur. Berti, Palma. γ) Deutsche: Graf Leopold zu Stolberg: Geschichte der Religion Jesu Christi. — Theodor Katerkamp, Einleitung in die K., Münster 1819—34, 5 Bände (geht bis 1153). — Döllinger, Handbuch der christlichen K. u. Lehrbuch der K., Landshut 1833, 1836, J. Alzog, Universalgeschichte der christlichen K., 4. Auflage, Mainz 1846 u. A. — b) Lutherische Historiker: Flacius, Caligo, Kortholt, Ittig, Sagittarius, Adam Rechenberg, J. A. Schmidt, Gottfried Arnold, Mosheim, die Walche (Vater u. Sohn), Semler, Schrökh, Henke, Spittler, Chr. Schmidt, Plank, Stäudlin, A. Neander, Engelhardt, Danz, Gieseler, Hase u. A. — c) Reformirte: Gottinger, Jakob Basnage u. Samuel Basnage (jener schrieb ge-

gen Bossuet, dieser gegen Baronius), Veneman, Spanheim, Turretin, Jablonski, Thym, Münscher, Hofstede de Groot, Schleiermacher (Geschichte der christlichen K., herausgegeben von E. Bonnett, Berlin 1840). — Der Nutzen der K. braucht hier wohl nicht erst ins Licht gestellt zu werden. Dr. Wilke.

Kirchengesetze sind Verordnungen der rechtmäßigen Kirchen-Gewalt (s. d.), welche das Verhalten der Kirchenbeamten u. Kirchengenossen bestimmen, oder die äußere Disciplin betreffen. Ursprünglich wurden die K., Kanones genannt, von den Synoden erlassen, im Mittelalter aber kam die legislative Gewalt der Kirche an den Papst u. den Bullen desselben ward eine allgemeine verbindende Kraft beigelegt. Nach der Natur der Kirchen-Gewalt können die K. nur von der Kirche ausgehen. Da die Kirche aber im Staate existirt, so erhielt auch der Staat Einfluß auf das Kirchen-Wesen, u. so erließ auch die Staatsgewalt in Bezug auf die äußeren Verhältnisse der Kirche ähnliche Gesetze, wodurch bisweilen nur den kirchlichen Anordnungen um so mehr Nachdruck gegeben werden sollte. Dergleichen Verordnungen finden sich in den theodosianischen u. justinianischen Codices, sowie auch in den Capitularien der fränkischen Könige, weßwegen auch diese eine Quelle des Kirchenrechts (s. d.) bilden. Nach den neuesten partikularen Bestimmungen dürfen keine kirchlichen Gesetze, Verordnungen und sonstigen Anordnungen ohne landesherrliches Placet publicirt werden. Die K. haben, wie alle anderen Gesetze, erst dann verbindende Kraft, wann ihre Bekanntmachung gehörig geschehen ist, so daß diejenigen, welche sie angehen, d. i. die Gläubigen, hievon Kenntniß erlangt haben. Sind aber einmal K. gehörig promulgirt, so kann eine Unkenntniß derselben nicht mehr vorgeschützt werden. Ein K. legt seiner Natur nach immer eine religiös-moralische Verpflichtung auf, wofern nicht durch selbes selbst erklärt ist, daß es nicht im Gewissen verbinden solle, sondern nur dem Uebertreter eine Strafe zumesse. Die Gesetze enthalten entweder ein Ge- oder Verbot, und es sind ihnen zur Erwirkung des Vollzuges Strafen beigefügt. Auf den Fall der Uebertretung oder des Ungehorsams folgt also die Strafe; diese wird entweder mittelst richterlichen Erkenntnisses oder Ausspruches (poena ferendae sententiae) verhängt, oder es liegt im Gesetze schon die Bestimmung, daß die Strafe den Uebertreter ipso facto treffe (poena latae sententiae). Muß jedoch zur Straf-Vollziehung noch ein Dritter mitwirken, so ist bezüglich deren gleichfalls eine richterliche Entscheidung erforderlich. Eine, wider ein Gesetz unternommene, Handlung ist bei Geboten erst dann nichtig, wenn das Gesetz selbst dieselbe ausdrücklich als Folge der Unterlassung oder Zuwiderhandlung verordnet, wie dieß z. B. durch die Vorschrift des Concils von Trient in Absicht auf die Clandestinität bei der durch selbes vorgeschriebenen Förmlichkeit bei der Eheschließung der Fall ist. Bei Verboten ist die Ungültigkeit in der Regel eine Folge der Uebertretung; doch kann das Gesetz auch hier wieder eine Ausnahme machen. Allgemeine K. verbinden alle Gläubigen, partikuläre aber nur jene, welche in einer Diöcese oder Provinz domiziliren, für die sie erlassen worden sind. — In der protestantischen Kirche kann eine allgemeine Gesetzgebung nicht vorkommen, wie in der katholischen, indem jene sich nur auf ein einzelnes Land beziehen kann, da der Regent auch summus Episcopus ist.

Kirchengewalt (potestas ecclesiastica, in ihrer Ganzheit plenitudo potestatis), ist der Inbegriff aller jener Vollmachten, welche Jesus Christus auf Petrus u. die Apostel und in ihnen auf ihre Nachfolger übertragen hat. Dieselbe hat also ihren Grund u. Ursprung einzig und allein in Jesus Christus, „dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel u. auf Erden.“ Niemand hat demnach irgend eine kirchliche Gewalt, als wem sie Christus übertragen hat. Das sind aber einzig Petrus, die Apostel u. ihre Nachfolger; auf letztere geht die Gewalt über durch das Sakrament der Weihe (Ordination s. d.), durch welches die geistliche Nachfolge (Succession) begründet wird. Hiermit steht im Widerspruche das protestantische Prinzip, wonach vermöge des „allgemeinen Priesterthums aller Christen“ die K. dem Volke, der Gemeinde zustehen soll.

Wo möglich noch falscher u. grundverderblich ist die Lehre, daß der Staat oder der weltliche Regent Inhaber der K. sei (s. d. Art. Staat u. Kirche). Petrus u. den Aposteln, resp. dem Papste u. den Bischöfen, steht die K. in der Art zu, daß Petrus, daß der Papst sie, als das Oberhaupt der ganzen Kirche, in ihrer ganzen Fülle u. Allgemeinheit, die Apostel, resp. Bischöfe aber sie ebenfalls in ihrer Fülle u. Ganzheit, aber in Einheit und Unterordnung unter Petrus resp. den Papst besitzen, so daß sie dieselbe also nur in den Schranken ausüben können, welche durch die hierarchische Ordnung u. die Unterordnung unter das gemeinsame Oberhaupt geboten sind. Demgemäß erstreckt sich insbesondere die Gewalt der Bischöfe nur über ihre Diözesen, die des Papstes aber über die ganze Kirche, u. in ihren Diözesen können jene dieselbe nur ausüben in Unterordnung unter den Papst, der Papst aber übt sie über die ganze Kirche aus in souveräner Weise. Priester, Diakonen und andere Kirchendiener sind lediglich Gehülfen der Bischöfe u. Päpste in Ausübung der K. Die K. begreift, nach dem durch sie übertragenen dreifachen Amt Christi, dem prophetischen, hohenpriesterlichen u. königlichen, die dreifache Gewalt in sich. 1) Der Lehre (magisterium), 2) der Darbringung des Opfers und der Verwaltung der Sakramente (ministerium), 3) der Regierung der Kirche u. der Handhabung der Kirchenzucht (jurisdictio). — Und in dieser dreifachen Beziehung steht der Kirche, wie sich von selbst versteht, das Recht zu: Beschlüsse zu fassen — gesetzgebende Gewalt — und für deren Vollziehung zu sorgen (vollziehende Gewalt) durch Entscheidung etwaiger Streitigkeiten (richterliche Gewalt) und durch Anwendung kirchlicher Strafen (Strafgewalt). Zu allen diesen Zwecken hat sie das Recht der Oberaufsicht in allen kirchlichen Dingen, wie auch das Recht auf alle, zur Vollführung ihrer Rechte nothwendigen Mittel, namentlich das Recht Vermögen zu erwerben u. zu besitzen, darüber zu verfügen und es frei zu verwalten. Und in allen diesen Rechten und Gewalten, die sich über alles religiöse Leben erstrecken, also namentlich über alle religiösen Institute, ist die Kirche vermöge der, ihr von Gott verliehenen, Vollmacht schlechthin frei u. unabhängig. (Im Uebrigen vergl. den Art. katholische Kirche, Kirchen-Verfassung, Staat u. Kirche). Heinrich.

Kirchengut (bona ecclesiastica, patrimonium ecclesiae), nennt man im Allgemeinen alles bewegliche und unbewegliche Vermögen, welches eine Kirche als Eigenthum besitzt; insbesondere aber diejenigen Gegenstände, welche nur mittelbar zu kirchlichen Zwecken dienen, indem ihr Ertrag dazu verwendet, nicht aber sie selbst zu gottesdienstlichen Verrichtungen benützt werden. Diese letzteren Gegenstände sind Kirchensachen im eigentlichen Sinne (res sacrae) und als solche dem gewöhnlichen Verkehre entzogen, wie auch ihre Entwendung und Beschädigung strenger bestraft wird (Gottesraub u. dergl.), weil dieß als ein Angriff gegen die Religion selbst, als eine Verletzung der ihr schuldigen Ehrfurcht angesehen wird. — Die Kirche ist in die sichtbare Welt hingestellt, um in ihr zu wirken. Sie muß also auch sichtbare u. äußere Mittel haben, um sich in der Welt geltend zu machen u. vom Sinnlichen auf das Uebersinnliche hinzuleiten, vom Natürlichen auf das Uebernatürliche die menschliche Seele überzuführen. Denn diese empfängt alle Eindrücke von Außen her; indem in dem Sinnlichen der innere Gedanke, das geistige Wesen verborgen ist und durch das Aeußere durchleuchtet. Will die Kirche also wirklich seyn in der Welt, so muß sie Mittel haben, durch welche sie sich dem menschlichen Geiste kenntlich macht, durch welche sie sich äußerlich ausspricht. Daher sehen wir, daß schon der Heiland mit den Aposteln eine Kasse hatte, woraus sie, die Verkündiger des wahren Glaubens, sowohl ihre Bedürfnisse bestritten (Joh. 12, 6), als auch den Armen Almosen reichten, um die Aufgabe der Kirche, thätige Menschenliebe, zu erfüllen u. auch, wie bei der Feier des letzten Abendmahles, die zum Gottesdienste nothwendigen Gegenstände, in welchen, als äußeren Zeichen, die göttliche Gnade dem Menschen zu Theil werden sollte, zu beschaffen. Zu diesen Zwecken sehen wir auch zu der

Apostel Zeiten die Gläubigen die Mittel zusammenbringen, damit die Diener vom Altare leben (Matth. 10, 10. Luc. 10, 8. 1 Kor. 9, 4, 13), der Gottesdienst u. andere kirchlichen Handlungen stattfinden und Arme, Kranke, Wittwen u. Waisen erhalten werden konnten (Apostelg. 2, 44. 6, 1. 11, 29. 1 Kor. 11, 21, 33; 16, 1. 1 Tim. 5, 16.). Nicht bloß, daß Gaben der Gläubigen eingesammelt wurden, sondern Einzelne trugen auch soviel bei, daß ein eigentliches kirchliches Vermögen für die genannten Zwecke erwuchs; so hat Joses, genannt Barnabas, seinen Acker verkauft und das Geld den Aposteln gebracht (Apostelgeschichte 4, 36). Der Eifer, mit welchem die ersten Christen ihre Habe hingaben, um Gott zu dienen und zur Erreichung der kirchlichen Zwecke beizutragen, pflanzte sich auf ihre Nachkommen fort. Die Liebe zu Gott u. zu der von ihm gestifteten Kirche, durch welche dem Menschengeschlechte alles Heil u. alle Gnade zu Theil wird, trieb die Christen an, diese Liebe auch äußerlich zu zeigen, die Erkenntlichkeit zu beweisen für die geistigen Güter, die sie erhalten, indem sie dafür die irdischen Güter hingeben, um durch sie auch zur Vermehrung des Reiches Gottes auf Erden u. zur Verherrlichung seines Namens beizutragen. Denn so konnten auch sie am Werke der Erlösung der Menschen mitwirken, indem sie das, was sie hatten, beitrugen, die natürlichen Mittel nämlich, ohne welche der Glaube nicht gelehrt, die Gnade nicht gespendet, die Welt nicht erleuchtet werden konnte. Das sind die Beweggründe, warum zu allen Zeiten eine so große Menge Güter der Kirche dargebracht worden sind; die Ursache hiervon kann nicht in anderen, äußeren Triebfedern, etwa der Dummheit, des Aberglaubens, schlauen Betruges u. dergl. gesucht werden; denn sonst dürfte diese Erscheinung nicht schon so lange dauern u. gerade oft die gebildetsten, größten u. erhabensten Männer als die edelsten Wohlthäter der Kirche sich erweisen. Besser kann Niemand sein zeitliches Vermögen verwenden, als wenn es den Zwecken der Religion zugedacht wird. In den späteren Zeiten wurden die kirchlichen Bedürfnisse durch die freien Gaben der Gläubigen (oblata) befriedigt, zu diesem Behufe aber auch schon einzelne liegende Gründe an Kirchen gegeben. Nach der schon, wie oben gezeigt, in der heiligen Schrift selbst liegenden Verwendung des K.es, wurden dessen Einkünfte in 4 Theile getheilt u. diese dem Bischofe (quarta mensae episcopalis), dem Klerus (q. cleri), den Armen (q. pauperum), den kirchlichen Bedürfnissen (q. fabricae ecclesiae) zugewiesen. Schon nach römischem Rechte ließ man dem Kirchenvermögen besondere gesetzliche Vergünstigungen angedeihen, wie bei Verjährungen, Abgaben u. dergl. Dieselben Verhältnisse blieben auch in den germanischen Reichen bestehen. Die Kirche erhielt jetzt insbesondere großes Grundvermögen; diese Liegenschaften wurden meist mit Immunität, Befreiung von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit u. Abgabenpflicht begabt; denn man ging von dem Grundsatze aus, daß dasjenige, was zum Dienste Gottes bestimmt sei, auch nicht zum Dienste der Welt, des Staates, herbeigezogen werden könne. Wie im Alten Testamente, bewilligte man auch die Zehnten, als Abgaben zur Erhaltung der Diener der Kirche, was insbesondere da nothwendig war, wo dieselbe noch kein sonstiges eigenes Vermögen besaß. Aus großen, mit Immunität ausgestatteten Liegenschaften erwuchsen im Laufe der Zeiten landesherrliche Territorien mit oder ohne Reichsstandschaft, daher die reichsunmittelbaren u. mittelbaren geistlichen Gebiete. So nahm das K. im ganzen Abendlande außerordentlich zu, namentlich durch Schenkungen frommer Fürsten u. Herrn, der Städte u. Dörfer, besonders aber auch durch gute Wirthschaft, Sparsamkeit u. Fleiß, was namentlich in den Klöstern der Fall war. Allein diese Größe erregte bei der Welt große Begierde u. heftigen Neid. Im Einzelnen mag auch das K. öfters nicht rechtmäßig verwendet worden seyn. Dieß Alles wirkte, daß manche Große seine Bestimmung nicht mehr achteten, sondern es zu ihren Zwecken gebrauchten, so z. B. Karl Martel, Karlmann, Karl der Kahle u. s. w. Ja, es suchte Jeder an sich zu reißen, was er konnte, weil in Vielen die Liebe nach den Gütern dieser Welt *viel größer war, als die Liebe* zu Gott. Dieß finden wir im Mittel-

alter insbesondere häufig, weil da die Leidenschaften in kräftigerer Natürlichkeit walteten, so daß man gar oft die eigenthümliche Erscheinung beobachtet, wie der Kirche Vieles zugewendet, auf einer anderen Seite ihr aber auch mit der größten Raubsucht Vieles entzogen wird. Daher erklären sich die strengen Maßregeln (Excommunication) gegen Frevel am K.e. Im Laufe der Zeit wurden die Einkünfte des K.es nicht mehr streng vom Bischofe in 4 Theile zerlegt, sondern, nachdem sich einmal die kirchlichen Einrichtungen bleibend festgestellt hatten, wies man den einzelnen Anstalten bestimmte, zu ihnen gehörende Theile des K.es zu, so daß die Stifter, Pfarreien, sonstige kirchliche Stellen, Seminarien u. s. w. ihre besonderen Güter (Präbenden, Benefizien, Witthum, Pfarrgut u. s. w.) hatten, wie auch zur Erhaltung der Kirche u. des Dienstes ein besonderes Vermögen ausgesetzt wurde (Fabrik). In den Stiftern wurden die Einkünfte, so lange die Glieder derselben gemeinschaftlich lebten, nicht getrennt; dieß geschah, nachdem dieses gemeinschaftliche Zusammenleben (vita communis) aufhörte, und jeder Kanonikus sein eigenes Hauswesen führte. Es wurde nun einer jeden Stelle in dem Stifte ein bestimmter Theil der ehemaligen Gesammteinkünfte zugewiesen, welche der, die Stelle einnehmende, Kanonikus zu seinem Unterhalte bezog (Präbende); nur ein kleiner Theil des Ertrages der Stiftsgüter wurde beisammen gehalten und gleichsam als Belohnung an diejenigen Stiftsherrn ausgetheilt, welche dem täglichen Gottesdienste persönlich beiwohnten (distributiones quotidianae, Präsenzgelder). Der Theil der kirchlichen Einkünfte, welcher früher den Armen zufiel, wurde zur Anlegung von Hospitälern, Schulen und dergleichen verwendet, oder, wo dieses nicht geschah, den Inhabern des K.s Abgaben zu diesem Zwecke auferlegt, wie auch solche für den bischöflichen Tisch erhoben wurden. So hatte denn die christliche Welt Viel des irdischen Gutes der Kirche dargebracht, damit es zur Verherrlichung Gottes, im majestätischen Gottesdienste u. zum Heile der Menschen, in Armen- u. Erziehungsanstalten, verwendet u. so auf die geistigste u. nützlichste Weise gebraucht werde. Als man aber anfing, sich mehr u. mehr von der Kirche zu entfremden u. dem Natürlichen sich zuzukehren, suchte man die Güter der Welt dem Dienste der Kirche zu entziehen; man beschränkte die Schenkungen an dieselbe (manus mortua) aus dem Grunde, weil das K. dem Verkehre entzogen würde, bedachte dabei aber nicht, daß dasselbe ein Vermögen war, welches allen Theilen der Gesellschaft, besonders aber den Armen, zu gut kam, nicht aber, wie im Verkehre, dazu benützt wurde, in Eine Hand nur immer mehr anzusammeln. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes, die Kirche arm zu machen, daß die Welt reich würde, hat sich in unserer Zeit recht augenscheinlich erwiesen, indem jene zwar arm, diese, die Welt, dadurch nicht reich, sondern nur ärmer geworden ist. Zur Zeit der Reformation verlor die Kirche schon unermeßliches Gut, welches größtentheils in die Hände Einzelner kam u. der Gesammtheit entzogen wurde; später gab Kaiser Joseph II. (1780) durch Aufhebung einer großen Zahl von Klöstern das Zeichen zur Nichtachtung des Eigenthums der Kirche. Der innere Grund dieser seiner Handlungsweise war Abneigung gegen die Kirche u. die wahre Religion, statt deren er, im Uebermuthe seiner Zeit, den Einbildungen der Afterphilosophen u. rein menschlicher Thätigkeit sich hingegeben hatte. Dieses Beispiel fand furchtbare Nachahmung. Obwohl das K. vor Joseph für Schulen u. s. w. verwendet wurde, so war gegen die Achtung vor der Kirche, gegen die Heiligkeit ihres Eigenthums u. gegen das Gefühl ihrer höheren Bestimmung eine ungeheuere That geschehen. Der letzte Kurfüst von Mainz, Karl Friedrich von Erthal, bewirkte beim Papste durch Bulle vom Jahre 1781 die Aufhebung dreier Klöster u. gab so auch kein gutes Beispiel. In Frankreich hatte die schlechte Wirthschaft der Könige u. Höflinge oftmals mit dem K. aufs Schlimmste gehauset; durch die Nationalversammlung wurde dasselbe aber in der Sitzung vom 4. August u. 2. November 1789, 13. Februar u. 14. April 1790, als *Nationalvermögen* erklärt u. der Geistlichkeit fixe Besoldung versprochen. Das ungeheuere *Gut der französischen Kirche* wurde verkauft, verschleudert, dem Volke gar Nichts

genützt, während der Klerus, wenn er es nach seinem Vorschlage behalten, alle Schulden der Nation bezahlt hätte. Durch das französische Concordat mit Pius VII. (15. Juli 1801) wurden die Kirchen, Pfarrhäuser, Gärten, Güter für Seminare zurückgegeben u. die Herstellung der Wohnungen für die Bischöfe u. Kapitel bestimmt. Durch ein Dekret der französischen Konsuln vom 9. Juni 1802 wurden in den durch den Luneviller Frieden an die fränkische Republik gefallenen Ländern auf dem linken Rheinufer die Orden u. Stifter aufgehoben u. alle Güter derselben, wie auch der Pfarrkirchen u. anderer kirchlichen Anstalten, zu Eigenthum der Nation gemacht; erst später wurde vom Kaiser Napoleon das noch nicht Veräußerte der Kirche wieder zurückerstattet. In Deutschland geschah der Hauptschlag für das K. durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803, wodurch alle Bisthümer, Stifter, Abteien, Klöster u. Priorate aufgehoben und die weltlichen Fürsten damit u. zwar reichlich entschädigt wurden. Die Bisthümer, Kapitel, Seminarien und Pfarreien sollten gebührend dotirt werden, allein, da Niemand über den Vollzug dieser Bestimmungen wachte, so geschah dieses auch größtentheils nicht u. den betreffenden Anstalten werden die nöthigen Mittel in Geld aus der Staatskasse nach den abgeschlossenen Concordaten verabreicht. Nur in Oesterreich wurde der Reichsschluß nicht vollzogen. In Portugal hob Don Pedro durch Dekret vom 28. Mai 1834 alle Klöster u. Hospitien auf u. sprach die Güter dem Staate zu. Gleiches geschah in Spanien durch die Gesetze vom 25. Juli u. 11. October 1835, u. durch den Beschluß des Cortes wurde alles K. der Nation zugetheilt (1837), welche aber, wie in allen ähnlichen Fällen, Nichts erhielt, sondern dasjenige Vermögen verlor, welches im ausgedehntesten Sinne dem Volke zu gut kam, indem der Gottesdienst davon erhalten, die Nation auf das Ewige u. Himmlische hingewiesen, die Armen u. Kranken bedacht, u. viele Söhne u. Töchter aus dem Volke ihre lebenslängliche Versorgung erhielten. Statt dessen haben Einzelne sich diese Reichthümer zugeeignet u. schalten damit zu ihrem Besten, nicht zu dem der Allgemeinheit. Dieses ist allenthalben die Folge der gepriesenen Säcularisationen. Wenn vom Zeitlichen Gott Nichts mehr gegeben wird, so gibt er auch nichts Ewiges u. keinen Segen mehr. Die Feinde der Kirche im Aargau hoben die, durch Art. 12. des Bundesvertrages der Schweiz gewährleisteten, Klöster vermöge Beschlusses des Großrathes vom 20. Januar 1841 gewaltsam auf. In Rußland wurden besonders seit der Regierung des Czaaren Nikolaus, neben den unausgesetzten Verfolgungen u. Bedrückungen, durch Ukas vom 25. December 1841 sämmtliche katholische Kirchengüter eingezogen u. die Besoldungen der Geistlichen auf die Staatskasse angewiesen. Die jährlichen Einkünfte dieses abgepreßten Vermögens bestanden in 505,374 Silberrubel, während aus der Staatskasse angeblich dafür vergütet werden: 272,996. Wie ungeheuer der Verlust war, den die Kirche, u. somit die Veredelung u. Unterstützung der Menschheit erlitten hat, geht daraus hervor, daß ihr durch die Säcularisation allein in Deutschland 21,026,000 Gulden Einkünfte entrissen wurden. So hat also die Beraubung der Kirche ihren Umzug um die ganze Welt gehalten, u. das Geschrei jener alten Oekonomisten u. Materialisten, das Heil der Menschheit komme heran, sobald einmal die Reichthümer der Kirchen weggenommen würden, ist gründlich Lügen gestraft worden. Juristisch ist das Kirchenvermögen in vielen Ländern ohne weitere Privilegien, wie Privateigenthum zu behandeln. Eigenthümerin des K.es ist die Kirche selbst, nicht diese oder jene Kirche, oder kirchliche Anstalt u. dergleichen, sondern die katholische Kirche in ihrer Gesammtheit, denn jedes einzelne Glied der Kirche besteht nur in u. mit dem Ganzen; hört daher eine Kirche oder ein kirchliches Institut auf, so fällt das Gut an die Kirche im Allgemeinen zurück. Denn diese ist die Eigenthümerin u. ein bestimmtes Glied in derselben hat die Benützung dieses Eigenthums. Daher haben auch die Vorsteher der Kirche, die Bischöfe u. zuletzt der Papst, die Aufsicht über das K., u. zwar erstere über alles Vermögen, *was in ihrem Sprengel sich befindet*, worüber sie auch ohne Mitwirkung des

Papstes verfügen können, in sofern dasselbe nur den kirchlichen Zwecken der Anstalten für den Sprengel selbst dient. Kommt aber der Genuß solchen Instituten zu, welche nicht der Diözese allein, sondern der ganzen Kirche angehören u. die Verbindung mit ihr bilden, z. B. Klöster, Stifter u. s. w., so ist zu Veränderungen dieses K.es die Einwilligung des Papstes, als Oberhauptes der ganzen Kirche, erforderlich. Die Früchte des K.es zieht der Inhaber desselben, der zunächst die damit verknüpften Dienste zu leisten hat (beneficium propter officium), die Einkünfte ohne Amtsleistungen (beneficia sine officio, Sinecuren) sind jetzt fast nur noch dem Namen nach bekannt. Ueber die Unterhaltung, Benützung des K.es gelten die allgemeinen juristischen Grundsätze u. vielfache besondere, nach dem Verhältnisse des Landes gestaltete Diözesanordnungen u. Statuten. Schon in frühester Zeit hat die weltliche Macht, aus Liebe zur Kirche, Sorge für das K. getragen, obschon sie an sich dazu kein Recht hat, denn die Kirche ist vom Staate unabhängig, u. also auch Alles, was zu ihr gehört. Auch jetzt ist fast allenthalben (England, Belgien, Nordamerika u. s. w. ausgenommen) die Aufsicht der weltlichen Gewalt über das K., oftmals in einem sehr lästigen u. drückenden Grade vorhanden, meistens nicht aus Liebe zur Kirche, sondern aus Mißtrauen, u. sie geht oft so weit, daß man eher den Staat als Eigenthümer betrachten könnte, als die Kirche.. Hirschel.

Kirchenjahr, heißt der jährliche Cyklus der Sonn- u. übrigen kirchlichen Festtage. In Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien u. anderen Ländern beginnt das katholische K. mit dem ersten Sonntage im Advent (s. d.), in England dagegen mit dem Feste der Verkündigung Mariä (25. März).

Kirchenlied, s. Lied.

Kirchenmusik, die Musik, welche bei dem öffentlichen Gottesdienste aufgeführt wird, also zum religiösen Gebrauche dient, u. es mit der allgemeinen Empfindung der Gemeinde in deren Gesammtheit zu thun hat. In ihr findet man die Metten, Vespern, Motetten, das Magnificat, Te Deum, die Litaneien u. s. w. Die K. ist schon uralt u. aus dem jüdischen Gottesdienste in die christliche Kirche übergegangen. Anfänglich durfte ihr nur der Ausdruck frommer Gefühle einwohnen, u. so wurde der gregorianische Gesang (s. Kirchengesang) die Grundlage aller christlichen K. Weiterhin entwickelte daraus sich der vierstimmige Gesang u. die Figuralmusik, als bloßer Gesang, oder begleitet von Instrumenten. Der Charakter der K. soll Andacht seyn, denn in der Kirche muß eine fromme, edle Stimmung die Gemeinde beherrschen, u. darum muß auch jener Alles fremd bleiben, was an das Alltägliche erinnert. Die gründliche religiöse Musik gehört zum Tiefsten u. Wirkungsreichsten, was die Kunst hervorbringen kann, u. man darf mit Recht behaupten, daß die Vernachlässigung derselben u. ein ihr angeeigneter theatralisch-profaner Charakter am empfindlichsten sich rächt durch das Sinken der Religiosität u. Kunst. — Die erste K. mit Instrumenten soll 1150 erschienen seyn, u. K. für mehre Chöre zuerst Villaert, Kapellmeister bei St. Marco in Venedig (geboren 1490) componirt haben. Etwa hundert Jahre später schrieb Benevoli in Rom Messen für 16, 20, 24 u. sogar für 36 Stimmen, die in 4, 5, 6 oder 9 Chören vertheilt waren. Den einfachen religiösen Styl, mit Unterordnung der von den Deutschen empfangenen gelehrten u. künstlichen Harmonien, erhielt aber die italienische K. durch Perluigi da Palestrina (1594) u. den würdig neben ihm stehenden Flamänder Roland Laß (Orlando Lasso) (1585 oder 1595); Kirchenconcerte für eine oder einige Singstimmen brachte mit Orgelbegleitung 1596 Ludwig Viadana auf u. lieferte darin für seine Zeit sehr gute Melodien. Die deutsche K. hatte ihre größte Höhe erreicht unter Mozart u. Haydn, nachdem diesen Bach, Graun, Hasse, Naumann vorhergegangen waren. Vergleiche Gerbert De musica sacra St. Blasien 1774, Vogler, deutsche K., München 1807, Scherer, Abhandlung über K., Wien 1833.

Kirchenordnung, ist die Sammlung der bischöflichen Diöcesan-Vorschriften u. Verordnungen welche nicht nur die Form u. Feier des Gottesdienstes u. der

liturgischen Handlungen, sondern auch die Zeit der Vornahme derselben, wie überhaupt alles Das bestimmen, was den äußeren Cultus betrifft. Das Recht auf Abfassung derselben steht den Kirchen-Oberen zu, u. nur diejenigen K.en, welche unter der gehörigen Auktorität erschienen sind, haben für die Geistlichen u. Angehörigen einer Diöcese rc., für die sie bestimmt sind, verbindende Kraft. Vergleiche Agende.

Kirchenraub (sacrilegium), ist jede Verletzung, welche an Kirchen und geistlichen Sachen begangen wird. Da die Kirchen, vermöge ihres äußeren Charakters der Heiligkeit, unter besonderen Schutz des Staates gestellt sind u. eine besondere öffentliche Sicherheit genießen, so belegte man auch Verletzungen dieser Art immer mit härteren Strafen, als sonstige, die an Gegenständen des gemeinen Lebens verübt wurden. Nach dem geistlichen Rechte werden die Verletzungen geistlicher Personen gleichfalls als Sacrilegien betrachtet. Wer daher einen Geistlichen schlägt, einen päpstlichen Nuntius mißhandelt, eine Klosterfrau entführt, begeht hienach ein Sacrilegium. Die Strafe, welche das geistliche Recht auf den K. setzt, ist die Excommunication (s. d.).

Kirchenrecht (Jus ecclesiasticum), heißt der Inbegriff der Gesetze u. Vorschriften, welche von der rechtmäßigen Kirchengewalt (s. d.) gegeben werden, um die Verfassung und Verwaltung, überhaupt den ganzen Organismus der Kirche zu erhalten. So wie Körper u. Geist nicht von einander getrennt erscheinen u. wirken können, eben so kann auch die christliche Religion nicht ohne Kirche, u. diese nicht ohne christliche Religion gedacht werden. Beide stehen mit einander in innigster u. untrennbarer Verbindung. Die Kirche, als eine sichtbare Gesellschaft, muß nach bestimmten Regeln u. Gesetzen geleitet u. so ihr ganzer Organismus erhalten werden. Der Inbegriff der Gesetze u. Vorschriften aber, welche von der rechtmäßigen Kirchengewalt rücksichtlich der Verfassung und Verwaltung der Kirche gegeben wurden, u. durch welche die eigenthümlichen Rechtsverhältnisse u. Verbindlichkeiten der Kirche u. ihrer Glieder bestimmt sind, heißt K. jus canonicum, oder vielmehr jus ecclesiasticum, oder jus divinum — sacrum — pontificium, u. zwar objectiv genommen. Die wissenschaftliche Kenntniß der Kirchengesetze hingegen heißt K.s-Wissenschaft (jurisprudentia ecclesiastica) oder K. im subjectiven Sinne. Im engsten Sinne versteht man unter K. die in dem kanonischen Rechts-Buche (corpus juris canonici) enthaltenen Gesetze und das aus demselben zu schöpfende Recht. Der Quelle nach unterscheidet sich das K. in das natürliche u. positive, je nachdem seine Gesetze u. Vorschriften aus der Natur u. Vernunft, oder aus der Quelle der Auktorität hergeleitet werden. Das positive K. ist wieder entweder göttliches, oder menschliches. Ersteres hat die göttlichen Gesetze u. Normen — die Anordnungen Christi u. seiner Apostel, sie seien in der Schrift, oder in der Tradition begründet, letzteres aber die menschlichen Anordnungen, Rechtsnormen u. Einrichtungen, sie mögen von der Kirche, oder von dem Staate ausgegangen seyn, zum Gegenstande. Dem Gegenstande nach unterscheidet sich das K. in das öffentliche (jus ecclesiasticum publicum) u. in das Privat-K. (jus ecclesiasticum privatum). Jenes bestimmt sowohl die Rechtsverhältnisse u. Verbindlichkeiten der Gesammtkirche, wie auch jene der Kirchen-Vorsteher, u. überhaupt Aller, welche Theil an der Kirchengewalt haben. Dieses hat das Einzelne zum Gegenstande, und umfaßt alle Rechtsverhältnisse der einzelnen Mitglieder der Kirche, so fern sie nicht an der Kirchen-Regierung Theil haben. An sich kennt die katholische Kirche nur ein öffentliches K., so wie auch ihr Lehramt, ihr Cultus u. ihre Heils-Anstalten öffentlich sind. Diese Eintheilung scheint daher, für die katholische Kirche wenigstens, überflüssig zu seyn, weil alle kirchlichen Verhältnisse in derselben den Charakter der Oeffentlichkeit haben. — Das K. theilt sich ferner in das innere u. äußere, je nachdem es die inneren Kirchen-Angelegenheiten u. den Organismus der Kirche überhaupt, ihre Verfassung u. Einrichtung, so wie die Rechte u. Verbindlichkeiten der Kirchen-Vorsteher zu den Kirchengenossen, oder die Verhältnisse der Kirche zum

Staate u. anderen Religions-Verwandten zum Gegenstande hat. Ferner unterscheidet sich dasselbe in das allgemeine u. partikuläre. Jenes erstreckt sich auf die ganze Kirche, dieses aber nur auf gewisse Kirchen, oder auf eine bestimmte Kirche in einem Lande, oder auf die herrschende Kirche in einem Staate; speciell heißt dasselbe, so fern es bloß für einen bestimmten Ort; u. ein jus singulare ist es, wenn es nur für gewisse Personen oder Sachen gilt; übrigens sind diese Begriffe in Beziehung auf die ganze Kirche sehr relativ. Das K. ist auch ein geschriebenes oder ungeschriebenes (jus scriptum vel non scriptum); jenes machen diejenigen Bestimmungen aus, welche ausdrücklich durch Schrift erklärt sind, dieses besteht als geltendes Recht, obwohl es nicht durch niedergeschriebene Bestimmungen eingeführt ist. Man unterscheidet auch das K., sofern es auf den Beschlüssen der Concilien beruht, von dem jus pontificium, welches in den päpstlichen Dekretalen enthalten ist. Je nachdem das K. in Ansehung der Confession für die katholische oder protestantische Kirche gilt, heißt es katholisches oder protestantisches. Eine weitere Eintheilung des K.s ist in das alte, neue u. neueste. Das alte geht bis in die Mitte des zehnten, das neue von da bis zum fünfzehnten Jahrhunderte u. das neueste von dieser Periode bis auf die neuesten Zeiten. Endlich theilt man noch das K. in jus ecclesiasticum clausum intra corpus juris canonici u. in das quod extra vagatur. Letzteres machen die Concordate, Diöcesanstatuten u. Gesetze, Gewohnheiten u. Kanzleiregeln aus. — Der göttliche Stifter der christlichen Kirche selbst hatte weder von seinem Leben u. Wirken, noch von seiner Lehre u. den von Ihm für seine Kirche gegebenen Gesetzen u. Einrichtungen etwas Schriftliches hinterlassen, obwohl die Marcioniten fälschlicher Weise behaupteten, ihr Evangelium hätte Jesum zum Verfasser. Eben so ungegründet ist die alte Sage, welche Jesum einen Brief an Abgarus, den Fürsten zu Edessa, schreiben läßt. Jesus hinterließ uns aber seine Lehre, so wie seine von Ihm auf ewige Zeiten gegründete Kirche mit allen ihr verliehenen Heils- u. Gnaden-Anstalten, Einrichtungen u. Fundamental-Gesetzen, u. seine Jünger, welche größtentheils Augen- u. Ohrenzeugen von der Lehre u. dem Wirken unseres Heilandes u. vom heiligen Geiste erleuchtet waren, verfaßten in dieser Hinsicht verschiedene schriftliche Aufsätze (die Schriften des Neuen Testaments). Dabei beabsichtigten sie jedoch nicht, hiedurch gerade ein vollständiges System zu liefern, sondern sie vertrauten dem Wege der mündlichen Ueberlieferung, einer gleichgöttlichen Offenbarungsquelle, wie die heilige Schrift, Vieles an. Nach der glorreichen Hinwegnahme des göttlichen Lehrmeisters u. nach dem Empfange des heiligen Geistes fing eigentlich das Amt der Apostel an. Von dieser Zeit an predigten sie sowohl den Juden, als den Heiden, die Lehre des Gekreuzigten, stifteten christliche Gemeinden u. gaben diesen eine christliche Einrichtung. So lange die Apostel noch auf Erden waren, lebten die christlichen Gemeinden der Hauptsache nach in größter Einigkeit und erstere standen mit letzteren in schriftlichem Verkehre. Die Bischöfe waren an ihre, u. an Petri Stelle der Bischof von Rom getreten, welche die Hinterlage des Glaubens bewahrten, Anordnungen trafen, Gesetze erließen, bestraften, wo es nöthig war u. überhaupt jene geistliche Gewalt ausübten, die ihnen Christus übertragen hatte. — Kirchliche Gesetze, außer jenen Fundamentalgesetzen, welche in den beiden Hauptquellen des Christenthums — die heilige Schrift u. Tradition (s. d.) enthalten sind, gab es in jenen Zeiten noch wenige u. die einbrechenden Verfolgungen waren Ursache, daß dieselben sich nicht wesentlich vermehrten. Als aber für die Christen Ruhe eingetreten war, fing das Kirchenwesen allmälig sich zu entwickeln an, u. hiemit war auch der Anfang zu einer Vermehrung der kirchlichen Gesetze gemacht; Concilien wurden gehalten, um Lehre, Institutionen u. Disciplin zu befestigen, was mit der Zeit eine Menge Kirchengesetze, Kanonen und Dekretalen erzeugte. Um diese in ein Ganzes zu bringen, veranstaltete man von denselben Sammlungen (codices), deren chronologisch-pragmatische Darstellung die Geschichte des K.s ausmacht. Bei den Sammlungen selbst sind beson-

ders drei Perioden zu berücksichtigen, nach welchen sich das K. in das alte, neue u. neueste theilt. Die ältesten Sammlungen, die man man anführt, sind 1) die Canones Apostolorum, 2) die Constitutiones Apostolorum, 3) das Symbolum Apostolorum, 4) Dionysii Areopagitae tractatus de hierarchia. Dann folgen die morgenländischen u. abendländischen Sammlungen, die Capitularien der fränkischen Könige u. die merkwürdigste von allen, das kanonische Rechtsbuch, nach allen seinen Theilen. Alles das, wodurch sich erkennen läßt, daß Etwas von der rechtmäßigen Auktorität als Recht erklärt ist, ist eine Quelle des Rechts. Die Quellen des K.s überhaupt sind: 1) die heilige Schrift u. Erblehre, 2) das Corpus juris canonici nach allen seinen Theilen, 3) das Corpus juris civilis, 4) das Gewohnheitsrecht u. die Observanz, 5) die Verordnungen christlicher Regenten in Religions- u. Kirchen-Sachen, wie solche der Codex Justinianeus u. Theodosianus, dann die Capitularien der fränkischen Könige enthalten. Insbesondere sind Quellen des katholischen K.s: 1) die heilige Schrift, namentlich die Schriften des Neuen Testaments, indem sie Vorschriften enthalten, welche Christus selbst über den Organismus seiner Kirche uns hinterlassen hat u. die daher ein unmittelbarer Bestandtheil der göttlichen Offenbarung sind. Die heilige Schrift des alten Bundes ist zwar keine eigentliche Erkenntnißquelle des christlichen K.s, weil das politische u. Ceremonial-Gesetz der Juden durch Christus aufgehoben ist; indessen stehen doch die Gesetze u. Anstalten, sowie überhaupt die Bücher des Alten Testaments, mit den Schriften des Neuen Bundes im innigsten Zusammenhange u. dienen in vieler Hinsicht zur Auslegung u. Erläuterung der letzteren. Uebrigens haben die Gesetze des Alten Testaments Kraft im christlichen K.e, wenn sie ausdrücklich recipirt sind, wie z. B. der Dekalogus. 2) Die Tradition, d. i. der alte, übereinstimmende, einförmige Kirchen-Glaube, welcher sich von den Aposteln bis auf uns fortgepflanzt hat (s. d. Art.). Christus gab die Einrichtungen seiner Kirche mündlich u. diese wurden auch zunächst mittelst Ueberlieferung fortgepflanzt. Je nachdem nun eine Lehre oder Anordnung von Christus selbst herrührt, heißt die Tradition göttliche, betrifft sie aber nur eine bloß menschliche Einrichtung, so wird sie eine menschliche genannt. Letztere ist wieder entweder apostolisch oder kirchlich, je nachdem sie von den Aposteln, oder einer andern kirchlichen Auktorität herkommt. Insbesondere ist hier das Zeugniß der Kirchenväter, d. i. derjenigen ausgezeichneten Kirchenschriftsteller, welche nach den Aposteln u. Jüngern des Herrn sich um die Erhaltung u. Ausbreitung des christlichen Glaubens verdient gemacht, sowie sich durch Gelehrsamkeit u. einen heiligen Wandel ausgezeichnet haben, vollgültig u. beweiset die göttliche Tradition einer Lehre oder Anordnung. 3) Die Beschlüsse der Concilien, insbesondere jene des allgemeinen Kirchen-Raths von Trient, welche sowohl für die Lehre, als für die Verfassung der katholischen Kirche die neueste Quelle sind. Mit diesem Concil beginnt gleichsam eine neue Epoche für die katholische Kirche. Durch dasselbe wurde die erschütterte katholische Kirche wieder befestigt, der getrübte katholische Glaube in seinen vorigen Glanz gebracht u. die gestörte Einheit der Kirche wieder hergestellt. 4) Die Erklärungen der Kirche, besonders die Symbole. 5) Das Corpus juris canonici. 6) Die päpstlichen Constitutionen, welche theils auf einem allgemeinen oder Provinzial-Concil zu Rom erlassen, theils nur auf besondere Anfragen der Bischöfe gegeben worden sind. Diese unterscheiden sich in ältere d. i. solche, welche, wenn sie in das kanonische Rechtsbuch aufgenommen sind, ein jus scriptum enthalten u. dasselbe Ansehen, wie das gemeine bürgerliche Recht, haben u. in neuere d. i. in solche, welche erst nach geschlossenem kanonischem Rechtsbuche von den Päpsten erlassen wurden, ohne daß sie jedoch ein gleiches Ansehen, wie erstere, erhalten konnten. 7) Die Concordate (s. d.). Die besonderen Quellen des deutschen K.s sind: a) die Beschlüsse der deutschen National-Concilien, b) die Concordate der deutschen Nation mit dem römischen Stuhle, c) die deutschen Reichs-Grundgesetze. Die Protestanten, welche überhaupt nur

die heilige Schrift als einzige Quelle ihrer Religionswahrheiten annehmen, schöpfen auch ihr K. zunächst nur aus derselben. Das Corpus juris canonici gilt bei ihnen, unter gewissen, ihrem Lehrbegriffe angemessenen Beschränkungen u. Modifikationen, nur als subsidiarisches Recht. Neue katholische Literatur: Schenkl, jus eccles. ed. Scheill., 2 Bde., Regensb. 1830; Müller, Lexicon d. K.s, 5 Bde., 2. Aufl., Regensb. 1842; Walter, K., 10. Aufl., Bonn 1846; Permaneder, K., 2 Bde., Landsh. 1845; Phillips, K., 1. u. 2. Bd., Regensb. 1845—47. Protestantische Literatur: Richter, K., 3. Aufl., Leipz. 1847; Eichhorn, K., 2 Bde., Göttingen 1831—33.

Kirchenregiment. Darunter wird sowohl die Ausübung der Kirchengewalt (s. d.), wie auch der Inhaber der Kirchengewalt verstanden. Das Regiment in der Kirche steht demnach allein denen zu, welchen Christus es übertragen, nämlich dem Papste u. den Bischöfen. Nach der protestantischen Theorie stünde es dem Volke, der Gemeinde zu, aber schon im Beginne der Reformation sind die weltlichen Fürsten u. Obrigkeiten Regenten der Kirche geworden. Im engeren Sinne versteht man unter K. bloß die Kirchenregierung, mit Ausschluß des Lehramtes u. der Verwaltung der Sakramente. Heinrich.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchensprengel, s. Diöcese.

Kirchenstaat, ein zusammenhängendes, aber nicht gut abgerundetes Gebiet in Mittelitalien, zwischen 28° — 31° 31′ östlicher Länge u. 41° — 44° 50′ nördlicher Breite, von 816 □Meilen, über welches dem Oberhaupte der katholischen Kirche, dem römischen Papste, die weltliche Souveränetät zusteht, gränzt gegen Norden an das Großherzogthum Toskana u. das lombardisch-venetianische Königreich, gegen Osten an das adriatische Meer u. an das Königreich beider Sicilien, gegen Süden an letzteres u. gegen Westen an Modena, Toskana u. das mittelländische Meer. Der Boden ist durch die Apenninen sehr gebirgig (höchste Gipfel: Velino, 7870′, Monte della Sibilla 7038,′ Somma 6800,′); gegen die Tibermündung verflacht sich das Land in die Campagna di Roma u. längs dem mittelländischen Meere erstrecken sich die 1 Meile langen u. 2 Meilen breiten pontinischen Sümpfe (s. d.). Von den Flüssen ergießen sich a) in das mittelländische Meer: die Tiber (Lauf 35 Meilen, wovon nur 3 schiffbar), mit verschiedenen Nebenflüssen, Topino, Chiana, Teverone u. a.; mehre Küstenflüsse; b) in das adriatische Meer: der Po, Gränzfluß im Norden, den Panaro mit vielen Nebenflüssen u. den Reno aufnehmend u. an seinen Mündungen die Sümpfe di Vallo di Comacchio bildend, sodann viele Küstenflüsse. Die bedeutendsten Landseen sind: der See von Perugia (lacus Trasimenus), der von Bolsena u. Bracciano; außerdem mehre kleinere Seen um Rom. Das Klima ist im Ganzen nur an den Apenninen gesund; im October tritt gewöhnlich die Regenzeit ein; im Februar blühen die Bäume. Die vorzüglichsten Produkte sind: Pferde, Rindvieh, Büffel, Schafe, Ziegen, Fische, Bienen, Wein, feine Obstsorten, Oliven, Citronen, Pomeranzen u. andere Südfrüchte, Hanf, Seide, Marmor, Porzellanerde, Alaun, Schwefel, Vitriol. An Waldungen ist Ueberfluß; auch wird etwas Bergbau betrieben. Die Einwohner, 2,750,000, bekennen sich, mit Ausnahme von etwa 18,000 Juden, sämmtliche zur katholischen Kirche. Der K. zerfällt seiner politischen Eintheilung nach a) in das Gebiet von Rom (comarga di Roma) 40¼ □ M. u. b) in die 19 Legationen: Ferrara, Ravenna, Forli, Urbino, Pesaro, Ancona, Macerata, Fermo, Ascoli, Benevento, Frosinone, Rieti, Spoleto, Camerino, Perugia, Bologna, Velletri, Viterbo, Orvieto, Civitavecchia, 772¼ □ Meilen; im Durchschnitte kommen 3180 Seelen auf die Quadratmeile; indessen könnte die Bevölkerung wohl dichter, sowie der Anbau des herrlichen Landes besser seyn, in welch letzterer Hinsicht indessen die segensreiche Regierung Pius IX. zu den schönsten Aussichten berechtigt. Im Ganzen hat der K. 90 Städte, darunter 8 von mehr *als* 15,000 Einwohnern. Unter den verschiedenen Ständen ist der Klerus der *erste u. einflußreichste; ihm* gehören gegen 54,000 Individuen an. Der Adel ist eben-

falls sehr zahlreich; der Bürgerstand gewinnt in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung; der Bauer ist frei von Frohndienst, aber auch nicht Eigenthümer, sondern nur Pächter der von ihm bebauten Ländereien. Die Industrie ist im Ganzen nicht von Belang; bedeutende Fabriken finden sich nur zu Rom, Bologna u. Ancona; unter den Kunsterzeugnissen verdienen besonders bemerkt zu werden: Bleiweiß, Fayence (zu Faenza), Puder, künstliche Blumen, Wachs, Chokolade, Seidenwaaren, Leder, Papier, Pergament, Darmsaiten, feine Tücher, Mosaik-Arbeiten. Handelshäfen sind Ancona und Civita-Vecchia. Der wichtigste Platz für den Binnen- und Landhandel ist Bologna; berühmt sind die Messen von Sinigaglia. Die zu erbauenden Eisenbahnen werden ebenfalls zum Emporkommen des Handels beitragen. Die Einheit der Münze ist der Scudo romano (2 fl. 24 = 30 kr. rheinisch) mit seinen Theilen, nach dem Decimalsysteme in 100 Bajocci getheilt, u. Goldstücke zu 10, 5, $2\frac{1}{2}$ Scudi. — Neben der katholischen Religion ist auch die Ausübung anderer Glaubensbekenntnisse geduldet. An der Spitze der Hierarchie steht der Papst mit dem Cardinalscollegium (s. dd.), ferner 6 Erzbischöfe (Fermo, Urbino, Ravenna, Bologna, Ferrara u. Benevento) u. 72 Bischöfe; Universitäten befinden sich zu Rom, Bologna, Perugia, Camerino, Fermo, Macerata, Ferrara. In Rom kann das Collegio romano als zweite Universität neben der ersten, Sapienza genannt, betrachtet werden; das Collegium germanicum u. viele andere wissenschaftliche Anstalten, Akademieen u. gelehrte Gesellschaften; ferner die Propaganda mit einer trefflichen Druckerei, die berühmte Vatikanische Bibliothek (160,000 Bde.), herrliche Kunstsammlungen, die größten Muster der Baukunst (s. Rom); zu Bologna das Institut der Wissenschaften. — Der K. ist ein uneingeschränkt monarchischer Staat, dessen Oberhaupt, der Papst (gegenwärtig Pius IX., Graf Mastai-Ferretti, seit 1846) von den Cardinälen im Conclave aus ihrer Mitte mit einer absoluten Mehrheit von $\frac{2}{3}$ sämmtlicher Stimmen erwählt wird. Unter dem Papste leitet die obersten Staatsgeschäfte das Consistorium der Cardinäle, welches, je nach den zu behandelnden Gegenständen, ein öffentliches, halböffentliches oder geheimes ist. Das „heilige Collegium" soll nach einer Bulle Sixtus V. aus 70 Cardinälen, nämlich 6 Cardinal-Bischöfen, 50 Cardinal-Priestern u. 14 Cardinal-Diakonen bestehen, ist aber nie vollzählig; gegenwärtig besteht dasselbe aus 53 Cardinälen. An der Spitze der Verwaltungszweige, zuvörderst des Aeußeren, welches in den der politischen und den der kirchlichen Angelegenheiten zerfällt, stehen die beiden Cardinal-Sekretäre: der politischen Angelegenheiten und der Breven. An der Spitze der inneren Verwaltungszweige u. der verschiedenen Specialitäten für das Kirchenregiment stehen aus Prälaten gebildete u. von einem Cardinal präsidirte Congregationen; indessen wird der gegenwärtig regierende Papst in der Staatsverwaltung voraussichtlich durchgreifende Veränderungen eintreten lassen; namentlich hat er bereits durch Berufung von Notabeln aus allen Theilen des Landes den Grund zu einer Repräsentationsverfassung gelegt. An der Spitze der Provinzialverwaltung befinden sich in 6 Delegationen (Velletri, Urbino, Ravenna, Forli, Bologna, Ferrara) Cardinäle als Legaten; in den übrigen sind Delegaten, welche bloß Monsignori sind. Die Staatseinkünfte mögen 46 Millionen, die Staatsschuld gegen 350 Millionen Franken betragen. Ritterorden sind: 1) der Orden vom goldenen Sporn; 2) der des heil. Johannes vom Lateran, beide von Pius IV. 1559 und 1560 gestiftet; 3) der Orden des heil. Gregor des Großen, gestiftet von Papst Gregor XVI. Der gegenwärtige Papst ist im Begriffe, einen weiteren Verdienstorden zu stiften. Die Kriegsmacht beläuft sich, einschließlich der 4400 Schweizer, auf 16,000 Mann; eine Nationalgarde wurde neuestens von Pius IX. ins Leben gerufen. Zur See hat der K. zwei Fregatten und vier kleinere Kriegsfahrzeuge. Festungen sind: Civitavecchia u. Comacchio; Ferrara u. Ancona haben Citadellen. — Das weltliche Gebiet des Papstes hat seinen Ursprung aus jener Zeit, als Papst Stephan II. Pipin den Kleinen, den Beherrscher des Frankenreiches, zum Schutze Roms und der römischen Kirche gegen die immer mehr

sich ausbreitenden Longobarden aufrief. Pipin trieb diese zurück und erklärte den ihnen abgenommenen Bezirk von Ravenna als Erbtheil des heil. Petrus. Karl der Große vergrößeete (774 u. 787) dieses Gebiet durch neue Besitzungen. Hiezu kam (1052) das Herzogthum Benevento, das Kaiser Heinrich IV. dem Papste unter dem Titel eines Vikariats überließ. Später wurden die päpstlichen Besitzungen durch die berühmte Schenkung der Markgräfin Mathilde (s. d.) mit einem Theile der Mark Ancona u. vielen anderen Gütern in dem heutigen Toskana, Parma und Modena vergrößert. Die Hauptstadt Rom blieb indessen noch lange in der Abhängigkeit von den römischen Kaisern, bis sie sich endlich zur Zeit Kaisers Friedrich II. (1216) dem Papste ebenfalls unterwarf. Ueber alles Weitere s. Geschichte der Päpste u. Rom. Br. BM.

Kirchenstrafen, s. Kirchenzucht.

Kirchenväter (patres ecclesiae, sancti patres) nennt die katholische Kirche diejenigen Männer, welche in den ersten Zeiten des Christenthums bis in's 7. Jahrhundert über den Glauben so geschrieben haben, daß ihre Werke theils Zeugnisse der ächten kirchlichen Lehre in den ältesten Zeiten, theils Mittel des Verständnisses des christlichen Dogma's sind. Die K. unterscheiden sich von den Kirchenschriftstellern (scriptores ecclesiastici) darin, daß diese nicht mit gleicher Sicherheit u. Treue die wahre, unverfälschte und geoffenbarte Lehre Christi darstellen, wie jene. Letztere sind also auch nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen. Da die Schriften der Männer, welche in den frühesten Zeiten gelebt haben, den stärksten Beweis abgeben, daß irgend eine Lehre auch in der ältesten Kirche geglaubt wurde, so hat man sich von jeher, um darzuthun, daß der Glaube der Kirche mit dem der frühesten Jahrhunderte übereinstimme u. also der alte u. wahre sei, auf das Zeugniß der K. berufen. Die Uebereinstimmung der verschiedenen Väter, insbesondere der ältesten und wichtigsten (unanimis consensus patrum) ist immer in der Kirche als eine der stärksten Beweiskräfte angesehen worden. Denn sie legen Zeugniß ab von dem in der frühesten Zeit, wie jetzt, vorhandenen Glauben, von dem also kein Abfall stattgefunden haben kann, sondern der in allen Jahrhunderten als der eine u. nämliche erscheint; deßwegen nennt die Kirche diese Männer K., weil sie in ihnen stets die Begründer u. Bewahrer ihres heil. Glaubens erkannt hat, u. je mehr gerade die Kirche einen u. den andern ausgezeichnet hat, desto mehr hat sie in ihm gerade sich selbst, den in ihr lebenden Glauben wiedergefunden. In den Kirchenschriftstellern dagegen hat die Kirche ihren Glauben nicht in solcher Reinheit wiedererkannt, sondern fremdartige Bestandtheile in ihnen entdeckt u. deßhalb ihnen auch nicht dasselbe Vertrauen geschenkt. Die Beweiskraft der K. ist also eine große u. ausgedehnte durch ihre Werke selbst u. durch das Ansehen, dessen sie in der Kirche immer genossen haben. Diejenigen unter ihnen, welche mit den Aposteln selbst in Verbindung gelebt haben, heißen apostolische Väter (patres apostolici). Außer dem Zeugnisse, welches die K. ablegen für die Einheit des Glaubens in der früheren u. späteren Zeit der K., sind sie aber auch sehr wichtig u. bedeutend zur wissenschaftlichen Verständigung und Entwickelung der christlichen Lehre, zum tieferen Eindringen in dieselbe u. in dieser Beziehung bilden sie ein Glied in der fortlaufenden Kette der Geister, welche sich in den Inhalt des Glaubens vertieft u. denselben zu ergründen gesucht haben. Auf die Arbeiten der K., die durch ihr heil. Leben den Geist zum Verständnisse der Geheimnisse des Christenthums gebildet hatten, muß Derjenige die größte Rücksicht nehmen, der in der Erkenntniß des Dogma's tiefer eindringen will, indem die K. auf die mannigfachste Weise die Wahrheit des Glaubens darzuthun u. ihn lebendig vor dem Geiste zu entwickeln gesucht haben. Insbesondere hat zu diesem Zwecke die Kirche einzelne unter den K.n als solche bezeichnet, welche treffliche Führer in der Wissenschaft u. Kenntniß des Heiles sind u. sie mit dem Namen Kirchenlehrer (doctores ecclesiae) ausgezeichnet. Die vier Doctores der morgenländischen Kirche sind: die Heiligen Athanasius, Basilius der Große, Gregorius von Nazianz und Chrysostomus; die vier alten, abendländischen Kirchen-

lehrer: Ambrosius, Augustinus, Hieronymus u. Gregorius der Große. Zu diesen kamen noch die sogenannten 4 neuen Kirchenlehrer, nämlich: Thomas von Aquin, von Papst Pius V.; Bonaventura, von Papst Sixtus V.; Leo der Große, von Benedikt XIV. und Bernhard von Clairvaux, von Pius VIII. 1830 zum Kirchenlehrer erhoben, unter denen nur Leo der Große zu den K.n gehört, die übrigen aber dem Mittelalter angehören. Die Wissenschaft von den K.n, ihrem Leben, ihren Schriften, ihrem Einflusse in ihrer Zeit und ihrer Entwickelung des Glaubens heißt Patrologie. Die Werke der K. sind verschiedentlich gesammelt worden; so in der: Maxima bibliotheca patrum (Lyon 1677 von de la Bigne); Bibliotheca veterum patrum von Gallandi (Venedig 1766); die Schriften einzelner K. sind vielfach, am besten von den Benediktinern der Mauriner Congregation in Frankreich herausgegeben worden. Hirschel.

Kirchenvereinigung, s. Union.

Kirchenverfassung. Die Verfassung der katholischen Kirche erhellt genügend aus dem Artikel katholische Kirche. Hier wollen wir nur noch das Wesentlichste insbesondere hervorheben. Die Verfassung der Kirche kann keine andere seyn, als welche ihr Christus gegeben hat; sie ist von Anfang an immer dieselbe und hat sich nur im Laufe der Zeiten mit dem Wachsthum der Kirche auch bestimmter, umfassender u. kräftiger entwickelt, nicht im mindesten aber verändert. Die Verfassung der Kirche ist grundgelegt in Petrus u. den Aposteln. Petrus, beziehungsweise der Papst, sein Nachfolger, ist das Oberhaupt der Kirche u. der Stellvertreter Jesu Christi. Er besitzt, Kraft unmittelbarer Verleihung von Christus, die ganze Fülle der Kirchengewalt; er ist das Fundament und das Oberhaupt der Kirche. Jedes Oberhaupt ist Souverain u. kann nicht unter seinen Untergebenen stehen u. von ihnen gerichtet werden. Daher steht der Papst unter Niemanden in der Kirche u. kann von Niemanden gerichtet werden (prima sedes a nemini judicatur), also namentlich nicht von den Bischöfen, sie mögen nun auf dem Erdkreise zerstreut, oder in einem Concil vereinigt seyn: denn auf einem Concil können nicht mehr Gewalt besitzen, als sie an und für sich haben. Alle sind, wie jeder einzelne, dem Papste untergeordnet. Darum ist falsch der Grundsatz des sogenannten Episkopalsystemes, daß nämlich das allgemeine Concil über dem Papste stehe (concilium supra papam). Dieser Satz wurde zum ersten Male von der Kirchenversammlung zu Konstanz (1414) ausgesprochen und auf der von Basel (1431) wiederholt, und zwar zunächst für den Fall, wo die Kirche in einem Schisma durch das Vorhandensein mehrer Päpste sich befinde, von denen es ungewiß, welcher unter ihnen der rechtmäßige sei. Allein dieser Satz enthält in sich selbst eine Unmöglichkeit: denn niemals ist eine, auch noch so große, Versammlung von Bischöfen ohne den Papst ein allgemeines Concil; das ist eine solche Versammlung nur dadurch, daß sie den Papst zu ihrem Vorstande hat; fehlt einer Versammlung der Bischöfe der Papst, so fehlt ihr das Wesentlichste, nämlich das Haupt. Ohne die Bestätigung des Papstes haben daher die Beschlüsse einer solchen Versammlung keine Kraft u. Gültigkeit. Daher haben auch die Concilien zu Konstanz u. Basel, so lange sie ohne rechtmäßiges Oberhaupt waren, durchaus nicht den Charakter allgemeiner Kirchenversammlungen u. ihre Beschlüsse sind ungültig, sofern sie nicht von dem Papste bestätigt wurden. Jenem Satze aber, das Concil sei über dem Papste, verweigerte Papst Martin I. ausdrücklich seine Bestätigung. Auch wurde das Schisma keineswegs durch solche revolutionäre Grundsätze der damaligen Concilien, deren von Pisa, Konstanz und Basel, beigelegt, vielmehr verschlimmert. Die Beendigung des Schisma's geschah durch die Verzichtleistung des rechtmäßigen Papstes Gregor XII. u. durch die göttliche Vorsehung, die allein in solch traurigen Wirrnissen, die Kirche Jesu Christi rettet u. immer gerettet hat. Das Nähere hierüber siehe bei Phillips, Kirchenrecht Bd. 1., S. 245 ff. Insofern nun, nach dem Vorbilde der göttlichen Weltregierung und dem Urbilde der vollkommensten Gemeinschaft — *die Kirche ein höchstes Oberhaupt hat, den Papst, den sichtbaren Stellvertreter Christi*, des unsichtbaren Einen u. ewigen Hauptes

seiner Kirche, ist dieselbe, wenn man weltliche Ausdrücke gebrauchen will, ein Monarchie, wobei man sich aber wohl hüten muß, politische Analogien hie zur Anwendung zu bringen. So erhaben aber die Macht des Papstes ist, eben s schlechthin ist jede Willkür desselben ausgeschlossen, denn er ist unbedingt an da Gesetz Jesu Christi gebunden — u. vom Geiste u. der Organisation der ganze Kirche, deren Centrum er ist, gehalten u. getragen. In Unterordnung unter de Papst und in Einheit mit demselben wird die Kirche durch die Bischöfe regier Die Bischöfe haben, wie die Apostel, ihre Gewalt unmittelbar von Christus un üben sie vermöge eigenen Rechtes; sie sind also nicht Beamte des Papstes, wi weltliche Beamte etwa ihre Gewalt nur durch Verleihung vom Fürsten haber So die Stellung der Bischöfe aufzufassen, wäre das einseitige Papalsystem, ebe so falsch, als das oben genannte einseitige Episkopalsystem. Allein die Bischöf haben ihre Gewalt nur in Einheit und Unterordnung unter den Papst, sie be dürfen daher auch der päpstlichen Bestätigung, und losgetrennt vom Papst haben sie selbst aufgehört rechtmäßig zu seyn. Wenn man in dem Episkopate da aristokratische Element der Kirche erblicken will, so ist dieß gestattet, in derselbe Weise, wie wir oben von dem monarchischen Elemente geredet haben. Dadurc nun, daß alle Christen, ohne irgend welchen Unterschied der Geburt oder de Standes, an dem Hohenpriesterthum ihrer Hirten, vermöge der kirchlichen Ge meinschaft, Theil haben u. selber durch göttlichen Beruf mittelst des Sakramente der Weihe zu jeglicher kirchlichen Würde gelangen können, auch bei der Wal der Oberhirten ihr Zeugniß u. Wunsch berücksichtigt wird, hat auch das demo kratische Element in der Verfassung der katholischen Kirche seine gebührende Gel tung. Primat u. Episkopat sind die wesentlichen Grundpfeiler der kirchlichen Ver fassung. Aber zur harmonischen Vollendung des Ganzen finden sich beiden unter geordnet noch andere Stufen kirchlicher Gewalt und Würde. Den Bischöfen al Gehülfen untergeordnet sind die Priester, diesen wieder die Diakone u. Subdia kone und die Kleriker der vier niederen Grade — dieses sind die sieben Stufe der Weihe (s. d. Art. **Ordination**). Zwischen dem Papste und den Bischöfe aber in der Mitte stehen die **Patriarchen**, die **Primaten**, **Exarchen** un **Erzbischöfe** (s. d. betreffenden Art.); Zwischenstufen zur Beförderung der kirch lichen Einheit. Dieses ist die heilige Ordnung, d. i. die **Hierarchie** (s. d. Art. der katholischen Kirche. Das gerade Gegentheil hievon ist das Prinzip der pro testantischen K. Hiernach steht alle Kirchengewalt der Gemeinde zu (kirchlich Volkssouverainetät). Eine Hierarchie, d. h. Stellvertreter Christi zur Vollführun seines Amtes, gibt es nicht. Die kirchlichen Beamten sind aber nur Beamten de Gemeinde, ohne eigene Gewalt, nicht von Christus, sondern von der Gemeind eingesetzt. So nach dem protestantischen Prinzipe. In der Wirklichkeit aber sin von Anfang an die weltlichen Regenten an die Stelle der Gemeinde getreten Hierüber, so wie über die Verfassung der griechischen, russischen, anglikanische Kirche siehe die betreffenden Artikel. Bezüglich der katholischen K. s. d. Art.: **Ka tholische Kirche**, **Papst**, **Bischof**, **Geistlichkeit**, **Ordination**. Heinrich

Kirchenversammlung, s. **Concilium**.

Kirchenvisitation ist die Untersuchung einzelner Kirchen und geistlichen In stitute, welche an Ort u. Stelle in der Absicht vorgenommen wird, theils um die den Kirchengesetzen entsprechenden, Verbesserungen zu veranlassen, theils um alle Dasjenige zu entfernen, was denselben widerspricht. In den älteren Zeiten ga es **ordentliche** Visitationen, welche zu bestimmten Zeiten, und **außerordent liche**, die bei besonderen Veranlassungen abgehalten wurden. Das geistliche Rech legt den Erzbischöfen u. Bischöfen die Pflicht auf, jährlich wenigstens einmal ihr Diözesen persönlich zu visitiren. Insbesondere sollen sie den Zustand der einzelnen Kirchen u. geistlichen Institute in Ansehung des Glaubens, der Sitten u. kirch lichen Disciplin, wie auch rücksichtlich des Kirchenvermögens untersuchen und di aufgefundenen Mängel entweder sogleich an Ort u. Stelle heben, oder die Ver besserungen derselben durch eigene, nachträglich zu erlassende Dekrete veranlassen

Häufig hielten sonst die Archidiakonen, als bischöfliche Delegaten, die K.en ab. Später überkamen die Dechante dieses Geschäft in Ansehung ihrer Capitel, welche nach Vorschrift des Kirchenrathes von Trient nach beendigter Visitation die geschlossenen Visitationsakten mit Bericht an den Bischof oder dessen Ordinariat einsenden sollen. Jeder Bischof hat das Recht, 1) den Dechanten, welche in seinem Namen die K.en vornehmen, besondere Visitationspunkte, Instruktionen oder Visitationsordnungen (formulae visitationum) vorzuschreiben; 2) diejenigen kirchlichen Feierlichkeiten anzuordnen, unter denen solche abgehalten werden sollen; 3) die Zeit derselben zu bestimmen u. 4) die Form der jährlichen Visitations-Relationen festzusetzen. Dem Visitator soll der Pfarrer eine frugale Mahlzeit reichen; oft wird auch demselben gegen Quittung eine gewisse Taxe aus der Kirchen-Stiftung entrichtet. Die Visitationsbescheide (decreta visitationum) betreffen entweder individuelle Verhältnisse geistlicher Personen, ihre Amtsführung, Betragen rc., oder Lokal-Cultus-Sachen, oder allgemeine Diözesan-Angelegenheiten. Im ersteren Falle findet in der Regel, so fern sie sich auf Gegenstände der Disciplin beziehen, oder wo sonst ein summarisches Verfahren eintritt, keine Appellation statt; betreffen diese aber Gegenstände, welche zum ordentlichen Prozesse geeignet sind, so müssen sie an die einschlägige Instanz verwiesen werden. Rücksichtlich der allgemeinen Diözesan-Angelegenheiten werden auch allgemeine Anordnungen erlassen u. als Diöcesan-Gesetze publicirt (s. d. Art. Bischof, Dechante).

Kirchenzucht nennt man das Bestreben der Kirche, ihre Glieder durch die geeigneten Mittel zu demjenigen Ziele der Vervollkommnung hinzuführen, das sie erreichen sollen, u. Dasjenige von ihnen abzuhalten, wodurch sie dasselbe verfehlen können. Christus gab den Aposteln, als seinen Stellvertretern, den Auftrag: die Gläubigen zu lehren, Alles zu halten, was er ihnen befohlen habe (Matth. 28, 19), u. diese trafen sofort alle Einrichtungen, die Gläubigen auf dem Wege des Heiles zu erhalten. Sie ermahnten, warnten, tadelten sie u. legten das den Bischöfen u. Priestern als Pflicht auf (1. Kor. 11, 22. 2. Kor. 13, 2, 10. 1. Tim. 5, 1. 19, 20. Tit. 2, 15.); ja, selbst Strafen wurden angewendet, und Christus gebietet selbst, daß derjenige, welcher das christliche Leben nicht habe, ermahnt, vorgeladen, zuletzt, bei hartnäckiger Verstocktheit, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden solle (Excommunication, Matth. 18, 5.), was auch die Apostel (Apstg. 5, 3.), insbesondere der Apostel Paulus thaten (1. Kor. 5, 4. 1. Tim. 1, 20. 2. Tim. 4, 2.). Dieses Alles folgte aus dem Grundsatze, daß die Kirche das Reich Gottes auf Erden seie, nicht bloß rechte Erkenntniß lehre, sondern auch ein wahres, tugendhaftes Leben begründen solle. Darum war die strengste Aufsicht nothwendig, das Gute zu befördern, das Böse und Verführerische abzuhalten, Diejenigen, welche auf dem unrechten Wege waren, zurückzuführen, das böse Beispiel durch Strafe und Entfernung unschädlich zu machen. Dieß ist auch noch die Aufgabe der Kirche, daher hat sie auch noch die K. Diese ist nun innere und äußere, in so fern sie sich mit dem Gewissen des Einzelnen, oder mit einer äußeren u. bekannten That beschäftigt (s. Buße und die verschiedenen Grade der Strafen). Der höchste Grad der Strafen, als Zuchtmittel, war die Excommunication (s. d. Art.), welche eine große u. eine kleine war. Insbesondere aber mußte die Kirche eine strenge Zucht üben bei den rohen, leidenschaftlichen, jugendlichen, neubekehrten, germanischen Völkern, um diese zur Befolgung des Gebotes Gottes zu bewegen, da dieselben nur durch äußerliche Mittel gezwungen werden konnten. Daher wurden bei ihnen die Sendgerichte (s. d. Art.) eingeführt, welche die Uebertretungen der Gebote Gottes und der Kirche, in so weit sie der weltliche Arm nicht erreichen konnte, rügten u. nach festbestimmtem Ansatze bestraften. Als nach und nach mehr das Verständniß des christlichen Sittengesetzes erwachte, hörte auch dieses Mittel der K. auf. Gegen ihre Diener hat die K. auch die Zucht zu üben, damit sie ihre Pflichten erfüllen, u. im entgegengesetzten Falle muß die Strafe angewendet werden, weil nur so das verletzte Gesetz aufrecht erhalten werden kann. Diese K. gegen Kleriker war nach Stifts- und Or-

15*

densstatuten gar verschieden. Die höchsten Stufen sind: Suspension, zeitliche Entfernung vom Amte u. den Amtsverrichtungen u. dem Einkommen, oder von einem von beiden (s. d. Art.); Deposition, Entsetzung vom Amte; Degradation, gänzliche Entsetzung und Zurückstoßung in den Laienstand, ohne Beibehaltung eines geistlichen Kennzeichens und Privilegs, so daß ein solcher Degradirter äußerlich nicht mehr als Kleriker erscheint. Verstößt er aber auch noch so gegen die ganze Kirche, daß er weder im Glauben, noch in den Sitten als Glied derselben betrachtet werden kann, so trifft ihn auch noch die Excommunication, die gänzliche Ausstoßung aus der Kirche. Auch in Bezug auf die Abhaltung des Gottesdienstes hat dieselbe die Aufsicht, damit Ordnung und Anstand erhalten werde, und kann Bestimmungen treffen und alle Störungen zu verhüten suchen. Insbesondere hat aber die Kirche durch Rüge und Zurechtweisung in öffentlicher Rede, Predigt, Christenlehre, wie auch in besonderer Besprechung Alles das zu entfernen, was dem christlichen Leben entgegen ist. Hiezu hat sie nicht bloß das Recht, sondern die heiligste Pflicht; denn sie soll die Menschen zur Tugend und Frömmigkeit anleiten und Alles abhalten, was sie vom Wege rechtschaffenen und gottesfürchtigen Lebens abbringen kann. Vielfach unterstützt die öffentliche Gewalt nicht mehr die Anstrengungen der Kirche, sondern beschränkt sie vielmehr häufig in ihrer heilsamen Zucht oder tritt ihr geradezu hinderlich entgegen. Hirschel.

Kircher (Athanasius), ein für Erforschung ägyptischer Alterthümer höchst einflußreicher Gelehrter, geboren 1602 zu Gayssa bei Fulda. Sein Vater, ein Beamter, unterrichtete seinen Sohn Anfangs selbst u. sandte ihn hierauf in das Jesuiten-Colleg zu Fulda. Er entschloß sich, in den Jesuitenorden zu treten und machte sowohl in Paderborn, als in Münster u. Köln seine Studien. Von seinen Oberen erhielt er den Auftrag, in Koblenz die griechische Grammatik zu lehren. Wegen seiner wissenschaftlichen Bildung stand er bei dem damaligen Kurfürsten von Mainz in großer Gunst. Er betrieb daselbst vier Jahre lange das Studium der Theologie, u. bei einem Aufenthalte in Speyer wurde seine Vorliebe für die ägyptische Archäologie geweckt, indem ihm eine Schrift über den von Sixtus V. errichteten Obelisk in die Hände fiel. Eine gelehrte Reise nach Frankreich befreundete ihn mit dem berühmten Peireskius. Cardinal Barbarini veranlaßte durch seine warme Empfehlung, daß er einen Ruf nach Rom erhielt, um dort Mathematik zu lehren. Innocenz X. ließ den Obelisk des Caracalla wieder aufrichten und K. ward mit dem ehrenvollen Auftrage betraut, die fragmentarische Inschrift zu entziffern und die Lücken zu ergänzen. Seine Combinationen sollen so glücklich gewesen seyn, daß manche Stellen mit einzelnen Bruchstücken, die sich noch außerdem in den Händen von Privaten befanden, ziemlich genau übereinstimmten. Eine ähnliche glückliche Erläuterung versuchte er an einem ägyptischen Obelisk, wozu ihn der Nachfolger Innocenz X., Papst Alexander VII., beauftragt hatte. K. starb den 30. October. 1680. Seine Schriften sind: Ars magna lucis et umbrae (Rom 1642, Fol.); Musurgia universalis (Rom 1650, davon ein deutscher Auszug von Hirsch, Halle 1662); Obeliscus Pamphilius (Rom 1650), wovon Kaiser Ferdinand III. den Druck auf seine Kosten besorgen ließ. Oedipus aegyptiacus, i. e. universalis hieroglyphicae veterum doctrinae instauratio (Rom 1652—54, Fol. mit Kpf.); Prodomus coptus 1636. Specula Melitensis encyclica (Messina 1638); China illustrata 1667. Obeliscus aegyptiacus 1666. Mundus subterraneus 1678. Turris Babel s. Archontologia 1679. Latium vetus et novum 1671. Historia Eustacho-Mariana 1665. Iter ecstaticum terrestre 1656. Diatribe de crucibus Neapolitanis 1661. Polygraphia s. artificium linguarum 1663. Arithmologia 1665. Ars magnetica 1643. Lingua aegyptiaca restituta 1643. Gnomonica catoptrica 1635. Magneticum naturae regnum 1667. Ars magna sciendi, 2 Thle. 1669. Splendor domus Joanneae 1669. Arca Noae 1675. Phonurgia nova 1673 (deutsch übersetzt von Agatho Carione, Hall- und Tonkunst, Nördlingen 1684). Physiologia 1674. Organum mathematicum 1670. Sphynx mystagoga s. diatribe hieroglyphica de Mumiis 1676. Turris Babel 1679, Ta-

rissa Kircheriana 1679. Polygraphia nova et universalis ex combinatoria arte detecta (Rom 1663). Mundus subterraneus 1678. Eine Anzahl seiner Briefe, von denen theils Ludwig (Reliq. Mst. diplom. T. V. p. 385), theils Schellhorn (Amoenitat. lit. Tom. V.) einzelne bereits veröffentlicht hatten, sammelte Langenmantel: Fasciculus peistolarum Augsburg 1684. K. ist auch Erfinder eines Brennspiegels, welcher aus fünf Planspiegeln von gleicher Größe zusammengesetzt ist, die ihre Strahlen auf einen 100 Fuß entfernten Punkt werfen. Cm.

Kirchhof, der, gewöhnlich mit einer Ringmauer umgebene, Raum um eine Kirche, auf welchem sonst die Verstorbenen beigesetzt wurden. Dieser Gebrauch hat in neuerer Zeit aus sanitätspolizeilicher Rücksicht durch Verlegung der Friedhöfe außerhalb der Städte u. Dörfer fast ganz aufgehört, und nur da, wo die Kirche an einem Ende des Ortes u. nicht in unmittelbarer Nähe bewohnter Gebäude liegt, mag die Beerdigung der Todten auf den K.en fortbestehen. Vergleiche Bestattung.

Kirchholm, eine unweit Riga lebende, ursprünglich von Lübeckern auf einer Dünainsel angelegte Stadt in Liefland, merkwürdig durch eine Niederlage des 14,000 Mann starken schwedischen Heeres durch das weit geringere polnische Corps des Generals Chotkiewicz, 27. Sept. 1605.

Kirchweihe, die Widmung eines neuerbauten, oder seinem Zwecke eine Zeit lange entzogenen, kirchlichen Gebäudes zum Gottesdienste, unter Verrichtung der, von der Kirche angeordneten, Gebete u. Ceremonien durch den Bischof, oder mit dessen Erlaubniß durch einen Diözesanpriester. Dieser fromme Gebrauch, dessen Zweck ist, den Kirchen dadurch einen äußeren Charakter von Heiligkeit zu geben, ist schon uralt u. es finden sich schon im patriarchalischen Zeitalter Spuren davon. So lange in den ersten Zeiten des Christenthums die Verfolgungen dauerten, konnten die Versammlungen der Gläubigen, sowie die Einweihung der zum Gottesdienste bestimmten Oerter nur im Geheimen geschehen. Als aber Konstantin der Große nach dem 312 über Maxentius erfochtenen Siege sich als Beschützer der Christen erklärt u. diese volle Freiheit in ihrer Religions-Uebung erlangt hatten, fing man an, nicht nur prachtvolle Kirchen zu erbauen, sondern auch diese auf eine, dem Geiste des Christenthums entsprechende, Weise einzuweihen. Theils um die Würde des Gotteshauses zu erhöhen, theils den Gläubigen Ehrfurcht u. kindliches Vertrauen bei ihrem Erscheinen daselbst einzuflößen, wurden schon unter Papst Sylvester besondere Feierlichkeiten angeordnet. So weihte man die unter Konstantin dem Großen im Lateran erbaute Kirche, sowie die zu Antiochien u. Jerusalem errichteten christlichen Tempel auf feierliche Weise öffentlich ein. Später wurden die Einweihungs-Ceremonien und Gebete vom päpstlichen Stuhle geordnet u. in einen eigenen Ritus gebracht. — Das Fest der alljährlichen Wiederkehr der K. wird, neben der kirchlichen Begehung desselben, fast überall zugleich auch als Volksfest betrachtet u., je nach örtlichen u. Kultur-Verhältnissen der Bevölkerung, auf mehr oder minder würdige Weise begangen. Wenn aber auch allerdings zugegeben werden muß, daß bei den K.n oft rohe Excesse u. mit der Heiligkeit der Sache schlecht zu vereinigende Scenen vorkommen: so stehen doch gewiß Auftritte dieser Art nicht in der geringsten Verbindung mit diesem Feste als solchem, u. Vorschläge, wie man sie wiederholt in ständischen Versammlungen unserer Tage gehört hat: „Man solle die K.en, als Anlaß gebend zu Ausschweifungen, abschaffen," zeugen nicht bloß von vornehmer Herzlosigkeit gegen das Volk u. seine Freuden, sondern sind überdieß durchaus zwecklos, weil der, der ausschweifen will, eben so leicht eine andere Veranlassung hiezu findet. Hier kann nur religiöse und sittliche Verbesserung des Volkes Abhülfe leisten: Verbote erbittern u. schaden mehr, als sie zum Zwecke führen.

Kirgisen, Kirgis-Kaisaken, oder, wie sie sich selbst nennen, Sara-Kaisaken (Steppenkosaken), ein, nach Gesichtsbildung u. Sprache muthmaßlich von den Tartaren abstammendes, Volk, das sich von den Westgränzen China's an den Südgränzen Rußlands hin bis weit nach Europa hinein verbreitet.

halten sie auch für die Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, u. bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme mehr westlich gezogen sind. Als man zur Zeit der Eroberung Sibiriens durch die Russen zuerst von diesem Volke etwas vernahm, nomadisirten sie in der Gegend des oberen Jenisei. Die K. theilen sich in drei Hauptstämme, in die der Aliwalin, Sjamirod u. Biulin oder nach russischer Eintheilung in drei Horden, die große, mittlere und kleine Horde. Diese zerfallen wieder in kleinere Stämme (Karakalpaken u. s. w.). Sie zählen überhaupt 160,000—180,000 Kibitken (jede zu zehn Personen), von denen auf die mittlere u. kleine Horde, je 35—40,000 gezählt werden. Alle waren früher den Chinesen tributpflichtig, oder dem Khan von Khokhand, in dessen Nähe sich besonders die große Horde aufhält. Diese, lange Zeit bei weitem die mächtigste der drei Horden, war lange wegen ihrer Tapferkeit u. der Unzugänglichkeit ihrer Berge unabhängig, und von den Russen wegen ihrer Raubeinfälle gefürchtet, bis ihr Khan oder Sultan 1819 die russische Oberhoheit anerkannte. Die anderen beiden Horden, die mittlere zwischen dem Sarasu und der Jamba, und die kleinere zwischen der Jamba und dem Uralflusse haben zwar schon seit 1733 die russische Oberhoheit anerkannt, sind aber factisch noch unabhängig u. durch stete Raubeinfälle ins russische Gebiet diesen gefährlich. Die Russen haben daher an den Gränzflüssen eine Reihe kleiner Festungen angelegt u. sich dadurch von ihnen abgesperrt. Nur derjenige Theil der kleinen Horde, welcher zwischen dem Ural u. der Wolga die sogenannte Kalmükensteppe bewohnt, die innere Horde genannt, ist, wie die große Horde, dem russischen Scepter unterworfen. Ihre Khane beziehen einen Gehalt von der russischen Regierung, u. haben Gewalt über Leben u. Tod; bei ihnen befinden sich russische Commissarien, von welchem sie den Titel Hochwürdigkeit bekommen. Sonst sind sie durch einen Divan und herkömmliche Gebräuche sehr beschränkt und daher findet häufig ein Wechsel der Regierungsform statt. Sie theilen sich in Adel u. Volk (weiße u. schwarze Knochen); beim Adel unterscheidet man Khane der Orda's oder Horden, und Saissans der Wolosten oder Aimaken, Anführer einzelner Abtheilungen, Stammhäuptlinge. Das Wort Sultan oder Saltan bezeichnet bei ihnen Prinzen. Sie bekennen sich zum Muhammedanismus, haben aber viele heidnische Gebräuche (z. B. Wahrsager, in die sie ein unbedingtes Vertrauen setzen) beibehalten. Blutrache ist ihnen strenges Gesetz u. diese (Baranka) reibt fortwährend die Stämme unter einander auf. Von Character sind sie unruhig, unzuverlässig und diebisch; ihr Reichthum besteht in Hornvieh, Schafen, Pferden und Kameelen. Die Gebirgsk., welche die Abhänge des Alatau u. die südlichen Zweige des Ulu-Thag bewohnen, theilen sich in zehn Stämme u. beunruhigen den Handel bis Taschkend u. an die chinesische Gränze. Vergl. Göbel, „Reise in die Steppe der K.," (2 Bde., Dorpat 1827) u. Turkomanen. wR.

Kirgisensteppe, ist das große Steppenland zwischen dem Ural im Westen, dem Zusammenflusse des Ui u. Tobol bis zum Irtisch im Norden, dem Irtisch, dem Gebirge Ulu-Thag u. dem Tschui im Osten, dem Alatau, Sihon, Aral- u. Kaspisee im Süden. Die Flüsse strömen theils in den Irtisch und Tobol, oder in den Ischim in der gleichnamigen Steppe, oder in das kaspische Meer, oder in den Sihon u. Aralsee. Die Seen sind Salzseen u. zum Theile bedeutend. Sie besteht aus der inneren Ischim-, Dsungaren- u. Irtischsteppe und ihr Charakter ist höchst einförmig, eine ermüdende Einöde ohne bedeutende Wälder, ohne bedeutende Erhöhungen und Vertiefungen, nur hin und wieder von mannshohem Grase und saftigen Steppenblumen, ein willkommenes Futter für das Vieh der unstäten Nomaden, bedeckt. Zur K. rechnet man auch noch die, zwischen dem asowschen Meere, den Thälern des Kuban u. der Kuma, dem kaspischen Meere, den Südabhängen des Ural, dem Wolgarücken und den Obtschni-Sirt gelegenen *Kalmückensteppe*. Ihre Größe beträgt ungefähr 32,000 □ Meilen und ist der *ungeheuere Spielraum* der Wanderungen der Kirgisen (s. d.). Die Bauträm-

mer, die man noch hin u. wieder in diesem weiten Steppenlande findet, u. die in Pallas', Müller's, Bronewsky's u. Lewschin's Werken, sowie neuerlich von Klaproth u. Göbel beschrieben sind, scheinen verschiedenen Zeiten anzugehören, indem einige von den Mongolen, andere von den Dsungaren u. kalmückischen Völkern herzurühren scheinen. Man trifft diese Trümmer in der Nähe der Wolga an, wo sich besonders da, wo sich die Achtuba in die Wolga ergießt, ganze Häuserreihen befinden. Hier hatte einst die goldene Horde (kiptschakisches Reich) ihren Sitz. (S. Kasan). Die Kalmückensteppe (s. d.) ist der Theil, welcher die innere Horde der Kirgisen bewohnt. wK.

Kirnberger, Johann Philipp, ein berühmter Contrapunktist, geboren 1721 zu Saalfeld, studirte 1739 in Leipzig unter der Leitung Sebastian Bach's u. ging 1771 nach Polen, wo er in Privatdiensten mehrer Magnaten stand, bald aber Musikdirektor im Cisterzienser-Kloster zu Reusch-Lemberg wurde. 1751 begab er sich nach Dresden, um sich dort im Violinspielen noch weiter zu vervollkommnen, u. von da aus nach Berlin, wo er zuerst als Violinist in der königlichen Kapelle angestellt war, nachher bei dem Prinzen Heinrich u. zuletzt bei der Prinzessin Amalie in Diensten stand. Er starb 1783. Man hat von ihm: Construction der gleichschwebenden Temperatur, Berlin 1764; die Kunst des reinen Satzes in der Musik, ebend. 1764, 2 Thle. 4.; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, ebend. 1773, 4.; Grundsätze des Generalbasses, ebendas. 1781, Wien 1808; Anleitung zur Gesang-Composition, Berlin 1782. Außerdem gab er viele Fugen für Orgel u. Clavier 2c. heraus.

Kirrha, eine im Alterthume berühmte Seestadt in Phokis, am korinthischen Meerbusen (jetzt Busen von Salona), soll nach der Mythe ihren Namen von einer arkadischen Nymphe dieses Namens erhalten haben, welche mit ihrem Geliebten vor der Diana hierher floh u., zur Versöhnung derselben, ihrem Bruder Apollo einen Tempel baute, wovon der Gott den Beinamen Kirrhäos führte. Der Hafen von K. war der Landungsplatz für die, welche zu dem Orakel nach Delphi wallfahrteten. Zur Zeit Solons wurde die Stadt nach einem Beschlusse der Amphiktyonen von Klisthenes zerstört, weil ihre Bewohner sich an dem Gute des Tempels zu Delphi vergriffen hatten, später aber wieder aufgebaut, und diente den Bewohnern von Delphi als Hafen. Man zeigte hier auch das Grab des Lykurgus.

Kirschen, die bekannten Früchte des gemeinen Kirschbaumes, von denen durch Veredelung eine große Menge Varietäten entstanden sind, die man in 3 Hauptclassen: süße, halbsauere u. sauere theilen kann. Sie werden meist frisch u. in verschiedenen Küchenzubereitungen genossen; die kleinen schwarzen Sauerk. aber werden häufig getrocknet und bilden dann in mehren Gegenden, namentlich in Thüringen, Bayern, Sachsen 2c., welche viele K. pflanzen, einen nicht unbedeutenden Handelsartikel, indem sie zu mancherlei Küchengebrauch, zu Kirschsaft, Kirschbranntwein 2c. die frischen vollkommen ersetzen. — Der Kirschbaum (der gemeine oder Sauerkirschbaum, prunus cerasus, der süße Kirschbaum prunus avium), stammt aus Asien und wurde zuerst von Lucullus 74 v. Chr. aus Cerasunt nach Rom gebracht, wird aber jetzt fast durch ganz Europa in vielen Spielarten angebaut. Er gibt ein schönes, festes, meist gelbliches, gestreiftes oder mit dunklen Zeichnungen versehenes Holz, das von Tischlern, Drechslern, Geigenmachern 2c. häufig benützt wird. Durch Kalkbeitze erhält es eine rothe Farbe u. wird dadurch dem roth gewordenen Mahagoniholze ziemlich ähnlich. Der Faulbaum oder Vogelkirschbaum (prunus padus) ist ebenfalls eine Gattung des Kirschbaumes, u. von diesem erwähnen wir hier folgende 2 Arten: a) die virginische Träubel- oder Vogelkirsche (Pr. p. virginiana) mit einer, der schwarzen Johannisbeere ähnlichen, Frucht von bitterlichem Geschmacke, welche ein vortreffliches, festes, zu Möbeln geeignetes Holz liefert, das von starken Stämmen gelbbraun, sehr fein und häufig gemasert ist, eine schöne Politur annimmt u. dem Wurme widersteht. Von der Frucht kann man einen

guten Kirschgeist brennen u. mit Branntwein einen schönen, rothen Liqueur destilliren. b) Die Mahaleb- oder bittere Steinkirsche, auch wilde oder Steinweichselbaum u. Parfümirstrauch genannt (Pr. p. **Mahaleb**), wächst in der Schweiz, in mehren Wäldern Deutschlands, in Ungarn 2c. wild, trägt als Frucht schwarze Beeren, welche kleinen K. gleichen, mit purpurrothem Safte u. von bitterem Geschmacke; sie werden in Liqueurs gethan, um ihnen Farbe u. einen angenehmen Geschmack zu geben. Die Kerne, welche unter dem Namen Mahalebsamen in den Handel kommen, werden ebenfalls zur Destillation von Liqueur, so wie auch eines wohlriechenden Wassers verwendet. Das gelbbräunliche Holz, welches auch Lucienholz genannt u. zu kleinen Tischler- und Drechsler-Arbeiten verwendet wird, hat einen starken, angenehmen Geruch und die langen u. geraden Zweige geben die wohlriechenden sogenannten Weichselrohre.

Kirschbranntwein wird gewonnen, wenn man Kirschen mit den Kernen zerstampft, hierauf mit dem 4 bis 6fachen Gewichte Wasser vermischt, ohne Zusatz von Hefen gähren läßt u. dann zweimal destillirt. Ein anderes Verfahren ist, daß man zerstoßene Kirschen mit Kornbranntwein übergießt und eine Zeit lange stehen läßt, bis sie ausgezogen sind. Am besten eignen sich die schwarzen Vogelkirschen dazu. Wenn man den K. mit Zucker versüßt, erhält man Kirsch-Liqueur. Ueber den, unter dem Namen Kirschgeist oder Kirschwasser bekannten Branntwein, s. Branntwein.

Kisfaludi, Alexander u. Karl, zwei Brüder, beide bedeutende ungarische Dichter. 1) K., Alexander, (ungarisch Sándor), geboren 22. Sept. 1772, hat sich durch seine Liebeslieder unsterblich gemacht. Der erste Theil erschien unter dem falschen Namen: Himsys klagende Liebe. Kein ungarisches Werk hat so viel Aufsehen erregt, als dieses. Der Gegenstand, der besungen wird, ist Rosalia Szegedi, die K. später ehelichte. Hierauf erschien Himsy's glückliche Liebe; die ersten Gedichte an Schönheit sicher erreichend, vielleicht überbietend (s. Mailáth, Himsy's auserlesene Liebeslieder bei Otto Wigand, u. Mailáth, magyarische Geschichte bei Cotta). An Glut u. Innigkeit der Empfindung dürften sie höchstens Petrarca's Sonetten nachstehen. Keines seiner späteren poetischen Produkte hat die Höhe der Liebeslieder erreicht. — 2) K., Karl, geboren den 19. März 1793, hat viel für das ungarische Drama gedichtet; seine Lustspiele sind besser, als seine Trauerspiele. In beiden Gattungen arbeitete er zu flüchtig. Die aus dem ungarischen Leben gewählten Stoffe sind am glücklichsten bearbeitet. Trotz der Gebrechen seiner dramatischen Leistungen, muß man ihn doch den Vater des magyarischen Lustspieles nennen. Beide, Karl sowohl als Alexander, sind bereits gestorben. Mailáth.

Kislar Aga, s. Aga.

Kissingen, Stadt und berühmter Kurort an der fränkischen Saale, in dem königlich bayerischen Kreise Unterfranken u. Aschaffenburg, in einem von Bergen umschlossenen Thale u. 590 Fuß über dem Meere gelegen, zählt 1500 Einwohner u. besitzt, außer seinem Gesundbrunnen, ein jährlich an 2500 Ctr. lieferndes Salzwerk. Die sehenswerthesten Gebäude sind: Das Kurhaus mit dem Badehause, mit einem herrlichen Pavillon von Gußeisen, der als Trinkhalle dient u. einen Kostenaufwand von beinahe 500,000 fl. verursachte; außerdem hat der Ort noch viele schöne Privathäuser mit guter Einrichtung. — Die gegenwärtig zu Heilzwecken benützten Quellen K.s sind fünf: 1) Der Kur- oder Ragozzibrunnen (im Jahre 1737 im alten Flußbette der Saale aufgefunden); 2) der Pandur- oder Badebrunnen (seit mehren Jahrhunderten früher in Gebrauch); 3) der Soolensprudel, in seiner jetzigen merkwürdigen Erscheinung, seit dem Jahre 1822 emporströmend; 4) der Maxbrunnen, der wohl am frühesten als Heilquelle getrunken wurde; 5) die Theresienquelle, die jüngste, im Jahre 1828 gefaßt. — Die beiden ersten Quellen gehören zu den salinischen *Stahlwässern*, führen helles Wasser, schmecken sehr gesalzen und etwas eisenhaft, *perlen stark, entwickeln viele* Luftblasen u. haben eine Temperatur von 8—9° R.

Der Soolensprudel nähert sich den warmen Quellen, da er eine Temperatur von 15¾° R. hat; derselbe bietet die merkwürdige Erscheinung, daß er nicht in einem ununterbrochenen Fluße fließt, sondern jede zweite, dritte Stunde plötzlich und etwa ½—¾ Stunde aussetzt, sodann mit mächtigen Wogen u. Wellen, Sieden u. Brausen wieder hervorquillt u. eine große Menge kohlensauren Gases nach allen Richtungen verbreitet. Der Marbrunnen u. die Theresienquelle gehören zu den kochsalzhaltigen Salzwässern, stehen dem Selterser u. Roisdorfer Wasser sehr nahe u. haben eine Temperatur wie der Ragozzi und der Pandur. Der große Gehalt an Kochsalz, kohlensaurem Eisen u. festgebundenem kohlensaurem Gase u. die sehr geringe Quantität schwer verdaulicher Kalksalze qualificiren den Ragozzi- u. Pandurbrunnen u. den Soolsprudel zu den kräftigsten, stoffreichsten und verdaulichsten unter den salinischen Stahlwässern. Der Ragozzi u. der Soolensprudel, in geringerem Grade der Pandur, äußern zunächst ihre Wirkung primär im Magen und in den nahe liegenden Gebilden, welche das kalte Wasser mit seinen Salzen, seinem kohlensauren Gase u. Eisen durch seine unmittelbare Berührung mit den Magenwänden anregt, reizt u. erfrischt. Die secundäre Wirkung dagegen ist weit ausgedehnter u. intensiver, indem diese Wässer die, von ihnen berührten, schleimhäutigen Oberflächen zur vermehrten u. starken Absonderung stimmen, von da aus diese Anregung über sämmtliche, zur Absonderung bestimmte, Gebilde u. Systeme des menschlichen Organismus verbreiten, so wie ihre fixen u. flüchtigen Bestandtheile in den Blutstrom übersetzen und somit sich mit der Organisation des Körpers verbinden u. auf diese Weise reinigen, wie auch umgestalten. — Der innere Gebrauch des Wassers der drei Trinkquellen dient vorzugsweise zur Hebung von Stockungen in der absondernden Thätigkeit, sowohl des gesammten Dauungskanals, als der Luft- und Harnwege, so wie der Geschlechtsorgane. — Als dahin gehörige Krankheitsformen sind hier namhaft zu machen: Skropheln der Schleimhäute u. der Unterleibsdrüsen, Hämorrhoiden mit allen ihren regulären u. irregulären Erscheinungen, periodischer u. habitueller Rothlauf, gichtische, von krankhaft erhöhter Venosität, von nervöser Verstimmung oder von unterdrückten Darm- u. Nierenausscheidungen abhängige Leiden, krankhafte Vorgänge im vegetativen Nervensysteme u. die, durch eine solche oder durch materielle Reize bedingte Hypochondrie u. Hysterie, allgemeine Gefäß- u. Nervenschwäche des Unterleibes, namentlich der Verdauungs- u. Geschlechtssphäre, rheumatische Affektionen innerer oder äußerer Theile, Katarrhalzustände der Luft- u. Harnorgane, sowie der Verdauungs- und Geschlechtsorgane, nach überstandenen gastrischen, Schleim-, Nerven-, Wechsel- u. a. Fiebern zurückbleibende Schwäche, Verstimmung u. materielle Reize. — Bei der Anwendung des Kissinger Wassers hat man jedoch auf die Wahl der Quellen, ihrer qualitativen u. quantitativen Verschiedenheit wegen, mannigfache Rücksichten zu nehmen u. zu beachten. Der Ragozzi enthält mehr Eisen, als der Pandur, stärkt daher mehr, als er schwächt; der Pandur dagegen löst mehr auf, wirkt aber minder kräftig auf die Metamorphose des Blut- und Nervenlebens; in dem Soolensprudel herrschen die Salze entschieden vor u. es besitzt derselbe ein Aequivalent an Kohlensäure, wodurch die auflösenden u. abführenden Eigenschaften in ihm das Uebergewicht haben, ohne daß bei seinem anhaltenden Gebrauche die Verdauungsorgane geschwächt werden; der Marbrunnen u. die Theresienquelle wirken als Säuerlinge, in Verbindung mit der Molke u. dem Einathmen des salzsauren Dampfes, vorzugsweise günstig auf die Lunge u. die Schleimhäute der Brust, weil das salzsaure Natron das vorherrschende Salz in ihnen ausmacht, das kohlensaure Gas in sehr inniger Verbindung zu ihnen steht u. sie ganz frei von Eisen sind. — Zur äußerlichen Anwendung bedient man sich sämmtlicher Quellen, selten jedoch des Ragozzi, u. am häufigsten des Pandur. Die Form der äußeren Anwendung ist jene des kohlensauren Gases, der Mutterlauge, des salzsauren Schlammes u. Dampfes. Das kohlensaure Gas wirkt reizend u. erregend auf die Nerven u. Gefäße der Haut, stimmt diese zu erhöhter Lebensthätigkeit u. macht sie zur Ausscheidung

von Krankheitsstoffen geeigneter. Die Mutterlauge wird den Pandur- oder Soolensprudelbädern beigemischt, deren Wirkung auf die äußere Haut sie ungemein verstärkt. Minder reizend auf die äußere Haut, aber eindringender in den Organismus selbst, wirkt der salzsaure Mineralschlamm und wird dadurch zu einem sehr durchdringenden, auflösenden u. zertheilenden Mittel, welches verhärtete u. angeschwollene Theile erweicht u. zum Schmelzen bringt. — Bei der Trinkkur beginnt man mit 3—4 Gläsern u. steigt auf 5, 6 u. 8. Die dazu entsprechendste Tageszeit sind die Früh- u. Abendstunden; für den Morgen dient in der Regel der Ragozzi u. für den Abend der Pandur. Sehr vortheilhaft zeigt sich ein, sowohl zur Entfernung gastrischer Unreinigkeiten, als zur Fixirung der Wirkung des Wassers auf den Darmkanal gerichtetes, leichtes Abführmittel oder ein auflösendes Brustmittel, sobald eine besondere Einwirkung auf die Lungenschleimhaut beabsichtigt wird. Das Bad wird nur in den Morgenstunden, nach der Trinkkur genommen. — In den Fällen, wo nach der Kur von K. noch der Gebrauch eines Stahlwassers angezeigt seyn möchte, bietet sich von selbst die nur eine Meile entfernte Stahlquelle zu Bocklet dar, die überhaupt zu dem Ragozzi in nächster Beziehung steht. μ.

Kistemaker, Johann Hyazinth, Domcapitular u. Professor zu Münster, der „zweite Erasmus" genannt, ein berühmter Philolog und Exeget. Er war den 15. August 1754 zu Nordhorn in der Grafschaft Bentheim geboren und machte seine ersten Studien am Gymnasium zu Rheine, wo Overberg, mit dem er schon damals einen engeren Bund der Freundschaft schloß, sein Mitschüler war. Nach Vollendung seines Gymnasialkursus bezog er die Universität Münster und verlegte sich mit großer Vorliebe auf das Studium der alten sowohl, als der neueren Sprachen. Außer den lateinischen, griechischen u. den orientalischen Sprachen verstand oder redete er fast alle lebenden Sprachen Europa's, wobei ein überaus glückliches Gedächtniß ihm trefflich zu Statten kam. Eine große Vorliebe hatte er für die griechische u. für die deutsche Sprache. Er galt zu seiner Zeit als einer der ersten Kenner des Griechischen in Deutschland. Im Jahre 1775 zum Priester geweiht, erhielt er auf Fürstenbergs Empfehlung eine Professur am Gymnasium zu Münster, ward in Folge seiner gelehrten Schrift: „Kritik der griechischen, lateinischen u. deutschen Sprache," zum Mitgliede der deutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen, u. dann nach des gelehrten Caspar Zumkley (s. d. Art.) Tode zum Direktor des Paulinischen Gymnasiums zu Münster und zum Bibliothekar befördert. In dieser einflußreichen Stellung suchte er in allen Lehranstalten des Münsterschen Fürstenthums das Studium der deutschen und griechischen Sprache, das bis dahin zu sehr vernachlässigt war, zu beleben, weßhalb er sich die Mühe nicht verdrießen ließ, selbst mehre kleinere u. größere deutsche u. griechische Sprachlehren zu verfassen, die, wiederholt aufgelegt und weithin verbreitet, viel dazu beitrugen, bei der Jugend eine Vorliebe für beide Sprachen zu wecken. Wenngleich das Studium der Classiker bis zu seinem Ende eine Lieblingsbeschäftigung u. gleichsam ein Bedürfniß für ihn blieb, so zog ihn doch sein frommer priesterlicher Sinn schon frühe zu den theologischen Wissenschaften hin. Namentlich beschäftigte er sich mit der Erklärung der heiligen Schrift u. mit der biblischen Kritik. Besonders im letzteren Zweige der theologischen Wissenschaft hat er sich großen Ruhm erworben, so daß er seiner Zeit, neben Jahn u. Hug, als der erste Bibelkritiker in Deutschland angesehen wurde. Gegen das Jahr 1800 ward er mit Beibehaltung seiner Direktorstelle am Gymnasium zur Professur der Exegese an der Universität zu Münster erhoben u. von der Universität Paderborn mit dem Doktordiplom der Philosophie, von der Universität Breslau mit dem der Theologie beehrt. Kurz darauf wurde er auch zum Examinator synodalis u. zum Kanonikus des Stiftes St. Mauritz bei Münster ernannt. Im Jahre 1815 von der preußischen Regierung zum *Konsistorialrath* erhoben, ward er auch von dem, mit der Vollstreckung der Bulle *De salute animarum* beauftragten, Fürstbischofe von Ermeland, dem Prinzen Jo-

seph von Hohenzollern, dem neuorganisirten Münsterschen Domkapitel einverleibt. Trotz der Ehren u. Auszeichnungen, womit er von allen Seiten überhäuft wurde, behielt K. sein einfaches, anspruchloses Wesen immer bei. Er gehörte zu dem ausgesuchten Kreise von Männern, in welchem die Namen Stolbergs, Katerkamps, Kellermanns, Overbergs und der Brüder Droste glänzten, und war der Kirche mit ganzer Seele zugethan. Bis zum Jahre 1824 genoß er einer völlig ungetrübten Gesundheit. Im genannten Jahre aber von einem Schlaganfalle getroffen, genaß er nie völlig wieder. Er starb den 2. März 1834 im 80. Jahre seines Lebens. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen besondere Beachtung: 1) Kritik der griechischen, lateinischen u. deutschen Sprache. Eine Preisschrift. Münster, in der Theissingschen Buchhandlung, 1793. — 2) Notae in Thucydidem ed. Bipont. Münster bei Theissing, 1793. — 3) Barrathon, Gedicht Ossians, aus dem Englischen metrisch übersetzt, Münster bei Theissing, 1804. — 4) Vollständige Uebersetzung des Neuen Testamentes nebst Kommentar, in 7 Bänden, 2. Auflage, 1825—26, Münster bei Theissing. — 5) Uebersetzung des Neuen Testaments ohne Kommentar, Münster bei Theissing, 1825. Diese Bibelübersetzung ist eine der verbreitetsten in u. außer Deutschland u. hat die van Essische in vielen Gegenden verdrängt. — 6) Biblia sacra vulg. edit., 3 Theile, Münster bei Aschendorff u. Theissing, 1824. Diese vortreffliche Ausgabe der gesammten heiligen Schrift ist dem Papste Leo XII. gewidmet. In dem beim ersten Bande abgedruckten Schreiben des Papstes wird K. bezeichnet als vir probitate ac literarum sacrarum peritia laudatissimus. — 7) Commentatio de nova exegesi praecipue veteris testamenti ex collatis scriptoribus graecis et romanis scripta, Münster bei Theissing, 1806. — 8) Exegetische Abhandlung über Matthäi XVI. 18. 19. u. XIX. 4—12, oder über den Primat Petri u. das Eheband, ebendaselbst 1806. — 9) Exegesis critica in psalmos XXVII. et CIX. et excursus in Daniel III. de fornace ignis, ebendaselbst 1809. — 10) Weissagung Jesu vom Gerichte über Judäa u. die Welt, nebst Erklärung der Rede Mark. IX. 42—49. u. Prüfung der van Essischen Uebersetzung des Neuen Testamentes, ebendaselbst 1816. — 11) Canticum canticorum illustratum ex Hierographia Orientalium, ebendaselbst 1818. — 12) Die Weissagung vom Emmanuel, Jesaias VII.—XII. Anhang: Heli's Schwiegertochter, I. Könige IV., ebendaselbst 1824. Außer diesen größeren Schriften finden sich viele Aufsätze u. gelehrte Abhandlungen von ihm in anderen Werken zerstreut abgedruckt. So ist von ihm die Uebersetzung des 7. Briefes von Plato an Dio u. dessen Angehörige in Stolbergs auserlesenen Gesprächen des Plato; ferner die Beilage über das Buch Esther in Stolbergs Religionsgeschichte u. über die zweifache Stammtafel Jesu in demselben Werke. Im pfälzischen Museum lieferte er eine vortreffliche Erklärung der 16. Ode des 3. Buches von Horaz. Unter seinen reichhaltigen Manuscripten fand man umfassende Erklärungen über Plato, Lucian, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Cicero, Tacitus u. Salust. E. Michelis.

Kithaeron, einer der ältesten Könige Böotiens, dessen Andenken sich in dem Berge gleiches Namens, der sich an den Helikon (s. d.) anschließt u. die Nordgränze zwischen Attika u. Megaris bildete, verewigt ist. K. stiftete die beiden Feste, welche Dädala hießen, u. wovon die kleineren alle sieben, die größeren alle sechzig Jahre wiederkehrten. Diese Bilderfeste dankten ihren Ursprung einer Fabel, nach welcher Here, erzürnt über ihren Gatten, denselben floh u. sich auf keine Weise gewinnen lassen wollte; da gab K. dem Zeus den Rath, er möchte ein hölzernes Schnitzbild (Dädala), mit Kleidern geschmückt, neben sich auf den Wagen stellen u. sagen, dieß sei Plataea, des Asopos Tochter welche er sich zur Gemahlin erwählt. Die List glückte, denn die eifersüchtige Here kam herbei u. war im Begriffe, die Statue zu mißhandeln, als sie lachend ihren Irrthum bemerkte u. lachend sich mit Zeus versöhnte.

Kitt, ein zähes, erhärtendes u. für Feuchtigkeiten unauflösliches Verbindungsmittel, mit welchem man Flächen von Metall, gebranntem Thon, Holz &c.

theils luft= u. wasserdicht zusammenfügen, theils zerbrochene Geschirre dieser Art wieder miteinander vereinigen kann. Diese K.e werden entweder feucht u. weich, oder trocken aufgetragen; im letzten Falle müssen sie geschmolzen werden. Man hat sie von sehr verschiedener Zusammensetzung, besonders nach der Art der Gegenstände, welche gekittet werden sollen; die meisten werden unmittelbar vor dem Gebrauche bereitet, viele aber können auch vorräthig angefertigt werden u. kommen so in den Handel. Zu den letzteren gehören: 1) Glaserk. oder Fensterk., um die Fensterscheiben zu verkitten, damit zwischen den Rändern derselben u. den Rahmen kein Wasser eindringen kann, auch noch zu manchem andern Gebrauche: ½ Pfund Spanischweiß wird gut zerrieben u. durchgesiebt u. mit ¼ Pfund pulverisirtem Bleiweiß in ein Gefäß gethan; dann kocht man 3 Loth Silberglätte mit 1 Kanne Leinöl, gießt es darauf u. knetet Alles zu einem Teige. Zum pariser Fensterk. werden 56 Theile Leinöl mit 22 Theilen Umbraun stark gekocht, zu der noch heißen Mischung 1 Theil gelbes Wachs gesetzt und zuletzt 44 Theile weiße Kreide u. 88 Theile Bleiweiß eingeknetet. 2) K. für zerbrochene Porzellane, Steingut, Glasgefäße u. dergleichen: 1 Unze Mastix in der dazu erforderlichen Menge rectificirten Weingeist aufgelöst; ferner 1 Unze Hausenblase in Wasser aufgeweicht, dann in starken Branntwein oder Rum zu einer dicken Gallerte aufgelöst, dazu noch ½ Unze gut gepulvertes Galbanum= oder Ammoniakgummi gefügt u. dieses Gemisch mit der vorigen Auflösung in einem irdenen Topfe durch gelinde Hitze gut vereinigt, dann in einer verschlossenen Flasche aufbewahrt. Er wird erwärmt auf die erwärmten Stücke aufgetragen u. hält nach 12stündigem Trocknen sehr fest, widersteht aber der Hitze nicht. 3) Palzerscher Porzellank. Alter Oelfirniß mit sehr fein geschabter oder besser geriebener u. durch dünne Leinwand oder Baumwollenzeug gepulverter Kreide zu einer dicklichen Masse von Terpentin=Consistenz gerührt. Die damit gekitteten Geschirre müssen 3—4 Wochen an der Sonne, oder besser auf einem warmen Ofen stehen u. halten dann selbst heißes Wasser aus. 4) K. zu steinernen Gefäßen, Alabaster, Marmor u. dergleichen: 1 Theil Mastix u. 2 Theile Schwefel zerstoßen werden mit 2 Theilen burgundischem Pech über dem Feuer geschmolzen, pulverisirtes Glas u. Ziegelmehl darunter gemischt u. die Masse in kaltes Wasser gegossen u. zu Stangen geformt. Beim Gebrauche läßt man ihn am Feuer zergehen, bestreicht die erwärmten Ränder der Bruchstücke damit u. drückt sie fest aneinander.

Kittel (Johann Christian Leberecht), Organist an der Predigerkirche zu Erfurt, geboren daselbst 1732, ein Schüler des berühmten Bach (s. d.), zu dem er sich, etwa 16 Jahre alt, nach Leipzig begab, u. der ihn in die höheren Geheimnisse der Kunst einweihte. Nachdem er einige Jahre in Langensalza als Organist zugebracht, wurde er in seiner Vaterstadt als solcher angestellt u. bekleidete diese Stelle bis an seinen 1809 erfolgten Tod. K. war einer der gründlichsten Orgelspieler u. gelehrtesten Harmonisten seiner Zeit, der mit wahrem Enthusiasmus für seine Kunst lebte u. es in derselben zu einer seltenen Vollkommenheit brachte. Von seinen Werken, welche sich durch Gedankenreichthum, Einheit des Styls, Charakter u. die strengste musikalische Grammatik auszeichnen, sind gedruckt: Der angehende praktische Organist, oder Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der Orgel bei Gottesverehrungen, in Beispielen, 3 Bände, Erfurt 1801. Vierstimmige Choräle mit Vorspielen zum Allgemeinen sowohl, als zum besonderen Gebrauche, für die schleswig=holsteinischen Kirchen gesetzt. In früheren Jahren machte er sich durch die Herausgabe von 6 Sonaten für das Klavier bekannt u. im Manuscripte hat man von ihm viele variirte Choräle, verschiedene Präludien u. Fugen u. andere Klavierstücke. Er bildete nach Bach'schen Grundsätzen viele vortreffliche Schüler, von denen sich mehre durch ihr gründliches Orgelspiel u. ihre Compositionen der musikalischen Welt rühmlich bekannt machten.

Kitzel (titillatio), eine eigenthümliche gesteigerte Empfindlichkeit der Hautner=

ven, die ein zwischen Lust u. Schmerz schwebendes Gefühl erzeugt, ohne eines von beiden zu seyn. Bedingt wird dieses Gefühl durch eine etwas gespannte, nervenreiche Hautfläche, auf der, ohne daß solche vorher durch einen anderweitigen Reiz afficirt ist, geflissentlich ein Jucken erregt wird. Besonders sind die Fußsohlen, dann die innere Seite der Hand, die Achselgruben, die Gegenden zwischen den Rippen u. Hüften, von inneren Theilen besonders die Nasengänge, aber auch der Gaumen u. s. w. dem Gefühle des K.s unterworfen. Im Uebermaße regt es eine Unruhe auf, die sich durch unwillkürliches Umherwerfen des Körpers u. Jucken der Glieder andeutet, das bei höchst reizbarer u. kränklicher Anlage wohl selbst in Convulsionen übergehen kann, wenn man auch die behaupteten Fälle von zu Tode gekitzelten Menschen dahin gestellt seyn lassen muß. — Die bildlichen Ausdrücke: Gaumen-, Ohren-K. u. s. w. deuten schlechtweg auf die angenehme Wirkung des K.s hin.

Kitzingen, am Main, im bayrischen Kreise Unterfranken, ansehnliche u. gewerbsame Stadt u. Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes, Hauptzollamtes und einer Salzfaktorei. 1 katholische und 2 protestantische Pfarreien, lateinische Schule mit Alumnat, 5,200 Einwohner. Bedeutender Speditions- u. Kommissionshandel, regsame Schifffahrt, starker Wein-, Garten- u. Feldbau. Mit der am jenseitigen Ufer gelegenen Vorstadt Etwashausen ist die Stadt durch eine steinerne, 790′ lange Brücke verbunden. — K. verdankt seine Entstehung einem im Jahre 745 allda von der heiligen Adelheid gegründeten Benediktiner-Nonnenkloster, dessen erste Aebtissin die heilige Thekla war. 1522 wurde in K., welches damals vom Hochstifte Würzburg an die Markgrafen von Brandenburg verpfändet war, die Reformation eingeführt. Im Bauernkriege 1525 waren die Gebäude des Frauenklosters von den Aufständischen zerstört worden. Markgraf Kasimir rächte sich schrecklich an den Rebellen, deren er 5 zu K. enthaupten u. 57 blenden ließ. 1802 gelangte K. mit den übrigen Besitzungen des Hochstifts Würzburgs an die Krone Bayerns. mD.

Kiuperli (Köprili), 1) Mehemed, berühmter türkischer Großvezier, in Albanien 1585 geboren, bildete sich auf der Insel Cypern zum Krieger, zeichnete sich im Kampfe gegen Persien rühmlich aus, wurde Statthalter von Baruth, dann von Aleppo u. 1649 Großvezier. Er beherrschte das türkische Reich mit vieler Weisheit u. Klugheit, eroberte einen Theil von Siebenbürgen u. starb 1663 zu Adrianopel, unter dem seltenen Glücke, vom Sultan (Mahomed IV.) u. dem Volke betrauert zu werden. — 2) K., Achmed, Sohn des Vorigen, geboren 1626, folgte seinem Vater in der Großveziers-Würde u. behauptete sie, ungeachtet er gleich das Jahr hernach die Schlacht bei St. Gotthard verlor. Allein er ersetzte diesen Verlust durch die endliche Eroberung von Kandia, welches nach einem 23jährigen Kriege den Venetianern abgenommen wurde u. wovon die Eroberung der Hauptstadt allein 10 Jahre gekostet hatte. Nach vollendetem Kriege bemühte er sich, auch das Innere des Reiches zu verbessern u. schaffte einige Abgaben ab, über die das Volk schwierig war. Zuletzt machte er sich um seinen Sultan Mahomed IV. noch dadurch verdient, daß er ihn von der Entsetzung vom Throne rettete, u. starb 1676 in seiner Würde, so daß ihm sein Tochtermann u. diesem sein Sohn folgte. — 3) K., Mustapha, Bruder des Vorigen, war 1689 bei der unter Mahomed IV. eingetretenen Revolution Kaimakan u. hinderte diesen, seinen Bruder zu ermorden. Solyman ernannte ihn 1689 zum Großvezier, was er bis 1691, wo ihn bei Selankemen eine feindliche Kugel traf, blieb. — 4) Niuhman, Sohn des Vorigen, wurde nach dem Sturze des Ali Tschurluli Großvezier; er war ein braver aber unkluger Mann, verlor bald die Gunst des Sultans Achmet III. u. ward nach Negropont verbannt.

Klafter, theils ein Längenmaß von gewöhnlich 6 Fuß, theils ein Körpermaß, namentlich für Holz. Die K. ist in verschiedenen Ländern u. Orten von verschiedener Größe.

Klage heißt im weiteren Sinne jedes gerichtliche Mittel, wodurch man ein

bestrittenes oder entzogenes Recht verfolgen u. dessen richterliche Anerkennung erhalten will; im engeren Sinne ist sie dasjenige Mittel der Rechts-Verfolgung, wodurch man mittelst Verurtheilung eines Anderen einen Rechtszustand herbeiführen will, u. im engsten Sinne ein Mittel zur Verfolgung u. Aufrechthaltung persönlicher Rechte. Das Anbringen einer K. kann bei manchen Prozeßarten (siehe den Art. Prozeß) mündlich geschehen, in der Regel aber durch eine Klagschrift (libellus), welche einen vollständigen Syllogismus entfalten muß: nämlich im Obersatze den Rechtsbegriff (fundamentum agendi), worauf sich der Kläger ausdrücklich oder-versteckt bezieht; im Untersatze die Geschichtserzählung (species facti), wodurch dargethan wird, daß nach dem Obersatze ein streitiges Rechtsverhältniß zwischen Kläger u. Beklagten wirklich vorhanden ist u. der Anspruch des ersteren sich jetzt schon zur K. eignet (actio nata) u. die endlich den Gegenstand der K. genau beschreibt, sowie etwa den Grund etwaiger Nebenforderungen darlegt. Die Schlußfolgerung ist das K.-Gesuch, das theils die prozessualischen Vorschritte bezeichnet, die der prozeßleitende Richter auf die K. verfügen soll (Prozeßgesuch), theils dasjenige angibt, wozu der erkennende Richter den Beklagten verurtheilen soll (Haupt- oder Sachpetitum). Sowohl der Rechtsgrund, als die Geschichtserzählung, enthalten den K.-Grund (fundamentum agendi), aus diesem wieder erhellt das K.-Recht (actio, jus agendi) des Klägers, das entweder ein ursprüngliches, oder ein abgeleitetes ist, wie z. B beim Cessionar, bei Erben rc., wo dann die Cession, die Erbfolge das mittelbare K.-Fundament abgeben. In der K.-Schrift selbst macht die Geschichtserzählung meist den Anfang, dann folgt der Rechtsgrund der K., hiernächst das Prozeßgesuch u. hieran schließt sich das Sachgesuch an. Unter K.-Punkten versteht man entweder einzelne Theile der K. überhaupt, oder einzelne selbstständige Theile des Kaufobjekts. Man spricht auch von einer emendatio libelli (Verbesserung der K.schrift), doch kann nur der dem Rechte u. der Klugheit widersprechende K.-Vertrag, nicht aber das Wesen u. der Gegenstand der Streites abgeändert werden; verschieden ist dieselbe von der mutatio libelli, Abänderungen, wodurch die Identität, oder wenigstens die dermalige Lage des Prozesses aufgehoben wird. Diese beiden Arten nennt man variatio libelli, im Gegensatze zur bloßen declaratio libelli, Aufklärung eines dunkeln, zweideutigen K.vertrages. Letztere ist in der Regel jederzeit erlaubt, die erstere nur in so fern, als sie zugleich Parteipflicht ist, sonst (namentlich als mutatio libelli) nicht, ohne den Prozeß fallen zu lassen. Mängel der K. geben dem Beklagten Gelegenheit zu einer Menge von Exceptionen. Vgl. die Artikel Deduktion, Einrede, Exception. Die K.-Häufung, d. i. der gleichzeitige Vortrag mehrer K.n in einer K.schrift (cumulatio actionum) ist wegen der daraus leicht entstehenden Verwirrung im Prozeßverfahren nur unter Einschränkungen gestattet. Die K. bildet den Anfang jedes ordentlichen Civilprozesses. Nach Verschiedenheit der den Gegenstand der K. bildenden Rechtsverhältnisse ist diese selbst verschieden gestaltet. Hierauf gründet sich das römisch-rechtliche K.-System, das für Verletzungen der verschiedenen Privatrechte verschiedene K.n mit besonderen Benennungen aufstellt. So wichtig auch die genaue Kenntniß dieser einzelnen K.n, um darnach deren Erfordernisse im einzelnen Falle beurtheilen zu können, für den Richter u. Advokaten seyn muß, so unergiebig u. unverständlich würde doch deren Darstellung für den Laien seyn.

Klagenfurt, Hauptstadt des Herzogthums Kärnthen im österreichischen Königreiche Illyrien, in einer Ebene an dem kleinen Fluße Glan, mit 12,000 Einwohnern, ist der Sitz des Oberappellationsgerichts für Illyrien u. Steiermark u. des Fürstbischofs von Gurk, eines Stadt- u. Landrechts, des illyrischen Oberbergamts u. Oberberggerichts, des Merkantil- und Wechsel-Gerichts für Kärnthen, einer Sektion des Gratzer Vereins zur Beförderung der Industrie u. der Gewerbe Inner-Oesterreichs u. der kärthnisch-ständischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues u. der Künste. Ferner findet man hier ein Lyceum mit ansehnlicher Bibliothek, ein theologisches Seminar, Normalhauptschule, Kranken-, Gebär-, Zucht-

haus, Theater u. s. w. Die Stadt ist gut gebaut, hat meist gerade Straßen u. einen schönen Marktplatz mit Monumenten Kaisers Leopold I. u. der Maria Theresia, mehre Kirchen, unter denen die St. Aegidienkirche mit sehr hohem Thurme, kaiserlicher u. bischöflicher Palast u. hübsche Spaziergänge an der Stelle der ehemaligen Festungswerke. Industrie u. Handel sind sehr bedeutend. Man findet hier Fabriken für Tuch, Seidenzeuge, Band, Bleiweiß (die Herbert'sche Bleiweißfabrik, die größte in der ganzen österreichischen Monarchie, liefert jährlich 5000 Centner Bleiweiß), Bleizucker, Leder, Zinkwaaren, Messerschmiedewaaren, Liqueurs u. Essig u. treibt, durch seine Lage an der großen Handelsstraße nach Italien begünstigt, Speditions- u. Transito-Handel, indem Triest über den Loibl den Bedarf an Colonialwaaren u. anderen Gütern des K.er Kreises, eines Theiles von Ober-Steyer, zum Theile Salzburgs, Böhmens u. Mährens u. Oesterreichs über K. sendet, während ebendahin die Produkte u. Fabrikate der genannten Länder kommen, um nach Triest weiter geschafft zu werden. Einige halten K. für das alte Claudia oder Claudivium. 648 wurde es von den Hunnen unter Kakan eingenommen. Zur Zeit desselben war es noch ein Flecken, wuchs aber mit der Zeit, besonders seitdem Kaiser Maximilian I. 1518 das Landrecht hieher gelegt u. K. zu Kärnthen geschlagen hatte. Damals wurde auch die Befestigung angefangen. 1636 u. 1723 große Brände. 1809 wurden die Festungswerke von den Franzosen demolirt.

Klang, s. Schall.

Klanggeschlecht, Tongeschlecht, Tonleiter; in der alten Musik die Eintheilung der Töne, welche zwischen den beiden äußersten Tönen des Tetrachords (s. d.) lagen. Jetzt nennt man uneigentlich so dreierlei Tonreihen, nämlich das diatonische K., das chromatische u. enharmonische K. Das erste, das diatonische, ist die Fortschreitung von einem angenommenen Grundtone bis zu dessen Octave durch fünf ganze u. zwei halbe Töne; das zweite, chromatische, ist die Fortschreitung durch lauter halbe Töne, mögen sie erhöht oder erniedrigt, d. i. entweder mit einem Kreuze, oder einem Be vorgezeichnet seyn. Weil sich darin aber auch die diatonischen Töne befinden, so heißt es auch das diatonisch-chromatische K. In der dritten Tonreihe nimmt die Fortschreitung alle ganzen, halben u. kleineren Töne auf, welche durch ein Kreuz erhöht, oder durch ein Be erniedrigt u. in der Octave enthalten sind.

Klangspiel, eine Tonfigur, vermöge welcher durch Wortlaute eine gewisse Malerei des Inhalts beabsichtigt wird, so daß eine Versinnlichung des Gegenstandes schon durch die denselben bezeichnenden Worte erfolgt, wird von Vielen zur Alliteration (s. d.) gezählt, von Weber aber als eine Unterart des Wortspiels betrachtet, wohin er gewissermassen auch die Alliteration u. die Assonanz rechnet, offenbar aber zu unbestimmt. Denn das Wortspiel verbindet durch den Gleichlaut der Wörter fremdartige Begriffe zu einem schlagenden Gedanken, wogegen die Wortlaute des K.s sich auf den eigenen Inhalt beziehen u. dessen Beschaffenheit gleichsam anschaulich oder hörbar machen wollen. Das K. ist eine poetische Malerei, welche nur dann von Wirkung seyn kann, wenn sie vermittelst des plastischen Impulses der Sprache sich fast von selbst ergibt, gesucht aber affektirt, sogar unerträglich erscheint. Diese Tonfigur führt den griechischen Namen Onomatopöia.

Klapperschlange (Crotalus), Schlangengattung aus der Familie der Vipern, hat zwischen Auge u. Nase Backenlöcher, einen breiten, dreieckigen, vorn mit kleinen Schilden, hinten mit Schuppen bedeckten Kopf, ganze Bauch- u. Schwanzschienen u. am Ende des Schwanzes eine, aus lockeren Ringen bestehende Klapper, womit sie ein Geräusch, wie von zusammengeschlagenen Nußschalen, hervorbringt. Die Anzahl der Ringe, selten über 12, läßt ungefähr auf ihr Alter schließen. Die Zunge ist lang, schwarz, gespalten, in dem Rachen stehen 2 große, spitzige, ¼ Zoll lange Gifthaken. Ihr Biß tödtet nach wenig Stunden. Ihr gefährlichster Feind ist das Schwein, dem ihr Gift Nichts schadet. Sie ist träg, frißt

kleine Säugethiere u. Vögel. Ihr Fleisch wird von den Menschen genossen u. hat im Geschmacke Aehnlichkeit mit dem Aal. Die Schauer- oder nordamerikanische K. (C. durissus) hat auf dem Rücken grünlich-graue Streifen mit schwarzen Punkten, am Bauche ist sie gelblich-weiß; sie wird 3 Ellen lang. Die südamerikanische K. (Boiquira, C. horridus) wird eben so lang, ist bräunlich-grün mit dunkelen, gelblichen Flecken u. schwarzer Schwanzspitze.

Klaproth, 1) Martin Heinrich, berühmter Chemiker, geb. den 1. Dec. 1743 zu Wernigerode, kam in seinem 16. Lebensjahre als Lehrling in eine Apotheke in Quedlinburg, 1766 als Gehülfe nach Hannover, wo zuerst sein wissenschaftlicher Sinn geweckt ward, 1768 aber nach Berlin, wo er die bisher vernachlässigte wissenschaftliche Bildung nachholte; 1770 kam er nach Danzig, aber schon 1771 kehrte er nach Berlin zurück u. übernahm daselbst die Verwaltung einer Apotheke; von 1780 an machte er sich durch seine veröffentlichten chemischen Untersuchungen bekannt, wurde 1782 Mitglied des Sanitätscollegiums, 1788 Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. bald darauf Professor der Chemie an der Artillerieschule. Bei Errichtung der Universität 1810 wurde er zum ordentlichen Professor der Chemie an dieselbe berufen u. starb den 1. Jan. 1817 als Obermedizinal- u. Sanitätsrath. K. war gleich hochgeehrt als Mensch, wie als Gelehrter. Er machte sich sehr verdient durch die Entdeckung der Zirkonerde, des Titans, Cers rc., sowie überhaupt durch die Anwendung der Chemie auf die Mineralogie; auch erklärte er in Deutschland zuerst sich für das antiphlogistische System. — Er schrieb unter Anderem: „Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper," 6 Bde., Posen u. Berlin 1795—1815, u. gab mit Wolf heraus: „Chemisches Wörterbuch," 5 Bde. u. 4 Supplementbde., Berlin 1807 — 1819, welches ins Französische übersetzt wurde. E. Buchner. — 2) K., Heinrich Julius, Sohn des Vorigen, geboren zu Berlin 1783, besuchte, da die russische Gesandschaftsreise nach China 1815 ihren Zweck nicht erreichte, im Auftrage der Petersburger Akademie den Kaukasus (Reise rc., 2 Bde., Halle 1812—14, franz. Par. 1823) u. begab sich 1814 über Italien nach Paris, wo er 1835 starb. Zahlreich u. bedeutend sind seine Schriften über asiatische Sprachen u. Länderkunde; wir erinnern nur an „Tableau historique de l'Asie," Paris 1814—26; „Du Caucase," 1827; „Abhandlung über die Sprache u. Schrift der Uiguren," 1820; „Asia polyglotta," 1823; „Mémoires relatifs à l'Asie," 2 Bde., 1824—26; „Nipon," 1834; „Beschreibung China's," englisch 2 Bde., London 1825, und „Uebersetzung eines japanischen Geschichtswerkes," Paris 1832. Außerdem schrieb er über die Hieroglyphen u. einen Katalog der asiatischen Handschriften in Berlin, 1823.

Klauenseuche, Klauenweh oder Krümme, Claudicatio epizootica, eine, die Hausthiere aller Gattungen meist seuchenartig (selten sporadisch) befallende, vorzüglich beim Rindvieh, Schweinen u. Schafen, seltener bei Pferden, u. gewöhnlich mit Maulseuche verbunden vorkommende Ausschlagskrankheit, die nach Art der akuten Hautausschläge des Menschen u. in Verbindung mit diesen fieberhaft auftritt, sich als Epizootie (s. d.) über ganze Bezirke verbreitet u. zugleich mehre Jahre nacheinander, gleichsam von einer Gegend zur anderen fortrückend, erscheint. Man beobachtet dieselbe gewöhnlich im Nachsommer, minder häufig im Frühjahre und nur zuweilen in gelinden Wintern. Ebenen u. Niederungen sind deren Ausbruche günstiger, als Gebirgsgegenden. Außerdem fördern diesen: moorige, sumpfige Weiden, Thau, Reif u. Mehlthau; schneller Wechsel warmer, trockener mit naßkalter Witterung, ohne daß gerade das Vorkommen dieser Seuche an die angeführten Schädlichkeiten nothwendig geknüpft erschiene. Der Keim der Krankheit liegt in der Atmosphäre, die zugleich der Träger des von ihr aus den blasigen Ausschlägen entnommenen Ansteckungsstoffes ist. Man unterscheidet eine gut- u. eine bösartige K. Zeichen u. Verlauf der gutartigen K.: Fieber und *allgemeine Verstimmung* während einiger Tage, dann erhöhte Empfindlichkeit u. *vermehrte Wärme der anschwellenden Klauen*, Bläschen oder Blätterchen im Spalte

oder an der Krone (auch zuweilen an den Euterstrichen), die Anfangs gelblich gefüllt sind, bald platzen, ebenso schnell wieder trocknen, darauf gleich verschwinden u. geröthete, schmerzhafte u. mit verklebender Feuchtigkeit bedeckte Stellen hinterlassen, die aber schon nach 5 — 7 Tagen wieder verschwinden, seltener aber, u. fast nur bei ungeschickter Behandlung, an den Klauen tief fressende Geschwüre hinterlassen, die ihren Eiter manchmal in den Hornschuh ergießen und diesen zur Abstoßung bringen, auch die Knochen u. Bänder angreifen u. somit langwieriege, schwerheilbare Klauenkrankheiten hervorbringen, selbst den Tod herbeiführen können. Die **bösartige** K., in Frankreich, in der Schweiz, am Rheine u. in anderen Gegenden, namentlich unter den Merinoherden beobachtet, verläuft hartnäckiger u. hat häufiger tödtlichen Ausgang. Die Behandlung derselben erfordert selten eine andere, als diätetische Kunsthülfe, welche, außer der Entfernung der ursächlichen Momente, hauptsächlich darin besteht, daß man für eine weiche Streue sorgt, die Füße durch kalte Fußbäder sorgfältig reinigt u. auch aus diesem Grunde die erkrankten Thiere möglichst auf weichem Grase weiden u. in Fluß- oder anderes reines Wasser treiben läßt. Nur bei bedeutender u. entzündlicher Anschwellung der Krone, oder im Spalte der Klaue, öffnet man zur Zertheilung der Entzündung eine Blutader an der Sohle; bei wirklichem Uebergange der Entzündung in Eiterung hat man die Geschwulst alsbald zu öffnen, den Eiter zu entleeren u. den Fuß zum Oeftern mit lauwarmem Branntweinspülicht zu bähen, oder mit Bleiwasser zu fomentiren; bei unreiner, fauliger Beschaffenheit der Wunde muß die Entfernung der abgestorbenen Theile sofort vorgenommen u. die gesunkene Vitalität der Klaue durch Verbinden mit Kampherspiritus gehoben werden. Zur Verhütung der Weiterverbreitung dieses Uebels hat man vorzugsweise dessen Ansteckungsfähigkeit im Auge zu halten u. alle Gemeinschaft des kranken Viehes mit dem gesunden möglichst zu vermeiden. Da der Ansteckungsstoff vorzugsweise an allen, mit den erkrankten Thieren in Berührung gewesenen Gegenständen, so wie auch an den Abfällen der Kranken klebt, so müssen sowohl jene, als auch die wiedergenesenen Thiere zur Vermeidung eines erneuerten Ausbruches der Seuche sorgfältig gereinigt u. die Abfälle sogleich verscharrt werden. Die große Aehnlichkeit der K. mit den akuten Hautausschlägen u. besonders mit den Blattern, sowie ihre Impfbarkeit, gaben Veranlassung zur **Impfung**. Wenn gleich durch diese ein wiederholtes Befallenwerden von dieser Krankheit nicht vermieden werden kann, so gewährt sie denn doch den großen Vortheil, daß bei Uebertragung des Uebels auf eine andere Körperstelle — Ohren oder Schweif — die Thiere nicht lahm werden u. ein gleichzeitiges Erkranken sämmtlicher Thiere eines Stalles bewirkt u. sohin das Wiederinficirtwerden der einmal durchgeseuchten Thiere sicher vermieden werden kann. *μ.*

Klaus von der Flüe, s. **Nikolaus von der Flüe**.

Klausenburg (ungarisch Kolosvár), Hauptstadt von Siebenbürgen u. königliche Kreisstadt, in einem schönen Thale, am Szamos, besteht aus der Alt- u. Neustadt u. fünf Vorstädten, ist mit Mauern umgeben, hat einen schönen, 500 Schritte langen Marktplatz u. mehre hübsche Straßen mit ansehnlichen Gebäuden, 9 Kirchen u. Bethäuser, darunter die Kathedrale zum heiligen Michael, 3 Hospitäler, ein katholisches Lyceum mit 3 Fakultäten u. ein Gymnasium, ein reformirtes u. unitarisches Collegium, ein Waisenhaus u. mehre Wohlthätigkeitsanstalten, Theater u. s. w. K. ist Sitz der Gubernialbehörden, eines reformirten u. unitarischen Consistoriums u. Geburtsort des Matthias Korvinus. Auf der jenseitigen Seite des Flußes steht ein von Karl VI. 1721 erbautes festes Kastell mit einem tiefen Brunnen. Die 22,000 Einwohner betreiben etwas Industrie in Tuch, Fayence u. s. w. — K., (Claudianopolis, weil hier unter Kaiser Claudius die 17. Legion ihr Standlager hatte) ist nach Einigen die alte Colonia Napocensis. Im Mittelalter wurden hier die siebenbürgischen Landtage gehalten. 1601 ward die Stadt vergebens von Sigismund Bathori belagert; 1603 von dem Usurpator Moses Szekely genommen, aber von den Kaiserlichen unter Basta wieder erobert. Hier 22. Juni 1661

Sieg der Oesterreicher unter Montecuculi über die Türken und Siebenbürger unter Michael Apaffy; 1662 von Apaffy vergebens belagert, aber 1664 demselben übergeben.

Klausthal, regelmäßig gebaute Bergstadt im Königreiche Hannover und Hauptstadt der Berghauptmannschaft, auf einer Höhe des Harzes am Zellerbache u. nur durch diesen von der Bergstadt Zellerfeld getrennt, hat 2 Kirchen, ein hübsches Rathhaus, eine Münze, Gymnasium, Berg- u. Forstschule, Mineralien- u. Modellsammlungen u. 10,000 Einwohner, welche sich, neben dem Bergbaue mit Spitzenklöppelei, Nagelschmieden, Verfertigung von Oblaten u. Zündhölzchen u. einigen anderen Industriezweigen nähren. K. ist Sitz der Berghauptmannschaft u. einer Generalsuperintendentur. In der Nähe befinden sich die wichtigsten Gruben des Harzes, unter diesen die Dorothea u. Karolina, mit großer Wasserkunst u. Eisenbahn zur Erzwäsche, welche einst 44 Mark Silber jährliche Ausbeute auf einen Kur gaben. Die neue Benedicte, die reichste Silber- u. Bleigrube des Harzes, mit dem großen Georgsstollen von 5046 Lachter Länge u. die Frankenscharner Silberhütte, 3 Schmelz- und 3 Treibhütten, 5 Hochöfen, 2 Krumm- u. 3 Treiböfen, 1 Bleifrischofen, 1 Spleißofen, 1 Sauger u. Garherd. Diese liefern jährlich 15,600 Mark Silber, 7500 Centner Glätte und 21,000 Centner Blei.

Klazomene, Name einer, zum jonischen Bunde gehörigen Stadt auf der erythräischen Halbinsel in Lydien, am Smyrnaer Busen, von jonischen Kleonäern u. Phliasiern an der Stelle des alten Chytrion gegründet. Später bauten die Klazomenier, vor den Persern fliehend, 3 vor der Stadt liegende kleine Inselchen an, die Alexander d. Gr. durch einen Damm mit dem Festlande verband. Geburtsort des Anaxagoras; jetzt ein Dorf: Kelisman.

Kleanthes, aus Assos in Troas gebürtig, ein Schüler des Zeno u. dessen Nachfolger als Lehrer in der stoischen Schule, blühte um 264 v. Chr. u. war zu Athen sehr geschätzt. Von seinen vielen Schriften ist nur noch eine treffliche Hymne auf den Zeus übrig geblieben, die in Brunks Analekten u. in dessen Sammlung gnomischer Dichter befindlich ist. — Einzeln von F. W. Sturz, neue Ausgabe besorgt von T. Merzdorf, Leipzig 1835; von Korais, Paris 1826; griechisch u. deutsch von Cludius, Göttingen 1786, auch in Herders zerstreuten Blättern, Sammlung 2, S. 209 u. in Conz, Blumen, Phantasien u. Gemälde aus Griechenland, Lpz. 1793; K. der Stoiker von Mohnike, 1. Bdchen., poetische Ueberreste, Greifswalde 1814.

Kleber (Pflanzenfibrin) erhält man, wenn Weizenmehl in einen Sack gethan u. so lange mit frischem Wasser geknetet wird, als dieses noch milchig wegläuft. Hiedurch wird die im Weizen enthaltene Stärke weggenommen u. der K. als eine zähe, klebrige Masse zurückgelassen. Er ist in allen Getreidearten enthalten u. hat in seiner Mischung, neben Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. Stickstoff, noch Schwefel u. Phosphor, weßhalb er bei der Fäulniß einen höchst unangenehmen Geruch (faulen Eiern ähnlich) verbreitet. Er ist nicht krystallisirbar, sondern erscheint in feuchtem Zustande als eine weiße Masse, welche durch Trocknen durchsichtig u. hornartig wird. Bemerkenswerth ist, daß er, indem er sich zersetzt, fähig ist, den Zustand der Zersetzung auch in anderen organischen Stoffen, mit denen er in Berührung kommt, hervorzubringen. (Siehe Gährung, Fäulniß.) aM.

Kleber, Jean Baptiste, einer der ausgezeichnetsten Obergenerale der französischen Republik, wurde den 6. März 1745 zu Straßburg geboren, wo sein Vater, ein geachteter aber unbemittelter Bürger, Gärtner bei dem Cardinal, Prinzen von Rohan war. Nach einer, für die Lage seiner Eltern sorgfältigen, Erziehung kam er in seinem 16. Jahre 1761 nach Paris, um unter Leitung des ausgezeichneten Architekten Chagrin sich im Baufache auszubilden. Mangel an Unterstützung nöthigte ihn aber, schon nach 2 Jahren wieder diese Laufbahn zu verlassen, u. K. kehrte nach Straßburg zurück. Hier kam ihm ein günstiger Zu-

fall bei Ergreifung eines neuen Standes zu Hülfe. Zwei bayerische Edelleute, deren er sich in einem Kaffeehause seiner Vaterstadt gegen seine Mitbürger angenommen hatte, nahmen ihn mit sich nach München, wo sie ihn in der dortigen Militairschule unterbrachten. K. machte daselbst schnelle Fortschritte und wurde, als der österreichische General Kaunitz 1772 dieselbe besuchte, von diesem, angelockt durch seinen Geist u. seine martialische Gestalt, zum Lieutenant in seinem zu Wien stehenden Regimente ernannt. In dieser Eigenschaft machte er den Krieg gegen die Türken mit u. kam darauf bis 1783 in die Festung Luxemburg in Garnison, in welchem Jahre er, auf Anrathen seiner Verwandten, u. da ihm als Bürgerlichem keine Aussicht zum Avancement offen stand, die österreichischen Kriegsdienste verließ, in sein Vaterland zurückkehrte u. dort bald als königlicher Bauinspektor zu Belfort eine Anstellung fand. Bis zur französischen Revolution verwaltete er diesen Posten, auf dem er sich durch großartige Bauten allgemeine Achtung erwarb, zu großer Zufriedenheit; aber die Revolution warf auch ihn, wie viele Andere, auf eine andere Bahn. Bei Errichtung der Nationalgarde wurde er Adjutant eines Bataillons u. begab sich beim Ausbruche des Krieges, als Custine vor Mainz stand, selbst zu diesem, um von ihm eine Anstellung zu erhalten. Zum Chef des 3. oberrheinischen Bataillons ernannt, machte er sich durch seine architektonischen Kenntnisse bei der Befestigung von Mainz sehr nützlich, wurde deßhalb von Custine zum General-Adjutanten ernannt und, als er sich während der Belagerung der Preußen durch Energie u. Einsicht mehrmals vortheilhaft auszeichnete, von den in der Festung anwesenden Conventsdeputirten zum Brigadegeneral befördert. Nach der, am 22. Juli 1793 erfolgten, Uebergabe von Mainz wurde er, weil er den Muth gehabt hatte, das Benehmen Custine's in freien, kühnen Worten zu vertheidigen, vor dem Revolutionstribunale angeklagt, jedoch, wie zu erwarten war, freigesprochen u., wie die übrigen Truppen der Garnison von Mainz, zur Bekämpfung der empörten Vendée verwendet. Hier besiegte er die Königlichen bei Chatillon, nahm an den Schlachten von Chollet am 17. October, Antrain am 22. November, ruhmvollen Antheil, eroberte Savenay am 23. December u. zog bald darauf triumphirend in Nantes ein. Weil er jedoch, gegen die Grundsätze der damals am Staatsruder stehenden Partei, für Dämpfung des Aufstandes durch Milde war u. demgemäß auch verfuhr, wurde er im Anfange des Jahres 1794 unerwartet abberufen, worauf er sich einige Zeit zu Paris aufhielt. Bald darauf wurde er wieder als Divisionsgeneral bei der Nordarmee verwendet, kommandirte in der Schlacht bei Fleurus (s. d.) den linken Flügel, nahm nach kurzer Belagerung Mastricht ein, was wesentlich zur Verbreitung seines Ruhmes beitrug, u. führte beim Uebergange der Armee Jourdans über den Rhein dessen linken Flügel bei Düsseldorf über denselben 1795. Bei dem, eilig vor Clairfait wieder angetretenen, Rückzuge rettete er durch besonnene Kaltblütigkeit die meisten der von Jourdan zu sehr exponirten Truppen. 1796 drang er wieder unter Jourdan mit dem linken Flügel über den Rhein vor, besetzte Frankfurt am Main, mußte aber noch vor der Schlacht bei Würzburg die Armee verlassen, da er, durch kühn u. offen gethane Aeußerungen über das Direktorium, mit demselben in Streit gerathen war u. deßhalb sich viele persönliche Feinde zugezogen hatte. Er lebte von nun an zurückgezogen auf seinem Landhause zu Chaillot bei Paris, bis Bonaparte, nach dem Frieden von Campo Formio sich zum Feldzuge in Aegypten rüstend, auch ihn zur Annahme eines Commando's unter seiner Führung bewog. Vollkommen rechtfertigte K. im ägyptischen Feldzuge dessen Vertrauen. Bei Alexandria am 30. Juni 1798 schwer am Kopfe verwundet, konnte er an der Schlacht bei den Pyramiden keinen Antheil nehmen, rieth auch nachher Bonaparte von dem Zuge gegen Syrien ab, zeichnete sich jedoch, nachdem er von ihm zum Mitmachen desselben bestimmt worden war, bei Jaffa, Sudfarra, Gaza u. Abukir so aus, daß Napoleon ihm, als die Verhältnisse in Europa seine Anwesenheit dort nothwendig machten, den Oberbefehl in Aegypten übertrug. Ob dieß von Napoleon gerne oder ungerne ge-

schehen sei, ist unentschieden, gewiß aber ist, daß K. mit inniger Liebe an Bonaparte hing, in dem er einen höheren Genius verehrte; eben so gewiß ist aber auch, daß er einem gewissen Tallien, bourbonischen Emissär im französischen Lager, stets ein geneigtes Ohr schenkte. Wie dem auch sei, die französische, von Tag zu Tage mehr zusammenschmelzende Armee hatte stets mit größeren Hindernissen zu kämpfen, aus denen K. sie zwar glücklich herausriß, die er aber am Ende, dem übermächtigen Feinde gegenüber, doch nicht mehr alle beseitigen konnte. Deßhalb schloß er, da er sich von Bonaparte preisgegeben glaubte, eine Convention mit Sir Sidney Smith, laut deren er, gegen freie Ueberfahrt der französischen Armee u. ihrer sämmtlichen Bagage nach Frankreich, die Eroberungen an die Türken u. Engländer übergeben wollte. Schon wurden denselben mehre Plätze eingeräumt, als von Sidney Smith die Nachricht einlief, daß Admiral Keith den Vertrag nicht bestätigt habe und unbedingte Unterwerfung verlange. „Auf eine so niederträchtige Zumuthung antwortet man nur durch einen Sieg!“ erwiederte K. u. schlug auch wirklich den türkischen Großvezier in der Schlacht bei Heliopolis den 20 März 1800 so vollständig, daß noch einmal ganz Aegypten den Franzosen gehorchte. Aber übel angebrachte Erpressungen, barbarische Strenge bei Eintreibung der Steuern u. Mißachtung muhamedanischer Vorurtheile veranlaßten Unzufriedenheit unter der Bevölkerung Aegyptens über K. Ein fanatisirter Muselmann, Soleyman von Aleppo mit Namen, ermordete ihn durch einen Dolchstoß am 14. Juni 1800 zu Kairo, als er sich gerade mit dem General Damas auf der Hausterrasse unterhielt. Die angewandte Hülfe kam zu spät. — Hätte K. nicht einen so unbiegsamen, redlichen u. offenen Charakter besessen, der ihm in der Gunst der Machthaber schadete, er wäre viel früher u. höher gestiegen. Witz, Geist u. besonders in mißlichen Augenblicken hervorragendes militärisches Talent kann ihm nicht abgesprochen werden. Er vereinigte die Vorzüge eines Deutschen u. Franzosen in seiner Person, war von hohem Wuchse u. starkem Körperbau. Seine Gebeine, die vergessen in Chateau d'If bei Marseille ruhten, ließ Ludwig XVIII. zu Straßburg beisetzen, wo ihm auch in der Mitte der Stadt auf einem Platze, der von ihm den Namen führt, ein Denkmal errichtet ist. — Er hinterließ Memoiren. Ow.

Klee, Heinrich, ein scharfsinniger katholischer Theolog, geboren 1800 zu Münstermaifeld, einem Städtchen bei Koblenz, erhielt seine wissenschaftliche Bildung am Lyceum zu Mainz und trat hierauf, der Theologie sich zu widmen, in das dortige bischöfliche Seminar. Noch vor Beendigung seiner theologischen Studien ward er 1821 Lehrer an dem bischöflichen Gymnasium. Jedoch wegen seiner ausgezeicheten Kenntnisse in Philosophie u. Theologie berief ihn der Bischof 1825 als Professor der genannten Lehrfächer in sein Priesterhaus. Um sich die theologische Doktorwürde zu erwerben, begab K. sich im Herbste desselben Jahres nach Würzburg u. schrieb zu diesem Behufe seine Inauguraldissertation De chiliasmo primorum saeculorum. Seine erste umfassende Schrift: „die Beichte, historisch-kritische Untersuchung, 1828,“ zeigte die Schärfe seines Urtheils u. seine Belesenheit in den Kirchenvätern. Auf Schmeddings Empfehlung erhielt K. 1829 einen Ruf als Professor der Theologie nach Bonn, wo bereits Hermes für die Rheinlande die theologische Richtung beherrschte u. eine hervorragende dogmatische Auktorität bildete. Die dogmatische Ansicht des neuberufenen Professors mußte mit dem Hermesianismus einen schroffen Gegensatz bilden, und der polemische Conflikt der strengkirchlichen positiven Anschauungsweise, wie sich dieselbe in K.s Vorträgen scharf u. prägnant ausprägte, mit der rationell-philosophischen Demonstrations-Methode, welche die Schule des Hermes in der Beweisführung der Dogmen zu befolgen pflegte — konnte unmöglich ausbleiben. K. las neben Dogmatik auch neutestamentliche Exegese, u. fand hier ein besonders zahlreiches Auditorium. Seine exegetisch-dogmatische Erklärung der Paulinischen Schriften liegt in mehren Commentaren dem gelehrten Publikum vor, u. wiewohl er anfänglich zu sehr das philosophische Element über der zu weitschweifi-

gen dogmatischen Exposition vernachlässigte, verbesserte er in den letzteren Arbeiten, namentlich im Commentar über den Hebräerbrief, dieß Mißverhältniß, indem er jetzt auch dem sprachlichen Theile die nothwendige Berücksichtigung zuwandte. Seine Studien in der neutestamentlichen Schrifterklärung zeigte er in dem Commentar über das Evangelium des Johannes 1829 (worin eine schöne Auswahl der Erklärungen der Kirchenväter mitaufgenommen wurde); Commentar über Pauli Brief an die Römer, 1830; Auslegung des Briefes an die Hebräer, 1833. Nach dem Tode des Erzbischofs Spiegel, welcher als Beschützer der Hermesianischen Doktrin galt, bestieg Clemens August Droste-Vischering den erzbischöflichen Stuhl zu Köln, welcher die positiv-kirchliche Richtung mit Strenge für den Klerus beanspruchte, u. dadurch schon indirekt der philosophischen Demonstrations-Methode in der Theologie abgeneigt sich zeigte. K. wurde vom Erbischofe zum Examinator für die Dogmatik ernannt, u. seine dogmatischen Vorlesungen an der Universität erwarben sich bald durch den Scharfsinn u. durch die begeisterungsvolle Wärme, womit er die Dogmen der Kirche zu begründen u. gegen die rationalistischen Verunglimpfungen zu rechtfertigen wußte, den ungetheiltesten Beifall. Die Encyklopädie der Theologie, 1832; das System der Dogmatik, 1831; die dogmenhistorische Monographie über die Ehe, 1833; sein Meisterwerk, die katholische Dogmatik, 3 Bände, 1834—36; die Dogmengeschichte, 2 Bände, 1837—38 — diese schriftlichen Erzeugnisse seiner vielseitigen theologischen Gelehrsamkeit verbreiteten bald seinen glänzenden Ruf. Da die Anfeindungen des, noch immer in den Rheinlanden gepflegten, Hermesianismus sich besonders gegen K. u. Windischmann richteten u. immer gehässiger wurden, obgleich Hermes Doktrin vom römischen Stuhle durch eine Bulle vom 26. September 1835 mißbilligt ward, so folgte K. 1839 einem ehrenvollen Rufe nach München, um den kurz zuvor gestorbenen geistvollen Möhler zu ersetzen. Allein seine Wirksamkeit sollte hier nur ein Jahr dauern, wo er durch sein liebevolles Wesen sich die innigste Verehrung der Studierenden gewonnen hatte. In der kräftigsten Mannesblüthe wurde dieses reichbegabte Talent, gleich Möhler, von demselben rauhen Klima Münchens frühzeitig hingerafft den 28. Juli 1840, u. Beide ruhen nun nachbarlich im Grabe beisammen. Nach seinem Tode erschien noch, von Himioben in Mainz herausgegeben, sein „Grundriß der Ethik," 1840. Cm.

Klee. Von den verschiedenen, als vortreffliches Grün- u. Heufutter angebauten Pflanzen, denen man im gemeinen Leben den Namen K. beilegt, kommt derselbe eigentlich nur denjenigen zu, die in das Pflanzengeschlecht Trifolium gehören. Diese sind hauptsächlich: der rothe Kopfk. (trifolium pratense), der weiße K., auch kriechender oder Steink. genannt (tr. repens), der Incarnatk. (tr. incarnatum), der gelbe K., Hopfenk. oder alexandrinische K. (tr. agrarium oder alexandrinum), u. der Bastardk. (tr. hybridum). Dagegen gehören die Luzerne, die Esparsette (s. dd.), der Süßk. oder türkische K. u. der Steink. nicht in diese Classe. Von den genannten K.sorten sind es aber die beiden ersten, welche überall am häufigsten angebaut werden, nämlich der rothe Kopfk. u. der weiße K., da der erstere unter allen, beim Landbau eingeführten, Feldkräutern als das vorzüglichste gilt u. der letztere ebenfalls ein vortreffliches Futterkraut ist, das sich besonders zum Abweiden eignet. Die Samenkörner dieser beiden Gattungen sind es daher auch vorzugsweise, die unter den Namen K.samen in zwei Sorten, nämlich rother u. weißer, in den Handel kommen. Der rothe K.samen besteht aus rundlichen, nierenförmigen Körnern von grünlicher Farbe, mit violetten Backen, u. wenn er gut seyn soll, müssen die Körner schwer, vollkommen, glänzend, nicht zusammengeschrumpft, noch von Würmern zerfressen u. nicht mit gelben oder schwarzen Körnern oder mit anderen Samen vermischt, auch nicht angefeuchtet seyn. Letzteres erkennt man daraus, wenn sich ein Körnchen auf einer harten Unterlage leicht mit dem Daumennagel zerdrücken läßt. Der weiße K.samen, der den weißen K. liefert, besteht aus bedeutend kleineren, weniger runden u. durchgängig gelben Kör-

nern, von denen in Bezug auf die Güte das Nämliche gilt, was vom rothen K. gesagt ist. Die eigentliche Güte u. Brauchbarkeit des K.s hängt jedoch hauptsächlich von der Keimkraft desselben ab, u. diese ist nicht durch das Ansehen, sondern nur durch angestellte Versuche zu erkennen. — Der dreijährige Samen soll zur Aussaat am geeignetsten seyn; älterer ist bedeutend geringer, welcher Unterschied jedoch beim rothen nicht so groß ist, als beim weißen. In Deutschland wird namentlich in Schlesien, Böhmen, Holstein, aber auch in vielen anderen Gegenden sowohl rother, als weißer K. gebaut u. über Hamburg, Amsterdam, Bremen rc. viel davon ausgeführt; auch rother französischer kommt zuweilen vor. Der weiße geht häufig nach England, wo man ihn stark als Weidefutter anbaut, aber keinen Samen davon gewinnt.

Klein, 1) Ernst Ferdinand, königlich preußischer geheimer Oberjustizrath u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1743 zu Breslau geboren, war der Sohn eines dortigen Kürschners. Nachdem er sich auf dem Magdalenen-Gymnasium seiner Vaterstadt gehörig vorbereitet hatte, bezog er 1763 die Universität Halle, woselbst er die Rechtswissenschaft studirte; nach vollendetem Studium advocirte er in Breslau. Der Großkanzler von Carmer, welcher ihn durch die Herausgabe seiner vermischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung u. Rechtsgelehrsamkeit, Leipzig 1789, von einer sehr vortheilhaften Seite kennen lernte, beförderte seine Ernennung zum Assistenzrathe u. berief ihn bald darauf (1781) nach Berlin, um an dem Werke der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Ihm u. seinem Freunde Suarez hat man vorzüglich die Förderung desselben u. die 1794 erfolgte Einführung des neuen königlich preußischen Gesetzbuches zu danken, aus dem er schon 1792 einen Auszug zu Vorlesungen in 2 Theilen herausgab. Er ward 1786 Kammergerichtsrath und seine Preisschrift über die väterliche Gewalt veranlaßte, daß er 1789 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Seit Ende des Jahres 1791 war er mit dem Titel eines geheimen Justizrathes Direktor der Universität zu Halle u. Ordinarius der dortigen Juristenfakultät und trug in diesem neuen Verhältnisse Vieles zur Ausbildung der Geschäftsmänner im In- u. Auslande bei. 1800 kehrte er nach Berlin zurück, um als geheimer Ober-Tribunalrath Mitglied des höchsten Gerichtshofes zu werden, nachdem er zuvor schon zum Mitgliede der Gesetz-Commission ernannt worden war. In der Folge wurde er außerdem noch Justitiarius der Akademie u. Mitglied der Jurisdictions-Commission der Oberrevisions-Deputation u. der Examinationscommission. 1805 nahm die kaiserlich russische Gesetzcommission ihn unter die Zahl ihrer Correspondenten auf. Bei der neuen Organisation der Staatsverfassung im Jahre 1809 wurde ihm der Vortrag im Fache der Gesetzgebung bei dem Justizministerium anvertraut, wo er aber nur kurze Zeit seine umfassenden Kenntnisse u. seine gereiften Erfahrungen zum Wohle des Staates anwenden konnte. Der unglaubliche, seine körperlichen Kräfte weit übersteigende Eifer, mit welchem er sich den Geschäften seines neuen Amtes hingab, war die Ursache seines am 28. März 1810 erfolgten Todes. Nicht lange hatte er sich der Auszeichnung erfreuen können, welche ihm im Januar ds. Js. durch Verleihung des rothen Adlerordens zu Theile geworden war. K. hatte sich, fern von aller kleinlichen Eigensucht, mit der ganzen Kraft seiner energischen Seele der Wissenschaft und dem Staate gewidmet, und sein Name wird von mehr als einem Geschlechte mit Verehrung genannt werden, so lange Preußens Gesetzgebung, namentlich die Theile, welche Leben und Tod näher angehen, als Gegenstände der Untersuchung gelten. Die Wissenschaft als solche u. die Anwendung ihrer höchsten Grundsätze auf den Staatsverein, machte den liebsten und vornehmsten Gegenstand seiner tieferen Studien aus; allein mit ächt wissenschaftlichem, ächt humanem Sinne schätzte er jedes Treffliche, auf welchem Felde der Wissenschaft es immer gewachsen war. Und eben dieser liberale Geist ließ ihn auch die Erzeugnisse der Kunst, namentlich der Poesie, mit regem Gefühle auffassen. Bei seiner großen Geschäftsthätigkeit fand er dennoch immer Zeit zu

literarischen Arbeiten, unter denen sich besonders auszeichnen: Annalen der Gesetzgebung und der Rechtsgelehrsamkeit in den königlich preußischen Staaten, Berlin u. Stettin, 2 Bde. 1788—1807. Grundsätze des gemeinen deutschen u. preußischen peinlichen Rechts, 2. Ausg., Halle 1799. Erkenntnisse u. Gutachten der Juristenfacultät in Halle, Berlin u. Stettin, 5 Bde., 1796—1802. Grundsätze der natürlichen Rechtswissenschaft, Halle 1797. System des preußischen Civilrechts. ebend. 1801. Archiv des Criminalrechts, herausgegeben mit Kleinschrod u. m. a. — 2) K., Bernhard, geboren zu Köln 1794, ward zum Musiker erzogen, ging 1811 nach Paris, um unter Cherubini zu studiren, u. setzte nach seiner Rückkehr von da, 1812, Sachen von Göthe, Wilhelm Müller, L. Rellstab, die Balladen König Odo u. der Todesklang von G. Schwab u. A. auf Instrumentalmusik ohne Gesang; 1816 ging er nach Heidelberg, 1818 nach Berlin, wo er hauptsächlich den alten strengen Styl cultivirte. Er starb dort 1832; hinterließ einige Oratorien, Psalmen u. andere kirchlichen Compositionen.

Kleinasien (Asia minor), von den Türken Natolien oder Anatoli, im Handel die Levante genannt, heißt die 8000 □ Meilen große, gebirgige Halbinsel des nord-westlichen Asiens, gebildet vom schwarzen, mittelländischen u. ägäischen Meere, die zum türkischen Reiche gehört u. 4—5 Millionen Einwohner hat. K. wird durch die Straße der Dardanellen von Europa getrennt u. enthält an den Küsten zwar nicht große, aber viele u. tief einschneidende Meerbusen, welche die herrlichsten Häfen bilden, die jetzt aber zum Theile versandet sind. Die ganze Provinz ist ein gebirgiges Hochland, das seine Hauptketten im Süden, daher eine nördliche Abdachung hat u. am Südrande steil zum Meere abfällt. Hochebenen, zum Theile waldlose Steppen, sind im Innern, meistentheils wenig bekannt, u. der dort hausenden räuberischen Nomadenhorden wegen schwer zugänglich. In einem großen Theile der Halbinsel, namentlich im Nord-Westen, finden sich Spuren früherer Vulkane, und Erdbeben sind hier nicht ungewöhnlich. Unter den Flüssen sind zu erwähnen: der Kisilirmak, Sakarja, Euphrat, Minder (Mäander) u. Sarabat. Auch gibt es verschiedene Landseen, so der Begschehri im Süden, Ulubad im Nord-Westen, Dusgköl u. s. w. In den meisten Gegenden ist der Boden sehr fruchtbar und die Küstenstriche gehören zu den schönsten der Erde; aber weite Strecken sind einsam und unbebaut, theils ganz wüste, theils bloße Weideplätze für Nomaden. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind: Getreide, Baumwolle, Reis, Oel, Sesam, Wein u. Holz. Die Einwohner bestehen aus Türken, Griechen, Armeniern und nomadischen Turkmanen. Ganz K. zerfällt in die 6 Ejalats: 1) Anatoli (das alte Mysien, Lydien, Karien, Lycien, Phrygien, Galatien, Bithynien, Paphlagonien); 2) Karaman (Pamphylien, Pisidien, Lykaonien, Kappadocien); 3) Itschil (Cilicien und Pamphylien); 4) Meraosch (das östliche Kappadocien); 5) Siwas (das alte Pontus) und 6) Tarabosan (das östliche Pontus), über welche ein Gouverneur, der den Titel Beglerbeg führt, gesetzt ist. Ow.

Kleinkinderschulen (Kleinkinderbewahranstalten), sind Anstalten zur Aufnahme nicht schulpflichtiger Kinder von armen Eltern, oder solchen, die, durch ihren Beruf von ihrer Wohnung entfernt, denselben nicht selbst die gehörige Aufsicht zu widmen im Stande sind. Die in solchen Anstalten befindlichen Kinder werden durch gehörige Aufsicht vor körperlicher u. moralischer Verwahrlosung geschützt, frühzeitig an Ordnung u. Reinlichkeit gewöhnt und ihre Fähigkeiten auf angemessene Weise ausgebildet. Die Aufnahme geschieht gewöhnlich nach zurückgelegtem zweiten Jahre und die Kinder verbleiben darin, bis zu dem Eintritte in die gewöhnliche Schule. Zur Einrichtung einer zweckmäßigen K. gehören vorzüglich: eine ordentliche, tüchtige Vorsteherin, einige Gehülfinnen u. ein Lehrer, zwei größere Stuben, eine für die kleineren Kinder unter Aufsicht, Wartung u. Unterhaltung der Kindermädchen, eine für die größeren zum unterhaltenden Unterrichte des Lehrers in den angemessenen Gegenständen; ein guter Spielplatz; eine große Ruhematte für die ermüdeten Kinder, einiges Spiel-

zeug u. andere zweckmäßige Gegenstände zur Unterhaltung. Die Kinder werden früh, gewaschen u. reinlich gekleidet, in die Anstalt gebracht, erhalten hier die mitgebrachte oder auch von der Anstalt gegebene Nahrung, werden gewartet, beaufsichtigt, unterrichtet und Abends von den Eltern wieder abgeholt. Die ganz Armen zahlen Nichts, die Bemittelteren einen geringen Beitrag. — Die erste K. in Deutschland entstand durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold 1802 in Detmold; 1819 entstand die in Berlin durch den Professor Wadzeck, und um dieselbe Zeit in England durch Brougham die in Westminster, nach der nun sehr viele (Infant schools) in allen Theilen der britischen Monarchie gestiftet wurden; in Schottland war die von Owen bei seiner Fabrik in New-Lanark eingerichtete K. die erste u. berühmteste. In den vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es jetzt auch zahlreiche K.-Bewahranstalten; ebenso in Holland, der Schweiz und Frankreich, wo man besonders Salles d'asile pour la première enfance einrichtete. Allgemeine Verbreitung fanden sie in den österreichischen Staaten, vorzüglich in Böhmen zuerst in Prag; in Oesterreich namentlich in Wien, u. in Ungarn, wo die erste schon 1819 durch die Gräfin von Korompa in Ofen entstand. Auch in allen übrigen deutschen Staaten, besonders in Preußen, Württemberg, Bayern, Baden, Sachsen, werden durch Privatvereine und Behörden jährlich viele neue K. errichtet. Vergl. Mayo, Ueber die K., London 1827; Wildenspin, Ueber die frühzeitige Erziehung der Kinder u. die englisch-deutsche von Wertheimer, Wien 1828. Döhner, Ueber Bewahr- u. Beschäftigungsanstalten für noch nicht schulfähige Kinder armer Eltern, Freiburg 1829; Rehlinger, Bewahrschule für kleine Kinder, Wien 1832; Chimani, Leitfaden für Lehrer in Kinderbewahranstalten, ebend. 1832; J. G. Wirth, Mittheilungen über Kleinkinderbewahranstalten rc., Augsburg 1841; W. Hüffel, die K. vom pädagogischen Standpunkte, Weilb. 1841; Th. Fritz, Ueber Unterweisung und Erziehung der Kinder rc. in Kleinkinderbewahranstaten, Rottw. 1842.

Kleinpolen, siehe Großpolen, in welchem Artikel der sinnstörende Druckfehler Kleinrußland in Kleinpolen zu verbessern ist.

Kleinrußland heißen jetzt die 4 Gouvernements Kiew, Tschernigow, Poltawa und Slowods-Ukraine; früher war K. der Name für die Ukraine, so weit dieselbe von den Kosaken bewohnt war, die 4137 □ M. mit mehr als 6 Millionen Einwohnern hatte u. zum Theile im ehemaligen Polen gelegen war. Sie begriff die Provinzen: Kiew, Nowgorod, Sewersk, Tschernigow, einen Theil von Charkow, Kursk u. Jekaterinoslaw, welche 1793 ganz zu Rußland kamen. Ein Theil von K. wurde 1797 zu einer eigenen Statthalterschaft von 1140 □ Meilen und 1,500,000 Einwohner mit der Hauptstadt Tschernigow erhoben, unter dem Kaiser Alexander aber in die Statthalterschaften Tschernigow und Poltawa getheilt.

Kleist 1) (Ewald Christian v.), geboren 5. (nach Andern 3. 7.) März 1715 zu Zeblin in Pommern, aus vornehmem Geschlechte stammend, ward bis ins 9. Jahr von Hofmeistern unterwiesen, kam dann in die Jesuitenschule zu Krone in Großpolen, 1729 auf das Gymnasium zu Danzig, studirte 1731 in Königsberg Jurisprudenz, daneben Philosophie, Mathematik u. schöne Wissenschaften, lebte darauf einige Zeit zu Hause, machte eine Reise zu seinen Verwandten in Dänemark und trat 1776 als Offizier in dänische Dienste. Im Jahre 1738 wurde K. nach Danzig auf Werbung geschickt. Er lebte, nach Vollendung dieses Geschäftes, einige Zeit in Urlaub auf seinem Gute Ruschiz, lernte Wilhelmine von Golz (von ihm unter dem Namen „Doris" besungen) kennen, faßte den Plan, in den Civildienst überzutreten u. kehrte, als ihm dieß nicht nach Wunsch gelang, in dänischen Kriegsdienst zurück. Im Jahre 1740, bald nach dem Regierungsantritte Friedrichs II. von Preußen, wurde K. zurückgerufen u. als Lieutenant bei dem Regimente des Prinzen Heinrich in Potsdam angestellt. Er zeichnete sich besonders in den Feldzügen 1744—45 in Böhmen aus. Im Jahre 1749 wurde er Hauptmann, 1756 Major. In der Schlacht bei Kunersdorf (12. Aug. 1759)

schwer verwundet, wurde er nach Frankfurt a. d. Oder gebracht, wo er am 24. August 1759 starb. K. stand mit den Edelsten seiner Zeit in Verbindung, hatte kein Gefallen an rauschenden Gesellschaften, vielmehr eine natürliche Neigung zur Einsamkeit. Bei seinen Spaziergängen betrachtete er die Schönheiten der Natur, labte sich an schönen Aussichten, an ländlichen Auftritten u. Begebenheiten. Dieß pflegte er im Scherze seine „poetische Bilderjagd" zu nennen. Sein „Frühling," auf den Hallers „Alpen" nicht ohne Einfluß waren, ist eine Aneinanderreihung verschiedener einzelner Schilderungen, mit elegischer Grundstimmung, die sich in allen Erzeugnissen des edeln Dichters findet. Wie im „Frühling" der Dichter die idyllische, so hat er in „Cissides u. Paches" die kriegerische Seite seines eigenen Lebens geschildert. Durch K.s Werke wurde später unter den Göttinger Dichtern die Naturidylle u. die poetische Landschafterei eigenthümlich belebt. Der „Frühling" erschien zuerst Berlin 1749, dann Zürich 1750, 1751, 1752; Frankfurt 1752, 1754, 1756, 1761, 1764, Berlin 1804. Seine anderen Gedichte (gedichtet von dem Verfasser des Frühlings) erschienen zuerst zu Berlin 1756, dann 1758 (eigentlich 1757). Nach K.s Tode veranstaltete Ramler eine Ausgabe, Berl. 1760 (doppelt, eine mit deutschen, eine mit lateinischen Lettern). Neue Ausgaben erschienen zu Berlin 1761, 1771, 1778, 1782, auch mehre Nachdrücke. Die neueste Ausgabe besorgte W. Körte, Berlin 1803, wiederholt 1830, 2 Bde. — 2) K. (Heinrich von), geboren 10. October 1776 zu Frankfurt a. d. O., studirte in seiner Vaterstadt, machte als preußischer Junker den Feldzug am Rheine mit, nahm hierauf seinen Abschied u. ward 1800 in dem Departemente des Ministers von Struensee angestellt, lebte dann eine Zeit lange in Paris u. Dresden, nach der Schlacht bei Jena (1806) in Königsberg, ward von den Franzosen bei seiner Rückkehr nach Berlin verhaftet, erhielt 1807 seine Freiheit wieder, privatisirte hierauf an mehren Orten u. erschoß sich 21. November 1811 bei Potsdam mit seiner Geliebten, Soph. Henr. Vogel, geb. Kleber. K. war ein wahrhaft poetischer Geist, mit hoher Phantasie u. reicher Erfindungsgabe ausgestattet. Schade, daß er nirgends zur Harmonie der Kunst u. des Lebens gelangen konnte! Patriotische Sentimentalität, innerliche Zerrissenheit, gänzliches Zerfallensein mit der Welt, zehrten ihn auf. Als Dramatiker hat er die innerliche poetische Anschauung in höherem Grade walten lassen, als in seinen epischen Erzeugnissen, wo ohne dieß die Schicksalsmotive zu häufig vorwalten. Doch auch als Dramatiker opfert der reichbegabte Dichter oft die objektive Wahrheit der Handlung, wie der Darstellung, seinen romantischen Grillen und Wunderlichkeiten. Unter seinen dramatischen Erzeugnissen sind besonders das „Käthchen von Heilbronn" u. der „Prinz von Homburg," sowie das Lustspiel „der zerbrochene Krug;" unter den Novellen „Michael Kohlhaas" zu nennen. Hinterlassene Schriften, Berlin 1816. Gesammelte Schriften, mit einer Charakteristik des Dichters herausg. von L. Tieck, daselbst 1826, 3 Thle. &c. — 3) K. von Nollendorf, Emil Friedrich, Graf von, geboren zu Berlin 1762, trat sehr jung in preußische Militärdienste, nahm an dem Feldzuge 1778 Theil, wurde sodann Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, diente in den Rheincampagnen als Capitän im Generalstabe, als Commandeur eines Grenadierbataillons u. ward 1803 vortragender Adjutant des Königs. Im Feldzuge von 1806 war er bei demselben und wurde später nach Osterode an Napoleon gesendet. Nach dem Frieden Generalmajor und Chef der westphälischen Brigade, erhielt er, als Graf Chasot die Commandantenstelle von Berlin 1809 niederlegte, dieselbe; 1812 befehligte er eine Brigade bei Yorks Corps im russischen Feldzuge u. zeichnete sich besonders bei Eckau aus. Als Generallieutenant blokirte K. vom 26. März bis 20. April 1813 Wittenberg, bestand rühmlich am 28. April das Gefecht bei Halle, hatte in der Schlacht bei Bautzen einen sehr schwierigen Posten, schloß den Waffenstillstand zu Poischwitz als preußischer Bevollmächtigter, ward dann mehrmals als Diplomat verwendet, u. stieß bei dessen Ende mit seinem Corps zur österreichischen Armee in Böhmen. Nach der Schlacht bei Dresden wollte er sich über den Geyersberg gegen Töplitz

zurückziehen, fand aber den Weg so durch zerbrochene Wagen u. Kriegsmaterialien gesperrt, daß er einen Seitenweg nach der Peterswaldauer Straße einschlug und dort auf Vandamme stieß, den er, um sich durchzuschlagen, entschlossen angriff u. so viel zur Vernichtung des Vandamme'schen Corps bei Kulm beitrug. Bei Leipzig befehligte er auf dem linken Flügel, blokirte dann Erfurt, folgte später dem Heere nach Frankreich u. zeigte bei dem Rückzuge von Etoges große Einsicht u. hohen Muth. Die Schlacht von Laon half K. mit York durch den nächtlichen Ueberfall entscheiden und führte bei Clave persönlich eine Brigade zum Sturme, worauf die Armeen vor Paris rückten. Nach dem Pariser Frieden ward er zum Grafen K. von Rollendorf mit einer Dotation erhoben und Chef des 6. preußischen Infanterieregiments. Er folgte dem Könige nach London, übernahm hierauf das Commando der Rheinarmee u. erhielt bei der Rückkehr Napoleons 1815 den Oberbefehl über das norddeutsche Bundes- u. das zweite preußische Armeecorps, konnte es indeß, wegen schwerer Krankheit, nicht gegen den Feind führen. Nach dem Frieden ward er commandirender General der Provinz Sachsen, nahm im Juni 1821 den Abschied, ward Feldmarschall, zog sich nach Berlin zurück und starb daselbst 1823.

Kleitos, 1) Sohn des Mantios und Neffe des Antiphates, war so schön, daß Aurora ihn raubte, um sich seiner Liebe zu erfreuen. — 2) K., König von Sithon in Macedonien, war einer der Bewerber um die Hand der schönen Pallene, der Tochter des dortigen Königs Sithon. Alle Bewerber um dieselbe mußten mit Sithon ringen, wobei alle das Leben einbüßten, bis auf K. u. Dryas. Diese sollten nun mit einander auf ihren Streitwagen kämpfen und die junge Fürstin dem Sieger zu Theil werden. Pallene liebte den K. u. bestach daher den Wagenlenker des Dryas, daß er Nägel von schwarzem Wachs in die Achsen steckte, wodurch die Räder von denselben liefen, Dryas niederstürzte u. von K. getödtet wurde. Der Vater, welcher die Ursache dieses Zufalles erfuhr, wollte die Tochter u. ihren Geliebten auf dem Scheiterhaufen des Dryas verbrennen lassen, doch Aphrodite schickte einen heftigen Platzregen hernieder, welcher das schon angezündete Feuer löschte, u. entführte dann die Liebenden.

Klencke (**Karoline Louise**), geborne Karsch, geboren zu Frauenstadt in Südpreußen 1754, Tochter der Dichterin Karsch (s. d.), mit der sie 1760 nach Berlin kam, wo sie in der Realschule erzogen wurde. Wie ihre Mutter, hatte sie nicht das glücklichste Loos. Sie mußte den Stiefbruder ihrer Mutter, Namens Hempel, einen Handwerker, der in Berlin ein Aemtchen erhielt, heirathen. Nach 9 Jahren wurde diese Ehe aufgelöst u. sie heirathete einen Herrn von Klencke; allein auch diese Ehe wurde bald wieder getrennt u. sie lebte mit ihren beiden Kindern, einem Sohne erster u. einer Tochter aus zweiter Ehe, nicht ohne häusliche Sorgen zu Berlin, wo sie 1802 starb. K. war eine fruchtbare Dichterin in dramatischen Arbeiten, moralischen Gedichten, Episteln, Liedern, Romanzen, Sinngedichten, Fabeln u. Idyllen. Einige ihrer poetischen Erzeugnisse verrathen Funken des Genies, Gewandtheit in der Sprache, Zartheit der Empfindung, Leichtigkeit u. Anmuth, allein den meisten fehlt es durchaus an Planmäßigkeit und Correktheit: Gedichte, Berlin 1788. Sittliches Wahrsagerbüchel, ebendas. 1790, 1792. Charakteristische Beobachtungen einer Mutter über ihre Kinder, ebend. 1792. Auch besorgte sie 1792 eine Ausgabe der Gedichte ihrer Mutter nebst deren Leben. Nach ihrem Tode erschien „Leben u. romantische Dichtungen der Tochter der Karschin" herausgegeben von Helmina, Frankfurt 1805. Diese Helmina, eigentlich Wilhelmine von K., ist ihre Tochter zweiter Ehe. Sie kam nach dem Tode ihrer Mutter zu Frau von Genlis nach Paris, verheirathete sich mit dem Freiherrn von Hastfer, wurde aber von demselben getrennt und heirathete dann einen Herrn von Chezy. Auch sie ist durch mehre geistreiche literarische Arbeiten, Uebersetzungen u. Journalaufsätze bekannt.

Klengel 1) (**Johann Christian**), geboren zu Kesselsdorf bei Dresden, *Sohn eines Landmanns*, durch Hagedorn an Dietrich empfohlen, stand nach

seiner Rückkehr aus Italien (1792) bis zu seinem Tode 1834 an der Spitze der Dresdener Landschaftsmaler. Sein Baumschlag, die Abstufung der Lufttöne u. die eigenthümlichen Tinten im Hintergrunde sind meisterhaft. Er hinterließ auch über 200 Radirungen. — 2) K., (Angnes Alexander), Sohn des Vorigen, geboren zu Dresden 1786, war Schüler von Clementi, den er auf seinen Reisen begleitete, und bildete sich besonders in Petersburg zum berühmtesten Pianisten seiner Zeit; er ist seit 1819 Organist zu Dresden. Er componirte Vieles für sein Instrument, u. besonders geschätzt sind, wegen ihres contrapunctistischen Gehaltes, seine Fugen.

Klenze 1) (Leo Ritter v.), königlich bayerischer wirklicher geheimer Rath u. Oberhofbau-Intendant, geboren 1784 auf einem Gute seines Vaters im Hildesheimischen, erhielt seine Bildung am Collegium Carolinum zu Braunschweig, seit 1800 an der Bauakademie zu Berlin und nachher an der polytechnischen Schule zu Paris. Größere Reisen nach England, Frankreich und Italien bildeten ihn vielseitig aus, und 1808 ernannte ihn der damalige König Hieronymus von Westphalen zum Hofarchitekten u. Oberbaudirektor. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft in Kassel, wandte sich K. nach Wien, wo er den, bei dem Congresse versammelten, Monarchen einen großartigen Entwurf zu einem Sieges- u. Friedensdenkmale überreichte, das indessen nicht zur Ausführung kam. Von Wien aus machte er eine Geschäftsreise nach Paris. Hier wurde er dem, damaligen Kronprinzen, jetzigem Könige Ludwig von Bayern, bekannt, der seine Berufung als Hofarchitekt nach München bewirkte und ihm zugleich den Auftrag zur Ausführung der Glyptothek ertheilte. 1819 wurde er zum Hofbau-Intendanten, Oberbaurath und Chef der Bauabtheilung im Ministerium befördert. In den Jahren 1823 begleitete er den Kronprinzen auf seinen Reisen; 1826 wurde er geheimer Oberbaurath; 1830 Vorstand der obersten Baubehörde; 1831 wirklicher geheimer Rath. 1834 machte er im Auftrage des Königs eine Reise nach Griechenland, um den neuen Bauplan von Athen theils zu prüfen, theils neu zu entwerfen. Hier war es, wo er die Propyläen zum Parthenon wieder eröffnete. Seit 1839 trat er in Geschäftsverbindung mit dem Hofe von St. Petersburg, wohin er innerhalb vier Jahren dreimal reiste, um daselbst einen großartigen Palast aufzuführen. Nach seiner Rückkehr von St. Petersburg nach München, im Juli 1843, wurde er seiner Stelle als Chef des obersten Bauwesens in Bayern enthoben. Von K.s architektonischem Talente zeugen zahlreiche Schöpfungen, vorzüglich in München, wie: die Glyptothek, das Odeon, der Königsbau und der Saalbau an der Residenz, die königliche Reitbahn, die Pinakothek, das Palais des Herzogs Max, der Bazar, die neue Post, die Allerheiligen Hofkapelle, die Walhalla bei Regensburg u. a. Auch ist er der Gründer einer Schule für Ausführung architektonischer Werke. K.s Manier ist indessen nicht frei von Anfechtung geblieben, u. unter seinen Gegnern trat namentlich Wiegmann in seiner Schrift: „Ritter Leo u. seine Kunst“ mit nicht unbegründeten Angriffen gegen ihn auf. Von seinen schriftstellerischen Leistungen führen wir an: „Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels nach seiner historischen und technischen Analogie“ (Münch. 1822) u. „der Tempel des olympischen Jupiters zu Agrigent“ (Stuttgart u. Tübingen (1827). — 2) K., Clemens August Karl, Bruder des Vorigen, geboren zu Heissum bei Hildesheim, nahm warmen Antheil am deutschen Freiheitskampfe, wurde 1826 Professor der Jurisprudenz zu Berlin u. Ordinarius des Spruchcollegiums, auch Stadtverordneter, u. zeichnete sich als solcher durch seine Sorgfalt für Wohlthätigkeitsanstalten u. die Verschönerung von Berlin sehr aus u. starb 1838 an der Cholera. Er gab heraus: Querelae inofficiosi testamenti natura e princip. jur. rom. antejustin. eruta (Berlin 1820); Fragmenta legis Serviliae repetundarum (ebd. 1825); Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte des römischen Rechts bis Justinian (Berlin 1827 u. 1835); Lesebuch des gemeinen Strafrechtes (ebendas. 1833); Kritische Phantasieen eines

praktischen Staatsmannes (ebend. 1834); Institutio Gregoriani aus der Pethou'schen Handschrift (zu Berlin) zum erstenmale herausgegeben.

Kleobis und **Biton**, Söhne der Kydippe, aus Argos, einer Priesterin der Juno, berühmt wegen ihrer kindlichen Liebe, und deßwegen von Solon als die Glücklichsten unter den Sterblichen gepriesen. Einst sollte ihre Mutter zum Opfer im Tempel erscheinen, aber die Zugthiere blieben aus und so spannten sich die Söhne vor den Wagen und zogen die Mutter zum Tempel. Nachdem diese geopfert hatte, bat sie die Göttin für ihre Söhne um das Beste, was die Götter den Sterblichen geben könnten. K. u. B. hatten sich im Tempel zum Schlafe niedergelegt u. erwachten nicht wieder.

Kleombrotos hießen zwei Könige von Sparta aus dem Geschlechte der Eurystheniden, von denen der erste, der seinem Bruder Agesipolis 380 v. Chr. auf dem Throne folgte, in der Schlacht bei Leuktra (s. d.) sein Leben verlor, der zweite, ein Schwiegersohn des Leonidas (s. d.), nach dessen Sturze (242 v. Chr.) mit Agis II. zur Regierung kam, als aber Leonidas die Herrschaft wieder erhielt für immer aus Sparta verwiesen wurde. — 2) K. aus Ambrakia, ein akademischer Philosoph, Schüler des Sokrates, bekannt durch sein tragisches Ende. Als er nämlich den Phädon von Plato gelesen hatte, erfaßte ihn eine solche Begierde zu sterben, daß er sich selbst in das Meer stürzte.

Kleomedes, 1) K. von Astypaläa, ein Athlet, hatte bei den olympischen Spielen den Sieg im Faustkampfe gewonnen, aber seinen Mitkämpfer Ikkos erschlagen, weßhalb ihm der Preis verweigert wurde. Erzürnt darüber, kehrte er nach Astypaläa zurück u. riß die Säulen des dortigen Gymnasiums nieder, worin 60 Knaben waren, die sämmtliche ihren Tod fanden. Verfolgt, floh er in den Tempel der Athene, verschwand daselbst u. wurde nachher als Heros verehrt. — 2) K., ein Mathematiker, der nach Einigen unter den Kaisern Trajan u. Hadrian, nach Andern erst in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. lebte. Man hat von ihm: *Κυκλικὴ θεωρία μετεώρων*, neueste Ausgabe von Schmidt, Leipzig 1832.

Kleomenes, 1) Name von drei spartanischen Königen. — 2) K. aus Athen, Sohn des Apollodorus, ein berühmter Bildhauer, nach Einigen um 400, nach Thiersch 360 v. Chr. Werke von ihm sind: die mediceische Venus; wenigstens nennt die Ueberschrift seinen Namen; die Thespiaden (Musen), die Mummius vor dem Tempel der Felicitas aufstellte; ihre Schönheit war so groß, daß ein römischer Ritter eine glühende Leidenschaft zu einer derselben faßte (sie sind zu Grunde gegangen). Die Todesweihe der Alkeste in der florentinischen Galerie trägt wenigstens den Namen des K.

Kleon, ein berüchtigter Volksredner in Athen aus niederem Stande, tollkühn und schlecht von Charakter, Nachfolger des Perikles in der Leitung des Staates, fiel als Feldherr in der Schlacht bei Amphipolis. Aristophanes schrieb gegen ihn die „Ritter."

Kleopatra, 1) Tochter des Boreas u. der Orithya, Gemahlin des Phineus, dem sie zwei Söhne, Plexippos u. Pandion, gebar, wurde von ihrem Gemahle verstoßen, der die Idäa, eine Tochter des Skythenkönigs Dardanos heirathete. Als die Argonauten auf dem Gebiete des Phineus landeten, fanden sie zwei Jünglinge, welche zur Hälfte in die Erde eingegraben waren u. beständig mit Geißeln geschlagen wurden: dieß waren die Söhne der K.; durch freche Verläumdungen ihrer Stiefmutter betrogen, ließ der Vater sie jene Strafe leiden, indem er glaubte, sie hätten, aus Rache über die Entfernung ihrer Mutter, der Idäa Gewalt anthun wollen. Die Jünglinge fleheten um Hülfe, allein Phineus begegnete den Fremdlingen trotzig u. erklärte ihnen, sie dürften sich nicht in Angelegenheiten fremder Männer mischen; kein Vater strafe gerne seine Söhne, wenn sie nicht durch Uebermaß des Frevels ihn zwängen, die Gefühle des Vaterherzens zu unterdrücken. Unter den Gefährten des Jason waren Zetes u. Kalais, Söhne des Boreas, also Brüder der K.; diese entschlossen sich zuerst Hülfe

zu leisten, befreiten die Jünglinge u. erschlugen, wer sich ihnen widersetzte. Phineus rüstete sich zur Schlacht, die Thraker strömten in Schaaren herbei, doch die Argonauten siegten, wozu vor Allem die unglaubliche Tapferkeit des Herkules beitrug, der selbst den Phineus tödtete, die Königsburg eroberte und K. befreite. Er gab nun den Söhnen das Reich, welche es ihrer Mutter abtraten, die Stiefmutter aber grausam hinrichten lassen wollten; auf Herkules Rath unterließen sie dieß u. sandten sie zu ihrem Vater, dem Skythenkönige, welcher sie hinrichtete. Diese Handlung erwarb ihnen, als milden Herrschern, die Liebe der Unterthanen; doch nicht lange erfreuten sie sich derselben, denn sie zogen mit den Abenteurern, landeten dann in Taurien u. wurden dort von den wilden Eingeborenen der Artemis geopfert. — 2) K., Tochter des Königs Ptolemäus Auletes, geboren 62 v. Chr., wurde schon in ihrem 11. Jahre mit ihrem Bruder Ptolemäus Dionysos vermählt, regierte mit diesem gemeinschaftlich über Aegypten u. war nach dessen Tode seine Nachfolgerin. 48 v. Chr. wurde sie von Pothinos vertrieben, das Jahr nachher aber durch Julius Cäsar wieder eingesetzt. Ihr zweiter Gemahl war ebenfalls ein jüngerer Bruder von ihr, Ptolemäos das Kind, den sie aber nach vierjähriger Ehe vergiftete u. nun in einem offenen Liebesverhältnisse mit Cäsar lebte. Nach Cäsars Ermordung trat sie in ein gleiches Verhältniß mit Antonius (s. d.), dessen Gemahlin sie nachher wurde. Unter Anderem wird von K. erzählt, daß sie zwei kostbare Perlen von seltener Größe besaß, von denen sie die eine, in Essig aufgelöst, dem Antonius zu trinken gab, um ihn besonders zu ehren; die andere wurde nach ihrem Tode nach Rom gebracht u. der Venus im Pantheon gespalten als Ohrgehänge geweiht. Nach dem Siege des Octavianus über Antonius gab sich K. selbst den Tod, indem sie eine giftige Natter an ihre Brust gesetzt haben soll, um nicht von dem Sieger im Triumphe aufgeführt zu werden.

Klephten, s. Armatolen.

Klerus, s. Geistlichkeit.

Klesel, Melchior, eigentlich Khlesl, Cardinal u. Bischof zu Wien, geboren 1553, eines Bäckers Sohn. Seine Eltern, so wie er selbst, waren protestantisch. Als Jüngling trat er zur katholischen Kirche über und wurde Geistlicher. 1589 erhielt er die provisorische Verwaltung der Bisthümer Wien u. Wiener-Neustadt, 1614 ward er wirklicher Bischof, 1616 Cardinal. Er war unter Kaiser Matthias Direktor des geheimen Rathes u. erster Minister. Bei der immer zunehmenden Spannung zwischen dem Kaiser u. dem Erzherzoge Ferdinand (nachher Kaiser) ließ der letztere den Cardinal, als dieser eben zum Kaiser wollte, aufheben u. auf das Schloß Ambras nach Tyrol bringen. Hier wurde K., in strenger Haft, fürstlich bedient. Nach 2 Jahren wurde er in die Abtei Georgenberg versetzt u. erhielt später die Erlaubniß, nach Rom zu gehen. Durch das Einschreiten Papsts Urban VIII. kam 1626 eine Ausgleichung des Cardinals mit Kaiser Ferdinand II. zu Stande. 1628 kam K. wieder nach Wien zurück u. wurde mit großen Ehren empfangen. Er starb 1630 zu Wiener-Neustadt. In der St. Stephanskirche zu Wien liegt er begraben. Die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes wird nächstens in helles Licht gesetzt werden, da der gelehrte Hofrath Hammer die Biographie K.s geschrieben hat, derer erster Band (das Werk ist auf 4 Bände berechnet) so eben erschienen ist, Wien 1847, Kaulfuß Wittwe, Prandel u. Compagnie. Mailáth.

Klettenwurzel, radix bardanae, kann sowohl von Lappa major, als auch von Lappa minor u. tomentosa, welche bei uns überall an Wegen und wüsten Plätzen wachsen, gesammelt werden. Die außen graubraune, innen weißliche Wurzel hat einen schleimigen, bitterlich süßlichen Geschmack u. schwachen Geruch. Sie muß im Herbste von einjährigen Pflanzen gesammelt werden, oder im Frühlinge, ehe die Stengel emporwachsen. Man wendet sie bei Unterleibsstockungen, Rheumatismus u. Gicht an; in Bier gekocht äußerlich zum Wachsthume der Haare. Das Extrakt ist ebenfalls officinell.

Kleve (Clivia), 1) früher ein Herzogthum im ehemaligen westphälischen Reichskreise, zu beiden Seiten des Rheins, mit 40 □ Meilen und 97,000 Einwohnern, jetzt ein Kreis im preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, meist eben u. sehr fruchtbar u. wohlhabend, hatte früher seine eigenen Grafen u. kam nach deren Aussterben 1368 an die Grafen von der Mark, ward 1417 Herzogthum u. 1511 durch Jülich, Berg u. Ravensberg, 1606 durch Meurs vergrößert. Mit Johann Wilhelm des Guten Tode, 1609, hob ein Erbfolgestreit an, bis die Vergleiche von 1624 u. 1666 K. Kurbrandenburg zutheilten. Von 1795 bis 1813 gehörte es theils zu Frankreich, theils zum Großherzogthume Berg, kam aber nach Napoleons Sturze, mit Ausnahme einiger Distrikte, welche 1803 zur batavischen Republik geschlagen worden waren u. an das Königreich der Niederlande fielen, wieder an Preußen. — 2) K., die ehemalige Hauptstadt des Herzogthums, jetzt Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, auf 3 Hügeln (Schloß-, Kirch- u. Heuberg), durch einen schmalen Kanal mit dem Rheine verbunden, mit 8000 E., darunter 6000 Katholiken, Leder- Tabak- Tapetenfabriken. Die katholische Kirche von 1341, mit Grabmälern der Herzoge von K. — Die Schwanenburg, angeblich von Julius Cäsar gegründet, ehedem herzogliche Burg, mit einem hohen Thurme von 1439, mit schöner Aussicht, berühmt durch die Sage vom Schwanenritter, der in einem, von einem Schwan gezogenen, Schiffchen nach K. gekommen, das Herz der Herzogin und ihre Hand gewonnen, dann aber nach einer 10jährigen glücklichen Ehe sich auf die Weise, wie er gekommen, entfernte auf immer. Der Prinzenhof mit schönen Gartenanlagen, gegründet von Johann Moriz von Nassau Siegen, jetzt vom Grafen von der Lippe bewohnt; Grabmal des Fürsten von Nassau Siegen auf dem Wege nach Xanten; der sehr schöne Thiergarten; mehre Gesellschaften u. Vereine. — K. ist der Geburtsort des Generals von Seidlitz, des Justizministers Dankelmann, Finanzministers Maaßen, Finanzraths Beuth, Geographen Berghaus.

Klewitz, Anton Wilhelm von, 1760 zu Magdeburg von bürgerlichen Eltern geboren, studirte zu Halle und Göttingen, wurde 1783 Kammerreferendar zu Magdeburg, 1786 Assessor, 1789 Kriegs- u. Domänenrath, 1793 vortragender Rath des südpreußischen Departements zu Berlin, 1795 Kammerdirektor zu Magdeburg. 1798 ward er geheimer Oberfinanzrath und 1800 vorsitzender Rath des südpreußischen Departements zu Berlin, wurde 1802 geadelt, 1804 Kammerpräsident in Posen, 1806 vortragender Rath, 1810 Staatssekretär, 1813 Civilgouverneur zwischen Elbe u. Weser. 1817 Staatsminister, erhielt das Finanzministerium und die Hauptbankdirection, ward 1825 Oberpräsident der Provinz Sachsen, 1837 auf seine Bitte in Ruhestand versetzt u. starb 1838. Von seinen Schriften sind besonders erwähnungswerth „Steuerverfassung im Herzogthume Magdeburg," aus öffentlichen Quellen (2 Bde., Berlin 1797) u. „Allgemeine Steuerverfassung in Preußen," Magdeburg 1828.

Klima (griech.) nennt man das in einem jeden Lande eigenthümliche Verhalten der Witterung in Hinsicht auf Wärme u. Kälte, Trockenheit u. Nässe, Fruchtbarkeit u. den Wechsel der Jahreszeiten. Die Erfahrung lehrt, daß die Beschaffenheit des K.s in den verschiedenen Ländern ungemein mannigfaltig ist, und fast eben so mannigfaltig scheinen auch die Ursachen hievon zu seyn. So viel Mühe man sich auch bisher gegeben hat, um in dieser Hinsicht zu einem sicheren allgemeinen Resultate zu gelangen, so ist doch der Gegenstand zu weit umfassend u. setzt zu lange, zu genaue und vielfache Erfahrungen und Beobachtungen voraus, als daß man behaupten könnte, man wäre bereits hierin zum Ziele gekommen. Die geographische Breite (s. d.) bleibt, bei allen Ausnahmen und Abweichungen, dennoch immer der Hauptumstand, auf welchen man bei Betrachtung des K.s eines Landes Rücksicht nehmen muß. Der höchste Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringste oder die höchste Kälte unter den Polen angetroffen. Die zwischenliegenden Oerter sind, im Verhältnisse ihrer Entfernung von dem einen oder dem andern Punkte, ihrer Temperatur nach verschieden. Nicht an jedem

Orte der Erde ist die Hitze unter dem Aequator gleich groß. Fürchterlich wirkt sie in den brennenden Sandwüsten von Afrika, besonders auf der Westküste, auch in Arabien u. Indien. Höchst gemäßigt zeigt sie sich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchste afrikanische Hitze hat man auf 70 Grad Reaumur bestimmt. Von dem höchsten Kältegrade unter den Polen läßt sich nicht bestimmt urtheilen, weil noch nie ein Mensch bis an den Polpunkt gekommen ist. Der zweite Umstand, der das K. eines Ortes der Erde bestimmt, beruht auf der verschiedenen Höhe, welche die Sonne am Mittage am Himmel erreicht, u. auf der Dauer der Zeit, während welcher sie über dem Horizonte bleibt. Je beträchtlicher jene Höhe u. je größer diese Zeitdauer, desto wärmer ist, ohne Rücksicht auf örtliche Umstände, ein Land. Die Abwechselung in dem Stande und dem Verweilen der Sonne ist der Grund zur Verschiedenheit der Jahreszeiten. Die Erhebung eines Landes über die Meeresfläche macht einen dritten wichtigen Bestimmungsgrund des K.s aus. — Die größere oder geringere Menge des in der Erde verborgenen oder den Gewässern beigemischten Salzes scheint ebenfalls zu den Ursachen zu gehören, welche Einfluß auf das K. zeigen. Deßgleichen gehören, wegen Ausdünstungen, welche Kälte bewirken, auch die Regen hieher, die in einem Lande, der Lage wegen, häufiger fallen, als in einem andern. Nicht zu übersehen ist aber insonderheit die Beschaffenheit der Erdoberfläche selbst. Je mehr ein Land angebauet wird, desto wärmer wird, wie die Erfahrung gelehrt hat, sein K. In unangebauten Gegenden erzeugen sich unermeßliche Wälder, welche selbst im Sommer einen gewissen Grad von Kälte beibehalten und niemals so durchwärmt werden, wie freies Feld. Dazu kommt noch, daß in unbebauten Ländern die Flüsse freieren Lauf haben und bei den öfteren Ueberschwemmungen Risse, Lachen, Sümpfe und Seen verursachen. Diese dünsten unaufhörlich aus, so lange sie offen sind, und alle Ausdünstungen nehmen Wärmestoff hinweg. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Deutschland seit mehr als tausend Jahren ein beträchtlich wärmeres K. durch den immer mehr gestiegenen Anbau, durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Ausrottung der Sümpfe u. Moräste ꝛc. gewonnen hat. Dasselbe hat man bei der so schnell gestiegenen Cultur der nordamerikanischen Freistaaten erfahren. — Ohne Zweifel hat auch die mineralische Masse, welche die oberste Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf seine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an, als Letten, und wirkt also offenbar auf die über ihm liegenden Luftschichten. Wiesenflächen sind lange so heiß nicht im Sommer, wie kahler Boden. Die Winde, denen ein Land ausgesetzt liegt, haben einen entschieden mächtigen Einfluß auf sein K. Nach der Lage und sonstigen Beschaffenheit der Länder können gar verschiedene Winde in denselben wehen. Nun aber lehrt nicht allein die Erfahrung, sondern die Natur der Sache selbst, daß Winde aus kalten Gegenden, z. B. bei uns aus Norden u. Osten, in der Regel allemal kälter sind, als solche, die von Norden u. Westen her über mildere Gegenden weggestrichen sind. Wehen in einem Lande, seiner Lage u. sonstigen Beschaffenheit wegen, viele Nord- und Ostwinde, so muß es bei gleicher geographischer Breite kälter seyn, als ein anderes, in welchem die milden Süd- und Westwinde häufig streichen. Was den Wechsel in der Witterung betrifft, so ist derselbe innerhalb der beiden Wendekreise am geringsten. Wenn die Sonne im Scheitelpunkte steht, stellt sich die Regenzeit ein u. mäßigt die Hitze, welche sonst unerträglich seyn würde; rückt die Sonne nach der entgegenstehenden Hälfte der heißen Zone, also immer mehr aus dem Scheitelpunkte, so entsteht die lieblichste Witterung, wobei die große Hitze der Tage durch die langen Nächte sehr gemildert wird. Das schönste K. auf der ganzen Erde soll den Orten Lima und Quito in Peru eigen seyn. In der gemäßigten Zone sind die Witterungs-Veränderungen weit größer. Die Unterschiede werden beträchtlicher u. nehmen, je näher dem Polarkreise, immer mehr zu. Die höheren Breiten besonders, um den 59. u. 60.°, haben im Julius eine Hitze von 75—80° Fahrenheit, wie sie die Länder um 10° näher dem Aequator kaum haben. In

Grönland ist die Hitze im Juli so groß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt. Zu Tornea in Lappland fallen die Sonnenstrahlen um die Zeit des längsten Tages eben so schief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen. Sie können also nicht mit Kraft wirken, als wenn sie so fielen, wie bei uns um jene Zeit; dessen ungeachtet bringen sie in Tornea eine Wärme hervor, die derjenigen in der heißen Zone gleicht, weil die Sonne fast immer über dem Horizonte bleibt u. die, durch sie der Erde mitgetheilte, Wärme durch keine Abwesenheit der Sonne wieder verloren geht. Das K. unter den Polen ist vielleicht das beständigste. Dort scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, wie wir sie in unseren Gegenden nicht kennen; denn selbst mitten im Sommer, wo doch die Sonne lange Zeit unter dem Polpunkte selbst volle sechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die ungeheueren Eismassen, die den Polpunkt bedecken, erkälten auch selbst bei dem immerwährenden Sonnenscheine im Sommer die Luft dermaßen, daß eine merkliche Wirkung der so schrägen schwachen Sonnenstrahlen unmöglich wird. — Durch Alexander von Humboldt (s. d.) hat die Klimatologie nicht bloß wesentliche Bereicherungen, sondern auch einen eigenthümlichen wissenschaftlichen Charakter erhalten.

Klimakterisch, s. Stufenjahre.

Klimax, s. Gradation.

Klingemann (Ernst Friedrich August), geboren 31. August 1777 zu Braunschweig, studirte in Jena Jurisprudenz und Philosophie, erhielt dann die Stelle eines Registrators, die er jedoch bald aufgab, um sich ganz der schönen Literatur und dem Theater zu widmen. Als 1818 eine stehende Bühne in seiner Vaterstadt errichtet wurde, übernahm er, schon seit 1813 an der Mitleitung des Theaters betheiligt, allein die Direktion, machte mit seiner zweiten Frau, einer ausgezeichneten Schauspielerin, mehre Kunstreisen durch Deutschland, ward 1829 zum Professor am Collegium Carolinum ernannt, 1830 Generaldirektor des Hoftheaters und starb 24. Januar 1831. K., dessen Sprache sich zu oft ins Rhetorische versteigt, versuchte sich besonders im Trauer- u. historischen Schauspiele; aber er hielt zu sehr die äußere Handlung für das wahre Moment der dramatischen Poesie u. ordnete die poetische Kunst zu sehr dem Theatereffekte unter. Zu seinen besseren Erzeugnissen gehören „Heinrich der Finkler," „deutsche Treue" u. „Columbus;" aber auch sie können auf fortdauernden Werth und Anerkennung keinen Anspruch machen, noch weniger sein verwilderter Trotzkopf und Wüstling „Faust." Theater, Stuttg. u. Tübingen 1808—20, 3 Bde. Dramatische Werke, Braunschweig 1817—18, 2 Bde.; Beiträge zur Schaubühne (oder Theateralmanach), daselbst 1824; Melpomene, daselbst 1830; Kunst und Natur, daselbst 1823—27, 3 Bde. **x.**

Klinger, kais. russischer Generallieutenant und geistreicher deutscher Schriftsteller, geboren zu Frankfurt a. M. den 19. Februar 1753. Vom Gymnasium seiner Vaterstadt trat er, 18 Jahre alt, an die Universität Gießen über, um die Rechte zu studiren. Seine frühe Vorliebe für dramatische Arbeiten ließ ihn 8 Monate lange 1776 bei der Seiler'schen Schauspielergesellschaft in Leipzig weilen. Während des bayerischen Successionskrieges wurde er von dem österreichischen Feldzeugmeister Baron von Rieb als Unterlieutenant in einem Freikorps angestellt, begab sich aber nach Beendigung des Feldzuges nach der Schweiz und genoß in Basel und Zürich den freundschaftlichen Umgang mit Pfenninger und Klopstock. 1780 trat er in russische Dienste und machte im Gefolge des Großfürsten Paul eine Reise durch Polen, Oesterreich, Italien, Frankreich und die Schweiz. Am adeligen Cadettencorps angestellt, stieg er von der Ehrenstufe eines Obersten zum Generalmajor empor u. ward 1799 Direktor des Cadettencorps. Auch unter der Regierung des Kaisers Alexander wurden ihm mehre solche Ehrenämter übertragen: die Curatel der Universität zu Dorpat, die Oberaufsicht über das Pagencorps, über das Fräulein- und St. Katharinenstift, welches unter der Protektion der Kaiserin Maria Federowna stand. Für den Eifer, womit er diesen An-

stalten vorstand, wurde er mit einem prachtvollen Brillantringe u. mehren Orden belohnt, erhielt die Rente eines Krongutes in Kurland auf Lebenszeit und 1811 den Rang eines Generallieutenants. Nach 40jährigem Dienste hat er 1820 um seinen Abschied von allen ihm anvertrauten Posten, und erhielt ihn mit einer ansehnlichen lebenslänglichen Pension. Wie geschätzt sein Andenken bei der Kaiserin blieb, ergab sich aus ihrem Testamente, worin ihm eine kostbare Tabatiere mit ihrem Bildnisse und ein Geschenk von 10,000 Rubel in Gold übermacht waren. An den Folgen einer Erkältung starb er am 25. Februar 1831. Unter seine innigsten Freunde zählte er seinen Jugendgenossen Göthe und den als Syndikus verstorbenen Georg Schlosser in Frankfurt. Vom Genius Shakspeare's begeistert und mit einer feurigen Phantasie begabt, die sich nur zu leicht in das Excentrische fortreißen ließ, nahm er an dem damaligen Aufschwunge der deutschen Literatur den thäti[illegible]sten Antheil, und seine Schauspiele gehören der sogenannten Sturm- und Drangperiode an. Als Jüngling schon hing er mit ganzer Seele an Rousseau's Werken; Emil war sein Lieblingsbuch, und begeistert von dem Naturevangelium, konnte er sich zu dem Ausrufe gedrungen fühlen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt. Aber die Welt des Herkommens, die vielfachen Hemmungen des äußeren Lebens, durch die er sich kämpfend durchdrängen mußte, stählten seinen Charakter, und nöthigten ihm den Erfahrungssatz auf: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen. Indeß konnte er sich das schöne Zeugniß geben, aus eigener Kraft von niederer Abkunft sich zu so hohen Ehrenposten emporgeschwungen zu haben. In Mitte des schlüpfrigen Hoflebens behauptete er eine feste moralische Kraft u. behielt, ungeachtet seiner männlichen Freimüthigkeit, das unwandelbare Vertrauen seines Kaisers. Viel beschäftigt in bürgerlicher Wirksamkeit, entfaltete er dennoch reichhaltige Blüthen einer poetischen Welt, worin sich hohe moralische Stimmung, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer einfachen, gemüthlichen Lebensweise, eigenthümliche Anschauungsweise über Gesellschaft, Religion, über die süßen Träume einer anderen Welt und die schimmernde Hoffnung eines reineren Daseins über dieser Erde in bunter Mannigfaltigkeit abspiegelten. Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- u. Menschenkenntniß, reicher an hohen und kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gesinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegebener der Natur und ihren einfachen, reuelosen Genüssen von der Lektüre zurückzukehren. Von seinen Romanen sind zu nennen: Fausts Leben, Thaten u. Höllenfahrt, 1791; Geschichte Giafars des Barmeciden, 1792; Geschichte Raphaels de Aquillas, 1793; die Reisen vor der Sündfluth, 1795; der Faust der Morgenländer, 1797; Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit, 1798; der Weltmann und der Dichter, 1798 (sein gelungenstes Werk); Sahir; Eva's Erstgeborener im Paradiese, 1797. Zu den dramatischen Arbeiten gehören: Das leidende Weib, 1775; die neue Arria, Lustspiel, 1776; Simsone Grisaldo, 1776; Sturm und Drang, 1777; Orpheus, eine tragisch-komische Geschichte, 7 Thle, 1778—80; Prinz Formoso's Fidelbogen, 2 Thle, 1780; der Derwisch, die falschen Spieler, der Günstling u. s. w. Theater, 4 Thle, Riga, 1786—87; Auswahl von K.s dramatischen Werken, 2 Thle, Leipzig, 1794; der Schwur gegen die Ehe, Lustspiel in 5 Akten, 1797. — Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur, Köln, 1803—5. Das allzufrühe Erwachen des Genius der Menschheit, ein Bruchstück, Königsb. 1815. Die Sammlung seiner Werke in 12 Bänden erschien zu Königsberg 1809 — 16, und neue wohlfeile Ausgabe, Leipzig 1832. Cm.

Klingsor, s. Wartburgskrieg.

Klinik (von dem griechischen Worte *κλίνη*, das Bett, abstammend), bezeichnet im weiteren Wortsinne jene Kunst, welche sich auf das Krankenbett bezieht, *κλινική τέχνη*, und die dem angehenden, in den medizinischen Hülfswissenschaften wohlvorbereiteten u. mit der besondern Krankheits- u. Heilungslehre

genau vertrauten Arzte sowohl zur Selbstbeobachtung von concreten Krankheit fällen, als zum selbstthätigen Handeln Gelegenheit gibt. Im engeren Sinne l greift K. jene Anstalt selbst — klinisches Institut — wo zum Zwecke d Ausbildung des technischen Talentes angehender Aerzte Kranke Behufs der Ve pflegung und ärztlichen Behandlung aufgenommen werden — klinisches Hosp tal — oder bloß zum letzteren Behufe sich dort einfinden, oder ihre Berichte statter dahin senden — ambulatorische K. — oder von den geübteren Schüle der Anstalt — klinischen Praktikanten — in ihren Wohnungen in d Stadt (ἡ πόλις, die Stadt) behandelt werden — Poliklinik — und welch auf der höchsten Stufe wissenschaftlicher Ausbildung stehende Aerzte — klinisch Lehrer — vorstehen, deren Aufgabe es ist, den Studirenden die entsprechen Anleitung zu ertheilen. Je nach der verschiedenen Classe, welcher die vorkom menden Krankheitsfälle angehören, u. nach der Art der nöthigen Hülfeleistun unterscheidet man eine medizinische, eine chirurgische und eine geburt hülfliche Klinik oder Entbindungslehranstalt. *μ.*

Klio, die Muse der Geschichte, eine Tochter des Zeus und der Mnem syne, zog sich den Zorn der Aphrodite dadurch zu, daß sie über deren Liebe z Adonis spottete, wofür die Liebesgöttin Aphrodite sie in den Pieros verlie machte, von welchem sie Mutter des Hyakinthos wurde. Abgebildet wird s sitzend auf einem antiken Sessel, das Haupt mit Lorbeeren gekrönt, im schön faltenreichen Gewande; zu ihren Füßen steht eine geöffnete Büchse mit Büche rollen u. eine solche in einer Linken führt die Aufschrift: *ΚΛΕΙΩ ΙΣΤΟΡΙΑΙ*

Klippen, 1) Felsenstücke, die entweder aus dem Wasser hervorragen, od beinahe an die Oberfläche desselben reichen, und dadurch, namentlich bei en stehenden Stürmen, für die Schifffahrt gefährlich werden. — 2) Eckige, meist m der Scheere geschnittene, abgewogene und, ohne eigentlich geprägt zu seyn, m kleinen Stempeln in der Mitte und an den Ecken bezeichnete Münzen. A Schau- und Denkmünzen findet man sie in Gold und Silber geprägt, als Not münzen dagegen aus uneblen Metallen.

Klippfisch, s. Kabeljau.

Klissura (κλεισουρα), 1) ein Zweig der Karpathen im Banat, längs d Donau von Uj-Palanka bis Orsova hinabreichend. Er bildet mit den ihm a der serbischen Seite des Stromes gegenüber stehenden Ausläufern der groß Alpenkette jenes wildromantische Durchbruchsthal, in welchem die obern Katarakt liegen. Die österreichische Regierung hat an den Hängen dieses Gebirges h von Neu-Moldava bis Orsova (28 Stunden), eine Straße geführt, deren B 1833 begonnen wurde. Selbe steht, was Kühnheit des Planes und Ueberwi dung natürlicher Hindernisse anbelangt, den großen Alpenstraßen nicht na Die steilen Felshöhen, welche bisweilen als lothrechte Mauern aus der Don aufsteigen, hatten früher an solchen Stellen nicht einmal einem Fußsteige Rau gegönnt. Man mußte also die ganze Fahrbahn in die Bergwände hineinhöhle Das Gestein ist so hart, daß das Schießpulver nicht immer gehörig wirkte, u häufig Meißel und Keule mit unsäglicher Mühe nachhelfen mußten. Wo d Ufer sanfter sich abdacht, sind hohe Terrassen, Gallerien und Brücken aufgefüh über welche der Weg hingeht. Eine solide Parapetmauer, mit Marmorplatt belegt, welche aus den benachbarten Brüchen von Svinicza herbeigeschafft wu den, schützt die schöne Straße gegen den Andrang des Stromes. Der Ingenieu Direktor Vasarhelyi leitete diesen bewundernswerthen Bau. — 2) Engpaß zw schen Missolunghi und Brachori, berüchtigt als Zufluchtsort der Räuber. mD.

Klisthenes, siehe Athen. Bd. I. Seite 780.

Klöppeln, eine besondere, in der Mitte des 16. Jahrhunderts von Barba Uttmann zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge erfundene Art Spitzen zu ve fertigen, indem man mehre Fäden Garn um Nadeln schlingt, die, nach dem bildenden Muster, auf ein Kissen, das K.-Kissen, gesteckt sind. An den Fäd hängen Hölzer, fast von der Gestalt und Größe der Kinderspielkegel, in den Füß

mit Blei, damit diese die geschlungenen und, wie beim Netzstricken, mit Knötchen gezogenen Fäden zum gehörigen Anschließen bringen. So geht es in dem ganzen Gebilde fort. — Die genähten Spitzen kannte man schon in den ersten christlichen Jahrhunderten; gewirkte Spitzen, von denen die aus Seide Blonden genannt werden, verfertigen die Bortenwirker. — Die schönsten u. kostbarsten Spitzen sind die Brabanter oder Brüsseler. Der Zwirn dazu von Einem Pfund Flachs kostet nicht selten 900 bis 1000 Gulden. Die Ellenzahl Spitzen daraus oft 6000 bis 7000 Gulden; es gehen aber auch oft Monate darüber hin, bis Eine Elle davon fertig wird. Die Feinheit solcher Spitzen und die Schönheit ihrer Bilder kann man sich denken. Durch Waschen verziehen und verschlechtern sie sich nicht.

Klöster (claustra) sind religiöse Vereine, Congregationen (s. d.) von männlichen oder weiblichen Personen für religiöse u. kirchliche Zwecke, unter Autorisation der Kirche, in neuerer Zeit auch der Staatsgewalt. Die Gesammtheit der K., welche eine u. dieselbe Ordensregel befolgen, heißt ein Orden, oder eine Ordens-Congregation. Dem gesammten Orden steht der Ordensgeneral, einer Provinz (d. h. den K.n eines Ordens in einem bestimmten Bezirke) der Provinzial mit einem Provinzial-Capitel, u. jedem einzelnen K. ein Oberer vor, der verschiedene Titel führt, als: Abt, Propst, Prior, Guardian (bei den Jesuiten Rektor); die Frauen-K. haben Aebtissinnen, Priorinnen, Oberinnen ꝛc. Hinsichtlich der inneren Disciplin regiert der Obere sein K. unabhängig von dem Convente; dagegen muß er, was den K.-Haushalt u. die äußere Verwaltung betrifft, sowie in allen jenen Fällen, wo ihn die Statuten an die Einwilligung des Convents oder Kapitels binden, diese einholen. — Die K. haben zunächst ihren Ursprung von den ägyptischen Anachoreten, die eine, von der Welt abgesonderte, äußerst strenge Lebensweise führten u. sich dem beschaulichen Leben nach christlicher Ansicht widmeten. Der ägyptische Einsiedler Antonius rief, in Verbindung mit einem gewissen Paulus von Theben, die einzelnen zerstreut lebenden Anachoreten, die sich, um den diokletianischen Verfolgungen zu entgehen, in die Wüste Aegyptens geflüchtet hatten, zu einem gemeinschaftlichen Leben zusammen. Dasselbe that Hilarion in Syrien u. Palästina. Indessen kam erst durch die Bemühungen des heiligen Pachomius 340 eine wirkliche Vereinigung der Anachoreten zu gemeinschaftlichem Zusammenleben (κοινόβιον, coenobium) auf der Nil-Insel Tabenna zu Stande. Derselbe schrieb seinem Vereine gewisse Regeln des gemeinschaftlichen Lebens vor u. verpflichtete dessen Glieder zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen, vorzüglich aber zum Gehorsame gegen den Vorstand. Bald darauf verpflanzte Eusebius, Bischof von Sebaste, das Ordensleben nach Armenien, Paphlagonien u. in die Gegenden des Pontus. Die Verbreitung des Mönchsthumes ging ungemein schnell vor sich u. Pachomius führte über 7000 Ordensgeistliche die Aufsicht. Nach seinem Tode vermehrte sich ihre Zahl noch mehr, so daß man deren damals schon gegen 50,000 gezählt haben soll. Die heiligen Väter gehörten theils selbst dem Ordensstande an, theils sprachen sie dem beschaulichen u. gemeinschaftlichen Leben alles Lob. Von dem Aufenthalte in Wüsten u. Einsiedeleien nannte man Jene Anachoreten, welche sich dem beschaulichen Leben widmeten u. gewöhnlich in kleinen Hütten (cellae, tentoria laura) lebten. Basilius d. Gr. war der größte Beförderer des Mönchslebens im Oriente. Er gründete nicht nur selbst ein ansehnliches K.-Institut zu Neu-Cäsarea, sondern er schrieb auch für die klösterlichen Andachts-Uebungen eine durchgreifende Regel vor, welche für die K. im Oriente bis auf den heutigen Tag noch als Norm gilt. Im Oriente bildete sich das Mönchthum unter den mannigfaltigsten Gestalten aus u. kam von da nach dem Occidente, wo es zuerst durch den h. Athanasius (s. d.), welcher sich, theils um den Verfolgungen der Arianer zu entgehen, theils um sich bei Papst Julius zu rechtfertigen, nach Rom begeben hatte, bekannt u. auf dessen Rath der erste Grund für Manns- u. Frauen-K. allda gelegt. Der vorzüglichste Beförderer des Mönchs-

thums in Italien war der heilige Ambrosius. Dieser gründete ein K. zu Mailand; Eusebius erbaute ein solches zu Vercelli, u. eben so beförderte der heilige Augustinus das Ordensleben in Afrika. Von Italien wurden die K. sehr bald nach Gallien verpflanzt. Der heilige Martin, Bischof von Tours errichtete schon 375—401 ein berühmtes Kloster zu Tours, u. von Gallien aus verbreitete sich das Mönchswesen immer weiter in Europa. Die Lebensweise der occidentalischen Ordens-Geistlichen war nicht so streng, als jene der orientalischen Mönche; auch war für jene damals noch keine bestimmte K.-Regel festgesetzt, sondern die Andachts- u. die K.-Uebungen mehr willkürlich. Erst der heilige Benedikt (s. d.), der selbst mehre K. gründete, unter denen jenes zu Monte-Cassino bei Neapel (529) als Stamm-K. angesehen werden kann, gab seinen Ordens-Brüdern eine Regel, welche bald zur gemeinsamen Richtschnur für alle K. im Occidente wurde u. durch die sich das occidentalische Mönchswesen zu einer Anstalt erhob, die das Meiste zur Beförderung der Cultur in Europa beitrug. Im Laufe der Zeiten wurde jedoch die Regel Benedikts nach der Entstehung der verschiedenen Orden modificirt, woraus dann verschiedene Regeln u. eben so mannigfaltige Arten von Manns- u. Frauen-K. sich gebildet haben. Die ersten Ordens-Männer waren bloß Laien, indessen war ihnen doch der Empfang der heiligen Weihen nicht untersagt, u. im vierten Jahrhunderte fing man schon an, für größere K. einige Priester zu weihen, wobei das betreffende K. selbst den Ordinationstitel gab. In der Folgezeit wurde die Ordination der Mönche häufiger u. kam endlich allgemein in Gebrauch. Die K. genossen in früheren Zeiten die größte Achtung; von Regenten u. dem Adel begünstigt, erwarben sie sich große Privilegien u. sammelten sich ansehnliches Vermögen. Ihr Reichthum aber war zunächst die Veranlassung, daß sie zu verschiedenen Zeiten von ihrer ursprünglichen Bestimmung mehr oder weniger abgewichen sind. Viele blieben jedoch ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu, behaupteten ihren früheren Ruhm u. waren bestrebt die von Karl d. Gr. errichteten K.-Schulen (s. d.) zu vervollkommnen u. zu heben, wie die K. zu Tours, Lyon, Köln, Paderborn, Trier, Osnabrück, Fulda, Würzburg u. a. Im neunten u. zehnten Jahrhunderte unternahmen es die Fürsten, die K. zu reformiren. Karl d. Gr. that in dieser Hinsicht schon Vieles u. Manches war ihm gelungen. Ludwig der Fromme übertrug die Verbesserung der in seiner Monarchie befindlichen K. dem Abte Benedikt von Anani, welcher die K.-Disciplin in Aquitanien nach der Regel des heiligen Benedikt wiederhergestellt hatte, u. ließ zu diesem Behufe 813 eine Conferenz zu Aachen anstellen. Zur Regel Benedikt wurden noch 80 neue Vorschriften in Betreff des K.wesens hinzugefügt. Vieles war in dieser Hinsicht geschehen u. noch mehr würde unter der Leitung des Abtes Benedikt geleistet worden seyn, wenn nicht sein Tod 821 das Reformationswerk unterbrochen hätte. Benno, ein geborener Graf von Burgund, welcher das K. von Gigni bei Lyon gründete u. auf Kosten des Herzogs Wilhelm von Aquitanien das K. zu Clugny 910 anlegte, verbesserte gleichfalls verschiedene K. u. führte darin die K.-Zucht auf die Regel des heiligen Benedikt zurück. Ihm folgte Odo, welcher aus einem Hofmann ein Ordensgeistlicher geworden war, im klösterlichen Reformations-Werke. Seine Verbesserung erstreckte sich hauptsächlich auf die dem Kloster Clugny unterworfenen K. u. breitete sich selbst bis nach Italien aus. Eben so thätig wirkten zur Verbesserung der K. der heilige Gerard in Flandern († 959) u. der heilige Dunstan, Erzbischof von Canterbury in England († 988). Diesen folgten Romuald, Bruno u. Bernard. Aus den verbesserten Einrichtungen entstanden ebenso viele neue K.-Institute, als K.-Reformatoren auftraten, nämlich die Camaldulenser, Karthäuser, Cisterzienser, Prämonstratenser, die Regular-Kanoniker des heiligen Augustinus, die Serviten u. Mathuriner. Unter Papst Innocenz III. kamen die Bettel-Orden (s. d.) auf. Im sechzehnten Jahrhunderte war es abermals nöthig, K.-Reformationen vorzunehmen u. eine strengere Disciplin bei verschiedenen geistlichen Orden einzuführen, und so entstan-

den die Kapuziner-, die Karmelitenbarfüsser, die Congregation des h. Maurus für die Benediktiner u. der Orden der reformirten Bernardiner de la Trappe, die Theatiner, die Barnabiten, die Patres des Oratoriums (1577), die Piaristen, die Jesuiten u. a. m. (s. d.). Nebst den Manns-K. gab es auch schon sehr frühe Frauen-K., welche auf ähnliche Art, wie jene, aus dem Streben nach höherer Vollkommenheit entstanden waren (s. Klosterfrauen). Die K. in protestantischen Ländern wurden beim Beginne der Kirchenspaltung größtentheils aufgelöst; in den wenigen, welche bestehen blieben, fielen, nach dem Geiste des Protestantismus, die Hierarchie der Mönchs-Orden, die Regeln und Gelübde weg u. es konnten also nur wenige klosterartige Einrichtungen bestehen bleiben, welche sich überdieß meist auf weibliche K. beschränkten. In Frankreich fanden in der Revolution alle geistlichen Orden u. Stifter ihren Untergang und es dauerte nicht lange, so traf gleiches Geschick auch die in Italien und Polen. Preußen säkularisirte 1810 die große Mehrheit der K. in Schlesien und 1833 und 1834 alle K. im Großherzogthume Posen; das Vermögen ward größtentheils den Unterrichtsanstalten übergeben. Rußland verminderte 1832 die Zahl der noch übrigen K. um 187. In Deutschland wurden, in Folge des Reichs-Deputations-Hauptschlusses vom 25. Februar 1803, die K. in den meisten deutschen Staaten aufgehoben u. ihre Güter zum Staatsvermögen eingezogen. In der Schweiz wurde, in Folge der jüngsten Zeitereignisse, den K.n besonders hart zugesetzt u. die Aufhebung mehrer in Vollzug gesetzt. Nur zum Theile in Oesterreich, dann in Sicilien u. Irland erhielten sich noch die geistlichen Orden. Pius VII. sprach nach dem Sturze Napoleons die Wiederherstellung der geistlichen Orden aus u. fing damit in dem Kirchenstaate an. Seinem Beispiele folgten die Regierungen von Turin, Neapel, Modena u. Lucca, u. für Frankreich u. Bayern wurde die Wiederherstellung einiger K. concordatmäßig ausgesprochen. — Obwohl man manchen K.-Instituten mit Recht den Vorwurf machen konnte, daß in ihnen vielfach Pedantismus u. Fanatismus geherrscht u. die Disciplin in vieler Hinsicht zerfallen gewesen sei, so kann doch auch anderseits nicht geläugnet werden, daß wir diesen Instituten in Ansehung der Künste u. Wissenschaften, der Cultivirung der alten Sprachen und des Unterrichts ungemein vieles Gute zu verdanken haben. Ohne die K. würden so viele schätzbare geschichtliche u. naturhistorische Sammlungen von Inkunabeln, Manuscripten u. s. w. nicht auf uns gekommen seyn. Bekannt sind die K.-Scriptureien, wo ein Theil der K.-Geistlichen, als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, sich regelmäßig mit dem Bücher-Abschreiben beschäftigte. Bekannt sind die herrlichen K.-Bibliotheken; wahre Niederlagen von wissenschaftlichen Kunstwerken, welche selbst dem wißbegierigen und forschenden Säkular-Kleriker zum Gebrauche offen standen. Die K. waren auch die Befestigungspunkte des Christenthums, und tüchtige Männer gingen aus ihnen hervor, welche die Verbreitung des christlichen Glaubens beförderten. Sie ertheilten den innerhalb der K.-Bezirke befindlichen Bewohnern, oft auch den in ihrer Nähe wohnenden Gemeinden, den christlichen Unterricht und sorgten für die Pflege des Cultus. Sie waren Muster der Hospitalität, Zufluchtsörter für Arme, Kranke u. Nothleidende, Nothspeicher u. Magazine in theueren u. Kriegs-Zeiten. König Ludwig I. von Bayern hat daher, überzeugt von der Zweckmäßigkeit dieser Institute, so wie von ihrem wohlthätigen Wirken auf Religion, Sitten u. Unterricht, in Erfüllung des Artikels 7. des Concordats nicht nur den Fortbestand mehrer noch bestehenden K. ausgesprochen, sondern auch für die Wiederherstellung einiger K. des in Bayern um die Wissenschaften und Jugendbildung besonders verdienten Benediktinerordens (s. d. Art. Benediktiner-Orden), zur Förderung wissenschaftlicher u. seelsorgerlicher Zwecke, so wie einiger weiblichen Ordensstände für die Zwecke der Erziehung u. des Unterrichtes der weiblichen Jugend Fürsorge getroffen u. verfügt: daß ihnen, im gemeinsamen Benehmen der obersten Staatsbehörden mit den erzbischöflichen und bischöflichen Ordinariaten, eine ihrem Berufe

angemessene Einrichtung gegeben werde, wodurch sie als eben so nützliche, w wohlthätige Institute für Kirche u. Staat wieder ins Leben getreten sind.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, wurde geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinbu und schien mit der Geburt, nebst trefflicher Geistesanlage, den kräftigen Trotz tapferen Muth seines tüchtigen Vaters ererbt zu haben. Durch anständige E ziehung u. im freien Umgange mit der Natur geistig, wie leiblich gestärkt, durf er sich ohne Zwang den Wissenschaften nähern, deren Heiligthum ihm auf d berühmten Bildungsanstalt in Schulpforte (1739 — 1745) erschlossen wurd Die gesunde Kraft und ideale Gediegenheit des classischen Alterthums reiften alsbal seinen strebenden Geist, der in diesem stärkenden Elemente u. der bedeutsamstillen Un gebung sich seiner poetischen Begabung frühzeitig bewußt wurde. Bereits hi faßte K., nachdem er sich in jugendlichen Kleinigkeiten (Schäfergedichten ur Oden) versucht, den Gedanken zu seinem Messias, den die Bekanntschaft m Miltons verlorenem Paradiese darauf näher entwickelte u. fester bestimmte. D Religion war schon jetzt die eigentliche Heimath seines Gemüths, der Inha seiner höchsten Begeisterung. Er beseligte sich in der Anschauung der alttest mentlichen Gestalten und Geschichten, versenkte sich in die reinste Bewunderun des göttlichen Gesandten und in die geheimnißvolle Tiefe des Werkes der Me schenerlösung. Diese zu besingen und den Preis des Erlösers würdig zu ve künden, schien ihm von nun an die Aufgabe seines Lebens, das Verdienst d Unsterblichkeit. So die jugendliche Brust gefüllt mit den erhabensten Idealei und getragen von dem Vorgefühle, daß er wohl der große Seher werden dürft welcher den bisher vernachlässigten Ruhm des Vaterlandes den Fremden gege über durch das erhabenste und des menschlichen Geschlechtes, ja Gottes sell wahrhaft würdige, Gedicht herzustellen vermöchte, begab er sich nach Jena (1745 um Theologie zu studiren. Hier arbeitete er die drei ersten Gesänge des Me sias in Prosa aus, weil er über ein Versmaß nicht mit sich einig werden konnt Im Frühjahre 1746 ging er nach Leipzig, wo er nach u. nach die Freunde ke nen lernte, denen er im „Wingolf" ein Denkmal gesetzt, und in den Kreis d Herausgeber und Arbeiter der „Bremer Beiträge" trat, was auf seine subje tive Stimmung, besonders auf sein Freundschaftsgefühl einwirkte, das dur seine Gesänge so vielfach hindurchklingt. Nach reiflichem Ueberlegen entschied si K. nun für den Hexameter, und so erschienen (1748) die drei ersten Gesänge d Messias und wirkten wie ein elektrischer Schlag auf das Publikum. Um eb diese Zeit fing K. an, neben der epischen Poesie sich auch der höheren Lyrik widmen, doch erschien die erste Sammlung seiner, theilweise auf einzelnen Blä tern gedruckten, Oden erst 1771. Der Aufenthalt in Leipzig verlor für K. d Angenehme, als einer nach dem andern von seinen Vertrauten die Universit verließ, darum verließ auch er 1748 diese Musenstadt und begab sich nach La gensalza, wo er die Aufsicht über die Kinder seines Verwandten Weiße übernah Hier erwachte die erste Liebe in ihm, und zwar zu der Schwester seines Freund A. L. K. Schmidt, der durch seine Oden so berühmt gewordenen Fanny, indessen von seiner Liebe sich mehr geschmeichelt fühlte, als daß sie ernstlich d selbe zu erwiedern Neigung gehabt hätte. Von Bodmer und dessen literarisch Freunden eingeladen, machte K. 1750 in Gesellschaft Sulzers eine Reise na Zürich, wo man ihn mit offenen Armen empfing und sich beeiferte, ihm sein Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Drei Vierteljahre lebte K. der Schweiz (dichtete die Oden an Bodmer, den Züricher See u. a.) und woll dann eine Lehrerstelle am Carolinum in Braunschweig übernehmen, wozu d Abt Jerusalem hilfreiche Hand geboten, als er durch Verwendung des Graf von Bernstorf von König Friedrich V. nach Kopenhagen eingeladen wurde u einem jährlichen Gehalte von 400 Reichsthalern, um unabhängig sich selbst u den Musen zu leben u. seinen Messias vollenden zu können. Auf seiner Reise na Kopenhagen (1751) lernte er in Hamburg die berühmte Cidli (Meta d. Margaretha Moller, Tochter eines Kaufmanns) kennen; die Bekanntschaft v

wandelte sich beiderseits bald in die zärtlichste Liebe, der durch einen zärtlichen Briefwechsel von Kopenhagen aus unterhalten wurde. In Kopenhagen lebte K. im Kreise einiger wahren Freunde, sonst meist in stiller Muse, nährte seinen Geist an Youngs und Richardsons Schriften, arbeitete an seinem Messias, sang die herrliche Ode auf den Tod der Königin Louise (1752), benützte, als der König (1753) eine Reise nach Holstein unternahm, diese Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt u. diese glückliche Zeit den Musen und der Liebe widmete. Er kehrte hierauf mit dem Könige nach Kopenhagen zurück, blieb 1753 in Dänemark und reiste im Sommer 1754 wieder nach Hamburg, wo endlich Meta seine Gattin, ihm aber schon 1758 durch den Tod wieder entrissen ward. Sie blieb, über ihren frühzeitigen Tod hinaus, seine Herzensbraut für das ganze Leben. — Seit 1771 lebte K. mit seiner dänischen Pension (seit 1763 dänischer Legationsrath) in Hamburg; 1775, von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden eingeladen in Karlsruhe, kehrte mit dem Titel eines baden'schen Hofrathes u. einer baden'schen Pension nach Hamburg zurück, schloß 1791 mit seiner vieljährigen Freundin Johanna von Winthem, geborenen Dimpfel, ein zweites Ehebündniß, erhielt, wegen seiner ursprünglichen Begeisterung für die französische Revolution, das französische Bürgerrecht, wendete sich bald mit Abscheu von dem Blutvergießen der Revolutionsmänner weg und starb, von ganz Deutschland betrauert, 14. März 1803. In einem Trauerzuge, wie nie einem deutschen Dichter geworden, wurde sein Leichnam von Hamburg durch Altona nach dem Dorfe Ottensee gebracht und dort auf dem einsamen Gottesacker neben dem Grabe seiner geliebten Meta beigesetzt. — K., der Dichter der moralischen Schönheit, mit dem die Wiedergeburt unserer Literatur beginnt, die alle Stimmungen und Richtungen seiner Zeit in sich erklingen ließ und das einander Entgegengesetzte harmonisch zu vereinigen verstand: das Sentimentale, das Fröhlich-Heitere, das Erhabene, das Patriotische, das Religiöse, — ist oft kritisch besprochen, gelobt und getadelt worden. Die umfassendsten Urtheile aus neuerer und neuester Zeit sind von Gervinus und Hillebrand; sie sind scharf, das des erstgenannten Literärhistorikers hie u. da geradezu herb und bitter. Anerkennender spricht Vilmar und hebt dabei besonders K.s deutschen Sinn, christliches Gefühl und antikclassischen Geist hervor, ohne jedoch als sein unbedingter Lobredner aufzutreten. Im Ganzen läßt sich (mit Hillebrand) behaupten, daß K. meist die Wirklichkeit gegen das Reich abstrakter Ideen vertauschte, im Bewußtsein seines inneren Werthes über die Weltlichkeit hinausstrebte u. in seinem hohen Selbstgefühle sich als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen schien." (Göthe): Liebe und Freundschaft vermählen sich bei ihm mit dem Himmlischen (Religion), verklären ihre Freuden und Leiden in dem Scheine der göttlichen Unendlichkeit. Auch sein Patriotismus steigt bei ihm über die Gegenwart hinaus, in das Reich des Ideals, das er in der deutschen Vorzeit zu finden glaubte. Ein weiterer Grundzug seiner Poesie ist die Schwermuth, ja sogar Weichheit. Das letzte Ziel seines poetischen Wirkens ist und bleibt ihm die, freilich meist zu abstrakt-ideal gefaßte Religion. (Satt ihrer hätte Gervinus lieber den Patriotismus als Höchstes gesehen.) Aus dem Streben nach Idealität erklärt es sich, daß dem Dichter im Ganzen die poetische Individualisirung, sowie die reine plastische Darstellung nicht gelang. Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. „Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen," sagt Schiller, der ihn nicht mit Unrecht einen musikalischen Dichter, einen Dichter innerer Gefühlszustände, pathologischer Stimmungen nennt. Wie in der Literatur überhaupt, so beginnt mit K. auch in der Sprachbildung und Sprachwissenschaft eine neue Epoche, wenn auch nicht Alles, was er hierin gethan, vor dem ästhetischen Urtheile bestehen mag. Gleiches Verdienst erwarb sich K. um die deutsche Metrik und Rhythmik. Und warum werden, was

aller Verdienste, K.s Werke im Allgemeinen so wenig gelesen? Hillebrand findet die Ursache in des Dichters abstrakter Erhebung über Wirklichkeit und Gegenwart, in dem Mangel an Weltlichkeit und rein menschlichen Verhältnissen, so wie an philosophischer Auffassung der Dinge, in der Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung. Diesen nicht ungegründeten Ursachen läßt sich noch eine andere, gewiß nicht unwichtige beifügen. Wenn wir mit Schiller sagen dürfen: „Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse;" so dürfen wir dagegen auch fragen: Wie gehen wir an das Lesen derselben? Bringen wir einen keuschen, heiligen Sinn mit? Hat uns nicht die Lektüre so vieler Dichter aus früherer, nicht die Lektüre so vieler sinnlich-schläfriger Schriften aus neuerer Zeit verweichlicht, uns für das Ernste, Erhabene, Heilige unempfänglich gemacht? Scheuen wir, in großer Mehrzahl, nicht die Arbeit und Anstrengung, die das Verständniß einer Ode erheischt? Haben nicht Literärhistoriker (Gervinus an der Spitze) uns die christliche Poesie zu entleiden gesucht und uns auf die heidnische hingewiesen? Ist unsere classische Literatur nicht im Ganzen eine mehr heidnische, als christliche? Zeigen nicht so viele neuere Erscheinungen, daß uns das Himmlische gleichgültig, wenn nicht gar verächtlich geworden? Finden wir nicht allein in dem Dichter die Schuld, sondern schreiben wir Etwas davon auch auf unsere Rechnung, auf den Geist, der seit lange den größten Theil der deutschen Literatur durchweht und daraus in uns so vielfach übergegangen ist! — Werfen wir nun noch einen Blick auf die einzelnen Werke. Wenn irgend ein Dichter, so hat K. sein ganzes Dichten und Streben in einem Werke gleichsam substanzialisirt und wie in einem persönlichen Abgusse dargestellt: in dem Messias. Dieß ist der Gesang, „worin er seinen Gott besungen," der ihn „die Vorzüge der Engel im Voraus kosten, sowie die Thränen der Christen sehen und die menschlichen Freuden fühlen ließ", zu dessen Ende ihn „die mächtige Hand seines Herrn und Gottes selbst durch die Gräber geleitet hat", wo „Himmel u. Erde seinem Blicke entschwanden", und wo ihn, „wenn ihn der Zauber weltlicher Vergnügen verführen wollte, die Harfen und Harmonien der Engel zu ihm selbst zurückführten." (Ode an den Erlöser.) Die große That der Versöhnung, das tiefste und bedeutsamste Geheimniß der Menschheit, war ihm die Aufgabe, allein würdig des höchsten Dichterruhmes und der Muse. Die Messiade wurde der eigentliche Sammelplatz seiner tiefsten Empfindungen und Gedanken, seiner innigsten Lebensbezüge und heiligsten Stimmungen, u. die schönsten Jahre seines Lebens (1748 — 1773) hat er diesem Gedichte gewidmet. Ungleich ist der Werth der einzelnen Gesänge; einzelne hohe Schönheiten enthalten sie alle, besonders da, wo das Herz des Dichters spricht. „Die ersten zehn Gesänge verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden und ihr Lob zu verkünden ist die Pflicht eines Jeden, der sie gelesen hat und Sinn für großartige und ergreifende Schilderungspoesie besitzt, wenn wir auch allerdings das Epos, als solches, Preis geben," sagt Villmar. Der größte Mangel dieses Gedichtes ist das allzuviele Hervortreten des Lyrischen, das geringe Maß epischer Objektivität, sinnlicher Begreiflichkeit, worin Homer, der Sänger sinnlicher Schönheit, bis heute unerreicht ist. Daß K. den Heiland zu abstrakt-ideal darstellt, ich möchte sagen zu abstrakt-mythologisch, so daß der Hergang der erlösenden Thatsachen nicht, wie sie sichtbar für die Menschen auf Erden, sondern in dem Rathschlusse Gottes des Vaters und des Sohnes sich gestaltet haben, dargestellt ist, ist nicht zu läugnen; es fehlt seiner Dichtung das Einfachgroße, das Edelmenschliche, das Liebenswürdigpersönliche, das Gemüthlicheinnehmende, das uns aus der objektivhistorischen Darstellung in den heiligen Evangelien entgegentritt. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß K. vorzüglich das Werk der eigentlichen Erlösung besungen, weßhalb denn auch auf das Leiden, auf die Thaten der Seele besonderes Gewicht gelegt ist. Daß dieß dem epischen Charakter des Gedichtes geschadet und demselben mehr den Charakter einer großen Hymne gegeben, bedarf keines Beweises. In vielen Oden hat K. die reinsten Töne

lyrischer Gemüthlichkeit erklingen lassen, wie denn Lyrik wohl der Grundton seines ganzen Wesens war. Religion, Vaterland, Freundschaft und Liebe sind die Objekte seiner Lyrik, wobei man jedoch die früheren Oden von den späteren, minder gelungenen, unterscheiden muß. Von jenen sagt Villmar: „In den älteren Oden herrscht, wo er Gott und den Erlöser besingt, die feurigste Begeisterung, die hinreißendste Erhabenheit; wo er der Freundschaft ein Denkmal setzt, die edelste, sogar kräftigste Innigkeit, neben der lebhaftesten Wärme eine feste Männlichkeit; wo er Fanny und Cidli besingt, die tiefste Herzenssehnsucht, die rührendste, und doch weder weichliche, noch kränkliche Schwermuth, die geistigste, die wahrste Männerliebe; wo er endlich das Vaterland verherrlicht, die stolze, kühne, und doch gemessene und einfach natürliche Sprache des reinsten Selbstgefühls und des edelsten Volksbewußtseins." K. versuchte sich auch als Dramatiker, aber nicht mit Glück. Es fehlt seinen Stücken keineswegs an Hoheit der Gedanken und Tiefe des Gefühles, wohl aber an innerem Leben, an individueller Charakteristik und an dramatischem Zusammenhange. Er glaubte, jedes rührende, erschütternde und erhabene Seelengemälde, in dialogische und monologische Form gebracht, sei schon ein Trauerspiel. Mehr Handlung und tiefere Erfassung der Charaktere findet sich in seinen patriotischen, als in seinen biblischen Stücken: doch auch hier fehlt alles dramatische Leben, die Sprache ist nicht charakteristisch-individuell genug u. ertönt zu oft in rauhen Bardentönen. — Die prosaischen Schriften K.s betreffen hauptsächlich die Theorie der Sprache und Dichtkunst und haben aus dem Gesichtspunkte ihres theoretischen Gehaltes für den damaligen Standpunkt der literarästhetischen Wissenschaft eine nicht geringe Bedeutung. K.s Werke erschienen zu Leipzig 1789 f., 12 Bde., 1812 f., 12 Bde., 1839 f., 9 Bde.; Prachtausgabe in 1 Bd., 1839; Supplemente das. 1845, 2 Bde.; u. 1839, 3 Bde.; der Messias erschien Halle 1754, 4 Bde; 7. A., Leipzig 1817; die Oden, Hamburg 1771. 6. A., Leipzig 1827. Oden und Elegien: Darmstadt 1771 (es wurden davon nur 34 Exemplare gedruckt). Geistliche Lieder, Kopenhagen 1758 f., 2 Bde.; Dramen: Adams Tod, daselbst 1757; Salomo, 1764; David, 1772. Die Hermanns-Schlacht, 1771; Hermann und die Fürsten, 1784; Hermanns Tod, 1787. Kleine poetische und prosaische Werke, Frankfurt und Leipzig 1771. (Von Schubart, ohne K.s Wissen veranstaltet, enthält auch unächte Gedichte.) Die deutsche Gelehrtenrepublik, Hamb. 1771. Ueber Sprache u. Dichtkunst, das. 1779. K.s sprachwissenschaftliche und ästhetische Schriften rc., Leipzig 1830, 6 Bde. — 2) Margaretha K., geborene Moller, geboren zu Hamburg 1728, gestorben das. 1758. Ihre hinterlassenen Schriften gab K. heraus, Hamburg 1759, neue Aufl., Leipzig 1815. Auch in der neuen Aufl. von 1839 im 9. Bande. ϰ.

Kloster-Bergen, ein ehemaliges berühmtes Benediktinerkloster, eine halbe Stunde von Magdeburg auf einer Anhöhe gelegen, wurde 937 von Kaiser Otto dem Großen, auf der Stelle, wo jetzt der Magdeburger Dom steht, gegründet, 965 aber an seinen jetzigen Ort verlegt. Im Strome der lutherischen Kirchenspaltung schwamm auch K.-B., wie so viele andere sächsische Klöster, mit u. wurde zu einem lutherischen Stifte, mit welchem eine, nachher zu vielfachem Rufe gelangte, Schule verbunden wurde. 1577 wurde hier durch einen Convent von lutherischen Geistlichen die bekannte „Formula Concordiae" entworfen, daher auch das Bergen'sche Buch genannt. Im Kriege 1806 ward das Kloster hart mitgenommen, 1809 aufgehoben und 1814 benützten es die Franzosen zu einem provisorischen Außenwerke der Festung; der Fond ward zu Stipendien der Universität Halle vertheilt, die Schule mit einer zu Magdeburg vereinigt. An dessen Stelle steht jetzt der Friedrich-Wilhelms Garten.

Klosterfrauen (Nonnen, moniales, sanctimoniales). Nach den männlichen geistlichen Orden bildeten sich auch bald weibliche Ordens-Institute, und so entstanden die verschiedenen Congregationen von Frauen, welche sich nach besonderen Modifikationen die Regeln der Mannsklöster eigen machten und in der Hauptsache, wie diese, gleichen Veränderungen unterlagen. Das Institut der K. ist

schon sehr alt, u. schon zu der Zeit des Pachomius sollen Frauenklöster bestanden haben. Zu Zeiten des heiligen Hieronymus gab es solche in Italien, und der heilige Ambrosius errichtete selbst ein Frauenkloster in Mailand. — Was die Ordenskleidung der Frauen betrifft, so wurde sie von den Mannsklöstern hergenommen, und nur der Form nach dem weiblichen Geschlechte anpassend zugeschnitten. Die Einkleidung, sammt Einsegnung einer K., geschieht vom Bischofe nach dem eigens hiefür vorgeschriebenen Ritus; nach erstandenem Noviziate legen die Novizinnen die Ordens-Profession ab. — Die Frauen sind zur strengen Clausur (s. d.) verpflichtet, und ohne Erlaubniß des Bischofs und der Kloster-Oberin soll kein Laie das Innere eines Frauenklosters betreten. Der Diözesan-Bischof stellt für jedes Frauenkloster, nebst einem ordentlichen, auch einen außerordentlichen Beichtvater auf, welchem letzteren die K. das Jahr über zwei- oder dreimal beichten sollen. Der Visitator oder Direktor eines Frauenklosters wird gewöhnlich in Gegenwart eines landesherrlichen und bischöflichen Commissärs auf drei Jahre gewählt, und dessen Wahl unterliegt dann der landesherrlichen und bischöflichen Bestätigung. Nach Ablauf dieser Zeit hat die Oberin Anzeige zu erstatten, worauf eine neue Wahl angeordnet wird. Die Candidatinnen haben vor der Einkleidung, und die Novizinnen vor der Ablegung der Ordens-Profession, welche die Oberin anzuzeigen hat, über ihren Beruf zum Ordensstande, ihren freien Entschluß und ihre erforderlichen Eigenschaften eine Prüfung zu erstehen. Die Frauenklöster sind überhaupt der unmittelbaren Aufsicht der Bischöfe unterworfen, und diesen sollen auch die Kloster-Rechnungen zur Revision vorgelegt werden, welche jedoch jetzt der Genehmigung der Staats-Regierung mittelst Superrevision unterliegt, und sonach als ein Gegenstand gemischter Natur behandelt wird. Die Candidatinnen für Frauenklöster müßen sich einer Prüfung vor dem Bischofe und, nach den neuesten Bestimmungen in Bayern, auch einer solchen über ihre Fähigkeit zum Fache der Erziehung und des Unterrichtes der weiblichen Jugend unterziehen. Bis zum 33. Jahre legen dieselben in Bayern alle drei Jahre die Ordens-Gelübde, und dann erst die sogenannten ewigen Kloster-Gelübde ab. Bei den zu dreijährigen Gelübden verpflichteten Frauen-Orden ist das 21. Lebensjahr als das Minimum der Einkleidungszeit festgehalten, und davon kann nur bei dem Orden der englischen Fräulein abgegangen werden, dessen Gelübde durchaus an keine Zeit gebunden sind, sondern den Austritt stündlich gestatten.

Klostergelübde, s. Gelübde und Ordensgeistliche.

Klostermeyer, Matthias, ein unter dem Namen bayerischer Hiesel berüchtigter Straßenräuber u. Anführer einer Bande, wurde 1738 zu Küssingen im bayerischen Landgerichte Friedberg geboren. Anfangs Wilderer, wurde er nachher wirklicher Räuber und sammelte eine Bande um sich, an deren Spitze er eine lange Reihe von Verbrechen und Mordthaten verübte, bis er endlich 1771, nach hartnäckiger Gegenwehr, mit dem Reste seiner Gefährten in einer Küche gefangen genommen, nach Dillingen gebracht, da zum Tode des Räderns verurtheilt u. sein Körper auf das Rad geflochten wurde.

Klosterneuburg, alte, wohlhabende Stadt an der Donau im österreichischen Kreise unter dem Wienerwalde, auf einem steil emporstrebenden Hügel liegend, u. vom Kirlingerbache in die obere u. untere Stadt getheilt. Die Pfarrkirche St. Martin mit dem festen Quaderthurme verdient besehen zu werden. Oeffentliche Schulen, ein Novizenhaus der Mechitaristen, mehre Spitäler, eine Kaserne des hier stabilen Pontoniersbataillons mit Schwimmschule, k. k. Schiffbauhof, ein Militär-Fuhrwesendepot, eine Schützengesellschaft, welche die älteste in Oesterreich ist, indem sie seit 1303 besteht. 3800 Einwohner. Der Weinbau — das Gewächs in der Umgegend, gehört zu den edelsten, welche das Ufer der deutschen Donau erzeugt — ist Hauptnahrungszweig der Bürgerschaft, die übrigens auch *städtische Gewerbe*, Schifffahrt rc. treibt. Zuckerraffinerie, Spitzenmanufaktur, *Baumwollenspinnerei.* — K. hält man für das römische Cetium. — Karl der

Große, nachdem er die Avaren aus Unterösterreich vertrieben, legte hier die Kolonie Nivvenburch an u. stiftete die Kirche zum heiligen Martin. Gegen die Türken vertheidigte die Stadt sich zweimal auf's muthvollste (1529 u. 1683). Insbesondere während der letzten Belagerung leisteten die Bürger, angefeuert von dem heldenkühnen Marcellin Ortner, einem Laienbruder des Stiftes K., wahrhaft Wunder der Tapferkeit. Die Uebermacht von 13,000 wuthentbrannten Janitscharen konnte dem kleinen Häuflein der Vertheidiger Nichts abgewinnen. — Den äußersten Rand des Hügels, auf dem die obere Stadt liegt, krönen die prachtvollen Gebäude des Stiftes K., dessen Gründer Markgraf Leopold der Heilige ist. Es wurde 1106 im Baue begonnen u. 1136 mit der großen Stiftskirche vollendet, nachdem vorher schon die regulirten Chorherren des heiligen Augustin von dem Kloster Besitz genommen. Die reichen Einkünfte fließen größtentheils aus Weingärten, weßhalb das Stift auch den Beinamen „zum rinnenden Zapfen" erhalten hat. Als Reichskleinod wird hier der österreichische Herzogshut verwahrt. Die palastähnlichen Gebäude, wie sie sich jetzt zeigen, wurden 1730 begonnen, sind aber noch lange nicht ganz ausgeführt. Eine besondere Zierde verleihen ihnen die mit Kupfer gedeckten Kuppeln. Die Prachtstiege u. der Bibliotheksaal gehören zu den schöneren architektonischen Werken. Altdeutsche Stiftskirche zur heiligen Maria. Die Leopoldskapelle mit den Gebeinen des heiligen Leopold u. dem berühmten Altar von Verdün, bestehend aus 51 Metalltafeln mit zierlich eingegrabenen Figuren, angefertiget im Jahre 1181. Schöner altdeutscher Kreuzgang. Die Bibliothek enthält 30,000 Bände, 1,500 Inkunabeln u. 1,250 Handschriften. Theologische Lehranstalt. In den ungeheueren Kellern ein Faß von 999 Eimern. — Das Stift hat in den Kriegen, von welchen Oesterreich heimgesucht wurde, viel gelitten, namentlich durch die rebellischen Landstände u. die Türken. Die französische Invasion im Jahre 1809 kostete ihm gegen 2½ Millionen Gulden. Zu jeder Zeit hatte es unter seinen Mitgliedern ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller aufzuweisen. mD.

Klosterschulen hießen im Mittelalter Unterrichtsanstalten, welche von den Religiosen der Manns- u. Frauenklöstern geleitet u. an denen nicht nur die für das Kloster bestimmten jungen Leute (Oblaten), sondern auch solche unterrichtet wurden, die sich nachher einem anderen Berufe widmeten. Sie kamen, wie die Domschulen (s. d.), denen sie überhaupt fast ganz ähnlich waren, namentlich durch Karl den Großen in Aufnahme u. waren, nebst jenen, lange die einzigen gelehrten Bildungsanstalten. Die berühmtesten Schulen dieser Art hatten die Klöster Fulda, Korvey u. Hirsau (s. dd.). Aus ihnen gingen später, namentlich da, wo die Kirchenspaltung die Oberhand gewann, weltliche Gelehrten-Schulen u. Mädchenerziehungs-Institute hervor, welche den alten Namen beibehielten. Vergleiche übrigens den Artikel Domschulen.

Klotho, eine der drei Panzen (s. d.).

Klotz 1) (Christian Adolph), Professor der Philosophie u. Beredsamkeit zu Halle, geboren zu Bischofswerda in Sachsen 1738, studirte zu Leipzig u. Jena, war seit 1761 Magister zu Wittenberg, seit 1762 außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, kam 1765 nach Halle u. starb den 13. Dezember 1771. K. war ein vortrefflicher Kopf u. guter lateinischer Stylist, der in jeder Hinsicht ein sehr achtungswerther Gelehrter hätte werden können, wenn er nicht auf halbem Wege stehen geblieben wäre u. durch eine angemaßte literarische Diktatur sich eine Menge Feinde zugezogen hätte. Als Kunstrichter und Herausgeber der deutschen Bibliothek, der schönen Wissenschaften, 6 Bände, Halle 1767—1771, der Acta literaria, 7 Bde., Altenburg 1764—1773, 8., erwarb er sich großes Ansehen durch Freimüthigkeit, durch ein größtentheils richtiges kritisches Gefühl, durch Verbindung der schönen Wissenschaften mit der alten Literatur u. durch seine schöne lateinische Schreibart. Aber bald lobte u. tadelte er nach Gunst, mißhandelte viele Gelehrte u. wurde in eine Menge Streitigkeiten verwickelt, die seiner Ruhe u. seinem Ruhme gleich nachtheilig waren, weil seine

Gegner unbarmherzig alle seine Blößen aufdeckten. In der Verzweiflung, sich so bald vom Throne herabgestürzt zu sehen, erniedrigte er sich nun zur schimpfenden Classe der Kunstrichter u. würde in der Folge wahrscheinlich nichts Besonderes mehr geleistet haben. Seine Schriften überhaupt haben weniger Gründliches, als Blendendes, sind mehr Collektaneen, die er sich in Göttingen u. Jena gemacht hatte, als durchgedachte, systematische Arbeiten. Von wahrem dichterischen Genie aber zeugen seine Carmina, Altenburg 1766, u. mehre Satiren in lateinischer Sprache. Seine deutschgeschriebenen Satiren sind mehr pasquillenartig u. kaum nennenswerth. Bemerkenswerth dagegen sind: Opuscula philol. et oratoria, Halle 1772, und eine Ausgabe des Tyrtäus, so wie des Saxo Grammat. Außerdem hat er auch viele Schriften anderer Gelehrten gesammelt, herausgegeben u. mit seinen Vorreden begleitet. — 2) Matthias, Portrait- u. Landschaftsmaler, geboren 1748 zu Straßburg, machte seine Studien zunächst daselbst unter Haldenwang, dann in Stuttgart u. lebte hierauf in Mannheim u. seit 1778 in München, wo er als Hoftheatermaler viele landschaftliche Decorationen für die Bühne malte, u. starb 1821. Seine „Farbenlehre" (München 1816) war das Resultat langjähriger scharfsinniger Untersuchungen. — 3) Kaspar, Sohn des Vorigen, geboren zu Mannheim 1773, berühmter Miniaturmaler in München, zugleich der Erfinder eines Instrumentes, Naturkörper aus jeder Entfernung mathematisch richtig aufzunehmen. Sein Sohn, August K., geboren 1808, ist als Historienmaler vortheilhaft bekannt.

Klüber, Johann Ludwig, einer der nahmhaftesten deutschen Publicisten, geboren zu Thann bei Fulda 1762, wurde 1786 Professor der Rechte in Erlangen, trat 1804 in badische Dienste als geheimer Referendar in Karlsruhe, übernahm 1807 die erste Professur der Rechte auf der Universität Heidelberg, kehrte aber schon im darauf folgenden Jahre wieder als Staats- u. Cabinetsrath nach Karlsruhe zurück, wohnte, ohne amtlichen Charakter, dem Wienercongresse bei, trat 1817 als geheimer Legationsrath unter Hardenberg in preußische Dienste, die er aber 1823 wegen politischer Anfechtungen wieder verließ u. nunmehr zu Frankfurt a. M. privatisirte, wo er 1837 starb. K. war ein sehr fruchtbarer, dabei aber gediegener Schriftsteller, von dessen zahlreichen Werken wir nachstehende anführen: Kleine juristische Bibliothek, Erlangen 1785—94; übersetzte: De la Curne de St. Pelaye, das Ritterwesen des Mittelalters nach seiner politischen u. militärischen Verfassung, Nürnberg 1786—88, 2 Bände; Neueste Literatur des deutschen Staatsrechts, Erlangen 1791; Lehrbegriff der Referirkunst, ebendaselbst 1808; Kryptographik, Lehrbuch der Geheimschreibekunst, ebendaselbst 1809; Das Postwesen in Deutschland, ebendaselbst 1811; Akten des Wiener Congresses, ebd. 1815—19, 8 Bde.; Schlußakte des Wienercongresses u. Bundesakte, 2. Aufl., ebd. 1818; Staatsarchiv des deutschen Bundes, ebd. 1816, 4 Hefte; Oeffentliches Recht des deutschen Bundes, Frankfurt 1818, 4. Aufl., vermehrt mit hinterlassenen Bemerkungen des Verfassers, von Morstadt, Frankf. 1840; Droit des gens moderne de l'Europe, Stuttg. 1819, 2 Bände; übersetzt als europäisches Völkerrecht, ebendaselbst 1821, 2 Bände; Die eheliche Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim, 1837 u. s. w.

Klügel, Georg Simon, berühmter Mathematiker, geboren zu Hamburg 1739, wollte Anfangs Theologie studiren, zu welchem Zwecke er die Universität Göttingen bezog, wurde aber durch Büsch u. Kästner für die Mathematik gewonnen, der er sich nun ausschließlich widmete. 1766 wurde er als ordentlicher Professor derselben an die damalige Universität Helmstedt berufen u. 1788 wurde er Karstens Nachfolger als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik in Halle, wo er 1812 starb. Man hat von ihm: Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigen Kenntnisse, Berlin 1782—1816, 17 Bände; Anfangsgründe der Astronomie, ebendaselbst 1793; 6. Auflage 1819; Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse, Leipzig 1789, 2. Auflage 1791; Mathematisches Wörterbuch, ebendaselbst 1803—8, 3 Bände, 4. u. 5. Band von Mollweide fortgesetzt 1823

bis 31, 5 Bände. Supplemente von J. A. Grunert, A—Z. ebendaselbst 1833 bis 36, 2 Abtheilungen.

Klumpfuß, **Knollfuß** nennt man in weiterem Sinne jede angeborene oder langsam entstehende, fehlerhafte Stellung eines oder mehrer Gelenke des Fußes, entweder gegen den Unterschenkel, oder gegen einander, ohne daß die zusammengehörenden Gelenkflächen einander gänzlich verlassen haben; in engerem Sinne aber heißt K. diejenige fehlerhafte Stellung des vorderen Fußtheiles, wobei der äußere Rand desselben mehr nach unten, der innere nach oben, der Rücken nach außen, die Sohle nach innen gedreht ist. Der K. im letzteren Sinne kommt in verschiedenen Formen vor, von der leichtesten Andeutung, bis zu den höchsten Graden, ja, bis zur völligen Umdrehung des Fußes; er ist unter allen Fußverdrehungen die häufigste, ja, er soll nach Brückner bei einem unter 1000 Menschen sich finden. — Der K. erschwert das Gehen, u. zwar schon bei geringer Mißbildung; ist er an beiden Füßen vorhanden, dann ist das Gehen sehr schmerzhaft u. unsicher. Man hat daher von jeher dieses Uebel zu entfernen gesucht, was, namentlich bei sehr kleinen Kindern, durch Maschinen u. Bandagen bewirkt werden kann, die den Druck der Hand nachahmen, der erforderlich ist, um den Fuß in die gehörige Stellung zu bringen. Außerdem empfiehlt sich die Durchschneidung der verkürzten Sehnen, namentlich der Achillessehne, welche oft für sich allein genügt, manchmal aber 1 bis 2 Mal wiederholt werden muß. — Ein analoges Leiden an der Hand nennt man **Klumphand**, **Knollhand**. E. Buchner.

Klymene, 1) K., Tochter des Okeanos, Gemahlin des Japetos, des berühmtesten aller Heroen, Mutter des Prometheus, des Atlas u. des Epimetheus. 2) K., eine Tochter des Kreteus, ward mit ihrer Schwester Aerope, ihres höchst ausschweifenden Lebenswandels wegen, aus dem Vaterhause verstoßen u. einem Seefahrer, Nauplios, übergeben, damit derselbe sie in ein fernes Land führe. Nauplios, statt sie zu verkaufen, behielt die K. für sich (Aerope ward an Plisthenes verkauft, u. durch ihn Mutter des Agamemnon u. des Menelaos) u. erzeugte mit ihr den berühmten Palamedes, der vor Troja von Odysseus ermordet wurde, u. den Oeax. — 3) K., Gattin des Merops u. Geliebte des Helios, dem sie den Phaëthon gebar, welcher sich, um seine göttliche Abkunft zu beweisen, den Sonnenwagen lenken zu dürfen ausbat. — 4) K., eine Dienerin der Helena; so nennt sie wenigstens Homer, obwohl Andere sie noch zu einer Freundin des Menelaos machen. Sie war die Unterhändlerin bei Paris Liebesangelegenheit u. begleitete auch ihre Herrin nach Troja, von wo sie erst nach Zerstörung der Stadt, als Sklavin des Sohnes von Theseus, des jungen Akamas, zurückkehrte; seinem Bruder Demophoon fiel die andere Begleiterin der Helena, Aethra zu. — Außer diesen führen noch mehre andere denselben Namen.

Klymenos, 1) Sohn des Presbon, Enkel des bekannten Phrixos; seine Mutter hieß Buzyge und war eine Tochter des Lykos. Der Wagenführer des Mönoikeus verwundete ihn bei einem Wettrennen mit einem Steine, so daß er an der Verwundung starb, welchen Mord sein Sohn Erginos durch Krieg und einen Tribut von hundert Stieren jährlich, zu welchem er die Thebaner zwang, zu rächen wußte. Außer dem Genannten hatte er noch 4 Söhne: Arrhos, Areas, Pyleus u. Stratios. — 2) K., Sohn des Teleus, Königs von Arkadien, dem er in seinem Reiche folgte. Er vermählte sich mit der Epikaste, welche ihm den Idas, den Theragros u. die Harpalyke gebar. Der Sohn des Neleus und der Chloris, Alastor, bewarb sich um das schöne Mädchen, welches ihm auch zugesagt wurde; doch K., den sein Versprechen bald gereute, weil er selbst seine Tochter unerlaubter Weise liebte, verfolgte ihn nach der Abreise, ermordete ihn u. nahm Harpalyke mit sich als zweite Gattin zurück. Sie, hierüber entsetzt, rächte sich auf die furchtbarste Weise, indem sie ihren eigenen Sohn, oder, nach Anderen, ihren Bruder Theragros schlachtete u. ihn dem Vater als Speise vorsetzte. Sie ward von den Göttern in einen Vogel verwandelt. K. erhängte sich. — 3) K.,

Sohn des Phoroneus, des ältesten Königs in Argos. Er und seine Schwester baueten zu Harmonia, unweit Troezene, der Venus Chthonia einen Tempel, weßhalb K. in Attika für einen Heros galt u. selbst ein Heroon erhielt. — Mehre Andere dieses Namens.

Klystier, Lavement, bezeichnet dem Wortsinne nach ein Reinigungsmittel; man nennt so die Einspritzungen in den After, welche vorzugsweise angewendet werden, um Stuhlgang hervorzurufen; sie sind als Hausmittel vielfach in Gebrauch u. werden dann einfach aus lauem Wasser, allenfalls mit Zusetzung von Oel oder Salz ꝛc., oder auch aus kaltem Wasser bereitet. Als arzneiliches Mittel wird das K. in gleicher Weise, um den Darmkanal zu reinigen, gebraucht als einfaches K., oder mit Zusatz von Mitteln, die den Stuhlgang befördern. Das K. wird aber auch ärztlich gebraucht bei krankhaften Affektionen der Gedärme, um örtlich einzuwirken, oder man benützt dasselbe, um auf diesem Wege Mittel in Anwendung zu bringen, deren Aufnahme durch den Mund zu schwierig oder unmöglich ist; so können selbst Nahrungsmittel durch K. beigebracht werden. Nach dem zu erreichenden Zwecke theilt man die K.e in eröffnende, auflösende, einhüllende, reizende, krampfstillende, ernährende ꝛc. Die K.e werden mittelst der K.spritze beigebracht, welche auch die Einrichtung haben kann, daß man sich das K. selbst zu geben im Stande ist. Gewöhnlich ist das K. tropfbar flüssig; man kann aber auch Gase zum K. verwenden, und Tabaksrauch-K. werden nicht selten gebraucht. Die Anwendung der K.e war vor wenigen Jahrzehnten weit häufiger, als heut zu Tage, namentlich als Kämpf'sches Visceral-K., ein aus auflösenden Mitteln bestehendes K.e u. als Hausmittel. Zu häufiger Gebrauch der K.e schadet leicht, indem sie Schlaffheit des Darmkanals bewirken u. leicht so zur Gewohnheit werden, daß ohne ihre Anwendung keine Leibesöffnung mehr erfolgt. E. Buchner.

Klytemnestra, Tochter des spartanischen Königs Tyndareus u. der Leda, Zwillingsschwester der Helena u. Schwester der Dioskuren, Gemahlin des Agamemnon, dem sie mehre Kinder, darunter namentlich den Orestes u. die Elektra, gebar. Iphigenia soll nicht ihre, sondern der Helena Tochter von Theseus, der sie vor ihrer Vermählung raubte, gewesen, und Agamemnon nur in einem Irrthume über sie verblieben seyn. Als der König durch viele Geschenke die Führer des Griechenheeres bewogen, ihn zum Oberfeldherrn zu ernennen, u. er nun mit zahllosen Schiffen nach Troja gezogen war, der junge König von Mykene, Aegisthos, aber sich an seinem Hofe befand, bewarb dieser sich um die Gunst der Zurückgebliebenen, verleitete sie zum Treubruche und endlich zum Morde des Gatten. Als nämlich Agamemnon zurückkehrte, ging Aegisthos mit K. ihm entgegen; der König ward von seiner Gattin auf das Freundlichste empfangen, allein beim darauf folgenden Gastmahle erschlagen. Mit eigener Hand mordete sie dann die unglückliche Kassandra, welche als Sklavin nach der Eroberung von Troja ihrem Gatten zu Theil geworden; mit unmenschlicher Lust schlachtete sie deren Kinder auf dem Leichname der Mutter; mit teuflischer Wildheit wüthete sie gegen ihr eigenes Blut, indem auch ihre Kinder geopfert wurden; u. nur Elektra dem schrecklichen Blutbade durch Vermählung mit einem gemeinen Handwerker (der sich ihr jedoch immer gewissermassen ehrerbietig fern hielt) und Orest durch Hülfe seiner Amme Arsinoe dem Tode entging. Als dieser letztere zur Reife gelangt, kehrte er zurück u. tödtete, des Vaters u. der Brüder Tod rächend, K., welche unterdessen mit Aegisthos ganz in den Pfuhl des Lasters versunken war, sowie diesen verruchten Bösewicht selbst. Die so Bestraften wurden außerhalb der Stadtmauern von Mykene begraben, weil man die Mörder nicht eines Grabes bei den von ihnen Gemordeten würdigte.

Klytios, 1) einer der Giganten, des Tartarus und der Gäa Sohn (nach Andern des Saturnus Sohn), der im Gigantenkriege von Hekate oder von Vulkan durch ein glühendes Eisen getödtet wurde. — 2) K., ein Sohn des Laomedon, ein Trojaner, zur Zeit des verderblichen Krieges schon sehr alt (nach An-

deren waren alle Söhne jenes Königs durch Herakles getödtet u. nur Priamos und Hesione übrig geblieben). K. hatte 2 Kinder, Kaletor (der durch den jüngeren Ajax fiel) u. Proklea, welche, eine Gattin des Kyknos, diesem zwei Kinder gebar, Tenes u. Hemithea, welche Beide er, kaum zum reifen Alter gelangt, in einen Kasten gepackt ins Meer werfen ließ, weil eine zweite Gattin des Kyknos gesagt, der Sohn habe ihr mit Hülfe der Schwester Gewalt anthun wollen. — 3) K., Sohn des Eurytos, des berühmten Bogenschützen, der selbst Apollo u. Herkules herauszufordern wagte. Er hatte 4 Brüder: Phoreus, Molion, Pytios u. Iphitos; sie alle blieben, als Herakles um ihre Schwester Iole den Krieg begann u. Oechalia zerstörte.

Knall, entsteht durch jede schnelle u. gewaltsame Trennung der Luft durch irgend einen, in ihr sich schnell fortbewegenden Körper, durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung einer Menge elastischer Flüssigkeiten, welche bei ihrer Erzeugung die Luft mit großer Gewalt forttreiben, bei ihrer Verpuffung aber eben so schnell einen leeren Raum erzeugen, welchen die Luft mit gleicher Heftigkeit wieder auszufüllen strebt.

Knallgas (Knallluft), erhält man durch Vermengung von 1 Raumtheil Sauerstoffgas und 2 Raumtheilen Wasserstoffgas. Dieses Gasgemenge hat die Eigenschaft, bei Berührung mit einem glühenden Körper unter heftiger Explosion, d. h. unter Feuerentwickelung mit starkem Knalle, Wasser zu bilden. Derlei Experimente sind jedoch sehr gefährlich und deßhalb nur im Kleinen anzustellen. Läßt man das K. durch sehr enge Oeffnungen ausströmen, wodurch das Zurücktreten u. sohin das Explodiren verhindert wird, u. zündet den feinen Strahl des Gases an, so kann hiedurch die möglichst größte Hitze erzielt werden; hierauf beruht das K.gebläse. Noch weniger gefährlich ist es, die beiden genannten Gasarten nicht zu vermengen, sondern jede in einem besonderen Gasbehälter (Gasometer) abzusperren u. sie erst an der Ausströmungsmündung zusammentreten zu lassen. Wird in den Culminationspunkt der, durch K. hervorgebrachten, Hitze ein Stückchen Kalk gebracht, so entsteht dadurch ein äußerst blendendes Licht, welches für Mikroskope, zu Signalen auf Leuchtthürmen rc. verwendet werden kann. (S. Wasserstoff.) C. Arendts.

Knallgold, Goldoxydamoniak, ein gelbbraunes Pulver, welches leicht durch Druck, Stoß, Reibung oder schnelle Erhitzung sehr heftig explodirt. Es ist eine Verbindung von Goldoxyd und Amoniak und wird durch Präcipitation einer Auflösung von Gold in Königswasser (Salpetersalzsäure) mittelst Amoniak dargestellt. C. Arendts.

Knallkugeln, sind kleine hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser in ihrer Höhlung versehen, welche, wenn sie in die Flamme einer Lampe gesteckt, oder auf glühende Kohlen gelegt werden, mit einem heftigen Knalle zerspringen. Das im Innern befindliche Wasser wird nämlich durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, u. diese zersprengen, um sich auszudehnen, die Kügelchen. Diese physikalischen Spielwerke dienen daher dazu, die Elasticität und mächtige Kraft der Dämpfe zu beweisen. Man hat auch Glaskugeln von etwas größerem Umfange, die an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer geworden sind. Wenn man sie zerbricht, so knallen sie ebenfalls stark, aber aus einem anderen Grunde, nämlich, weil die äußere Luft plötzlich den leeren Raum erfüllt.

Knallpulver, ist eine Vermischung von drei Theilen Salpeter, zwei Theilen kohlensaurem Kali und einem Theile Schwefelblüthe, welches beim Erhitzen oder beim Berühren mit einer glühenden Kohle mit Heftigkeit verpufft.

Knallquecksilber, Knallsaures Quecksilberoxydul, wird dargestellt, indem man Quecksilber in Salpetersäure bei gelinder Wärme auflöst und die warme Auflösung langsam in Weingeist eingießt. Man erhält dabei ein graues, körniges Salz, welches, mit der gehörigen Menge Wassers ausgewaschen, im feuchten Zustande aufbewahrt werden muß. Vollkommen rein bildet es weiße,

seidenglänzende, nadelförmige Krystalle, die im kalten Wasser schwer, leichter in heißem auflöslich sind. Durch Druck, Stoß, Reibung oder Wärme verpufft das K. mit heftigem Knalle. Es wird zum Füllen der Zündhütchen benützt. Die Zündmasse selbst bereitet man durch behutsames Vermengen und Walzen von angefeuchtetem Schießpulver und K. Von der hierauf getrockneten und gekörnten Zündmasse wird eine ganz kleine Quantität (etwa ¼ Gran) mittelst einer Lösung von Mastix in Terpentinöl im geprägten Kupferhütchen befestigt und dieses dann mit einer kleinen Scheibe von Papier und Stanniol oder Kupfer geschlossen. Bereitung sowohl, wie auch Benützung des K.s erheischen große Vorsicht. Ein trauriges Beispiel hiefür lieferte unter Andern das am 5. Juni 1842 in der Apothecaries-Hall zu London erfolgte Unglück. Der Chemiker Henell sollte aus Auftrag ein höchst leicht und heftig explosives Gemenge zum Füllen von Granaten, die zum Gebrauche im chinesischen und afghanischen Kriege bestimmt waren, verfertigen. Den Hauptbestandtheil bildete dabei das K. Als Henell, vorsichtiger Weise allein in einem Nebengebäude arbeitend, beschäftigt war, das fertige K. mit einer andern Substanz zu mischen, erfolgte durch einen unbekannten Zufall die Entzündung des Gemenges mit einer schrecklichen Explosion, durch welche das Gebäude in die Luft flog und Theile vom Leibe des unglücklichen Chemikers weit auf den Straßen umher geschleudert wurden. Der rechte Arm desselben war mit solcher Kraft an eine mehr als 60 Fuß entfernte Bleiröhre geworfen worden, daß diese davon platt geschlagen wurde. — Das K. besteht nach Liebig u. Gay-Lussac aus 1 Mischungs-Gewicht Knallsäure und 1 M. G. Quecksilber; die Knallsäure ist eine Verbindung von Cyan und Sauerstoff. (S. Cyan.) C. Arendts.

Knallsilber kann entweder bereitet werden wie das Knallquecksilber (s. d.), nämlich aus Silber, Salpetersäure und Weingeist, bildet dann ein weißes krystallinisches Pulver u. führt den Namen knallsaures Silber (Howard's oder Brugnatelli's K.); oder aus Silberoxyd durch Uebergießen mit Ammoniak, wobei ein schwarzes Pulver, Berthollet'sches K. genannt, erhalten wird. Das K. ist äußerst gefährlich zu handhaben, denn es explodirt weit leichter u. heftiger, als Knallquecksilber, ja bisweilen sogar schon durch bloßes Berühren und im feuchten Zustande. C. Arendts.

Knappe hieß im Mittelalter ein junger Edelmann, der nach Zurücklegung des 14. Jahres unter Feierlichkeiten wehrhaft gemacht worden war. Der Jüngling, der im Hause und Dienste eines befreundeten Ritters als Page verlebt hatte, wurde in der Kirche vom Priester mit dem geweihten Schwerte umgürtet und begleitete nun seinen Herrn zu den Turnieren und Kriegszügen, oder die Dame auf ihren Reisen, um sie gegen Gefahren zu schützen u. für ihre Bequemlichkeit zu sorgen. Die K.n hatten die Aufsicht über die Pferde und ritten sie zu; auch gaben sie den Jüngeren Unterricht im Reiten und im Gebrauche der Waffen. Zog der Ritter zum Turniere, so führte ihm der K. den Streithengst nach; ein anderer trug Helm, Lanze und Schild (davon ihr französischer Name: Ecujer, Schildträger, Schild-K.). Im Gefechte hielt jeder K. hinter seinem Herrn, um ihm Hülfe zu leisten, wenn er verwundet ward, ihm ein anderes Pferd oder eine andere Lanze zu reichen, oder die gemachten Gefangenen in Verwahrung zu nehmen. Bisweilen nahmen sie selbst thätigen Antheil am Gefechte; doch war ihnen nur der Gebrauch der Streitart und des Schwertes gestattet. Im Frieden lag den K.n auf der Burg ihres Herrn, nächst der oben erwähnten Sorge für Pferd und Waffen, auch der Empfang der ankommenden Fremden und die Bedienung bei der Tafel ob. Auch begleiteten sie ihren Herrn und fremde Ritter in das Schlafzimmer, um ihnen bei dem Auskleiden zu helfen. Hatten sie in diesen Vorbereitungen, die mit ununterbrochenen Waffenübungen abwechselten, das 21. Jahr erreicht und gehörige Proben ihres Muthes gegeben, so wurde ihnen der Ritterschlag ertheilt.

Knebel, *Karl Ludwig von*, ein geistreicher und gemüthvoller Dichter u.

Schriftsteller Deutschlands, großherzoglich S.-Weimarischer Major in Jena, geboren den 30. November 1744 auf dem Schlosse Wallerstein im Oetting'schen, wo sein Vater fürstlicher Kanzler war. Von Uz und Junkheim in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht trefflich vorgebildet u. bereits in 7 Sprachen bewandert, bezog K., 19 Jahre alt, die Universität Halle, um sich der Rechts-Wissenschaft zu widmen. Die Trockenheit des Studiums mochte ihm wenig behagen, deßhalb verließ er bald die Hochschule wieder, um in der Nähe von Potsdam zu weilen, wo sein jüngerer Bruder Leibpage bei Friedrich dem Zweiten war. Er ließ sich als Offizier in das Regiment des Prinzen von Preußen aufnehmen, und knüpfte schon jetzt Bande der Freundschaft mit den bedeutendsten Männern seines Jahrhunderts, z. B. Ramler, Gleim, Moses Mendelsohn, Nikolai, Göß u. m. A. Der maschinenmäßige Militärdienst ward seinem aufstrebenden Geiste zu engherzig; er bat um seinen Abschied und zog nach Weimar, wo Wieland auf ihn schon längst seine Anziehungskraft äußerte. Die Herzogin Amalie beehrte K. mit dem Auftrage, bei dem zweitgeborenen Sohn des Weimar'schen Fürstenhauses, Prinzen Konstantin, die Hofmeisterstelle zu übernehmen. 1774 machte er mit dem Erbprinzen und dessen Bruder Reisen über Karlsruhe und Straßburg nach Paris. Nach der Rückkehr hatte er den herben Schmerz, seinen geliebten Zögling durch einen frühzeitigen Tod zu verlieren. Mit dem Charakter eines Majors ward ihm eine lebenslängliche ansehnliche Pension zugesichert und an dem glänzend strahlenden Musenhofe zu Weimar lebte er nun ganz der schönen Literatur und sah sich mit den größten Geistern seiner Zeit in der nächsten Umgebung. Wieland, Göthe, Herder, Schiller, Einsiedel, Riedel, Bertuch, Musäus, Meyer — alle liebten und verehrten ihn innig. Nach seiner Verheirathung mit dem Fräulein Louise von Ruhdorff aus Pommern zog er sich nach dem reizend gelegenen Bergstädtchen Ilmenau zurück, wo er häufig von seinen Musenfreunden besucht ward. Indeß vertauschte er diesen einsamen Sitz bald mit Jena, um dort die Ausbildnug seiner zwei Söhne, Karl und Bernhard, allseitiger zu befördern. Auch hier umgab ihn ein seltener Freundeskreis von Nah und Ferne. Jean Paul, Voß, Woltmann, Hegel, Griesbach, Lavater, Jakob, Matthison, Schütz u. Fichte kehrten bei ihm ein, und das sogenannte Mansardenzimmer mit der reizendsten Aussicht auf den Saalegrund erhielt durch diese gelehrten Gäste eine Art Celebrität, so daß Göthe das offene Zeugniß ablegte: „kein Aufenthalt sei für ihn so produktiver Natur gewesen, als K.s Mansarde.“ Dasselbe Zimmer bewahrte aber auch die kostbare Truhe, worin die Ergüsse der freundschaftlichen Correspondenz der größten Geister niedergelegt waren. Wie die Freundschaft, so beseligte ihn auch der Genuß der schönen Natur. Seine Milde spiegelte sich an dem frommen Bemühen ab, daß auch dem Thiere in seiner Nähe Alles behaglich seyn möge, u. daß auch der Pflanze Nichts abgehe, was ihr zum gedeihlichen Leben nöthig wäre. In seinem Garten auf- u. abgehend, pflegte er oft vor einer Blume still zu stehen und mit ihr laute, trauliche Gespräche zu halten. So erschien ihm das Leben als ein ewiger Frühling, so daß noch an der ernsten Gränze des Lebens, wo schon kalte Schatten drohend naheten, ein warmer Athem von jenem herüberwehte. Klare Gotteserkenntniß und geläuterte Religionsansichten und liebenswürdige Duldung abweichender Meinungen bildeten einen heiteren An- und Einklang seines gemüthvollen Wesens. Er achtete den Gewissenhaften und Denkenden jedes Glaubens hoch, störte auch den Schwachen in seiner Weise nicht und erlaubte sich weder Scherz, noch Spott über geheiligte religiöse Gegenstände. Er bekehrte einst einen leichtfertigen Offizier in Potsdam u. brachte es dahin, daß dieser ihm sein Ehrenwort gab, nie mehr über religiöse Dinge zu scherzen. Seine geregelte Lebensweise erwarb ihm ein 90jähriges Greisenalter, und mit religiös-gläubigem Sinne und mit der Ruhe eines ächten Weisen schied er aus dieser Welt am 23. Februar 1834. Seine geistigen Erzeugnisse, welche er stets sorgfältig sichtete und feilte, sind: eine vortreffliche *Uebersetzung des Lucrez von der* Natur der Dinge, 2 Bde 1821. 2. Aufl.

1832, welche von K. 7mal im Texte umgearbeitet worden. Elegien von Properz, 1798. Sammlung kleinerer Gedichte, 1815 (anonym erschienen). Saul, Trauerspiel in 5 Akten nach dem Italienischen von Alfieri, 1829 (1832 am Hoftheater zu Weimar aufgeführt). Jahresblüthen von u. für K. Gedruckt als Manuscript für Freunde und Freundinen zur Feier des 30. Nov. 1825. Lebensblüthen, Jena 1826. Distychen und viele prosaische und poetische Beiträge zu Herders Adrastea, Schillers Musenalmanach und Horen, zu Wielands Merkur, Schmidts Musenalmanach, Taschenbuch für Dichter, Morgenblatt, Kinds Muse u. s. w. Varnhagen von Ense und Mundt besorgten eine schätzbare Auswahl seines literarischen Nachlasses, bestehend in vermischten Aufsätzen, Briefen und Auszügen seiner Tagesbücher. Leipzig 1835—36. 3 Bde. Cm.

Knees (Knjäs) ist in Rußland der allgemeine Titel für die adeligen Personen der ersten Classe, welche meist Nachkommen von früheren Herrscherfamilien sind u. deren es jetzt im russischen Reiche im Ganzen noch 38 gibt. Ihrer Abstammung nach gehören sie an: a) vormaligen Regentenfamilien von Provinzen des russischen Reiches, wie: Dolgorucky, Repnin, Scherbatow, Wazneskoy, Labanow, von den Ruriks; die Czare ließen ihnen die Wappen der Provinzen, die ihre Vorfahren regiert hatten. b) Dem im Hauptstamme erloschenen Hause der Jagellonen, die in Litthauen oder Polen regierten (Galyczin u. Kurakin). c) Den unabhängig gewesenen tatarischen Khans, wie: (Jusupov, Uroffov, Mescenskoy rc.). d) solchen Adelsfamilien (Mursen), die zur Zeit der Unterjochung eines Tatarenstammes zum Christenthume übergingen und von der russischen Regierung diesen Titel erlangten. Auch in der Walachei hießen im 13. Jahrhundert die Lehnherrschaften Knezate u. die Herren desselben Knezer.

Kneller (Gottfried), ein berühmter Portraitmaler, geboren zu Lübeck 1648, studirte in Italien nach Titian und Annibale Carracci, ließ sich 1676 als Portraitmaler zu London nieder und erlangte die Stelle eines ersten königlichen Hofmalers. König Wilhelm III. ernannte ihn zum Ritter, Kaiser Joseph I. erhob ihn in den Reichsritterstand und endlich ward er zum Baronet erklärt. Er starb 1723, ward in der Abteikirche Westminster begraben und erhielt Raffaels Grabschrift. Er hinterließ 500 unvollendete Bildnisse, auf welche er die Hälfte der Bezahlung voraus bekommen hatte. — K. malte sehr geschwind, hatte einen kühnen Pinsel und eine große edle Art zu zeichnen, aber sie war nicht so genau, als sie bei einem Portraitmaler seyn sollte. Vollständige Aehnlichkeit durfte man von ihm nicht erwarten, er wußte aber diesen Fehler durch besondere Anmuth u. vornehmlich durch edle Einfalt zu ersetzen. Mehre Engländer, besonders J. Smith, haben viele Kupferstiche u. Mezzotinto's nach ihm herausgegeben.

Kneph oder Knuphis, bei den alten Aegyptern das höchste, ewige Wesen, das Erste was da war, vor allem Anderen, eine dunkle, allmälig auf vielfache Weise umgeänderte Fabel. Aus seinem Munde ging das Weltei hervor, aus welchem alle Dinge entstanden, daher ist dieses sein Symbol; eben so die Schlange, welche einen Ring bildet, weil er ewig ist, daher man ihn auf den ägyptischen Denkmalen in der Hieroglyphe einer gekrümmten Schlange, welche zwischen Kopf und Schweif ein Ei hält, vorgestellt findet. In einer andern sehr gewöhnlichen Darstellung charakterisirt ihn gleichfalls das Ei, das er in der Hand hält, u. die Schlangen, welche seinen Kopf bilden. Die Aegypter von Thebais kannten nur diesen einen unsterblichen Gott; alle übrigen waren mehr oder minder dem Schicksale alles Vergänglichen unterworfen, doch in diesem zeigte sich der Begriff von der Gottheit in seiner höchsten Reinheit, bis die Priester und die verschiedenen Stämme auch hieran so lange modelten, daß der ursprünglich einfache Gedanke, mit Attributen überladen, unkenntlich ward. Im Zeruane akherene der Perser finden wir ihn wahrscheinlich wieder, so wie Osiris u. Typhon dort in Ormuz zu Ahriman aufgestellt sind.

Kniaziewicz (Karl), berühmter polnischer General, geboren 1762, wurde im Cadettencorps zu Warschau gebildet u. trat 1778 in die polnische Artillerie ein;

794 focht er gegen die Russen bei Gulkow unter Zajonczek, bei Warschau und
lazijowicz unter Kosziusko, ward gefangen und erhielt erst unter Paul I. seine
reiheit wieder, worauf er nach Frankreich ging u. unter Dombrowski in der pol-
schen Legion diente, deren Oberbefehl er später erhielt. Hier kämpfte er glorreich
Italien (Fallari, Calvi), befehligte in den Schlachten von Frankfurt u. Hohen-
nden u. zog sich, als Napoleon die Polen im Frieden von Lüneville fallen ließ,
if seine Güter zurück. Im Jahre 1812 focht er jedoch wieder für Frankreich
i Smolensk u. an der Moskwa, wies 1814 des Kaisers Alexander Anträge zurück
lebte als Privatmann bis 1830 in Dresden. Bei den, 1822 in Polen ausge-
ochenen, Unruhen wurde er von den Verschworenen zu ihrem Oberhaupte be-
mmt, war aber bis zur Entdeckung dieser Verschwörung ohne Kenntniß davon ge-
ssen worden, weßhalb er, obgleich in Dresden verhaftet und auf dem Königs-
in inquirirt, doch bei näherer Untersuchung freigesprochen wurde. Während der
lnischen Revolution 1830 ging er als polnischer Gesandter nach Paris und
rb dort 1842.

Knie heißt im Allgemeinen ein in einem Winkel gebogener Theil, insbeson-
re aber am Fuße des Menschen die Vereinigungsstelle zwischen Ober- u. Unter-
henkel, die durch Beugung in einen Winkel umgewandelt werden kann. Bei den
hieren nennt man K. dieselbe Stelle an den Vorderfüßen, aber auch die ent-
rechende an den Hinterfüßen; ja, bei den hochbeinigen Thieren bezeichnet man
amit auch die Gelenkeverbindung des Schienbeins mit dem Sprungbeine. Das
. wird beim Menschen gebildet durch die beiden Erhabenheiten (condyli) des
chenkelknochens u. den Kopf des Schienbeins, welche hier sich zum K.-Gelenk
ereinen und an die sich nach auswärts das Köpfchen des Wadenbeins anlehnt;
rner durch die K.scheibe und mehre Bänder, welche die Verbindung dieser
nochen bewirken; endlich tragen zur Bildung des K.s noch die daselbst befind-
chen Gefäße, Nerven, Sehnen, Drüsen, sowie der Hautüberzug bei. Die K.-
scheibe deckt das Gelenk nach vorne und befindet sich unmittelbar unter der
aut; sie ist ein rundlicher, platter Knochen, welcher erst nach dem ersten Lebens-
ahre verknöchert; bei gestrecktem Fuße tritt ihre Gestalt deutlich hervor und zur
Seite bleiben dann zwischen ihr u. den Erhabenheiten des Schenkelknochens leichte
Vertiefungen; bei der Beugung dagegen rundet sich das K. nach vorwärts voll-
ommen. An der Rückseite des Gelenks befindet sich die K.kehle, welche zu-
ächst durch die Vertiefung zwischen den Erhabenheiten des Schenkelknochens ge-
ildet u. durch die daselbst befindlichen Sehnen und Weichtheile vergrößert wird,
m deutlichsten aber am gebogenen K. sich zeigt. Ungeachtet der großen Last, die
as K. zu tragen hat, u. ungeachtet der geringen Fläche, mit der sich die das K.-
Gelenk bildenden Knochen berühren, erleidet dasselbe doch sehr selten eine Ver-
enkung, dagegen ist es am meisten von allen Gelenken dem Gliedschwamm
(s. d.) ausgesetzt; auch der Bruch, vielmehr die Zerreißung der K.-Scheibe,
t ein sehr schlimmes Uebel, da er nur sehr selten zur völligen Heilung ge-
racht wird. E. Buchner.

Kniebeugung (Genuflexio), ein religiöser Akt, der bei einigen Theilen des
Kultus, sowohl in als außerhalb der Kirche, gebräuchlich ist und darin besteht,
aß man ein oder beide Kniee beugt, um dadurch entweder seine Hochachtung
uszudrücken, oder Gott um eine Gnade anzuflehen; er wird bei allen Völkern
ngetroffen, was beweiset, daß ihn die Natur selbst gebietet. Im alten Testamente
ommen mehre Beispiele vor, wo die Kniee gebeugt werden, sei es, um dadurch Gott
m eine Wohlthat zu bitten, sei es, angesehenen Menschen seine Achtung zu beweisen.
luch Christus betete am Oelberge knieend zu seinem himmlischen Vater. Die K., die
ei den meisten Ceremonien vorkommt, ist nach dem gegenwärtigen Ritus doppelter
Art, indem man sich dabei entweder auf das eine, oder beide Kniee zugleich nieder-
äßt. Die Rubriken geben die Zeit, den Ort u. die näheren Umstände hievon an.
Im Allgemeinen sind die K.en in der occidentalischen Kirche gebräuchlicher, als

in der orientalischen. Hier kommen sie nur beim h. Meßopfer vor. Bei anderen gottesdienstlichen Handlungen werfen sich die Griechen gewöhnlich zur Erde.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig von), geboren 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, studirte zu Göttingen 1769 die Rechte, ward 1772 in Hessenkassel Hofjunker u. Assessor der Kriegs- u. Domänenkammer, trat 1777 als Kammerherr in Weimarische Dienste, machte mehre Geschäftsreisen, privatisirte mit seiner Familie abwechselnd zu Frankfurt, Hanau u. Heidelberg u. starb 6. Mai 1796 als Oberhauptmann und Scholarch zu Bremen. K., mit dem geheimen Ordenswesen, besonders mit dem Illuminatenorden vielfach beschäftigt und im Leben mannigfach umhergetrieben, verband mit seiner Neigung für die Literatur einen gewissen Grad der Weltbildung u. wußte durch gewisse Alltagsphilosophie, die Jeder verstehen konnte, den Beifall vieler Leser zu gewinnen. Am berühmtesten ist er geworden durch sein Buch „Ueber den Umgang mit Menschen," das durch eine gesellige u. geschmackvolle Darstellung sich empfiehlt, auch manche treffende u. wahre Bemerkung enthält, aber das Moment der Sittlichkeit ganz außer Acht läßt, dagegen das Prinzip der egoistischen Selbsterhaltung, der klugen Ueberlistung zu viel hervorhebt. Eine wahrhaft christliche Lebensanschauung, eine durch das Christenthum bestimmte u. geleitete Handlungsweise sucht man vergeblich darin. Seine zahlreichen Romane, zu ihrer Zeit sehr beliebt, beziehen sich auf die Thorheiten der Zeit, die sie mit der Würze des Witzes, nebst einiger satyrischen Zuthat, behandeln. Sie treffen mit den damals beliebten pikarischen Gilblasiaden zusammen. Die berühmtesten sind: „Romane meines Lebens" (Frankfurt 1771, 4 Thle., neue Ausg. 1803) u. „Peter Klaus" 1783 f., 3 Thle.; „Ueber den Umgang mit Menschen" (Hannover 1788, 2 Bde., 12. Ausg. 1844); Gesammelte Schriften (Hannover 1804 f., 12 Thle.). Vgl. K.s Leben u. Schriften von K. Gödecke (Hannover 1844) u. A. Bock in dem literarhistorischen Taschenbuch von Prutz 1845. *x.*

Knight (angels. Cnyht, verwandt mit dem Deutschen: Knaht, Knappe) heißt in England s. v. a. Ritter (s. d.).

Knight (Henry Gally), geboren 1787, machte seine Studien auf der Hochschule von Cambridge und besuchte sodann Griechenland. Byron's Ruf verleitete ihn, als Nachahmer des großen Dichters mit „Eastern Tales" aufzutreten, die aber wenig Beifall fanden u. jetzt längst vergessen sind. Es war ihm ein anderes Feld zugewiesen, das der Alterthumskunde u. Architektur, für die er außerordentliche Befähigung besaß. Er betrat dasselbe zuerst 1831, in welchem Jahre er einen Bericht über seine Reise nach der Normandie in Bezug auf Architektur veröffentlichte. Dieser Reise waren zwei Abhandlungen beigefügt: über die normannische Baukunst in der Normandie selbst u. über den normannischen Baustyl in England. Beide Abhandlungen enthalten das Gediegenste, was über diesen Kunstzweig noch gesagt wurde. Der normannische Baustyl war dem gelehrten Kunstkenner durch seine Beschäftigung so lieb geworden, daß er die Spuren desselben im südlichen Europa aufzusuchen beschloß. Seine Reise führte ihn 1836 bis nach Sicilien, wo bekanntlich herrliche Monumente normännischen Styls erhalten sind, über die K. 1838 in seinem Werke: „die Normannen in Sicilien" Bericht erstattete. Dieses Werk verschaffte seinem Verfasser einen europäischen Ruf. Baumont übersetzte es in das Französische, Lepsius ins Deutsche. Von großer Wichtigkeit ist das Werk, das K. gleich nach dem Erscheinen seiner „Normannen" vorbereitete u. bald darauf an das Licht treten ließ: „die kirchliche Baukunst in Italien von der Zeit Konstantins bis zum 15. Jahrh." Owen Jones u. andere englische Künstler lieferten Originalzeichnungen zu den 80 lithograph. Ansichten, wodurch die Kostspieligkeit des Werks nicht wenig vermehrt wurde. Es ist gewiß selten, daß ein Privatmann aus eigenen Mitteln für die Kunst so große Opfer bringt, als K. dieß that. Seine vielfältigen Verdienste machten die Nachricht von seinem Tode, der am 9. Februar 1846 in London erfolgte, zu einer Trauerbotschaft für alle Kunstfreunde. K. war auch Parlamentsmitglied für die Grafschaft Nord-Not-

ham, sowie Mitglied der Commission für die Belebung der schönen Künste England. E. B.

Kniphausen, eine, mit dem Rechte der vollen Landeshoheit bekleidete, Herr-ft der Grafen Bentinck (denen sie 1757, in Folge der Vermählung der Erb-ter des letzten Grafen von Aldenburg mit einem Grafen von Bentinck zufiel), 1 □ Meile mit 3500 Einwohnern, im Umfange des Großherzogthums Ol-burg. Der regierende Graf übt viele Souveränetäts-Rechte selbst aus, sowie auch seine eigene Flagge führt; sein Militär-Contingent dagegen, sowie die der Bundes-Matrikel zu zahlenden Bundeskosten werden durch Vermittelung enburgs geleistet; höchste Gerichtsbehörde ist das großherzoglich-oldenburgische rappellationsgericht, u. Rechtsconflikte zwischen der großherzoglichen u. gräf-n Regierung entscheidet der deutsche Bund. — Sitz der Regierung ist der chnamige Flecken mit einem Schloße.

Knittelverse (nicht, wie das Brockhaus'sche Conversations-Lexicon ganz ndlos schreibt, Knüttelverse) haben ihren Namen von dem berühmten Abte nedikt Knittel des vormaligen Cisterzienser-Klosters Schönthal an der Jart ürttemberg), welcher von 1683—1732 regierte, die neue Kirche mit zwei ckenthürmen in großartigem Style aufführte und die verschiedenen Lokali-n des Klosters mit von ihm selbst gedichteten, gereimten, lateinischen Chro-distichen (s. d.), oft originellen Inhaltes, versah. Wir führen von den-en hier z. B. an:

Est modus in rebus, sunt et sua festa diebus;
In Domino gaude, levitatibus ostia claude.

Albet in Albrico, sic nomen poscere dico,
Quam nascens pullam gustaverat ipse cucullam.

Josephi casti vitam Deus ipse probasti,
Sponsum quando piae cupiebas esse Mariae.

Annulus est signum, fore sponsi nomine dignum:
Comprobat hoc certe tibi virgo diva Roberte.

Ad nos cito vola, Raphael, boue-pharmacopola,
Qui modico fellis tenebras satanamque repellis.

Hic stas ante lares Culiani: comprime nares,
Si natura tamen monet, ipsi festo levamen.

Hieher gehört auch namentlich die von Knittel verfaßte Grabschrift eines im uzgange beigesetzten ehemaligen Wohlthäters des Klosters, des Freiherrn von utz zu Burg-Oedheim:

Der grimmig Tod,
Sit quis, quae, quod,
Kein Pracht noch Macht,
Kein Menschen acht't,
Droht auch schon dir;
Beatus vir,
Der dieß bedacht
Und allzeit wacht.
Hier ist kein Staat,
Quae firma stat,
Zum Himmel tracht'
Der selig macht.
Herr Bauz hat dieß
Prae ceteris
Gar wohl bedacht,
Die Welt veracht.
Nun starbe er
Feliciter,
Sein' Jahr' er bracht
Auf 10 × 8.

K., insofern man darunter holperige Verse ohne bestimmtes Metrum gewöhnliche Bedeutung) versteht, sind freilich schon uralt, u. namentlich das talter der Meistersänger ist reich daran; auch haben Andere absichtlich (wie B. Kortüm in seiner Jobsiade), oder unabsichtlich solche verfertigt; indessen der eigentliche Name lediglich den angegebenen Ursprung, u. schlechte Verse, man jetzt gemeinhin K. nennt, werden wenigstens ohne historisches Recht so ge-nt, indem man diesen Namen vielmehr nur originellen u. sinnreichen poeti-n *Sentenzen beilegen sollte.* BM.

Knobelsdorf, 1) Hans Georg Wenzeslaus, Freiherr von, ein sehr verdienter Architekt, geboren 1697, stand Anfangs in preußischen Kriegsdiensten u. stieg bis zum Hauptmanne, nahm 1730 seinen Abschied, um sich ganz der Malerei u. Baukunst zu widmen u. unternahm eine Reise nach Italien u. Frankreich, um seinen Kunstgeschmack weiter auszubilden. Nach seiner Rückkehr hielt er sich zu Rheinsberg bei dem damaligen Kronprinzen, nachherigen Könige Friedrich II. von Preußen auf. Nachdem Friedrich 1740 den Thron bestiegen hatte, ernannte er K. zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude u. zum geheimen Finanzrathe. Für die Unvergänglichkeit seines Namens hat er durch seine, im edlen und großen Style aufgeführten, architektonischen u. a. Denkmale gesorgt. Sein Werk ist das Schloß zu Sanssouci, das Opernhaus zu Berlin, der neue Flügel des Schlosses zu Charlottenburg u. das Schloß zu Zerbst. Er verzierte das Potsdamer Schloß aufs Neue, gab dem Lustgarten zu Potsdam eine andere Gestalt u. ordnete den Thiergarten bei Berlin an. Man hat auch gute Bildnisse u. Landschaften von ihm. Er starb 1753. Sein Ehrengedächtniß schrieb sein königlicher Freund Friedrich in den Memoiren der Akademie, deren Mitglied K. war. — 2) K., Alexander Friedrich, Freiherr von, königlich preußischer General-Feldmarschall, geboren zu Cuno im Krossen'schen 1723, besuchte eine Zeit lange das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin u. kam in seinem 14. Jahre als Page zu dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige Friedrich II. 1741 trat er als Fähndrich seine Kriegsdienste an, wurde 1758 Major, 1767 Obrister, 1777 Generalmajor, 1785 Generallieutenant; 1798 erhielt er die Feldmarschallswürde u. starb 10. December 1799. Von 1741 bis 1787 wohnte er allen Feldzügen der preußischen Armee mit dem Glücke bei, daß er nie weder gefangen, noch verwundet wurde, u. bei mehren wichtigen Affairen that er dem Feinde durch seine Klugheit u. Geistesgegenwart bedeutenden Schaden. Nach dem Teschener Frieden machte er sich um sein Regiment besonders dadurch sehr verdient, daß er vortreffliche Anstalten für die Junker u. Soldatenkinder desselben errichtete, worin dieselben für ihre künftige Bestimmung zweckmäßig gebildet wurden.

Knochen heißen die festesten u. härtesten Theile des thierischen u. menschlichen Körpers, welche auch nach dem Tode der eintretenden Fäulniß widerstehen; sie sind undurchsichtig, weißgelblich u., im gesunden Zustande wenigstens, ohne alles Gefühl. Ihren chemischen Bestandtheilen nach bestehen die K. aus einer weichen, organischen Substanz, der sogenannten thierischen Gallerte, u. aus einer unorganischen erdigen Substanz, der sogenannten K.-Erde. Beide Substanzen verbinden sich zusammen zu dem festen faserig-zelligen Gewebe der K., welches nach außen, in der Rindensubstanz, äußerst fest u. dicht, nach innen zu aber weit lockerer u. zelliger ist. Je jünger das Individuum, desto weicher u. gallertreicher sind noch die K., sie stehen dann den Knorpeln weit näher, ja, bestehen zum Theile aus Knorpelmasse; je weiter aber das Individuum im Alter vorrückt, desto mehr setzt sich Knochenerde in den K. ab u. desto fester werden sie; nimmt dann im Alter die Gallerte ab u. herrscht die K.erde vor, so werden die K. spröde und brüchiger, so daß sie äußerer Gewalteinwirkung nur wenig Widerstand leisten können u. leicht brechen. Diese verschiedene Entwickelung der K., sowie ihre Ernährung überhaupt, wird vermittelt durch die Beinhaut oder K.-Haut, welche die K. eng überzieht u. reich an Gefäßen ist. Diese, die äußere Beinhaut, hängt durch einzelne Gefäße mit der inneren K.-Haut zusammen, welche allenthalben im Innern der K. auf dem netzförmigen Gewebe derselben liegt u. das K.mark, eine fette ölige Substanz, absondert. Ihrer Form nach theilt man die K. in flache, welche sich in die Breite ausdehnen u. aus zwei K.-Lagen bestehen, zwischen denen sich ein schwammiges, mit feinem Marke gefülltes Gewebe (Diploë) befindet; hieher gehören die Schädel-K.; ferner in lange oder Röhren-K.; welche rund sind u. mit dicken Köpfen enden; solche sind die K. der Extremitäten; u. endlich in rundliche K., welche bald kugelig, bald vieleckig sind u. aus einem schwammigen Gewebe bestehen, das mit einer dichtern Rinde überzogen ist; hieher

gehören die K. der Hand- u. Fuß-Wurzel. Außerdem theilt man die K. noch ein in die K. des Schädels, des Rumpfes u. der Extremitäten. — Die K. dienen den Weichtheilen zum Ansatzpunkte, sie schützen die wichtigsten u. edelsten derselben aber auch als Hülle u. Umkleidung gegen äußere verletzende Einflüsse, so das Gehirn u. Rückenmark. Die K. bilden die Grundlage des ganzen Körpers, sowie die jedes einzelnen Theiles desselben; daher denn aus dem K.system eines Thieres, der Vereinigung der einzelnen K., wie sie sich im Skelette (s. d.) darstellt, die Gestalt des Thieres erkannt u. zugleich bestimmt werden kann, in welche Classe des Thierreichs dasselbe gehöre. Das K.system tritt übrigens erst in den vier höheren Thierclassen auf u. man hat nach seinem Vorhandenseyn oder Fehlen das ganze Thierreich in die zwei großen Abtheilungen der wirbellosen u. der Wirbelthiere eingetheilt. Beim Menschen zählt das K.system, mit Einschluß der 32 Zähne, 252 K. — Die K. sind mancherlei Krankheiten unterworfen; sind diese Folge äußerer Verletzung, so erfolgt, in übrigens gesunden Körpern, gewöhnlich die Heilung, indem weiche, gallertartige Masse (callus) abgesondert wird, in die sich allmälig K.erde ablagert, welche so die entstandene Trennung aufhebt, aber meist eine unregelmäßige Form des K.s zurückläßt, so daß derselbe nicht mehr völlig brauchbar wird, wenn nicht die Kunst helfend einwirkt. Weit schlimmer sind die K.-Krankheiten, wenn sie in Folge innerer Allgemeinleiden entstehen, oder, wenn sie zwar durch äußere Einwirkung, aber in einem durch Dyskrasien zerrütteten Körper auftreten; dann sind sie häufig unheilbar, ja können selbst den Tod herbeiführen. E. Buchner.

Knochenfraß, Beinfäule (caries) ist ein häufig vorkommender, krankhafter Zustand der Knochen, bei welchem diese sich in ihrer Substanz selbst auflösen u. verzehren. Man unterscheidet den trockenen K. (Nekrose) u. einen feuchten. Jener entspricht dem trockenen Brande weicher Theile, wogegen der feuchte, in welchen jener bisweilen auch übergeht, sich als eine Entzündung bösartiger Eiterung der Knochen, verbunden mit schwammiger Auftreibung der äußeren Theile, kund gibt. Neben anderen Ursachen wird der K. meist durch innere Verderbniß der Säfte veranlaßt. Die Behandlung besteht zunächst in Beseitigung dieser u. der äußeren Anwendung balsamischer u. ähnlicher Mittel. Ist die Krankheit weiter vorgeschritten, so kann häufig nur die Ausmeißelung einzelner Knochentheile, oder die Amputation des betroffenen Gliedes den Leidenden retten.

Knochenkohle, thierische Kohle, Knochenschwarz, Beinschwarz oder Spodium, wird bereitet, indem man Knochen, nachdem sie von allem anhängendem Fleische u. Sehnen, so wie durch Kochen von allem Fette gereinigt sind, in verschlossenen Gefäßen verkohlt und sie dann auf Mühlen zerkleinert. Als Farbenmaterial wird sie ganz fein gemahlen; soll sie jedoch zum Entfärben von Flüssigkeiten dienen, wozu sie besonders in Zuckerraffinerien verwendet wird, nur zu einem groben, dem Schießpulver ähnlichen Pulver. Alte Knochen, die lange Zeit der Luft ausgesetzt gewesen sind, oder in der Erde gelegen haben, sind nicht dazu tauglich, indem sie bereits den größten Theil der in ihnen enthaltenen Gallerte verloren haben. Hirschgeweihe u. dergl. werden ebenfalls dazu verwendet. Die K. gibt auch ein gutes Düngungsmittel, welches jedoch dem Knochenmehle in der Wirksamkeit nachsteht. Am besten eignet sich dazu die in Zuckersiedereien gebrauchte K., welche man zuweilen Zuckerkohle nennt, indem sie Eiweiß- u. andere thierische Stoffe aus dem Rindsblute enthält. Sie muß rein schwarz, weder ins Bräunliche, noch ins Graue fallend, aussehen, was ein nicht hinlängliches oder zu starkes Verkohlen verräth; mit destillirtem Wasser gekocht, muß die abfiltrirte Flüssigkeit farblos, nicht gelblich oder bräunlich gefärbt seyn, und in einem Tiegel geglüht, muß sie weder Rauch noch Flamme zeigen. Ihre Wirksamkeit zur Entfärbung u. dergl. wird bedeutend vermehrt und bis auf das Doppelte gesteigert, wenn man durch Behandlung derselben mit verdünnter Salzsäure einen Antheil des phosphorsauren oder kohlensauren Kalks auszieht, wodurch *ihre Porosität vermehrt wird*. Die schon einmal zur Entfärbung gebrauchte

und dadurch erschöpfte K. kann durch Ausglühen, nachdem sie vorher sorgfältig ausgewaschen worden, bis das Wasser ungefärbt abfließt, einen großen Theil, wo nicht ihre volle Wirksamkeit wieder erhalten.

Knochenmehl, ein vorzügliches Düngungsmittel, wird aus Knochen von aller Art bereitet, doch sind sie dazu um so besser, je reicher sie an organischen Bestandtheilen sind. Die Knochen von jungen Thieren werden daher denen von alten, die von gemästeten denen von mageren, frische den verwitterten oder ausgekochten vorgezogen. Die Knochen werden zu dem Ende bei nicht zu starker Wärme auf einer Malzdarre, oder auch an der Luft, jedoch mit Schutz vor Sonnenschein u. Regen, getrocknet und dann in Stampf- oder Mahlmühlen in Pulver verwandelt. Dieses muß möglichst fein seyn; es sieht weiß aus, fühlt sich wie geschabte Seife an u. riecht wie vertrockneter weißer Käse. Es wird in Deutschland an verschiedenen Orten bereitet, am häufigsten aber bedient man sich desselben in England, wohin zu dem Ende ganze Schiffsladungen Knochen gehen, nach den Kriegsjahren auch viele Menschen- und Pferdeknochen, die auf den Schlachtfeldern gefunden wurden.

Knorpel, heißen die weißen, festen, elastischen Theile des thierischen u. menschlichen Körpers, die, zwischen, Weichtheilen und Knochen stehend, sich zunächst an letztere anschließen, u. zwar um so mehr, da alle Knochen aus den sogenannten vorübergehenden K.n entstehen, ferner die bleibenden K. im höheren Alter wenigstens theilweise sich in Knochenmasse umwandeln; auch bilden die K.n Ueberzüge der Knochen, als Gelenkk. und mit den Knochen als Zwischenk. das natürliche Skelet (s. d.). Nur wenige K. bestehen für sich ohne Verbindung mit Knochen: so die Luftröhre, der Kehlkopf ꝛc. Ein Theil der K. zeigt sich in seiner Textur mehr faserig, daher man sie Faserk. nennt. Die K. bestehen, gleich den Knochen, aus thierischer Gallerte und phosphorsaurem Kalke, doch ist letzterer in sehr geringer Menge vorhanden. Die K. sind von der K.haut überzogen, die ihre Ernährung vermittelt, welche aber, wie ihre Lebensthätigkeit überhaupt, sehr geringfügig ist. Inneren Krankheiten sind die K. nicht unterworfen, nach äußeren Verletzungen vernarben sie gleich den Weichtheilen. E. Buchner.

Knoten, 1) in der Geometrie bei krummen Linien derjenige Punkt, in welchem sich zwei zusammenhängende Theile der Curve schneiden, so daß dadurch eine blattähnliche Figur gebildet wird. — 2) In der Astronomie die beiden Punkte, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelskugel durchschneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die K. berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik u. haben daher gar keine Breite. Die scheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in 2 Hälften getheilt, wovon die eine in Rücksicht auf uns über der Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun ein Planet, Nebenplanet oder Komet bei seinem Durchgange durch einen der K. in die obere Hälfte, so heißt der K. der aufsteigende; im Gegentheile wird er der niedersteigende K. genannt. Ersteren findet man in den Kalendern unter dem Namen Drachenschwanz, letzteren unter dem Namen Drachenkopf aufgeführt. Alle K. der Planetenbahnen machen eine rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig, aber doch auf die Länge so viel beträgt, daß sie sehr merklich wird. Die Ursache dieses Rückganges ist die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper. Bei dem Monde ist der Rückgang seiner K. so beträchtlich, daß sie binnen 19 Jahren durch alle Zeichen des Thierkreises rücken. Verbindet man den auf- u. niedersteigenden K. durch eine Linie, die also auch durch die Sonne gehen muß, so heißt diese die K.linie. Da sich nun die K. selbst der Ordnung der Zeichen des Thierkreises entgegen, d. i. rückgängig um die Sonne bewegen, so ist dieses auch bei der K.linie der Fall.

Knowles, James Sheridan, ein berühmter dramatischer Dichter Englands, geboren zu Cork 1785, auch als tüchtiger Schauspieler beliebt, lieferte im

Style des Zeitalters der Elisabeth eine Menge Dramen, worunter: Virginius, The Love Chase, The Hunchback u. William Tell die vorzüglichsten sind. Sein Virginius, dem Shakespeare fast nachgebildet, ist vielleicht seine beste Arbeit. Seine Sprache ist gewaltig, natürlich u. voll Pathos, zuweilen melodramatisch.

Knut, s. Kanut.

Knute heißt jenes fürchterliche Peinigungswerkzeug, welches in einer Peitsche mit einem breiten, zweischneidigen, ledernen Riemen von 7′ Länge an einem Stiele besteht. Die K. ist nicht, wie irrig behauptet wird, das gewöhnliche Straf-Instrument in der russischen Armee; denn die K. bekommen nur zum Transporte nach Sibirien verurtheilte Militäre u. Civilisten ohne Unterschied. Jeder, welcher die Zwangsreise dorthin unternimmt, erhält, wenn er nicht von Adel ist, oder einen Rang (Tschin) hat, vor dem Aufbruche, zum Andenken seines Abschiedes, eine Anzahl K.nhiebe, jedoch nie über 35. Die Wirkung dieses Marter-Werkzeuges auf den entblösten Rücken ist fürchterlich, und gleich bei dem ersten Hiebe bricht der Verurtheilte in ein Schmerzgeheul von so entsetzlicher Art aus, wie man es bei uns vor Zeiten nur von Gefolterten oder von unten auf Geräderten gehört haben mag. Bei dem zehnten oder zwölften Hiebe hört das Geheul gewöhnlich auf u. nur das dumpfe Stöhnen des Ohnmächtigen wird noch von dem Pfahle gehört, an welchem das Opfer so halb und halb hängt. — Schande über einen christlichen Staat, der sich im 19. Jahrhunderte noch solcher Strafmittel bedient! —

Kobalt, ist ein Metall, welches schon seit 1733 entdeckt, aber erst in der neueren Zeit von den damit verbundenen Metallen, wie Eisen, Arsenik, Nickel, rein abgeschieden worden ist. Es hat eine graulich weiße, schwach ins Röthliche fallende Farbe, ist ziemlich hart, spröde, sehr strengflüssig u. hat ein specifisches Gewicht von 8,5 bis 8,.. Gediegen findet es sich in der Natur nicht, auch wird von dem eigentlichen Metalle in den Gewerben keine Anwendung gemacht, sondern nur von den Erzen u. Oxyden, welche mit Glasflüssen und einigen Erden, besonders der Thonerde, Verbindungen von schöner blauer Farbe bilden. Von den K.erzen ist vornehmlich der Speisek. aus 20,31 K., 74,21 Arsenik, 3,42 Eisen, etwas Kupfer u. Schwefel bestehend, u. der Glanzk. oder K.glanz, 33,1 K., 43,46 Arsenik, 20,08 Schwefel, 3,23 Eisen, als in größerer Menge benützbar, zu bemerken. Der erste findet sich im Granit, Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, auch im Uebergangsgebirge. Außerdem wird noch, jedoch in geringerer Menge, benützt: der K.kies oder Schwefelk., der schwarze (K.schwärze), gelbe, braune u. rothe (K.blüthe) Erdk. Jedes Meteoreisen enthält K. mit Nickel verbunden, u. überhaupt findet man die beiden letztgenannten Metalle immer beisammen. Reines K.metall ist weiß, grau, dem Eisen oder Stahle ähnlich u. ins Röthliche spielend, hat grobkörnigen Bruch, ein, aus dünnen Radeln bestehendes, krystallinisches Ansehen, schmilzt nur in der Weißglühhitze u. verkalkt sich durch Rösten zu einem schwarzen Pulver. Es findet sich am häufigsten im sächsischen Erzgebirge, außerdem in Böhmen, Schlesien, Norwegen, Schweden &c. u. seine vorzüglichste Verwendung ist zur Schmalte u. ähnlichen blauen Farben, sowie zur Bereitung von grünen u. blauen sympathetischen Tinten.

Kobaltblau, ist eine Verbindung des phosphorsauren Kobalts mit Alaunerde, indem man aufgelöstes Kobaltoxyd mit aufgelöstem eisenfreien Alaun vermischt und mit einer Auflösung von kohlensaurem Kali oder Natron füllt. Es entsteht ein rother Niederschlag, der durch Glühen in einem Tiegel eine schöne, dem Ultramarin ähnliche, blaue Farbe bekommt. Es wird in den sächsischen Blaufarbenfabriken verfertigt u. in Pappkapseln, mit dem Siegel der Blaufarben-Compagnie, unter dem Namen Ultramarin nach dem Pfunde verkauft. Es ist eine, sowohl in der Luft, als im Feuer, beständige Farbe und wird daher zur Wasser-, Oel- u. Porzellanmalerei angewendet, hat jedoch gegen den ächten Ultramarin den Nachtheil, daß es weniger gut deckt u. durchscheinend ist.

Kobaltgrün *oder* **grüner Zinnober**, eine, von dem Schweden Rinmann

erfundene, sehr haltbare, aber wegen ihres hohen Preises nur selten angewendete Farbe zur Oel- u. Wassermalerei, welche bereitet wird, indem man eine Auflösung von Kobaltoxyd in Salpetersäure, mit einem eisenfreien Zinksalze vermischt, durch kohlensaures Kali niederschlägt u. den Niederschlag heftig glüht. Je nachdem man mehr oder weniger Zinksalz zusetzt, wird die Farbe dunkler oder heller. Es wird in den meisten Farbenfabriken verfertigt, sowie auch in zwei Sorten in den sächsischen Blaufarbenwerken.

Kobbe, Theodor Christian August von, geboren 1798, trat, nachdem er den gewöhnlichen Jugendunterricht bekommen hatte, als Kornet in ein österreichisches Cavalerie-Regiment, um an dem neuentbrannten Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Der rasche Friedensschluß zerstörte diese Hoffnung u. K. setzte nun seine Studien fort, zuerst in Heidelberg, dann in Kiel, worauf er in seinem Vaterlande Oldenburg eine Anstellung als Auditor beim Landgerichte bekam. Die schöne Studienzeit feierte er später in den Skizzen: „Des Burschen Erdenwallen," Bremen 1820, die viele individuelle charakteristische Züge enthalten u. sich durch ihre vollendete Form auszeichnen. Diesem ersten Versuche folgte 1826: „Die Leyer der Meister in den Händen der Jünger," 18 Gedichte in fremder Mundart, u. 1830 ein Roman: „Die Schweden im Kloster zu Uetersen," der allgemein ansprach u. auch ins Dänische übersetzt wurde. Zunächst erschienen mehre kleinere Arbeiten von ihm: „Die Wesernymphe," „Humoristische Skizzen u. Bilder," „Neue Novellen," 2 Bände, „Nordische Blüthen," eine Sammlung Erzählungen u. Novellen, „Reiseskizzen in Belgien u. Frankreich," nebst einer Novelle: „Der anonyme Brief." Mit diesen belletristischen Arbeiten wechselten wissenschaftliche ab. 1836 ließ K. ein juristisches Gutachten über die Bentinck'sche Successionsfrage erscheinen; 1840 ein Schriftchen: „Prießnitz und Gräfenberg," zu dem eine Reise nach dem berühmten Wasserkurorte die nächste Veranlassung gegeben hatte. Seine nächsten Werke waren: „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben," „Humoresken aus dem Philisterleben," u. „Wanderungen an der Ost- u. Nordsee." 1838 begann er seine Zeitschrift: „Humoristische Blätter," die, außer vielen ansprechenden Arbeiten von ihm selbst, Beiträge der namhaftesten Schriftsteller, namentlich Immermanns, enthielt. Ueber dieser vielfachen literarischen Thätigkeit versäumte er seine amtliche Wirksamkeit als Untersuchungsrichter keineswegs und machte sich zugleich durch die Bildung eines Vereines für entlassene Sträflinge hochverdient. Sein Tod erfolgte am 22. Februar 1845 nach längerer Krankheit. Seine Freunde haben ihm in Oldenburg ein schönes Denkmal gesetzt.

Kobell, 1) Ferdinand, berühmter Maler u. Kupferstecher, geboren zu Mannheim 1740, war für die diplomatische Laufbahn bestimmt, wurde aber in Heidelberg, wo er studirte, so für die Kunst begeistert, daß er nur ungern die Stelle eines Sekretairs bei der Hofkammer annahm. Eine Pension, die ihm der kunstsinnige Karl Theodor 1772 verlieh, setzte ihn in den Stand, sich in Paris ganz für sein Lieblingsfach auszubilden, worauf er Hofmaler u. Professor der Akademie zu Mannheim wurde. 1793 verließ er Mannheim wegen der Kriegsunruhen u. begab sich nach München, wo er als Kabinetsmaler u. Galeriedirektor den 1. Februar 1799 starb. K. zeichnete mit einer festen, kernhaften Manier; seine Oelgemälde sind reich an Effekt; in seinen Landschaften ist namentlich das Blätterwerk ausgezeichnet u. in seinen Thierstücken suchte er Berghem nachzuahmen. Besonders geschätzt sind seine Radirungen, welche, bei treuer u. anspruchsloser Auffassung der Natur, fast ohne Ausnahme geistreich und musterhaft ausgeführt sind. — 2) Franz, Bruder des Vorigen, geboren 1749, nährte als Kaufmannslehrling in Mainz seine Liebe zur Landschaftsmalerei, bildete sich immer mehr als Sekretair an der Hofkammer in Mannheim u. erhielt durch den Kurfürsten bald Gelegenheit, der Kunst ganz zu folgen. Von 1776—85 weilte er in Italien, dann in München, wo er 1822 starb. Er führte nur wenig in Oel aus, lieferte aber über 10,000 charaktervolle Handzeichnungen. — 3) Franz, Ritter von, Dr.

der Philosophie u. ordentlicher Professor der Mineralogie zu München, geboren den 19. Juli 1803 in München, ist der Sohn des k. b. Geheimen-Rathes Franz von K. Nachdem derselbe seine erste wissenschaftliche Ausbildung an einem Gymnasium zu München erhalten hatte, bezog er die Universität Landshut. Schon im Jahre 1823 (28. October) wurde v. K. beim Conservatorium der mineralogischen Sammlungen des Staates als Adjunkt angestellt, und 1826 (3. October) zum außerordentlichen, dann 1834 (2. März) zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Ludwigs-Max-Universität ernannt. Im darauffolgenden Jahre (1827) fiel die Wahl der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften auf ihn als außerordentliches Mitglied, und 1842 rückte er in die Reihe der ordentlichen Mitglieder derselben ein. Mehre wissenschaftliche Reisen, nämlich 1834 nach Griechenland u. Italien, dann auch nach Frankreich, Holland, Belgien u. in sämmtliche deutsche Staaten, brachten ihn mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere Berührung. v. K. verdient mit Recht unter die Koryphäen der Wissenschaft gezählt zu werden; seine Arbeiten umfassen alle Theile der Mineralogie u. haben bereits einen wichtigen Einfluß auf die Wissenschaft selbst ausgeübt. In ihm läßt sich ein eifriger Pfleger u. Vertreter jener Richtung erkennen, welche die Behandlung der Mineralogie in der Neuzeit gewonnen. Er war der Erste, der auf das chemische Verhalten der Mineralien, namentlich bei Untersuchungen auf nassem Wege, besondere Rücksicht nahm, wie aus seiner „Charakteristik der Mineralien“ (2 Theile, Nürnberg 1830 u. 31) ersichtlich ist. Wie die Mineralien mittelst einfacher chemischer Versuche auf eine leichte, ja sehr anziehende Weise zu erkennen sind, hat v. K. in seinen Tafeln zur Bestimmung der Mineralien (München, 4. Auflage 1846) gezeigt, die überall freudig begrüßt u. bald nach ihrem Erscheinen in mehre fremde Sprachen (von C. Melly in's Französische, von R. C. Campbell in's Englische 2c.) übersetzt wurden. Im Gebiete der Krystallographie verdankt man K. nicht blos die Zusammenstellung u. das besondere Hervorheben sämmtlicher Krystallisationsgesetze (s. dessen Grundzüge der Mineralogie, Nürnberg 1838), sondern er theilte auch Regeln mit, nach welchen die complicirtesten Krystall-Combinationen schnell u. ohne alle Schwierigkeit zu entwickeln sind (vgl. die oben erwähnten Grundzüge und dessen Mineralogie, Nürnberg 1847), u. überdieß mehre andere krystallographische Arbeiten, deren weiter unten gedacht werden soll. v. K. ist der Erfinder der Galvanographie (s. d.), worüber er im März 1840 der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften Mittheilung erstattete, u. dann 1842 davon einen ausführlichen Bericht gab in der Schrift: die Galvanographie 2c. (München, 2. Auflage 1846). Schon die 1. Auflage wurde von Letsom in's Englische übersetzt u. im Americen Journal of Science etc., Bd. 48., 1845 abgedruckt. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch eine scharfsinnige Wahl der Hülfsmittel, durch seltene Beharrlichkeit u. mühevolle Sorgfalt bei einem umfassenden Genie u. ausgezeichneten Talente aus. Seine Wirksamkeit als Schriftsteller betrachtend, haben wir, außer den bereits erwähnten selbstständigen Werken, noch anzuführen die akademischen Reden: Ueber die Fortschritte der Mineralogie seit Hauy (1832); Vergleichende Betrachtungen über die Mannigfaltigkeit in der organischen und unorganischen Natur (1836); Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie auf die Technik (1841). Außerdem aber legte v. K. die Resultate seiner Untersuchungen in außerordentlich zahlreichen Abhandlungen nieder, die sich in verschiedenen Journalen finden. Es würde hier zu weit führen, alle einzelnen Untersuchungen desselben auch nur in einiger Vollständigkeit aufzählen zu wollen; wir müssen uns deßhalb begnügen mit Angabe der Journale u. einiger besonders wichtigen Abhandlungen. In den bayerischen Annalen u. gelehrten Anzeigen: Mehre Recensionen u. kritische Anzeigen der vorzüglichsten, seit 1832 erschienenen Werke der mineralogischen Literatur; Ueber die Berechnung der Ableitungscoefficienten verschiedener Krystalle für die Naumann'sche Bezeichnung; Ueber ein neues Zinksalz, 2c. In Kastners Archiv für die gesammte Naturlehre: Krystallographische Bemer-

kungen u. Formeln zur Berechnung der Rhomboeder, hexagonalen Pyramiden u. Quadratpyramiden; Ueber den Pektolith, Okenith ꝛc. In den Annalen der Physik u. Chemie von Poggendorf: Ueber einen optisch merkwürdigen Arragonitkrystall u. über die Eigenschaft des Glimmers u. Gypses, das Licht zu polarisiren ꝛc. Im neuen Jahrbuche der Chemie und Physik von Schweigger-Seidl; dann in Erdmanns Journal für praktische Chemie noch eine Menge interessanter Mittheilungen. In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft wurde v. K. zum Ritter des k. belgischen Leopold-Ordens und des großherzogl. hessischen Ludwigs-Ordens 1. Classe ernannt; auch mehre gelehrte Vereine nahmen ihn als ordentliches, außerordentliches oder Ehrenmitglied in ihrem Verbande auf, und zwar: die Gesellschaft für Mineralogie zu Dresden, dieselbe zu Jena, die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, die naturforschende Gesellschaft zu Athen, die Leipziger polytechnische Gesellschaft, der niederösterreichische Gewerbverein, die physikalisch-medizinische Societät zu Erlangen, die pfälzische Gesellschaft für Pharmacie und Technik ꝛc. Doch nicht der Wissenschaft allein gehört v. K.: auch der Kunst hat er sich mit der ihm eigenen Wärme zugewendet, und zwar der Poesie. Er gab heraus: Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer u. oberbayerischer Mundart (München, 3. Aufl. 1846.; 2. Band, Gedichte in oberbayerischer Mundart, oder: Erinnerung an Berchtesgaden (München, 1844); Schnadahüpfeln und Sprüchéln (München, 1846). Wir können ein Urtheil über diese allgemein beliebten Geistesprodukte uns nicht anmassen und glauben deßhalb einige Stellen einer umfassenden Recension anführen zu müssen, die sich in einem Werke von anerkannt literarischem Rufe (Jahrbücher der Literatur, Wien, siehe 113 Bd. Seite 230 u. f. 1846) befindet, und zwar um so mehr, weil hieraus zugleich der allgemeine Charakter des gemüthvollen Mannes zu erkennen ist. Es heißt dort: „Wir kommen nun auf Herrn v. K. zu sprechen, welcher unbedingt der namhafteste und glücklichste Vertreter der Volksdichtung im bayerischen Dialekte genannt werden darf.... Herr v. K. ist seiner oberbayerischen Mundart völlig Meister; er denkt, er fühlt darin, er ist — wahr in Allem. Mit besonderer Vorliebe hat er sich dem Gebirgsleben und dem Waidwerke zugewendet.... Der erzählende Ton ist in Allem mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit getroffen.... Man glaubt es ihm abzumerken, daß er das Volk, das er schildert, nicht nur kennt und aus angeborener, unbewußter Neigung liebt, sondern sich ihm, als ein Psycholog, „qui multorum hominum mores inspexit et urbes," mit voller Ueberzeugung von dem Werthe desselben ans Herz geworfen hat, und nun dessen tiefe Poesie, in Folge des Vergleiches mit dem Erlebten und Empfundenen, um so schneller und empfänglicher herausfühlt. Es ist dieß ein Moment, welches nicht viele unserer Volksdichter mit ihm gemein haben dürften. Man könnte von ihm sagen: In seinen Gedichten finden wir Neuheit der Ideen und eine ganz eigene Naivetät; unschuldigen Scherz, abwechselnd mit wohlthätigem Ernste; tröstliche Wahrheiten; überall Leben und Wärme und ein herzliches Verlangen, die gemeine Seele zu veredeln, ohne sie aus dem Kreise, worin sie wirken soll, wegzurücken, und den Menschen festzuhalten an dem, was sein Heiligstes seyn und bleiben muß.... Fast immer hören wir den Sänger der Natur, und der Artist verräth sich nur selten." C. Arendts.

Kobi, eine über 4000 Fuß erhabene Ebene in der Mongolei (China), im Nordosten nur 30—50, gegen Südwest über 200 Meilen breit, hat einen groben Sandboden und nur wenige unbedeutende Hügel, und ist nur dürftig von sich im Sande verlierenden Bächen bewässert, trägt nur einige Zwergakazien, ist sehr kalt und hat nur gegen 8 Wochen wärmere Tage. Doch gibt es auch einige Oasen, z. B. die Hamel; viele salzige und andere Seen, etwas Wild (wilde Pferde, Dschiggetais, Gazellen). Durch sie nehmen einige Handelskaravanen, z. B. die von Kiächta nach China, ihren Weg.

Koblenz *(Confluentia)*, schön gebaute u. sehr belebte Hauptstadt der preu-

ßischen Rheinprovinz und des Regierungsbezirks gleiches Namens (109¼ □ M. mit 500,000 E.) in höchst romantischer Gegend, an der Mündung der Mosel in den Rhein, zwischen den Gebirgs-Ausgängen des Hundsrücks, des Westerwaldes und der Eifel, dicht von Bergen eingeschlossen, mit einer 536 Schritt langen, auf 14 Bogen ruhenden, steinernen Brücke über die Mosel und einer 485 Schritte langen, von 38 Pontons getragenen Schiffbrücke über den Rhein nach dem jenseits gelegenen Ehrenbreitstein (s. d.), ist eine der stärksten Festungen des preußischen Staates, Sitz des Oberpräsidenten, des General-Commando des 8. Armeecorps, der Regierung, eines Tribunals erster Instanz, eines Landgerichtes, Handelsgerichtes, Friedensgerichtes, Consistoriums, Provinzialschul-Collegiums, Hauptsteuer- und Rheinzollamtes. Die Einwohner, 19,000 an der Zahl, bekennen sich, mit Ausnahme von 3000 Protestanten u. 300 Juden, sämmtliche zur katholischen Kirche und zeichnen sich im Allgemeinen durch ihren energisch kirchlichen Sinn vortheilhaft aus. Die Stadt hat viele schöne öffentliche Plätze, breite, freundliche Straßen und hübsche Thore; in der alten Stadt sind: Der Kastorplatz mit dem Gebäude des Generalcommando und der schönen spitzbogigen Vorhalle; der Florinsmarkt, der Gemüsemarkt, die Judengasse, der alte Graben, die Löhrstraße; in der neuen: die Schloßstraße, der Schloßplatz, der Clemensplatz mit einem Brunnen; unter den Thoren: das Mainzerthor, Weisserthor, Löhrthor. Die Moselbrücke, von Erzbischof Balduin 1343, vollendet 1440, mit einer Wasserleitung von Gußeisen, die von dem 1 Stunde entfernten Dorfe Metternich die Bergquellen zur Stadt bringt. Ungefähr 100 Schritte entfernt, unweit der Straße nach Köln, das Denkmal des in der Nähe 1796 gefallenen 22jährigen Generals der französischen Republik, Marceau. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt verdienen angeführt zu werden: Die Hauptkirche zum heiligen Kastor, von Erzbischof Hetto erbaut, 836 eingeweiht, 850 und 922 zu Kirchenversammlungen benützt, im 11. Jahrhundert durch Brand beschädigt. Der Chor, wenigsten äußerlich, 1157 und 1201 von Probst Bruno, Schiff und Kreuzbau 1208 von Erzbischof Johann gebaut; die Wölbung von 1498, 1830 unter der Leitung von Lassaulx restaurirt. Die ältesten Theile sind demnach das Innere des Chors und die unteren Mauern der Vorderthürme. Es befinden sich darin die Grabmäler der heiligen Ritza, der Enkelin Ludwigs des Frommen; des Erzbischofs Kuno von Falkenstein (starb 1388) mit einem gleichzeitigen Wandgemälde aus der Schule des Meisters Wilhelm von Köln; des Erzbischofs Werner, gestorben 1418 u. m. a.; alte Gemälde auf der Rückseite der Chorwände, das bronzene Crucifix auf dem Hochaltare, die Kanzel von 1825. Hier predigte 1145 der heilige Bernhard das Kreuz, worauf über 1000 Ritter, Grafen und Bürger dem Zuge sich anschlossen. Kaiser Otto (von Braunschweig) schenkte der Kirche ein goldenes Reliquiarium. Auf dem Kirchhofe empfing Ludwig der Bayer die Huldigung der Fürsten, bei welcher Gelegenheit ein Adler, von Osten aufsteigend, lange über der Versammlung schwebte. Vor der Kirche der Kastorbrunnen, vom letzten französischen Präfekten 1812 mit der bekannten zweifachen Inschrift: An MDCCCXII. Mémorable par la campagne contre les Russes, sous le préfecturat de Jules Doazan. Und: Vue et approuvé par nous Commandant Russe de la ville de Coblenz le 1. Jan. MDCCCXIV. (Letzteres vom russischen General St. Priest.) Die Liebfrauenkirche, von Erzbischof Arnold († 1259) erbaut, der Chor 1404—1431 (Erb. Johann de Spey), das Gewölbe um 1500, die Thurmspitzen nach der Belagerung von 1688; Grabsteine, Gemälde von Zick, u. zwei Säulen von Kalksinter, der sich in einer römischen Wasserleitung angesetzt. Die Kirche zum heiligen Florinus, von Mechtild, einer Verwandten der Kaiserin Helena erbaut, von Erzbischof Bruno 1124 nach einem neuen Plane in schönen Verhältnissen neugebaut; der Chor von Erzbischof Jakob 1511, die jetzigen Thurmspitzen von 1791. Napoleon schenkte diese Kirche der Stadt zu einem Schlachthause, der sie die preußische Regierung um 27,000 Rthlr. wieder abkaufte und durch Lassaulx zu einer protestantischen Kirche einrichten ließ. Die

Jesuitenkirche, von 1609—1615, merkwürdig durch ihre Vermischung des altdeutschen und moderntitalienischen Styles und durch die kühne Gewölbconstruction über dünnen Mauern ohne Streben. Außer diesen noch mehre Kirchen, die jetzt größtentheils zu anderen Zwecken benützt werden. Die erzbischöfliche Burg (jetzt Fabrik von lackirten Blechwaaren) erbaut von Erzbischof Johann v. d. Leyen 1558, erneuert 1681, hat eine sehr schöne Wendelstiege. Hier ward 1609 die katholische Liga geschlossen. — Das kurfürstliche Residenzschloß, im Auftrage des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, von Peyre und Dirnart 1778 bis 1788 für 1,200,000 Rthlr. trierisch aufgebaut, mit 2 interessanten Treppen; seit 1822 Justizlokal; seit 1842 als Wohnung für den König eingerichtet durch Lassaulx. Schloßkapelle mit Fresken von Zick. Auf dem südlichen Flügel der Telegraph, der mit Köln u. Berlin correspondirt. Das Kaufhaus bei S. Florin von 1479, der obere Theil nach 1688; daran der Mann am Kaufhause, das Wahrzeichen von Koblenz. Das Schöffengerichtshaus daneben, von 1530. Das Theater von Krahn in Braunschweig, schön und zweckmäßig. Das Deutsch-Ordenshaus, auf der Landspitze zwischen Rhein und Mosel, aus dem 13. Jahrhunderte, jetzt Militär-Magazin. Die Festungswerke, sowohl der Stadt als der Umgegend, sind sowohl um ihrer selbst, als um der schönen Aussichten in die Mosel- und Rheingegenden willen, des Besuches werth. Die bedeutendsten sind, außerhalb der obengenannten Thore, die zugleich als Kasernen dienen, auf dem linken Rheinufer: die Karthause mit dem Fort Alexander auf der Hunnenhöhe u. Fort Konstantin an der Stelle des ehemaligen Klosters u. der Petersberg mit der Feste Kaiser Franz u. dem großen bombenfesten Thurme von Generalmajor Dzschobeck; dazu einige kleinere, unterirdisch mit der Feste verbundene Außenwerke; auf dem rechten Rheinufer der Ehrenbreitstein (s. d.). Unter den öffentlichen Anstalten erwähnen wir: das Gymnasium mit der Bibliothek (worin das Brevier des Erzbischofs Balduin aus dem vierzehnten Jahrhundert), römischen Alterthümern und einem ungeheueren Weinkeller. Das Bürgerhospital für hilflose Kranke und Arme, unter der Pflege von barmherzigen Schwestern aus Nancy. In der Capelle, dem restirenden Chor der alten Franziskaner Kirche von 1450, die Himmelskönigin, Oelgemälde von W. Schadow. In demselben Gebäude die städtische Bildersammlung, ein Vermächtniß des Pfarrers Lang von Neuendorf († 1836) darin u. a. eine Madonna mit dem Kinde u. St. Barbara, von einem trefflichen niederrheinischen Meister. — Ebenfalls daselbst die städtische Bibliothek. — K. hat bedeutende Fabriken in lackirten Blechwaaren, Tabak, Baumwolle, Leder, Meubles und Wagen, lebhaften Verkehr mit Rhein- und besonders mit Moselweinen, für welche Koblenz der Stapelplatz ist, und überhaupt starke Commissions- und Speditionsgeschäfte. Zahlreiche Dampfschiffe unterhalten von hier die Communication zwischen den Niederlanden und Süddeutschland bis Straßburg, und bei dem starken Transit nach diesen Ländern und der ununterbrochenen Ausfuhr von Wein, Traß, Tuffsteinen, Mühlsteinen, Lohrinde, Früchten und Mineralwässern nach Holland ist K. fortwährend in regem Verkehre mit den Häfen von Rotterdam und Amsterdam. Der hiesige sehr bedeutende Wollenmarkt wird alljährlich Mitte Juli abgehalten und dauert drei Tage. — K. ist wahrscheinlich eines der von Drusus im Jahre 9 n. Chr. am Rheine angelegten 50 Castelle, und mit „Confluentes“ bei Ammian. Marcellin. XVI. 3. bezeichnet, wo er erzählt, daß Julianus hier ein solches vorgefunden. Julius Cäsar ging hier auf einer Schiffbrücke über den Rhein. Unter Valentinian war es dem Praefectus militum defensorum zum Aufenthalte angewiesen. Als Sitz austrasischer Könige, namentlich Childeberts, heißt es Cophelnuci. 860 schloß hier Karl der Kahle mit Ludwig dem Deutschen Frieden. Bis hieher und nicht weiter drangen 882 die Normanen vor und Karl der Dicke entließ nach geschlossenem Frieden hier sein Heer. 842 Lothringen zugetheilt, kommt es mit diesem abwechselnd an Frankreich und Deutschland, bis es Kaiser Heinrich II. mit anderen Regalien dem Erzbischof Poppo von Trier schenkte 1018. Damals indeß war es noch nicht mehr als ein Hofgut, vergrößerte

sich aber während des Interegnums u. während des Städtebundes. 1182 erhielten die Bürger vom Zoll 60 Mark zur Unterhaltung der Stadtgebäude; 1252 begann unter Erzbischof Arnold der Bau der ersten Mauern, die 1282 beendigt wurden. Unter Erzbischof Heinrich entstand 1280, wegen eines von ihm angelegten Burgbaues, ein Aufruhr, nach welchem Bürger u. Bischof. eine feindliche Stellung gegen einander behielten und 1301 Trutz- und Schutzbündnisse mit benachbarten Städten schlossen. 1492 hielt Maximilian einen Reichstag hier. — 1632 besetzten die Schweden K. und nach ihnen die Franzosen; 1636 belagerten es die Kaiserlichen, wobei die Hälfte der Häuser zerstört wurde. Unter Erzbischof Karl Kaspar von der Leyen, der 1663 eine Schiffbrücke über den Rhein schlug, hob sich die Stadt wieder; wurde 1688 von dem französischen Marschall Bouffler vergeblich bombardirt, aber doch verbrannt, 1786 Residenz der Kurfürsten von Trier und 1792 der Ort des Zusammenflusses französischer Emigranten; 1794 von den Franzosen besetzt, 1798 Hauptstadt des Rhein- und Mosel-Departements, und im Pariser Frieden 1815 an Preußen abgetreten.

Kobolde sind, nach dem Volksglauben verschiedener Völker, der sich selbst bei den Gebildeten erhalten hat, eine eigene Classe sogenannter Poltergeister, welche in K. und Gespenster zerfallen: die letzteren sind die Geister abgeschiedener, theils ermordeter, ohne Absolution gestorbener, theils in der Hölle, wegen ihrer Missethaten gequälter, nicht die Ruhe des Grabes findender Menschen; die ersteren aber, K., sind eine eigene Classe geistiger Wesen, welche an ein Haus, an eine Gegend gebunden, in zwerghafter Mißgestalt gedacht, jedoch in der Regel nicht für böse genommen werden. Sie haben zwar keinen eigentlich ihnen angehörigen Körper, können jedoch nach Belieben verschiedene Körper annehmen, sich unsichtbar oder sichtbar machen. Gewöhnlich thun sie, aus angeborener Gutmüthigkeit, den Menschen keinen Schaden, sondern sie suchen das Haus, zu dem sie gehören, vor Schaden zu schützen, wohlthätig für dasselbe zu wirken, und das Höchste, was man von ihnen zu fürchten hat, sind kleine Neckereien, weil sie meistens spaßhafter Natur sind; jedoch gereizt, suchen sie sich auf die empfindlichste Art zu rächen. Schon die Griechen und Römer kannten diese wesenlosen Wesen und gaben ihnen die Namen: Dämonen, Genien, Laren, Penaten, Lamien, Larven, Lennuren ꝛc. — Bei den Deutschen gingen sie in Elfen, Zwerge, Gnomen, Alraunen, Drauger ꝛc. über, und der Glaube an sie, unter dem Namen K., hat sich bis jetzt erhalten, so daß z. B. Niemand von ihrem Dasein gewisser überzeugt ist, als die Bergleute. Jedes Land übrigens macht sich seine eigenen Vorstellungen von diesen Geistern.

Koburg, Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha (s. d.) und, abwechselnd mit Gotha (s. d.), Residenz des Herzogs und Sitz der obersten Regierungsbehörden, in reizender Lage an der Itz, in frucht- wald- und wiesenreicher Gegend, mit 10,000 Einwohnern, worunter gegen 600 Katholiken, ist eine sehr regsame, gewerbthätige Stadt, namentlich in Lohgerberei, Bleichen, Glockengießerei, Gemüsebau, im Ganzen zwar schlecht gebaut, aber mit hübschen neuen Theilen und Spaziergängen. Sehenswerth sind: das Residenzschloß (die Ehrenburg,) von Heideloff in alterthümlichem Style hergestellt, mit dem Riesensaale, der Gemäldesammlung, Hofkirche und Hofbibliothek. Die Festung mit herrlicher Aussicht, früher Sitz der Grafen von Henneberg, jetzt zu einem Zuchthause eingerichtet. Die Stadtkirche aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, mit sehr hohem Thurme, das im italienischen Style aufgeführte Regierungsgebäude, das Zeughaus mit türkischen Trophäen, das 1605 gestiftete Gymnasium, Casimirianum genannt, mit Bibliothek und Naturalienkabinet, das 1837 von Heideloff erbaute Theater. Ferner findet man hier ein Schullehrer-Seminar, mehre treffliche Schulen, Taubstummeninstitut und verschiedene wohlthätige Anstalten. — K., im 12. Jahrhundert Kuhburg geheißen, von Meiereien, welche die, von ihrem Gemahle, dem König Miecziſlaw von Polen verstossene Richza an dem Berge der Trufalistatt (der jetzigen Feste) anlegen ließ, erlangte K. erst einigen Namen,

als es — 1430 gegen die Hussiten befestigt — an die ernestinische Linie kam 1485. Herzog Johann Kasimir ließ die Feste noch mehr verstärken und 1632 wurde sie von den Kaiserlichen vergebens belagert u. gestürmt. Am 20. October 1634 nahmen die Kaiserlichen unter Lamboy Stadt und Schloß Ehrenburg, aber die Festung erhielten sie erst 27. März 1635 durch Capitulation; doch bekam sie der Herzog nach dem Prager Frieden wieder und nach dem westphälischen Friedensschluß wurde dieselbe von dem Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg wieder hergestellt. 1711, in dem Erbschaftsstreite der gothischen Fürsten, wurde die Feste von gothaischen Truppen besetzt. — In der Nähe das Dorf Neuses, wo Thümmel (s. d.) begraben liegt.

Koch 1) (Johann Christoph), Kanzler der Universität zu Gießen, Hessendarmstädtischer geheimer Rath und erster Professor der Rechte daselbst, geboren 1732 zu Mengeringhausen im Waldeck'schen, wo sein Vater Schuhmacher und Bürgermeister war. Von 1748 an, wo er die Schule seiner Vaterstadt verließ, studirte er auf dem Gymnasium zu Osnabrück u. seit 1751 auf der Universität Jena. Hier fing er 1756 an, nach Erlangung der juristischen Doktorwürde, über verschiedene Theile der Rechtswissenschaft Vorlesungen zu halten; aber schon 1759 wurde er nach Gießen berufen, wo er, da eben damals zwei Rechtslehrer gestorben waren, sogleich die dritte Professur u., nachdem er 1771 bis zur ersten vorgerückt u. zum Vicekanzler ernannt worden war, 1773, statt des bisher geführten Hofrathstitels, den Charakter eines geheimen Raths, 1782 aber die Kanzlerwürde erhielt. Er starb 23. Januar 1808. Außer einer großen Menge akademischer u. anderer kleiner Schriften machte er sich vorzüglich berühmt durch seine Institut. juris crimin. (Jena 1788, 9. Aufl. ebend. 1791), ein beliebtes Lehrbuch auf mehren Universitäten; durch einen Abdruck der Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. (Gießen 1769, 5. Ausg. ebend. 1800), durch seine Schrift über die Intestaterbfolge (ebendaselbst 1768), welche mehre andere Schriften von ihm u. Anderen veranlaßte; durch verschiedene Deduktionen u. a. m. — 2) K. (Siegfried Gotthelf, eigentlich Eckart), geboren zu Berlin 1754, studirte das Finanzfach u. war bereits 1776 Sekretär bei der Bergwerks-Administration, als er aus unüberwindlicher Neigung auf das Theater ging. 1778 trat er auf der Hofbühne zu Schleswig auf, 1779 spielte er in Hildesheim und dann bei der Schuch'schen Gesellschaft. Hierauf übernahm er die Leitung eines eigenen, später des Frankfurter u. endlich vom Mainzer Hoftheaters. Sein musterhaftes Benehmen, während die Franzosen Mainz besetzt hielten, erwarb ihm ein Belobungsschreiben und Entschädigung vom Kurfürsten. K. ging nach Mannheim u. unternahm, als ihn auch hier der Krieg vertrieb, eine Kunstreise nach Hamburg, Hannover, Bremen, leitete daselbst zwei Jahre die Bühne u. erhielt endlich durch Kotzebue einen Ruf nach Wien, wo er seitdem beim Theater angestellt war u. daselbst 1830 starb. — 3) K. (Joseph Anton), Sohn eines Bauern, geb. zu Obergiebeln im Lechthale 1768, war Handlanger bei einem Feldmesser Namens Hirt, als der damalige Weihbischof von Augsburg, von Umgelder, seine Zeichnungen sah und, da er sich von seinem Talente überzeugte, ihm Gelegenheit verschaffte, sich in Dillingen u. nachher in Stuttgart weiter auszubilden. K. besuchte hierauf Frankreich, die Schweiz, Italien und ließ sich in Rom nieder, wo er, mit Ausnahme eines längeren Zwischenaufenthaltes in Deutschland, der Kunst bis zu seinem Tode 1831 lebte. Er war trefflicher Zeichner, meisterhafter Landschaftsmaler u. Radirer. — 4) K. (Wilhelm Daniel Joseph), Hofrath u. Professor der Therapie und Botanik an der Universität Erlangen, geboren den 5. März 1771 zu Kusel in der bayerischen Pfalz, besuchte das Gymnasium in Zweibrücken u. studirte die Heilkunde in Jena u. Marburg; 1794 begann er die ärztliche Praxis in seiner Vaterstadt; 1795 kam er als Physikus nach Trarbach an der Mosel, 1798 aber als solcher nach Kaiserslautern. Stets mit Naturgeschichte u. besonders mit Botanik sich beschäftigend, erhielt K. 1824 einen Ruf als ordentlicher Professor der Therapie und Botanik und Direktor des botanischen Gartens an die Universität Er-

langen. In diesem neuen Berufe entsagte er der ärztlichen Praxis u. widmete sich ausschließlich der Botanik. Schon früher hatte er „Entomologische Hefte," zwei Hefte, Frankfurt 1803, und in Verbindung mit Professor Ziz in Mainz einen: Catalogus plantarum florae palatinae 1814 herausgegeben; nun beendete er die von Mertens begonnene neue Bearbeitung von Röhlings „Deutschlands Flora," schrieb De plantis labiatis (Erlangen 1832) u. gab eine Synopsis florae germanicae et helveticae (Frankf. 1835—37; deutsch ebd. 1838) heraus. E. Buchner. — 5) K. (Jean Frédéric Baptiste), geboren 1782 zu Nancy, seit 1800 Soldat, 1813 Hauptmann im Generalstabe Napoleons und Jomini's Adjutant, 1814 Major im Generalstabe Napoleons, mußte 1815 Frankreich verlassen u. ging zu Jomini nach Petersburg; seit 1817 wieder in Paris angestellt, 1830 Obristlieutenant, 1834 Obrist im französischen Generalstabe; schrieb: Hist. des guerres de la révolution; Mem. pour servir à l'histoire de la campagne de 1814 (Paris 1819, 3 Bde., Hauptwerk); übersetzte des Erzherzogs Karl Grundsätze der Strategie 1817. — 6) K. (Karl Eduard), Professor der Botanik in Jena, geboren 1809 in Weimar, studirte zu Würzburg u. Jena. In den Jahren 1836—38 unternahm er im Interesse seiner Wissenschaft eine Reise nach dem Kaukasus und den südlichen Provinzen Rußlands. Von ihm: „Reise nach dem kaukasischen Isthmus" (2 Bde., Stuttg. 1841—42). Auf Veranlassung der Berliner Akademie machte er im Jahre 1843 im Vereine mit dem Orientalisten Dr. G. Rosen eine zweite Reise in jene Gegenden, wo es ihm gelang, das Lasische Gebirge zuerst in seinen verschiedenen Richtungen zu durchreisen und bis zu den Quellen des Euphrat vorzudringen. In naturhistorischer, linguistischer u. ethnographischer Beziehung ist diese Reise nicht ohne wichtige Resultate geblieben.

Kochkunst. Die ersten Menschen aßen die Speisen roh. Bald mußten sie aber bemerken, daß einige durch Liegen, andere durch Erwärmen schmackhafter u. verdaulicher wurden. Auch finden wir, so wie die Kunst, Feuer zu machen, bekannt war, daß die Speisen in der Asche oder zwischen heißgemachten Steinen gar gemacht, oder über dem Feuer gebraten wurden. An ein förmliches Kochen war damals noch nicht zu denken, da es an Geschirren fehlte, welche die Hitze des Feuers aushielten. Selbst bei der Belagerung von Troja finden wir, obgleich die Griechen damals metallene Kessel auf drei Füßen zum Warmmachen des Badwassers hatten, daß das Fleisch in der Regel an Spieße gesteckt u., mit weißlichem Fett behangen, über dem Feuer gebraten wurde. Ebenfalls eine alte, zum Theil schon auf dem Prinzipe des Dampfkochens beruhende Kochart war, die getödteten Thiere in ihrer Haut zu lassen, den Bauch mit glühend heißen Steinen zu füllen und dann alle Oeffnungen zuzubinden. Die eingeschlossenen Dämpfe kochten dann das Fleisch schnell gar. Diese Art fanden die Seefahrer auch auf den Südseeinseln, deren Bewohner noch 1615 keine andere Art kannten, Schweine zu braten. Die sonst so gebildeten Otaheiter wußten, als die Europäer zu ihnen kamen, noch Nichts von kochendem Wasser u. erstaunten über die Bewegung, in welche das Wasser beim Sieden gerieth. Andere Eingeborene der amerikanischen Inseln gossen Wasser in die Höhlung eines Felsens oder in einen holen Stein, u. warfen so lange brennende Kohlen oder glühende Steine hinein, bis das Fleisch gekocht war. In Siam kocht noch bis jetzt das Volk den Reis in Kokusschalen, die natürlich höchstens ein paarmal gebraucht werden können. Die Israeliten kannten zu Hiobs Zeiten bereits Kessel u. irdene Geschirre (s. Töpferkunst). Auch sehnten sie sich in der Wüste nach „den Fleischtöpfen Aegyptens." Die Griechen genossen Morgens ein Stück Kuchen oder Brod in unvermischten Wein getaucht; zwischen der Zeit etwas Früchte, Oliven, Honig u. dergleichen. Die Hauptmahlzeit war des Abends. Vor dem Abendessen badeten sie sich in warmem Wasser, salbten sich, oder stürzten sich in kaltes Wasser. Was der Zubereitung fehlte, ersetzte die Eßlust, die groß gewesen seyn muß, da Homer seine Helden stets mit großem Eifer „die Hand zum lecker bereiteten Mahle erheben" läßt. Als *später Reichthum* u. Wohlleben in Griechenland zunahm, er-

hielt die K. eine große Entwickelung. Die Schlemmer wußten genau, welches für jede Speise die beste Gegend, Jahreszeit u. Zubereitung sei, u. eine gute Anzahl Schriftsteller hatten die K. zum Gegenstande gelehrter Abhandlungen gemacht. Besonders wurde unter diesen die Gastronomie des **Archestratos** gerühmt. Sirakus brachte die besten Köche hervor. Auch in Rom artete die K., als die Eroberungen Einzelne übermäßig reich machten, in die höchste Schlemmerei aus. Lucull gab Abendessen, von denen jedes 10,000 Gulden kostete. Zu Pompejus Zeiten erfand Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen, womit er sich 6000 Sesterzien verdiente. Um eben diese Zeit ließ der Schauspieler Clodius Aesopus auf einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, die 10,000 Franken kostete. Sein Sohn war ein eben so großer Verschwender, denn er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflösete. Zu den Zeiten des Tiber gab es in Rom Schulen u. Lehrer der K. Besonders zeichnete sich bei den Römern die Familie der Apicier durch kostbare Mahlzeiten aus. Der ältere **Apicius** that sich schon 100 Jahre vor dem Tiberius hervor; doch übertraf ihn M. Gabius **Apicius**, der unter August u. Tiberius lebte, denn er erfand selbst viele neue Speisen, z. B. ein salziges Gericht aus der Leber der Fische, mästete die Schweine mit trockenen Feigen u. gab mehre Arten Kuchen an, vergiftete sich aber, nachdem er sein großes Vermögen bis auf eine halbe Million Gulden erschöpft hatte, da er „fürchtete, Hungers sterben zu müssen." Ein anderer dieses Namens, Cälius **Apicius**, schrieb ein Kochbuch, welches unter denen, die auf unsere Zeiten gekommen sind, das älteste ist. Vitellius wurde von seinem Bruder mit 2000 auserlesenen Fischen u. 7000 Vögeln bewirthet. — Zu allen Zeiten hat die Mode, besonders aber die erlangte Bekanntschaft mit zuvor unbekannten Nahrungsstoffen u. die Verbreitung solcher, die vorher selten waren, einen großen u. oft entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der K. gehabt. Seit der Zeit Ludwigs XIV. bis auf unsere Tage herab galt u. gilt **Frankreich** für das Land, wo die feinere K. ihre Höhe erreicht hat. Indessen werden jetzt auch deutsche u. andere **Kunstköche** den Franzosen nicht nachgesetzt. Die **gemeine K.** ist von jeher meist dem weiblichen Geschlechte überlassen worden, u. unter allen Ständen wird Bekanntschaft mit der **Küche** bei jeder Hausfrau vorausgesetzt. Die K. erfordert nothwendig viel Umsicht, auch in Hinsicht auf Ersparniß u. genaues Aufmerken auf eine Menge von Dingen, die auf das Gerathen von Speisebereitungen **Einfluß** haben, ist indessen schwer unter Regeln zu bringen u. wird eigentlich mehr durch Uebung, als aus Büchern erlernt, deren Zahl übrigens Legion ist.

Kocytus. 1) Der Sohn des Styx, ein Bruder des **Pyriphlegeton** (s. d.), mit welchem er sich in den Acheron und von da in den Styx ergießt. Er war das schlammige Gewässer, in welchem Charon seinen morschen Kahn hin und hertrieb, um die Seelen der Verstorbenen überzusetzen in das Schattenreich, in den Tatarus, wohin der Fluß selbst sich auch wendet, nachdem er sich mit dem neunmal die Unterwelt umkreisenden Styx vereinigt. Der Flußgott des K. hatte eine Tochter, Menthe, welche, eine Geliebte des Pluto, von der Persephone in eine Krausmünzpflanze verwandelt wurde. Denselben Namen führten auch mehre Flüsse der Oberwelt, so 2) Ein Fluß in Campanien, in der Nähe des See's Avernus, auf den phlegräischen Feldern; man glaubte, dieß sei einer der Flüsse, welche unmittelbar aus dem Tatarus kommen, u. schrieb ihm besondere ungünstige Eigenschaften zu. 3) K., ein Fluß in Epirus, der sich aus den schmelzenden Schneemassen des Pindus bildete, eine lange Strecke unter der Erde fortströmte u. endlich sich in den acherusischen See ergoß.

Kodrus, Sohn des **Melanthos**, der letzte König von Athen, opferte sich 1068 vor Christo bei einem Einfalle der Dorier freiwillig für sein Vaterland, indem er, nach einem Ausspruche des Orakels, „daß die Athener den Sieg erringen würden, wenn ihr König sich von den Feinden tödten ließe," als Bauer verkleidet absichtlich einen Streit mit den Doriern anfing u. in Folge dessen von diesen getödtet wurde.

Köcher, nennt man eine Büchse aus Leder oder anderem Material, in welcher die Bogenschützen der Alten ihre Pfeile trugen u. in welcher jene Völker u. Soldaten, welche sich der Pfeile noch jetzt bedienen, diese Geschosse noch heut zu Tage tragen. Der K. ist so alt, als der Bogen, u. dieser ist eine der ältesten Waffen; denn er kommt schon 1. Moses 27, 3. vor. Er hatte gewöhnlich oben einen Deckel u. war sehr oft kostbar mit Gold verziert.

Köchlin, eine um die industrielle Thätigkeit des Elsasses sehr verdiente Familie zu Mühlhausen, aus der wir anführen: 1) Samuel, geboren zu Mühlhausen 1719, gründete daselbst 1746, in Verbindung mit mehren Anderen, die erste Fabrik für bunte Baumwollenweberei. — 2) K., Nikolaus, Enkel des Vorigen, begründete 1802 das gegenwärtige Fabrikgeschäft des Hauses, das eine außerordentliche Ausdehnung hat, indem es einen eigenen Stadttheil nebst Börse und Unterrichtsanstalten umfaßt, Tausende von Arbeitern beschäftigt u. fast mit allen Ländern der Erde in unmittelbarem Verkehre steht. Bei Eindringen der Alliirten in Frankreich 1814 bot K., nebst mehren Gliedern seiner Familie, Napoleon seine Dienste an, verband sich dem Generalstabe Lefebvre's u. versuchte 1815 sogar einen Parteigänger-Krieg in den Vogesen. Als Kammermitglied seit 1826 stimmte er stets mit der äußersten Linken und war einer der thätigsten Begünstiger der Julirevolution. 1841 trat er aus der Kammer aus und widmete sich, nebst seinem Geschäfte, ganz der Ausführung der von ihm ins Leben gerufenen Straßburg-Baseler Eisenbahn. — 3) K., Jakob, Bruder des Vorigen und dessen Associé, wurde 1803 Maire von Mühlhausen, verlor seinen Posten beim Eindringen der Alliirten, erhielt ihn unter dem Ministerium Decazes wieder, um im Jahre 1820, als das neue Wahlgesetz durchging, abermals abzutreten. 1822 wurde er Deputirter und entdeckte damals die Umtriebe, wodurch Mehre in die Verschwörung des Oberst Caron verwickelt worden waren. Als sein Gesuch um genaue Untersuchung jener Vorgänge nicht angenommen wurde, machte er die Sache öffentlich. Die darüber erschienene Schrift wurde weggenommen u. K. zu 5000 Franks u. einjährigem Gefängniße verurtheilt. 1824 wieder zum Deputirten gewählt, stimmte er 1825 gegen das Entschädigungsgesetz u. starb Ende 1834 zu Mühlhausen.

Köhler, Johann David, Professor der Geschichte in Göttingen, geboren zu Colditz in Meissen 1684, studirte auf der Fürstenschule zu Meissen u. von 1702 an zu Wittenberg, wo er sich vornehmlich unter Schurzfleisch auf Geschichte u. alte Literatur legte u. 1704 Magister wurde. Seit 1706 hielt er zu Altdorf historische Vorlesungen; 1710 erhielt er die Professur der Logik und 1714 der Geschichte daselbst. Diese Stelle vertauschte er aber 1735 mit der Professur der Geschichte in Göttingen, der er bis zu seinem Tode, den 10. März 1755, mit Ruhm vorstand. Seine Gelehrsamkeit umfaßte das weitläufige Feld der Geschichte sammt der Chronologie, den Alterthümern, der Urkunden-Wissenschaft, der Genealogie, der Wappenkunst u. Numismatik, u. er hat sich durch seine Werke in mehren dieser Fächer einen berühmten Namen erworben. Als Geograph ist er durch seine Anleitung zur alten u. mittleren Geographie mit Landcharten u. durch seine „Descriptio orbis antiqui, 44 tabulis exhibita“, als Genealog u. Heraldiker durch sein Systema familiarum augustarum u. „Der durchlauchtigsten Welt Geschichts-, Geschlechts- und Wappenkalender vom Jahre 1722—55“, aber am Meisten als Münzkenner durch sein großes Werk, „Historische Münzbelustigungen“, Nürnberg 1729—50 in 22 Quartbänden bekannt. Das Studium des Münzwesens im Mittelalter u. in der neueren Zeit hat ihn überhaupt sehr viel zu danken.

Köhlerglaube, nennt man im gemeinen Leben die krasseste Form von Aberglauben (s. d.).

Koekkök, Bernhard Cornelius, geboren zu Middelburg 1803, Sohn des Marinemalers Johann Hermann K., lebt gegenwärtig zu Kleve u. ist der berühmteste unter allen jetzt lebenden holländischen Malern, namentlich in der Landschaftsmalerei ausgezeichnet.

Kölle, Friedrich, königlich württembergischer geheimer Legationsrath, geboren zu Stuttgart 1781, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. studirte nachher zu Tübingen u. Göttingen. Nachdem er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland gemacht hatte, wurde er Hofgerichts-Advokat u. Privat-Docent in Tübingen u. begleitete von 1806—13 mehre untergeordnete diplomatische Aemter in Paris, Haag, München, Karlsruhe u. Dresden. 1814 zum zweiten Sekretär beim Obertribunal in Tübingen ernannt, nahm er von dieser Zeit an lebhaften Antheil an den Bestrebungen für die Wiederherstellung der altwürttembergischen Verfassung, was die Veranlassung wurde, daß er sich 1816 aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen zurückzog u. sich nach Rom begab. Er wurde indessen bereits im Frühjahre 1817 als württembergischer Geschäftsträger bei dem heiligen Stuhle beglaubigt u. führte dort die Unterhandlungen über die Constituirung der 1827 errichteten oberrheinischen Kirchenprovinz (s. d.). Da K. seine Verdienste in dieser Sache von Seite der dabei betheiligten Regierungen nicht gehörig gewürdigt glaubte, nahm er 1833 seine Entlassung ohne alle Pensionsansprüche u. lebte seit 1834 in literarischer Thätigkeit zu Stuttgart, wo er ... starb. Seine namhaftesten Leistungen sind: „Geschichte der Erwerbungen Oesterreichs in Schwaben, in den „Europäischen Annalen" 1806; Vielfache Beiträge zum Morgenblatte, so wie zu der damals in München erscheinenden Oberdeutschen Literaturzeitung, u. zu den von Rehfues redigirten süddeutschen Miscellen; „Betrachtungen über Diplomatie," Stuttgart 1838; „Paris im Jahre 1836," Stuttgart 1836; „Rom im Jahre 1833," Stuttgart 1839; „Betrachtungen über das Gebet des Herrn," Rom 1833 (anonym). „Italiens Zukunft," Stuttg. 1847. Auch wirkte er wesentlich zur Begründung der deutschen Vierteljahrsschrift mit.

Köln, ein Regierungsbezirk der Preußischen Rheinprovinz, ungefähr in der Mitte vom Rheine durchströmt, ist der einzige Regierungsbezirk der Westprovinzen, der nicht von irgend einer Seite vom Auslande begränzt wird. Er enthält fast 72½ □Meilen und (1840) 447,437 Einwohner. Von dem Jahre 1838 bis 1840 hatte sich die Bevölkerung um 16,289 Seelen vermehrt, so daß die Zählung von 1846 480,000 Seelen ergeben möchte. Der Regierungsbezirk gränzt im Osten an den westphälischen Regierungsbezirk Arensberg und zum Theil an Koblenz, im Süden an Koblenz, im Westen an Aachen, im N. an Düsseldorf, und enthält 10 Kreise, 12 Städte, 10 Marktflecken, 463 Dörfer, 658 Weiler. Die Kreise am linken Ufer des Rheins, meistens Theile des alten Erzstiftes, sind ungemischt katholisch, nur daß sich in K. und Bonn zwei bedeutende protestantische Gemeinden, und außerdem in einigen Orten kleine Gemeinden angesiedelt haben. Auf dem rechten Rheinufer ist der Kreis Gummersbach fast ganz u. Waldbroel halb protestantisch; im Kreise Siegburg bilden die Protestanten etwa den zehnten Theil, in den Kreisen Wipperfürth u. Mühlheim einen noch viel geringeren Theil der Bevölkerung. Der größte Theil des Regierungsbezirkes ist eben; doch wird der südliche Theil am linken Rheinufer bereits vom Eifelgebirge erreicht, das seine östlichen Absenkungen bei Godesberg, Rolandseck u. Bonn bis zum Rheine sendet u. nordwärts mit zwei Höhenzügen das Thal der Erft bis über die Gränze des Regierungsbezirkes begleitet. Der östlichere dieser Höhenzüge bildet von Bonn bis über Brühl hinaus das blühende Vorgebirge, das, mit Dörfern, Landsitzen u. Weingärten bedeckt, eine der schönsten Landschaften bildet. Beide Höhenzüge werden von der K.-Aachener Eisenbahn durchschnitten. Am rechten Rheinufer erhebt sich im Siegburger Kreise das schöne Siebengebirge, fast 2000' hoch, mit dem Drachenfels, der Wolkenburg, dem Oelberge, dem Petersberge 2c. Die Kreise Waldbröhl, Gummersbach u. Wipperfürth sind von vielen Höhenzügen bedeckt, die aus dem Siegenschen und vom westphälischen Ebbegebirge herabkommen. Der Hauptfluß ist der Rhein, der unterhalb Ober-Winter in den Regierungsbezirk tritt u. bei Worringen ihn wieder verläßt. Rechts nimmt derselbe die 17 Meilen lange Sieg mit der Agger auf, die beide überaus liebliche, zum Theil äußerst fruchtbare Thäler durchfließen. Am linken Ufer fließt

die Erft, die aber erst außerhalb des Regierungsbezirkes den Rhein erreicht. Der Boden ist meistens fruchtbar. Die große Ebene zu beiden Seiten des Rheines bringt viel Getreide, besonders Weizen hervor. Der Weinbau beginnt zur linken Seite am Vorgebirge in der Gegend von Brühl, in der Ebene beim Dorfe Hersel, eine Stunde unterhalb Bonn. Am rechten Ufer macht die Sieg die Gränze des Weinbaues. Die südlichen und südöstlichen Abhänge des Siebengebirges erzeugen viel Wein. Früher wurde auch innerhalb der Ringmauern von K. sehr viel Wein gezogen; jetzt gibt es daselbst nur noch einige wenig bedeutende Weingärten. Der Obstbau ist vorzüglich stark im Rheinthale, oberhalb K., im unteren Siegthale, vor Allem aber am Vorgebirge, das im Frühjahre einem blühenden Obstgarten gleicht. Der Gartenbau wird vorzüglich in u. um K. u. bei Bonn betrieben. — Der zweite Haupterwerbzweig der Einwohner ist Handel u. Schifffahrt, die namentlich der Stadt K. einen so großen Aufschwung vor allen anderen Handelsstädten Preußens gegeben haben. Außerdem blühen die Fabriken vorzugsweise in den Städten am Rheine, so daß dieser Regierungsbezirk einer der wohlhabendsten u. blühendsten im ganzen Staate genannt werden muß. M. C.

Köln, Stadt am linken Ufer des Rheines, nach Berlin die wichtigste Stadt des preußischen Staates u. eine der wichtigsten in ganz Deutschland, mit dem Militär u. mit Deutz von 95—100,000 Menschen bewohnt. Die Stadt ist in einem Halbkreise gebaut, dessen Diameter der Rhein bildet. Diese Rheinlinie ist aber nicht gerade, sondern am unteren Ende der Stadt nach Nordost hin gebogen, so daß der stromabwärts zu Schiffe nach K. Kommende einen großen Halbbogen zu erblicken glaubt, aus dem in verschiedener Ferne vom Rheine eine große Anzahl von Thürmen u. großen Gebäuden hervorragt. Die ganze Stadt enthält einen Flächeninhalt von 3000 Morgen, auf dem 9020 Wohnhäuser, 227 Kirchen, Klöster u. Schulen, 181 Fabrikgebäude, Mühlen u. s. w. gebauet sind. Die Länge der Stadt vom Bayenthurme im Süden bis zum sogenannten Thürmchen im Norden beträgt 4380 Schritte, also über ½ deutsche Meile; der Umfang des Bogens 7400 Schritte; der ganze Umfang also etwa 1½ deutsche Meile oder 3 Stunden. In den französischen Zeiten war die Stadt an Bedeutung u. Bevölkerung sehr heruntergekommen. Der wiederkehrende Friede belebte, bei der überaus günstigen Lage am Rheine, im Mittelpunkte zweier reichen u. gewerbfleißigen Provinzen, den Handel wieder u. K. hat in neuester Zeit mehr, als irgend eine andere preußische u. deutsche Stadt, an Wohlhabenheit u. Bedeutung zugenommen, so daß es Frankfurt bereits in den Hintergrund gedrängt hat u. mit Hamburg rivalisirt. Viel verdankt K., außer seiner Lage, den Begünstigungen Seitens der preußischen Regierung; unläugbar viel aber auch der Tüchtigkeit u. dem Unternehmungsgeiste seiner Bürgerschaft. Vom Jahre 1817—45 nahm die Bevölkerung K.s um 36,050 Seelen zu, so daß sie zu Anfang des Jahres 1846 mit der Garnison, aber ohne Deutz, auf 90,000 Seelen gestiegen war. In der letzten Zeit betrug die jährliche Zunahme der Bevölkerung zwischen 4100—4200, so daß man berechnete, daß bis zum Jahre 1850 die Civilbevölkerung ohne Deutz 100,000 Seelen betragen würde, während sie mit Deutz u. dem Militär im Jahre 1847 bereits soviel betragen muß. In den letzten Jahren ist namentlich das südwestliche Viertel der Stadt, in der Gegend, wo die K.-Bonner Eisenbahn sich einmündet, mit vielen neuen Straßen bebauet worden u. entstehen alljährlich noch mehre, so daß es in der letzten Zeit beinahe hat scheinen wollen, als werde mehr gebauet, als der Bedarf es erfordert. Außerdem ist im Jahre 1846 außerhalb der Ringmauern eine Art von Vorstadt angebauet, wodurch man den unverhältnißmäßigen Miethzins der Wohnungen innerhalb der Stadt herabzudrücken hofft. Der Bevölkerung nach wird K. unter den Städten des preußischen Staates von Breslau noch um einige Tausend Seelen übertroffen, sonst aber ragt K. durch seine Bedeutung, u. als Mittelpunkt des katholischen Elementes im preußischen Staate, vor Breslau weit hervor u. wird es auch an Einwohnerzahl in einigen

Jahren übertreffen. K. hat auch in der Neuzeit das Ansehen einer katholischen Stadt bewahrt, obwohl seit der französischen Occupation sich viele Protestanten dahin übergesiedelt haben. Man rechnet unter den Einwohnern fast $\frac{11}{12}$ Katholiken, $\frac{1}{12}$ Protestanten u. etwa $\frac{1}{100}$ Juden. Die Bauart von K. ist, wenn man den modernen Geschmack als Maßstab anlegen will, nicht schön. Die Straßen sind nicht gerade, selbst die Hauptstraßen sind zum Theile zu schmal, namentlich die Hochstraße, die ungefähr parallel mit dem Rheine fast die ganze Länge der Stadt durchschneidet u. auf der ein ungeheuerer Verkehr sich bewegt. Mit Ausnahme weniger Straßen, auf denen unaufhörlich Wagen u. Karren in Thätigkeit sind, u. einiger abgelegener Viertel, sind die Straßen reinlich u. wohl gepflastert. Die Häuser verrathen Reichthum u. Wohlhabenheit u. in allen Theilen der Stadt begegnet man ehrwürdigen Kirchen u. anderen prächtigen Baudenkmalen aus älterer u. neuerer Zeit, so daß man in K. bei jedem Schritte daran erinnert wird, daß man auf einen geschichtlich geheiligten Boden tritt. In dieser Hinsicht möchten wenige Städte Deutschlands einen Vergleich mit K. aushalten u. unter allen Städten Preußens macht ihr sicher keine ihren Vorrang streitig. Wer also mit dem Auge des Geschichtsforschers, mit den Gefühlen, welche die Sympathie mit der Blüthezeit unserer deutschen Geschichte einflößt u. mit dem Interesse für das wiederauflebende Nationalleben die Stadt betritt, der wird K. ehrwürdig u. sogar schön finden. — Früher war K. der Sitz eines der ersten geistlichen Kurfürsten des deutschen Reiches, der übrigens seine Residenz nicht in K., sondern in Bonn hatte. Die französische Invasion machte dem Kurfürstenthume ein Ende. Für die geistlichen Angelegenheiten wurde das Bisthum Aachen u. für die Distrikte jenseits des Rheines ein Vikariat zu Deutz errichtet. Unter Preußen wurde das alte Erzbisthum K. wieder hergestellt. Die Stadt ist gegenwärtig Sitz des Erzbischofs, des Domcapitels u. des erzbischöflichen Generalvikariats u. hat, ohne Deutz, 19 katholische Pfarrkirchen, 4 Klöster u. mehre Nebenkirchen u. Kapellen. Unter den Pfarreien sind 4 Hauptkirchen, an denen sogenannte Oberpfarrer angestellt sind. Diese sind: der Dom, St. Columba, Maria in Capitolio u. St. Peter. Die anderen 15 Pfarrkirchen heißen: St. Ursula, St. Cunibert, St. Andreas, Mariä Himmelfahrt, St. Gereon, Maria in der Kupfergasse, St. Martin, St. Alban, St. Maria in Lyskirchen, St. Jakob, St. Johannes Bapt., St. Severin, St. Maria in der Schnurgasse, St. Mauritius u. die Apostelkirche. Die 19 Pfarrer von K. haben das Privilegium, zu ihrer Amtstracht einen Kragen von weißem Pelze zu tragen; bei der großen Frohnleichnamsprozession werden ihnen 19 große silberne Pfarrkreuze vorgetragen. — Die Protestanten haben eine Pfarrkirche, die sogenannte Antoniterkirche. Außerdem wird die Pantaleonskirche zum protestantischen Garnisonsgottesdienste benützt. Die Katholiken haben noch keine Garnisonskirche, hoffen aber die Pantaleonskirche wieder zu erhalten. — Außerdem ist K. der Sitz einer Bezirksregierung, des rheinischen Appellhofes, eines Landgerichtes 2c. Unter den vielen merkwürdigen Gebäuden heben wir nur hervor: den Dom, welcher ohne allen Zweifel die prachtvollste Kirche von Deutschland ist. In seiner Vollendung wird er wohl die schönste Kirche der Welt seyn. Den Grund dazu legte der Erzbischof Konrad v. Hochstetten am Feste Mariä Himmelfahrt im Jahre 1248. Der prachtvolle Chor ward im Jahre 1320 vollendet. Dann ward noch bis zum Jahre 1499, jedoch mit vielen Unterbrechungen, an dem Dome fortgebaut, bis die Zeiten der einbrechenden Reformation das Werk ganz ins Stocken gerathen ließen. Während der Zeit der französischen Occupation drohte das nur zum Drittel vollendete Gebäude völlig zur Ruine zu werden. Seit den Befreiungskriegen jedoch wurde Deutschland, vorzüglich geweckt durch Friedrich Wilhelm v. Schlegel, wieder aufmerksam auf das kostbarste seiner Baudenkmale, u. die Hoffnung, es einmal noch ganz ausgebauet zu sehen, erwachte wieder in vielen Herzen. Ja, in den Katholiken lebt die nie ganz verlorene Hoffnung, daß mit dem dereinstigen Ausbaue dieses Tempels die Kirche in unserem deutschen Vaterlande, die, mitten in ihrer Entwicklung begriffen, eine so traurige

Hemmniß u. Störung erfahren, noch einmal ausgebauet und vollendet dastehen werde. Der König Friedrich Wilhelm III. hat den Ruhm, mit nicht unbedeutendem Kostenaufwande die Wiederherstellung des bereits vielfach beschädigten Gebäudes unternommen zu haben, worauf Friedrich Wilhelm IV. den 4. September 1842 den Grundstein zum Fortbaue des Domes legte, der, von dem Könige u. den übrigen deutschen Fürsten, im Bunde mit dem Volke, fleißig gefördert, bis jetzt schon so weit gediehen ist, daß das nördliche u. südliche Seitenportal des Hauptschiffes über der Thorwölbung emporsteigt, u. das Hauptschiff, nach völligem Ausbaue der Seitenschiffe, bereits über die erste Gallerie sich erhebt. Auch die Thürme, von denen der nördliche sich nur wenig über den Fußboden erhebt, sind bereits in Angriff genommen. Der Dom ist über dem Grabe der heiligen drei Könige erbauet, an deren Verehrung sich eine hohe christliche Idee, die Berufung der Heidenvölker zum Glauben an den Welterlöser, anstatt des ursprünglich so bevorzugten Judenthumes, knüpft. Dieselben wurden 1162 von Friedrich Barbarossa bei der Eroberung von Mailand dem Erzbischofe Reinhold v. Dassel geschenkt u. 1168 mit großer Feierlichkeit nach K. übertragen. Im Jahre 1794 wurden sie, bei der Annäherung der Franzosen über den Rhein, nach Westphalen geflüchtet u. 1804 unter großem Jubel des Volkes nach K. zurückgebracht. Möge die Stadt diesen Schatz sorgfältig bewahren. Außer dem kostbaren, aus gediegenem Silber u. Gold verfertigten u. mit Edelsteinen u. Gemmen verzierten Reliquienkasten der heiligen 3 Könige, besitzt der Dom noch eine große Menge von Kostbarkeiten, namentlich eine goldene, ganz mit Diamanten und den seltensten Edelsteinen besetzte, Monstranz in gothischer Form, welche für die kostbarste in der ganzen Christenheit gilt. Ein Schatz von außerordentlichem Werthe ist auch das sogenannte Dombild, welches in einer der Seitenkapellen des Chores sich befindet u. wohl das vortrefflichste Bild aus der altdeutschen Malerschule ist. Es stellt in der Mitte die Anbetung der heiligen 3 Könige dar; auf dem einen Seitenflügel ist die heilige Ursula mit ihren Genossinnen, auf dem andern der heilige Gereon mit seiner Schaar gemalt. Die Pfarrkirche St. Ursula, im Norden der Stadt, eine der ältesten u. ehrwürdigsten von K. In derselben werden die Gebeine der bekannten 11,000 Jungfrauen aufbewahrt. Im Jahre 1837 wurde hier das 1600jährige Jubiläum der heiligen Ursula u. ihrer Genossinnen gefeiert. Die Klosterkirche der Ursulinnerinen, mehr zum Rheine hin gelegen, ist im neueren italienischen Style erbauet u. enthält nichts Merkwürdiges. — Die Cunibertskirche, die nördlichste der Stadt nach der Seite des Rheines zu. Sie hieß früher Clemenskirche u. enthält die Reliquien der beiden Martyrer Evaldi. Im Jahre 1830 stürzte der Hauptthurm dieser altehrwürdigen Kirche, die einer der herrlichsten Zierden des Rheinstromes bildete, ein u. riß den ganzen Vordertheil der Kirche mit sich fort. Seitdem ist die Kirche wieder hergestellt. Auch der Ausbau des Hauptthurmes ward von einem freiwilligen Cunibertsbauvereine begonnen. Bereits ragt das Gemäuer hoch über dem Kirchendache empor u. gibt Zeugniß von dem Kunstsinne der K.er Bürger, sowie von ihrer Liebe zur Religion u. ihrem Eifer für den Ruhm ihrer Stadt. Die Jesuitenkirche, jetzt Mariahimmelfahrtskirche, ein wahres Muster einer schönen Jesuitenkirche, zwar in dem neueren Style dieses Ordens, aber dennoch grosartig u. edel u. mit verschwenderischer Pracht gebauet. Unter den neueren Kirchen bildet sie gewiß eine der schönsten Deutschlands. Das daranstoßende große Collegium enthält jetzt das katholische Gymnasium, das Priesterseminarium, die große Stadtbibliothek u. s. w. Dieses Collegium war eines der berühmtesten des ganzen Ordens, aus dem eine große Anzahl der größten Gelehrten u. berühmtesten Missionäre hervorging. In der Kirche bewahrt man noch das Gewand des heiligen Ignatius von Loyola, den Rosenkranz des heiligen Franciscus Xaverius u. das Crucifix des heiligen Aloysius v. Gonzaga. Hier war es auch, wo der große, edle Tilly dann u. wann von der Waffenarbeit ausruhete. Auf dem hohen Glockenthurme hängt noch eine Glocke aus den Kanonen des eroberten Magdeburg gegossen, die Tilly den frommen

Vätern schenkte. Die Andreaskirche hat einen ausgezeichnet schönen u. hohen Chor. Das Dominikanerkloster, ebenfalls im nördlichen Theile der Stadt gelegen, dient nun zur Artilleriekaserne. Hier lebten u. wirkten die unsterblichen Lehrer des Mittelalters, Albertus Magnus u. Thomas von Aquin u. später Taulerus. Leider ist die Kirche, die des Albertus Grab enthielt, abgebrochen. Seine Gebeine ruhen jetzt in der Andreaskirche. Die Gereonskirche im nordwestlichen Theile der Stadt. Ursprünglich wurde hier auf der Stelle, wo der h. Gereon mit seiner Schaar im Jahre 286 den Martyrtod erlitt, von der heiligen Helena eine berühmte Kirche erbauet, die lange unter dem Namen „Ad aureos martyres" bekannt war. Die vom Brande zerstörte Kirche wurde später wieder aufgebauet u. vom heiligen Anno erweitert. Die prachtvolle Kuppel ist im Innern mit den Köpfen der h. h. Martyrer geziert u. von Außen, in einer Höhe von mehr als 100 Fuß, mit einem kühnen eisernen Ringe umfaßt. Der schöne Chor paßt eigentlich nicht zur Kuppel, die fast allein als Kirche benützt wird. Unter dem Chore befindet sich eine merkwürdige, noch benützte Krypta mit vielen Seitenkapellen, mit den Gräbern der Martyrer. Nach der Ostseite des Chores stehen zwei hohe Glockenthürme mit einem der schönsten und schwersten Geläute in K. — Die Apostelkirche, nach der Westseite der Stadt abwärts vom Rheine gelegen. Sie liegt an der westlichen Seite des Neumarktes und ist einer der großartigsten Tempel von K. Der Erzbischof Heribert hat sie 1021 begonnen, und Pilgrim sie vollendet. Sie ist im byzantinischen Style erbaut, hat eine Kuppel und drei Thürme. — Die Columbakirche, eine alte Kirche von merkwürdiger Bauart, fast in der Mitte der Stadt. Sie hat einen schönen Glockenthurm. An dieser Kirche war der berühmte und gelehrte Kaspar Ulenberg Pastor, dessen Schriften (die 22 Beweggründe, das Leben Luthers, das Leben Calvins) der jüngst verstorbene Oberpfarrer von St. Columba, M. Kerp (s. d.) dem Publikum durch eine vortreffliche deutsche Uebersetzung zugänglich gemacht hat. — Die Minoritenkirche, eine der größten u. schönsten Kirchen dieses Ordens. Hier lebte u. lehrte Duns Scotus, nebst Thomas von Aquin der größte Theologe des Mittelalters. Er liegt in der Kirche begraben. Ein freiwilliger Bauverein hat die Wiederherstellung dieser schönen Kirche begonnen. — Groß-Martin, am Rheine, nahe der Brücke, früher eine Benediktinerabtei, jetzt Pfarrkirche. Die Kirche ist prächtig, jedoch ist das Schiff zu klein gegen den Chor, u. im Innern sind viele barocke Zierrathen angebracht. Der Thurm ist der höchste u. schönste der ganzen Stadt. — Die Rathhauskapelle, mit einem vollendet schönen gothischen Thürmchen; sie ist leider profanirt. — Maria in Capitolio, an dem Platze erbauet, wo das römische Capitol in der alten Agrippina sich befand. Gegründet wurde sie von Plectrudis, der Gemahlin Pipins, u. gehört zu den merkwürdigsten u. prachtvollsten Kirchen K.s. Zum Glockenthurme dient ihr der Thurm von Klein-Martin mit einem neuen, sehr guten Geläute. St. Peter, eine der Hauptkirchen von K. Hier wurde Rubens 1577 getauft. Man zeigt das Haus noch, worin er geboren wurde. In der Kirche befindet sich die Kreuzigung Petri von Rubens, 1637 — 39 gemalt. Ganz nahe dabei befindet sich die Cäcilienkirche, früher zum gleichnamigen Stifte, jetzt zum großen Bürgerspitale gehörig. Sie ist ein Muster von byzantinischem Baustyl, und ist, früher zu profanen Zwecken mißbraucht, jetzt durch den Cäcilien-Bauverein wieder hergestellt. Die merkwürdige, alte Mauritiuskirche muß leider, der Baufälligkeit wegen, abgebrochen werden und soll durch eine neue ersetzt werden. Die Pantaleonskirche hat ein hohes, überaus kühnes Gewölbe und ein schönes Gebäude, der Thurm ist aber durch den Telegraphen entstellt. Maria in der Schnurgasse, frühere Karmelitenkirche, ist eine der Lieblingskirchen der Kölner, und wird zu jeder Zeit des Tages von Betenden besucht. Sie ist überaus freundlich und mit reichem Schmucke beladen. Die Severinkirche schließt nach Süden zu mit ihren drei glatten hohen Thürmen auf eine würdige Weise diese Reihe schöner und merkwürdiger Kirchen, wie sie *wohl keine* andere deutsche Stadt wird aufweisen können. — Unter den sonstigen *Gebäuden der Stadt* bemerken wir noch: das Rathhaus mit einem hohen

Thurme und dem Saale der alten Hansa. Das alte Kaufhaus, Gürzenich genannt, auf dessen ungeheuerem Saale mehre Reichstage gehalten wurden. Im Jahre 1846 waren hier zur Feier des deutschen ersten deutsch-flämischen Gesangfestes 5000 Sänger und Freunde der Tonkunst aus Deutschland u. Belgien vereinigt. Das schöne neue Regierungs-Gebäude. Das ehemalige Zudwick'sche Haus, mehrmals von Napoleon bewohnt, jetzt erzbischöflicher Palast. Das Haus, worin der heilige Bruno geboren wurde, am Laurentiusplatze ist in neuerer Zeit ganz verändert. Das Haus, in welchem Rubens geboren ist. Das Haus des Generals Johann de Werth in der Gereonsstrasse Nr. 36. worin noch 2 Gemälde den Helden zu Fuß und zu Pferde vorstellen. — Das große neue Lagerhaus nahe der Rheinbrücke. Das große Cäcilienhospital. Das Waisenhaus mit 500 Waisenkindern. Unter den öffentlichen Plätzen sind am bemerkenswerthesten: Der Domplatz, ein großer, viereckiger, nach der Ostseite zu gesenkter Platz, auf dessen Nordseite sich der majestätische Dom erhebt. Gegenwärtig ist derselbe großen Theils durch die Bauhüllen und großen hölzernen Verschläge, worin das Baumaterial aufbewahrt u. bearbeitet wird, besetzt. Nach Vollendung des Domes wird er der schönste freie Platz der Stadt seyn. — Margarethenkloster, ein freier, ebenfalls gesenkter Platz hinter dem Dome, von wo man den vollendeten Chor in seiner ganzen Herrlichkeit am besten sehen kann. — Der Wallrafplatz, in den nach Süden die Hochstraße ausmündet. Nach Nordosten gewährt er den Anblick der Domthürme. Er trägt seinen Namen von dem um K. hochverdienten Kanonikus Wallraf. — Der alte Markt. — Der Heumarkt. Der Neumarkt, an dessen nordwestlicher Ecke sich die prächtige Apostelkirche erhebt, ist jetzt wohl der schönste der öffentlichen Plätze und bietet, besonders zur Carnevalszeit, einen belebten Anblick dar. Das Gereonskloster, freier Platz vor der Gereonskirche. Der Laurentiusplatz, mit Linden bepflanzt. Der Augustinerplatz, an der Hochstraße gelegen. Der Weidmarkt neben der St. Jakobskirche. Der Platz am Appelhof u. s. w. — K. hat viele wissenschaftliche Anstalten. Das Priesterseminar im alten Jesuitencollegium. Das katholische Gymnasium im Jesuitencollegium; dasselbe ist überfüllt. Das Carmelitengymnasium, eine Simultanschule. Wiederholt hat man versucht, dieses Gymnasium in ein rein protestantisches zu verwandeln, was aber für K. nicht angeht, da ¾ der Schüler des Carmelitengymnasiums katholisch sind. Ueberhaupt reichen 2 Gymnasien für K. nicht aus; die Regierung sollte darauf bedacht seyn, für die protestantischen Schüler ein eigenes drittes Gymnasium zu errichten. Eine höhere Bürgerschule, im Durchschnitte von dreihundert Schülern besucht; außerdem ein vorzügliches Taubstummeninstitut. Vier katholische Armen-Freischulen und viele andere Unterrichtsanstalten und Volksschulen. Die große Stadtbibliothek von 60,000 Bänden, zum Theil kostbare Werke und Manuscripte enthaltend. Sie ist aufgestellt im alten Jesuitencollegium. Außerdem gibt es in K. noch mehre öffentliche und Privatbibliotheken. Das Wallraf'sche Museum, worin ursprünglich die reiche Sammlung von kostbaren Kunstschätzen, Gemälden, Manuscripten rc. aufgestellt wurde, die der um K. so verdienstvolle Professor und Kanonikus Wallraf seiner Vaterstadt vermachte. Dieselbe wird noch fortwährend vermehrt, und ist eine der vorzüglichsten Kunstsammlungen in Deutschland. Hier wird auch die Rüstung des großen Johann de Werth aufbewahrt. — Die Stadt ist durch eine stehende Schiffbrücke von 1250 Schritten Länge mit dem hart am rechten Rheinufer gelegenen Deutz verbunden, aus dem die alte Abteikirche zu St. Heribert mit drei Thürmen hervorragt. K. ist die größte Handelsstadt am Rheine, und nach Triest und Hamburg die dritte Handelsstadt Deutschlands. Es hat einen Sicherheits- und Freihafen. Schon im Jahre 1838 gingen 9443 Schiffe ab- und zu mit einer Ladung von 3,943,849 Centnern, und noch immer ist der Verkehr im Steigen. Dazu bedeckt die Kölner, Düsseldorfer und Niederländische Dampfschifffahrtsgesellschaft den Strom abwärts und aufwärts mit ihren zahlreichen Schiffen, so daß der Rhein die belebteste größere Wasser-

straße von ganz Europa bildet. K. ist der Mittelpunkt dieses Dampfschifffahrtsverkehrs u. es ist unglaublich, wie viele Fremde in den Sommer- und Herbstmonaten allein zu Wasser hier ab- und zu gehen. Selbst Berlin hält hierin keinen Vergleich mit K. aus. Außerdem aber ist K. für die Eisenbahnverbindungen der Centralpunkt für den ganzen Westen von Deutschland. Die K.-Aachener Bahn vermittelt die ganze Verbindung mit Belgien und Frankreich. Die K.-Bonner Bahn, welche noch weiter stromaufwärts fortgesetzt werden soll, setzt die Stadt mit dem Oberrheine in Verbindung. Die K.-Berliner Bahn, welche ihrer Vollendung entgegengeht, verbindet die Stadt mit dem ganzen Norden und Osten Deutschlands. Die Eröffnung des Main-Donaucanales bahnte den Handelsweg zu Wasser nach Süddeutschland, nach Bayern und Oesterreich, und verspricht für den Handel K.s große Vortheile. Endlich hat auch der unternehmende Geist der Kölner den Plan gefaßt, den Hafen der Stadt wieder zu einem Seehafen zu machen. Bereits sind mehre K.er Schiffe direkt zu den Häfen der Ostsee und nach England gefahren und der Weg ist gezeigt, auf dem eine größere Blüthe der Stadt erreicht werden kann. Man sollte in K. darauf Bedacht nehmen, eine Colonialgesellschaft zu gründen und der deutschen Auswanderung vom Rheine in Venezuela oder Brasilien einen festen Anhaltspunkt zu verschaffen, und ein eigenes deutsches Wesen zu gründen, das dem Mutterlande großen Nutzen schaffen könnte. — Die Fabriken haben in K., gleichmäßsig mit dem Handel, einen großen Aufschwung genommen. Welche Bedeutung die Fabriken haben, ist daraus ersichtlich, daß unter den vielen Zuckerraffinerien eine einzige, die bedeutendste in den Zollvereinsstaaten, dem Staate gegen 1 Million Thaler an Steuern bezahlt. Berühmt sind auch die Kölnischwasserfabriken. Unter den Buchhandlungen ist die Dumont'sche die bedeutendste. Die bei Dumont erscheinende K.er Zeitung behauptet, neben der Augsburger Allgemeinen, in Deutschland den ersten Rang. Der noch zu K. erscheinende Rheinische Beobachter ist kein eigentlich rheinisches Blatt und wird in einem, den Rheinländern völlig fremden, Geiste redigirt. — Als Waffenplatz ist K. eine Festung ersten Ranges und hat, besonders als Hauptanhaltspunkt für eine größere Armee, eine große Wichtigkeit. Die Festungswerke bestehen in dem alten Hauptwalle mit tiefen breiten Graben, und einer alten hohen Mauer, durch mehr als 80 starke Thürme flankirt. Außerdem liegen im Halbkreise und um die Stadt nach der Landseite zu detaschirte Forts von großer Stärke, von denen die zwei äußersten im Süden und Norden den Rhein bestreichen. An der Rheinseite hat die Stadt eine starke Mauer, im Süden durch den mächtigen Bayenthurm, im Norden durch einen andern starken Festungsthurm geschlossen. Außerdem befinden sich im Innern der Stadt, der Rheinbrücke gegenüber, starke Blockhäuser. Deutz, am rechten Ufer, ist ebenfalls stark befestigt und kann als Brückenkopf von K. betrachtet werden. — Geschichte von K. Die Stadt wurde ursprünglich von den Ubiern, die früher am rechten Rheinufer wohnten, gebaut 37 v. Chr. Der Kaiser Claudius gründete neben der Ubierstadt eine römische Colonie, die er, seiner Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina nannte; daher der deutsche Name. Die Stadt wurde bald reich u. groß; schon Ammian Marcellin nennt sie „urbem munitissimam, amplam et copiosam." Daher behielt auch K. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts viel von der römischen Verfassung. Die alljährlich erwählten 2 Bürgermeister (consules) der Stadt mußten, so wie sie früher auf dem Capitolium ihren Eid leisteten, in der Kirche Maria in Capitolio der heiligen Messe beiwohnen, worauf sie mit der Consulartoga bekleidet u. vom Senate feierlich abgeholt wurden. Daß bei dieser nahen Verbindung K.s mit Rom u. bei der blühenden römischen Cultur das Christenthum schon sehr bald nach K. verpflanzt ward, läßt sich denken. Die K.er Tradition läßt einen gewissen Maternus, einen Schüler des heiligen Petrus, nach K. kommen u. die erste Gemeinde gründen. Diese Ueberlieferung hat ohne Zweifel sehr viel für sich. Denn, wenn gegen das Ende des 2. Jahrhunderts, nach dem Zeugnisse des Tertullian u. Irenäus, der christliche Glaube unter den germanischen u. britannischen noch

uncultivirten Völkern bereits Wurzel gefaßt hatte, so setzt das voraus, daß er in der blühenden und mächtigen Römercolonie längst verbreitet war. Zwar nennt die Kirchengeschichte zuerst im Jahre 314 einen Bischof von K. auf der Kirchenversammlung von Arles, aber es zeugt doch von einer wenig scharfsinnigen Kritik, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, dieser sei der erste Bischof von K. gewesen, da nur die Bischöfe der bedeutendsten Sitze nach Arles beschieden wurden, u. die große Entfernung von K. bis Arles schon einen Beweis dafür liefert, wie angesehen u. bedeutend schon damals der Bischofssitz von K. muß gewesen seyn. Im Jahre 237 ward hier die heilige Ursula u. ihre Genossinnen, im Jahre 286 der heilige Gereon mit seiner Schaar gemartert. K. mußte die Stürme fast aller Christenverfolgungen über sich ergehen lassen, und ist darum auf einem mit Martyrerblute getränkten Boden gebaut. Keine Stadt der Welt, mit Ausnahme von Rom, enthält so viele Reliquien von Martyrern, als K. Unter Konstantin wurde der christliche Glaube hier herrschend. Schon Helena erbaute über den Grabstätten der Martyrer Kirchen, deren Zahl im Laufe der Jahrhunderte immer größer wurde. In der Mitte des 5. Jahrhunderts kam K. unter die Franken u. wurde im folgenden Jahrhunderte Hauptstadt eines eigenen fränkischen Königreiches. Pipin nahm 687 hier seinen Wohnsitz, und seine Gemahlin Plectrudis verwandelte das Capitolium in eine christliche Kirche. Auch Karl Martell wohnte häufig zu K. Karl der Große weilte wiederholt auf dem jetzigen Domhügel in der Königsburg. Die Bischöfe Severinus, Evergistus u. Cunibertus gehören zu den Heiligen der Kirche, u. ihr Andenken ist noch heut zu K. lebendig. Hildebold, in dessen Armen Karl der Große starb, führte schon den Titel Erzbischof. Dieser gründete, statt des bisherigen Domes an der Stelle der Cäcilienkirche, einen neuen an der Stelle der jetzigen Kathedrale, der 873 vollendet wurde. Im 10. Jahrh. war Bruno, Sohn Heinrichs des Voglers, und Bruder von Otto d. Gr., Erzbischof. Otto I. erhob K. zur deutschen Reichsstadt. Bruno gründete die Pantaleonskirche, in der die Kaiserinnen Theophania u. Mathilde begraben wurden, deren Gebeine jetzt in der Kirche Maria in der Schnurgasse ruhen. Der heilige Heribert baute die Apostelkirche. Der große Erzbischof Anno führte die deutsche Reichsverwesung mit großer Kraft, wurde aber bereits mit den Bürgern der immer mächtiger werdenden Reichsstadt, die sich ihre Rechte nicht schmälern lassen wollten, in viele verdrießliche Händel verwickelt. Diese Kämpfe dauerten das ganze Mittelalter hindurch. Die Bürger besiegten in der überaus blutigen Schlacht von Worringen den 5. Juni 1288, unterstützt von den Brabäntern, die Truppen des Erzbischofs u. sicherten sich dadurch ihre reichsstädtische Freiheit, die sie bis zur französischen Invasion behaupteten. Es ist unglaublich, welche Blüthe K. in den Zeiten des Mittelalters erreichte. Hier lebten und lehrten die berühmtesten Lehrer des christlichen Abendlandes, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Duns Scotus u. A. und zogen durch ihren Ruf eine große Zahl von Schülern aus allen Ländern Europa's nach K. Am 22. Dec. 1388 ward, auf eifriges Bemühen des Senates, die neue Universität eingeweiht, vom Papst Urban VI. bestätigt und mit denselben Privilegien, wie die Pariser Hochschule, ausgestattet. Sie zählte im 15. Jahrhunderte 8000 Studirende, und wurde der Damm, an dem die Reformation sich brach. Die Buchdruckerkunst wurde, kurz nach ihrer Erfindung, von Mainz gleichsam nach K. hinübergesiedelt und lieferte schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Menge herrlicher Drucke. Im Jahre 1470 ward hier die erste deutsche Bibelübersetzung in niederdeutscher Mundart mit schönen Holzschnitten gedruckt. Handel und Gewerbe standen in Blüthe; die Stadt hatte 150,000 Einwohner u. 30,000 wehrhafte Männer; sie galt für die erste und mächtigste Stadt des Reiches. Deutsche Malerei und Dichtkunst hatten in K. einen ihrer Hauptsitze. Die Zeit der Reformation brachte Köln in große Gefahren. Der Erzbischof Hermann von Wied wandte sich der *Kirchenspaltung zu und rief* die sogenannten Reformatoren ins Land. *Bald begannen namentlich in* Bonn der Bildersturm, Entweihung der Kirchen

und Mißhandlung der Priester. Aber das Domkapitel widersetzte sich kräftig. Die Bürgerschaft K.s, damals die gebildetste von ganz Deutschland, erklärte sich auf das feierlichste gegen den Abfall vom katholischen Glauben. Die in den langen Kämpfen gegen die Erzbischöfe errungene reichsstädtische Freiheit kam ihr hierbei vortrefflich zu Statten. Ihr vor Allen ist die Erhaltung des katholischen Glaubens in K. zuzuschreiben. Dabei sendete die Universität eine so große Menge der tüchtigsten Gelehrten für die Sache des Glaubens in den Kampf, daß ein weiteres Vordringen der neuen Lehre hier nicht möglich war. Hermann von Wied mußte weichen, und ihm folgte der fromme und gelehrte Adolph von Schauenburg 1547 — 56. Aber noch einmal sollte die Gefahr sich erneuern, als der im Jahre 1577 gewählte Gebhard Truchseß von Waldburg mit der Agnes von Mansfeld, Abtissin von Gerresheim, ein ärgerliches Leben begann, und dann sich auch seinen Glaubensgrundsätzen nach der Lehre der Reformatoren zuwendete. Derselbe begünstigte im ganzen Erzstifte die neue Lehre, warb rundumher protestantische Soldaten und Bundesgenossen, und brachte das ganze Erzstift in Verwirrung. Nur die Stadt K. und ihr Senat, auf ihre reichsstädtische Freiheit gestützt, standen unerschütterlich fest. Der Erzbischof ließ sich mit der Abtissin trauen u. begann nun Verfolgungen u. Bedrückungen aller Art gegen die Katholiken. Aber der neuerwählte Erzbischof Ernst von Bayern rückte, von seinem Bruder, dem Herzog Ferdinand unterstützt, den bedrängten K.ern zu Hülfe, die nun Bonn belagerten und, nachdem sie es erobert, an den Haupträdelsführern eine strenge, aber gerechte Strafe übten. Gebhard mußte fliehen. Aber die Protestanten verbündeten sich mit den Reichsfeinden, den Holländern, setzten sich in Neuß fest und trieben dort ein arges und grausames Spiel. Da rückte Herzog Alexander von Parma mit den Spaniern heran. Die Stadt Neuß wurde so heftig beschossen, daß selbst in K. Häuser und Kirchen erzitterten. Dann ward die Stadt im Sturme genommen, die Bewaffneten niedergehauen, und die Haupträdelsführer aufgeknüpft. Auch Bonn, welches durch den Verrath der protestantischen Einwohner wieder in Feindeshand gekommen war, wurde 1588 nach harter Belagerung von den Spaniern genommen. Dennoch aber ruheten die Protestanten nicht. In K., wo sie, wenn auch durch kräftige Maßregeln in Schranken gehalten, geduldet wurden, zettelten sie 1606 unter einem gewissen Reiner eine Verschwörung an. Der katholische Senat sollte überfallen und ermordet und dann die Feinde in die Stadt gelassen werden. Schon waren die Verschworenen versammelt und harrten des verabredeten Glockenzeichens zum Beginne der grausigen That, als die Verschwörung durch das kräftige und besonnene Auftreten des Bürgermeisters Hardenrath entdeckt und vereitelt wurde. Von da an wurde in K. jedem neu erwählten Bürgermeister zugerufen: „Werdet ein Bürgermeister wie Hardenrath." Das gab dem Protestantismus den letzten Stoß. Alle in die Verschwörung Verwickelten wurden aus der Stadt vertrieben. Während des 30jährigen Krieges stand K. fest und unerschütterlich auf der Seite des deutschen Reiches und der katholischen Religion, und trieb wiederholt die Freischaaren der Protestanten und der mit ihnen verbündeten Reichsfeinde, der Franzosen, Schweden und Holländer, siegreich von seinen Thoren zurück. Aus K. ging auch einer der Haupthelden des Krieges, Johannes von Werth, dieser Schrecken der Franzosen u. Schweden, hervor. Nach dem 30jährigen Kriege verlor K. mehr und mehr von seiner Blüthe, theils, weil es mit unter der allgemeinen Noth des deutschen Reiches darniederlag, theils, weil die Holländer die Rheinmündungen sperrten. Aber die Stadt blieb doch immer noch sehr bedeutend und verharrte treu in ihrer alt reichsstädtischen und streng katholischen Gesinnung. Die französische Occupation versetzte der Stadt harte Wunden. Die Klöster, etwa 60 an der Zahl, wurden aufgehoben und sogar der erzbischöfliche Sitz nach Aachen verlegt und in ein Bisthum verwandelt. Die K.ner haben aber nie dem französischen Wesen gehuldigt, sondern ihren altdeutschen, reichsstädtischen Sinn bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Unter preußischer Herrschaft ist die Stadt wieder zu einer außerordentlichen Blüthe emporgestiegen und Preußen wird, wenn es K. nur recht zu behandeln versteht, an dieser ehrwürdigen Stadt immer ein Hauptbollwerk deutscher Gesinnung gegen Frankreich besitzen. In religiöser Hinsicht sind die K.er tolerant, aber sie dulden keine Eingriffe in die Rechte ihres Glaubens. K. ist der Mittelpunkt der katholischen Gesinnung in den preußischen Rheinprovinzen und in einem großen Theile von Westdeutschland, und hat in dieser Hinsicht eine große und schöne Aufgabe von der Vorsehung bekommen. Hat sich auch in neuerer Zeit, in Folge des Zusammenflusses so vieler Fremden, viel Communismus in K. abgelagert, so hat der alte K.er Sinn durch die neue städtische Verfassung doch wieder einen festen Halt gewonnen, wie sich das bei den jüngsten Stadtrathswahlen gezeigt hat. M. C.

Kölner Wirren. Unter diesem Namen sind in der neuesten Geschichte die, an die Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August (s. d. A.) von Köln sich knüpfenden, religiösen Kämpfe und Zerwürfnisse in Preußen und in ganz Deutschland bekannt. Die Bedeutung dieser Kämpfe kann nur aus der früheren Geschichte Deutschlands und Preußens begriffen werden. Dem Umsichgreifen des Protestantismus unter dem deutschen Volke setzte der 30jährige Krieg ein Ziel, und trennte unser ganzes Vaterland in 2 ungleiche Hälften, indem von da an fast 3 Fünftheile dem katholischen Glauben treu blieben, etwa 2 Fünftel aber, namentlich die slavischen oder die aus Slaven und Deutschen gemischten Länder im Osten der Weser bis Polen hin, dem deutsch-protestantischen Bekenntnisse zugethan waren. In Westdeutschland hatte der französische Protestantismus (Calvinismus) bedeutenden Eingang gefunden. Obwohl aber Deutschland nach dem westphälischen Frieden in unzählig viele, fast ganz unabhängige, Gebiete getheilt wurde, so waren die Confessionen doch nirgends untermischt, sondern die Landesgränzen bestimmten auch scharf die Gränzen der Confessionen. Die Gesetze der Staaten floßen ganz und gar aus dem confessionellen Geiste hervor, und namentlich in den protestantischen Gebieten wurden Kirchen-, Schul- und Communalangelegenheiten, und namentlich die Gesetze über etwaige gemischte Ehen, in einem ausschließlich protestantischen Sinne geordnet. Es schloßen sich beide Confessionen so vollständig von einander ab, daß eine geistige Einwirkung derselben auf einander im Allgemeinen unmöglich mehr erfolgen konnte. Dieser Zustand der Dinge blieb bis zur Zeit Friedrichs II. von Preußen. Dieser eroberte Schlesien, in welchem sich nach dem westphälischen Frieden die katholische Kirche wieder befestigt hatte, so daß ihr damals fast die Hälfte der Bewohner angehörte. Im Jahre 1790 zählte Schlesien 800,000 Katholiken und 900,000 Protestanten. Friedrich mußte im Frieden mit Oesterreich versprechen, die katholische Religion in Schlesien unangetastet zu lassen, und so nahm ein bis dahin rein protestantischer Staat bedeutende katholische Bestandtheile, und zwar nicht als geduldet, sondern als gleichberechtigt mit der bisher ausschließlich herrschenden Confession in sich auf. Friedrich hat, trotz des Unwillens der ultraprotestantischen Partei über seine Schonung gegen die Katholiken, dieselben im Ganzen gerecht und milde behandelt, und dadurch den einzig möglichen Weg gezeigt, wie Preußen zu einer dauernden politischen Macht und unläugbaren Bedeutung für ganz Deutschland heranwachsen konnte. Ein protestantischer Staat ersten Ranges kann auf dem Festlande von Europa seit dem 30jährigen Kriege, wo der Protestantismus aus Böhmen, Mähren und Oberösterreich verdrängt wurde, unmöglich mehr bestehen. Schweden hat durch Gustav Adolph die Möglichkeit verloren, eine große Macht zu werden, seitdem es, statt früh genug gegen Rußland sich zu wenden, seine Kraft in Deutschland zersplitterte und so dem russischen Feinde bereits mehr als halb zur Beute wurde. — Welche Folgen der Anheimfall Schlesiens an Preußen für die Sache des Protestantismus haben würde, mochte im vorigen Jahrhunderte um so weniger geahnet werden, als von Seiten einer mächtigen Partei in Preußen große Anstrengungen gemacht wurden, dem Staate

den rein protestantischen Charakter in seiner ganzen inneren Verfassung u. in seiner Politik nach Außen zu bewahren.. Das gelang unter den Nachfolgern Friedrichs II. um so besser, als gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im katholischen Kirchenwesen Deutschlands eine fast allgemeine Ebbe eintrat und so für die Katholiken Schlesiens wenig Hülfe von den deutschen Glaubensgenossen zu erwarten stand. Dazu kam, daß die neuerworbenen polnischen Provinzen, großen Theiles katholisch, als gar nicht ebenbürtig mit den deutschen betrachtet wurden, und den protestantischen Beamten keine andere Bestimmung zu haben schienen, als germanisirt, und dadurch eine Beute des Protestantismus zu werden. Die Umstände, unter denen diese Provinzen an Preußen gekommen waren, und die unläugbar große Vernachlässigung aller geistigen Kultur, die damals unter den Polen fast allgemein war, machen es erklärlich, daß Seitens dieser Provinzen nur ein passiver Widerstand den protestantischen Bestrebungen der Staatsbehörden entgegengesetzt wurde. — Was eine Zeit lange nur aus mehr unklarem protestantischem Instinkt hervorgegangen war, das wurde unter Friedrich Wilhelm III. zu einem klar durchdachten und mit einer bewunderungswürdigen Consequenz durchgeführten Systeme, an dessen Ausführung der König seine besten Lebenskräfte gewandt, dessen Verwirklichung ihm das höchste Lebensideal war, und an dem auch die Aufgabe seines Lebens ganz entschieden gescheitert ist. In den Tagen seines Unglücks hatte dieser Fürst sich wieder dem positiveren Glauben zugewandt, war aber so ausschließlich für das protestantische Bekenntniß gewonnen, daß er seine persönliche Abneigung gegen die katholische Religion nicht verbergen konnte. Er glaubte sich berufen, ein Schutzherr der protestantischen Religion zu werden und wieder auf den Protestantismus seine eigentliche Macht bauen zu müssen, während die katholischen Provinzen dazu bestimmt seien, sich einem überwiegenden geistigen Einflusse des Protestantismus zu öffnen, und so der protestantischen Religion eine Erweiterung ihres Gebietes zu gewähren, deren sie zur Befestigung ihrer Macht durchaus zu bedürfen schien. Daß durch eine solche Auffassung seiner Lebensaufgabe der König Friedrich Wilhelm III. den preußischen Staat in eine völlig schiefe Bahn hineinlenken mußte u. daß er, trotz der vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er besaß, und trotz großer Regententugenden den Staat in die augenscheinlichste Gefahr bringen mußte, seine Bedeutung als politische Großmacht zu verlieren u. sich in inneren Kämpfen aufzulösen, das leuchtet von selbst ein und der Erfolg hat es bewiesen. — Der Wiener Friede vereinigte die Rheinlande u. einen großen Theil Westphalens mit Preußen und stellte fast alle katholischen Gebiete Deutschlands, die nicht mit Oesterreich und Bayern vereinigt wurden, unter protestantische Fürsten. Der Eindruck davon war für alle Katholiken äußerst niederschlagend. Sie malten sich ihre Zukunft um so trüber, weil die Art, wie die Protestanten einige Jahre nach Beendigung der Befreiungskriege, worin Katholiken u. Protestanten gleichmäßig gekämpft hatten, das Reformationsfest feierten, sie klar erkennen ließ, in welcher Weise die Protestanten ihre Stellung zu den Katholiken zu benützen gedächten. Ja, man wußte sogar, daß vorzugsweise die Regierungen es waren, die das fast überall in Gleichgültigkeit versunkene Volk zu der so verletzenden Feier gereizt hatten. Indeß hatte das ganze Ereigniß das Gute, daß es viele Katholiken zur mannhaften Gegenwehr aufrief, wenn gleich immer noch Mangel an Zuversicht auf ihrer Seite sichtbar blieb. Man ging noch immer von der Ansicht aus, daß die Ueberweisung der katholischen Gebiete an protestantische Staaten für die ersteren ein entschiedenes Unglück sei und die katholischen Provinzen einem zerstörenden Einflusse des Protestantismus öffnen werde. Daß wohl jemals das Gegentheil stattfinden könne, daß gerade die Aufnahme großer katholischer Bestandtheile in protestantische Staaten, und zwar unter gleicher Berechtigung beider Religionstheile, gerade im Gegentheile geeignet sei, den protestantischen Staat in seinem Wesen aufzuheben und eine mächtige geistige Rückwirkung auf *die Protestanten zu äußern*: eine solche Hoffnung zu fassen, fiel damals wohl

noch Keinem ein. Und doch kam es nur darauf an, daß es der Kirche gelang, inmitten einer sie fast erdrückenden protestantischen Beamtenhierarchie sich frei und im organischen Verbande mit der Gesammtkirche zu erhalten u. dadurch sich ihren Einfluß auf das Leben zu bewahren, oder, wo er bereits geschmälert war, wieder zu erringen, um dann, wie von selbst, durch die eigenthümliche ihr innewohnende geistige Macht auf den in seiner Selbstauflösung rasch voranschreitenden Protestantismus eine nachhaltige Einwirkung zu gewinnen. Wir werden daher von nun an die protestantischen Regierungen in einem beharrlichen Streben beschäftigt finden, die Selbstständigkeit der Kirche zu erdrücken, die Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche abzuschneiden u. die Verwaltung der Bischöfe zu beherrschen, mittelst des in der Hand der Regierungen liegenden Verkehrs mit Rom die schwierigen Bischöfe zu immer größeren Concessionen zu vermögen, durch die willfährigen Bischöfe dagegen in beliebiger Weise auf das Volk einzuwirken und, während das persönliche Recht der Einzelnen mit großer Schonung behandelt wurde, das Leben der Kirche in seiner innersten Wurzel zu lähmen; während auf der andern Seite der Widerstand mehr u. mehr erwachte, bis zuletzt die Stellung u. die Aufgabe der katholischen Kirche klar erfaßt und durch die Opferfreudigkeit eines einzigen von der Vorsehung berufenen Mannes, wie mit einem Male, alle seit Jahren geschmiedeten Ketten zerbrochen wurden. Von dem Augenblicke begannen auch die Katholiken in Deutschland, ihre Stellung zu den Protestanten und ihre Aufgabe für die Zukunft in einem ganz anderen Lichte aufzufassen. — Hier ist der Standpunkt zur Beurtheilung des ganzen Kölner Ereignisses in seiner tieferen kirchengeschichtlichen Bedeutung gegeben. Daß der Kampf, dem Plane der Vorsehung gemäß, gerade in Preußen seinen Anfang nehmen, dann aber alle anderen paritätischen Staaten Deutschlands zur Theilnahme aufrufen mußte, muß nach den vorausgeschickten Bemerkungen einleuchtend seyn. — Derjenige, der in Preußen die Absicht des Königs am besten verstanden u. dieselbe mit einer Klugheit u. Mäßigung, die Bewunderung verdient, zu verwirklichen gestrebt hat, war der Minister von Altenstein, der darum auch bis zu seinem Ende das Vertrauen des Königs genoß. Altenstein war nie für gewaltsame Maßregeln; gegen die Personen der Geistlichen war er schonend, gegen die Bischöfe in mancher Hinsicht liberal. Um so consequenter aber wußte er, je mehr er das persönliche Interesse Einzelner zu gewinnen suchte, sein Dekatholisirungssystem durchzuführen. Die östlichen Provinzen leisteten hierin viel geringeren Widerstand, weil sie, schon länger mit dem Staate vereinigt, bereits weit mehr protestantische Elemente in sich aufgenommen hatten u., als eroberte Provinzen mit Preußen vereinigt, an eine größere Fügsamkeit gewohnt waren. In den polnischen Landestheilen geschah für den katholischen Schulunterricht Nichts. Ganz Westpreußen hatte für eine katholische Bevölkerung von fast 500,000 Seelen nur ein einziges höchst schwaches Gymnasium. Katholische Volksschullehrer wurden fast gar nicht angestellt. Danzig hatte für circa 3000 katholische Schulkinder nur zwei Schulen mit 200 Kindern. Auf den Dörfern, wo nur einige Protestanten wohnten, wurden unter dem Vorwande, daß die Gemeinde paritätisch sei, protestantische Lehrer angestellt. Die Katholiken in den polnischen Bezirken von Hinterpommern, in Bütow, Lauenburg u. Tempelburg, blieben fast ohne allen Unterricht. Dabei gab es kein katholisches Zeitungsorgan, welches die Klagen der Katholiken hätte den Glaubensgenossen im Westen mittheilen, oder auf die allgemein drohende Gefahr hätte aufmerksam machen können. Dem Volke wurden seine Klöster genommen. Der Geist, der an den verweltlichten Gymnasien herrschte, drang allmälig in den jungen Klerus ein. Die katholische Universität von Breslau wurde unter dem Vorwande, daß die von Frankfurt an der Oder mit ihr vereinigt werden sollte, trotz ihren katholischen Fonds in eine überwiegend protestantische verwandelt. Katholiken zweideutiger Grundsätze wurden als Beamte u. Lehrer begünstigt, u. namentlich neuerungssüchtigen Geistlichen jede Einwirkung auf das Volk gestattet. Was aber der Sache des Protestantismus am meisten Vorschub leistete, waren die

gemischten Ehen, die, von der Regierung begünstigt, den Protestanten einen Zugang selbst in das innerste Heiligthum sonst ganz katholischer Familie bahnten u. eine Erschlaffung des katholischen Sinnes herbeiführten. Der Widerstand der Kirche gegen diese Ehen war gebrochen u. die kirchliche Einsegnung wurde aus Gewohnheit oder Feigheit fast nicht mehr verweigert. Die Kirche war in den ganzen Ostprovinzen im Innern so gelähmt, in ihrer äußeren Entwickelung so gehemmt u. durch tausend Fäden protestantisch-bureaukratischen Einflusses so umsponnen, daß ohne gewaltsame Mittel eine innere Auflösung von der Zeit selbst erwartet werden konnte. Schwerer wurde das Geschäft in den Westprovinzen. In beiden Provinzen bildeten die Katholiken die überwiegend große Mehrzahl. Diese Provinzen waren nicht als eroberte an Preußen gekommen, sondern waren unter allen möglichen Garantieen für die religiöse Freiheit im Wiener Frieden mit dem Staate vereinigt. Köln, Münster, Trier u. Paderborn hatten in den religiösen Kämpfen früherer Zeit ihren ehrenvollen Platz behauptet und auch später den Ruhm ihrer Geschichte nicht vergessen. Die katholische Religion hatte in allen Hauptstädten der Provinzen das entschiedene Uebergewicht und war durch einen mächtigen Bürgerstand, durch einen wohlhabenden, sittlich starken Bauernstand und durch einen fast ausschließlich katholischen Adel, sowie durch viele rein katholische Institute, mit tausend Fäden in den Grund und Boden dieser Provinzen eingewurzelt. Eine große Menge von Männern der Wissenschaft, aus Rheinland und Westphalen hervorgegangen, wirkte nicht nur im Inlande, sondern nahm mit Ruhm im Auslande die Lehrstühle der Universitäten u. sonstige einflußreiche Stellen an. Ja, durchgehends wollte das sich seiner inneren Tüchtigkeit bewußte Rheinland u. Westphalen niemals so recht die Ebenbürtigkeit Deren aus den östlichen Provinzen anerkennen u. fühlte sich um so tiefer verletzt, mit je größeren Ansprüchen jene in den neuen Provinzen glaubten auftreten zu dürfen. Dazu lebten am Rheine und Westphalen zu viele Erinnerungen aus alter deutscher Zeit, und das deutsche Wesen hatte zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß ein Geltendmachen des ausschließlich preußischen Interesse's nur irgend Anklang im Volke hätte finden können. Alle diese Verhältnisse müssen berücksichtigt werden, wenn man die folgende Geschichte verstehen will. — Von Berlin aus ging man in den Westprovinzen mit weit größerer Schonung und Vorsicht zu Werke, als in den östlichen Provinzen. Vor Allem befolgte Altenstein den Grundsatz, durch die Bischöfe und die Domcapitel den Einfluß auf den niederen Klerus u. das Volk zu üben, der den Zwecken des Staates entsprach. Man ging dabei von dem falschen Grundsatze aus, daß in der Kirche alle moralische Kraft gebunden werden könne, und daß kein Leben in die unteren Organe eindringen könne, wenn nur die Bischöfe unterbunden wären, u. baute auf den geglaubten blinden Gehorsam der Katholiken gegen die Bischöfe das System ihrer Unterdrückung. So lange Altenstein verwaltete, war die im Concordate stipulirte Freiheit der Bischofswahlen nur ein Schein, womit das Volk geblendet wurde. In der That sind alle Bischöfe bis zum Jahre 1840 in Berlin gewählt und den Domcapiteln wurde nur scheinbar eine freie Wahl gestattet. Man hatte gerne fromme, aber schwache Bischöfe, unter denen irgend einer durch Gewandtheit und Geschmeidigkeit hervorragte, durch den die anderen im Sinne der Regierung geleitet wurden. Daß in dieser Weise die, für den katholischen Sinn am meisten verletzenden, Anordnungen gerade von den bischöflichen Behörden ausgegangen sind, bedarf keines weiteren Nachweises. Daß aber alle diese Verordnungen nur in Folge vorhergegangener Verhandlungen der Regierung erlassen wurden, und daß die Bischöfe es waren, welche die ganze Gehässigkeit dieser, den Katholiken oft so bitteren, Verfügungen auf sich nehmen mußten, darüber hat der Schreiber dieses die Beweise in den Händen. Die Krone dieser ganzen Politik bilden die Verhandlungen über gemischte Ehen, die eine welthistorische Berühmtheit erlangt haben, u. die nächste und unmittelbarste Veranlassung zu den K. W. geworden sind, obwohl sie ihren ferneren u. tiefer liegenden Grund in den entwickelten ge-

schichtlichen Verhältnissen haben. Die Regierung war in den neuen Provinzen vor Allem darauf bedacht gewesen, die Hindernisse, welche den gemischten Ehen von Seiten der Kirche entgegenstanden, wegzuräumen, um durch diese der Verbreitung des protestantischen Geistes Vorschub zu leisten. Ein Erlaß vom 13. August 1816, dem ein Ministerialrescript vom 20. Juni 1817 folgte, verbot bereits alle, der kirchlichen Trauung vorhergehenden, Stipulationen über die Erziehung der Kinder u. rief am Rhein u. in Westphalen Reklamationen Seitens der geistlichen Behörden hervor. Nachdem in den zwanziger Jahren die bevorstehende Besetzung der bischöflichen Stühle eine günstigere Aussicht auf Erfolg bot, erfolgte am 17. August 1825 die bekannte Cabinetsordre über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, die mehr, als irgend ein anderer Erlaß des Königs, eine bleibende Gährung in die Gemüther der Katholiken in den Westprovinzen geworfen u. die traurigsten Verwickelungen herbeigeführt hat. Es wurde durch diese Staatsverordnung in einer Weise selbst in das Privatrecht der Ehecontrahenten eingegriffen, wie es in einem deutschen Lande nicht hätte geschehen sollen. Die von allen Seiten sich erhebenden Reklamationen brachten in der Regierung einen anderen Entschluß hervor. Es war so eben, in Folge der päpstlichen Circumscriptionsbulle, die Besetzung der bischöflichen Stühle erfolgt. Aller freie Verkehr der Bischöfe mit dem Papste wurde gesetzlich gehemmt u. von nun an nur durch das königliche Ministerium u. einen preußischen Ministerresidenten zu Rom vermittelt. Man kam nun auf den Gedanken, durch Berichterstattungen der preußischen Bischöfe, deren Leitung ganz u. gar in Regierungshänden war, auf den apostolischen Stuhl einzuwirken u. von diesem Concessionen zu erwirken, die zu gestatten die Bischöfe nicht auf ihr Gewissen nehmen würden u. zu deren Ausführung ihr bischöfliches Ansehen allein wohl nicht ausgereicht haben würde. Eine königliche Cabinetsordre vom 28. Februar 1828 erlaubte den Bischöfen der Westprovinz, „zur Beruhigung ihrer Gewissen“ vom apostolischen Stuhle selbst, in Betreff des Verfahrens bei gemischten Ehen, sich Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Bis zum Einlaufen eines Bescheides von Rom wollte der König die Promulgation eines Strafgesetzes gegen die, der Cabinetsordre von 1825 Zuwiderhandelnden, noch beanstanden; dagegen werde er bis dahin keinen gesetzwidrigen Gewissenszwang, als z. B. die Verweigerung des Aufgebots oder die Nichtertheilung der Absolution in der Beicht wegen akatholischer Kindererziehung dulden u. dergl. m. Man sieht daraus, daß der Begriff von Gewissenszwang rein umgekehrt wurde, da ja nur die Cabinetsordre solchen den Geistlichen aufbürden wollte. Indeß ward der Erzbischof Ferdinand August von Köln (Graf von Spiegel) in Betreff des, an den päpstlichen Stuhl zu richtenden, Schreibens von Berlin aus instruirt. Das von allen 4 Bischöfen der Kirchenprovinz unterm März u. April 1828 unterzeichnete, an Leo XII. gerichtete, Schreiben war von Graf Spiegel verfaßt, im Einverständnisse mit dem Rathe Schmedding. Die Bischöfe stellten darin ihre schwierige Lage dem Papste in den eindringlichsten Worten vor, die einer Seits aus dem Widerstreite zwischen den kanonischen Verordnungen u. den striktesten Befehlen des Königs, anderer Seits aus der Stimmung des katholischen Volkes gegen ihre Geistliche hervorginge, indem das Volk gegen die Geistlichen, welche die Einsegnung der Ehen weigerten, einen Tumult zu erregen drohe. War schon die ganze Fassung des Schreibens in einem gar kleinmüthigen, der bischöflichen Würde wenig entsprechenden Tone gehalten, so enthielt die Angabe über die Stimmung des Volkes eine Unwahrheit, die durch Nichts zu rechtfertigen war u. die von der Regierung darauf berechnet war, in Rom den Haupteindruck hervorzubringen. Das Schreiben wurde von Graf von Spiegel nach Berlin geschickt und von da durch die preußische Gesandtschaft in die Hände des Papstes befördert. In Rom hatte man bereits bei Gelegenheit der Verhandlungen wegen des Concordates auf vertraulichem Wege die Verheißung gegeben, daß man Alles nach den kanonischen Gesetzen Statthafte thun werde, um *die Praxis der Kirche mit* den Verordnungen des Staates in Ein-

klang zu bringen. Auch hatte man preußischer Seits nicht unterlassen, die schwierige Lage des katholischen Klerus wegen der Drohungen des Königs gegen alle der Cabinetsordre vom Jahre 1825 Zuwiderhandelnden in Erinnerung zu bringen. Nichts aber hatte auf den Papst einen tieferen Eindruck gemacht, als die in dem Schreiben der Bischöfe enthaltene Angabe über die Stimmung des katholischen Volkes gegen die Priester. So kam denn unter Pius VIII., dem Nachfolger Leo's XII., das Breve an die 4 rheinisch-westphälischen Bischöfe vom 25. März 1830, nebst einer beigefügten Instruction an dieselben vom Cardinal Albani zu Stande, worin der Papst, ohne den Grundsätzen der Kirche etwas zu vergeben, in Behandelung der gemischten Ehesachen bis zum äußerst möglichen Punkte der Nachgiebigkeit sich verstand. Es wurden die, auch nicht vom katholischen Pfarrer eingesegneten, Ehen für gültig anerkannt, ja, sogar dem Pfarrer gestattet, bei der Schließung einer solchen Ehe gegenwärtig zu seyn, ohne jedoch durch irgend einen Act die Billigung zu einer solchen an sich unerlaubten Ehe auszudrücken (d. i. die sogenannte assistentia passiva zu leisten), und jede Kirchencensur gegen eine, in unerlaubter gemischter Ehe lebende, Person wurde aufgehoben. Dagegen wurde strenge eingeschärft, daß ein Katholik nicht ohne schwere Sünde in die akatholische Erziehung der Kinder einwilligen könne, woraus von selbst hervorging, daß Einer, der dazu seine Einwilligung gegeben, ohne Buße u. Genugthuung keine Lossprechung im Beichtstuhle empfangen könne. — Der preußische Gesandte in Rom, Ritter Bunsen, war mit den gemachten Concessionen nicht zufrieden. Da jedoch vom Papste keine weiteren Zugeständnisse zu erwarten standen, wurden sie in 4 Originalexemplaren 1830 nach Berlin geschickt. Da bald darauf Pius VIII. starb u. Gregor XVI. bei seiner Thronbesteigung mit der Revolution in seinem eigenen Lande zu kämpfen hatte, so glaubte die preußische Regierung diese Bedrängniß des apostolischen Stuhles benützen zu müssen, um vielleicht noch größere Zugeständnisse zu erlangen. Es wurde darum das Breve durch den Ritter Bunsen unterm 13. Juli 1831 dem Papste wieder zugestellt, mit der Bemerkung, wenn nicht einige (sehr wichtige) Punkte abgeändert würden, so sei es nicht annehmbar. Gregor XVI. aber erwiederte dem Gesandten: Ich ehre, was mein Vorgänger gethan hat, aber ich rathe Ihnen, nehmen Sie das Breve wieder zu sich, es möchte Ihnen sonst keine zweite Gelegenheit geboten werden, es zu erlangen. Von der Zeit an verschwand alle Hoffnung, daß in Rom noch weitere Zugeständnisse erlangt werden könnten. Man hätte nun erwarten sollen, das Breve würde zur Nachachtung den Bischöfen zugestellt worden seyn. Aber nein; von jetzt an wurde ein Weg eingeschlagen, um das gewünschte Ziel zu erreichen, der allerdings wohl mit dem Dunkel eines tiefen Geheimnisses bedeckt zu werden nöthig hatte. Unterm 28. August 1832 ertheilte der König dem Minister Altenstein die Erlaubniß, direkt mit den Bischöfen der rheinischen Kirchenprovinz wegen der Auslegung des päpstlichen Breve zu unterhandeln. Altenstein hatte, im Einverständnisse mit Bunsen, die Absicht, die Bischöfe zu einer solchen Interpretation des Breve zu vermögen, daß dadurch die Zugeständnisse, die Rom entschieden verweigert hatte, erlangt würden. Die Bischöfe sollten dazu vermocht werden durch die Zusicherung, daß der Papst selbst durch vertrauliche mündliche Aeußerung eine solche mildere Deutung seines Erlasses wünsche. Dann sollte das Breve, ohne allen Zusatz, zum Scheine publizirt, und so der Papst wegen der Ausführung desselben beruhigt werden. Mit weitläufigen geheimen Instruktionen ging der damalige geheime Oberregierungsrath Schmedding, der schon 1828 eine Instruktion für die Bischöfe überbracht hatte, an den Rhein ab. Man wollte die Bischöfe überraschen, und hatte ihnen darum andere Zwecke seiner Reise offiziell angezeigt. Aber Schmeddings Plan scheiterte völlig. Der Erzbischof von Köln äußerte sich schriftlich an mehren Orten mit Unwillen über das gemachte Ansinnen. Doch, so leicht ließ man sich in Berlin nicht abschrecken. Der von einer schweren Krankheit kaum hergestellte u. bereits altersschwache Erzbischof Spiegel wurde nach Berlin beschieden. Er wußte,

was seiner dort wartete, u. entschuldigte sich mit seiner Kränklichkeit. Seine Ansicht über die ganze Sache vertraute er eigenhändig den Akten an. Da eröffnete ihm der Minister Altenstein, daß es ausdrücklicher Wille des Königs sei, ihn in Berlin zu sehen. Spiegel hielt sich in Berlin Anfangs weigerlich u. hörte bittere Worte. Auch drohte man ihm wegen des Druckes der, zuerst in dem Benkertschen Religionsfreund erschienenen, preußischen Militär-Kirchen-Ordnung, von welcher der Erzbischof einige tausend Exemplare in Bayern hatte abziehen und verbreiten lassen. Endlich, nach einer Conferenz, bei welcher der König selbst nebst Bunsen gegenwärtig war, gab er seinem Secretär München den Auftrag, ein Gutachten über die Möglichkeit einer milderen Interpretation des Breve zu entwerfen. Dieser, von Bunsen durch die Aussicht auf Beförderung geködert, hatte sich mit letzterem bereits vollkommen verständigt u. brachte nun ein Gutachten zu Stande, das den Wünschen der Regierung genau entsprach. Nach längerem Sträuben unterschrieb Spiegel mit zitternder Hand. Er erhielt den schwarzen Adlerorden, trug aber die Todeswunde von der Zeit an im Herzen. Die Bischöfe von Münster u. Paderborn traten, auf Spiegels Zusicherung, daß die Interpretation ganz dem Sinne und den Absichten des Papstes entspreche, der geheimen Uebereinkunft bei. Uebrigens war, da Spiegel krank in Münster anwesend war, die Führung der Unterhandlung seinem Secretär München übertragen. Der Bischof von Münster hatte die ihm „im Vertrauen" übergebene Uebereinkunft zweien Gliedern des Domcapitels, dem Weihbischofe Melchers u. dem Domcapitular Reckfort zur Begutachtung übergeben, hatte aber, ohne dieses Gutachten, von dem keine Zustimmung zu erwarten stand, abzuwarten, auf Münchens Betrieb unter der Hand unterschrieben. Uebrigens erwachten bald darauf in dem Bischofe Bedenken über die Richtigkeit des ganzen Sachverlages. Er schrieb nach Köln einen noch vorhandenen Privatbrief an München mit der Anfrage, ob denn die ganzen Verhandlungen über die Ausführung des Breve bereits dem apostolischen Stuhle mitgetheilt seien? worauf München in einem gleichfalls noch vorhandenen Schreiben erwiederte: „das sei noch nicht geschehen, werde aber nächstens erfolgen. Einstweilen sei dem Papste nur im Allgemeinen das Resultat der Verhandlungen mitgetheilt, worauf der heilige Vater mit zum Himmel gefalteten Händen Gott gedankt habe, daß eine so schwierige Sache so glücklich gelöset sei." — Der Bischof von Trier, Freiherr von Hommer, wurde nach einer zu Koblenz gehaltenen Conferenz nicht ohne große Schwierigkeit in die Falle geführt. Von dieser Koblenzer Conferenz wurde die ganze geheime Convention später vom Volke irrthümlich mit dem Namen „Koblenzer Convention" bezeichnet. Dann ward den Generalvikaren von den Bischöfen eine, der Convention angemessene, aber in vorsichtigen Ausdrücken abgefaßte Instruction gegeben; zum Scheine für das Publikum wurde das Breve, dessen Sinn man verfälscht hatte, den Pfarrern unter Genehmigung des Staates publizirt, aber jeder einzelne angewiesen, in etwa vorkommenden Fällen von der Behörde Verhaltungsmaßregeln einzuholen; die Instruction von Cardinal Albani wurde, angeblich auf Wunsch des Papstes, nicht mitgetheilt. Die protestantischen Kirchenbehörden wurden im Geheimen von der Sachlage instruirt u. auf das, was sie von nun an fordern könnten, aufmerksam gemacht. Endlich ward der Papst von der Annahme des Breve u. der Publikation desselben in Kenntniß gesetzt u. der mühsame Thurmbau schien vollendet. Indeß starb der Erzbischof Spiegel schon im Jahre 1835. Für eine Staatsverwaltung, die auf solchen Grundlagen, wie sie aus den oben angegebenen Verhandlungen sich selbst genugsam charakterisiren, aufgebaut war, mußten eben dieselben Zeichen der Zeit, die das Herannahen eines Wiedererwachens des religiösen Sinnes u. Lebens kundgaben, die Nähe wachsender Gefahr verkünden. Die, durch die Feier des Reformationsfestes unter den Katholiken angeregte, Bewegung war nicht vorübergehend gewesen. Sie hatte durch die Feier des großen Jubiläums im Jahre 1825 u. 26 Kräftigung bekommen. Die Wissenschaft hatte eine warme Begeisterung für die Kirche in die jungen Ge-

müther geworfen, und eine Sehnsucht nach einer glücklicheren Gestaltung der äußeren Lage der, wieder so innig geliebten, Kirche erfüllte die Gemüther. Dabei war Belgien frei geworden u. gestattete der Entwickelung des kirchlichen Lebens wieder Raum, u. Preußen konnte sich, trotz der strengsten Gränzsperre, der geistigen Einwirkung von dort nicht erwehren. Die neu erwachende Zeit bedurfte nur eines Führers, in dem die kirchliche Gesinnung der zahllosen, wie ohne Oberhaupt Zerstreuten, einen gemeinsamen Ausdruck u. Mittelpunkt fände. Dieser war der neue Erzbischof von Köln, Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering (s. d.). Derselbe war schon von früher durch seine kräftige Verwaltung der Münsterschen Diözese bekannt und lebte vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln, ganz zurückgezogen von allen Geschäften, als Weihbischof zu Münster. Der König selbst wünschte ihn jetzt zum Erzbischofe von Köln erhoben zu sehen u. der Minister Altenstein fügte sich, wenn auch ungern, seinem Willen. Dem Wunsche des Königs lag eine aufrichtige Achtung vor der Tugend u. Frömmigkeit des einfachen u. schlichten Mannes zu Grunde. Dazu kam, daß die unruhige Stimmung, welche sich in einigen Provinzen zeigte, und die Unzufriedenheit der Katholiken, die sich jüngst in einer weit verbreiteten Schrift, die unter dem Namen des „rothen Buches" so bekannt geworden ist, kundgegeben hatte, es nothwendig machten, daß das Vertrauen des Volkes, in Betreff der Absichten der Regierung wieder befestigt würde. Dazu war die Wahl eines Clemens August zum Erzbischofe von Köln ein ganz geeigneter Schritt. Anderer Seits aber dachte man, so sehr man geneigt war, zur Versöhnung der Katholiken Etwas zu thun, doch keines Weges daran, die, durch die mühsamen Unterhandlungen über die gemischten Ehen erlangten, Vortheile wieder aus den Händen zu geben. Es bedurfte also wieder eines großen Aufwandes einer feinen Politik, um den neuen Erzbischof in eine Stellung zu bringen, daß er außer Standes gesetzt wurde, die Ausführung der geheimen Convention zu hindern, u. dennoch durch seine anerkannte Frömmigkeit u. seinen kirchlichen Eifer den Maßregeln der Regierung einen Schirm gegen den Argwohn des Volkes abgäbe. Daher beauftragte der Minister von Altenstein unterm 28. Aug. 1835 den Domcapitular und Regierungsrath Schmülling zu Münster, im „engsten Vertrauen" an den Weihbischof Droste Vischering die Frage zu stellen, ob er geneigt wäre, falls ihm eines der erledigten Bisthümer angetragen würde, eine, zwischen dem Erzbischofe Spiegel einer Seits und der Regierung anderer Seits gemäß dem päpstlichen Breve zur Ausführung desselben geschlossene Uebereinkunft, der die übrigen 3 Bischöfe beigetreten wären, im Geiste der Versöhnung anzuwenden. Der Weihbischof gehörte nicht zu den wenigen in das Geheimniß Eingeweihten, wie auch der Minister voraussetzte. Er wußte nicht Anderes, als das ganze Publikum wußte, nämlich, daß die, seit langer Zeit mit Rom gepflogenen, Unterhandlungen wegen der gemischten Ehen zwar unter großer Milde u. Nachgiebigkeit Roms, aber doch zur gegenseitigen Zufriedenheit zum Abschlusse gelangt seien, u. gab dem Domherrn Schmülling, der übrigens auch Nichts von dem wahren Sachverlage kannte, die schriftliche Erklärung: „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve vom Papst Pius VIII. getroffene u. in den benannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene, Vereinbarung nicht aufrecht zu erhalten." — Man glaubte nun in Berlin den neuen Erzbischof von Köln durch seine Unterschrift so gebunden, daß er unmöglich mehr die Convention umstoßen könnte. Denn für den Fall, daß er, nachdem er mit der wahren Sachlage in Köln bekannt geworden, versuchen sollte, sich derselben zu widersetzen, hatte man so viele Mittel, seine Stellung in Köln in die äußerste Bedrängniß zu bringen, daß an ein Loswinden aus den umgeworfenen Banden gar nicht zu denken schien. Vorzüglich rechnete die Regierung auf die heftigen Streitigkeiten über die hermesische Lehre, die gerade damals den Klerus am Rheine in 2 Parteien spaltete. Die Irrthümer des Hermes (s. d.) waren kurz vorher vom apostolischen Stuhle verworfen; das Breve aber war noch nicht in Preußen publizirt. Die

Regierung war der Meinung, die Wirkung des Breve sei von ihrer Concession zur Publikation bedingt. Nun hatte sie freilich nicht vor, die hermesische Irrlehre zu unterstützen, jedoch wollte sie die Publikation des Breve verzögern, bis sie wüßte, wie der neue Erzbischof sich in Bezug auf die gemischten Ehen benähme, um, falls er hier Widerstand thun sollte, die hermesische Partei gegen ihn bewaffnen zu können. — Der Erzbischof Clemens August hatte indeß am 29. Mai 1836 von seinem erzbischöflichen Stuhle Besitz genommen, hatte jedoch die wirkliche Führung der Geschäfte noch nicht angetreten, sondern dieselbe noch einstweilen in den Händen des ernannten Generalvikars Hüsgen, bisherigen Capitelsverwesers, belassen u. war selbst nach Berlin gereist, um dem Könige seine Aufwartung zu machen. Schon vor der Abreise nach Berlin hatte ein Freund ihn aufmerksam gemacht auf ungewisse Gerüchte über eine geheime, zu Koblenz geschlossene Convention, worin Bestimmungen, dem wahren Sinne des Breve über die gemischten Ehen zuwider, festgesetzt wären, worauf der Erzbischof erwiederte: „Das sind eitele Geschwätze; das Breve selbst ist ja angenommen u. publizirt.“ Nach seiner Rückkehr von Berlin äußerte der Erzbischof: „Man hat mich in Berlin als den Mitwisser um ein Geheimniß behandelt;“ zu Erklärungen über diesen Punkt war es aber gar nicht gekommen, weil der Erzbischof vor seiner Abreise alle Geschäfte in Köln völlig unberührt gelassen hatte, um in seinen Forderungen u. Wünschen um so ungehemmter u. freier zu seyn u. sich der Zudringlichkeit des Ministers in Betreff der noch unerledigten Geschäfte besser erwehren zu können. Der Verdacht, daß doch irgendwie in der ganzen Ehesache ein das Licht scheuendes Geheimniß seyn möge, erwachte mehr u. mehr in seiner Seele, besonders, da in der Verwaltung Hüsgens gerade in dieser Hinsicht Sachen zum Vorscheine gekommen waren, die selbst in der Diözese Aufsehen erregten. Sobald er also die Verwaltung selbst übernommen hatte, ließ er sich vom Generalvikar die sämmtlichen, auf die gemischten Ehesachen bezüglichen, Papiere der Kanzlei einreichen und zog sich mit denselben auf sein Arbeitszimmer zurück. Wenige Stunden darauf pochte er mit seiner ganzen Hand an der Thüre seines danebenwohnenden Sekretairs, warf in Hast die Thüre auf u., indem er mit großen Schritten, einen Aktenstoß in der Hand, auf diesen zukam, sprach er laut: „Lesen Sie“ u. entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. In den Papieren lag das ganze Geheimniß aufgedeckt. Nach einiger Weile kam der Erzbischof zurück u. sprach mit dem Ausdrucke des höchsten Unwillens: „Nun, was sagen Sie?.... hat sich ein ewiges Brandmal aufgedrückt. Ich glaubte, es sei Alles in Ordnung, und nun hat man es so gemacht. Aber ich werd's nicht dulden.“ Damit entfernte er sich. — Uebrigens warf er die Convention nicht gänzlich um, sondern beschloß, dieselbe in allen den Punkten aufrecht zu erhalten, die nur irgend mit dem wahren Sinne des Breve vereinbar wären, da aber, wo dieselbe sich im direkten Widerspruche mit dem Breve befand, dieses als allein gültige Norm bestehen zu lassen. Diese Grundsätze hat der Erzbischof mit Treue und Consequenz von dem Augenblicke an, wo er selbst die Führung der Geschäfte übernahm, bis zum Ende seiner Verwaltung festgehalten. In der Behandlung der Wöchnerinnen, welche eine kirchliche Aussegnung verlangten, wählte er am Ende den Ausweg, daß er gebot, allen denjenigen die Aussegnung zu verweigern, die sich ohne Losschein Seitens des katholischen Pfarrers von einem protestantischen Prediger hatten trauen lassen; dort aber, wo die Umstände es erforderlich machten, daß eine nur protestantisch getraute Frau doch ausgesegnet würde, Alles zu vermeiden, was eine kirchliche Billigung ihrer unerlaubten Ehe zu seyn schiene. Daß jetzt bald ein gespanntes Verhältniß mit den Regierungsbehörden eintreten würde, war vorauszusehen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Bodelschwingh, ein Mann voll Kraft und Energie, aber zu ungestüm, um in so delikaten Verhältnissen, als die berührten waren, einem Manne von solcher Ruhe u. Klarheit, wie der Erzbischof, gegenüber die richtige Stellung behaupten zu können, stellte sich ihm gegenüber, *vom Anfange an auf dem* Standpunkte des mit dem Schwerte bewaffneten

Staates. Er faßte gar nicht den Gedanken, daß der Erzbischof dem absoluten Willen des Staates gegenüber noch irgendwie Rechte geltend machen könne, u. glaubte, nach Abschluß der Convention müsse dem Protestantismus jede hemmende Schranke gefallen seyn. Im December 1836 stellte er sogar die Forderung an den Erzbischof, daß das Brauteramen bei der gemischten Ehe ganz wegfallen, oder nur in Gegenwart des protestantischen Theiles stattfinden solle, ja sogar, daß der katholische Pfarrer den Losschein an eine, gar nicht zum Examen sich stellende, Braut ertheilen solle, während protestantische Prediger in der That ohne alle gesetzliche Befugniß anfingen, ohne erhaltene Losscheine gemischte Paare zu kopuliren. Daß aber der Oberpräsident mit solchen, sogar über die geheime Convention hinausgehenden, Forderungen in diesen Zeitumständen selbst in Berlin keine Unterstützung finden würde, war leicht vorauszusehen. Indeß trat eine andere, noch viel schwierigere, Verwickelung hinzu. Trotz aller Sorgfalt der preußischen Regierung hatte man in Rom von der geheimen Convention Kunde bekommen. Der Cardinal-Staatssekretär Lambruschini machte dem Ritter **Bunsen** darüber unterm 15. März 1836 die geeigneten Vorstellungen u. drohte, die Instruktion vom Cardinale Albani zu publiciren, damit man in Preußen über den wahren Sinn des Breve belehrt würde. Bunsen, der sein ganzes System nicht über den Haufen werfen lassen wollte, bauete mit demselben Material, das er bis dahin gebraucht hatte, weiter fort u. läugnete das Vorhandenseyn der geheimen Convention. Er benützte einige ungenaue Bezeichnungen in der vom Cardinal angegebenen Convention u. glaubte, darauf fußend, die Sache selbst durch eine geschickte Wendung abläugnen zu können. *) Aber seine Versicherung überzeugte dieses Mal den römischen Hof nicht mehr. Da machte Bunsen das Anerbieten, wenn man ihm allein nicht glauben wolle, so sei er erbötig, das Zeugniß der vier rheinischen Bischöfe, Männer von erprobter Frömmigkeit u. Tugend, beizubringen; diesen würde man doch Glauben beimessen. Der Papst erwiederte, er habe sichere Indicien von dem Vorhandenseyn der geheimen Convention; indeß, wenn wirklich die 4 genannten Bischöfe ihr Nichtvorhandenseyn bezeugten, so wolle er sich dennoch für überzeugt halten, daß sie nicht existire. Bunsen benachrichtigte von dem mißlichen Geschäfte den Minister von Altenstein, und der damalige Staatsrath Schmedding bekam wieder den Auftrag zu einer verhängnißvollen Reise an den Rhein. In Münster u. Paderborn glückte ihm sein Unternehmen. Beide alten Bischöfe hatten die Sachlage noch nicht durchschauet u. meinten nicht, daß sie durch die Annahme der geheimen Convention dem Wunsche des Papstes zuwidergehandelt. Jetzt wurde ihnen nun gesagt, es sei nun mehr Zeit, daß die Bischöfe pflichtmäßig über die Publikation u. gewissenhafte Ausführung des Breve an den Papst berichteten. Die Mühe des Briefschreibens wurde ihnen erspart, indem Schmedding ein fertiges Schreiben von Berlin mitbrachte, das sie nur unterzeichneten. Schmedding kam auch nach Köln, und brachte ein fertiges Schreiben mit, welches der Erzbischof unterzeichnen sollte. Ueber die ganze Veranlassung erfuhr der Erzbischof Nichts. Dieses, von Berlin mitgebrachte, Conzept enthielt dieselben Unwahrheiten, welche den andern Bischöfen zur Unterschrift vorgelegt worden waren. Schmedding that, als solle das ganze Schreiben nur ein übersichtlicher Bericht über die Lage der Erzdiözese seyn, die der neue Erzbischof billiger Weise nach Rom einsenden müsse. Es war von tausenderlei Dingen, auch vom Dombau, darin die Rede; zuletzt wurde, wie beiläufig, der gemischten Ehen, der Annahme des Breve u. s. w. Erwähnung gethan u. dann die, von den Zeitungen u. sonst ausgestreuten, Gerüchte über eine geheime Convention für baare Lüge erklärt. Hier war es mit der Geduld des Erzbischofs

*) „Denn der Unterzeichnete (Bunsen) zögert nicht, auf die unzweideutigste Weise zu erklären, daß, wenn die Befürchtungen Sr. Heiligkeit gegründet wären, von Seiten des Gouvernements nicht nur Unrecht, sondern eine schreiende Ungerechtigkeit und eine Verletzung feierlicher Verpflichtungen vorhanden seyn würde." Note Bunsens an Lambruschini v. 15. Apr. 1836.

am Ende. Er erklärte Schmedding: „wenn er dem Papste einen Bericht schicken wolle, so werde er ihn schon selbst schreiben" u. ferner: „eine Lüge sei nie aus seiner Feder geflossen." — Er schrieb selbst einen kurzen Bericht, worin er nur von zwei Punkten Erwähnung that, nämlich zuerst der hermesischen Sache, mit der er schon fertig zu werden hoffe; zweitens der gemischten Ehen. Das Breve, für dessen Erlassung er danke, sei publizirt; er werde nach Kräften dafür sorgen, daß es ausgeführt werde. Schmedding mußte sich bequemen, dieses Schreiben mitzunehmen. Nachdem er zu Koblenz mit dem Herrn von Bodelschwingh gesprochen u. wahrscheinlich nach Berlin berichtet hatte, schrieb er von dort aus zurück nach Köln: „Dem Könige sei die hermesische Angelegenheit so verhaßt, daß er mit dem Briefe in Berlin nicht erscheinen dürfe, wenn nicht die Stelle von der hermesischen Angelegenheit ausgelassen würde." Das geschah, und so blieb von dem, an sich schon kurzen, Berichte nur ein Stück übrig. Ueber Schmedding äußerte sich der Erzbischof bei dieser Gelegenheit: „Wenn mir der Minister von Altenstein noch einmal schreibt, daß er Schmedding zu mir schicken werde, so antworte ich: ich werde ihn nicht annehmen." Dieser ganze Vorfall hatte den letzten Rest von Vertrauen zu den Männern, in deren Händen die Verwaltung des Staates lag, in ihm vernichtet. In Trier ging es ebenfalls auf eine ganz eigenthümliche Art. Der Bischof war todtkrank und wollte sich auf Geschäftssachen nicht einlassen. Er erklärte gegen Schmedding: „Sie sind katholisch u. ich halte Sie für einen ehrlichen Mann. Sie sehen, in welchem Zustande ich bin. Da Sie von der ganzen Sache die genaueste Kenntniß haben, so übergebe ich mich an ihre Treue. Ich unterschreibe, was sie mir bringen." Schmedding schob der Hand des Bischofs ein von ihm gefertigtes Machwerk unter. — Erst unterm 15. Januar 1837 übergab Bunsen diese 4 Schreiben mit einer beigefügten Note, worin er versicherte, den Bischöfen sei die Note Lambruschini's vom 15. März 1836, so viel sie dieselben angegangen habe, mitgetheilt worden. Die Kürze des Schreibens vom Erzbischofe von Köln erklärt er folgender Weise: „Der neue Erzbischof von Köln hat, da er die Ausführung der päpstlichen Bestimmungen in seiner Diözese festgestellt fand, natürlich auf diese Thatsachen nicht eingehen können; allein er hat seine ehrwürdige Stimme und das Gewicht seines unverdächtigen Zeugnisses dem Berichte seiner Mitbrüder beifügen zu müssen geglaubt, indem er Sr. Heiligkeit seine innige und gewissenhafte Ueberzeugung ausdrückt, daß er die Bahn, die er vorgezeichnet gefunden, verfolgen zu müssen geglaubt habe." Dann erhebt Bunsen die vier Prälaten mit den ungemessensten Lobsprüchen u. setzt hinzu: „Es scheint dem Unterzeichneten, daß die römisch-katholische Kirche in Deutschland zu existiren aufgehört haben würde, wenn Dokumente, unterzeichnet von Bischöfen, u. von solchen Bischöfen, gerichtet an einen Papst, der mit so vielem Eifer über die Schicksale seiner Kirche wacht, übergeben endlich mit aller geheiligten Feierlichkeit einer offiziellen Note, ein Wort, eine Silbe enthalten könnten, die nicht aus der Seele, aus dem Gewissen dieser Prälaten flösse, und die sie nicht bereit wären, gegen jeden Versuch aufrecht zu erhalten." — Indeß fand die Note keinen Glauben. Das furchtbare Geheimniß, das zu verhüllen schon so viel Scharfsinn nutzlos verschwendet war, wuchs gleichsam riesengroß aus der Erde hervor. Der Staatssekretär übergab dem Gesandten die Abschrift eines Briefes vom Bischofe von Hommer zu Trier, worin dieser auf dem Todesbette dem Papste die ganze Sachlage enthüllt, einen förmlichen Widerruf aller, von ihm in der Sache der gemischten Ehen gethanen, Schritte geleistet und den Papst gebeten hatte, für seine Heerde Sorge zu tragen. Der Bischof von Trier sagt in dem Briefe: „Jene drei, der König selbst, der Erzbischof (Spiegel) u. der Minister Bunsen brachten, ohne daß andere Bischöfe oder Minister zu Rathe gezogen wurden, die Sache zu Stande." Bunsen gerieth über diese neue Mittheilung außer aller Fassung, und verwickelte sich in der neuen Note, die er als Erwiderung an den Staatssekretär mittheilte, in unauflösliche Widersprüche und Verlegenheiten. Indeß war in Köln die Entwickelung der

Dinge wiederum einen Schritt weiter gerückt. Das Benehmen des Erzbischofs in Sachen des Briefes, auf den Bunsen zu Rom schmerzlich harrte, überzeugte den Minister Altenstein, daß derselbe durch keine diplomatische Kunst aus seiner angenommenen festen Stellung zu verdrängen sei. Darum sollte nun ein anderer Weg eingeschlagen werden. Während die Briefe der vier Bischöfe nach Rom befördert wurden, und der Erzbischof Clemens August aus dem Munde Bunsens das höchste Lob empfing, schrieb der Minister von Altenstein an ihn im December 1836 einen Brief gar ernsten u. drohenden Inhaltes, worin er ihm erklärte, daß es unmöglich angehen könne, daß, wie der Erzbischof zu thun pflege, Staat u. Kirche wie zwei, in ihrer Art gleichberechtigte, Gewalten einander gegenübergesetzt u. die Gültigkeit der Beschlüsse von Trient den Staatsgesetzen gegenüber behauptet würde. Wo nicht der Erzbischof diese Stellung, worauf er sich zurückgezogen habe, als unhaltbar verließe, so würde er — der Minister — sich genöthigt sehen, die Kirche zu bekämpfen u. zwar nicht allein da, wo sie faktisch dem Staate engegentrete, sondern, wo vorausgesetzt werden könnte, daß sie je dazu im Stande seyn würde. Auch die Heremesianer nahm der Minister in Schutz u. nannte die gegen sie ergriffenen Maßregeln eine Verfolgung, die dem Geiste des preußischen Staates ganz entgegen wäre (dieses Schreiben ist nur unvollständig und verstümmelt in den Zeitungen mitgetheilt). So war denn ein eigentlicher Kriegeszustand bereits ausgesprochen. Der Erzbischof beantwortete das Schreiben eben so ruhig, als fest, u. schickte eine Abschrift von beiden durch vertraute Hand an den damaligen Kronprinzen, jetzigen König. — Indeß hatte die Staatsbehörde den Hermesianern Winke gegeben. Man wollte durch sie den Kirchenfürsten niederkämpfen, damit er so in den Sachen der gemischten Ehen, die man in Rom durch Bunsens Kunst wieder in das rechte Geleise gebracht zu haben vertrauete, fügsamer u. geschmeidiger würde. Es ist nicht zu läugnen, daß der Kampf, den der Erzbischof von dieser Seite zu bestehen hatte, ihm bitterer war u. ihm mehr herbe Stunden bereitet hat, als selbst der Kampf mit der Regierung. Denn sobald die Heremesianer sich entfesselt sahen, da haben sie mit all jener Parteiwuth u. Bitterkeit, die hartnäckigen Irrlehrern eigen zu seyn pflegt, ihre Feindschaft gegen den Oberhirten, der ihrer Sache einen Damm entgegensetzte, ausgelassen, u. haben sich nicht gescheuet, auch seine ehrwürdige Person in Schriften u. Reden zu lästern. Ich erinnere hier nun an das berüchtigte Commonitorium ad archiepiscopum Cl. A. Die Triebfeder in dieser ganzen Sache war der Regierungs-Bevollmächtigte an der Universität Bonn, Rehfues, der mit den Häuptern der Hermesianer, den Professoren Achterfeld und Braun, fortwährende Verbindungen unterhielt. Der Erzbischof wurde daran gehindert, das Breve gegen Hermes zu publiciren. Er aber nahm solche Maßregeln, daß dem weiteren Umsichgreifen des Hermesianismus unter den Studirenden Einhalt gethan wurde. Zuletzt weigerte er den Vorlesungen der hermesischen Professoren die erzbischöfliche Approbation, was zur Folge hatte, daß die Studirenden die Häresie derselben mieden. Der Regierungs-Bevollmächtigte behauptete, der Erzbischof von Köln habe gar nicht die Befugniß, die theologischen Vorlesungen zu approbiren, oder nicht zu approbiren u. drohte, allen Theologen ihre Staatsstipendien zu entziehen u. sie aus dem Conviktorium zu verweisen, wenn sie sich weigern würden, die vom Inspektor des Convikts, dem Professor Achterfeld, vorgeschriebenen Collegien zu hören. Da blieb den Studirenden nur die Wahl zwischen dem Gehorsam gegen den Erzbischof und gegen den Regierungs-Bevollmächtigten. Sie wählten den ersteren u. verließen Massenweise das Convikt. Viele von ihnen waren ganz dürftig. Der Erzbischof bot Alles auf u. verkaufte in der Noth sogar seine silbernen Leuchter, um die dürftigen Studenten zu unterstützen. Die Sache aber schlug besonders dadurch zum großen Nachtheile der Regierungsmaßregel aus, weil nun das größere Pubkikum, immer mehr aufmerksam gemacht, der Sache eine von Tag zu Tag sich steigernde Theilnahme zuwendete. Um einen Ersatz für das Breve, dessen Publikation noch immer nicht gestattet wurde, zu haben, setzte der

Erzbischof den Hauptirrthümern des Hermes eine Anzahl von Propositionen, denen er, um dem Ganzen den Charakter einer einstweiligen Maßregel zu geben, den Namen „Theses" gab, entgegen u. ließ diese von den Ordinanden vor dem Empfange der heiligen Weihen unterschreiben. Kurz, die Sache gedieh so weit, daß vorauszusehen war, der Erzbischof würde, ohne den Schutz der Regierung um einen theueren Preis, wie man es wünschte, zu erkaufen, mit dem neuen gegen ihn gewaffneten Feinde schon fertig werden. — In der Zwischenzeit war Bunsens Stellung in Rom unhaltbar geworden. Der apostolische Stuhl hatte Gelegenheit gefunden, sich so vollständig zu unterrichten, daß das völlig entschleierte Geheimniß den Augen des betroffenen Gesandten vorgehalten werden konnte. Bunsen verließ daher Rom, um nun daheim alle seine Kraft gegen den Erzbischof von Köln zu versuchen, dessen unerschütterliche Haltung ihm die Behauptung seines Postens zu Rom unmöglich gemacht. Er selbst reisete mit dem Regierungspräsidenten, Grafen von Stolberg-Werningerode, incognito nach Köln, um den Erzbischof zu einer befriedigenden Erklärung zu vermögen. Einmal schien eine Uebereinstimmung zu Stande zu kommen. Aber mit Recht mißtrauete der Erzbischof der wortereichen Unbestimmtheit Bunsens u. fürchtete hinter dessen vorgeschlagener Verständigungsformel eine verborgene List. Daher schrieb er an die beiden Unterhändler folgende schöne Erklärung: „Ganz einfach liegt die Sache, wie folgt: Zwei Normen meiner Handlungsweise liegen vor: erstens das Breve, zweitens die Uebereinkunft. Ich befolge demnach so viel möglich beide Normen; wo aber die Instruktion (die Uebereinkunft) nicht in Einklang zu bringen ist mit dem Breve, da richte ich mich nach dem Breve. Dieses, u. nichts Anderes, verstehe ich unter den Worten „gemäß dem Breve u. der Instruktion ... Ich will mich nicht in den Fall setzen, in welchem einer meiner Confratres eben in Beziehung auf diesen Gegenstand gekommen ist, nämlich auf dem Todesbette widerrufen zu müssen, was ich im Leben gethan habe." — Stolberg brach nun auf Bunsens Antrieb alle weiteren Unterhandlungen als überflüssig ab u. schrieb unterm 18. September an Clemens August: „es sei demnach ihm jeder weitere Schritt unmöglich geworden, eben so jede Verständigung über irgend eine andere Angelegenheit, welche des Erzbischofs fortgesetzte Amtsthätigkeit auf eine längere Zeit voraussetzen würde." — Während so in Köln die Bedrängnisse sich mehrten, erhielt Clemens August ein Schreiben vom Erzbischofe von Posen, Martin von Dunin, worin dieser um schriftliche Mittheilung seiner Verfügungen in Sachen der Hermesianer und Aufschluß über die Behandelung der gemischten Ehen am Rheine bat. Als der Erzbischof den Brief gelesen hatte, faltete er zum Himmel seine Hände u. sprach: „Nun, Gott sei ewig gedankt, auch im Osten denkt man wieder an die arme Kirche." Und wirklich war der Gedanke an eine Befreiung der Kirche von unwürdigen Fesseln, die sie seit lange trug, auch in den Ostprovinzen nicht allein in der Seele des großen Erzbischofs von Posen-Gnesen, sondern auch vieler Priester u. Laien erwacht, u. der mehr u. mehr ins Publikum u. selbst in die Tagesliteratur hineindringende Kampf, der in den Westprovinzen entzündet war, wurde im Osten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtet, bis endlich Schritte zu einer gegenseitigen Verständigung geschahen. Es lag darin ein Fortschritt zur Entwickelung der religiösen Zukunft Preußens und Deutschlands, dessen ganze Wichtigkeit die fast unmittelbar darauffolgenden Ereignisse an den Tag legten. Der Plan der Vorsehung, als sie die katholischen Westprovinzen dem preußischen Staate einverleibte, begann verwirklicht zu werden. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß vom Westen aus direkt Nichts geschehen ist, um auf die östlichen Provinzen einzuwirken. Ganz wie von selbst war zu gleicher Zeit in Köln u. Posen das Streben nach Erringung der Kirchenfreiheit in den Gemüthern erwacht, und erst, als es bereits beiderorts erstarkt war, fand eine Verständigung und ein Zusammenschluß statt. Die Regierung mußte jetzt einsehen, daß die Behauptung ihrer rein protestantischen Stellung, die an sich unrechtmäßig war u. die bisher nur durch den Aufwand der künstlichsten Machinationen hatte aufrecht erhalten

werden können, nachgerade ein Ding der reinen Unmöglichkeit wurde. Hätte sie sich noch jetzt von dem theologischen Gebiete zurückziehen wollen u., die Confessionen sich ihrer eigenen Entwickelung überlassend, sich auf das ihr in einem paritätischen Staate zustehende Gebiet zurückgezogen, es hätten ihr bittere Erfahrungen erspart werden mögen. Aber einmal war die alte protestantisch-preußische Tradition in Berlin und in den alten Provinzen zu tief eingewurzelt, als daß man von dem Gedanken hätte ablassen können, daß die Staatsgewalt für den Protestantismus gegen die Kirche gewaffnet werden müsse; anderer Seits hatten die Beamten, in deren Händen das Ruder des Staates lag, die in so viele Unredlichkeiten bereits sich verstrickt hatten, zu sehr den Glauben an Männerwerth u. Treue gegen Gott u. Gewissen verloren, als daß sie hätten glauben können, es würden auch dann noch Bischöfe und Priester für die Sache ihrer Kirche stehen, wenn sie von der öffentlichen Gewalt mit Verlust ihrer Stellung und vielleicht ihrer Freiheit bedroht würden. Wirklich begann man, bald nach Bunsens Abreise von Köln, den Erzbischof mit der gewaltsamen Vollziehung dessen zu drohen, was in dem letzten Schreiben Stolbergs klar genug angedeutet war. Eine kleine, anonym von Rehfues herausgegebene Schrift: „die Wahrheit in der hermesischen Sache" sollte die Gemüther darauf vorbereiten. Die Schrift enthält alle die Phrasen von Gewissensfreiheit, Unverletzlichkeit der Beamten, Aufklärung, deutscher Universitätsbildung, deutschem Staats- und Kirchenrechte, womit Protestantismus, Aufklärerei und Beamtenthum so lange um sich geworfen u. bei der großen Masse ihre Wirkung nie ganz verfehlt hatten. — Aber es war der letzte Tag, an welchem die alte Garde focht. — Die „Beleuchtung" folgte ihr sogleich auf dem Fuße nach. Beide Schriften hatten das Gute, daß die gebildeten Stände aus ihrer Theilnahmslosigkeit aufgeweckt wurden; namentlich fingen die rheinischen Juristen an, der Sache eine große Aufmerksamkeit zu schenken. Fast gleichzeitig mit der Schrift von Rehfues langte in Köln ein Ultimatum des Ministers von Altenstein vom 24. October an, wie denn überhaupt zwischen Altenstein u. Rehfues in Handeln und Schrift bis dahin eine völlige Uebereinstimmung sichtbar war. Das Ultimatum lautete so: „der Erzbischof habe in mehren Punkten, namentlich in der hermesischen Sache, eine Handlungsweise angenommen, die den bestehenden Gesetzen zuwider laufe. Wenn aber auch der König über dieses Alles huldvollst hinwegsehen wolle, so könne doch ein Punkt unmöglich ohne ernstliche Ahndung gelassen werden. Der Erzbischof habe nämlich in Betreff der gemischten Ehen das Vertrauen der Behörden in dem Grade getäuscht, daß er nicht nur die bekannte Uebereinkunft unausgeführt gelassen, sondern sogar die kirchliche Trauung nur dann gestatte, wenn das ausdrückliche Versprechen der katholischen Kindererziehung gegeben würde. Gäbe er hierüber nicht ohne Zeitverlust eine befriedigende Erklärung, so würde sofort Hemmung seiner Amtsthätigkeit eintreten. Wenn ihn Gewissenszweifel hinderten, dem Gesagten zu genügen, so werde das zwar geachtet, könne aber niemals von der Befolgung der Gesetze freisprechen. Jedoch wolle der König ihm gestatten, sein Erzbisthum niederzulegen, wo dann wegen des Vergangenen nicht weiter eingeschritten werden solle." — Der Erzbischof antwortete unterm 31. Oct.: „Er könnte keine seiner Handlungen als unzuläßig anerkennen u. habe, was die Angelegenheiten der gemischten Ehen betreffe, immer seiner ersten Erklärung nach, gemäß dem Breve u. der Convention gehandelt." „Ich muß, so schloß der Brief, gehorsamst bemerken, daß meiner vorstehenden Erklärung nicht Gewissenszweifel, sondern die feste Ueberzeugung zu Grunde liege, kein Bischof dürfe eine Erklärung geben, welche mit der angeführten im Widerspruche ist. Ich darf übrigens nicht unterlassen, auch für mich die Gewissensfreiheit in Anspruch zu nehmen und die Rechte der katholischen Kirche und die freie Ausübung der katholischen Kirchengewalt zu verwahren; dabei auch gehorsamst zu bemerken, daß meine Verpflichtung gegen die Erzdiözese u. gegen die ganze Kirche mir verbietet, sowohl meine Amtsverrichtungen einzustellen, als mein Amt niederzulegen. In allen weltlichen Dingen bin ich Sr. Majestät gehorsam, wie es einem treuen

Unterthan geziemt. Clemens August, Erzbischof von Köln." Der Erzbischof sah ein, daß die Zeit ernsten Handelns u. wohl auch des Leidens für ihn gekommen sei, u. die Ruhe u. Fassung, womit er alle seine Anordnungen traf, zeugen von der Klarheit seines Geistes, wie auch von dem unerschütterlichen Bewußtseyn, daß Recht u. Pflicht ihn leite. Wozu seine Gegner fähig seien, das kannte er aus den vorliegenden Verhandlungen. Er fürchtete darum Nichts mehr, als daß, wenn Gewalt gegen ihn gebraucht würde, zugleich auch verläumderische Gerüchte gegen ihn ausgestreuet u. der Welt der wahre Thatbestand verhüllt würde. Dem mußte er zuvorkommen. Er schickte daher vor Allem eine Abschrift von dem Schreibens des Ministers Altenstein u. von seiner Antwort an den Papst nach Rom. Eine zweite, dritte u. vierte Abschrift ging an den Bischof von Münster, von Paderborn u. an das Domkapitel von Trier. Außerdem ward eine Abschrift an einen Freund in Düsseldorf, eine nach Aachen, eine nach Bonn geschickt. Zudem wußte er, daß er Verräther am Heiligthume in seinem eigenen Domcapitel hatte, mit denen die Regierung ein geheimes Einverständniß unterhielt. Das war derselbe München, der früher als Secretär von Graf Spiegel sich dem Minister Bunsen bereits als so brauchbar bewährt hatte u., als Hauptmitwisser des Geheimnisses, fortwährend Bunsens Freund u. Schützling geblieben war. Um diesen hatten sich einige gleichgesinnte Domherrn gesammelt. Die übrigen Domherrn waren schwache Männer, auf deren keinen bei einer Gefahr für die Sache der Kirche zu bauen war. Es war fast unverändert noch das erste Capitel, wie die Regierung es nach Wiederherstellung des Erzbisthums zusammengesetzt hatte. Nur einer der Domherrn war ein entschiedener Freund des Erzbischofs; dieser aber war krank. Dagegen zählte das Pfarrcapitel, aus den 19 Stadtpfarrern von K. bestehend, Männer alter Treue u. bewährter katholischer Gesinnung in seiner Mitte. Beide Capitel ließ der Erzbischof am Morgen des 4. Novembers, dem Tage des heiligen Karl Borromäus, zu sich kommen. Gegen 10 Uhr trat das Domcapitel vor. Der Erzbischof legte den Domherrn kurz die Lage der Dinge vor u. theilte ihnen die letzten Briefe mit. Die meisten waren stumm; einige der besseren hofften, die Sache würde wohl glücklich vorübergehen. Um so fester u. kräftiger sprach sich das Pfarrcapitel aus. Alle baten den Erzbischof, fest bei ihnen für die Sache der heiligen Kirche auszuharren u. gelobten ihm nochmals Ergebenheit u. Treue. Das war die Gegenwehr, die der Erzbischof im entscheidenden Augenblicke traf u. wodurch er seinen Feinden die gegen ihn geschmiedeten Waffen aus der Hand wand. Es ist nicht zu sagen, wie zahlreiche Beweise von Treue u. Ergebenheit ihm von allen Seiten zu Theile wurden. Auch das Volk, welches von dem Stande der Dinge bald Kunde erhielt, gerieth in eine große Bewegung u. suchte in aller Weise seinem Oberhirten die Gesinnung seiner Ergebenheit zu zeigen. In Berlin war man durch die Schritte des Erzbischofs überrascht. Der richtige Zeitpunkt zum Handeln war verfehlt u. das Geheimniß, an dessen Verhüllung vor den Augen des Publikums Alles gelegen war, drohete immer mehr ans Tageslicht zu kommen. Da willigte endlich der König in die gewaltsame Entfernung des Erzbischofes ein. In aller Stille wurden dazu die Vorbereitungen getroffen. Der Oberpräsident reisete zwischen Koblenz u. Köln hin u. her, das Militär war in Bewegung u. eine allgemeine Unruhe der Gemüther war sichtbar. Der 20. November war zur Ausführung des Planes bestimmt. Es kam Alles darauf an, den alten Erzbischof zu überraschen u. noch jetzt Nachgiebigkeit zu erlangen, oder ihn doch wenigstens zum gutwilligen Verlassen der Erzdiözese zu vermögen. Mit dem Schlage 6 des Abends, wo bereits Alles dunkel war, wurden plötzlich die zum bischöflichen Palaste führenden Straßen durch das Militär abgesperrt u. das Volk durch die widersprechendsten Gerüchte über das, was vorging, getäuscht. Alle Regimenter der Besatzung waren in den Kasernen consignirt. Der Erzbischof war allein auf seinem Arbeitszimmer; nur sein Sekretär war bei ihm. Im Hause wurde kein Geräusch gehört. Plötzlich ward die Thüre des Zimmers mit Heftigkeit aufgeworfen; 4

Männer stürzten mit Hast hinein u. umgaben sofort von 3 Seiten den Erzbischof. Es war der Oberpräsident Bodelschwingh in Uniform, den Degen an der Seite, der Regierungspräsident v. Ruppenthal, der Kölner Oberbürgermeister Steinberger u. der Regierungsrath Birk. „Was gibt das?" fragte der Erzbischof beim Hineintreten der Herrn. Ein unangenehmer Auftrag führt mich hierher, sagte der Oberpräsident, zog ein Papier aus dem Busen hervor u. fragte, es dem Erzbischofe hinreichend, ob er die Aechtheit des Schreibens anerkenne; — es war die letzte Erklärung an den Minister v. Altenstein. Der Erzbischof nahm das Papier, las es sorgfältig durch u. erklärte es für sein Schreiben. „Beharren Sie noch, fragte der Oberpräsident auf der hier gegebenen Erklärung?" — „Ja wohl." — „So bedaure ich, im Namen Sr. Majestät des Königs Ihnen verkündigen zu müssen, daß Sie Köln u. die Erzdiözese verlassen müssen, um außerhalb das Weitere abzuwarten." Mit dem Tone der ruhigsten Fassung erwiederte der Erzbischof: „Der gute Hirt verläßt seine Heerde nicht." Bei diesem Worte stockte dem Oberpräsidenten der Athem. Nur nach wiederholter Unterbrechung brachte er die Worte hervor: „Sie haben noch in dem Schreiben selbst (an v. Altenstein) erklärt „in allen weltlichen Dingen wären Sie Sr. Majestät gehorsam; ist denn das kein weltliches" .... Hier winkte der Erzbischof mit der Hand: „Schon gut, schon gut, es ist Alles in Richtigkeit." Auch hier war also wieder alle vorhergemachte Berechnung gescheitert u. der Oberpräsident mußte sich entschließen, den Kirchenfürsten als Gefangenen von Köln abführen zu lassen. Als der Erzbischof hörte, daß er Gefangener sei, soll er laut Gott für die Gnade gedankt haben. Gefragt, wen er zum Begleiter zu haben wünschte, erwiederte er „nur meinen Kaplan." Das soll Ihnen gewährt werden, war die Antwort des Oberpräsidenten. Um 7 Uhr Abends bestieg er in Begleitung eines Gensdarmerieobristen seinen Wagen, der, von reitender Artillerie begleitet, zum St. Gereonsthore fuhr u. dann am linken Rheinufer die Düsseldorfer Straße einschlug. Sein Sekretär war nicht, wie der Oberpräsident es versprochen hatte, in seiner Begleitung. Derselbe ward um 8 Uhr in einem andern Wagen unter Bedeckung eines Gensdarmeriehauptmannes über die Deutzer Brücke zum rechten Rheinufer gebracht u. dann fast vierthalb Jahre, getrennt vom Erzbischofe, gefangen gehalten. Bei Düsseldorf ward der Erzbischof über den Rhein gebracht. In Hagen ward eine Ruhe von 20 Minuten gewährt. Kurz nach der Ankunft in Unna schlug der Blitz in den reformirten Kirchenthurm. Am Mittwoch den 22. Nov., Morgens zwischen 6 u. 7, langte der Wagen in der Festung Minden an, wo der Erzbischof beim Commandanten abstieg, dann aber ein gemiethetes Quartier bezog, in dem er, von Gensdarmen bewacht, als Gefangener blieb. Zu Köln hatte indeß der Oberpräsident noch in der verhängnißvollen Nacht der Gefangennehmung das Domcapitel, mit dem bereits vorher eine Verständigung stattgefunden hatte, versammelt, ihm einen Erlaß des Ministers von Altenstein vom 15. November mit einer Reihe schwerer Anschuldigungen gegen den Kirchenfürsten übergeben und es vermocht, die Verwaltung der Erzdiözese zu übernehmen. Alle Capitularen, mit Ausnahme von Monpoint u. dem abwesenden Professors Scholz, unterschrieben ihre Namen. Es waren: Adalbert von Beyer der Propst, und Weihbischof Hüsgen der Dechant, Müller, Schweitzer, München, Iven, Filz u. Weitz. Der Domherr Iven, ein Mann von ehrenwerther Gesinnung, hatte sich durch die Macht des Augenblickes überraschen lassen u. leistete später einen förmlichen Widerruf. Beyer war ein frommer, aber schwacher Mann, der wohl seine That bereuete, aber nicht zum Widerrufe kam. Montpoint war über das Benehmen der Domherrn so empört, daß er, schon seit länger kränkelnd, vom Fieberanfalle ergriffen, bald darauf starb. Scholz hat wiederholt vor Zeugen seine Freude darüber geäußert, daß sein Name nicht mit auf der Ehrentafel vom 21. November stehe. So blieben denn eigentlich nur die Namen Hüsgen, Müller, Schweitzer, München, Filz und Weitz übrig. Unterm 21. November erschien ein Erlaß vom Propste von Beyer im Namen des Capitels, worin dieses dem ganzen Klerus „gleichsam bei Erledigung des Erzbisthums

durch den Tod des Inhabers“ die Uebernahme der Verwaltung anzeigte. Dieser Erlaß, der mit den Worten: „Gravissimis ex causis“ beginnt, ist am Rheine zum Sprichworte geworden. Gleichzeitig wurden tausende von Proklamationen an das Volk verbreitet u. in der Staatszeitung u. darauf in unzähligen andern Blättern ein Promemoria abgedruckt, welches, von den Ministern Altenstein, Rochow und Mühler unterzeichnet, die schwere Schuld des Erzbischofs aller Welt kund thun sollte. Die Anklagen lauteten auf Verfolgungssucht gegen die Hermesianer, Wortbrüchigkeit, Richtachtung der Gesetze des Staates, kurz, auf alle die Verbrechen, deren die Rehfues'sche Schrift den Kirchenfürsten beschuldigt hatte. Was aber am meisten Erstaunen erregte, war die hinzugefügte Beschuldigung eines Einverständnisses des ehrwürdigen Erzbischofes mit zwei revolutionären Parteien. Was aber das katholische Volk mit der schmerzlichsten Ungewißheit erfüllte, war der Schein, den die Regierung annahm, als geschehe Alles mit Vorwissen u. Uebereinstimmung mit dem apostolischen Stuhle. So hatte man denn Nichts unterlassen, um der Gewaltthat auch noch einen moralischen Mord hinzu zu fügen. Eine sichtbare Freude war überall bei den protestantischen Bevölkerungen unverkennbar; der tiefste und letzte Schlag, meinten sie, sei gegen die katholische Kirche ausgeführt; die Prediger sprachen laut von der Umwandelung der katholischen Dome in protestantische Tempel, und besonders die Beamten wieder, der König habe recht gethan, daß er einen widerspenstigen Beamten nicht länger geduldet habe. Aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Das katholische Volk, nicht in Köln allein, sondern am ganzen Rhein, in Westphalen, durch alle deutsche Länder hin, ja in ganz Europa, war wie von einem gemeinsamen Schlage getroffen. Die tiefe Trauer machte aber bald einem bitteren Grolle Platz, als man die näheren Umstände der Gewaltthat und die eigentliche Veranlassung erfuhr. Dann aber lebte eine allgemeine Hoffnung auf, als man hörte, wie der Erzbischof, ungebeugt u. unbesiegt, in die Gefangenschaft geführt war, und als Gefangener die Freiheit der Kirche behauptete. Aller Augen waren, wie seit 300 Jahren nie, nur auf Rom gerichtet, und erwarteten mit ängstlicher Spannung von dort die Entscheidung. Da erscholl am 10. December 1837 von Rom ein Wort herüber, von dessen Wirkung in Deutschland u. bei allen europäischen Völkern die Geschichte wohl kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Am 1. December hatte der Stellvertreter Bunsens in Rom den Cardinal Staatssekretär bloß mündlich davon in Kenntniß gesetzt, daß wahrscheinlich in demselben Augenblicke der Erzbischof von Köln durch eine Maßregel der Regierung außer Standes gesetzt würde, ferner seine Verwaltung zu führen. Der Papst, von der ganzen Sachlage durch die Briefe des Erzbischofs aufs Genaueste unterrichtet, protestirte sofort gegen jede Gewaltthat und berief, als sichere Kunde von dem Geschehenen einlief, am 10. December ein Consistorium der Cardinäle, worin er in einer kraftvollen Rede den Erzbischof von Köln vollständig rechtfertigte, die preußische Regierung vor Himmel und Erde in Anklagestand versetzte und alles, in Sachen der gemischten Ehen gegen den Sinn des Breve von Pius VIII. Geschehene, für null und nichtig erklärte. „Was Niemand sich vorstellen oder denken konnte, sagt die Allocution; was auch nur leichthin zu muthmaßen ein Verbrechen gewesen wäre, das ist (in Sachen der gemischten Ehen) auf arglistigen Betrieb der weltlichen Macht geschehen. Unter so bewandten Umständen, ehrwürdige Brüder! glauben wir es Gott, der Kirche und dem Amte, welchem wir vorstehen, schuldig zu seyn, daß wir unsere apostolische Stimme erheben, und die verletzte kirchliche Freiheit, die verachtete bischöfliche Würde, die usurpirte heilige Gerichtsbarkeit und die mit Füßen getretenen Rechte der katholischen Kirche und dieses heiligen Stuhles öffentlich in Eurer Versammlung reklamiren. Während wir aber dieses thun, wollen wir zugleich dem in jeglicher Tugend ausgezeichneten Manne, dem Erzbischofe von Köln, das wohlverdienteste Lob dafür ertheilen, daß er die Sache der Religion mit so großer eigener Gefahr unüberwindlich verfochten hat. Wir ergreifen auch diese Ver-

anlassung, öffentlich und feierlich kund zu geben, daß wir alle und jede, gegen den wahren Sinn der von Unserem Vorgänger erlassenen Erklärung in dem Königreiche Preußen auf unrechtmäßige Weise eingeführte, Praxis in Betreff der gemischten Ehen gänzlich verwerfen." — Es läßt sich wohl schwerlich ein Begriff davon geben, welche Wirkung diese Worte in den Gemüthern hervorbrachten. Es war, als wenn nach einem langen Traume die Völker sich wieder klar würden über ihren religiösen Beruf. Und Aller Herzen hatten den moralischen Mittelpunkt der christlichen Welt, den seit 300 Jahren die Kirchenspaltung dem Auge der Völker wie mit einem Nebelschleier verhüllt hatte, im Statthalter Christi wiedergefunden. Sie sahen ein, daß Gewissensfreiheit, Geistesfreiheit, Glaube und Tugend vom Despotismus der Beamtenwelt, in deren jämmerliche Sclaverei Europa durch die Reformation gerathen war, mit Füßen getreten würden, wenn nicht ein höherer Sachwalter, mit einer Sendung von Oben ausgerüstet, über diese höchsten Güter der Menschheit wachte. Selbst die Protestanten fühlten tief die höhere Macht dieser Stimme und wurden es sich bewußt, was ihnen fehle. Das Domkapitel von Köln erhielt vom Papste unterm 26. December einen scharfen Verweis wegen seines schlechten Benehmens; es mußte die usurpirte Verwaltung niederlegen und Hüsgen durfte fortan nur als Generalvikar des Erzbischofs Clemens August bis auf Weiteres die Verwaltung führen. Was aber das Wichtigste war, es erklärten die Bischöfe von Münster und Paderborn sich förmlich von der Convention über die gemischten Ehen los; in Trier war dasselbe faktisch schon früher geschehen, und so hörte, trotz allem Widerstreben der Behörden, die vom Papste verworfene Praxis wie mit einem Schlage in den sämmtlichen Rheinprovinzen auf. Die Regierung hatte sich nicht darüber zu beklagen, weil die ganze Frage sich von nun an, wie es recht und billig war, auf das rein konfessionelle Gebiet zurückzog und den Staat seiner Bestimmung, rein paritätischer zu seyn, um einen wesentlichen Schritt näher brachte. Aber in der That gefahrdrohend für den Staat war es, daß das ganze Geheimniß der seit Jahren geführten Verhandlungen immer mehr sich aufklärte, indem das Publikum, das die Wirkungen dieser Verhandlungen sah, nicht eher ruhete, bis es die wahre, Anfangs so verborgen gehaltene, Ursache ganz u. gar an das Tageslicht hervorzog. Die Mittel, welche man in Berlin anwendete, um jede neu gemachte Entdeckung niederzuschlagen u. die immer größer werdende Oeffnung wieder zu stopfen, geben uns Zeugniß von dem tiefen moralischen Verfall, von dem ein großer Theil der Beamtenwelt inficirt war. Die schwerste Calamität, die in dieser Hinsicht über die Regierung gekommen, war der Erlaß einer Staatsschrift, in welcher das ganze Benehmen der Regierung vom Beginne des Streites über die gemischten Ehen bis zur letzten Katastrophe gerechtfertigt werden sollte. Der Gebrauch, der von dieser unseligen Staatsschrift gemacht wurde, bestimmte den apostolischen Stuhl, ihr eine römische Staatsschrift entgegen zu setzen. Sie war einfach, enthielt aber eine große Menge centnerschwerer Aktenstücke, wodurch die preußische Staatsschrift völlig entwaffnet wurde. Der Eindruck, den das Bekanntwerden dieser Aktenstücke, namentlich der Noten von Bunsen, hervorbrachte, war unbeschreiblich; aber selbst für Katholiken war er unermeßlich peinlich. Von jetzt an war die ganze nackte Wahrheit enthüllt und es wurde auch wohl kein ernstlicher Versuch mehr gemacht, sie zu umschleiern. Daß die Presse in und außer Deutschland sich mit der Sache thätig beschäftigte, läßt sich erwarten. Alle Zeitungen waren in Kirchen- und Streitblätter umgewandelt, und die Zahl von Schriften für u. gegen, die in einer Zeit von 4 Jahren gedruckt wurden, läßt sich gar nicht bestimmen. Auch hier hatte die Regierung die Demüthigung, daß eine Menge Schriftsteller, wie Gutzkow u. seines Gleichen, aus deren Munde ein Lob für eine Regierung eine Niederlage ist, sich auf ihre Seite schlugen, und daß ihre Vertheidigung durch Blätter und in einem Tone, der nur dem bittersten Religionshasse entspringen konnte, geführt wurde, während sie nur mit Mühe ehrenwerthe Männer, wie Leo, Marheineke u. A. zu einer frostigen oder zwei-

deutigen Advokatie aufrufen konnte. Mehre der tüchtigsten Protestanten in Preußen selbst, wie Joel Jacoby, G. Rintel u. A., traten zur katholischen Kirche hinüber und wurden die glühendsten Vertheidiger des Erzbischofs. Von katholischer Seite erschien eine ganze Reihe der vortrefflichsten Schriften. Vorzüglich die Advokaten zeigten großen Eifer. Alle in dieser Zeit erschienenen Schriften übertraf aber an innerer Kraft u. Wirkung der Athanasius v. J. Görres. Wie ein Riese trat er plötzlich auf den Kampfplatz, voll niederschmetternder Ironie, voll Alles begeisternder Kampfes- und Siegesfreudigkeit, so daß Anfangs beide Parteien stutzten, und nicht wußten, wie ihnen darob ward. Dem Athanasius folgten die Triarier u. mehre andere Schriften nach. In München, welches vom Jahre 1838 an unter dem Schutze des hochherzigen Ludwig I. an die Spitze des katholischen Lebens in Deutschland trat, und so dem Katholizismus in Deutschland wieder einen lange entbehrten, politischen Anhaltspunkt gab, trat außerdem ein Verein der tüchtigsten Gelehrten zur Gründung und Herausgabe der „historisch-politischen Blätter" zusammen, die seitdem einen geistigen Mittelpunkt für die kirchlichen Bestrebungen in Deutschland bilden, u. nicht wenig zur Begründung einer katholischen Anschauung der Geschichte beigetragen haben. Während so die westlichen Provinzen ihre Kirchenfreiheit errangen, wurden plötzlich auch die Ostprovinzen von derselben Bewegung, nur in einer noch heftigeren Weise, als jene, ergriffen. Der Mann, der hier den überaus schwierigen Kampf zur Wiedergewinnung einer fast schon verlorenen Freiheit unternahm, war der schon oben genannte Martin von Dunin (s. d.), Erzbischof von Posen u. Gnesen. In den altpolnischen und schlesischen Provinzen war der, dem Dogma und den Gesetzen der katholischen Disciplin zuwiderlaufende Mißbrauch, gemischte Ehen ohne Garantie für die katholische Kindererziehung kirchlich einzusegnen, schon sehr allgemein eingerissen. Doch ergab sich aus den Akten der Kanzlei zu Posen, daß das allgemeine Kirchengesetz über diesen Punkt nur allgemach durch Mißbrauch immer häufiger übertreten, nie aber wirklich ganz außer Uebung und Gebrauch gekommen war. Aber selbst Martin von Dunin hatte als Kapitularvikar der Regierung eine Erklärung über die zu seiner Zeit bestehende Gewohnheit, alle gemischten Ehen einzusegnen, ausgestellt: so allgemein war schon der Mißbrauch eingerissen, obwohl derselbe später, nach genauer Einsicht der Akten, einsah, daß er sich über die Allgemeinheit getäuscht habe. Als nun im Jahre 1834, nach Abschluß der geheimen Convention, das Breve von Pius VIII. publicirt wurde, glaubte Dunin, das sei in allem Ernste so gemeint, und verlangte für seine Diözesen dasselbe. Nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, antwortete der Minister von Altenstein, das Breve von Pius VIII. sei nur für die westlichen Provinzen erlassen. Aber der Erzbischof ließ sich nicht abschrecken. Immer schnöder und verletzender abgewiesen, und zuletzt mit Zurückhaltung seiner Einkünfte bedroht, wandte er sich direkt an den König. Aber auch hier richtete er Nichts aus. Da traten die Ereignisse ein, die oben erwähnt sind. Clemens August wurde gefangen genommen, und es erfolgte die päpstliche Allokution. Nun erließ er aus eigener, ihm als Bischof zustehender, Machtvollkommenheit unterm 30. Januar 1838 ein Sendschreiben an den Klerus von Posen und Gnesen in polnischer Sprache, worin er die Geistlichkeit mit apostolischem Freimuthe mit den bisher gepflogenen fruchtlosen Unterhandlungen bekannt machte, und sie ermahnte, nur den bestehenden Kirchengesetzen gemäß in den Angelegenheiten der gemischten Ehen zu verfahren. Am 27. Februar erfolgte eine Instruktion in lateinischer Sprache, die jedem Priester, der eine gemischte Ehe ohne das Versprechen der katholischen Kindererziehung einsegne, die Suspension ankündigte. Klerus und Volk jubelten und schaarten sich in einer musterhaften Einheit um ihren Oberhirten. Das Domkapitel zu Gnesen dankte dem Erzbischof für die übernommene Vertheidigung der Kirche u. stellte sein ganzes Vermögen zu seiner Disposition. Der Erzbischof drückte den Domherren seine Erkenntlichkeit aus, daß sie nicht das *ärgerliche Beispiel der Kölner* Domherren nachgeahmt, u. hoffte, wenn auch

er sollte in die Gefangenschaft geführt werden, so werde es an einer Kundgebung der Kirchentrauer nicht fehlen. — Indeß hatte die Erfahrung es der Regierung bereits gezeigt, was es heißen wolle, einen Bischof gefangen zu nehmen. Man versuchte daher einen andern Weg einzuschlagen. Der König erließ unterm 12. April ein Manifest an die Provinz, worin er seine feierlichen Versprechen in Bezug auf den Schutz und die Freiheit der katholischen Religion erneuerte, zugleich aber in einem Erlasse an die Minister Altenstein, Rochow und Werther die Aufhebung der gesetzlichen Praxis bei gemischten Ehen als seinem souveränen Willen zuwider erklärte und den Oberpräsidenten Flottwell von Posen beauftragte, den Prozeß gegen den Erzbischof einzuleiten. Flottwell suchte das Dazwischentreten der Regierung in einer ganz eigenthümlichen Weise zu motiviren. Dem Könige sei jeder Glaubenszwang verhaßt; so wie er also keinen katholischen Geistlichen zwingen werde, eine Ehe einzusegnen, so werde er auch nicht dulden, daß ein Geistlicher durch Drohung der Suspension gezwungen werde, eine Einsegnung zu verweigern: der Erzbischof müsse also die letzte Verfügung an den Klerus zurücknehmen, sonst werde gerichtlich gegen ihn eingeschritten. Mit dieser wesentlichen Aenderung der von der Regierung gemachten Anforderung glaubte Dunin sich begnügen zu können, und erklärte sich bereit, eine, den jetzigen Zugeständnissen der Regierung entsprechende, neue Verfügung an die Geistlichkeit zu erlassen. Da er aber Grund hatte, dem Flottwell nicht zu trauen, indem 2 Tage nachher durch ein Circular der Regierung alle Geistlichen, die, dem Erzbischofe gehorsam, das erste Erlaßschreiben desselben dem Volke publizirt hatten, für unfähig erklärt wurden, eine Pfarrpfründe königlichen Patronats zu bekommen, so brach er die Unterhandlungen mit diesem ab und stellte seine Forderungen direkt an den König. Indeß zeigte sich, daß die Erklärung Flottwells gar nicht so gemeint gewesen sei, wie Dunin sie verstanden hatte. Der Generalvikar von Gnesen, Brodziszewski, war, weil er in ähnlicher Weise, wie sein Erzbischof, gehandelt hatte, am 19. März 1838 in seiner eigenen Wohnung in Arrest gesetzt, und nun verlangte die Regierung auch seine Absetzung durch den Erzbischof, worein dieser nicht einwilligen konnte. Endlich sollte auf Befehl der Minister Altenstein, Rochow und Werther vom 25. Juni eine Criminal-Untersuchung gegen Dunin eingeleitet werden; dieser aber weigerte sich standhaft, in Sachen seiner Verwaltung sich weltlichen Richtern zu stellen. Den übelsten Eindruck aber machte ein Erlaß des Ministers Altenstein an die Geistlichkeit der Diözesen Gnesen und Posen, worin dieselbe aufgefordert wurde, den Verfügungen ihres Erzbischofs nicht zu gehorchen, sondern nach den Bestimmungen des Staates sich zu richten. Jedem Priester, der dem erzbischöflichen Erlasse nicht nachkäme, wurde der Schutz des Staates verheißen. Hierin sah nicht nur die Bevölkerung eine Verletzung der in dem königlichen Manifeste gegebenen Verheißung, sondern der ganze Klerus erhob sich auch einmüthig, um bei der Regierung gegen ein solches Verfahren zu protestiren und dem Oberhirten ihre Treue und Ergebenheit an den Tag zu legen. Der Eindruck, den dieses einmüthige Handeln der ganzen Geistlichkeit mit ihrem Erzbischofe hervorbrachte, sollte noch erhöhet werden durch die Nachricht, daß der neue Bischof von Ermeland, Andreas Stanislaus von Hatten, nachdem er kaum seine Verwaltung angetreten, am 19. April 1838 einen Hirtenbrief an seinen Klerus erlassen hatte, wodurch auch er die alte Praxis bei gemischten Ehen wiederherstellte. Trotzdem, daß sich der Oberpräsident der Provinz, Herr von Schön, ganz ungebärdig dabei benahm, war gegen die Verordnung des Bischofs Nichts auszurichten, und der Klerus befolgte treu dessen Anordnung. Auch der Bischof von Culm in Westpreußen, Anastasius Sedlag, erließ, als alle Verhandlungen mit der Regierung fruchtlos blieben, unterm 1. September 1838 ein Pastoralschreiben ähnlichen Inhaltes. So hatte denn die zu Rom am 10. Dezember 1837 erhobene Stimme die Folge gehabt, daß im Umfange des ganzen preußischen Staates die unerlaubte Praxis in den gemischten Ehen unwiderbringlich über den Haufen gefallen war. Nur eine

Diözese, Breslau nämlich, war noch zurückgeblieben. Ein Bischof von zweideutiger Gesinnung stand ihr vor; aber sie war längst in schweren Geburtswehen begriffen, bis zuletzt der Bischof, von Rom mit Absetzung bedroht, zur Freude des Klerus und des Volkes den Hirtenstab niederlegte, und nun der so schwer errungene Sieg um so herrlicher gefeiert wurde. Mittlerweile hielt der Papst am 13. September eine neue Allocution, worin er die, im heißesten Streite stehenden, glorreichen Kämpfer ermunterte und lobte, dagegen aber gegen alle neuen unrechtmässigen Maßregeln der Regierung feierlich protestirte. Aber die Regierung war noch keineswegs geneigt, der katholischen Sache den Sieg zuzugestehen. Da man eine gewaltsame Gefangennehmung um jeden Preis vermeiden wollte, so wurde Dunin vor Ostern 1839 durch einen Cabinetsbefehl „aus milden und wohlwollenden Rücksichten aufgefordert, nach den Ostertagen sich nach Berlin zu begeben." Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung war, trotz der Weigerung des Prälaten, sich einem weltlichen Gerichte zu stellen, vollendet. Er aber glaubte, der König wünsche eine friedliche Verständigung, und er kam, mit großer Auszeichnung empfangen, am 5. April nach Berlin. Da aber alle Versuche, seine Standhaftigkeit zu erschüttern, fehlgeschlagen waren, so erschienen am 25. April der Vicepräsident der Gerichtskammer, Kleist, und ein Gerichtsrath, ihm das Urtheil anzukündigen. Es enthielt 4 Punkte: 1. Hemmung der Amtswirksamkeit. 2. Sechsmonatliche Festungsstrafe 3. Unfähigkeitserklärung, fortan in Preußen ein Amt zu verwalten. 4. Bezahlung aller Gerichtskosten. Es wurde ihm einstweilen verboten, Berlin zu verlassen. Währenddeß wurde die Welt glauben gemacht, als habe der Erzbischof sein Wort gegeben, in Berlin zu bleiben, ja, als führe er, entfernt von den Einflüssen, die ihn daheim geleitet hätten, in der Hauptstadt ein ganz vergnügliches Leben. Man vergaß sich sogar so weit, von Berlin aus in der Leipziger Zeitung zu schreiben: „Er wohne bequem im Hotel de St. Petersburg, empfinge Besuche von angenehmen Damen, und vergnüge sich mit Whist und Bostonspiel." Aber kaum hatte der Erzbischof das Spiel durchschauet, welches mit seiner Person getrieben wurde, als er den Entschluß faßte, zu seiner verweiseten Heerde, die stürmisch seine Rückkehr verlangte, zurückzukehren. Er verließ daher unerwartet Berlin, langte am 4. October Morgens früh in Posen an und begab sich zum Dome, wo er, in der Kreuzkapelle vor dem hochwürdigsten Gute niedergeworfen, eine Zeitlang inbrünstig betete. Die ganze Stadt gerieth bei der unerwarteten Nachricht in Bewegung, und der erzbischöfliche Palast wurde von Besuchen nicht leer. Aber schon zwei Tage darnach wurde im Dunkel der Mitternacht die Wohnung mit Truppen umgeben, und der Kirchenfürst gefangen nach Kolberg am Ufer der Ostsee gebracht. Am 8. Oktober traf er dort ein. Dort wurde er, ein katholischer Bischof, ein Gefangener des Staates, in dem doch sonst noch so wenig aufgeklärten Pommerlande mit einer Achtung, ja mit einer Verehrung von der Bevölkerung behandelt, die uns einen Beweis davon gibt, welch' ein geheimer Zauber dem Amte eines katholischen Bischofs, des Nachfolgers der Apostel, innewohnt. Aber einen wahrhaft ergreifenden, erschütternden Eindruck bot seine Provinz dar. Ein ganzes Volk war in Trauer. Von selbst verstummten die Glocken; die Orgeln schwiegen, kein Gesang wurde mehr gehört. Es war, wie in den ernsten großen Tagen des Mittelalters, wo oft wegen der Unthat eines Mächtigen der Erde ein ganzes Land mit dem Interdikte geschlagen ward. Als die Capitel von Gnesen und Posen Kirchentrauer anordneten, war sie schon im ganzen Lande durch Klerus und Volk von selbst eingeführt. Alle Lustbarkeiten hörten auf, und Adel, Priester und Volk zeigten Einen Sinn. Die Staatsbehörden boten vergebens alle Kräfte auf, die Aufhebung der Landestrauer zu bewirken. Ein Dekanat der Erzdiözese, Deutsch-Krone, welches zur Provinz Westpreußen gehört, nahm an der allgemeinen Kirchentrauer Theil, mußte aber dafür die bitterste Verfolgung der Oberpräsidialbehörde aushalten. Aber vergebens wendete Herr von Schön alle seine Kraftanstrengung an: er verurtheilte zu Geldstrafen, *pfändete* u. drohte mit noch Aergerem; die 8 Pfarrer

des Dekanats waren nicht zu beugen. — Nur Einer fand sich unter der ganzen höheren Geistlichkeit der beiden Diözesen, der eine ähnliche Gesinnung, wie die 6 Kölner Domherren, an den Tag legte. Es war der Weihbischof von Gnesen, Kowalski mit Namen. Dieser aber starb zu Anfang des Jahres 1840. Die ganze Verwaltung der beiden Diözesen lag darnieder, alle Geschäfte blieben liegen und die Zerrüttung u. Verwirrung schien unheilbar werden zu wollen. — Auch in den Westprovinzen dauerte die Spannung u. Aufregung fort. Aber trotz der bitteren Kränkungen, welche die katholischen Bevölkerungen erfuhren, behaupteten sie immer eine bewunderungswürdige Ruhe und feste Haltung. Nur an einigen wenigen Orten kam es zu blutigen Auftritten oder zu Aufläufen des Volkes, die aber meistens sehr bald wieder beigelegt wurden. Selbst, als Belgien und Frankreich eine drohende kriegerische Haltung annahmen, und die Hoffnung hegten, sie würden aus der Stimmung der Rheinländer Nutzen ziehen können, zeigten diese ihre ächt deutsche Gesinnung, und bewiesen, daß sie wohl vom Joche einer protestantischen Gewissenstyrannei, nicht aber von der Herrschaft Preußens befreit seyn wollten. Dennoch aber war kein Ende der Wirrsal abzusehen, und der Staat selbst schien in seinem Innern unheilbare Schäden genommen zu haben. Da rief die Vorsehung den König Friedrich Wilhelm III. in die Ewigkeit. Nach der Stellung, die seine Regierung zu der Sache einmal genommen hatte, war eine Beendigung der Wirren unter ihm nicht mehr möglich; anderer Seits aber war eine Fortführung des Streites in derselben Weise kaum mehr thunlich. Alle Katholiken erkannten es an, daß der König, wenn er auch gegen die katholische Religion gar sehr eingenommen war, doch nie wissentlich ungerecht gegen sie war; daß immer, wenn der Streit am heftigsten entbrannte, sich Lichtpunkte und ein Hoffnungsschimmer zeigte, sobald der König persönlich Einsicht in die Sache genommen hatte u. selbst eine Verfügung erließ; nur das unheilvolle System seiner Beamten hat die großen Unglücke, die seine letzten Lebensjahre trübten, herbeigeführt. Altenstein u. mehre von Denen, die am tiefsten in der Sache verwickelt waren, starben schon vor dem Könige, so daß der neue König Friedrich Wilhelm IV. ziemlich freie Hand hatte, als er nach Uebernahme der Regierung vor Allem darauf bedacht war, den inneren Frieden des Staates wiederherzustellen. Oesterreich u. Bayern übernahmen die Vermittelung zwischen Preußen und dem päpstlichen Hofe, da Bunsen, nach der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln nach Italien zurückgekehrt, zu keinen Verhandlungen mehr gelassen ward. So bald der Papst von dem ernstlichen Willen des neuen Königs, einen befriedigenden Zustand der katholischen Kirche herzustellen, sich überzeugt hatte, bot er auf das Bereitwilligste die Hand zu dem Friedenswerke. Zuletzt ward der Graf von Brühl-Pförten, ein Katholik u. persönlicher Freund des Königs, mit einer außerordentlichen vertraulichen Mission Seitens des Königs an den Papst selbst beordert, worauf das gegenseitige Vertrauen sich befestigte. Von Berlin aus waren vom Könige, gleich nach seiner Thronbesteigung, durch den geheimen Oberregierungsrath Aulike, einen Katholiken, Verhandlungen mit dem Erzbischofe Dunin in Kolberg angeknüpft, und da der König nicht mehr auf den Forderungen Altensteins bestand, so war sehr bald eine Verständigung zu Stande gekommen. Am 5. August traf der Erzbischof wieder in Posen ein, von der versammelten Menge mit außerordentlichem Jubel begrüßt. Am andern Morgen ertönten beim freudigen Dankfeste Orgel, Gesang und Glocken wieder, und eine allgemeine Erleuchtung der Stadt am Abende drückte die Freude der Bevölkerung aus. In den folgenden Wochen wallfahrtete die ganze Provinz zur Hauptstadt, um den geliebten Oberhirten zu begrüßen. Dann erließ der Erzbischof unterm 27. August einen Hirtenbrief, wodurch die Sache der gemischten Ehen definitiv geordnet wurde. Es sollte von keiner Seite ein Versprechen in Betreff der Kindererziehung verlangt werden. Der Geistliche sollte den katholischen Theil über seine strenge Gewissenspflicht belehren und dann die Brautleute unter sich die Sache ausmachen lassen. *Der Priester aber sollte* nicht mehr gehalten seyn, die Ehe einzusegnen, wenn er

sie für unerlaubt und sündig erkannte. So war der ganze und volle Sinn des Breve von Pius VIII. in den 4 Diözesen Posen, Gnesen, Kulm u. Ermeland in die Praxis eingeführt u. blieb auch seitdem stehende Norm. Nur drohete die strenge Praxis allgemein zu werden, daß jeder gemischten Ehe die Einsegnung verweigert und die in gemischten Ehen Lebenden völlig u. ganz von der Theilnahme an den Sakramenten ausgeschlossen wurden. Daß ein solches Verfahren aber in der That Nichts weniger, als im Interesse der Kirche sei, muß Jeder, der einiger Maßen Menschen und Verhältnisse kennt, einsehen. Daher verordnete der Erzbischof unterm 21. Februar 1842 ausdrücklich, daß die Behandelung der in gemischter Ehe Lebenden sich nach der Würdigkeit der Personen, d. h. nach ihrer Pflichterfüllung in Bezug auf die katholische Kindererziehung, richten müsse. Daß ein Katholik, der damit einverstanden ist, daß seine Kinder protestantisch werden, unmöglich die Absolution empfangen u. also auch nicht würdig zur heiligen Communion hinzutreten könne, versteht sich von selbst. Schlesien schloß sich nach und nach dem Beispiele der anderen Ostprovinzen an, und errang nach langen inneren Kämpfen seine Gewissensfreiheit wieder. Schwerer aber war die Beilegung des Streites in den Westprovinzen. Zwar hatte die Regierung ihre Forderungen in Betreff der gemischten Ehen längst fallen gelassen, u. in allen 4 Diözesen war das Breve in seinem wahren Sinne zur Ausführung gekommen. Die Regierung hatte nicht im Entferntesten den Gedanken mehr, ihre früheren Forderungen wieder geltend zu machen. Somit war der Punkt, der den ganzen Streit hervorgerufen hatte, von selbst beseitigt. Aber die persönlichen Verhältnisse waren hier verwickelter. Der Generalvikar Hüsgen war indeß gestorben. Dennoch hatte die schlechtgesinnte Partei im Capitel noch immer die Oberhand. In ihrem strafbaren Beginnen fortfahrend, wählten sie einen aus ihrer Mitte, den Domkapitular Müller, zum Kapitelsverweser. Aber der Papst erklärte diese Wahl für null u. nichtig u. übertrug die Verwaltung dem Domkapitular Iven, der sich ganz von der unkirchlichen Partei entfernt und durch seinen Widerruf das gegebene Aergerniß gut gemacht hatte. Die Regierung legte der Verwaltung Ivens kein Hinderniß in den Weg. Auch der Weihbischof Beyer starb bald darauf. Dennoch aber waren die Schwierigkeiten nicht gehoben. Die 5 Domherren hatten sich von der Regierung gegen ihren Erzbischof gebrauchen lassen und hatten dafür das Versprechen ihres sicheren Schutzes erhalten. Außerdem war der Erzbischof von Köln nicht so von seinem Klerus unterstützt worden, wie der von Posen. Die Hermesianer waren auf die Seite seiner Verfolger getreten u. fürchteten von seiner Rückkehr alles Böse. Der König selbst, obwohl persönlich dem Erzbischofe gewogen, fürchtete, seine Stellung, den protestantischen Unterthanen gegenüber, zu sehr zu compromittiren, wenn in allen Punkten die Bedingungen des Friedens nur einen vollen Sieg der katholischen Sache verkündeten. Der Papst fühlte die Schwierigkeit der Lage des Königs und war nicht abgeneigt, von der Forderung einer Rückkehr des Erzbischofs nach Köln abzustehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er selbst freiwillig darauf einginge, und außerdem für seine Diözese und für seine Person vollkommene Genugthuung erhielte. In der katholischen Kirche sind die größten Männer immer bereit gewesen, ihre eigenen persönlichen Interessen zum Opfer zu bringen, wenn nur die Sache Gottes und der Kirche, für die sie mit Aufopferung ihrer Person eingestanden, siegreich gerettet wurde. Als daher im Auftrage des Papstes und des Königs von Bayern der Graf von Reisach, Bischof von Eichstädt, zu Clemens August kam, legte dieser seine ganze Sache völlig und rückhaltlos in die Hände des Papstes nieder. Daher kam nach einigem Zögern der Friedensschluß zu Stande, bei dessen Abschlusse die preußische Regierung als handelnde Person ganz in den Hintergrund trat. Der Papst hatte vor, den Erzbischof zum Cardinal zu erheben. Darauf verzichtete dieser. Er sollte nach Köln zurückkehren, um dann in die Hände eines Coadjutors cum jure succedendi die Verwaltung niederzulegen. Auch auf diese Rückkehr nach Köln verzichtete er und begnügte sich

damit, einen Hirtenbrief an seine Heerde zu erlassen. Er selbst behielt Rang und Würde eines Erzbischofs u. empfing — so war es vom Papst ausbedungen — vom Könige ein Schreiben, worin dieser die Beschuldigung eines Einverständnisses mit zwei revolutionären Parteien widerrief. Zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge schlug der König von Bayern einen seiner Bischöfe, den Johannes v. **Geissel**, Bischof von Speier (s. d.), vor, der dem Erzbischofe, dem Papste und dem Könige von Preußen genehm war. Das Capitel verlor dadurch beim Ableben des Erzbischofs sein Wahlrecht. Die Hermesianer mußten einen Akt ihrer unbedingten Unterwerfung unterschreiben. Die beiden Häupter, Achterfeld u. Braun, weigerten sich, weßhalb ihre Collegien inhibirt wurden. Schon früher hatte der König, um dem Papste sowohl, als seinen katholischen Unterthanen einen Beweis seines Vertrauens zu geben, das seit alter Zeit bestehende Verbot des freien Verkehres mit Rom aufgehoben, und so die Emanzipation der preußischen Katholiken vom Drucke eines mit der Staatsgewalt bewaffneten Protestantismus feierlich besiegelt. Der Erzbischof Coadjutor übernahm im Jahre 1842 die Verwaltung u. kündigte in einem Hirtenbriefe das Werk des Friedens als vollendet an. Er erinnerte die Heerde, wie Großes sie ihrem glorreichen Oberhirten, dem Bekenner Clemens August, verdanke u. verhieß, in seinen Fußstapfen wandelnd, in seinem Geiste das Werk fortzuführen. — War auch das Zurücktreten der Person des Erzbischofs Clemens August, an dessen Namen sich die begeisterte Verehrung aller Katholiken knüpfte, den Wünschen Vieler nicht entsprechend, so muß der Schluß der K. W. doch als ein entschiedener Sieg der katholischen Sache betrachtet werden. Die innere Kraft der katholischen Kirche, ihr Glaube, ihre Treue gegen Gott u. Gewissen hat das, mit äußerer Gewalt ihr auferlegte, Joch des Protestantismus abgeworfen und die geraubte Freiheit wieder errungen. Damit hat sie aber einen Schritt vorwärts gethan, der um so höher anzurechnen ist, je mehr die in Preußen neben ihr stehende Confession die Elemente des Unglaubens u. der Auflösung in sich selbst trägt. Ja, auf den Protestantismus hat das Beispiel der katholischen Kirche zunächst die Wirkung hervorgebracht, daß er nun auch von der Herrschaft des Beamtenthumes sich loszuwinden strebt, damit aber jeden Zusammenhalt verliert u. einer völligen Auflösung entgegenreift. — Der preußische Staat aber, als solcher, hat durch die K. W. keine Niederlage erlitten. Im Gegentheile, seine 7 Millionen Katholiken, sind ihm nicht entfremdet, sondern erst jetzt gewonnen; sie fühlen sich erst jetzt als zum Ganzen des preußischen Staates gehörend. Preußen hat eine andere Aufgabe von der Geschichte bekommen, als eine einseitige protestantische Politik sie hat auffassen wollen. Nur der Protestantismus, der sich, mit der Staatsgewalt bewaffnet, an dem Rechte u. der Gewissensfreiheit der Katholiken hat vergreifen wollen, hat eine Niederlage erlitten; ihn trifft alle Schmach der geübten Gewaltthaten u. Unredlichkeiten. Preußen mit seinen fast gleich starken religiösen Bekenntnissen hat seine große, schöne Aufgabe für Deutschland, für Europa. Auf der Art, wie es seine Mission erfaßt u. erfüllt, beruht seine politische Macht. Möge es sie recht begreifen u. sich wohl hüten, durch ähnliche Wiederausbrüche des protestantischen Geistes, wie sie sich wieder durch die Protektion des Rongethums kundgegeben, das Vertrauen, das in ihn gesetzt wird, zu mindern. M. C.

Kölnische Mark, s. **Mark**.

König war in der ältesten Zeit der Titel der, mit der höchsten Gewalt bekleideten, Personen in einem staatlichen Vereine, ganz ohne Rücksicht auf dessen Umfang. Die Könige waren damals bald Familienhäupter, bald Anführer im Kriege, bald Oberpriester, oder alles Dieses zugleich. — Gegenwärtig ist K. in Europa der Titel von Beherrschern größerer, von andern unabhängiger Staaten (K.=**Reiche**). Die verschiedenen K.=Reiche, die zuweilen bei dem Titel desselben Fürsten (in dem des K.s von Spanien z. B. 23) vorkommen, sind entweder völlig geschiedene Staaten mit ganz verschiedenartiger Verfassung, die aber unter *Einem Monarchen vereint* sind; oder sie weichen zwar in einigen Stücken von

einander ab, während sie wesentlich nur Ein Reich bilden; oder sie werden bloß dem Namen nach besessen, wie Jerusalem von Oesterreich, Neapel von Spanien u. Cypern von Sardinien. Den K.en gebührt, wie den Kaisern, der Titel Majestät. Auch andere, meist unwesentliche, nur das Ceremoniell betreffende Vorrechte hängen an dem K.titel, die die Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren befaßt. Sie kommen jedoch auch anderen Staaten zu, welche an Größe u. Ansehen den K.reichen gleichstehen. So wurden sie sonst der Republik Venedig u. der der vereinten Niederlande, ebenso den Kurfürsten erwiesen; so erhalten sie noch jetzt die Schweiz, der Kurfürst von Hessen u. die Großherzoge.

König (regulus) heißen die metallischen Theile, die sich beim Schmelzen der Metalle von den unmetallischen trennen u. als ein Korn auf den Boden sinken, oder beim Abtreiben zurückbleiben.

König, 1) Friedrich, geboren 1774 in Eisleben, erlernte die Buchdruckerkunst in Leipzig, erfand die Schnellpresse u. führte seine Erfindung in London, in Gemeinschaft mit Bensley u. Taylor, zuerst 1813 aus. In Verbindung mit dem Instrumentenmacher Andreas Bauer, geboren 1789 zu Stuttgart, legte er zu Oberzell bei Würzburg eine rühmlichst bekannte Fakrik für Druckmaschinen u. Papierfabrik an. Er starb 1837. — 2) K., Georg, geboren 1781 zu Gittinghausen, Advokat in Osterode, gerieth wegen Theilnahme an den Göttinger Unruhen 1831 in Haft, aus welcher er 1839 entlassen wurde. Er schrieb: Das Königthum u. die Repräsentation, Leipzig 1829; Entwurf des Staatsgrundgesetzes für Hannover, 1832; Deutsche Briefe, Emden 1837; Armin der Cherusker, Leipzig 1846; Die Criminalprozeßordnung, ebend. 1840 u. v. A. Auch soll er der Verfasser der Schrift: „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung“ seyn.

Könige, die heiligen drei. Lange vor dem Erscheinen des Messias auf Erden haben die Propheten des Alten Testaments, namentlich David u. Isaias, die Berufung der Heiden ausdrücklich u. deutlich vorhergesagt; allein erst nach seiner Ankunft konnten diese Weissagungen in Erfüllung gehen. Ihm war vorbehalten, aller Menschen Erlöser zu werden u. dem Reiche seiner Gnade alle Völker, welche sein Vater ihm zum Erbtheile gegeben, zu unterwerfen. Daher offenbarte er sich bei seiner Erscheinung auf Erden sowohl den Nahen, als den Entfernten, das heißt, den Juden u. den Heiden. Denn zu gleicher Zeit, als die Engel den ersteren seine Geburt im Morgenlande ankündigten, machte die letzteren ein wunderbarer Stern auf dieselbe aufmerksam. Aber nur sehr wenige Heiden, welche nach Bethlehem berufen worden waren, um den Welterlöser anzubeten, folgten treu der Gnadenleitung. Die heilige Schrift bezeichnet sie unter dem Namen drei K., Magier oder Weise. Kaum hatte sich der himmlische Leitstern gezeigt, so traten sie unverzüglich ihre Reise an, um den Heiland aufzusuchen. Ueberzeugt, daß sie von Gott durch das, vor ihren Augen leuchtende, Gestirn u. den inneren Drang ihres Herzens gerufen werden, erheben sie sich mit Muth über jede Menschenfurcht u. verachten die Urtheile der sogenannten Weisen ihres Landes, denn Nichts vermag sie mehr zurückzuhalten; die Erfüllung des göttlichen Willens ist der einzige Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit ausschließend in Anspruch nimmt. Sie machen sich in der rauhesten Jahreszeit auf den Weg, ohne sich durch die Länge, die Beschwerden u. Gefahren der zu unternehmenden Reise abschrecken zu lassen, weil sie begriffen hatten, daß, wenn sie jetzt der drängenden Gnade nicht folgten, sie sich der Gefahr aussetzen würden, sie auf immer zu verlieren. Der Stern, welcher bisher ihre Schritte geleitet hatte, verschwand, als sie in die Nähe Jerusalems kamen; sie schlossen daraus, daß sie dem Ziele ihrer Reise nahe seien u. bald des Glückes, den neugeborenen König zu sehen, theilhaftig werden würden. Erhaben über alle Gefahren, u. voll des Vertrauens auf die Güte Dessen, welcher sie ruft, tragen sie kein Bedenken, in der Stadt u. sogar an Herodes Hofe zu fragen: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Die Juden, denen die hohen Weissagungen ihrer Propheten anvertraut waren,

zweifelten damals nicht, daß die Zeit, in welcher der Messias erscheinen sollte, gekommen sei; sie wußten auch, daß der Ort seiner Geburt deutlich durch den Propheten Micheas da bezeichnet worden. Der hohe Rath, an welchen Herodes die Weisen wies, erklärte daher einstimmig, die Stadt Bethlehem werde der Geburtsort des erwarteten Messias seyn. Herodes stellte sich, als billige er das sehnliche Streben der Weisen, den neugeborenen König zu finden; er forschte nach der Zeit, in welcher der glänzende Stern vor ihnen aufging u. sie mußten ihm versprechen, auf der Rückreise wieder durch Jerusalem zu ziehen, damit auch er, sobald er den Ort, wo sie das Kind gefunden, erfahren würde, hingehe, es anzubeten. Unter diesem Schleier der Heuchelei verbarg er die schwärzeste aller Frevelthaten, denn er verlangte den Geburtsort des göttlichen Kindes aus keiner anderen Absicht zu erfahren, als um ihm das Leben zu rauben, u. hielt dieß für den leichtesten Weg, sich eines gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen (vgl. den Artikel Unschuldige Kinder). Nach erhaltener Antwort von dem hohen Rathe dachten die Weisen auf weiter Nichts, als auf die Fortsetzung ihrer Reise. Die Gleichgültigeit der Juden über die Geburt ihres eigenen Königs schwächte nicht im Mindesten ihren Muth. Niemand gesellte sich zu ihnen; die Priester u. Schriftgelehrten bewiesen eben so wenig Eifer, als die Anderen. Kaum hatten sie Jerusalem verlassen, als Gott, um ihren Glauben u. Eifer noch mehr zu ermuthigen, den Stern wieder erscheinen ließ, der vor ihnen herging u. ihre Schritte leitete. Als sie den Ort erreichten, wo der geborene Heiland war, blieb der Stern stehen u. deutete ihnen in stummer, aber dennoch verständlicher Sprache an: „Hier werdet ihr den neugeborenen König finden.“ — Ein gewöhnlicher Glaube wäre hier ohne Zweifel gescheitert; allein der Glaube der Weisen wuchs u. wurde selbst durch Umstände, welche ihn auslöschen zu müssen schienen, gestärkt. Sie erblickten in der demüthigen Hütte der Armuth, in der unbehülflichen Schwäche des Kindes den Sohn des Allerhöchsten. Der verächtliche Stall, in dem das Kind lag, erscheint ihnen herrlicher, als die prächtigsten Paläste. Sie fallen zu seinen Füßen nieder, beten ihn, im Staube liegend, mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe u. Dankbarkeit an u. weihen sich ihm von ganzer Seele. Nach morgenländischem Brauche brachten die Weisen hierauf Jesu Christo die köstlichen Erzeugnisse ihres Landes: Gold, als Anerkennung seiner Königswürde; Weihrauch, als Huldigung seiner Gottheit; Myrrhen, als Zeugniß seiner Menschheit. Allein wohlgefälliger, als diese dreifache Gabe, war ihm die innere Gesinnung, der jene als Sinnbild diente; denn das Gold galt in dieser Rücksicht als das Zeichen brennender Liebe, der Weihrauch als das einer zärtlichen Andacht u. die Myrrhe für das Bild des Opfers eines abgetödteten Herzens. Als die Weisen endlich dem Eifer ihrer Andacht genug gethan, wollten sie wieder durch Jerusalem ihre Rückreise antreten, um Herodes den Ort anzuzeigen, wo sie das Kind gefunden hätten. Allein Gott, der die Heuchelei u. den verabscheuungswürdigen Plan dieses Tyrannen wußte, gab ihnen andere Gedanken ein. Sie kehrten daher auf einem andern Wege nach ihrer Heimath zurück, ihre Herzen aber ließen sie bei dem Gotte ihres Heils. Nach allem Bisherigen läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Weisen auch ihre übrige Lebenszeit in einem heiligen Wandel zugebracht haben. Der alte Verfasser des unvollständigen Commentars über den heiligen Matthäus meldet, daß der Apostel Thomas sie in Persien taufte u. daß sie dann selbst Verkündiger des Evangeliums wurden. Der ehrwürdige Beda erzählt, man habe ihnen zu seiner Zeit die Namen: Kaspar, Melchior u. Balthasar beigelegt, unter denen sie noch nach Jahrtausenden bekannt sind. Ihre Leichname wurden unter den ersten christlichen Kaisern nach Konstantinopel, von da nach Mailand u. zuletzt nach Köln am Rheine gebracht, wo dieselben im hohen Dome hinter dem Hochaltare in einer eigenen Kapelle beigesetzt sind, welche die Ueberschrift führt:

„Corpora sanctorum recubant hic terna Magorum
Ex his sublatum nihil est alibive locatum.“

Die Kirche feiert ihr jährliches Andenken, zugleich mit dem Feste der Erscheinung des Herrn unter den Heiden, den 6. Januar.

Könige, 1) das erste u. zweite Buch der K. heißen die zwei kanonischen Bücher Samuels, das neunte u. zehnte Buch des alten Testaments, weil die Entstehung der jüdischen Könige und die Geschichte ihrer Regierung den Hauptinhalt davon bilden. Der Prophet Samuel wird für deren vorzüglichsten Verfasser gehalten, obwohl die Propheten Nathan u. Gad Antheil daran gehabt haben mögen, auch Esdras mag Zusätze gemacht haben. An der Aechtheit u. Göttlichkeit dieser Bücher ist kein Zweifel. Sie kommen öfters in den Psalmen vor. Berufungen darauf finden wir in 1. Kön. 21, 4. 6. — 2. Kön. 7, 1. 2. 12. 13. vgl. Matth. 12, 3. 4. Luk. 6, 3. 4. Apostelgeschichte 7, 45. 46, vgl. Hebr. 11, 32.). Das erste Buch erzählt in drei Hauptabschnitten: a) die israelitische Geschichte unter dem Richter Heli (K. 1. — K. 4.); b) unter dem Propheten Samuel (K. 5. — K. 12); c) unter dem K. Saul (K. 13. — K. 28.), nebst Davids Schicksalen und Thaten bis zu Sauls Tode. (K. 16 — K. 31.) Das zweite Buch enthält die Geschichte des K.s David: 1) den Tod des K.s Isboseth und Davids anfängliche glückliche Regierung (K. 1. — K. 10.). 2) Dessen Missethaten u. die Züchtigungen Gottes für selbige (K. 11. — K. 18.). 3) Dessen Bekehrung, fernere Schicksale und Tod (K. 19. — K. 24.). Das ganze umfaßt einen Zeitraum von 140 Jahren. — 2) Die zwei kanonischen Bücher der K. auch das dritte u. vierte der K. genannt, das eilfte u. zwölfte Buch des alten Testaments, dessen göttliches Ansehen ebenfalls keinem Zweifel unterworfen ist, da selbst Christus und die Propheten mehrfach sich darauf berufen haben (3. K. 8, 18. 19. K. 17, 1. 18. 41. 45. S. Apostelgeschichte 7, 47 — 49. Jakob 5, 17.). Esdras ist wahrscheinlich der Verfasser derselben, indem er die einzelnen Stücke nach den Jahrbüchern der Reiche zusammenstellte; nach Einigen war der Seher Jeremias der Verfasser derselben, oder ein anderer Unbekannter. Das III. (I.) Buch zerfällt in zwei Haupttheile a) in die Geschichte des unzertheilten Reiches unter K. Salomon; dessen Anstalten, Verfassung, Tempelbau, Weisheit und Ansehen im Auslande (K. 1 — K. 10.); b) die Geschichte des getrennten Reiches: Salomons Abgötterei, Roboams ärgerliches Betragen u. die dadurch veranlaßte Trennung (K. 11 — K. 14.); Geschichte mehrer Könige von Juda u. von Israel (K. 15 — K. 22.). Das IV. (II.) Buch umfaßt a) die fernere Geschichte der beiden Königreiche bis zum Sturze des israelitischen (K. 1 — K. 17.), b) den stufenweisen Verfall des Reiches Juda (K. 18—22.), u. dessen völligen Untergang (K. 23, 25.). Das Ganze begreift einen Zeitraum von mehr als 400 Jahren. Diese 4 Bücher lehren hauptsächlich, wie jedes Reich endlich zerfallen müße, wenn es nicht auf den unerschütterlichen Grund der göttlichen Religion gebaut ist.

Königsberg, polnisch Krolewiez, 1) Regierungsbezirk in der preußischen Provinz Ostpreußen, 108 □ Meilen groß mit 830,000 Einwohnern, aus dem vormaligen Kammerdepartement Ostpreußen und einem Theile Litthauens gebildet, ist eine wellenförmige Ebene mit niedrigen Hügeln (Galtgarbenberg, höchster mit 384 Fuß) und theils sandigem und lehmigem, theils gutem Ackerboden, mit bedeutenden Waldungen, Heiden, Torfmooren und Morästen untermischt. Eintheilung in 20 Kreise. — 2) Hauptstadt der Provinz Ostpreußen und zweite Hauptstadt des ganzen Königsreichs, am Pregel, über welchen hier 7 Brücken führen, am Einfluß desselben in das frische Haff, unter 54° 42′ 50″ nördlicher Breite u. 18° 8′ 48″ östl. Länge von Paris gelegen, zählt 73,500 Einwohner, worunter 1800 Juden, und zerfällt in drei Haupttheile: Altstadt, Löbenicht und Kneiphof, die vier größeren Vorstädte und die 14 kleinen sogenannten Freiheiten mit eingerechnet, beträgt ihr Umkreis an zwei Meilen. Sitz des Oberpräsidenten, der Regierung, eines Oberlandesgerichtes, eines Commerz- u. Admiralitätscollegiums. Die Citadelle Friedrichsburg, seit 1811 Waarenlager, und das auf einer kleinen Anhöhe gelegene Schloß, von Ottokar von Böhmen im 13. Jahrhunderte gegründet, vor dem die bronzene Bildsäule Friedrichs I. steht; der Dom, 1332 erbaut,

mit den Gräbern mehrer Deutschmeister und Herzoge; Börse, die schöne Königs-Straße und Vorstadt, das Universitäts-Gebäude, das Artillerie-Magazin, das schöne Schauspielhaus. Archiv des deutschen Ordens. Seminar für Prediger polnischer u. litthauischer Gemeinden. Universität, 1544 gestiftet, (mit 4—500 Studenten) 3 Gymnasien; deutsche, ökonomische u. medizinische Gesellschaft; Sternwarte; botanischer Garten und andere wissenschaftliche Anstalten; Taubstummen- u. Blindeninstitut; großes Hospital u. Irrenhaus. Zwei Strafanstalten, Zucker-, Tabaks-, Leder-, Seiden-, Tuch- und andere Fabriken (1843 582 Fabrikgebäude). Seehandel über Pillau; Ausfuhrgegenstände: Getreide, Erbsen, Hanf- u. Leinsamen, Hanf, Flachs, Leinwand u. Garn. Bernstein wird fast aller von hier bezogen. Denkmal Kant's, geboren 1724, † 1804. Gegenwärtig wird K. zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen. Die Arbeiten haben 1843 begonnen u. sollen auf dieselbe Art, wie in Koblenz u. Köln, durch einen Hauptwall mit 5 vorliegenden Forts u. 72 Blockhäusern ausgeführt werden. 3) Den Namen K. führen noch mehre andere unbedeutende Orte. Ow.

Königsdorfer, 1) **Cölestin Bernhard**, Abt des Stiftes zum heiligen Kreuze in Donauwörth, geboren den 18. August 1756 im Dorfe Flotzheim bei Monheim, der Sohn eines Hufschmiedes. Er studirte zu Augsburg von 1768—76, hörte bei den Jesuiten Philosophie und trat in das Stift zum heiligen Kreuze in Donauwörth, wo er am 13. Oct. 1777 als Benediktiner die Ordensgelübde ablegte. Hier hatte er den berühmten Beda Mayr zum Professor. Nach seiner Priesterweihe, den 23. Dec. 1780, schickte ihn der Abt Gallus Hamerl nach Ingolstadt, um an der dortigen Universität sich tiefer in der theologischen Wissenschaft zu begründen u. auch das orientalische Sprachstudium umfassender zu betreiben. Sein wissenschaftlicher Forschungsgeist beschränkte sich nicht auf Theologie, sondern auch die Hauptfächer der Philosophie und Jurisprudenz zog er in das Bereich seiner Studien: er hörte Experimentalphysik bei Steiglehner, dem nachmaligen Fürstabte zu St. Emmeram, Reichsgeschichte bei Krenner, Kirchenrecht bei Weishaupt und übte sich in der französischen und italienischen Sprache u. s. w. Nach seiner Rückkunft ins Kloster hatte er als Präses der Rosenkranzbruderschaft 6 Jahre hindurch das Predigeramt zu besorgen u. durch vielfältigen Beichtstuhl u. Krankenbesuch erwarb er sich einen ausgezeichneten praktischen Scharfblick für die Seelsorge. 1785 wurde ihm das Lehramt für die jungen Ordensbrüder übertragen u. er lehrte, außer den classischen u. orientalischen Sprachen, Dogmatik, Moral, Hermeneutik und Kirchenrecht. 1790 erhielt K. einen ehrenvollen Ruf an die Universität Salzburg als Professor der Physik, u. übernahm nach dem Tode des Mathematikers Dominicus Beck auch dessen mathematische Lehrfächer. Schon war er Willens, als Früchte seiner naturwissenschaftlichen Studien Erläuterungen über Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft herauszugeben u. denselben ein eigenes Lehrbuch der Physik folgen zu lassen, als er am 15. Januar 1794 zum Abte seines Klosters gewählt wurde. Auch als Abt noch lehrte er zur Unterweisung der ihm anvertrauten studirenden Jugend Mathematik u. Physik, so wie auch einige Fächer der Philosophie; allein die harten stürmischen Kriegszeiten bedrückten sehr die Stadt Donauwörth und die Abtei zum heiligen Kreuz und unterbrachen die stillen wissenschaftlichen Studien. Im Kloster wurde, neben vielem anderen Militär, das französische Hauptquatier unter dem General Moreau zwei Mal, 1796 u. 1800, aufgenommen u. mußte hier verpflegt werden. Die unerschwinglichen Kriegskosten, vielfacher Verlust durch Viehseuche und Feuersbrünste, zerrütteten bedeutend den Wohlstand der Abtei u. hemmten den wissenschaftlichen Flor. Endlich trat sogar die Auflösung des Klosters ein u. seine Einkünfte wurden dem fürstlichen Hause Oettingen als Entschädigungs-Objekt zugewiesen. Am nämlichen Tage, an welchem Cölestin vor 9 Jahren zum Abte gewählt worden, an demselben Tage, am 25. Januar 1803, ging die Trennung der Conventualen vor sich u. dem Abte ward, nebst anständiger Pension, als freie Wohnung das ehemalige Oberamt auf der

sogenannten Münze in Donauwörth überlassen. 1832 wurde er mit dem Civilverdienstorden der bayerischen Krone geschmückt. Er starb den 16. März 1840. Von seinen Schriften sind zu nennen: Ein theologisches Compendium für seine Ordensbrüder: Theologiae in compendium redactae, ac thesium instar examini publico subjectae systema, eo nexu et ordine concinnatum, Kopenh. 1787. Kurzer Entwurf verschiedener physikalischer Versuche, 1792. Trauerrede auf den Hintritt des hochseligen Prälaten des Benedictinerstiftes Deggingen, Donauwörth 1798. Trauerrede auf die Aebtissin Benedikta in Holzen, 1800. Predigt auf die Jubelmesse des ehemaligen Priors Ulrich Schlüberer, Pfarrer in Donauwörth 1812. Predigten, siebenunddreißig, Augsb. 1814. Geschichte des Klosters zum heiligen Kreuze in Donauwörth, 1819—1829, 3 Bde., in 4 Abtheilungen. — 2) K., Martin, Bruder des Vorigen, beliebter populärer Kanzelredner, geboren den 20. October 1752 zu Flotzheim, studirte Theologie in Dillingen und wurde in Augsburg den 15. März 1777 zum Priester geweiht. Vier Monate lange war er Pfarrprovisor zu Rupertsbuch, gerade in der verhängnißvollen Zeit, wo die famose Geschichte des Pfarrers Hartmann so großes Aufsehen machte. Er ward hierauf Stadtkaplan in Monheim, 1784 Frühmeßbeneficiat zu Heideck, mit der Verpflichtung, über die Land- und Stadtschulen die Aufsicht zu führen. Nachdem er 9 Jahre lange mit Eifer und Gewissenhaftigkeit das Amt versehen, erhielt er 1792 die Patronatspfarrei Seiboldsdorf bei Neuburg, und ward nach einigen Jahren 1795 vom Kurfürsten von Pfalzbayern, Karl Theodor, auf die Pfarrei Lutzungen bei Höchstädt präsentirt, wo er eine lange Reihe von Jahren auf das Segensreichste wirkte. Die Faßlichkeit u. Gemüthlichkeit seiner Predigtweise, die sich ganz in die einfache u. beschränkte Sphäre des Landvolkes zu versetzen wußte, machten seine Homilien und christlichen Lehren sehr geschätzt. Auch gab er eine große Anzahl von Predigten in den Druck. „Katholische Homilien u. Erklärungen der heiligen Evangelien auf alle Sonn- u. Feiertage von einem Dorfpfarrer," Augsburg, erlebten viele Auflagen bis in die neueste Zeit; Katholische Geheimnisse u. Sittenreden, 4 Jahrgänge in 8 Bdn., 1812—32; katholische Christenlehren, 2 Bde. Als Auszug: katholische Christenlehrbüchlein, 1806. Die christliche Kinderzucht, 6 Predigten 1814; Das ewige Priesterthum der katholischen Kirche, Primizpredigt 1832. Sämmtliche Schriften werden selbst in der Jetztzeit noch geachtet u. neu aufgelegt, ein Beweis, daß K. den Volkston richtig getroffen hat. Cm.

Königshofen, Jakob Twinger von, ein Geistlicher aus Straßburg, geboren daselbst aus einem patrizischen Geschlechte 1348, schrieb in den Jahren 1382 — 1415 in deutscher Sprache eine, für den Geschichts- und Naturforscher gleich wichtige Chronik, wovon die erste Ausgabe zu Augsburg 1474 (u. nachher öfter), die letzte, von Schilter, unter dem Titel: „Die älteste, sowohl allgemeine, als insonderheit Elsaßische u. Straßburgische Chronik," Straßburg 1698, 4. erschien. K. selbst starb 1420 zu Straßburg als Kanonikus an der Thomaskirche. Vergl. Oberlin „De J. T. Regiovillano," Argent. 1789, 4.

Königsmark, 1) Johann Christoph, Graf von, königlich schwedischer Feldmarschall, geboren 1600 zu Köslin, focht mit den Schweden unter Gustav Adolph u. Baner, nach dessen Tode er die Schlacht bei Wolfenbüttel entschied, befehligte bei Leipzig, operirte dann in Verbindung mit Torstenson, später mit Wrangel u. hatte schon die kleine Seite von Prag erobert, als die Friedensnachricht (1648) eintraf. Er starb 1663. Sein Sohn Konrad, erst in schwedischen, dann in holländischen Diensten, fiel als Generallieutenant vor Bonn. Ein anderer Sohn, Otto Wilhelm, geboren zu Minden 1639, war schwedischer Gesandter in England u. Frankreich, focht in Deutschland u. schlug 1686 als Generalissimus der venetianischen Truppen die Türken in Morea. Er starb 1688. — 2) K., Maria Aurora, Gräfin von, Aebtissin des Stiftes Quedlinburg, geboren in Stade 1670, kam, als ein sehr gebildetes Frauenzimmer, 1694 an den Hof des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der nachher als König von Polen

unter dem Namen August II. noch bekannter geworden ist. Sie machte den lebhaftesten Eindruck auf den Regenten, ward seine erklärte Favoritin, u. aus dieser Verbindung entsprang 1696 der bekannte Marschall Moriz von Sachsen (s. d.), der als französischer Feldherr unsterblich geworden ist. 1702 übernahm die Gräfin eine diplomatische Sendung an Karl XII., um ihn günstiger für August zu stimmen, ward jedoch nicht vor jenen gelassen. Als der Kurfürst ihrer überdrüssig wurde, verschaffte er ihr 1700 die Würde einer Aebtissin zu Quedlinburg, wo sie 18. Februar 1728 starb. Allgemein wird die K. fast als ein Ideal der Schönheit und Liebenswürdigkeit geschildert. Sie redete mehre Sprachen mit Feinheit u. Eleganz, kannte Latein u. las die Alten, dichtete in der deutschen, französischen u. italienischen Sprache, zeichnete u. malte vortrefflich. Mit diesen Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. Dabei zeigte sie überall ein edles Gemüth, ein wohlwollendes Herz, Bereitwilligkeit zu helfen, Entfremdung von allen Bestrebungen des Ehrgeizes u. der Herrschsucht, Bescheidenheit im Betragen, Großmuth im Verzeihen und völlige Unfähigkeit, Jemanden wehe zu thun.

Königssee, 1) ein höchst romantisch gelegener See in Oberbayern, Landgerichts Berchtesgaden, 1¼ Meile lang u. ¼ Meile breit u. mit dem Obernsee zusammenhängend, ist sehr fischreich, namentlich in Alpenforellen. In demselben befindet sich eine Insel, mit einer Kapelle des heiligen Bartholomäus (deßhalb auch Bartholomäussee genannt). Seinen Abfluß hat er durch den Achen zur Salza. — 2) K. (Königsee), Städtchen im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, an der Rinne, mit 2000 Einwohnern, von welchem die K.er Waaren ihren Namen tragen: allerlei Medikamente und Geheimmittel, die früher in mehren Ortschaften des Thüringer Waldes nach gewissen Formeln bereitet und durch zahlreiche Hausirer, namentlich unter den Landleuten, abgesetzt wurden. Jetzt ist dieser Verkehr zwar überall von der Medizinalpolizei verboten, wird aber gleichwohl noch heimlich, wenn auch in ungleich geringerer Ausdehnung, betrieben.

Königsstein, kleines Städtchen im Dresdener Kreise des Königreichs Sachsen, an der Elbe u. unweit der böhmischen Gränze, mit 1500 Einwohnern; dabei auf einem 779′ hohen Sandsteinfelsen (1600′ über dem Elbespiegel) die Festung gleiches Namens, die sich den Namen der jungfräulichen bis jetzt bewahrt hat, da sie noch nie erobert worden. Von drei Seiten steil aufstrebend, von der vierten, etwas schrägen, mit niederen und Etagenwerken, von keiner Höhe beherrscht, dem Geschütze unzugänglich, muß sie für unüberwindlich gelten. — 1289 Eigenthum der Grafen Dohna, kam K. in einer Fehde an den Markgrafen von Meissen. 1516 stiftete Herzog Georg ein Cölestinerkloster daselbst. 1540 legte Heinrich der Fromme die Festungswerke an; Christian I. u. J. Georg I. führten sie aus. August III. flüchtete sich hieher während des 7jährigen Krieges, und die Schätze u. Archive der Krone u. des Landes werden hieher stets in Sicherheit gebracht. Napoleon hat den Versuch einer Beschießung von Lilienstein aus gemacht, allein die Kugeln erreichten ihr Ziel nicht. Die Plattform hat ½ Stunde im Umfange u. bringt Gras, Wein und Getreide hervor, so daß die Garnison sich eine Zeit lange da nähren kann. Im Frieden liegen 200 Mann hier und dient K. als Staatsgefängniß. Ein 1055′ tief in den Felsen gehauener Brunnen versorgt die Festung mit Wasser. — Das sogenannte Pagenbett bei der Friedrichsburg ist ein, ungefähr 2′ breiter, Felsenvorsprung über dem Abhange, auf dem einst 1673 ein Page Johann Georgs (Heinrich von Grunau) eingeschlafen war und von diesem, nachdem er vorher gegen den Fall sicher gestellt worden, durch einen Pistolenschuß geweckt wurde. Das große Weinfaß der Magdalenenburg, von 3709 Eimern Gehalt, der Nebenbuhler des etwas kleineren Heidelberger, ist zerfallen. Als Staatsgefangene saßen hier: Crell, Kratz, Patkul, Klettenberg, Menzel, d'Agdollo, Tyssowski rc.. In großen Bogen geht von K. die Elbe um den Lilienstein herum nach Dorf.

Königsstuhl. 1) Bei den alten Deutschen ein erhabener Rasenplatz auf freiem

lde, wo von den Grafen und obersten Richtern des Sonnabends Gericht ge-
lten wurde. — 2) Eine, unterhalb Rhense am Rheine befindliche, künstliche Er-
hung, wo sich seit 1338 die deutschen Kurfürsten zu versammeln pflegten, um sich
er die Angelegenheiten des deutschen Reiches zu berathen, u. wo auch die neu-
vählten Kaiser ausgerufen wurden, was zum letztenmale bei der Wahl Mari-
lians I. geschehen seyn soll. Dieser K. bestand aus einer offenen, gewölbten Halle
n 7 Bogen und 9 Säulen (eine in der Mitte) mit 7 Sitzen für die 7 Kur-
sten, etwa 40 Ellen im Umkreise. 1794 wurde derselbe von den französischen
publikanern zerstört, 1843 aber wieder hergestellt. — 3) Der höchste Gipfel der
eidefelsen der Stubbenkammer auf der Halbinsel Jasmund, der 200 bis 300
ß fast senkrecht in das Meer hinabfällt. — 4) Siehe Heidelberg.

Königswart. Marktflecken mit 1200 Einwohnern, im Pilsener Kreise Böh-
ns, unfern Marienbad, ein Besitzthum des Fürsten Metternich (s. d.), mit
hloß und herrlichen Parkanlagen, einer reichen Kapelle mit kostbaren Reliquien,
denen häufige Wahlfahrten stattfinden. Fürstliche Bibliothek, Münzsammlung
d Cabinet von allerlei Seltenheiten. In der Nähe ein Sauerbrunnen u. Gra-
tengruben. Dabei die Ruinen der alten Burg K., im 30jährigen Kriege von
1 Schweden zerstört. Der kaiserliche General, Graf Metternich, kaufte nach dem
jährigen Kriege Stadt und Burg und baute das neue Schloß im italieni-
en Style am Fuß des Burgberges, welches der jetzige Fürst Metternich voll-
dete. Am 12. September 1835 wurde in den hiesigen Gartenanlagen von dem
rstlichen Besitzer, um das Gedächtniß an den dahingeschiedenen Kaiser Franz
n Oesterreich durch die Gefühle der Dankbarkeit zu ehren, in Gegenwart des
isers Ferdinand und dessen Gemahlin der Grundstein zu einem Denkmal für
r verewigten Monarchen gelegt.

Königswasser, siehe Scheidewasser.

Könneritz, Julius Traugott Jakob von, geboren zu Merseburg 1792,
irde in Schulpforta, Wittenberg und Leipzig gebildet, begann seine staatsdienst-
he Laufbahn beim Consistorium in Leipzig und ist seit 1831 königlich sächsi-
er Justizminister. Eine umfangreiche Reform des ganzen Justizwesens bezeich-
t seine Thätigkeit; sein, von den Ständen 1836 und 1837 angenommenes und
ich in Sachsen-Weimar eingeführtes, Criminal-Gesetzbuch ist ein großer Fort-
ritt in der Gesetzgebung. Weniger Anklang fand bei den sächsischen Ständen
ne Strafprozeßordnung.

Köppen, Friedrich, geboren zu Lübeck 1775, wurde 1805 Prediger in
remen, 1807 Professor der Philosophie zu Landshut, 1826 zu Erlangen mit
m Titel eines Hofraths u. zeigte sich stets als eifrigen Anhänger Jacobi's. Er
hrieb: Ueber die Offenbarung in Beziehung auf Kant'sche und Fichte'sche Phi-
sophie, (Lübeck 1797, 2. Aufl. 1802); Schellings Lehre, oder das Ganze der
hilosophie des absoluten Nichts, Hamburg 1805; Darstellungen des Wesens
r Philosophie, Nürnberg 1810; Philosophie des Christenthums, Leipzig 1813
-1815, 2 Thle, 2. Aufl. 1825; Politik nach Plato's Grundsätzen, ebend. 1819;
ber Universitäten, Landshut 1820; Ueber Bücher u. Welt, Leipzig 1802; Epi-
ln und Gedichte, Magdeburg 1801; Vermischte Schriften, Hamburg 1806.

Köprili, s. Kiuperli.

Körner, Karl Theodor, geboren 23. September 1791 zu Dresden,
idirte in Leipzig 1810 Jurisprudenz, ging 1811 nach Berlin, von da nach
ien, wo er als Theaterdichter am Burgtheater angestellt ward, trat 1813 zu
reslau in das Lützow'sche Freicorps, ward Offizier und Adjutant, im Juni
113 beim Ueberfalle zu Kitzen verwundet, jedoch durch Freunde vor Gefangen-
haft gerettet, ging dann nach Böhmen und starb den Tod fürs Vaterland bei
adebusch, 26. August 1813, u. ward daselbst unter einer Eiche begraben. — K.
hört zu den patriotisch-romantischen, begeisterten und begeisternden Sängern,
r Schillers Freiheitslied den Zeitgenossen verständlich machte. Er steht als
riker höher, denn als Dramatiker, obwohl er mehr die patriotisch-bewegte Zeit

auf sich einwirken ließ, als es ihm gelungen, die Gegenwart aus freiem, idealem Standpunkte aufzufassen und zu beherrschen. Seinen dramatischen Erzeugnissen, die in der Sprache allzusehr an Schiller erinnern, und zuviel auf die Schaulust des Publikums berechnet sind, fehlt vor Allem ideale Anschauung des Lebens, lebendiges Ergreifen desselben, psychologische Charakteristik und immanente Motivirung. Seine Possen und Lustspiele sind drollig, aber zu breit, mehr spaßhaft, als eigentlich komisch. Dramatische Beiträge, Wien 1815, 2. Aufl. 1821. Leyer und Schwert, Berlin 1814, 7. Aufl. 1834. Poetischer Nachlaß, Leipzig 1815, 7. Aufl. 1829. Sämmtliche Werke, Stuttgart 1818, Haag 1831, Berlin 1834, 1835 u. ö. x.

Körper heißen alle in der Natur befindliche Gegenstände, die auf unsere Sinne wirken, oder durch dieselben erkennbar sind, im Gegensatze von Geist, womit wir, in diesem Verstande, ein Wesen bezeichnen, welches ein bloßer Gegenstand unserer intellektuellen Erkenntniß ist. Jeder K. besteht aus Materie, deren nähere Untersuchung, als solche, ein Gegenstand der Metaphysik (s. Materie), ist. Jeder K. nimmt einen Raum ein, und ohne räumliche Ausdehnung ist kein K. denkbar; diesen Raum kann man nach drei verschiedenen, auf einander senkrecht stehenden Richtungen, nach der Länge, Höhe und Breite abmessen. Die Ausdehnung eines K.s wird durch Flächen begränzt, deren Verhältniß gegen einander die Figur des K.s bestimmt; jeder K. muß daher nothwendig irgend eine Gestalt oder Figur haben. Dasjenige, was den Raum ausfüllt, in welchem sich ein K. ausdehnt, nennt man die Materie desselben. Nach der Lehre der Atomisten ist die Materie absolut unburchdringlich; es kann mithin in dem Raume, den schon eine Materie ausfüllt, keine andere Materie eindringen, oder neben jener stattfinden. Die Erfahrung lehrt nun, daß es keinen K. in der Natur gibt, der in allen Punkten unburchdringlich wäre; hieraus folgt denn unwiderleglich, daß ein K. nicht in allen Punkten des Raumes, den er einnimmt, Materie enthalten könne, sondern daß leere Zwischenräume vorhanden seyn müssen, in welche eine fremde Materie eindringen kann. Die größere oder geringere Menge der leeren Zwischenräume in einerlei Raum bestimmt die Begriffe von Dichtigkeit und Lockerheit. Außer der Ausdehnung ist auch die Undurchdringlichkeit eine wesentliche Eigenschaft der K. Sie sind aber auch, wie die Erfahrung lehrt, theilbar; zwar stößt man bei der Theilung zuletzt auf K.chen, welche sich nicht mehr theilen lassen, d. i. Atomen (s. d.); indeß muß dennoch überhaupt die Theilbarkeit als eine allgemeine Eigenschaft der K. betrachtet werden. Endlich lehrt die Erfahrung, daß jeder K. einer Bewegung fähig sei; mithin ist die Beweglichkeit eine allgemeine Eigenschaft der K. Da es nun aber keine inneren Gründe gibt, welche die K. in Bewegung setzen, so muß eine äußere bewegende Ursache vorhanden seyn; diese nennen die Atomisten Kraft (s. d.); die Eigenschaft der K., nach welcher sie sich selbst gegen Ruhe u. Bewegung gleichgültig verhalten, nennen sie Trägheit. Wo die äußeren Ursachen zur Bewegung der K. oder die Kräfte zu finden sind, darüber wußten die Atomisten keine befriedigende Auskunft zu geben. Die dynamistische Lehrart setzt das Wesen der Materie in zurückstoßende und anziehende Kräfte, und nach derselben beruht die Undurchdringlichkeit der Materie auf der ausdehnenden Kraft derselben; sie ist ferner bis ins Unendliche theilbar, woraus man aber nicht folgern darf, daß ein K. in einem bestimmten Raume aus einer unendlichen Menge von Theilchen bestehe. Der ursprüngliche Zustand der K. ist auch nicht, wie die Atomisten wollen, hart, sondern es kann ein K., nach der Verschiedenheit der Grade der Erfüllung des Raumes, alle möglichen Zustände annehmen. Was endlich die Bewegung der K. betrifft, so setzen sie die Dynamisten in die eigene zurückstoßende und anziehende Kraft der Materie. Feste K. werden diejenigen genannt, welche nicht jeder Kraft eine Verschiebung ihrer Theile gestatten, sondern einer solchen verschiebenden Kraft bis zu einem gewissen Grade widerstehen, mithin hierdurch selbst eine Gegenkraft äußern. Außer dem Zusammenhange der Theile muß man auch ihre Rei-

bung an einander als Erklärungsgrund der Festigkeit der K. betrachten. Flüssige K. heißen diejenigen K., deren Theile, ungeachtet sie unter sich zusammenhängen, dennoch durch eine sehr geringe Kraft verschoben werden können, so daß es scheint, als leisteten sie gar keinen Widerstand. Der mindere Zusammenhang der Theile kann unmöglich, wie man sonst annahm, der Grund der Flüssigkeit seyn; denn die Erfahrung lehrt ja, daß diese Theile sehr zusammenhängen. Sieht man die Theile flüssiger K. als lauter kleine Kügelchen an, so folgt hieraus, daß sie durch sich selbst in das vollkommenste Gleichgewicht, folglich auch in die größtmögliche Berührung unter sich kommen müssen. Die Hauptursache, warum sich die Theile flüssiger K. durch eine sehr geringe Kraft trennen lassen, liegt unstreitig in der mindestmöglichen Reibung unter einander, und diese folgt aus der Kugelgestalt. Es gibt verschiedene Grade der Flüssigkeit. K., welche beim Ausgießen oder Verspritzen kleinere Tropfen bilden, sind flüssiger, als andere. — Unter den flüssigen K.n gibt es tropfbare und luftförmige oder elastisch-flüssige.

Körperschaft, s. Corporation.

Köthen, Hauptstadt des, durch den jüngst erfolgten Tod des Herzogs Heinrich an Dessau gefallenen, Herzogthums Anhalt-K. (s. Anhalt), in ebener Gegend, nahe der Ziethe, und Vereinigungspunkt der Eisenbahnen von Leipzig, Magdeburg u. Berlin, mit 7500 Einwohnern, welche bedeutenden Korn- u. Wollenhandel treiben. Sehenswerth sind: Die katholische Kirche, von Herzog Ferdinand, der 1825 nebst seiner Gemahlin katholisch wurde, erbaut; die protestantische Kirche mit schönen Glasgemälden. Das alte Schloß von 1555 u. nach einem Brande zum Theile erneuert 1597—1606. Das neue Schloß mit Bildergalerie, Naturalienkabinet, Hausarchiv, Münzkabinet uud Bibliothek von 15,000 Bänden; das Prinzenhaus, Schauspielhaus. Man findet hier ein Gymnasium, ein adeliges Fräuleinstift, ein Schullehrer-Seminar und mehre andere Schulen und Anstalten; das vom Herzoge Ferdinand 1828 gegründete Institut der barmherzigen Brüder wurde 1832 wieder aufgehoben. — Ein sehr beliebter Spaziergang ist der Fasanenbusch in der Umgegend von K.; Münch en-Nienburg an der Saale, mit der Klosterschloßkirche aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts in der das Denkmal des Grafen Dittmar und seines Sohnes von 1350. Das Frauenkloster Hecklingen bei Staßfurt, mit einer der sehenswerthesten Kirchen, erbaut von Markgraf Konrad 1130, eine Basilica mit abwechselnden Säulen u. Pfeilern und höchst merkwürdigen und schönen gleichzeitigen Sculpturen, Grab der Königin Jutta von Dänemark. — Schon im 10. Jahrhunderte eine bedeutende Wendenstadt, wurde K. von Heinrich I. 927 erobert und zerstört, und angeblich 1300 noch einmal von Friedrich dem Gebissenen. 1115 lieferte hier Markgraf Otto I. von Soltwedel den Wenden eine Schlacht. 1547 nahm es der Kaiser dem Fürsten Wolfgang, als einem Mitgliede des schmalkaldischen Bundes, und schenkte es dem General Ladron, von dem es die Fürsten zurückkauften.

Koháry, sehr altes, ungarisches Geschlecht; davon: 1) Oberst Stephan K., der in der Schlacht bei Levenz gegen die Türken im Jahre 1664 den Heldentod fand. — 2) Ein zweiter Stephan K., geboren 12. März 1648. Ein treuer Anhänger des Hauses Oesterreich, gerieth er in die Tökölische Gefangenschaft u. wurde über drei Jahre umbarmherzig gehalten. Er hätte die Freiheit gegen das Versprechen erlangen können, nie mehr gegen Tököli dienen zu wollen. Tököli's Fall verschaffte ihm dieselbe. Kaiser Leopold lohnte seine Treue durch große Schenkungen; er stieg von Würde zu Würde, und starb als Oberslandesrichter, nach dem Palatinat die höchste Würde in Ungarn. Es sind lateinische u. ungarische Gedichte von ihm vorhanden. — 3) K. Franz Joseph, wurde 1815 in den Fürstenstand erhoben. Er starb als k. ungarischer Hofkanzler 1826. In ihm erlosch der männliche Stamm der K. Seine einzige Tochter Antoinette ist mit dem Herzog Ferdinand Sachsen-Koburg vermählt und so die Stammmutter des fürstlichen Zweiges Koburg-K. Mailáth.

Kohelet, der hebräische Name eines dem Salomo zugeschriebenen kanonischen Buches des alten Testaments, s. Ecclesiastes.

Kohl. Unter diesem Namen begreift man die Gattungen des Pflanzengeschlechts Brassica, welche bei uns zur Nahrung für Menschen und Hausthiere angebaut werden, nämlich: a) Blumen-K., Carviol oder Käse-K., Br. oleracea botrytis; b) Broccoli oder Spargel-K., Br. italica tuberosa oder, botrytis, asparagoides; c) weißer Kopf-K., Weißkraut, Kappuskraut Br. oleracea capitata; d) Savoyer-K., weißer Wirsing oder Ulmer Kraut, Br. sabauda crispa; e) Wirsing, Wersing, Wersich, grüner Wirsing, Herz-K., Welsch-K. oder Pörsch-K., Br. bullata; f) Braun-, Blau- oder Gemüse-K., Flatter-K., Blatt-K. oder Stauden-K., Br. oleracea laciniata; g) Schnitt-K. (soll aus Vermischung von Br. oleracea mit Br. napus entstanden seyn); h) Kohlrabi oder Oberkohlrabi, Br. oleracea gongynodes; i) Kohlrübe, Erdkohlrabi, Unterkohlrabi, große Steckrübe, Krautrübe, Dorsche, Br. oleracea napobrassica; j) Teltower oder Steckrübe, Br. napus. Durch die Cultur sind von allen diesen Gattungen eine Menge Varietäten entstanden. Man bezieht die Samen hiezu von Sämereihandlungen, namentlich in Bamberg, Erfurt, Braunschweig, Berlin, Leipzig rc.

Kohle heißt der, durch Glühen organischer Materien im verschlossenen Raume erhaltene, schwarze, trockene, abfärbende, geruch- u. geschmacklose, poröse, mehr oder geringer glänzende, noch das Gefüge des zersetzten Körpers zeigende Rückstand, welcher sich bei Abschluß der Luft auch in der stärksten Hitze nicht weiter verändert, bei Luftzutritt dagegen großentheils verbrennt u. ein mehr oder weniger graues Pulver (die sogenannte Asche) hinterläßt. Was hiebei verbrennt, ist wesentlich K.nstoff u. die Produkte dieser Verbrennung sind K.nsäure u. K.noxydgas. Die K. besteht also wesentlich aus K.nstoff, enthält aber auch stets noch etwas Wasserstoff, in Folge dessen bei der Verbrennung auch K.nwasserstoff auftritt; die K. von thierischen Körpern auch Stickstoff, der ebenfalls bei ihrer Verbrennung entweicht. — Holz-K. wird gewonnen, indem man Brennholz aller Art in Meilern (bedeckten Haufen) oder Gruben oder auch in besonderen K.nöfen oder eisernen Cylindern verkohlen, d. h. ohne Zutritt der Luft langsam verbrennen läßt. Die beiden letzten Arten der Verkohlung werden nur angewendet, wenn man Holzessig, Theer u. dergleichen aus dem Holze gewinnen will, wobei die K.n nur als Nebenprodukt erscheinen. Man nennt diese K. auch Thermo-K.n. Die Ausbeute an K.n ist, je nach den Umständen und der Art der Verbrennung, verschieden. Eigentlich enthält trockenes Eichenholz dem Gewichte nach 52½ Procent reine K. u. alle anderen Holzarten nicht viel weniger; demungeachtet werden bei weitem weniger daraus erhalten, weil bei der Verkohlung stets ein beträchtlicher Theil K.nstoff (s. d.) als Rauch u. Gas entweicht. Auch erhalten die K.n noch manche fremdartigen Bestandtheile, die beim Verbrennen derselben als Asche zurückbleiben. Bei langsamer Verkohlung gibt Buchenholz ohngefähr 28, Eichen- u. Birkenholz 26, Tannen- u. Fichtenholz 22 Procent K., bei schneller Verbrennung nicht viel über die Hälfte. Lindenholz gibt die wenigste K. Die Holz-K.n werden nur in holzreichen Gegenden gebrannt u. mit dem größten Vortheile in unwegsamen Gebirgen ohne Flößanstalten, wo der Transport des Holzes sehr schwierig u. kostspielig ist, indem das in K.n verwandelte Holz nur ohngefähr den vierten Theil Transportkosten verursacht. Die besten und festesten K.n sollen aus halbtrockenem Holze gebrannt werden, und weder zu frisches und nasses, noch ganz trockenes Holz so gute K.n geben. Auch sind die von verstocktem oder halbfaulem Holze viel geringer, als von gesundem. Gute Holz-K.n müssen noch die Jahresringe und die ganze Struktur des Holzes zeigen, sie müssen fest u. ziemlich schwer seyn, durchgängig eine ins Blaue fallende schwarze Farbe, ohne röthliche oder harzige Stellen, haben, dürfen nicht abfärben, müssen einen geringen Glanz besitzen u. klingen, wenn sie auf einen harten Körper fallen. Ferner

müssen sie, ohne Flamme, Rauch u. Ruß abzusetzen, brennen. — Die Anwendung der K. als Feuerungsmaterial ist bekannt; ferner ist sie ein Hauptbestandtheil des Schießpulvers, dient zur Reinigung der Luft von unangenehmen Gerüchen u. schädlichen Ausdünstungen, weil sie die Eigenschaft hat, eine große Menge Gasarten aus der Luft einzuschlucken, und ist ein sehr wirksames Schutzmittel gegen Fäulniß und andere Verderbniß, weßhalb sie zur Aufbewahrung von Fleisch und dergleichen mit dem besten Erfolge angewendet werden kann. Auch wird sie zur Entfärbung von Flüssigkeiten angewendet, obgleich sie zu diesem Zwecke weniger wirksam ist, als die Knochen-K., so wie auch zur Entfuselung des Branntweins, deßgleichen zum Poliren von Metallen, zum Zeichnen als Reiß-K. und sonst noch zu vielen anderen technischen u. chemischen Zwecken. In den Apotheken hat man unter dem Namen Carbo praeparatus eine fein gepulverte K., welche durch Glühen in einem Schmelztiegel mit durchbohrtem Deckel erhalten u. zuweilen innerlich, öfter aber äußerlich zu K.nsalbe, Zahnpulver rc. gebraucht wird. — Ueber die thierische K. vergl. den Art. Knochen und über Braun-K., Stein-K. die betreffenden Artikel.

Kohlensäure oder fixe Luft, die gasförmige Verbindung des Kohlenstoffes (s. d.) mit Sauerstoff, welche sich bildet, wenn Kohle vollständig verbrannt wird; sie wurde in ihrer Zusammensetzung 1776 von Lavoisier ermittelt u. kommt häufig in der Natur vor. Als Gas macht sie einen steten Bestandtheil der atmosphärischen Luft aus, etwa $\frac{1}{1000}$ dem Raume nach; in größerer Menge dringt sie in vulkanischen Gegenden (bei Neapel, Pyrmont) aus der Erde, sammelt sich auch in Schächten, in denen kein guter Luftwechsel ist, u. veranlaßt die bösen Wetter oder Schwaden. Aufgelöst in Wasser findet sie sich in mehren Mineralwässern, welche daher den Namen Säuerlinge führen: zu Selters, Fachingen, Geilnau, Pyrmont, Driburg, Wildungen, Karlsbad, Töplitz. An Basen, besonders Kalk, gebunden, bildet sie ganze Gebirgslager. Sie erzeugt sich bei jedem Verbrennen von Kohlenstoff oder kohlenstoffhaltigen Substanzen, wenn eine hinreichende Menge Sauerstoff zugegen ist, bei der Zerlegung sauerstoffhältiger Verbindungen durch Kohle (z. B. beim Kochen von Schwefel- oder Salpetersäure mit Kohle, beim Verpuffen salpeter- oder chlorsaurer Salze mit Kohle, bei der Reduktion vieler Metalloxyde mit Kohle): ferner bei der trockenen Destillation organischer Materien, bei der Gährung, beim Athmungsprozesse der Thiere. — Man bereitet sie am Besten durch Zerlegung kohlensaurer Salze (kohlensaurer Kalk) mittelst verdünnter Salzsäuren u. Auffangen des Gases über Quecksilber. Ein farbloses Gas von eigenthümlichem stechendsäuerlichem Geruche und Geschmacke, röthet feuchtes Lackmuspapier, die Röthung verschwindet aber an der Luft wieder, hat ein spezifisches Gewicht von 1,5245, ist 542 mal leichter als Wasser (1 Kubikzoll wiegt gegen $\frac{1}{2}$ Gran), ist weder brennbar, noch fähig das Verbrennen zu unterhalten, unathembar, wird nach Faraday durch einen Druck von 40 Atmosphären tropfbar flüssig und stellt dann ein farbloses, leichtbewegliches Liquidum von 0,83 spezifischem Gewichte dar, nicht mischbar mit Wasser u. fetten Oelen, sehr leicht löslich in Alkohol, Aether, ätherischen Oelen, Schwefelkohlenstoff. Läßt man die flüssige K. aus einer feinen Röhre strömen, so wird sie, nach Thilorier, in Folge der dabei mit eintretenden Verdunstungskälte fest und stellt dann eine schneeartige Masse dar, welche nach u. nach wieder Gasform annimmt. Wasser verbindet sich bei gewöhnlicher Temperatur mit dem kohlensauren Gase zu gleichem Volumen, bei niedriger Temperatur aber u. bei stärkerem Drucke kann es das 2—3, ja 6fache Volumen aufnehmen; ein solches Wasser schmeckt u. riecht angenehm stechend-säuerlich, röthet das Lackmuspapier vorübergehend, verliert aber beim Stehen an der Luft das Gas beinahe gänzlich wieder.

Kohlenstoff, eines von den nichtmetallischen Elementen, dessen Einfachheit zuerst von Lavoisier erkannt wurde, findet sich sehr verbreitet in der Natur, aber selten rein; am meisten als Diamant (s. d.), mit Eisenoxyd u. Kieselerde vermengt als Graphit, Anthracit, mit Wasserstoff verbunden u. mit verschiedenen mineral-

schen Substanzen vermengt als Steinkohlen (s. d.), mit Sauerstoff verbunden als Kohlensäure (s. d.) u. ist der Hauptbestandtheil aller organischen Stoffe. Möglichst rein erhält man K. durch heftiges Glühen von Lampenruß in verschlossenen Gefäßen, durch Hinüberleiten von ölbildendem Gas über glühendes Eisen, durch Auskochen von Graphit mit Königswasser u. Kalilauge; er bildet sich ferner im dem Schachte des Hochofens (Hochofengraphit), in den Gasretorten, beim Erhitzen kohlensaurer Salze mit Kalium; mehr oder weniger mit mineralischen Stoffen verunreinigt beim Glühen organischer Körper in verschlossenen Gefäßen. Der künstlich dargestellte, reine K. ist entweder ein mattes, schwarzes Pulver, oder erscheint in bleigrauen, metallglänzenden, blättrigen oder haarförmigen Massen, färbt ab, fühlt sich weich an, ist undurchsichtig, geruch- u. geschmacklos, unschmelzbar, verändert sich in verschlossenen Gefäßen durch die stärkste Hitze nicht, löst sich weder in Wasser, Alkohol, Aether, noch in wässerigen Säuren u. Alkalien, verbindet sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht mit dem Sauerstoffe, verbrennt aber, an der Luft erhitzt, vollständig zu Kohlensäure (bei nicht hinreichendem Luftzutritte entsteht Kohlenoxydgas); noch lebhafter in Sauerstoffgas, ohne einen festen Rückstand zu hinterlassen. Mit dem Sauerstoffe bildet der K. verschiedene Oxydationsstufen; zwei davon sind Gase (Kohlenoxyd u. Kohlensäure); vier, von denen eine (die Rhodizonsäure) mit dem Kohlenoxyd polymer, sind fest: Honigsteinsäure, Krokonsäure, Rhodizonsäure u. Oxalsäure.

Kohlrausch (Heinrich Friedrich Theodor), geboren zu Landolfshausen bei Göttingen, wurde, nachdem er einige Zeit Hofmeister bei dem dänischen Gesandten am preußischen Hofe, Grafen von Baudissin, gewesen war u. mit dessen Sohn die Universitäten Kiel, Heidelberg u. Göttingen besucht hatte, 1810 Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Barmen, 1814 Professor am Gymnasium zu Düsseldorf, 1817 Schulrath in Münster u. 1830 Oberschulrath u. Generalinspektor der gelehrten Schulen in Hannover. Als Schriftsteller für Schulen und die Jugend, namentlich im geschichtlichen Fache, hat er sich einen ziemlich ausgebreiteten Ruf durch nachstehende Werke erworben: Die Geschichten u. Lehren der heil. Schrift, Halle 1811, 17. Aufl. 1838; Handb. für Volkslehrer, ebd. 1811; Handb. für Lehrer höherer Stände u. Schulen, ebendas. 1811, 2. Aufl. 1818; Deutschlands Zukunft, Eberf. 1814; Chronologischer Abriß der Weltgeschichte, ebendas. 1814, 2. Aufl. 1837; Die deutsche Geschichte für Schulen, ebend. 1816—1818, 3 Bde., 2. Aufl. 1737; Bemerkungen über die Stufenfolge des Geschichtsunterrichts in den höheren Schulen, Halle 1818; Kurze Darstellung der deutschen Geschichte für Volksschulen, Elberfeld 1822, 4. Auflage 1837; Lebensbeschreibungen zu den Bildnissen der deutschen Könige u. Kaiser, Hamb. 1844 u. f.

Kola, der Hauptort des altrussischen Lapplands, im russischen Gouvernement Archangelsk, die nördlichst gelegene Stadt des europäischen Rußlands, in einer wilden u. rauhen Gegend, unfern der Mündung des Flusses gleiches Namens in das nördliche Eismeer, hat einen geräumigen u. besuchten Hafen, zwei Kirchen, mehre ansehnliche, der Krone gehörige Gebäude u. 1200 Einwohner, unter denen, außer den Russen auch mehre Lappen und Finnen, welche sich vom Wallfisch-, Walroß-, Kabliaufange, sowie vom Handel mit Fischen, Häuten u. Thran nähren. — Denselben Namen führt auch die große Halbinsel zwischen dem Eismeere, dem weißen Meere u. dem kandalaskischen Busen, in dessen nordwestlichem Theile die Stadt K. liegt.

Kolainos, Sohn des Merkur u. einer attischen Nymphe, soll noch vor Kekrops (s. d.) Beherrscher dieses Landes gewesen seyn und der Artemis zu Myrrhinunt einen Tempel erbaut haben, von welchem diese den Beinamen Kolainis erhielt.

Kolaxes, ein Sohn Jupiters u. der Nymphe Hora, König des Macedonischen Volkes der Bisalter, welche, zum Andenken an die Abstammung ihres Königs, den Donnerkeil Jupiters auf ihren Schilden führten.

Kolbe 1) (Karl Wilhelm), geboren zu Berlin 1757, Lehrer am Philanthropin zu Dessau, widmete sich hier, aufgemuntert durch seinen Verwandten

dowiecki, zu Berlin ganz der Kunst, wurde 1795 Mitglied der Berliner Aka-
e u. 1796 Zeichnenlehrer an der Hauptschule in Dessau, als welcher er 1835
. Im Radiren hatte er große Fertigkeit, besonders in seinen Eichen- und
dpartieen. Seine Kupfer nach Geßners Aquarellzeichnungen und seine vielen
ter nach eigener Erfindung gehören zu den gelungensten Produkten der Aetz-
t. Er schrieb: „Ueber Wortreichthum der deutschen u. französischen Sprache,"
in 1806, 2 Bde., 2. Aufl. ebendas. 1818—20, 3 Bde.; „Ueber Wortmenge-
c.," Leipz. 1809, 3. Aufl., 13. Aufl. 1823; „Noch ein Wort über Sprach-
eit," Berlin 1825; „Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochenen Urtheile
u. gegen Sprachreinheit," Dessau 1809; „Mein Leben u. mein Wirken im
e der Sprache u. Kunst 1825." — 2) K., Karl, Historien- u. Genremaler,
1781 zu Berlin, 1819 Professor an der Berliner Akademie, ein fleißiger, durch
reiche Composition u. Harmonie der Farben ausgezeichneter Künstler. Besonders
seine Cartons zu den neuen Glasfenstern im Schlosse zu Marienburg zu nennen.

Kolberg, Stadt und starke Festung in der preußischen Provinz Pommern,
erungsbezirk Koeslin, eine Viertelstunde von der Ostsee u. mit dieser durch
Persante verbunden, die den befestigten Hafen Münde bildet, hat einen
en Marktplatz mit der Statue Friedrich Wilhelms III., ein hübsches Rath-
, mehre Kirchen, darunter die Marienkirche aus dem 13. u. 14. Jahrhunderte,
vielen alten u. werthvollen Holzschnitzwerken u. Malereien, die hl. Geistkirche,
einem Altarschnitzwerke aus dem Jahre 1510, See-, Sool- und Dampfbäder
000 Einwohner, welche Salzwerke, Weberei, Fischerei und Handel betreiben.
cht sind auch die hiesigen Wollmärkte. — Schon im 10. Jahrhunderte Sitz
Bischofs, 1102 von den Polen unter Boleslaw vergeblich belagert, ward
277 von den pommerschen Herzogen an das Stift Kamin vertauscht u. 1288
alte Schloß in ein Kloster verwandelt. 1530 wurde die Stadt protestantisch.
. von den Schweden nach hartnäckiger Vertheidigung genommen u., trotz der
räge, erst 1653 an Brandenburg geräumt, wurde K. im siebenjährigen Kriege
er wichtig, wo der Major von Heiden es mehre Jahre lange gegen die Russen
eidigte, die es aber 1761 nahmen. Gleich ruhmvoll ward es 1806 u. 1807
Gneisenau, Schill u. dem Bürger Nettelbeck (s. dd.) gegen die Fran-
vertheidigt. Hier ist auch Ramler (s. d.) geboren.

Kolchis, eine asiatische Landschaft am Pontus Euxinus, zwischen Iberien
rmenien, jetzt Mingrelien. Hierher rüstete sich der Argonautenzug. Die
er unterwarfen das Land unter Trajan.

Kolettis Johann, geb. 1797 zu Syrakos bei Janina, Epirote, studierte
talien Medizin, die er später am Hofe Ali-Pascha's von Janina ausübte;
bst kam er in Berührung mit den bedeutendsten Persönlichkeiten Albaniens,
elchem damals eine bedeutende Gährung herrschte, wurde 1821 Mitglied der
rie und begab sich, da die Insurgenten sich in Albanien nicht behaupten
ten, nach Morea. Als Abgeordneter unterzeichnete er am 15. Januar 1822
Unabhängigkeitserklärung von Epidaurus, wurde zugleich zum Minister des
rn und des Krieges ernannt, war später Eparch von Euböa und 1824 An-
r der Regierungstruppen, wo er Kolokotronis verhaftete. In den Jahren
und 1827 führte er mit Karaiskakis den Krieg in Ostgriechenland, wirkte
zum Zustandekommen der Nationalversammlung von Trözene, in welcher Ka-
trias der Aeltere Präsident wurde, wurde Mitglied des Panhellenion u. mit
Organisirung Rumeliens beauftragt. Nach der Ermordung des Präsidenten
distrias bildeten K., Augustin Kapodistrias, des vorigen Sohn, und Kolo-
nis eine Regierungscommission. Als Kapodistrias jedoch zum Präsidenten
hlt wurde, constituirte sich die rumeliotische Partei gegen die Regierungs-
i als Nationalversammlung, wählte K. zum Präsidenten und sammelte
Mann Truppen, um die Regierungspartei zu stürzen, welche jedoch abdankte. Im
l dieses Jahres wurde er Mitglied der Siebenercommission, einer aus beiden
eien zusammengesetzten Behörde, welche bis zur Ankunft der bayerischen Re-

gentschaft die Regierung führte. Im Jahre 1833 wurde K. Marineminister und 1834 Ministerpräsident. Als jedoch mit der Mündigkeits-Erklärung die Verwaltungsgeschäfte ganz in die Hände des Grafen Armansperg fielen, wurde K. als Gesandter nach Paris geschickt. Die Revolution im September 1843, welche die Fremdherrschaft in Griechenland stürzte und eine constitutionelle Verfassung einführte, rief K. nach Griechenland zurück. Nachdem auch das Ministerium Maurokordatos sich als untüchtig bewiesen, übernahm es K. im Auftrage des Königs am 4. August (16.) 1844, eine neue Verwaltung zu bilden, deren Präsident er wurde. Gemässigte und consequente Maßregeln erwarben ihm das Vertrauen des größten Theiles der Nation und besonders seines Königs; doch machte der, seinem Ministerium feindselige, englische Einfluß ihm viel zu schaffen und dieser, so wie zahlreiche unerstickte Parteiungen u. die deßhalb nöthigen außerordentlichen Anstrengungen führten schon nach 4 Jahren seiner Wirksamkeit sein Ende herbei. Er starb den .... Junius 1847. In Folge einer Ordonnanz des Königs vom 30. Juni desselben Jahres wurde für ihn eine fünftägige Landtrauer verordnet. Das warme Streben und Ringen für das Bessere des Vaterlandes darf in K. nicht verkannt werden, was auch politische Schmähsucht gethan haben mag, um ihn in den Augen der Nachwelt zu verdächtigen. wR.

Kolibri (Trochilus), Gattung aus der Familie der Zartschnäbler; sie zeichnen sich aus durch überraschende Kleinheit, prachtvolles, in allen Farben metallischglänzendes Gefieder und ein sehr bewegliches, unruhiges, zänkisches Wesen. Der Schnabel ist äußerst zart, nadelartig, theils gerade, theils gebogen, vorn mit einer Oeffnung versehen; die Zunge besteht aus zwei verwachsenen Fäden, die eine Röhre bilden, ist lang, vorschießbar und dient als Saugstängel; Flügel und Schwanz sind verhältnißmässig sehr kräftig u. stark. Die K. nähren sich meist von dem Honigsafte der Blumen, seltener fressen sie Insekten. Ihr Flug ist leicht u. schnell. Sie nisten auf Schlingpflanzen, bauen künstliche Nester und vertheidigen dieselben selbst gegen die Angriffe der Menschen mit großer Unerschrockenheit. Man fängt sie, indem man sie mit Sand wirft, oder mit Wasser aus Röhren bespritzt. Sie leben in den Tropenländern von Amerika u. in Merico. Arten sind: der Topask. (T. Pella), von der Größe des Zaunkönigs, goldgrün, Kopf und Hals sammtschwarz, Kehle topasgelb; Sapphirk. (T. Sapphirinus) goldgrün, unten weiß mit rosenrothem Schnabel; Smaragd-Rubink. (T. rubineus) oben goldgrün, rubinrothe Kehle, Schwungfedern gelbroth, Schwanz braunroth u. goldiggrünbraun. Topasrubink. (T. Moschilos), an Bauch u. Seiten braun, Scheitel u. Nacken rubinroth, Hals topasgelb, Schwanz purpurroth. Gemeine K. (T. Colubris) goldgrün, Kehle rubinroth, Schwanz schwarz mit goldgrünen Federn. Fliegen-K. (T. minimus) so groß wie eine Hummel, grauviolet, kupferglänzend; er versteckt sich in die Blüthen größerer Blumen, macht sein Nest aus Baumwolle u. legt erbsengroße Eier.

Kolik (Colica) ist ein krampfhafter, schneidender, zusammenziehender, bald anhaltender, öfter aber vorübergehender, selten an einem bestimmten Platze sich äußernder, sondern meist herumziehender, fieberloser Schmerz in den Gedärmen, namentlich im Grimmdarme, verbunden mit gespanntem und aufgetriebenem, oder zusammengezogenem Unterleibe, Uebelkeit oder Erbrechen, Aufstoßen, Verstopfung oder Diarrhöe, ängstlichem, beklommenem Athem, trockener Haut, kalten Schweißen, kalten Gliedern, oft mit Harnkrampf und Schmerzen in den unteren Gliedern. Die K. entsteht vorzüglich bei reizbaren, nervenschwachen, zu Unterleibsleiden geneigten u. diese durch Unmässigkeit u. regelwidrige Lebensart befördernden Individuen; sie kehrt nach Erkältungen ꝛc. periodisch wieder. Die K. kommt in verschiedenen Formen vor, von denen man namentlich folgende unterscheidet: Krampf-K., die Grundform u. die schmerzhafteste von allen; entzündliche, der Darmentzündung nahe stehend; Saburral-K. von unverdauten, im Uebermasse genossenen Speisen; Wind-K. von Blähungen; Gallen-K. von, im Uebermasse angehäufter, oder entarteter Galle, Gallensteinen; Blut-K. von Blutanhäufungen

den Gedärmen; Hämorrhoidal-K. bei Hämorrhoiden; Wurm-K. von ürmern; gichtische, von auf den Darmkanal einwirkendem Gichtstoffe; die eumatische von Erkältung; die bei Darmgicht, bei Brüchen; die Blei-K. ch Bleivergiftung; die metallische, durch langsame Vergiftung mit andern etallen, Nieren-K. von Nierensteinen. Je nach ihren Arten u. Entstehungs- sachen ist auch die Behandelung der K. höchst verschieden. Die Hauptmittel gegen sind: gelinde, abführende, schleimige, ölige Arzneien, ölige und krampf- lende Klystiere, trockene, warme oder feuchte Beinumschläge und aromatische d krampfstillende Einreibungen auf dem Unterleibe, insbesondere schweißtreibende d vor Allem krampfstillende, innere Mittel, unter denen Opium obenan steht.

Kollar, von Keresztén, Adam Franz, Direktor der k. k. Hofbibliothek zu ien, geboren zu Tarchowa in Ungarn 1723, studirte in Tyrnau, trat dort 38 in den Jesuitenorden, verließ ihn aber 1748 wieder, wurde dann Kanzlist : der Hofbibliothek in Wien und bald hernach Custos, 1772 aber Direktor wirklicher kaiserlicher Hofrath. Da er mehre wichtige Aufträge der Kaiserin Maria ,eresia wegen des österreichischen Antheils von Polen zur Zufriedenheit der onarchin ausrichtete, so schenkte sie ihm 1774 ein Landgut in Ungarn Ka- ns Keresztén. Er starb 10. Juli 1783. Die vaterländische Geschichte, die grie- sche, hebräische und türkische Sprache und die Humaniora waren die Gegen- nde, denen er sich vorzüglich widmete. Er gab heraus: Fr. Mesguien Me- isci institutt. linguae Turcicae 2. Ausgabe, 2. Bde. 1756. Analecta monu- entorum Vindobonensia, Wien 2. Bde., 1761 Fol. Casp. Ursini Velii de bello nnonico lib. X., ex codd. ebend. 1762, u. Hist. diplomat. juris patronatus gum Hungariae, ebend. 1762, u. De originibus et usu perpetuo potestatis le- islatoriae circa sacra regum Hungariae, ebend. 1764, nicht ganz frei von rteilichkeit für den Hof und gegen die Rechte der Nation. P. Lambecci Com- entariorum de augustissima bibliotheca caesar. Vindobonensi. Ed. II. lib. VIII. end. 1776—82. Fol. Supplementorum lib. I. posthumus, ebend. 1790, Fol. Histo- ie jurisque publ. regni Hungariae amoenitates, Preßb. 1783, 2 Bde.

Koller, Franz, Freiherr von, wurde geboren 1767 zu Münchengrätz in öhmen, von bürgerlichem Herkommen, trat 1784 als Gemeiner in österreichische ienste, ward Lieutenant, kam dann zum Generalstabe und leistete beim Ueber- nge über die Röer 1792 besonders gute Dienste, wurde 1793 auf dem Schlacht- de von Neerwinden Hauptmann, stand als solcher beim Generalstabe bis 1800, er Major wurde. Bei Errichtung der böhmischen Legion thätig, wurde er 05 Obrist, zeichnete sich 1809 aus, wurde Generalmajor und nach dem Frieden igadier, 1813 Feldmarschalllieutenant und erster Generaladjutant des Fürsten chwarzenberg. 1814 war er einer der Commissäre, die Napoleon nach Elba be- itteten, wo er sich durch sein rechtliches Benehmen auszeichnete. Nach der ickkehr schloß er im Namen Napoleons mit Genua einen Handelsvertrag zu unsten Elba's ab. Später Intendant bei dem österreichischen Heere in Neapel, rb er 1827. Er hinterließ eine schöne Sammlung von Antiken, besonders Va- , die er größtentheils während seines Aufenthaltes in Neapel sammelte; die- be ward durch den König von Preußen für das Berliner Museum angekauft.

Kollin, nahrhafte Stadt an der Elbe, im böhmischen Kreise Kaurzim, mit 00 Einwohnern, die sich von den gewöhnlichen städtischen Gewerben und dem ndbaue nähren. Kattunfabrik, Granatenschleifereien. Die Pfarrkirche St. Bar- olomäus ist ein prachtvolles Gebäude im altdeutschen Style, erbaut von 1313 1360. Kapuzinerkloster; Bürgerhospital. — Zu K. schlossen 1278 König ttokar und Kaiser Rudolf einen Friedensvertrag. Die Hussiten zerstörten 1421 s hiesige Dominikanerkloster und verbrannten den gelehrten Stadtdechant Hy- f von Ronow und sechs Dominikaner bei lebendigem Leibe. Den 18. Juni 57 wurde Friedrich der Zweite bei K. von den Oesterreichern unter Daun ge- lagen. Zum Gedächtnisse dieses wichtigen Sieges, der Prag und das ganze önigreich rettete, ward der militärische Maria-Theresienorden gestiftet. mD.

Kolmar (Columbaria), Hauptstadt des französischen Departements Oberrhein, am Gerberbache, durch die elsaßische Eisenbahn mit Straßburg und Basel verbunden, hat zwei katholische u. eine protestantische Kirche, eine Synagoge, ein Collége mit Bibliothek u. bedeutender Sammlung oberdeutscher Gemälde (namentlich aus der Schule von Schongauer), eine Artillerieschule, Schauspielhaus, Gefangenhaus u. s. w. Sehenswerth sind namentlich die Dominikanerkirche, die St. Martinskirche. Das Haus, wo Pfeffel 1736 geboren, wurde von dem Feldmarschall Wrede mit einem Denksteine geziert. Die Einwohner, 18,000 an der Zahl, zeichnen sich durch Gewerbsfleiß und lebhaften Handelsverkehr aus; besonders wichtig ist die Kattun-, Baumwollen-, Tuch-, Seide- und Leinenfabrikation und der Handel mit Wein. — K. war im Mittelalter freie Reichsstadt; unter der Landvoigtei Hagenau litt es viel an inneren Unruhen. 1775 wurde die Reformation eingeführt; 1627 von den Kaiserlichen die katholische Religion wieder hergestellt. 1632 lehnten sich die Bürger wider die Kaiserlichen auf und nahmen die Schweden in die Stadt, die später von den Franzosen verdrängt wurden. Nach dem westphälischen Frieden kam K. wieder an das Reich, 1672 aber wieder an die Franzosen, denen es auch durch den Ryswicker Frieden blieb Die Festungswerke wurden geschleift.

Kolokotronis (Theodor), griechischer Häuptling, geboren zu Karytene in Arkadien 1770, war Anfangs Klephte, diente auf den jonischen Inseln und in Neapel, wo er Major ward, u. war beim Ausbruche der Revolution in Morea auf den jonischen Inseln. Im März 1821 leitete er den Aufstand daselbst, schlug in Verbindung mit Odysseus mehrmals die Türken, empörte sich aber selbst gegen den Senat, ward gefangen, aber bald wieder an die Spitze des Heeres gestellt, mit welchem er Ibrahim Pascha schlug. Als Anhänger von Kapodistrias führte er bis zu dessen Tode glücklich das Heer, wandte sich aber 1832 gegen die Regierung, fiel, von den Franzosen besiegt, 1833 in die Gewalt der Regierung, die ihn zum Tode, dann zu 20 Jahren Kettenstrafe verurtheilte. König Otto begnadigte ihn 1835; er starb 1843 zu Athen.

Kolomna sehr gewerbthätige und befestigte Kreisstadt im russischen Gouvernement Moskau, an der Kolomenka und Moskwa, hat 17 Kirchen, ein geistliches Seminar, viele Magazine, Talgschmelzereien, Gerbereien ꝛc. u. 13,500 E., die bedeutenden Handel mit Vieh, Hopfen und Pöckelfleisch treiben. Hier 1237 Sieg der Mongolen unter Batu Khan über die russischen Großfürsten.

Kolophon, ehemals berühmte Stadt in Lydien, drei Stunden nordwestlich von Ephesus, von Mopsos, dem Enkel des Teiresias erbaut, war eine der zwölf Städte des jonischen Bundes und besonders durch das nahe Orakel des Phöbos von Klaros, die Trefflichkeit ihrer Pferde und Reiter und ihren Gummi bekannt (vgl. Kolophonium); auch gehörte K. zu den 7 Städten, die Geburtsstadt des Homeros (s. d.) zu seyn behaupteten; jetzt liegt es in Ruinen.

Kolophonium, Geigenharz, wird dargestellt, wenn der Terpentin (s. d.) mit Wasser einer Destillation unterworfen u. der dabei erhaltene Rückstand noch weiter vorsichtig erhitzt wird, bis alles Wasser verdunstet ist. Das K. ist entweder hellbräunlich, auch wohl blaßgelblich, u. durchsichtig, oder dunkelbraun u. nur durchscheinend, spröde, von muscheligem Bruche, beinahe gänzlich geruch- u. geschmacklos u. besitzt ein spezifisches Gewicht = 1,07—1,08. Die Hauptbestandtheile sind nach Unverdorben zwei Harze, welche die Eigenschaft von Säuren besitzen u. mit den Namen Sylvinsäure u. Pininsäure bezeichnet wurden. Man macht von dem K. verschiedene Anwendungen; so dient es zum Bestreichen der Violinbögen, zu Kitten, Pflastern, Salben, Buchdruckerfirnissen; dann in der Feuerwerkerei, Böttcherei, besonders auch in der Leuchtgasfabrikation. C. Arendts.

Koloß hieß bei den alten Griechen u. Römern jede Bildsäule, die eine, das gewöhnliche Maß überschreitende, Größe hatte, ohne weitere Bestimmung der Gränze ihrer Größe oder Höhe. Als K.e wurden ursprünglich nur die Statuen der Götter, später die der Fürsten ꝛc. gebildet. Der Apollo-K., von Apollonia

ich Rom gebracht, war 50 Ellen u. der Sonnen-K. zu Rhodos 70 Ellen hoch.
orzugsweise nennt man K.e die zwei auf dem Monte Cavallo in Rom be-
idlichen kolossalen Gruppen von Marmor, die jede einen Jüngling, der ein sich
umendes Pferd hält, vorstellen, jedenfalls Dioskuren, nach der lateinischen
tterschrift an ihren Postamenten von Phidias und Praxiteles, was jedoch, da
:se Künstler 50 Jahre auseinander sind, beide Kunstwerke aber zu einander ge-
ren, unwahrscheinlich ist; aus inneren Gründen geht hervor, daß sie von Künst-
n aus dem Zeitalter des Augustus u. Tiberius stammen.

Kolossae, eine bedeutende Stadt in Phrygien an den Flüssen Lykus u. Mäan-
r, wo das Christenthum schon sehr frühe, wahrscheinlich durch Epaphras, ge-
langt wurde. Diese Stadt war bis ins Mittelalter herab sehr blühend, nachdem
:, 65 n. Chr. durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört, wieder aufgebaut wor-
n war. Sie heißt jetzt Chonus u. besitzt noch viele merkwürdige Ueberreste aus
m Alterthume. — An die Kolosser schrieb der heilige Paulus aus seiner Ge-
ngenschaft in Rom einen Brief, welcher das 12. kanonische Buch des neuen
:stamentes bildet. Es hatten sich nämlich zu K. Irrlehrer erhoben, welche heid-
sche Begriffe angenommen hatten u. sich Anhang zu verschaffen wußten durch
cheinweisheit. Um den Folgen vorzubeugen, schrieb der Apostel diesen Brief u.
ndte ihn durch Tychicus u. Onestmus (Kol. 4, 7—9.) nach Kolossae, mit dem
erlangen, denselben auch den Christen zu Laodicea vorzulesen. Dieser Brief ent-
lt a) Glückwünsche, Ermahnungen u. die Lehre von Christus (C. 1). b) Er-
interungen zum Wachsthume im Glauben u. Warnungen vor erwähnten Irr-
hren (C. 2). c) Ermahnungen zu guten Werken, zur Frömmigkeit, zum Gebete,
nn Pflichten der Eheleute, Kinder, Herren u. Knechte (C. 3. C. 4.).

Kolossal, die natürliche Größe überschreitend, in seinen Verhältnissen aber
if die Ansicht von einem gewissen Standpunkte aus berechnet, von welchem es
nn in seiner natürlichen Größe erscheint u. dadurch sich vom Gigantesken un-
:scheidet. Mit Recht wird auch behauptet, daß der Ausdruck k. nur jenen Ge-
nständen beizulegen ist, die einer bestimmten Form u. festen Gestalt unterworfen
id, u. daher sehr uneigentlich auf Wolken u. dergl., oder auf ein Geistiges An-
:ndung findet; letzteres vielleicht in dem einzigen Falle, wo eine, dem äußerlich
en entsprechende, geistige Eigenthümlichkeit anzudeuten ist. Die Vergrößerung
r Dimensionen aber, bis zu dem nothwendigen Grade, berührt jedoch das Wesen
r Kunst, indem entweder die verschiedenen, dem Gegenstande angehörigen, äst-
tischen Verhältnisse neben einander gestellt, eine größere Deutlichkeit erhalten
llen, oder das Werk selbst mit jenen Massen, welche dasselbe umgeben, in Ueber-
istimmung zu bringen ist u. von ihnen nicht erdrückt wird. Kühne und große
nrisse, verbunden mit dem Ausdrucke des Erhabenen, in Beziehung auf das
eal, werden übrigens die kolossale Gestalt weder schwer, noch formlos er-
einen lassen.

Kolowrat, ein altes, reiches, mächtiges, böhmisches Geschlecht. Die Sage
hrt den Ursprung desselben in das 4. Jahrhundert hinauf. In der Schlacht im
:archfelde, wo die Böhmen mit Ludwig dem Bayern gegen Friedrich den Schönen
inden; 1347 bei Crecy unter Johann dem Blinden mit den Franzosen gegen
: Engländer kämpfend; 1526 bei Mochacs, wo der Ungarkönig Ludwig gegen
: Türken blieb; 1547 bei Mühlberg gegen den Schmalkaldischen Bund: in allen
:sen Schlachten werden die K. genannt. Das Geschick dieses Geschlechtes hatte
rgestalt auf die Phantasie des Volkes gewirkt, daß die Sage entstand, eine ge-
isse Glocke läute u. ein gewisser Stein schwitze Blut, wenn ein K. sterbe. Aus
r langen Familienreihe gedenken wir nur zweier Männer der neuesten Zeit.
-Kratowski, Alois Joseph, Graf, Fürsterzbischof von Prag, apostolischer
gat u. Primas des Königreiches Böhmen, geboren den 21. Januar 1759, stu-
rte zu Rom Theologie u. wurde daselbst zum Priester geweiht. Nach und nach
ropst zu Kremsier, residirender Domherr zu Olmütz, Generalvikar daselbst, 1811
ischof von Königgrätz, 1830 Fürsterzbischof von Prag, woselbst er am 28. Mä[rz]

1833 starb, ein frommer gelehrter wohlthätiger Mann. — **K.-Liebsteinski, Franz Anton Graf**, geboren 31. Januar 1778, trat sehr früh in Staatsdienste; kaum volljährig, wurde er Stadthauptmann zu Prag, 1810 Oberstburggraf in Böhmen, 1825 Staats- und Conferenzminister. In allen diesen hohen Stellungen gleich segenreich wirkend, ist er einer der ausgezeichnetsten Staatsbeamten Oesterreichs.

Koluren heißen die beiden, auf der Himmelskuppel so gezogenen, größten Kreise, daß der eine durch die Pole des Aequators und die Sonnenwendepunkte, der andere durch die Pole des Aequators u. die Aequinoctialpunkte hindurchgeht u. jeder von ihnen den Aequator rechtwinklig durchschneidet. Der erstere heißt der K. der Nachtgleichen, der andere der K. der Solstitien. Die K. dienen zur Unterscheidung der vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst u. Winter.

Koluthus (oder Kolluthus, wie er in ägyptischen Papyrus-Rollen geschrieben wird), aus Lykopolis in Aegypten, ein griechischer Dichter von späterem, aber ungewissem Zeitalter, vermuthlich erst aus dem 6. Jahrhunderte. Sein Gedicht vom Raube der Helena hat manche Lücken u. nur wenig ächte Poesie; auch ist das Ganze ohne Plan, Würde u. Geschmack, voller Spuren ängstlicher Nachahmung. Ausgaben: von Lennep, mit vielen gelehrten Noten, Leuwarden 1747 (neuer Abdruck von Schäfer besorgt, Leipz. 1823) von Bekker, Berl. 1816, u. mit 6 Uebersetzungen (franz., latein., ital., engl., span. u. deutsch) u. mit Anmerkungen von A. Stanislas Julien, Paris 1823. Deutsche, metrische Uebersetzungen: von Alringer im zweiten Theile seiner Gedichte, Klagenf. 1787 u. von Passow, Güstrow, 1829.

Kombabos hieß, nach der Erzählung Lucians, ein junger schöner Assyrer, der von seinem Könige zum Begleiter von dessen Gemahlin Stratonike gewählt wurde, als sie zur Erbauung eines Tempels nach Hierapolis reiste. Da K. die Eifersucht des Königs fürchtete, so entmannte er sich selbst u. händigte die Zeichen dieser Aufopferung vor der Abreise seinem Könige in einem verschlossenen Kästchen ein. Die Königin entbrannte in ihn; er wies ihre Anträge zurück, aber andere Begleiter verläumdeten ihn bei dem Könige. Er ward zurückgerufen u. zum Tode verurtheilt, doch durch das Vorzeigen des Inhaltes jenes Kästchens rettete er sich. Dafür ward seine bronzene Statue, von dem Rhodier Hermokles verfertigt, in dem Tempel der Dea Syria zu Hierapolis aufgestellt. Daher kombabusiren, so viel wie sich selbst entmannen u. Kombab so viel wie Castrat.

Kometen (Haarsterne), sind Weltkörper, die meistens zu unerwarteten Zeiten am Sternenhimmel leuchtend erscheinen, mit zu- und abnehmender Lichtstärke einen gewissen Lauf nehmen, aber gewöhnlich bald, nie später als nach 6 Monaten, wieder verschwinden. Sie nähern sich anfänglich der Sonne bis auf einen gewissen Abstand, entfernen sich alsdann in entgegengesetzter Richtung und verschwinden wieder. Die K. bewegen sich also um die Sonne in Bahnen, die als lange Ellipsen geschlossen sind, seltener in hyperbolischen Bahnen. Sie bewegen sich in ihrer Sonnennähe mit größter Schnelligkeit, gehorchen also Centralkräften, doch sind, wegen der meist beträchtlich excentrischen Bahnen, die Unterschiede ihrer schnelleren u. langsameren Bewegung bei weitem größer, als bei den Planeten. Uebrigens zeigte Newton zuerst, daß die K. ebenso, wie die Planeten, nach denselben Gesetzen, wie jene, ihre Bahnen um die Sonne beschreiben, daß also die Kepler'schen Gesetze sich auch auf die K. anwenden lassen. Die Zahl der bisher gesehenen K. beläuft sich über 400. Riccioli (Almag. nov. Bononiae 1651), Lubienitzky (Theatr. cometarum, Leyden 1681) u. Hevel (Cometographia, Gedani, 1668) haben fast alle früheren Beobachtungen über K. gesammelt. Von diesen zeichnen sich mehre durch Größe in ihrer Entfernung aus, wie der von 146 vor Chr., von mehr als Sonnengröße; der von 1652, fast dem Monde gleich. Die größten K. neuerer u. neuester Zeit, deren Größe aber eigentlich nur *in der bedeutenden* Länge ihrer Schweife bestand, sind die von 1744, 1769, 1807, *1811 u. 1843.* Indessen entziehen sich doch die meisten den bloßen Augen. Nach

Olbers kann, bei sehr genauer Durchsuchung des Himmels, alle 20—25 Tage, wenigstens ein kleinerer K. aufgefunden werden. Nach Lambert läßt sich die Zahl der K., deren Perihelium näher, als Saturn, von der Sonne ist, auf 12,000 anschlagen; nach Wurm aber können zwischen Sonne u. Uranus gegen 237,000 K. ohne Störung ihre Bahnen beschreiben. Die bisher genau beobachtenden K. hatten aber alle ihr Perihel innerhalb der Jupiterbahn, u. zwar verhältnißmäßig weit mehre in einer größeren Sonnennähe, als die der Erde ist. Nur von wenigen ist eine bestimmte Wiederkehr, nachdem sie einmal von der Sonne sich entfernt hatten, ausgemittelt. Sie kann berechnet werden, wenn die Bahn der K. elliptisch erscheint; doch ist auch von manchen derselben die Rückkehr nicht erfolgt. Aber selbst K., von denen man parabolische Bahnen berechnet hat, können zurückkehren, wenn solche nämlich elliptische Bahnen von so großer Axe haben, daß das kleine beobachtete Stück, wegen Geringfügigkeit der Abweichung von einer langen Ellipse, als Parabel erscheint. Da man die meisten K. gewöhnlich erst dann sieht, wann sie sich der Erde nähern, so ist es erlaubt, die weitläufigere Berechnung der elliptischen Bahn dadurch abzukürzen, daß man wenigstens in einer ersten Näherung die Bahn des K. als parabolisch voraussetzt. Denn nun fällt das erste Element, die große Axe der Bahn, die hier unendlich wird, weg. Jede einzelne Beobachtung einer Rectascension nun, oder einer Declination des K., läßt zwar die Bestimmung der übrigen fünf Elemente der Bahn, aber nur mittelst einer solchen Gleichung zu, daß es fast unmöglich seyn würde, diese Gleichungen auf eine der gewöhnlichen Arten aufzulösen. Man hat daher auf Abkürzungen u. Hülfsmittel gedacht, jene Auflösung, ohne dabei der Genauigkeit wesentlichen Abbruch zuzufügen, zu erleichtern. Gauß u. Olbers in Frankreich Legendre in England haben sich in dieser Hinsicht sehr ausgezeichnet, u. die meisten späteren Methoden sind daher aus den bekannten Anweisungen dieser berühmten Männer ausgezogen und mitgetheilt worden. Alle Bahnberechnungen eines K. aber zerfallen in zwei Abschnitte: 1) Bestimmung der vorläufigen und verbesserten parabolischen Elemente einer K.bahn, und 2) Bestimmung der vorläufigen u. verbesserten elliptischen Elemente einer K.bahn. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben sich vorzüglich Burckhardt, Bessel, Encke, Rosenberger, Pontécoulant, Clausen, Damoiseau u. Clüver mit Berechnung der Bahnen von K., namentlich der älteren, beschäftigt. Unter den K., denen eine bestimmte Rückkehr beigelegt wird, ist der Halley'sche K. der entscheidendste. Halley bemerkte, nach Beobachtungen des 1682 erschienenen K., daß die bekannten Elemente der beiden früheren von 1607 u. 1531 mit denen des beobachteten ziemlich übereinstimmten; auch in den Jahren 1456, 1380, 1305 waren K. erschienen. Zwischen allen diesen liegt ein Zeitraum von 75 bis 76 Jahren. Halley kündigte daher diesen K. auf 1759 an u. er erschien auch wirklich. Nachdem er nochmals, 1835 und 1836, anhaltend genau beobachtet und berechnet worden ist, haben sich nach Pontécoulant folgende Elemente seiner Bahn ergeben:

Zeit des Perihels 1835 Nov. 12,7 mittl. Par. Zeit.

Kleinster Abstand von der Sonne	0,584539
halbe große Axe	17,997554
Länge des aufsteigenden Knotens	55° 29′ 57″
Perihel	304 31 43
Neigung der Bahn	17 44 24
Bewegung	retrograd.

Sehr ausführliche u. kritische Untersuchungen über diesen K. haben Rosenberger im Jahre 1830, Damoiseau u. Pontécoulant, so wie auch Lehmann in den Jahren 1834 u. 1835 angestellt. Fast dieselbe Umlaufszeit, wie die des Halley'schen, hat der von Olbers 1815 den 6. März in der Fliege entdeckte, nach ihm benannte, Olbers'sche K., denn aus den Untersuchungen von Bessel u. Gauß erfolgte mit größter Bestimmtheit das höchst überraschende Resultat, daß dieser K. in einer *elliptischen* Bahn mit 73¾ jähriger Umlaufszeit sich bewege. In neuerer

Zeit ist noch eine eigene Art von K. unterschieden worden, die nur von geringer Größe, daher bloß durch gute Fernrohre aufzufinden sind, dabei aber in ihrem Aphelium die Gegend der Asteroiden nicht überschreiten und zugleich eine periodische Umlaufszeit haben, die auch denen der Asteroiden ziemlich nahe kommt. Da nun diese in ihrem Aussehen theilweise viel K.artiges, überdieß sehr excentrische Bahnen haben, so scheint es, als ob K. dieser Art und Asteroiden selbst einen Uebergang zu den Planeten machten. Man kann solche daher auch als planetarische K. bezeichnen. Unter ihnen steht der, 1818 den 6. November von Pons entdeckte, oben an, dessen Bahn von Encke äußerst sorgfältig bestimmt worden ist, u. daher der Encke'sche K. genannt wird. Offenbar müssen die K., als dünne, lockere Dunstmassen, nicht unbeträchtliche Störungen durch die weit dichteren Planeten erleiden, denen sie sehr nahe kommen. Hinsichtlich der Störungsrechnungen entwickelte Laplace die allgemeine Methode, diese Störungen zu bestimmen, und gibt dabei zugleich das Verfahren an, wie durch mechanische Quadraturen die endlichen Werthe zu erhalten sind. Einen sehr schönen Beitrag zu den Methoden, die Störungen der K. zu berechnen, hat auch Bessel in neuester Zeit (Astronomische Nachrichten von Schuhmacher Nr. 313—315) gegeben. Aber das Allerwichtigste, was Encke's Untersuchungen über den, nach ihm benannten, K. kennen gelehrt haben, ist die Existenz eines widerstehenden Mittels im Aether. Der von Biela zu Josephstadt 1826 am 27. Februar entdeckte K. scheint ebenfalls zu den planetarischen K. von kurzer Umlaufszeit zu gehören. Es ist übrigens dieser K. bekanntlich derjenige, welcher im Jahre 1832 ziemlich nahe der Erde vorüber ging, u. deßhalb allgemeine Besorgniß erregte. Nur erst die vier angeführten K., nämlich den Halley'schen, Olbers'schen, Encke'schen u. Biela'schen, kennt man hinsichtlich ihrer Bahnen u. Umlaufszeiten genau u. zuverlässig. Die Richtigkeit u. Zuverlässigkeit aller übrigen, wenn auch möglichst genau berechneten, K.bahnen müssen ihre Bestätigung erst von der Zukunft mittelst ihrer Wiedererscheinungen erhalten. Unter den verschiedenen K.-Verzeichnissen mögen besonders die von Olbers u. Jahn nachgesehen werden. Es ist nicht ausgemacht, daß K. mit wirklich parabolischem Laufe unserem Sonnensysteme allein zugehören; noch bestimmter müssen hyperbolische, wenn sie dauernd sind, jenseits unseres Sonnensystems ihren weiten Lauf in den Himmelsräumen nehmen. Manche nehmen daher Fixsternk. an, die mehr als Ein Sonnensystem durchlaufen, wie z. B. der genau berechnete K. von 1771, u. vielleicht auch der kleine von 1824, im Gegensatze von Sonnenk., die bloß unserem Sonnensysteme angehören. Die K. haben in der Richtung ihres Laufes nicht, wie Planeten u. deren Monde, mit ihnen und unter sich eine gewisse Uebereinstimmung, nach der sie von der Ekliptik nur in Winkeln von wenigen Graden abweichen; sie durchschneiden vielmehr diese in ihren Bahnen nach allen Richtungen, ja, sie stehen sogar auf ihr senkrecht; auch bewegen sie sich in ebenso großer Zahl gegen die Ordnung der Zeichen, mithin rückläufig. Man hat lange Zeit die K. als feste Weltkörper, von einer den Planeten ähnlichen Masse gebildet, angesehen; aber nach genaueren Beobachtungen neuerer Zeit zeigt sich bloß bei einigen in der Mitte der Dunsthülle ein dichterer u. immer nur sehr kleiner Körper als Kern. Bei den übrigen ist aber die ihn blidende Masse oft so dünn, daß hinter ihnen stehende Fixsterne durchscheinen; doch ist sie bei den meisten, besonders nach der Mitte zu, undurchsichtig, meist trübe. Darum machen auch K., wenn sie sich Planeten u. deren Trabanten nähern, keine Störungen in dem Laufe derselben. Der K. von 1770 war mitten durch die Trabantenbahnen des Jupiter durchgegangen, ohne sie im Geringsten zu stören. Ein am meisten beobachteter Unterschied ist der von geschweiften u. ungeschweiften K. Bei ersteren unterscheidet man nämlich, außer dem Kerne (Kopf), welcher gemeiniglich klein, rund u. der ziemlich beleuchtetste Theil ist, einen Lichtstreifen (Schweif), der, vom Kopfe ausgehend, in einer von der Sonne abgewendeten Richtung breiter werdend, sich in einer unbestimmten Weite verlängert. Er liegt meistens auf der der Sonne ent-

gegengesetzten Seite des K. Bisweilen ist er jedoch auch nach der Seite hin gerichtet, von welcher der K. hergekommen war, was vielleicht eine Folge des Widerstandes des Aethers, in welchem sich der K. bewegt, seyn kann. Dessen Stelle vertritt häufig eine rundliche Lichthülle. Diese sowohl, als das Leuchten des Schweifes, deutet auf ein selbstständiges, gleichsam phosphorescirendes Licht der K. hin, das eben so viel, wo nicht noch mehr Antheil an ihrer Sichtbarkeit, als das Bescheinen von der Sonne, hat. Der Schweif läßt die kleinsten Fixsterne durchscheinen. Auch ist es vorgekommen, daß die Erde, während des Vorübergehens eines K., in dessen Schweif, der zuweilen einen Raum von 20 bis 40 Millionen-Meilen einnimmt, gekommen ist, ohne daß sich ein merkbarer Einfluß gezeigt hat. Nach dem Stande der Erde, der Nähe u. Entfernung des K. von der Sonne u. Erde u. s. w., gestaltet sich der Schweif verschiedentlich. Hinsichtlich der Entstehung u. Natur der K.-Schweife verweisen wir auf die Theorien von **Brandes** (Gehler Phys. W. n. A. V., 2. Abtheilung S. 931), **Lehmann** u. **Bessel**, als die neuesten, da auch nur das Wichtigste hierüber anzuführen hier der Raum mangelt. Nur das können wir noch erwähnen, daß die physischen Veränderungen eines K. oft ungeheuer seyn müssen u. oft schon nach wenigen Tagen eintreten können. Sie sind mithin die erste u. vornehmste Ursache der Veränderungen der K. hinsichtlich ihrer Größe, Gestalt, Helligkeit u. s. w. Man würde sich also täuschen, wenn man diese äußerlichen Zeichen, sobald man sie bei zwei gewissen K. nahe übereinstimmend fände, als Beweismittel allein für die Behauptung benützen wollte, daß diese beiden K. dann nur einer und derselbe wären. Ueber eine solche Identität kann natürlich nur die große Aehnlichkeit der Elemente zweier K. Etwas entscheiden. In früherer Zeit galten gewöhnlich die K. als Verkündiger großer u. wichtiger Ereignisse; deßhalb wurden dieselben meist vom Volke gefürchtet u. als ausgehängte Zuchtruthen Gottes angesehen. Diese abergläubische K.-Furcht ist einer anderen gewichen, nämlich der, daß ein, zufällig mit der Erde auf seiner Bahn zusammentreffender K. große Verheerungen auf dieser machen u. allem organischen Leben auf ihr verderblich werden könnte. Allein Olbers fand, nach einer richtigen Methode u. mit Zuziehung der wahrscheinlichsten Annahme über die Bahn der K. u. deren Größe, daß von 439 Millionen K., welche der Sonne näher kommen, als der Erde, den Regeln der Wahrscheinlichkeit zu Folge **einer** mit dieser zusammentreffen wird. Olbers nahm an, daß im Durchschnitte alle Jahre wenigstens zwei K. zu ihrer, innerhalb der Erdbahn gelegenen, Sonnennähe kommen u. daß also hiernach in 220 Millionen Jahren **einmal** das Zusammenstoßen eines K. mit der Erde stattfinden könne.

Kometensucher, Nachtfernrohr. Wenn ein astronomisches Fernrohr zwar eine nur schwache Vergrößerung, aber ein desto größeres Gesichtsfeld, als gewöhnlich, u. zugleich eine bedeutende Lichtstärke u. Deutlichkeit gewährt, so wird es deßhalb ein **Nachtfernrohr** oder K. genannt, weil es dann sich ganz vorzüglich dazu eignet, Objekte von mattem Glanze, wie z. B. Kometen, deren Ort man nicht eimal genau weiß, kleine Sterne oder Nebelflecke, auf der Erde hingegen bei Nacht wenig erleuchtete Gegenstände, z. B. Schiffe oder Gegenstände am Ufer, leicht aufzufinden u. deutlich zu erkennen. In der Hauptsache ist der K. ebenso beschaffen, als jedes andere astronomische Fernrohr. Aber das Objectivglas muß, bei einer nicht zu großen Brennweite, eine bedeutende Apertur haben, wodurch die große Helligkeit erzeugt wird. Da zugleich die Brennweiten des Objectivs u. des Oculars weniger bedeutend verschieden sind, so kommt zwar bloß eine verhältnißmäßige Vergrößerung, aber dafür ein desto größeres Gesichtsfeld heraus. Obschon die älteren Kometenentdecker sich meistens nichtachromatischer Nachtfernröhre mit großem Vortheile aus freier Hand bedienten, so scheint es doch, als wenn man jetzt allgemein die achromatischen, namentlich die Fraunhofer'schen K. mit Stativen, vorzöge. Zwar sind bei ihnen die, am Rande des Gesichtsfeldes eintretenden oder verschwindenden, Gegenstände nicht recht deutlich; aber da es hier nur darum zu thun ist, die Gegenstände überhaupt zu bemerken,

so ist dieß kein erheblicher Fehler. Man kann nämlich die Gegenstände, um sie genauer zu observiren, dann entweder in die Mitte des Gesichtsfeldes bringen, oder auch ein anderes Fernrohr zu Hülfe nehmen.

Komisch heißt das durch die Kunst der Poesie dargestellte, oder das absichtlich gesuchte u. nach bestimmten Kunstregeln geformte Lächerliche (s. d.); seinen Namen hat es von der Komödie, d. h. der dramatischen Darstellung des Lächerlichen, obgleich es auch ebenso in anderen Formen der Darstellung erscheint, wie man z. B. auch von k.em Epos, k.en Romanen, k.en Gemälden u. s. w. spricht. Der Form nach unterscheidet man das Hoch- (Fein- Edler-) K.e, welches die höheren, von dem Niedrig-K.en (wohin das Burleske u. Possenhafte (s. d.) gehört, welches mehr die niederen Gemüthskräfte in Anspruch nimmt.

Komnenen, eine byzantinische Kaiserfamilie römischer Abkunft, welche mit Isaak 1057 auf den kaiserlichen Thron von Konstantinopel gelangte u. diesen bis 1204 behauptete (s. Oströmisches Reich). Von 1204—1261 saßen 18 K. auf dem Kaiserthrone von Trapezunt, bis in dem genannten Jahre der Stamm mit Demetrios erlosch, der, von Sultan Muhamed besiegt, in klösterlicher Abgeschiedenheit starb. Indessen bestanden einige Seitenlinien bis auf die neueste Zeit fort. Von einer derselben stammte Demitrios Komnenos, Nachkomme des byzantinischen Kaisers David K.; er wurde von Ludwig XVI. durch eine Parlamentsacte 1782 als solcher anerkannt u. diente beim Ausbruche der Revolution bei der Armee des Prinzen Condé. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1802 erhielt er von Kaiser Napoleon eine Pension von 4000 Livres, genoß sie auch unter Ludwig XVIII. fort, wurde Maréchal de Camp u. Ludwigsritter u. starb 1821, 71 Jahre alt, ohne Kinder. Aus diesem Geschlechte behauptete auch Junot, Herzog von Abrantes (s. d.), zu seyn.

Komnenus, Alexius, geboren 1048 zu Konstantinopel, jüngster Sohn von Johannes K., einem Bruder des Kaisers Isaak K. Seine ersten Waffenthaten verrichtete er als Jüngling unter Michael Dukas gegen die Türken und wußte sich bei diesem durch seine Tapferkeit so zu empfehlen, daß er ihm den Oberbefehl eines gegen den Aufrührer Urselius bestimmten Heeres übertrug. Die Gefahr, in welche Michael durch den als Gegenkaiser auftretenden Statthalter von Mysien, Nicephorus Bryennius, kam, wendete Alexius glücklich ab. Durch seine Vermählung mit der Tochter des Andronikus Dukas wurde er um diese Zeit mit der regierenden kaiserlichen Familie verwandt. Als bald darauf der Oberbefehlshaber der Truppen des Orients, Nicephorus Botaniates, als das Haupt einer neuen Verschwörung auftrat und Michael selbst in Konstantinopel das Volk gegen sich aufstehen sah, ging Nicephorus in ein Kloster und wurde Mönch. Jetzt bestieg Botaniates (1078) den Thron, dessen Vertrauen sich Alexius durch sein freimüthiges Entgegenkommen erwarb und den Oberbefehl des, zur Besiegung des immer noch rebellischen Bryennius bestimmten, Heeres von ihm erhielt, auch dieses Auftrags sich glücklich entledigte. Einen zweiten Aufruhr, an dessen Spitze der Usurpator Nicephorus Basilaces stand, dämpfte er mit demselben Erfolge und erhielt dafür den Titel „Augustus“ zur Belohnung. Nicht minder glücklich war er gegen einen dritten Empörer; als aber sein eigener Schwager einen Aufstand in Kleinasien erregte, weigerte er sich, ihn zu bekämpfen. Dieß und einige andere, verschiedenartig erzählte, Umstände benützten seine Gegner und Neider, um ihn bei dem altersschwachen Botaniates verdächtig zu machen, der jedoch keine dem entsprechende Maßregeln ergriff, sondern seine Feldherrntalente zur Abwehrung der, gerade um diese Zeit in Asien besorgliche Fortschritte machenden, Türken benützen wollte. Ergrimmt darüber, wollten sich des Kaisers Günstlinge der Person des Alexius bemächtigen und ihn blenden. Davon benachrichtigt, begab er sich mit seinem Bruder Isaak zu dem gegen die Türken bestimmten Heere, gewann Offiziere und Soldaten durch Geschenke und führte sie, nachdem er zum Kaiser ausgerufen worden, vor Konstantinopel. Obgleich ihm ein bestochener Anführer der deutschen Söldner ein Thor öffnete,

wurde die Stadt doch erst nach hartem Kampfe erobert und darauf zur Belohnung des, aus vielerlei Nationen zusammengesetzten, Heeres der Plünderung Preis gegeben. Botaniates wanderte ins Kloster und Alexius hielt am 1. April 1081 seinen Einzug in den kaiserl'chen Palast. Schon vorher trat ein wahrscheinlicher Betrüger in Italien auf, gab sich für Michael Dukas aus und bewog den längst mit ähnlichen Planen umgehenden Normannenfürsten Robert Guiscart zu einem Angriffe auf das byzantinische Reich. Bald nach Alexius Thronbesteigung wurde dieser ausgeführt. Robert führte auf 150 Schiffen 30,000 Mann nach Illyrien und belagerte Dyrrhchium (Durazzo). Georg Paläologus vertheidigte die wohlbefestigte Stadt mit Hülfe der aus Albanesen und Macedoniern bestehenden Besatzung auf das Tapferste, bis nach 6 Monaten Alexius mit einem 70,000 Mann starken Heere zum Entsatze anrückte. Er hatte eiligst mit den Türken Frieden geschlossen und, trotz der leeren kaiserlichen Schatzkammer, die große Rüstung schnell vollendet. Allein, obgleich das Schwert der Belagerten u. ansteckende Krankheiten das Heer der Normannen um die Hälfte vermindert hatten, wurde Alexius in der, ihnen am 18. October 1081 gegen den Rath seiner Heerführer gelieferten, Schlacht bei Durazzo dennoch besiegt und wäre beinahe in Gefangenschaft gerathen. Die Stadt, welche zur unglücklichen Stunde einen neuen Befehlshaber erhielt, fiel erst im Februar 1082 durch Verrath in die Gewalt des Feindes, der nun nach Epirus, dann über die thessalischen Gebirge in die Nähe von Thessalonich vordrang. Hier erhielt Robert die Kunde von Unruhen in Apulien und vom Vordringen des mit Alexius verbündeten deutschen Kaisers Heinrich IV. in Italien. Dieß bewog ihn zur Rückkehr, nachdem er den Oberbefehl des Heeres seinem Sohne Bohemund übergeben hatte. Dieser siegte in zwei Treffen mit Alexius, rückte in die Ebene Thessaliens und belagerte Larissa, wo sich die Vorräthe und der Schatz des byzantinischen Heeres befanden. Hier gelang es endlich dem unermüdlichen Alexius, freilich auch mit Hilfe des angetasteten Vermögens der Kirchen, den Fortschritten des Bohemund ein Ziel zu setzen 1080. Allein schon im Herbste des folgenden Jahres führte Robert auf 120 Schiffen ein neues Heer nach Griechenland. Alexius hatte dergleichen erwartet und deßhalb seine Flotte in guten Stand setzen lassen, auch mit der Republik Venedig einen Vertrag über ansehnliche Unterstützung zur See abgeschlossen. Roberts Flotte entging jedoch den zahlreichen Geschwadern der Verbündeten u. landete in Epirus. Dessen ungeachtet suchte er mit 20 stark bemannten Galeeren den Feind auf und lieferte ihm auf der Höhe von Corfu drei Treffen; in den beiden ersten siegten die Verbündeten, im letzten erfochten die Normannen einen entscheidenden Sieg. Der Winter unterbrach ihre weiteren Unternehmungen, die erst im folgenden Sommer fortgesetzt, aber durch Roberts Tod (17. Juli 1085) auf der Insel Kephalonia beendigt wurden. Ohne den Feind gesehen zu haben, zerstreute sich sein siegreiches Heer und entledigte dadurch Alexius einer großen Sorge. — Mehre scytische Stämme, welche in die Gränzen des Reiches Einfälle wagten, wurden nach wechselnden Kämpfen in einer Hauptschlacht (April 1088) fast gänzlich aufgerieben. Gegen die Türken, welche anfingen, eine Flotte zu errichten und bereits mehre Inseln (Chios, Mitylene u. a.) eingenommen hatten, wurden ebenfalls Siege erfochten, doch auch Verluste erlitten, die Inseln aber wieder in Besitz genommen (1090). Einige Verschwörungen gegen Alexius, dann ein Einfall der räuberischen Kumaner, wurden bald beseitigt; allein kaum waren etliche ruhige Jahre verstrichen, als die Kreuzzüge des Kaisers Sorge wieder vermehrten. Zwar hatte er auf der Kirchenversammlung zu Piacenza (1094) durch seinen Gesandten den Beistand des Abendlandes gegen die wachsende Macht der Türken in Anspruch genommen, allein nicht den Anmarsch solcher Massen erwartet, wie sich jetzt einstellten. Besorgt, sie möchten Jerusalem über Konstantinopel vergessen, suchte er sie so schnell als möglich nach Asien zu schaffen, um ihre Vereinigung dießseits der Meerenge zu verhindern. Mit Gottfried von Bouillon (s. d.) kam es zu wiederholten Feindseligkeiten. Dieser griff Konstantinopel

an; doch wurde der Friede durch Vergleich hergestellt. Die lateinischen Fürsten erklärten sich wegen der in Asien zu erobernden Besitzungen für Vasallen des Kaisers. Alexius versprach dagegen, sie mit aller Macht zu unterstützen. Als er aber dieses Versprechen nicht eben eifrig erfüllte und das von den Kreuzfahrern belagerte Nicäa in dem Augenblicke, wo sie der Eroberung desselben entgegensahen, in seine Hände zu spielen wußte, erwachte das Mißtrauen der Abendländer mit neuer Macht. Alexius benützte die Vertreibung der Türken von seinen Gränzen zur Wiedervereinigung mehrer, noch von ihm besetzten, Inseln u. Städte mit seinem Reiche; dieß zog ihm den Unwillen der Kreuzfahrer nur noch mehr zu; ihr Unglück schrieben sie auf seine Rechnung, und der aus Antiochien zurückgekehrte Bohemund beschloß, das byzantinische Reich selbst anzugreifen. Wirklich landete er mit 45,000 Mann abermals bei Durazzo; allein der Winter, Hungersnoth und des Alexius Klugheit hinderten Entwürfe, die mit Bohemunds Tode bald gänzlich zu Grabe gingen. Anstatt die Türken zu fürchten, fing Alexius an, sie zu befehden und brachte ihnen 1115 und 1117 große Niederlagen bei. Im August 1118 schloß der Tod sein vielbewegtes Leben. Alexius war unstreitig ein ausgezeichneter Herrscher, gab dem innerlich faulen Reiche neue Kraft und half dessen Untergang wesentlich verzögern; aber neben Tapferkeit, Wohlthätigkeit, und andern trefflichen Eigenschaften besaß er auch Neigung zur List und Intrigue, dem Erbtheile seines Vaterlandes, und seine Gemahlin soll ihm noch auf dem Sterbebette seine Verstellung vorgeworfen haben.

Komödie, s. Lustspiel.

Komorn (Komárom), im östlichen Winkel der großen Insel Schütt, am Einfluße der Waag-Donau in die große Donau, k. ungarische Freistadt und Festung, und der Hauptort der Komorner Gespanschaft; 18,000 Einwohner, 4 katholische Kirchen, 1 Pfarrkirche der nicht unirten Griechen, ein evangelisches und ein reformirtes Bethaus, eine Synagoge, Gymnasium, Hauptschule, Franziskanerkloster, Assekuranzgesellschaft für die Donauschifffahrt. Weinbau, Tuchweberei, berühmtes Weizenbrod, Handel mit Getreide und Holz. Hausen, Störe, Welse werden von K. auf holländische Art versendet. Die Festung K. erhebt sich östlich von der Stadt u. von dieser bei 2000 Schritte entfernt, auf der äußersten Spitze der Insel. Ihre Werke sind sehr stark u. ziemlich ausgedehnt, so daß sie 10,000 Mann Besatzung u. 400 Kanonen erfordern. Obwohl öfter, auch von den Türken belagert, sah sie noch nie einen Feind inner ihrer Mauern. Ihre Unüberwindlichkeit wird durch das Steinbild einer Jungfrau versinnlichet, welches auf der nördlichen Ecke der Ringmauer aufgerichtet ist. — K. ist sehr alt, u. die Könige von Ungarn kamen öfter hieher, um sich mit dem Hausenfang zu erlustigen. Mathias Corvinus ließ beim Schlosse (jetzt die Festung) schöne Gärten anlegen. Zu den historischen Denkwürdigkeiten der Stadt gehört, daß daselbst am 22. Februar 1440 die Königin Elisabeth in Gegenwart der Magnaten bei offenen Thüren den Prinzen Ladislaus Posthumus gebar. Freistadt wurde K. 1751. Oftmals hat es durch Erdbeben gelitten, am meisten im Jahre 1763, wo eine starke Erschütterung mehre Gebäude umstürzte, unter andern auch die beiden Thürme der St. Andreaskirche. Viele Menschen verloren damals ihr Leben. mD.

Komos (griechisch), eigentlich Schmaus, Zechgelage, insbesondere ein fröhlicher Tanz beim Schmause; nach Hesychius auch ein muthwilliger, schlüpfriger Gesang, ausgeführt vor den Wohnungen guter Freunde oder der Geliebten beim Heimzuge junger Männer vom Zechgelage.

Konchoide heißt eine krumme Linie vom 4. Grade, die eine Asymptote mit 2 Paaren unendlicher Schenkel hat, auch einen Knoten schürzen, oder eine Spitze haben kann. Erdacht wurde sie von Nikomedes; Newton brauchte sie zu geometrischen Auflösungen der Gleichungen vom 3. u. 4. Grade; Vignola wendete sie zur Verjüngung der Säulenschäfte an; auch ist sie zur Messung der Fässer anwendbar.

Kon-fu-tse, d. i. edler Lehrer (lat. Confucius), wegen eines kleinen

Gewächses an der Stirne von seinem Vater Jeff, d. i. Hügelchen, genannt, geboren um 550 im Königreiche Lu, der jetzigen chinesischen Provinz Schang-tong, stammte aus königlichem Geblüte, wurde Religionslehrer seines Volkes u. erlangte durch seine praktischen Lehren großen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt. Die Würde eines Mandarin, welche er anfänglich am Hofe des Königs von Lu bekleidete, legte er nieder, weil der König seinen Rathschlägen nicht mehr folgen wollte, und ging in das Königreich Saur, wo er zuerst als Religionslehrer auftrat; später zum ersten Staatsbeamten ernannt, legte er abermals, aus Abscheu gegen die Tyrannei der Regierung, sein Amt nieder u. wanderte nun als Lehrer. Er glaubte an einen Gott, der nur durch Rechtschaffenheit u. Tugend würdig verehrt werde, und an Unsterblichkeit; auch ist es wahrscheinlich, daß er Weissagung und schützende Geister angenommen habe. Seine, auf tiefer Kenntniß des Menschen u. dessen sittlichen Anlagen ruhende, Moral ist sehr umfassend u. empfiehlt besonders Achtung vor der bestehenden Ordnung, Gerechtigkeit, Billigkeit, Versöhnlichkeit und Reinheit des Herzens. Seinem Ende nahe, sprach er: Die Könige wollen meine Lehren nicht annehmen, darum verlasse ich sie. Nach einem siebentägigen Schlafe starb er in den Armen seiner Schüler zu Lu, 478 vor Christo, und wurde nun als Heiliger verehrt. Die nachfolgenden Könige errichteten ihm in allen Provinzen Paläste und stifteten ihm zu Ehren ein jährliches Fest. Er trug unter dem Titel „Kings" (s. chinesische Literatur) die fünf heiligen Bücher der Chinesen zusammen, und seine Moral kennen wir besonders aus dem von seinem Enkel Tschu-tse gesammelten Tschung-jung. S. Works of Confucius (Originaltext u. englische Uebersetzung) von T. Marschman (Serangore 1800, 4.). Le Tschon-yong, traduction etc. par Rougemont et Couplet (Paris 1687, fol.), u. derselbe von Gaubil, herausgegeben von de Guignes (Paris 1770). Aus seinen Schülern bildete sich eine Sekte, die gegenwärtig noch besteht. wR.

Konoid, heißt ein Körper, welcher durch Umdrehung einer krummen Linie um eine Axe entsteht, wenn die Linie diese Axe schneidet und ihre, auf die Axe senkrechten, Ordinaten immerfort zunehmen; der Körper ähnelt sodann einem gleichseitigen Kegel. Wichtige K.en sind der parabolische u. der hyperbolische K., jener durch eine Parabel, dieser durch eine Hyperbel, bei Umdrehung um die Achse dieser Linie, erzeugt. Schon Archimedes hat in einem eigenen Buche über die K.en u. die Sphäroiden die Figuren der verschiedenen Schnitte u. den Inhalt der körperlichen Abschnitte derselben bestimmt.

Konon, 1) Feldherr der Athener, zeichnete sich schon im peloponnesischen Kriege aus, nahm Pherä, eine Kolonie der Spartaner, u. flüchtete sich nach der unglücklichen Schlacht bei Aegospotamos (406 vor Chr.) nach Kypros zu Evagoras. Durch dessen Empfehlung zum Befehlshaber der persischen Flotte ernannt und mit persischem Gelde eine zweite bildend, erfocht er mit beiden einen entscheidenden Seesieg über die Spartaner bei Knidos (394), durch den alle Eroberungen derselben in Kleinasien wieder verloren gingen. Darauf stellte er mit persischen Mitteln die Mauern von Athen wieder her u. unterwarf mit der ihm anvertrauten Flotte durch Ueberredung u. Gewalt die griechischen Pflanzstädte an der kleinasiatischen Küste der Botmäßigkeit der Athener. Als er bei den Friedensunterhandlungen des Antalkidas, um diese zu hintertreiben, sich an den persischen Hof begab, wurde er daselbst, wahrscheinlich auf Sparta's Einflüsterungen, 393 umgebracht. — 2) K., ein griechischer Sprachlehrer, der zu den Zeiten des Cäsar u. August lebte, schrieb fünfzig mythische Erzählungen, *Διηγήσεις*, bloß in den Auszügen noch aufbehalten, welche Photius in seiner Bibliothek daraus gemacht hat; sie waren, nach dessen Berichte, dem Archelaus, König von Kappadocien, zugeschrieben, enthalten aber wenig Eigenes und Merkwürdiges. Man findet sie in Gale's Historiae poeticae scriptores antiqui, Paris 1645, u. in Westermann's Mythographi graeci, Braunschweig 1843; ein-

zelne Ausgaben des K. von Kanne, mit Anmerkungen von Heyne, Göttingen 1798 u. von Bekker, Berlin 1824.

Konrad (Conradus: Rathkundiger?). — I. Kaiser u. Könige von Deutschland. — 1) K. I., Sohn des fränkischen Grafen K. von Fritzlar, und der Glismunde, Tochter des Kaisers Arnulph, also von mütterlicher Seite von Karl dem Großen stammend, war nach seines Vaters Tode Graf (Herzog) von Franken u. dem Rheinlande, u. wurde nach dem Tode Ludwigs III., des letzten Karolingers, im Jahre 911 zum Könige der Deutschen gewählt. Er war ein tugendhafter, trefflicher Held, der seine Sorgfalt auf die Herstellung der Ruhe u. Ordnung im Reiche richtete, aber sein Ziel nicht erreichen konnte: denn Regi-nar, Herzog von Lothringen, hielt zu Frankreich; Burkhard, Herzog von Schwaben, Arnulph, Herzog von Bayern, u. Heinrich, Herzog von Sachsen, strebten nach Unabhängigkeit und blieben dem Könige überlegen; hiezu kamen noch die Einbrüche der wilden Ungarn, wider welche der König tödtlich verwundet wurde. Auf dem Todesbette empfahl er seinen bisherigen Gegner, den tapferen, mächtigen Sachsenherzog, zu seinen Nachfolger in Deutschland (was auch geschah); er starb kinderlos zu Quedlinburg im December 918. — 2) K. II., der Salier, Sohn Herzogs Heinrich von Franken (Urenkel K.s des Weisen, Herzogs von Franken und Lothringen), wurde nach Kaiser Heinrichs II. Tode im Jahre 1024 zum Könige der Deutschen erwählt. Er begann seine Regierung damit, daß er ganz Deutschland durchreiste u. überall Recht, Ordnung u. Ruhe herstellte, auch die Uebermacht der aufstrebenden Herzoge mit Erfolg zu schwächen wußte. Auf seinem ersten Zuge nach Italien (1026) empfing er die Kaiserkrone (1027). Bei dieser Gelegenheit erneuerte er den Vertrag wegen dem Heimfalle des Königreiches beider Burgunde (gestiftet im Jahre 879 u. 888), welcher auch wirklich im Jahre 1031 erfolgte, so daß Deutschland durch die Landschaften Provence, Delphinat, Lyonnais, Hochburgund, Savoyen u. Helvetien vergrößert wurde. Kaiser K. ward dann im Jahre 1034 zu Genf als König von Arelat gekrönt. Schon im Jahre 1032, und darauf im Jahre 1035, unterwarf er die Polen, die Slaven an der Oder u. jenseits der Elbe, u. die Böhmen. Im Jahre 1037 zog er wieder nach Italien, handhabte dort sein kaiserliches Ansehen u. gab die berühmte gesetzliche Verordnung wegen Erblichkeit der Unter-Lehen; er kehrte durch Burgund zurück, wo er den sogenannten Gottesfrieden (Treuga Dei) für das ganze Reich gesetzlich machte, im Jahre 1038, so daß Befehdungen nur von Montag Morgens bis Mittwoch Abends gestattet waren; die übrigen Tage standen unter dem Schutze der Kirche. K. II. starb dann zu Utrecht im Jahre 1039. Seine Gemahlin, die treffliche Gisela, hatte ihm Heinrich III., seinen Nachfolger, geschenkt; sie starb im Kloster (1043). — 3) K. III., von Hohenstaufen, war der Sohn Herzogs Friedrich von Schwaben u. der Agnes, Tochter Kaisers Heinrich IV., geboren 1094. Er erhielt von diesem das Herzogthum Franken, trat dann, nebst seinem Bruder Friedrich, Herzog von Schwaben, als Gegner des Kaisers Lothar II. auf, empfing die lombardische Krone im Jahre 1128, kehrte aber, ohne viel unternehmen zu können, nach Deutschland zurück, u. hier, vom Kaiser bedrängt, versöhnte sowohl er, als sein Bruder, sich mit Lothar II. im Jahre 1135, worauf er diesen nach Italien begleitete. Nach dessen Tode (1137) wurde er selbst zum Könige von Deutschland erwählt im Jahre 1138. Er hatte mit Heinrich X., dem mächtigen Herzoge von Bayern und Sachsen, dem er seine Reichsländer absprach, († 1139) und mit dessen Bruder, Welph III. (VI.) zu kämpfen, der Bayern vertheidigte; in der Folge verglich er sich mit diesen. Im Jahre 1147 unternahm er den 2. Kreuzzug mit einer Menge geistlicher u. weltlicher Großen u. einem Heere von 70,000 Kriegern. Schon bis Konstantinopel hatten die Kreuzfahrer manche Schwierigkeit zu bekämpfen; in Asien wurden sie, noch ehe sie Nicäa erreichten, eine Beute griechischen Verrathes: dem *schrecklichsten* Mangel und dem Schwerte der Türken preisgegeben, so daß nur

etwa 7000 Krieger dem Tode entgingen. K. III. besuchte jedoch die heiligen Orte und kehrte dann heim (1149). Jetzt rüstete er sich zu einem Römerzuge, als der Tod ihn zu Bamberg übereilte, im Februar 1152. Er empfahl, weil sein Sohn noch unmündig war, seinen Neffen Friedrich (I.) zu seinem Nachfolger. — 4) K. IV., der Sohn Kaisers **Friedrich** II., geboren 1228, wurde nach seines ältesten Bruders Heinrich Absetzung im Jahre 1237 von seinem Vater zum Herzoge von Schwaben ernannt u. zum römischen Könige erwählt; als solcher verwaltete er das Reich während des Vaters Abwesenheit und folgte ihm dann als König in Deutschland u. in seinem Erbreiche Sicilien im Jahre 1250. Mehr um Italien, denn um sein Vaterland bekümmert, zog er schon im Jahre 1251 dahin u. unterwarf das Reich Neapel mit den Waffen, machte sich aber dort durch seine Härte verhaßt u. starb, erst 26 Jahre alt, zu Cavello im Jahre 1254, wie Einige sagen, an Gift: er war der letzte König aus dem Hause der Hohenstaufen. E. W. S.

Konrad. II. Andere dieses Namens. 1) K. der **Große** oder der **Fromme**, Markgraf von Meißen, Graf von Wettin, Sohn des Markgrafen Thimo von der Lausitz u. durch seine Großmutter, Mathilde, Urenkel des Markgrafen **Eckard** von Meißen, machte seinem Vetter, Heinrich dem Jüngern, die Markgrafschaft Meißen streitig, gerieth aber in dieser Fehde 1126 in Gefangenschaft, in der er bis zu Heinrichs Tode 1127 bleiben mußte, wo ihn Kaiser Lothar zu dessen Nachfolger ernannte. Vermählt war er mit Luitgarde, nach Einigen eine Schwester Kaisers K. III., nach Andern eine Tochter des schwäbischen Grafen Albert, welche 1146 starb. K. selbst trat zu Ende des Jahres 1156 als Mönch in das Kloster auf dem Petersberge, das er im Auftrage seines früher verstorbenen Bruders erbaut und reichlich dotirt hatte. Daselbst starb er 1157, den 5. Februar u. wurde neben seiner Gemahlin beigesetzt. Ihm folgte als Markgraf von Meißen **Otto** der Reiche. — 2) K., **Markgraf von Montferrat**, Sohn Wilhelms III., geboren um die Mitte des 12. Jahrhunderts, nahm, nachdem er sich in den Kriegen des Papstes gegen Kaiser Friedrich II. ausgezeichnet hatte, 1186 das Kreuz. Auf dem Zuge in das gelobte Land half er dem Kaiser Isaak Angelos Empörer besiegen und erhielt dafür Isaaks Schwester **Theodora** zur Gemahlin, das Recht, den Purpur zu tragen u. die Anwartschaft auf den Thron. Er langte in Tyrus an, als dieses eben an Saladin übergeben werden sollte, zwang diesen zum Abzuge, weßhalb er Fürst von Tyrus wurde. Er bewirkte hierauf die Auswechselung seines Vaters aus muselmännischer Gefangenschaft gegen einen gefangenen Emir, prätendirte nun den Thron von Jerusalem für sich selbst und wurde von Philipp August, König von Frankreich unterstützt, von Richard Löwenherz aber bekriegt; als man einen Vergleich vermittelte, wurde K., auf Befehl des Alten vom Berge (s. d.), des Hauptes der Assassinen, 1190 erdolcht. — 3) K. **von Lichtenau**, gewöhnlich Conradus Urspergensis genannt, Abkömmling eines schwäbischen Adelsgeschlechtes, war Kanonikus in Konstanz und sehr angesehen am Hofe Kaisers Friedrich II. 1202 trat er in den Prämonstratenserorden in dem bayerischen Kloster Ursperg, dessen Abt er 1215 wurde, und wo er auch 1240 starb. K. wurde sonst allgemein für den Verfasser des berühmten Chronicon universale Urspergense gehalten, welches von dem assyrischen Könige **Belus** bis zum Jahre 1229 reicht; er ist aber augenscheinlich nur der Fortsetzer desselben, u. nur ein ganz kleiner Theil, nämlich die Zeit von 1226—1229, mag sein Werk seyn. Neuere Untersuchungen sprechen ihm sogar allen Antheil daran ab, indem sie den Theil bis 1126 einem Bamberger Ordensgeistlichen, oder dem Abte Ekkehard I. von Urach bei Würzburg, das Weitere aber einem Italiener zuschreiben. Kaspar Hedion setzte das Chronicon Urspergense bis zum Jahre 1538 fort. Ausgaben von K. Peutinger, Augsb. 1515; dann von Melanchthon, Straßburg 1537, Basel 1569, Straßburg 1609. — 4) K. **von Marburg** (auch Meister K., Magister Conradus genannt), ein in seinem Glaubenseifer bis zum krassen Fanatismus gehender Priester, nach Einigen Do-

minikaner oder Franciskanner, nach Andern Weltpriester, war Hofkaplan u. Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen u. erhielt von ihrem Gemahle, Ludwig dem Heiligen, die Aufsicht über alle geistlichen Lehen, 1232 wurde er Inquisitor u. Ketzermeister in Deutschland, welches Amt er in dem schon bezeichneten Geiste verwaltete, indem er in den Rheingegenden, in Hessen u. Thüringen eine Menge Ketzer aufsuchen ließ, sie den weltlichen Gerichten zur Verurtheilung übergab u. selbst als Zuschauer bei ihrer Verbrennung erschien. Als er unter diesen auch den Grafen Heinrich von Sayn der Ketzerei anklagen u. verurtheilen ließ, wurde dieser von einer Reichsversammlung zu Mainz in Schutz genommen, K. mit einem derben Verweise entlassen u. auf der Heimreise, unweit Marburg, von einigen Edelleuten 31. Juli 1233 ermordet. Daß Papst Gregor IX. ihn heilig gesprochen habe, ist unwahr. — 5) K. von Würzburg, wahrscheinlich bürgerlichen Standes (wie das Meister beweiset), gestorben 1287, einer der fruchtbarsten u. vortrefflichsten Sänger seiner, zwischen der späteren, etwas überladenen bürgerlichen Lyrik u. der früheren, reinen, höfischen Helden- und Minnepoesie stehenden Zeit. Er hat die Dichtkunst als Lebensberuf ergriffen und anerkannte Meisterschaft darin errungen, wenn wir bei ihm auch weniger Tiefe, als eine angeborene Lebhaftigkeit des Geistes und eine große Fülle der Rede finden. Er war nicht allein ernster, lebhafter, in geistlichen und weltlichen Wissenschaften erfahrener Meister, sondern auch heiterer, fröhlicher Singer, der Alten und Jungen selbst in Kriegszeit, Minne- und Tanzlieder sang, wie mit jedem wiederkehrenden Lenze ein Mai- und Minnelied, und eben so im Winter den inniglichen Leidvertrieb der langen Nächte. Eine wunderliche Verherrlichung der Mutter Gottes ist seine „goldene Schmiede", deren Benennung einen kunstvollen Schmuck und Geschmeide der Himmels- und Erdenkönigin verkündet, wie er hier durch alle bedeutsamen Gebilde der Natur u. Geschichte, der vorbildenden Offenbarung, der christlichen u. heidnischen Sage zusammengefügt ist zum göttlichen Kleide und weltumspannenden Mantel der Liebe. Von K. (über den Gervinus ein hartes und ungerechtes Urtheil fällt), sagt W. Grimm, der tüchtige Kenner mittelhochdeutscher Poesie, unter Anderm: „Ich gebe zu, seine Redseligkeit artet mitunter in lästige Breite aus; er verliert sich leicht in der Beschreibung des Einzelnen, oder spinnt allzulange an einem Gedanken, auch zeigt die Wiederkehr beliebter Gleichnisse u. Redensarten schon eine gewisse Beschränkung des Geistes an. Sobald er aber zur eigentlichen Erzählung gelangt, leitet ihn ein natürliches Geschick. Die Worte fügen sich mit Leichtigkeit, die Darstellung ist belebt, gefällig, selbst anmuthig, die Farbe allzeit frisch und heiter. Kleinere Erzählungen, die er übersehen konnte, wie Engelhard, Otto mit dem Barte, der Schwanritter, der Welt Bahn, sind in ihrer Art untadelhaft, u. unter seinen lyrischen Gedichten die, welche sich nicht auf Wortkünsteleien einlassen, alles Lobes werth; seine sittlichen Betrachtungen u. Lehren sind nicht selten überaus glücklich ausgedrückt 2c." Seine lyrischen Gedichte stehen in H. v. d. Hagen Sammlung der Minnesänger. Die „goldene Schmiede," gab W. Grimm heraus, Berl. 1840. Die kleinen Erzählungen (theilweise auch einzeln, z. B. Otto von A. Hahn 1838, Otnit von Ettmüller, 1838) stehen in H. v. d. Hagen Gesammtabentheuern, 1838. Der Welt Bahn und die Mähre von der Minne gab Fr. Roth heraus. Frankf. 1843, 1846. Anderes steht in Müllers Sammlung deutscher Gedichte, in den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm 2c. **x.**

Konradin von Schwaben, oder **Konrad der Jüngere,** der letzte Sprosse des mächtigen Geschlechtes der Hohenstaufen, der Sohn Kaiser Konrads IV. und der Elisabeth von Bayern, geboren 1252, war erst 2 Jahre alt, als sein Vater starb, und wurde bei seinem Oheim, dem ritterlichen Herzoge Ludwig von Bayern, erzogen. Ihm war von all den großen Gütern seiner Familie nur das Herzogthum Schwaben übrig geblieben, und da alle seine Bemühungen, sich in Deutschland einen starken Anhang zu erwerben, scheiterten, so folgte er den *dringenden* Einladungen der ghibellinischen Partei in Italien, und beschloß

Neapel, das seiner Familie gehört hatte, aber jetzt von Karl von Anjou beherrscht wurde, zu erobern. Die Ghibellinen Toscana's steuerten hunderttausend Goldgulden zusammen, er selbst verpfändete u. veräußerte die letzten Ueberbleibsel seiner Stammgüter in Deutschland, rüstete damit ein kleines Heer aus, u. ging im Herbste 1267 über die Alpen, obgleich seine Mutter u. sein Oheim ihn vor dem Unternehmen warnten. Er gelangte ohne Schwierigkeiten über die Alpen, weil der Beherrscher von Tyrol seit Kurzem der Gemahl seiner Mutter war, u. es folgten ihm Anfangs nicht weniger als 10,000 Reiter und einiges Fußvolk; allein diese Truppen kehrten größtentheils schon in Verona wieder um, weil es ihrem Führer an Geld fehlte. Den feurigen K. begleitete übrigens als treuer Pylades Friedrich von Baden (s. d.) und in Italien schlossen sich noch zwei andere abenteuernde Prinzen, Friedrich u. Heinrich, die Brüder des castilianischen Königs u. deutschen Titularkaisers Alphons X., an K. an. Friedrich von Castilien erregte, während K. in Oberitalien einbrach, einen Aufstand in Sicilien u. eroberte bald die ganze Insel. K. begab sich im Frühjahre 1268 zu Schiffe nach Pisa, wo er mit Freuden aufgenommen und als Kaiser anerkannt wurde. Das ihm bis nach Toscana entgegengerückte neapolitanische Heer schlug K. bei Ponte di Valle am Arno, wodurch er sich den Weg nach Rom eröffnete, wo er in der Mitte des Sommers ankam und auf das Glänzendste empfangen wurde. Der junge Mann ahnte Nichts von dem Schicksale, das seiner wartete. Papst Clemens aber, dem es an Lebenserfahrung nicht fehlte, sah schon damals das Loos des, von kurzem Glanze berauschten, Jünglings voraus und soll ihn aufrichtig beklagt haben; er schrieb schon zu der Zeit, als K. noch in Pavia verweilte, „der unglückliche Knabe wiege sich, von Mangel gedrückt u. von geringer Mannschaft begleitet, in schwärmerischen Träumen" und als derselbe nach Rom zog, soll Clemens zu seiner Umgebung gesagt haben, K. ziehe zur Schlachtbank und sein Glanz werde, wie ein Rauch, verschwinden. — Durch die Ghibellinen bedeutend verstärkt, rückte der junge Fürst weiter nach Apulien vor u. eilte, im Vertrauen auf die Empörung der Sicilianer u. die Zuneigung der Neapolitaner, sogleich zu einer entscheidenden Schlacht. Bei Tagliacozzo (s. d.) oder Skurkola traf er am 23. August 1268 mit Karl's von Anjou Heere zusammen. K. hatte mit seinen Deutschen bereits den Sieg errungen, als ihm Karls Heerführer, Alard von Valory, durch das rasche u. unvermuthete Herbeiziehen einer verborgen gehaltenen Reserve wieder alle Vortheile des Sieges entriß u. dem jungen Fürsten eine vollständige Niederlage bereitete. K.s Heer ward theils aufgerieben, theils zerstreut, er selbst entfloh mit seinem Freunde Friedrich nach Rom, und wollte sich von da nach Pisa einschiffen, als er in Asturien durch Johann von Frangipani gefangen genommen u. um Geld an Karl von Anjou ausgeliefert wurde. Eben so feige, als grausam, beschloß dieser, den letzten Hohenstaufen unter dem Scheine gerichtlicher Formen zu ermorden. Zu diesem Ende setzte er ein Gericht ein; allein man muß es den Richtern zur Ehre nachsagen, daß sie, mit Ausnahme Eines, den Angeklagten freisprachen. Diese einzige Stimme aber, welche K. u. seinen Freund Friedrich für schuldig erklärte, genügte Karln. Er befahl Beider Hinrichtung durchs Beil u. ließ die beiden unglücklichen Jünglinge am 29. Oct. 1268 in Neapel unter dem Seufzen u. Klagen des weinenden Volkes öffentlich enthaupten. Beide ergaben sich mit Fassung u. Muth in ihr Schicksal. Der Papst Clemens billigte diese Hinrichtung nicht. So war denn das stolze Geschlecht der Hohenstaufen erloschen; so mußte sein letzter Sprößling unschuldig für die Verirrungen seiner Ahnen büssen. K. liebte, wie sein Großvater, die Poesie u. wir besitzen muthmaßlich von ihm noch ein deutsches Minnelied, das unter dem Namen „König Konrads des Jungen," das zweite in der Manesse'schen Sammlung ist. Der Kronprinz Maximilian von Bayern ließ dem letzten Hohenstaufen in der Kirche Santa Maria del Carmine zu Neapel, wo seine Gebeine begraben liegen, i. J. 1847 eine Marmorstatue aufstellen. Ow.

Konstantin, Flavius Valerius Aurelius Claudius, der Große

genannt, geboren zu Naissus in Obermösien, 274 n. Chr., Sohn des Konstantius Chlorus u. der heiligen Helena (s. d.), wurde, seit sein Vater Cäsar war, als Geißel an Diocletianus Hofe erzogen und flüchtete, als dieser und Maximianus ihre Würde als Augusti durch Galerius niederzulegen genöthiget wurden, u. er sich durch letzteren gefährdet sah, zu seinem Vater nach Britannien. Nach dessen Tode (306) wurde er daselbst von den Legionen zum Augustus ausgerufen und trat die väterliche Herrschaft über Britanien, Gallien und Spanien an. In Gallien schlug er die Franken u. verfolgte sie über den Rhein. Nachdem er den Maximianus (310) erdrosselt hatte und Galerius 311 gestorben war, zog er gegen Maxentius. Auf diesem Zuge erschien ihm, nach Eusebius, ehe der Kampf begann, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz am Himmel mit der Inschrift: ἐν τούτῳ νίκα (In hoc signo vince, durch dieses siege) u. in der darauffolgenden Nacht Christus selbst im Traume, ihn beauftragend, eine jenem Kreuz ähnliche Fahne (Labarum) zu führen, welchem Befehle gehorchend er wirklich bei Rom siegte u. so Italien u. Rom gewann. Das Christenthum beschäftigte von jetzt an fortwährend K.s Aufmerksamkeit, für welches er auch günstige Edikte gab. Bald darauf besiegte er (312) vor Rom den Maxentius, der in der Tiber ertrank, und wurde zum ersten Augustus ernannt. Noch in demselben Jahre erließ er mit seinem Mitkaiser Licinius ein Gesetz zu Gunsten der Christen für die allgemeine Freiheit der Gottesverehrung. Das gute Einverständniß Beider störte bald die Eifersucht des letzteren; schon 314 kam es zum Kampfe, der, 323 erneut, mit der Besiegung und Erdrosselung des Licinius endete. K. ward nun Alleinherrscher im Abend- u. Morgenlande. Jetzt, nachdem er schon zuvor der Kirche in allmäliger Steigerung Sicherheit, Reichthümer u. Vorrechte eingeräumt hatte, erhob er das Christenthum offen zur Staatsreligion u. erwarb ihm so die Weltherrschaft. Seine Würde als „Pontifex Maximus“ trug er auch auf sein Verhältniß zur Kirche über u. berief als solcher eine Synode gegen die Donatisten nach Arelat (314) u. die von Nicäa (325) gegen die Arianer. Durch viele menschenfreundliche Verordnungen u. Gesetze bethätigte er seinen christlichen Sinn, wider den jedoch manch unschuldig vergossenes Blut, so das seines eigenen Sohnes Crispus, zeugt. Das Reich wurde von ihm in 4 Theile getheilt, die wiederum in 13 Diözesen u. 117 Provinzen zerfielen. Höchst folgewichtig war die Erhebung des alten Byzanz zur Hauptstadt des Reiches, die seitdem (329) den Namen Konstantinopel erhielt. Gegen die Gothen focht er (332) glücklich. Erst, als er (337) auf einem Zuge gegen die Perser bei Nikomedien erkrankte, empfing er die heilge Taufe u. starb bald darauf. Vergl. Manso „Leben K. des Großen“ 2c., Breslau 1817.

Konstantin Cäsarewitsch Pawlowitsch, früher mit dem Titel Czarewitsch, Großfürst von Rußland, geb. 1779, zweiter Sohn des Kaisers Paul u. der Kaiserin Maria Fedorowna, soll von seiner Großmutter Katharina den Namen K. deßhalb erhalten haben, um ihn als den einstigen Kaiser von Griechenland zu bezeichnen. Er ward, nebst seinem Bruder Alexander, von dem Grafen Soltikoff u. dem Schweizer Laharpe erzogen, vermählte sich 1796 mit der Prinzessin Julie Henriette Ulrike von Sachsen-Koburg, welche Ehe jedoch unglücklich ausschlug u. faktisch getrennt wurde. An der Ermordung seines Vaters nahm er, so oft man ihm dieß auch Schuld gegeben hat, nicht Theil, haßte vielmehr alle, welche Schuld daran trugen, tief u. innig. 1799 focht er unter Suwarow in Italien u. 1805 führte er die Garden bei Austerlitz gegen die Franzosen, war 1808 beim Congresse in Erfurt, begleitete 1812 — 14 den Kaiser auf allen Heereszügen, focht bei mehren Gelegenheiten, besonders bei Leipzig, an der Spitze der Garden tapfer u. wohnte dem Wiener Congresse bei. Hierauf ging er nach Polen, um die Angelegenheiten dieses Landes zu ordnen u. ward daselbst Statthalter, Generalissimus der polnischen Truppen und Vicekönig. Bald ließ er in Polen eine strenge Regierung eintreten, suchte die polnische Armee ganz auf *russischen Fuß* umzuwandeln, u. viele Generale und Stabsoffiziere, welche seinen

Wünschen widerstrebten, mußten später wegen Kleinigkeiten Strafen erfahren, in Folge deren viele alte u. verdiente Offiziere den Abschied nahmen, einige selbst sich erschossen. Trotzdem hatten ihn die Polen, da er in ihr Wesen und ihren Nationalcharakter einging, weniger ungern, als andere russische Generale, die milder, aber russischer u., darum verhaßter waren. 1820 ließ er sich von seiner bisherigen Gemahlin scheiden und nach eingeholter Genehmigung der heiligen Synode heirathete er die Gräfin Johanna Gruczinska, eine Katholikin, die vom Kaiser den Titel Fürstin von Lowicz erhielt. 1821 erhielt er noch, außer Polen über 6 Statthalterschafter in Litthauen diskretionäre Gewalt, so daß er darin schalten konnte, ohne deßhalb nach Petersburg zu berichten. Schon im 11. Januar 1822 hatte K. seinen Bruder Alexander ersucht, der künftigen Thronfolge entsagen zu dürfen; Alexander hatte dieß in einem Schreiben gebilligt, und diese Briefe waren insgeheim beim Reichsrathe, dem Senate, der heiligen Synode u. in der Hauptkirche von Moskau als Staatsgeheimniß deponirt worden. Als am 1. Dec. 1825 der Tod Alexanders unerwartet erfolgte, ließ Nikolaus nichts desto weniger K. von allen Truppen u. Civilbehörden huldigen. Dieser wiederholte aber in einem Briefe an die Kaiserin Mutter und an seinen Bruder Nikolaus die ausgesprochene Thronentsagung zu dessen Gunsten u. blieb diesem Entschlusse auch in späteren Erklärungen treu. Daher bestieg Nikolaus anstatt seiner am 25. Dec. den russischen Thron, obgleich die revolutionäre Partei in Petersburg u. Süd-Rußland, größtentheils aus Revolutionärs bestehend, versuchte, ihn zum Kaiser zu proklamiren, was jedoch mißlang. Nach der Julirevolution in Frankreich, 1830, erhob sich auch in Warschau ein Aufstand gegen die Russen: der Großfürst ward in seinem Palaste Belvedere überfallen, entkam jedoch glücklich u. zog sich nach einer blutigen Nacht mit 3 Regimentern russischer Cavalerie und 2 Regimentern Infanterie u. der polnischen Garde aus der Stadt vor die Barriere u., als einige Unterhandlungen fruchtlos waren, nach der russischen Gränze zurück. Hätte er in jener Nacht die russischen Truppen gegen Warschau angewendet, wahrscheinlich wäre der Aufstand unterdrückt worden. So hielt ihn aber die Furcht, sich zu compromittiren, ab. Selbst nach dieser Rückkehr zeigte er die größte Zuneigung zu Polen, u. betheuerte oft, daß er der beste Pole sei. Bei dem Vordringen der Russen zur Schlacht von Grochow führte er den Vortrab, begehrte dann vergebens sich nach dem Palaste von Strelna bei Petersburg zurückziehen zu können, u. lebte nun mit seiner Gemahlin zu Bialystock u. wollte, bei dem Herannahen eines polnischen Streifcorps des polnischen Generals Chlapowsky, der, gleichfalls an eine Gruczinska vermählt u. als sein Schwager, ihn warnen ließ, sich tiefer nach Rußland zurückziehen, als er am 27. Juni 1831 an einem Choleraanfalle zu Witepsk starb, ohne daß die Cholera in Witepsk sonst zum Ausbruche gekommen wäre. Seine Gemahlin starb wenige Wochen nach ihm. Kaiser Nikolaus erklärte sich zu seinem Erben u. setzte einem natürlichen Sohne, den K. vor seiner zweiten Heirath von einer Geliebten, einer Französin, hatte, 60,000 Rubel aus.

Konstantine, 1) die östlichste, größte und reichste Provinz Algeriens, mit Mascara etwa 4000 □ M. groß, ist von Westen nach Osten ungefähr 50 M. lang u. von Süden nach Norden 30 M. breit, u. gränzt im Osten an Tunis, im Westen an die Provinz Tittery, von welcher es durch das Dschurdschura Gebirge getrennt ist, im Süden an die Sahara, im Norden an das Mittelmeer. Das ganze, jenseits des Atlas liegende, Land heißt Koslaa, das südliche dagegen Bladel-Djerid oder Dattelland. Bergketten, die in der Richtung von Westen nach Osten, mehr oder weniger parallel mit einander, streichen u. als eine Fortsetzung des kleinen Atlas betrachtet werden, erfüllen das Land, indem sie, nach der türkischen Gränze hin sich verflachend, Längenthäler bilden, deren Flüsse die Kette in Querthälern durchschneiden, um sich mehrentheils ins mittelländische Meer zu ergießen, während andere auch südlich der Sahara zufließen. Zwanzig bis dreißig Meilen landeinwärts streicht die Kette des Djebel-Aures, fast parallel mit der

ersten Atlaskette. Vom Isserfluß bis Budschia dehnt das Gebirge seine Aeste u. bedeckt die Küste mit steilen, oft unersteiglichen, meist bewaldeten Bergen, die von 3—4000 Fuß hoch sind, sich in vielfachen Zweigen bis Bona erstrecken, meist aber 5—6 M. von der Küste entfernt sind u. sich östlich von Bona bis auf 600 Fuß verflachen, bis bei Tabarka eine neue Bergkette beginnt. Die größeren Gebirge der Provinz sind bewaldet, die kleineren dagegen kahl. Die Küste K.s ist höher, als die der übrigen Provinzen, u. die Gebirge, welche hart an das Meer treten, bilden mehre größere u. kleinere Buchten u. Caps. Die bedeutendsten der letzteren sind: Carbon, Cavallo, Budscharone, el Kebir, Tschekidisch, Fer, Tukusch, Garda u. Rosa; die größten Buchten die von Budschia, Stora, Bona u. Dschidschelli. Die wichtigsten Flüsse sind: Scheliff, Buberak, Zaine, Sibusa, Mafrag, Mansura und Serra. Auch einen See besitzt die Provinz, den el Schatt. Der Boden ist ziemlich fruchtbar, aber trocken. In den Thälern des Berglandes (Tell genannt), wird Ackerbau getrieben, in der Ebene hauptsächlich die Dattelpalme cultivirt. Die Viehzucht bildet den Hauptzweig des Nationalreichthums; anderweitige Produkte sind: Mais, Hirse, Tabak, Gold, Silber, Kupfer; die technische Industrie ist hauptsächlich auf Wollen- u. Seidenmanufaktur, auf Gerberei, Lederfabrikation und Töpferei gerichtet. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Mauren oder seßhafte Araber; auf sie folgen die nomadisirenden Araber oder Beduinen, ferner Kabylen, Kuluglis, Juden u. Neger. An der Küste gibt es in dieser Provinz 6 u. außer der Hauptstadt noch 10 bis 12 andere Städte. — 2) K., die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, nach Algier die größte u. wichtigste Stadt der ganzen Colonie, etwas landeinwärts von dem Cap Budscharone, am Rummel, auf einem isolirten Felsen 40 Meilen von Algier und 12 Meilen von Bona entfernt liegend u. eine sehr starke militärische Stellung bildend, zählt über 20,000 Einwohner, welche starken Karavanenhandel mit Tunis, Biscara u. Tuggurt in der Wüste treiben. Die ganze Stadt ist voll Ruinen, die ihre ehemalige Pracht und Größe beweisen: Stadtthore, Triumphbogen, Altäre u. s. w. K. ward 1836 von den Franzosen unter Clauzel vergeblich angegriffen, aber am 13. Oct. 1837 von Damrémont u. Valée erobert. **Ow.**

Konstantinopel, bei den Türken S t a m b u l oder I s t a m b u l, die Hauptstadt des türkischen Reiches, am Bosporus, unter 41° 0′ 12″ nördl. Br. und 26° 38′ 47″ östl. Länge liegend, nimmt ein dreieckiges Vorgebirge ein, das durch einen, von dem Bosporus aus sich fast eine Meile weit in's Land hinein erstreckenden Meeresarm, das sogenannte goldene Horn (den geräumigen u. sichern Hafen K.s) und das Meer von Marmora, jener im Norden, dieser im Süden der Stadt, gebildet wird. Auf der dritten Seite, wo die Stadt mit Land zusammenhängt, verliert sie sich allmälig unter Landhäusern, Gärten u. Feldern. Sie hat vierthalb Stunden, mit den 16 Vorstädten aber einen weit größeren Umfang und ist von einer jetzt ganz verfallenen Festungsmauer umgeben, die 28 Thore hat, von denen 14 auf der Hafen-, 7 auf der Landseite u. 7 auf der Seite der Propontis sind. Merkwürdig unter den ersteren ist das Top-Kapessi, einst das Thor des heiligen Romanus, durch das 1453 die stürmenden Türken eindrangen und wo der letzte Paläologe kämpfend fiel. Um die eigentliche Stadt liegen 16 Vorstädte, von denen K a s s i m P a s c h a mit dem Arsenale; G a l a t a, einst von Genuesen mit Mauern u. Thürmen versehen, jetzt von vielen fränkischen, namentlich italienischen Kaufleuten bewohnt; P e r a (d. h. jenseit), Wohnsitz der fremden Gesandten, die hier große Paläste haben, und vieler europäischen Kaufleute, daher auch vom Pöbel S c h w e i n e q u a r t i e r genannt; T o p h a n a mit einer großen Stückgießerei und dem Zeughause; F a n a r oder Fanal, Wohnsitz der Griechen, die daher auch Fanarioten heißen, dem eigentlichen K. gegenüber nördlich, jenseits des goldenen Horns auf dem Dreieck zwischen diesem u. dem goldenen Horn; E j u b, in dessen Moschee der erwählte Sultan mit dem Schwerte umgürtet wird und S c u t a r i auf der asiatischen Seite, jenseits des Bosporus liegend. Das eigentliche K. ist, nebst den nördlich vom goldenen Horn liegenden Vorstädten, wegen der Boden-

configuration terrassenförmig gebaut u. gewährt deßhalb, besonders nach der Seite des goldenen Horns zu, wo es amphitheatralisch aufsteigt, mit seinen vielen Gärten, Moscheen und Palästen einen prächtigen, malerischen Anblick. Desto abschreckender ist das Innere der Stadt, die nur enge, winkliche, schmutzige, zumeist mit Lehm- u. Bretterhütten besetzte Gassen aufzuweisen hat. Merkwürdig sind die Mauern der Stadt, mit 547 Thürmen besetzt, ein Bauwerk des Kaisers Theodosius, aus Backsteinen u. Quadern aufgeführt, an der Landseite doppelt, oft dreifach (die innerste am höchsten, jede 20 Fuß von der anderen entfernt, die äußerste nur 12 Fuß hoch) durch einen 25 Fuß breiten Graben geschützt, zum Theile aus den Trümmern zerstörter Kirchen und Denkmäler erbaut u. daher voll alter Inschriften, aber an vielen Stellen zerfallen. Der merkwürdigste Theil der Stadt ist die äußerste Spitze derselben am Meere, das Serail, d. h. Schloß, ein ordnungsloses Gemisch von Pavillons, Gefängnissen, Kasernen u. Gärten, von hohen Mauern und Thürmen eingeschlossen, mit einem Umfange von fast 1½ Meile, dem Palaste des Sultans, des Großwessiers und von mehren tausend Menschen bewohnt. K. hat 36 von Sultanen erbaute Moscheen, die sich durch Größe u. Schönheit vor den übrigen auszeichnen. Die Hauptmoschee ist die ehemalige Sophienkirche (Hagia Sofia), 270 Fuß lang, mit einer prachtvollen, 100 Fuß weiten, 180 Fuß hohen Kuppel mit 170 Marmor-, Granit-, Porphyr- u. andern Säulen, 539 von Kaiser Justinian erbaut. Noch schöner fast ist die Moschee (Dschamie) Suleimanja, 1550 erbaut, ein Meisterwerk orientalischer Baukunst, mit 13 Kuppeln u. einem 70 Schritte langen Vorhofe, der von einer Halle mit 24 antiken Porphyr- und Granitsäulen umgeben ist, u. die Moschee Ahmedidje, 1608 erbaut, reich geziert mit 6 Minarets (alle Moscheen haben sonst nur 4 Minarets); die Moschee Valideh ist inwendig ganz mit Fayence bekleidet. Außer diesen gibt es noch 481 Moscheen u. über 50 Mesdschebs (Bethäuser), von denen noch manche durch Schönheit sich auszeichnen und prachtvolle Grabmäler (z. B. das, in welchem Sultan Murad III. mit seinen 17 hingerichteten Söhnen ruht), Speiseanstalten (101), Hospitäler (183), Irrenhäuser (9), Schulen u. Bibliotheken neben sich haben, die von reichen Stiftungen erhalten werden. Man zählt 23 griechische, 9 katholische, 3 armenische u. 1 russische Kirche, 6 katholische Klöster u. 2 Kapellen, außerdem einige tausend muhammedanische Bethäuser es residirt in K. ein griechischer, ein armenischer u. ein Patriarch der katholischen Armenier), ferner ein katholischer Bischof. Das alte Serail, die Wohnung hinterbliebener Frauen verstorbener Sultane, ist ein großes, unansehnliches Gebäude; eben so die Sieben Thürme, ehemals als Staatsgefängniß gebraucht, jetzt ganz verfallen u. nur noch aus 3 vollständigen Thürmen bestehend. Neben dem Serail ist der Palast des Großveziers, dessen Thor die hohe Pforte heißt. Man zählt 130 öffentliche Bäder, 40 Chans, d. h. große mit einer Reihe Zimmer umgebene Höfe, die den Fremden, besonders Karawanen, zum Aufenthalte dienen. Der Jeni Bazar, mitten in der Stadt, ein Labyrinth von Gängen- und Säulenhallen, in denen der Waarenreichthum des Orients, jede Art in einem besonderen Quartie, rezum Verkaufe dargelegt ist; der Mesir Bazar ist nur eine lange Straße; andere Bazars sind in Galata. Zahlreiche Kaffeehäuser, Teriakhanes, d. h. Opiumbuden, u. Bäder sind die stark besuchten Vergnügungsorte der Türken. Es gibt nur einen öffentlichen Platz, den Atmidar, einen alten Circus (Hippodromus). Bemerkenswerth sind die 7 Wasserleitungen, von denen zwei aus griechischer Zeit stammen, u. die beiden ungeheueren Cisternen, ebenfalls von griechischen Kaisern angelegt, deren eine jetzt unbenützt drei Stockwerke mit 672 Säulen hat, die von armen Webern benützt werden, die andere 336 Marmorsäulen enthält. K. zählt sammt den Vorstädten gegen 90,000 Häuser u. ungefähr 650,000 Einwohner, darunter 120,000 Griechen, 90,000 Armenier, 50,000 Juden und 2,000 Europäer oder Franken. An Unterrichts- u. ähnlichen Anstalten finden sich: 518 Medressen oder höhere Lehranstalten, 1285 Mechteb oder Elementarschulen; ferner eine Marineschule, eine Akademie, wo Unterricht in Mathematik, Astrono-

mie, Ingenieur- u. Artilleriewissenschaft, Schifffahrtskunde, Geographie u. s. w. ertheilt wird, eine medizinische, hauptsächlich von deutschen Aerzten geleitete Akademie, ein griechisches Gymnasium u. mehre Buchdruckereien, worunter fünf türkische. Neuerlich hat man, zur Verbindung der jenseitigen Vorstädte mit der Hauptstadt, eine über 600 Schritte lange, auf Flößen ruhende Brücke angelegt. K. besitzt keine ausgezeichneten Fabriken, aber sehr blühend ist der Handel, besonders zur See, meistentheils von Griechen, Armeniern u. Franken betrieben. Ow.

Konstanz, Hauptstadt des Seekreises im Großherzogthume Baden, am linken Rheinufer, zwischen dem Bodensee u. Untersee, in einer reizenden, fruchtbaren Gegend, mit den drei Vorstädten: Petershausen jenseits der Rheinbrücke, Paradies mit vielen Gärten, u. Kreuzlingen, ist Freihafen und hat 7000 (im Mittelalter über 40,000) Einwohner, die sich, mit Ausnahme von 400 Protestanten, welche unter Josephs II. Regierung einwanderten, sämmtliche zur katholischen Kirche bekennen und mehre Fabriken, namentlich in Leinwand und Baumwolle, türkisch Garnfärbereien u. lebhaften Wein- u. Leinwandhandel betreiben. — K. ist der Sitz der Regierung u. des Hofgerichtes für den Seekreis, sowie eines mit einer höhern Bürgerschule verbundenen Lyceums; auch findet man hier andere treffliche Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten. Der Sitz des uralten Bisthums K., mit einem Gebiete von 22 □ Meilen u. 55,000 Einwohnern, wurde 1827, bei der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz, nach Freiburg verlegt und dasselbe zum Erzbisthume erhoben. Sehenswerth sind: der Dom oder Münster von 1052, eine Basilika mit Säulen und Arkaden; die Gewölbe sind später. Die Passion, Schnitzwerk am Hauptportal von Simon Baider 1420. Eine Platte im Hauptschiffe bezeichnet die Stelle, auf welcher Huß sein Todesurtheil vernommen. Grabmal des Herzogs Ernst von Schwaben. Schöne Aussicht von den Thürmen. An der Seite eine runde Kapelle (vielleicht Baptisterium) mit der Abbildung des h. Grabes. Das Kaufhaus von 1388, mit verschiedenen Reliquien vom Concil, das in demselben gehalten worden, den Thronen des Kaisers u. des Papstes u. andere, nebst einer Sammlung römischer u. deutscher Alterthümer. Das ehemalige Dominikanerkloster, jetzt Kattunfabrik, auf einer Insel, mit Resten von Römerbauten und den großartigen Trümmern der alten Kirche. Huß saß hier gefangen, nachdem er vorher in leichterem Gewahrsam im Franziskanerkloster gewesen, das jetzt ganz in Ruinen liegt. — K. (Constantia), zu Ende des 3. Jahrhunderts von Konstantius Chlorus, dem Vater Konstantins des Großen, als Feste gegen die Alemanen gegründet, wurde von diesen und dann von den Hunnen zerstört. Im 6. Jahrhunderte wurde es Sitz des Bisthums u. später Reichsstadt, und hielt von 1356 an zum schwäbischen Bunde. 1043 war hier der Reichstag, auf welchem Heinrich III. den Landfrieden stiftete. 1183 ward hier der Friede zwischen Barbarossa und den lombardischen Städten geschlossen. 1414—18 war hier das große Kostnitzer Concil, welches drei Päpste, Johann XIII., Gregor XII. u. Benedikt XIII. absetzte, dagegen Martin V. als einzig rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche wählte u. die beiden Irrlehrer Huß u. Hieronymus von Prag (s. dd.) verurtheilte. Bei diesem Concil sah K. eine glänzende Versammlung von vielen Tausenden in seinen Mauern. Unter diesen einen Papst (Johann XXIII.), Kaiser Sigismund, 22 Cardinäle, 26 Fürsten, 140 Grafen, 3 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, an 500 andere Prälaten u. Doktoren, über 2000 Priester mit einem großen Gefolge. 1447 ward hier der ewige Friede zwischen Oesterreich u. der Schweiz geschlossen. 1520 fand die Kirchenspaltung Eingang, worauf das Domcapitel nach Radolfszell zog. 1548 verlor K. wegen Nichtannahme des Interims seine Privilegien u. kam an Oesterreich. 1677 war auf kurze Zeit die Freiburger Universität hier u. 1805 wurde die Stadt an Baden abgetreten.

Konstanzersee, s. Bodensee.

Kopais (jetzt See von Topolia oder Livadia), ein Binnensee in Böotien, von 9 Meilen im Umfange, so genannt nach der an seiner nordöstlichen Seite gelegenen Stadt Kopä, wird durch den Kephissos, Melas u. andere Flüsse gebildet

u. fließt in den opuntischen Meerbusen ab. Während der Herbstzeit, in Folge der anhaltenden Regengüsse, eine zusammenhängende Wasserfläche darstellend, trocknet er im Frühjahre u. Sommer theils durch die Hitze, theils durch den Abzug von gegen 50 natürlichen Kanälen (Kotabothra), von denen die südlichsten mehre Stunden durch das Gestein der Berge gehen, 'gewöhnlich so ein, daß in den Monaten August und September die herrlichsten Triften zum Vorscheine kommen.

Kopal (Gummi Copal, Resina Copal) ist ein Harz, welches aus verschiedenen Bäumen erhalten wird; besonders sollen es (nach von Martius u. Heine) mehre Arten von Hymenaea, unter denen Hymenaea Courbaril, welche in Amerika wächst, seyn. Man unterscheidet im Handel gewöhnlich 3 Hauptsorten: den brasilianischen K., der in zwei Sorten vorkommt, von denen die eine aus tropfenförmigen, stumpfeckigen Stücken besteht, während die andere eine kugelrunde, oder auch eiförmige Gestalt besitzt; den westindischen oder amerikanischen K., der ebenfalls 2 Sorten bildet u. zwar eine aus flachen, breiten oder länglichen u. eine aus kugelförmigen Stücken bestehende; endlich den ostindischen, orientalischen oder afrikanischen K., der von Sierra Leone kommt u. meistentheils eine Kugelform besitzt, weßhalb er auch Kugel-K. genannt wird. Im Allgemeinen ist der K. blaßgelblich, durchsichtig, auch bräunlichgelb durchscheinend, hart u. klingend u. hat ein spezifisches Gewicht von 1,045—1,139. Nach Unverdorben besteht der (afrikanische) K. aus 5 verschiedenen Harzen. Seine große Aehnlichkeit mit dem Bernstein (s. d.) verursacht manchmal Verwechselungen; er unterscheidet sich aber von diesem, daß er bei der Destillation keine Bernsteinsäure gibt u. daß er beim Befeuchten mit rectifizirtem Alkohol auf der Oberfläche klebrig wird, während der Bernstein trocken bleibt. Der K. dient zur Bereitung von öligen, ätherischen u. fetten Firnissen. C. Arendts.

Kopeke (von Kopje, Lanze, weil auf den ersten K.n der heilige Georg, mit der Lanze den Lindwurm erlegend, abgebildet war), eine der ältesten russischen Münzen u. die Einheit der Münzrechnung in Rußland; 100 K.n = 1 Rubel, sowohl in Silber- als in Papierwährung. Die K. in Silber ist $3\frac{7}{8}$ Pfennige, in Papiere twa $1\frac{1}{10}$ Pfennige preußisch Courant werth; getheilt ist sie in 2 Denuschken ($\frac{1}{2}$ K.) oder 4 Poluschken ($\frac{1}{4}$ K.); geprägt kommt sie einfach nur in Kupfer vor; 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- u. 50-K.n-Stücke sind Silbergeld.

Kopenhagen, dänisch Kjöbenhavn, die Haupt- u. Residenzstadt des dänischen Reiches, auf der Insel Seeland, am Sund, der hier 3 Meilen breit ist, unter 55° 40′ 42″ nördlicher Breite gelegen u. zum Theile auf der nahen Insel Amak erbaut, zählt 125,000 Einwohner, worunter 2400 Juden. Die Stadt ist sehr stark befestigt, hat eine Citadelle (Friedrichshafen) u. ist Centralpunkt der See- u. Landmacht. K. gehört mit zu den schönsten Städten Europa's, hat regelmäßige Straßen u. schöne, meist von Backsteinen erbaute, Häuser. Die Stadt wird eingetheilt in K. (Altstadt u. Neu- oder Friedrichsstadt), Christianshafen auf der Insel Amak u. die Citadelle Friedrichshafen. Darunter zeichnet sich besonders die Friedrichsstadt durch die Pracht ihrer Gebäude u. die 4200′ Fuß lange regelmäßige, sie von der Altstadt trennende, Gothersstraße aus. Außerhalb der Festungswerke liegen die Vorstädte. Unter den öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen: der neue Königsmarkt, der größte Platz der Stadt, aber unregelmäßig angelegt, mit der Statue Christian's V., u. der achteckige Friedrichsplatz, auf dem 4 Straßen zusammentreffen u. in dessen Mitte die schöne Reiterstatue Friedrichs V. steht. Die Stadt hat 22 Kirchen, 22 Hospitäler, 30 Armenhäuser und 5000 Häuser. Königliche Residenz ist die Amalienburg, außer der noch zwei andere Schlösser hier sind: die alte Rosenburg mit Münzcabinet und großem Garten, beide in der Neustadt, u. die Christiansburg in der Altstadt, die im Jahre 1794 ein Raub der Flammen, aber seither prachtvoller wieder aufgebaut wurde, ausgezeichnet durch Thorwaldsen's Marmor- und Gypsarbeiten, mit der herrlichen Schloßkirche, der großen, 400,000 Bände u. 4500 Handschriften enthaltenden Bibliothek u. der großen Kunstkammer, welche in 12 Sälen eine Gemälde- und

Alterthumssammlung enthält; daneben ist die Kanzlei, Bank, Börse. Im ehe maligen Schlosse Charlottenburg befindet sich die Kunstakademie. Unter den übri gen ausgezeichneten Gebäuden nennen wir: die schöne Frauenkirche, mit Thor waldsens Christus- u. Apostelstatuen, die Trinitatiskirche, das neue Universitäts gebäude, die Admiralität, Zeug-, Rath- u. Schauspielhaus. Der Kanal, zwischen Amak u. der Altstadt, bildet den sicheren Hafen, der 400 Schiffe fassen kann; an ihm befinden sich die Werften u. die Admiralitätsgebäude. K. ist Sitz aller oberster Reichsbehörden u. eines (protestantischen) Bischofs; Universität (1479 gestiftet mit eigener Bibliothek (80,000 Bände), 1200 Studenten, botanischem Garten, Mu seum, Sternwarte u. a. dahin gehörigen Anstalten; chirurgische Akademie, Gesell schaft der Wissenschaften, für nordische Geschichte u. Sprache, für schöne Künste für nordische Alterthumskunde, für Kunstfleiß, für Medizin, für Genealogie un Heraldik, für isländische Literatur, für Mathematik u. s. w. Kunstkammer un Naturaliensammlung, Gymnasium, Thierarznei-, Schifffahrts-, Handwerks- un gymnastische Schule, Militärhochschule, Cadettenanstalten, polytechnische Schul u. s. w. Mehr als 200 Fabriken liefern Porzellan, Tapeten, Tuch, Baumwoll waaren, Handschuhe, Hüte, Blumen, Zucker, Tabak, Segeltuch, Leder u. a Waaren; noch wichtiger aber ist der ausgebreitete Handel, den die Stadt mi 350 eigenen Schiffen führt. Asiatische Handelsgesellschaft, Dampfschifffahrt nac Schweden, Norwegen, Petersburg, Kiel, Lübeck u. Stettin. Friede 1659. See schlacht am 2. April 1801; Bombardement der Stadt durch die englische Flott von 2—5. Sept. 1807, wodurch 400 Häuser u. Gebäude, darunter die schön Frauenkirche, in Asche gelegt, 4000 beschädigt u. unwohnbar gemacht wurden u 2000 Menschen das Leben verloren. Große Wasserleitungen versehen die Stad mit Wasser aus dem Fuär u. a. kleinen Seen. Ow.

Kopernikus, Nikolaus, berühmter Astronom, geboren den 19. Februa 1473 zu Thorn an der Weichsel, Sohn eines aus Krakau stammenden Wund arztes, besuchte Anfangs die Schulen seiner Vaterstadt, dann die Universität Kra kau, wo er sich dem Studium der Heilkunde widmete, nebenbei aber vorzugsweis Mathematik u. Astronomie trieb. Zum Med. Dr. promovirt, kehrte er in sein Heimath zurück, begab sich aber 1496 nach Italien, hielt sich längere Zeit i Bologna auf als Schüler u. Gehülfe des Lehrers der Astronomie, Dominicu Maria aus Ferrara, ging dann nach Rom, wo er mit Beifall aufgenomme wurde u. Vorlesungen über Astronomie hielt. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien kehrte K. in sein Vaterland zurück u. erhielt daselbst von seinem müt terlichen Oheim, der Bischof von Ermeland war, ein Kanonikat am Dome z Frauenburg in Ostpreußen. Alle Zeit, welche ihm seine geistlichen Verpflichtun gen, sowie seine Bereitwilligkeit, armen Kranken ärztliche Hülfe zu leisten, übri ließen, wendete er nun dem Studium zu; er veranlaßte die Errichtung mehre Bauwerke, besonders zweier Wasserleitungen, vertheidigte mit Glück die Geistlich keit gegen den deutschen Orden u. legte auf dem Reichstage zu Graudenz ei Münzsystem vor, welches aber nicht angenommen wurde. Seit 1507 schon hatt sich K. mit jenen astronomischen Untersuchungen beschäftigt, welche bestimmt waren die Astronomie völlig umzugestalten, vorzüglich aber eine genügendere Anordnung als die ptolemäische, für die verschiedenen Himmelskörper zu begründen. Di erste Idee zu seinem Weltsysteme entlehnte er zwar von den Alten, begründet dasselbe aber erst fest. Die Grundlage dieses, des Kopernikanischen Sy stems, ist die Bewegung der Erde, während nach der Ptolemäischen Lehre di Erde still steht und die übrigen Himmelskörper sich um dieselbe bewegen, wa man auch aus der heiligen Schrift entnehmen zu können glaubte. 1530 hatt K. seine Untersuchungen beendet, aber ungeachtet gar Manches daraus durc seine Freunde bekannt geworden war, zögerte er doch, seine Theorie bekann zu geben, aus damals ganz begründeter Furcht, sich durch seine Entdeckun der Erdbewegung Verfolgungen zuzuziehen. Endlich ließ er sich durch seine Freund zur Herausgabe seines Werkes bestimmen u. eignete es, zu besserer Empfehlun

seines Inhaltes, dem Papste Paul III. unmittelbar zu. Während aber das Buch: „De revolutionibus orbium coelestium" in Nürnberg gedruckt ward, erkrankte K. u. starb, wenige Stunden, nachdem er das erste Exemplar seines Werkes empfangen, am 24. Mai 1543. — Vergl. J. H. Westphal, Nik. Kop., Konstanz 1822. J. Czynski, K. et ses travaux, Paris 1847. E. Buchner.

Kopf heißt beim Menschen der oberste Theil des Körpers, welcher durch den Hals mit dem Rumpfe zusammenhängt. Der K. ist der Sitz der Sinnesorgane des Gesichtes, Gehöres, Geruches u. Geschmackes; außerdem enthält er in seinem Innern, in der Schädelhöhle, einen Haupttheil des Nervensystems, das Gehirn; daher denn der K. zu den wichtigsten Theilen des Körpers gehört. Er ist zunächst zusammengesetzt aus verschiedenen Knochen, die, mit alleiniger Ausnahme des Unterkiefers, alle mit einander in fester, unbeweglicher Verbindung sich befinden. Man unterscheidet am K.e das Gesicht, vorderer und unterer Theil, und den Schädel, oberer und hinterer Theil. Beim Menschen nähert sich der K. der rundlichen Form, weicht von dieser aber mehr minder ab bei den Thieren; bei den Wirbelthieren ist der K. noch seinen Hauptbestandtheilen nach vorhanden, während diese sich bei den wirbellosen Thieren mehr und mehr verlieren und endlich bei den untersten Thierklassen der K. nicht mehr unterschieden werden kann. — In der Anatomie nennt man K. auch hervorstehende Knochentheile, besonders die Gelenkenden der Röhrenknochen. — Im übertragenen Sinne braucht man K. für Verstand, Besonnenheit 2c.; man sagt: „K. haben," „den K. verlieren" 2c. E. Buchner.

Kopfschmerz (cephalalgia), ein, bald den ganzen Kopf, bald nur eine Seite, bald einzelne Theile desselben ergreifender Schmerz von höchst verschiedener Art und Grade, je nach den ihn herbei führenden Ursachen. Er äußert sich entweder bloß in Eingenommenseyn, Schwere, Reißen, Spannen, Rauschen u. s. w. des Kopfes, bald ist er verbunden mit Verdunkelung der Augen gegen das Licht, öfter auch mit Appetitlosigkeit, verdorbenem Magen, Erbrechen, bei heftigen Graden mit Zuckungen in den Gesichtsmuskeln, Betäubung, Ohnmachten, Delirien. Der K. hat seinen Sitz in den äußeren Kopfbedeckungen, oft auch in der Knochenhaut, auch in dem Knochen, den Hirnhäuten und dem Gehirne. Letzterer sitzt besonders tief, verschlimmert sich durch Bewegung, ist meist mit Erbrechen oder Schwindel verbunden und kann zu Convulsionen, Lähmungen, Betäubung, Geistesschwäche führen; der K. ist bald anhaltend, bald periodisch; überhaupt wurzelt er leicht ein. Ferner ist er bald idiopathisch, nicht nur durch andere Krankheiten erzeugt, wobei der K. das Hauptleiden ist, oder symptomatisch, in Folge anderer Krankheiten, von Fiebern, Entzündungen, oder durch Sympathie des Kopfes mit andern Theilen entstanden. Man unterscheidet den von Vollblütigkeit u. Andrang des Blutes nach dem Kopfe, oder von Entzündungen einzelner Theile desselben herrührenden; den gichtischen, (K.-Gicht) von auf den Kopf übergegangener Gicht; den rheumatischen, von Erkältung; den syphilitischen, in Folge der Lustseuche; den skrophulösen, von Skropheln; den katarrhalischen, Begleiter oder Folge des Katarrhs; den gastrischen, von Störungen im Unterleibe, besonders im Vorderkopfe sich durch Drücken bemerklich machenden, dann von organischen Fehlern des Kopfes, u. als Grund- und wichtigste Form den nervösen, reizbare, nervenschwache, hysterische, hypochondrische, geistig sich viel anstrengende Personen betreffenden u. sich besonders im Hinterhaupte, am meisten Morgens, zeigenden u. höchst empfindlichen. Ihm gehört besonders die Migräne (s. d.) an. Der eingewurzelte K. widersteht oft allen Mitteln u. ist dann gewöhnlich die Folge allgemeiner, mit dyskrasischen Zuständen gemischten Reizbarkeit, der nur durch die sorgfältigste Lebensweise u. Kur gemildert, selten ganz beseitigt werden kann.

Kopfsteuer, s. Personalsteuer.

Kopfstück heißt in einigen Gegenden Deutschlands das ⅓ Guldenstück oder 20-Kreuzerstück des Conventionsfußes (oder 7 Sgr.), von denen 6 Stücke 1 Con-

ventions-Speciesthaler ausmachen. Sie sind gesetzmäßig 9 Loth 6 Grän fein, und es gehen 60 Stücke auf 1 kölnische Mark fein Silber. Der Name K. rührt ursprünglich davon her, weil das österreichische 20-Kreuzerstück auf dem Avers das Brustbild des Kaisers hat. In den süddeutschen Staaten, wo der 24-Gulden-Fuß üblich ist, wird das K. jedoch zu 24 Kreuzern (im 24-Gulden-Fuß) gerechnet. Da dieser Münzfuß aber kein eigener ist, sondern hierbei nur das Verhältniß (gegen den 20-Gulden-Fuß) von 6 : 5 zum Grunde liegt, so bleibt auch bei den früherhin ausgeprägten K.en das oben angegebene Feinheitsverhältniß, die Stückzahl aus der feinen Mark, und also auch der obengenannte Werth unverändert. Das halbe K. ist entweder ein 10-Kreuzerstück (im Conventions- oder 20-Gulden-Fuß) oder ein 12-Kreuzerstück (im 24-Gulden-Fuß). — In Dänemark führen diesen Namen die Zwanzig-Schillingstücke und in Bremen die Zwölfgrootstücke.

Kopisch, August, geboren zu Breslau 1799, besuchte das dortige Gymnasium und bildete sich seit 1815 auf der Akademie in Prag zum Maler. Hier, wie in Wien, wo er durch Wuk Stephanowitsch mit den Volksliedern der Serbier bekannt wurde, u. in Dresden war ihm, neben der Malerei, die Dichtkunst eine liebe Beschäftigung, als ein Uebel an der rechten Hand, das er sich in Folge eines Sturzes auf dem Eise zugezogen hatte, ihn an der Ausübung der ersteren hinderte. Dagegen pflegte er die Poesie noch mehr in Italien, wo er sich von 1822 an aufhielt, während mehrer Jahre alle Theile der Halbinsel durchstreifte und sich ganz dem Studium des dortigen Volkslebens, des Volkscharakters und der Volkspoesie hingab. 1828 kehrte er nach Berlin zurück, wo er mit dem Titel eines Professors (seit 1844) privatisirt. Man hat von ihm: Ein Carnevalsfest auf Ischia, Novelle, 1831; Gedichte, Berlin 1836; Agrumi (ital. Volkslieder), ebend. 1837; Uebersetzung des Dante, ebend. 1837 u. f.; Erinnerungen an die ersten Tage des Juni 1840; Ode an Friedrich Wilhelm IV., ebend. 1840. Auch ist K. der Erfinder der Berliner patentirten Schnellöfen.

Kopitar, Bartholomäus, einer der ausgezeichnetesten Kenner der slavischen Sprachen und Literatur, geboren zu Répnje in Krain 1780, kam 1790 in das Gymnasium zu Laibach, ward 1799 Hauslehrer und nachher Sekretär bei dem Baron Zois. 1807 begab er sich nach Wien, um auf der dortigen Universität die Rechte und slavische Literatur zu studiren und erhielt 1809 eine Anstellung bei der k. k. Hofbibliothek. 1814 wurde er nach Paris gesendet, um die, von den Franzosen mitgenommenen, Handschriften wieder zurück zu holen; später bereiste er Deutschland und England und 1837 auch Italien. 1843 wurde er zum k. k. Hofrath und ersten Hofbibliothekcustos ernannt, starb aber schon am 11. August 1844. Werke: Grammatik der slavischen Sprachen in Krain, Laibach 1805; Glagolita Clozianus, Wien 1836; Ausgabe des im Stifte St. Florian aufgefundenen polnischen Psalters (angeblich das älteste polnische Buch) mit lateinischer und deutscher Uebersetzung, ebend. 1834; Hesychii Glossographi discipulus Russus (ein griechisch-russisches Glossar) ebend. 1839. Auch besorgte K. im Jahre 1829 auf kurze Zeit die Redaktion der Wiener Jahrbücher der Literatur und verwaltete mehre Jahre das Amt eines Censors.

Kopp, 1) Ulrich Friedrich, scharfsinniger Forscher in Paläographie und Diplomatik, geboren zu Kassel den 18. März 1762. Zuerst Regierungsassessor, ward er 1788 zum Justizrathe befördert, 1793 arbeitete er als Rath in der Regierung und hierauf als geheimer Referendar und geheimer Landsekretär. 1802 erhielt er die Direktion des Hofarchivs und am 18. März 1803 den Titel eines geheimen Cabinetsrathes, nahm aber im Januar 1804 seine Entlassung, um sich ausschließlich den wissenschaftlichen Forschungen widmen zu können. 1807 siedelte er sich in Heidelberg an als Privatgelehrter, hielt über Diplomatik Vorlesungen an der dortigen Universität und ward 1808 mit dem Charakter eines Professors *honorarius* ausgezeichnet. Nach einiger Zeit zog er nach Mannheim und starb zu Marburg am 27. März 1834. Er war zugleich Inhaber mehrer Orden.

1820 Ritter des preußischen rothen Adlerordens 3. Kl., des kurhessischen Löwenordens 1 Kl., 1829 Großkreuz des Guelphenordens. Seine Schriften sind: Beiträge zur Geschichte des Salzwerkes in den Soden bei Allendorf an der Warra, Marburg 1788. Ueber die Verfassung der heimlichen Gerichte in Westphalen, vollendet und herausgegeben von Ulr. K., Göttingen 1794. Handbuch zur Kenntniß der Hessen-Kasselschen Landesverfassung und Rechte, in alphabetischer Ordnung entworfen. 6. Thle, Kassel 1799—1804. (Fortgesetzt wurde es von Konsistorialrath Wittich.) Bruchstücke zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Rechte 1799—1801. Seine beiden Hauptwerke in der Paläographie: Palaeographia critica, 4 Vol. Mannheim 1821—29. Bilder und Schriften der Vorzeit. Mit vielen Holzschnitten, illuminirten und schwarzen Kupfern u. Inschriften. Mannheim 1821. 2 Bde. De viris doctis literarumque cultoribus, 1823. Bemerkungen über einige hunnische Steinschriften aus Karthago. Mit 2 Holzschnitten, Heidelberg 1824. De varia ratione inscriptiones interpretandi obscuras. Frankf. a. M. 1827. Explicatio inscriptionis obscurae in Amuleto insculptae c. fig. Heidelberg 1832. Außerdem mehre Beiträge zu Schlözers Staats-Anzeigen, zu den hessischen Beiträgen, zu von Bergs teutschem Staatsmagazin, Heidelberger Jahrbüchern. Für Lederhoses hessenkasselsches Kirchenrecht bearbeitete K. das Register. — 2) K., Georg Ludwig, Dombechant in Eichstädt, geboren den 15. März 1773 zu Aschaffenburg, wo sein Vater Hofrath u. Stadtsyndikus war. Sein Oheim, Pfarrer Sator zu Walldürn, leitete seinen ersten Unterricht. Nach dem Gymnasialstudium in Aschaffenburg entschloß er sich zum geistlichen Stande und beendete, nachdem ihm ein Kanonikat am Kollegiatstifte in Aschaffenburg zu Theil geworden war, in Mainz seinen philosophischen u. theologischen Lehrkurs. Zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung besuchte er die bischöflichen Seminarien in Mainz u. Fulda, machte eine Reise nach Wien u. betrieb an der Würzburger Universität auch die Fächer des Kirchen- u. Staatsrechtes, worin ihm der damals berühmte Kanonist, geistlicher Rath Gregel, Belehrung ertheilte. Vom Weihbischofe Valentin Heimes zum Priester geweiht, nahm er an dem erzbischöflichen Commissariate Acceß, u. ward bald darauf vom Kurfürsten Friedrich Karl nach Dekret vom 14. Mai 1801 „wegen seiner bewiesenen Fähigkeiten, Kenntnisse u. würdigen Charakters" zum Assessor daselbst ernannt. Der nachfolgende Kurfürst, Karl von Dalberg, erhob ihn am erzbischöflichen Ordinariate den 14. Jan. 1804 zum wirklichen geistlichen Rathe, und im folgenden Jahre ward er Mitglied der neuerrichteten Oberschul- u. Studieninspection. Mit der Aufsicht über die Landschulen betraut, ließ er sich die Verbesserung der bisherigen dürftigen Besoldung der Schullehrer angelegen seyn u. erwirkte auch eine eigene Unterstützungsanstalt für deren Wittwen und Waisen. In der Eigenschaft eines Hofkaplans begleitete er den Fürsten Primas 1806 nach Paris, u. nachdem er 1812 wegen seines bewährten Eifers für das Schulwesen zum Direktor der Normalschule in Aschaffenburg u. zum Visitator sämmtlicher Landschulen bestellt worden war, erhielt er 1813 den Titel eines geheimen Rathes u. das Ritterkreuz des Concordienordens. Das Großherzogthum Frankfurt wurde bekanntlich 1813 von den verbündeten Mächten in Besitz genommen und der Großherzog begab sich in die Schweiz, wohin ihm aus treuer Anhänglichkeit K. folgte u. ihm auch nach der Trennung standhaft ergeben blieb bis an dessen Tod, den 10. Februar 1817 zu Regensburg, wo Dalberg als Erzbischof die deutschen Kirchenverhältnisse leitete. K. wurde oft zur Erstattung spezieller Berichte von Dalberg aufgefordert und als erzbischöflicher Commissär nach Frankfurt gesandt, um dort die katholischen Pfarreinrichtungen zu regulieren; 1821 wurde das erzbischöfliche Ordinariat aufgelöst u. K. trat in Quiescenz, welche jedoch nach 10 Jahren wieder aufgehoben wurde, indem K. vom Könige von Bayern am 10. Januar 1831 zum Dombechant in Eichstädt ernannt wurde. Allein sein vorgerücktes Lebensalter und Krankheit setzten schon nach drei Jahren seinem einflußreichen Streben ein Ziel am 1. Oktober 1834. Da K.s wissenschaftliche Bildung an den Universitäten zu Mainz u.

Würzburg in jenen Zeitpunkt fiel, wo vielseitige Reformplane für die Kirche beantragt wurden, u. dieser Lieblingsgedanke der modernen Aufklärung viel Glück machte, so nahmen auch K.s schriftstellerische Arbeiten die gleiche Richtung. Die Quintessenz seiner Reformplane bezog sich auf die Hauptpunkte: den Klerus zu regerem wissenschaftlichen Leben anzueifern, die vielen mechanischen Andachtsübungen im Volke zu beschränken, einfache deutsche Liturgie einzuführen, die Zahl der Feiertage noch mehr zu reduciren, das Fasten u. Abstinenzgebot, die Stolgebühren u. Meßstipendien mehr der Zeitrichtung anzupassen, den Geistlichen den Rücktritt in den Laienstand zu ermöglichen, endlich, ohne den wesentlichen Rechten des Papstes zu nahe zu treten, dennoch den Bischöfen eine mehr unabhängige Jurisdiktion in Deutschland zu verstatten u. s. w. Diese Reformplane fanden jedoch in Rom höchst mißbilligende Aufnahme; seine Schrift „die katholische Kirche im 19. Jahrhundert" wurde 1833 auf den Index gesetzt u. die Lektüre unter der Strafe der Excommunikation verboten. Cardinaldekan Pacca erklärte den Verfasser im 3. Bande seiner historischen Denkwürdigkeiten „für einen Störer des Friedens der Kirche und für einen Begünstiger des Jansenismus und eines kirchlichen Schisma." Seine Rechtfertigungsschrift: „Der Herr Cardinaldekan in Rom und das Buch, die katholische Kirche im 19. Jahrhunderte," Mainz 1833, konnte wegen ihres schwankenden, lavirenden Charakters keiner Partei genügen. Außer dieser seiner Hauptschrift: „Die katholische Kirche im 19. Jahrhunderte u. die zeitgemäße Umgestaltung ihrer äußeren Verfassung, mit besonderer Rücksicht auf die im ehemaligen Mainzer, später im Regensburger Erzstifte hierin getroffenen Anstalten und Anordnungen, Mainz 1830," — verfaßte K. noch: Archiv für das katholische Kirchen- u. Schulwesen, 3 Bände, Frankfurt a. M. 1809—13. Ideen zur Organisation der deutschen Kirche, 1814. Das bayerische Konkordat mit dem römischen Stuhle, erläutert nach den Grundsätzen des Kirchenrechtes u. den Bedürfnissen der Landeskirche, 1817. Die katholische Geistlichkeit im 19. Jahrhunderte, 1817. Cm. — 3) K., Joseph Eutych, schweizerischer Historiker, geboren 1793 zu Beromünster im Canton Luzern, verlegte sich vorzüglich auf Philologie und Geschichte, war einige Zeit Lehrer an einer Privaterziehungsanstalt in Paris und ist seit 1819 Professor der griechischen Sprache an der höheren Lehranstalt in Luzern. Als 1841 das luzernische Volk seine Verfassung u. Regierung in katholisch-demokratischem Sinne änderte, ward auch K. in den Verfassungs- u. später in den Cantons- u. Regierungsrath berufen. In der Jesuitenfrage aber sprach er sich, als Präsident des Erziehungsrathes, gegen die Berufung des Ordens nach Luzern aus; — dadurch wurde sein Einfluß geschwächt u. er 1845 bei der Erneuerung des Regierungsrathes nicht mehr in demselben gewählt. Gerne verließ er seine kurze politische Laufbahn, auf der er mildernd und mäßigend gewirkt hatte, und kehrte zu seinen historischen Studien zurück. Schon früher hatte er durch seine „Urkunden zur Beleuchtung der Geschichte der eidgenössischen Bünde, Luzern 1832" Aufsehen gemacht, da er in ihnen die Sagen von der Entstehung der Eidgenossenschaft und insbesonders auch die Tellensage mit scharfer Kritik angreift. Seine „Geschichte der eidgenössischen Bünde mit Urkunden, erster Band, Leipzig 1845" verspricht ein reiches historisches und vorzüglich rechtsgeschichtliches Quellenwerk für Deutschland u. die Schweiz zu werden. Anzuführen ist auch noch seine Jugendarbeit „König Albrecht I., Drama, Bern 1824." L.

Koppeljagd heißt dasjenige Jagdrecht (s. Jagd), dessen Ausübung Mehren auf demselben Gebiete zusteht. Ist der Mitberechtigte der Landesherr, so heißt die K. Mitjagd; darf der Fürst einige Tage vor den Anderen allein jagen, Vorhatze. Die K. ist den Revieren sehr schädlich u. man sucht sie daher dadurch, daß sich die Besitzer lieber in dieselbe theilen, immer mehr zu vermindern.

Koppelwirthschaft, s. Ackerbau.

Kopreus, ein Herold oder Gesandter des Eurystheus, welcher dem *diesem untergebenen* Herakles die Befehle des furchtsamen Königs überbringen

mußte, da Eurystheus den Helden nur ungern in seiner Nähe sah. K. wird für einen Sohn des Pelops und der Hippodamia gehalten, doch ist dieß zweifelhaft. Sein Ruhm als Held ist nicht groß, und sein Sohn Periphetes wird von Homer „der bessere Sohn des schlechteren Vaters" genannt.

Koprolithen, heißen versteinerte Exkremente von Fischen, besonders aber von großen Eidechsen, namentlich aus der vorsündfluthlichen Zeit. Man findet sie theils vereinzelt in den Knochenhöhlen des Jurakalks, wie z. B. in der Höhle von Kirkdale in der englischen Grafschaft York, theils in den tiefsten Bergkalklagen und stets in der Nähe des alten rothen Sandsteines. — Als eine koprolitische Bildung, die jedoch nur der Jetztwelt angehört, kann auch der Guano betrachtet werden, ein sehr kräftiger, von den unbewohnten Chiloe-Inseln kommender Dünger, der von den Millionen dort sich aufhaltender Seevögel, namentlich den großen Seemöven, erzeugt wird, seit Jahrtausenden daselbst aufgehäuft ist und auf bergmännische Art gewonnen wird. Nach Klaproth enthält derselbe 10 Theile phosphorsaueren Kalk, 12,₇₅ kleesauren Kalk, 4 Kieselerde, 0,₅ Kochsalz, 28 sandige Beimengungen u. 28,₇₅ Wasser u. verbrennliche thierische Ueberreste. Von den verschiedenen Arten des Guano, gelber, grauer u. grauweißer, ist letzter, indem sich noch Federn der Seemöven finden, und der noch viel Ammoniak entwickelt, der wirksamste, weil er der jüngste ist u. deßhalb mehr Harnsäure enthält. In Peru und Chile wurde der Guano schon lange als Dünger angewendet, u. in neuester Zeit kommt er auch als Ballast nach Deutschland. Seine Verschiffung ist leicht, weil er trocken u. geruchlos ist. Er sieht wie Rhabarber, schillert in allen Farben u. zerfällt, gerieben, in den feinsten Sand. Der Guano wirkt blos reizend, wird mit Vortheil nur in einem trockenen Klima angewendet, und darf blos mit der Egge untergebracht werden. Man rechnet den jährlich gewonnenen Guano auf 120,000—130,000 Centner.

Kopten, sind ein Volk von ungefähr 80—120,000 Köpfen in Aegypten, Nubien, Abyssinien u. auf Cypern, u. wahrscheinlich die Nachkommen der alten Aegypter, obgleich sie zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Araber schon mit Persern, Griechen und Römern vermischt waren. Ihre Hautfarbe ist braun; sie haben ein dickes Gesicht, dicke Lippen, platte Stirne, vorstehende Backen, schwarze Augen, schwarzes Haar u. eine eigene Sprache, die koptische, welche im Wesentlichen die altägyptische, mit griechischer Beimischung u. fast ganz griechischen Schriftzeichen, jedoch jetzt nur noch Kirchensprache ist, da, außer den Priestern, der Kopte nur arabisch spricht. Sie sind klug, ernsthaft, ausdauernd u. werden von den Türken, wegen ihrer genauen Kenntniß des Landes, zu allerhand Geschäften (Steuereinnehmer, Unterhändler, Schreiber u. s. w.) gebraucht. Ihre Lieblingsgenüsse sind Kaffee, Tabak u. Branntwein. Ihre Kleider legen sie selbst beim Schlafengehen nicht ab, u. ihre Frauen sind blos nach dem Grade ihrer Fruchtbarkeit geachtet. Die Todten werden von eigenen Klagweibern beweint und die Familie trauert um sie ein Jahr lange. Die K. sind Christen u. gehören zur Sekte der Monophysiten (s. d. u. Jacobiten). Der Klerus besteht aus dem Patriarchen zu Alexandrien u. 9 Bischöfen, mehren Oberpriestern (Kamosats), Meßknaben (Schemmes) und Vorlesern (Anognosten). Der Patriarch wird von den Bischöfen gewählt und diese, wie die Priester (welche einmal heirathen dürfen), von ihm ordinirt. Sie haben keinen Gehalt und leben von Wohlthaten. Ihren Gottesdienst begehen sie mit Gesang, Räuchern, Gebet und Messelesen in der Nacht. In der Kirche (deren es im Ganzen 100, davon 23 in Kairo, gibt) haben sie Reliquien u. gemalte Bilder; doch ist nur der Altarplatz darin heilig, daher sie in ihr schmausen, trinken, rauchen u. schlafen. Das Fasten ist regelmäßig am Freitage u. dem Abendmahle geht die Ohrenbeichte voran. Bei der Taufe wird der Täufling ganz eingetaucht, gesalbt, angehaucht u. der Teufel ausgetrieben; bei der Trauung wird der Bräutigam besonders eingekleidet. Die Mönche u. Nonnen leben sehr streng, in Einöden u. Klöstern, ohne Eigenthum, ohne Fleischspeisen, in Arbeit u. Gebet. Ihr

berühmtestes Kloster ist St. Makarius. Die noch vorhandenen, ziemlich zahlreichen, kopt. Bücher sind insgesammt aus der Zeit nach der Bekehrung der K. zum Christenthume, welche im 2. u. 3. Jahrhunderte durch griechische Colonisten erfolgte. Sie enthalten Uebersetzungen der biblischen Schriften, Leben der Heiligen, Homilieen, Synodalbeschlüsse u. Werke der Gnostiker. Man unterscheidet bei ihnen zwei Mundarten, die niederägyptische u. oberägyptische. Grammatiken der koptischen Sprache haben wir von Scholtz (Oxford 1778) u. Tattam (London 1831) u. ein Wörterbuch von Lacroze (Oxford 1775). wR.

Korah oder **Kore**, der Sohn des Isaars, aus dem Geschlechte Kaaths und dem Stamme Levi, Stammvater der Koriter, empörte sich, weil der Familie Aarons das Priesterthum allein zu Theil geworden war, mit einer großen Zahl der vornehmsten Leviten, besonders mit Dathan u. Abiron, gegen Jene und die Anordnungen Gottes, wurde aber nebst seinen Anhängern lebend von der Erde verschlungen. (Num. 16, 1. 3. 5—11. 12—14. 15 u. f.) Nur seine Kinder blieben verschont. (Num. 26, 11.)

Korais, Adamantios, geboren 1748 zu Smyrna, studirte daselbst, dann zu Wien, ging als Compagnon eines smyrnischen Kaufmanns nach Amsterdam, doch sagte er sich von diesem Geschäfte los, und studirte in Smyrna wieder Philologie, seit 1784 Medizin zu Montpellier, ging 1788 nach Paris u. wirkte von hier aus, von Napoleon u. den Brüdern Zosima unterstützt, viel für das politische u. wissenschaftliche Leben der griechischen Nation. Er starb 1833; ihm wurde 1833 in Griechenland ein Denkmal errichtet. K. bearbeitete mehre Schulschriften für sein Volk, Ausgaben vieler Classiker und Abhandlungen, um das Urtheil über die Neugriechen zu leiten. Wir führen von seinen Werken an: Abc-Buch für die Schulen Griechenlands Leipzig 1784; (französisch). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Civilisation in Griechenland, Par. 1803; er gab seit 1805 heraus: den Heliodor u. (als *Βιβλιοθήκη ἑλληνική*) den Isokrates (1807) Plutarchos, Aelian (Variae historiae), Heraklid, Nikolaos Damaskenos (1808), Aesop (1810), Strabo, Hierokles; ferner Hippokrates *περὶ ἀερῶν*, Par. 1800, 2 Bde., 2. A. 1816; Xenokrates u. Galenos *περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς*, ebend. 1814; die Briefe an Thimotheus und Titus (1831) (als *Συνέκδημος ἱερατικός*); übersetzte französisch Sellos (Montp. 1787) und Blacks (ebend. 1788) medizinische Schriften; Theophrast 1800 und Hippokrates; mit la Porte den Strabo (1814 ff.); Beccaria über Verbrechen und Strafen, Par. 1802; Lebensbeschreibung von Sinner, deutsch von Ott, Zürich 1837.

Korallen. Manchmal setzen die Polypen (s. d.) im Innern ihres gemeinsamen Gewebes, das sie mit einander verbindet eine hornige oder kalkige Substanz nieder, die einen inneren Stamm bildet und sich, wie ein Baum, in dem Maße verästelt, als die Thiere durch ihre Vermehrung neue Zweige bilden. Die Vermehrnug der Thiere geschieht nämlich nicht nur durch Eier, sondern auch dadurch, daß an verschiedenen Theilen aus der Oberfläche ihres Leibes Knospen hervorkommen, welche sich niemals ablösen. Auf diese Weise häuft sich allmälig ein ganzer Stamm oder ein Geniste an, welches aus den unten beschriebenen K. besteht und K.-Stock genannt wird. Dieser ist mit allen auf ihm lebenden Thieren an Steinen u. dgl. festgewachsen. Durch Anhäufung solcher K.-Stöcke entstehen im Meere die K.-Riffe und K.-Inseln. Einige von den Polypen greifen so gewaltig um sich, daß sie ganze Felsenketten, oder unermeßlich große unterirdische Bänke bedecken und mit der steinigen oder kalkigen Substanz ihrer übereinander gehäuften Stöcke Massen bilden, deren Ausdehnung durch die Entstehung neuer Individuen aus den schon vorhandenen unaufhörlich zunimmt. Die feste Hülle dieser Polypencolonie bleibt nach dem Tode dieser kleinen Baumeister unverletzt und dient zur Basis für die Entwickelung anderer K.-Stöcke, bis diese lebenden Felsen die Oberfläche des Wassers erreicht haben; denn alsdann können diese kleinen Thiere nicht mehr darin leben und der, durch ihre Trümmer gebildete, Boden hört auf, sich zu heben. Aber bald nachher wird die,

der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzte Oberfläche dieser K.-Masse der Sitz einer neuen Reihe von Phänomenen; denn Samenkörner, die durch Wind niedergelegt wurden, keimen darauf und bedecken sie mit üppigem Pflanzenwuchse, so daß endlich die Kammern dieser Thierchen bewohnbare Inseln werden. Im stillen Ocean begegnet man einer Menge Riffe und Inseln, die keinen anderen Ursprung haben. Sie scheinen im Allgemeinen einen Krater von irgend einem erloschenen Vulkane zur Basis zu haben, denn sie haben fast immer eine kreisrunde Form u. im Mittelpunkte eine Lagune. — Die K. bestehen aus einem Stamme, der mit einem scheibenförmigen, etwas konischen Fuße auf Klippen und Felsen im tiefen Meeresgrunde festsitzt, selten über einen Zoll im Durchmesser hat und sich in mehre unregelmässige, krumme Aeste theilt, so daß er oft einem entblätterten Baume ähnlich sieht. Die Masse ist dicht, zellig oder röhrig, auf der Oberfläche meist mit vertieften Längsstreifen, und von dunkelblutrother bis blaß- oder fleischrother Farbe. Früher wurden sie nur aus Ostindien in den Handel gebracht, jetzt aber fischt man sie am häufigsten im mittelländischen Meere und in einigen amerikanischen Gewässern. Auch an den Küsten von Catalonien, der Provence, Sicilien, Sardinien, Corsika, im Meerbusen von Neapel, an der afrikanischen Küste zwischen Tunis und Algier, ist die Fischerei sehr beträchtlich. Man unterscheidet die K. nach den Ländern, woher sie kommen; die barbarischen sind die dicksten und reinsten; die corsikanischen sind die dunkelsten, aber dünner u. weniger rein; die neapolitanischen u. von Ponza sind ziemlich dick u. klar; die sicilianischen ziemlich dick, dunkel u. gut; die sardinischen dünn und klar; die catalonischen fast so dunkel, als die corsicanischen, aber größtentheils dünn. Die Dunkelsten werden im Allgemeinen am meisten geschätzt, doch müssen sie auch ganz frei von Wurmfraß, Rissen und sonstigen Beschädigungen seyn. In Livorno, Genua und Marseille werden die K. in eigenen Fabriken zu verschiedenen Schmucksachen verarbeitet, meist zu runden oder länglichen Kugeln, sowohl glatt, als facettirt; außerdem zu Brustnadeln, Knöpfchen, Uhrgehängen, Sonnenschirmgriffen, Stockknöpfen, Messerheften, Kinderspielzeug u. dgl.

Koran, (arabisch Al Koran, das Gelesene, Vorlesung; al Dhikr, die Erinnerung; Al Forkan, die Unterscheidung zwischen Gutem und Bösen, Wahrem u. Falschem, auch das in Capitel Abgetheilte; Al Kittoh, die Bibel; Koran Allah, Buch Gottes,) ist das in arabischer Sprache verfaßte und von Mohameds Schwiegervater Abu Beker gesammelte Religionsbuch, die hauptsächlichste und einzige Religionsurkunde und Quelle des Mohamedanismus (Islamismus). Die Entstehungsgeschichte des Korans ist sehr unsicher; die daran geknüpfte mohamedanische Tradition bildet einen Streitpunkt der mohamedischen Sekten. Nach Einigen ist die Sendung des K. schon in dem von den Juden verfälschten alten Testamente verheißen; nach Anderen brachte der Engel Gabriel das erste Exemplar auf der sogenannten erhaltenen Tafel (el Lauh, el Mahfuh) in einer Nacht (Leilet el Kadr) aus dem siebenten Himmel zum untersten Himmel des Mondes. Von hieraus bekam Muhamed innerhalb achtundzwanzig Jahren den Inhalt stückweise, theils zu Mekka, theils zu Medina. Muhamed selbst sah das ganze auf Pergament von der Haut des von Abraham geopferten Widders geschriebene, in Seide gebunden und mit Gold und Edelsteinen verzierte himmlische Buch alle Jahre einmal und in seinem Todesjahre zweimal. Noch Einige sagen, daß Muhamed den K. bloß nach eigener Inspiration verfaßte, und seine Feinde werfen ihm vor, daß ihm Juden und Christen dabei geholfen, so die Rabbiner Abdallah Ben Selam und Werka (nach Anderen Warada), Ben Naufal, ein Christ, der griechische Sclave Ben el Hadschraim, die Sclaven Haber u. Jafir, Abdas, Diener des Otba Ben Rabia, der Buchhändler Ajisch, der Mönch Kaisch, der nestorianische Mönch Sergius, Bahira, erster Abt des Klosters Abdol Kais zu Bassora, der zum Judenthume übergetretene Magier Selman. Da die Sammlung, welche Abubekr auf Anrathen Ali's durch Zeid Ben Thabit veranstaltete, unter den Irakanern und Syriern Streit veranlaßt hatte, so veranstaltete der Khalif Oth-

man, unter Hinzuziehung der Aßhab, sieben neue Kopien, daher Dschâmi el K. (Sammler des K.). Der K. enthält Unterredungen mit Gott, Erzählungen, Belehrungen, Ermahnungen, Drohungen und Verheißungen, bürgerliche u. religiöse Verordnungen, Lobpreisungen Gottes u. s. w. im bunten Gemische. In ihm finden sich sowohl die ältere arabische Sage, als Erzählungen des alten u. neuen Testaments, Sagen und Deutungen des Talmud u. des Midrasch (Dr. Geiger: Was hat Mohamed aus dem Judenthum aufgenommen? Bonn 1833), Apokryphen und Protevangelien (Gerok, Versuch einer Christologie des K., Hamburg 1839) mit Anachronismen und Entstellungen, sowie dogmatische, ethische und psychische Ansichten aus der jüdischen, christlichen und Magier-Religion, selbst Reminiscenzen von Bibelstellen. In allen wird aufs Nachdrücklichste die Einheit Gottes behauptet, Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreundschaft dringend empfohlen und die Lehre von der absoluten Vorherbestimmung darin aufgestellt, sowie die Versicherung gegeben, daß der Tod für die Sache Gottes unfehlbar zum Himmel führe. Dieß war das Mittel, die Mohamedaner zu ihren reißenden Siegesfortschritten zu entflammen. Der K. gebietet häufige Reinigungen und mässigen Genuß berauschender Getränke, erlaubt hingegen die Vielweiberei. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist er etwa in gleichem Umfange mit dem Neuen Testamente und besteht aus 114 Capiteln (Suren), diese wieder aus Versen (Ajjat, Wunder, weil ein jeder ein solches enthält, oder ist). Diese Suren sind von sehr ungleichem Umfange und ohne chronologische Folge. Unter den zahlreichen mohammedanischen Erklärungen des Korans ist die von Beidhâwi aus dem 15. Jahrhunderte (herausgegeben von Fleischer, Leipzig 1844) die ausgezeichnetste. Von den vielen Ausgaben sind die des Dominicaners Alexander Pagninus Brixensis in Venedig (die erste) um 1509, welche auf Befehl des Papstes VII. verbrannt wurde; von A. Hinkelmann, Hamburg 1694, 4.; von Mollah Usman Ismael, Petersburg 1785, kl. Fol.; 1790, 1793 (Nachdruck, Kasan 1809, Fol.); Kasan 1803, gr. 4., 1817, 2 Bde, 4.; 1819, 6 Bde, 12., mit arabischem Commentar; 1819 Fol., von G. Flügel, Leipzig 1834, 4.; 1842, 4., revidirt von Redslob, ebend. 1837; in Kalkutta mit hindostanischer Interlinearversion 1834; mit persischer 1835; mit 2 persischen Commentaren 1838 und in Teheran mit persischer Uebersetzung 1842 die merkwürdigsten. Unter den Uebersetzungen sind zu erwähnen: die lateinische von Maracci; die englische von Sale (London 1734 u. öft.); die französische von Kazimirsky (Paris 1840 u. öft.); die deutsche von S. F. G. Wahl (Halle 1828), von Ullmann (3. Aufl., Krefeld 1840 u. Bielefeld 1844). Zum Verständnisse des Originals sind von großem Werthe das Wörterbuch von Willmet (Leyden 1784) und die Concordanz von Flügel (Leipzig 1842). wR.

Korcyra, war im Alterthume der Name der Insel Korfu (s. d.).

Kordofan, ein Reich im Innern von Afrika (Nubien) östlich von Darfur, westlich von Sennaar, besteht aus mehren Oasen, ist durch Wüsten von 6—8 Tagereisen von allen Nachbarländern getrennt, von Negern bewohnt, von einem von Aegyptern abhängigen Könige beherrscht; Karawanenhandel mit Fur und Dongala (Sklaven, arabischer Gummi, Weihrauch, Natrum, Säcke aus Ochsenhäuten, Seile, Spießglanz, Perlen 2c.). Die Hauptstadt Obeydha (Ibeit, Ibbajid), liegt in Trümmern; dafür befinden sich in ihrer Nähe die Ansiedlungen Waby Naghele, W. Safi, el Orta, zusammen 20,000 Einwohner; südlich der Berg Dschebel Tira, mit Goldminen.

Korea, ein zu China gehöriges Königreich, bildet eine Halbinsel, wird begränzt von Mukden, dem japanischen u. gelben Meere und der Straße von K., 7000 □ Meilen groß, an den Küsten steil, im Innern gebirgig. Größere Flüsse sind: der Yalo, Tumen, Han u. s. w. Das Klima ist rauh, im Winter häuft sich Eis u. Schnee. An Mineralien soll das Land sehr ergiebig seyn. Im Süden ist es trefflich angebaut; Baumwolle, Reis, Getreide, Palmen, Maulbeerbäume gedeihen gut. Die Einwohner, deren Zahl auf 12 Millionen angegeben

), sind stark, kupferbraun, keck, schlicht u. ehrlich, treiben Ackerbau, Viehzucht u.
)fang. Ihre Sitten sind meist chinesisch, ebenso trägt die Wissenschaft chine-
es Gepräge. Die Sprache gehört zu den einsylbigen und besitzt eine Schrift,
he der Sanskritschrift nachgebildet ist. Der Buddhaismus ist herrschend, doch
igen die Vornehmen dem Konfutse. Klöster und Mönche gibt es sehr viele.
ist ein eigenes erbliches Königreich, zahlt aber an China u. Japan Tribut.
König wird von dem Kaiser von China bestätigt, so wie überhaupt die
ze Verwaltung nach chinesischem Zuschnitte eingerichtet ist. Die Gesetze sind
ig mit grausamen Strafen. Die Abgaben an den königlichen Schatz sind be-
end. Das Heer, aus Fußvolk u. Reiterei bestehend, ist wohl organisirt. Es
3 Stände: Adel, Bürger u. Sklaven. Die Beamten werden nur auf einige
re ernannt; eine geheime Polizei bewacht Truppen und Bürger. Das Land
n 8 Provinzen getheilt, die Städte nach ihrer Größe in 3 Rangstufen. In der
vinz **Kingki**, in der Mitte des Landes, liegt die Hauptstadt **Kingkitao** oder
ngian. Das Innere des Landes mit seinen Ortschaften ist fast ganz unbe-
it, selbst die Namen davon werden uns nur chinesisch überliefert. Die äl-
Geschichte findet das Reich zum Theile unter chinesischen Fürsten; im Nor-
u. Süden wohnten verschiedene Stämme. Später bevölkerten die Kaoli oder
Koreaner die Halbinsel, verdrängten die Fremden, geriethen aber theilweise
r die Herrschaft der Japaner. Die Oberherrschaft ging abwechselnd auf die
ngolen u. Chinesen über. Die jetzige Dynastie der Kaoli regiert seit 1392.

Korfu, in den ältesten Zeiten **Drepane**, dann **Korcyra** genannt, die nörd-
te der sieben jonischen Inseln, vom jonischen u. adriatischen Meere umgeben,
einen Umfang von 10¾ Quadrat Meilen u. 60,000 Einwohner, meist Grie-
. Der Boden ist ziemlich gebirgig; in den Thälern fruchtbar an Oliven,
;en, Johannisbrot, Kastanien, Wein, Gewürzpflanzen u. s. w. Getreide wird
gebaut, Holz ist reichlich vorhanden, das Mineralreich liefert Gyps und
wefel. Viehzucht und Industrie sind unbedeutend. Der Handel befindet sich
ganz in den Händen der Engländer. Die gleichnamige Hauptstadt, mit
)00 Einwohnern, Sitz des Obercommissärs, der obersten geistlichen und welt-
n Behörden, einer Universität u. mehrer Unterrichtsanstalten, liegt auf der öst-
n Küste, wird durch eine Citadelle und starke Festungswerke vertheidigt und
it aus ihrem Freihafen einen lebhaften Handel.

Koriander, Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Doldenge-
)se, wächst im südlichen Europa, auch in einigen Gegenden Deutschlands, auf
Aeckern unter dem Getreide wild, wird aber vielfach, wegen seines bekannten,
lrunden, gelbgrau gestreiften Samens cultivirt. Die Pflanze, auch der frische
nen, riecht wanzenartig, letzterer getrocknet aber gewürzhaft u. ist ebenfalls von
ürzigen, dabei süßlichem, scharfem Geschmacke u. enthält ätherisches Oel. Beide
betäubend u. können sogar giftartig wirken. Getrocknet verliert der Samen
Eigenschaft, wirkt dann blähungtreibend und fördert, wie der Kümmel, die
dauung. Er dient daher zu Hausgewürze, Zuthat in Backwerk, oder in
rfte 2c., auch zum Bier. Officinell wird er als Zusatz zu magenstärkenden
lähungtreibenden Mitteln verwendet.

Korinna, eine griechische lyrische Dichterin, aus Tanagra in Böotien ge-
ig, Zeitgenossin des Pindar, verfaßte eine große Anzahl Gedichte im äoli-
r Dialekte, die sich durch ihre Zartheit und Weichheit auszeichneten, wovon
nur noch wenige Bruchstücke vorhanden sind. Ausgaben: von Schneider
en „Poetriarum graecarum carminum fragmenta," Gießen 1802; von Schneide-
in dem „Delectus poetarum jamb. et mel. graec.," Gött. 1839; zuletzt von
gk in Lyrici poetae graeci, Leipzig 1843; Uebersetzung von Borberg in „Hel-
und Rom," Zürich 1842.

Korinth, eine hochberühmte griechische Stadt des Alterthums, auf der Land-
: gleiches Namens, dem **Isthmus** (s. d.), mit drei wichtigen Seehäfen,
)äon, *Schönos u. Kenchreä* hohen u. starken Mauern, aus denen 6 Thore

führten, unter diesen das nemeatische zu der, im Süden der Stadt auf einem 2700′ hohen Berge liegenden, Burg Akrok., die den Hellenen als Schlüssel in den Peloponnes galt u. mancherlei Prachtgebäude enthielt; am Fuße des Berges sprudelte hinter dem Portikus des Phaeton die Quelle Pirene (jetzt Drakonero) hervor, welche die Stadt mit Wasser versorgte. Das Innere der Stadt enthielt prachtvolle Gebäude, Theater, herrliche Tempel u. einen großen Marktplatz. Hart an der Stadt, auf der Ostseite das Kraneion, ein Lustwäldchen mit Tempel des Bellerophon und der Aphrodite, dem Grabmale der Lais; hier lebte Diogenes in seinem Fasse. K. hatte 300,000 Einwohner u. war Mittelpunkt des Umsatzes aller griechischen, asiatischen, italienischen und illyrischen Handelsartikel. Es bereicherte den Schiffbau durch Erfindung der Triremen, u. obgleich seine Seemacht durch Kerkyra u. Athen gesunken war, behauptete es sich doch als Hauptmanufakturstadt von ganz Griechenland. Daher K.s Handwerksleute u. Künstler sehr geachtet u. korinthische Fabrikwaaren, selbst Töpfer- aber besonders Erzgeschirr, ungemein geschätzt waren. Letzteres wurde, nach K.s Zerstörung, von den Römern gesucht. Die zierlichste der Säulenordnungen in der Baukunst war die korinthische. (S. d. Art. Säulenordnung.) Uebrigens war K. der Sitz eines sehr üppigen Lebens. Die korinthischen Hetären (s. d.) verkauften ihre Gunst zu enormen Preisen; daher das bekannte Sprichwort: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum.“ — Jetzt ist von der einst so herrlichen Stadt Nichts mehr übrig, als einige Ruinen der Burg, des Neptuntempels und eines Theaters. Aus den Ueberresten des alten K. wurden später die Kirchen, Moscheen u. Häuser der neuen Stadt Kordos, Hauptstadt des griechischen Nomos Argolis und K. gebaut, welche 4000 E. zählt und Sitz eines griechischen Erzbischofs ist. — Die Stadt K. ist pelasgischer Anlage, gestiftet angeblich von des Okeanos Tochter, Ephyra, nach der es auch selbst früher Ephyra hieß, u. deren späterer Abkömmling, Korinthos, Sohn des Zeus, der Stadt den Namen K. gegeben haben soll. Nach Anderen hieß es noch früher Heliopolis (Sonnenstadt), nach noch Anderen soll es Sisyphos, des Aeolos Sohn, 1436 v. Chr. erbaut haben. Hier war Kreon König, dessen Tochter Glauke (Kreusa) den Jason heirathete, der die Medea (s. d.) verstieß. Die letzten Sisyphiden waren Hyantidas u. Doridas. Nach dem troischen Kriege drangen um 1200 Dorier ein, u. der Heraklide Aletes, Sohn des Hippotes, herrschte, dem auch spätere die Gründung K.s zuschreiben. 1000 v. Chr. machte eine Verschwörung der Herrschaft der Herakliden ein Ende. Bakchis, seit 924 Staatsoberhaupt, zeichnete sich so aus, daß seine stammverwandten Nachfolger Bakchiaden genannt wurden. Sie bildeten, 200 Familien stark, seit 774 eine Aristokratie unter dem Vorsitze eines jährlich gewählten Prytanen. Ihre aristokratische Regierung stürzte, nach 447jähriger Dauer des korinthischen Staates, der Tyrann Kypselos, dem sein Sohn Periander (s. d.) 627—584 folgte. Nach seinem, durch Kummer über die Ermordung seines Sohnes Lykophron herbeigeführten Tode verwandelten die K.er die Monarchie in eine gemischte Regierungsform. Noch nennt man nach ihm Psammetichos als Herrscher, der jedoch 582, wohl durch die Spartaner, gestürzt wurde. — Während dieser Zeit hatte sich der Staat zu einem Wohlstande erhoben, der allen Reichthum des übrigen Griechenlands übertraf, hatte in vielen Gegenden Griechenlands wichtige Colonieen (u. a. Syrakus) angelegt, konnte sich aber nach den Perserkriegen gegen die überwiegende Seemacht Athens nicht behaupten. Der von K. mit seiner Colonie Korkyra geführte Krieg (Korinthisch-Korkyräischer Krieg), in welchem die Athener Partei gegen K. ergriffen, ward, 431 v. Chr., der Grund zu dem peloponnesischen Kriege (s. d.). Zwar war K. hier mit der siegenden Partei allein, seine Seemacht war längst gebrochen u., ungeachtet seines Reichthums, konnte es sich nur durch eine Anschmiegung an eine Hauptmacht Griechenlands erhalten. Es spielte in allen folgenden Kriegen eine untergeordnete Rolle, 349 ward es sogar von den Lacedämoniern durch Verrath zweier angesehener Korinthier, Pasimelos u. Alkimenes,

erobert. 338 hielt **Philipp** von Macedonien (s. d.) in K. die Versammlung mit den griechischen Staaten, wo er sich als Protektor erklärte. Später konnte K. sich von Macedoniens Einfluß nie wieder losmachen, doch blieb Wohlstand der Eingeborenen u. der Besitz früher erworbenen Vermögens. Durch die Zuziehung K.s zu dem achäischen Bunde, dessen Mittelpunkt u. Haupt 284 es wurde, u. durch die Politik der Römer, die einige muthwillige Handlungen einzelner Bürger zum Vorwande nahmen, ward der korinthische Staat aufgelöst, die Stadt eingenommen, geplündert u. in Brand gesteckt, alle Waffenfähigen niedergemacht, Weiber u. Kinder als Sklaven verkauft 146. Sikyon, von den Römern gewonnen, ward nun an seine Stelle gesetzt. Jedoch ward K. unter Cäsar wieder aufgebaut, regelmäßiger, als längliches Viereck, mit Tempeln, Odeum, Theater, Gymnasium, unter Hadrian bekam es eine große Wasserleitung aus dem Stymphalos nach der Stadt, ward Colonie (Colonia Laus Julia Corinthus), Hauptstadt u. Sitz des römischen Proconsuls von Achaia, gelangte aber nicht wieder zu seiner alten Größe. Der Apostel Paulus (s. d.) war 52 n. Chr. 1½ Jahr in K., stiftete hier eine christliche Gemeinde u. K. wurde Sitz eines christlichen Bischofs; 261 wurde es von den Herulern geplündert; 395 von Alarich genommen, aber durch Stiliko wieder befreit. Im 7. Jahrhunderte, beim Einfalle der Slaven, litt K. wieder viel, blieb aber noch der Hauptpunkt des byzantinischen Reichs, besonders gegen die Sarazenen; 1147 eroberte es König Roger von Sicilien, doch mußte er es 1154 den Venetianern wieder räumen. Seit 1204 hatte sich **Leo Sguros**, Archont von Nauplia, hier festgesetzt u. ward nachher auch von dem Markgrafen Bonifacius von Thessalien anerkannt; aber sein Sohn Theodor ward wieder vertrieben. 1225 wurde K. Sitz des lateinischen Erzbischofs von Morea. 1261 brachte es **Rainer Acciajuoli**, Baron von Vostizza u. Rivelet, später Herzog zu Athen, an sich u. dieser gab es gegen Ende des 14. Jahrhunderts seinem Eidam, dem byzantinischen Prinzen Theodor Palöologus. 1396 angegriffen von Bajazet, verkaufte Theodor sein Despotat an die Rhodiser, aber schon 1404 erhielt es Theodor wieder, da die Gefahr vorbei war. 1430 nahm der byzantinische Kaiser **Emanuel** K. mit ganz Morea wieder an sich u. übergab es, nebst Patras u. Lakedämon, dem Konstantin Palälogos; 1458 wurde die Stadt nach langer Belagerung den Türken übergeben; 1463 von den Venetianern belagert; 1612 von den Malthesern geplündert; 1687 von den Venetianern genommen; 1715 von den Türken unter Kumurdschi wieder erobert. Im griechischen Befreiungskriege brach der Aufstand in K. bald aus. Am 26. Januar 1822 nahmen die Griechen die Akropolis; 1823 verließen sie sie zwar vor den Türken unter Dramalis, erhielten sie aber in demselben Jahre wieder.

Korinthen, s. **Rosinen**.

Korinthisches Erz hieß bei den Alten diejenige Metall-Composition, welche wir **Bronze** (s. d.) nennen.

Kork (**Pantoffelholz**), nennt man die äußere, schwammige, elastische u. leichte Rindenschichte von der **Korkeiche** (Quercus Suber), einem im südlichen Europa u. nördlichen Afrika einheimischen, 40—60 Fuß hohen Baume. Wenn die Rinde vorsichtig von dem Baume geschält wird, so daß der Bast (vergl. den Art. **Holz**) keine Verletzung erleidet, dann lassen sich 15—18 Schälungen vornehmen; außerdem aber stirbt der Baum schon im 6—8. Jahre. Den besten K. erhält man von alten Bäumen, die schon dreimal geschält wurden; man weicht dann die Rinde in Wasser ein u. beschwert sie dabei, trocknet sie hierauf an der Luft (**weißer K.**), oder, um sie vor Würmern zu schützen, über Feuer (**schwarzer K.**). Im Handel werden, je nach ihrem Vaterlande, einige Sorten unterschieden: der **französische**, die beste Sorte; der **italienische**, ebenfalls sehr gut; der **spanische u. portugiesische**, ziemlich spröde, die geringste Sorte. Die Hauptmasse des K.s bildet Zellsubstanz (**Korkstoff**); außerdem finden sich, nach einer Analyse **Chevreul's**, in demselben noch: Wachs, Harz, etwas wohlriechendes Oel, rother und gelber Farbestoff, Gallussäure, Essigsäure u. s. w. Am meisten

wird der K. zur Verfertigung der verschiedenartigsten Pfröpfe verwendet; er dient aber auch zur Darstellung mehrer anderer Gegenstände in Künsten u. Gewerben. So erhält man z. B. eine sehr feine Farbe, das spanische Schwarz, aus demselben, wenn er langsam verkohlt wird. C. Arendts.

Korn, s. Getreide.

Korn bezeichnet in der Münzwissenschaft den Gehalt der Münzen an reinem Golde oder Silber, d. h. ihren Feingehalt, während man unter Schrot das Gewicht derselben, d. h. die Zahl der Münzstücke, welche auf eine rauhe Mark (s. d.) gehen, versteht. Sind die Münzen nach Feingehalt u. Gewicht gesetzmäßig ausgeprägt, so sagt man, sie seien von gutem K. u. Schrot.

Kornbill (Korngesetze), heißen die gesetzlichen Bestimmungen über die Ein- u. Ausfuhr von Getreide in England u. Schottland. Sie sind, wegen der dortigen Grundverhältnisse, für diese Reiche selbst von der höchsten Wichtigkeit, so wie für das Ausland, dem ein sicherer Absatz dahin bedeutenden Vortheil bieten würde, von großem Interesse. — Seit der Eroberung durch die Normannen war in England die Getreideeinfuhr, die man als einen Vortheil erachtete, völlig frei; die Ausfuhr war verboten, weil man den Boden als Gemeingut zur Ernährung des Volkes betrachtete; 1436 gab Heinrich VI. die Ausfuhr frei, wenn der Preis des Weizens unter 12 Schilling für den Quarter sei, 1463 ward die Einfuhr gestattet, wenn der Preis des Weizens für den Quarter über 12 Schilling im Lande stiege. Doch wurden diese beiden Gesetze wenig beachtet, aber der Getreidehandel im Binnenlande, sogar zwischen den einzelnen Grafschaften, als Verbrechen gestraft u., obgleich später geduldet, noch 1800 eine Anklage auf unerlaubten Aufkauf gegründet. Seit 1571 führte man aber Abgaben für die Ausfuhr ein u. zwar zwei Schillinge für den Quarter auf Weizen, ein Schilling auf anderes Getreide, wenn der Preis des Weizens im Lande unter 20 Schilling war; sonst fand gar keine Ausfuhr statt. 1670 erlaubte man die Einfuhr erst, wenn der Preis 53 Schillinge für den Quarter Weizen stand, bei dem Stande des Preises zwischen 58 u. 80 Schilling wurde überdieß noch ein Zoll von 8 Schilling für den Quarter bezahlt. König Wilhelm III. wollte den Ackerbau heben, der Ausfuhrzoll fiel weg und, so lange der Preis des Weizens unter 48 Schilling stand, wurden Prämien von 5 Schilling für den Quarter der Ausfuhr bezahlt. Ueber die Einfuhr blieb das Gesetz von 1670. Die seit 1765 mit der Vermehrung der Fabriken u. Manufakturen außerordentlich steigende Bevölkerung machte neue K. zum Bedürfniß. England hatte bis 1770 immer noch mehr Korn ausgeführt, als eingeführt; von nun an hatte es fremdes Korn nöthig u. in diesem Sinne erschien das Gesetz von 1773, das durch den Wegfall der Ausfuhrprämien u. die geringe Einfuhrabgabe dem Handel mit Getreide außerordentliche Freiheit gab. Obgleich bis zum Jahre 1791 eine große Menge fremdes Getreide ausgeführt wurde u. der Ackerbau in England selbst zu immer größerer Blüthe sich aufschwang, so hielt die Consumtion doch immer gleichen Schritt mit der vorhandenen Getreidemasse, u. nur das Uebergewicht der großen Grundbesitzer erwirkte das Gesetz von 1791, welches die Einfuhr durch einen Tarif beschränkte. Wenn nämlich der Preis des Weizens im Lande über 54 Schilling für den Quarter stieg, so betrug der nominale Zoll ½ Schilling, stand der Preis zwischen 50 u. 54 Schilling, 2½ Schilling. Beim Stande der Preise unter 10 Schilling, 24 Schilling, was fast einem Verbote gleich kam. Diese Begünstigung gab nun der Spekulation eine Richtung auf die Agricultur, die, von einigen anderen Umständen unterstützt, bald zu weit ging; man cultivirte Wüsteneien und erfand kostspielige Agriculturmaschinen rc.; endlich reichten auch diese Preise nicht aus u. die Grundeigenthümer erlangten 1804, daß, so lange im Lande der Preis des Weizens unter 63 Schilling der Quarter sei, 24 Schilling Zoll auf den Quarter gelegt wurden. Ausfuhrprämien wurden bezahlt, wenn die Preise zwischen 50 u. 54 Schilling für den Quarter standen. Die Kriegs- u. Mißjahre *von 1805 bis 1813* steigerten den Preis des Getreides unerhört, so daß dieselben

sich durchschnittlich zwischen 80 u. 110 Schilling hielten. Nach wiederhergestelltem Frieden sanken aber dieselben wieder namhaft. Da nun die Baarzahlungen wiederhergestellt wurden, woran die Agriculturisten 25 Prozent verloren, da bisher alles im Cours der Banknoten gezahlt wurde, so brachte Robinson 1815 eine K. ein, nach der die Einfuhr des Getreides in britischen Häfen zwar ohne Abgabe gestattet wurde, jedoch nur Behufs der Lagerung, unter Verschluß der Regierung (unter Königs Schloß) u. des Eigenthümers. Der Verkauf war nur gestattet für fremdes Getreide, wenn der Weizen über 80 Schilling, Roggen, Erbsen u. Bohnen über 53 Schilling, Gerste 46 Schilling und Hafer 26 Schilling der Quarter stiegen; für die britischen Colonien in Amerika, wenn der Weizen 67 Schilling der Quarter, Roggen, Erbsen, Bohnen 44 Schilling, Gerste 33 Schilling, Hafer 22 Schilling kostete. Man hoffte, daß sich nun die Preise ziemlich regelmäßig auf 80 Schilling der Quarter (Weizen) halten würden; doch, wie überall, sanken seit 1818 auch in England die Preise außerordentlich u. der gedrückte Zustand der ackerbauenden Classe erforderte 1821 ein neues Gesetz, das 1822 zu Stande kam. Dieses setzte nun zwar die Normalpreise, von wo an die Einfuhr erlaubt ist, herab, allein sie kamen doch nie zur Anwendung, nur die Gerste allein ausgenommen, da die Marktpreise fortwährend unter denselben blieben, aber immer noch hoch genug waren, um für den Consumenten lästig zu seyn. Es setzte sich daher immermehr die Ueberzeugung fest, daß der Einfuhr fremden Getreides Vorschub geleistet werden müsse. 1827 brachte Canning eine Bill in diesem Sinne vor das Haus, die im Unterhause durchging; aber im Oberhause paralysirte Herzog Wellington den ganzen Einfluß dieses Gesetzes durch eine Klausel und Canning ließ die Bill fallen. Nach langen Debatten brachte Sir Charles Grant 1828 eine Bill durch beide Häuser, die von der Manufakturpartei die Quelle des britischen Ruins genannt wurde; sie bestimmte den Normalpreis zur Eröffnung der Häfen auf 73 Schilling per Quarter, wobei ein Zoll von 1 Schilling gezahlt wird, der Zoll steigt aber in viel größerem Verhältnisse. Bei einem Preise von 72 Schilling zahlt man 2 Schilling 8 Pc. Zoll, bei 71 Schill. schon 6 Schill. 8 Pc., bei 70 Schill. 10 Schill., so daß z. B. bei einem Preise von 60 Schill. per Quarter der Zoll 20 Schill. 8 Pc. beträgt. Doch hielt sich dieses Gesetz, so lange die Ernten nicht ganz ungünstig ausfielen. Die schlechte Ernte des Jahres 1838 indeß brachte große Aufregung hervor und die Manufakturpartei verlangte im Parlamente Aufhebung der K. Doch fiel der Antrag durch, weil er von den Hochtory's u. selbst von den Chartisten nicht unterstützt wurde, die den Nothstand des Volkes für ihre Zwecke benützen wollten. Auch später machten die Umtriebe des Tory's es dem Whigministerium unmöglich, durch eine Bill dieser Noth zweckmäßig abzuhelfen, und die Ankündigung eines, die Aufhebung der K. bezweckenden, Gesetzes stürzte das Whigministerium Melbourne. Aber auch das, statt dessen eintretende, Toryministerium begriff, daß die K. geändert werden müßten u. der wachsende Unwille der Nation bewog Robert Peel, 1842 im Februar eine K. einzubringen, die im Juni nach langen Debatten mit 229 Stimmen gegen 90 durchging. Peel leitete das Elend der unteren Volksclassen mehr aus dem schwankenden Zustande des Fabrikwesens, als aus dem Bestehen der K. her u. behauptete, ein fixer Zollsatz werde niemals zu befriedigenden Resultaten führen. In der Peel'schen K. ist das Prinzip der gleitenden Scala u. der Durchschnittsberechnung aufgestellt u. dabei die Preise von 150 Märkten in einem sechswöchentlichen Durchschnitte zu Grunde gelegt. Allein auch dadurch war die industrielle Classe nicht befriedigt. Der Zorn und der Unmuth derselben gegen diese Bill sprach sich vielmehr immer entschiedener aus und es bildeten sich Vereine dagegen (Anti-Cornlaw league), welche die gänzliche Aufhebung der lästigen Korngesetze bezwecken, u. deren Wirksamkeit namentlich jetzt, wo der Mißwachs der letzten Jahre u. die zunehmende Verdienstlosigkeit der arbeitenden Classen des Zündstoffes so viel angehäuft hat, den im Stillen glim-

menden Funken leicht zur furchtbaren Flamme anfachen könnte. Vergl. Wilson: „Influence of the Corn Laws“ (Lond. 1838).

Kornelkirschbaum (Cornus mascula), ein Baum aus der natürlichen Familie der Caprifolien, hat kleine gelbe, in Dolden stehende Blüthen, wächst auf trockenen Hügeln wild, wird aber häufiger in Hecken gezogen und erreicht eine Höhe bis zu 18′. Das sehr harte Holz wird von Drechslern u. Schreinern gesucht u. aus den geschälten u. gebrannten Aesten die sogenannten Ziegenhainer-Stöcke verfertigt. Die von demselben kommenden Kohlen sind zu Schießpulver geeignet; dasselbe gilt auch von dem blutrothen K.e (Cornus sanguinea).

Korneuburg, in ebener Lage an der Donau, Hauptstadt des österreichischen Kreises unter dem Mannhartsberge. 2300 Einwohner, eine Haupt- u. Industrieschule, eine Pionirschule. Auf dem geräumigen Hauptplatze steht isolirt der alte, massiv aus Quadern erbaute Stadtthurm. Die Pfarrkirche zum heil. Aegidius aus dem 13. Jahrhunderte ist eines der schönsten u. größten altdeutschen Gotteshäuser im Erzherzogthume. In der Nähe von K. die Ruinen des durch die Schweden zerstörten Schlosses Kreuzenstein. — K. bildete ursprünglich mit Klosterneuburg einen Ort, nämlich dessen „Werder,“ welcher mit dem festen Lande durch eine Brücke zusammenhing. Die häufigen Ueberschwemmungen der Donau veranlaßten indeß die Einwohner schon um 1160 sich auf das linke Ufer des Stromes überzusiedeln. Im 15. Jahrhunderte u. selbst noch zur Zeit des 30jährigen Krieges galt K. als Festung. Arrieregardengefecht am 5. Juli 1809 zwischen den Oesterreichern u. den Franzosen unter Massena. mD.

Kornmann, Rupert, Prälat des vormaligen Benediktinerstiftes zu Prüfening bei Regensburg, geboren in Ingolstadt am 22. September 1757. Seine ersten Studien leiteten die Jesuiten, u. er erfreute sich ihres beständigen Umganges im väterlichen Hause. 1776 trat er in die Abtei Prüfening u. ward von da nach Scheyern in das Probejahr geschickt. Nachdem er am 1. Oktober 1780 Priester geworden, schickte ihn sein ehemaliger Lehrer, Martin Pronath, der nun Abt geworden, auf die Universität Salzburg, um sich weiter auszubilden. Neben der Theologie betrieb K. das Studium der Astronomie, Mathematik, orientalischen Sprachen u. mehre Zweige der Rechtswissenschaft. 1785 in sein Kloster zurückgekehrt, wurde K. als Professor der Philosophie u. Mathematik angestellt. Gleich im ersten Jahre seines Lehramtes gab er, bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung, ein System der theoretischen Philosophie im Drucke heraus u. zog zugleich Grundlinien für eine Geschichte der Menschheit. Man erkannte daraus zur Genüge, wie er mit den neuesten Forschungen sich vertraut gemacht hatte. Wiewohl er Kants System genau studirte, bewahrte er dennoch seine Selbstständigkeit philosophischer Ansicht u. unterschied sich vortheilhaft von den vielen blinden Nachbetern des herrschenden Kriticismus. 1787 wurde ihm das Lehramt der Physik u. praktischen Philosophie übertragen, u. Behufs seiner Vorlesungen gab er auch dießmal einen kurzen Leitfaden heraus und setzte es bei seinem Prälaten durch, daß ein mathematisches Museum eingerichtet ward. 1788 lehrte er, nebst der Philosophie, auch orientalische Sprachen u. entwarf einen Plan zur Errichtung einer literarischen Gesellschaft für gegenseitige gelehrte Verbindung der Klöster in Bayern u. der Pfalz. Abt Martin schickte den Entwurf an das Präsidium der bayerischen Benediktiner-Congregation. Neben den ernsten Studien behielt K. auch stets in den Erholungsstunden seine Vorliebe für die schönen Wissenschaften, und der aufgeklärte Prälat ließ sich sogar zu dem Vorschlage geneigt finden, Behufs Ausführung dramatischer Stücke in Prüfening von Zeit zu Zeit theatralische Vorstellungen zu erlauben, wofür K. mehre schriftstellerische Versuche wagte, z. B. „Die guten Unterthanen,“ in 5 Akten; „Der Verwalter u. die Armen,“ in 3 Aufzügen; „Das Regiment der Bedienten,“ 4 Akte; „Die zwei Schullehrer in einem Dorfe,“ 3 Aufzüge; „Die Maskerade,“ 2 Akte; „Die Versteigerung,“ 2 Akte. Auf seinen Betrieb wurde vom Abte auch eine Sternwarte erbauet, und wegen seiner Anhänglichkeit an das Stift lehnte er den Ruf als Professor der Philosophie

nach Salzburg ab. Abt Martin starb am 5. Januar 1790, u. durch einstimmige Wahl ward K. schon in dem ersten Scrutin als dessen Nachfolger gewählt; am 8. Februar 1793 beehrte ihn die Akademie in München mit dem Diplome eines ordentlichen Mitgliedes u. er brachte, nachdem er 1794 in dem Generalcapitel zum außerordentlichen Visitator der bayerischen Benediktiner-Congregation erwählt wurde, einen neuen Vorschlag in Anregung zur Errichtung einer literarischen Gesellschaft. Obwohl der Plan nicht ganz zur Ausführung gedieh, wurde wenigstens so viel einstweilen beantragt, jährlich 3 Preisfragen gegen bestimmte Prämien auszusetzen. Für die historischen Abhandlungen der Akademie arbeitete K. mehre Beiträge aus, z. B. über einige Münzen Otto's VIII., Bischofs von Bamberg, u. Heinrichs des Schwarzen, Herzogs von Bayern (dem 5. Bande der historischen Abhandlungen der bayerischen Akademie einverleibt.). 1797 reiste er nach Bamberg u. erhielt am 5. Mai die feierliche Belehnung von dem Throne. Als Abt ließ er sich den wissenschaftlichen Flor von Prüfening angelegen seyn; er bereicherte ansehnlich die dortige Bibliothek und schaffte für das mathematische Museum kostbare Instrumente an, so wie er auch die Kupferstichsammlung mit drei großen Bänden Originalzeichnungen großer Meister vermehren ließ. Die ganze Sammlung belief sich auf 24,000 Stück. Nicht geringere Sorgfalt verwendete er auf das Naturalien- und physikalische Kabinet u. auf die Sammlung elfenbeinerner Kunstwerke. Da er von den bayerischen Landständen 1796 einhellig als Prälatenstandsteuerer erwählt wurde, verfaßte er mehre Staatsschriften, z. B. Sammlung wichtiger Aktenstücke der Landschaft in Bayern, Frankfurt 1800; wirkte als Bevollmächtigter von der Landschaft bei dem Reichsdeputationsschlusse zu Regensburg zum Besten der Erhaltung bayerischer Abteien, u. wenn er auch den löblichen Zweck nicht erreichte, that er doch wenigstens sein Mögliches, um vor der Nachwelt sich trösten zu können: „Dixi et salvavi animam meam!“ Nach der Auflösung seiner Abtei begab er sich nach Kumpfmühl bei Regensburg u. beschäftigte sich mit Philosophie u. Geschichte. Als Früchte seiner einsamen Studien erschienen: „Sybille der Zeit aus der Vorzeit,“ Regensb., 3. Aufl., 1825 u. dann „Sybille der Religion.“ Derselbe Abend, an dem er die Vorerinnerung zu den Nachträgen der beiden Sybillen schrieb, war sein letzter, denn der kommende Tag, der 23. September 1817, endete sein segensreiches Wirken. Die Sybillen sind seine 2 Hauptwerke; außerdem viele Gelegenheitsreden, Leitfäden zu Vorlesungen, kleine dramatische Arbeiten, Dissertationen u. s. w. Felder's Gelehrtenlexikon I. S. 411—21. u. III. S. 503 zählt 46 einzelne Schriften auf. Die größere Schrift von 24 Bogen unter dem Titel: „Abhandlung über die Abneigung der deutschen Nation vor ihrer Muttersprache,“ gerieth unter die Papiere des Freiherrn Hartmann von Burghausen, und kam später zu Verlust. — Seine ausführliche Biographie findet sich in den Nachträgen zu den beiden Sybillen. Cm.

Kornwucher, s. Dardanarino, Getreidehandel u. Theuerung.

Kornwürmer. Man kennt zwei Insekten (s. d.), welche in Getreidevorräthen oft ungeheuren Schaden anrichten. Das eine ist der Kornkäfer (calendra canaria); das Weibchen desselben bohrt mit dem Rüssel Löcher in die Getreidekörner, worein es dann seine Eier legt. Aus diesen schlüpfen Larven, die sogenannten schwarzen oder braunen K., aus, welche das Mehl aus den Körnern herausfressen und sich dann in den Hülsen einpuppen. Die Vermehrung derselben ist sehr groß; ein einziges Paar kann in einem Jahre über 6000 Abkömmlinge haben. Das andere Insekt ist die Getreidemotte (tinea granella); die weiße Raupe derselben, oder der weiße K., spinnt mehre Fruchtkörner auf Häufchen zusammen, frißt dieselben aus u. macht sich dann am Gebälke ein Gespinnst aus abgenagten Holzfasern zum Ueberwintern. Fleißiges Umwerfen des Getreides, Luftzug, Hopfengeruch, oder Abnehmen der oberen Getreidekruste und Trocknen derselben in Backöfen tragen besonders zur Vertilgung der K. bei. Dagegen ist sehr zu widerrathen, das Getreide mit einer Auflösung von

blauem Vitriol (s. Kupfer) zu besprengen, oder gar solchen gepulverten Vitriol einzustreuen, wie es an einigen Orten geschieht, weil der Genuß eines daraus bereiteten Mehles leicht der menschlichen Gesundheit höchst nachtheilig werden kann. C. Arendts.

Koroebos (griech.). 1) Ein Held aus Argolis, der sich um das Reich u. den König verdient machte, indem er ein furchtbares Ungeheuer, Poena, eine Schlange, welche die Kinder raubte u. fraß, erlegte; sie war, dem Krotopos zur Strafe, von Apollo über das Land geschickt. — 2) K., Sohn des Königs Mygdon in Phrygien, welchem Priamos in seiner Jugend gegen die Amazonen beistand; dafür schickte dieser seinen Sohn K. dem alternden Helden zu Hilfe, als die Griechen ihn mit Krieg überzogen. Der hochgewachsene junge Fürst warb um Kassandra und fiel, da er sie vertheidigen wollte, trotz seiner unerhörten Tapferkeit (welche sprüchwörtlich ward), von der Hand des Neoptolemos. Er wagte den letzten Kampf an Aeneas Seite, welcher, als Troja schon brannte, noch die Wenigen zusammenraffte, welche dem Tode entronnen waren, und eilte, trotz der Warnung der geliebten Braut, dem dunkelen Verhängnisse entgegen.

Koromandel (Tschora Maudala), heißt die östliche Küste von Hindostan, von Golconda bis zum Krischna, welche, mit Ausnahme von Pondichery (s. d.), welches den Franzosen, u. Tranquebar, welches den Dänen gehört, einen Theil der britischen Präsidentschaft bildet. Sie ist an ihren Rändern sandig, weiter landeinwärts fruchtbar, entbehrt aber durchaus eines sicheren Hafens.

Koronea, Stadt in Boötien, an der Bergkette des Libethrios und westlich vom See Kopais, hatte ihren Namen von Koronos, einem Sohne des Thersander, der, nebst seinem Bruder Haliartos von Athamas adoptirt, einen Theil des Landes erhielt. In der Nähe lag ein Tempel der Athene Itonia, wo die gewöhnlichen Versammlungen der Böotier gehalten wurden. In der 1. Schlacht bei K. erfochten die Böotier ihre Unabhängigkeit von den Athenern, vor Anfang des peloponnesischen Krieges. In der 2. Schlacht bei K., 394 vor Christo, besiegten die Spartaner die Böotier, Athener, Argiver, Korinther, Oenianer, Euböer u. Lokrer. Nach Auflösung des böotischen Bundes durch die Römer hielt sich K. mit Haliartos an den makedonischen König Perseus und erbat sich gegen die feindlichen Thebaner Besatzung. Von den Römern wurde es unter P. Licinius Crassus zerstört.

Korsakow Remskoi, kaiserlich russischer General der Cavalerie, trat jung in Militairdienste, wurde als Major im Semenoffskischen Garderegiment der Kaiserin Katharina bekannt, die ihn zum Begleiter des Grafen von Artois (nachmals Karl X.) ernannte; 1794 wohnte er der Schlacht von Fleurus bei u. kommandirte dann unter Suboff in Persien. Bei Pauls I. Thronbesteigung wurde er General und arbeitete einen Bericht über den Feldzug von 1794 aus, in dem er zu zeigen suchte, daß die Franzosen keiner ordentlichen Taktik widerstehen könnten. 1799 befehligte er ein russisches Hülfscorps in der Schweiz und glaubte, nach dem neuen taktischen Systeme Pauls I. die Franzosen schlagen zu können. Die Niederlage bei Zürich am 25. September, welche ihm Massena beibrachte, u. der Kampf bei Dießenhofen belehrten ihn eines Bessern. Er erscheint später als Cavaleriegeneral und starb als Gouverneur von Lithauen.

Korsar, (vom italienischen Corso, Lauf, Streifzug) heißt in den Barbareskenstaaten ein, mit einem Freibriefe zur Seeräuberei ausgerüsteter, Besitzer von Raubschiffen; dann aber auch ein, durch kein Patent eines anerkannten Staates zum Kapern legitimirter Seeräuber. Vergleiche übrigens die Art. Flibustier, Kaper, Seeräuber.

Kortryk, s. Courtray.

Kortüm, 1) Karl Arnold, geboren den 5. Juli 1745 zu Mühlheim an der Ruhr, stammte aus einem alten deutschen Geschlechte in Friesland, studirte zu Duisburg Medizin, ward daselbst 1767 Dr. med., ging dann als praktischer Arzt *nach seiner* Vaterstadt, 1771 nach Bochum in der Grafschaft Mark u. lebte hier

der Ausübung seiner Kunst u. den Wissenschaften bis zu seinem Tode, den 15. August 1824. K. verfaßte mehre medizinische und gemeinnützige Werke, die ihn jedoch weniger berühmt machten, als seine anonym erschienenen satyrischen Gedichte in Knittelwesen, in denen jedoch die direkte Ironie zu viel vorherrscht, als daß man sie zu den Meisterwerken der Satyre oder der Humoristik rechnen könnte. Uebrigens haben sie schon manchem Leser eine heitere Stunde gemacht. Das berühmteste darunter ist die „Jobsiade, oder Leben, Meinungen u. Thaten von Hieronymus Jobs, dem Candidaten", Münster 1784 u. ö. — Der Märtyrer der Mode, Geschichte satyrischen Inhalts, Wesel 1778. — Die magische Laterne, daselbst 1784—86. — Adams Hochzeitsfeier, daselbst 1788. — Der Bienenkalender, daselbst 1776. — Grundsätze der Bienenzucht, daselbst 1776. — Skizze einer Zeit- u. Literaturgeschichte der Arzneikunde, Unna 1809, 2. Auflage 1819. — Vertheidigung der Alchemie, Duisburg 1789, Aachen 1791 und andere. x. — 2) K., **Friedrich**, geboren 1783 zu Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz, erhielt seine Bildung 1807 in Göttingen, 1808 in Heidelberg u. ward, als ein Plan, nach Spanien zu wandern, scheiterte, 1812 Lehrer am Fellenbergischen Institute in Hofwyl. In Folge des Freiheitskampfes kam er nach Paris, trat in seine vorige Stellung wieder ein, begab sich aber 1817 als Professor nach Aarau, 1819, nach einem Aufenthalte in Wien, nach Neuwied, 1821 nach Basel, 1823 bis 1826 wieder nach Hofwyl, worauf er als Privatdocent nach Basel zurückkehrte. Im Jahre 1832 folgte er einem Rufe nach Bern, 1841 nach Heidelberg. Die bedeutendsten Werke dieses Geschichtsforschers sind: „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde," (3 Bde., Zürich 1827—29), „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Bern 1836), „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" im bekannten, feindlichen Geiste (Mannh. 1843), „Römische Geschichte," (Heidelb. 1843).

Korvei, Marktflecken bei Hörter, im preußischen Regierungsbezirke Minden, an der Schelpe u. Weser. Es bestand hier ehedem ein hochberühmtes Benediktinerkloster, welches Kaiser Ludwig I. auf Andringen des Abtes Adelhard von Korbie in Frankreich Anfangs bei Hethe im Sollinger Walde gestiftet, dann im Jahre 822 hieher verlegt hatte. Von dem Gründer mit königlicher Freigebigkeit bedacht u. von frommen Gläubigen reichlich mit Gütern beschenkt, stieg K. bald zu hohem Glanze. Seine Mönche machten nicht nur die Wüsten des Landes urbar, sondern pflegten auch mit großem Eifer die Wissenschaften. K.s Schule wurde die erste im Norden Deutschlands u. frühzeitig entstand hier auch eine ausgezeichnete Bibliothek, welche namentlich das Verdienst hat, die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus der Nachwelt erhalten zu haben. Zugleich war K. eine Pflanzschule muthiger u. gottbegeisterter Missionäre, die bis zu den Völkern des fernsten Nordens drangen, um diesen das Evangelium zu predigen. Der berühmteste dieser Glaubensboten ist der heilige Anschar, der Bonifacius der Dänen u. Schweden. So groß war der Ruf des Klosters, daß die Kirche viele ihrer Bischöfe u. Aebte, oft in die entferntesten Gegenden, aus den Reihen der K.schen Mönche hervorholte. Dieß dauerte bis ins 12. Jahrhundert hinein; aber von da an neigte sich Alles zum Untergange, theils weil die Disciplin erschlafft war, theils auch weil das Stift von vielen äußeren Unfällen, Fehden, Bränden und Plünderungen betroffen wurde. Der dreißigjährige Krieg schlug ihm insbesondere tiefe Wunden. Doch erhielt sich K. bis zum Lüneviller Frieden in der Würde einer gefürsteten, reichsfreien Abtei und besaß damals noch ein Gebiet von 5 □ Meilen mit 10,000 Einwohnern. Nach der Säkularisation im Jahre 1801 kam es als weltliches Fürstenthum an den Erbprinzen von Oranien, 1807 zum Königreiche Westphalen, 1815 endlich an Preußen, welches es als Mediatfürstenthum dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg zur Entschädigung verlieh, nach dessen Tode es 1834 die Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst ererbte. Die Klostergebäude sind jetzt in ein Schloß verwandelt. Die ansehnliche, in Form eines Kreuzes erbaute Kirche enthält in ihrem Innern schätzbare Gemälde u. alte Denkmäler. **mD.**

Korybanten hießen nach Korybas, Sohn des Jasion u. der Cybele, Priester der Rhea oder Cybele, welche mit wüthendem Geschrei, mit den heftigsten, krampfhaftesten Bewegungen Waffentänze aufführten, die ihre Trauer über den Tod des Attys, des Geliebten der Cybele, ausdrücken sollten; sie werden häufig mit den Kureten, Kabiren u. den idaeischen Daktylen verwechselt oder identificirt.

Koryphäen hießen bei den alten Griechen die Chorführer, die Vorsänger u. Vortänzer im Chore; jetzt uneigentlich überhaupt die Ersten u. Vorzüglichsten in irgend einem Fache, oder bei einer Unternehmung. — Koryphäos war auch ein Beiname des Jupiter, weil er auf einer Höhe (κορύφη) des Lykäos in Arkadien erzogen wurde.

Kos (Koos, Keos), jetzt Stanko oder Stancho, eine zu den Sporaden gehörige Insel im ikarischen Meere, Halikarnassos u. Knidos gegenüber, 4½ □M. mit 10,000 Einwohnern umfassend, fruchtbar u. weinreich u. berühmt im Alterthume durch die prächtigen Purpurgewänder, welche hier verfertigt wurden (Koische Kleider). — Die gleichnamige Hauptstadt war berühmt durch ihren prächtigen Aesculap-Tempel u. ein Gemälde der Venus Anadyomene von dem hier geborenen Maler Apelles. Auch war K. die Vaterstadt der Aerzte Hippokrates u. Simos, des Dichters Philetas u. des Philosophen Ariston. — Die Insel K. war der Sitz der alten Asklepiadenfamilien. Im 14. Jahrhunderte v. Chr. wurde K. von einer pelasgischen Colonie aus Thessalien, Knidos u. Halikarnassos besetzt. Koer nahmen Theil am trojanischen Kriege, u. nach diesem Kriege setzten sich peloponnesische Dorier hier fest (daher auch die Sprache auf K. die dorische war). Ursprünglich war die Verfassung monarchisch; einer der ältesten Könige, Chalkon, soll die berühmte Quelle Burinna entdeckt haben; nachdem aber die Insel unter athenischen Einfluß kam, wurde die Verfassung republikanisch. 411 eroberte der lakedämonische Flottenführer Astyochos die Insel. Nachher war K. meist im Bunde mit Rhodos, auch noch zur Zeit, wo die Römer gegen Antiochos von Syrien kämpften. Sie gehörte später den byzantinischen Kaisern, nach diesen den Johanniterrittern u. kam, nach der Räumung von Rhodos durch dieselben, mit an die Türken, denen sie noch gehört. 30. September 1662 hier Seesieg der Venetianer über die letzteren.

Kosacken, russisch Kasacken, welches Wort soviel bedeutet als „herumstreifendes Gesindel," heißt ein, den Russen in Gestalt, Sitte und Sprache sehr ähnlicher, gleichfalls zur griechischen Kirche sich bekennender, etwa 2 Millionen Seelen starker Volksstamm in Kleinrußland, besonders der Ukraine, der im 15. Jahrhunderte sich aus Unzufriedenen bildete, die sich, in Folge der durch Polen u. Tataren ausgeübten, vielfachen Bedrückungen, in der damals noch menschenleeren Ukraine sammelten, sich später einen Anführer, Ataman oder Hetmann, wählten, sich eine militärische Verfassung gaben, vielfache Einfälle in die Nachbarländer machten u. zuletzt ein wahres Räubervolk bildeten. Die russischen Czaaren u. die Polen suchten mehrmals vergebens sie zu unterwerfen aber erst Katharina II. gelang es, sie ganz zum Gehorsam zu bringen, worauf sie den größten Theil derselben in die südöstlichen Steppen versetzte. Seit sie den Russen unterworfen sind, werden sie als Gränzwächter gegen die benachbarten Völker angesehen, wofür die Regierung ihnen verschiedene Freiheiten bewilligt. Sie wählen nämlich die Vorsteher aus ihrer Mitte; doch wird der Oberbefehlshaber (Hetmann) von der Regierung bestätigt. Nach den verschiedenen Kreisen theilen sich die K. in Pulks (Regimenter) von 500 bis 3000 Mann; die Offiziere (der Hetmann ausgenommen) haben keinen Rang, sowie es bei ihnen nicht zur Schande gereicht, bald Offizier, bald Gemeiner zu seyn. Jeder K. erhält im Kriege monatlich 1 Silberrubel. Die Dienstzeit ist von 18—50 Jahre. Es werden ihrer folgende Stämme angegeben: A. die malorossischen oder kleinrussischen, später auch Zaporoger genannt, die räuberischsten u. zügellosesten Stämme von allen, über den Wasserfällen des Dniepr ansäßig, mit der Hauptstadt Tscherkassi; B. die Don'schen K. (etwa 390,000 Seelen) am Don; von ihnen sind folgende Colonieen ausgegangen: 1)

prebinskische, semenische und terekische, am Terek und Kaukasus; 2) die bugschen am Bug; 3) die tschuajewschen in der Ukraine; 4) die uralschen am Ural, zwischen dem Ilek u. kaspischen See; 5) die orenburgischen am Samara Uj u. Ural; 6) die wolga'schen in Saratow; 7) die sibirischen in Sibirien; 8) die Derbeten. C. Die tschernomorskischen in der westlichen kuban'schen Steppe. Am Kaukasus stehen 9 Regimenter Linien-K., und die schönsten Leute aus sämmtlichen Pulks bilden die Garde-K. in St. Petersburg. Ow.

Kosciuszko, Thaddäus, einer der größten Helden, glühendsten Patrioten u. edelsten Menschen der neueren Geschichte, der Sprößling einer altadeligen, aber wenig begüterten litthauischen Familie, wurde 1756 zu Siechnowice in der damaligen Woiwodschaft Brzesc geboren. Er erhielt seine Erziehung im Cadettenhause zu Warschau, wurde dann von dem Fürsten Czartoryski nach Frankreich geschickt u. erhielt bei seiner Rückkehr eine Compagnie. Wegen Entführung des Fräuleins Sosnowsky (nachmals Fürstin Lubomirska), wo er eingeholt u. das Fräulein ihm entrissen ward, verließ er Polen u. trat als Washingtons Adjutant in nordamerikanische Dienste, zeichnete sich hier aus u. ward 1789 General. Heimgekehrt, erklärte er sich 1791 für die Constitution u. that sich im Feldzuge 1792 besonders bei Dubienka hervor. Der Sturz der Constitution von 1791 u. die folgenden Ereignisse veranlaßten ihn aber, nach Leipzig zu gehen, wohin ihm der gesetzgebende Körper in Frankreich das französische Bürgerrecht sandte. Der Aufstand der Polen in Folge der zweiten Theilung (1794) führte K. zurück; er kam eben in Krakau an, als die russischen Truppen daraus vertrieben worden waren u. erhielt am 24. März den Oberbefehl u. die ganze Gewalt eines römischen Diktators. Sogleich ward die allgemeine Insurrection geboten u. eine neue Regierung eingesetzt. Schon am 4. April hatte er mit weit geringerer Anzahl die Russen bei Raclawice geschlagen; sein Heer wuchs nach der Vereinigung mit dem General Grochowski auf 15,000, mit welchen er am 8. Juni einen Vortheil über die Russen bei Szczekocini erkämpfte, aber bei der Ankunft der Preußen, nach dem tapfersten Widerstande, nach Warschau sich zurückziehen mußte. Neue Truppenmassen wälzten sich gegen Warschau; K. schlug den Sturm ab u. hielt mit 20,000 regelmäßigen Truppen u. 40,000 schlechtbewaffneten Bauern ein Heer von 150,000 im Schach. Schon verzweifelte der König von Preußen, ihn zu besiegen, als Katharina neue Streitkräfte aufbot. Die Niederlage bei Maczicjowicze (10. Oct.) setzte seiner Heldenbahn ein Ziel; er selbst ward gefangen nach Rußland abgeführt. Erst Kaiser Paul I. gab ihm die Freiheit zurück. K. ging 1797 nach England, von wo er dem Kaiser Paul alle empfangenen Geschenke zurückschickte, u. dann nach Amerika, von da 1798 in Aufträgen der nordamerikanischen Regierung nach Frankreich, wo er zu Paris u. der Umgegend lebte u. alle Vorschläge Napoleons, in seine Dienste zu treten u. Polen zu revoltiren, ablehnte. 1815 reiste K. nach Italien, ließ sich 1816 zu Solothurn nieder u. starb daselbst, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, 1817 unverheirathet. Sein Leichnam wurde 1818 zu Krakau beigesetzt. Vgl. K. Falkenstein, Thaddäus K., Leipz. 1834, 2. Ausg.

Kosegarten, 1) Ludwig Theobal (pseud. Tellow), geboren 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, ward 1785 Rektor an der Schule zu Wolgast, 1792 Pfarrer zu Altenkirchen auf Rügen, 1818 Professor der Geschichte zu Greifswalde, dann auch Professor der Theologie und Pastor an der Jakobskirche, starb aber schon daselbst 26. October 1818. K. ist mehr durch seine Idyllen und Legenden, als durch seine mißlungenen dramatischen Erzeugnisse bekannt geworden. Nicht im Besitze eines eigentlich poetischen Genius, knüpfte K. an fast alle poetische Richtungen seiner Zeit an, ohne irgendwo einen festen Halt gewinnen zu können. Statt gemüthlicher Einfachheit und Lebensfrische, tritt uns in seinen Poesien ein unpoetischer Beiwörterschwall entgegen: das gewaltigste *Pathos wechselt mit der prosaischesten* Gemeinheit. Seine Idyllen haben Wos-

Klopstock'sche, seine Legenden Herderische Färbung. Unter seinen lyrischen Gedichten zeichnen sich diejenigen, welche sich auf die Insel Rügen speziell beziehen, durch Lokalfärbung und Wahrheit der Empfindung von andern vortheilhaft aus. Gedichte, Leipzig 1788, 2 Bde, 5. Aufl. Greifswalde 1824, 3 Bde. Rhapsodien, Leipzig 1790—1801, 3 Bde. n. A. 1801. Romantische Dichtungen, Dresden 1800—1806, 6 Bde. Britisches Odeon, Berlin 1800, 2 Bde. Jukunde, eine ländliche Dichtung, das. 1800, 5. Aufl. 1838. Die Inselfahrt, Berlin 1804. Legenden, das. 1805 n. A. 1816. Sämmtliche Dichtungen, herausgegeben von seinem Sohne, Greifswalde 1824—27, 12 Bde. Uebersetzte aus dem Englischen Richardsons Clarisse, Leipzig 1790—93, 3 Bde; Goldsmiths Geschichte der Römer, das. 1792—95, 3 Bde u. a. m. — 2) K., Hans Gottfried Ludwig, Sohn des Vorigen, geboren 1792 zu Altenkirchen, in Paris (1811—15) zum Orientalisten gebildet, lehrte 1815 in Greifswald, 1817 in Jena, und seit 1824 wieder in Greifswald. Man hat von ihm: De Mohammede Ebn Batuta ejusque itineribus, Jena 1818, 4.; gab heraus: Amui Ben Kelthum, Moallaka, ebend. 1820; Libri Coronae legis etc., ebend. 1824; Ueber den ägyptischen Text eines Papyrus ꝛc., Greifswald 1824; De prisca Aegyptiorum literatura, Weimar 1828; Chrestomathia arab., Leipzig 1828; Pommerische und Rügische Geschichtsdenkmäler, Greifswald 1834. Uebersetzte das indische Gedicht Nala, Jena 1820; das persische Tuti Nameh, Stuttgart 1829; übersetzte und gab heraus: Abu Dschafer Mohammed Ben Dscherir Ettaber, Annales regum atque legatorum dei, arabisch und lateinisch, Greifswald 1831—38, 2 Bde, 4.; Ali von Isfahan; Liber cantilenarum magnus etc., arabisch u. lateinisch, ebend. 1840.

Kosel, Stadt und Festung dritten Ranges im Regierungsbezirke Oppeln der preußischen Provinz Schlesien, am linken Ufer der Oder, in einer niedrigen, sehr ungesunden Lage, hat ein Schloß und, mit Inbegriff der Besatzung, etwa 5000 Einwohner. Die Umwallung der Stadt bildet ein tenaillirtes Sechseck, dessen eine Ecke gegen die Oder zu abgestumpft ist, mit ausspringenden Winkeln und einem scheerenförmigen Abschnitte in jedem derselben; jenseits der Oder, an dem rechten Ufer, sind einige Werke als Brückenkopf angelegt; ein Montalembert'scher Thurm (der erste, der im preußischen Staate gebaut wurde), mit einem Erdmantel umgeben, bildet auf einem Damme ein detachirtes Außenwerk; die Hauptstärke K.s besteht jedoch in der Inundation; das Wasser wird durch ein Batardeaux unterhalb K.s beliebig angeschwemmt und weggelassen. — Schon 1306 war K. die Residenz eines Herzogs; 1626 von den Dänen, dann von Wallenstein; den Sachsen und 1642 von den Schweden genommen u. geplündert. Friedrich II. befestigte K. 1742; unvollendet nahmen es die Oesterreicher 1745 mit Sturm, doch eroberten es die Preußen unter General Walrave bald darauf wieder. 1758, 1760 (wo eine Leitersteigung mißlang, u. 1762 hielt K. Belagerungen durch die Oesterreicher aus, ohne erobert zu werden; ebenso wenig ward es bei der Belagerung 1807 durch die Bayern und Württemberger genommen; doch hinderte nur der Tilsiter Friede die schon geschlossene Capitulation.

Koslowsky, Michael Iwanowitsch, Professor der Bildhauerei in St. Petersburg, ein berühmter Meister in seiner Kunst, dreist u. groß in seinen Unternehmungen. Beweise davon sind: Das Monument des Fürsten Suwarow; sein Simson bei der großen Kaskade in Peterhof; verschiedene Basreliefs für die medizinische Akademie in Petersburg und eine Menge anderer Arbeiten. Durch seine große Kenntniß von den Regeln der Zeichnenkunst wurde er auch als Lehrer den Schülern der Akademie sehr nützlich. Er starb 1803 zu Petersburg.

Kosmas, mit dem Namen Indikopleustes, d. h. der Indien Befahrende, ein ägyptischer Kaufmann, später Mönch, lebte in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts, bereiste in Handelsgeschäften Aegypten, Indien und andere orientalische Länder und schrieb in seiner klösterlichen Zurückgezogenheit „Χριστιανικὴ τοπογραφία“ (worin er besonders das unbiblische im Systeme des Ptolomäos zu

zeigen sucht. Griechisch und lateinisch in Montfaucon Coll. nova patr. gr. Paris 1707, 2 Bde. Fol. Sein Tod fällt in das Jahr 547.

Kosmetik (griechisch), 1) im engeren Sinne die Kunst, den Körper mittelst künstlicher Hülfsmittel, als: Kleidung, Putz, Parfümerieen aller Art, oder durch künstlichen Ersatz fehlender oder mangelhafter Körpertheile, wie falsche Zähne, Auswattirungen u. s. w., zu verschönern. Dann 2) überhaupt der Inbegriff von Verschönerungs- und Ausschmückungsmitteln, auch in Beziehung auf andere Gegenstände: Zimmerverzierungen, Garten- und Parkanlagen u. s. w.

Kosmisch (griechisch von κόσμος, Welt), Alles, was sich auf die Welt im Ganzen, oder auf die Welt als Himmelskörper betrachtet, bezieht.

Kosmogonie, die Lehre von der Entstehung und Bildung der Weltkörper. Wir kennen diese Lehre fast bloß dem Namen nach; denn das Wenige, was wir von der wahrscheinlichen Ausbildung der Erde wissen, ist so unbeträchtlich, daß es als kosmogonische Erkenntniß kaum in Anschlag gebracht werden kann. Von der Entstehung u. Bildung der übrigen Himmelskörper ist uns gar Nichts bekannt.

Kosmologie, die Lehre von der materiellen Welt, ihren Haupttheilen nnd allgemeinen Gesetzen. Es gehören dahin: Astronomie, Geographie, allgemeine Naturkunde, überhaupt Alles, was in der materiellen oder Körperwelt bleibend zu seyn scheint. — Unter dem kosmologischen Beweise für das Daseyn Gottes versteht man in der Metaphysik den Schluß von dem Daseyn der Welt auf das eines ursprünglichen Wesens, als ihres Schöpfers. Schon Aristoteles versuchte die Führung desselben aus dem Begriffe der ersten Bewegung, u. Leibnitz aus dem Satze des zureichenden Grundes; indessen hat Kant die Unzulänglichkeit desselben, auch für die Philosophie, in seiner Kritik der reinen Vernunft genügend nachgewiesen.

Kosmopolitismus, zu deutsch Weltbürgersinn, der reine Gegensatz des Egoismus (s. d.), heißt diejenige Denkungsweise, welche die besonderen Interessen des Individuums den allgemeinen der Menschheit unterordnet. Der K. ist die Grundbedingung jeder Tugend, hat aber doch nur dann moralischen Werth, wenn er im Vereine mit Pflichten oder Rücksichten steht, die jeder Mensch in den engeren Lebensverbindungen mit Andern gegen diese hat. Gewöhnlich sind aber die sogenannten Kosmopoliten reflektirende Moralisten, die in ihren Handlungen weniger durch sittliches Gefühl, als durch Verstandesgrundsätze sich leiten lassen u. über einer excentrischen Liebe zum Allgemeinen das Besondere hintansetzen.

Kosmorama, Weltgemälde, eine Nachahmung von dem Panorama (s. d.); insbesondere die Benennung eines zuerst in Paris 1808 aufgestellten Schausaales mit sehr vielen Gemälden merkwürdiger Scenen, Städte ꝛc., die ihre natürlichen Größenverhältnisse durch Vergrößerungs-Glastafeln erhalten.

Kossava (spr. Kosschawa). Unter den interessanten Naturerscheinungen des großartigen Durchbruchsthales der Donau zwischen Uj-Palanka und Orsova, welches die obern Katarakten des Stromes umschließt, machen sich auch die zwischen Palanka und dem Gebirge Alibeg häufig herrschenden Luftströmungen bemerklich, die an Heftigkeit bisweilen den Seestürmen nahe kommen. Am gefürchtetsten ist der von Osten wehende K., welcher aus den Schluchten des Alibeg hervorbricht. Mit solcher Gewalt wirft er sich zu Zeiten dem Strome entgegen, daß er fast dem Lauf desselben hemmt und das durch sein Toben in Gäscht verwandelte Wasser stellenweise — besonders da, wo flache Ufer — oft weit ins Land hinschleudert. Fremde, welche mit dieser Erscheinung nicht vertraut sind, glauben beim Herannahen des K. Staubwolken in der Ferne aufwirbeln zu sehen und überzeugen sich später mit Verwunderung, daß das, was sie für Staub hielten, vom Winde aufgepeitschtes Donauwasser ist. Der K. erhebt sich in der Regel mit Sonnenaufgang und legt sich entweder um Mittag oder mit Sonnenuntergang; nur selten hält er mehre Tage ununterbrochen an. So lange er weht, ist keine Ruderschifffahrt möglich. Minder heftig stürmt der *Westwind, hier Gorniah* genannt. **W.**

Kosten, Gerichts-Prozeß-K., Expensen, hat, wenn dieselben aus einem Rechtsstreite erwachsen sind, nach dem gemeinen Rechte derjenige zu tragen, der in dieselben verurtheilt wird, nämlich der verlierende Theil. Nur, wenn ein Eid zur Ermittelung der Wahrheit für nöthig befunden wurde, findet in der Regel Compensation der K. statt. Andere, nicht durch einen Rechtsstreit entstandene, K. werden von demjenigen entrichtet, auf dessen Veranlassung das Gericht irgend eine Handlung, z. B. Kaufbestätigung, Errichtung eines Testaments, vorgenommen hat.

Kostroma, 1) Gouvernement in Großrußland, 980,213 Einwohner auf 1463 □ Meilen, eine theils waldige, theils sumpfige, theils fruchtbare Ebene, von der Wolga mit Nebenflüssen durchschnitten. — 2) Die gleichnamige Hauptstadt, an der Wolga u. K., Sitz der obersten Behörden, eines griechischen Bischofes u. des Militärgouverneurs, hat 40 Kirchen, ein großes Kloster, eine Moschee, viele Armenhäuser, Priesterseminar, großen Kaufhof, schönes Gouvernementshaus, Juften-, Leinwand-, Segeltuch-, Siegellack-Fabriken, Schifffahrt, Salzhandel u. 18,000 Einwohner. Denkmal des Iwan Sussanin, des Lebensretters des Czaaren Michael Fedorowisch.

Kothe (Kathe), nennt man in Niedersachsen ein Bauerhaus ohne Hof u. Ländereien, daher die Besitzer eines solchen Kothsassen oder Kossathen heißen, was gleichbedeutend ist mit Hintersassen (s. d.).

Kothurn hieß im Alterthume ein hoher, den ganzen Fuß bedeckender u. bis zur Mitte des Beines reichender Stiefel; er war vorn zugeschnürt u. hatte mehre Sohlen unter einander; dann eine dem ähnliche Fußbedeckung der tragischen Schauspieler in Heldenrollen, die besonders dazu diente, die Gestalt zu erhöhen. Der K. war im Theater der Alten ein wesentliches Attribut der tragischen Muse, wie der Soccus (s. d.) der komischen; daher der Ausdruck K. auch bildlich für Tragödie, erhabene Darstellung, Schreibart ꝛc. gebraucht wird.

Kotys oder **Kotytto** war der niedrigste Beibegriff, welcher im Alterthume mit der Göttin Venus verbunden wurde, nämlich der der bloß sinnlichen Begierde. Sie hatte unter diesem Beinamen, wie alle Götter Griechenlands, freie Bekenner, u. ihre Feste in Korinth, Athen, in Thrakien, auf Chios, wurden, wie die Bacchanalien, höchst ausschweifend begangen.

Kotzebue, 1) August Friedrich Ferdinand von (pseud. Traugott Friedrich Lebrecht Schlegel u. Freiherr von Knigge), geboren 3. Mai 1761 zu Weimar, studirte daselbst, dann in Jena u. Duisburg Jurisprudenz, 1781 Sekretär des k. russischen Generalingenieurs von Bawr zu St. Petersburg, 1783 Assessor des Oberappellationstribunals in Reval, 1785 Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland und geadelt, nahm wegen geschwächter Gesundheit seine Entlassung (1795) und zog sich auf das Land zurück, war 1798—99 Theaterdichter in Wien, lebte dann einige Zeit in Weimar, ward, als Schriftsteller verdächtig, auf einer Reise nach Rußland auf der Gränze festgenommen u. nach Sibirien gebracht, von wo er 1801 wieder zurückkam. Von nun an lebte er an verschiedenen Orten, suchte unter anderem in Weimar Feindschaft zwischen Göthe u. Schiller zu stiften, kämpfte von Berlin aus (im Freimüthigen) gegen Göthe u. die romantische Schule, besonders gegen die Schlegel, reiste 1803—4 nach Frankreich und Italien, 1806 nach Rußland, schrieb von dort aus gegen Napoleon, folgte als Staatsrath 1813 dem russischen Hauptquartiere, gab in Berlin ein russisch-deutsches Volksblatt heraus, ging 1814 als russischer Generalconsul nach Königsberg, ward 1816 Staatsrath beim Departement der Auswärtigen in St. Petersburg, ging 1817 nach Deutschland, erregte durch seine undeutsche Gesinnung (literarisches Wochenblatt) Vieler Unwillen u. ward 23. März 1819 in Mannheim von dem Studenten K. Sand (s. d.) erdolcht. — K. besaß ein treffliches Talent, den Augenblick zu benützen, dem Geschmacke der Einzelnen sich geschickt anzuschmiegen, den Zeit- u. Modelastern zu huldigen, der lüsternen Schwäche und den verwerflichen Neigungen der Gebildeten durch Witz,

der Eitelkeit u. Verwerflichkeit der Anderen durch eine falsche Thränenfluth zu schmeicheln u. sie zu kitzeln. Er verlacht die Begriffe von Gott, ewiger Gerechtigkeit, Weltordnung, Unsterblichkeit u. Wiedervergeltung. Am höchsten steht K. im Lustspiele, obgleich er auch hier nur in einzelnen Situationen anspricht u. er durchaus nicht versteht, den Ton des wahren Lustspieles durch ein ganzes Stück festzuhalten. Dazu trug er seinen Spaß u. Witz von zu vielen Seiten zusammen, als daß so ein, aus innerer Einheit entwickeltes, Ganzes hätte entstehen können. „Das Gewissen findet in seinem Freiherzen keinen Punkt, um einzuhacken," sagt J. Paul (Briefwechsel mit Otto) der an einem anderen Orte (Titan. 22.) von „pontinischen Sümpfen kotzebue'scher ehr- u. zuchtloser Weichlichkeit" redet. In scharfen Gegensätzen sagt Hillebrand von K.: „Was die Produktionen dieses immerhin merkwürdigen Mannes eigenthümlich charakterisirt, ist der gänzliche Indifferentismus in Absicht auf Standpunkte, Ueberzeugungen u. sittliche Haltung. Er vermengt Alles, Gutes u. Böses, Gemüth u. Leichtsinn, Rührung u. Frivolität, Erhabenheit u. Gemeinheit, Religion u. Freigeisterei, Ernst und Witz, Bildung u. Plattheit; sprachliche Schönheiten u. fades Geschwätz begegnen sich in willkürlichster Durchwirrung." Sämmtliche dramatische Werke, Leipzig 1827 f., 44 Thle.; Theater, daselbst 1840 f. u. v. A. ꝛc. — 2) K., Otto v., Sohn des Vorigen, geboren 1787 zu Reval, umschiffte als Seecadet unter Krusenstern die Erde, erforschte 1815—18 die Südsee, entdeckte den K.-Sund u. mehre Inselgruppen (s. Entdeckungsreise in die Südsee ꝛc., 3 Bde., Weimar 1821) und führte von 1823—26 eine neue Expedition um die Erde („Neue Reise um die Welt," 2 Bde., ebend. 1830), welche, sowie die frühere, eine reiche wissenschaftliche Ausbeute heimbrachte. — 3) K., Moritz von, Bruder des Vorigen, geboren 1789, begleitete Krusenstern auf der Reise um die Welt, focht 1806 und 1807 gegen die Franzosen u. gerieth 1812 in französische Gefangenschaft. Er beschrieb seine Schicksale selbst in der Schrift: „Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen," Leipzig 1815, reiste 1817 mit der kaiserlich-russischen Gesandtschaft nach Persien u. schilderte diese Reise, Weimar 1819.

Kowno, 1) ein, erst im Jahre 1843 aus den nördlichen Kreisen des Gouvernements Wilna gebildetes, Gouvernement im westlichen Rußland, mit einem Umfange von 755 □ Meilen u. 850,000 Einwohnern, meist Deutschen u. Polen, unter denen sich 700,000 Katholiken, nahe an 100,000 Juden u. nur etwa 30,000 Russen befinden. — 2) Gleichnamige Hauptstadt, am Zusammenflusse der Willia u. des Niemen, mit 10,000 Einwohnern, unter denen fast die Hälfte Juden, hat 11 Kirchen, ein schönes Rathhaus, ein akademisches Gymnasium und nicht unbedeutenden Handel auf den beiden Flüssen. Hier fand am 24. Juni 1812 der Uebergang der Franzosen über den Niemen statt, womit der russische Feldzug eröffnet wurde, so wie am 13. December 1813 ein Arrieregardengefecht zwischen Ney u. Platow.

Krabben, s. Krebse.

Krähe (corvus), Gattung aus der Ordnung der Waldvögel; der Schnabel ist stark, messerförmig zusammengedrückt, oder neben der Spitze ausgerandet, die Zunge gespalten, die Füße lange u. starke Wandelfüße. Arten: der Kolkrabe (C. corax) wird über 2 Fuß lang, ist schwarz, mit purpurglänzender Brust, u. erreicht nach der Sage ein Alter von 100 Jahren. Er frißt Insekten, Schnecken, Frösche, Eier, Feldmäuse, junge Vögel, im Winter Rebhühner, Hasen und Aas, das er Stunden weit riecht. Sein Nest baut er auf hohen Bäumen; er läßt sich zähmen u. lernt sprechen. Die Raben-K. (C. corone) wird 1 Fuß 10 Zoll lang, ist schwarz, mit bläulich glänzender Brust. Die Saat-K. (C. frugilegus), schwarz mit Purpurglanz, kleiner, als die vorige, folgt dem Pfluge, um Engerlinge und andere Larven zu vertilgen. Die Nebel-K. (C. cornix), aschgrau, am Halse schwarz, kommt im Winter in großen Schaaren. In dieselbe Gattung gehören: die Dohle, Elster, Mandel-K., der Nußheher (s. dd.). Die K.n werden häufig aus K.en-Hütten geschossen, an welchen von

Außen auf der Decke ein Uhu befestigt wird. In manchen Ländern sind auf das Erlegen der K.n Preise gesetzt. Nicht selten fängt man sie auch in Schlingen oder Fallen.

Krähenaugen, Brechnüsse, nuces vomicae, sind die Samen des in Ostindien einheimischen Brechnußbaumes, Strychnos nux vomica L. Sie haben bis 1 Zoll Durchmesser u. etwa einen Viertelzoll Dicke; in der Mitte u. am Rande sind sie erhöht, dazwischen vertieft, durch sehr kurze, dichtstehende, nach dem Umfange hin gestriegelte Haare seidenartig glänzend u. strahlig. Unter der dünnen Oberhaut befindet sich eine weißliche, hornartige, geruchlose Masse von unangenehmem, bitterem Geschmacke. Sie enthalten vorwaltend zwei giftige Alcaloide: das Strychnin u. das Brucin; außerdem fettes Oel, Gummi u. Stärke. Das Pulver wird meist zur Tödtung schädlicher Thiere verwandt; bei Menschen wendet man mehr das reingeistige Extrakt, oder das Strychnin u. seine Verbindungen an, gegen Lähmung, Krampfkrankheiten, Epilepsie, Veitstanz u. s. w. Die Rinde dieses Baumes ist die falsche, giftige Angusturarinde.

Krämer, Kramer, s. Handel u. Kaufmann.

Krämpel ist ein Werkzeug, um Faserstoffe, wie Seide, Wolle, Baumwolle &c., welche gesponnen werden sollen, dazu vorzubereiten, indem man sie dadurch von allem Unrathe befreit u. die einzelnen Fasern in eine möglichst glatte, regelmäßige Lage bringt. Die K. besteht aus einem viereckigen, 8—12" langen und 3—6" breiten Stück dünnen Rinds- oder guten Kalbsleders, durch welches dünne Drahtstifte in mehren Reihen und gleichen Entfernungen so gesteckt sind, daß die beiden Enden auf der Vorderseite hervorragen, wo sie auf der Hälfte oder ⅔ ihrer Länge unter einem stumpfen Winkel nach einer u. derselben Richtung gebogen sind. Diese Lederstücke, welche man K.blätter nennt, werden dann auf ein convex gebogenes Brett mit einem Stiele festgenagelt. Nach der Stärke des Drahts u. der Entfernung, in welcher die Stiftreihen von einander stehen, theilt man die K. in Brech- oder Reißk. als die gröbsten; Kratz- oder K.kämme u. Schrobeln oder Kniestreicher, als die feinsten. Nach der Anzahl der Zähne in einer Reihe theilt man sie ferner in 40er, 50er, 60er, 70er u. 80er. Offene nennt man diejenigen, in denen die Reihen weit von einander abstehen, u. geschlossene, wenn sie dicht hinter einander stehen. Die K.-Blätter wurden sonst von den sogenannten K.setzern oder Kardätschenmachern, die an manchen Orten zünftig waren, verfertigt; jetzt geschieht das meist in Fabriken. Seit Einführung der Spinnmaschinen wird auch das K.n durch eigene K.-Maschinen bewerkstelligt, in denen sich Walzen von verschiedener Größe, welche mit K.blättern besetzt sind, gegen einander, oder in einem hohlen Cylinder, dessen innere Seite ebenfalls mit einem K.blatte überzogen ist, drehen, wozu also viel größere Blätter, als zu dem Handk., nöthig sind.

Krätze (von kratzen), Scabies, bezeichnet eine chronisch verlaufende Hautkrankheit, die Menschen jedes Alters u. Geschlechtes, u. wiederholt befallen kann, an ein eigenthümliches, nur durch unmittelbare Berührung ansteckendes Contagium von fixer Beschaffenheit geknüpft ist u. immer nur einen eigenthümlichen Krankheitsprozeß erregt. Die K. besteht anfänglich aus erhabenen, runden, rothen, harten, mit einem rothen Hofe umgebenen, nicht gleichzeitig, sondern an verschiedenen, besonders mit zarter Haut begabten Körperstellen, jedoch selten an Gesicht u. Kopf, regellos erstehenden, in der Bettwärme und nach Erhitzung stark juckenden Knötchen, die, zuerst kaum sichtbar, allmälig größer werden, mit heller Flüssigkeit sich füllen, dann in hirseförmige, meistens in einzeln stehende, selten gruppirte, seltener noch in zusammenfließende Bläschen übergehen, welche alsbald platzen und eine dünne, helle, seröse, scharfe, die benachbarten Hautstellen reizende Flüssigkeit ergießen, welche hierdurch den Ausschlag immer weiter verbreitet. Nach längerer Dauer der K. verändert sich der Anfangs dünne u. durchsichtige Inhalt der um zu Pusteln heranwachsenden Bläschen in eine *dickliche, gelbe, eiterartige* und mildere Masse, die, ergossen, auf ihrer Oberfläche

zu Krusten verhärtet u. unter und neben diesen immer noch ausgeschwitzt wird, bis letztere abfallen — feuchte K. — oder aber, bloß aus den Bläschen ausschwitzt, schnell verdunstet u. sich mit diesen schuppenartig abstößt — trockene K. — Das Vorkommen der K. ist meistens sporadisch, doch wird sie auch endemisch u., aber nicht ganz erwiesen, epidemisch beobachtet. — Ansehens der Grundursache, so ist außer der Ansteckung, d. i. der unmittelbaren Uebertragung des K.-Contagiums, noch die wirkliche Gegenwart von Milben in den K.bläschen — der K.-Milben, acaris exulcerans — als eine solche betrachtet worden, jedoch wohl mit Unrecht, da diese bloß als Produkt des — freilich seinem Wesen nach unerkannten — K.stoffes anzusehen seyn dürfte. Man theilt die K. in eine wahre, die bereits beschriebene, u. in eine falsche. Diese letztere unterscheidet sich darin, daß sie nicht durch Ansteckung entsteht, das Gesicht u. die harten Kopftheile befällt u. sich gewöhnlich zu anderen, länger schon bestandenen, mit allgemeiner Säfteverderbniß verbundenen Krankheiten des reproduktiven Systems vergesellschaftet, oder aus der Beschäftigungsart mancher Handwerker — Wollarbeiter, Schneider u. s. w. — hervorgeht, oder vernachlässigte Hautcultur zu ihrem Grunde hat. — In der Homöopathie (s. d.) gilt die K. (Psora) für ein, in jedem menschlichen Individuum verborgen liegendes Miasma, aus dem $\frac{7}{8}$ der chronischen Krankheiten ihren Ursprung nehmen sollen. — Bei Behandelung der wahren K. ist das erste Augenmerk auf die Hautcultur durch strenge Anordnung äußerer Reinlichkeit und fleißiger Reinigung des Körpers durch Waschen u. Baden zu richten, um sowohl die Entzündung der Haut zu ermäßigen, als der Weiterverbreitung der Krankheit auf der Körperoberfläche entgegenzuwirken, während bei der falschen K. zunächst die, immer noch in Wirksamkeit begriffenen, erregenden Ursachen der Krankheit Gegenstand der Behandlung werden müssen. — Die K. oder Räude kommt auch bei allen Hausthieren unter fast denselben Erscheinungen, wie beim Menschen, als ansteckender Ausschlag vor. *μ.*

Krafft, Adam, Bildhauer, 1430 wahrscheinlich in Nürnberg geboren, trat in seinen ersten Arbeiten mehr als Steinmetz auf und entwickelte sich erst später als Künstler. Werke von ihm sind: die Stationen auf dem Wege zum Kirchhofe in Nürnberg, die Grablegung an der Sebalduskirche daselbst, das Sakramenthäuschen in der Lorenzkirche, 1496—1500, die Grablegung in der Holzschuherschen Kapelle auf dem Kirchhofe 1507. Er starb 1507 zu Schwabach. — 2) K., Peter, ausgezeichneter Porträt- und Historienmaler, geboren zu Hanau 1780, bildete sich in Wien, Paris u. Rom u. ist gegenwärtig Professor an der Akademie der bildenden Künste u. Direktor der kaiserlich königlichen Gemäldegallerie im Belvedere zu Wien. Werke von ihm sind: die Bildnisse der Kaiser Franz u. Ferdinand ꝛc., der Abschied u. die Rückkehr des Landwehrmannes (im Belvedere), die Schlacht von Leipzig u. die von Aspern (im Invalidenhause), Zriny's Tod (im Nationalmuseum zu Pesth) u. a.

Kraft. Obgleich dieses Wort im gewöhnlichen Leben fast täglich gebraucht wird, ohne daß ein Mißverständniß dabei zu befürchten wäre, so ist doch die Feststellung des damit verbundenen Begriffes mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Man spricht von einer K. des Geistes u. Verstandes eben so, wie von physischen Naturkräften, von einer Lebensk. u. s. w., woraus man sieht, in wie vielen Bedeutungen das Wort genommen wird. In der Physik u. Mechanik nennt man jede Ursache, die eine Bewegung erzeugt, aufhebt oder ändert, eine K.; allein diese Definition ist für den allgemeinen Begriff viel zu eng, u. man könnte richtiger K. jede Ursache nennen, die irgend eine Wirkung hervorbrächte; es ist hierdurch jedoch keineswegs Etwas gewonnen, da eine Ursache ohne Wirkung nicht gedacht werden kann und man somit nur ein anderes Wort substituirt hat, ohne das Wesen der Sache selbst aufzuklären, was wohl auch nie geschehen wird. Wir können uns hier auf diese Erörterungen nicht weiter einlassen, so wie auch hier nicht der Ort ist, über die interessante, naturphilosophische Frage zu sprechen, ob es selbstständige,

für sich bestehende, physische K.e geben könne, oder ob jede K. an etwas Materielles gebunden seyn müsse. Siehe hierüber den Artikel Causalität. Nur einige Angaben über die thierischen Muskelkräfte mögen hier noch stehen. Es ist fast unglaublich, welche ungeheuere K. die Natur den Muskeln gegeben hat. Hebt z. B. der Mensch mit ausgestrecktem Arme eine Last von 20 Pfund, so läßt sich nach den Gesetzen des Hebels leicht berechnen, daß hierzu der Muskel eine Kraft von 666 Pfund äußern muß, und auf gleiche Weise wäre, um eine Last von 100 Pfund zu heben, eine K. des Mukels von 3333 Pfund erforderlich; allein es wird diese Größe noch vermehrt werden müssen, da die Fibern des Muskels mit seinen flechtenartigen Enden schiefe Winkel von 8 bis 10 Graden bilden. Noch viel größer ist die K., die der Mensch zu leisten im Stande ist, wenn er die Füße, wie beim Steigen, zusammenzieht und dann wieder ausdehnt. Um jedoch ein ordentliches Maß für die K.-Aeußerungen zu haben, muß man auch die Geschwindigkeit, mit der die Last überwältigt wird, mit in Betracht ziehen. So vermag z. B. im Mittel ein Pferd 200 Pfund auf 8 Stunden des Tages mit einer Geschwindigkeit von 12,000 Fuß in 1 Stunde fortzuziehen; ein Mensch, unter übrigens gleichen Umständen, nur 27 Pfund. Die stärkste K.äußerung des Menschen findet beim Rudern statt. Wenn ein unbelasteter Mensch in 8 Stunden 6 geographische Meilen in horizontaler Richtung geht, so läßt sich leicht zeigen, daß er dann in jeder Minute die ungeheuere Größe von 44,894 Pfund einen Fuß hoch gehoben hat. Bei Schubkarrenziehern kann man annehmen, daß sie in runder Summe 13,000 Pfund in jeder Minute auf 1 Fuß Höhe heben. Bei Arbeitern, die eine Kurbel drehen, kann man annehmen, daß sie bei einem K.-Aufwande von 25 Pfunden die Kurbel, die meistens einen Kreis von $6\frac{1}{4}$ Pariser Fuß beschreibt, 30 Mal in einer Minute herumdrehen 2c.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

Krahe, Peter Joseph, geboren zu Mannheim 1758, wurde schon frühe für die Malerkunst bestimmt, ohne dabei den wissenschaftlichen Unterricht versäumen zu dürfen. Das geistige Leben und Treiben im Hause seines Vaters, des kurpfälzischen Hofkammerraths, Hofmalers u. Direktors der Akademie der schönen Künste, Lambert K., wo sich Gelehrte u. Künstler vielfach zu versammeln pflegten, die Freundschaft der gelehrten u. kunstsinnigen Gebrüder Jacobi u. der stete Umgang mit den zahlreichen Schülern seines Vaters, übten auch auf Peter in dieser Beziehung den wohlthätigsten Einfluß. Während der junge Künstler mit größtem Eifer seine malerischen Studien fortsetzte, wurde er, im 19., 20. u. 21. Jahre, dreimal hinter einander Preisträger in den verschiedenen Kunstfächern, u. namentlich in der historischen Composition, durch die wohlgerathene Darstellung „der Gefangennehmung des Jugurtha durch die Römer.“ K. wurde schon im 22. Jahre als wirklicher Professor bei der Akademie in Düsseldorf in den Hülfswissenschaften der Malerei, hauptsächlich der Perspective, angestellt, widmete sich zugleich aus unwiderstehlicher Neigung der Baukunst u. wußte sich in den Nebenstunden, unter Leitung tüchtiger Männer, wissenschaftliche Vorkenntnisse, sowie durch den Besuch wichtiger Baustellen praktische Einsichten und technische Kenntnisse u. einen reinen u. edlen Geschmack anzueignen. 1782 wurde er von dem damaligen pfalzbayerischen Hofe als Pensionär nach Italien geschickt, um auf classischem Boden seine Studien fortsetzen zu können. Nach einem $1\frac{1}{2}$jährigen Aufenthalte in Rom, u. nach langem Schwanken, für welche der beiden, ihm gleich lebhaft anziehenden, Schwestern der Kunst er sich entscheiden solle, warf er sich endlich mit Erlaubniß seines Hofes u. mit Zustimmung seines Vaters der Baukunst ausschließlich in die Arme, u. die natürliche Neigung siegte auf solche Art über die Bestimmung. Zum Abschluße seiner Malercarrière führte er noch ein lebensgroßes Bild aus: „Aeneas von seiner Mutter Venus aus dem Tempel gewiesen, wo er Rache an Helena zu nehmen gedachte.“ Nun schwelgte K. in den Werken alter u. neuer Baukunst, deren Anwendung auf sein architektoni-

sches u. praktisches Studium eben so wohlthätig einwirkte, als auf seinen Geschmack. Ein inniges Freundschaftsverhältniß zu den, mit ihm in Rom lebenden, Gelehrten u. Künstlern: d'Agincourt, Münter, Moritz, Hirt, Hansen, Heß, Kniep, Wilhelm Tischbein, Trippel, Weitsch dem Aelteren, Angelika Kaufmann u. Anderen, machten ihm Italien doppelt werth. 1785 reiste K. nach Neapel, machte mehre architektonische Aufnahmen von Herculanum u. Pompeji, u. kehrte sodann im Spätsommer nach Rom zurück, um von dort nach Deutschland heim zu gehen. In München, wo er sich während des ganzen Sommers 1786 aufhielt, schloß sich ein freundschaftliches Verhältniß zu Mozart und Winter, welches auch bis zu Beider Tode schriftlich unterhalten wurde. Dennoch sollte ihm die Erinnerung an München zeitlebens eine äußerst schmerzliche bleiben, weil seine sämmtlichen Sammlungen von Kunstschätzen, vorzüglich die für ihn unschätzbaren italienischen Studien, welche er bei sich führte, nachdem die Sendung in München richtig angelangt, räthselhafter Weise verschwunden waren und, der eifrigsten Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder zu Tage kamen. — Von Düsseldorf aus wollte K. seine Reisen durch Holland, Frankreich und England fortsetzen, welcher Vorsatz aber durch die inzwischen eingetretene Praxis, wobei ihm unter anderen die Erbauung des Theaters und mehrer großer Privatgebäude in der Neustadt Koblenz, so wie dergleichen in Düsseldorf übertragen wurden, vor der Hand unterbleiben mußte. Die Aussicht auf eine definitive Anstellung wurde indeß durch die Mißgunst einiger akademischer Kunstgenossen vereitelt, welche eine so hochwichtige Stellung mit der Jugend des talentvollen Künstlers für unvereinbar halten wollten. Sein öfterer Aufenthalt in Koblenz hatte ihm das Vertrauen des kur-Trier'schen Hofes gewonnen, so daß K. die ihm 1789 angetragene ehrenvolle Stelle als Kammerrath u. Oberbaudirektor mit Genehmigung des pfalzbayerischen Hofes annahm. Ein besonderer Gönner, neben seinem Fürsten, war ihm Graf Metternich (Vater des Fürsten-Staatskanzlers), österreichischer Gesandter am kur-Trier'schen Hofe, durch dessen Vermittelung ihm mehre ehrenvolle u. dankbare Aufträge für auswärtige Höfe zu Theil wurden. Diese wirksame Existenz dauerte aber leider nicht lange, weil, in Folge der allbekannten Katastrophe, in den Kurstaaten alle Dienstverhältnisse aufgelöst wurden. Sämmtlichen zurückgebliebenen höheren Staatsdienern ward von nun an die Verwaltung des Trier'schen Landes u. seiner nächsten Umgebungen, u. zwar unentgeltlich, aufgetragen, wobei der an K. gefallene Geschäftsantheil auf das Genie-Artillerie u. Brückenwesen, so wie auf die Errichtung der Kasernen u. Hospitäler sich beschränkte. Nachdem K. im Verlaufe von fast vier, ohne Gehalt verlebten, Jahren das Seinige zugesetzt hatte, unternahm derselbe die ihm übertragenen Denkmäler der Generale Hoche u. Marceau, sowie die Unterhaltung sämmtlicher öffentlicher Straßen im Rhein- u. Mosel-Departemente und mehrer neuer wichtiger Wasserbauten im Oer-Departemente. Zugleich richtete er das Präfektur-Gebäude in Koblenz ein u. hatte durch den ihm befreundet gewordenen General Kleber mehre Projekte zu größeren Privatgebäuden nach Paris zu liefern. 1803 erhielt er endlich einen ehrenvollen Ruf nach Hannover, welcher seinem Schicksale eine neue Wendung zu geben versprach. Allein, kaum war ihm sein Wirkungskreis angewiesen, als zum zweiten Male sein Glück in Nichts zerrann. Noch ehe nämlich das vollzogene königliche Patent für K. angelangt seyn konnte, hatte bereits die französische Armee das ganze Land überzogen. Dieser Schlag traf ihn um so empfindlicher, als von ihm in Koblenz alle früheren Dienstverhältnisse aufgelöst worden waren. Da richtete ihn unerwartet der Antrag des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, in braunschweigische Dienste zu treten, von Neuem auf; K. wurde im November 1803 zum Kammer- und Klosterrathe ernannt und ihm die Uebernahme des ganzen Bau-Departements überwiesen. Der erste Auftrag des Herzogs war die Ausarbeitung eines allgemeinen Planes für die Thoravenüen und Wallpromenaden der Stadt Braunschweig. Die freundliche Augustthoravenüe mit der, über die Oker führenden, massiven Brücke

und dem im dorischen Style aufgeführten Wachthause, wurde von K. ganz vollendet. Das Palais des Prinzen Wilhelm, ebenfalls von K. entworfen, gedieh nur bis zum Hauptstockwerke. In diese Zeit fiel auch die Erbauung der Krause'schen Villa zu Braunschweig und mehrer anderer Privatgebäude, welche den besten Beweis von K.s reinem und geläutertem Geschmacke geben. Bevor der Herzog zum Kommando nach Jena abreiste, verabredete derselbe mit K. noch bedeutende Bauwerke und genehmigte die von demselben vorgelegten Plane zu einer Gemäldegallerie, verbunden mit einer Kunstakademie, über welche Anstalten K. die Oberdirektion erhalten sollte. Leider konnten diese, wie manche andere, für die Kunst und deren Beförderung in Braunschweig gehegten Wünsche, nicht zur Ausführung gebracht werden, u. K. sah seinen geliebten Fürsten nur im größten Körper- und Seelenschmerze in Salzdahlum wieder. Nach Eintritt der westphälischen Occupation war K.s Stellung wieder anderer Art u. derselbe zum Ingenieur en Chef für das Oker-Departement ernannt. K.s künstlerischer Werth, auch in Bayern anerkannt, verschaffte ihm damals das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Akademie der schönen Künste zu München. 1812 sollte er als Hofbaudirektor nach Kassel versetzt werden, doch löste sich die Fremdherrschaft, zur Freude aller gutgesinnten Deutschen, auf und Friedrich Wilhelm übernahm seine Erbstaaten wieder. In den wenigen Jahren der Regierung dieses Fürsten entwarf K. für denselben mehre Plane zu einem Lustschlosse auf dem sogenannten Nußberge, deßgleichen zu einer größeren Cavalerie-Kaserne nebst Stallungen. Die Ausführung dieser Projekte unterblieb leider, u. K.s Beschäftigungen beschränkten sich auf die einseitigen Kameral-Dienstarbeiten für die sämmtlichen Baulichkeiten im Lande. Erst nach dem Heldentode des Herzogs wurde, während der vormundschaftlichen Regierung, an der Verschönerung der Promenaden mit den Brücken u. Thorhäusern rüstig fortgearbeitet u. die Anlagen umflochten die Stadt bald mit dem lieblichsten Blumenkranze; gleichzeitig wurde die Demolition der Festung Wolfenbüttel begonnen und die Anlagen daselbst ebenfalls nach K.s Planen ausgeführt. In diese Zeit fiel auch der Bau des großen herzoglichen Reithauses, des Gewächshauses und des Denkmals der verstorbenen Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand u. Friedrich Wilhelm. Nach dem Antritte der Regierung des Herzogs Karl wurden die Anlagen der Promenaden zum großen Theile vollendet. Außer dem Baue der neuen Kanzlei u. der theilweisen Dekorirung des rechten Schloßflügels, so wie auch der inneren Umgestaltung des herzoglichen Hoftheaters, versah K. die vielverzweigten, zum großen Theile unangenehmen Kameralgeschäfte mit unausgesetztem Eifer. Im Sommer 1830 reiste er auf Einladung des Herzogs von Köthen nach dessen Residenz, um dem Herzoge seinen Rath in mehren wichtigen Bauangelegenheiten zu ertheilen u. namentlich sein Gutachten über die, von dem Baurathe Bandhauer erbaute, katholische Kirche, durch deren Einsturz so vieler Menschen Leben geopfert worden war, abzugeben, welcher Bau nach K.s Ansicht weiter fortgesetzt wurde. Wie viele Staatsdiener, so wurde auch K. von dem Herzoge Karl von Braunschweig in jener Zeit unverschuldet tief gekränkt, und erlitt mit seinen beiden Söhnen unverdiente Zurücksetzung. Nach Antritt der Regierung des jetzigen Herzogs arbeitete K. in dessen Auftrage neue Plane für das herzogliche Residenzschloß aus, eine Arbeit, welche sich des Beifalles bedeutender Sachkenner zu erfreuen gehabt hat. Glücklicher Weise u. zum Wohle seiner Freunde u. Familie, wurde K. nicht mit der Ausführung eines so umfassenden Planes beauftragt, sondern dieser Bau seinem früheren Schüler, dem Hofbaurathe Ottmer übertragen. Ins Jahr 1831 fiel K.s Dienstjubiläum. Der Jubilar, der leider in den letzten Jahren seiner amtlichen Wirksamkeit von mannigfachen Unannehmlichkeiten berührt worden war, zog es in seinem anspruchslosen, tiefgemüthlichen Sinne vor, dieses für ihn so wichtige Fest ganz geräuschlos im traulichen Kreise des Hauses zu begehen, statt es durch gute Freunde auspofaunen u. zu einem Schauspiele der Ostentation entweihen zu lassen. Nach dem Hause Braunschweig

leisteten 34jährigen, u. nach überhaupt bei verschiedenen Regierungen 56jähri-
n, treuen u. im wahren Sinne des Wortes angestrengten, Diensten wurde er
ter den schmeichelhaftesten Aeußerungen des Herzogs Wilhelm 1837 in den
uhestand versetzt, jedoch ihm die Theilnahme an den Sitzungen der herzoglichen
audirektion freigestellt, um durch seine Geschäftskenntnisse u. Erfahrungen noch
ner nützlich seyn zu können. K. benützte seinen Ruhestand, um die Plane des
rzoglichen Schlosses genau auszuarbeiten, entwarf einen größeren Plan für die
ue Börse zu Hamburg, für das Theater zu Mailand u. beschäftigte sich an-
ltend mit Archäologie, schöner Literatur u. allen auf Kunst u. Technik bezüg-
hen Gegenständen. Sein heiteres, reines u. kindliches Gemüth machte ihn
n Seinigen unaussprechlich werth; sein offener Sinn für das Hohe u. Schöne,
n ausgebildetes Wissen in den mannigfaltigsten Fächern der Künste u. Wissen-
aften, sein ungekünstelter Sinn für die Schönheiten der Natur, seine Treue
Dienstfertigkeit in der Freundschaft u. seine Liebenswürdigkeit im geselligen
eise machten ihn Allen werth u. unvergeßlich, die ihn kannten; überhaupt trug
s Charakter das Gepräge des innigsten Wohlwollens u. der ächtesten Huma-
tät. Er hatte das seltene Glück, mit seinen Kindern u. Kindeskindern, welche,
n den lieben Mann zu sehen, obgleich theilweise weit entfernt, zur alten Hei-
ath gekommen waren, den letzten Abend seines Lebens heiter u. fröhlich zusam-
n zu seyn. Er verschied, sanft und unerwartet, am Morgen des 7. Octobers
40, im 82. Jahre seines bewegten Lebens, innig betrauert von den Seinigen
d seinen Freunden.

Krahn, Krahnen oder **Kranich** nennt man im Allgemeinen einen, mit dem
en Ende in irgend eine Höhe befestigten Balken, an dessen anderem, frei her-
rragendem, Ende eine Rolle befestigt ist, um ein Seil darüber zu schlagen, an
lchem man Lasten emporzieht. Namentlich aber bezeichnet man damit eine
aschinerie, welche auf dem Kai eines Hafens oder Flusses aufgestellt ist, um
mit Güter aus den Schiffen und in dieselben einzuladen. Sie ist gewöhnlich
t einem Dache oder Gehäuse bedeckt und nach allen Seiten drehbar. Jetzt hat
an sie meist von Eisen und mit Zahnrädern versehen, durch welche das Empor-
ben der Lasten bedeutend erleichtert wird. — K.-Balken nennt man auf
oßen Schiffen starke Balken, welche zu beiden Seiten des Vordertheiles mehre
ß hervorragen und in deren Ende eine Rolle befestigt ist, um damit den Anker
raus an das Schiff oder vor den K. zu winden. — K.-Geld ist die Ab-
be für das Ein- und Ausladen der Güter vermittelst des öffentlichen K.s, auch
s Gefälle an Zollstätten für das damit verbundene Wägen der Waaren. —
-Recht heißt das Recht einer Regierung oder städtischen Behörde, alle, oder
r gewisse, auf anlandenden oder vorübersegelnden Schiffen befindliche, Güter
igen und dafür ein K.-Geld erheben zu dürfen.

Krain, ein, zur österreichischen Monarchie gehöriges und jetzt einen Bestand-
eil des Königreichs Illyrien (s. d.) bildendes, ehemaliges Herzogthum, das
Kärnthen, Steyermark und an das adriatische Meer gränzt und auf 183
□Meilen nahe an 500,000 deutsche u. slavische Einwohner zählt, die, mit ganz
enigen Ausnahmen, Katholiken sind. Das Land ist größtentheils gebirgig;
ferbau, Viehzucht und Bergbau bilden die Hauptnahrungsquellen, doch sind
ch Industrie und Handel, namentlich der Transit, nicht ganz ohne Bedeutung.
K. ward frühe von slavischen Stämmen besetzt u. bildete im 10. Jahrhunderte
e eigene Mark, die später unter die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen ꝛc.
theilt und im 12. Jahrhunderte zu einem Herzogthume erhoben wurde, das bei
m Aussterben der Grafen von Tyrol 1335 und der Grafen von Görz 1364
nz mit Oesterreich einverleibt wurde. 1463 erhielt es durch Kaiser Friedrich IV.
e neue Verfassung, nach der ganz K. unter einem Landeshauptmann stand,
r seinen Sitz zu Laibach hatte, und in dessen Abwesenheit ein Landesverweser
raelor provinciae) dessen Stelle beim Landgerichte vertrat. Die höchste In-
nz des Landes war das Hoftheiding- oder Schrannengericht, gemeiniglich das

Land- und Hofrecht genannt. Diese Verfassung blieb im Wesentlichen bis zum Wiener Frieden am 14. October 1809, in welchem K. an Frankreich abgetreten u. darauf zu den illyrischen Provinzen geschlagen wurde, deren Generalgouverneur seinen Sitz zu Laibach hatte. Nach 1813 fiel K. wieder an Oesterreich zurück und gehört jetzt zu dem 1816 neu errichteten Königreiche Illyrien.

Krakau, die ehemalige Haupt- und Krönungsstadt des alten Polenreichs, von 1815 (in Folge des Wiener Congresses) bis zum 16. November 1846 ein unabhängiger, unter dem Schutze der drei nordischen Großmächte stehender Freistaat, 210 □ Meilen groß mit 142,000 Einwohnern, jetzt die Hauptstadt der österreichischen Provinz Westgalizien, liegt am linken Ufer der Weichsel und zählt 44,000 Einwohner, worunter 11,000 Juden, besonders in der Vorstadt Kasimierz. Die Stadt sieht von Außen, wegen der Menge alterthümlicher Kirch- u. Festungsthürme und der großen Häusermasse, reizend und großartig aus; allein das Innere besteht aus einem Labyrinthe krummer, schmutziger Gassen, von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. In der deutschen Stadt ist das alte Schloß auf hohem Felsen, sonst Kaserne, jetzt milde Stiftung, und die herrliche Metropolitankirche, im 14. Jahrhunderte erbaut, reich mit Marmor und Gold geschmückt, mit den Grabmälern des heiligen Stanislaus, vieler polnischen Könige, Königinnen und Helden (des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stephan Bathory, des Johann Sobiesky, Kosziuszco, Joseph Poniatowski); der schöne bischöfliche Palast, mit Darstellungen aus der polnischen Geschichte in Oel und Fresco; das Rathhaus, am Hauptplatze der Palast Sukiennice. Universität, im Jahre 1400 gestiftet und am 18. October 1817 neu organisirt; botanischer Garten, Sternwarte und Bibliothek von 30,000 Bänden, sehr wichtig für die polnische Literatur. Die mit der Universität verbundene Societät der Wissenschaften ist die einzige, im ehemaligen Polen bestehende, gelehrte Gesellschaft. Der Bischof von K. war einst souveräner Fürst von Severien u. der erste unter den polnischen Bischöfen. Einige Fabriken, sonst wichtiger Handel, der aber in neuester Zeit sehr heruntergekommen ist. — Die Stadt soll im Jahre 700 von einem Polenfürsten **Krak** gegründet worden seyn, u. war die Hauptstadt Polens, bis Sigismund III. 1609 die Residenz nach Warschau verlegte; doch blieb sie Krönungsstadt. Bei der Theilung Polens im Jahre 1795 kam K. an Oesterreich, bildete von 1809 bis 1815 einen Theil des Großherzogthums Warschau, und von da an bis zum 16. November 1846 einen Freistatt. Da K. im Jahre 1830 große Sympathie für die polnische Revolution bewies und später viele geflüchtete polnische Militärs dort Aufnahme fanden, so besetzte der russische General Rüdiger, im Einverständnisse mit Oesterreich u. Preußen, die Stadt, worauf im Jahre 1833 die Reorganisation des Freistaates erfolgte. Als später polnische Flüchtlinge hier neue Revolutionsplane entwarfen, wurde die Stadt im Februar durch Oesterreicher, Russen und Preußen besetzt, an mehr als 500 Personen die Ausweisung vollzogen und darauf im Herbste 1837 die Stadt wieder geräumt. Allein kaum hatten die Truppen K. verlassen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen russischen Spions Eclak im October 1838 eine abermalige Besetzung K.s durch österreichische Truppen veranlaßten, die bis 1841 dauerte. Die neueste, von Paris ausgegangene, Verschwörung hatte ihren Hauptsitz mit in K. In den ersten Tagen des Februars 1846 häuften sich die Anzeichen einer revolutionären Bewegung, und als die Residenten der drei Großmächte auf eine bezügliche Note von dem Senate die Erklärung erhielten, daß derselbe sich außer Stand sehe, die Ruhe des Freistaates zu wahren, und deßhalb den Beistand und die militärische Mitwirkung der drei Schutzmächte nachsuche, rückte am 18. Februar der österreichische General Collin mit 1200 Mann Infanterie, 271 Pferden und einer Feldbatterie in K. ein. Indessen war in Galizien der Aufstand an mehren Punkten zum Ausbruche gekommen. Einen Hauptstützpunkt desselben sollte K. bilden, wo man sich mit etwa 50,000 Mann festzusetzen hoffte. Am Morgen des 21. auf den 22. Februar

begann von Seite der, meist aus der Umgegend herbeigeströmten, Insurgenten ein lebhafter Sturm auf die österreichischen Truppen, welche denselben jedoch abwiesen und gegen 40 Aufrührer mit den Waffen in der Hand gefangen nahmen. Am 20. Februar waren auch in den zu dem Freistaate K. gehörigen Ortschaften die Bauern aufgestanden und hatten einige benachbarte preußische Zollstätten überfallen. In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar erneuerten sich die Angriffe auf den General Collin, worauf dieser die Stadt verließ und sich über die Weichselbrücke, die er abbrach, zurück nach Podgorcze zog und von da weiter nach Wadowice. Ihm folgte dahin der Senat der Republik. Nach dem Abzuge der Oesterreicher stellten sich General Rozyki und der Edelmann Bystrzanowsky an die Spitze der Bewegung, und General Szembeck übernahm den Befehl über die eilig gebildete Miliz; und noch am 22. Februar bildete sich eine National-Regierung der polnischen Republik unter dem Diktator Tyssowski, welche ein Manifest an die polnische Nation erließ, Geld prägte und Papiergeld ausgab. Schon am 26. Februar brach in K. selbst gegen diese sogenannte Regierung eine Contrerevolution aus, die jedoch unterdrückt wurde; überhaupt herrschte unter den Leitern der Bewegung, Gorzkowsky, Tissowsky, Dembowski, Wiszniewski, Mendiczewski u. s. w. bedeutende Uneinigkeit. Die Herrlichkeit dieser Revolutionsregierung war jedoch nur von kurzer Dauer; denn beim Herannahen der indessen verstärkten Oesterreicher flüchteten die Machthaber aus der Stadt, und am 3. März wurde K. wieder, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, von General Collin besetzt, nachdem schon zuvor der russische General Rüdiger bereits mit einer schwachen Truppenabtheilung eingerückt war. Die Insurgenten hatten sich, 800 Mann stark, über die preußische Gränze geflüchtet, wo sie gefangen genommen und auf Festungen in Gewahrsam gebracht wurden. Am 6. Februar rückten auch preußische Truppen in K. ein, und am 12. März wurde für K. provisorisch eine Militärverwaltung unter der Leitung des österreichischen Oberbefehlshabers, Grafen Wrbna, so wie eine Untersuchungscommission aus drei Offizieren der verbündeten Mächte eingesetzt, worauf Russen und Preußen die Stadt verließen. Am 16. November 1846 erfolgte endlich durch Oesterreich, Preußen und Rußland die Aufhebung des Freistaates K. und dessen Einverleibung mit Oesterreich. Das Gebiet wurde in administrativer Hinsicht zu Gallizien geschlagen und K. die Hauptstadt des Kreises West-Galizien. **Ow.**

Krake, ein, wahrscheinlich fabelhaftes, Seeungeheuer in der Gestalt eines **Krebses**, dessen wirkliches Vorhandenseyn in den nördlichen Meeren von norwegischen und andern Schiffern übrigens vielfach behauptet worden ist. So erzählen dieselben z. B., der K. soll bei gutem Wetter sich aus der Tiefe langsam herauf gehoben haben, einer Insel ähnlich gewesen, 4—500 Fuß im Durchmesser haben, auf seinem Rücken, außer Sand und Koth, selbst Bäume tragen, durch vorgestreckte Arme oder Fühlhörner, Thürmen und Masten gleich, selbst Schiffe in die Tiefe reißen können, sei aber friedlicher Natur und fresse sich bei jedesmaligem Aufsteigen, die Fische tonnenweise verschlingend, auf ein ganzes Jahr satt, entleere sich eben so des Jahrs auch nur einmal seines Unrathes, der wohlriechend sei und die Fische schaarenweis locke. Wenn der K. wieder in das Meer hinabsteige, so errege er einen Wirbel, der alle in der Nähe befindlichen Schiffe mit in den Abgrund ziehe; Schiffe hatten an denselben angelegt, Feuer auf ihm angemacht, ja, der Bischof **Brandanus** selbst Messe auf demselben gelesen. Diese, von **Pontippidan** (s. d.) zuerst gegebene, Beschreibung hat man auf den Wallfisch, auf nur bisweilen sichtbare Inseln, oder auf niedrig liegende Nebel angewendet; neuere Erzählungen von diesem oder ähnlichen Ungeheuern (von denen das Medusenhaupt das Junge seyn soll), sind indeß von einigen englischen Schiffern gegeben u. sogar eidlich bezeugt worden. So wollte 1774 eine englische Häringsbüse u. 1786 ein anderes Schiff den K.n gesehen haben. In der neuesten Zeit hat man den K. nicht wieder gesehen, u. es ist sehr wahr-

scheinlich, daß das Ganze ein Schiffermährchen, und von angespülten großen, unbekannten Seethieren, die man für junge K.n hielt, entstanden ist.

Krakowiak, ein polnischer Nationaltanz im ²⁄₄-Takte von zwei Reprisen, auch üblich in dem an Krakau gränzenden Theile von Polen, woher der Namen stammt. Er ist heiter und lebendig und besteht in einer Reihe von Touren, Pirouetten nnd Sprüngen. Die Musik ertönt nur zeitweise, und in den Zwischenräumen fällt der Chorgesang der Männer ein, welchem die Frauen antworten.

Krakusen, ein nach dem h. Krakus benanntes, von dem polnischen General Uminski 1812 nach der Rückkehr der Franzosen aus Rußland zu Krakau errichtetes Regiment freiwilliger Jäger zu Pferde. Dasselbe hielt sich 1813 so tapfer, daß nach der Revolution von November 1830 alle neu errichteten polnischen Reiterschaaren den Namen K. beibehielten. Die K. waren meist mit Lanze u. Säbel bewaffnet, leicht beritten u. verschieden, doch meist in lange, blaue Kurtka's mit bunten Aufschlägen gekleidet und trugen Mützen.

Krammetsvogel heißt in mehren Gegenden Deutschlands die Wachholderdrossel (s. d. Art. Drossel).

Krampf, Spasmus, bezeichnet eine gewisse krankhafte Erscheinung der Muskeln u. aller, mit contraktiler Faser versehenen, oder mit Zellgewebe verbundenen Theile, die ihrem Wesen nach auf einer unregelmäßigen, anhaltenden (tonischen) oder wechselnden (chronischen) Zusammenziehung beruht. Die Zusammenziehung erfolgt bald mit, bald ohne Bewußtseyn und hat ihren Sitz in den der Willkür unterworfenen, oder in den unwillkürlichen Bewegungsapparaten. Hier geht sie ohne Rythmus, Ordnung und Stetigkeit, dort ohne Willkür der Seele vor sich. In Folge dieser Zusammenziehung der Muskeln entsteht, wenn Längenmuskeln vom K.e befallen sind, Verkürzung; wenn Hohlmuskeln daran leiden, Verengung; sobald beide Parteien auf diese Weise afficirt sind Härte in dem erkrankten Organe. Verbreiten sich die Krämpfe über innere, größere Theile des Muskelsystems, so nennt man sie allgemein, äußern sie sich dagegen in einer einzelnen Partie, so heißen sie partielle; werden durch vorübergehende äußere Ursachen, bei sonst normalem Gesundheitszustande, Krämpfe erregt, so erscheinen sie als einfache; gehen sie übrigens aus allgemeinen Störungen der Lebensfunktion des Organismus hervor, oder vergesellschaften sie sich mit solchen, so werden sie zusammengesetzte genannt, als letztere zerfallen sie wieder in anhaltende, nachlassende und aussetzende. Die Dauer der Krämpfe ist unbestimmmt; sie beschränken sich manchmal nur auf einige Minuten, oder dehnen sich auf längere Zeit: Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre u. selbst auf die ganze Lebenszeit aus; daher ihre Unterscheidung in akute und chronische. Endigen können sie in völlige Genesung, in andere K.formen oder Krankheiten u. in den Tod. Die Grundursache der Krämpfe beruht auf einer eigenthümlich gestörten Irritabilität. Ihr Entstehen begünstigende Momente sind: ursprünglich sehr reizbare Constitution, darum das Kindesalter und das weibliche Geschlecht; ihre erregenden Momente für ihren Ausbruch sind theils physische, theils psychische oder moralische. Bezüglich ihrer Bedeutung für die Forterhaltung des Lebens u. die Wiedergenesung ist bei den Krämpfen in Betracht zu nehmen, ob die grundursächlichen, begünstigenden u. erregenden Momente entfernbar u. außer Wirksamkeit zu setzen sind, und von welcher Wichtigkeit die ergriffenen Gebilde für die Erhaltung der Integrität des Lebens, so wie von welcher Qualität, Dauer und öfterer Wiederkehr die Anfälle selbst sind. Die Behandelung der Krämpfe ist eine doppelte; sie hat einzutreten während der Anfälle und in der freien Zwischenzeit. Dort gilt es die Entfernung der veranlassenden u. erregenden Ursachen, hier die Beseitigung der Grundursachen, des Wesens des K.es selbst. Die Entfernung der veranlassenden u. erregenden Ursachen erheischt, je nach deren Charakter, Natur und Eigenthümlichkeit, auch wieder die verschiedensten Anordnungen; die Beseitigung des Wesens des K.es dagegen hat vorzugsweise die Herabstimmung der erhöhten Reizbarkeit des Nervensystems zur Aufgabe, und zwar in so weit, als es

nöthig erscheint, das normale Verhältniß zwischen dem expansiven u contraktiven Pole desselben auf seinen Normalzustand zurück zu führen. Und zwar, indem man einerseits die krankhaft angereizte Sensibilität als prinzipirende Thätigkeit für die, auf sie einwirkenden, Reize von ihrer hohen Stufe all zu großer Empfänglichkeit herunterstimmt und andererseits zugleich ihr hoch gesteigertes Wirkungsvermögen ermäßigt. Zu diesem Ende schlägt man zwei Wege ein, jenen direkter Einwirkung auf die Sensibilität durch lokale oder allgemeine Beschränkung beider Thätigkeiten, u. den indirekter Einwirkung durch künstliche Uebertragung des vorhandenen K.es auf entfernt liegende, aber zu den ergriffenen Organen in genauer Beziehung stehende, Gebilde u. Nervenzweige mittelst Erregung eines Gegenreizes. Zur Erfüllung des einen, wie des andern Zweckes, bedient man sich innerer und äußerer Mittel, aus deren großer Zahl es selbst dem erfahrensten Arzte schwer wird, ein den speziellen Heilanzeigen ganz entsprechendes auszuwählen. *μ.*

Krampfader, Kindsader, Blutaderknoten (Varix), nennt man jede krankhafte, langsam erfolgende, andauernde Erweiterung einer ganzen Vene, oder nur eines kleinen Theiles derselben. Schon im normalen Zustande sind die Venenhäute durch momentane Erhitzung oder Aufregung sehr zur Ausdehnung geneigt; ziehen sich nun die ausgedehnten Venenhäute nicht auf ihr natürliches Volum zurück, so entsteht die K., welche von der Dicke eines Federkiels bis zu der eines Hühnereies bald ungleich, eckig, knotig, strangförmig, erbsenartig, bald auch abgerundet, oval, cylinderförmig erscheint. Meistens findet sich die variköse Ausdehnung nur an oberflächlich gelegenen Venen, u. zwar vor allen am Unterschenkel. Ursache der K. ist gewöhnlich gehinderter Rückfluß des Blutes nach dem Herzen, daher entstehen sie in Folge der Schwangerschaft, enger Beinkleider, anhaltender Verstopfung, allzu häufigen Stehens oder Sitzens 2c.; häufig sind sie auch die Begleiter eines Allgemeinleidens u. dienen dann als Ableitungsmittel für schlimmere Folgen des letzteren; daher auch die Heilung der, an u. für sich ungefährlichen, K. nur mit großer Vorsicht unternommen werden darf. E. Buchner.

Krampffische, s. Zitterfische.

Kranach (Lukas von, hieß mit seinem eigentlichen Namen Müller, nach Anderen Saunder oder Sunder), geboren zu Kronach in Franken 1472, war der Sohn eines Kartenmalers u. Formschneiders u. lernte von seinem Vater das roh Technische der Malerei. Er kam noch sehr jung nach Koburg, wo er zuerst als Thiermaler auftrat. Hier lernten ihn Kurfürst Friedrich der Weise u. dessen Bruder, Herzog Johann Friedrich, kennen u. nahmen ihn mit an ihren Hof. Bei einer Reise nach Wien ward er Geschichtsmaler; er portraitirte daher um 1500 schon, u. von 1502 an hat man von ihm selbstständige Compositionen. Aus dieser Zeit sind auch viele Holzschnitte von K., meist Jagdstücke, vorhanden. 1504 ernannten ihn beide Fürsten zu ihrem Hofmaler. Als solcher ließ er sich in Wittenberg nieder. 1508 erhob ihn der Kurfürst in den Adelstand. Um diese Zeit machte K. eine Reise nach den Niederlanden. In Wittenberg machte er die Bekanntschaft Luthers u. wurde dessen Freund: daher seine zahlreichen Bildnisse von Luther in allen seinen Lebensverhältnissen. 1537—47 war K. Bürgermeister zu Wittenberg. In diese Zeit fällt der Tod seiner Gattin u. die Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg. Trotz der ehrenvollen Einladung des Kaisers an den Hof, folgte K. seinem Fürsten nach Innspruck in die Gefangenschaft u. kehrte mit demselben 1552 nach Sachsen zurück u. starb zu Weimar 1553. Die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich setzten ihm ein Denkmal; seine Zeitgenossen ließen eine Medaille auf ihn prägen, mit seinem Bildnisse u. Wappen u. der Jahreszahl 1537. K.s Gemälde sind in der Composition nicht poetisch u. haben oft fehlerhaftes Costüm u. Anachronismen; dennoch sind sie leicht, wahr, rüstig gezeichnet, von kräftigem Pinsel u. von frischem und lieblichen Colorit. Unter seinen historischen Gemälden sind die Altarblätter der Stadtkirchen zu *Weimar*, *Wittenberg*, Naumburg und der dortigen Domkirche vorzüg-

lich. Außerdem bewahrt fast jede größere oder kleinere Galerie eine Anzahl Bilder K.s, in denen sich häufig der Sündenfall, die Lucretia u. das Bild der Madonna wiederholt. Seine Holzschnitte, gegen 300, kommen in künstlicher Hinsicht seinen Gemälden nicht gleich. Sein Sohn Lukas, geboren 1515, gestorben als Bürgermeister zu Weimar 1586, war ebenfalls ein sehr tüchtiger Künstler. Bei vielen, unter des älteren K. Namen coursirenden, Gemälden ist es wirklich zweifelhaft, ob es Werke von ihm oder seinem Sohne sind.

Kranich (Grus), Art aus der Gattung der Reiher; am Kopfe finden sich einzelne kahle Stellen, der Rand des Unterkiefers ist gerade, nicht aufsteigend, die Hinterzehe ist kurz und berührt kaum den Boden, die mäßigen Flügel sind mit zahlreichen Schwungfedern begabt. Der Hals ist lang, nicht vorstreckbar, die Luftröhre trompetenförmig gebogen. Die K.e zeigen sehr viel eigenthümliches. Auch wenn sie einzeln leben, sind sie beständig auf der Hut u. bilden sie große Gesellschaften, so stellen sie Wachen aus, welche sich nach allen Seiten umsehen u. die kleinste Gefahr durch Geschrei anzeigen; nach der Sage halten sie zwischen den Zehen einen Stein, welcher, wenn sie ihn beim Einschlafen fallen lassen, sie ermuntert. Sie stellen höchst merkwürdige Wanderungen an. Gegen Ende October verlassen sie das nordwestliche Asien und Europa, dessen große sumpfige Ebenen sie während des Sommers bewohnen, u. ziehen in das mittlere Asien u. Aegypten bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In großen Herden, mit Führern an der Spitze, ziehen sie, selten Halt machend, Tag und Nacht unter fürchterlichem Geschrei, wobei sie zwei in einem spitzigen Winkel zusammenlaufende Reihen bilden. Sie fliegen äußerst leicht und führen die mannigfaltigsten Schwenkungen aus. Ihr Nest besteht aus einer Unterlage von dürrem Schilfe u. wird zwischen Rohr u. Gebüsch auf einer kleinen Erhöhung gebaut; jung lassen sie sich leicht zähmen. Sehr nützlich machen sie sich dadurch, daß sie Frösche, Schnecken, Muscheln und Insekten verzehren. Man schießt sie mit Büchsen, oder fängt sie in Gruben und Schlingen. Das Fleisch der jungen K.e wird gegessen, aus den gekräuselten Federn macht man Federbüsche. Der gemeine oder graue K. (G. cinerea) mißt von der Schnabelspitze bis an das Ende des Schwanzes vier Fuß und hat, aufrecht stehend, eine Höhe von zwei Ellen. Das Gefieder ist aschgrau, Stirn, Hals, Nacken u. Schwungfedern sind schwarz gefärbt. Die langen buschiggekräuselten Federn über dem Schwanze kann er nach Belieben aufrichten u. niederlassen.

Kranichfeld, eine ehemalige thüringische Grafschaft, welche sich seit 1172 in die obere u. die untere Herrschaft theilte. — Erstere kam nach Aussterben der Grafen von K., mit Hermann IV., durch dessen Tochter, Gemahlin des Burggrafen Albrecht von Kirchberg, an die Burggrafen von Kirchberg, von diesen ward sie an die Grafen Reuß 1451 verkauft, welche sie 1615 an Weimar für 83,000 Gulden abließen; dieses trat sie wieder an Schwarzburg-Rudolstadt 1620 ab, doch gegen Wiederkauf. Das Einlösungsrecht übernahm Gotha u. übte dasselbe 1663. 1826 kam Ober-K. in der Theilung der gothaischen Lande an Meiningen. — Die untere Herrschaft K. kam 1455 an Ludwig von Gleichen, 1460 an die Grafen Reuß in Plauen, die sie jedoch wieder an die Grafen von Gleichen u. Blankenhain überließen. Nach dem Aussterben der Gleichen belehnte Kurfürst Anselm Kasimir die Grafen Melchior u. Hermann von Hatzfeld mit Nieder-K. Nach deren Aussterben betrachtete Kur-Mainz Unter-K. als heimgefallenes Lehn u. es theilte das Loos Erfurts, bis es 1815 an Weimar abgetreten wurde. — Die gleichnamige Stadt, halb unter Meiningenscher, halb unter Weimarscher Oberhoheit, an der Ilm, zählt 1200 Einw.

Kraniologie, s. Schädellehre.

Krankenanstalt, s. Hospital u. Lazareth.

Krankheit (morbus), ist ein Vorgang oder Zustand des Lebens, ohne welches er so wenig, als die Gesundheit, bestehen kann. Sie zählt darum auch die äußeren Merkmale des Lebens zu den ihrigen, wenn diese gleich nicht die der *Gesundheit sind,* sondern nur eine veränderte Verrichtung, Mischung und Form

eines lebenden Wesens darstellen; sie geben darum aber doch noch nicht einen vollständigen Begriff der K., wenn nicht die Veränderung der Lebensäußerungen von dem inneren Grunde des Lebens selbst ausgeht, einigen Bestand hat und nicht etwa durch den Willen absichtlich hervorgerufen, oder nur von augenblicklicher Dauer u. ein innerlich haftender Vorgang ist. Die Erscheinungen der K. geben sich kund an den Organen, in den Flüssigkeiten und durch die einzelnen Funktionen: es gibt daher organische, Säfte- u. dynamische K.en. Verschieden stellen sie sich dar nach der Individualität, d. h. nach der Constitution, dem Alter, Geschlechte, Temperamente, nach der Gewohnheit des Individuums u. der Verschiedenheit der Theile des Körpers. Ursprünglich entwickelt sich die K. in einem einzelnen Theile oder Systeme des Körpers u. verbreitet sich von da auf andere, mit diesen in Wechselwirkung stehende. Kund gibt sich die K. durch Erscheinungen, Symptome, die Theils äußerlich wahrnehmbar, objektiv, oder nur von dem Kranken empfunden, subjektiv sind. Sie gehen aus dem Wesen der K. selbst hervor u. begleiten diese während ihres ganzen Verlaufes u. enden mit ihr (wesentliche Symptome), oder sie sind die unmittelbare Folge der entfernten K.s-Ursache u. wirken nicht nur zum Entstehen der K. mit, sondern bringen nebenher noch andere Erscheinungen hervor, die, weil sie nicht Erzeugnisse der K. sind, mit deren Erlöschen nicht nothwendig aufhören müssen, sondern sie sind nicht unmittelbare, sondern mittelbare Folgen der K., mit der sie vermittelst anderer Erscheinungen zusammenhängen (Symptome der Symptome), oder sie sind ursprünglich in dem Naturgesetze begründet, daß Wirkung (Action) Gegenwirkung (Reaction), d. i. Heilbestrebungen des Organismus zur Erhaltung seiner Integrität weckt. Ihre ursprüngliche Begründung findet die K. in Allem, was auf irgend eine Weise zur Erzeugung derselben beitragen kann. Mehre Ursachen sind übrigens zur Hervorrufung einer K. erforderlich; jene liegen theils in, theils außer dem menschlichen Organismus u. geben hier die erregende Potenz, dort die vorbereitende Ursache, Anlage oder Opportunität. Die Anlage, vor dem Ausbruche der K. hergehend, enthält theils die Fähigkeit, theils die Geneigtheit zu K.en u. wird, wenn sie allen Menschen natürlich eigen ist, allgemeine, natürliche Anlage, sobald sie nur einzelnen Menschen zukommt, eigenthümliche Empfänglichkeit (Idiosynkrasie) und, insoferne sie auf einem bestimmten hervorstechenden Temperamente, auf einer bestimmten Kränklichkeit oder Unvollkommenheit beruht, constitutionelle Anlage genannt. Die erregenden Potenzen werden in absolut u. relativ äußere Schädlichkeiten unterschieden, wovon die ersteren sich außerhalb der K. u. des Organismus befinden u. als solche primäre K.en hervorrufen, während die letzteren wohl außerhalb der K., aber in u. am Organismus liegen u. entweder selbst K.en sind, die in andere (sekundäre) K.en übergehen, oder, als von der Willkür abhängende Funktionen, K.s-Anläße abgeben. Die Art u. Weise der Einwirkung der ursächlichen Momente ist bald eine mechanisch-physische, vorzugsweise die Organe betreffende, bald eine chemische, die Flüssigkeiten umändernde, bald eine dynamische, die Funktionen berührende. Nach diesem verschiedenen vorwaltenden Ursprunge unterscheidet man atmosphärische, ansteckende, erbliche, angeborene, erworbene, epidemische, endemische, diätetische K.en. Die K.en zerfallen in verschiedene Arten. In Rücksicht der deutlichen Ausbildung gibt es wahre, ächte, falsche und unächte K.en, verlarvte Uebel, die unter einer ihnen fremden Gestalt erscheinen, zweifelhafte K.en, deren Natur nicht entschieden ist, unterdrückte K.en, deren regelmäßiger Verlauf durch zufällige Hindernisse, oder absichtliche Eingriffe oder ungeschickte Behandelung zu frühe beendet wurde, u. wiedererzeugte K.en, sobald jene wieder auf's Neue hervortreten. In Rücksicht des Sitzes unterscheidet man allgemeine u. örtliche, innere u. äußere K.en, fixe und wandernde K.en, zurückgetretene K.en, wenn sie ihren ursprünglichen Sitz in den äußeren Theilen umändern und sich nach Innen wenden. Bezüglich ihrer Zusammensetzung zerfallen die K.en in einfache, wenn nur eine bestimmte Abweichung des Lebens von der Norm vorliegt; in zusammengesetzte, wenn mehre,

mit ihren Ursachen von einander abhängende, K.en in einem Individuum sich vereinigen, u. in verwickelte, wenn nämlich, verschiedene K.en in einem u. demselben Individuum von verschiedenen, von einander unabhängigen, Ursachen bedingt werden. Der Verlauf der K. ist bald schnell, akut, bald langsam, chronisch. Beim akuten Verlaufe zeigt die K. viel mehr Regelmäßigkeit u. eine bestimmtere Dauer in den ihr eigenthümlichen Veränderungen, als beim chronischen. Akute Krankheiten haben meistens im Gefäß- u. Nervensysteme ihren Sitz, die chronischen in den Organen u. in dem reproductiven Systeme; jene endigen vor der dritten Woche, diese dehnen sich auf unbestimmte Zeit hinaus; erstere vorzugsweise verlaufen gewöhnlich in einzelnen, regelmäßigen Abschnitten (Stadien) u. diese sind: das Stadium der Vorläufer, d. i. der Vorbereitung, das des K.s-Ausbruches, das der Zunahme, das der Blüthe oder höchsten Entwickelung, das der Abnahme, das der Wiedergenesung, Reconvalescenz. Ausgezeichnet sind die akuten K.en noch besonders durch die ihnen zukommende Eigenthümlichkeit — Typus — des frühmorgentlichen Nachlasses (Remission) und der abendlichen Verschlimmerung (Exacerbation) der K.s-Erscheinungen. Eine andere charakteristische Eigenschaft einiger akuten u. chronischen K.en ist ihr Aufhören (Intermission) u. ihr zu bestimmten oder unbestimmten Zeiten — periodisch — geschehendes Wiederkehren (Paroxismus). Ferner kann der Verlauf der K. abgeändert werden — Metaschematismus — bezüglich ihres Wesens — Diadoche — ihrer Form. — Metaptosis — ihres Sitzes — Metastase. — Durch alle diese Vorgänge u. Veränderungen wird die K. bald verbessert, bald verschlimmert, u. hat auf dem Wege vollständiger oder unvollständiger Krise (s. d.) vollkommene oder unvollkommene Heilung, oder den Tod zur Folge. Und in dieser Berücksichtigung heißt die K. leicht, schwer, bedenklich, zweifelhaft, gefährlich, hartnäckig, heilbar oder unheilbar u. bedingt oder unbedingt tödtlich. Je nachdem die einzelnen K.en an einzelnen Individuen, oder an mehren zugleich erscheinen, erhalten sie das Prädikat sporadisch, endemisch u. epidemisch. *μ.*

Krapp, s. Färberröthe.

Krasicki, Ignaz, Reichsgraf von, Fürst-Erzbischof von Gnesen, berühmter polnischer Dichter und Schriftsteller, stammte aus der reichsgräflichen Familie von Siczin in Krasiczin-K. u. war geboren zu Dubiecko 3. Februar 1734. Für die Wissenschaften bestimmt, studirte er zu Krakau, trat darauf in den geistlichen Stand u. erhielt zuerst eine Pfründe in der Nähe von Krakau u. nachher ein Kanonikat in Lemberg. Durch seine ausgezeichneten Talente erwarb er sich das Wohlwollen des nachmaligen Königs Stanislaus August von Polen u. erhielt durch diesen schon in seinem 29. Jahre die Würde eines Fürstbischofs von Ermeland. Als dieses an Preußen kam, wurde K. der Freund u. Lieblingsgesellschafter Königs Friedrich II., u. der Nachfolger desselben, Friedrich Wilhelm II., erhob ihn 1795 zum Fürst-Erzbischofe von Gnesen. K. verlebte seine Zeit zuletzt in Berlin u. starb daselbst 14. März 1801, allgemein verehrt wegen seiner Humanität u. Herzensgüte u. unsterblich als Gelehrter und geistlicher Schriftsteller in polnischer Sprache, der den Wissenschaften und Künsten bis an sein Lebensende in rastloser Thätigkeit ergeben war. Alles, was er in Prosa u. Versen schrieb, zeichnet sich durch klassische Diction aus, u. als witziglauniger Satyriker wird er noch lange ein unerreichtes Muster bleiben. Seine Epopöe: „der Chozim'sche Krieg," Warschau 1780, hat herrliche Stellen und malerische Schilderungen; in dem „Mäusekriege," Warschau 1776, 3. Aufl. 1780, einem Heldengedichte in 10 Gesängen, liegt mancher feine Zug u. sarkastische Einfall; die Uebersetzungen mehrer ossianischen Gedichte sind äußerst gelungen. Seine Romane haben eine moralische Tendenz. Begebenheiten des Nikol. Doswiadczynski in 3 Bändchen, aus dem Polnischen übersetzt, Warschau 1776. „Der Herr Untertruchseß," eine komische Geschichte, aus dem Polnischen übersetzt von Migula, Warschau 1779. Von seinen „Fabeln u. Einfällen," Warschau 1779, stehen einige übersetzt im preu-

kischen Tempe, 1781 S. 11. und von seinen Gedichten in Steiners polnischer Bibliothek.

Krates. 1) K. aus Mallos in Cilicien, ein griechischer Grammatiker, Aristarchs Zeitgenosse u. Gegner (sowie seine Schule mit der des Aristarch fortwährend in Streit lag), lebte zu Pergamon, daher K. Pergamenios genannt. Von Attalos II. 197 v. Chr. als Gesandter nach Rom geschickt, veranlaßte er daselbst das Studium der Grammatik. K. war das Haupt der pergamenischen Gelehrsamkeit und Haupturheber des pergamenischen Kanon, der nach, von dem alexandrinischen abweichenden, Grundsätzen verfaßt war; er gab eine (verlorene) eigene Recension des Homer (daher K. Homericos) und andere Schriften heraus. K. starb 183 v. Chr. — 2) K., ein berühmter griechischer Lustspieldichter, durch den die Komödie, statt der Persönlichkeiten, allgemeinere Charaktere bekam. — 3) K., ein berühmter cynischer Philosoph, um 328 v. Chr., stammte aus einer reichen angesehenen Familie in Theben. Nach freiwilliger Entsagung seines bedeutenden Erbtheiles begab er sich nach Athen, um unter der Leitung des Diogenes (s. d.) dem Cynismus sich zu widmen, u. gewann hier durch Geistesanmuth u. gefälliges Wesen die Herzen Aller, mit denen er umging, so sehr, daß ihm, trotz seiner körperlichen Häßlichkeit, die durch Schönheit ausgezeichnete Hipparchia, die Tochter eines seiner Schüler, aus wahrer Zuneigung ihre Hand als Gattin bot. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche zuletzt Boissonade in den „Notices et extraits de manuscr. de la bibl. du roi" (Bd. 9, Paris 1827) am vollständigsten herausgegeben hat, gehören einer späteren Zeit an.

Kratinus, ein griechischer Lustspieldichter, lebte 519 — 423 v. Chr. Von Aristophanes angegriffen, antwortete er, 97 Jahre alt, mit feinem Witze u. glücklichem Humor durch die 476 v. Chr., mit dem Preis gekrönte Komödie: die Weinflasche, worin er (einer der größten Trinker) sich selbst mit vieler Laune zum Besten gab. Von seinen 21 Komödien sind noch Fragmente übrig, welche von Lucas in „Cratinus et Eupolis" (Bonn 1826), Runkel (Lpz. 1828) u. zuletzt von Meineke in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 2, Berl. 1840) zusammengestellt worden sind.

Kratylus, ein heraklidischer Philosoph, Lehrer des Plato (s. d.); nach ihm nannte Plato seinen Dialog von dem Ursprunge u. dem Wesen der Sprache.

Kraus, Christian Jakob, Professor der Philosophie zu Königsberg, geboren zu Osterode 27. Juli 1753, bezog, nach erhaltenem Schulunterrichte in seiner Vaterstadt, 1771 die Universität zu Königsberg, wo er sich anfänglich der Theologie widmete, nachher aber hauptsächlich Philosophie, Mathematik u. Sprachkunde studirte. Er war einige Zeit Hofmeister zweier jungen Grafen von Kaiserling, ging 1779 von Berlin nach Göttingen, erhielt 1781 das Lehramt der praktischen Philosophie in Königsberg u. starb daselbst 25. Aug. 1807. K. gehörte in die Reihen der universellen Geister, wie sein Freund Kant, u. übertraf diesen vielleicht noch von Seiten der Gelehrsamkeit u. ausgebreiteten Sprachkenntnisse. Anfangs erschien er, nachdem er alle Tiefen der Mathematik u. spekulativen Philosophie durchwandert hatte, sich vornehmlich der Moral u. Psychologie widmen zu wollen; aber bald wählte er das Fach der Staatswirthschaft. Schon als ein 25jähriger Jüngling begleitete er seine Uebersetzung von Youngs politischer Arithmetik mit Anmerkungen, die einem erfahrenen u. denkenden Finanzmanne Ehre gemacht haben würden; aber diese Arbeit blieb auch seine einzige in diesem Fache, die er selbst herausgab, u. erst bei seinem Tode erfuhr man, daß eine königliche Cabinetsordre, worin ihm für ein staatswirthschaftliches Gutachten gedankt wurde, auf seinen Sarg gelegt worden war. Von seinen bewunderungswürdigen linguistischen Kenntnissen kann allein schon die treffliche Recension des Universal-Glossariums in der Halle'schen allgemeinen Literatur-Zeitung von 1787 zeugen. Gleichgültig gegen literarischen Ruhm, schrieb er überhaupt wenig; dafür aber hatte die Jugend den treuesten, bereitwilligsten, vielseitigsten Führer u. Rath-

geber an ihm, ja, auch die angesehensten Männer der Stadt beeiferten sich, von ihm zu lernen, dessen Vortrag stets so lichtvoll u. gehaltreich war. Seinen gelehrten Nachlaß übergab er dem Präsidenten von Auerswald u. dieser gab aus demselben die gehaltvollsten Werke heraus: Staatswirthschaft, 5 Bde., Königsberg 1808—11; Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische u. andere wissenschaftliche Gegenstände, 7 Theile, ebend. 1808 — 12. Ein 8. Band enthält noch Auszüge aus K. Briefen, nebst einer Biographie von Voigt.

Krause, Karl Christian Friedrich, philosophischer Schriftsteller, geboren am 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule war. In der Klosterschule zu Donndorf bei Merseburg u. am Gymnasium zu Altenburg bereitete er sich auf seine Universitätsstudien vor, welche er in Jena machte u. 1797—1800 mit besonderer Vorliebe unter Fichte u. Schelling sich der Philosophie widmete. Er habilitirte sich dort als Privatdocent 1802 bis 1804, u. las mit Beifall über Logik, Naturrecht u. Naturphilosophie; auch Mathematik zog er in den Bereich seiner Studien. Die Theorie der schönen Künste veranlaßte in ihm die Sehnsucht, seine ästhetischen Grundsätze in eigener Anschauung der Meisterwerke tiefer zu begründen, u. er begab sich deßhalb nach Dresden, wo er sich in Malerei, Bildhauerkunst u. Musik einen reichen Kunstgenuß versprach u. reiche Ausbeute für gründlichere Erfassung der Antiken sich darzubieten schien. Von 1805 — 13 lebte er ganz diesen Studien in stiller Zurückgezogenheit u. trug längere Zeit in sich herum die Grundlinien zu einem eigenthümlichen Systeme der Philosophie. Da er 1805 zu Altenburg in den Freimaurerorden getreten war, besuchte er auch in Dresden fleißig die dortige Loge, ward von ihr zum Redner gewählt u. verfaßte hier ein größeres Werk über die Idee, die Geschichte u. Gebräuche dieses Ordens unter dem Titel: „Die 3 ältesten Kunsturkunden der Freimaurer Brüderschaft," Dresden 1813. Seine Absicht dabei war, die Gesellschaft ihrem wahren Zwecke näher zu bringen u. die, von vielen Regierungen mit Argwohn beobachteten, Geheimnisse als verdächtigte Zuthat aufzuopfern. Allein dies ward ihm von vielen Brüdern höchst übel ausgelegt u. seit dieser Zeit hatte er sich unversöhnliche Feindschaft von manchen Mitgliedern des Bundes zugezogen, welche ihn überallhin verfolgten u. viele seiner späteren Lebensverhältnisse zu vereiteln sich befließen. Die Kriegsunruhen vertrieben ihn 1813 aus Dresden u. er zog nach Berlin, mit der Hoffnung, an der Universität eine Anstellung zu erhalten. Durch seine Dissertation „Oratio de scientia humana et de via ad eam perveniendi," sowie durch eine Probevorlesung, trat er 1814 als Privatdocent auf, erhielt aber, wahrscheinlich durch die Umtriebe seiner Feinde, eine bald darauf vakant gewordene Lehrstelle nicht. Deßhalb kehrte er 1815, nach wiederhergestelltem Frieden, nach Dresden zurück u. beschränkte sich als Privatgelehrter auf seine philosophischen u. mathematischen Studien. Zwar beabsichtigte er zunächst ein hochdeutsches Wörterbuch unter dem Titel: „Urwortthum der deutschen Volkssprache" auszuarbeiten, wozu er als Mitglied der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache sich entschlossen hatte; allein seine Feinde hintertrieben die gehoffte königliche Unterstützung, weßhalb er das Unternehmen aufgeben mußte. Ein kunstliebender Freund lud ihn zu einer Reise nach Deutschland, Italien u. Frankreich, u. K. ergriff 1817 mit Freuden das Anerbieten, um die Meisterwerke der bildenden Künste aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Vorarbeiten zu seinem „System der Wissenschaft" waren bereits seit 1822 beendet u., um die Früchte seines wissenschaftlichen Nachdenkens durch lebendige Mittheilung in sich selber schärfer u. gründlicher reifen zu lassen, hielt er 1823 Vorlesungen hierüber in Göttingen u. setzte sie bis 1830 in einer mannigfaltigen Abwechselung u. Vielseitigkeit fort. Seine Vorträge umfaßten Einleitung in die Philosophie, Logik, Naturrecht, Psychologie, Aesthetik, Philosophie der Geschichte, Theorie der Musik u. Akustik, Geschichte der Philosophie u. besonders Würdigung der neueren philosophischen Systeme. Ungeachtet seines Fleißes, seines unverkennbaren philosophischen Talentes, seiner mehrjährigen akademischen Wirksamkeit, eröffnete sich ihm keine ordentliche

Lehrstelle. Seine Klage, welche ihm der entmuthigende Kummer eingab u. zugleich die Ursache der Zurücksetzung andeutete, äußerte er in den wehmüthigen Worten: „Gewiß, es ist hart, bei einem langen, einzig dem Wahren, Guten u. Schönen mit treuestem, angestrengtestem Fleiße gewidmeten Leben mich an der Erreichung meines Lebenszweckes überall verhindert zu sehen durch den unverständigen blinden Haß einer Gesellschaft, welcher ich meine Jugendkräfte mit dem besten Herzen gewidmet, u. auf deren Liebe und Dankbarkeit ich, nach dem Urtheile der Sachkenner, mir gegründete Ansprüche durch meine Vorträge und durch meine Schriften erworben habe." Im Frühjahre 1829 erwachte in ihm der Vorsatz, im südlichen Deutschland sich seinen Wohnort zu wählen, u. er führte ihn nach einer überstandenen Krankheit 1831 auch aus. Er zog nach München, in der Hoffnung, seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen u. die beiden Hauptwerke seines Lebens „System der Wissenschaft" und „Urwortthum der deutschen Volkssprache" zur Vollendung zu bringen. Leider sollte das Münchener Klima, welches für Möhler u. Klee so nachtheilig und verhängnißvoll geworden, auch K. den Todeskeim einpflanzen. Ohne krank zu seyn, — denn er arbeitete noch am Tage seines Todes heiter u. zufrieden bis Abends 8 Uhr — setzte plötzlich ein Schlagfluß seinem, ganz der Wissenschaft geweihten, Leben ein schmerzloses Ende am 27. Sept. 1832. Krause's Ideen, welche in das Bereich eines feinen Pantheismus hinüberspielen, wurden verhältnißmäßig nur wenig beachtet u. besprochen, wozu vielleicht auch die Eigenthümlichkeit seines Styls Vieles beitragen mochte. Die Stiftung eines Menschheitbundes, um die Menschen zu einem höheren und schöneren Leben, zu einer gründlichen Besserung aller menschlichen Verhältnisse anzuleiten — dieß war seine Lieblingsidee, welche sich in seinen meisten Schriften unter den mannigfaltigsten Variationen zu wiederholen pflegte. Statt seiner wissenschaftlichen Forschung geneigtes Gehör zu geben, war man bereitwilliger, der verläumderischen Vermuthung Raum zu geben, K. sei in Folge der Göttinger Unruhen, da er gerade damals zufällig einige bedeutende Geldsendungen erhielt, ein Agent des berüchtigten Pariser Comité Directeur. Dieses schamlose Gerücht verbreitete sich so weit u. zuversichtlich, daß die Wittwe im Interesse ihres heimgegangenen Gatten u. ihrer 12 Kinder zu dem feierlichsten Widerrufe, resp. Berichtigung solcher Verläumdung, sich aufgefordert fühlen mußte. K. hatte eben so wenig Antheil an den Göttinger Unruhen, als er die Gelder von den politischen Fanatikern Frankreichs erhielt, indem außer den Geldern, welche er 1831 aus dem Nachlasse seiner in jenem Jahre verstorbenen Schwiegermutter bezog, nur noch eine ungenannt seyn wollende Prinzessin ihm 300 Thaler übersendete, mit dem Wunsche, er möge noch einige Zeit an der Universität ausharren, bis vielleicht doch noch, ungeachtet der fortgesetzten Umtriebe seiner Feinde, sich eine ordentliche Lehrstelle für ihn eröffne. Die Anzahl seiner Schriften ist nicht unbedeutend; leider aber ist der Styl häufig zu ungefügig und periodenreich. Diss. de philosophiae et matheseos notione et earum intima conjunctiane, Jena 1802. Grundriß der historischen Logik 1803. Grundlage des Naturrechts 1803. Anleitung zur Naturphilosophie 1804. Grundlage der Arithmetik 1804. Faktoren- u. Primzahltafeln 1804. Vollständige Anleitung, allen Fingern beider Hände zum Clavier- u. Piano-Fortespielen Stärke u. Gewandtheit zu verschaffen, Dresd. 1808. System der Sittenlehre 1810. Das Urbild der Menschheit 1811. Tagblatt des Menschenlebens 1815. Von der Würde der deutschen Sprache 1817. Zweck u. Inhalt über der drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurer-Bruderschaft, Freibg. 1819. Darstellungen aus dem Gebiete der Musik, Göttingen 1827. Vorlesungen über das System der Philosophie 1828. Abriß des Systems der Philosophie, 1. Abtheil. 1828. Abriß des Systems der Logik 1828. Abriß der Religionsphilosophie 1828. Abriß der Rechtsphilosophie 1828. Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft (sie wurden 1823 in Dresden gehalten) 1829. Cm.

Krausemünze (Mentha crispa Lin.), eine offizinelle, zur Familie der Labiaten gehörige Pflanze, welche bei uns in Gärten cultivirt zu finden ist. Der Sten-

gel derselben ist 1½—2 Fuß hoch, gerade, aufrecht, vierkantig, besonders an den Kanten u. unter den Gelenken mit kurzen Haaren besetzt; die Blätter sind gegenüberstehend, festsitzend, rundlich eiförmig, lang gesägt, runzlich und auf beiden Seiten kurz behaart; die Blüthen bilden röthlich-lilafarbene, vielblumige, länglichrunde Köpfchen, welche unterbrochen in Quirlen stehen; der Kelch ist röhrig, ebenso die Blumenkrone, die aus einem vierlappigen Blatte besteht. Von dieser Pflanze kommt das in den Apotheken gebräuchliche K.-Kraut (Herba menthae crispae), welches einen stark aromatischen, angenehmen Geruch u. balsamischen, etwas bitterlichen Geschmack besitzt. Aus demselben wird durch Destillation das K.-Wasser (Aqua menthae crispae) bereitet. Auch einige andere Münzarten, wie z. B. die gekrauste Münze (Mentha crispata, Schrader) 2c., welche mit ihr in Geruch, Geschmack und Wirkung ziemlich übereinkommen, werden in manchen Apotheken statt derselben verwendet. Die K. wirkt reizend und Blähungen treibend, stärkend, und wird sowohl innerlich, als äußerlich angewendet. **C. Arendts.**

Kray, Paul, Freiherr von, k. k. Feldzeugmeister und Commandeur des Maria-Theresienordens, geboren zu Kaszmark in Ungarn den 5. Februar 1735, trat 1754 in Militairdienste, zeichnete sich im 7jährigen Kriege aus, unterdrückte 1777 den Walachen-Aufruhr in Siebenbürgen, den die Bauern Horiah u. Gloska angefangen, stieg im Türkenkriege und in den ersten französischen Revolutionsfeldzügen von Stufe zu Stufe, führte 1799 in Italien bis zur Ankunft des Generals Melas den Oberbefehl über die österreichische Armee, schlug die Franzosen bei Verona, Legnage und Magnano, und eroberte Mantua. 1800 übernahm er die Leitung der Rheinarmee; aber Moreau überschritt nach drei glücklichen Gefechten den Lech, zwang K., die feste Stellung von Ulm aufzugeben u. warf ihn hinter Regensburg zurück. Während des hierauf folgenden Waffenstillstandes wurde K. von der Armee abberufen. Er starb zu Pesth 19. Jan. 1804. **Mailáth.**

Krayenhoff, Cornelius Rudolph Theodor, königlich niederländischer General, geboren in Nimwegen 1759, studirte Medizin und wurde praktischer Arzt in Amsterdam, als ihn die bürgerlichen Unruhen in Holland 1795 unter die Waffen riefen. Hier zeichnete er sich durch Muth, Talente u. Kenntnisse so aus, daß er schon 1798 Obristlieutenant u. General-Inspektor des Fortificationswesens wurde. König Ludwig von Holland nahm ihn 1805 in den Generalstab; er ward nun General-Adjutant, Generaldirektor des Kriegsdepots, Generalmajor u. Kriegsminister. Nach der Abdankung Ludwigs wurde er von Napoleon als Generalinspektor des Geniewesens angestellt u. blieb auf diesem Posten, bis er sich 1813 für die Patrioten erklärte, wo er Gouverneur von Amsterdam u. seit 1814 auch königlich niederländischer Generallieutenant u. Generalinspektor des Geniecorps, sowie Aufseher des Waaterstaats (Verwaltung der Brücken und Dämme) wurde. Er schrieb: Entwurf zu dem Ableiten des Niederrheins in die Yssel, Nimw 1823; Entwurf, den vereinigten Strömen Waal u. Maas eine andere Richtung zu geben, ebendaselbst 1823.

Krebs, heißt das 4. Sternbild des Thierkreises (s. d.); er wird entweder als ein See- oder Flußk. abgebildet u. ist westwärts von den Zwillingen, südwärts von dem Kopfe der großen Wasserschlange u. dem kleinen Hunde, ostwärts vom Löwen u. nordwärts vom Luchs begränzt. Er geht der Länge nach etwa von 18° ♌ bis 12° ♎. Der K. besteht nur aus kleinen Sternen, worunter zwei von der dritten Größe sind.

Krebs, heißt eine der bösartigsten Krankheiten; sie besteht in der Neubildung eines krankhaften Gewebes, das zwischen den gesunden Gewebtheilen selbstständig entsteht, zunächst aus einem eiweißartigen Stoffe besteht u. bei seinem Weiterwachsen das gesunde Gewebe verdrängt und in K.masse umwandelt. Gewöhnlich entwickelt sich der K. als schmerzloser, harter, umschriebener, beweglicher, unelastischer K.knoten (scirrhus), der erst durch den weiteren Verlauf seinen Unterschied von gutartigen Geschwulsten kundgibt; er nimmt nämlich allmälig zu,

verwächst mit seinen Umgebungen u. wandelt deren eigenthümliches Gewebe unter heftigen u. eigenthümlichen Schmerzen in K.-Gewebe um, verborgener (cancer occultus); endlich geht er in Erweichung über, durchbricht die allgemeinen Bedeckungen, und wird zum offenen K. (cancer apertus). Der K. hat mehre Varietäten, welche dem äußeren Anscheine nach nur wenig Aehnlichkeit mit einander besitzen; so gehören zum K. die Melanose, der Markschwamm, das k.hafte Geschwür 2c. Der K. kann in allen Gebilden auftreten; so gibt es Knochen-K., Gefäß-K., Drüsen-K., Haut-K., mit seiner eigenthümlichen Abart, dem Schornsteinfeger-K. 2c. Den zumeist ergriffenen Organen nach unterscheidet man den Magen-K., Brust-K., Gebärmutter-K. und den Hoden-K. — Der K. kommt weit häufiger beim weiblichen, als beim männlichen Geschlechte vor, indem der Gebärmutter-K. der häufigste K. überhaupt ist, u. auch der Brust-K. fast ausschließlich beim weiblichen Geschlechte vorkommt; dagegen ist die zweithäufigste K.art, der Magen-K., weit häufiger beim männlichen Geschlechte. Die Entstehung des K.es wird durch ein eigenthümliches constitutionelles Leiden bedingt, das sich leicht in den Familien vererbt u. dessen Entwickelung durch Alles, was schwächend auf die Ernährungsthätigkeit einwirkt, insbesondere durch Aufenthalt in einer feuchtkalten, dumpfigen Atmosphäre, begünstigt wird. In seiner Entwickelungsstufe als K.knoten kann der K. lange bestehen, fängt er aber an zu schmerzen, oder bricht er gar auf, dann ist das übelste Ende vorauszusehen. Unter den vielen, gegen den K. vorgeschlagenen, Mitteln ist das gründlichste die Entfernung desselben mit dem Messer, insoferne derselbe von außen zugänglich ist. Allein auch dieses Mittel ist ein mehr als zweifelhaftes, indem mit der Entfernung des örtlichen K.es die K.dyskrasie nicht gehoben ist, und daher nach der Operation leicht eine neue Ablagerung des K.stoffes stattfinden kann. E. Buchner.

Krebsaugen, richtiger Krebssteine (oculi seu lapides cancrorum), sind kalkartige Concremente, welche sich von der Häutung beim gemeinen Flußkrebse (s. Krebse) in der vorderen Wand des Magens bilden u. während der Häutung abgesondert werden. Sie sind kreisrund, auf der einen Seite etwas gewölbt, weiß; auf der anderen befindet sich eine flache Vertiefung, die von einem vorspringenden, 1—5 Linien breiten, Rande umgeben ist; in Wasser, Weingeist u. Alkalien (s. dd.) sind sie unlöslich, dagegen in Säuren größtentheils auflöslich unter Brausen. Den Hauptbestandtheil der K. macht kohlensaurer Kalk aus. In der Arzneikunde wurde sonst häufige Anwendung von ihnen gemacht; man benützte sie als präparirte K. (lapides cancrorum praeparati) gegen Steinkrankheiten, Magensäure, zu Zahnpulvern u. s. w.; in neuerer Zeit werden sie seltener gebraucht und statt ihrer die kohlensaure Magnesia (s. d.) substituirt. C. Arendts.

Krebse oder Krustenthiere (Crustacea) gehören zu den Gliederthieren und zeichnen sich besonders dadurch aus, daß ihr Leib mit einer hornartigen oder kalkigen Kruste (Schale) bedeckt ist. Gewöhnlich besteht bei ihnen der Körper aus zwei Hauptabschnitten, nämlich aus dem Kopfbruststücke, einer unmittelbaren Verbindung des Rumpfes mit dem Kopfe, und aus dem gegliederten Hinterleibe (Schwanze); nur bei einigen ist der Kopf deutlich vom Bruststücke gesondert. Der Kopf trägt meistens 2 Augen, die entweder zusammengesetzt u. gestielt, oder einfach u. ungestielt sind. Die Mundtheile sind zum Kauen eingerichtet u. bestehen aus einer Ober- u. Unterlippe u. aus 2 Ober- u. 2 Unterkiefern; öfters sind auch die 3 vorderen Fußpaare ganz nahe am Munde und zu Hülfsorganen für diesen geschaffen, wo sie dann Kieferfüße genannt werden. Füße finden sich wenigstens 10 und zwar sehr verschiedenartig gestaltete; die an der Brust eingelegten endigen oft in Scheeren, und die an dem Hinterleibe befindlichen sind meistentheils verkrümmt (Afterfüße), oder in Flossen verwandelt. Die Flügel fehlen, dagegen finden sich 2 bis 4 Fühler. Zum Athmen dienen Kiemen, welche außerhalb des Körpers befindlich und fast immer an den Oberschenkel geheftet

sind. Das Blut ist weiß, wird durch ein einfaches, ausgebildetes Herz in Adern nach den verschiedenen Theilen des Körpers geführt, dann zu den Kiemen gebracht und endlich wieder nach dem Herzen zurückbewegt. Die Vermehrung geschieht durch Eier, aus welchen gewöhnlich Junge kommen, die den älteren Exemplaren ganz gleichen. Die wenigsten K. erleiden eine eigentliche Verwandelung, sondern häuten sich nur ohne Formveränderung. Fast alle halten sich im Wasser, besonders im Meere auf, doch gehen einige auch zuweilen an's Land, wo dann ihre Kiemen unmittelbar die atmosphärische Luft einathmen können. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus faulenden thierischen Stoffen, oder auch Säften anderer Thiere. Die wunderbaren Kunsttriebe, durch welche sich manche Insekten (vergl. diesen Art.) auszeichnen, fehlen hier. Man kennt beiläufig 1600 Arten von K.n, die man in 2 Hauptabtheilungen, nämlich: Schalen-K. (Malacostraca) und Insekten-K. (Entomostraca), bringen kann. Zu den Schalen-K. gehören u. a. die ächten K. (Decapoda), die Floh-K. (Amphipoda) und die Asseln (Isopoda). Die ächten K. werden wieder eingetheilt in: Langschwänzer (Macroura) und Kurzschwänzer (Brachyura); zu jenen gehört der gemeine Fluß-K. (Astacus fluviatilis), dessen Fleisch bekanntlich (vom Mai bis Ende August am wohlschmeckendsten) gegessen wird, und der zu gewisser Zeit aus dem Magen die sogenannten K.-Augen (s. d.) absondert. aM.

Krefeld oder Crefeld, eine Stadt im Regierungsbezirke Düsseldorf, auf der linken Rheinseite, 1¼ Stunde vom Rheine. Vor dem Jahre 1375, in welchem Kaiser Karl IV. sie zu einer „Kauf- und festen Stadt" erhob, war dieselbe noch ein kleines, von dem Schlosse Crakau beherrschtes und den Grafen von Meurs zugehöriges Dorf. Die Bevölkerung hat sich aber, namentlich in den letzten Jahrzehnten, der Art vermehrt, daß sie jetzt 33,000 Seelen zählt. Die Stadt ist äußerst regelmäßig gebaut und die Reinlichkeit der Straßen, die schön verputzten Häuser und das Comfort ihrer Einrichtung erinnert daran, daß man sich in der Nähe von Holland befindet, mit dessen Sprache die K.s auch einige Aehnlichkeit hat. Ihre Lage in einer weiten Ebene ist, mit Ausnahme des östlichen Theiles, an welchen mehre Sümpfe angränzen, eine gesunde und ihre Umgebung eine fruchtbare. Die Geschichte der Stadt bietet wenig Merkwürdiges; ihre Geschicke waren mit denen der Grafen von Meurs verknüpft und sie theilte die Segnungen des Friedens, wie die Calamitäten der Kriege, in welche dieses mächtige Grafengeschlecht oft verwickelt war. Im Jahre 1493 kam die Herrlichkeit über K. zugleich mit der Grafschaft Meurs an den Grafen Wilhelm von Wied, welcher mit Margaretha von Meurs, Tochter Friedrichs III., Grafen von Meurs, vermählt war, der aber noch vor seinem Vater Vincenz starb und nicht zur Regierung kam. Aus dieser Ehe war nur eine Tochter, Anna, entsproßen, welche mit Wilhelm dem Jüngeren, Grafen von Neuenaar, vermählt war. Von den zwei Kindern aus dieser Ehe, Hermann und Amalie Walpurgis, starb Hermann am 4. December 1578 kinderlos und seine Schwester, welche mit Philipp, Grafen von Hoorn vermählt war, wurde Erbin der Grafschaft Meurs sammt der Stadt K. Nach der Enthauptung Philipps zu Brüssel am 12. Juni 1568 heirathete Walpurgis den Grafen Adolph v. Neuenaar. Diese beiden Grafen v. Neuenaar hatten sich der neuen Lehre zugewendet und waren eifrige Beförderer derselben in ihren Landen. Daß Graf Adolph auf Seite des übelberüchtigten Kurfürsten u. Erzbischofes von Köln, Gebhard Truchses, welcher gleichfalls der protestantischen Lehre hold u. mit der Gräfin Mathilde von Mansfeld in die Ehe getreten war, gestanden und dessen Sache bis zum Jahre 1584, wo sie der Uebermacht der kaiserlichen Heere weichen mußte, treu vertheidigen half, ist bekannt. In diesem Kriege blieb auch die Herrlichkeit K. nicht verschont. Die Stadt wurde im Jahre 1586 von den Spaniern in Besitz genommen und eine Zeitlang behauptet. Als Graf Adolph am 7. October 1589 zu Arnheim durch eine zersprungene Petarde getödtet worden war, setzte die nun wieder Wittwe gewordene Walpurgis, in Ermangelung von Leibeserben, den Prinzen Moritz von Oranien und Nassau

zum Universalerben ihrer Güter ein, und dieselben blieben, einige Jahre, in welchen die Spanier sich ihrer bemächtigt hatten, ausgenommen, unter oranischer Herrschaft, bis zum Tode Williams III., Prinzen von Oranien und Königs von England, welcher am 19. März 1702 ohne Erben starb. Da nun Friedrich I., König von Preußen, nicht allein ein Verwandter Williams war, sondern auch zugleich als Herzog von Kleve die Belehnung der Grafschaft Meurs und Herrlichkeit K. hatte, welche die Prinzen von Oranien nachzusuchen versäumt hatten: so nahm derselbe Besitz davon, und schon am 25. März wurde am Stadthause zu K. u. auf Crakau das preußische Wappen angeschlagen. K. ist seitdem, die Jahre der französischen Herrschaft abgerechnet, stets mit der Krone Preußen vereinigt gewesen. — Wir bemerkten schon, daß die Herren von Meurs eifrige Beförderer der Reformation in ihren Besitzungen gewesen seien. Auch K. sollte, nach des Grafen Hermann von Neuenaar Willen, des Segens der sogenannten Reformation theilhaftig werden. Die Stadt hatte damals eine schöne, in gothischem Style gebaute Kirche mit einem (jetzt noch stehenden) Thurme von 190 Fuß Höhe, welche der fromme Graf Vincenz von Meurs und Saarwerden im Jahre 1472 erbaute. Derselbe stiftete 16 Jahre später das Frauenkloster zum hl. Johann Baptist, vom dritten Orden des hl. Franciscus. Die Pfarr- und Klosterkirche waren die einzigen Gotteshäuser, welche die Stadt besaß. Sie waren aber auch hinreichend; denn die ganze Stadt hatte nur einen Flächeninhalt von 12 Morgen und 48 Ruthen. Als Zeit der Einführung der Reformation in K. kann das Jahr 1561 angenommen werden. Am 10. November dieses Jahres schickte Graf Hermann einen lutherischen Prädikanten, Christian Keurchen, nach K. und verlangte von den Frauen des benachbarten Klosters Meer, welche das Patronatrecht über die Kirche ausübten, daß sie ihn als Kaplan des alten Pfarrers, Johann von Neuß, acceptirten und die Collation unter der Bedingung ertheilten, daß er sich der von dem Grafen ausgegangenen „Reformation in der Lehre, Austheilung der Sakramente und Leben“ gemäß halte. Die wehrlosen Nonnen mußten der Gewalt weichen uud geschehen lassen, was sie nicht verhindern konnten. Nach dem Tode des alten schickte das Kloster einen neuen Pfarrer, Johann Gathen, den aber der Graf nicht anerkennen und zur Ausübung der seelsorglichen Funktionen nicht zulassen wollte. Als er dennoch zu predigen und die Sakramente zu administriren begann, wurde er gewaltsam aus der Stadt vertrieben und die Katholiken mußten sich fortan in die umliegenden Dörfer begeben, wenn sie die hh. Sakramente empfangen wollten. Derselbe kehrte zwar im J. 1606, wo die Spanier im Besitze der Stadt waren, zurück, wurde aber wieder im Jahre 1607 am 9. November auf Befehl des Prinzen Moritz von Oranien aus dem Besitze der Kirche und dem Pastorate vertrieben. Es fruchtete ihm Nichts, daß er durch Läuten der Glocken seine ihm treu anhängende Gemeinde zu seinem Schutze herbeirief; er mußte der Gewalt weichen und verließ, wie er sich in einem, unter dem 26. August 1628 ausgestellten, notariellen Akte ausdrückt, K. „unter vielen Seufzern und Thränen seiner Heerde.“ Der apostatirte Prämonstratensermönch Johannes Xylander, aus dem Kloster Steinfeld, nahm Kirche und Pastorat in Besitz, und die Katholiken waren fortan, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen wollten, auf den Besuch der kleinen Klosterkirche zum hl. Johann Baptist angewiesen. Allein auch das wollten ihnen die protestantischen Beamten nicht zugestehen. Den zwischen dem Erzherzoge Albert u. dem Prinzen von Oranien i. J. 1607 „aufgerichteten Neutralitäten,“ wie es in der Urkunde heißt, und dem westphälischen Friedensschlusse vom J. 1624 zuwider, verlangten sie, daß die Klosterfrauen ihren Gottesdienst bei verschlossenen Thüren hielten, was die Veranlassung wurde zu steten Reclamationen und Klagen Seitens der Katholiken über Beeinträchtigung ihrer Rechte u. Privilegien. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1744, wo Friedrich II., König von Preußen, den Katholiken K.s erlaubte, auf ihre eigenen Kosten eine Schule zu bauen u. die actus ministeriales durch den zeitigen Rektor des *Klosters zum heiligen* Johann Baptist verrichten zu lassen, unter der Bedin-

gung jedoch, daß die Stolgebühren an den reformirten Geistlichen gezahlt würden. Im Jahre 1749 bewilligte er den Katholiken, deren Zahl schon sehr beträchtlich geworden war, sich eine neue Kirche bauen zu dürfen, welche im Jahre 1754 vollendet wurde. Doch auch diese wurde im Verlaufe der Zeit zu klein, u. im Jahre 1842 wurde ein Erweiterungsbau an derselben vorgenommen und im Jahre 1844 vollendet. Gegenwärtig, wo die Zahl der Katholiken auf 25,000 angewachsen ist, faßt auch diese in ihren weiten Räumen die Zahl der Andächtigen kaum mehr u. man geht mit dem Plane um, 2 neue Kirchen, die eine im gothischen, die andere im byzantinischen Style, zu bauen. Die katholische Gemeinde K.s ist sonach wohl die größte in Deutschland, vielleicht in der ganzen Welt. Auch das mag ohne Beispiel dastehen, daß nur 6 katholische Priester für so viele Tausende die Seelsorge ausüben. Wir können es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, des wackeren Pfarrers dieser Gemeinde, Johann Gottfried Reinarz (geboren den 11. März 1796 in Heinsberg) zu gedenken, welcher seit dem Jahre 1819 als Kaplan u. seit dem Jahre 1825 als Pfarrer dieser Gemeinde mit unermüdlichem Seeleneifer thätig ist, u. das um so weniger, als der jetzige blühende Zustand der Gemeinde sein Werk ist. Als er das Pfarramt übernahm, hatten die Katholiken zwei Schulzimmer u. eine kleine Kirche; jetzt aber besitzen sie acht geräumige Schulhäuser mit 24 Lehrern u. eine herrliche Kirche, welche sich die Gemeinde aus eigenen Mitteln mit einem Kostenaufwande von 32,000 Thlrn. hergestellt hat. Wie er für Belehrung u. Hebung des Gottesdienstes thätig gewesen, zeigt einestheils die Anerkennung seines Wirkens von Seiten der frühere Verwaltung eines Fonk, Ferdinand August, Clemens August, und anderntheils der Umstand, daß, trotz aller Anstrengungen der Protestanten durch Ueberredung, Gunstbezeugung u. Geldunterstützung, nur 34 Familien u. unter diesen nur 3 katholische, zur Sekte der Rongeaner übergetreten sind. Wie er sich die Achtung u. Liebe seiner Pfarrgemeinde erworben, beweisen die großartigen Festlichkeiten, welche man im Jahre 1844 bei der Feier seines 25jährigen Priesterjubiläums veranstaltet hatte (vergl. „die Feste der katholischen Gemeinde K.s im Jahre 1844. K. bei J. B. Klein 1844"). — Das Verhältniß der Protestanten zu den Katholiken ist kein recht freundliches. So sind, um von Anderem zu schweigen, die Katholiken weder im Stadtrathe verhältnißmäßig repräsentirt (unter 30 Mitgliedern nur 5 Katholiken), noch haben sie die Anzahl Schulen erringen können, welche das Bedürfniß erheischt. Die Protestanten haben für 8000 Seelen 5 Schulen, während die Katholiken für 25,000 nur 8 haben. Außerdem haben die Protestanten eine höhere Bürgerschule, an die zwar auch Katholiken aufgenommen werden, ohne daß jedoch ihre Confession billige Berücksichtigung erfährt. In neuester Zeit haben die Protestanten bei den Katholiken dadurch sehr angestoßen, daß sie ihre Kirche den Rongeanern zum Mitgebrauche hergegeben haben, in der jetzt ein gewisser L. H. Marr aus Fulda die Gottheit Christi, die Glaubwürdigkeit der Wunder u. somit die Göttlichkeit des Christenthumes selbst läugnet. Wie die Katholiken, so haben auch die Protestanten vor 5 Jahren sich eine Kirche gebaut, indessen nicht lediglich aus freiwilligen Beiträgen, wie die Katholiken, sondern größtentheils durch eine Umlage von 13,000 Thlrn. auf die Communalsteuer, welche nöthig wurde, als keiner mehr einen freiwilligen Beitrag geben wollte. Ebenso haben auch die Mennoniten, deren Zahl sich auf 800 beläuft, ihre Kirche vor 2 Jahren vergrößert. Außer dem Gesagten wüßten wir nichts geschichtlich Merkwürdiges mehr über die Stadt mitzutheilen, als daß am 23. Juni 1738 in der Nähe der Stadt die Oesterreicher unter Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel über die Franzosen, unter dem Commando des Prinzen Clermont, einen Sieg davon trug. Die Stadt verdankt ihre jetzige Blüthe der Industrie. Die im 16. Jahrhunderte aus den Nachbarstaaten hieher eingewanderten gewerbfleißigen Mennoniten gründeten die hiesigen Seiden-Manufaktur-Fabriken, welche jetzt eine solche Ausdehnung erhalten haben, daß sie an 17,000 Menschen beschäftigen u. nicht

allein in Europa, sondern auch in Amerika berühmt sind. Sowohl die glatten, als façonnirten Seiden- u. Sammtstoffe können mit den besten Lyoner Stoffen concurriren. Zur Hebung des hiesigen Seidengeschäftes trägt noch besonders die Solidität der Fabrikhäuser bei; Falliments sind sehr selten. Im Ganzen gibt es an die 100 Seidenfabriken, unter denen die von v. der Leyen, Floh, de Greif, ter Meer, Scheibler, Heidweiler, Siegfried u. Wiesel, Schramm, Schrörs, Scheopenhausen die vorzüglichsten sind. Auch die K.er Sayetfabriken, deren es 11 gibt, haben einen guten Ruf. Ferner hat die Stadt 11 Strumpfwaarenfabriken, 64 Brauereien, 45 Branntweinbrennereien, Tuchfabriken, Seifensiedereien, Essigbrauereien und ansehnliche Wein-, Spezerei- und Materialwaaren-Handlungen. Sie besitzt mehre Wohlthätigkeits-Anstalten: eine allgemeine Armen-Anstalt, ein katholisches, ein protestantisches und ein mennonitisches Armen- u. Waisenhaus, ein allgemeines Krankenhaus (noch nicht eröffnet), eine Handwerker-Krankenanstalt, einen Frauenverein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen u. mehre Kleinkinderbewahrschulen. Auch hat sie ein Handelsgericht, ein Fabrikengericht u. ein Friedensgericht. Gegenwärtig hat man eine Eisenbahn in Angriff genommen, die Rhurort-K.-Kreis-Gladbacher, welche die Stadt mit der Köln-Aachener u. zugleich mit der Köln-Mindener Bahn in Verbindung bringen u. zur Hebung ihrer Industrie nicht wenig beitragen wird. Ueber die frühere Geschichte der Stadt findet man Auskunft in der „Geschichte der Grafen von Meurs, von Herm. Altpelt, Regierungs-Schulrath, Düsseldorf, Böttcher 1845," einem Buche, durch welches ein glühender Haß gegen die katholische Kirche wie ein rother Faden sich hindurchzieht. N. N.

Kreide (creta) ist eine Kalkmasse von fein- oder grobkörnigem Bruche, theils weich und locker, theils ziemlich hart, weiß, gelblich oder ins Graue fallend. Sie findet sich in mächtigen Bänken u. bildet ganze Berge u. Hügel, die sich in großen Strecken längs der Meeresküste des nördlichen Europa hinziehen, wie auf Rügen, an den Küsten von Jütland, Seeland, in England, Frankreich (Champagne). In England wird sie zum Kalkbrennen u. als Baustein benützt. Die Anwendung derselben zum Zeichnen u. Schreiben ist bekannt. Von Sand u. anderen Beimischungen wird sie durch Schlämmen gereinigt u. in dieser Form, als Schlämm-K., findet sie die größte Anwendung zum Anstriche, zum Grundiren der Kalkwände, zum Versetzen der Farben, zur Siegellackfabrikation, zu Kitt, zum Putzen metallener Gegenstände. In Norddeutschland sind die bedeutendsten Schlämmkreidefabriken bei Stettin. — Schwarze K. ist eine schwarzgraue, weiche Abart des Thonschiefers, der entweder in Stifte geschnitten als Naturk., oder gepulvert, geschlämmt u. mit Gummiwasser vermischt, in runde Stäbchen geformt, getrocknet u. lackirt als lackirte K. im Handel ist. Man findet sie um Osnabrück, Bayreuth, in Italien, Spanien, Frankreich etc. u. gebraucht sie zum Zeichnen. — Die lithographische K., zum Zeichnen auf Stein, wird auf verschiedene Weise bereitet. Gewöhnlich nimmt man weißes Wachs, 4 Loth, harte Talgseife, Rindstalg, Schellack, jedes 2 Loth, Ruß, 1 Loth; dieß wird zusammen geschmolzen u. in Stägelchen gegossen. Man muß die feinsten Linien damit ausführen können u. diese müssen fest am Steine haften.

Kreis (circulus), 1) in der Geometrie eine ebene, von einer einzigen krummen Linie (Umkreis, Peripherie) so eingeschlossene Figur, daß alle geraden Linien, welche man von beliebigen Punkten des Umfanges aus nach dem Mittelpunkte oder Centrum zieht, von gleicher Länge sind. Diese Linien selbst heißen Halbmesser oder Radien; der von der Peripherie eingeschlossene Flächenraum heißt K.-Fläche, u. Durchmesser nennt man jede Linie, welche durch den Mittelpunkt geht und deren beide Endpunkte je einen Punkt der Peripherie berühren. Alle Durchmesser sind in dem halben K.e gleich; Theile des Umkreises heißen K.-Bogen (Bogen). Eine gerade Linie zwischen zwei Punkten des Umkreises ist eine Sehne (Chorde); der Durchmesser ist also eine Sehne durch den Mittelpunkt. Ein Stück der K.-Fläche zwischen zwei Halbmessern u. dem zugehörigen

Bogen ist ein K.-Ausschnitt (sector); das Stück zwischen einer Sehne und dem zugehörigen Bogen aber ein K.-Abschnitt (Abschnitt, segmentum). K.e berühren sich in der gewöhnlichen mathematischen Bedeutung des Wortes, wenn sie nur bloß einen Punkt mit einander gemein haben. Die Berührung geschieht von außen, wenn beide K.e neben einander liegen; von innen, wenn der eine vom andern eingeschlossen wird; übrigens ist dieß nicht zu verwechseln mit concentrischen u. excentrischen K.en (s. d.). — 2) In der Astronomie nennt man K.e die, zu Höhenbestimmungen der Gestirne dienenden, Instrumente der neueren Astronomen. So lange die astronomischen Beobachtungen noch nicht den Grad der Genauigkeit, wie in der neuesten Zeit, erreicht hatten, waren von den mancherlei Höhenmessern die Quadranten (s. d.), unter ihnen vorzüglich der Mauerquadrant, die brauchbarsten. Weil aber bei einem Theile des K.es (wie z. B. bei dem Quadranten) die Veränderungen durch Temperatur, eigenes Gewicht, Excentricität u. s. w. mehr Irregularitäten, als bei einem, in allen seinen Theilen symmetrischen, ganzen K. erzeugen müssen, so folgt von selbst, daß nur die sogenannten ganzen K.e den möglichst höchsten Grad von Genauigkeit erreichen können. Ueberdieß bieten die K.e viele Hülfsmitttel dar, die Richtigkeit der Aufstellung zu sichern, um die darin, sowie im Instrumente selbst, etwa sich vorfindenden Fehler genau kennen zu lernen. Es ist daher ein großer und wichtiger Schritt für die praktische Astronomie gewesen, daß man die Quadranten verließ, um zu den ganzen K.en überzugehen. Denn diese letzteren sind es allein, welche die jetzige, so ungemein vervollkommnete Beobachtungskunst, die große Genauigkeit u. Güte der astronomischen Beobachtungen, sowie die, aus ihnen gezogenen, bewunderungswürdigen Resultate erzeugt haben. Zu den K.en gehören nun aber folgende: a) der Multiplikations- oder Repetitions-K.; b) der einfache K.; c) der Mittags- oder Meridian-K. u. d) der Theodolit, deren einzelne Beschreibung hier übrigens zu weit führen würde.

Kreis nennt man eine größere oder kleinere Abtheilung eines Landes oder einer Provinz, auch Distrikt, Bezirk, Canton, in Frankreich Departement, in Ungarn Comitat oder Gespannschaft genannt. — Das deutsche Reich wurde zuerst unter Kaiser Albrecht II. in K.e eingetheilt; damals bestanden der bayerische, rheinische, westphälische und sächsische K., die durch Maximilian I. auf 10, der österreichische, bayerische, fränkische, schwäbische, ober- und niederrheinische, burgundische, westphälische, ober- und niedersächsische vermehrt wurden. Diejenigen K.e, welche nahe bei einander lagen, hießen correspondirende, so der kur-, der oberrheinische und westphälische, der ober- und niedersächsische und der fränkische, bayerische und schwäbische K.; sie untersuchten in diesem Complexe auf bestimmten Münzprobationstagen die Münzen in den Fahrbüchsen jedes Münzstandes. Die Fürsten und Grafen, welche als Besitzer unmittelbarer Reichsgüter Sitz und Stimme hatten, hießen K.-Stände. In jedem der deutschen Reichs-K.e waren zwei K.-Direktoren oder ausschreibende Fürsten, ein weltlicher u. ein geistlicher, die im Amte mit einander abwechselten. Diese schrieben die K.-Tage aus, d. h. die Zusammenkünfte, bei welchen über die allgemeinen Interessen des K.es meist durch Deputirte berathschlagt wurde. Sie führten zugleich den Vorsitz, sammelten die Stimmen und hatten die Exekution der gefaßten Beschlüsse. Ihre Kanzlei zu diesem Behufe hieß K.-Ausschreibeamt. Der gemeinschaftliche, durch Stimmenmehrheit schriftlich verfaßte, Beschluß hieß K.-Abschied (K.-Receß). Ein solcher hatte zum Gegenstande: Polizeiverfügungen aller Art, Straßen- und Wasserbau, Sicherheit der Reisenden, Erschwerung der Austretung höriger Unterthanen, Ermäßigung zu hoher Zolltarife etc., besonders aber die K.-Hülfe, d. i. Geld und Truppen, womit ein K. das deutsche Reich u. dessen Kaiser unterstützte, zu umfassen. Der Umfang dieser Hülfe an Mannschaft u. Geld war in der K.-Matrikel, die zugleich ein Verzeichniß der Stände eines K.es war, im Voraus bestimmt. Die Truppen des K.es (das K.-Contingent) befehligte der K.-

Oberste, welcher meist der mächtigste Fürst des K.es war u. mehre K.-Zugeordnete zur Hülfe u. Stellvertretung hatte.

Kreislauf des Blutes. Das Blut ist in steter Bewegung; sobald es aufhört, sich zu bewegen u. aus seinen Kanälen austritt, verliert es seine wesentlichsten Eigenschaften u. hört auf, Blut zu seyn. Die Bewegung des Blutes ist eine stetige vom Centrum nach der Peripherie u. von da zum Centrum zurück; dieß nennt man den K. d. B., der den Alten unbekannt war und erst im Anfange des 17. Jahrhunderts durch Harvey (s. d.) entdeckt, seitdem aber durch fortgesetzte Beobachtungen u. Versuche genauer erforscht u. bestätigt wurde. Am vollkommensten entwickelt ist der K. beim Menschen u. bei den beiden höchsten Thierclassen, den Säugethieren u. den Vögeln. Bei diesen findet ein doppelter K. statt; nämlich das Blut wird vom Herzen (s. d.) aus, und zwar aus der linken Herzkammer, in die großen Arterienstämme getrieben, tritt aus diesen in die kleineren u. kleinsten u. kommt endlich in die Haargefäße, wo die Bewegung des Blutes eine sehr geringfügige ist u. allmälig ihre Richtung ändert, so daß sie aus einer centrifugalen, vom Herzen wegführenden, zu einer centripetalen, zum Herzen hinführenden, wird, oder mit anderen Worten: das Blut tritt aus den kleinsten Verzweigungen der Arterien durch die Haargefäße hindurch in die feinsten Verzweigungen der Venen u. schlägt nun den Weg zurück zum Herzen ein, indem es aus den kleinsten Venenzweigen in die größeren, aus diesen in die größten u. endlich in die beiden Hohladern tritt, welche dasselbe in den rechten Vorhof des Herzens ergießen; — damit hat das Blut den sogenannten großen K. vollendet. Es ist vom Herzen ausgegangen als rothes, arterielles Blut, hat auf seinem Laufe, namentlich im Bereiche der Haargefäße, seinen Sauerstoff verloren u. kehrt als schwarzes, venöses, mit Kohlenstoff überladenes Blut zum Herzen zurück. In diesem Zustande ist das Blut nicht weiter tauglich zur Erhaltung des Lebens; der überschüßige Kohlenstoff muß entfernt u. dafür Sauerstoff dem Blute beigemischt werden; dieß geschieht, indem das Blut in den Lungen mit der eingeathmeten sauerstoffreichen atmosphärischen Luft in Berührung kommt. Das Blut tritt nämlich aus der rechten Vorkammer in die rechte Herzkammer u. wird aus dieser durch die Lungenarterie in die Lunge getrieben; hier mit Sauerstoff geschwängert, kehrt es zum Herzen zurück u. zwar in die linke Vorkammer. Dieß nennt man den kleinen K. — Das Blut tritt nun aus der linken Vorkammer wieder in die linke Herzkammer u. beginnt den großen K. auf's Neue. Etwas anders verhält sich der K. beim ungeborenen Menschen, der Fötal-K., indem hier noch keine atmosphärische Luft in die Lungen aufgenommen wird u. daher der kleine K. nicht nach den Lungen statt hat, sondern vielmehr ein Theil des Fötalblutes durch die Nabelarterien nach dem Mutterkuchen geführt wird, hier mit dem Blute der Mutter in Wechselwirkung tritt u. so den nöthigen Sauerstoff erhält, dann durch die Nabelvene zum kindlichen Körper zurückgebracht u. dem Blute in den Hohlvenen beigemengt wird. — Erkannt wird der K. durch die Thatsache, daß durchschnittene Arterien das Blut stoßweise hervorspritzen in der Richtung vom Herzen her, daß dagegen aus verletzten Venen das Blut in der Richtung zum Herzen hin austritt; ebenso werden unterbundene Arterien oberhalb der Unterbindungsstelle strotzend von Blut, die unterbundenen Venen aber unterhalb. Deutlich erkennt man auch den K., wenigstens in seinem peripherischen Theile, bei mikroskopischer Betrachtung durchscheinender Häute kleiner lebender Thiere, so namentlich der Schwimmhäute der Frösche. Am umfassendsten zeigt sich die Blutbewegung am bebrüteten Hühnchen-Ei in den ersten Tagen der Bebrütung, wo die Bewegung des Blutes als erstes Zeichen des beginnenden Lebens auftritt. Die nächste Ursache der Blutbewegung muß in der Lebensthätigkeit gesucht werden; der K. beginnt mit den Zusammenziehungen des Herzens u. der Arterien (wohl auch der Venen), u. wird unterstützt durch die Klappen, welche sich am Herzen, besonders aber in den Venen finden u. welche eine rückgängige Bewegung des Blutes verhindern. Der K. ist

bald schneller, bald langsamer, je nach Alter, Geschlecht, Gemüthsaufregung, Gesundheitszustand rc.; immer aber steht er in Verhältniß zur Athmung. Die Schnelligkeit des K.es gibt sich äußerlich kund im Pulse (s. d.). Verschieden von dem K.e beim Menschen, den Säugethieren u. den Vögeln, ist der K. bei den niederern Thierclassen u. steht bei den kaltblütigen Thieren, Amphibien und Fischen, in genauer Verbindung mit der verschiedenen Bauart des Herzens. Bei den wirbellosen Thieren gibt es kein eigentliches Blut, sondern nur einen lymphartigen Saft (weißes Blut), aber auch diesem kommt ein bestimmter K. zu und letzterer fehlt nur bei jenen Thieren, welche entweder gar keine Gefäße, oder nur geringe Andeutungen derselben haben. E. Buchner.

Kreitmayer, Alois Wiguläus, wurde den 14. Dezember 1705 zu München geboren, wo sein Vater als kurbayerischer Hofrath lebte. Er studirte die Rechtswissenschaft auf den Universitäten Ingolstadt und Leyden und wurde schon in seinem zwanzigsten Jahre von dem Kurfürsten Max Emanuel zum Hofrathe ernannt. 1741 erhielt er die Stelle eines Reichshofgerichts-Beisitzers und die Reichsritterwürde, 1742 rückte er zum wirklichen Reichshofrathe vor, u. 1745 ertheilte ihm Kurfürst Maximilian Joseph das Freiherrendiplom. 1749 ward er zum geheimen Rathsvizekanzler und Konferenzminister und 1758 zum wirklichen geheimen Staatskanzler und obersten Lehenpropst, so wie auch zum Kanzler der damals gestifteten Akademie der Wissenschaften erhoben. Lange vorher schon war K.s wissenschaftlicher Ruf fest begründet. Als Gesetzgeber trat er zuerst im Jahre 1751 mit seinem Kriminalcodere auf, der bis 1811 in Bayern Geltung hatte; 1753 schrieb er eine bayerische Gerichtsordnung, u. 1756 erschien in vier Theilen sein verbessertes Landrecht mit Einschluß des Lehenrechtes, wozu er 1768 mehre Bände Anmerkungen und Supplemente lieferte. 1785 folgte noch die von ihm erneuerte Wechselordnung. Wenn auch die Zeiten und Ansichten seitdem sich sehr geändert haben, werden diese legislatorischen Werke bei allen Rechtsgelehrten immer im hohen Ansehen stehen. Nachdem er ein langes thatenreiches Leben dem Wohle seines Vaterlandes gewidmet u. sich durch sein Wirken als Staatsmann u. Gesetzgeber ein unvergängliches Andenken gestiftet hatte, verschied K. am 27. Oktober 1790, 85 Jahre alt. Die irdische Hülle des großen Mannes ruht in der Familiengruft zu Offenstetten. mD.

Kreml, so viel als Festung, s. Moskau.

Kremnitz, königliche Frei- und erste Bergstadt in der ungarischen Gespannschaft Bars, mit 6000 Einwohnern, ist Sitz eines Bergverwaltungs- u. Münzamtes u. besonders seiner Gold- u. Silberbergwerke wegen berühmt, in welchen das geringste Erz 1½ löthig, das beste 10- bis 80 löthig ist. Es befinden sich hier 3 Schmelzhütten, 13 Hochöfen und 6 Halbhochöfen, und vor der Stadt liegen 14 Pochwerke und das Streckwerk, wo die Münzstangen gezogen werden. Die K.er Münzstätte ist durch die in ihr geprägten Dukaten in ganz Europa bekannt; die letzteren sind an den Buchstaben: K. B. d. i. Kermecz Banya (K.er Bergwerke) erkenntlich. In K. befindet sich auch eine Fayence- und Vitriolfabrik.

Krems, am Ausflusse der K. in die Donau, von Mauern umgürtete Stadt u. Sitz des unterösterreichischen Kreisamtes für das Viertel ob dem Mannhartsberge. 4500 Einwohner, Piaristenkollegium mit schöner altdeutscher Kirche. Vor der großen Kaserne ist eine hübsche Parkanlage mit dem Monumente des 1805 bei Dürrenstein gefallenen Feldmarschallieutenants Schmidt. Gymnasium, Konvikt für Studirende, eine Hauptschule, ein englisches Fräuleinstift, ein Militair-Knabenerziehungshaus, Bürgerspital, Kasino, Theater. Der Handel von K. war ehedem bedeutender als jetzt, doch werden in Senf, Safran, Hanf, Flachs, Obst, Wein u. Essig noch immer nahmhafte Geschäfte gemacht. Salpeter- und Pulverfabrik. In der Umgegend findet sich die Erde, aus welcher das bekannte Kremser-Weiß gemacht wird. — K. gehört zu den ältesten Städten des Landes u. wird schon in einer Urkunde Kaiser Ottos III. vom Jahre 995 als Stadt angeführt. Die Bürger

zeichneten sich durch ihre Tapferkeit gegen die Böhmen unter Georg Podiebrad, gegen die Ungarn unter Matthias Corvinus 1477 und gegen die böhmischen Rebellen unter Carpizan 1619 vorzüglich aus. Von K. aus entstndte Dampiere auch jene 500 Kürassiere, welche den vom Grafen Thurn in Wien belagerten Kaiser Ferdinand II. befreiten. 1809 wurde die Stadt von den Franzosen beschossen. — Nahe oberhalb K. ist die Stadt Stein, in deren Nähe wieder Dürrenstein liegt. K. gerade gegenüber am rechten Donauufer, wohin eine 637 Schritte lange Brücke führt, liegt das Städtchen Mautern, so daß sich hier vier Städte in einem ganz engen Kreise beisammen finden. mD.

Kremsmünster (Cremisanum), eine große und berühmte Benediktiner-Abtei in Oesterreich ob der Enns. Sie liegt zwischen den Städten Wels und Steier in einer der reizensten Gegenden des Traunkreises, in der Mitte eines quellenreichen Bergabhanges am Flüßchen Krems, von dem auch der Name rührt. — In ihren Besitz gehören die Herrschaften K., Kremseck, Leombach, Scharnstein, Eggenberg, Pernstein und Weissenberg, einige kleine Aemter, beträchtliche Zehnten, ausgedehnte Waldungen mit dem Wildbanne, das Fischrecht in mehren Seen, Flüssen und Bächen, eine Anzahl Freihöfe in verschiedenen Orten und Städten, Weingärten in Unterösterreich und Ungarn. Seine Entstehung verdankt dieses Stift dem Herzoge Thassilo II. von Bayern, welcher es im Jahre 777 (uralter Tradition zu Folge als Sühnstätte für seinen hier auf der Jagd verunglückten Sohn Günther) gründete und reich begabte. „Tradidi quod potui“ sagt er in der Stiftungsurkunde. Unter dem Schutze der Fürsten u. durch fromme Schenkungen blühte die junge Pflanzung schnell empor, bis im 10. Jahrhunderte die verheerenden Einfälle der Ungarn, die Raubsucht der Nachbarn und zum Theile auch die eigennützigen Absichten der Bischöfe von Passau ihren Fortbestand in hohem Grade gefährdeten. Kaiser Heinrich der Heilige stellte aber dem Kloster seine Selbstständigkeit und Güter wieder zurück, gab ihm aufs Neue einen Abt und ward so sein zweiter Stifter. Seit dieser Zeit wurde die unmittelbare Reihenfolge der Aebte selten, und auch dann nur auf kurze Zeit, unterbrochen. Trotz der oft in hohem Grade ungünstigen Rückwirkung politischer u. religiöser Wirren auf das innere Leben der geistlichen Gemeinde, erstarkte sie immer mehr, und durch materielle, wie geistige Kräfte in Stand gesetzt, blieb sie zu keiner Zeit im Wirken für Religion, Wissenschaft und Kunst hinter anderen Anstalten der Art zurück. — Die ausgezeichneteren Aebte sind folgende: Friedrich von Aich (1274—1325), als Gründer einer Schreibschule, Erweiterer der Bibliothek und umsichtiger, thätiger Oekonom; Johann Schreiner (1505—1524), ein gelehrter, thatkräftiger Mann, Rath u. Beichtvater Kaiser Maximilians I.; Gregor Lechner (1543—1558), der Gründer des Gymnasiums; Alexander vom See (1601—1613), der die katholische Gegenreformation im weiten Umkreise sicherte; Anton Wolfradt (1613—1639), später zugleich Hofkammer-Präsident und Fürstbischof von Wien, gab dem geistigen Leben seiner Congregation durch sorgfältige religiöse und wissenschaftliche Ausbildung eine völlige Umgestaltung und sicherte den materiellen Wohlstand durch den Erwerb bedeutender Güter; Placidus Burchauer (1644—1669) und Alexander Firlmillner (1731—1759), erweiterten die Lehranstalten u. beförderten wissenschaftliche Bestrebungen im großartigsten Maßstabe; Ehrenbert Schrevogl (1669—1703) und Alexander Strasser (1709—1731), gaben dem Stifte seine gegenwärtige ansprechende Gestalt und riefen viele Werke der Kunst ins Daseyn. Der jetzige Abt, der LXVII. in der Reihe der Stiftsvorstände, Thomas Mitterndorfer, geboren 1793, gewählt den 23. September 1840, verfolgt die Zwecke des Ordens für Kirche und Staat im Geiste seiner größten Vorgänger. — Die Mitglieder der Abtei (mit Einschluß der studirenden Kleriker an Zahl immer bei Hundert) beschäftigen sich theils mit der Seelsorge, da dem Abte die Besetzung von 25 incorporirten Pfarreien obliegt, theils mit der Verwaltung verschiedener Aemter im Hause, theils mit der Bildung und Erziehung der Jugend. Das

Stift unterhält nämlich folgende Lehr- und Erziehungs-Anstalten: ein k. k. Lyceum, errichtet 1737; dieses stand von 1744—1787 mit einer adeligen Akademie oder Ritterschule in Verbindung, nach deren Auflösung die philosophische Fakultät wieder allein blieb mit 6 Professoren u. beiläufig 80 Schülern; — ein Gymnasium, gegründet 1549, mit einem Präfekte, 7 Professoren u. bei 200 Zöglingen; — eine Hauptschule, 1776 nach Felbingers Plan normalmäßig eingerichtet; — das k. k. Convikt, seit 1804 gewissermaßen an der Stelle der früheren Akademie; in diesem Institute leben kaiserliche, ständische und nordische Stiftlinge unter der unmittelbaren Aufsicht von drei geistlichen Präfekten. Zum Zwecke dieser Anstalten sind noch angestellt: ein Professor der lebenden Sprachen, ein Zeichnermeister, mehrere Musiklehrer u. s. w. 1844 wurde auch eine Schwimmschule erbaut und ein Cursus im Fechten u. gymnastischen Uebungen eröffnet. Das Ganze leitet der Abt und ein Prodirektor. — Als Bildungsmittel für die Capitularen, für Lehrer und Schüler dienen: die Stiftsbibliothek, mit mehr als 50,000 Bänden, worunter viele werthvolle Handschriften u. seltene Druckwerke sich befinden; — die akademische Bibliothek; — die Sternwarte (1758 vollendet), ein imposanter Bau von 8 Stockwerken u. 150 Fuß Höhe, mit naturwissenschaftlichen Sammlungen aller Art, einem physikalischen Cabinete, einer Gemäldegalerie, Antiquitäten und Kunstgegenständen u. dem eigentlichen Observatorium; außer den astronomischen Beobachtungen werden seit einer langen Reihe von Jahren auch meteorologische u., im Vereine mit den Göttinger u. englischen Naturforschern, magnetische angestellt; — ferner die Münz- u. Kupferstich-Sammlung u. s. w. — Sonst bieten die mehr als 10,000 □Klafter bedeckenden Stiftsgebäude noch Sehenswürdiges: die Kirche, in ihren Hauptmauern noch aus dem 13. Jahrhunderte, im 17. und 18. aber von italienischen Meistern in ihre gegenwärtige Form gebracht, mit Gemälden von Wolf, Seibers, Loth, De Neve, Remp, Röselfeld; die akademische Kapelle, von 1739; die Schatzkammer, mit kostbaren Paramenten, einem Becher u. Leuchtern aus agilolfingischer Zeit; der Kaisersaal, mit den vom älteren Altomonte gemalten Porträten der habsburgischen Kaiser, einem kunstvollen Deckengemälde von Steidel und Transparent-Vorhängen von Fräulein Datscher; die Sommer-Abtei, mit Gemälden, Kupferstichen u. Raritäten; das Refektorium, mit Gemälden von Sandrart, Röselfeld, Galliard; der Fischbehälter mit 5 Bassins; 252 □Klaftern fassend, ist er mit Säulenhallen umgeben, mit Statuen aus Marmor und seltenen Hirschgeweihen geziert. — Im Ganzen ist die äußere Erscheinung des Stiftes schön und männlich, aber ohne übermäßigen Prunk; umgeben ist es von ausgedehnten Gärten, deren einer freundliche Bauten u. ein mit mehr als 200 Jahre alten Bäumen besetztes Feigenhaus enthält. — Der dabei liegende unterthänige Markt gleiches Namens enthält 84 Nummern mit beiläufig 700 Einwohnern. — Simon Rettenbacher: Annales menasterii Cremifan, Salzburg 1677; Marian Pachmayr: Series Abbatum et Religiosorum monast. Cremifan, Steyer 1777—1782; Gabriel Straßer: Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern, Steyer 1810 u. Ulrich Hartenschneider: Darstellung des Stiftes Kremsmünster u. s. w., Wien 1830, schrieben die Geschichte dieser Abtei. K. M.

Kreon, König von Theben, Sohn des Mönekeus u. Bruder der Jokaste, gelangte in der Geschichte des Oedipus zu einer traurigen Berühmtheit. Nachdem dieser letztere, ohne ihn zu kennen, seinen Vater Lajos ermordet u. so des Orakels Spruch erfüllt hatte, bemächtigte K. sich des verödeten Thrones. Da jedoch zur selben Zeit die furchtbare Sphinx das Land verwüstete, versprach er den usurpirten Herrscherſitz u. die Hand seiner Schwester, der hinterbliebenen Königswittwe, demjenigen, der die Räthsel der Sphinx lösen würde. So brachte er Oedip und dessen Mutter Jokaste zusammen, entdeckte jedoch später die schreckliche Verirrung u. riß, als Oedip entfloh, nachdem er sich selbst geblendet, die Herrschaft wieder an sich, indem der blutige Bruderzwist zwischen Eteokles und Polynikes mit dem Tode beider endete und er die Vormundschaft des Sohnes dieses letzteren, des

aodamas, übernahm. K. regierte grausam u. blutdürstig, verbot, die vor Theben
:fallenen Argiver zu begraben, und ließ Antigone, welche heimlich dem Bruder
:n letzten Liebesdienst erweisen wollte, lebend zu diesem in das Grab legen.
Seine Familie war sehr zahlreich u. weit verbreitet, indem er seine Töchter und
Schwestern mit lauter großen Helden vermählte.

Kreosot, ein Produkt der trockenen Destillation des Holzes u. der meisten
brigen organischen Substanzen, 1832 von Reichenbach entdeckt, findet sich, be-
leitet von Paraffin, Eupion, Pikamar, Pittakal, Naphthalin, Essigsäure rc., im
Rauche, im Theere u. Holzessig rc. u. wird am besten aus dem Buchenholztheere
argestellt. Man destillirt denselben so weit, bis er die Consistenz des Schuster-
echs hat, entfernt von dem aus drei Schichten bestehenden Destillate, die beiden
beren Schichten (Oel u. Wasser), sättiget die unterste (wesentlich K. enthaltende)
Schicht mit kohlensaurem Kali, rectificirt vorsichtig, sammelt von dem Destillate
:n in Wasser untersinkenden Theil, schüttelt ihn zur Entfernung von Ammoniak
nd verdünnter Phosphorsäure (oder auch Schwefelsäure), rectificirt wieder, löst
as Destillat in Kalilauge, erhitzt zum Kochen, schlägt nach dem Erkalten das
'. mit verdünnter Schwefelsäure heraus, wäscht es mit Wasser und wiederholt
ieselbe Operation so oft, als es noch durch Kali braun wird. Zuletzt wird es mit
Wasser gewaschen und über sehr wenig Kalilauge rectificirt. Der K. bildet eine
ırblose ölartige Flüssigkeit von stark lichtbrechender Kraft, von durchdringendem,
uchähnlichen Geruche, brennendem, ätzendem Geschmacke, 1,037 spezifischem Ge-
icht. Er fühlt sich schwach fettig an, reagirt neutral, erstarrt noch nicht bei 27°,
edet bei 203° und destillirt unverändert über, macht auf Papier Fettflecke, die
ber nach u. nach wieder verschwinden, brennt für sich nicht, aber mittelst eines
Dochtes mit heller Flamme unter starkem Rußrauche, löst sich in 80 Theil kal-
m mit 24 Theil heißem Wasser, nimmt aber beim Schütteln mit Wasser selbst
⅒ seines Gewichtes auf, mischt sich mit Alkohol, Aether, Essigsäure, Schwefel-
ohlenstoff, Steinöl, Eupion in jedem Verhältnisse, geht mit Alkalien krystallische
Verbindungen ein, löst Schwefel, Jod, Phosphor, Harze, Oele, Indigo, so wie
:ehre andere Farbestoffe rc. auf, coagulirt Auflösungen von Gummi, Eiweiß,
uf welch' letzterer Eigenschaft auch seine conservirende Wirkung auf das Fleisch
:ruht (daher auch der Name von κρέας, Fleisch u. σώζω, retten, erhalten) und
ödtet daher Thiere u. Pflanzen.

Krepp, ein uralter, aber bis auf die neueste Zeit herab erhaltener Artikel,
ammt aus Italien, wo er zu Bologna erfunden u. hier sehr lange einzig und
llein gefertigt wurde. Erst vor beinahe 200 Jahren verpflanzte sich die Fabri-
ation desselben nach Frankreich und der Schweiz, aber noch heute behalten die
alienischen K.e den Vorzug vor allen. Es ist ein, ganz von roher Seide — welche,
he sie gebraucht wird, auf der Winde gedreht ist — gewebter, ungeköperter,
anz dünner u. sehr leichter, florartiger Zeug, welcher in schwarz zur Trauer, in
eiß, rosa, blau u. andern Farben zu Damenkleidungen u. in weiß namentlich
ach in Frauenklöstern verwendet wird. Man hat davon verschiedene Gattungen,
ämlich doppelten u. einfachen, glatten u. gekrausten, wovon man den letzteren
:wöhnlich K.-Flor (s. Flor) nennt.

Kresse (Lepidium), Gattung aus der Familie der Cruciferen, mit weißen
ronen, rundlichen, an der Spitze eingeschnittenen, zusammengedrückten Schötchen
einsamigen Samenfächern. Garten-K. (L. sativum) hat aufrechten, 1 Fuß
ohen, kahlen Stengel, fiedrig gespaltene Blätter, deren Zipfel ganz randig sind,
kreisrunde geflügelte Schötchen, gibt jung einen Salat; der Same gleicht an
toffen dem Senf, das Kraut schmeckt beißend u. bitterlich, aus dem Samen ge-
innt man vortreffliches Oel. Stink-K. (L. ruderale), haarlos, der Stengel
hr verästelt, die unteren Blätter sind fiedrig gespalten, die oberen linienförmig
ganz randig, die Schötchen rund u. glatt, wächst an Wegen, Mauern u. auf
chutt, hat einen widerlichen, urinösen Geruch. Feld-K. (L. campestre), mit
:fem, dickem Stengel u. meist grau behaarten Blättern. Andere Gattungen bil-

den: die Brunnen-K. (Nasturtium officinale) mit hohlem Stengel, 5—6" langen, weißblumigen Trauben, kommt nur im Quellwasser und im schlammigen Grunde vor. Das Kraut schmeckt bitterlich scharf u. wird als Salat verspeist. Man baut sie bei Erfurt in langen Wasserbeeten, Klingen genannt. Der Bitter-K. (cardamine amara) mit gefiederten Blättern, weißen Blumen u. purpurrothen Staubbeuteln, an Quellen u. Bächen. Wiesen-K. (Cardamine pratensis) hat gelben Staubbeutel, hellrothe Blumen u. wächst auf feuchten Wiesen.

Kreta. Der alte Name der Insel Candia (s. d.), wurde nach der Sage zuerst von Kres, einem Sohne des Jupiter u. der Idäa beherrscht, welcher der Insel den Namen gab, die Einwohner entwilderte, viele nützliche Einrichtungen machte und Knossos erbaute. Unter den Regenten nach ihm waren Minos und Deukalion (s. d.) die merkwürdigsten. Zur Zeit des trojanischen Krieges regierte Idomeneus auf K., der Theil an dem Kriege nahm. Um 1000 regierte Etearches. Nach dessen Tode entstand eine große Anzahl Republiken, die durch neue Einwanderer von dorischen Lakedämoniern, Archivern u. Athenern verstärkt wurden. Nach mehren Reibungen der Republiken unter einander brachten Knossos und Gortyna die übrigen in Abhängigkeit; nur Kydonia behauptete sich neben ihnen. 22 v. Chr. nahmen die Lakedämonier für die Perser K. ein. Die Unterstützung der Seeräuber, die Begünstigung des Mithridates durch Miethsoldaten, besonders aber die Ländersucht, wurde endlich bei den Römern Veranlassung zur Unterjochnng der Insel. Der erste Versuch des M. Antonius verunglückte; aber Metellus eroberte 69 v. Chr. die Insel u. erhielt den Beinamen Creticus. K. blieb nun römische Provinz, wurde von Augustus mit der Provinz Kyrenaika in Afrika vereinigt u. dem Senate übergeben (ward also Provincia proconsularis), durch Konstantin aber wieder davon getrennt und zur eigenen Provinz mit einem Consularis gemacht. Bei der Trennung des römischen Reiches blieb K. den byzantinischen Kaisern. Das Weitere siehe unter Kandia. Merkwürdig war die alte Verfassung von K., weil sie die vornehmste Grundlage der lykurgischen Einrichtung in Lakedämon war. Ihr Gründer war Minos I.; kriegerische Tapferkeit und Eintracht des Volkes waren die vornehmsten Absichten derselben; Abhärtung des Körpers u. gesellige Vereinigung der einzelnen Mitglieder des Staats sind daher fast in jeder Anordnung des Minos sichtbare Zwecke. Um diesen Gesetzen desto mehr Ansehen zu verschaffen, gab er eine, ihm von Zeus unmittelbar ertheilte Offenbarung vor. Nur wurden der Anbau des Landes u. die Sittenverbesserung durch diese, bloß auf den Krieg hinzielenden, Anordnungen wenig befördert. Während der, nach der monarchischen eingeführten, republikanischen Regierungsform ernannte man immer auf ein Jahr zehn Oberhäupter, die κόσμοι hießen u. nur aus gewissen Geschlechtern genommen wurden. Unter diesen stand der Senat, der nur in wichtigen Fällen befragt wurde, u. aus 28 Mitgliedern bestand, die meistens vorher Kosmen gewesen waren. Außerdem war noch ein Ritterstand, der im Kriege diente und zum Dienste des Staates Pferde unterhielt. Das Ansehen der Volksversammlungen in K. war nicht groß; sie bestätigten gewöhnlich nur die Schlüsse jener Oberen. Die Sklaven hielt man in K. ganz leidiglich. Oeffentliche Speisungen gab es daselbst ebenfalls und diese hießen ἀνδρεῖα.

Kretinen nennt man menschliche Individuen, welche in körperlicher, wie geistiger Entwickelung zurückgeblieben sind. Der Name kommt wahrscheinlich von creta, Kreide, wegen der kreideweißen Hautfärbung der jungen K. Der Kretinismus hat verschiedene Grade: während beim höchsten Grade die Individuen kaum mehr den Namen Menschen verdienen, zeigen die sich an diese anreihenden K. mehr oder minder die menschlichen Eigenschaften, so daß man sie Halb-K. nennt, und die K. des mindesten Grades sind etwas bildungsfähig und bald kindisch-gutmüthig, bald gleichgültig gegen andere Menschen, aber boshaft und tückisch, wenn man sie verspottet. Die K. kommen vorzugsweise in gebirgigen Gegenden, in der Schweiz, in Savoyen, Tyrol, aber auch in Frankreich, so wie

in manchen Gegenden Deutschlands, ja auch außer Europa vor. Die Ursachen des Kretinismus sind noch immer nicht genügend aufgehellt, scheinen aber mit lokalen Verhältnissen zusammenzuhängen; häufig findet sich der Kretinismus da, wo auch der Kropf endemisch vorkommt. Ob der Kretinismus sich vererbte, ist zweifelhaft; jedenfalls gibt es Beispiele von K.-Eltern, welche gesunde Kinder hatten, und umgekehrt von gesunden Eltern, welche K.-Kinder zeugten. Bei trägt zum Vorkommen der K. jedenfalls besondere Feuchtigkeit der Atmosphäre, sowie große Unreinlichkeit, schlechte, ungesunde Wohnungen u. mangelhafte Ernährung u. Pflege der Kinder. Der Kretinismus ist angeboren, oder entsteht doch schon in der ersten Lebenszeit, selten nur tritt er erst nach dem 5., 6. Lebensjahre auf. Die K. sind meist klein, zwergartig, haben einen bald zu großen, bald zu kleinen Kopf, eine niedrige Stirne, breiten, offenstehenden Mund mit dicken Lippen u. vorstehendem Oberkiefer, matte, tiefliegende Augen mit überhängenden oberen Augenliedern, eine große, lange, schwer bewegliche Zunge; die Haut ist bleich, welk, die Brust schmal, platt und enge; die Beckenneigung sehr bedeutend; Arme und Beine sind meist kurz u. dick, ebenso Hände u. Füße; Waden u. Schenkelmuskeln sind sehr wenig entwickelt. Entsteht der Kretinismus erst später, nach der Geburt, so verlernen die Kinder Laufen und Sprechen wieder, werden unvermögend, den Kopf aufrecht zu halten; die Glieder verlieren das Vermögen sich zu bewegen, die Haut welkt, das Fleisch verschlafft und die blühende Gesichtsfarbe geht in eine bleiche, bleierne über. Die meisten K. sterben als Kinder unter epileptischen Zufällen, doch werden manche auch 30—50 Jahre alt; wo aber der Kretinismus endemisch ist, wird die Sterblichkeit so groß, daß keine Familie die 5. Generation erreicht, u. die meisten schon in der 2. oder 3. aussterben, daher die Bevölkerung solcher Orte nur durch Einwanderer erhalten wird. — Man hat in neuerer Zeit sich's zur Aufgabe gesetzt, den Kretinismus auszurotten, was übrigens bei dem Unbekanntseyn der Ursachen seine großen Schwierigkeiten hat; doch scheinen in Folge der fortschreitenden Cultur auch die K. sich zu mindern. Ein sehr verdienstvolles Werk für diesen Zweck ist die von Guggenbühl auf dem Abendberge bei Interlacken im Berner Oberlande gegründete Bildungsanstalt für K. — Vergl. Maffei und Rösch, „Neue Untersuchungen über Kretinismus" (Erlangen 1844, zwei Bände). E. Buchner.

Kretschmann, Karl Friedrich, deutscher Dichter, geboren zu Zittau 4. December 1738, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging 1757 auf die Universität nach Wittenberg, um die Rechte zu studiren. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt wurde er 1764 Oberamtsadvokat u. 1774 Gerichtsaktuar, erlangte 1797 mit einem anständigen Jahrgehalte die Versetzung in den Ruhestand u. starb 16. Jan. 1809. K. hat sich als ein genialer, von jeder Nachahmung freier Dichter durch Bearbeitung des Bardengesanges, des Epos, der Hymne, des scherzhaften Liedes, der Elegie, des Sinngedichtes, der Fabel u. Erzählung, so wie des Drama, ausgezeichnete Verdienste um die deutsche Literatur erworben. Alle seine Gedichte athmen den Geist der Tugend, der Menschenliebe u. des Patriotismus, u. sind in Gedanken, Ton u. Styl der einfachen Größe treu, die dem Charakter des deutschen Genie's so angemessen ist. Hervorstechende Züge seiner Poesie sind: starke Malerei, kräftiger Ausdruck, Neuheit in Wendung u. Bildern; meist nimmt seine Phantasie einen feierlichen Schwung, der wenigstens die Aufmerksamkeit, wenn gleich nicht das Herz des Lesers, beschäftigt; doch hat er keine gemeine Gabe, durch Schilderung thörichter Charaktere die Empfindungen des Lächerlichen zu erregen. Seine Bardenlieder, die durch ihre Originalität die Aufmerksamkeit des Publikums am ersten und stärksten auf den Dichter gezogen haben, sind lyrisch-epische Gesänge, in dem muthmaßlichen Tone und Costüme der alten germanischen Dichter; sie haben glückliche Fiktionen, edle u. patriotische Gesinnungen, kühne Bilder, starke Sprache u. fließende, harmonische Verse. Höchst einfach in der Sprache u., bei aller Kühnheit der Uebergänge u. der Erhabenheit der Gedanken, doch allgemein faßlich sind seine Hymnen, in denen auch Anlage

und Ausführung des Planes den Meister verräth. In seinen Sinngedichten, scherzhaften Liedern u. Fabeln erkennt man einen freundlich gebildeten Geist, der die Resultate seines Denkens und Empfindens oft in einer recht angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach französischer Leichtigkeit die deutsche Kraft u. Fülle aufopferte. Seine dramatischen Arbeiten gehören zu den guten Stücken, aus deren Plan u. Sprache viel Studium und Geschmack hervorleuchtet. In der Erzählung ist er gedrängt u. kraftvoll, bei seinen Allegorien die Anwendung belehrend u. natürlich: Sämmtliche Werke, Leipz., 7 Bde., 1784—1806 mit Kupfern u. Vignetten, alle vorher einzeln, aber hier mit dem sorgfältigsten Fleiße verbessert. Kleine Romane u. Erzählungen, Leipzig, 2 Th. 1799 mit Kupfern. Viele Beiträge zu Canzlers u. Meißners Quartalschrift, Meißners Apollo, dem deutschen Merkur u. Museum, der lausitzischen Monatsschrift, Beckers Taschenbuch zum gesellschaftlichen Vergnügen, dessen Erholungen, der Leipziger Monatsschrift für Damen u. a. Auch als Uebersetzer des Tacitus von den Sitten der alten Deutschen, des Florus u. Claudian, hat er sich des Beifalles würdig gemacht, den alle Kenner des wahren Schönen u. Guten ihm zollen.

Kreusa. 1) Tochter des Priamos, Königs von Troja, Gemahlin des Aeneas (s. d.) und Mutter des Askanius, wollte, da die Stadt in Flammen stand u. die eindringenden Feinde nicht mehr zurück gedrängt werden konnten, mit ihrem Gatten entfliehen, welcher den alten Anchises, seinen Vater, auf den Schultern u. seinen Sohn Askan an der Hand hatte, um sich zu Schiffe zu retten, doch im Gedränge verlor sie sich von ihrem Gatten. Aeneas kehrte zurück, um sie zu suchen, wagte sich, mit der höchsten Gefahr gefangen zu werden, nach der Stadt, rief sie überall bei Namen, doch vergeblich, bis sie ihm endlich als luftiges Schattenbild erschien und ihm sagte, die Mutter der Götter habe nicht gewollt, daß sie die Laren u. Penaten ihres Hauses verlasse u. in ein fremdes Land ziehe, sie habe sie daher lebendig zu sich in den Olymp genommen; darauf erst entschloß sich Aeneas zur Abreise. — 2) K., Tochter des Erechtheus, Königs von Athen, erwarb durch ihre ausgezeichnete Schönheit die Liebe des Apollo, dem sie Jon (s. d.) den Stammvater der Jonier gebar. — 3) K., die unglückliche zweite Gattin des treulosen Jason. Dieser, vergessend, welche Wohlthaten ihm Medea erwiesen, sah nur, daß K., des korinthischen Königs Kreon Tochter, die viel Jüngere u. Schönere sei im Vergleiche mit der alternden Medea, verstieß diese und vermählte sich mit K., worauf jene sich durch den Tod der ganzen Familie rächte. — 4) K. (eine Najade), war die Geliebte des thessalischen Flußgottes Peneus, welcher sie am Pindus überraschte u. mit dem Hypseus u. der Stilbe beschenkte. Der erstere ward ein König der Lapithen; ihm entstammten die Kyrene (Apollo's Geliebte, Mutter des Aristaeos) u. Astyagea, mit welcher Periphas acht Söhne erzeugte, so wie Themisto, Athamas dritte Gattin. Stilbe soll von Apollo Mutter des Lapithes u. Centauros gewesen seyn.

Kreuth, berühmter Kurort im bayerischen Gebirge, eine Stunde vom Dorfe K., 3 Stunden von Tegernsee (s. d.) u. 17 Poststunden von München, liegt in einem höchst malerischen, abgeschiedenen, ringsum von hohen Bergen umgebenen, kleinen Thale, 2911 Fuß über dem Meere. Schon im 16. Jahrhunderte war die Schwefelquelle zum heiligen Kreuze als sehr heilsam bekannt unter den Bewohnern der näheren Umgegend; einen größeren Ruf aber erhielt das Bad im Jahre 1817, als dasselbe von Maximilian Joseph, König von Bayern, angekauft u. nun zweckmäßigere Einrichtungen getroffen wurden. Außer der Quelle zum heiligen Kreuze wird noch die Quelle am Schwaighofe bei Tegernsee benützt; unbenützt aber fließen drei andere, schwächere Schwefelquellen ab. Die Wirksamkeit des Bades ist die allgemeine aller schwächeren Schwefelwässer, von denen sich eine große Menge im bayerischen Oberlande befinden: erhöht wird der Werth u. die Wirksamkeit in den geeigneten Fällen durch Zusetzung von Sohle u. *Mutterlauge*, welche von dem, 15 Stunden entfernten, Rosenheim beigeführt

werden. Weit wichtiger aber, als das Bad, ist die Molkenanstalt zu K., welche 1817 eingerichtet ward. Als solche verdient K. den Vorrang vor allen übrigen Molkenanstalten durch die Reinheit u. den Gehalt seiner Molken, die täglich in großer Menge (bis zu 120 bayerische Maaß) aus der Milch zahlreicher Ziegenheerden bereitet werden, welche, nach der Jahreszeit, auf höheren oder niederen Alpen befindlich, bis zu 6000 Fuß über dem Meere in einer reichen Vegetation von Alpenpflanzen weiden. Nur die Molkenanstalten in der Schweiz können in Beziehung auf die Güte der Molke K. an die Seite gesetzt werden, stehen aber weit nach in Beziehung auf Bequemlichkeit u. Annehmlichkeit. Außer den Ziegenmolken werden für äußerlichen Gebrauch auch Kuhmolken bereitet; auch sind in K. frisch bereitete Pflanzensäfte zu haben von ausgezeichneter Güte, welche die ganze Kurzeit hindurch aus jungen Pflanzen bereitet werden, was keine Schwierigkeit hat bei der Höhe der umgebenden Berge und den tiefen Schluchten, in welchen oft erst der Schnee schmilzt u. der Frühling beginnt, wenn im Flachlande schon Herbstlüfte über die Stoppeln wehen. K. bietet, bei aller Wohnlichkeit in der inneren Einrichtung, nicht das großartige Treiben anderer, mit durch ihren Luxus berühmter Bäder; wer aber in der Abgeschiedenheit eines ruhigen Thales, wer im Genuße zahlreicher Naturschönheiten von den Mühen des täglichen Lebens ausruhen u. seine gestörte Gesundheit, besonders im Bereiche der Athmungsorgane, wieder erlangen will, der gehe nach K. Außer der nächsten, etwas einsamen Umgegend bietet K. Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen, die dem, für Naturschönheiten empfänglichen, Auge den reichsten Genuß gewähren. Fast an der Gränze zwischen dem bayerischen Alpenlande und Tyrol stehen dem Wanderer beider Schätze zu Gebote; nur 3 Stunden entfernt ist der herrliche Tegernsee mit seinen reizenden Umgebungen; nicht fern liegt der Schliersee, das Jachenauer Thal, der Walchensee rc.; südlich von K., 5 Stunden entfernt, ist das Achenthal mit dem Achensee — lauter Partien, die sehr gut zu Wagen gemacht werden können, ja, nicht selten sind Ausflüge von K. durch das Achenthal u. quer durch das Unterinnthal in das weltberühmte Zillerthal, die selbst in 3 Tagen vollbracht werden können. Wen aber die eigenen Füße tragen, der findet in der Umgegend K.s Genüße, die nur dem gewohnten Alpenwanderer bekannt sind. — Vergl. C. Krämer, die Molken- und Badanstalt K., München 1829, neu aufgelegt 1841. E. Buchner.

Kreutzer, 1) Rudolph, geboren 1767 zu Versailles, war ein Schüler von Viotti und Stamitz, zog früh die Aufmerksamkeit des französischen Publikums und 1786 des Hofes auf sich und wurde Violinist in Napoleons Kapelle und Mitglied des Conservatoriums. Er starb 1831 zu Genf. Man hat von ihm 9 große Opern: Astyanax, Aristipp, der Tod Abels rc. u. komische Opern und Ballete, worunter Lodoiska, Jeanne d'Arc, Paul und Virginie rc. eine Menge Concertsachen für die Violine; mit Rode u. Baillot ist er Verfasser der Violinschule des Conservatoriums. — 2) K. Konradin, ein genialer und fleißiger Opernkomponist, geboren zu Mößkirch in Baden 1782, in der Abtei Zwiefalten für die Musik gebildet, 1812 Kapellmeister in Stuttgart, 1822 in Wien, 1840 in Köln, ging 1842 nach Paris, um seine Oper: „Das Nachtlager von Granada“ in Scene zu setzen, und kehrte, als ihm dieß nicht gelang, nach Deutschland zurück. Er lebt gegenwärtig in Mainz. Seine Opern sind reich an erhabenen Gedanken u. schönen Melodieen, leicht, graziös, voll tiefer Charakteristik u. theatralischer Wirkung; unter den früheren machten „Konradin von Schwaben,“ „Libussa,“ und „das Nachtlager von Granada“ das meiste Glück; seine neueste ist „der Edelknappe.“

Kreuz. 1) Bei Griechen u. Römern war das K. sehr häufig als Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe an Verbrechern im Gebrauche; entweder war es ein einfaches K., aus einem einzigen Pfahle bestehend, an welchem der Missethäter befestigt, oder auf welchem er gespießt wurde — impalatio — oder aus zwei Pfählen zusammengesetzt, welche, nach Art der Zusammenfügung, drei verschiedene

Formen bildeten. War nämlich der Querbalken so an den Pfahl gefügt, daß eine rechtwinkelige Form entstand (†), so hieß es crux immissa; war der Querbalken oben auf den Pfahl befestigt T, c. commissa, und waren beide Stücke in Form des × zusammengefügt, c. decussata; also die einzelnen Bestandtheile des K.es bildeten den Pfahl, welcher unten in der Erde befestigt wurde (c. im engeren Sinne) und der Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung des K.es als Todesstrafe bei den Römern schreibt man dem Könige Tarquinius Superbus zu, nicht sowohl aber, weil er es zuerst in Anwendung brachte, sondern vielmehr, weil er sie genauer bestimmte. Ein römischer Bürger durfte nicht damit belegt werden; sie war eine so entehrende Todesstrafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern aus der niedrigsten Volksclasse vollzogen wurde. Das K. errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt u. besucht waren; der daran Geheftete blieb oft mehre Tage am Leben. Den Sklaven wurde in der Regel eine Schelle angehängt; denn es war römische Sitte, daß die Ursache ihres Todes denen, welche zur Todesstrafe abgeführt wurden, in einer kurzen Inschrift an den Hals gehängt, oder durch einen Schergen laut ausgerufen wurde; den Gekreuzigten ward sie oben ans K. über den Kopf angeheftet. Griechen und Römer ließen oft den Missethäter mit Stricken ans K. binden, manchmal aber auch ihn mit Nägeln, welche Hände u. Füße durchbohrten, anheften. Dann standen entweder die Füße auf einem Bretchen, oder der Unterleib ward gestützt durch einen Querpfahl, der, durch das K. gehend, etwas hervorragte. Vom Annageln sagt Tertullian, dieses sei des K.es eigenthümliche Grausamkeit — „quae propria crucis est atrocitas." Auch Plautus erwähnt solches Gebrauches: „Ego dabo ei talentum, primus qui in crucem excucurrerit, sed ea lege, ut affigantur bis pedes, bisbrachia." — Der Umstand, daß Christus am K.e für uns starb, gab die Veranlassung, daß das K. zu einem heiligen Zeichen von den Christen erhoben wurde, dessen sich alle als Unterscheidungs- u. Erinnerungszeichen bedienten. Die ältesten Kirchenväter, Tertullian, Justinus, Ignatius ꝛc. thun Meldung von diesem Gebrauche und sagen; er habe seinen Ursprung von den Aposteln her; sie ermahnten demnach die Christen, sich des K.zeichens beim Essen u. Trinken, beim Eingange u. Ausgange zur Kirche, zum Wohnhause, Morgens u. Abends beim Erwachen u. Schlafen, beim Sitzen u. Reden, vor u. nach jedem Geschäfte zu bedienen, u. damit allen Christen der reiche Gnadensegen mitgetheilt werde, welchen uns Christus am Kreuze erworben hat, machen die Priester beim Gottesdienste das K. über das versammelte Volk u. der heilige Vater zu Rom, als Oberhirte aller Gläubigen u. Stellvertreter Christi, gibt über die ganze Christenheit nach den vier Weltgegenden den heiligen Segen in Form des K.es. Die Katholiken bezeichnen sich mit dem K.e demnach in der Absicht: 1) zu bezeugen, daß sie Christen u. Anbeter eines gekreuzigten Gottes sind, u. keine Gemeinschaft mit den Feinden des K.es Christi lieben; 2) zur Bekenntniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit; 3) zur Ehre u. zum dankbaren Andenken an das Leiden u. Sterben Jesu Christi, der uns durch seinen K.estod erlöset hat; 4) alle Versuchungen zum Bösen dadurch zu überwinden, indem sie im Augenblicke der Gefahr durch solches sinnliche Zeichen an Gott u. die Ewigkeit erinnert werden; 5) ihre Arbeiten mit Gottes Segen zu vollbringen u. sich vor allem Uebel Leibes u. der Seele durch Christi Verdienste zu verwahren. Kaiser Konstantin der Große, der erste christliche Kaiser Roms, ließ das K., seitdem er durch göttlich Fügung mit demselben einen Sieg über Maxentius in offener Feldschlacht errungen hatte, auf öffentlichen Plätzen, in Kirchen und Palästen aufrichten; schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen, und baute später die meisten Kirchen in K.es-Form. Gegenstand höchster Verehrung wurde das heilige K. überall, als die Kaiserin Helena das wirkliche K. Christi in Jerusalem gefunden und einen Theil davon nach Konstantinopel, den andern nach Rom gesandt und den dritten und größten Theil in Gold und Edelstein gefaßt in einem der prächtigsten Tem-

pel zu Jerusalem, den sie an demselben Orte, wo das K. gefunden wurde, erbaut hatte, zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Zum Andenken des hl. K.es feiert die katholische Kirche zwei Feste: K.-Erfindung und K.-Erhöhung (s. dd.). Nicht angebetet wird das K., wie es ihr oft zum Vorwurfe gemacht wird, sondern verehrt; bedient sich aber die Kirche in Gebeten zuweilen solcher Worte, die eine Anbetung bedeuten, oder ihm das Heil zueignen, so beziehen sich dergleichen Ausdrücke der Anbetung auf Christus, der uns durchs K. erlöset hat, nach dem bekannten Sprichworte: „Das K.-Holz nicht bete an, sondern den, der gehangen dran," wie auch der Vers enthält: „Wir beten dich an, Herr Jesu Christe! und benedeien dich; denn durch dein K. hast du die Welt erlöst." — 2) In der Diplomatik u. Heraldik bildet die Lehre von den K.en eine nicht unwesentliche Abtheilung. In der Diplomatik sind die K.e ein Ausfluß des Christenthums, und es findet sich das K. theils zu Anfang der Urkunden, an der Stelle der üblichen Anrufung des Namens Gottes, theils vor den Unterschriften oder an deren Stelle. Die Heraldik und Numismatik dagegen kennen das K. und dessen verschiedene Arten schon aus dem frühesten Alterthume. Die gewöhnlichen Formen desselben sind: das crux immissa u. decussata, letzteres auch Andreas-K. genannt, weil der hl. Apostel Andreas an einem solchen den Tod erlitt. Außerdem kennt das Alterthum das Rauten-K., ein K. von einer Raute eingeschlossen; das Kolben-K., mit Kolben an den vier Endpunkten; das Radspeichen-K., das Winkelmaß-K., wo jeder Balken in einen rechten Winkel ausgeht; das Schräg-K.; das Ränder-K., aus vier Dreiecken zusammengesetzt; das Lilien-K., dessen Balken in Lilien auslaufen; das Anker-K., dessen Balken sich theilen u. vier Anker bilden, und das Krücken-K., wo jedes Balkenende mit einem Querbalken versehen ist. Andere Formen des K.es sind: das Hoch-K., welches sich häufig auf Münzen der oströmischen Kaiser findet, und dann, wenn es auf Stufen steht, Stufenhoch-K. genannt wird, darin bestehend, daß der Querbalken am senkrechten Pfahle hoch angebracht ist, und das Gabel-K., aus drei in der Mitte zusammenlaufenden Balken bestehend. In der Heraldik erscheinen außerdem K.e, welche wieder mit dem K.e in Verbindung stehen, nämlich: das Patriarchal-K., ein doppeltes K., und das päpstliche des Hirtenstabes, ein dreifaches K. Nicht mit Unrecht vermuthet man, daß man mit dem K.-Zeichen schon in der vorchristlichen Zeit eine religiöse, mystische Bedeutung verband. Die Kirche spendet kein Sacrament, kein Sacramentale, keine Segnung, spricht kein Gebet, übt keinen hl. Act aus, als mit oder unter dem Zeichen des hl. K.es. — 3) Die Münzkunde kennt mehre Münzen, welche von dem Gepräge des K.es den Namen erhielten, wie z. B. der Kreuzer (s. d.). Außerdem sind am bekanntesten: der K.-Pfennig der Stadt Bremen, der K.-Groschen der sächsischen Kurfürsten und der K.-Ducaten (croisette) der Könige von Frankreich seit Franz I. Gleichen Ursprung hat der Crusado Portugals mit dem K.e des Christusordens und der Signatur IHS. — 4) In der Musik ist das K. ein Erhöhungszeichen; das einfache K. erhöht um einen halben Ton u. fügt dem Namen der Note die Silbe is zu; das Doppel-K. um einen ganzen Ton u. verdoppelt die Benennung des vorigen, z. B. fis, fis. Im Generalbasse zeigt das K. ohne Ziffer über der Baßnote die große Terz an. K. W.

Kreuzberg, 2835' hohe Kuppe des Rhöngebirges, im bayerischen Landgerichte Bischofsheim, Kreis Unterfranken. Auf dem westlichen Abhange des Berges steht in einsamer Wildniß ein Franciscanerkloster mit einer berühmten Wallfahrtskirche. Den Gipfel krönt ein 80' hohes Kruzifix, neben welchem ein Observatorium erbaut ist. mD.

Kreuzbrüder, s. Flagellanten.

Kreuzen, ein Ausdruck, dessen man sich bedient, wenn ein Schiff eine Zeit lange auf einer Stelle hin und her segelt, um einen Hafen zu beobachten, das Ein- oder Auslaufen von Schiffen zu verhindern, feindlichen Schiffen, Schleich-

händlern oder Kapern aufzulauern u. dgl. Die dazu verwendeten Schiffe nennt man Kreuzer.

Kreuzer, eine Scheidemünze in denjenigen Theilen Deutschlands und der Schweiz, in denen die Münzeinheit der Gulden ist, auf welchen immer 60 K. gehen. Der Werth der letzteren richtet sich daher nach dem Werthe des Guldens. Die einzelnen K. sind in Kupfer oder Silber geprägt; außer diesen hat man in den verschiedenen Ländern Stücke von 3, 4, 6, 10, 12, 15, 20, 30 K.n, die sämmtliche von Silber geprägt werden.

Kreuzerfindung, oder die Auffindung des heiligen Kreuzes. Unter dem Schutze Konstantins d. Gr. ruhte die Kirche im tiefen Frieden. Da dieser Fürst durch die wunderbare Kraft des Kreuzes über seine Feinde gesiegt hatte, war er stets voll des lebhaftesten Dankgefühles gegen Denjenigen, der dem Kreuze durch seinen Tod diese Kraft gegeben; daher bei ihm die hohe Verehrung für die Oerter, wo das Heil der Menschen vollbracht wurde. Er entwarf sogar den Plan zu einer prachtvollen Kirche in Jerusalem, welche Stadt durch die Gegenwart, die Lehren u. Wunder Jesu besonders verherrlicht worden ist. Die heilige Helena, Mutter des Kaisers (s. d.), theilte die große Andacht ihres Sohnes zu den heiligen Oertern; um diese zu befriedigen, trat sie 326 eine Reise nach Palästina an, obschon sie beinahe ein Alter von 80 Jahren erreicht hatte. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem fühlte sie sich von dem sehnlichsten Verlangen erfüllt, das heilige Kreuz, an welchem Jesus Christus für unsere Sünden gelitten, zu finden, allein jede Spur davon war ganz verschwunden; selbst die Ueberlieferung wußte hierüber keinen Aufschluß zu geben. Aber Helena, fest entschlossen, Nichts unversucht zu lassen, um ihr frommes Unternehmen zu einem glücklichen Ziele zu führen, zog sowohl bei den Einwohnern Jerusalems, als bei allen Jenen, von denen sie deßfalls Etwas zu erfahren hoffte, Erkundigungen ein. Man sagte ihr, daß, wenn ihr gelänge, das Grab des Heilandes zu entdecken, sie auch unfehlbar die Werkzeuge seines Todes finden würde, weil die Juden den Brauch hatten, eine Grube neben der Begräbnißstätte der zum Tode Verurtheilten zu graben u. in dieselbe Alles zu werfen, was zur Hinrichtung gedient hatte. Die Heiden hatten an dem Orte der Kreuzigung einen Götzentempel mit den Bildnissen des Jupiter u. der Venus errichtet. Dieser wurde auf Befehl der Kaiserin abgebrochen. Man reinigte den Ort, fing an, die Erde wegzuräumen u. entdeckte endlich das heilige Grab. Es fanden sich zugleich drei Kreuze vor, sammt den Nägeln, womit der heilige Leib Jesu angeschlagen, u. die Inschrift, die oben an dem Kreuze angeheftet war. Es leuchtete klar ein, daß eines dieser Kreuze jenes seyn mußte, welches man suchte, u. daß die andern den Missethätern gehörten, zwischen welchen Jesus starb. Allein man wußte sie nicht von einander zu unterscheiden, u. dieß um so weniger, weil die Inschrift vom Kreuze getrennt lag. In dieser Verlegenheit kam Makarius, Bischof von Jerusalem, auf folgenden Gedanken: er ließ die drei Kreuze zu einer Frau von vornehmem Stande tragen, die in den letzten Zügen lag. Nun wandte er sich zu Gott in inbrünstigem Gebete u. berührte die Kranke mit den zwei ersten Kreuzen, ohne daß diese jedoch die geringste Wirkung davon verspürte; sobald man sich ihr aber mit dem dritten nur näherte, fühlte sie sich plötzlich vollkommen hergestellt. Zu diesem, durch das Kreuz des Heilandes gewirkten, Wunder erzählen der heilige Paulinus, Bischof von Nola, u. Sulpitius Severus noch ein anderes von einem Verstorbenen, welcher durch die Berührung mit eben demselben Kreuze Jesu Christi auf der Stelle zum Erstaunen aller Anwesenden das Leben wieder erhielt. Die heilige Helena bezeigte die lebhafteste Freude über dieses Wunder, welches das gesuchte, wahre Kreuz kennbar machte. Sie ließ eine Kirche an dem Orte bauen, wo dieser kostbare Schatz gefunden worden u. legte denselben, in ein werthvolles Behältniß eingeschlossen, mit großer Verehrung daselbst nieder. Einen Theil davon trat sie dem Kaiser, ihrem Sohne, ab, der ihn zu Konstantinopel mit großer Ehrfurcht empfing. Einen andern Theil gab sie der Kirche, welche sie zu Rom gebaut hatte u. die unter dem Ka-

men zum heiligen Kreuze von Jerusalem bekannt ist, wo sich noch gegenwärtig jene Reliquie befindet. Sie machte auch der Kirche die Ueberschrift des Kreuzes zum Geschenke, die man daselbst an einem Schwibbogen befestigte, wo sie im Jahre 1492 in einer bleiernen Kapsel eingeschlossen gefunden wurde. Den beträchtlichsten Theil des heiligen Kreuzes ließ die heilige Helena in ein silbernes Futteral einschließen, übergab ihn sodann zu Jerusalem dem heiligen Bischofe Makarius, damit es der Nachwelt aufbewahrt würde. Man legte diesen kostbaren Schatz in der prachtvollen Kirche nieder, welche die Kaiserin u. ihr Sohn hatten erbauen lassen; von allen Seiten strömten die Gläubigen zu dessen Verehrung herbei. Oft schnitt man Stücke ab, welche man frommen Personen gab, ohne daß man nur die geringste Abnahme an dem geheiligten Holze bemerkte: diese Thatsache wird von Paulinus in einem Briefe an Severus erzählt. Der heilige Cyrillus von Jerusalem sagt, daß man, 25 Jahre nach Entdeckung des heiligen Kreuzes, dasselbe in kleine Stücke zerschnitten u. in alle Länder der Erde verschickt habe; er vergleicht dieses Wunder mit jenem, welches Jesus wirkte, als er mit 5 Broden 5000 Menschen in der Wüste speiste. Eben diese Kirche wurde auch die Basilika des heiligen Kreuzes genannt, wegen des Schatzes, den sie besaß. Noch gegenwärtig führt die Hauptkirche des heiligen Kreuzes den Namen der Kirche des heiligen Grabes oder der Auferstehung, u. zwar, weil eine Kapelle über dem Grabe oder der Höhle, worin der Leib des Heilandes eingeschlossen lag, erbaut worden war und dieselbe sich in dem Garten, der an den Calvarienberg stieß, befand. Dieses Prachtgebäude wurde, als man Jerusalem erbaute, durch die Ringmauer mit in die Stadt gezogen. Konstantin ließ auch eine Kirche auf der Stelle, wo Christus in den Himmel erhoben wurde, errichten. Dieser Ort war schon seit dem Entstehen des Christenthumes durch die Verehrung der Gläubigen verherrlicht worden und alle hatten hier immer den Heiland angebetet, wenn es ihnen ihre Feinde gestatteten. — Das Fest der K. ist sehr alt. Man findet es in der abendländischen Kirche schon seit dem 5. oder 6. Jahrhunderte, am 3. Mai.

Kreuzerhöhung. Das wunderbare Kreuz, welches Konstantin der Gr. am Himmel sah und die Entdeckung des Kreuzholzes durch die heilige Helena (s. d. u. Kreuzerfindung), gaben Veranlassung zu diesem Feste, das in der griechischen u. lateinischen Kirche seit dem 5. u. 6. Jahrhunderte gefeiert wird. Die Wiedererlangung dieses ehrwürdigen Werkzeuges unseres Heiles unter Heraklius Regierung verliehen diesem Feste einen neuen Glanz. Als sich im Jahre 614 Chosroes, König von Persien, in dem Kriege, den er wider die Römer führte, der Stadt Jerusalem bemächtigte, plünderte er dieselbe, machte den Patriarchen u. eine große Anzahl Christen zu Gefangenen u. ließ das heilige Kreuz aus der obengenannten Kirche wegnehmen, um es nach Ktesiphon, der Hauptstadt des persischen Reiches, bringen zu lassen, wo es in die königliche Schatzkammer gelegt wurde. Sobald Gott, der auf diese Art die Sünden der Christen gestraft hatte, wieder versöhnt war, erfocht der, damals im Orient regierende, Kaiser Heraklius einen ausgezeichneten Sieg über die Perser, durch welchen Sirons, der Sohn und Nachfolger Chosroes auf dem persischen Throne, genöthigt wurde, den Kaiser Heraklius um Frieden zu bitten, welcher im Jahre 628 zu Stande kam. Die erste Bedingung desselben hieß: Zurückstellung des heiligen Kreuzes, welche auch erfolgte; Sirons gab dasselbe in jenem silbernen Behältnisse zurück, in welches die heilige Helena es hatte legen lassen. Weil Sirons zugleich die zu Gefangenen gemachten Christen, unter welchen sich auch der Patriarch Zacharias von Jerusalem befand, frei geben mußte, so brachte dieser bei der Heimkehr in seine Stadt das Kreuz des Heilandes mit gebührender Ehrerbietung zurück. — Kaiser Heraklius selbst wollte dasselbe an seinen vorigen Platz bringen u. kam in dieser Absicht nach Jerusalem. Allein, da er mit demselben durch die Thore der Stadt *einziehen wollte*, hielt ihn eine geheime Macht zurück, daß er *keinen Schritt vorwärts thun konnte*. Der Patriarch Zacharias, den prunkvollen

Aufputz des Kaisers u. seinen mit Gold u. Perlen reichbesetzten Purpur bemerkend, sagte zu ihm: „Sieh' zu, daß du nicht etwa durch die Pracht deiner Kleidung die Armuth u. Demuth Jesu Christi zu wenig nachahmst." — Der Kaiser legte deßhalb sogleich seinen Schmuck von sich u. zog ein Kleid von geringerem Werthe an, worauf er mit leichter Mühe den Weg fortsetzen und das Kreuz an den früheren Platz in die Kirche des heiligen Kreuzes bringen konnte, an welchem es wieder zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wurde. Die feierliche Uebertragung geschah am 14. September 629. Von dieser Zeit an wurde das schon vorhin gefeierte Fest der Erhöhung des heiligen Kreuzes nicht nur in der morgenländischen, sondern auch in der abendländischen Kirche noch berühmter.

Kreuzgänge nennt 1) die katholische Kirche jene Bitt- oder Bußgänge, welche von einer gläubigen Gemeinde unter Vortragung des Kreuzes — zum Zeichen, daß wir Christus nachfolgen u. Ihn, den Gekreuzigten, überall bekennen sollen — und mit eifrigem Gebete an heilige Orte gehalten werden. Die Fahnen werden hierbei mitgetragen als Zeichen des Sieges, den Jesus Christus für unsere Erlösung über Tod u. Hölle errungen hat. Solche Bittgänge finden nach Anordnung der Kirche am Markustage u. in der Kreuzwoche (s. d.), wie auch bei andern allgemeinen Anliegen statt. — 2) K. heißen auch die gewölbten Gänge um die Dom- u. Klosterkirchen, in denen gewöhnlich ein großes steinernes oder hölzernes Crucifix errichtet ist.

Kreuzherren, regulirte Chorherren, über deren eigentlichen Ursprung man keine volle Gewißheit hat. Nur so viel ist gewiß, daß dieselben Anfangs kein eigentliches Ordens-Institut bildeten, sondern bloß der Pflege der Kranken gewidmet waren. Sie existirten schon im 12. Jahrhunderte u. wurden von Innocenz IV. bestätigt. Derselbe Papst ertheilte ihnen eine Regel, wodurch sie die Form eines Kloster-Institutes erhielten. Sie trugen ein schwarzes Kleid, in welches ein rothes Kreuz eingewebt war, auch sollten sie jederzeit ein Kreuz in den Händen tragen. Uebrigens theilten sich dieselben in verschiedene Zweige, vorzüglich in Frankreich u. Deutschland, u. zeichneten sich im Kriege gegen die Albigenser aus.

Kreuznach, Kreis-Hauptstadt und bekannter Kurort im Regierungsbezirke Koblenz der preußischen Provinz Niederrhein, unter dem 49. Grade nördlicher Breite u. 25. östlicher Länge, 285 Fuß über der Meeresfläche gelegen, ist durch die Nahe in zwei ungleiche Hälften, Alt- u. Neustadt, getheilt, welche durch eine massive eiserne Brücke vereinigt sind, ist der Sitz sämmtlicher Kreisbehörden, eines Hauptzollamtes und Postamtes, besitzt 4 Kirchen und eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Gewerbsschule, zählt über 8000 Einwohner u. hat einen nicht unbedeutenden Fabrikbetrieb u. Handel in Landesprodukten. K. war schon Sitz der Römer. Der Name Crucinacus, Cruciacum findet sich zuerst in den Urkunden der Kaiser, die in K. einen Palast hatten. Von 843, wo K. mit dem Nahegau bei der Theilung zu Verdun an Ludwig den Deutschen kam, gehörte es bald den Grafen des Nahegaues, bald den Wild- u. Raugrafen, bald zum Bisthume Speier, bald zu Trier, bis es 1246 durch Erbschaft an die Grafen von Sponheim fiel u. eine glücklichere Epoche für K. begann, die befestigte Neustadt am Fuße der Kauzenburg entstand u. mit der Altstadt durch eine auf 7 Pfeilern ruhende, steinere Brücke, K.s großartigstes Bauwerk der älteren u. neuesten Zeit, vereinigt wurde. Mit dem Tode des Grafen Simon IV., des letzten männlichen Sprößlings dieses Hauses, kam K. 1437 an Baden, Pfalzsimmern u. Kurpfalz. Nach langem Wohlstande zerstörte der 30jährige Krieg alle Früchte einer Reihe glücklicher Jahre u. brachte die Stadt 1620 in den Besitz der Spanier, welchen sie Gustav Adolph von Schweden 1632 entriß; aber 4 Jahre nachher wieder von dem spanischen Generale Gallas erobert, wurde sie sodann als neutraler Ort unter die gemeinschaftliche Regierung Badens u. Pfalzsimmerns gestellt. 1644 kam K. an den Pfalzgrafen zu Simmern, von diesem erblich an das Kurhaus. Nach dem 1685 erfolgten Tode Karls, des letzten männlichen Erben dieses Hau-

ses machte dessen Schwester Elisabeth durch ihren Gemahl, den Herzog Philipp von Orleans, ihre Erbansprüche mit Gewalt der Waffen geltend. Die schrecklichste Verwüstung der Stadt und der ganzen Pfalz waren die Folgen. Burg, Stadt, Palast, die festen Bergschlösser der umliegenden Gegend u. die Sponheimer Kirche fielen als Opfer des Angriffes. An die Stelle des Wohlstandes der Bürger trat Armuth. Der Ryswicker Friede brachte 1697 K. wieder an seinen rechtmäßigen Herrn, den Kurfürsten Johann Wilhelm von Neuburg, der, später (1707) auch zur Alleinherrschaft der vorderen Grafschaft Sponheim gelangt, K. aus seiner traurigen Lage befreite und ihm neue Kräfte gab, in deren Besitz kaum gelangt, es aufs Neue durch die Truppenbewegungen der französischen Revolution schwer bedrängt wurde. Dieser letzten, aber schrecklichen Katastrophe machte der Lüneviller Friede 1801 ein Ende, als K. Frankreich einverleibt u. dem Rhein- und Moseldepartemente zugetheilt wurde. Das Jahr 1814 brachte die Stadt wieder zu Deutschland und das folgende Jahr unter Preußens Scepter, der sie alles jenes Heil finden ließ, was bei einer glücklichen Regierung ein langjähriger, segensreicher Friede zu bieten vermag. — Die Geburtsstätte der unmittelbar aus Feldspath- u. Porphyrfelsen entspringenden K.er Mineralquellen ist das von den hohen Porphyrwänden der Haardt und der Gans engbegränzte Nahethal. Unter ihnen sind 5 im Kurgebrauche. Ihre Temperatur variirt nach der Tiefe, aus der sie entspringen. Es beträgt jene: bei der Elisabethenquelle 10° R., bei der Nahequelle 8° R., beim Karlshaller Brunnen 21° R., beim Theodorshaller Brunnen 16° R., beim Münsterer Brunnen 22° R. Abweichend ist ihr specifisches Gewicht je nach ihrer Benützung zur Salzbereitung, mit deren stärkerem Betriebe es zunimmt. Es variirt zwischen 1,004 u. 1,011. Der quantitative Gehalt derselben beträgt zwischen $\frac{7}{8}$ u. $1\frac{1}{3}$ per Ct. Das Aussehen ihres frisch geschöpften Wassers ist vollkommen klar, farblos und durchsichtig und entwickelt nur eine unbedeutende Menge aufsteigender Gasbläschen. Unter dem Einflusse der atmosphärischen Luft trübt es sich ins Gelbliche u. setzt eine Menge gelblicher, aus Eisenoxydhydrat u. kohlensaurem Kalke, Thon- u. Kieselerde bestehende Flocken ab, die sich in einem offenen Gefäße früher, in einem verschlossenen später niederschlagen u. dann das Wasser wieder klar erscheinen lassen. Der Geschmack desselben ist bitterlich-salzig u. auf der Zunge etwas prickelnd, jedoch abweichend nach den, in ihm enthaltenen, festen Bestandtheilen. Die vorzüglichsten derselben sind jod-, brom-, kohlen- und salzsaure Salze, die sich am reichhaltigsten in der Elisabethenquelle finden. Die Heilwirkung der K.er Mineralquellen, wie aller anderen, ist an die verschiedene Methode ihres Gebrauches geknüpft. Die Form der Anwendung des K.er Wassers ist eine innerliche als Getränk u. eine äußerliche als Wasser-Douche- u. Dampfbad. Beim innerlichen Gebrauche entfaltet sich seine Wirkung zunächst in der Magen- u. Darmschleimhaut, als der nächsten Berührungsfläche, u. äußert sich als wohlthätige Anregung der Verdauung u. verbreitet sich in dieser Weise vorerst über die gleichartigen Gebilde (Lungenschleimhaut) u. verwandten organischen Systeme (Harnwerkzeuge) u. allmälig u. mittelbar durch das lymphatische Drüsensystem über den Gesammtorganismus. Der Grundcharakter dieser Wirkung besteht in Vermehrung der Absonderung. Quantitativ u. qualitativ abhängig ist diese von der chemischen Constitution der verschiedenen Quellen u. von der Quantität des genossenen Wassers. Bei der äußerlichen Anwendung in Form von Bädern, Umschlägen, Waschungen. Einspritzungen u. Klystieren trifft der Wirkungsaffekt mit jenem des innerlichen Gebrauches in seinen Grundzügen überein: denn die äußere Haut hat, wie die innere schleimhäutige Umkleidung, die Bestimmung der Aufnahme u. Ausscheidung u. steht darum, wenn auch in verschiedener und eigenthümlicher Weise, in gleich wichtiger Beziehung zur Reproduktion. Unterschiedlich ist der Grad der örtlichen u. allgemeinen Wirkung der Bäder, je nach ihrer Dauer, Temperatur und der chemischen Constitution des dazu verwendeten Wassers. Die Heilwirkung des K.er Mineralwassers, werde es äußerlich oder

innerlich angewendet, entfaltet sich vorzugsweise in dem lymphatischen Drüsensysteme, darum bieten auch die Krankheiten dieses Systemes die eigentlichen Heilobjekte für dessen Anwendung. Als dahin gehörige Krankheitsformen erkennt man vorzugsweise die Drüsenskropheln, Schleimhautskropheln, Knochen- u. Gelenkskropheln, skrophulöse Augen- u. Ohrkrankheiten, skrophulöse Leiden der Nasenhöhle u. s. w. Nächstdem sind es die Affektionen der äußeren Haut, zu denen die K.er Quellen in besonderer Relation stehen u. wo sie sowohl Krankheitszustände, die auf gesunkener Energie, als auf gesteigerter Empfindlichkeit dieses Organs beruhen, hülfreich bekämpfen u. nicht minder erfolgreich gegen jene, die entweder als Reflex innerer Krankheiten auf der Körperoberfläche erscheinen, oder aber von dieser auf wichtigere und innere Gebilde zurückgetreten sind, die gegen solche Krankheitsformen, bei welchen die Haut selbst — ohne durch Contagium inficirt zu seyn — den primären Sitz der Krankheit abgibt, so wie gegen diejenigen, die als Reflex der skrophulösen Dyskrasie auftreten, in Gebrauch gezogen werden. Dahin gehörige Krankheitsformen sind: die verschiedenen Reizbarkeitsverstimmungen der Haut mit vermehrter oder verminderter Schweißsecretion, Haut- u. Zellhautgeschwüre und das große Heer chronischer Hautausschläge. — Allgemeine Regeln der Gebrauchsweise der K.er Mineralquellen sind: Man trinke des Morgens, wo möglich nüchtern, nach individuellem Bedürfnisse kalt, oder erwärmt, unvermischt oder unter dem Zusatze von Milch, oder verstärkt mit einem abführenden Salze; man beginne mit kleinen Portionen und gehe nur nach Bedürfniß vorsichtig u. allmälig zu größeren über; man trinke immer nur in Zwischenräumen von 10—15 Minuten, die man durch angemessene, doch nicht ermüdende Bewegung ausfüllt; man halte nie dafür, daß starke Darmentleerungen den Heilerfolg begünstigten, da diese nur secundär sind u. oft schaden. Man badet am geeignetsten des Morgens u., wo möglich, nüchtern oder eine halbe oder ganze Stunde nach eingenommenem Wasser oder 1—2 Stunden nach einem leichten Frühstücke; Schwächliche baden manchmal mit besserem Erfolge nur des Abends, der darauf folgenden Nachtruhe wegen. Die gewöhnliche Temperatur eines Bades beträgt 24—26°, die höchste 28°, die niederste 22—20° R. Als Verstärkungszusätze zu den Mineralwasserbädern K.s dienen das gradirte Wasser u. die Mutterlauge. Die Mutterlauge u. das Mutterlaugensalz werden auch versendet u. mit dem besten Heilerfolge den Süßwasser- u. anderen Mineralwasserbädern beigegeben. Ausgezeichnet wirken sie in Verbindung mit Ems. μ.

Kreuzpartikel. Nachdem die heilige Helena das Kreuz Christi aufgefunden hatte (s. Kreuzerfindung), wurde dasselbe in Jerusalem aufbewahrt u. war stets Gegenstand der höchsten Verehrung der Christen. Von demselben wurden endlich viele Stückchen abgeschnitten und diese, unter gehöriger Recognition, mit Erlaubniß der kirchlichen Behörde in Gold u. Silber gefaßt und dann zur Verehrung in den Kirchen ausgesetzt (particulae crucis). Der K. wird bei der heiligen Messe und anderen Andachten gewöhnlich zwischen zwei brennenden Lichtern ausgesetzt; bei den Anräucherungen des Altars incensirt der Priester den K. stehend; auch werden in manchen Kirchen Kreuz-Messen u. Kreuz-Aemter unter Exposition des K.s gehalten; nach diesen und anderen Andachten wird mit demselben die Benediction über das Volk gegeben, und dann solcher zum Küssen dargereicht. Auch finden an manchen Orten, besonders an den Festen Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, Prozessionen unter Vortragung des K.s Statt; vor u. nach denselben wird das Volk damit gesegnet.

Kreuzspinne (epeira crucigera), ist die größte von allen in Deutschland vorkommenden Spinnarten, mit zwei Höckern an den Seiten des Bauches, einem weißen Kreuze auf dem dunkelbraunen oder röthlichen Rücken und einem dicken Hinterleibe. Sie baut ein radförmiges Gespinnst, dessen Mittelpunkt ihr Sitz ist, zittert, wenn sie angehaucht wird, u. wird sehr kirre. Ihre Fäden kommen aus einigen Spinnwarzen, deren jede 1000 Oeffnungen hat, so daß jeder einzelne Faden aus einigen tausend dünnen Fäden zusammengesetzt ist. Ihr Gespinnst

hat man zu Strümpfen, Handschuhen u. dergleichen zu benützen versucht. Sie legt im Herbste gegen 1000 Eier, die sie mit einer gelben Seide umspinnt, u. stirbt bald darnach.

Kreuzweg nennt man den Weg, welchen Jesus Christus von Jerusalem aus bis auf den Kalvarienberg, wo er den Kreuzestod erlitt, machen mußte. Die ersten Christen, begeistert von der Verehrung, die sie für jene Orte trugen, welche durch das Leiden u. den Tod Christi geheiligt waren, besuchten häufig dieselben. Mit der Zeit wurden an jenen geheiligten Stätten Stationen-Bilder errichtet, durch welche das Leiden u. der Tod Jesu Christi dargestellt ward. Mit diesen Besuchen verbanden die römischen Päpste besondere Ablässe für jene Christgläubigen, die zur Verehrung des Leidens u. Todes unsers Erlösers an jene heiligen Orte wallfahrteten. Als die Saracenen das heilige Land erobert hatten u. sohin die Besuche der heiligen Orte nur mit großer Gefahr geschehen konnten, gestatteten die römischen Päpste die Errichtung der sogenannten K.-Stationen für die ganze Christenheit und verliehen mit dem Besuche derselben alle jene Ablässe, welche mit dem Besuche der heiligen Orte selbst verbunden waren. — Der K. ist ein Mittel, sich das Leiden und den Erlösungs-Tod Jesu zu vergegenwärtigen. Derselbe besteht aus 14 — 15 Bildern, welche das Leiden Jesu vom Anfange bis zum Ende darstellen. Jedes Bild ist eine besondere Station, u. am Freitage, wie an den Sonntagen Nachmittags in der Fastenzeit, werden bei jeder einzelnen Station besondere Betrachtungen über den Leidenszug, den sie enthält, angestellt. Zur Einweihung der Stationenbilder haben die Seelsorger bei ihrem Ordinariate besonders um Erlaubniß nachzusuchen. Da aber diese u. die Ertheilung der auf den K. bewilligten Ablässe von dem Heiligen Vater meist den Franciscaner-Rekollekten oder Reformaten vorbehalten ist: so haben die Pfarrer in jenen Diözesen, wo dieses Statt findet, in ihren Gesuchen denjenigen Pater Franciscaner anzugeben, welcher die Einweihung solcher Bilder vornehmen soll. — Als Kunstwerk ist der von Jos. Führich in der neu erbauten Pfarrkirche St. Johann zu Wien al Fresko ausgeführte u. durch A. Petrak in Kupfer gestochene K., mit Text von M. Terklau, wohl der schönste, Regensb., Manz, 7 Lief., 1846—48.

Kreuzwoche heißt die sechste Woche nach Ostern, weil an den ersten drei Tagen derselben, unter Vortragung des Kreuzes, nach Vorschrift der Kirche Bittgänge, wie am St. Markustage, abgehalten werden. Mamertus, Bischof von Vienne in Frankreich, führte solche bei Gelegenheit trauriger Elementar-Ereignisse zuerst (449) in seiner Diözese ein. Nach u. nach wurden sie allgemein u. die erste Kirchenversammlung von Orleans erließ hierüber die erste Verordnung. Die Bittgänge, welche in eine andere Pfarr-, Filial- oder Klosterkirche gehalten werden, sollen nach der Absicht der Kirche eigentlich Bußgänge seyn, bei denen die Gläubigen Gott zugleich um das Gedeihen der Feldfrüchte bitten sollen. Bei denselben wird das Hochwürdigste nicht mitgetragen u. die Evangelien werden nicht abgesungen, sondern die Allerheiligen-Litanei gebetet, weßwegen sie Litaniae heißen; auch hat hiebei die blaue Farbe Statt.

Kreuzzüge heißen die Kriege, welche von den abendländischen Christen von dem Ende des 11. bis zu dem Ende des 13. Jahrhunderts zur Eroberung des heiligen Landes geführt wurden. — Seit den großen Tagen der Erlösung fand aus allen Theilen der Erde ein stets ununterbrochener Zug nach Jerusalem statt. Besonders ermunternd war das Beispiel der heiligen Helena, Mutter Konstantins des Großen gewesen; die über dem Grabe des Erlösers erbaute Kirche verlieh den Pilgern eine heilige Andachtsstätte. Im 10. Jahrhunderte hatte die Furcht, im 11. die Innigkeit der Andacht und die Verwüstung von Kirche und Staat im beginnenden Investiturstreite (s. d.) Viele nach Palästina geführt. Schon Sylvester II. hatte (999) im Namen des verwüsteten Jerusalems die allgemeine Kirche um Hilfe angerufen; Gregor VII. sah sich bei der Beunruhigung der Pilger schon im Geiste (1074) als Führer eines Heeres zu Befreiung des

heiligen Grabes. „Weil unsere Väter, schrieb er, zur Befestigung des katholischen Glaubens diese Gegenden oft betreten haben, so wollen auch wir, unterstützt durch die Gebete aller Christen, wenn sich uns unter der Leitung Christi der Weg dahin öffnet, — weil der Weg des Menschen nicht in seiner Hand ist, u. von dem Herrn die Schritte des Menschen geleitet werden. — um desselben Glaubens willen und zur Vertheidigung der Christen dahin gehen." Der griechische Kaiser Alexius rief auf der Synode von Piacenza um Hilfe (1095). Peter der Einsiedler (s. d.) verkündete nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande mit ungewöhnlichem Feuer der Rede, kühner Zuversicht des Glaubens und wunderbarer Begeisterung die Drangsale der Christen im Oriente, sowie den an ihn unmittelbar von Christus ergangenen Befehl, dieselben zu retten. Da beschied ihn Urban II. nach Clermont zur Synode. Hier klagte der Papst von Neuem: Wo die Morgenröthe in dunkler Nacht menschlicher Verwirrung angebrochen, die Sonne der Wahrheit zur Erleuchtung des Menschengeschlechts aufgegangen; wo der Sohn Gottes in menschlicher Gestalt u. als Mensch unter Menschen zu wandeln sich gewürdigt; wo der Herr gelehrt, gelitten, gestorben, von den Todten auferstanden ist u. das Heil des Menschengeschlechtes gewirkt u. erworben hat — in dieses Heiligthum sind Heiden eingebrochen u. haben den Tempel Gottes befleckt; die Leiber der erschlagenen Heiligen liegen den Vögeln u. wilden Thieren zur Speise, ausgegossen wie Wasser ist in und um Jerusalem das Blut der Heiligen, u. Keiner kommt, um sie zu begraben. Vertrauend auf Gottes Barmherzigkeit und gestützt auf die den Aposteln Petrus und Paulus verliehene Vollmacht, erlasse ich den gläubigen Christen, die aus wahrer Andacht gegen diesen Feind die Waffen ergreifen, die unermeßlichen kanonischen Strafen; die mit reiner und wahrer Buße auf dieser Reise dahinscheiden, dürfen nicht zweifeln, daß sie Erlassung der Sünden und ewige Seligkeit erlangen werden." Alles Volk rief: „Gott will es!" Das Zeichen des Kreuzes auf der rechten Schulter sollte das Symbol des gemeinsamen enthusiastischen Zieles seyn; an diesem Zeichen sollte Jeder seine Gedanken u. Gefühle in dem Andern wiederfinden u. in diesem Gefühle der Unterschied von Freund und Feind aufgehoben seyn. Der freiwillige Aufstand sollte unter der Leitung der Ritter seyn. — Bei den K.n, der zweiten großen Bewegung des germanischen Europa, und, sofern sie auf kirchlichen Boden erwachsen, der ersten, tritt uns in höchst überraschender Weise vor Augen, was die Kirche Christi allmälig unter den schwierigsten und zerstörendsten Verhältnissen bei den germanischen Völkern gewirkt hat. Durch Jahrhunderte hatte sie unter Hohen und Niederen einen wahrhaft christlichen Geist entwickelt, der den Besitz der überirdischen Güter jenem der irdischen vorzog, der die obliegende Pflicht mehr aus innerem Triebe, als aus äußerem Zwange erfüllte, und sie endlich zu jenem Heldenakte des Christenthums begeisterte, worin in höchster Eintracht u. freudiger Hingebung Fürsten u. Völker zur Eroberung jenes Landes eilten, in dem einst der Heiland die Erlösung vollbracht, u. es durch seine Gegenwart geheiligt hatte. So erscheinen die K. als ein wahrer Triumph des Christenthums, in dem die Nachkömmlinge jener Barbaren, die einst die Eisgefilde u. Wüsteneien des Nordens verlassen und in dem weltlichsten Sinne sich anderwärts bloß weltlichen Besitz erobert hatten, nun, ganz im Gegensatze zu den von ihren Ahnen gemachten Eroberungen, ihr Hab und Gut, kurz Alles, was dem sinnlichen Menschen hienieden wünschenswerth seyn kann, verließen, um unter selbst aufgelegten Entbehrungen, Mühen u. Leiden, unter Gefahren ihres Lebens, mit der größten Selbstverläugnung, bloß eine große christliche Idee zu verfolgen. Jener höhere Geist, der einstens in der Völkerwanderung die Fürsten angetrieben hatte, in die Kirche einzutreten, u. zur Befestigung ihrer Throne und der bürgerlichen Ordnung auch ihre Völker dahin nachzuziehen: eben diese trieb nun die Völker an, mit Hintansetzung alles Irdischen den Mahnungen der Kirche und dem Beispiele der Fürsten zu folgen, und es bedurfte keines äußeren Zwanges, wo schon die innere Stimme gebot. Mögen auch mancherlei irdische Trieb-

federn mit eingewirkt haben: immer wird man aber gestehen müssen, ein Gedanke, der so große Volksmassen durch 200 Jahre bewegte, war nicht von dieser, sondern von jener Welt, u. er galt zugleich dem christlichen Gemüthe, wie der christlichen Ehre. — Frankreich u. Italien geriethen zuerst in Bewegung. Schon im Frühlinge 1096 brachen zahlreiche, aber ungeordnete Schaaren unter Peter von Amiens, dem Einsiedler (s. d.) und dem Ritter Walther von Habenichts auf; aber dieser voreilige Zug war schon in der Bulgarei zur Hälfte herabgeschmolzen und dann von den Türken völlig vernichtet worden. Größeren Erfolg versprach die wohlgerüstete Heerfahrt der Fürsten u. Herren. Die Lothringer erhoben sich zuerst unter Gottfried von Bouillon (s. d.), welcher 1096 im August 80,000 Mann Fußvolk u. 10,000 Reiter durch Ungarn führte, im Mai 1097 sich mit den übrigen Kriegern in der Ebene von Nicäa vereinigte, welches belagert ward und durch heimliches Einverständniß sich den Griechen ergab. Im folgenden Jahre wurde Edessa und Antiochien erobert und endlich am 15. Juli 1099, nach unsäglichen Drangsalen, Jerusalem erstürmt. Gottfried von Bouillon, zum Könige ernannt, weigerte sich, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Erlöser eine Dornenkrone getragen, u. nannte sich nur Baron von Jerusalem u. Beschützer des heiligen Grabes. Der Verlust Edessa's, welches als eine Vormauer Jerusalems betrachtet wurde, durch die Schelbschucken, veranlaßte den zweiten K. (1147 bis 1149), an dessen Spitze sich, durch Bernhard von Clairvaux (s. d.) bewogen, zwei Könige, Konrad III. von Deutschland u. Ludwig VII. von Frankreich, stellten. Allein ihre Schaaren wurden durch der Griechen Verrath u. des Himmels Ungunst größtentheils aufgerieben; vergebens belagerten sie Damaskus; unverrichteter Sache kehrten die Fürsten mit den Trümmern ihrer Völker nach Europa zurück. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin (s. d.) bewog die drei vornehmsten Fürsten der Christenheit, Kaiser Friedrich Barbarossa, Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich, mit der Blüthe ihrer Ritterschaft zu einem dritten Zuge (1189—93). Allein Friedrich ertrank schon 1190 im Saleph bei Seleucia und der größte Theil seines Heeres kehrte nach Deutschland zurück. Die Könige von Frankreich u. England eroberten zwar Akkon (Ptolemais), da aber Philipp August, eifersüchtig auf Richards Kriegsruhm, bald darauf nach Hause zurückkehrte, so konnte Richard nichts Bedeutendes ausführen und mußte einen Waffenstillstand mit Saladin schließen. Ein Zug der Franken u. Venetianer, 1202—1204 von Innocenz III. eingeleitet, erreichte Palästina gar nicht und begründete nur eine Herrschaft der ersteren im griechischen Reiche, in dem sie Konstantinopel eroberten u. bis 1261 behaupteten (lateinisches Kaiserthum). Den fünften K. (1228), veranlaßt durch den Verlust von Damiette, unternahm Kaiser Friedrich II., welcher vom Sultan von Aegypten einen 10jährigen Waffenstillstand u. den Besitz aller heiligen Orte erlangte. Eine Verletzung des Waffenstillstandes führte abermals den Verlust Jerusalems herbei. Zum Danke gegen Gott für Genesung von schwerer Krankheit unternahm Ludwig IX. oder der Heilige den sechsten K. (1248), zunächst gegen Aegypten. Er eroberte zwar Damiette, wurde aber beim weiteren Vorrücken mit seinem Heere gefangen und erhielt nur gegen schweres Lösegeld seine Freiheit. Als die Mameluken das Sultanat von Aegypten an sich gerissen und den Christen mehre Besitzungen genommen hatten, trat Ludwig (1270) den siebenten K. an, starb aber schon vor Tunis. Seitdem gingen die letzten Ueberreste der christlichen Herrschaft verloren; 1291 fiel Akkon, die letzte Besitzung der Christen, in die Hände der Mameluken. — Wurde nun gleich der eigentliche und nächste Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, so sind dieselben gleichwohl für die europäische Menschheit von den großartigsten u. heilsamsten Erfolgen begleitet gewesen. Alle ernsteren Forscher, welche den allgemeinen Zustand Europa's am Ende der K. mit jenem vor dem Beginne derselben vergleichen, stimmen dahin überein, daß die *Civilisation unermeßliche Vortheile* daraus geschöpft habe. Offenbar sind die *Fortschritte der Schifffahrt*, des Handels, der Gewerbe, und mannigfaltige Ver-

besserungen, welche sich als eine natürliche Folge der Berührung des Occidents mit dem gebildeten Oriente zeigten. Wir können aber an noch ungleich wichtigere Thatsachen als Folgen der K. erinnern. Die ihnen unmittelbar vorangehende, zersetzende und auflösende Bewegung, welche die Existenz der europäischen Societät bedrohte, ist durch diese entgegengesetzte Bewegung aufgehoben worden. Die abgesonderten Feuerherde, welche das Lehenwesen sich auf dem staatlichen Gebiete errichtet hatte, zerstörten sich gegenseitig auf einem größeren Spielraume, u. die politische Freiheit, ihres feindseligen Geistes entbunden, konnte sich jetzt, ohne Gewalt zu üben und die sociale Einheit zu brechen, fest begründen und weiter verbreiten. Vor Allem aber muß man sich an die religiöse Idee halten, welche diesen Völkerbewegungen zum Grunde lag, und sogleich gewahren wir andere Gewinne in denselben, als bloßen politischen Nutzen, gesellschaftliche Umwälzungen und materielle Weiterbeförderung der Civilisation. Diese Idee nun war nicht von der Vernunft ausgegangen, sondern war vielmehr geradezu gegen die vernünftige Berechnung gerichtet, und zwar dazu bestimmt, die Vernunft in Erstaunen zu setzen, zu verblüffen u. um ihr Uebergewicht zu bringen durch ihr plötzliches Hereintreten u. den lebendigen u. tiefen Eindruck, welchen sie auf den Glauben ausübte. Und gerade in dieser sittlichen Wirksamkeit ist Zweck u. Bedeutung der K. zu suchen. Das Wiedererwachen des Glaubens u. sein Triumph über die verirrte Vernunft, gerade zu der Zeit, wo der Rationalismus sich anschickte, die Herzen zu verderben u. dem Geiste seine wahren Wege zu versperren, das ist die direkte u. unmittelbare u. überraschendste Folge der K. für die christliche Welt. Nur so läßt sich der begeisterte Aufruf der Prediger der K.e erklären. Alle Apostel des Glaubens u. die sonst friedfertigsten Männer nahmen sich dieser Angelegenheit mit einer unwiderstehlichen Energie an, während Abälard und seine Schüler sie theilnahmlos als eine Unbesonnenheit bezeichneten, ja, durch hartnäckige Gründe bekämpften. Die Weisheit des christlichen Rationalismus mußte, wie ehedem die Weisheit der heidnischen Vernunft, durch die Thorheit des Kreuzes zu Schanden gemacht werden. Und wirklich war auch Nichts mehr im Stande, den christlichen Geist des Mittelalters wieder zu wecken, als der Anblick der Verheerung Jerusalems u. das Andenken an die Orte, wo der göttliche Heiland durch sein Leiden u. Sterben die Sünden der Welt gesühnt hat. So ward der rationalistische Egoismus gebrochen, u. eine allgemeine Hingebung für die Gesammtheit folgte auf die selbstischen Bestrebungen, welche zuvor die Kirche u. die Gesellschaft bedrängt hatten. Es riß der Glaube wieder die Herrschaft über den Geist der Welt an sich. A. B.

Kreyßig, Friedrich Ludwig, Arzt, geboren den 7. Juli 1770 zu Eilenburg, Sohn eines praktischen Arztes, besuchte die Landesschule in Grimma, bezog 1788 die Universität Leipzig, ging 1792 nach Pavia, kehrte 1793 nach Leipzig zurück, wurde zum Med. Dr. promovirt u. habilitirte sich hierauf als Privatdocent; 1796 wurde er an die Universität Wittenberg berufen u. gründete daselbst das erste ambulatorische Klinikum; 1803 erhielt er einen Ruf als Hofrath u. Leibarzt des Kurfürsten nach Dresden, begleitete diesen auf seinen Wanderungen 1806 bis 1815 u. kehrte erst nach Herstellung des Friedens nach Dresden zurück, wo er an der neu gestalteten chirurgisch-medizinischen Akademie Professor der Klinik u. zugleich Medizinalrath wurde. 1822, nach einer schweren Krankheit, legte K. die Professur nieder, 1838 unternahm er noch eine Reise nach England u. Irland, 1839 aber den 4. Juni starb er. — K. war ein sehr gesuchter praktischer Arzt u. hat sich namentlich in Behandelung chronischer Krankheiten großen Ruf erworben; auf dem literarischen Felde hat er sich rühmlich bekannt gemacht, besonders durch: „Die Krankheiten des Herzens," Berlin 1814—1817, 3 Thle., übersetzt ins Lateinische u. Italienische u. neu herausgegeben von Dr. Otto Kohlschütter, Berlin 1845. — Ferner schrieb K.: „System der praktischen Heilkunde," 2 Thle., Lpz. 1818, auch ins Lateinische übersetzt; „Ueber den Gebrauch der na-

türlichen u. künstlichen Mineralwasser von Karlsbad rc.," Lpz. 1825, 2. Aufl. 1828, wurde ins Englische u. Französische übersetzt. E. Buchner.

Krieg ist dasjenige Verhältniß zwischen zwei oder mehren mit einander in Streit gerathenen Staaten, wo dieselben diesen auf friedlichem Wege entweder nicht beilegen wollen, oder, ohne ihre Rechte, ihre Wohlfahrt, oder ihre Ehre zu gefährden, nicht beilegen können, daher ihre Absicht mit Gewalt durch einen Kampf in Massen zu erreichen suchen. Der K. ist daher ein gewaltthätiger Zustand zweier oder mehrer Staaten, um durch Waffen zu erzwingen, was durch Unterhandlungen zu bezwecken nicht möglich ist, oder nicht möglich war. In einem solchen Kampfe greift gewöhnlich eine Partei an; die andere ist dagegen bemüht, diesen Angriff abzuwehren. Diesem gemäß wird der Krieg zunächst in den Angriffs- oder Offensiv-K. u. in den Defensiv- oder Vertheidigungs-K. eingetheilt. Nebenbegriffe des K.s sind, a) der Hülfs-K., oder die Unterstützung eines Staates gegen seinen Feind u. die, in der neuesten Zeit geltend gemachte Intervention (s. d.); b) der Bürger-K., jener Staatenverderber, gewöhnlich ein Kind unlauterer Absichten; c) der Empörungs- u. Freiheits-K., wenn nämlich ein Land gegen die rechtmäßige Gewalt sich erhebt u. bezwungen werden muß, oder wenn es seine Unabhängigkeit gegen Fremde vertheidigt; d) der Invasions-K., wenn ganze Landstriche von einem Feinde überschwemmt werden, was besonders bei Angriffs-K.en der Fall seyn kann; e) Völker-K.e, oder die Erhebung eines ganzen Volkes oder mehrer Völker gegen einen äußeren Feind, wie solche in den Jahren 1813—14 u. 1815 geführt wurden. In den früheren u. frühesten Zeiten gab es noch: f) Vertilgungs-K.e, deren Absicht dahin ging, ganze Völker nieder zu machen oder auszurotten, oder zu Sklaven zu machen; g) Religions-K.e, deren wirkliche oder nur vorgespiegelte Absicht die Erhaltung oder Verbreitung der Religion war. Noch sind zu erwähnen h) Exekutions-K.e, um einen gefällten Spruch, oder eine erlassene Bestimmung bei Unfolgsamen in Kraft zu setzen, was im ehemaligen deutschen Reiche häufig vorgekommen. Der K. selbst wird entweder zu Lande geführt und dann erhält er die Benennung Land-K., oder das Theater des K.s ist die See u. dann wird er See-K. genannt. Handelt es sich im K.e um die Eroberung oder Vertheidigung von Festungen, dann nennt man ihn in der neuesten Zeit uneigentlich Festungs-K. Dieser K. enthält nur einige Akte des eigentlichen K.s. Der K. in Massen gegen Massen, oder der K. seiner ursprünglichen Begriffsbestimmung nach, wird auch der große K. genannt, während Unternehmungen von kleineren, verschiedenartig zusammengesetzten u. für sich allein agirenden, Corps unter dem Ausdrucke der kleine K. bekannt sind.

Kriegsartikel, Kriegsgesetze begreifen alles Das in sich, was auf die Kriegsverfassung eines Landes im Allgemeinen sich bezieht, insbesondere aber Alles, was die Mannszucht des Soldaten erhält u. fördert. Sie bestimmen die rein militärischen Vergehen u. Verbrechen, wie Vergehen gegen die Subordination, Diebstahl am Eigenthume eines Kameraden, Plünderung, Marodirung u. s. w. u. die durch die verschiedenen Reglements auf dieselben gesetzten Strafen, weßhalb sie auch Militärstrafgesetze genannt werden, welche jedem in eine Armee Eintretenden vor seiner Verpflichtung vorgelesen u. später öfter wiederholt werden müssen. Die K. sind demnach der Militärcodex, welchem nicht nur Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere von dem untersten bis zu dem höchsten Range, sondern auch alle Militärbeamten der verschiedenen Verwaltungszweige, so wie alle, bei einer Armee anwesenden, Nichtmilitäre unterworfen sind. Wird eine Stadt im Belagerungszustand erklärt, dann werden gewöhnlich die K. auch auf die Bürger angewendet und durch Militärgerichte abgeurtheilt. — Die K. zur Zeit der Landsknechte waren in dem sogenannten Artikelbriefe u. in der Reiterbestallung enthalten u. enthielten den Kriegsgebrauch (s. d.), welchen der Kriegsherr bei seinen Schaaren aufrecht erhalten wissen wollte.

Kriegsbaukunst ist im weitesten Sinne die Wissenschaft oder Kunst, feste

Plätze oder Festungen zu erbauen, dieselben anzugreifen oder zu belagern, oder auch zu vertheidigen, u. somit gleichbedeutend mit Befestigungskunst (s. d.). Sie schließt aber auch, neben jener, d. h. der dauernden, permanenten Befestigung fester Plätze, die vorübergehende oder flüchtige, die sogenannte Feldfortification in sich, welche lehrt, wie man für das Bedürfniß des Augenblickes, höchstens für einen Feldzug oder für ein Gefecht, Schanzen auf dem freien Felde aufwerfen oder verschiedene Terraingegenstände, Pässe, Brücken u. s. w. zu einer vortheilhaften Vertheidigung geschickt machen soll. Die K. zerfällt, abgesehen von der Art der Construction, von der Zeit, welcher sie angehört, von der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, in die offensive und die devensive. Was die Erbauung fester Plätze betrifft, so wird diese heut zu Tage den für diesen Zweck bestimmten nnd ausgebildeten Offizieren des Ingenieurcorps übertragen. Da die festen Plätze indeß in der Regel von höheren Befehlshabern vertheidigt werden, die keine Ingenieure sind, u. dabei die geistigen u. materiellen Kräfte aller Waffengattungen zur Erreichung des Hauptzweckes zusammenwirken, einzelne kleinere Truppenkörper zur Brücken-Hinwegnahme kleiner Festungen beordert werden können, so ergibt sich hieraus die Nothwendigkeit der Kenntniß der permanenten Fortification nicht nur für Ingenieure und Artillerieoffiziere, welche nothwendiger Weise in einem Befestigungsrathe eine entscheidende Stimme haben sollten, sondern auch für alle Offiziere, welche den Grad ihrer Verwendbarkeit erhöhen und höherer Beförderung fähig und würdig werden wollen. — Die Befestigungskunst, oder jener Theil der vertheidigungsweisen Fortification, welche sich mit der Schirmung von Städten u. s. w. durch deckende Vertheidigungsarbeiten beschäftigt, ist ein Kind der durch die erwachenden Leidenschaften der Menschheit erzeugten Gefahr und war im grauen Alterthume, ihrer Wiege, sehr roh und unvollkommen. Man erbaute Städte auf Gipfeln schwer zu ersteigender Berge und glaubte hiedurch gegen die Anfälle jeder feindlichen Macht hinlänglich gesichert zu seyn. Als man in der Befestigungskunst einige Fortschritte gemacht hatte, fing man an, die Städte mit Mauern zu umgeben. Diese Mauern bestanden jedoch in den füheren Zeiten nur in aufgeworfenen Erdwällen, welche man mit hölzernen Thürmen besetzte und vor welchen man Gräben zog, die man mit Schanzpfählen gegen einen plötzlichen Angriff vertheidigte. Die Mauern aus Steinen zu erbauen und ihnen die erforderliche Höhe und Dicke zu geben, war die Folge der späteren Fortschritte in der Befestigungskunst, und so wie diese einmal einen gewissen Grad der Vervollkommnung erreicht hatte, mußte natürlich auch die offensive Fortification besser ausgebildet werden. Der trojanische Krieg und die Befestigung von Troja beweisen, daß die Griechen, wenn gleich nicht die Erfinder der Kriegsmaschinen, die Erfindungen älterer Völker durch Fleiß und Talent vervollkommneten. Die Römer, hierin Schüler der Griechen, übertrafen ihre Lehrmeister durch das Bewunderungswürdige ihrer Belagerungsarbeiten. Als die Alten anfingen, Städte mit Mauern zu umgeben u. vor diesen einen Graben zu ziehen, führten sie Anfangs ihre Mauern gerade, versahen dieselben zum Schutze der auf ihnen aufgestellten Vertheidiger gegen das feindliche Geschoß mit einer ununterbrochen fortlaufenden Brustwehre, schnitten jedoch später 7—8 Fuß über dem Bauhorizonte Schießscharten, oder besser Schießlöcher in diese Brustwehre ein. Da aber durch diese Anlage der Mauern viele unvertheidigte Stellen sich zeigten, so dachten sie später an eine Seitenvertheidigung, und von dieser Zeit an wollte man keine gerade fortlaufenden Mauern mehr; man umschloß die zu befestigenden Plätze mit Mauern, welche in Winkeln gebrochen waren und vertheidigte sie durch steinerne Thürme. Die Germanen dießseits des Rheines hatten, wie wir aus Tacitus und Strabo wissen, bis zu den Zeiten des Drusus keine Städte. Drusus baute an der Lippe zwei Kastelle, jedoch gegen die Germanen, welche sich um feste Plätze um so weniger bekümmerten, als sie feste Wohnplätze nicht zu schirmen hatten. Jenseits des Rheines bauten Drusus und

nach ihm andere römische Imperatoren viele Städte, von denen Köln u. Mainz die merkwürdigsten sind. Die Befestigungkunst war den Germanen lange unbekannt und sie bekamen nicht früher einen Begriff von derselben, bis sie auf ihren Zügen befestigte Städte anderer Völker gesehen hatten. Die Gallier dagegen wurden schon ziemlich bald mit der Befestigungskunst bekannt, sie selbst legten ihre befestigten Plätze meistens auf Höhen und Bergen an, und befolgten somit die Maxime der ältesten Völker. Sie hatten bloß Mauern aus Holz u. Steinen erbaut, kannten jedoch die Minen sowohl zum Angriffe, als zur Vertheidigung und waren in der Anwendung der Chibane, so wie des Kunstfeuers sehr geschickt. Von der christlichen Zeitrechnung an machte die Befestigungskunst keine Fortschritte mehr; die hereingebrochene Barbarei zerstörte entweder, was vorhanden war, oder die Zeit ließ einen Theil der früher angelegten, jedoch nicht unterhaltenen Befestigungen in Schutt versinken; da bestieg Karl der Große den Thron, u. mit diesem Herrscher kehrte einige Bildung in das Abendland zurück. Die festen Plätze am Rheine hatten den über sie losbrechenden Stürmen getrotzt, sie standen da als Denkmäler der Kraft und schirmten weite Landstrecken; im nördlichen und halbwilden Deutschland dagegen war nirgends ein Bollwerk vorhanden. Dießseits des Rheines war man den Städten bis jetzt noch abhold, daher war Nichts im Stande, dem stürmischen Andrange der Ungarn u. Slaven zu widerstehen, welche wie verheerende Fluthen Deutschland überschwemmten u. selbst den Kaisern Tribut abnöthigten (924). Da beschloß Heinrich I., welcher das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren zur ersten Macht des Christenthums erhob, dem raschen Vordringen der Barbaren durch Festungen zu begegnen, welche er besonders in Sachsen erbauen ließ. Unter diesen Festungen befand sich Meißen an der Elbe als Hauptfestung gegen die Einfälle von Osten her, wie schon früher Ensburg an der Ens von den Bayern gegen eben diese Feinde im Süden erbaut worden war. Die Kriegsmaschinen, die Belagerungsart, kurz, Alles, was auf den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze Bezug hat, waren dieselben geblieben, daher konnte die Befestigung von der älteren nicht viel verschieden seyn. Man umzog die Städte mit hohen Mauern, stark genug, den Stößen der Mauerbrecher und den von den Wurfmaschinen gegen sie geschleuderten Steinen und Balken widerstehen zu können. Auf den Mauern erhoben sich in bestimmten Entfernungen Thürme, welche Anfangs rund waren, um von der Gewalt der Sturmböcke weniger zu erleiden zu haben, später aber eine viereckige Gestalt erhielten, nicht allein den Uebergang über den Graben vertheidigen, sondern auch, war der Feind wirklich bis an die Mauer gekommen, die Ersteigung der Mauern mittelst Leitern wehren konnten. So blieb die Befestigung mehre Jahrhunderte lange in allen Ländern Europa's, so fanden sie die Kreuzfahrer in Asien, so war sie in Afrika, und die meistens auf Höhen erbauten Ritterburgen waren nichts Anderes, als mit Mauern, Thürmen u. Gräben versehene Castelle, welche, den bis jetzt üblichen Grundsätzen der Befestigung folgend, die Periode der mehr als 2000 Jahre üblichen uralten Befestigung schlossen. Als seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts das Schießpulver (s. d.) im Kriege in Anwendung gekommen war und die großen Geschütze gegen die Festungen spielten, da waren die Venetianer die Ersten, welche durch die fortwährenden Angriffe der Türken auf ihre Besitzungen zu der Ueberzeugung gelangten, wie unzulänglich die Thürme der befestigten Plätze seien, und so entstanden zwischen 1480 und 1550 statt der Thürme die Bastione (s. d.), welche nichts Anderes, als die verbesserte Theorie der viereckigen Thürme sind. Einige halten Ziska, den Anführer der Hussiten, Andere den Türken Achmet bei der Belagerung von Otranto in Calabrien, Andere einen veronesischen Kriegsbaumeister für den Erfinder dieser fünfeckigen Bastione; allein, gebühre die Ehre der Erfindung wem sie wolle, so viel ist gewiß, daß, wenn nicht vor der Erfindung der eckigen Bastione, doch gleichzeitig mit dieser, Albrecht Dürer seine runden Basteien oder Rundele erbaute, welche, unter verschiedenen Winkeln an die ausspringenden Winkel der Ringmauer einer Stadt an-

gelegt, bestimmt waren, in einem trockenen Graben vorzuspringen. Das Vaterland der eckigen Bastione ist Italien, daher wird die Bastionärbefestigung auch die italienische genannt. Sie zerfällt in die ältere und neuere verbesserte, welche auch die spanische genannt wird. Die alte niederländische Befestigung verdankt ihr Entstehen dem niederländischen Freiheitskampfe u. der Noth der Niederländer, welche zur Erbauung von Plätzen nach der italienischen Manier weder Geld, noch Zeit hatten. Der Charakter dieser alt niederländischen Befestigung besteht in breiten u. flachen Wassergräben, welche, bei der geringen Erhebung des niederländischen Terrains über den Wasserhorizont und bei der Erfahrenheit der Landesbewohner im Deich- u. Wasserbau, leicht herzustellen waren; ferner in niedrigen Hauptwällen ohne alle Steinbekleidung, in einem Niederwalle oder einer Faussebraye, welche den Hauptwall umgibt u. zur niederen Grabenvertheidigung bestimmt; endlich in zahlreichen Außenwerken u. in einer umsichtsvolleren Terrainbenützung, als bei den Italienern. Der Charakter der französischen Befestigung besteht in der Verbindung der italienischen Methode, von welcher sie die Profile entlehnte, mit der holländischen oder niederländischen, von welcher die Anordnung der Werke in Beziehung auf den Grundriß hergenommen ist. Evrard von Bar le duc oder Gerhardt von Herzogenbusch (er schrieb 1594) war der Erste, welcher diese Methode befolgte. Seine Nachfolger waren: de Ville, welcher 1629, u. Graf Pagan, welcher 1546 über Befestigung schrieb; Epoche machend aber in der Geschichte der französischen Kriegsbaukunst ist Vauban (s. d), der Begründer von drei verschiedenen Befestigungssystemen, auf dessen Grundsätzen eine lange Reihe von militärischen Schriftstellern u. Ingenieuren aller Nationen fortbaute. Cormontaigne, berühmt durch seine Kronenwerke (geboren 1696), machte auf ein von ihm erfundenes System keinen Anspruch, sondern will seine Methode nur als eine Verbesserung der ersten Vauban'schen angesehen wissen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts trat Bousmard, ein Zögling der Ingenieurschule von Mezières, mit einer neuen Befestigungsmanier auf. Der General Graf Chasseloup befolgte in seiner Manier Vieles von Bousmard. Das System des 1799 zu Paris verstorbenen Grafen Montalembert ist vorzüglich auf das Vorhandenseyn großer Geschützmassen auf allen Punkten, wo der entscheidende Geschützkampf stattfindet, basirt. Unter den verschiedenen Befestigungssystemen, welche in der neuesten Zeit Aufsehen erregten, nimmt das des bekannten französischen Generals u. ehemaligen Kriegsministers Carnot (s. d.) einen bedeutenden Platz ein, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß jenes Aufsehen mehr durch die Berühmtheit des Namens des Verfassers, als durch die Güte der von ihm vorgeschlagenen Befestigung veranlaßt ward. Carnot gab aus Auftrag des Kaisers Napoleon 1810 sein berühmtes Werk: „Ueber die Vertheidigung der festen Plätze" heraus. Wer die Entwickelungsgeschichte der K. bis auf unsere Zeiten kennen zu lernen wünscht, den verweisen wir auf das Werk des gelehrten Jesuiten Rieger: „Elemente der gesammten K., aus dem getreuen Wegweiser des verirrten Hauptrisses der Regulärfortifikation" (Frankf. a. M. 1733); „Versuch einer K." (Berl. 1755) u. das Werk von Zastrow (Lpz. 1839).

Kriegsgebrauch, Kriegsrecht wird das, durch ein altes Herkommen oder eine längere Uebung beinahe zum Gesetze gewordene, Verfahren gegen den Feind genannt, welches aber auch auf besonderen Verträgen beruhen kann. Dieses Verfahren enthält aber auch alle Beobachtungen gegen feindliche Unterthanen, feindliche Gefangene, gegen feindliche Plätze, welche mit Sturm erobert werden; alle Beobachtungen, welche die Schonung der Spitäler, Kranken u. Wehrlosen, das Staats- u. Privateigenthum u. s. w. betreffen. Von den ältesten Zeiten bis auf das 16. Jahrhundert hing dieses Verfahren mehr oder minder von der Willkür des Siegers ab. Dieser machte seine Uebermacht durch die empörendste Rohheit, durch die Schändung der heiligsten Menschenrechte, durch Mord, Plünderung, Raub, Verwüstung u. Zerstörung gegen besiegte Feinde u. gegen eroberte Städte geltend. Die Römer hatten zwar ein K. (jus bellicum vel belli), oder Satzungen

u. Normen, nach welchen man einen überwundenen Staat oder eine in Besitz genommene Stadt der angenommenen Gerechtigkeit oder Billigkeit gemäß behandelte; die Geschichte liefert indessen viele Beispiele, wie wenig die Römer diesen K. beachteten. Das Mittelalter u. selbst das Christenthum war unvermögend, die rohe Leidenschaft zu zügeln, die Begierden zu fesseln, die Rohheit jener Jahrhunderte zu meistern. Doch glückte es endlich dem Geiste der Zeit im Laufe des 16. u. 17. Jahrhunderts, die Barbarei einigermaßen zu mildern, u. im 18. Jahrhunderte wurde dieser K. in ein gewisses System gebracht, welches, obgleich nicht überall gewissenhaft beobachtet, in der neuesten Zeit gewissermaßen als Norm gilt. Ist der Krieg erklärt, dann ruft jede Macht ihre in fremden Kriegs- oder Civildiensten stehenden Unterthanen unter Androhung verschiedener Strafen zurück; alle Unterhandlungen mit dem Feinde, alle Handelsverbindungen, selbst manchmal jeder Verkehr werden abgebrochen, die Kriegsrüstungen fortgesetzt u. beendet, die verschiedenen Corps verlassen ihre Garnisonen, Lager oder Cantonirungen, u. bewegen sich gegen den Feind. Der Krieg, als ein Zustand, in welchem alle Rechtsverhältnisse zwischen den Kriegführenden Staaten beinahe aufgehoben sind, erlaubt zur Erringung der Ueberlegenheit über den Gegner verschiedene, sonst nicht streng rechtliche Mittel; allein der K. verbietet (außer den allgemein als rechtmäßig anerkannten Waffen), Gift, Dolch, Stilete, den Meuchelmord, den Gebrauch gehackten Bleies und die Führung von Doppelgewehren. Das gegen jene Offiziere und Soldaten, die sich als Kriegsgefangene ergeben, so wie gegen Parlamentaire zu beobachtende Verfahren siehe unter den betreffenden Artikeln. Nicht minder schützt der K. alle feindlichen Unterthanen, wenn sie sich ruhig und antheilnahmlos an dem Kriege verhalten, an Leib und Leben, und selbst das Privateigenthum als solches steht, den Fall einer erlaubten Plünderung abgerechnet, unter seinem Schutze. Indeß gibt es Fälle, in welchen höhere Zwecke die Richtachtung des Privateigenthums gebieten. Staatsgut und Staatseigenthum dagegen, wie Domänen, öffentliche Cassen, ärarialische Vorräthe jeder Art, fallen dem siegreichen Feinde zu u. dieser ist ermächtigt, Steuern zu erheben u. alle Hoheitsrechte auszuüben, welche jedoch mit der Räumung des Landes oder Landstriches erlöschen. In eroberten Festungen schaltet der Sieger nach Gefallen, so lange er in deren Besitze bleibt; er kann daher in denselben, deren Werken u. Vertheidigungsmitteln, jede beliebige Veränderung vornehmen, so wie er auch Eigenthümer des gesammten Materials wird. Auf der See kann der K. das Privateigenthum weniger schützen; denn Alles, was in einem genommenen Schiffe sich befindet, wird als gute Beute erklärt. Die Kranken u. Verwundeten stellt der K. unter den Schutz der Menschlichkeit, u. dieser gemäß sorgt der Feind für deren Pflege u. Heilung ebenso, wie für jene der Seinigen. Die Todten erhalten gewöhnlich ihre Bestattung von dem Sieger, oder es kann zur Bestattung der Gefallenen ein Waffenstillstand geschlossen werden.

Kriegsgefangene heißen alle jene Soldaten, Offiziere u. Militärbeamte, welche in die Gewalt des Feindes gerathen sind. Dieses geschieht entweder in Folge eines Vertrages, oder ohne einen solchen. Wenn der Feind durch Worte oder Zeichen erklärt hat, daß er sich ergeben wolle, oder wenn er, verwundet und hilflos, die Waffen nicht mehr zu führen vermag, dann ist es Pflicht, seiner Person, seines Lebens zu schonen u. ihn als K.n anzunehmen. Ist der Gefangene außer Stand gesetzt, schaden zu können, dann genießt er Schutz u. Sicherheit gegen jede Mißhandlung u. Beleidigung. Wurden bei der Ergebung Bedingungen verabredet, so sind solche gewissenhaft zu erfüllen, es wäre denn, daß der andere Theil sein Wort zuerst gebrochen hätte. Erfolgt die Ergebung unbedingt, so ist des K.n Person dennoch für unverletzlich zu halten. Feindliche Unterthanen, welche ohne Auftrag ihres Souveräns die Waffen ergreifen, können im Falle ihrer Gefangennehmung die Rechte eines Kriegers nicht ansprechen. Sie sind Verbrecher u. als solche zu behandeln. Die Behandlung der K.n, ihre Verpflegung u. Auswechselung, richtet sich nach den zwischen den kriegführenden Mäch-

ten etwa abgeschlossenen Cartels, oder nach den bei einer Capitulation festgesetzten Bestimmungen. Liegen solche Verträge nicht vor, dann gelten gewöhnlich folgende Bestimmungen: Kein K.r darf der nothwendigsten Kleidungsstücke beraubt werden, falls nicht die eigene höchste Noth des Siegers eine Ausnahme macht. Keinem Offizier darf die Uniform oder das Zeichen seines Dienstgrades abgenommen werden. Kein K.r darf eines Ehrenzeichens beraubt werden, welches er an sich trägt. Kein K.r darf zur Annahme von fremden Kriegsdiensten, oder sonst zur Treulosigkeit gegen seinen Souverän gezwungen werden. Für die verwundeten u. kranken K.n ist gleiche Sorge zu tragen, wie für Kranke u. Verwundete der eigenen Truppen. Stellen gefangene Offiziere einen Revers auf ihr Ehrenwort aus, sich nicht zu entfernen, auch bis zur rechtmäßigen Aufhebung ihrer Gefangenschaft nicht gegen jene Truppen, deren K. sie sind, noch gegen jene der Verbündeten zu fechten, so kann ihnen das Seitengewehr wieder zugestellt werden. Sollte ein solcher Offizier sein Ehrenwort brechen und sich entfernen, so ist er nach der Strenge der Kriegsgesetze zu behandeln. — In den ältesten Zeiten, wie bei den Hebräern, Griechen und Römern, wurden die K.n zu Sklaven gemacht, mußten unter dem Joche durchkriechen und wurden dann subhastirt. Die späteren römischen Zeiten u. das Mittelalter enthalten gräuelvolle Scenen von Behandelung der K.n. Wurde je einer am Leben gelassen, so blieb er fortwährend ein schwer mißhandelter Sklave u. nur selten konnte er sich durch schweres Lösegeld loskaufen. Dieser Zustand dauerte so ziemlich bis zum 30jährigen Kriege, nach welchem die Sitte des Auslösens der K.n um baares Geld aufkam. Allein dieses kostbare Verfahren wurde nicht lange beibehalten, und schon im 7jährigen Kriege wurde die Auswechselung der beiderseitigen K.n allgemein und blieb bis jetzt die geltende Norm. Die Behandelung der K.n wurde mit der Sitte, Lösegeld anzunehmen, um Vieles menschlicher und milder. Doch dieses gilt nur von dem gesitteten Abendlande, nicht von den Orientalen, bei welchen der K. noch lange ein Sklave blieb. Erst in den neuesten Zeiten fangen auch diese an, die K.n menschlicher zu behandeln u. sie auszuwechseln. Dagegen haben die Engländer und Russen noch im Laufe dieses Jahrhunderts durch die Behandelung der in ihre Gewalt gekommenen K.n für ihre Hochherzigkeit, ihr Zartgefühl u. ihre Humanität eben keine glänzenden Beweise geliefert.

Kriegsgericht heißt beim Militär jenes Gericht, welches, nach dem Range des Angeschuldigten, entweder unter dem Vorsitze eines Generals, oder Stabsoffiziers sich versammelt, um über Verbrechen zu richten. Sind die Akten geschlossen und zum Spruche reif, dann versammelt sich dieses Gericht, dessen Zusammensetzung in der Art durch reglementarische Bestimmungen festgesetzt ist, daß wenigstens zwei Beisitzer von dem Grade des Angeschuldigten sind. Der Angeschuldigte wird eingeführt, ihm der Zweck des versammelten K.s eröffnet, er wird gefragt, ob er gegen einen der Richter Etwas einzuwenden habe und hierauf in seiner Gegenwart der Richtereid abgelegt, worauf er abtritt. Nach diesem trägt der Auditor die gepflogenen Verhandlungen vor, beurtheilt die Anschuldigungen nach den vorliegenden Beweisen und gibt sein berathendes Urtheil ab. Hierauf treten die sechs Classen der Richter, welche so sitzen, daß jene von einerlei Grad einander gegenüber kommen, die im Grade höchsten die nächsten an dem Vorstande sind, und von denen je zwei Gleiche eine Stimme haben, ab, berathen sich unter einander und begeben sich hierauf in den Gerichtssaal zurück, wo sie in Gegenwart des Gerichtsvorstandes ihre Stimme abgeben, welchen dann, nachdem alle Classen der Beisitzer gestimmt haben, der Vorstand mit seiner Stimme folgt, welche, wie alle übrigen, in ein Protokoll zusammen gefaßt werden. Die Sprüche von K.en unterliegen einer Revision. Eine Abart der K.e sind die Standrechte (s. d.).

Kriegsgeschichte ist die genaue und spezielle Darstellung der Kriege, an welchen eine Nation Antheil genommen, und der Folgen, welche daraus entsprungen sind. Auch versteht man unter diesem Worte eben diese Darstellung der

rschiedenen Ereignisse eines Krieges, aller Märsche, Gefechte, Belagerungen, er Operationen der einzelnen Theile einer Armee und dieser selbst als Gesammteinheit. Dieser historische Theil geht zunächst den General- oder Generalquatiermeisterstab der verschiedenen Armeen an, und es wäre gewiß von hohem Interesse, wenn von einem selbstständigen Lande eine nach Quellen bearbeitete bestünde, wozu der lange Friede allerdings Zeit und Muse genug darböte.

Kriegsgesetze, s. Kriegsartikel.

Kriegskunst, s. Kriegswissenschaft.

Kriegsmünzen, s. Nothmünzen.

Kriegspflichtigkeit, Militärpflichtigkeit, nennt man die Verpflichtung : Unterthanensöhne, nach Erreichung eines gewissen Lebensalters dem Rufe der esetze zu folgen, wenn sie das Loos getroffen, in Militärdienste zu treten, rin so lange zu dienen, als nach den deßhalb bestehenden Gesetzen vorgeschrieben , u. das Vaterland zu vertheidigen. Diese K. ist nicht in allen Staaten gleich sgedehnt. Da aber Jeder verbunden ist, das Vaterland im Falle der Noth zu rtheidigen, so dürfte jene Einrichtung die beste seyn, welche so wenige Ausnahmen, s nur möglich, gestattet.

Kriegsrath heißt die Versammlung von in der Regel höheren Offizieren zur :rathung einer wichtigen Unternehmung, oder in Festungen zur Berathung, ob : Platz noch gehalten werden könne, oder nicht, in welchem Falle ein solcher auch Vertheidigungsrath genannt wird.

Kriegsrecht, 1) siehe Kriegsgebrauch, 2) siehe Kriegsgericht.

Kriegsschauplatz (théâtre de la guerre), nennt man jenes Land, in welm der Krieg geführt wird.

Kriegsschiff, ist der Name eines, für den Seekrieg, oder zur Bedeckung des indels ausgerüsteten und bemannten Schiffes, von einem sechsfachen Range. hiffe, die mehr als hundert Kanonen führen, behaupten den ersten Rang; den eiten nehmen jene ein, welche mehr als achtzig Kanonen führen. Schiffe, welche solcher Geschütze führen, sind vom dritten Range; jene von 50—60 Kanonen hmen den vierten ein; den fünften behaupten jene von 20—40 Kanonen, und hiffe von 16—20 Kanonen erhalten den sechsten Rang. Nur die ersten drei ten von Schiffen werden Linienschiffe (s. d. A.) genannt. Die Schiffe ern Ranges haben gewöhnlich drei Decke, u. deren Geschütze stehen deßhalb in :i Lagen über einander; Schiffe des zweiten Ranges u. s. w. haben nur zwei che Decke, u. deren Geschütze bilden daher nur zwei Lagen über einander. Bei :eideckern stehen die schwersten Geschütze, und dieses sind 32 oder 36 Pfünder, der untersten Lage; die 24 Pfünder in der mittleren, die 18 oder 12 Pfünder der obersten u. auf dem Back u. der Schanze. Diese Geschütze sind von Eisen d werden größtentheils mittelst angebrachter Schlösser entzündet, welche jetzt nahe alle mit Percussion versehen sind.

Kriegsschulen, s. Militärschulen.

Kriegswissenschaften heißen jene Wissenschaften, welche den Krieg eigentlich : Kunst umbilden, oder jene Wissenschaften, auf welchen die Kriegskunst in der ısübung beruht, also der Inbegriff aller Kenntnisse, wie der Krieg, nach künstlin Regeln, im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen geführt werden muß, ı als Kunst gelten zu können. Man theilt sie gewöhnlich in die eigentlichen u. in die Hülfswissenschaften ein. Zu dem letzteren gehören vorzüglich: :ithmetik u. Geometrie theoretisch u. letztere praktisch, in Verbindung mit : Zeichnungskunst, zum Zeichnen und Aufnehmen des Terrains, der Veranzungen fester Plätze, der Geschütze u. sonstigen Gegenstände, ferner die Mechak, die gesammte Naturlehre, besonders Mineralogie u. Chemie, dann die ilitärgeographie u. diese als das vorzüglichste Mittel zur Kenntniß des ihen- u. Wasserzuges, der Landes- u. Wasserverbindungen, der Lage der beitenderen Orte u. der Hülfsmittel, welche sie darbieten. Zu den eigentlichen iegswissenschaften gehören: die Waffenlehre oder Geschützkunde, d. i.

jene Doktrin, welche sich mit der Verfertigung und dem Gebrauche der Waffen, seien sie, welche sie wollen, der Verfertigung des Pulvers u. der Geschosse aller Art beschäftigt; die Truppenlehre oder reine Taktik, die Terrainlehre, die taktische Verbindungslehre, die Befestigungskunst, nicht nur im allgemeinen Wortsinne, sondern auch als Kunst, feste Plätze anzugreifen u. zu vertheidigen, u. die Kriegsgeschichte (s. dd.).

Kriegszucht, s. Disziplin.

Kries, Friedrich, Hofrath u. Professor der Mathematik u. Physik am Gymnasium zu Gotha, geboren den 18. Oktober 1768 zu Thorn in Westpreußen, wo sein Vater Rektor des Gymnasiums war, erhielt daselbst den ersten Unterricht, bezog 1786 die Universität Leipzig u. 1787 Göttingen; 1789 wurde er als Lehrer der Mathematik u. Physik am Gymnasium in Gotha angestellt; 1839, bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum, erhielt er den Hofrathstitel u. 1842 auf Verlangen die Versetzung in den Ruhestand. — K. hat zahlreiche Schriften im Gebiete der Mathematik u. Physik veröffentlicht; die bedeutendsten darunter sind: „Lehrbuch der Physik," Jena 1806, 5. Aufl. 1835; „Lehrbuch der reinen Mathematik," Jena 1810, 7. Aufl.. 1841; „Gründliche Anleitung zur Rechenkunst für Geübtere," Gotha 1808, 4. Aufl. 1835 xc. — Außerdem hat er auch zahlreiche Uebersetzungen aus dem Griechischen, Französischen, Italienischen u. Englischen geliefert. **E. Buchner.**

Krim, s. Taurien.

Krischna, s. Indische Religion.

Krisis nennt man den schnellen Uebergang der Krankheit (s. d.) in Gesundheit, während der langsame Uebergang der Krankheit in Gesundheit Lysis, Lösung, genannt wird. Eingeleitet wird die K., oder die Entscheidung der Krankheit, durch eigenthümliche Vorbereitungen, Heilbestrebungen der Natur, thätige Symptome genannt, die bei hitzigen, fieberhaften Krankheiten gewöhnlich an bestimmten (kritischen) Tagen erscheinen, auf der Höhe der Krankheit am hervortretendsten sind u. günstigen Falles zur Genesung, im ungünstigen Falle aber andere Krankheiten veranlassen, oder zum Tode führen. Ihre Gegenwart, ihr regelmäßiger Eintritt u. ihre Beschaffenheit sind nicht sowohl für die Vorhersage des Krankheitsausganges höchst werthvoll, als sie namentlich dem Arzte zur sichersten Richtschnur seines Handelns dienen. Nicht immer ist der Eintritt der K. an bestimmte Tage geknüpft, jedoch bestätigen sich durch alte Erfahrung der 7., 14., 20. u. 21. Tag als kritische u. werden durch eigenthümliche Bewegungen an den, in der Mitte zwischen ihnen liegenden (Anzeigetagen), bemerkbar angekündigt. Tritt die K. zu frühzeitig oder unvollkommen ein, oder wird sie durch schädliche, innere oder äußere Einflüsse, oder durch den Hinzutritt einer neuen Krankheit in ihrem Gange gestört, so erfolgt häufig am 3. oder 4. nachfolgenden Tage der Tod. Der Nutzen der K. besteht in den von derselben angeregten Ausleerungen, mittelst welcher der Körper einerseits von den, in ihm krankhaft zurückgehaltenen u. angehäuften, sowie andererseits von den durch die Krankheit selbst producirten Stoffen freigemacht wird, insofern die Krankheit eine materielle Grundursache hat, wie dieß bei den acuten Hautkrankheiten vorzugsweise der Fall zu seyn scheint; ferner besteht er darin, daß sie obwaltende dynamische Mißverhältnisse sowohl durch materielle Ausscheidungen zur Lösung bringt, als durch Herabstimmung der exaltirten Thätigkeit einzelner Theile oder Organe oder durch fortdauernde Erhöhung der Reproduktion u. mit ihr der Erregbarkeit — immaterielle K. — die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes bewirkt. Manchmal kommt die K. ohne sichtbare Aufregung der Lebensthätigkeit, im Schlafe oder während einer Ohnmacht zu Stande. Die kritischen Ausscheidungen geschehen auf allen Se- u. Excretionswegen des menschlichen Organismus, so wie auch durch Wiedereintritt sonst krankhafter, aber zur Gewohnheit u. zum Bedürfnisse des Individuums gewordener Absonderungen. Die wichtigsten Wege für die K. sind

bei allgemeinen Krankheiten die Nieren u. die äußere Haut; bei Erkrankung einzelner Organe diese selbst u. jene, welche mit ihnen in Wechselwirkung stehen. *μ.*

Kriterium, 1) ein Merkmal zur Erkenntniß des Wahren, wodurch also der Verstand in Bestimmung eines Urtheiles darüber geleitet wird. Ist dieses in der Denkform selbst gegründet, so unterscheidet man es als logisches K., ja, die ganze Logik besteht in Aufstellung solcher Kriterien. — 2) Die Uebereinstimmung von irgend etwas als wahr Aufgestelltem mit dem, was der Wahrheit als Princip unterliegt; 3) soviel als Richtschnur.

Kritias, Sohn des Kalläschros, ein Sophist und Schüler des Sokrates, Freund des Alcibiades, bald aber Beider heftiger Feind, erklärte das Empfindungsvermögen, das seinen Sitz im Blute habe, mit Protagoras für die Seele. 404 v. Chr. ward er einer, u. zwar der despotischste, der 30 Tyrannen in Athen u. fiel bei der Befreiung Athens durch Thrasibulos. K. zeichnete sich, wie als Philosoph u. Redner, so auch als Dichter in der elegischen Poesie aus. Vergl. Weber, „De Critia tyranno" (Frankfurt 1824) u. Hinrichs, „De Theramenis, Critiae et Thrasybuli rebus et ingenio" (Hamburg 1820). Die Bruchstücke seiner Elegieen sind gesammelt von Bach (Leipzig 1827) u. Schneidewin im „Delectus poesis graec. elegiacae etc." (Bd. 1, Göttingen 1838), deutsch übersetzt von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankfurt 1826) und in Borberg „Hellas u. Rom" (Bd. 1, Stuttg. 1842).

Kriticismus, s. Kant u. Kritik.

Kritik (von dem griechischen Worte κρίνειν, scheiden, beurtheilen), bedeutet 1) eine einzelne, besonders wissenschaftliche und auf Grundsätzen beruhende, Beurtheilung eines Gegenstandes in intellektueller oder ästhetischer Beziehung, denn die moralische Beurtheilung pflegt man nicht unter dem Namen K. zu befassen; 2) diejenige Wissenschaft oder Kunst, welche die Grundsätze und Regeln einer wissenschaftlichen Beurtheilung aufstellt u. anwenden lehrt. Die K. beruht also, ihrem Begriffe nach, auf einer Vergleichung des Gegenstandes, wie er in der Wirklichkeit erscheint, mit den Ideen von dem, was er seyn sollte, und setzt daher in jedem einzelnen Falle den Unterschied der Wirklichkeit von der Idee wenigstens als möglich voraus. Hierin ist nun sowohl die Berechtigung, als auch die gehörige Begränzung der K. ausgesprochen; die Berechtigung, insoweit in der That die Wirklichkeit, z. B. ein nach einer verdorbenen Handschrift abgedrucktes Werk aus dem Alterthume, der Idee oder der Vorstellung, die ich nach nothwendigen Denkgesetzen von der ursprünglichen Beschaffenheit desselben mir machen muß, nicht entspricht; aber auch die gehörige Begränzung. Denn die Idee selbst, der Maßstab, wonach ich die Wirklichkeit beurtheile, ist eine gegebene; die K. kann nur negativ thätig seyn, ausscheidend und sondernd, was nicht der wahren Idee der Sache entspricht; so muß ich im obigen Falle durch anderweitige Studien eine richtige Kenntniß von der Denk- u. Schreibart eines Schriftstellers haben, um ein, im Laufe der Zeit verderbtes u. verfälschtes, Werk von ihm kritisch beurtheilen u. nach Umständen wiederherstellen zu können. Aus dem Gesagten folgt nun ferner, daß, wenn nicht das Erkennen des Menschen in ein endloses u. trostloses Negiren u. Protestiren sich auflösen soll, es eine letzte und höchste Wahrheit geben müsse, die den Maßstab zur Beurtheilung aller anderen in sich enthält, selbst aber keiner Beurtheilung u. K. unterliegt. Diese höchste Wahrheit kann nicht etwas lediglich subjektiv in der Vernunft des Einzelnen, sie muß etwas objektiv Vorhandenes u. deßhalb aller Vernnnft Gemeinsames seyn; es kann nur Gott selbst u. seine unmittelbare Offenbarung seyn, die, als solche, den Charakter der höchsten Wahrheit in sich trägt u. also an u. für sich keiner K. unterworfen werden kann. Die Anerkennung dieser Wahrheit und die Unterwerfung unter das im heiligen Geiste unfehlbare Lehramt der katholischen Kirche, als das einzig rechtmäßige Organ der unmittelbaren göttlichen Offenbarung auf Erden, ist das Kennzeichen, was den Katholiken und die katholische Wissenschaft von allen anderen unterscheidet. Weit entfernt,

daß dadurch aller K. ein Ende gemacht und der freie Gebrauch der Vernunft aufgehoben würde, wird vielmehr hiedurch allein der K. eine feste Basis gegeben und die Vernunft in dem reinen Lichte der unwandelbaren göttlichen Wahrheit zur rechten freien Thätigkeit verklärt. — Jenen Kriticismus aber, welcher in der aus dem protestantischen Prinzip hervorgegangenen und dasselbe hinwiederum zur vollen Entwickelung treibenden Philosophie Kants in der sich selbst überlassenden, hoffärtig sich isolirenden Vernunft des Einzelnen den letzten Maßstab aller Wahrheit sieht, den muß allerdings die katholische Kirche und die katholische Wissenschaft von sich abstoßen, so wie sie sich auch mit dem Versuche des Hermes nicht vertraut machen durfte, welcher auf der Grundlage dieses Kantischen Kriticismus das Gebäude der katholischen Wahrheit aufzurichten versuchte. — Wenn wir aber behaupten, daß die göttliche Offenbarung an und für sich keiner (philosophischen) K. unterworfen seyn könne, so ist davon wohl zu unterscheiden die Offenbarung, in so weit sie an historische Thatsachen, an menschliche Träger gebunden, in Ueberlieferungen und Schriften niedergelegt ist, die nach ihrer historischen und menschlichen Seite derselben Prüfung unterliegen, wie alle andern Thatsachen und Schriftwerke. Diese Prüfung ergibt den Begriff der biblischen K., welche einen eigenen und besonders wichtigen Theil der historischen u. philologischen K. ausmacht, und an welcher sich zum guten Theile gerade die ganze wissenschaftliche K. entwickelt hat. Wenn wir nun zu der K. im Allgemeinen zurückkehren, das Feld ihrer Thätigkeit näher bestimmen, so können wir, mit Ausschluß jener philosophischen K., welche sich über die Offenbarung setzt, und die wir deßhalb als berechtigt nicht anerkennen können, in derselben im Allgemeinen zwei Stufen unterscheiden. Die Gegenstände der K. sind entweder Grundsätze u. allgemeine philosophische Wahrheiten, oder es sind einzelne historische Thatsachen, und darnach könnten wir eine philosophische und historische, eine höhere und niedere K. unterscheiden, wenn gleich der Gebrauch dieser Benennungen noch sehr schwankend ist. Die Prüfung eines philosophischen Systemes, die Richtigkeit eines moralischen Grundsatzes, oder der Grundlage einer wissenschaftlichen Disciplin, der Haltbarkeit einer Kunsttheorie u. s. w. wären die Gegenstände der höheren oder philosophischen K., ein Gebiet, worin in unserer Zeit ein gewaltiger Wirrwar herrscht und sich Alles in subjective Willkür aufzulösen droht, wenn man nicht mit größerer Entschiedenheit in allen diesen Richtungen des menschlichen Denkens die eine höchste Wahrheit der göttlichen Wahrheit wieder zu umfassen sich bemüht, welche allein den Menschen zu dem Bewußtsein dessen, was er seyn soll, wieder erhebt. Fester sind die Grundsätze auf dem Gebiete der niederen oder historischen K. Diese umfaßt wieder zwei Hauptzweige, die eigentlich so zu nennende historische K., welche sich mit der Erforschung und Beurtheilung der Quellen der Geschichte (Münzen, Denkmäler, Sagen, Geschichtswerke), und die philologische K., welche sich mit der Wiederherstellung des Textes, besonders der aus dem Alterthume überlieferten Schriftwerke, oder auch mit der Beurtheilung der Aechtheit und Unverfälschtheit derselben befaßt und demnach in eine niedere und höhere eingetheilt wird. Die Wiederherstellung des Textes geschieht entweder durch Vergleichung der Handschriften und Urkunden, und der damit sich besonders befassende Theil der K. heißt die diplomatische K., oder sie geschieht, insoweit die Handschriften nicht ausreichen, durch Conjektur, was den Begriff der Conjektural-K. ergibt, die, wenngleich sie in einzelnen Fällen nicht zu vermeiden, doch mit der allergrößten Vorsicht anzuwenden ist. Die höhere philologische K., welche die Beurtheilung der Aechtheit, oder gänzlichen, oder theilweisen Verfälschung eines Werkes zum Gegenstande hat, verfährt dabei entweder nach äußeren Gründen (Zeugniß Anderer), oder nach inneren (Inhalt des Buches, Denk- und Schreibart des Verfassers, Eigenthümlichkeit der Sprache in einem bestimmten Zeitalter) und kann demnach in eine innere u. äußere unterschieden werden. — Die philologische K., welche früher hauptsächlich nur auf die hl. Schrift (biblische K.) und das classische Alterthum angewendet

wurde, ist in neuerer Zeit auch auf die altdeutsche und orientalische (indische) Literatur ausgedehnt worden. — Auch die ästhetische oder Kunst-K. zerfällt in eine höhere und eine niedere, je nachdem sie entweder den inneren künstlerischen Werth, oder die äußere technische Ausführung eines Kunstwerkes beurtheilt. — Ein Werk, welches die K. u. ihre Geschichte im Allgemeinen eigens behandelte, besitzen wir noch nicht; die Leistungen in den einzelnen oben genannten Zweigen der K. sind in den betreffenden Artikeln nachzusehen. — Was die Geschichte der K. im Allgemeinen angeht, so liegt es in der Natur der Sache, daß jeder Aufschwung, den die Wissenschaften nehmen, auch mit einer entsprechenden Fortbildung der K. verbunden war; und so läßt sich nicht läugnen, daß in unserer Zeit die K. eine überaus große Bedeutung habe; sie ist eine, alle Gebiete menschlichen Denkens und menschlicher Thätigkeit durchdringende Macht, um überall das Wahre vom Falschen, das Haltbare von dem Unhaltbaren zu scheiden. Dieser Geist der endlichen radikalen Scheidung des wahren vom Falschen, des Guten vom Bösen, liegt tief im Wesen des Christenthums begründet, u. wenn es als eine geschichtliche Thatsache fest steht, daß diese Scheidung in der Bestimmtheit und der Gründlichkeit, wie sie jetzt schon vor sich geht, durch den Abfall von der Kirche im Protestantismus herbeigeführt wurde; auch zuzugestehen ist, daß die wissenschaftliche K. in ihren einzelnen Zwecken zu meist, (jedoch nicht einzig, man denke an Petavius, Mabillon, die Benediktiner, die Bolandisten, an Hug, Monard rc. rc.) von Protestanten gefördert ist, so ist doch schon jetzt offenbar genug, daß die K. nur da zu einem ersprießlichen Resultate gelangen kann, wo die Grundlage aller Wahrheit, die göttliche Offenbarung, in ihrer Reinheit und Ganzheit bewahrt worden ist, und daß die katholische Kirche, welche keine K. zu scheuen hat, am Ende doch in die volle Erbschaft alles Dessen eintreten wird, was seit Jahrhunderten in guter oder böser Absicht, zum Theile direkt, gegen sie auf diesem Felde gearbeitet worden ist. F. M.

Kroaten, eine leichte Truppengattung der österreichischen Armee, die ursprünglich aus Bewohnern des Königreichs Kroatien (s. d.) herstammt. Sie kamen im 16. Jahrhunderte auf u. hießen Anfangs Husaren, bis sie den Namen K. bekamen. Als sie später den Namen Husaren wieder erhielten, nahm ein geworbenes leichtes Fußvolk den Namen K. an, das, in Freicorps organisirt, sich besonders im österreichischen u. 7jährigen Kriege einen Namen machte u. rothe Uniformen trug. Später erhielten sie als Gränztruppen eine völlige Organisation. Sie waren eben so beutesüchtig, als listig und gefährlich.

Kroatien, im weitesten Sinne ein, an Ungarn, die europäische Türkei, das adriatische Meer u. die österreichischen deutschen Staaten gränzendes Königreich, welches das mit Ungarn verbundene Königreich K. oder Provinzial-K., die kroatische Militärgränze oder Militär-K., das ungarische Küstenland u. einen Theil von Bosnien oder das türkische K. umfaßt. Letzteres ausgenommen, gehört ganz K. zur österreichischen Monarchie u. hat in dieser engeren Bedeutung ein Areal von 460 □ Meilen mit ungefähr 1,200,000 Einwohnern; davon kommen auf Provinzial-K., welches in die drei Comitate Agram, Warasdin u. Kreutz getheilt ist, mit Einschluß des ungarischen Littorale, 172 □ Meilen mit 650,000 Einw. und auf die kroatische Militärgränze 288 □ Meilen mit 550,000 Einwohnern. Das ganze österreichische K. wird begränzt von Ungarn, Slavonien, Bosnien, Dalmatien, Krain u. Steyermark. Die Krapeizka-, Benak-, Kalnik- rc. Gebirge im Norden umschließen weite, fruchtbare Thäler; im Süden drängen sich die kahlen Fortsetzungen der julischen u. dinarischen Alpen (Wellebit, große u. kleine Kapellagebirge) enger zusammen. Die Save nimmt die meisten Flüsse auf, von Süden die Unna, Kulpa mit der Korona, Obra, Dobra; von Norden die Krapnia, Lonya, Illowa, Orlyava u. der Bossuth. Produkte sind: Getreide, Wein, Obst, Seide, Oel, Tabak, Holz, Salz, Fische, Eisen, Blei, Schwefel, Steinkohlen u. Marmor. Gute Straßen führen nach dem adriatischen Meere; berühmt ist die 17 Meilen lange, karolinische Straße von Karlstadt nach Buccari, zum

Theile durch Felsen gesprengt u. auf Brücken von Berg zu Berg geführt; die fast eben so lange Josephiner Straße von Karlstadt nach Zengh; die 18 Meilen lange Louisenstraße über den 2000′ hohen Paß Ramno Podolje von Karlstadt nach Fiume. Die Einwohner sind theils Kroaten, ein slavonisches Volk, roh u. tapfer, an der Küste räuberische Morlachen, theils eingewanderte Deutsche, Magyaren ꝛc. Bildung findet sich nur in den Städten, wo auch Gymnasien sind. Herrschend ist die katholische Kirche, außerdem gibt es Griechen u. Protestanten, welche letztere seit 1827 ungehinderte Religionsübung haben. Das Land, früher Panonien, wurde 640 von den böhmischen Kroaten (Hrowaten, Chrobaten) bevölkert und hatte verschiedene Häuptlinge (Supane), die Anfangs den Franken, im 9. Jahrhunderte den Griechen gehorchten, sich im 10. Jahrhunderte unabhängig machten u. den Königstitel annahmen. Als nach dem Tode des letzten Sprossen aus dem königlichen Geschlechte, Dircislaw, innere Unruhen ausbrachen, bemächtigten sich die Ungarn des Landes (1102).

Krodo, einer der ältesten Götter Deutschlands, dessen Bedeutung als Zeitgott die früheren Schriftsteller feststellen, dessen Existenz dagegen neuere, wie Heinze, völlig wegläugnen. Abgebildet wird er als ein alter Mann mit entblößtem Haupte, umgürtet mit einer weißen Binde, in der einen Hand ein Rad, in der anderen ein Gefäß mit Blumen und Früchten haltend, u. mit den bloßen Füßen auf den Flossen eines Fisches stehend. Die Symboliker deuten den Fisch, auf dem K. steht, als das Symbol der entschlüpfenden Zeit, die schwebende Kleidung als die Freiheit, das Gürtelband als die Freundschaft, die Blumen als die Fruchtbarkeit, das Rad als die Einigkeit: lauter Dinge, an welche die alten Deutschen, um sie symbolisch vorzustellen, nicht dachten, während sie die Tugenden u. Eigenschaften, auch ohne sie zu nennen, wohl zu üben wußten. Es ist somit mehr als wahrscheinlich, daß die Gestalt des K. wirklich eine ganz andere gewesen sei, als wir ihn gewöhnlich (aus späterer Zeit) abgebildet finden. Die Rolandssäulen, die viel später, u. wahrscheinlich erst mehre Jahrhunderte nach Karl dem Großen gemacht wurden, beweisen ja noch durch ihre rohen Formen, daß man ein halbes Jahrtausend früher nichts Besseres machen konnte, denn Deutschland war vor seinem barbarischen Zeitalter kein Sitz der Künste, wie Griechenland es war. Vergleiche Delius, „Untersuchung über die Geschichte der Harzburg und den Götzen K." (Halberstadt 1826.)

Krönung, eine schon von den ältesten Zeiten her bei der Einsetzung eines neuen Regenten übliche und von den mannigfaltigsten Formen und Ceremonien begleitete Feierlichkeit, wobei die feierliche Aufsetzung einer Krone vor dem Angesichte des ganzen Volkes, das Schmücken mit anderen Insignien der Herrschergewalt, als: Scepter, Reichsapfel, Schwert u. s. w., so wie die Ablegung des Schwures, die wichtigsten und wesentlichsten sind. Unter den früheren Verhältnissen, wo das Recht der Thronfolge weniger gesichert, oder an die förmliche Uebernahme gewisser Bedingungen von Seite des Herrschers gebunden war, war die Krönung viel wesentlicher, als jetzt, wo fast überall die Huldigung an deren Stelle getreten ist. — Am feierlichsten war wohl die K. der deutschen Kaiser, welche früher zu Aachen, später und dann zuletzt 1792 zu Frankfurt am Main Statt fand. Auch die lombardische Königsk. ging mit vielen u. großartigen Ceremonien vor sich. Jetzt besteht die K. nur noch in Rußland, den einzelnen Ländern der österreichischen Monarchie (am feierlichsten in Ungarn), sowie in England. In Frankreich, wo früher die K. der Könige zu Rheims mit besonderer Pracht vollzogen wurde, war die Karls X. 1825 die letzte, an deren Stelle seit der Julirevolution der bloße Schwur des Königs auf die Charte getreten ist. — Zum Gedächtniß an die K.en werden gewöhnlich K.smünzen geprägt.

Krösus, des Alyattes Sohn, seit 571 König von Lydien, regierte Anfangs glücklich und ruhmvoll. Später hielt er einen prächtigen Hof in Sardes, wo er die bekannte Unterredung mit Solon hatte, der gegen ihn behauptete, daß *Niemand vor seinem Tode* glücklich zu preisen sei. Auch K. empfand dieß, als er

557 von Cyrus besiegt auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte. Da er 3mal rief: „O Solon!" erkundigte sich Cyrus nach der Bedeutung dieses Ausrufes, schenkte ihm darauf Leben, Titel u. Würde eines Königs u. wurde sein Freund. Mit K. endigte das lydische Reich. — Der Reichthum des K. ist zum Sprichworte geworden, daher man noch jetzt mit diesem Namen überhaupt einen sehr reichen Mann bezeichnet.

Kröte (Bufo), Gattung der Frösche (s. d.), mit dickem warzigem Leibe, großer Drüse hinter dem Ohre, geringerer Springkraft, wegen kurzer Hinterschenkel. Sie halten sich am liebsten an dunkeln, feuchten Orten auf, nähren sich von Insekten und Gräsern, erstarren im Winter, leben gegen 2 Jahre ohne Nahrung und vertheidigen sich, indem sie plötzlich sich aufblasen, oder einen eigenen dumpfen Ton von sich geben. Der Saft, den sie gegen ihre Feinde spritzen, ist eben so wenig giftig, als ihr Biß. Sie legen Eier in's Wasser. Die gemeine K., graubraun, wird 5—6 Zoll lang; die stinkende K. hat fast gespaltene Zehen an den Hinterfüßen und vermag an den Wänden hinaufzuklettern; sie lebt gesellig in Sümpfen. Andere Arten sind: die veränderliche, braune, eierlegende, brasilianische Meerk.

Krokodil (Crocodilus), aus der Familie der Eidechsen, hat einen flachen, durch Stärke u. Muskelkraft ausgezeichneten, mit großen, gewölbten, meist in der Mitte gekielten Platten, gepanzerten Leib u. einen seitlich zusammengedrückten Schwanz; die Zunge ist kurz, keulenförmig, ungetheilt u. fast bis zur Spitze angewachsen, in jedem Kiefer eine Reihe Zähne, die 5 Zehen an den Vorderfüßen sind frei, die 4 an den Hinterfüßen mit einer ganzen oder halben Schwimmhaut versehen. Das Nilk. (c. niloticus) hat einen sehr langen, niedergedrückten, gerunzelten Kopf, die Schnauze ist kegelförmig und lippenlos, der weite Rachen ist mit starken, eingekeilten, hohlen Zähnen bewaffnet; es erreicht eine Länge von 30 Fuß, eine Dicke von 5 Fuß, seine Farbe ist schmutzig gelbgrün, mit braunen Binden und Flecken; der Schwanz endet in einen sägeförmigen Kamm; es lebt in Sümpfen, Flüssen u. Meeren, geht ans Land, um sich zu sonnen, flieht aber bei Verfolgungen schnell in das Wasser. Die Eier, von der Größe der Gänseeier, sind von einer Kalkschale umgeben, werden in 2 Fuß tiefe Sandlöcher gelegt u. von der Sonne ausgebrütet in Zeit von 25—30 Tagen. Das K. erreicht ein hundertjähriges Alter. Seine Stimme ist ein lautes, durchdringendes Gebrüll. Man fängt sie durch Angelhaken; Flintenkugeln prallen ab; Affen u. Ichneumons fressen Eier und Junge. Bei den alten Aegyptern galt das K. für heilig u. wurde einbalsamirt. Die langschnauzigen K.e heißen Gaviale (Stenorhynchus), leben im Ganges und sind weniger furchtbar, als das eigentliche K. Die stumpfschnauzigen, Kaimans (Alligator), bewohnen die Flüsse von Südamerika und machen durch ihre große Anzahl die Schifffahrt gefährlich.

Kronanwalt, s. Staatsanwalt.

Krone (vom lat. corona, Kranz), eine kranz- oder kreisförmige Kopfbedeckung, meist von Gold und auf verschiedene Weise verziert, früher Zeichen der Belohnung für hohe Verdienste, so wie der Herrscherwürde, jetzt nur der letzteren, entstand aus dem Diadem und dem Kranze (s. dd.). — Bacchus nach seiner Rückkehr von Indien, nach Andern Saturn, oder auch Jupiter nach seinem Siege über die Titanen, soll die erste K. getragen haben. — Bei den Griechen kommt die K. als Kranz theils als Amtsauszeichnung, theils als Schmuck der Sieger in den öffentlichen Spielen, theils als Ehrenzeichen für verdiente Bürger vor. Perikles in Athen war der Erste, welcher mit einer aus zwei Oelzweigen gewundenen K. beehrt wurde. Bei den Römern waren die K.n zur Belohnung der Tapferkeit die vorzüglichsten, daher im höchsten Ansehen stehenden Geschenke, u. es gab deren sieben Arten, verschieden nach der Art des Verdienstes, nach dem Gegenstande und dem Orte, wo eine einer solchen Auszeichnung würdige Handlung geschah. Die goldene K. wurde nur wegen einer sehr ausgezeichneten That verliehen, stand jedoch in Hinsicht ihrer Bedeutung der Bürgerk. nach.

Die Bürgerk., von Eichenlaub, war die höchste militärische Belohnung, welche jener erhielt, der einem Bürger oder einem Bundesgenossen das Leben gerettet hatte. Die Lagerk. erhielt zum Lohne der Tapferkeit jener, welcher zuerst in ein feindliches Lager eindrang. Sie hatte die Figur eines Walles, wurde früher von grünen Baumblättern, später aus Gold gefertigt. Die Mauerk. wurde von dem Heerführer jenem zuerkannt, welcher zuerst eine feindliche Mauer bestiegen hatte u. in eine feindliche Stadt eindrang. Sie war von Gold, hatte die Figur der Hervorragungen bei den Einschnitten der Mauern u. stand der Bürger- u. Belagerungsk. nach. Die Schiffsk., welche nach der Bürgerk. die vorzüglichste war, wurde nur dem Befehlshaber zur See gegeben. Sie war von Gold u. aus Schiffsschnäbeln zusammengesetzt. Die Rostrata, eine andere Art von Schiffsk., welche Aehnlichkeit mit der Belagerungsk. u. denselben Rang, wie diese, hatte, erhielt jener, welcher eine Seeschlacht gewonnen, oder überhaupt etwas Großes zur See gethan hatte. Diese K. kam erst unter Augustus auf. Die Belagerungsk. erhielt jener von einer belagerten Stadt, oder von einem von dem Feinde eingeschlossenen Heere, welcher sie befreite. Man verfertigte sie von Gras, und wo möglich von solchem, welches an dem befreiten Orte wuchs. — Die K.n der neueren Zeit sind das ausschließliche Zeichen der fürstlichen Würde, und nach deren verschiedenen Graden sehr verschieden gestaltet, worüber indessen die Heraldik (s. d.) längst bestimmte Regeln aufgestellt hat. So z. B. bedient sich der Papst der Tiara oder dreifachen K., die ehemaligen deutschen Kaiser der Bügelk., welche auch die österreichischen Kaiser beibehalten haben; verschieden ist die Gestalt der königlichen K.n, und von diesen weichen wieder wesentlich ab: die Herzogs-, Fürsten-, Grafen- u. Freiherren-K.n. — Bildlich bedient man sich auch des Ausdrucks K. anstatt des Inhabers derselben, so wie der Herrscherrechte, ja selbst des Staatsgebietes, und spricht in diesem Sinne z. B. von einer K. England, Preußen, Bayern u. s. w. Richtiger jedoch bezieht man in neuerer Zeit den bildlichen Ausdruck K. auf den Begriff der, einem Regenten, als einer vom Staate verschiedenen Person zustehenden, Vorzüge und Rechte, und hierauf beziehen sich, mit Festhaltung des einen oder andern der angegebenen Begriffe, die Ausdrücke K.ämter (s. Erbämter), K.-Domainen (welche in einigen Staaten Domainen des Staates, in andern Privatbesitzungen des Fürsten sind) u. s. w. — In einem weiteren bildlichen Sinne bezeichnet K. überhaupt das Höchste u. Oberste einer Sache, wie z. B. K. eines Baumes u. s. w.

Krone, 1) eine alte Rechnungsmünze in einigen Schweizerkantonen, gewöhnlich zu 25 Batzen angenommen; 2) in Dänemark der Reichsthaler, zu 6 Mark, à 16 Schillinge dänisch, in Kronenvaluta, wovon 10,701 Stück auf eine dänische Mark fein Silber gehen. — 3) In Großbritannien u. Irland ist die K. (crown) eine Silbermünze zu 5 Schilling, seit 1816 zu 14 Loth 4,4 Grän fein, 8,271 Stücke auf die rauhe, und 8,942 Stücke auf die feine kölnische Mark ausgeprägt; 1 Stück = 1 Thlr. 17 Sgr. preußisch, oder 2 fl. 45 kr. rheinisch. Halbe, von demselben Gehalte, nach Verhältniß. — 4) Ein Gewicht in Frankfurt a. M., womit das verarbeitete Gold (es ist 18 u. 14 karatig, und muß mit dem Stempel 18 u. 14. versehen seyn) gewogen wird. Eine K. hat das Gewicht von 3,366 Grammen und 69½ K.n wiegen eine kölnische oder Frankfurter Mark.

Kronecker (P. Günther), Benediktiner, Rentmeister u. Musikdirektor in der Abtei Kremsmünster, geboren 27. Juni 1803, gestorben den 14. August 1847, erwarb sich durch seine ausgezeichneten Produktionen kirchlicher und anderer Tonwerke der berühmtesten Meister, sowie als Compositeur einen bedeutenden Ruf. Unter seinen zahlreichen musikalischen Arbeiten sind die vorzüglichsten: Ein von Michael Haydn begonnenes, von ihm aber vollendetes Requiem in B-dur, Vesperae Defunctorum, ein Libera, eine solenne Messe in Es-dur zur Secundizfeier des Bischofs von Linz, ein Miserere für die Charwoche u. die Musik zu Castelli's

Drama: Yelva. — Vgl. Allgemeine Wiener Musikzeitung 1845 und 1846. — Nekrolog 1847, Nr. 106.

Kronenthaler oder Brabanter Thaler, ist eine Silbermünze, welche ursprünglich, und zwar seit dem Jahre 1755 bis 1803, Oesterreich für seine niederländischen Staaten an die Stelle der alten Albertsthaler prägen ließ, die aber, da sie besonders im südlichen u. westlichen Deutschland, der Schweiz &c. sehr stark im Umlaufe war seit 1809 auch in mehren deutschen Ländern, namentlich in Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Koburg und Waldeck geprägt worden ist. Der Name rührt daher, weil die österreichischen auf der Rückseite das burgundische Kreuz (daher auch Kreuzthaler) und in den Winkeln desselben 3 oder 4 Kronen haben. Der Feingehalt derselben war auf 13 Loth 17¼ Grän, mit einem Remedium von 1 Grän, u. das Gewicht auf 616,₀ holl. As festgesetzt, so daß der Werth derselben circa 2 fl. 39½ Kr. im 24-Guldenfuß, 1 Thlr. 16 Sgr. 6⅓ Pf. preuß. Cour. oder 1 Thlr. 11 gGr. 5¼ Pf. Convent.-Münze betragen hätte; allein dessen ungeachtet, u. obgleich sie jenen Feingehalt u. Rauhgewicht noch nicht einmal erreichten, wurden sie überall in Deutschland &c., wo sie Cours hatten, dem ebenfalls überschätzten französischen Laubthaler ungefähr gleich gerechnet u. zu 2 fl. 42 Kr. im 24-Guldenfuße, oder 1 Thlr. 12 gGr. Conv.-Münze angenommen. Von den österreichischen K.n gab es auch Halbe u. Viertel, welche den verhältnißmäßigen Werth hatten. Der Gehalt u. innere Werth der neueren K. ist sehr verschieden. Seit dem Jahre 1837 wurde man besonders auf die halben und Viertel-K. aufmerksam, unter denen sich sehr viele abgenützte, beschnittene u. durchbohrte befanden, weßhalb man die Viertel schon längst allgemein nur zu 40, anstatt 40½ kr. angenommen hatte. Im genannten Jahre aber machte Baden den Anfang, die Viertelkronen auf 39 kr. herabzusetzen, welchem alle übrigen Staaten rasch folgten, indem sie nicht allein die Viertel-, sondern auch die halben Kronen zum Theile noch weiter herabsetzten. Dadurch sind diese Münzsorten fast durchgängig zum Einschmelzen verurtheilt worden, u. in Folge der neuen Münzconvention unter den Zollvereinsstaaten, welche das Prägen neuer Münzen nöthig machte, hat auch den größten Theil der ganzen K. das nämliche Schicksal getroffen, so daß auch diese schon großentheils aus dem Verkehre verschwunden sind.

Kronglas (Crownglas), ist ein bleifreies, feines, weißes Glas, welches sich besonders für optische Instrumente eignet und daher auch in dicken Massen vollkommen gleichartig und wasserhell seyn muß. Die Verfertigung desselben ist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden; einmal, weil es beim Erkalten durch anfangende Entglasung leicht etwas trübe werden kann, wenn zu viel Kalk zugesetzt wurde; das anderemal, weil es leicht hygroskopisch wird bei Zusatz von weniger Kalk. Nach Martin ist es besonders wichtig, die Hitze immer gleich zu erhalten; vermindert man dieselbe, so erhält man viel schlechtes Glas. Das beste Material zu K.-Linsen soll aus einem Satze von 120 Pfd. Sand, 35 Pfd. gereinigte Pottasche, 20 Pfd. reinem Sodasalze, 15 Pfd. Kreide und 1 Pfd. Arsenik bestehen. In England nennt man auch das beste Fensterglas (aus Soda) K. Vgl. die Art. Glas u. Flintglas. aM.

Kronion, s. Jupiter.

Kronos, s. Saturn.

Kronstadt, 1) königliche Freistadt im Lande der Sachsen im Großherzogthume Siebenbürgen, am Fuße eines steilen Berges, besteht aus der inneren Stadt, welche nur von Sachsen bewohnt wird, der Altstadt, wo Szekler, u. der Bulgarei (Bolgar), zwischen Hügeln, wo fast nur Walachen wohnen. Die innere Stadt ist durch einen geräumigen Platz von den beiden letzteren getrennt, hat zwölf Kirchen, darunter die im neugothischen Style erbaute Stadtpfarrkirche, ein Kaufhaus, Zucht- u. Arbeitshaus, lutherisches Gymnasium mit Bibliothek, katholische Normalhauptschule, griechische u. walachische Schule, Seminar, Militärerziehungshaus. Unter den 38,000 Einwohnern finden sich viele Tuch-, Leinwand-, Baum-

wollenweber und Blaufärber, auch werden hier Truhen, Riemenzeug, Schuhe, Hüte, Kerzen, namentlich viele hölzerne Feldflaschen verfertigt. K. ist Mittelpunkt des siebenbürger Großhandels, welcher nicht nur bedeutende Speditionsgeschäfte in österreichischen u. türkischen Artikeln, vornehmlich in Vieh u. Wein, mit Getreide, Honig, Wachs, Holz und Fabrikaten macht, sondern auch namentlich mit den sogenannten K.er Waaren einen ausgedehnten Verkehr mit den Donaufürstenthümern unterhält. Diese gesuchten Kronstädter Artikel (zu denen auch das übrige Siebenbürgen beisteuert) sind: Tischler- u. ordinäre Drechslerarbeit (bunt gemalte, lackirte Truhen und sonstige Möbelstücke, Hornkämme u. s. w.), grobe Leinwand aus Flachs u. Baumwolle, Hemden, Wolldecken, Wollschnüre, Kotzen, Seilerarbeiten, Lederwaaren, Papier, Hohl- u. Tafelglas, Eisenwaaren, Küchengeschirre, Handwerkinstrumente, Schießpulver, Schrot u. s. w. Besondere Kunstfertigkeit ist an diesen Waaren nicht zu suchen, sie sind aber billig, den Landesbedürfnissen angemessen u. durch altes Herkommen nationalisirt. In den Donaufürstenthümern bestehen über 100 Kronstädter Handlungen, die zusammen jährlich für mehr als 1 Million Gulden Conv.-Münze in siebenbürger Waaren umsetzen. — K. soll 1203 von den Kreuzfahrern, die dem Könige Emerich von Ungarn 1199 gegen seinen Bruder Andreas halfen u. das Burzelland zum Geschenke von ihm erhielten, gegründet worden seyn. Den Namen K. erhielt es erst im 14. Jahrhunderte von König Ludwig dem Gr., der der Stadt verstattete, den Namen nach der heiligen ungarischen Krone zu führen; 1658 von dem Woiwoden Michael IV. erobert. — 2) K., Festung u. Hafen von St. Petersburg, 1710 von Peter dem Großen auf der 1703 eroberten Kesselinsel im Kronstädter Busen, einem Theile des finnischen Meerbusens, vor dem Ausflusse der Newa angelegt, ist eine regelmäßig gebaute Stadt mit schönen Straßen u. großen Plätzen, hat mehre Kirchen, eine Steuermannsschule, Bomben- und Kugelgießerei, Lazareth, Kriegsmagazine aller Art, große Kasernen u. mit Garnison über 50,000 Einwohner. Das vor dem Hafen durchgehende Fahrwasser ist durch ein Fort auf einer Felseninsel und durch die Festung K.-Schlott noch mehr gesperrt. Außerdem ist die Stadt starke Festung, durch 6 Bollwerke auf der Landseite, befestigten Molo für den Hafen und die Alexanderschanze im Westen der Inseln gedeckt. Der Häfen sind drei, auf der Südseite gelegen; der äußere kann gegen 40 Kriegsschiffe aufnehmen, ist aber verschlämmt; im mittleren, zum Bau u. zur Ausbesserung der Schiffe bestimmt, können 10 Schiffe auf einmal gebaut werden; der dritte ist für Kauffahrteischiffe. Zum Schiffsbaue dient auch der Peterskanal 1050 Faden lang, zwischen dem mittleren u. Kauffahrteihafen in Form eines Kreuzes von 1719 bis 1752 gebaut. K. ist der größte Kriegshafen des russischen Reiches und Station der Flotte, doch wegen des süßen Wassers aus der Newa den Schiffen (die kaum 20 Jahre hier dauern) gefährlich. Die Kauffahrer müssen, wegen der seichten Newa, ihre Waaren hier aus- und auf kleinen Schiffen nach Petersburg verladen. 1825 stieg die See durch Sturm bis über die Festungswerke und that großen Schaden.

Kropf, 1) eine bei den meisten Landvögeln, besonders aber bei Körner fressenden, vorkommende Erweiterung der Speiseröhre, in welche diese am Halse, oberhalb der Brust, übergeht u. die bei Anfüllung hier sichtbar u. fühlbar wird. In ihr wird das genossene Futter in einer schleimigen, von zahlreichen Drüsen ausgesonderten Feuchtigkeit aufgelöst, ehe es von da weiter in den Magen gelangt. Von ihm aus werden von manchen Vögeln ihre Jungen geätzt; bei Tauben sondert sich zu dieser Zeit eine milchartige Flüssigkeit im K. ab. Bei mehren Hausvögeln (Hühnern, Tauben, Gänsen), kann durch Ueberfressen, oder stark quellendes Futter, der K. so anschwellen, daß das Thier in Erstickungsgefahr geräth; man hilft dann durch Aufschneiden des K.s, Herausnehmen des Futters u. Wiederzunähen der Wunde. Gänsen gibt man auch wohl Brod mit etwas Branntwein, nebst Kohlblättern. — 2) K. bei den Menschen, eine Geschwulst am Halse, die in der Vergrößerung der Schilddrüse besteht. Der K. ist in manchen Gebirgs-

llern, besonders in den Alpen, endemisch. Hitze, Feuchtigkeit u. Stagnation der
ift scheinen die Ursachen zu seyn. Oft ist er erblich, zuweilen kann man ihn sich
ziehen. Frauen sind ihm mehr, als Männer, unterworfen. Früher schrieb der all-
meine Glaube den Königen von England und Frankreich die Kraft zu, durch
ße Berührung die K.e heilen zu können.

Krüdener 1) (Burkhard Alexius Konstantius), Freiherr von,
ssisch-kaiserlicher geheimer Rath und ausgezeichneter Diplomat, geb. in Liefland
44, war nach einander Gesandter in Kurland, bei der Republik Venedig und
i königlich dänischen Hofe u. starb 1802 zu Berlin als außerordentlicher Bot-
after am königlich preußischen Hofe. Er verband gründliche Gelehrsamkeit und
ausgebreitetesten Kenntnisse der verschiedensten Art mit den trefflichsten Eigen-
aften des Herzens u. gewann die Hochachtung Aller, die ihn kannten. — 2)
, Juliane, Freifrau von K., geborene von Vietinghoff, geboren zu Riga
'66, Gemahlin des Vorigen, mit dem sie sich schon in ihrem 14. Jahre (1780)
rmählte, nachher aber wieder von ihm geschieden wurde, lebte seit 1791 in
iga, dann in Paris, Leipzig u. Petersburg, von wo sie sich wieder nach Paris
gab, wo 1804 ihr Roman Valérie erschien, in welchem sich ihre Schwärmerei,
e sie nachher so berüchtigt machte, schon deutlich aussprach, während ihr Leben
bst ein fortwährendes Gemisch von Zerstreuungs- u. Genußsucht einer- u. Pietis-
us anderseits war. 1806 lebte sie in Berlin u. suchte hier vergebens auf die
önigin Louise Einfluß zu gewinnen, was ihr übrigens bei Andern um so besser
lang. Nach einem Zwischenaufenthalte in Paris u. Genf schloß sie sich 1813
Karlsruhe eng an Jung Stilling (s. d.) an u. predigte sogar in Heidel-
rg den Verbrechern im Gefängnisse. Als Kaiser Alexander Ende 1813 sich nach
r Schlacht von Leipzig an den Rhein begab, befand sie sich zu Heilbronn; der
aiser, eben damals trübe gestimmt, ward durch einen Brief auf sie aufmerksam
macht. Sie täuschte ihn, ihm nach Paris folgend, durch Prophezeiungen und
Jahrsagungen, ja, selbst durch Geistererscheinungen u. soll den ersten Anlaß zur h.
llianz gegeben haben. Schmerzlich berührte es den Kaiser, als er sie als Be-
ügerin erkannte. 1815 ging sie nach Basel, wo sie viel Aufsehen erregte u. An-
ing fand, auch ein junger Genfer Geistlicher, Empeytaz, sich an sie anschloß.
on hier aus verwiesen, indem ihr schwärmerisches Beginnen mit den bürger-
hen Behörden in Collision kam, durchzog sie die Schweiz. Ihre Begleitung
ehrte sich durch den Professor Lachenal aus Basel u. einen gewissen Kell-
r aus Braunschweig, welcher letztere ihr Geschäftsführer war. 1816 sammel-
n sich um ihren Aufenthaltsort auf dem Grenzacher Horn, unweit Basel, u. in
aden eine solche Menge Armer und Elender, besonders aber Landstreicher, daß
317 dieses Gesindel durch Militär nach Lörrach abgeführt werden mußte; verge-
ns legte sie Protest ein, gab auch einen Aufruf an die Armen u. eine Armen-
itung heraus (wovon jedoch nur ein Blatt erschien) und verließ Baden. Nir-
nds geduldet, wurde sie endlich über Leipzig u. Königsberg auf russisches Ge-
et geschafft, wo ihr Anfangs auch die Rückkehr nach Moskau und Petersburg
itersagt war. Man trennte Kellner u. noch 9 Personen ihrer Begleitung von
r; schon in Baden war dieß mit Empeytaz und Lachenal geschehen. Sie
andte sich nun zuerst nach Metau, lebte später kurze Zeit in Petersburg, wo sie
h lebhaft für die Griechen interessirte u. ging von Liefland aus 1824 mit ihrer
ochter u. deren Mann, dem Staatsrath Berkheim u. einigen Andern, in die
rim, wo sie noch in demselben Jahre zu Karasubasar starb.

Krüger 1) Ephraim Gottlieb, tüchtiger Zeichner und Kupferstecher,
boren 1756 zu Dresden, wo er in der Akademie der bildenden Künste seine
tudien machte, 1804 Mitglied und 1815 außerordentlicher Professor bei der-
lben wurde und 1834 starb. Zu den vorzüglichsten seiner Leistungen gehören:
ine Blätter zu Beckers „Augusteum"; die keusche Susanne, der Bohnenkönig
id Clorindens Tod für Robillards „Musée français"; ferner Ariadne auf Naxos;
r Maler Retscher mit seiner Frau; Joseph, der seinen Vater dem Pharao

vorstellt, und die Madonna des Gimignano. Auch vollendete er das von Schulze begonnene große Blatt nach Matthäi, den Tod des russischen Generals, Fürsten Millesinow, in der Schlacht bei Dresden im Jahre 1813. — 2) K. Franz, Thier- und Portraitmaler, geboren 1797 in Dessau, königl. preußischer Hofmaler und Professor in Berlin. Seine Laufbahn begann er mit Bildnissen, die er mit angebrannten Korkstöpseln, schwarzer u. weißer Kreide auf graues Papier zeichnete. Pferde und Hunde zeichnete er mit großer Lebendigkeit; Hauptwerk: die große Parade in Berlin, mit mehr als 200 Bildnissen bekannter und bedeutender Personen (im Besitze des Kaisers von Rußland); das Frühstück auf der Jagd (im Besitze des Herzogs von Mecklenburg).

Krünitz, Johann Georg, geboren zu Berlin 1728, studirte in Göttingen und Frankfurt a. O., erwarb auf letzterer Universität 1749 den Doktorgrad, lebte dann als praktischer Arzt daselbst, begab sich aber 1759 nach Berlin, wo er sich, bis zu seinem Tode 1796, literarischen Geschäften widmete. Eine Menge nützlicher medizinischer, naturhistorischer, geographischer u. anderer Werke, die er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, eigene literarische Werke und Abhandlungen, Register zu mehren Schriften ꝛc. verdankt man seiner unermüdet beschäftigten Feder. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyklopädie, die er 1773 anfing u. bis zum 73. Bande fortsetzte, wo er den Artikel „Leiche" zuletzt ausarbeitete. K. hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit dem sorgfältigsten Fleiß, guter Auswahl und mit der größten Vollständigkeit Alles zu jedem Artikel Gehörige vereinigt und aus den besten Quellen geschöpft. Dieses Werk entspricht, bei nur einigermassen billigen Forderungen, ganz dem Bedürfnisse der Zeit, in welcher, u. den Verhältnissen, unter denen es begründet u. fortgeführt wurde, u. es ist auch hier — wie gegenüber von anderen concurrirenden Unternehmungen — nur niedriger Brodneid, wenn das Brockhaus'sche Conversationslerikon dasselbe ganz unverdienter Weise herabsetzt. Nach K.s Tode setzten F. Jakob u. H. G. Flörke, u. seit 1815 Korth u. C. O. Hoffmann das Werk fort, welches bis zum 191. Bd. (Berlin 1847), der mit dem Artikel „Typotheta" schließt, gediehen ist. Ein unveränderter Abdruck der Bände 1—97 erschien 1782—1814.

Krüsi, Hermann, pädagogischer Schriftsteller, geboren 12. März 1775 zu Gais im Canton Appenzell, war in seiner Jugend Taglöhner u. machte Botengänge um Lohn. Seit 1793 Schullehrer in seinem Vaterorte, wanderte er auf eine Einladung guter Menschen 1800 mit einer Schaar armer Kinder nach Burgdorf im Canton Bern, wo diese unter die wohlhabenden Bürger vertheilt wurden. Dort lernte er Pestalozzi kennen und gründete mit ihm unter tausend Hindernissen und Entbehrungen das berühmte Institut, mit dem er später nach Yverdun zog. Er war Pestalozzi's ältester u. zuerst einziger Mitarbeiter an dessen großem Erziehungsplane u. wußte, wie Keiner, die oft unklaren Ideen des Meisters zu ordnen u. anschaulich zu machen und ihm in Anwendung derselben helfend zur Seite zu stehen. Mißverhältnisse, die den ältesten u. tüchtigsten Mitarbeiter von Pestalozzi entfernten, bewogen auch K. 1816 aus dem Institute zu treten und eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen. Seit 1822 Direktor der Cantonsschule in Trogen in seinem Heimathcantone, seit 1832 des Lehrerseminars in Gais, starb er 25. Juli 1845. Von ihm ist das, gewöhnlich Pestalozzi zugeschriebene, „Buch der Mütter oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken u. reden zu lehren," Zürich 1803; von ihm auch die „Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse," 3 Hefte, ebend. 1803. Ueberdieß schrieb er: „Biblische Ansichten der Werke und Wege Gottes zu religiöser Belebung der Volksbildung," Leipzig 1816; „Bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, Aarau 1822; Joh. Heinrich Pestalozzi's „Vaterlehren in sittlichen Wortbedeutungen," Trogen 1829; „Beiträge zu den Mitteln der Volkserziehung im Geiste der Menschenbildung," 10 Hefte, Trogen u. Zürich 1832—34 u. a. m. L.

Krug, Wilhelm Traugott, geboren zu Radis bei Wittenberg 1770, studirte auf der Universität der letztgenannten Stadt und habilitirte sich 1794 als

Privatdocent daselbst; 1801 wurde er Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder; 1805 in Königsberg; 1813 in Leipzig, machte in diesem u. im folgenden Jahre als Freiwilliger unter den reitenden Jägern den Feldzug gegen Frankreich mit, wo er bis zum Rittmeister stieg, trat nach dem Frieden sein Amt wieder an u. starb 1842. Die Philosophie von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seiner Gesammtthätigkeit, oder von der Urform des Ichs in allseitiger Beziehung erklärend, ging K. in seinem philosophischen Systeme (K.sches philosophisches System) zunächst darauf aus, in dem Bewußtseyn u. dessen unmittelbaren Thatsachen eine höhere Grundlage dafür zu finden (transscendentaler Synthetismus), indem er den Realismus sowohl, als den Idealismus, nur für Ausgeburten erklärt. Von seinen zahlreichen Werken führen wir an: „Fundamentalphilosophie“ (3. Aufl., 1827); „System der theoretischen (3. Aufl., 2 Bde. 1825—30) u. praktischen Philosophie“ (3 Bde., 2 Aufl.); „Handbuch der Philosophie“ (3. Aufl., 2 Bde. 1828); „Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften“ (2 Aufl., 5 Bde. 1832—34); „Universalphilosophische Vorlesungen“ (1831), worin überall der klare Gedanke in einen klaren Vortrag eingekleidet ist. Die Zeitfragen behandelte er in modernprotestantischem Geiste. Vergleiche die Sammlung seiner Schriften (12 Bde., Braunschweig 1830—41). Sein Leben beschrieb er in: „Meine Lebensreise von Urceus“ (5. Aufl. 1842) u. „Leipziger Freuden u. Leiden im Jahre 1830“ (1831).

Krukowiecki, Johann, Graf von, geboren 1770, polnischer General, hatte sich in österreichischen u. polnischen Diensten von 1796—1813 zu dieser Würde aufgeschwungen u. war 1814 von Kaiser Alexander zu verschiedenen diplomatischen Missionen verwendet worden, als er sich 1830 der polnischen Revolution anschloß. Er siegte am 25. Februar 1831 bei Bialolenka u. wurde Commandant von Warschau; als aber Skrzynecki ihm vorgezogen wurde, nahm er seinen Abschied, stellte sich an die Spitze der Ultras, ward Präsident der Nationalregierung u. schloß die Capitulation Warschau's (Sept. 1831), lebte dann 3 Jahre im Exile zu Kasan, gegenwärtig arm u. vergessen zu Warschau.

Krumbach, Marktflecken in dem bayerischen Kreise Schwaben u. Neuburg, 10 Stunden von Augsburg gelegen und schon vor 300 Jahren berühmt durch seine Mineralbäder. Nicht gerade das Wasser der K.er Quellen, sondern ein Stein oder Fossile, der in dem Hügel, dessen Fuße das Mineralwasser entquillt, zu Tage bricht u. wovon dem Bade eine gewisse Menge beigesetzt wird, besitzt die gerühmte Heilkraft. Dieser Stein besteht aus kohlensaurer Kalkerde, Thonerde, Kieselerde, Extraktivstoff u. Eisenoxyd. Er löst sich in Wasser und färbt dieses milchweiß. Seinen größten Ruf erwarb sich das K.er Bad in Krankheiten des weiblichen Geschlechtes, bei ungeregelter Menstruation u. dergl., u. ganz besonders bei Unfruchtbarkeit; ferner zeigt es sich nützlich bei chronischen Hautausschlägen u. anderen Fehlern der Haut; bei Rheumatismus und Gicht, u. bei den daraus hervorgehenden Contrakturen u. Gelenksteifigkeiten soll es fast Wunderkraft entfalten; auch gegen Krämpfe u. auf gesteigerter Reizbarkeit beruhende Nervenschwäche hat man dasselbe mit Erfolg in Gebrauch gezogen. Man kann auch an anderen Orten von diesem Steine Anwendung machen. Ein Pfund kostet 18 Kreuzer. Auf ein Bad nimmt man ½—¾ Pfund desselben. *μ.*

Krummacher 1) (Friedrich Adolph), geboren den 13. Juli 1768 zu Tecklenburg, ein mit Herder geistesverwandter Dichter. Im Hause seines Vaters, der Bentheim'scher Hoffiscal war, waltete warmer Glaube u. innige Gottesfurcht, u. dieß ist die Hauptquelle der kindlich-gemüthlichen Frömmigkeit, die in K.s Dichtungen sich stets ausspricht. Er studirte in Marburg u. Halle Theologie, wurde Conrektor am Gymnasium zu Hamm, Rektor zu Meurs, Professor zu Duisburg, Pastor zu Kettwich, im Jahre 1812 General-Superintendent zu Bernburg u. 1821 Pastor zu Bremen. Seine Werke sind: Parabeln, Duisburg 1805; 7 Aufl., Essen 1840, 2 Bde., classisch in der deutschen Literatur. Durch sie hat K. für die Bildung der Jugend eine köstliche Saat ausgestreut u. gerade

in einer zur Irreligiosität sich neigenden Zeit die ächte Frömmigkeit sehr gefördert. Eine ähnliche Tendenz haben auch die meisten seiner übrigen Schriften: Die Kinderwelt, Duisburg 1806, neue Aufl. 1813; Festbüchlein, eine Schrift für das Volk, 3 Bde., ebend. 1808—19, neueste Auflage des 1. u. 2. Th. 1819 bis 1821; Apologen u. Paromythieen, ebend. 1809; das Drama Johannes, Lpz. 1815; Paragraphen zu der heiligen Geschichte, Berl. 1818; Die christliche Volksschule, im Bunde mit der Kirche, Essen 1823 u. a. m. — 2) K., Friedrich Wilhelm, Sohn des Vorigen, reformirter Prediger im Wupperthale u. eifriger Altlutheraner, barocker Kanzelredner, denuncirte Wegscheider u. andere Vertreter des Rationalismus 1830 vor dem deutschen Publikum, verfluchte dann Theologen neuprotestantischer Richtung auf seines Vaters Kanzel in Bremen u. erregte dadurch große Streitigkeiten. 1843 ward er von den reformirten Gemeinden New-Yorks als Pastor u. Professor nach Amerika berufen. Er schrieb mehre Predigten u. Streitschriften.

Krummhorn ein veraltetes, unten in einem Halbzirkel gebogenes, Blasinstrument von Holz mit sechs Tonlöchern; dann ein Orgelschnarrwerk von sanftem Tone, u. endlich gleichbedeutend mit Bassethorn u. Zinke (s. dd.).

Krummstab heißt der oben gekrümmte Hirtenstab der Bischöfe und Aebte (s. dd.).

Kruse, 1) Karl Friedrich, Freiherr von, Nassau-Usingischer Regierungs-Präsident zu Wiesbaden, geboren 1738, war Anfangs geheimer Regierungsrath im Hessen-Darmstädtischen, seit 1768 in Nassau-Usingischen Diensten, half 1780 den bekannten Nassauischen Erbverein gründen u. war Gesandter in Rastadt u. Regensburg bei den Reichsfriedens-Deputationen. In der Folge wurde er Regierungspräsident u. starb zu Wiesbaden den 9. März 1806, nachdem er 1803 in Ruhestand getreten war. Er war Verfasser mehrer, ohne seinen Namen herausgegebener, Schriften, eines Lehrbegriffes der Landwirthschaft u. Haushaltungskunst, zum Gebrauche der deutschen Schulen und des Landmannes in den Nassauischen Landen, Wiesbaden 1780, u. einer wahren Darstellung der großen französischen Staatsrevolution, Frankfurt a. M. 1790, 3. verbesserte Auflage, ebend. 1792, die letzte unter seinen Namen. — 2) K., Christian, geboren 1753 im Stedingerlande in Oldenburg, erst Subconrektor in Oldenburg, 1822 Professor der historischen Hülfswissenschaften zu Leipzig, gestorben 1827; schrieb: Praktische Anweisung zur Orthographie, Bremen 1737, 4. Aufl., Leipz. 1819; Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten, Oldenburg 1802—1818, 4 Lieferungen, 5 Aufl., von dem Folgenden herausgegeben, Halle 1833, Fol.; Erläuterungen hierzu, Halle 1812. — 3) K., Friedrich Karl Hermann, geboren 1790 zu Oldenburg, in Leipzig gebildet, Lehrer zu Liegnitz und Breslau, 1821 Professor der Geschichte u. alten Geographie in Halle, 1828 in Dorpat, k. russischer Staatsrath u. Ritter, legte ausgezeichnete Forschungen über alte Geschichte u. Geographie nieder in: „Budorgis, oder das alte Schlesien," Dresden 1819; „Ueber Herodots Ausmessung" etc., Breslau 1818; „Hellas," 2 Bde., Leipzig 1825—27; Deutsche Alterthümer, Dorpat 1844.

Krusemark, Hans Friedrich v., königlich preußischer General der Cavalerie, aus einem alten adeligen Geschlechte in der Altmark entsprossen, geboren 1715, diente seit 1738 u. verband mit militärischer Einsicht u. Tapferkeit wahre Menschenliebe. Er war überhaupt ein thätiger Mann, der in den dreien schlesischen Kriegen eine Menge Erfahrungen gesammelt hatte u. daher dem Könige Friedrich II. sehr nützlich u. beinahe unentbehrlich war. Der Monarch schätzte ihn deßhalb auch sehr, würdigte ihn eines besonderen Zutrauens u. besuchte ihn selbst, als er an einer langen Krankheit darniederlag. Er starb 15. Mai 1775.

Krusenstern, Adam Johann, Ritter v., geboren 1770, stammte aus einer schwedischen Familie u. änderte erst, als er geadelt wurde, seinen Familiennamen Crusius in K. Schon frühe zeichnete er sich im russischen Seedienste aus; diente von 1793—99 in der englischen Flotte, legte nach seiner Rückkehr

von Canton dem russischen Ministerium Plane über Erweiterung des Pelzhandels vor u. ward 1803 veranlaßt, die Nordwestküste Amerika's zu untersuchen. Er bereicherte die Geographie durch Entdeckung der Orloffsinseln, nähere Kenntniß der japanischen Küste, der Inseln des Süd- u. des chinesischen Meeres. Eine zweite Expedition nach der Beringsstraße unternahm er 1815. Er ward 1821 Curator der Universität Dorpat, 1826 Commodore u. 2. Direktor des Seecadetten-Corps. Außer seinem interessanten Werke: „Reise um die Welt in den Jahren 1803—6“ (deutsch 2. Aufl., 3 Bde., Berlin 1811—12) gab er „Atlas de l'Ocean pacifique“ (2 Bde., Petersburg 1824 — 27), „Beiträge zur Hydrographie der größeren Oceane“ (Leipz. 1819) ꝛc. heraus. K.s Erfindung, die Magnetnadel des Compasses durch Einfassung desselben mit gegen die Einwirkung des Eisens zu sichern, wurde 1825 bei der russischen Marine eingeführt.

Krypta heißt der unterirdische gewölbte Theil einer Kirche. Namentlich befanden sich solche Krypten in den älteren Kirchen u. besonders in den Basiliken (s. d.); sie enthalten das Grab des Heiligen, welchem die Kirche gewidmet ist, oder überhaupt die Hauptgrabstätte der darin beigesetzten Heiligen. Die K. ist in der Regel unter oder vor dem Hauptaltare angebracht u. nimmt den ganzen Unterbau des Chors ein; in Kirchen, welche ein Querschiff haben, befindet sie sich gewöhnlich da, wo diese das Langschiff durchkreuzt.

Kryptogamen, bei Linné die 24. Classe des Pflanzenreichs, sämmtlichen übrigen 23 Classen (Phanerogamen) entgegengesetzt. In dem natürlichen Systeme bilden sie unter dem Namen Akotyledonen, weil sie keine Samenlappen ansetzen, die 1. Classe. Diese Abtheilung umfaßt den bei weitem größeren Theil aller bekannten Pflanzen u. zerfällt in die Familie Pilze, Flechten, Algen, Moos, Farren. Das Geschlechtsverhältniß tritt bei den wenigsten hervor, die Fortpflanzung geschieht durch sogenannte Sporen, kleine, rundliche Körper, welche den Knospenkeimen ähnlich sind u. in einem oder mehren, gewöhnlich aufspringenden Hüllen, u. zwar immer an der äußeren Oberfläche der aufsteigenden Theile liegen. Blüthe u. Frucht fallen gewöhnlich zusammen u. die meisten sind aus einfachen Zellen zusammengesetzt, ohne Gefäße zu besitzen. Die unvollkommensten Pflanzen, z. B. die Staubpilze, gehören zu ihnen; auf der Gränzscheide zwischen diesem Gebiete u. dem der Phanerogamen stehen die riesenhaften Farrenkräuter der Tropenländer. Die K. sind über die ganze Erde verbreitet, u. selbst in den Tiefen des Meeres haben sie ihre Wohnung aufgeschlagen. In dem höchsten Norden, wo jede Spur der Vegetation erstorben scheint, überziehen sie die nackten starren Felsen, oder pflanzen sich unter der Decke des ewigen Schnees fort. S. die einzelnen Familien.

Krystalle werden in der Mineralogie (s. d.) jene festen Körper genannt, die durch eine gewisse Anzahl von gesetzmäßig zu einander geneigten Flächen begränzt sind. Der Akt ihrer Entstehung heißt Krystallisation u. der Zustand, in dem sich krystallinisch gebildete Körper befinden, heißt Krystallismus. Den Gegensatz von Krystallismus, d. h. den Zustand des Starren ohne Krystallisation, nennt man Amorphismus (Gestaltlosigkeit) u. die Körper selbst amorphe Körper, wie z. B. den Opal, Eisensinter, Obsidian ꝛc. Der Amorphismus ist von J. N. Fuchs zuerst beobachtet u. nachgewiesen worden (s. über den Opal u. den Zustand der Gestaltlosigkeit (Amorphismus) fester Körper: Neues Jahrbuch der Chemie u. Physik, Bd. VII., Heft. 7 u. 8, S. 418 — 434). Die Lehre von den K.n heißt Krystallographie; sie wurde zu einer besonderen naturwissenschaftlichen Doktrin erhoben u. vorzugsweise durch Romé de l'Isle, Hauy, Weiß, Mohs, Naumann, Fuchs, v. Kobell u. A. auf verschiedene Weise bearbeitet u. bereichert. An den K.n unterscheidet man als Begränzungstheile: Flächen, jene Ebenen, die einen K. umschließen; Kanten, jene Linien, welche von zwei zu einander geneigten Flächen gebildet werden, u. Ecken, jene Punkte, wo drei oder auch mehre Flächen zusammenkommen. Diese Theile finden sich an einem K. entweder gleichartig, oder ungleichartig; im ersteren Falle

müssen die Flächen dieselbe Form, Lage und physischen Eigenschaften haben, die Kanten gleiche Länge, gleiche Bildungsflächen u. Winkel besitzen, u. die Ecken ebenso einerlei Kanten, Winkel u. s. f. zeigen. Es ist nicht gleichgültig, in welcher Lage die K. bei ihrer Betrachtung u. Beschreibung sich befinden. Man hat deßhalb Linien angenommen, die man sich durch den Mittelpunkt des K.s gezogen denkt u. die bei der Beschreibung als Anhaltspunkte dienen. Diese Linien werden Axen genannt; sie enden in zwei gleichartigen, einander gegenüberliegenden K.-Theilen u. heißen, nach ihren Endpunkten, Flächen-, Kanten- u. Ecken-Axen. Die Axen bezeichnet man ebenfalls entweder als gleichartige, wenn sie in gleichartigen K.theilen endigen, gleiche Länge haben u. ihre Endpunkte gleichweit vom Mittelpunkte entfernt sind, oder als ungleichartige, wenn sie von verschiedener Länge sind. Um nun eine K.-Gestalt zu beschreiben, werden drei oder vier Axen in Betracht gezogen, von denen eine, gewöhnlich die einzige ihrer Art, senkrecht vor den Beobachter zu stehen kommt u. Hauptaxe heißt, während die übrigen als Nebenaxen gelten. Manche K. lassen sich als die Hälfte (Hemiedrie), oder das Viertel (Tetartoedrie) eines andern K.s, der als vollflächiger (Holoedrie) gilt, betrachten. Kommen an einem K. noch andere Flächen, außer denen, die zur Begränzung seiner bestimmten Gestalt nöthig sind, vor u. ist sohin gleichsam eine Verbindung von 2 oder mehren Formen angezeigt, dann nennt man diese Veränderungen Combinationen. Um sie zu erkennen oder zu entwickeln, hat man sich die gleichartigen Flächen der Reihe nach so vergrößert zu denken, daß sie zum Durchschnitte kommen u. die übrigen immer scheinbar verdrängt werden. Solche Combinationen zu entwickeln ist, namentlich bei mehrzähligen Gestalten, öfters mit Schwierigkeiten verbunden; v. Kobell (s. d.) hat aber vortreffliche Regeln hiefür mitgetheilt und dadurch sowohl dem Anfänger, wie auch dem Geübten große Erleichterung an die Hand gegeben. Die Bildung der Combinationen versinnlicht man sich so, wie wenn an einem, ursprünglich einfach ausgebildeten, K. noch andere, veränderte Flächen durch Abstumpfung, Zuschärfung oder Zuspitzung entstanden wären. Unter Abstumpfung versteht man jene Veränderung, welche an die Stelle einer Kante oder eines Eckes eine Fläche, die Abstumpfungsfläche, treten läßt. Mit Zuschärfung bezeichnet man jene Veränderung, die an der Stelle einer Kante oder eines Eckes zwei gleichartige Flächen entstehen läßt, welche sich zusammen neigen u. hiedurch eine Kante, die Zuschärfungskante, bilden. Zuspitzung endlich heißt die Veränderung, durch welche an die Stelle eines Eckes drei oder mehre gleichartige Flächen kommen, die dann ein neues Eck zusammensetzen. Zur näheren Bezeichnung, ob die Zuschärfungs- oder Zuspitzungsflächen auf die Flächen oder Kanten der ursprünglichen Gestalt aufgesetzt erscheinen, sagt man: von den Flächen oder von den Kanten aus zugeschärft oder zugespitzt. Bei genauen und speziellen Bestimmungen von K.-Gestalten werden die Neigungswinkel der Flächen gemessen u. daraus die ebenen Winkel, die Axenlängen u. s. w. berechnet. Man bedient sich hiezu der Goniometer (Winkelmesser), von denen das Anlegegoniometer für größere u. das Reflexionsgoniometer für kleinere K. mit spiegelnden Flächen besonders bemerkenswerth sind. Von ausgezeichneten Männern (wie Romé de l'Isle, Hauy &c.) wurden allgemeine Krystallisationsgesetze, die sich an den K.n u. ihren Combinationen wahrnehmen lassen, mit großem Scharfsinne aufgefunden u. auf diese Weise der Natur gleichsam gewisse Geheimnisse abgelauscht. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf diese (fünf) Gesetze näher eingehen wollten u. es mag genügen, wenn wir angeben, daß auf denselben das Wesentlichste der Erscheinung der einfachen K.-Individuen beruht u. daß aus einigen wenigen Gestalten der ganze Formenreichthum der unorganischen Natur sich mittelst dieser Gesetze a priori construiren u. daher auch die Erfahrung möglicher Vorkommnisse anticipiren läßt (vgl. v. Kobell, „Die Grundzüge der Mineralogie," Nürnberg 1838, S. 15 u. ff.). Da die K. *überaus verschieden* sind, so hat man sie auf geeignete Weise zu bestimmen, um *bei Feststellung von Mineral-Species*, außer anderen, noch Anhaltspunkte zu be-

kommen. Man hat sie deßhalb in gewisse Abtheilungen geschieden und nennt diese K.-Systeme u. K.-Reihen. K.-System definirt man als den Inbegriff von Gestalten, welche nach dem Gesetze der Symmetrie in einander übergehen können. Als K.-Reihe bezeichnet man den Inbegriff von Gestalten eines K.-Systemes, welche nach dem Gesetze der Axenveränderung von einander ableitbar u. daher combinationsfähig sind. Jene Hauptgestalt, von welcher die übrigen bei der Beschreibung gesetzmäßig abgeleitet werden, heißt die Stammform. K.-Systeme sind 6 bekannt, u. zwar: I. Das tesserale System (reguläres oder Würfelsystem). Alle K. dieses Systems haben 3 rechtwinkelig auf einander stehende, gleichartige Axen, von denen jede als Hauptaxe gelten kann. Hieher gehören alle polyaren Gestalten, u. hier zeigt sich die größte Symmetrie vor den übrigen Systemen. Einfache, vollzählige Gestalten finden sich 7, und zwar: 1) der Hexaldes (Sechsflächner); Mineralien, welche in dieser Gestalt krystallisirt vorkommen, sind: Steinsalz, Flußspath, Bleiglanz, Gold rc. 2) Das Oktaeder (Achtflächner), findet sich häufig beim Magneteisenerz, Rothkupfererz, Gold, Diamant rc. 3) Das Rhombendodekaeder (Rautenzwölfflächner); Beispiele der Mineralien: Granat, Diamant, Amalgam rc. 4) Das Tetrakisheraeder (Pyramidenwürfel); diese Form ist ziemlich selten bei Flußspath, Gold, Kupfer rc. 5) Das Trapezoeder; von dieser Gestalt gibt es mehre Varietäten u. zwar beim Granat, Lucit, Analcim, Gold rc. 6) Das Triakisoktaeder (Pyramidenoktaeder); hievon gibt es ebenfalls mehre Varietäten, die am Flußspath, Bleiglanz, Rothkupfererz rc. beobachtet wurden. 7) Das Herakisoktaeder (Achtundvierzigflächner); auch diese Gestalt ist in mehren Varietäten bekannt u. findet sich beim Diamant nicht selten, auch am Flußspath, Magneteisenerz u. s. w. Durch die, am Würfel möglichen, Veränderungen (Abstumpfungen, Zuschärfungen oder Zuspitzungen der Kanten u. Ecken), welche nach dem Gesetze der Symmetrie stattfinden können, lassen sich die übrigen hier aufgeführten 6 Gestalten ableiten oder entwickeln. So entsteht durch Abstumpfung der 8 Ecken am Würfel das Oktaeder oder Nro. 2. durch Abstumpfung der 12 Kanten Nro. 3., durch Zuschärfung der Kanten Nro. 4., durch Zuspitzung der Ecken, welche auf dreierlei Weise vorgenommen werden kann, Nro. 5., 6. u. 7. Einige dieser vollzähligen Gestalten erscheinen auch hemiedrisch; so ist z. B. das Tetraeder die Hemidrie vom Oktaeder, das Pentagondodekaeder die vom Tetrakisheraeder u. s. w. II. Das quadratische oder tetragonale System. Die hieher gehörigen K. sind charakterisirt durch ein rechtwinkeliches Axenkreuz, an welchem 2 Axen gleich lang sind, die 3. aber bald länger, bald kürzer ist; diese gilt als Hauptaxe. In diesem Systeme sind wesentlich nur zwei einfache, vollflächige Gestalten, nämlich die Quadratpyramiden, welche von den verschiedensten Winkeln vorkommen u. die in ihren Combinationen auch verschiedene Stellungen gegen einander einnehmen, ferner die Dioktaeder. Beiderlei Gestalten bilden Doppelpyramiden u. sind die ersten von 8 gleichschenkeligen Dreiecken (4 oben, 4 unten) u. letzten von 16 ungleichseitigen Dreiecken (8 oben, 8 unten) begränzt. Denkt man sich bei ihnen die Hauptaxe als unendlich lange, so fallen die Randkanten, welche von der Basis der Doppelpyramide gebildet werden, mit der Fläche in eine Ebene u. es entsteht bei der Quadratpyramide ein offenes, quadratisches Prisma, bei der Dioktaeder ein offenes, oktogonales (dioktaedrisches) Prisma. Wird dagegen die Hauptaxe als unendlich klein gedacht, so bleibt nur die Basis als eine horizontale Fläche übrig, welche dann die basische Fläche heißt und als Endfläche am oberen u. unteren Ende der Prismen (nach dem Gesetze des Flächen-Parallelismus) zu finden ist. K. des quadratischen Systems kommen vor bei Zirkon, Anatus, Rutil, Apophyllit, Zinnstein rc., dann eine offene, prismatische Gestalt, nämlich bei den Quadratpyramiden rc. III. Das heragonale oder rhomboedrische System. Die K. dieses Systems haben ein Axenkreuz, an welchem 3 gleichartige (Neben-) Axen, die in einer Ebene liegen und sich unter Winkeln von 60° schneiden, von einer 4. verschiedenen (Haupt-) Axe rechtwinke-

lig geschnitten werden. Als einfache, vollzählige Gestalten finden sich hier: 1) Die hexagonalen Pyramiden, die von 12 gleichschenkeligen Dreiecken eingeschlossen; aus ihnen entstehen, wie bei den quadratischen Pyramiden, die (hexagonalen) Prismen und die basische Fläche. Hemiedrisch erscheinen diese hexagonalen Pyramiden als Rhomboeder, die von 6 gleichen Rhomben (3 oben und 3 unten) begränzt sind u. als stumpfe u. spitze Rhomboeder vorkommen. 2) Die dihexagonalen Pyramiden, welche von 24 ungleichseitigen Dreiecken umschlossen sind u. sehr selten erscheinen; hemiedrische Gestalten von ihnen sind die häufiger vorkommenden (hexagonalen) Skalenoeder, die von 12 ungleichseitigen Dreiecken begränzt und durch die im Zickzacke liegenden Randkanten charakterisirt sind. In diesem Systeme krystallisiren: Quarz (Berg-K.), Kalkspath, Korund, Smaragd x. IV. Das rhombische System. Den K.n dieses Systems liegt ein rechtwinkeliges Axenkreuz zum Grunde, an dem 3 verschiedene Axen liegen, von denen jede als Hauptaxe gewählt werden kann. Hier ist nur eine Art einfacher vollzähliger Gestalten, diese bilden die Rhombenpyramiden, die von 8 ungleichseitigen Dreiecken begränzt sind. Aus ihnen entsteht, wie bei den vorigen Systemen, eine offene prismatische Gestalt, das rhombische Prisma und die basische Fläche. An der Basis der Rhombenpyramide kommen die Diagonalen in Betracht, von denen die lange als Makrodiagonale, die kurze als Brachydiagonale bezeichnet wird. Die Art der Verlängerung u. Verkürzung der Hauptaxen kann auch auf diese Diagonalen angewendet werden. Wird nämlich die eine oder andere gleich unendlich lang gedacht, so entstehen horizontale Prismen, die zum Unterschiede von den vertikalen Prismen, Domen (Dächer), genannt und in makro- u. brachydiagonale, d. h. durch die unendlich verlängerte (lange oder kurze) Diagonale gebildete, unterschieden werden. (Nach Breithaupt.) Denkt man sich aber an der Rhombenpyramide die Makrodiagonale als unendlich klein, so entsteht eine vertikale Fläche, die in der Richtung der Brachydiagonale liegt und deßhalb brachydiagonale Fläche genannt wird. Dagegen wird jene vertikale Fläche, welche durch die unendlich klein gewordene Brachydiagonale entsteht und der Makrodiagonale in der Richtung folgt, die makrodiagonale Fläche genannt. Kommen beide mit einander combinirt (nach den Gesetzen des Flächenparallelismus) vor, so bilden sie das rectanguläre Prisma. In diesem Systeme krystallisiren: Schwefel, Schwerspath, Topas, Chrysolith, Cölestin x. V. Das klinorhombische System. Die K. dieses Systems haben, wie die des rhombischen Systems, 3 rechtwinkelige, ungleichartige Axen, von denen eine als Hauptaxe gewählt wird. Hier finden sich keine einfach geschlossenen Gestalten, sondern nur Combinationen, welche aus rhombischen Prismen und einzelnen Flächenpaaren, die entweder vertikal, oder schiefliegend erscheinen, gebildet sind. Die einfachsten Gestalten sind die Hendyoëder, welche aus 2 gleichen schiefliegenden Rhomben als Endflächen u. aus 4 gleichen Rhomboiden (oder die rhombischen Prisma) als Seitenflächen bestehen. Als Hauptaxe gilt hier jene, welche in den 2 Rhomben endigt. Das K. wird bei der Beschreibung so gestellt, daß die eine der beiden schiefliegenden Endflächen gegen den Beobachter zu stehen kommt u. dann die schiefliegende Diagonale dieser Flächen, als Klinodiagonale, die horizontalliegende als Orthodiagonale bezeichnet. Jene Seitenflächenpaare, welche an den beiden Enden der Klinodiagonale liegen, werden orthodiagonale Flächen, u. jene, welche an den beiden Enden der Orthodiagonale stehen, die klinodiagonalen Flächen genannt. Breithaupt heißt die Endflächen kurzweg Hemidomen (Halbdächer). Kommen 2 solche, zu einander schief geneigte, Endflächen vor, so werden sie Klinodomen (geneigte Dächer) geheißen. In diesem Systeme krystallisiren: Gyps, Sphen, Amphibal, Datolith x. VI. Das klinorhomboidische System. Es ist charakterisirt durch 3 ungleichartige Axen, die sich sämmtlich schiefwinkelig schneiden. Die Wahl der Hauptaxe ist willkürlich. Alle Gestalten dieses Systems haben Flächen, Kanten und Ecken, welche nur paarweise gleichartig u. parallel sind; daher bestehen auch alle hierher gehörigen Gestalten nur

aus einzelnen Flächenpaaren. Die einfachsten Combinationen sind die klinorhomboidischen Prismen oder Henoëder, welche aus einem einseitigen Prisma mit dem Endflächenpaare bestehen; sämmtliche Flächen sind Rhomboide. In diesem Systeme krystallisiren Arinit, Disthen, Albit, Kupfervitriol xc. Von manchen Mineralogen werden sowohl für die Systeme, wie auch für mehre der einzelnen K.-Gestalten, andere Namen u. Bezeichnungen gebraucht. Die K. haben, wie sie in der Natur vorkommen, gar häufig Unvollkommenheiten in Bezug auf ihren äußeren Umriß, z. B. durch ungleiche Flächenausdehnung, durch Unebenheiten, Krümmungen u. s. w., u. es ist dann schwer zu erkennen, welchem Systeme, oder welcher Gestalt sie angehören. Da man aber weiß, daß bei solchen Abnormitäten die Neigungswinkel der Flächen gegen die normalen Hauptdimensionen nicht verändert werden, und daß die physikalische Beschaffenheit bei gleichartiger Fläche immer gleich ist: so hat man hierin Anhaltspunkte, die verzerrten K. auf ihre normalen Gestalten, welche von der Natur nach dem Gesetze der Symmetrie beabsichtigt, aber durch verschiedene zufällige Hindernisse nicht hervorgebracht wurden, zurückzuführen. Manchmal sind 2, 3 oder 4 krystallographisch gleichartige K. auf eine bestimmte Art mit einander verwachsen, diese werden dann Zwillingsk., Trillinge, Vierlinge genannt. Dabei ist aber zu bemerken, daß auch Verwachsungen von zwei Individuen in der Weise statt haben, wie wenn ein Individuum nach einer gewissen Richtung auseinandergeschnitten u. die eine Hälfte um die andere um 180° herumgedreht worden wäre. Solche Zwillingsk. werden Hemitropien (halbe Umdrehungen) genannt; sie zeigen sich am Magneteisenstein, Gyps, Augit xc. Mehre, ziemlich ausgebildete, verwachsene K. nennt man K.-Gruppe u. mehre, auf einer gemeinschaftlichen Unterlage angeheftete, eine K.-Druse. Ueberdieß werden noch gewisse krystallisirte Massen in Bezug auf ihre körnige, stängelige, faserige xc. Beschaffenheit unterschieden. Als literarische Hilfsmittel für das Studium der K.ographie sind zu empfehlen: Rose G., Elemente der K.ographie, Berlin 1833; Naumann C. F., Anfangsgründe der K.ographie, Dresden u. Leipzig 1841, u. von Kobell, die Mineralogie, Nürnberg 1847. C. Arendts.

Krystallisation, s. Krystalle.

Ktesias, ein berühmter griechischer Geschichtsschreiber, zu Anfang des 5. Jahrhunderts vor Christo, war aus Keidos in Karien gebürtig. Eigentlich war er Arzt; als Schriftsteller machte ihn seine assyrische u. persische Geschichte in 23 Büchern, u. ein Buch über Indien bekannt. Die Anmuth seiner Schreibart, im jonischen Dialekte, wird von den alten Sprachlehrern empfohlen. Für die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen, die man so oft in älteren u. neueren Zeiten bezweifelt hat, erregen doch manche Gründe ein günstigeres Vorurtheil und der Verlust des Ganzen bleibt immer bedauernswerth. Jetzt hat man von seinen beiden Werken nur noch einzelne von Photius aufbehaltene Fragmente; erste Ausgabe von Heinrich Stephanus, mit anderen historischen Bruchstücken, Paris 1557. Die beste Ausgabe von J. C. F. Bähr, Frankfurt a. M. 1824, 8. — Eine Abhandlung über den K. von Gedoyns, s. in den Mém. de l'Acad. des inscr. T. XIV. Vgl. Rettig „Ctesiae Cnidii vita cum appendice de libris Ctesiae“ (Hannover 1827), u. Blum, „Herodot u. K., die frühesten Geschichtsforscher des Orients“ (Heidelberg 1836).

Ktesibios, ein griechischer Mathematiker und Mechaniker aus Alexandrien, der um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christo lebte, ist bekannt als Erfinder mehrer Maschinen, deren wirkende Kraft in dem Drucke der Luft besteht, wie z. B. verschiedener Pumpen, des krummen Hebers, der Compressionsfontaine und anderer; auch schreibt man ihm, oder seinem Schüler Hebron, die Erfindung der Wasserorgel u. der Wasseruhr zu.

Ktesiphon, hieß im Alterthume eine Stadt in Babylonien, am östlichen Ufer des Tigris, von Macedoniern angelegt, Residenz der parthischen Könige und *Hauptstadt des parthischen Reiches*. Die römischen Kaiser Trajan u. Verus er-

oberten die Stadt, und später wurde sie von den Khalifen zerstört. Jetzt geben nur noch großartige Ruinen (unter anderen ein 100 Fuß hoher Bogen, der zum Palaste des Chosroës gehörte) Zeugniß von ihrer ehemaligen Pracht u. Größe.

Ktesiphon, ein atheniensischer Staatsmann, der nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) den Antrag stellte, den Demosthenes (s. d.) für seine Verdienste um das Vaterland durch eine goldene Krone zu ehren. Aeschines (s. d.) hielt gegen diesen Vorschlag seine Rede: „Adversus Ctesiphontem“, worauf Demosthenes in der Rede „Pro corona“ siegreich replicirte.

Kuba, ein Gebiet in der russisch-kaukasischen Provinz Daghestan, südlich von Derbent, am Samur, bis zum kaspischen Meere reichend, zählt etwa 100,000 Einwohner, meist Turkmanen u. Lesghier, dann auch Armenier, Russen u. Juden. Die gleichnamige Stadt hat 7000 Einwohner. Ow.

Kuban (der Hypanis der Alten), ein Fluß im russischen Asien, hat seinen Ursprung an den Bergabhängen des Elbrus, bildet die Gränze zwischen Tscherkessien, Kaukasien u. dem Lande der Tschernomorsken, nimmt 29 Flüsse, unter diesen den Belaja, Loko, Urup, Zelentschuk, Koiden u. a. auf u. ergießt sich nach einem Laufe von nahe an 100 Meilen in mehren Armen, die viele Inseln und Limans bilden, in das schwarze u. asow'sche Meer. — Nach ihm benennt sich die kubanische Steppe im Lande der tschernomorskischen Kosacken, ein fruchtbarer, aber uncultivirter Landstrich, der sich vom K. bis zum See Boltschei u. zum Fluße Manitsch erstreckt u. von nomadischen Völkerschaften (s. d. folg. Art.) durchzogen wird. In ihr liegt Stawropol, die Hauptstadt der russischen Provinz Kaukasien.

Kubanische Tataren (s. Nogajer), ein ungefähr 60,000 Köpfe starkes Nomadenvolk von tatarischer Abkunft, in der Provinz Tscherkessien und am Kuban in Kaukasien, unter russischem Schutze, das sich zum Muhamedanismus bekennt und sich schon frühzeitig mit den Mongolen assimilirt hat. Adel u. Volk theilen sich in mehre Stämme. Früher, namentlich unter Dschingiskhan, sehr mächtig, wurden sie 1788 von den Russen bedeutend geschwächt u. ein Theil in die Statthalterschaft Jekaterinoslav translocirt.

Küchenlatein (latinitas culinaria) heißt das fehlerhafte Latein, wie es ursprünglich in den Küchen zu Rom u. im Mittelalter von den Laienbrüdern in den Klöstern gesprochen wurde u. in den bekannten Epistolae obscurorum virorum (s. d.) seine satyrische Behandelung fand. Noch jetzt hört man in manchen Gegenden Ungarns ein ähnliches Latein im Munde des Volkes.

Kügelgen 1) (Gerhard v.), Geschichts- u. Porträtmaler, geboren 1772 zu Bacharach, verließ aus entschiedener Neigung zur Kunst das Jesuitengymnasium zu Bonn u. begab sich, von Zick in Koblenz u. Fesel in Würzburg gebildet u. vom Kurfürsten von Köln unterstützt, 1791 nach Rom. Als es ihm an Mitteln gebrach, begleitete er 1795 einen Liefländer nach München u. Riga, empfing in Petersburg (1799) ehrenvolle Aufträge u. ließ sich nach einem Aufenthalte am Rheine u. zu Paris (1805) in Dresden nieder. Er wurde Professor an der Kunstakademie u. ward 1820 durch einen Raubmörder umgebracht. Werke: die Porträts von Schiller, Herder, Göthe u. Wieland, Copie der sixtinischen Madonna. — 2) K. (Karl v.), Zwillingsbruder des Vorigen, verließ bald nach diesem das Gymnasium, ward ebenfalls Fesels Schüler u. begleitete seinen Bruder als Landschaftsmaler nach Rom, wo er an Lord Bristol einen Gönner gewann. Er folgte seinem Bruder nach Riga u. Petersburg u. wurde dort als Mitglied der Akademie angestellt. Er bereiste 1803 die Krim, von der er 30 Landschaften für den Kaiser Alexander malte u. 1825 den Kaukasus u. Armenien, kaufte sich 1827 in Reval an u. starb daselbst 1832. Er schrieb: Maler-Reisen in die Krim, Petersburg 1823.

Kühlapparat, s. Brauerei u. Branntweinbrennerei.

Kühn, Karl Gottlob, Arzt, geboren den 12. Juli 1754 zu Spergau, Sohn eines Predigers, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, besuchte

dann die Schule zu Merseburg u. die Fürstenschule zu Grimma, u. studirte in Leipzig die Heilkunde; 1779 wurde er Philos. Magister; 1781 habilitirte er sich u. 1783 wurde er zum Med. Dr. promovirt; 1785 wurde er außerordentlicher Professor, 1801 ordentliches Mitglied der medizinischen Fakultät, 1802 Professor der Anatomie u. Chirurgie, 1804 Professor der Therapie u. 1819 Professor der Physiologie u. Pathologie. Nachdem K. noch sein Jubiläum als Magister der Philosophie u. als Doctor der Medizin gefeiert hatte u. 1831 von der medizinischen Fakultät in Pesth zum Mitgliede war ernannt worden, starb er den 19. Juni 1840. — K. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller; so schrieb er mehr als 160 Programme u. Dissertationen, deren wichtigste gesammelt erschienen: „Opuscula academica medica et philologica," 2 Bde., Lpz. 1827—1828. — Die größten Verdienste aber erwarb er sich als Kenner des Alterthums durch die Herausgabe alter medizinischer Schriftsteller; so erschien von ihm eine große Ausgabe der Werke griechischer Aerzte in der Ursprache mit lateinischer Uebersetzung: „Medicorum graecorum opera quae exstant," Lpz. 1821 — 1829, 26 Bde.; ferner die Werke von Sydenham, Huxham u. Baglio, ebenso eine sehr vermehrte werthvolle Ausgabe von: „Stephani Blancardi Lexicon medicum," 2 Bde., Lpz. 1832. — Außerdem gab er auch mehre neuere medizinische Werke heraus u. lieferte mehre Uebersetzungen. — Sein Sohn, Otto Bernhard, geboren den 6. Mai 1799 zu Leipzig, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, bezog 1820 die Universität Leipzig, studirte 1823—1825 zu Göttingen, habilitirte sich 1825 in Leipzig, wurde 1828 zum Med. Dr. promovirt, 1829 zum außerordentlichen u. 1830 zum ordentlichen Professor der Chemie ernannt. Er schrieb: „Versuch einer Antropochemie," Leipzig 1824, auch ins Holländische übersetzt; „Lehrbuch der Stöchiometrie," Leipzig 1837. E. Buchner.

Kühne, Ferdinand Gustav, ein beliebter Romandichter der neueren Zeit, geboren zu Magdeburg 1806, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin u. seit 1826 die dortige Universität, wo er hauptsächlich der von Schleiermacher u. Hegel angegebenen Richtung folgte. Nach vollendeten Studien u. erhaltenem Doktorgrade war er eine Zeit lange Mitarbeiter an der preußischen Staatszeitung, bis er 1835 die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt übernahm. Einige zählen ihn, doch wohl mit Unrecht, zum sogenannten jungen Deutschland; indessen ist eine gewisse leichtsinnige Färbung, wie sie unsere belletristische Literatur seit lange schon von Norden her durchweht, auch in seinen Schriften nicht zu verkennen: Novellen, Berlin 1831; Die beiden Magdalenen, Leipz. 1833; Die Quarantäne im Irrenhause, ebend. 1835; Klosternovellen, ebend. 1838, 2 Bde.; Weibliche u. männliche Charaktere, ebend. 1838; Die Rebellen von Irland, ebend. 1840, 3 Bde.; Sospiri, Braunschweig 1841; Mein Carneval in Berlin, ebend 1843; Porträts u. Silhouetten, Hannov. 1843, 2 Bde. u a. m.

Kümmel (Semen carvi), der Same einer bei uns einheimischen, zweijährigen Doldenpflanze carum carvi L., welche in mehren Gegenden Deutschlands, um Halle a. S, in Thüringen, Böhmen, Mähren, Polen, Rußland ꝛc. im Großen gebaut wird, u. in seiner äußeren Beschaffenheit wohl allgemein bekannt ist, ist etwa 2 Linien lang, hellbraun mit helleren Riefen; Geruch stark gewürzhaft, Geschmack erwärmend, bitterlich. Man braucht denselben als Gewürz an Speisen, unter das Brod, zum Käse, zum Destilliren des K.-Branntweins, in der Medizin als verdauungsbefördernder u. blähungtreibendes Mittel. Der Thüringer, mit Einschluß des Halle'schen, ist wohl der beste. Ein bedeutender Handelsartikel ist das destillirte K.öl; das beste wird aus den Samen selbst (Samenkümmelöl) das geringere aus der bei dem Dreschen zurückgebliebenen Spreu u. den unreifen Körnern (Spreuöl) gewonnen. Das erstere wird vorzüglich zur Liqueurbereitung auf kaltem Wege u. in der Medizin angewandt. Das Spreuöl, welches stets einen unangenehmen, scharfen Beigeschmack hat, wird zu Parfürmerie, vorzüglich zu den wohlfeileren, wohlriechenden Seifen, benützt u., da es viel wohlfeiler ist, als das Samenöl, wird dieses nicht selten damit verfälscht.

Küraß, eines der wenigen Ueberbleibsel aus der Ritterzeit, welches, mit Abrechnung einiger wenigen Ausnahmen, jetzt nur mehr zur Bewaffnung der Kürassiere (s. d.) dient. Die K.e nach französischem Modelle sind von gewalztem Blech, welches ungefähr 17—18 Punkte dick ist. Zu dem Vordertheile eines solchen K.es braucht man ungefähr 11 Pfund rohes Schwarzblech, zu dem Rückenstücke aber 8 Pfund. Fertig wiegt ein K., das Beschläge eingerechnet, 14—15 Pfund. Das Bruststück ist ausgebogen u. auf seiner vertikalen Mitte mit einer Kante oder Rippe versehen; auch hat es, um die auf der Oberfläche desselben abgleitenden Hiebe oder Stöße aufzuhalten, zwei Hohlkehlen, welche entlang den Seiten u. über den Ausschnitt für den Hals laufen. Das Beschläge oder die Garnitur besteht aus zwei Achselblättern oder Achselbändern von Büffel- oder anderem starken Leder. Sie sind mit messingenen Schuppen bedeckt u. mit Messingdraht aufgenäht. Diese Achselbänder haben Hacken. Ferner besteht die Garnitur noch aus einem Riemen von ungarischem oder Geschirrleder, als Gürtel, welcher mit einem messingenen Herz u. einer Schnalle versehen ist; aus einem mit Füllhaaren ausgestopften leinenen Kissen u. aus einer Einfassung von ausgezacktem, mit weißen Franzen versehenem Tuche. Diese Einfassung ist auf dem, zu diesem Zwecke mit Löchern versehenen, Bruststücke aufgesteppt. Die französischen K.e von Schwarzblech sind leichter, schützen jedoch auf jede Entfernung nicht vor Kugeln, wohl aber vollkommen gegen Säbelhiebe oder Bajonnetstiche. Die 19 bis 20 Pfund schweren K.e anderer Armeen, welche vor ihrer Annahme einer Probe unterworfen werden, sind, trotz des größeren Schutzes gegen Kleingewehrkugeln, ihrer Schwere wegen wenig beliebt. In manchen Armeen, wie z. B. in der österreichischen, findet man deßhalb K.e ohne Rückenstücke.

Kürassiere nennt man die, mit einem Küraß u. gewöhnlich mit einem metallenen Helme geschirmten, mit einem Pallasch, manchmal mit einem Karabiner, immer aber mit Pistolen bewaffneten, in einigen Armeen auch Lanzen führenden, schwersten Reiter, welche aus den größten u. kräftigsten Leuten genommen, mit den stärksten u. größten Pferden beritten gemacht werden. Sie bilden den Kern der großen Cavaleriereserven. Da die K. Liniencavalerie sind, so ist der Choc ihre eigentliche Fechtart u. sie sollen daher nie zum Plänkeln verwendet werden, was übrigens in einigen Armeen dennoch geschieht.

Kürbis (cucurbita L.), eine Gattung einjähriger Pflanzen, zu welcher die Wassermelone (s. d.), der gemeine K. (c. pepo) u. der Flaschenk. (c. lagenaria) gehören. Es sind sämmtlich krautartige Pflanzen, mit langem Stengel, der auf der Erde hinläuft, oder sich an Stangen u. anderen Gegenständen emporrankt, indem er sich mit seinen Gabeln, die sich spiralförmig zusammenwinden, daran festhält. Der gemeine K. wird im mittleren u. südlichen Europa in Gärten, Weinbergen u. auf Feldern gebaut; er bekommt große, runde, oben und unten zusammengedrückte Früchte, welche ein Gewicht von 1½ Centner u. darüber erreichen können u. deren Fleisch, auf verschiedene Weise zubereitet, genossen wird, auch benützt man es hin u. wieder zur Brodbereitung, indem man es unter den Teig mischt. Der eingedickte Saft des in Wasser gekochten u. ausgepreßten Fleisches gibt einen Sirup, der hin u. wieder benützt wird, und außerdem wird aus dem Fleische auch zuweilen Branntwein bereitet. Die eirunden, plattgedrückten, mit einer weißen, lederartigen Schale umgebenen Samen (K.kerne) wurden früher zur Bereitung von Emulsionen in den Apotheken gebraucht und geben ein sehr gutes Brenn- u. Speiseöl. Die getrockneten Blätter, auf glühenden Kohlen verbrannt, sind ein gutes Mittel zur Vertreibung der Fliegen aus den Stuben, indem diese, wenn sie nicht entfliehen können, davon sterben; doch muß man, wenn man damit räuchert, Vögel u. andere Thiere aus dem Zimmer entfernen, auch darf man selbst nicht darin bleiben, indem der Rauch Kopfschmerz verursacht. Die hauptsächlichste Benützung der K.e ist jedoch als Viehfutter; Kühe sollen viel Milch davon geben u. Schweine schnell davon fett werden. Durch die Cultur sind eine große Menge Spielarten des K. von verschiedener Größe (man hat

kleine bis zu 1½ Zoll im Durchmesser) Gestalt u. Farbe, glatt, gestreift, warzig, netzförmig geadert ꝛc., entstanden, welche in den Samenverzeichnissen der Handelsgärtner aufgeführt sind u. die meist, wegen ihrer zierlichen und zum Theile seltsamen Formen, zur Zierde in den Gärten gezogen werden, wie der Flaschenk., Jonas-, Jakobs- oder Pilgrimsk., die Herkuleskeule u. m. a.

Küßnacht, 1) stark bevölkerter, gut gebauter Flecken im eidgenössischen Cantone Schwyz, liegt, von fetten Wiesen und schönen Obstbäumen umgeben, am nord-westlichen Fuße des Rigi u. an einer Bucht des Vierwaldstätter Sees, eine halbe Stunde vom Zuger See. Ueber dem Flecken liegen auf einem Hügel, der eine reizende Aussicht gewährt, die Trümmer von Geßlers Burg. Der Weg nach Immensee führt durch die hohle Gasse, bei Tells Kapelle vorbei, wo Geßler von Tell erschossen wurde. Durch die Erweiterung dieser Straße ist die ehemalige hohle Gasse ziemlich unkenntlich geworden. — 2) K., großes u. hübsches Dorf im Canton Zürich mit 2300 Einwohnern, Schullehrer-Seminar und wohleingerichteter Badeanstalt.

Küste (côte), nennt man bei dem Meere das Ufer dann, wenn dieses hoch ist. Eine K. ist daher bei dem Meere das, was hohe Ufer bei Landseen und Flüssen sind. Die K.en bilden gewöhnlich die Gränzen, entweder eines Landstriches, oder eines Continents.

Küstenbewahrer nennt man schnell segelnde Kriegsschiffe, welche an den Küsten kreuzen, um dieselben vor den Angriffen feindlicher Schiffe zu schützen, oder den Schleichhandel zu verhindern.

Küstenfahrt (cabotage), nennt man die Schifffahrt bloß an den Küsten. Sie wird die weite genannt, wenn man die Küste manchmal aus dem Gesichte verliert, also weiter in die See geht, erhält aber die Benennung nah, wenn man von der Küste sich nicht zu entfernen traut. Die zur K. benützten flachen Fahrzeuge heißen Küstenfahrer.

Küstenfluß heißt ein Fluß, welcher nicht weit von der Küste entspringt u. nach einem kurzen Laufe in das Meer fällt.

Küstner, Karl Theodor, General-Intendant der königlichen Schauspiele in Berlin, geboren zu Leipzig 1784, studirte hier u. in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1813 Offizier bei der Cavalerie des sächsischen Banners und erhielt nach dem Frieden den Titel eines herzoglich sächsisch-koburgischen Hofraths. 1817 übernahm er für eigene Rechnung die Direktion des neuen Leipziger Stadttheaters; 1829 wurde er zweiter Direktor des großherzoglichen Theaters zu Darmstadt u. geheimer Hofrath und behielt auch nach dessen Auflösung seinen Gehalt bei. 1833 Intendant des königlichen Hoftheaters zu München, brachte er dasselbe unter seiner Leitung zu hoher Vollkommenheit u. besserte auch dessen ökonomische Verhältnisse namhaft. 1837 wurde er von König Ludwig in den Adelsstand erhoben und seit 1842 ist er auf seinem gegenwärtigen Posten, wo er mit großer Umsicht u. tiefer Sachkenntniß für den Flor der ihm anvertrauten Anstalten wirkt. Er schrieb: Rückblicke auf das Leipziger Stadttheater, Lpz. 1831.

Küstrin, Stadt und Festung dritten Ranges, im Regierungsbezirke Frankfurt a. O. der preußischen Provinz Brandenburg, in morastiger Umgebung, die ihre Hauptstärke ausmacht, am Einflusse der Warthe in die Oder, mit 6000 Einwohnern, großen Kornmagazinen, höherer Bürgerschule, Schifffahrt und einigen Fabriken. Die Neustadt und die lange Vorstadt verbindet eine 873' lange, von einer Schanze gedeckte Brücke. Auf der nord-östlichen Seite gelangt man zur Stadt auf einem 600 Schiff langen Damme mit 7 Brücken; in Südwest auf einem deßgleichen, der ¾ Meilen durch die Moräste mit 36 Brücken führt. K., in den ältesten Zeiten Koztrzyn, ursprünglich von Slaven bewohnt, war 1536 bis 1571 die Residenz des Markgrafen Johann, eines jüngeren Bruders des Kurfürsten Joachim, der 1537 hier die Festung anlegte. Hier lebte Friedrich der Zweite als Kronprinz nach seiner 1730 versuchten Flucht als Gefangener u. dann als Kriegs- und Domänenrath. Hier ward unter seinem Fenster und vor

seinen Augen sein Freund Katt (s. d.), der ihm zur Flucht behülflich gewesen, enthauptet. Im 7jährigen Kriege ward K. 1758 durch die Russen eingeäschert, von Friedrich dem Großen aber wieder aufgebaut. Am 15. November 1807 übergab sich K. mit 4000 Mann und 90 Kanonen, ohne Gegenwehr, an die Franzosen, die es bis zur Capitulation (7. März 1814) besetzt hielten.

Kuff, **Kuffschiff** oder **Kufe**, ein ziemlich flachgebautes, zweimastiges Handelsfahrzeug, das besonders in Holland und bei anderen nördlichen Nationen in Gebrauch ist.

Kufische Münzen werden die, mit kufischer Schrift (s. d.) versehenen, Münzen der älteren Khalifen vom 7. bis in das 11. Jahrhundert genannt. Man hat deren von Gold, Silber, Kupfer und Erz, selbst von Glas; indessen sind die silbernen die am häufigsten vorkommenden. Die ältesten haben bloß Schrift, die jüngeren auch die Bildnisse der Herrscher. — Die halbkufischen, mit griechischer Inschrift auf der einen Seite, waren ohne Zweifel für den Verkehr mit dem Auslande bestimmt. Für die morgenländische Sprachkunde u. Geschichte sind die k. M. von großer Wichtigkeit.

Kufische Schrift, heißt eine, bei den Arabern vom 5.—10. Jahrhunderte gebräuchliche Schrift, die sich von der Stadt Kufa, einem früher berühmten Sitze arabischer Gelehrsamkeit, aus verbreitete, bis sie durch die weniger steife, von dem Emir Ibn-Moklah erfundene, Neskischrift verdrängt wurde. Ursprünglich war der Koran (s. d.) in k.r Sch. geschrieben.

Kufstein, Stadt am Inn, im tyrolischen Kreise Unterinnthal, hart an der Gränze gegen Bayern; 1500 Einwohner. Auf einem steilen Felsen bei K. liegt die Bergveste Geroldseck, welcher unter Joseph II. noch die Josephsburg angefügt worden ist. Eine bedeckte Wendeltreppe führt als einziger Zugang in die Höhe; die Munition u. dergl. wird durch Aufzüge hinaufgebracht. Die Festung besteht aus fünf unter einander verbundenen Thürmen mit Kasematten u. Batterieen. Der Kaiserthurm hat 14′ dicke Mauern. Jenseits des Inn liegt ein Vorwerk der Festung mit 4 Basteien, Fort und Brückenkopf, genannt die Zelleburg. — Im bayrisch-pfälzischen Erbfolgekriege (1503) hatte Herzog Albrecht IV. dem Kaiser Maximilian die Herrschaften K., Kitzbühel u. Rattenberg abgetreten u. dieser sie alsogleich besetzt, den Hans Pienzenauer, dem der Bayerherzog die Commandantenstelle K.s übergeben hatte, aufs Neue mit derselben betrauend. Der Pienzenauer ließ sich aber von den Pfälzern bestechen u. verweigerte dem Kaiser nach der Hand die Oeffnung, so daß sich dieser genötiget sah, die Veste zu belagern. Nach heftiger Beschießung wurde selbe genommen, und der Pienzenauer mit zehn seiner vornehmsten Gefährten enthauptet. Fugger erzählt diesen Vorfall umständlich in seinem „Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich," S. 1153. Im Jahre 1809 hielten sich die Bayern in der Festung gegen die Tyroler, welche die Stadt niederbrannten. mD.

Kugel, Sphäre (vom griechischen σφαῖρα), heißt: 1) in der Mathematik jeder regelmäßige Körper, dessen krumme Oberfläche so beschaffen ist, daß jeder Punkt derselben von einem Punkte innerhalb (dem Mittelpunkte oder Centrum) gleich weit absteht. Dieser überall gleiche Abstand der krummen Oberfläche vom Mittelpunkte heißt der Radius der K. Wird eine K. durch eine Ebene geschnitten, so ist die Durchschnittsfigur jedesmal ein Kreis, welcher K.-Kreis genannt wird, woraus denn folgt, daß jede, durch den Mittelpunkt einer K. gelegte u. von der Oberfläche derselben begränzte, Ebene ein größter K.-Kreis ist. Eine gerade Linie zwischen zwei Punkten der Oberfläche wird Sehne, und wenn sie durch den Mittelpunkt der K. geht, Durchmesser oder Diameter genannt. Zwei Punkte auf der Oberfläche der K., deren jeder von allen Punkten der Peripherie eines K.-Kreises gleich weit absteht, werden die Pole, die gerade Linie zwischen diesen beiden Polen aber wird die Achse der K. genannt. Sind die Ebenen verschiedener K.-Kreise zu einander parallel, dann heißen sie Parallelkreise und jenes Stück der K., welches zwischen zwei solchen Kreisen liegt,

wird Zone genannt, und jener Theil der K., welcher zwischen den Ebenen der Parallelkreise liegt, erhält die Benennung körperliche Zone; K.-Abschnitte oder Segmente nennt man jene Theile, welche durch eine K.-Kreisfläche abgeschnitten werden. K.-Ausschnitt, Schneider, Sector, wird jener Theil der K. genannt, dessen Grundfläche die Oberfläche eines K.-Abschnittes u. dessen Spitze der Mittelpunkt der K. ist. Kreisförmigen K.-Ausschnitt nennt man jenen Theil der K., welcher zwischen zwei größten Halbkreisen liegt. Will man die Oberfläche einer Zone eines K.-Abschnittes u. s. w. berechnen, so bediene man sich folgender Formeln: Eine Zone gleicht nämlich der krummen Seitenfläche eines Cylinders von derselben Höhe, dessen Grundfläche der größte K.-Kreis der K., sie ist daher $= 2\, r\, \pi\, h$, wenn r der Radius und h die Höhe der Zone ist. Für den K.-Abschnitt gilt unter gleichen Vorbedingungen dieselbe Formel. Wird $h = r$, d. h. die Höhe des K.-Abschnittes, gleich dem Radius, so entsteht für die Oberfläche der Halb-K. die Formel $2\, r^2\, \pi$ und, da die Oberfläche einer jeden K. ihrer vierfach größeren Kreisfläche gleich ist, so steht für diese die Formel $4\, r^2\, \pi$. Um die krumme Oberfläche eines keilförmigen K.-Ausschnittes zu berechnen, steht, wenn r der Radius der K. und a der Neigungswinkel der in der Achse der K. sich schneidenden Ebene ist, die Formel $4\, r^2\, \pi\, \frac{a^0}{360^0}$. Für die Berechnung des körperlichen Inhaltes einer K., wenn r den Radius und d den Durchmesser derselben bedeutet, steht die Formel $K = \frac{4}{3}\, r^3\, \pi$ oder $\frac{1}{6}\, d^3\, \pi$. Will man aus dem gegebenen cubischen Inhalte einer K. den Radius derselben finden, so bediene man sich nach den angenommenen Voraussetzungen der Formel $r = \sqrt[3]{\frac{4\, K}{4\, \pi}}$. Soll aus dem cubischen Inhalte einer K. deren Durchmesser gefunden werden, so steht, wenn d der Durchmesser, die Formel $d = \sqrt[3]{\frac{6\, K}{\pi}}$. Will man den körperlichen Inhalt eines K.-Abschnittes berechnen, so bedient man sich folgender Formel: $S = \frac{2}{3}\, r^2\, \pi\, h$. Zur Berechnung des körperlichen Inhalts eines K.-Abschnitts oder Segments steht die Formel: $Seg = h^2\, \pi\, (r - \frac{1}{3}\, h)$. Soll aus dem Radius der K. r und aus den Entfernungen der Ebenen der beiden Parallelkreise vom Pole der K., nämlich h u. H, der Inhalt einer körperlichen Zone gefunden werden, so entwickelt sich folgende Formel: $Z = \pi\, r\, (H + h)\, (H - h) + \frac{1}{3}\, (h^3 - H^3)$. Soll man ferner den körperlichen Inhalt eines kreisförmigen K.-Ausschnittes aus dem Radius der K. r u. dem Neigungswinkel, welchen die, diesen begränzenden, beiden Ebenen bilden, finden, so steht die Formel $Sect = \frac{4}{3}\, r^2\, \pi\, \frac{a^0}{360^0}$. — 2) K., als Geschoß. Die K.-Form wurde allgemein schon in den ersten Zeiten der Benützung des Schießpulvers zur Kriegsführung angenommen, und nur der sogenannte Hagel bestand aus unregelmäßigen Blei- und Eisenstücken. Die K.-Form hat große Vortheile in jeder Beziehung. Zuerst fällt der Schwerpunkt — der Theorie nach — jederzeit in den Mittelpunkt der K.; sie mag also ins Rohr geladen werden, wie sie will: die Vertikalebene, in welcher sich der Schwerpunkt bewegt, wird jederzeit die K. in zwei gleiche Hälften theilen, so daß ihre Rotation auf die Richtung keinen Einfluß haben kann. Dieser Vortheil vermindert sich indessen in der Praxis, da es nicht thunlich ist, vollkommen richtige und gleichförmig dichte K.n herzustellen; immer aber ist die K.-Form diejenige, die nur die Mängel der Ausführung zu erleiden hat, und der theoretischen Wahrheit am nächsten kommt. Dann ist die K.-Form am wenigsten nachtheilig für das Rohr, indem sie die einzige ist, die keine scharfen Kanten darbietet. Ferner ricochettirt sie aus demselben Grunde besser, als jede andere Form, deren Unregelmäßigkeiten bedeutende Direktionsveränderungen erzeugen würden. — Das Material der K. ist Blei und Eisen. Für die kleinen K.n hat man Blei gewählt, weil dieses schwerer

ist und die K. mithin einen sichereren, kräftigeren Gang erhält; die Elasticität des Eisens und seine größere Billigkeit haben aber beim Geschütze alle Bleikugeln — man hatte früher häufig Bleikartätschen — fast überall verdrängt; eine eiserne K. ricochettirt bei weitem besser, als eine bleierne, und ihre größere Härte sichert eine vermehrte Wirkung gegen harte Gegenstände. — Ueber Hohl-K.n s. d. Art.

Kugelfang nennt man einen Erdaufwurf von verschieden starken Dimensionen, welche man auf den Schießplätzen der verschiedenen Waffengattungen errichtet, um mit Kleingewehren und Kanonen darauf zu feuern. Ein solcher Erdaufwurf muß, nach Verschiedenheit der Geschosse, eine größere oder geringere Dicke, Länge und Höhe haben.

Kugelfurchen, Kugellager nennt man jene Spuren, welche die Kugel dann an der unteren Wand der Seele eines Geschützes macht, wenn sie nach einem Anschlage durch die Wirkung des elastischen Fluidums des Pulvers sich nicht erheben kann, sondern gezwungen wird, durch ihre Reibungen an dem unteren Theile der Wand der Seele Furchen zu reißen.

Kugelung, s. Ballotage.

Kugler (Franz Theodor), geboren 1808 zu Stettin, seit 1837 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie und Docent an der Universität zu Berlin, hatte sich schon früh der Musik, dann der zeichnenden Kunst u. Malerei leidenschaftlich zugewendet, studirte zu Berlin und Heidelberg, bestand nebenbei das Feldmesserexamen in Berlin, und setzte das Studium der Kunstgeschichte, namentlich der mittelalterlichen Architektur, fort. Als Schriftsteller führte er sich zuerst durch Gedichte, musikalische Compositionen und Zeichnungen ein. Seine Schriften sind: Skizzenbuch, Berlin 1830; Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten, ebend. 1830; Legenden, ebend. 1831; Architektonische Denkmäler der Altmark, ebend. 1833; Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur und ihre Gränzen, ebend. 1835; Handbuch der Geschichte der Malerei, ebend. 1837, 2 Bde.; mit Friedrich Ranke: Die Schloßkirche zu Quedlinburg, ebend. 1838; Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam, Berlin 1838; Gedichte, Stuttgart 1840; Handbuch der Kunstgeschichte, ebend. 1841—45; K. F. Schinkel, Berlin 1842. Mit Menzel: Geschichte Friedrichs des Großen, ebend. 1842. Er redigirte von 1833—37 Museum, Blätter für bildende Kunst u. gab mit Reinick heraus: Liederbuch für deutsche Künstler, ebend. 1833.

Kuh (Ephraim Moses), 1731 zu Breslau von jüdischen Eltern geboren, widmete sich früher der Handlung, erwarb sich aber durch sein poetisches Talent, so wie durch seine Kenntniß der neueren Sprachen und Literatur bald die Freundschaft mehrer ausgezeichneter Männer, wie eines Mendelsohn, Ramler, Lessing u. A. Unmäßige Bibliomanie und allzugroße Gutmüthigkeit gegen Unwürdige brachten ihn um sein Vermögen u. nöthigten ihn, Berlin zu verlassen. Er durchreiste nun Deutschland, Holland, Frankreich, die Schweiz und Italien, gerieth aber endlich in eine so hülflose Lage, daß er in Schwermuth verfiel, die bald in Wahnsinn umschlug und starb 1790. Seine Gedichte erschienen zu Zürich 1792, 2 Bde.

Kuhistan, 1) ein an die persische Provinz Kerman, Afghanistan u. Makran gränzendes, wenig fruchtbares Gebirgsland in Beludschistan (s. d.), welches in zwei Bezirke: Kohuki, mit der Stadt Surhud, u. Meibani, mit den Städten Puhra und Bunpur, zerfällt. — 2) Provinz im östlichen Persien, zwischen Khorassan, Kerman, Fars Abschemi und Taberistan, 1100 — 1200 □ Meilen, unfruchtbar und daher nur sparsam bevölkert. K. bildet größtentheils eine Hochebene des Kuholburs u. ist im Inneren nur wenig bekannt, darin: Birdschun, Sitz des persischen Statthalters.

Kuhn (Gottlieb Jakob), schweizerischer Dichter, geb. 12. November 1775 zu Bern, studirte daselbst Theologie, ward 1798 Vikar zu Sigriswyl, 1806 Lehrer am Gymnasium zu Bern, 1812 Pfarrer zu Rüderswyl u. 1824 zu Burg-

dorf. Seine „Volkslieder u. Gedichte," Bern 1806 u. die in dem von ihm mit Meißner u. Wyß herausgegebenen Taschenbuche „Alpenrosen," Bern 1811—30, zerstreuten Erzählungen u. Poesien zeichnen sich, besonders die im Berner Dialekte, als sehr gelungene Nachbildungen des genialen Hebels aus. Er schrieb auch: „Die Reformatoren Berns im 16. Jahrhunderte" (Bern 1828). L.

Kuhpocken, Variolae vaccinae verae, Sciotte, Cocopox, sind ein den Kühen eigenthümlicher, blasig-blatterartiger Ausschlag an den Euterzitzen derselben, der, durch Impfung auf den Menschen übertragen, diesen vor Ansteckung durch Menschenblattern schützt. Auf eine 3—4tägige allgemeine, aber leicht übersehbare Verstimmung des Allgemeinbefindens zeigen sich an irgend einer Stelle des Euters, gewöhnlich an den Zitzen, rothe, flohstichgleiche Flecken, in deren Mitte ein hartes hirsekorngroßes Knötchen sich erhebt, das nach einigen Tagen über die Oberfläche der Haut immer mehr hervortritt, am 6—7. Tage zu einem runden, in der Mitte etwas vertieften Bläschen heranwächst und am 8—10. Tage als gereifte, linsen- oder bohnengroße Pocken von kreisrunder oder ovaler Form, weißem, bläulichem, silberfarbenen Ansehen und erhabener, in der Mitte mit einer Grube versehener Oberfläche erscheint, die einen pilzigen, schwammigen Bau besitzt, in ihrem Innern eine wasserhelle oder milchige Lymphe enthält, die vom 10. Tage an sich verdickt, trübt u. zu Eiter wird. Von ihrem Mittelpunkte aus, nach der Peripherie hin braun werdend, vermindert sich die Pocke allmälig in eine Kruste, die nach 10—12 Tagen, oder am 24—28 des Ausbruches der Krankheit, abfällt u. eine flache, Anfangs rothe, später wieder abblassende, aber nie verschwindende Narbe (Pockennarbe) hinterläßt. Die Zahl der ausbrechenden Pocken ist unbestimmt, bald beträgt sie nur einige, bald 30—40, eben so ist ihr Ausbruch ungeregelt, so daß man meistens solche von verschiedenen Zeiträumen sieht; jene vom 7—9. Tage sind als reif zu betrachten u. eignen sich am besten zur Weiterimpfung. Auch gibt es unächte (gelbliche u. schwarze) K., die aber sowohl in der Form, als im Verlaufe von einander abweichen und keine Schutzkraft gegen die Menschenblattern besitzen. μ.

Kuhpockenimpfung. Die Einführung der K. ist einer der größten Triumphe der Heilkunde, in so ferne dieselbe keine zufällige Entdeckung war, sondern das Ergebniß jahrelanger, mühevoller Forschungen u. Versuche. Die Verheerungen, welche die Blattern (s. d.) von Zeit zu Zeit unter den Bevölkerungen anrichteten, ließen es als eine Aufgabe der ärztlichen Kunst erscheinen, ein Mittel ausfindig zu machen, das diesen Verheerungen entgegenträte, oder noch besser, das den Ausbruch der Blattern gänzlich hinderte. Man glaubte, dieß Mittel in der Einimpfung der Blattern (Inokulation) gefunden zu haben, bald aber zeigte sich diese unzulänglich u. man griff nun zur K. Die Schutzkraft der K. gegen die Blattern war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einzelnen Theilen Deutschlands, Frankreichs u. Englands unter dem Landvolke bekannt, ja, im Holsteinischen wurde bereits 1791 die K. in der ausgesprochenen Absicht, Schutz gegen die Blattern zu erlangen, vorgenommen. Das eigentliche Verdienst der Ausbildung und allgemeinen Einführung der K. gebührt aber dem englischen Arzte Jenner (s. d.). Schon 1770 mit der Volksmeinung in Bezug auf die Schutzkraft der Kuhpocken bekannt geworden, hatte er durch zahlreiche Forschungen u. Untersuchungen es dahin gebracht, die ächte Kuhpocke (s. d.) unter den verschiedenen Ausschlägen am Kuheuter unterscheiden zu können und zugleich den Zeitpunkt der Entwickelung aufgefunden, in welchem allein die Kuhpockenlymphe schützend wirkt. 1788 veröffentlichte Jenner die erste Abbildung der ächten Kuhpocke, u. am 14. Mai 1796 nahm er an dem 8jährigen James Philipps die erste K. vor u. zwar aus der Pustel eines beim Melken einer pockenkranken Kuh angesteckten Mädchens. Die Impfung gelang vollkommen u. zeigte sich als wirklich schützend gegen die Menschenblattern, deren Einimpfung man bald darauf an dem Knaben vergeblich versuchte. 1798 bewies Jenner durch Versuche, daß die Schutzpocke, bereits durch 5 Menschen hindurchgegangen, Nichts an ihrer

Schutzkraft verlöre: eine Thatsache, die vom größten Werthe war, da dadurch die K. unabhängig wurde von dem Vorhandenseyn der Kuhpocken, die in manchen Gegenden gar nicht vorzukommen scheinen, in anderen oft auf längere Zeit verschwinden. 1803 wurde unter Jenner's Leitung in London eine Impfanstalt (Royal Jennerian Society) gegründet, nachdem eine zuvor entstandene durch Mißgriffe und Verderbniß des Impfstoffes beinahe die K. in Mißkredit gebracht hätte. In Deutschland wurde die K. zuerst in Wien geübt im Mai 1799 von Dr. de Carro aus Genf, später Brunnenarzt in Karlsbad; im selben Jahre noch fand die K. Eingang in Hannover, Preußen u. Nordamerika, 1800 an den Küsten des mittelländischen Meeres, in Frankreich u. Spanien, 1801 in Ostindien, Dänemark u. Schweden 2c. Seitdem ist die K. unter allen civilisirten Völkern verbreitet u. ist in den meisten Ländern gesetzlich vorgeschrieben, so daß alle Kinder im ersten Lebensjahre geimpft werden müssen. Die Wirkung der allgemeinen Einführung der K. war eine höchst bedeutende, indem jene früheren, höchst mörderischen Blattern-Epidemieen sich nicht mehr entwickeln konnten, ja, in den meisten Ländern die Menschenblattern bald zu den großen Seltenheiten gehörten. Etwas erschüttert wurde das Vertrauen auf die K., als im Anfange des dritten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts die Blattern wieder etwas häufiger auftauchten. Man suchte den Grund in der Annahme, daß die K. nur auf eine Reihe von Jahren (etwa 20) schütze u. empfahl daher, dieselbe zu wiederholen (Revaccination), anderntheils wurde zu größerer Vorsicht u. Genauigkeit bei der K. gemahnt u. namentlich empfohlen, nicht zu oft regenerirte (durch zu viele Menschen hindurchgegangene) Lymphe zum Weiterimpfen zu benützen, sondern frischen Stoff bei den Kühen zu suchen. Es kann nicht geläugnet werden, daß letzterer Punkt, sowie die Revaccination, volle Beobachtung verdienen, — von anderer Seite wird aber geltend gemacht, daß die jetzt hin und wieder herrschenden Blattern modificirte Blattern (s. d.) seien, gegen welche die K. überhaupt Nichts helfe. — Wer aber wegen dieser Vorkommnisse den Werth der K. überhaupt läugnet, verräth nur, daß er die Geschichte der Blattern-Epidemieen und der K. nicht kennt. Ausgeübt wird die K., wie jede andere Impfung, dadurch, daß man den Impfstoff unter die Oberhaut bringt, oder an eine von dieser entblößte Stelle. Man bedient sich hiezu der Impfnadel oder Impflanzette, welche zuvor mit der Kuhpockenlymphe benetzt worden ist, oder man streut auch getrockneten u. gepulverten Impfstoff in eine vorher gemachte Hautwunde. Das gewöhnlichste und beste Verfahren ist, mit frischem Stoffe von Arm zu Arm zu impfen; außerdem kann man den Impfstoff aufbewahren zu späterem Gebrauche im flüßigen Zustande in Haarröhrchen, oder getrocknet auf Glasplatten, beinernen Stäbchen 2c., in welchem Falle man ihn vor der Impfung mit lauer Milch oder lauem Wasser aufweichen muß; endlich kann man auch den am 7. — 9. Tage nach der K. aus der geöffneten Pocke austretenden u. zu einem Schorfe vertrocknenden Stoff aufbewahren u. später vor der Impfung in Milch wieder auflösen, oder auch in Pulvergestalt anwenden. In den ersten Tagen bemerkt man keine Veränderung an der Impfstelle, am 4. aber erhebt sich ein kleines Knötchen, das am 5. u. 6. sich vergrößert u. zum halbdurchsichtigen, mit einem blaßrothen Hofe umgebenen Bläschen wird; dieses wandelt sich am 7. u. 8. Tage zur Pustel um, der helle durchsichtige Inhalt wird eiterartig, die in der Mitte befindliche Vertiefung verliert sich, es treten vorübergehende Fieberbewegungen ein und nun ist der rechte Zeitpunkt zur Weiterimpfung; am 12. Tage beginnt ein Schorf sich zu bilden, der bis zum 24. Tage, mit Hinterlassung einer Narbe, abfällt. E. Buchner.

Kuhreihen, Kuhreigen, eine einfache, eigenthümliche Melodie der schweizerischen Alpenhirten beim Austreiben des Viehes auf die Weiden, wird gesungen, oder auf dem Alpenhorne geblasen. Der K. ist eine Nationalmelodie der Schweizer u. erregt durch den eigenthümlich wehmüthigen Eindruck, den er hervorruft, bei den meisten im Auslande sich aufhaltenden Schweizern, namentlich den Gebirgsbewohnern der kleinen Cantone, ein schwer zu überwindendes Heimweh, weßhalb

auch bei den in auswärtigen Diensten stehenden Schweizerregimentern zu
gen oder zu blasen verboten war, weil Viele sich dadurch zur Desertion ver-
ten ließen. — Eine Sammlung von K. erschien von Kuhn, 2. Auflage, Bern
15. Vgl. Huber, Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de
Suisse etc. (St. Gallen 1830).

Kujawien, ein fruchtbarer Landstrich am linken Weichselufer, welcher die Wo-
wodschaften Brzesk u. Inowladislaw begreift u. jetzt theils einen Kreis des
ssisch-polnischen Gouvernements Masovien bildet, theils zum preußischen Groß-
rzogthume Posen gehört, früher aber, ehe er zu Polen kam, ein eigenes Fürsten-
um bildete u. nach der Hauptstadt Wladislaw auch Wladislawa hieß. Der
ischof von K., dessen Residenz Wlodawek an der Weichsel war, hatte während
r Vacanz des erzbischöflichen Stuhles von Gnesen das Recht, die Könige von
olen zu krönen u. führte dann auch den Titel Interrer.

Kukuk (Cuculus), Gattung aus der Familie der Wendezeher mit rundem,
was gedrücktem Schnabel, pfeilförmiger Zunge und Kletterfüßen. Der gemeine
er graue K. (C. canorus), ist etwas kleiner, als eine Taube, am Bauche weiß
it schwarzgrauen Wellenlinien, oben bläulich aschgrau, am Schwanze schwarz
weiß gefleckt, ein Zugvogel des gemäßigten Europa's u. Asiens, wandert Ende
pril ein, legt seine Eier in die Nester kleiner Singvögel, nährt sich von Raupen.
ter den ausländischen Arten ist merkwürdig: der Honigweiser (C. indicator),
südlichen Afrika; er sucht den Honig der wilden Bienen auf u. verräth seinen
und den nachfolgenden Honigsammlern durch lautes Geschrei.

Kulikhan (Tahmasp), s. Nadir.

Kulm, ein Dorf im Leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, 3 Stun-
n nordwestlich von Töplitz, auf der von dieser Stadt über Peterswalde und
irna nach Dresden führenden Straße, ist berühmt durch den am 30. August
313 erfochtenen Sieg der Verbündeten über den französischen General, Grafen
andamme. — Nach Ablauf des Waffenstillstandes (18. August) ward die böh-
ische Hauptarmee, bei welcher sich die drei verbündeten Monarchen befanden,
ter dem Oberbefehle des Fürsten Schwarzenberg in vier Colonnen, über
eterswalde, Saida, Marienberg u. Annaberg nach Sachsen vorgerückt, um, je nach
nständen, entweder bei Leipzig die Vereinigung mit der von Dessau her erwar-
ten Nordarmee zu suchen und dadurch ein wichtiges Operationsobjekt in Besitz
bekommen, oder aber, um auf Dresden, zu dessen Vertheidigung der dort mit
),000 Mann stehende Marschall St. Cyr zu schwach schien, loszugehen. Man
tschied sich für das letztere u. die Verbündeten wandten sich gegen Dresden, zu
ssen Rettung Napoleon aus Schlesien (s. Katzbach) in Gewaltmärschen her-
eilte. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan und detachirte demgemäß
n dort aus den General Vandamme mit dem ersten Armeecorps u. einer Di-
ion des vierzehnten, zusammen 30,000 Mann stark, links ab, mit dem Auf-
ge, vermittelst der unterhalb des Liliensteines schon geschlagenen Schiffbrücke
er die Elbe zu gehen, die Verbündeten von ihrer Hauptrückzugsstraße von
rna über Peterswalde nach Töplitz abzuschneiden, während ihres Rückzuges
in ihrer Flanke anzugreifen und möglicherweise sie durch die Wegnahme von
plitz im Rücken zu bedrohen. Napoleon selbst wollte zu gleicher Zeit sie auch
n vornen her verfolgen. — Am 26. überschritt Vandamme die Elbe, eroberte
ch kurzem aber blutigem Gefechte die von 7000 Russen unter dem Herzoge
ugen von Württemberg vertheidigte Straße nach Peterswalde, die Haupt-
kzugsstraße der Verbündeten. Zu gleicher Zeit schlug Napoleon in der Schlacht
Dresden (s. d.) die Verbündeten und nöthigte sie, durch Umgehung ihres
ken Flügels, wodurch er sie von der Straße nach Freiberg abschnitt, zum Rück-
ze auf der ihnen noch allein übrig bleibenden Straße über Dippoldswalde,
tenberg u. den Kamm des sächsischen Erzgebirges nach Töplitz. Vom Schlacht-
de aus hatte Schwarzenberg, der wohl einsah, wie gefährlich Vandamme seinem
re werden konnte, wenn er dasselbe in der Flanke angreifen, oder es gar durch

Wegnahme der Stadt Töplitz am Debuchiren aus dem Erzgebirge verhindern würde, den General, Grafen Ostermann-Tolstoy, mit der russischen Garde-Grenadierdivision zum Herzoge Eugen von Württemberg entsendet (21. August), um mit demselben vereint, nun 17,500 Mann stark, dessen weiteres Vorrücken zu verhindern. Während nun die Oesterreicher theilweise auf Feldwagen über Altenberg nach Töplitz durchzukommen suchten, und die Russen unter Barclay de Tolly, denen der Weg von daher über Gießhübel u. Fürstenwalde nach Töplitz angewiesen war, sich ebenfalls, der gefahrvollen Nähe Vandamme's wegen, auf die Rückzugsstraße der Oesterreicher stürzten u. hiedurch die auf ihr herrschende Verwirrung nur vermehrten, blieb Ostermann, trotz der Gegenbefehle seines Oberbefehlshabers Barclay, der ihn über Maren ebenfalls an sich ziehen wollte, auf eigene Verantwortung hin und trotz der Ueberlegenheit seines Gegners, auf dem ihm anfänglich vorgeschriebenen Wege, da er die nachtheiligen Folgen wohl einsah, welche eine freie Ueberlassung desselben an Vandamme für die Verbündeten gehabt hätte. Den in seinem Rücken liegenden, von den Franzosen schon besetzten Kohlberg, so wie das Defilé von Gießhübel, nahm er nach blutigem Kampfe mit stürmender Hand u. erreichte unter fortwährenden Gefechten am 28. Peterswalde, wo er Stellung nahm, um den ihm eilig nachrückenden Vandamme so lange wie möglich aufzuhalten, u. den Verbündeten Zeit zu verschaffen, sich, aus dem Erzgebirge herabkommend, im Bilathale bei Töplitz zu sammeln. Hierin wurde er durch den König von Preußen bestärkt, der ihm versprach, sobald wie möglich Verstärkungen kommen zu lassen, damit die numerische Ueberlegenheit auf Seiten der Franzosen aufgehoben würde. Aber noch am Abende des nämlichen Tages drängte Vandamme die Russen bis K. zurück u. seine Vortruppen streiften sogar bis eine halbe Stunde vor Töplitz, von wo das verbündete Hauptquartier in aller Eile nach Dux u. Laun aufbrach. Am Morgen des 29. August erneuert sich der Kampf; dreimal nehmen die französischen Colonnen das in der rückwärts von K. liegenden Stellung Ostermanns gelegene Dorf Priesten mit Sturm, wurden aber jedesmal durch die hinter demselben aufgefahrenen russischen Geschütze an weiterem Vordringen gehindert und das Dorf wurde genommen. 4000 russische Grenadiere bedeckten schon todt oder verwundet das Schlachtfeld, als endlich große Verstärkungen von Schwarzenberg anlangten, wodurch Vandamme sich bewogen fühlte, da er nunmehr nicht mehr die Ueberzahl für sich hatte, das Gefecht abzubrechen u., ohne Boden gewonnen zu haben, beim Dorfe K. Stellung zu nehmen. Er hätte nun ganz leicht ohne Nachtheil in der Nacht sich aus seiner ziemlich gefährlichen Stellung — weil er isolirt stand — zurückziehen können, hätte er nicht geglaubt, daß Napoleon seinen Sieg bei Dresden verfolgen, den Verbündeten in Böhmen nachdrängen u. längstens am andern Morgen zu seiner Unterstützung eintreffen werde. Dieser aber hatte die Verbündeten bloß bis Pirna verfolgt u. war von dort aus, eines Fieberanfalles wegen, mit der alten Garde nach Dresden zurückgekehrt, hatte auch seine Unterfeldherrn von der Verfolgung abberufen, weil er — die Nachricht von den verlorenen Schlachten bei Großbeeren u. an der Katzbach war bei ihm eingetroffen — die Elblinie unter allen Umständen festhalten u. Dresden gegen das anrückende schlesische Heer schützen wollte; dagegen hatte der noch im Erzgebirge befindliche preußische General Kleist, welchem dieser Umstand nicht fremd geblieben war, hauptsächlich auf Anrathen seines Generalchefs, des nachherigen Generallieutenants v. Grollmann, den Entschluß gefaßt, über das Erzgebirge sich gegen die Straße nach Peterswalde, in der Richtung nach Nollendorf zu dirigiren und hierdurch dem General Vandamme, der von dem Abbrechen der Verfolgung von Seite Napoleons Nichts wußte, in den Rücken zu kommen. Hievon hatte Kleist den Feldmarschall Schwarzenberg benachrichtigt, der dem gemäß auch am anderen Tage zu verfahren beschloß. Er recognoscirte noch am Abende des 29. die feindliche Stellung, zog zahlreiche Truppenmassen herbei, und übertrug dem russischen Obergenerale Barclay de Tolly — Ostermann war am Tage zuvor von einer Kanonenkugel der linke Arm zerschmet-

tert worden — das Kommando über dieselben. Seine Hauptabsicht ging dahin, den linken französischen Flügel zu umgehen und ihn in das Gebirge zu werfen, wo er dann den vom Gebirge herabsteigenden Preußen unter Kleist in die Hände fallen würde. Am Morgen des 30. wurden die bei K. stehenden Franzosen von den Oesterreichern und Russen angegriffen und ihr linker Flügel, nach hartnäckigem und blutigem Gefechte, hauptsächlich durch die Bemühungen des russischen Generals Knorring, geworfen. Doch befanden sie sich noch im Besitze ihrer Rückzugsstraße nach Peterswalde, und wenn auch nicht siegreich, waren sie von der Niederlage noch weit entfernt, als auf einmal Kanonendonner in ihrem Rücken sich hören ließ, (Kleist wollte den Verbündeten sein Anrücken dadurch andeuten) und, es war 2 Uhr Nachmittags, die Preußen, aus dem Defilée von Vordertellnitz, von wo Vandamme nur befreundete Truppen erwartete, debauchirten. Sogleich das Gefahrvolle seiner in der Fronte u. im Rücken zugleich angegriffenen Stellung erkennend, beschloß er, sich auf den gefährlicheren Feind, die in seinem Rücken heranziehenden Preußen, zu werfen. Seiner Artillerie gibt er Befehl, den Feind in der Front durch verstärktes Feuer abzuhalten u. wirft dann seine ganze disponible Reiterei, welcher das Fußvolk im Quarré folgte, auf die Preußen, um deren Kolonnen zu durchbrechen. Die Verzweiflung und die Furcht vor Gefangenschaft wirkte Wunderdinge. Ueber Anhöhen, die sonst bloß von einzelnen Reitern im Trabe zurückgelegt werden konnten, stürzten sich die französischen Eisenreiter dicht geschlossen im Galopp hinüber und brachen sich auch wirklich, jedoch mit starkem Verluste, Bahn. Nicht so glücklich aber geht es der Infanterie. Diese, von ihrer schnell voranstürzenden Reiterei getrennt, muß sich endlich, da auch die Verbündeten in der Front vordringen, u. die letzte Stellung der Franzosen, Arbisau, nehmen, nach blutigem Kampfe ergeben. 10,000 Mann, darunter die Divisionsgenerale Vandamme, Haro u. Guyot, 81 Geschütze, 2 Adler und 2 Fahnen, fielen in die Hände der Sieger, 5000 feindliche Todte bedeckten das Schlachtfeld. — Hätte Vandamme in dieser Schlacht gesiegt, und wäre er dabei von Napoleon unterstützt worden, so wäre ihm ein Marschallsstab gewiß und vielleicht die Auflösung des erst neuerdings mit Oesterreich u. Preußen geschlossenen Bündnisses von Rußland die Folge gewesen. Auf jeden Fall wären die Bewegungen der Verbündeten bei deren großer Bedächtlichkeit lange Zeit gelähmt worden, und Napoleon hätte freien Spielraum auf dem Kriegsschauplatze gehabt, was leicht ein ganz anderes Endresultat hätte zur Folge haben können. Ueber die Beweggründe, die diesen geleitet haben, als er Vandamme nicht unterstützte, ist Viel gestritten worden; sie selbst sind bis jetzt noch unentschieden. Napoleon selbst gibt an, daß ein Einfall Vandamme's in Böhmen nicht in seiner Absicht gelegen sei; doch mußte er nothwendig Kenntniß von demselben haben u. hätte ihn folglich zurückrufen können. Für die Verbündeten war dieser, von mancherlei Glücksfällen begleitete, Sieg von großem Gewinne. Sie kehrten, wie Baron Fain in seinen Memoiren sagt, „aus einer Niederlage als Sieger zurück.“ Der Enthusiasmus, welchen die Schlacht bei Dresden bei den Franzosen hervorgerufen hatte, wurde durch dieselbe gebrochen, und das in Folge der nämlichen Schlacht verlorene Selbstvertrauen der Verbündeten wurde durch diesen Sieg wieder hergestellt, und ihre Truppen konnten sich nun ohne Gefährde, von dem Erzgebirge geschützt, zum neuen Entscheidungskampfe rüsten; denn ein auf's Neue versuchter Einfall Napoleons in Böhmen mißlang, und er wurde durch das Vorrücken der Nordarmee u. des schlesischen Heeres auf die Defensive beschränkt, bis die Leipziger Völkerschlacht dem Kampfe ein Ende machte. Kleist erhielt von seinem dankbaren Könige die Grafenwürde, mit dem Beinamen „von Nollendorf“, und ein preußisches Denkmal bezeichnete der Nachwelt den Boden, unter welchem die Gebeine der im Kampfe gefallenen Streiter ruhen. Auch ein russisches Denkmal zu Ehren der im Kampfe gefallenen Generale Colloredo Mansfeld u. Ostermann Tolstoy befindet sich auf dem Platze. Ow.

Kulmbach, Stadt- u. Landgerichtssitz im bayerischen Kreise Oberfranken, am

weißen Main, mit 4000 protestantischen Einwohnern, hat ein Hospital mit eigener Kirche, eine Armenstiftung, Bierbrauereien, Gerbereien und namhaften Obstbau. Dabei die ehemalige, 1806 von den Franzosen geschleifte, Festung Plassenburg, jetzt als Zuchthaus benützt; auch befindet sich darin das Archiv der ehemaligen Markgrafschaft Bayreuth u. eine Tuchfabrik. — Von K. führte die markgräflich brandenburgische Linie Brandenburg-K. oder Bayreuth ihren Namen, welche nach dem Tode des Kurfürsten Albert Achilles von Brandenburg, 1486, diesen Antheil erhielt, aber schon nach dem kinderlosen Absterben des ersten Besitzers, Sigismund, jüngsten Sohnes von Albert Achilles (1495) an dessen Bruder, Markgraf Friedrich den Aelteren von Ansbach, fiel u. seit 1557 ununterbrochen bei diesem blieb. Vergl. die Art. Ansbach u. Bayreuth.

Kuluglis, Kologlis, Coloris, heißen in der Berberei, namentlich in Algier, die von eingewanderten türkischen Vätern und einheimischen (maurischen) Müttern erzeugten Kinder. Sie wurden sonst zur Miliz genommen u. bekleideten niedere Aemter, waren weit weniger angesehen, als die Türken, u. lebten meist in der Stadt Algier u. deren Umgebung.

Kumanien, eine Landschaft in Ungarn an der mittleren Theiß, etwa 70□ Meilen mit nahe an 100,000 Einwohner umfassend, die ihren Namen von den Kumanen hat, einer mit den Tataren stammverwandten Völkerschaft, welche magyarisch reden, unter dem Palatin (judex Cumanorum) stehen, einen Vicegespann u. Stuhlrichter zu Vorgesetzten u. besondere Freiheiten haben, unter diesen das Recht, bei den ungarischen Königskrönungen die Fahne vortragen zu dürfen. — Die Kumanen sollen ihre ursprünglichen Wohnsitze am Kuma in Kaukasien gehabt und zu den Uzen gehört haben. Von den Russen, mit denen sie seit dem 12. Jahrhunderte in häufige Kriege kamen, besiegt, machten die bulgarischen Kumanen häufige Einfälle in das byzantinische Reich, wurden aber 1186 von den Russen gänzlich gedemüthiget. Die moldauischen Kumanen fielen im 11. Jahrhunderte wiederholt in Ungarn ein. Mit dem vertriebenen Könige Salomo verbündet, wurden sie von König Ladislas geschlagen, zur Unterwerfung u. zur Annahme des Christenthumes gezwungen (1091); ein großer Theil ward in das Land zwischen Donau u. Theiß versetzt. Im Laufe der Zeit haben sie ihre Nationalität ganz gegen die magyarische aufgegeben.

Kumanische Steppe heißt eine im russischen Gouvernement Kaukasien von der Quelle des Kuma (an den nördlichen Abhängen des Kaukasus) bis zum kaspischen Meere sich ausdehnende Steppe, die an den Ufern der Flüsse fruchtbar ist, aber alles Holzes entbehrt. Man findet hier die Trümmer der Stadt Madschar, angeblich der alten Hauptstadt der Ungarn, wahrscheinlich aber nur ein alter türkischer Begräbnißplatz.

Kumiß, ein aus Pferdemilch, mit oder ohne Zusatz von Opium, bereitetes Nationalgetränk der Tataren, namentlich der Kalmüken, von säuerlichem, kühlendem Geschmacke, aber berauschender Eigenschaft. Aus den Ueberbleibseln wird eine Art Käse, Artscha genannt, bereitet.

Kumyken, ein nogaischer russischer Volksstamm in den muhamedanischen Kaukasusländern, der in Dörfern an den Flüssen Aksai, Jamanßu u. Kasma wohnt u. mehre Stämme und Fürsten hat. Die K. sind mittelgroß, hager, schwarzbraun, räuberisch, träg; treiben Ackerbau, den güte Kanäle befördern, Viehzucht u. fertigen metallene Geräthschaften, bauen Wein und Weide, Baumwolle, Tabak, Farbepflanzen. Sie wohnen in Häusern, zum Theile nomadisch. Ihr Hauptstamm heißt Aksai. Man rechnet in ihrem Lande 15,000 Ansäßige und 8000 Nomaden.

Kunersdorf, ein Dorf im Lebuser Kreise des preußischen Regierungsbezirkes Frankfurt an der Oder, eine Stunde von der Stadt gleiches Namens entfernt, liegt unweit des obengenannten Flusses, auf dem rechten Ufer desselben, u. ist berühmt durch den Sieg, welchen die vereinigten Russen und Oesterreicher im siebenjährigen Kriege, den 12. August 1759, über Friedrich den Großen bei dem-

selben erfochten. — Friedrich stand in Oberschlesien, dem österreichischen Feldmarschall Daun gegenüber, als ihn die Nachricht traf, daß die gegen die Oder anrückenden Russen unter Soltikow sich mit einem österreichischen Corps unter Loudon zu vereinigen suchten, um dann zusammen in die Mark Brandenburg einzufallen u. wo möglich Berlin zu erobern. Um diese Vereinigung zu hindern, schickte er den General Wedel mit Verstärkungen u. ausgedehnten Vollmachten zu den Corps des den Russen gegenüberstehenden Generals Grafen Dohm ab u. gab ihm den Befehl, daß, sollte er die Vereinigung voraussichtlich nicht verhindern können, er lieber die Russen vorher angreifen, als dieselbe zulassen sollte. Um diesem nachzukommen, griff Wedel bei Kay unweit Krossen, auf dem rechten Ufer der Oder, die in stark verschanzter Stellung stehenden u. ihm an Zahl weit überlegenen Russen an, wurde aber, da er, ohne die nöthige Kenntniß des Terrains zu haben, sich in das Gefecht eingelassen hatte, geschlagen u. mußte sich mit einem Verluste von 5000 Mann auf das linke Ufer der Oder zurückziehen. Die Russen bewerkstelligten nun ihre Vereinigung mit Loudon, und der König mußte nun, wenn er nicht seine Stammlande den Feinden preisgeben wollte, schleunigst zu deren Rettung herbeieilen. Den Prinzen Heinrich, seinen Bruder, Daun gegenüberstehen lassend, begab er sich schnell an die Oder, zog unterwegs alle nur irgend entbehrlichen Truppen an sich, nahm dem, in der Mark eingefallenen, österreichischen General Haddick im Vorbeigehen einige hundert Gefangene u. 500 Mehlwagen ab, überschritt, 40,000 Mann stark, endlich vor Frankfurt die Oder, u. beschloß nun, den Feind anzugreifen. Dieser stand auf den Anhöhen zwischen Frankfurt u. K. in einem verschanzten Lager, war in der rechten Flanke durch die Oder in der linken durch Sümpfe u. Gebüsch, und in der Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Ueberdieß hatten die Russen noch auf ihrem rechten Flügel eine Sternschanze errichtet u. alle Zugänge zum Lager durch Verhaue gedeckt. Dieser vortheilhaften Stellung ungeachtet, beschloß Friedrich die Schlacht, u. ließ den 12. Mittags seine Armee in Staffeln den linken Flügel der Russen angreifen. Nach langem Zögern, da das bedeckte Terrain den Angreifern große Hindernisse in den Weg legte, gelangten sie in das Angesicht des Feindes, der sie mit dem Feuer aus hundert dort angehäuften Kanonen empfing. Aber dadurch ließen sich die Preußen nicht abhalten. Mit gefälltem Bajonnete gingen sie auf die Verschanzungen los u. eroberten sie nach blutigem Gemetzel. Auch die Sternschanze wurde erstürmt und der ganze russische linke Flügel suchte, bestürzt von so großer Tapferkeit, sein Heil in der Flucht nach dem weiter rückwärts liegenden Kirchhofe von K. Der Sieg schien entschieden, die Preußen hatten einige tausend Gefangene gemacht, 180 Kanonen erobert u. schon eilten Boten mit der Siegesnachricht nach Berlin und Schlesien, als auf einmal das Kriegesglück sich änderte. Friedrich glaubte Nichts gethan zu haben, so lange ihm noch Etwas zu thun übrig blieb. Er befahl deßhalb, trotz des Abrathens aller seiner Generale, mit Ausnahme Wedels, seiner, durch einen fünfzehnstündigen Marsch u. ein sechsstündiges Blutbad erschöpften Infanterie, auch den durch 50 Kanonen vertheidigten Kirchhof, wo sich die flüchtigen Russen in unordentlichem Knäuel aufgestellt hatten, zu nehmen. Schon hatten diese ihre Kanonen verlassen, u. die Preußen waren nur noch 150 Schritte davon entfernt, als Loudon mit seiner Infanterie in diesem kritischen Augenblicke daselbst ankam und nun mit einem Kartätschenhagel die Stürmenden empfing. Vergeblich war ihr Anstürmen; es vermehrte nun ihre Verwirrung, die Loudon klug benützte, um seine Reiterei, die schrecklich unter den Preußen wüthete, rechts u. links in sie einhauen zu lassen. Hätte Friedrich nicht den General Seidlitz von seinem Posten, Loudon gegenüber, abberufen, so hätte dieser nicht den Russen zu Hülfe kommen können, so aber mußte er wider seinen Willen mit der Reiterei der abgematteten Infanterie zu Hülfe eilen u. machte dadurch Loudons Eintreffen auf dem bedrohtesten Punkte des Schlachtfeldes möglich. — Der Sieg war jedoch immer noch möglich; er hing von der Eroberung des sogenannten Spitzberges

ab, den der 400 Schritte lange, 50—60 Schritte breite und 10—15 Fuß tiefe, dabei von allen Seiten sehr steile Kuhgrund deckte. Loudon hatte seine besten Truppen daselbst aufgestellt. Die Preußen suchten denselben mit aller Anstrengung zu erklimmen, allein die Natur behauptete ihre Rechte, aller Muth konnte die fehlenden Kräfte der Preußen nicht ersetzen; alle Versuche, die Oesterreicher und Russen vom Berge zu vertreiben, waren fruchtlos. Vergebens versuchten Seidlitz mit seiner Reiterei, Fink u. Prinz Eugen von Württemberg den Sturm aufs Neue, Friedrich selbst setzte sich der größten Gefahr aus, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe getödtet u. er selbst durch eine Flintenkugel, die jedoch durch ein in seiner Westentasche befindliches, goldenes Etui aufgehalten wurde, leicht verwundet. Ein panischer Schrecken schien sich der Preußen bemächtigt zu haben u. Alles löste sich in wilder Flucht auf, als Loudon mit frischen Reiterschaaren einen neuen Angriff auf sie machte. Friedrich, der sie zum Stehen bringen wollte, entging nur durch die Tapferkeit u. Geistesgegenwart des Husaren-Rittmeisters v. Prittwitz der Gefangenschaft. Die Generale Seidlitz, Fink, Hülsen u. Prinz-Eugen von Württemberg wurden verwundet. General Puttkammer u. Major Ewald v. Kleist starben den Heldentod. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, 3000 Gefangene u. 165 Kanonen verlor Friedrich, aber auch auf der anderen Seite bewiesen 24,000 Todte u. Verwundete die, wenn auch fruchtlose, Tapferkeit der Preußen. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht davon nach St. Petersburg bringen müssen," schrieb Soltikow an seine Kaiserin. — Mit nur 5000 Mann überschritt Friedrich die Oder wieder. Schon glaubte er Berlin in Feindes Händen, und vom Schlachtfelde aus schrieb er auf einem, mit Bleistift geschriebenen, Zettel an seinen Minister v. Finkenstein: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie." Allein die Unthätigkeit des russischen Obergenerals u. Friedrichs energischer Geist gestalteten die Verhältnisse anders, u. schon nach einigen Tagen bot er wieder mit 28,000 Mann seinen Gegnern auf freiem Felde die Spitze. Ow.

Kunigunde, die Heilige, Kaiserin. Das Leben dieser, von der Kirche geehrten, hohen Frau ist nur eine fortwährende Kette heiliger Handlungen, die sie als Jungfrau, Gattin, Wittwe u. als Benediktinerin bis an ihr Ende übte. Sie war die Tochter Siegfrieds, des ersten Grafen von Luxemburg, von Jugend auf in höchster Frömmigkeit erzogen u. mit Heinrich dem Heiligen, Herzog von Bayern, vermählt, der nach Otto's III. Tode zum römischen Könige erwählt u. am 6. Juni 1000 in Mainz gekrönt ward. K. wurde am 10. August in Paderborn gekrönt. Im Jahre 1014 begab sie sich mit ihrem Gemahl nach Rom, wo beide aus den Händen des Papstes Benedikt VIII. die Kaiserkrone empfingen. Lange vor ihrer Verheirathung hatte sie dem Himmel ihre Jungfräulichkeit gelobt und ihr Gatte ehrte dieß Gelübde, indem auch er ewige Enthaltsamkeit beschwur. Diese heiligen Entschließungen verbanden ihre Seelen um so inniger, u. sie würden doch beglückt gelebt haben, wenn die Schlange der Verläumdung ihnen nicht das Paradies geraubt hätte. Man beschuldigte die Kaiserin unerlaubten Umganges, u. ihr Gemahl war schwach genug, der Treue seiner Gattin zu mißtrauen, die weniger über die ihr durch solche Beschuldigungen erwachsende Demüthigung, als über das öffentliche Aergerniß sich betrübte, ihre Unschuld Gott anheim stellte u. zum Beweise derselben freudigen Muthes das Gottesurtheil zum Zeugen nahm. Sie ging, voll Vertrauen auf den Beistand des Hortes der Unschuld, furchtlos über die glühend gemachten Pflugschare u. unversehrt blieben die nackten Füße. Da erkannte Heinrich, wie leichtgläubig er gewesen war, schenkte der Theueren die alte Liebe wieder und lebte mit ihr wieder in schönster Eintracht. Eben, als K. von einer gefährlichen Krankheit wieder hergestellt worden war u. zur Erfüllung eines abgelegten Gelübdes das Kloster Capüngen erbaut und mit Benediktiner-Nonnen besetzt hatte, starb im Jahre 1024 ihr Gemahl Heinrich II. Dieser Verlust griff tief in ihr gefühlvolles Herz ein, das nun freudenleer u. verwaist

war, verstärkte aber ihre religiösen Neigungen u. veranlaßte sie zu noch eifrigeren Gebeten u. reichlichen Almosen für das Heil der Seele ihres Gemahls. Auch die Nonnen von Capüngen (Kauffungen bei Kassel, im Sprengel von Paderborn) wurden reich beschenkt, um für denselben Zweck Gebete zum Himmel zu senden, u. die Kaiserin gab die Neigung zu erkennen, ihnen bald näher zu stehen u. auch in anderer Beziehung gleiche Zwecke mit ihnen verfolgen zu wollen. Nachdem sie alle ihre Einkünfte, ihren Schatz u. ihre Kleinodien zur Errichtung von Bisthümern, Verschönerung der Kirchen u. Gründung von Klöstern verwandt hatte, beschloß sie, sich von der Welt zurückzuziehen und ihre Tage in evangelischer Armuth u. klösterlicher Weihe zu verleben. Am Jahrestage des Todes ihres Gatten versammelte sie viele Bischöfe zur Einweihung der Kirche von Capüngen, wohnte der Feierlichkeit mit bei u. legte ein Stück vom wahren Kreuze auf dem Altare nieder. Nach dem Evangelium legte sie den kaiserlichen Purpur ab, kleidete sich in ein ärmliches Gewand, ließ sich das Haupthaar abschneiden und empfing den Schleier aus den Händen des Bischofs von Paderborn u. einen Ring zum Pfande der Treue gegen ihren göttlichen Bräutigam. Von dieser Zeit an schien K. ihre ehemalige Würde ganz vergessen zu haben, betrachtete sich als die letzte der Nonnen, übte musterhafte Demuth und beschäftigte sich mit Gebet, Lesen heiliger Schriften, Handarbeit u. anderen Bußübungen. Auf solche Weise vergingen ihr die letzten 15 Lebensjahre u. als Gott sie rief, klagte sie nicht, noch ward sie ungeduldig über die Schmerzen der Krankheit und erwartete, auf einem härenen Gewande liegend, die Stunde der Auflösung. Als sie im Sterben bemerkte, daß die Schwestern ein goldgesticktes Bahrtuch zurecht legten, gab sie durch Zeichen zu verstehen, daß solcher Glanz ihr zuwider sei u. beruhigte sich nicht eher, als bis man ihr versprochen, sie bloß im Ordenskleide zu beerdigen. Sie starb am 3. März 1040, und weil sich viele Wunder an ihrem Grabe begeben hatten, erhob Innocenz III. die glückliche Braut des Herrn, welche die irdische Krone mit dem unsterblichen Diadem vertauscht hatte, das Gott um die Stirne seiner Auserwählten flicht, im Jahre 1200 unter die Zahl der Heiligen.

Kunkellehen (von Kunkel, so viel als Spinnerocken, wie im Mittelalter das weibliche Geschlecht, im Gegensatze zum männlichen, welches Schwert hieß, genannt wurde), heißt ein Weiberlehen, das heißt ein solches, welches nach Abgang der männlichen Lehenträger auch auf die weiblichen Familienglieder forterbt. Eigentliche oder reine K. gibt es übrigens nicht, indem, so bald wieder männliche Erben vorhanden sind, der Lehensbesitz an diese zurückfällt. Vergl. übrigens den Art. Lehen.

Kunst (von können und kennen), im allgemeinsten Sinne die Fähigkeit u. Fertigkeit, Vorstellungen mit Absicht zur äußerlichen Anschauung zu bringen. Da hierdurch eine freie Thätigkeit, ein mit Bewußtseyn verbundenes Handeln bedingt ist, so gehört die K. nur den Menschen an. Jene Fähigkeit und Fertigkeit zeigt sich aber entweder in der Anwendung gewisser Kräfte, u. bringt nur eine vorübergehende Erscheinung hervor, in welcher die K., eigentlich die K.fertigkeit, so lange bewundert wird, als sie vor Augen steht, oder die Ausübenden in Thätigkeit sind; oder die Kräfte werden zur Hervorbringung eines vorher nicht dagewesenen selbstständigen Werkes, das als ein Resultat des Künstlers ein eigenes bleibendes Leben hat, verwendet, in welcher Hinsicht die K. sofort sich in die vorübergehende (darstellende, ausübende) und in die selbstständige (schaffende) sondert. Im ästhetischen Sinne ist K. die Fähigkeit, das geistig Angeschaute (Ideal) mit schöpferischer Thätigkeit, in entsprechender, vollendeter Form der Wirklichkeit, als ein ursprüngliches Gebilde darzustellen, oder, einer anderen Erklärung zufolge, die freie Darstellung des Schauens als Idee, in vollendeter Form. In diesem schöpferischen Bilden, das ein neues Daseyn bezweckt und erwirkt, beruht ihre Selbstständigkeit, denn sie ist an keine andere Bedingung gebunden, als an die Darstellung der Ideen um ihrer selbst willen, dient mithin keinen fremden Zwecken, hat vielmehr ihre Zwecke lediglich in sich und

für sich. Ihr Wirken, an keine nothwendigen Gesetze, wie die Natur, gebunden, stellt daher auch eine höhere Welt dar, indem sie in voller Freiheit über den Stoff waltet, und die Idee zur schönen Form gestaltet. Ihrem Wesen nach ist die K. nur Eine, und daher bloß dem Begriffe nach etwas Allgemeines. In der Wirklichkeit aber erscheint ihr ideales Wesen nur in der Bedingung des Vielen, d. i. es gibt hier nur schöne Künste. Jede K. hat indeß einen besonderen Theil der Natur für ihr Darstellungsgebiet, und ihre eigentliche Bestimmung kann nur eine vollendete Schöpfung in diesen eigenen Gränzen seyn, ohne daß sie genöthigt ist, die Mittel einer andern K. in Anspruch zu nehmen. In solchen besonderen Kreisen von K.schöpfungen, welche sich durch einen eigenthümlichen, gemeinschaftlichen und ästhetischen Charakter begränzen, hat man auch die Möglichkeit einer Eintheilung der schönen Künste aufgefunden; allein über den Grund der Eintheilung herrscht eine große Verschiedenheit der Ansicht. In der Regel werden die Versinnlichungsmittel, die Stoffe, zum Eintheilungsgrunde genommen, oder man theilt die Künste in räumliche und zeitliche u. s. w. Man könnte sie wohl auch absondern in vorübergehende (darstellende, ausübende) Künste u. in schaffende Künste. Zu jenen würden dann zu zählen seyn: a) Declamation; b) Mimik; c) die Schauspielk.; d) die Tanzkunst (s. dd.) oder Orchestik. Diese Künste geben nämlich nur Wirkungen, nicht Werke; ihre Leistungen verschwinden mit dem Flügelschlage der Stunden, und übrig bleibt nur eine mehr oder minder deutliche Erinnerung; sie können sich auch von der Person der Ausübenden nicht lostrennen, sie stehen und fallen mit diesen, und es kann hier wohl von Meisterschaft und Virtuosität, nicht aber von wahrer K. die Rede seyn. Die schaffenden Künste würden aber umfassen: a) die redenden, nämlich die Dichtk. oder Poesie, u. die K. der Prosa; b) Musik, rein in Tönen sprechend, in sofern sie Tonwerke erschafft; c) die bildenden Künste, und zwar zeichnende (Zeichenk. u. Malerei), plastische, in harten Stoffen (Architektur, Skulptur, Steinschneidek.), u. in flüssig gemachten Stoffen die Bildgießerei oder Toreutik. Andere geben zwar die Verschiedenheit der Künste rücksichtlich des Stoffes ebenfalls zu, legen jedoch den Eintheilungsgrund darein, daß die Ideen vor Allem zuerst auf menschliche Gedanken und Empfindungen angewendet werden, bevor ihr Abbild in einem Stoffe erscheint, u. daß demnach die K., menschliche Gedanken u. Empfindungen in rhythmisch wohlklingender Sprache darzustellen, die erste aller Künste sei, aus deren Elementen, Ton und Bild, sich die Musik und die bildende K. mit allen Unterabtheilungen entwickelt haben. Letzteres dürfte jedoch in der Art zu modificiren seyn, daß die Poesie nur allen Formen des Schönen gemäß sei und über alle sich ausdehne, weil ihr eigentliches Element die Phantasie ist, u. Phantasie für jede Produktion der Schönheit, welcher Form sie auch angehören mag, nothwendig erfordert wird. Hier steht nicht die Poesie an der Spitze, sondern die Idee des K.schönen selbst, welche auf verschiedene Art erfaßt werden kann, folglich auch eine Verschiedenheit der Gestaltung, in welcher sie erscheint, bedingt. Darin hätten nun die K.formen ihren Grund, nämlich als die, aus der Idee selbst hervorgegangenen, verschiedenen Verhältnisse der Idee u. Gestalt, u. darum geeignet, den wahren Eintheilungsgrund für diese Sphäre darzubieten, weil die einzelnen Künste das reale Daseyn der K.formen, des Symbolischen, Klassischen und Romantischen ausmachen. Hiernächst läßt a) in der symbolischen K.form die Idee, wegen ihrer Unbestimmtheit, Unklarheit und Einseitigkeit, auch die Gestalt äußerlich mangelhaft und zufällig, und ist so mehr ein Suchen und Streben nach Verbildlichung, als ein Vermögen der wahrhaften Darstellung. b) Die klassische K.form erscheint dagegen als ein frei vollendeter Einklang der Idee u. der ihr zugehörigen Gestalt. Die Idee aber muß ein konkret Geistiges (individuell Bestimmtes) seyn. In sofern nun die K. das *Geistige in sinnlicher* Weise zur Anschauung zu bringen hat, muß sie die *menschliche Gestalt* wählen, da der Geist nur in seinem Leibe angemessen sinnlich er-

scheint. c) Die romantische K.form hebt aber wieder die vollendete Einigung der Idee u. ihrer Erscheinung auf, weil sie einen Inhalt gewonnen hat, der über die Ausdrucksweise der klassischen K.form hinausgeht. Im Romantischen hat demnach die Idee als Geist u. Gemüth in sich vollendet zu erscheinen, u. dieser höheren Vollendung wegen entzieht sie sich der entsprechenden Vereinigung mit dem Aeußeren, indem sie ihre wahre Realität u. ihre Erscheinung nur in sich selber suchen u. vollbringen kann. Nach dem Gesagten besteht also der Charakter dieser drei K.formen in dem Erstreben, im Erreichen u. im Ueberschreiten des Ideals, als der wahren Idee der Schönheit, zugleich aber zeigen sie sich auch als die Grundbestimmung für Gliederung u. Feststellung der einzelnen Künste, weil diese die wesentlichen Unterschiede der K.formen ebenfalls an sich tragen. Als erste besondere K. stellt sich nämlich die Architektur dar, denn ihr Grundtypus ist die symbolische K.form. Sie hat nur die äußere, unorganische Natur als k.gemäße Außenwelt dem Geiste verwandt zu machen, das Geistige, als Inneres, ihren äußeren Formen gegenüber zu behalten, und somit auf das Seelenvolle, als auf ein Anderes, hinzuweisen. Wenn aber das geistig Innere, worauf die Architektur nur hindeuten kann, in die sinnliche Gestalt u. deren äußeres Material eintritt, die unendliche Form des Geistes leiblich gestaltet, so erscheint die Skulptur, u. zwar mit der klassischen K.form zu ihrem Grundtypus, wenn ihre beiden Seiten, Inneres u. Aeußeres, gleich sind, keine die andere überwiegt, der Geist also in seiner leiblichen Form, in unmittelbarer Einheit, still u. selig dasteht u. die Form durch den Inhalt geistiger Individualität verlebendigt wird. Endlich wird aber auch die mannigfaltigste Subjektivität in ihrer lebendigen Bewegung und Thätigkeit für sich selber Gegenstand der künstlerischen Darstellung, und diesem Inhalte hat sich nun das sinnliche Element der K. gleichfalls angemessen zu zeigen. Dieses, oder das Material, findet sich aber vor in der Farbe, in dem Tone, u. so erhalten wir, als Realisationsweisen jenes Gehalts durch dieses Material, die Malerei, die Musik u. die Poesie, in welchen der Zusammenhang von geistiger Bedeutung u. sinnlichem Material zur höheren Innigkeit gedeiht, jedoch ganz auf die subjektive Seite tritt. Dadurch verlassen diese Künste die symbolische Form der Architektur und das klassische Ideal der Skulptur, u. entnehmen ihren Typus von der romantischen K.form, deren geistigste Darstellung die Poesie ist, welche dann als die allgemeine K. des in sich freigewordenen, nicht an das äußerlich sinnliche Material zur Realisation gebundenen, sondern nur im inneren Raume, in der inneren Zeit der Vorstellungen u. Empfindungen waltenden Geistes, auf der höchsten Stufe, nicht aber an der Spitze aller K. steht. Denn die charakteristische Eigenthümlichkeit der Poesie liegt in der Macht, mit welcher sie das sinnliche Element, von dem schon die Malerei und Musik die K. zu befreien anfingen, ganz dem Geiste und seinen Vorstellungen unterwirft. Der Ton nämlich, das letzte äußere Material der Poesie, ist nicht mehr die tönende Empfindung, wie in der Musik, sondern zum Worte geworden, d. i. zu einem an u. für sich inhaltlosen, nur für den Ausdruck der Vorstellungen u. Gedanken eines selbstbewußten Individuums dienenden Zeichen. — Vgl. die Einzelartikel: Bildende Künste, Architektur, Dichtk., Malerei rc. —

Kunstakademie, 1) eine zur Aufstellung von Kunstwerken aller Art bestimmte Anstalt u. in dieser Bedeutung gleichbedeutend mit Kunstsammlung, Museum (s. d.). — 2) Eine Kunstschule (s. d.) im höheren Sinne, d. h. eine mit allen Hülfsmitteln zur Belehrung und Entwickelung des darstellenden Talentes versehene Lehranstalt, die somit das Gebiet der Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Kupferstecherkunst u. s. w. in sich aufnehmen muß. In beschränktem Sinne gebraucht man aber den Ausdruck K. auch bloß für Malerakademie (s. d.). — Die K.n entstanden zu Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Zerfalle der Kunst, welchem hauptsächlich Carracci in Bologna entgegenarbeitete, indem er die Aufgaben der Kunst nach den classischen Vorbildern in ein System

brachte u. dasselbe als Gesetz aufstellte. Nach demselben ward von jedem großen Künstler das vermeintliche Beste aufgesucht und in der Summe dieser einzelnen Vorzüge die Aufgabe des Künstlers erkannt. Ihm nachfolgend, entstanden an mehren Orten K.en als Conservatorien der Kunst, wobei sich eine früher unbekannte Rangordnung der Künstler, nach Direktoren, ersten, zweiten, dritten ꝛc. Professoren von selbst einstellte. Das ganze System der K., hervorgegangen aus der Periode des Verfalles der Kunst, trägt allerdings alle Merkmale dieser Zeit an sich, u. nie würde es eine mit schöpferischen Kräften beglückte erdacht haben. Daher waren von der Zeit an, als in Deutschland neue eigenthümliche Bestrebungen auftraten, sie überall von einer Reaktion gegen die Akademieen begleitet u. mehre der größten neueren Künstler begannen u. durchliefen, in Opposition gegen dieselben ihre Bahn (Overbeck, Cornelius, Carstens ꝛc.). Inzwischen haben die K.en nicht nur viele, zur Kunstbildung unentbehrliche Mittel, welche außer ihnen schwer zu gewinnen sind, sondern gehören auch in der That so zu dem modernen Staatsorganismus, daß an ihrer Stelle eine Lücke unerträglich fallen würde. Deßhalb beschäftigt man sich an manchen Orten damit, sie in Uebereinstimmung mit den wahren Anforderungen einer lebendigen individuellen Kunstausbildung umzugestalten u. namentlich den einzelnen Lehrern einen mehr gesonderten Einfluß (nach dem Vorbilde der Meister in alten Zeiten) einzuräumen. Die namhaftesten K.en in Europa sind: Die Akademie S. Luca in Rom, gestiftet von Fed. Zucchero 1593, doch erst 1715 constituirt; die Malerakademie zu Paris, gegründet von Louis XIV. 1648, u. die Bauakademie daselbst von Colbert 1671 (Ecole spéciale des beaux arts). Ein Filial dieser Akademie ist die französische Akademie in Rom, in der Villa Medici. In Deutschland hatte Nürnberg die erste K., 1622 von Sandrart gestiftet; die Berliner 1694—1699; die von Dresden 1697. Die K. von Wien gründete Joseph I., Karl VI. vollendete sie 1726. Die K. von München gründete König Maximilian I. 1807. Die von Düsseldorf Friedrich Wilhelm III. 1820. Die K. von Madrid entstand 1752, die zu London 1768. In Belgien sind K.en zu Brüssel, Brügge, Antwerpen. Die K. zu Kopenhagen besteht seit 1738, in Petersburg seit 1757.

Kunstausstellungen, s. Ausstellungen.

Kunstfeuer nennt man alle Feuerwerkskörper, im Gegensatze zur Munition. Man theilt sie in Ernstfeuer, zum Kriegsgebrauche, u. in Lustfeuer, die von den Feuerwerkern der Artillerie zur eigenen Uebung verfertigt u. dann bei Festlichkeiten abgebrannt werden. — Die Ernstfeuer werden entweder aus Geschützen geschossen, oder geworfen, wie Granaten, Bomben, Leuchtkugeln oder Feuerballen, Brandkugeln u. Carcassen, oder von gewissen, Böcke genannten, Vorrichtungen geschossen, wie die Kriegsraketen — oder an den für sie bestimmten Ort mit der Hand gelegt, wie die Brandtücher, Pechfaschinen, Pechkränze, Pulversäcke u. Sturmfässer. Jene, welche bloß zur Anzündung der Geschütze gebraucht werden, befinden sich entweder in, Hülsen genannten, Röhren von Papier oder Pappendeckel oder leichtem Holze, oder Kupfer oder Blech, wie die Zündlichter und die verschiedenen Arten von Brandeln oder Brandröhren oder Schlagröhren oder Zünder, oder sie haben keine Hülsen, wie die Lunte. — Die Lustfeuer zerfallen in die beiden Haupttheile Land- u. Wasserfeuerwerk. Sie sind entweder steigend, wie die Schwärmer, Raketen, Tourbillons, Leuchtkugeln, oder sind festbeweglich, wie alle Arten von Feuerrädern, Cascaden ꝛc., oder unbeweglich, wie die stehenden Sonnen, Landpatronen, Pots à feu, Bombenröhren, brennende Buchstaben u. Namenszüge, Schnurfeuer ꝛc. Die Wasserfeuer bestehen aus Wasserschwärmern, Wasserkegeln, Wasserlichtern, Wasserbombenröhren, Irrwischen, Wasserrädern, Uferpatronen, Bienenschwärmen, Wasserfässern ꝛc. Andere theilen die Feuerwerksstücke ein in einfache und zusammengesetzte. Erstere sind solche, von deren einzelnen Theilen keiner weggelassen werden kann, ohne daß sie aufhören, die verlangten Feuerwerksstücke zu seyn, wie z. B. Schwärmer, Raketen, Fontainen, Tourbillons, umlaufende Stäbe, Lichter oder

Lanzen, Leuchtkugeln, Theaterfeuer, Kanonenschläge u. s. w. Letztere bestehen dagegen aus zwei oder mehren mit einander verbundenen Feuerwerksstücken und anderen Theilen, die hinsichtlich ihrer Zahl, Größe u. Art auf das mannigfachste verändert werden können, wie Vorstellungen architektonischer Zeichnungen, Bombenröhren, Schwärmerfässer, versetzte Raketen, Schnurfeuer, Feuerräder u. s. w. Das Material, dessen man sich bedient, um die in Hülsen eingeschlossenen Feuerwerkskörper zu verfertigen, ist dasselbe bei den Ernst-, wie bei den Lustfeuern, nämlich vor Allem Pulver, dann geläuterter Salpeter, Schwefel, Antimonium, Zinnober und Kolophonium, Kohle, Theer, Pech, Wachs, Talg, Branntwein, Weinessig, Weingeist, Terpentin-, Kien- u. Leinöl u. bei Percussionszündern deren muriatrischer Satz.

Kunstgeschichte, hat zur Aufgabe, den Fortgang der Kunstthätigkeit, d. i. der, das Schöne schaffenden, Thätigkeit im Menschengeschlechte überhaupt und zugleich in historischem Zusammenhange unter den einzelnen Völkern in der Masse ihrer Kunstschöpfungen aufzufassen u. nachzuweisen, wobei es also auf das Wesen der Kunst u. der künstlerischen Thätigkeit sowohl, als auch auf die wirkliche Erscheinung der Kunst ankommt. Das Geschäft u. die Bestimmung ihres Studiums besteht mithin in der ästhetischen Würdigung der individuellen Kunstwerke u. in der Kenntniß der historischen, das Kunstwerk äußerlich bedingenden Umstände, wodurch es allein möglich wird, in die ganze Individualität eines Kunstwerkes einzudringen. Einen geschichtlichen Ueberblick der schönen Kunst in ihren einzelnen Sphären geben: Ficker, Wien 1837. Kugler, Handbuch der K., Stuttgart 1842. Romberg u. Faber, Handlexikon für bildende Kunst, Leipzig 1845 — 47, bis jetzt nur 3 Bde. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleurs, Zeichner, Lithographen u. s. w., nebst Monogrammen, München, 10 Bde. (bis 1845).

Kunstprinzip heißt das, aus der Gesammtbildung einer Nation hervorgegangene, Gesetz für die Darstellung des Schönen, sowohl in Beziehung auf die Idee, als rücksichtlich der Form der Ausführung oder Erscheinung. Es ist verschieden nach den Nationen und selbst nach dem verschiedenen Zeitalter derselben.

Kunstsammlungen, s. Museen.

Kunstschulen sind Lehranstalten zur Entwickelung technischer Fertigkeiten u. Uebungen für Augen u. Hände. Höhere K. heißen Kunstakademieen (s. d.), K. für Musik Conservatorien (s. d.).

Kunststraßen, s. Chausséen.

Kunsttrieb, s. Instinkt.

Kunstvereine sind zu dem Zwecke gebildete Vereine, durch Ankauf u. Ausstellung von Kunstwerken den Kunstsinn unter dem Volke zu heben, die Künstler zu einer größeren Vervollkommnung aufzumuntern u. dadurch die Kunst selbst, sowohl nach Form als Bedeutsamkeit, zu fördern. Gleich den wissenschaftlichen u. a. Gesellschaften, haben auch die K. Statuten, veranstalten von Zeit zu Zeit öffentliche Ausstellungen, geben Kunstblätter u. Vereinsschriften heraus. — Der erste K. wurde in München 1823 von den Malern Dominikus Quaglio, Stieler, Peter Heß u. dem Architekten Gärtner (s. dd.) gegründet u. zählt eine Menge von Künstlern u. Kunstfreunden unter seinen Mitgliedern; ein Ausschuß von 8 u. ein Schiedsgericht von 11 Mitgliedern leitet die Geschäfte. Von dem jährlichen Beitrage von 10 Gulden wird $\frac{1}{4}$ der Einnahme auf Anfertigung eines Vereinsblattes (Kupfer- oder Stahlstich) zur Vertheilung unter sämmtliche Mitglieder verwendet, die Hauptsumme aber auf den Ankauf von Kunstwerken, die unter dem Vereine verloost werden. Dabei unterhält der Verein durch Aufstellung nicht verkäuflicher Bilder, deren Urheber Vereinsmitglieder sind, eine permanente Kunstausstellung. — Der Berliner K. ist im Wesentlichen ganz dem Münchener nachgebildet, beschränkt aber den Ankauf von Bildern auf Erzeugnisse der Vereinsmitglieder. — Der Düsseldorfer K., für die Rheinlande u. Westpha-

len 1829 gegründet, mit fast 5000 Aktien à 5 Thaler, läßt die Auswahl der zu erwerbenden Kunstwerke durch einen permanenten Ausschuß treffen u. die innere Verwaltung von einem aus 10, zu Düsseldorf wohnhaften, Mitgliedern gebildeten Verwaltungsrathe besorgen. Auch hier finden jährliche Ausstellungen u. Verlosungen Statt. ¼ der Einnahmen wird zu öffentlichen Zwecken, Monumenten u. dgl. verwendet und das Fehlende von den dabei Betheiligten aufgebracht. Die übrigen deutschen K., wie z. B. der Leipziger, Frankfurter, Stuttgarter, Mainzer, Karlsruher, Königsberger u. a. fördern die Kunst nur in untergeordnetem Grade u. sind mehr als bloße Liebhabereien zu betrachten.

Kunstwerk, die freie u. vollendete Darstellung des Schönen in einem einzelnen, selbstständigen, in abgesonderter Erscheinung stehenden Werke. Es ist keine Nachahmung der Natur, kein treues Nachbilden des den Sinnen Vorliegenden; es muß vielmehr, aus dem Innern, aus der Idee des Künstlers hervorgegangen, eine Veranschaulichung des mit seinem inneren Leben in die innigste Verbindung getretenen Gegenstandes seyn. Die in einzelnen Naturerscheinungen nur zufällige Schönheit ist dem K.e wesentlich u. nothwendig, und wenn sie gleich nur in individueller Gestalt erscheinen kann, so läßt sich doch kein K. anders, als selbstständig, d. i. in der vom Künstler abgetrennten Erscheinung denken, womit zugleich die Verschiedenheit der ausübenden Künste in Beziehung auf den eigentlichen K. angedeutet wird.

Kunstwort (terminus technicus), die Bezeichnung eines Begriffes oder eines Gegenstandes in Gewerbe, Kunst u. Wissenschaft, u. dem zu Folge umfaßt die Kunstsprache die Kenntniß jener Kunstwörter, um durch dieselben sich den Kunstgenossen verständlich zu machen, oder auch einen Begriff u. Gegenstand kurz u. erschöpfend zu bezeichnen. In dieser genauen Begriffsbestimmung u. in der Absonderung alles Fremdartigen, wodurch Irrthum u. Verwirrung beseitigt wird, liegt ihr eigentlicher Werth.

Kunth, Karl Sigismund, Professor der Botanik an der Universität Berlin, geboren in Leipzig den 18. Juni 1788, Sohn des Lektors Gotthelf Friedrich K., besuchte daselbst seit 1800 die Rathsschule und seit 1805 die Thomasschule, wurde nach seines Vaters Tode 1806 Registraturassistent bei der Seehandlung in Berlin, erhielt durch Alexander von Humbold die Mittel, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität zu besuchen und begab sich 1813 zu demselben nach Paris, wo er die von Humbold u. Lonpland gesammelten Pflanzen ordnete und sich alsbald durch seine literarischen Arbeiten bekannt machte. 1819 kehrte K. nach Berlin zurück u. wurde zum Professor der Botanik u. Vicedirektor des botanischen Gartens ernannt, 1829 aber in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Außer mehren Monographien schrieb K.: „Flora Berolinensis" (Berlin 1813; 2. Aufl. 1813); „Nova genera et species plantarum" (7 Bde., Paris 1815—25, Fol.); „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum" (Berlin 1833 rc.). E. Buchner.

Kuntz, Karl, ein berühmter Thiermaler u. Kupferstecher, geboren 1770 zu Mannheim, Schüler Riegler's u. Quaglio's, machte reiche Studien in der Schweiz u. Italien u. ward Hofmaler u. Galeriedirektor in Karlsruhe. Besonders trefflich sind seine Stiere u. Kühe, die Lüfte, das Kolorit. Zu seinen besten Arbeiten gehören die vier Tageszeiten u. Ansichten des Bodensees. Er starb 1830. Seine Söhne, Rudolf, geboren 1797, u. Ludwig, geboren 1811, sind geachtete Künstler.

Kunz von Kauffungen, Ritter v., der berüchtigte Räuber der beiden sächsischen Prinzen Ernst u. Albert, Söhne des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, war auf der Burg Kauffungen bei Penig geboren. K. hatte von dem Kurfürsten für abgetretene Besitzungen Entschädigung zu fordern u. glaubte seine Ansprüche um so schneller durchzusetzen, wenn er sich der beiden Prinzen als Geißeln bemächtige. In dieser Absicht stieg er in der Nacht vom 7. auf dem 8. Juli 1455, durch Einverständniß mit einigen Dienstleuten des Schlosses, auf einer Strickleiter in dasselbe, ergriff die Prinzen u. wandte sich mit dem ältesten, Ernst,

auf dem kürzesten Wege nach Böhmen, während Wilhelm von Mosen u. Wilhelm von Schönfels den andern, Albert, auf Umwegen in dasselbe Land führten. Als K. auf Bitten des durstigen Prinzen im Walde bei Grünhain abstieg, fand der Prinz Gelegenheit, seinen Stand u. die Gewalt, die er erfuhr, einem Köhler zu eröffnen, welcher sich seiner mit dem Schürbaum wacker annahm u. mit Hülfe herbeigerufener Köhler sich K.ens u. seiner Begleiter versicherte. Auch der andere Prinz ward schon am 11. Juli von seinen geängstigten Entführern dem Amtshauptmann zu Hartenstein, Friedrich von Schönburg, gegen Zusicherung der Begnadigung übergeben. K. ward zum Tode verurtheilt u. am 14. Juli zu Freiberg hingerichtet, sogar sein Bruder erlitt als Mitwisser dasselbe Geschick am 31. Juli zu Altenburg. Der Küchenjunge, Hans Schwalbe, u. 3 Knechte K.ens wurden zu Zwickau geviertheilt. Der Köhler, Schmidt, erhielt den Namen Triller, freies Kohlenbrennen u. Grundbesitz.

Kupetzky, Johann, Maler, geboren 1666 zu Pesing in Oberungarn, entfloh seinem Vater im 15. Jahre vom Webstuhle u. fand bei dem Maler Klaus in Luzern Aufnahme u. Bildung, die er in Wien, Venedig u. Rom sich in höherem Grade aneignete. Nach 22jähriger Abwesenheit kehrte er nach Wien zurück, dann, aus Besorgniß um seine Religion — er war ein böhmischer Bruder — ging er nach Nürnberg, wo er 1740 starb. Seine äußerst zahlreichen Porträts sind naturgetreu, aber seine Farbentinten übertrieben.

Kupfer (Cuprum) ist ein schweres, unedles, vielfach angewendetes Metall, welches sehr häufig theils gediegen, theils verbunden mit anderen Stoffen, in der Natur vorkommt. Das gediegene K. findet sich weniger häufig, als die K.erze; es ist meist baumförmig krystallisirt u. besonders ausgezeichnet zu Romsdorf in Thüringen, Rheinbreitenbach am Rhein, Cornwallis, Chessy bei Lyon, dann in Ungarn, Sibirien, Schweden, China ꝛc. zu finden. Das meiste K. wird aus seinen Sauerstoff- (Oxyd-) u. Schwefelverbindungen auf verschiedene Weise dargestellt. Die Oxyd-Verbindungen, unter denen besonders Rothkupfererz (Oxydul), Malachit u. K.-Lasur (kohlensaure Oxyde) ꝛc. zu erwähnen sind, werden zu diesem Zwecke nur mit Kohlen u. Schlacken in einem Schachtofen reducirt (s. Reduction) u. das dabei gewonnene Schwarz-K. auf dem Garheerde in einem Flammofen nochmal geschmolzen; hiebei werden die leicht oxydirbaren, vorhandenen Metalle (wie Eisen, Blei ꝛc.) u. Schwefel durch den Zutritt der Luft oxydirt u. mit Schlackentheilen auf die Oberfläche getragen. Das reine K. sticht man dann in einen Tiegel ab u. hebt die erstarrenden Schichten in Scheiben, Rosetten-K., ab. Anders verfährt man bei Bearbeitung der Schwefelverbindungen, von denen vorzüglich K.-Kies u. Buntkupfererz (Schwefel, Eisen u. Kupfer in verschiedenen Mischungs-Verhältnissen), dann K.-Glanz (Schwefel u. K.) ꝛc. verwendet werden. Diese werden zuerst geröstet, dann mit Kohlen u. Zuschlägen in Schachtöfen geschmolzen, wobei man K.-Stein (K. mit noch etwas Schwefel verbunden) erhält. Durch nochmaliges Rösten u. Umschmelzen des K.steins stellt man das Schwarz-K. dar, u. dieses wird dann gar gemacht, oder, wenn es silberhaltig ist, zuerst der Seigerung unterstellt (vgl. Silber). Wie bereits gesagt, werden bei dem Garmachen fremde Metalle u. Stoffe entfernt, welche das K. spröde machen würden; jedoch ist es nicht immer auf diese Weise möglich, allen Gehalt von fremden Stoffen zu entfernen. Da aber selbst sehr geringe Antheile von anderen Metallen das K. unverarbeitbar machen, weil es dadurch rothbrüchig u. kaltbrüchig wird, so macht man deßhalb das Gar-K. noch einmal gar (hammergar) auf kleinen Garheerden, besonders, wenn es zu Blechen oder Draht bestimmt ist. Die Bearbeitung des K.s geschieht theils bei der Hitze, theils kalt; durch nicht zu starkes Erhitzen gibt man ihm volle Geschmeidigkeit. Jene Gegenstände, welche besonders hart seyn sollen, z. B. Platten zum K.stich, werden nur kalt gewalzt. Das reine K. hat eine rothe Farbe, ist lebhaft glänzend, krystallisirt im tesseralen Systeme (s. Krystalle), hat ein spezifisches Gewicht = 8,94—95; seine Dehnbarkeit u. Ge-

schmeidigkeit sind sehr groß, besonders in höherer Temperatur; der Bruch ist zackig. An feuchter Luft überzieht sich das K. mit einer grünen Rinde (wasserhaltiges kohlensaures K.oxyd), welches fälschlich Grünspan genannt wird. Unter den Verbindungen des K.s, welche es mit Sauerstoff eingeht, sind die wichtigsten: das K.-Oxydul (Rothkupfererz), welches in der Natur vorkommt, aber auch künstlich dargestellt werden kann. Man erzeugt z. B. solches auf manchen kupfernen Geräthen, Medaillen rc., als einen dünnen Ueberzug (englische Bronze), um eine angenehme, hellbraune Farbe u. größere Haltbarkeit zu erzielen. Dasselbe ist auch der färbende Bestandtheil mancher rothen Glasflüsse u. des rothen Ueberhangglases. Das K.oxyd; dieses dient ebenfalls zum Glasfärben, in der Geschirrmalerei, zur Herstellung einiger chemischen K.-Präparate u. s. w. Von den Sauerstoffsalzen erwähnen wir: das schwefelsaure K.oxyd (K.-Vitriol); es wird in der Färberei, Galvanoplastik, Galvanographie (s. dd.) rc. gebraucht. Das kohlensaure K.oxyd, von dem mehre Verbindungen existiren, als K.-Lasur, Malachit u. s. w. Aus diesem werden Bremerblau u. Bremergrün, Anstreichsfarben, hergestellt. Das arsenigsaure K.oxyd (Scheele's Grün, Mineralgrün); es wird erhalten, wenn man arsenige Säure mit Pottasche und Wasser kocht u. diese Auflösung dann einer warmen Auflösung von K.-Vitriol zusetzt, dient als Malerfarbe. Das arsenig- u. essigsaure K.oxyd (Schweinfurter-, Pariser Grün), ebenfalls eine (sehr schöne) giftige Malerfarbe. Außer diesen geht das K. noch eine Menge Verbindungen mit anderen Stoffen ein. Die Legirungen des K.s werden häufig gebraucht; so gibt es mit Zinn Glockenmetall (s. Bronze), mit Zink Messing (s. d.) mit Nickel u. Zink Argenton oder Neusilber (s. d.) u. s. w. Für sich wurde das K. schon in den ältesten Zeiten angewendet, namentlich zu Münzen u. verschiedenen Geräthschaften; bei Benützung von Kochgeschirren aus K. hat man besonders darauf zu sehen, daß dieselben stets in reinem Zustande, noch besser gut überzinnt gehalten werden, weil sonst die in ihnen bereiteten Speisen leicht vergiftet werden können. Ueberhaupt hat man wohl zu merken, daß K. u. alle seine Verbindungen sehr giftig wirken. In unglücklichen Fällen können Eiweiß, Zucker, Honig oder Milch als vorläufige Gegenmittel, bis ärztliche Hülfe kommt, angewendet werden. Die K.production anlangend, beträgt dieselbe jährlich nach Centnern in: England 289,000, Rußland 100,000, Schweden 70,000, Oesterreich 60,000, Preußen 20,000, Hessen-Darmstadt 5000, Nassau 1250, Frankreich 3000, Spanien 300 rc. aM.

Kupferdruck heißt das Verfahren, Erzeugnisse der verschiedenen Manieren der Kupferstecherkunst vermittelst der K.-Presse und K.er-Schwärze Behufs der Vervielfältigung auf Papier oder andere biegsame Stoffe abzudrucken. Die Schwärze, das sogenannte Frankfurter Schwarz, wird immer im kalten Zustande auf die gelind erwärmte Kupferplatte getragen, durch Auftupfen mit einem Ballen darauf verarbeitet und, wenn die Oberfläche der Platte ganz rein gewischt ist, nur die Schattirungen mit der Farbe ausgefüllt geblieben sind, und die Platte ein Lager von Pappe und weichem Papier erhalten hat, auf die Tafel der Presse gebracht. Das schwach geleimte, angefeuchtete Papier, auf welches der Abdruck geschehen soll, wird auf die Kupferplatte gelegt, mit einigen Bogen weichem Papier bedeckt und dann wird die Presse in Thätigkeit gesetzt. Der Haupttheil der gewöhnlichen K.er-Presse sind: zwei harte glatte hölzerne Walzen, die mit ihrer ganzen Länge über einander liegen und bloß der Kupferplatte mit ihrer Tafel das Hindurchgehen zwischen ihnen erlauben. Nur die Axe der obersten Walze wird mittelst kreuzweis hindurch gesteckter Stöcke (haspelartig), oder auch mittelst Rad und Getriebe herumgedreht; die unterste läuft dann durch die Reibung mit herum. Mit Potaschenlauge reinigt man die Kupferplatte wieder. — Folgende Erfahrung gab dem berühmten Faraday (s. d.) die Veranlassung zur Erfindung der sogenannten anastatischen Druckerei. Wenn man ein gedrucktes Blatt auf einen Bogen weißes Papier legt und dann stark darauf drückt, oder es mit einem glatten Eisenstabe u. dgl. reibt, so sieht man, daß sich die Buch-

staben deutlich auf das weiße Papier übertragen. Befeuchtet man das bedruckte Blatt, es mag nun ein Letterndruck, oder ein Stich seyn, zuerst mit verdünnter Salpetersäure und drückt man es dann mittelst einer Walze stark auf eine ebene Zinkplatte, wodurch jeder Punkt des Blattes in unmittelbare Berührung mit der Zinkplatte gebracht wird, so greift die Säure, womit die unbedruckten (weißen) Stellen des Papiers gesättigt sind, das Metall an und zugleich werden die bedruckten Stellen so übertragen, daß das Zinkblech nachher die umgekehrte Copie des gedruckten Gegenstandes enthält. Man begießt die so vorbereitete Zinkplatte mit einer Auflösung von Gummi und verdünnter Phosphorsäure; diese Flüssigkeit (bereitet durch langsames Verbrennen des Phosphors in engen Röhren) wird dann von denjenigen Stellen der Zinkoberfläche angezogen, welche vorher durch die Säure angegriffen wurden; sie befeuchtet dieselben ohne Schwierigkeit, während sie von dem in der Druckerschwärze enthaltenen Oel abgestoßen wird. Nun überfährt man die Zinkplatte mit einer geschwärzten ledernen Walze; dadurch wird das umgekehrte Resultat hervorgebracht. Die Abstoßung zwischen dem Oel der Druckerschwärze und der feuchten Oberfläche, über welche die Walze hinstreicht, verhindert das Anhängen der Schwärze an denjenigen Stellen der Zinkplatte, worauf kein Strich sich befindet, während die Anziehung des Oels zum Oel die Schwärze auf den bedruckten Stellen zurückhält. Die auf diese Weise fertig gewordene anastatische Platte kann nun, nach dem gewöhnlichen Verfahren der Lithographie, Abdrücke liefern. In außerordentlicher Menge können auf diese Weise Bilder u. Schriften schnell und wohlfeil verfertigt werden. — Ein von dem Faradey'schen abweichendes Verfahren erfand 1840 der Buchdrucker Uckermann in Erfurt, welches derselbe im Jahresberichte des Gewerbvereins zu Erfurt für 1840 mitgetheilt hat.

Kupfermünzen, s. Münzen.

Kupferstecherkunst, die Kunst, durch Striche und Punkte auf einer Kupferfläche ein vertieftes Bild hervorzubringen, und solches nach Auftragung einer Farbe durch Abdruck zu vervielfältigen. Ueber den ersten Erfinder herrscht noch einiger Zweifel; in Deutschland wurde sie, wie man gewöhnlich annimmt, im 15. Jahrhunderte bekannt. In dem allgemeinen Gebiete der Zeichnenkunst bildet die K. den Uebergang vom Geistigen zum Mechanischen, ist mehr eine Nachbildnerin, als eine ursprüngliche Kunst, eine Gehülfin dieser, welche, nach einem beliebten Ausdrucke, sich zur Zeichnung und Malerei verhält, wie die Uebersetzung zum Original. Da ihre Mittel aber nur in Strichen und Punkten bestehen, so verlangt sie immer doch künstlerisches Talent, und kann auch wohl zur selbstständigen Bedeutung gesteigert werden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio da Siena: Monte santo di Dio, Florenz 1477, Fol.; in Deutschland aber das Missale Herbipolense (Würzburg) 1481. Doch waren deutsche Kupferstiche schon früher, der älteste von 1455, vorhanden. De Laborde will sogar die Anfänge der K. und Formschneidekunst in Deutschland bis zu dem 9. und 10. Jahrhunderte zurückführen. Indeß wird doch ziemlich allgemein der Ausdruck einer Nielloplatte des Florentiners Tomaso Finiguerra, „die Krönung Maria's" vorstellend, vom Jahre 1452, für den ersten und ältesten Kupferstich gehalten. Diesen Abdruck, in der Kupferstichsammlung des Erzherzogs Karl von Oesterreich in Wien, fand der Abbate Zani 1797 in dem Kupferstichkabinet in Paris, und glaubte darin den nämlichen zu erkennen, der nach Vasari's Erzählung auf die Erfindung der K. geführt hat. — In so fern aber von Schulen in dieser Kunst die Rede ist, so datirt man die Gründung der deutschen von Albrecht Dürer (s. d.). Als Stützpunkt der italienischen wird Marcantonio Raimondo, geboren zu Bologna 1488, gestorben 1536, genannt, und als Gründer der niederländischen Lukas von Leyden (s. d.). Die Ecole de Fontainebleau in Frankreich bestand von 1515—1610, doch findet die erste Spur von ihr sich schon 1488. Die britische Schule dagegen wurde eigentlich erst von *Wenzel Hollar (s. d.) gegründet*; der älteste englische Kupferstich aber ist von

1490. Die Charakteristik dieser Schulen endlich ist in der Art bestimmt, daß die deutsche Wirkliches und Gediegenes, die italienische geistig Bedeutendes u. Veredeltes, die niederländische künstlich Geformtes, jede Poesie Verläugnendes, die französische ein ohne Kunstgehalt auf Nebenzwecke Berechnetes, und die englische Schule Vielseitiges, Geist- und Gemüthvolles hervorgebracht hat. — Die verschiedenen Manieren der K. sind folgende: 1) Die K. im engeren Sinn, oder das Kupferstechen mit dem Grabstichel; die genaueste, aber auch schwerste Manier unter allen. Sie heißt schraffirt, wenn die Schattirungen vermittelst der Striche, und punktirt, wenn Umrisse und Schattirungen durch Punkte ausgeführt werden. 2) Die Stechweise mit der trockenen oder kalten Nadel. 3) Das Aetzen oder Radiren; die bequemste Art auf Kupferplatten zu zeichnen, wozu aber, außer dem Talente der Zeichnung, noch eine gute Kenntniß von der Behandelung des Scheidewassers gehört. Die etwa fehlende Reinheit und Kraft kann durch Anwendung des Grabstichels bewirkt werden, und dann nennt man diese Manier das Aetzen und Beendigen mit dem Grabstichel. 4) Die Punktirmanier, mit der Goldschmiedspause und dem Hammer, eine Zusammensetzung von Punkten und Schattirungen, erstere jedoch vorherrschend in den Gründen, wie im Fleischigen angebracht. Sie ist weniger bestimmt, aber sanfter, als die bloß mit Schraffirungen ausgeführte. Bertalozzi in England hatte den vorzüglichsten Antheil an deren Vervollkommung. Auch wird sie 5) zu der Crayon-Manier verwendet, welche Handrisse von schwarzer Kreide und Rothstift nachahmt, in der Mitte des 18. Jahrhunderts von François erfunden u. von Demarteaux verbessert ist. 6) Die Farbentuschart oder Aquarellmanier. 7) Die Bister- oder Tuschmanier, oder Aquatinta. 8) Die Schabmanier, geschabte Manier oder schwarze Kunst, erfunden 1643, und die Veranlasserin des Farbendruckes. Ein ähnliches Verfahren, wie beim Kupferstechen, findet Statt beim Steindrucke und bei der in England ausgebildeten Erfindung, auf Stahlplatten zu stechen (Siderographie), weßhalb diese Stecharten, selbst die Formen- oder Holzschneidekunst, obgleich uneigentlich, zu der Kupferstecherei gezählt werden. Daß letztere aber, besonders in der neuesten Zeit, ihre höchste Vollkommenheit erreicht hat, erklärt sich aus der Beschaffenheit dieser Zeit selbst, in welcher rücksichtlich der bildenden Kunst bei weitem mehr vervielfältigt, als geschaffen wird. Vergl. Bartsch, Anleitung zur Kupferstecherkunde, Wien 1821, 2 Bde.; Quandt, Entwurf zu einer Geschichte der K., Leipzig 1826; Henrici, die K. und der Stahlstich, Leipzig 1834; J. Longhi, die Kupferstecherei, oder die Kunst in Kupfer zu stechen oder zu ätzen; aus dem Italienischen von C. Barth, Meiningen 1837.

Kupferstiche, Abdrücke der in Kupfer gestochenen (vergl. den v. Art.) oder abgebildeten Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen, welche, nach Gemälden gearbeitet, im strengsten Sinne nur Copien sind, und wie alle Nachbildungen auf Kunstwerth erst dann Anspruch haben, wenn sie den Beschauer möglich vollkommen in den Geist des Originals einführen. Der Kupferstecher entbehrt der Farbe, und hat es lediglich mit Linien zu thun; Linien aber sind Umrisse und dienen der Form, wozu Schatten und Licht gehört. Von ihrer Bestimmtheit hängt, wie mit Recht behauptet wird, die Correktheit der Zeichnung, der Charakter im Runden, das Leben, der Ausdruck der Empfindung, überhaupt die Bestimmtheit der Form ab, welche der Hauptzweck der Kupferstechkunst und des Kupferstichs ist. Diese, im Original bereits enthaltenen, Umrisse und den geistigen und physischen Charakter des Originals hat der K. genau wieder zu geben, wenn derselbe als Nachbild auf Kunstwerth Ansprüche macht und als ein Original erscheinen will. Ein Streben, die Form zu verbergen, oder diese durch die Wirkung des Malerischen, welches zu erreichen der Grabstichel nicht geeignet ist, zu verbergen, ist ein Abweg, auf den gar mancher Künstler zu gerathen pflegt. Was hier noch zum Ausdrucke der Schönheit gefordert werden kann, besteht in der Weichheit und Milderung jenes Kontrastes zwischen Licht und Schatten, welcher in der Schattirung sehr scharf in die Form zu treten

pflegt. Als ein einfaches Mittel, K. abzudrucken, ist folgendes empfohlen. In einen neuen, mit reinem Wasser gefüllten Topf gibt man zu gleichen Theilen fein geschabte, venetianische Seife, Asche von Eichenholz, frischen Kalk, und läßt Alles zusammen kochen. Diese Flüssigkeit wird mit einer weichen Feder ganz sanft dem K. aufgetragen und ein, mit der nämlichen Flüssigkeit bestrichenes, weißes Blatt Papier darauf gelegt. Beide Blätter werden sodann in ein Buch geschlossen, und nach einiger Zeit, ohne sie zu verrücken, unter die Presse gebracht, wodurch man einen vollständigen Abdruck des K.s erhält, ohne daß dieser beschädigt wird. Außer Bartsch, Anleitung zur Kupferstichkunde, findet sich viel Interessantes, besonders über ältere K. und Holzschnitte in: Young Ottley, An Inquiring into the origin and early history of engraving, London 1816, 4.

Kupferstichmaschine, eine mechanische, seit 1803 in England gebräuchliche Vorrichtung, um Kupferstiche mit größter Schnelligkeit zierlich und wohlfeiler zu vervielfältigen. Conte (nicht Conde) in Paris, Direktor der zur Herausgabe der Description de l'Egypte bestellten Commission, verbesserte sie, oder erfand eigentlich eine größere, und die durch sie gelieferten Kupferstiche wurden auch zu der erwähnten Description verwendet. Die Maschine ist insbesondere für gerade und wellenförmige, durch Galet für runde Linien eingerichtet. Die Beschreibung und Abbildung derselben enthält Dinglers polytechnisches Journal 1824. Eine andere, minder brauchbare, K. erfand der Däne Schlick.

Kuppel heißt in der Baukunst ein Gewölbe in Gestalt einer halben ausgehöhlten Kugel, oder ein gewölbtes Dach über ein großes, rundes Gebäude, welches gegen oben eine Oeffnung hat, damit Licht und Luft durch dieselbe einfallen können. — Die K.n sind eine Erfindung der Alten, wurden aber früher nicht, wie jetzt, nach einer elliptischen Form, sondern nach einem halben Zirkel gebildet und dienten zur Bedeckung der Tempel, bei uns aber der Kirchen, Paläste, Pavillons u. dgl. Vergl. auch Kuppeldach (unter Dach).

Kuppelei (lenocinium) heißt die absichtliche und gewerbmäßige Beförderung von Unzuchtsvergehen um des Gewinnes willen. Sie wird mit Gefängniß, körperlicher Züchtigung und, unter erschwerenden Umständen, selbst mit Zuchthausstrafen geahndet.

Kuppelpelz wird diejenige Renumeration genannt, welche Jemand Demjenigen entrichten muß, der sich als Unterhändler bei Zustandebringung eines Ehe=Verlöbnisses hat gebrauchen lassen, und im Auftrage seines Mandaten hiebei agirt hat.

Kur (im Alterthume Cyrus), ein Fluß in der russischen Provinz Grusien, der im türkischen Armenien auf dem Kaukasus entspringt, nach Grusien geht u. bei Tiflis für kleine Schiffe fahrbar wird. Er nimmt, außer mehren anderen Flüssen, den Aksu (aus Schirwan), Dsama, Aragwi (Aragi) früher Chabdedon, den Gomzatschek, Terker, Goktschai auf, bildet mehre Seen, Alasani, Aras, der vom Gebirge Bingheul kommt, ist sehr reißend (bis zum Einflusse des Aras) bildet die Insel Salian und mündet in zwei Armen in das kaspische Meer. Vom 9.—12. November 1578 fand am Kur eine Schlacht der Türken und der mit Persien verbündeten georgischen Fürsten statt, wo erstere siegten.

Kurdistan, der südöstliche Abhang des armenischen u. persischen Hochlandes, welches noch 4000 Fuß hoch ist und durch Bergebenen, Gebirge und Thäler zum südlichen Tieflande des Tigris abfällt, zwischen dem Tigris u. dessen Nebenflüssen. Baumwolle, Getreide, Reis, Oel, Hirse, Weine, Galläpfel sind Hauptprodukte des fruchtbaren Landes; Viehzucht vorzugsweise die Beschäftigung der Bewohner, welche jährlich über 1½ Millionen Schafe und Ziegen nach Konstantinopel senden. Das Klima in den südlichen Thälern und Ebenen zeitigt noch Datteln. Die Kurden, ein tatarischer Volksstamm, sind roh und freiheitsliebend und theils seßhaft in Dörfern, theils Nomaden, die nur im Winter in festen Wohnsitzen leben. Sie bekennen sich zum Islam und stehen dem Namen nach unter persischer und türkischer Hoheit, wählen aber ihre Häuptlinge selbst u. ge-

nießen und behaupten vollkommene Unabhängigkeit. Unter ihnen gemischt leben Araber, auch Armenier, chaldäische Christen und Nestorianer. Das Alterthum kennt sie als Karduchoi; ihr Land war es, durch welches Xenophon die 10,000 Griechen heimführte.

Kureten, eine Fabel, welche so dunkel ist, daß Strabo 14 §§. seines 10. Buches damit ausfüllt, u. wie nahe er auch der Zeit ihres Daseyns war, doch kein Licht darüber zu verbreiten vermag. Wir wollen diese undankbare Mühe daher vermeiden u. uns nicht in Untersuchungen über den Gegenstand einlassen, sondern nur ganz kurz anführen, daß die K., ursprünglich Priester des frühesten Jupiter-Cultus auf der Insel Kreta gewesen sind; sie gingen bewaffnet u. ihr Dienst selbst bestand in feierlichen Waffentänzen. Dieses letztere war auch bei den Korybanten der Fall, eben so bei den idäischen Daktylen, daher diese drei im Laufe der Zeit mit einander verwechselt u. verschmolzen wurden u. so kommt es, daß man weder weiß, woher sie stammen, noch was eigentlich ihr Zweck war. Als in der Folge man doch auf irgend Etwas zurückzugehen wünschte, machte man sie zu den Wächtern und Gespielen des neugeborenen Jupiter, welche die Nymphe Amalthea um denselben versammelte, damit sie durch das Geräusch ihrer Waffentänze, durch das Zusammenschlagen ihrer Schilde den Götterknaben verbergen, sein Geschrei übertönen möchten, auf daß der blutdürstige Kronos ihn nicht höre. Wahrscheinlich gingen aus den K. die römischen Priester hervor, welche man Salier nannte. Ganz verschieden von diesen waren diejenigen K., welche als die ältesten Bewohner Aetoliens genannt werden.

Kurfürsten (von küren, so viel als wählen) hießen vormals im deutschen Reiche die Fürsten, welche den deutschen König oder Kaiser wählten. Obschon seit dem Aussterben der Karolinger Deutschland meist durch Wahl von den Häuptern der 5 Völkerstämme: der Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben und Lothringer seine Könige erhielt, so sprach erst der päpstliche Legat bei der Wahl Rudolfs von Alemanien 1077 als förmliches Gesetz aus, daß das deutsche Reich ein Wahlreich seyn solle. Die Wahl leiteten Anfangs die großen Fürsten, weltlichen, wie geistlichen Standes; im 13. Jahrhunderte werden zuerst vier weltliche und drei geistliche Fürsten als Wähler des Reiches genannt nnd Kaiser Lothar der Bayer 1339, so wie die goldene Bulle Kaisers Karl IV. 1356, erkannten die Wahl durch 7 Fürsten (die Erzbischöfe von Trier, Köln, Mainz und die Fürsten von Pfalz, Brandenburg, Sachsen und Böhmen) als Reichsgrundgesetz an. Die erste Aenderung erfolgte, als der König von Böhmen nach des Königs Wenzel Absetzung (1400) nicht mehr zu den Versammlungen, wenn auch zu den Wahlen der K., zugelassen wurde und der Kaiser Sigismund die erloschene Kur Sachsen-Lauenburg-Wittenberg auf den Markgrafen von Meißen übertrug. Bei der Reichsachterklärung Friedrichs V. von der Pfalz ward diese Kurwürde an Bayern vergeben, aber im westphälischen Frieden eine neue, achte, für die Pfalz geschaffen; nur sollte nach dem Aussterben eines dieser verwandten Häuser die neu geschaffene Kur wieder aufhören, ein Fall, der 1777, als Bayern ausstarb, wirklich eintrat. Eine neunte Kurwürde ertheilte Kaiser Leopold I. dem englischen Kronerben, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg (1692); derselbe Kaiser setzte Böhmen 1708 wieder in die volle Würde. Die K. genossen gewisse Vorrechte und gewisse Ehrenämter: so hatte Mainz das Erzkanzleramt Deutschlands, Trier das von Arelat, Köln das von Italien, Böhmen war Erzschenk, Pfalz Erztruchseß, Sachsen Erzmarschall, Brandenburg Erzkämmerer, Braunschweig-Lüneburg Erzschatzmeister. Der Friede von Lüneville hatte die Wahl von drei neuen K.: Baden, Württemberg und Hessen-Kassel zur Folge, deren Verhältnisse noch nicht geordnet waren, als die Aufhebung des deutschen Reiches die ganze Einrichtung bedeutungslos machte. Die meisten nahmen jetzt andere Titel an, oder sie hatten, wie Preußen, den Königstitel schon früher angenommen; nur der K. von Hessen hat den alten Namen beibehalten. Obgleich den Königen an Rang gleich, so führten die K. doch nur den Titel kurfürstliche Durchlaucht.

Kurilen nennt man eine Reihe von 25 Inseln, im Gesammtflächeninhalte von 145 □ Meilen, die sich vom Kap Lopatka südlich bis zur japanischen Insel Nipon erstrecken, vulkanischen Ursprunges sind u. den wenigen Bewohnern, die theils Kamtschadalen, theils K. sind, im Fischfange und in der Jagd einen dürftigen Unterhalt bieten. Ueber 21 dieser Inseln, welche wegen ihres Pelzwildes von Bedeutung sind, behauptet Rußland die Herrschaft; die südlichen gehören zu Japan.

Kurland, ein zu den Ostseeprovinzen gehöriges, russisches Gouvernement, 497 □ Meilen groß, mit 530,000 Einwohnern, gränzt im Norden an den rigaschen Meerbusen und an Liefland, im Osten an das Gouvernement Witebsk und Minsk, im Westen an das baltische Meer, im Süden an das Gouvernement Wilna und an das Königreich Preußen und wird in die Oberhauptmannschaften Mietau, Selburg, Puchurn u. Hasenpoth eingetheilt. Der Boden ist fast allenthalben hügelig, fruchtbar vorzüglich nach Liefland zu, wo sich eine 48 □ Meilen große Ebene ausdehnt; die höchsten Hügel (Silberberg u. Hüningberg) sind 400 Fuß hoch; an der Küste finden sich Flugsandanhäufungen, die sich leicht ausdehnen. Sehr ansehnlich sind die Waldungen, aber manche Gegenden leiden Holzmangel. Das Klima ist milder, als in Liefland, der Winter aber doch sehr streng. Es gibt 300, aber nur kleine, Seen und große Sümpfe (23 □ M.). Außer der Düna, die nur die Nordgränze berührt, sind zwei Küstenflüsse, die Windau und Aa. Die Einwohner sind auf dem Lande meistentheils Letten, in den Städten Deutsche; nur im nördlichsten Küstenstriche u. in dem Kirchspiel Bauske wohnen noch etwa 3000 Liefländer. Die Zahl der Letten, alle unterthänige Bauern, beläuft sich auf fast 400,000, die der Deutschen auf 40,000, der Juden auf 11,000; nicht unbedeutend ist die Zahl der Russen, Polen und Litthauer. Die griechisch-russische Kirche, welche seither hier nur etwa 15,000 Bekenner zählte, macht in neuester Zeit bedeutende, von der Staatsgewalt auf jede nur mögliche Weise unterstützte Anstrengungen, um die Letten in Masse zum Uebertritte zu bewegen, was auch in bedauerlicher Weise gelingt u. schon mehrfache Klagen zur Folge hatte. Die katholische Kirche hat in K. über 50,000 Bekenner. Ackerbau, Fischfang, Jagd, Vieh- u. Bienenzucht bilden die Hauptnahrungszweige der Bewohner. — Die Provinz ward im 13. Jahrhunderte von den Schwert- und deutschen Rittern erobert u. bestand aus dem eigentlichen K. u. dem östlich gelegenen Semgallen. Im Jahre 1561 nahm es aber der letzte Groß- und Heermeister Gotthard Kettler, der immer drohender werdenden Macht Rußlands wegen, von der Krone Polen zu Lehen u. vererbte es bis ins 18. Jahrhundert auf seine Nachkommen. Nachdem 1751 die Nachkommen Kettler's mit dem Herzoge Ferdinand ausgestorben waren, verschaffte die Kaiserin Anna ihrem Günstling, dem Grafen Ernst Biron, die Herzogswürde; dessen Sohn Peter trat, gezwungen von dem Adel, 1795 sein Land an Rußland gegen eine jährliche Rente ab, blieb aber Besitzer der Standesherrschaft Sagan und Wartenberg in Schlesien, welche heute den Nachkommen seines jüngeren Bruders gehört. K. behielt einige Reste seiner früheren Verfassung; im Jahre 1817 hob der Kaiser Alexander hier, wie in den übrigen Ostseeprovinzen, die Leibeigenschaft der Bauern dem Namen nach auf, allein trotzdem stehen dieselben noch in großer Abhängigkeit von dem Adel.

Kurrer, Wilhelm Heinrich von, ein tüchtiger Techniker, geboren 1782 im Schwarzwalde, machte sich in Sachsen mit der Kattunfabrikation bekannt, dirigirte mehre Fabriken, seit 1832 die große Kattunfabrik der Brüder Porges in Prag, übersetzte mit J. G. Dingler Bankrofts Färbebuch, und gab heraus: „Kunst, Stoffe zu bleichen,“ Nürnberg 1831; „Neueste Erfahrungen in der Bleichkunst,“ ebendaselbst 1838; „Geschichte der Zeugdruckerei.“ (2. Auflage, Nürnberg 1844).

Kursk, russisches Gouvernement zwischen Charkow, Woronesch, Poltawa, Tschernigow u. Orel, 678 □ Meilen mit 1,850,000 Einwohnern, bedeutendem Ackerbau (Getreide, Flachs, Hanf) u. ansehnlicher Viehzucht. Die gleichnamige

Hauptstadt, am Sem u. an der Tuskara, auf einem Hügel gelegen, ist schlecht gebaut, hat 24,500 Einwohner, ein Seminar, Gymnasium, Hospital, Industrie und Handel.

Kurvereine, hießen zur Zeit des deutschen Reiches die Beschlüsse, welche das Collegium der Kurfürsten (s. d.) außer den Reichstagen und Kaiserwahlen faßte. Man zählt solcher K. im Ganzen neun: a) zu Rhense 1338, die Wahlfreiheit der Kurfürsten gegen den Papst zu behaupten u. unabhängig von ihm den Kaiser zu wählen; b) zu Frankfurt a. M. 1379, wo sich die Kurfürsten zum Vortheile Papsts Urban II. verbanden (nicht allgemein für einen K. geltend); c) zu Marburg 1399, zur Entsetzung des Kaisers Wenzel; d) zu Lingen 1424, wegen der hussitischen Unruhen; e) zu Frankfurt a. M. 1438, hier wurde Neutralität im Streit zwischen Papst Eugen IV. u. dem Baseler Concile beschlossen; f) ebendaselbst 1446, zur Beobachtung guter Ordnung und gegenseitiger Einverständnisse; g) zu Gelnhausen 1502, über dieselben Gegenstände und Abwendung der Ketzerei. Da dieser ohne Wissen des Kaisers Maximilian I. errichtet und eigentlich gegen ihn gekehrt war, gab er zu manchen Streitigkeiten Veranlassung; h) zu Worms u. i) ebendaselbst 1558. Letzterer bestimmte ungefähr das in den früheren Festgesetzte und wurde mehrmals, zuletzt 1764, beschworen. Böhmen nahm an den K.n keinen Theil.

Kurz (Franz), weiland regulirter Chorherr, Consistorialrath, Pfarrer und Archivar im Stifte St. Florian, verdienstvoller Geschichtsforscher, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften u. Akademieen, ward den 2. Juli 1771 zu Kefermarkt, unweit Freistadt im unteren Mühlviertel, im Lande ob der Enns geboren, wo sein Vater Schulmeister war. Das Gymnasium u. die Philosophie studirte er in Linz u. trat nach Vollendung derselben in das Kloster St. Florian. Nachdem K. 1789—90 das erste Jahr Theologie zu Wien absolvirt, empfing er am 5. Sept. 1790 das Ordenskleid, vollendete 1793 seine Studien u. las am 26. Juli 1797 seine erste h. Messe. Mit Anfang des folgenden Jahres wurde er als Cooperator bei der Stiftspfarre angestellt und 1810 zum Pfarrer ernannt, was er auch bis zu seinem Tode blieb. Da K. bei Albrechtsberger Generalbaß u. Kontrapunkt mit solchem Erfolge studirte, daß er noch jetzt geachtete Messen schrieb u. als Organist ausgezeichnet war, so erhielt er nach dem Tode des Tonsetzers Franz Aumann 1797 auch dessen Stelle u. 1799 endlich die Aufsicht u. Sorge über das Klosterarchiv. Dieß entschied auch über seine künftige Richtung; er hatte sich bisher auf Numismatik verlegt, studirte aber jetzt Diplomatik und vaterländische Geschichte auf's eifrigste. Durch die Durchsuchung der Archive zu Baumgartenberg, Waldhausen, Garsten, Gleink, Lambach u. Wilhering sammelte er nach u. nach einen reichen Urkundenschatz. Von seinen Werken erschienen zuerst: „Beiträge zur Geschichte des Landes ober der Enns" (Linz 1805—9, 4 Bde.); sodann: „Geschichte der Landwehr in Oesterreich ob der Enns" (2 Bde., ebendaselbst 1811). „Oesterreich unter Friedrich IV." (2 Bde., Wien 1812). — K. hatte im Plane, eine Geschichte Oesterreichs vom Regierungsantritte K. Ottokars bis zum Tode Friedrichs IV. zu schreiben, wozu ihn vor allen der damalige Hofrath u. Direktor des k. k. Haus- u. Staatsarchivs, Freiherr von Hormayr ermunterte, so wie auch Fürst Metternich die Benützung der daselbst hinterlegten Schätze erlaubte. Seit dem Sommer 1811 benützte K. die erhaltene Bewilligung durch mehre Monate hindurch. Bald darauf erschienen: „Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I." (2 Bde., Linz 1816). „Oesterreich unter Friedrich dem Schönen" (ebend. 1818). „Oesterreich unter Albrecht dem Lahmen" (ebend. 1819). „Oesterreich unter Rudolph IV." (ebend. 1821). „Oesterreichs Handel in älteren Zeiten" (Linz 1822). „Oesterreichs Militärverfassung in älteren Zeiten" (ebendaselbst 1825). „Oesterreich unter Albrecht III." (ebend. 1827). „Oesterreich unter Albrecht IV." (2 Bde. 1831). „Geschichte des Passauischen Kriegsvolkes in Böhmen" (Prag 1831, aus den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt), endlich: „Oesterreich unter Albrecht II. (2 Bde., Wien 1835), womit

K. seine Laufbahn als Schriftsteller beendigte. Er war es, der der Historiographie in Oesterreich wieder auf die Beine half. Seine Schriften zeichnen sich alle durch musterhafte Gründlichkeit aus. Dieser allgemein geachtete Mann starb zu St. Florian, 12. April 1843. WW.

Kurzsichtigkeit ist ein, im organischen Baue des Auges liegender Gesichtsfehler, bei welchem der Kurzsichtige kleine Gegenstände in der gewöhnlichen (15 — 20 Zoll betragenden) Gesichtsweite nur undeutlich erkennen kann, aber bei einer Distanz von 3 — 12 Zoll deutlich sieht. Ein solcher Gesichtsfehler beruht auf der zu schnellen Vereinigung der Lichtstrahlen, bevor sie die Netzhaut erreichen, und auf dem deßfalls geschehenden zerstreuten Auffallen der ersteren auf die letzteren, wodurch auf dieser ein nicht vollkommen deutliches Bild entsteht. Die Ursache des Gebrochenwerdens der Lichtstrahlen in einem, der Netzhaut nicht nahe genug liegenden, Brennpunkte ist bedingt: bald durch zu große Convexität der Hornhaut und Krystalllinse, durch Ueberhüllung der Augenkammern und des Glaskörpers und durch die zu große Entfernung der Netzhaut von der Linse und dieser von der Hornhaut. Diese Zustände beruhen auf ursprünglicher Bildung, oder sind Folge krankhafter Zustände. Ein anderer Grund der K. liegt in der Gewohnheit, Alles sehr nahe zu betrachten, wodurch die zum Sehen naher Gegenstände nöthige Configuration des Auges zur ständigen wird. Da die, von nahen Gegenständen fallenden, Lichtstrahlen divergirend sind, so erfordern sie zu ihrer Vereinigung in ein Bild eine viel stärker brechende Kraft, welche das Auge dadurch entfaltet, daß es mittelst seiner Muskeln seinen Durchmesser von hinten nach vorn verlängert und dadurch die Convexität der Hornhaut vergrößert, die Pupille verengert und die Linse etwas nach vorne treibt und von der Netzhaut entfernt. Die K. verräth sich meistens durch Blick, Haltung und überhaupt durch das ganze Benehmen des damit Behafteten. Der Kurzsichtige führt, je nach dem Grade der K., beim Lesen oder Betrachten eines Gegenstandes das Buch oder diesen auf 2—3 Zoll vor die Augen, im höheren Grade legt er jenen dicht an das eine Auge. Derselbe bevorzugt kleinen Druck, schreibt klein und liebt dazu schwache Beleuchtung. Sein Auge sieht glänzend und gespannt aus und zeigt eine etwas erweiterte Pupille. Beim Sehen in die Ferne sucht derselbe durch Blinzeln u. Zusammendrücken der Augenlieder das Einfallen der Lichtstrahlen zu begünstigen. Beim Sprechen mit anderen Personen schlägt er die Augen zu Boden. — Zeit und Kunsthülfe vermögen den Stand der K. häufig in Etwas zu bessern; die eine, weil mit dem vorrückenden Alter das Auge sich mehr abplattet u. die Spannkraft in den Muskeln nachläßt — die andere, indem sie theils palliativ, theils radikal den Zustand verändert. Zur palliativen Hülfe dienen solche concave Augengläser, mittelst welcher der Kurzsichtige in einer Sehweite von 15 — 20 Zoll die kleinste Druckschrift zu lesen vermag, ohne daß dabei das Auge sogleich ermüdet. Ein radikaler Heilerfolg kann erzielt werden durch allmäliges Gewöhnen des Auges an einen weiten Gesichtskreis, wozu man sich auch eines eigenen Apparates, Myopodiorthoticon genannt, bedient. Eine andere Art der radikalen Behandelung der K. besteht in der Durchschneidung irgend eines Augenmuskels, um dadurch den Durchmesser des Augapfels von vorne nach hinten zu verkleinern. Uebrigens aber hat diese Operation bloß bei jungen Leuten einen erklecklichen Erfolg, denn bei solchen, die das 35 — 40. Jahr überschritten haben, nützt sie nicht mehr viel. Die Operation ist jene des Schielens. Bei sehr hohem Grade von K. und schon vorgerückterem Alter, wo die Muskeldurchschneidung ohnehin wenig oder keinen Nutzen schaffen würde, möchte der von den berühmten Augenärzten Beer u. Himly gemachte u. auf die Erfahrung, daß Kurzsichtige nach erfolgter Ausziehung des grauen Staares (der verdunkelten Krystalllinse) ein sehr gutes Gesicht erhielten, gegründete Vorschlag zur Ausziehung der Linse, als des stärksten lichtbrechenden Körpers im Auge, seine Realisirung für den Fall finden, als die Organisation des Auges und die übrigen

constitutionellen Körperverhältnisse einen solchen operativen Eingriff speciell zulässig machen. μ.

Kuß (osculum), ein äußeres Zeichen der Achtung, Freundschaft, namentlich aber auch der geschlechtlichen Liebe, in welch letzterer Beziehung derselbe schon in der menschlichen Natur begründet u. gewiß so alt ist, als das Menschengeschlecht selbst. In ersterer Beziehung, nämlich als Achtungs- u. Freundschaftsbezeugung, hat der K., als ein, bei den verschiedenen Völkern u. in den verschiedenen Zeiten auf die mannigfachste Weise vorkommendes Symbol, seine eigene Geschichte. Gewiß ist, daß schon die Israeliten, Griechen u. Römer das K.en kannten u. mehre Arten von K.en unterschieden. Bei den Juden empfingen die Niederen die Vornehmen mit einem K.e. Eben so bei den Persern, nur waren bei diesem, bald der Sklaverei erliegenden, Volke Unterschiede eingeführt, indem Personen gleiches Standes sich auf den Mund küßten, Personen niedrigen Standes aber Vornehmen die Kniee und Königen die Füße küßten, was zugleich ein Zeichen der Eidesleistung oder Unterwerfung war. Ganz geringe Personen warfen sich zur Erde nieder und legten dann ihre eigene Hand an ihren Mund oder küßten sie. Judas küßte Christum, als er ihn verrieth. Griechen u. Römer küßten häufig die Bildsäulen ihrer Götter, u. die, welche die Ehrerbietung noch weiter trieben, küßten ihre Hand u. streckten sie dann gegen die Götzenbilder aus. Die römischen Priester reichten die Hand zum K.e. Bei den Lacedämoniern waren Belohnungen für Diejenigen ausgesetzt, welche die Alten am angenehmsten küßten. Die Verschworenen küßten dem Cäsar Gesicht, Hand u. Brust, ehe sie ihre Dolche in ihn stießen. Kaiser Diocletian führte den Fuß-K. ein. In Frankreich hatte früher jeder Edelmann, der ein Gefolge von drei Knechten hatte, das Recht, jede Dame, die er besuchte, auf den Mund zu küßen. Bei dem heiligen Vater fordert die eingeführte Etikette, daß Monarchen den Mund, Cardinäle die rechte Hand, Bischöfe die Kniee, alle Anderen den Fuß küssen. Doch küßten in früheren Zeiten auch Könige und andere Personen den Fuß, als Zeichen der Ehrfurcht. Vergleiche Fußk. Der Handk. war in den ältesten Zeiten ein Religionsgebrauch. Man grüßte Sonne, Mond und Sterne, indem man seine Hand küßte. Die alten Indier warfen sich vor der Sonne nieder und führten ihre Hand zum Munde. Plinius erwähnt, daß Jemand als Freigeist ausgeschrieen wurde, weil er bei einer Bildsäule vorbeigegangen war, ohne die Förmlichkeit des Handkusses zu beobachten. Als die Römer sklavischer wurden, ging die Gewohnheit des Handkusses auf die Menschen über. Noch zu Cato's Zeit wurde es als etwas Außerordentliches angesehen, daß seine Soldaten ihm die Hände küßten, als er genöthigt war, das Kommando niederzulegen. Später galt es als eine Gnade, wenn man bei Consuln, Tribunen u. Anderen zum Handk. gelassen wurde. Unter den Kaisern mußten die geringeren Hofbedienten auf die Kniee niederfallen, den Saum der Kleidung mit der Hand berühren und dann ihre Hand küssen. Später war dieß schon zu viel Ehre, denn nur die ersten Staatsbedienten wurden zu ihr gelassen, während die anderen nur aus der Ferne Handküsse zuwerfen durften. Römer und Griechen gaben auch Sterbenden den letzten Abschiedsk., indem sie glaubten, derselbe bewirke, daß die Seele noch länger auf der Erde verweile. Von den Römern kam die Gewohnheit des Handküssens zu den nordischen Völkern, wo sie, besonders zu Ende des Mittelalters, als Zeichen der Ehrfurcht von Niederen gegen Höhere und von Kindern gegen Eltern Mode war und hin und wieder noch ist. Die ersten Christen schloßen ihre gottesdienstlichen Versammlungen mit gegenseitigen Küssen, was man den Bruder- u. Schwesterk. nannte. Noch jetzt geben sich gewisse protestantische Pietisten-Sekten beim Weggehen aus ihren Versammlungen sogenannte Friedensküsse, die aber schon häufig Unfrieden gestiftet haben. — Selbst in Amerika war diese Sitte bekannt. Als Cortez in Mexiko einzog, kamen die Großen des Reiches ihm entgegen u. grüßten ihn, indem sie die Erde berührten u. dann ihre Hand küßten.

Kutsche, ein Wort ungarischen Urspungs (Kotsi), s. v. a. Wagen. — Wenn gleich Wagen schon bei den alten Völkern gebräuchlich waren, ja, die Helden von Troja selbst in Wagen zur Schlacht fuhren und von diesen herabkämpften, so kamen doch in Riemen oder Federn hängende Wagen erst später auf, u. zwar in Deutschland früher, als in anderen Ländern. 1405 fuhr Isabella von Bayern, Gemahlin Karls VI., bei ihrem Einzuge in Paris in einem Wagen, dessen Sitze beweglich waren und in Riemen hingen. Solche Wägen wurden von nun an Damenwagen (Chariots Damarets) genannt u. bloß von Frauenzimmern gebraucht. Um 1450 wurden in dem in der Komorner Gespannschaft in Ungarn liegenden Dorfe Kitser (Kotsch, Kotsche) die drei ersten wirklichen K.n, d. h. die ersten, wenigstens am Hintertheile des Kastens in Riemen hängenden u. mit einem bequemen Verdecke versehenen, Personenwagen verfertigt. 1457 brachte der Gesandte des ungarischen Königs Ladislaus V. der Gemahlin Königs Karl VII. von Frankreich, Maria, einen prächtigen Wagen zum Geschenke, der am französischen Hofe allgemeines Aufsehen erregte, weil man beim Fahren darin in so angenehmer Schwebung hin und her geschaukelt ward. 1474 kam Kaiser Friedrich III. in einem behangenen Wagen (einer K.) nach Frankfurt. Die früheren Kaiser waren zu Pferde eingezogen, wobei die Bürger einen Teppich über sie halten mußten. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und 12 mit rothem Zeug beschlagene K.n. Nach 1515 ließ Franz I. der Diana von Poitiers einen Wagen bauen, dessen Sitze fest waren, während der ganze Kutschkasten zwischen den Rädern hing. Ein solches Fuhrwerk hieß Carosse, hatte aber keine Glasfenster, sondern lederne Vorhänge. Bis 1540 war diese Carosse u. die, welche der Herr von Laval sich bauen ließ, weil er so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte, die einzige in Paris. 1550 kam noch eine dritte hinzu. Nach 1560 ersuchte aber das Parlament den König Karl IX., den Gebrauch der K.n nur auf Reisen zu gestatten. Da dieser aber dem Gesuche keine Folge gab, so suchte der Präsident des Parlaments, Gilet le Maitre, die alte Sitte durch sein Beispiel zu erhalten, indem er, wenn er auf's Land reisete, seine Gemahlin und Tochter in einem schlechten, mit Stroh ausgefüllten, Wagen fahren ließ u., sowie sein Bedienter, auf einem Maulthiere nebenher ritt. Nicht lange nach ihm hielt der erste Parlamentspräsident, Christoph de Thou, unter Heinrich III. (regierte von 1575 bis 1589) eine eigene Equipage für seine Gemahlin, welche die erste Privatperson war, die dieses thun durfte, indem es sonst nur ein Vorrecht des königlichen Hauses war; ihre K. war die vierte in Paris. Heinrich IV., der im Jahre 1610 in einer Carosse ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur eine K. Zu seiner Zeit pflegte Nicole von Aubespine, eine Dame vom ersten Range in Paris, wenn sie Staatsvisiten gab, noch auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Sekretär zu sitzen. — 1555 ließ sich in England der Graf von Rudland eine K. bauen. 1598 wunderte man sich sehr, als der englische, nach Schottland bestimmte, Gesandte eine K. mitnahm, da die sämmtlichen öffentlichen Beamten sonst alle ihre Geschäftsreisen zu Pferde machten. Selbst Jakob I. zog auf diese Art in London ein. Damals war in England das Geschrei gegen die K.n von allen Seiten so groß, daß sogar die Rede war, das Parlament solle eine Bill gegen die Vermehrung der K.n erlassen, da man, wegen des zunehmenden Gebrauches der Pferde unter den gewöhnlichen Leuten, im Falle eines Krieges keine Pferde für die Cavalerie würde haben können. 1562 erschien der Kurfürst von Köln bei der Kaiserwahl in Frankfurt mit vierzehn K.n. Um diese Zeit wurde in Braunschweig dem Lehensadel der Gebrauch der Mieth-K.n verboten. 1580 brachte Fitz Allen, Graf von Arundel, die ersten K.n von Deutschland nach England. — 1585 gab es in Nürnberg schon einen Kutschfahrer. — 1588 erschien in Braunschweig eine Verordnung, welche das Fahren in K.n tadelte und dagegen das mannhaftere Reiten empfahl. — 1594 fuhr Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg mit 36 K.n, deren jede mit 6 Pferden bespannt war, nach Warschau, was für großen Luxus gehalten

wurde. — 1612 hatten auch die Brandenburgischen Gesandten auf dem Wahltage des Kaisers Matthias drei K.n bei sich, die aber noch unansehnliche, aus vier Brettern zusammengeschlagene Wagen waren. Im Jahre 1613 bedienten sich die Gesandten der K.n zum erstenmale auf dem Reichstage zu Regensburg, und 1681 waren an dem Hofe des Herzogs Ernst Karl August zu Hannover schon 50 vergoldete sechsspännige Karossen. 1599 brachte der Marschall von Bassompierre die erste K. mit Glasfenstern aus Italien nach Frankreich. 1611 fuhren dem Grafen von Dietrichstein bei seinem Einzuge in Wien 40 K.n entgegen. In demselben Jahre hielt die Gemahlin des Kaisers Matthias ihren Einzug in einer mit wohlriechendem Leder überzogenen K. 1618, 1656, 1658 erschienen in Deutschland Verordnungen wegen des Luxus mit K.n u. Pferden. 1631 fuhr die Infantin Maria in Wien in einem zweisitzigen, gläsernen Wagen. 1659 fuhr Graf Bukingham in London zuerst mit 6 Pferden und, um dieß lächerlich zu machen, der Graf von Northumberland mit 8. — 1650 waren die K.n in der Schweiz noch eine Seltenheit. In diesem Jahre zahlte der Unternehmer der Mieth-K.n in Paris bereits 15,000 Livres an die Regierung für das ausschließliche Recht sie zu halten (s. Fiaker). 1658 waren in Paris schon 320 K.n. 1681 hatte der Herzog zu Hannover 50 vergoldete Karossen zu 6 Pferden. 1760 hatte man in Berlin bereits eiserne Wagenachsen, die in messingenen Büchsen liefen. — Seit ihrer allgemeinen Einführung erfuhren die K.n hinsichtlich der Bequemlichkeit u. Eleganz die mannigfaltigsten Veränderungen u. bilden jetzt einen Hauptgegenstand des Luxus. Die ausgezeichnetsten K.n-Fabriken befinden sich zu Wien, Berlin, Paris u. London.

Kutter heißt ein, nur einen Mast führendes, Kriegsschiff mit einem beinahe horizontalen Bugspriet. Der K. führt Gabel- oder Gaffelsegeln. Man gebraucht die K. gewöhnlich zur Küstenwache und im Kriege als Kaper- und Avisjachten.

Kutusow, 1) Iwan Golenitschef, Präsident des kaiserlichen Admiralitäts-Collegiums zu St. Petersburg, Direktor des adeligen Seekadettencorps, stammte aus einer der ältesten adeligen Familien in Rußland u. war 1729 geboren. Vierzig Jahre stand er an der Spitze des Seecorps und konnte als der Schöpfer desselben betrachtet werden, sowie überhaupt alle Offiziere, die im Anfange des 19. Jahrhunderts auf der russischen Flotte dienten, als seine Zöglinge anzusehen sind. Sein unbegränzter Eifer für das Beste des Vaterlandes und seine unbestechliche Wahrheitsliebe erwarben ihm die besondere Achtung u. das Zutrauen der Monarchen, denen er diente. Kaiser Paul erhob ihn zum Range eines Feldmarschalls und setzte ihn in seinen letzten Posten als Präsident, eine Würde, die der Kaiser selbst vorher bekleidet hatte. Er hatte eine große Belesenheit, redete mehre Sprachen, war mit der ausländischen Literatur bekannt und selbst Verfasser mehrer bedeutenden Werke. Man rühmte auch an K. viele liebenswürdige Eigenschaften im häuslichen u. geselligen Leben. Nach seinem, am 12. April 1802 zu St. Petersburg erfolgten, Tode bestimmte der Kaiser Alexander seiner Wittwe eine Pension von 12,000 Rubeln u. folgte selbst dem Leichenzuge. — 2) K., Michael Golenitschef, Fürst Smolenskoi, k. russischer Feldmarschall, geboren 1745, in Straßburg erzogen, trat im 16. Jahre in die russische Artillerie, ward 1762 Capitän, wohnte 5 Feldzügen gegen die Polen bei u. diente dann unter Rumjanzow gegen die Türken, wo er sich besonders am Pruth, Kagul ꝛc. auszeichnete. Mit gleicher Tapferkeit benahm er sich in der Krim 1772—1773, befehligte 1787 ein Corps gegen die Türken, mit welchem er den Bug sicherte, erhielt bei der Belagerung von Oczakow eine schwere Wunde u. wohnte der blutigen Erstürmung Ismails bei. Im Jahre 1791 endigte er den türkischen Krieg durch den Sieg bei Matchine, ging 1793 als Gesandter nach Konstantinopel u. commandirte unter Paul I. in Finnland, unter Alexander in Petersburg. An der Spitze eines russischen Hülfscorps kam er nach der Capitulation von Ulm in Deutschland an, schlug auf dem Rückzuge nach Oesterreich die Franzosen

unter Mortier bei Dörnstein den 18. u. 19. November 1805, befehligte in der, wider seinen Rath unternommenen, Schlacht bei Austerlitz, stand 1808 an der Spitze der Moldauarmee, ward 1809 Gouverneur von Litthauen u. endigte 1811 den Türkenkrieg durch Gefangennahme des türkischen Heeres und den Friedensschluß von Bukarest 1812. Zum Präsidenten des Staatsrathes und Generalissimus erhoben, erwarb er auf dem Schlachtfelde von Smolensk den Fürstentitel Smolenskoi. Er starb 1813 zu Bunzlau. Seine Statue steht zu Petersburg vor der Isaakskirche.

Kux nennt man beim Bergbau und Hüttenwesen einen gewissen Antheil an dem Ertrage einer einzelnen bergmännischen Unternehmung, einem Bergwerke, Hüttenwerke, Hochofen u. dgl., welche in dieser Beziehung auch Zeche, die Gesammtheit der K.e in Bezug auf ihre Inhaber eine Gewerkschaft genannt wird. Jede Gewerkschaft oder Zeche wird in 128 K.e eingetheilt; 4 K.e nennt man auch einen Stamm, 32 eine Schicht. Die Inhaber der K.e, welche man auch Gewerken nennt, bilden eine Art Actiengesellschaft; sie schießen die Kosten durch verhältnißmäßige Beiträge, welche Zubuße heißen, zusammen u. theilen den Gewinn, die Ausbeute, unter sich; die Verwaltung und Rechnungsführung ist einem Bergofficianten übertragen, welcher Schichtmeister heißt, der von den Gewerken gewählt und von dem Bergamte bestätigt wird; auch steht der Bau der Zeche, die nach den bestehenden Berggesetzen betrieben werden muß, unter der Aufsicht des Bergrathes. Die einzelnen K.e (Actien) sind jedoch nicht auf den Inhaber gestellt; sie können zwar verkauft, vererbt, oder der Besitz derselben sonst übertragen werden, allein die Veränderung des Besitzes muß der Verwaltung angezeigt und in dem darüber geführten Buche, dem Gegenbuche, notirt werden. Die Beiträge werden vierteljährig einkassirt, und ebenso auch der Ertrag vertheilt. Wer in den nächsten sechs Wochen nach Ablauf eines Quartals seinen Beitrag nicht bezahlt hat, kommt ins Retardat, und nach einem Retardate von 3 Quartalen verliert er den K., wird im Gegenbuche gestrichen und hat keinen Anspruch wegen der schon gezahlten Zubuße, wird aber auch wegen der rückständigen Zubuße nicht in Anspruch genommen. Wer einen K. zu einem neuen Bergwerksunternehmen kauft, thut dieß nur in der Hoffnung, daß dasselbe später Ausbeute geben und diese ihn für die Zubuße, die er Anfangs und vielleicht mehre Jahre hindurch zahlen muß, entschädigen werde. Ein solcher K. hat daher eigentlich keinen Werth, ausgenommen, wenn sehr wahrscheinliche Aussicht auf eine baldige Ausbeute vorhanden ist. Wenn dagegen die Zechen Ausbeute geben, welche besonders bei manchen Silber-, Kupfer- u. Blaufarbenwerken bedeutend ist, so erhalten die K.e auch einen hohen Werth, oft von mehren Tausend Thalern, weßhalb solche K.e auch meist in kleine Theile abgetheilt werden.

Kuxhaven, ein Marktflecken mit 1000 Einwohnern, an der Mündung der Elbe in die Nordsee, im Hamburger Amte Ritzebüttel, hat einen Leuchtthurm u. einen zweiten auf der Insel Neuwerk, welche beide durch Hohlspiegel 6 Meilen weit in die See hineinleuchten, zwei Tagessignale (Baaken), eine Quarantäne-Anstalt, ein Quarantäne- u. zwei Feuer- u. Signalschiffe, einen sehr gut gelegenen, tiefen und sicheren Hafen und ein treffliches, außerordentlich stark besuchtes Seebad.

Kuyp, Albert, Maler aus Dordrecht, geboren 1606, malte sehr schöne Landschaften, die wegen ihrer Färbung große Wirkung hervorbringen. Seine Seen, Waldwasser, Wälder, Thiere, Reisende u. s. f. sind alle sehr gut, auch sind seine mit Farben erleuchteten Zeichnungen sehr gesucht. Die Mehrzahl seiner Gemälde befindet sich in der Stafford-Galerie.

Kwaß, ein russisches Nationalgetränke, das Aehnlichkeit mit unserm Biere hat, aus Gersten- u. Roggenmalz bereitet wird u. dessen Geschmack säuerlich u. die Wirkung kühlend ist. Feinere Sorten sind: der Apfel- u. Himbeer-K., die übrigens mit den gewöhnlichen durchaus keine Aehnlichkeit haben.

Kyau, Friedrich Wilhelm, Freiherr v., geboren zu Osterstrowalde 1654, trat sehr jung in kurbrandenburgische Kriegsdienste, wo er bis zum Lieutenant vorrückte u. auch verschiedene Feldzüge in Ungarn u. in den spanischen Niederlanden mitmachte. Wegen eines Duells flüchtete er nach Sachsen u. trat in diesseitige Dienste, wo er unter den Kurfürsten Johann Georg III., Johann Georg IV. u. dem Könige August II. von Polen von dem Range eines Hauptmanns nach u. nach bis zum Generallieutenant u. Commandanten der Festung Königsstein stieg u. 1733 starb. K. war wegen seines Humors u. Witzes am sächsischen Hofe außerordentlich beliebt, sank aber nie zum bloßen Lustigmacher herab. Noch heute wird von ihm eine Menge lustiger Witze u. Einfälle erzählt, von denen aber, wie es immer zu gehen pflegt, ein großer Theil unterschoben ist. Vgl. K.s Leben u. lustige Einfälle, zuletzt Leipz. 1840.

Kyburg, festes Bergschloß in der Nähe von Winterthur, im Canton Zürich, einst der Hauptsitz eines berühmten welfischen Grafenhauses, das sich von dem Schlosse nannte und bis ins 7. Jahrhundert hinauf verfolgen läßt. Aus ihm stammte der heilige Bischof Ulrich von Augsburg (s. d.). Kaiser Konrad II. eroberte 1018 das Schloß und Abt Ulrich von St. Gallen zerstörte es 1079. Später wurde es wieder aufgebaut. 1263 erlosch mit Hartmann der männliche Stamm des Geschlechtes; mit seiner Erbtochter Anna vermählte sich Graf Eberhard von Habsburg, dessen Nachkommen sich nun Grafen von K. nannten und die Güter in der westlichen Schweiz inne hatten, während Schloß K. u. die dazu gehörige Herrschaft in die Hand des nachmaligen Kaisers Rudolf von Habsburg übergingen. Die Grafen von Habsburg-K. gehörten zu den mächtigsten u. unversöhnlichsten Feinden der Eidgenossenschaft; aber die Ermordung Hartmanns durch seinen Bruder Eberhard (1322) brachte großes Unheil über sie, u. der verrätherische Ueberfall der Stadt Solothurn durch Rudolf (1382) verwickelte sie in einen Krieg mit den Eidgenossen, der mit der politischen Vernichtung des Geschlechtes endete. Ego, der letzte Graf von K., starb ohne Leibeserben 1427 in der Champagne. Das Schloß selbst u. die dazu gehörige Herrschaft kamen im 15. Jahrhunderte von den Herzogen von Oesterreich an die Stadt Zürich; erstens dient seither zum Sitze ihrer Landvögte u. Oberamtmänner. Vergl. Pipitz, die Grafen von K., Leipzig 1839. L.

Kyffhäuser, s. Kifhäuser.

Kyllene, ein Hochgebirge im Peloponnes, im Nordosten von Arkadien, unweit der Gränze von Achaia, auf dessen Gipfel ein berühmter (hölzerner) Tempel des Merkur stand, welcher nach der Mythe hier geboren wurde u. davon den Beinamen Kyllenios führte.

Kynast oder Kienast, gräflich Schaffgotsch'sche Herrschaft in Preußisch-Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, mit dem Schlosse K., dessen malerische Ruinen auf einem 1800' hohen Berge, eine Stunde von Warmbrunn, sich erheben. Man sieht noch die Reste der Kapelle, des Trinksaales, mehrer Gemächer, der Kirche, Pferdeställe, die Pulverkammer, die Brunnen u. das Burggärtchen, ferner die berühmte Mauer, welche Stoff zu der durch Theodor Körner's Ballade allgemein bekannten Sage vom Ritte um den K. gegeben hat. Der Hauptthurm ist noch ersteigbar u. eine weitere Sage berichtet, daß ein Edelknappe, als die Herzogin Elisabeth seine Liebe verschmähte, von dessen Zinnen sich in die grausige Tiefe gestürzt habe. — Der K., bereits 1278 ein Jagdschloß, wurde 1292 von dem Herzoge Bolko I. von Schweidnitz-Jauer in eine Burgfeste umgestaltet. 1360 belehnte Bolko II. mit der Herrschaft K. den ritterlichen Gotthard Schaf, dessen Nachkommen, die Reichsgrafen von Schaffgotsch, fortan ununterbrochen im Besitze blieben. 1675 traf ein Blitzstrahl das Schloß u. verwandelte es in eine Ruine. mD.

Kynosarges, ein Beiname des Herakles von dem gleichnamigen Gymnasium zu Athen, welches als Kampfplatz dem Kämpfer Herkules gewidmet war.

Kynoskephalä (deutsch: Hundsköpfe), hießen zwei Hügel bei Skotussa in Thessalien, wo 364 v. Chr. die Thebaner eine Niederlage durch die Thessalier

erlitten u. 197 v. Ch. Titus Quinctius Flaminius über König Philipp II. von Macedonien einen vollständigen Sieg erfocht.

Kynosura hieß eine Nymphe des Berges Ida, welche den Jupiter erzog, wofür dieser sie unter die Sterne versetzte. Bei den Griechen (u. auch noch jetzt) ist dieß daher auch der Name des kleinen Bären (s. d.), dessen oberster Stern, der Polarstern, den phönizischen Schiffern als Leitstern diente. Daher K. bildlich überhaupt s. v. a. Leitstern. — Selbst die altwürttembergische protestantische Kirchenordnung führt den kühnen Tropus: „Cynosura ecclesiastica" als Titel. — Wörtlich heißt K. Hundeschwanz.

Kypselos, aus Korinth, Sohn des Eetion u. der Labda, ein Verwandter der in Korinth herrschenden Bacchiaden von weiblicher Seite, war 658 bis 628 v. Chr. Tyrann von Korinth. Ihn soll seine Mutter als Kind in einem Kasten (angeblich noch zu Pausanias Zeit im Tempel der Here zu Olympia vorhanden) verborgen haben, als die Bacchiaden, durch ein Orakel darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe die Tyrannis über Korinth erringen werde, jenem nach dem Leben strebten. Vgl. Heyne „Ueber den Kasten des K.," Gött. 1777.

Kyrie eleison (*Κύρι ἐλέησον*); Herr! erbarme Dich. Diese Bittformel, welche schon im alten Testamente üblich war, u. dann bei Matth. 15, 22. vorkommt, wurde sehr frühzeitig in der christlichen Kirche gebraucht. Nur ist ungewiß, wann und von wem eigentlich dieselbe eingeführt worden sei. Sokrates schreibt die Einführung des K. e. dem heiligen Ignatius, Bischof von Antiochien, Theodoret aber dem Flavian und Theodor, welche zu Ende des IV. u. im Anfange des V. Jahrhunderts zu Antiochien lebten, zu. Radulph berichtet, der Papst Silvester habe diese Bittformel von den Griechen entlehnt; Amalarius, Strabo u. A. hingegen eignen die Einführung des K. e. Gregor I. zu. Gewiß ist, daß dasselbe schon im V. Jahrhunderte, sowohl bei den kanonischen Tagzeiten, als auch in der lateinischen Messe gebraucht wurde. In den früheren Zeiten wurde das K. e. beliebig von dem Priester abgebetet, bei der feierlichen Messe wiederholte es der Chor abwechselnd mit dem Volke so oft, bis der Celebrant ein Zeichen zum Aufhören gab; später aber ward verordnet: daß dasselbe neunmal abgebetet werden solle, u. zwar dreimal K. e., dreimal Christe e. u. wieder dreimal K. e. Ersteres geht auf Gott den Vater, das zweite auf Gott den Sohn u. das dritte auf Gott den heiligen Geist. In der lateinischen Kirche spricht der Priester, abwechselnd mit dem Ministranten, das K. e. sechsmal u. das Christe e. dreimal, während die Griechen nur allein sechsmal K. e. sprechen. Mit dem K. e. fangen auch die Litaneien an, u. in früheren Zeiten sprach das Volk bei den allgemeinen Gebeten nach der missa catechumenorum bei jeder einzelnen Bitte ebenfalls K. e.

Kyrnos, s. Corsica.

Kythera, s. Cerigo.

L.

L 1) als Laut- u. Schriftzeichen, in den meisten neueren Alphabeten der 12. Buchstabe, einer der weichesten Zungenlaute, welcher hervorgebracht wird, wenn man die Zungenspitze auf irgend eine Art nach oben anstemmt u. den Luftstoß durch die beiden Mundwinkel leitet. — 2) Als Abkürzung. a) Im Lateinischen = Lucius, Laelius, Liber, Lex; b) in neuerem Gebrauche = Linea, Livre, Lettres (Wechselbriefe); c) auf dem Revers französischer Münzen: Bayone; d) in der Chemie = Lithium. — 3) Als Zahlzeichen: im lateinischen L = 50; im Griechischen λ' nach der kleineren Ziffertafel (die nach Einheiten fortschreitet und von 1—24 geht), = 11; in der größeren, die von 10 zu 10 springt — 30; ͵λ = 30,000.

Laaland (auch Lolland), dänische Insel an der Ostküste von Dänemark, im Süden von Seeland, im Südosten von Fünen, in der Ostsee. Sie wird in Nord-Westen von Langeland durch den Langelan-Belt, im Norden durch die Smaaland-See von Seeland, im Osten durch den schmalen Guldborg-Sund von Falster getrennt und im Süd-Westen liegt die Insel Femern. Sie hat einen Flächeninhalt von 21⅗ □ M. u. bildet mit den Inseln Falster (s. d.), Fämön, Vairön, Fayön, Asköe, Baag, Suderöe u. a. das südlichste Stift Dänemarks, L., mit 30¼ □ M. und 72,300 Einwohnern. Die Insel L. ist niedrig, feucht, nebelich u. für Fremde ungesund, arm an gutem Wasser, aber reich an Getreide, besonders Waizen, Obst (l.er Aepfel), Hülsenfrüchten, Kartoffeln, Vieh, Honig, Wachs, u. hat mehre Bäche, den Marieböer See, einen Bischof u. 47,000 Einwohner. An Handelsfahrzeugen gab es 1840: 90 von 1728 Com. Last im ganzen Stifte. Die bedeutendsten Orte auf der Insel L. sind: Mariebōe, Hauptstadt am See gleiches Namens, Sitz des Stiftsamtmannes, mit Kirche, Hospital, Branntweinbrennereien u. einem Hafen bei Banholm, verbunden durch den Abfluß des Sees mit der Stadt, u. 1300 Einwohnern. Hier war sonst ein berühmtes Frauenkloster, dessen Einkünfte jetzt die Soröer Akademie bezieht. Nakskow, am Meerbusen gleiches Namens, mit einem Gymnasium, zwei Hospitälern, einer Synagoge, Hafen, Handel mit Getreide u. Pferden u. 2200 Einwohnern. Nodbyn, am Busen gleiches Namens (Ueberfahrt nach Femern und Holstein) mit 1100 Einwohnern. Nyestadt mit 1100 Einwohnern (Seehundsfang). Sarkiöping mit 900 Einwohnern. Auf L. liegen die Grafschaften Reventlow (Hardenberg-R.) u. Knuthenborg. Bei L. Seeschlacht am 13. Oct. 1644, wo die Dänen von der schwedisch-niederländischen Flotte geschlagen wurden. wR.

Laar, s. Bambocciaden.

Labadie, Jean, Stifter einer separistischen Gesellschaft, geboren zu Bourg in Guienne 13. Febr. 1610, trat sehr jung in den Jesuitenorden, verließ denselben aber schon in seinem 29. Jahre wieder mit der allgemeinen Nachrede eines Anhängers des Jansenismus u. Verführers junger Klosterfrauen. 1650 wurde er offen ein Abtrünniger der katholischen Kirche u. protestantischer Prediger zu Montauban, 1657 zu Orange, 1659 zu Genf und 1666 zu Middelburg bei der wallonischen Gemeine. Fast überall verursachte er durch seine schwärmerischen Predigten Streit u. Spaltung. Auf der einen Seite wurden Viele von seiner üppigen Wortfülle, seiner demüthig-süßlichen und salbungsvollen Gebärde entzückt; auf der anderen fühlten sich Viele von seinem geistlichen Hochmuthe und Streben nach Beifall gekränkt. Schon hatte er viele Herzen, vornehmlich die Weiber, gefesselt, als er genöthiget wurde, Middelburg zu verlassen. Er hielt sich

nun mit seinen Anhängern an verschiedenen Orten, zuletzt in Altona, auf und starb daselbst 1674 in den Armen der gelehrten Schuemann, seiner eifrigsten Anhängerin, die ihn überall begleitete. Die kleine Gemeinde, welche L. stiftete (Labadisten genannt), die aber ihren Stifter nicht lange überlebte, wollte nicht sowohl durch Meinungen u. Lehren, als vielmehr durch Sitten und Anstalten von den übrigen Protestanten abgesondert erscheinen. Man hat von L. verschiedene Schriften, welche beweisen, daß er ein Mann von schnellem u. hitzigem, aber schlecht angebautem Genie war.

Labarum hieß bei den Römern ein, an einem Spieße angebrachtes, Stück Tuch oder Zeug, welches als Fahne diente. Dieses Verill war unter den christlichen Kaisern sehr geachtet u. Konstantin, welcher es nach Eusebius IV. in die Form eines Kreuzes brachte, gab ihm ein Fahnenpeloton von 50 Mann, welche in hohen Ehren standen. Die Zeit, wann die Römer dieses Verill bei ihren Heeren einführten, ist nicht bekannt; der Ursprung desselben fällt aber weit vor Cäsar. So finden wir es z. B. schon auf Münzen der Consuln. Valerius Flaccus C. Flav. Fimbria u. Corn. Cethegus (a. u. 502. 593).

Labat (Jean Baptiste), geboren zu Paris 1663, trat frühe in den Dominicaner-Orden, lehrte zu Nancy u. anderen Orten Philosophie u. Mathematik und wurde von seinen Oberen 1693 als Missionär nach Amerika, oder vielmehr nach den antillischen Inseln geschickt. Nach seiner Rückkunft 1705 bereiste er Portugal u. Spanien, hielt sich mehre Jahre in Italien auf u. starb zu Paris den 6. Januar 1738. L. besaß mannigfaltige Kenntnisse u. einen geübten Beobachtungsgeist u. erwarb sich durch Beschreibung seiner Reisen reelle Verdienste um Erweiterung der Länder- und Völkerkunde: Nouveaux Voyages aux Isles d'Amerique, Paris 1722, 6 Bde., 1742, 8 Bde., deutsch von G. F. C. Schad, 7 Bde., Nürnberg 1782—1788, mit vielen Karten, Grundrissen und anderen Kupferstichen. Er beschreibt darin mit vieler Genauigkeit nicht nur die natürlichen u. politischen Merkwürdigkeiten dieser Inseln, sondern auch die Eigenschaften u. Lebensart der Eingeborenen u. Colonisten. Nouvelle relation de l'Afrique occidentale, 12 Bde., Paris 1728, 5 Bde, 1758. Diese Beschreibung, welche sich auf zuverlässige Berichte von Augenzeugen gründet, ist die beste, die wir von irgend einem Theile der westlichen Küste von Afrika haben. Von Spanien u. Italien haben wir jetzt bessere Nachrichten, als L. in seinen Voyages en Espagne et en Italie, Paris 1730, 8 Bde., deutsch von K. F. Tröltsche (Nürnberg 1758—62, 8 Theile m. K.) gibt.

Labé (Louise), la belle Cordière genannt, geboren 1526 zu Lyon, erlernte die Musik, mehre Sprachen u. übte sich in kriegerischen Beschäftigungen. Im Jahre 1542 kämpfte sie bei der Belagerung von Perpignan. Später widmete sie sich ausschließlich den Wissenschaften und der Dichtkunst. Sie starb 1566. Ihre geschätzten Dichtungen erschienen zu Lyon 1555 u. 1823.

Labedoyère, Charles Angélique François Huchet, Graf von L., geboren 1786 zu Paris, trat 1806 in Kriegsdienste u. focht mit Auszeichnung bei Jena, Eylau und Friedland; 1808 und 1809 war er Adjutant des Prinzen Eugen, focht hierauf unter Lannes in Spanien, ward bei Tudela verwundet, erhielt im russischen Feldzuge das 112. Regiment und kam bei der Restauration als Commandeur des 7. Regiments nach Grenoble. Bei Napoleons Rückkehr führte er diesem zuerst sein Regiment zu. Napoleon ernannte ihn zum General u. zu seinem Adjutanten. Nach dem 2. Sturze Napoleons kehrte L. nach Paris zurück u. folgte dann dem Heere über die Loire. Als dieses sich auflöste, wollte er nach Amerika gehen, ging aber, aus Liebe zu seiner jungen Gattin u. seinem Kinde, noch einmal nach Paris, wurde verrathen, vor ein Kriegsgericht gestellt u. den 19. August 1815 erschossen.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius, Decimus, römischer Ritter und Mimendichter, stellte sehr freimüthig die herrschenden Fehler seiner Zeit dar. Auf Cäsars Verlangen trat er

im 60. Jahre im Theater auf u. agirte in seinen Mimen selbst als Schauspieler, u. als ihn deßwegen die Ritter nicht mehr in die Rittersitze zuließen, stellte Cäsar die verlorene Ritterwürde ihm wieder her. Außer einem, von Makrobius bewahrten, Prolog sind nur die Titel von 43 Mimen u. einige Verse aus denselben übrig; herausgegeben von R. Stephanus in Fragmenta poet. lat., von Becher, Lpz. 1787, von Ziegler in: De mimis Rom., Göttingen 1789, und von Bothe in den „Fragmenta poetarum lat. scenicorum" (2 Bde., Halberst. 1824).

Labienus, 1) Titus, Legat des Cäsar in Gallien, vorher Volkstribun, ein Mann von vielen kriegerischen Talenten und Glück. Beim Ausbruche des bürgerlichen Krieges A. U. 704 nahm er die Partei des Pompejus u. focht mit Muth und Glück unter Scipio in Afrika gegen Cäsarn, fand aber 708 in der Schlacht bei Munda in Spanien seinen Tod. — 2) L., T., Sohn des Vorigen, im Bürgerkriege des Brutus Anhänger, eroberte 42 v. Ch. vom Partherkönige Orodes mit dem Oberbefehle über ein Hülfscorps gegen Antonius betraut, Syrien und einen großen Theil Kleinasiens, wurde endlich aber von P. Ventidius zur Flucht genöthigt. In seiner Verkleidung entdeckt, ward er in Kilikien gefangen.

Labillardière (Jacques Julien Houton de), Botaniker, geboren zu Alençon den 28. Oct. 1755, studirte die Heilkunde in Montpellier, widmete sich dann aber gänzlich der Botanik u. brachte zu diesem Behufe 18 Monate in England zu; nach Frankreich zurückgekehrt, botanisirte er in den Alpen und in der Dauphiné, unternahm im Auftrage der französischen Regierung eine wissenschaftliche Reise in die Levante, besuchte Cypern, Syrien, Candia, Sardinien u. Corsica u. begleitete nach seiner Rückkehr 1791 die Expedition d'Entrecasteaux's, um La Peyrouse (s. d.) aufzusuchen. Die botanischen Schätze, welche er auf dieser Reise, besonders in Neuholland, sammelte, wurden ihm auf der Rückreise in Java von den Engländern, mit denen Frankreich in Krieg war, abgenommen u. er erhielt sie erst nach seiner Ankunft in Europa durch die Vermittelung von Banks. 1800 wurde L. Mitglied der Akademie, 1834 den 8. Jan. starb er. — Seine Hauptwerke sind: „Icones plantarum Syriae rariorum" (Paris 1791—1812 mit 58 Kupfern); „Novae Hollandiae plantarum specimen" (2 Bde., Paris 1804—1805 mit 265 Kupfern); „Relation du voyage à la recherche de Lapeyrouse" (2 Bde., Paris 1800). — Smith nannte L. zu Ehren eine Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneae Billardiera. E. Buchner.

Laboratorium nennt man jene Lokalität der Apotheken (s. d.), in welcher die rohen u. zum Theile auch zubereiteten Arzneistoffe zum Arzneigebrauche und bisweilen selbst auch Arzneien zubereitet werden. Das L. soll bei einer Apotheke nie fehlen, nie zu häuslichen Zwecken verwendet werden u. im gut eingerichteten Zustande aus 3 Abtheilungen: dem eigentlichen L., der Stoßkammer u. der Trockenkammer bestehen. Das eigentliche L. darf nicht zu entfernt von der Apotheke (Offizin), aber auch nicht zu nahe an derselben seyn, muß besonders hell, feuerfest seyn u. einen gutziehenden Kamin haben. Es enthält mehre, zu verschiedenen Zwecken bestimmte, theils tragbare, theils eingemauerte Oefen und die nöthigen Geräthschaften. Daß der Fußboden von Stein oder Estrich (Gypsguß) seyn muß, versteht sich wohl von selbst. Kann das L. nicht selbst mit fließendem Wasser versehen werden, so ist es doch nothwendig, in der Nähe desselben einen Brunnen anzubringen, um die gehörige Wassermenge schnell bei der Hand zu haben. Für chemische Wagen u. feinere Instrumente müssen gut schließende Glaskästen zur Aufbewahrung vorhanden seyn. Vortheilhafter ist es noch, wenn es die Umstände zulassen, dieselben in einem an das L. anstoßenden Zimmer unterzubringen, wo auch die chemischen Untersuchungen vorzunehmen sind und deßhalb die Reagentien, dann die hiezu nöthigen Utensilien, als: Thermometer, Aräometer, Luftpumpe (s. d.) rc. untergebracht werden können. Jener, welcher die Arbeiten im L. zu besorgen hat, wird der Laborant oder auch Defectarius genannt. Die Stoßkammer, getrennt von L. u. Offizin, ist mit verschiedenen Mörsern von Metall, Stein oder Glas, mit Sieben u. Beutelmaschinen, mit Schneide- (Wieg-) Messern u. s. w.

zu versehen und ist der Ort, wo die mechanische Zubereitung und Reinigung der Arzneikörper vorgenommen wird. Der Arbeiter heißt Stößer. Die Trockenkammer dient zum Trocknen gewisser Arneistoffe u. auch zur Digestion (s. d.) flüssiger Substanzen u. führt im letzten Falle wohl auch den Namen Digestorium. Uebrigens werden für manche andere Arbeiten ebenfalls Laboratorien eingerichtet. So hat z. B. der Chemiker sein L. (chemisches L.), dessen Einrichtung der Hauptsache nach ziemlich mit der des pharmaceutischen L.s übereinkommt; das L. für Farbenbereitung (Farben-L.); das L. für die Artillerie (Artillerie-L.), in welchem Patronen für die Geschütze gefertigt, Kugeln mit Zündstoffen gefüllt werden u. s. w. aM.

Laborde 1) (Jean Joseph von), ein durch Unternehmungsgeist, Reichthum und Wohlthätigkeit ausgezeichneter Kaufmann, geboren 1724 zu Jaca in Spanien, erwarb sich zu Bayonne durch Handel ein ungeheueres Vermögen, vermittelte 1758 eine spanische Anleihe von 50 Millionen Francs an Ludwig XV. u. ward Hofbanquier, trat aber nach Choiseul's Sturz von den Geschäften zurück. Im Beginne des amerikanischen Krieges schaffte er der Regierung 12 Millionen Francs. Er erbaute zahlreiche Lustschlösser, verwilligte der Armee jährlich 24,000 Francs u. gab 400,000 Francs zur Errichtung von vier großen Hospitälern zu Paris. Seine Besitzungen wurden von Ludwig XVI. zu einem Marquisat erhoben. Er starb, obwohl sich Hunderte für ihn verwendeten, in der Revolution 1794 auf der Guillotine. — 2) L. (Alexander Ludwig Joseph Graf v.), geboren 1774 zu Paris, Sohn des Vorigen, ging zu Anfang der Revolution nach Wien, wo er Lieutenant im Regimente Colloredo ward, diente später als Rittmeister im Regimente Kinsky, verließ nach dem Frieden von Campo Formio die österreichischen Kriegsdienste, kehrte nach Frankreich zurück u. bereiste England, Holland, Italien u. Spanien, begleitete Napoleon nach Spanien, später nach Oesterreich, u. ward Direktor der öffentlichen Arbeiten. Das Opernhaus in Paris wurde nach seinem Plane angelegt. 1814 commandirte er einen Theil der Pariser Nationalgarde; 1818 Mitglied des Staatsraths, ward aber bald wegen zu liberaler Gesinnungen entlassen. 1822 erwählte ihn das Departement der Seine zum Deputirten, wo er 1823 besonders gegen den Krieg mit Spanien u. das drückende Douanensystem sprach. Durch sein Werk: Sur les prisons de Paris, erwarb er sich viele Verdienste um die Gefangenen; unternahm eine Reise nach der Levante, war 1829 ein gewandter Sprecher in der Kammer, schloß sich 1830 der Julirevolution an, organisirte die Nationalgarde, war 1831 und 1834 Deputirter für Paris, 1837 und 1839 für Seine u. Oise u. nahm 1841 seine Entlassung. Er schrieb: „Voyage pittoresque etc. de l'Espagne" (4 Bde., Paris Fol.); „Itineraire de l'Espagne" (5 Bde., ebendas. 2 Bde., Fol.); „Monumens de la France" u. a. m. — 3) L. (Leon Vicomte von), Sohn des Vorigen u. sein Begleiter im Oriente, geboren 1807 zu Paris, 1830 Adjutant Lafayette's, 1831 Sekretair Talleyrands in London, 1841 Deputirter der Kammer. Er schrieb: „Voyage dans l'Arabie-Pétrée" (1830); „en Asie-Mineure" (1833); „en Syrie" (1839); „Flore de l'Arabie-Pétrée" (1833) rc.

Labourdonnaye 1) (Bertrand François Mahé de), Seeoffizier, geboren 1699 zu St. Malo, ward als Gouverneur von Isle de France der eigentliche Gründer dieser Colonie, schlug 1746 die Engländer bei Negapatnam, bemächtigte sich Madras u. hob die Belagerung von Pondichery auf. Zurückberufen, um Rechenschaft von seinem Benehmen bei der Zurückgabe von Madras zu geben, mußte er vierthalb Jahre in der Bastille schmachten. Er ward zwar gerechtfertigt, starb aber 1794. — 2) L. (Franz Regis, Graf von), geboren 1767, diente zu Anfang der Revolution im Regimente Austrasien u. wurde 1789 Municipaloffizier zu Angers. 1792 emigrirte er, diente hierauf kurze Zeit im Corps des Prinzen Condé, kam heimlich nach Frankreich zurück, begab sich nach der Vendée u. focht dort mit Auszeichnung für den König. Unter dem Consulat war er Mitglied des Departementsrathes der Maine u. Loire, Maire von Angers u. 1807

Candidat des gesetzgebenden Corps. 1815 Deputirter u. Mitglied der royalistischen Opposition. 1820 brachte er die Adresse an den König wegen der Ermordung des Herzogs von Berry in Vorschlag. Er wurde dann Führer der äußersten Rechten in der Kammer. 1829 ward er unter Polignac Minister des Innern, zeigte aber solche Ultragesinnungen, daß er nach zwei Monaten freiwillig wieder austrat, weil seine Collegen nicht in seine Ansichten eingingen. Er weigerte Louis Philipp den Unterthaneneid u. starb 1839 auf seinem Schlosse Mesangan.

Labrador, eine den Britten gehörige, über 20,000 □Meilen große Halbinsel in Nordamerika, zwischen 51° u. 63° nördlicher Breite u. 298°—322° östlicher Länge, wird in Südwesten von Niedercanada u. dem zu den Hudsonsbayländern gehörigen Distrikt Rupert-River, im Norden, wo das Cap Wostenholm u. Chidley, von der Hudsonsstraße, im Westen von der Hudsons- und James-Bay, im Osten vom atlantischen Ocean und im Süden vom Lorenzbusen begränzt. Die gegen drei Meilen lange Straße Belle Isle trennt L. von Neufundland, zu welchem Gouvernement es in administrativer Hinsicht gehört. An den, von zahlreichen Buchten durchschnittenen, Küsten des Landes finden sich zahlreiche Inseln. Das Klima ist äußerst rauh; der Sommer, welcher keine Beständigkeit hat, beginnt mit dem Juli, und im September ist schon wieder Winter. Dazu wird das Land überall von hohen u. öden, mit Eisfeldern bedeckten Gebirgen durchzogen, die mit den canadischen in Verbindung stehen. Man kennt übrigens von dem ganzen Lande nur die Küsten; Quellen und Flüsse gibt es nur wenige, dagegen überall Seen u. Sümpfe; nur im Süden finden sich verkrüppelte Tannen, Pappeln, Birken, Weiden, und an geschützten Stellen etwas Gras. Dort kennt man auch den Missisippi-See u. den Ruperts- u. Harriaway-Fluß, welche sich in die Hudsonsbay ergießen; im Norden in der Ungava-Bay ist die Mündung des Koksoak-Flusses, im Westen der Clearwater-See u. der Wallfischfluß. Von den Erzeugnissen des Landes sind zu erwähnen der L.stein (s. d.), Marieenglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies u. Bergkrystall. Die wenigen Einwohner sind im Norden und Osten Eskimos, im Süden u. Westen Indianer (Eskopiks). An der West- u. Ostküste haben die Engländer, des Pelzhandels wegen, der von der Hudsonsbaygesellschaft betrieben wird, Faktoreien u. Fischercolonien; letztere auch im Süden. An der Ostküste sind die Herrnhutermissionen Okkak, Nain, Hoffenthal, Hopedale u. Hebron, die aber zusammen nur etwa 34 europäische Bewohner haben. L. steht unter den Gouverneur von Neufoundland, hat aber keine öffentlichen Behörden. Es wurde zuerst von den Engländern im Jahre 1496 und bald darauf, 1501, von dem Portugiesen Cortreal entdeckt, ist aber erst durch Davis 1586 u. Hudson 1610 etwas bekannter geworden. Ow.

Labradorstein, ist ein aus Kieselerde, Thonerde, Kalkerde u. Natrum bestehendes (wasserfreies, thonerdehaltiges Silicat, s. Silicate) Mineral, welches zuerst an der Küste von Labrador, woher sein Name, gefunden wurde. Bis jetzt kam derselbe nur in undeutlichen Krystallen vor; gewöhnlich finden sich krystallinische Massen, die fast immer Zwillingsbildung (s. Krystalle) zeigen und die nach zwei Richtungen spaltbar sind unter Winkeln von ungefähr 80° bis 94°. Die vollkommenen Spaltungsflächen zeigen Glas- oder Perlmutterglanz u. eine zarte, ganz eigenthümliche Streifung; die unvollkommeneren Spaltungsflächen haben einen geringeren Glasglanz u. eine blau, grün, gelb, roth u. s. w. durchscheinende Farbenwandlung. Der L. hat eine Härte = 6,0, ein spezifisches Gewicht = 2,7; er schmilzt vor dem Löthrohr nicht sehr schwer (= 3) zu einem dichten ungefärbten Glase und wird als feines Pulver durch Kochen mit concentrirter Salzsäure vollkommen zersetzt. — Am häufigsten findet sich der L. von grauer Farbe in verschiedenen Abänderungen, und zwar ohne Farbenwandlung. Als solcher bildet er den meisten Syenit (s. d.) z. B. in Meißen, im Plauenschen Grunde, dann Dolerit und Basalt (s. d.). Der farbenwandelnde und *schönste L. kommt* von Labrador u. der benachbarten St. Paulsinsel; dieser wird *zu Dosen, Ringsteinen*, Stockknöpfen, Vasen und dergleichen verarbeitet und ge-

schliffen. Der Werth wird nach der Größe und Schönheit des Farbenspiels bestimmt. Schöner L. findet sich übrigens auch zu Ingermannland und Peterhof in Finnland, dann zu Miolö bei Sweaborg u. s. w. Ein unter dem Namen Saußurit (Jade der Franzosen) vorkommendes Mineral wird für dichten und unreinen L. gehalten; er bildet mit Pyroxen (s. d.) eine Felsart (Gabbro), die sich am Bachengebirge in Steyermark, am Genfersee 2c. findet. C. Arendts.

Labruyère, Jean de, ein ausgezeichneter Charakterzeichner und Prosaiker, geboren 1644 zu Dourdan in der Normandie, Schatzmeister zu Caen, dann Lehrer des Herzogs von Bourgogne, nach vieler Mühe Mitglied der Akademie 1693, gestorben 1699, ist Verfasser der meisterhaften „Caractères“ u. einer Uebersetzung des ähnlichen Werkes von Theophrast.

Labyrinth (griechisch), hieß ursprünglich in der symbolischen Architektur ein Hof mit Säulengängen, umgeben von räthselhaft verschlungenen Wendungen, bestimmt zu einem sinnvollen Umherwandeln unter symbolischen Räthseln. Diese Wege sollten in ihrem Laufe die Bewegung der Himmelskörper nachbilden. Die L.e wurden theils über, theils unter der Erde gebaut und, außer jenen Gängen, mit ungeheueren Kammern u. Sälen versehen, deren Wände mit Hieroglyphen bedeckt wurden. Vorzüglich die Aegypter bauten dergleichen L.e, doch findet man als Nachahmung ein ähnliches auf Kreta u. auch auf Morea u. Malta. Das größte L., von Herodot (II. c. 148) beschrieben, war unweit des Sees Möris, und hatte in zwei Stockwerken 3000 Gemächer. Die L.e in Griechenland, von denen sich noch ansehnliche Ruinen finden, waren ohne Zweifel kolossale Grabmäler aus der ältesten Heroënzeit. Vergleiche Hirt, Geschichte der Baukunst bei den Alten, Band I. Seite 75. — In der Gartenkunst nennt man L. einen Irrgarten, einen, durch Hecken in verschiedene Gänge abgetheilten und verschlossenen Platz, mit seltsam verschlungenen Wendungen, so daß der Ausgang schwer zu ermitteln ist, was jedoch in neuerer Zeit von dem besseren Geschmacke gänzlich verworfen wird. — In der Musik heißt L. eine dreistimmige Composition, welche durch auf- u. abgehende Läufe und dergleichen der Stimmen, deren jede als Haupt- und begleitende Stimme erscheint, künstlich verflochten sich kund gibt.

Lacaille, Nicolas Louis de, berühmter Astronom, geboren zu Rumigny (Aisne) 1713, gestorben 1762, studirte im Collége Lissieur in Paris, um den geistlichen Stand zu ergreifen. Er widmete sich aber ganz der Astronomie, bestimmte mit Cassini de Thury den Meridian durch Frankreich und ward 1739 Professor der Mathematik am Collége Mazarin. Als Astronom der Akademie (seit 1741) unternahm er 1750 eine Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er die Stelle von 9800 Sternen, die Lage der Inseln Bourbon und Isle de France näher bestimmte und Gradmessungen vornahm. Man verdankt ihm, außer anderen Werken „Vorlesungen über Astronomie“ (4. Auflage von Lalande 1780).

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède, Bernard Germain Etienne Laville, Graf de, berühmter Naturforscher, geboren den 26. December 1756 zu Agen, aus einer alt- u. hochadeligen Familie, war zum Militär bestimmt u. erhielt durch den Einfluß seiner Familie bald die Stelle eines Obersten in bayerischen Diensten, die er aber nie antrat; mehr zog ihn die Musik an; er componirte eine Oper Armide, die selbst des berühmten Gluck (s. d.) Beifall erhielt. Von 1781 an widmete sich L. ganz dem Studium der Naturwissenschaften, errang sich den Beifall von Buffon u. Daubenton u. wurde Aufseher im Pflanzen-Garten zu Paris. Bereits hatte er sich durch seine Schriften europäischen Ruf erworben, als die Revolution ausbrach, deren begeisterter Anhänger er ward; er betrat nun die politische Laufbahn, wurde zum Mitgliede der Verwaltung von Paris erwählt, dann in die gesetzgebende Versammlung u. am 28. Nov. 1791 zu deren Präsidenten. Nach der Aufhebung der gesetzgebenden Versammlung zog sich L. zurück ins Privatleben; 1795

aber erhielt er eine Professur am Museum der Naturgeschichte, 1796 wurde er Mitglied des Instituts, 1799 des Senats, 1801 dessen Präsident, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion. Obgleich eifriger Anhänger Napoleons, rieth er am 12. Jan. 1814 zum Frieden; unter der Restauration verlor er die Kanzlerwürde, wurde dagegen am 4. Juni 1814 zum Pair ernannt; in den hundert Tagen abermals Großkanzler, wurde er nach Rückkehr des Königs den 24. Juli 1815 aus der Pairskammer ausgeschlossen, später aber, 16. März 1819, wieder dahin zurückgerufen. Am 6. Oct. 1825 starb er in seinem Sommeraufenthalte zu Epinay. — L. hat Großes in den Naturwissenschaften geleistet, deren Pflege er auch während seiner politischen Laufbahn nie vergaß; ebenso verließ ihn nie das feine gefällige Benehmen gegen Jedermann, das ihn unter Napoleons Herrschaft verschiedentlich als Schmeichler erscheinen ließ. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: L'histoire naturelle des quadrupèdes ovipares, des reptiles, des poissons, des cétacées, welche auch als Ergänzung der Oeuvres de Buffon bei der 2. von L. besorgten Auflage derselben erschienen. Ferner schrieb er: „Physique générale et particulière," Paris 1782; „Poëtique de la musique," Paris 1784. Nach seinem Tode erschien: „Les âges de la nature et histoire de l'espèce humain," Paris 1830. E. Buchner.

Lachaise (François d'Aix de), geb. 1624, Jesuit u. einflußreicher Beichtvater Ludwigs XIV., wußte sich in dieser Stellung, ungeachtet der Ränke der Montespan und Maintenon, und der Streitigkeiten der Jansenisten und Jesuiten, bis zu seinem Tode 1709 zu erhalten. Ludwig XIV. hatte ihm ein Haus und Garten, östlich von Paris, an dem Hügel Mont Louis geschenkt. Hier entstand nach L.s Tode der nach ihm benannte und durch seine vielen schönen Denkmale berühmt gewordene Kirchhof des Père L., s. unter Paris.

Lachaux-de-Fonds, s. Chaux-de-Fonds.

Lachen, ist eine, nur dem Menschen eigenthümliche, convulsische Aeußerung, welche ihren Grund in dem Gemüthszustande hat und durch eine Bewegung der Gesichtsmuskeln hervorgebracht wird, während zu gleicher Zeit Lunge, Luftröhren, Bauchmuskeln u. das Zwerchfell an der Erschütterung theilnehmen. Freude, Heiterkeit, das Gefühl vollkommenen Wohlbehagens oder die Wahrnehmung eines lächerlichen Gegenstandes sind die gewöhnlichen Ursachen des L.s. Nicht selten jedoch verräth es einen krankhaften Zustand, und steigert sich in diesem Falle zu der furchtbaren Erscheinung des Lachkrampfes, welcher bei tiefem und plötzlichen Schmerze eintritt. Ein mäßiges L. wird für heilsam gehalten; die allzuheftige Bewegung dagegen kann leicht nachtheilig werden und hat schon öfters den Tod durch Schlagfluß herbeigeführt. Bei jedem Menschen äußert sich das L. auf verschiedene Weise. Angenehme Gesichter gewinnen durch dasselbe, häßliche werden um so mehr entstellt. Eben so verschieden ist der Ton, in welchem das L. sich ausdrückt, bei Männern gemeiniglich tiefer u. schallender als bei Frauen. Man hat über die Gegenstände, welche L. hervorzubringen im Stande sind, besondere Theorien des Lächerlichen aufgestellt, wenn gleich nie in befriedigender Weise. Das Lächerliche streift hart an das Gebiet des Sittlichen und wird seiner Natur nach immer ungereimt u. tadelnswerth erscheinen müssen, so oft man es an solchen Gegenständen haften läßt, welche das Gefühl der Schonung, des Mitleids in Anspruch nehmen, oder vielleicht selbst der Verachtung preisgegeben werden müssen. Eine Modification des L.s ist das Lächeln, entweder der bloße Ausdruck des Wohlbefindens, oder von der Sitte und Wohlanständigkeit geboten, wo das L., als eine rohe Naturthätigkeit, nicht geduldet wird.

Lachesis, eine der drei Parzen (s. d.).

Lachmann, Karl, ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, geboren zu Braunschweig 1793, studirte in Leipzig u. Göttingen, wo er in Verbindung mit einigen Freunden die philologische Societät stiftete. 1815 habilitirte er sich als Docent in Göttingen, trat aber im gleichen Jahre als freiwilliger Jäger in preußische

Dienste. 1816 ward er Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg, 1818 außerordentlicher Professor an der dortigen Universität, 1825 außerordentlicher u. 1827 ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin. 1837 ertheilte ihm die Universität zu Göttingen, aus Anlaß ihrer hundertjährigen Jubelfeier, die Würde eines Doktors der Theologie u. der Rechte. Von seinen sehr zahlreichen Werken führen wir an: Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums, Berlin 1816; Ueber die ursprüngliche Gestalt des Nibelungenliedes, ebend. 1816; Auswahl aus den Dichtern des 13. Jahrhunderts, ebend. 1820; Der Nibelungen Noth, mit der Klage, ebend. 1826, n. A., ebend. 1840; Iwain 1827; Walters von der Vogelweide Gedichte, ebend. 1827; Hartmanns von der Aue Gregor vom Stein, ebend. 1838; Wolframs von Eschenbach Lieder, ebend. 1833; er übersetzte: Shakspeare's Sonette, ebend. 1820; Macbeth, ebend. 1829; Ausgaben des Properz, 2. Aufl., 1837; Catull u. Tibull, 1829; Das griechische Neue Testament, 2. Auflage, 1837, den Genesius, 1834, Terent. Maurus, 1836; der Vulgata, Berlin 1842 u. m. A.

Lachner, 1) **Franz**, berühmter Instrumental-Componist, geboren 1804 zu Krain in Bayern, Schüler von Winter u. Eisenhofer, Organist u. Kapellmeister in Wien, 1834 in Mannheim, 1836 in München, begründete seinen Ruhm durch Lieder u. Gesänge, steigerte ihn durch Oratorien (vier Menschenalter, Moses), Symphonien, Quartette u. bewährte sich als Meister in den Opern, „Alidia," 1839, „Katharina von Cornaro," 1841. — 2) L., **Ignaz**, geboren ebend. 1807, Bruder des Vorigen, war 1822 Violinist am Isarthortheater zu München, 1828 Organist an der reformirten Kirche u. Orchestermitglied des Hofoperntheaters und 1830 Kapellmeister desselben, 1831 Musikdirektor der Hofkapelle zu Stuttgart; er setzte Sonaten u. Concerte, viele Lieder, worunter: Ueberall Du rc. mit Hornbegleitung; die Opern: Der Geisterthurm, die Negerbrüder u. v. A.

Lachs oder **Salm** (salmo salar L.), ein in der See, besonders in den nordischen Meeren lebender Fisch, welcher im Frühjahre in großen Gesellschaften weit in die Ströme hinaufzieht, daselbst laicht u. dann wieder ins Meer zurückkehrt. Zuweilen bleiben jedoch auch einzelne den Winter über an tiefen Stellen in den Flüssen. Auf den Zügen gegen den Strom läßt sich der L. so leicht von keinem Hindernisse aufhalten u. überspringt selbst 4—6 Fuß hohe Wehre, indem er den Schwanz mit dem Maule faßt u. ihn dann heftig losschnellt. Er nährt sich von kleinen Fischen, Wasserinsekten u. Würmern, und kann eine Länge von 5—6 Fuß und ein Gewicht von 40—50 Pfd. erreichen. Der verhältnißmäßig kleine Kopf u. der Rücken ist schwärzlich blau von Farbe, die Seiten blau und silberfarben, der Bauch gelb u. schwärzlich punktirt. Nach seinem Alter u. nach der Zeit u. dem Orte seines Fanges erhält er verschiedene Benennungen; im ersten Jahre heißt er L.-Kind oder L.-Kunze; der jährige Sälmling; wenn er ausgewachsen u. fett ist, Weiß-L., magerer heißt Graulachs; der zur Laichzeit gefangene, wo die Männchen gelbe u. braune Flecken haben, Kupfer-L.; in der See gefangener Roth-, Meer- oder Kalbfleisch-L. Am Rheine nennt man den bis Jakobi gefangenen Salm, den später gefangenen L., u. namentlich in Schweden den, nach der Laichzeit gefangenen, Wrack-L. Nach der Gestalt seines Körpers nennt man ihn ferner Breit-L. oder Schmal-L. Der Fang des L.es ist schwierig; er geschieht mit großen, starken Ziehnetzen, durch Wehre, Gitterkästen, hölzerne Reusen, Hamen u. mit der Angel. Er hat ein zärtliches Leben, läßt sich nicht leicht lebendig verschicken und nur in Behältern in dem Strome, wo er gefangen worden, aufbewahren. Wird er jedoch, sobald er aus dem Wasser kommt, abgestochen, damit er sich ganz ausblutet, so kann man ihn, in Stroh verpackt, ziemlich weit versenden, ohne daß er verdirbt. Dagegen wird er häufig eingesalzen, marinirt, geräuchert u. getrocknet versendet. Von dem aus deutschen Flüssen ist der aus dem Rheine der beste, dann folgt der Weser-L. Der Meer-L. ist zwar fett u. fleischig, aber er hat ein rothes, bei weitem nicht so wohlschmeckendes Fleisch, als der Strom-L. Am besten sind die L.e mittlerer

Größe, von 7—8 Pfd.; die sehr großen sind weniger gut. Der See-L. wird meist eingesalzen versendet u. ist in Rußland, Schweden, Dänemark, England ꝛc. ein bedeutender Handelsartikel.

Lachter, Berglachter oder Bergklafter, ein beim Bergbaue gebräuchliches Längenmaß, dessen Größe in den verschiedenen Ländern abweichend ist.

Lack (Cheiranthus), eine beliebte Zierpflanze, welche den größten Theil des Jahres u. vorzugsweise vom April bis Mai blüht. Man unterscheidet zwei Hauptarten: 1) den Sommerl. (C. Cheiri), der in Spanien, Frankreich, England u. der Schweiz heimisch ist, in Süddeutschland da u. dort wild wachsend vorkommt u. von dem der große Stangenl. u. der englische Zwergl. Varietäten sind u. 2) den Winterl. (C. incanus), der an dem Meeresufer Südeuropa's heimisch ist u. von dem man zwei Hauptformen, den Strauchl. u. den Baum- oder Stangenl., unterscheidet. Der Sommerl. wird durch Absenker u. Stecklinge, der Winterl. nur durch Samen fortgepflanzt.

Lack heißt in der ursprünglichen Bedeutung ein milchiger Baumsaft, z. B. das Gummil.; dann eine Auflösung solcher eingetrockneten Milchsäfte, womit die Oberfläche eines Gegenstandes überzogen wird, um ihr Glanz oder ein gefälliges Ansehen zu geben (L. firnisse); endlich eine trockene Farbe, welche sich mit Gummi oder Leimwasser, oder mit Oel gut anreiben läßt u. damit gleichsam eine Milch (lac) bildet. Vgl. d. Art. Firniß u. Lackfarben.

Lack-Dye wird in Indien durch Auskochen des Gummilacks mit schwacher Sodalösung u. Niederschlagen der Abkochung mit Alaun bereitet, kommt in braunrothen Täfelchen in den Handel, enthält den Farbestoff des Gummilacks, Thonerde u. Harz u. wird als Surrogat der Cochenille gebraucht.

Lackfarben nennt man trockene, aus mineralischen u. vegetabilischen Stoffen bereitete Farben, welche sich mit Gummi- oder Leimwasser, sowie auch mit Oel gut verbinden lassen. Es gehören dazu: der rothe, blaue u. braune Karmin, der Wiener Lack, Florentiner Lack, Kugellack, das Neuroth, Neublau, Schüttgelb u. a.

Lackiren nennt man das Ueberziehen von Holz-, Metall-, Leder-, Papier-Maché- u. anderen Waaren mit einem glänzenden, erhärtenden Firniß. In früherer Zeit waren die Japaner u. Chinesen allein Meister in der Lackirkunst; in neuerer Zeit aber verstehen Engländer, Deutsche u. andere Europäer dieselbe eben so gut u. gewissermassen, besonders was den Geschmack in den unter dem Lacke befindlichen Malereien betrifft, noch weit besser. Ueber die besten Harze zu Lackfirnissen u. die Mittel, diese Harze aufzulösen s. d. Art. Firniß. Bei denjenigen Harzen, wie Bernstein u. Kopal, die man zum Flüssigmachen schmelzen muß, hat man die Wand des Schmelzungsgefäßes vor unmittelbarer Berührung des Feuers, besonders eines starken Feuers, wohl zu bewahren, wenn ein guter, reiner Lack daraus entstehen soll. Die zu lackirende Fläche muß recht glatt geschliffen u. der Firniß, den man mit guten Pinseln aufträgt, darf weder zu dünn, noch zu dick seyn. In den Lackirfabriken wird die Fläche des zu lackirenden Körpers erst mit einem farbigen Ueberzuge bedeckt u. auf diesen, wenn er gehörig trocken geworden ist, die Firnißlage gesetzt, welche die Lackirung glänzend macht. Die getrocknete Firnißlage wird durch Beihülfe eines reinen Filzes mit geschlämmtem Tripel und Baumöl geschliffen und hierauf mit einem alten seidenen Tuche und Stärkemehl trocken abpolirt. Die für die Malerei der zu lackirenden Waare bestimmten Farben sind: Umbraun, Beinschwarz, Kienruß, Neapelgelb, Berlinerblau, Smalte, Grünspan, Mytisgrün, Chromgrün, Mennige, Zinnober ꝛc.

Lackmus nennt man einen, in kleinen blauen Würfeln im Handel vorkommenden Farbstoff, der am häufigsten aus der Schlüsselflechte (Parmelia tartarea Agh.) bereitet wird. Diese Pflanze findet sich im nördlichen Europa, u. besonders häufig in Schweden, von wo man sie nach Holland zur L.-Bereitung schickt. *Der L. wird bereitet*, indem man die getrockneten und gepulverten Flechten mit *faulem Urin* und Pottasche vermengt, dieses Gemenge 3 — 4 Wochen lange an

der Luft liegen läßt, und öfter wieder mit Urin begießt, bis das Ganze eine blaue Farbe angenommen hat. Die feuchte Masse wird dann durch Zusatz von Gyps oder Kreide so fest gemacht, daß sie in Würfeln geformt werden kann, die man an der Luft trocknet. Die Schüsselflechte enthält nach Heeren eine farblose, krystallisirbare Substanz (Erythrin), welche durch gleichzeitige Einwirkung von Luft und Ammoniak (Urin ist ammoniakhaltig, s. d. Art.) in rothen Farbstoff (Flechtenroth) und später in einen blauen Farbstoff (Flechtenblau) umgewandelt wird. Dieses letztere bildet das färbende Prinzip des L. Der L. löst zum Theil in Wasser und Weingeist; in eine solche Lösung bringen Säuren (s. d.) eine rothe Färbung hervor, Alkalien (s. d.) bagegen ändern diese wieder in blau um. Wegen dieser Eigenschaft benützt man den L. in der Chemie zur Herstellung der Reagens-Papiere (s. Reagentien); außerdem dient er zum Papier- und Marmorfärben, als Kalkfarbe u. s. w. C. Arendts.

Lackritzensaft, Bärenzucker, Bärendreck, Süßholzsaft (Succus Liquiritiae) wird aus dem gemeinen Süßholz (Glycyrrhiza glabra et echinata) bereitet, indem man (besonders in Spanien u. Italien) die gewaschenen und zerquetschten Wurzeln in eigenen Anstalten, den Lackritzensiedereien, in kupfernen Kesseln mit Wasser kocht, auf Binsenkörben ablaufen läßt und zuletzt auspreßt. Der Auszug wird dann wieder in metallenen Kesseln abgedampft bis zur gehörigen Dicke, wobei er mit eisernen Schaufeln umgerührt wird; nach dem Abkühlen formt man ihn in 6—8 Zoll lange Cylinder, die nach dem Trocknen zwischen Lorbeerblättern gelagert aufbewahrt werden. Im Handel unterscheidet man spanischen und bayonner L. in kleinen Stangen, calabrischen L. mit dem Stempel „Ducca de Carigliano" und sicilianischen L., der meist mit Lorbeerblättern stark verunreinigt ist. — Der L. enthält immer etwas metallisches Kupfer oder Messing, und soll deßhalb nur im gereinigten Zustande (Succus Liquirit. depuratus) verwendet werden. Die meiste Verwendung wird von ihm in der Medizin gemacht; außerdem dient er z. B. in England und an einigen Orten als Zusatz zum Bier; der Gebrauch bei Katarrh, als Leckerei für Kinder &c. ist bekannt. aM.

Laclos, Pierre Ambroise François Choderlos de, französischer Artilleriegeneral, geb. zu Amiens 1741, trat in seinem 18. Jahre bei der Artillerie in Dienste und wurde schon das Jahr darauf Lieutenant. Als Capitain wurde er 1778 nach der Insel Aix bei Rochefort geschickt, um dort ein von den Engländern zerstörtes Fort wieder herzustellen. Beim Ausbruche der Revolution (1789) trat er als Secretär in die Dienste des Herzogs von Orleans, begleitete diesen nach England, wurde 1792, nachdem er einige Zeit den Dienst verlassen hatte, zum Gouverneur aller französischen Colonieen in Indien bestimmt, ehe er aber noch abreisen konnte verhaftet und blieb es, trotz der Bemühungen, sich durch Versuche mit einer neuen Art von Wurfgeschütz die Freiheit zu verschaffen, bis nach dem Sturze Robespierre's. Von dieser Zeit an kam er in ein ganz neues Fach, indem er als Generalsecretär der Hypothekenverwaltung angestellt wurde. Als Bonaparte Consul geworden war, und er seine obgedachten Versuche zur Zufriedenheit desselben wiederholt hatte, wurde er mit dem Range eines Brigadegenerals zur Rheinarmee geschickt, bei der er in der Artillerie diente. Von hier wurde er nach Italien versetzt, um das zweite Commando über das Belagerungsgeschütz zu führen und erhielt endlich das Commando über das Reservegeschütz der italienischen Armee unter Marmont. Nach seiner Rückkehr wurde er mit zwei besonderen Sendungen beehrt; auf sein Ansuchen erhielt er 1802 das Commando der für die Küsten von Italien bestimmten Artillerie und starb 5. October 1803 zu Tarent. L. war ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann. Mit ungemein viel Leichtigkeit und Glück wußte er in den verschiedenen, von ihm bekleideten, Posten Meister seines Gegenstandes zu werden, denn er hatte die Gabe, Alles zu umfassen. Man hat von ihm verschiedene Abhandlungen über den Krieg, über die Finanzen und über einige andere Zweige der Staatsöko-

nomie. Von den französischen Besitzungen in Indien war er sehr unterrichtet u. hatte über diesen Gegenstand die Einsichten eines wahren Staatsmannes. Das Studium der schönen Literatur hatte ihn frühe beschäftigt und seine flüchtigen Poesien sind Produkte eines lebhaften und glänzenden Genies. Sein Hauptwerk aber, das ihm wahrhaft Anspruch auf literarischen Ruhm gibt, ist seine, nur allzu getreue, Schilderung der sogenannten guten Gesellschaften in einem Roman, der von ästhetischer Seite als Meisterstück anerkannt ist, wegen verführerischer Schilderungen aber sehr getadelt wurde, unter dem Titel: **Les liaisons dangereuses, ou lettres recueilles dans une societé.** Amsterdam 1782, 4 Bde. 12. n. A. 1792, u. öfter; deutsch, Leipzig 1783, 4 Thle., 8. Frankfurt a. d. Oder 1798, 4 Thle., 8. Die Moralität seiner eigenen Denk- u. Handlungsweise rühmten Alle, die ihn kannten.

Lacondamine, s. Condamine.

Lacordaire, Heinrich, gegenwärtig neben Ravignan (s. d.) der berühmteste Kanzelredner in Frankreich, geboren am 12. Mai 1802 zu Recy bei Chatillon an der Seine, der Sohn eines geschickten Arztes in Dijon. Seine ersten Studien machte er auf dem dortigen königlichen Collége und erhielt in der Rhetorik den ersten Ehrenpreis. Mit gleich ausgezeichnetem Erfolge begann er der Rechtswissenschaft sich zu widmen. 1821 ward er Mitglied einer literarischen Gesellschaft, der auch der Dichter Brugnot u. der Geschichtsschreiber Foisset beigetreten waren, und die sich zum Zwecke setzte, in monarchischem und christlich-religiösem Geiste sich von den herrschenden Vorurtheilen der damaligen Politik u. den philosophischen Irrlehren durch ernste Wissenschaftlichkeit zu läutern. 1822 in die Reihe der Advokaten aufgenommen, begab er sich zur weiteren praktischen Vorübung nach Paris. Er arbeitete bei Guillemain, dem Rechtsanwalte am Cassationshofe, welcher ein eben so gewissenhafter rechtlicher Charakter, als auch ein eifriger Christ war. Auch hier schloß er sich einem literarischen Vereine an, an dessen Spitze der gefeierte Legitimist Berryer stand. Obgleich L. sittenrein und zurückgezogen lebte in Mitte der Verführungen einer lasterhaften Hauptstadt, so hatte er sich dennoch mancher, in der Jugend durch schlechte Lektüre eingesogenen, Vorurtheile keineswegs entledigt und von einer positiv-christlichen Ueberzeugung war er noch weit entfernt. Welch ein harter Kampf zwischen Glauben und Unglauben nun in seinem Selbstbewußtseyn begann: diese entscheidende Krisis hat er selbst meisterhaft geschildert in dem trefflichen Aufsatze: „Sur le néant,“ wo die Beängstigung und Verzweiflung in innerem Kampfe mit lebendigen Farben dargestellt wird, u welche Entwickelungsstufen sein Geistesleben zurücklegen mußte, bis der Engel des Lichtes den Sieg davontrug. Aus manchen Stellen seiner Conferenzreden leuchten einzelne Schlagschatten seines damaligen Seelenlebens in bedeutungsreichen Conturen hindurch, und wie der 15—20jährige Jüngling, der durch seine bloße Vernunft sich eine Religion construiren will, zur festen Ueberzeugung gelangte, daß die Vernunft allein nimmermehr fähig ist, die Religion selbstthätig hervorzubringen. In seiner Seele wurde der Ruf der göttlichen Gnade mit solcher intensiver Heimsuchung wach, daß in ihm der Entschluß sich befestigte, die glänzendsten Aussichten in der Magistratur und in der Advokatenlaufbahn, wozu sein ausgezeichnetes Rednertalent ihn befähigten, aufzugeben und sich dem Dienste des Altars mit voller Begeisterung rüstiger Thatkraft ganz zu widmen. Ungeachtet vielfacher Abmahnung von Seite seiner Verwandten, brachte er seiner religiösen Hingabe an den Herrn dieses Opfer. An seinem Geburtstage, dem 12. Mai 1824, trat der 22jährige junge Mann voll Glaubenseifer in das Seminär von St. Sulpiz. Nach 3jähriger Vorbereitung empfing er am 22. September 1827 die Priesterweihe. Der Erzbischof von Quelen, der in ihm das aufstrebende Talent nicht verkannte, bestimmte ihn zum Hauskaplan in dem Frauen-Kloster der Heimsuchung Mariens, auf daß er hier mit Muße der weiteren Ausbildung seines Predigertalentes obliegen sollte. Vor dem Eintritte ins Seminär wurde L. mit Lamennais (s. d.) bekannt u. dieser vermittelte für ihn die Freund-

schaft des Religionlehrers am Collége Henri IV., Salines. Als dieser zum Direktor am Collége zu Juilly befördert wurde, übernahm L. seinen verlassenen Posten. In diesem Berufe lernte er in trauriger Erfahrung das eingerissene Sittenverderbniß und den Unglauben der jungen Generation kennen, und mit tiefem Kummer schilderte er in einem merkwürdigen Aktenstücke „Mémoire sur l'état religieux et moral des etablissemens universitaires" die trostlose Lage der verkommenen Jugend, und warnte die christlichen Familienväter, da der sittliche Zustand der Universitäten also beschaffen sei, ihre Kinder einer so gefährlichen Bildungsanstalt vorbehaltlos zu überlassen. Diese Schrift scheint zugleich den ersten Impuls zur Unterrichtsfrage angeregt zu haben, welche für die Gegenwart nun eine welthistorische Bedeutung erhält. Abbé Lamennais gewann durch diese Schrift den hoffnungsvollen Verfasser lieb und suchte ihn an sich zu ziehen. Da brach 1830 die Julirevolution aus. Nachdem die Charte vom 14. August in den Artikeln 5, 7, 69 ungeschmälerte Religionsfreiheit garantirte, faßte Lamennais den Entschluß, durch Gründung einer katholisch-politischen Zeitung l'Avenir die religiöse Ueberzeugung und die Unterrichtsfreiheit von allem beschränkenden Einflusse des Staates zu entheben, und für Frankreich eine hoffnungsvolle, frei religiöse Regeneration anzubahnen. Zu dem Endzwecke verbanden sich noch mit Lamennais: L. Gerbet, de Cour, Montalembert, Daguerre, d'Ault, Dumestin, Waille. Am 15. October 1830 erschien das erste Blatt, das von nun an täglich erscheinen sollte. Bald erregte der Fortgang des Unternehmens mancherlei Anstoß und Verdacht durch die rücksichtslose Unumwundenheit in politischer, wie religiöser Hinsicht, indem unter anderen auch der Revolution in Belgien und Polen das Wort geredet, die ältere Studienweise und die demonstrative Methode der Dogmen nicht selten verhöhnt wurde und der ältere Klerus, dessen antiquirte Bildungsweise zuweilen angegriffen wurde, sich beleidigt fühlen mußte. Da die Darstellung durch einen herrlichen blühenden Styl sich auszeichnete, so wirkten dergleichen Insinuationen nur um so hinreißender. Schon im nächsten Jahre, seit der Entstehung der Zeitschrift, wurden Lamennais u. L. vor den gerichtlichen Schranken geladen, aber nach lebhafter Debatte freigesprochen. L., de Cour und Graf Montalembert eröffneten jetzt 1831 eine Schule ohne Genehmigung der Regierung, sich dabei berufend auf die Freiheit des Unterrichts, wie sie in der Charte Art. 69 ausgesprochen wird: „l'instruction publique et l'enseignement soient libres." Sie aber wurden in Anklagestand versetzt, vom Pairshofe verurtheilt zu einer solidarischen Strafe von 100 Francs an den Staat, u. die Schule wurde geschlossen. Indeß verlautete auch von Rom aus Mißbilligung u. die Besorgniß ward rege, es möchte die Kirche allzusehr in das politische Treiben der Zeitdoctrinen hineingezogen werden. Am 15. Nov. 1831 ward der Avenir geschlossen u. L., Lamennais u. Montalembert unternahmen eine Reise nach Rom, um dem heiligen Stuhl ihre Angelegenheit persönlich zur Entscheidung zu unterbreiten. Zu diesem Behufe verfaßte L. die Denkschrift. De Lamennais schien aber, halsstarrig u. rechthaberisch, dem päpstlichen Ausspruche sich nicht fügen zu wollen: deßhalb sagte sich L. von seiner weiteren Verbindung mit ihm los, kehrte im Frühjahre 1832 nach Frankreich zurück und trat wieder in seine frühere Stelle als Kaplan im Kloster zu Mariä Heimsuchung ein. Hier verfaßte L. seine Schrift: Considerations sur le système philosophique de Mr. de la Mennais publiées en 1834, worin er auch zugleich mit den dankbarsten Gefühlen für Rom sich ausspricht; dort in der Welthauptstadt der katholischen Christenheit sei er zur wahren religiösen Einsicht u. Freiheit gelangt, und drückt sein tiefgefühltes Anerkenntniß in der begeisterten Apostrophe aus: „O Rom! dieß Buch hat einer deiner Söhne, dem du den Frieden gegeben, nach seiner Rückkehr ins Vaterland verfaßt; er legt es hin zu deinen Füßen, als einen Beweis seines Glaubens." Während so L. voll Demuth sich mit der Kirche versöhnte, brach de Lamennais, der moderne Tertullian, durch seine Paroles d'un croyant mit der Kirche u. trennte sich von dem Centralpunkte der katholischen Einheit. Wie früher mit der Feder, so

verherrlichte jetzt L. den katholischen Glauben durch das salbungsvolle und geistreiche Wort auf der Kanzel. Der Glanzpunkt seines Wirkens ist von nun an die Kanzelberedtsamkeit. In der Kirche des Collége Stanislaus begann er am 19. Januar 1834 den ersten Cyklus seiner Predigten, u. man erzählt, daß Berryer u. Chateaubriand, als sie vor Menschengewühl nicht mehr in die Kapelle eintreten konnten, durch das Fenster eingestiegen seien, um seinen Vortrag anhören zu können. Der Erzbischof von Quelen erließ an ihn die ehrenvolle Einladung, in seiner altehrwürdigen Kathedrale für 1835 und 1836 die Conferenzreden abzuhalten u. der große Zulauf des Publikums u. der sichtliche Erfolg gedeihlicher Wirksamkeit erfreute den Prälaten so sehr, daß L. zum Ehrendomherrn von Notre Dame ernannt wurde. Seine Demuth vermeinte, noch nicht tief genug in die theologischen Studien allseitig eingedrungen zu seyn, auch sehnte er sich von seiner isolirten Stellung hinweg, um einer religiösen Genossenschaft sich anzuschließen. Er begab sich nach Rom, erkannte immer mehr das Recht u. die heilsame Verpflichtung des heiligen Stuhles, womit er sich den modernen Angriffen der philosophischen Doctrinen widersetzte, widerrief feierlich manche gewagten früheren Behauptungen im Avenir u. veröffentlichte, als eine Frucht gereifterer Lebenserfahrungen: Lettre sur le sainte siége, 3. Ausg., Paris 1844 (übersetzt ins Deutsche von Guido Görres, Regensburg 1838). Nachdem er zugleich in einem Dominicanerkloster in Rom ascetische Uebungen vorgenommen hatte, reifte in ihm der Entschluß, in den Prediger-Orden zu treten. Im Jahre 1837, nach einem 1½jährigen Aufenthalte in Rom, kehrte er nach Frankreich zurück, um mit dem französischen Episkopate den Plan zu besprechen, den Prediger-Orden wieder in Frankreich einzuführen. Auf Einladung des Bischofs von Metz hielt er, unter allgemeinem Zulaufe selbst der deutschen Rheinländer, Conferenz-Reden, begab sich gegen Ende des Jahres 1838 zum dritten Male nach Rom, um mit dem Generale der Dominicaner die angeknüpften Unterhandlungen fortzusetzen. Am 12. April 1839 trat er in dem Kloster della Quercia bei Viterbo das Noviziat an, legte das Ordensgelübde ab, u. schrieb im Mai 1839: Mémoire pour le retablissement en France de l'ordre des frères-prêcheurs, Paris 1844, 3. Ausgabe, worin er die klösterlichen Vereine in Beziehung auf Natur, Politik u. sociale Vortheile beleuchtete. Er widerlegte am Schlusse mit stringenten historischen Beweisen die gangbare geschichtliche Unwahrheit, daß die Einführung der Inquisition den Dominicanern aufgebürdet werde. Im Kloster der heiligen Sabina begann L. 1840 einige französische Dominicaner um sich zu versammeln, zu denen sich bald mehre Novizen zugesellten. Er hielt ihnen theologische Vorlesungen und bearbeitete das Leben des Ordensstifters, das er bei seiner Rückkehr nach Frankreich vollendet herausgab: Vie de S. Dominique 1841 (ins Deutsche, Landshut 1844, übersetzt). Ueber diese schriftstellerische Arbeit bezeugte ihm der Ordensgeneral Lipoletti die schmeichelhafteste Anerkennung, mit Worten: „j'admirais l'éloquence d'or et l'onction sainte, que characterisent si particulièrement le genie propre de l'écrivain.“ Durch den Erzbischof von Paris geschah am 18. Februar 1841 in der ehrwürdigen Metropole von Notre Dame die Inauguration des Prediger-Ordens, und L. hielt bei dieser Feierlichkeit die meisterhafte Predigt „sur la vocation de la nation française“, worin er den Hauptgedanken durchführte: in den Schreckenstagen der Revolution habe das französische Volk sich schwer versündigt an dem Berufe: die Stütze der katholischen Kirche zu seyn; indeß sei es seit den Tagen des Concordats eifrig bestrebt, durch die glorreichen Werke glaubensvoller Liebe u. christlicher Begeisterung die früheren Frevel wieder zu sühnen. Eigenthümlich ist der Beredsamkeit dieses genialen Mannes, daß er weniger aus Schrifttexten beweiset, auch auf die speziellen Dogmen u. Geheimnisse der katholischen Kirche nicht demonstrativ begründend eingeht, sondern absichtlich nur die grundlegenden Voraussetzungen feststellen u. überzeugend aufbauen will, um dann, gleichsam von diesem Vorhofe aus, um so sicherer in das Innere der katholischen Lehre mit Nutzen

einführen zu können. Für das religiöse Bedürfniß der Gegenwart scheint auch dieser Weg ganz zweckdienlich zu seyn; denn die schlechte Philosophie hatte bisher im Lande furchtbar u. verheerend gehaust, die edelsten Keime altväterlicher Gottesfurcht zertreten: durch die Vernunft sucht nun zuerst L. sein Volk wieder zur Anerkennung des christlichen Glaubens zurückzuführen. Dem eklektischen Rationalismus der philosophischen Schule Cousin's, die sich einen breiten Boden bereits errungen zu haben scheint, mußte L. vorzugsweise entgegen wirken, und mit Bewunderung gelangt man zu der Anerkenntniß, daß er mit staunenerregender Gewandtheit diese hochmüthige Philosophie in ihre Gränzen zurückzudrängen weiß. Die tiefsten Abstraktionen werden mit seltener Klarheit u in geistreicher, dialektischer Entwickelung dem Verstande und dem Herzen seiner Zuhörer nahegelegt. Die erhabensten christlichen Wahrheiten werden in einer leicht u. gefällig dahinströmenden Wohlredenheit u. in so reichgegliedertem logischen Zusammenhange vorgetragen, daß Erkenntniß, Gefühl u. Wille harmonisch sich angesprochen fühlen müssen u. eben deßhalb zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft hinleiten. Hiezu kommt noch die Macht seines äußeren Vortrages; die Aktion ist edel und erhaben; die Mimik feurig u. so vielseitig ausgebildet, daß alle einzelnen Eindrücke der Seele gleich einem Spiegel klar widerstrahlen. Sein Sprachorgan so geschmeidig u. ganz in seiner geistigen Gewalt stehend, daß er rührend u. sanft die sittlichen Ermahnungen ans Herz spricht; dagegen lebhaft u. in gewaltigem Strome sich ergießt, wenn er die Gottlosigkeit, die böse Leidenschaft u. falschen Grundsätze angreift u. siegreich niederdonnert. Um seinen Lehrstuhl drängen sich die höchsten Würdenträger in Kirche u. Staat; eine heilsbegierige Jugend lauscht seinen flammenden Worten, da es bekannt genug ist, wie er selbst in seiner Jugend alle Stufen einer heidnisch gewordenen Geistesrichtung durchgekämpft und den Jammer u. die Trostlosigkeit des Unglaubens bitter genug gekostet hatte. Um der kirchlichen Beredsamkeit eine hoffnungsreiche Zukunft zu bereiten, suchte er mehre Predigerschulen einzurichten, z. B. 1842 im Dominikanerkloster zu Metz, 1844 zu Grenoble u. s. w, u. er selbst ist unermüdlich, in verschiedenen Hauptstädten Frankreichs: Paris, Bordeaux, Lyon, Grenoble, Nancy, Metz, durch Conferenzreden den katholischen Glauben als die einzig wahre Grundlage ächter socialer Beglückung darzulegen u., im Gegensatze seiner praktischen Universalität, die träumerischen Utopien der Simonisten, Socialisten u. Communisten in ihrer Unhaltbarkeit nachzuweisen. In der Paulskirche zu Lüttich hielt er erst in diesem Jahre während der Fastenzeit von Februar bis April 1847 seine Konferenzreden, welche sich mit einzelnen Dogmen, Dreieinigkeit, Schöpfung, Erlösung, Eucharistie, Nothwendigkeit der Religion u. einer Autorität speziell beschäftigen, indeß die früheren Reden mehr die Präliminarien der Offenbarungstheorie im Allgemeinen entwickeln. Die vielseitigsten Materien kommen hier zur Sprache: 1835 die Autorität der Kirche; 1836 Schrift, Tradition, Vernunft u. Glaube; 1843 die Wirkungen der katholischen Kirche auf die Intelligenz; 1844 die Tugenden der Demuth, Keuschheit u. Nächstenliebe; die Wirkungen der katholischen Kirche auf das gesellige Leben (Familien u. Vermögen); 1845 das Leben Jesu Christi, mit besonderer polemischer Beziehung auf die rationalistische u. mythische Entstellung u. s. w. Deutsche Uebersetzungen der Reden L.s haben wir von Smets, Schröteler, Lutz u. Beisel. Biographisches über ihn geben: Abbé du Bois als Prolog zu den Conférences de notre Dame de Paris, Louvain 1845; endlich Lorain Biographie historique du L., Lüttich 1847. Cm.

Lacroix, Sylvestre François, berühmter Mathematiker, geboren 1765 zu Paris, Schüler von Monge, der ihm 1782 die Professur der Mathematik an der Marineschule zu Rochefort verschaffte. 1786 wurde L. als Condorcet's Ersatzmann nach Paris berufen, erhielt 1787 den akademischen Preis, kam im selben Jahre an die Militärschule u., nach deren Auflösung, 1788 an die Artillerie-Schule in Besançon; 1793 wurde er Examinator der Artillerie-Zöglinge, 1794 Kanzleidirektor bei der Commission zur Reorganisation des Unterrichtes; dann

lehrte er an der Normalschule, wurde Professor an der Centralschule und 1799 an der polytechnischen Schule, im selben Jahre aber, den 25. Mai, Mitglied der Akademie. Bei der Wiederherstellung der Universität 1809 wurde L. Professor an derselben und Dekan der faculté des sciences; 1815 wurde er Professor am Collége de France, 1821 aber legte er alle Stellen nieder, bis auf letztere Professur, die er bis zu seinem Tode, den 24. Mai 1843 beibehielt. Stets hat sich L. von aller Politik ferne gehalten; die größten Verdienste erwarb er sich um den Unterricht in der Mathematik, theils durch seine mündliche Lehre, theils durch seine zahlreichen, weit verbreiteten Lehrbücher. Sein wichtigstes Werk ist: „Cours de mathématique," 9 Bde., Paris 1797—1816, dessen einzelne Theile mehrfache Auflagen erlebten u. in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. E. Buchner.

Lacrymae Christi (Thränen Christi), ein am Fuße des Vesuv wachsender, rother, feuriger Wein, welcher aus dem, aus den halbgewelkten Trauben von selbst, oder nur mittelst eines leichten Druckes ausfließenden Safte bereitet wird. Die Weine von Ischia, Nola u. Pozzuoli kommen meist auch unter diesem Namen in den Handel.

Lactantius, 1) Lucius Cölius Firmianus, war, wie er selbst sagt, früher Heide u. trat erst später, ohne Zweifel noch vor der diocletianischen Christenverfolgung (303), zum Christenthume über. Er erhielt seine Bildung in der Schule des Arnobius zu Sina, weßhalb Einige ihn für einen gebornen Afrikaner halten, während Andere aus dem Namen Firmianus auf eine italische Abkunft (von Firmium im picentinischen Gebiete) schließen. Er lehrte früher (nach Hieronymus) in Nikomedien die Rhetorik, entsagte später diesem Amte und wendete sich zur Schriftstellerei. Da die Christen nicht nur mit Feuer u. Schwert von den Kaisern verfolgt, sondern auch von den heidnischen Gelehrten mit den Waffen der Wissenschaft, des Witzes u. Spottes angegriffen wurden, so fühlte L. sich aufgefordert, gegen so viele schwere Unbilden die Vertheidigung der gehaßten und geschmähten Religion zu übernehmen, um so mehr, als dabei, wie er beobachtet zu haben glaubte, wenigstens theilweise Unkenntniß derselben u. schwere Mißverständnisse zum Grunde zu liegen schienen. In der Folge zog ihn K. Konstantin an seinen Hof nach Gallien u. machte ihn zum Lehrer u. Erzieher seines Sohnes Crispus, was schwerlich vor 312 fallen kann. Weitere Angaben über sein Leben u. über seinen Tod fehlen uns. Man vermuthet, daß er in Gallien, u. zwar in der kaiserlichen Residenz Trier, um 330 gestorben sei. L., dieser christliche Cicero, stand an gründlicher Gelehrsamkeit u. Feinheit der Bildung unter den Gelehrten seiner Zeit oben an, lebte in freiwilliger Armuth u. wird von dem Bischofe Eucherius von Lyon zu Denen gezählt, die sich Gewalt angethan haben, das Himmelreich zu erringen. Er entfaltet (sagt Möhler) in seinen Schriften im Allgemeinen eine Gründlichkeit u. ein Maß theologischer Kenntnisse, wie man sie kaum erwarten möchte. Wärme der Empfindung, Geistesfülle u. Klarheit des Bewußtseyns drückt sich in allen seinen literarischen Produkten ab. Er trägt Alles in einer lichten, bedachtsamen, wohlgeordneten Sprache vor. An Regelmäßigkeit u. Reinheit des Styls, an Schönheit u. Eleganz der Darstellung, übertrifft er fast alle Väter des christlichen Alterthums. „In der Exposition der eigenthümlich christlichen Lehrsätze im Einzelnen treffen wir in Mitte gelungener philosophischer Entwickelungen, wie bei anderen Schriftstellern dieser Richtung, manche Mißgriffe, irrige Ansichten u. Halbheiten" (Möhler). Unter seinen uns erhaltenen Schriften stehen seine „Institutionum divinarum libri septem" oben an, eine umfassende Apologie des Christenthums, wodurch der Verfasser den Menschen, welche, durch ihre Schuld irre gegangen, den Weg zur Wahrheit nicht mehr zurückfinden, denselben zeigen u. zugleich jene, welche bereits bei ihr angelangt sind, darin befestigen will. L. faßt den Endzweck unseres Daseyns kurz so zusammen: „darum ist die Welt geschaffen worden, damit wir geboren werden; wir werden geboren, damit wir den Schöpfer der Welt u. unserer selbst erkennen; wir erkennen ihn, damit wir ihn verehren; wir verehren ihn, damit wir als Lohn

der Anstrengung die Unsterblichkeit empfangen, weil die Verehrung Gottes die höchste Anstrengung erfordert; darum werden wir mit der Unsterblichkeit belohnt, damit wir, den Engeln ähnlich, dem höchsten Vater u. Herrn auf immerdar dienen u. Gott ein ewig dauerndes Reich bilden: das ist der Inbegriff aller Dinge, das Geheimniß Gottes, das Mysterium der Welt." — Wir haben von den Werken des L. über 100 Ausgaben; die besten darunter sind von Thomasius, Antw. 1570, 1587, Paris 1589; Isäus, Cäsena 1646, Rom 1650; Th. Spark, Orf. 1684; Cellarius, Leipz. 1678; Walch, Leipz. 1715; Heumann, Gött. 1736; Bünemann, Lpz. 1739; Le Brun u. Lenglet du Fresnoy, Paris 1748; N. Xaver, Rom 1754 f. Die neueste Ausgabe besorgte Fritzsche, Lpz. 1842 f. Eine Uebersetzung der Inst. besorgte Hergt, Quedlinb. 1787 (mit neuem Titel 1818). n. — 2) L., Placidus, ein lateinischer Grammatiker aus ungewissem Zeitalter, wahrscheinlich aus der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. Gemeiniglich hält man ihn für identisch mit dem Lutatius, einem christlichen Sprachlehrer des 6. Jahrhunderts, der einen Commentar über des Statius Thebais geschrieben hat. Von ihm ist ein kurzer prosaischer Auszug aus den Metamorphosen Ovid's, den man in verschiedenen Ausgaben dieses Dichters entweder besonders, oder als Inhaltsanzeige der einzelnen Bücher antrifft. Auch hat sie van Staveren seinen Mythographen einverleibt mit Anmerkungen von Muncker.

Ladenberg, 1) Johann Peter von, k. preußischer geheimer Staatsminister, geboren den 15. August 1768 zu Magdeburg, wurde von seinem Vater, der dort Kaufmann war, ebenfalls für dieses Geschäft bestimmt, studirte indessen seit 1787 zu Halle die Rechte und Kameralwissenschaften und durchlief dann schnell die ersten Dienststufen. Vom Jahre 1795 an Kriegs- und Domainenrath in Ansbach, wurde er 1806 zum Direktor der Kammer in Byalistock ernannt, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder versetzt und 1809 Regierungsdirektor in Potsdam. Im Jahre 1810 wurde er zum Direktor der Section für direkte und indirekte Abgaben ins Finanzministerium, 1817 zum Direktor der neu organisirten Generalcontrolle und 1820 des Schatzministeriums berufen. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er, nachdem er bereits 1817 in den Adelstand erhoben worden war, 1823 Chef der Oberrechnungskammer, 1825 wirklicher geheimer Rath und Chef der Generalcontrolle, bis zur Aufhebung dieser Behörde im Jahre 1826. Hierauf wurde er 1835 Chef der gesammten Domainen-, Forst- u. Jagdverwaltung, als einer selbstständigen Verwaltung des Hausministeriums, und 1837 geheimer Staatsminister. Am 26. November 1839 feierte er sein Dienstjubiläum und erhielt am 14. November 1842 auf wiederholtes Ansuchen seine Entlassung. Seit dieser Zeit lebt er in Berlin im Kreise seiner Familie. Zur Feier seines Dienstjubiläums errichteten die Forstbeamten die L.sche Stiftung zur Erziehung unbemittelter Söhne von Forstbeamten, welche L. durch eine nahmhafte Summe aus seinem Privatvermögen unterstützte. — 2) L. (Adalbert von), Sohn des Vorigen, königlich preußischer wirklicher geheimer Oberregierungsrath, Mitglied des Staatsraths u. Direktor im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, wurde den 18. Februar 1798 zu Ansbach geboren u. mußte, wegen der öfteren Versetzungen seines Vaters, seine oft unterbrochene Schulbildung durch eigenen Fleiß ergänzen, bis er sie von 1810 — 13 auf dem Friedrich-Wilhelms Gymnasium zu Berlin vollendete und, nach bestandenem Abiturienten-Examen dem Aufrufe des Königs im Jahre 1813 folgend, als Freiwilliger in das Gardedragoner-Regiment eintrat, aus welchem er 1815 als Secondelieutenant austrat. Nach in Berlin, Heidelberg und Göttingen zurückgelegten Studien der Rechte und Kameralwissenschaften trat er 1818 als Auscultator in den preußischen Staatsdienst, wurde, nach verschiedenen Anstellungen, im Jahre 1824 Regierungsrath u. Justizrath in Köln, im Jahre 1830 Oberregierungsrath, erst in Königsberg, dann in Merseburg und im Jahre 1834 Präsident der Regierung in Trier. Im Jahre 1839 wurde er, auf besonderen Wunsch des Ministers von Altenstein, zum Direktor in dessen Ministerium be-

rufen, zum wirklichen geheimen Oberregierungsrathe und darauf zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt. Nach Altensteins Tode verwaltete er das Ministerium desselben vom 14. Mai bis zum 22. October 1840, wo dasselbe an den Minister Eichhorn überging. Seitdem ist er Direktor in des Vorgenannten Ministerium der protestantisch-geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, und verbindet damit seit 1841 die Stelle eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten an der Universität zu Berlin. Als Schriftsteller hat er, jedoch ohne seinen Namen, während seiner dienstlichen Stellung in den preußischen Rheinprovinzen zwei brauchbare Bücher, die „Uebersicht der preußischen und französischen Hypothekenverfassung" (Köln 1829) und „Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen" (3. Aufl. Köln 1842) verfaßt. In seinen Amtsverhältnissen ist L. ein Mann von großer Diensttreue und Hingebung für die Ehre seines Staates, achtbarer Vertreter der wissenschaftlichen Interessen und kenntnißreicher Freund des Schönen in der Natur und Kunst; im Umgange zeigt er sich liebenswürdig und human. wR.

Ladislas, Name mehrer Könige von Ungarn, aus dem Stamme der Arpaden. 1) L. der Heilige 1077—95, ein kräftiger, tapferer König. Er schlug die Kumanen zu wiederholten Malen u. tödtete ihren Anführer Akos im Zweikampfe. Kroatien hat er mit Ungarn vereinigt; viele Klöster theils gestiftet, theils dotirt; die Bisthümer Agram und Großwardein hat er gegründet. Den deutschen Fürsten, die für den Papst gegen Kaiser Heinrich IV. standen, bot er 20,000 Reiter zur Hülfe an. Die ungarischen Chronisten behaupten, daß nach dem Tode Hermanns von Lothringen, die Gegner Heinrichs IV. L. zum Gegenkönige wählen wollten, dieser aber die Wahl abgelehnt habe. Er wurde kanonisirt durch Papst Cölestin III. im J. 1198. — 2) L. II. stürzte seinen Neffen Stephan III. vom Throne 1161, starb aber schon nach sechsmonatlicher Regierung 1162. — 3) L. III., genannt das Kind, wurde, dreijährig, noch als sein Vater Emrich lebte, gekrönt. Als Emrich starb 1201, wurde Andreas, des Verstorbenen jüngerer Bruder, Vormund L. III. Aber die Königin Wittwe, Konstanze von Aragonien, mißtraute dem Vormund u. floh nach Oesterreich sammt dem Sohne. Leopold von Oesterreich zog das Schwert, allein bevor der Krieg ausbrach, starb L. III., nachdem er beiläufig sechs Monate König gewesen, 1202. — 4) L. IV., genannt der Kumane, wegen seiner Vorliebe für dieses Volk 1272—90. Er stand mit Kaiser Rudolph gegen Ottokar von Böhmen, sowohl im ersten, als auch im zweiten Kriege. In der Schlacht an der Laa fochten 20,000 Ungarn und Kumanen mit; König L. war selbst zugegen. Er wurde von seinen Lieblingen, den Kumanen, erschlagen. — 5) L. V., der Spätgeborene (Posthumus) 1445—57, Sohn Kaisers Albrecht II., als König von Ungarn Albrechts I. L. kam nach des Vaters Tode zur Welt 1440. Die Mutter ließ ihn krönen, aber die Mehrzahl der Ungarn wählte Wladislaw von Polen zum Könige 1440. Vier Jahre währte der Bürgerkrieg, bis Wladislaw in der Schlacht bei Varna gegen die Türken blieb 1444. Dann wurde L. allgemein als König anerkannt. Aber seine Mutter war gestorben und er in der Vormundschaft Kaiser Friedrich IV. Dem Reiche stand also Johann Hunyadi als Gubernator vor 1444—52 (s. Johann Hunyadi). Als der junge König durch die Oesterreicher 1452 der Vormundschaft entnommen ward, war er noch zu jung, um die Verwaltung seines Landes selbst zu führen; es verwaltete also: Oesterreich Ulrich Cilly u. später Eyzinger, Böhmen Georg Podiebrad, Ungarn Johann Hunyadi. In diese Zeit, 1452—56, fallen abermals große Siege Hunyadi's über die Türken. Nach dem Tode desselben wurde Ulrich Cilly, der Todfeind des Hauses Hunyadi, durch Anhänger der Hunyadi's zu Belgrad ermordet 1456. Der König gelobte zwar den beiden Söhnen Hunyadi's (s. L. Hunyadi u. Matthias Corvinus) Verzeihung des Geschehenen, ließ aber dennoch bald darauf L. Hunyadi enthaupten; Matthias führte er als Gefangenen mit sich nach Prag zur Vermählung mit Magdalena, Tochter Karls VII., Königs von Frankreich, aber früher noch starb der junge König nach 27stündiger

Krankheit: nach der Vermuthung jener Zeit an Gift, wahrscheinlich aber an einer Gedärmeentzündung. Mailáth.

Ladoga-See, der größte Landsee im europäischen Rußland u. überhaupt in Europa, zwischen den Gouvernements St. Petersburg im Süden, Olonetz im Osten u. Wiborg im Norden u. Westen, ist 25 Meilen lang, 15 Meilen breit u. hat einen Flächenraum von fast 300 □ Meilen. Er nimmt eine bedeutende Menge Flüße u. Flüßchen (gegen 70) auf, von denen aus dem Gouvernement St. Petersburg der 1000′ breite Wolchow (durch den er mit dem Ilmensee verbunden ist), der Siast u. a., aus dem Gouvernement Olonetz der Swir (Abfluß des Onega-See's), die Olonka u. a., und aus dem Gouvernement Wiborg die Wuora (Abfluß des Saimasee's) besonders zu merken sind. Er fließt durch die 8 Meilen lange Newa in den finnischen Meerbusen ab, hat viele Busen, Vorgebirge, Klippen, Sandbänke u., auf ihm selbst herrschen häufige Wirbelwinde u. Strömungen. Deßhalb ist er schwer zu befahren u. Peter der Große ließ aus diesem Grunde den L.-Kanal 1719 anfangen, welcher 1739 vollendet wurde, 70′ Breite, 7—10′ Tiefe u. 32 Schleusen hat, durch den Wolchow und mehre kleine Flüsse gespeist wird u. von Schlüsselburg über Neu-L. bis zur Mündung des Swirflusses (südwärts vom L.-S.) nach einer Länge von 104 Wersten aufhört. Auf seinen zahlreichen Graswerdern u. Inseln (Kari, mit Marmorbrüchen, Aresaan, Manizu mit 117 Höfen u. a.) gibt es viele Seehunde u. er selbst ist voll schmackhafter Fische. Der L.-Kanal steht mit dem kaspischen und weißen Meere durch künstliche Wasserstraßen in Verbindung und ist daher für Rußland von großer Wichtigkeit. Bei niedrigem Wasserstande pumpen täglich zwei Dampfmaschinen 15,000 Kubikfuß Wasser zu seiner Speisung. Zwischen ihm u. dem L.-S. am Wolchow liegt die russische Kreisstadt Nowaja-Ladoga, mit 3000 Einwohnern, 1701 gegründet u. im Süden dieser Stadt der Flecken Naroi-Ladoga mit 50 Häusern. wR.

Ladronen oder **Diebsinseln**, auch **Marianen**, heißt eine Inselgruppe im australischen Ocean zwischen 13 u. 20° nördlicher Br. u. 161—164° L., bestehend aus 16 — 20 Inseln, welche größtentheils vulkanisch sind. Feuerberge sind auf einigen noch jetzt thätig. Bewässerung ist hinreichend vorhanden; das Klima gemäßigt, der Boden meist fruchtbar, die Vegetation reich an mannigfaltigen Tropengewächsen, vorzüglich Palmen u. Feigenbäumen. Reißende u. giftige Thiere gibt es nicht; einheimisch sind ursprünglich nur Ratten, Vampyre, Hühner, Enten, Amseln, Papageyen, Strandläufer, Wasserhühner, grüne Eidechsen, Schildkröten, große schwarze Ameisen, Muskitos u. s. w. Eingeführt wurden: Rindvieh, Pferde, Esel, Schweine, Ziegen, Schafe u. Katzen. Von Mineralien ist fast Nichts bekannt. Die jetzt fast ganz ausgestorbenen Ureinwohner malaischen Stammes besaßen ziemliche Cultur. Die Sprache war sanft, wohlklingend u. reich an Wörtern. Religiöse Begriffe waren nur höchst schwache vorhanden. Die jetzige Bevölkerung, gegen 6000, besteht aus Spaniern u. Einwanderern von den Philippinen und aus Peru, die sich unter einander innig vermischt haben. Die herrschende Religion ist die katholische. Handel wird wenig getrieben. Die Inseln bilden ein Gouvernement unter Aufsicht des Vicekönigs von Manila; die Verwaltung ist ganz spanisch. Vortheile zieht die Regierung von dieser Colonie nicht. Nur als Zwischenstation für die Fahrt nach Amerika ist sie wichtig. Entdeckt wurden die L. 1521 durch Magelhaens u. erhielten ihren Namen (Diebsinseln) von der Neigung der Bewohner zu Diebereien. 1668 wurde das Christenthum eingeführt; 1680 nahmen die Spanier die Inseln in Besitz. Kriege und Krankheiten haben die Ureinwohner, gegen 100,000, allmälig vertilgt. Die wichtigsten Inseln sind: Guajan mit den Häfen Umata u. San Luis und der Stadt S. Ignazio de Aganna, dem Sitze des Gouverneurs; ferner Zarpana Tinian mit merkwürdigen Ueberresten des Alterthums; Saypan und Assumcion oder Songsong, ein einziger, 8500′ hoher schwarzer Pik.

Ladung 1) die zu einem Schuße erforderliche Pulvermenge, siehe Patro-

— 2) Die zum Abfeuern eines Geschützes oder Gewehres erforderliche, dem Abfeuern vorangehende Handlung, die in dem, nach gewissen Vorschriften erfolgenden, Hineinbringen der nöthigen Stoffe in das Geschütz oder Gewehr besteht. — 3) Die Last, die ein Fuhrwerk oder Schiff trägt, mit Rücksicht auf die gehörige Vertheilung derselben: bei ersterem nach Größe u. Stärke des Wagens, sowie nach Anzahl u. Kraft der Pferde, bei letzterem nach Verhältniß der Tragkraft des Fahrzeuges. L.s-Certificat nennt man die Bescheinigung, welche eine Obrigkeit in Kriegszeiten einem Schiffer ausstellt, daß die in seinem Schiffe geladene Waare neutrales Eigenthum ist und daß sich keine Kriegskontrebande darunter befindet. Der Schiffer muß, um dasselbe zu erhalten, diese Eigenschaft seiner L. beeidigen. — 4) Siehe Criminalprozeß.

Lady 1) in England ursprünglich der Titel der Gemahlinnen der Lords u. derjenigen Staatsbeamten, denen ihr Amt Sitz im Oberhause gibt; im gewöhnlichen Leben wird indessen dieser Titel auf alle Frauen u. Töchter des Adels u. der gebildeten Stände ausgedehnt. — 2) L. heißt auch ein bunter Wollenzeug zu leichten Frauen- u. Mannskleidern, Mänteln u. s. w., der eigentlich dem ungeköperten Flanell sehr nahe kommt u. in England, Frankreich und den Niederlanden, sowie in ganz Deutschland gefertigt wird. Man hat die L. glatt, gemustert und quadrillirt.

Lächerlich nennt man, was unwillkürlich zum Lachen (s. d.) reizt. Ueber den Grund des L.en gibt es eine Unzahl von Erklärungen, deren jede zwar gewisse Merkmale enthält, keine aber erschöpfend erscheint, wohl auch kaum erscheinen kann, weil sich nichts Entgegengesetzteres auffinden läßt, als die Dinge, worüber gelacht wird. Bei genauerer Untersuchung ergibt sich, daß fast alle Erklärungen, die wir besitzen, mehr oder minder sich auf die aristotelische stützen, die das L.e als eine besondere, jedoch weder schmerzliche, noch verderbliche, Verirrung u. Häßlichkeit bezeichnete, oder auf die von Kant, der es die in Nichts sich auflösende gespannte Erwartung nannte. — Um über die Beschaffenheit des L.en zur Klarheit zu gelangen, ist zuvörderst zu bemerken, daß es eine Intelligenz voraussetzt, sowohl von Seite des Lachen Erregenden, als des Lachenden. Es gehört also dem Menschlichen ausschließlich an u. kann auf vernunftlose Wesen nur durch deren Personifizirung übertragen werden. Jene Intelligenz erzeugt nun ein Doppelverhältniß, indem sie bei dem Lachen Erregenden eine unerwartete u. freie, auf individuelle Weise gebildete Umkehr der natürlichen Verhältnisse, d. i. einen Gegensatz von dem, was seyn sollte, und dem Gegentheile einen Contrast des Wesentlichen u. seiner Erscheinung, kund gibt u. diese Umkehr, welche keineswegs nothwendig absichtlos zu seyn braucht, von der Intelligenz des Lachenden angeschaut, und in ihrem eigenen Widerspruche erkannt wird. Es ist daher eine richtige Bemerkung, daß, wenn man über sich selbst lacht, dieß nie in dem Augenblicke geschieht, wo die erwähnte Umkehr Statt findet, sondern immer später, wenn die eigene Erkenntniß derselben, das Auffassen des eigenen L.en hinzutritt, folglich ein Doppelverhältniß gleichsam in der eigenen Person sich einstellt. Dieses Erkennen setzt mithin eine Ueberlegenheit voraus; da solche aber der Qualität und Quantität nach sehr verschieden seyn kann, so begreift man unschwer, weßhalb sowohl die Auffassung des L.en, wie dessen Wirkung, nicht überall gleich u. auf Personen in dem Grade geringer ist, je mehr diese sich vergeistigt haben. Ferner folgt aus dem gewöhnlichen Ursprunge des Lachens, der ein Zustand der Fröhlichkeit ist, daß im L.en weder körperliche Unvollkommenheiten berührt, noch ernste, vernünftige und sittliche Interessen des Menschen verletzt werden dürfen. Denn in beiden Fällen würde das reine Wohlgefallen, welches die Anschauung jener Umkehr natürlicher Verhältnisse erregen soll, aufgehoben u. den Belachten Kränkung oder Schmerz zugefügt werden; mithin kann hier auch von dem schadenfrohen u. verhöhnenden Lachen, wie von dem der Verzweiflung u. dergleichen die Rede nicht seyn. Aus dem Gesagten würde sich nun ergeben, daß l. sey: was ein fröhliches Lachen erregt oder dazu anreizt, indem eine freie u. unerwar-

tete Umkehr natürlicher Verhältnisse an einem Anderen anschaulich wahrgenommen wird.

Lähmung (Paralysis) ist die Beraubung des Gefühles u. der freiwilligen Bewegung eines oder sämmtlicher Glieder des Körpers. Sie erhält den Namen Apoplexie, sobald sie allgemein ist; Hemiplegie, wenn sie bloß eine Seite; Paraplegie, wenn sie nur die unteren Extremitäten trifft. Alles, was die Mittelpunkte der Nerven, besonders das Gehirn, erregen kann, wie alkoholhaltige Getränke, heftige Leidenschaften, zu lange anhaltende geistige Arbeit, Ueberfluß an Blut, führt endlich L. herbei. Man behauptet, daß die Männer der L. mehr unterworfen seien, als die Frauen.

Laeken, Laken, ein Dorf in Belgien, in Südbrabant, nördlich von Brüssel, wohin schöne Alleen führen, mit einem königlichen Lustschlosse (erst Schönberg genannt u. 1784 für den österreichischen Statthalter in den Niederlanden erbaut, in welchem Napoleon zuweilen und besonders vor dem russischen Feldzuge 1811 wohnte) und einem sehenswerthen Garten u. Parke, Kattunfabrik u. 1580 Einwohnern. — Hier ein Gnadenbild, u. auf dem Gottesacker die als „Norma" von Geefs gearbeitete schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran. wR.

Lälius, ein römisches Patriciergeschlecht, von welchem die Familien Archelaus u. Balbus abstammen. Wir führen daraus an: 1) Cajus L., mit dem Beinamen Sapiens (der Weise), Freund u. Legat des älteren Scipio Africanus u. Anführer der römischen Flotte in Spanien im 2. punischen Kriege (s. d.). Er half dem Scipio Carthagena erobern, blieb darin Befehlshaber, bekriegte mit Massinissa den Syphax, eroberte dessen Land u. nahm ihn gefangen. 190 vor Chr. begleitete er das Consulat. — 2) Cajus L., Enkel des Vorigen und Freund des Scipio Aemilianus, Schüler der beiden Stoiker Panätius u. Diogenes, war im Jahre 140 v. Chr. Consul u. gleich ausgezeichnet als Gelehrter u. Staatsmann, wie als Feldherr. Im 3. punischen Kriege besiegte er den Viriathus in Hispanien. Nach ihm benannte Cicero sein Buch über die Freundschaft.

Lämmergeier (falco barbatus), der größte der europäischen Raubvögel, gehört zu den geierartigen Falken oder Geieradlern (gypaëtos), die an Kopf u. Hals kurz befiedert, mit langen Fittichen u. kurzen, ganz befiederten Füßen versehen sind und, neben lebendigen Thieren, auch Aas verzehren. Er ist gegen 4 Fuß lang, schwarzbraun, mit helleren Federrändern, unten rostgelb, am Kopfe gelblichweiß mit langen Bartborsten an der Schnabelwurzel, korallenrothen Augen, spaltförmigen Nasenlöchern u. einer Flügelbreite von 8—9 Fuß. Man findet ihn auf den Hochgebirgen Europa's u. Mittelasiens. Er horstet auf schwer zugänglichen Felsenspitzen, wo er im März 2—4 weiße, braungefleckte Eier ausbrütet, fliegt außerordentlich hoch u. ist in seinen Jagden auf Ziegen, Schafe, Gemsen, Hasen, Waldhühner, Murmelthiere 2c. ein eben so kühner, als gefürchteter Räuber. Daß er auch Kinder bis zu 6 Jahren raube, scheint aus mehren glaubhaften Berichten erwiesen, obwohl dies von neueren Naturforschern bezweifelt wird. Erwachsene Menschen dagegen greift er wohl nur an, um ihnen eine Beute abzujagen, oder den Raub seiner Jungen zu rächen.

Länge. 1) Geographische L. heißt der Abstand eines Ortes auf der Erdoberfläche von dem ersten Meridiane, dessen Annahme auf Uebereinkunft beruht. Sie wird nach den Meridianen gemessen, welche durch den Aequator hindurch nach beiden Polen laufen, wobei berücksichtigt werden muß, daß die Grade, in welche die Parallelkreise zerfallen, nach den Polen zu immer kleiner werden. Eine andere Verschiedenheit der L.-Bestimmung entsteht, je nachdem man von dem ersten Meridian aus nach Osten, oder nach Westen zu zählt. Man findet die L.-Bestimmung eines Ortes da, wo der Meridian mit dem Parallelkreise sich schneidet. Um die Abstände der Meridiane von einander aufzufinden, dienen die Beobachtung bei Mond- u. Sonnenfinsternissen, bei dem Ein- und Austritte der Mondflecken in dem Erdschatten, bei der Verfinsterung der Trabanten des Jupiter u. s. w. Diese schwierige Berechnung wird durch das von dem [illegible]

länder Mudge erfundene *Chronometer* (s. d.) wesentlich erleichtert. — 2) L., in der *Astronomie* die in der Ekliptik des Himmels liegende Coordinate, welche mit der Breite den Ort irgend eines Sternes in Bezug auf die Ekliptik bestimmt. Die L. wird durch den in Graden u. s. w. ausgedrückten Theil (Bogen) bestimmt oder angegeben, welcher zwischen dem Frühlingsäquinoctium u. dem Breitenkreise des Sternes enthalten ist. Die L. wird vom Frühlingsäquinoctium aus, d. i. von 0° ♈, von Westen nach Osten (nach der Folge der Zeichen) von 0° bis 360° in einem fort gezählt. Sehr oft wird aber auch die L. durch eines der 12 Zeichen der Ekliptik nebst den zugehörigen Graden u. s. w. ausgedrückt, wo alsdann nie mehr, als 30 Grade höchstens, vorkommen können. Es ist daher z. B. eine L. von 3ᶻ 14° 7′ einerlei mit der L. von 104° 7′. Die L. aller Fixsterne ändert sich, wegen des Vorrückens der Nachtgleichen, fortwährend, wiewohl bloß sehr langsam, während ihre Breiten ungeändert bleiben. Bei den Planeten wird zwischen heliocentrischer u. geocentrischer L. (s. *geocentrischer* u. *heliocentrischer Ort*) unterschieden. Man unterscheidet außerdem *mittlere*, *wahre* u. *scheinbare* L.

Längenbureaux heißen die zu London u. zu Paris Behufs der genauen Bestimmung der geographischen Lage wichtiger Orte, namentlich der geographischen Längen, bestehenden wissenschaftlichen Anstalten.

Laennec, *René Theophile Hyacinthe*, berühmter Arzt, geboren den 17. Februar 1781 zu Quimper in der Niederbretagne, im Departement Finisterre, aus einer Richterfamilie, wurde bei seinem Oheime, einem Arzte in Nantes, erzogen, erhielt aber bei den damaligen unruhigen Zeiten nur sehr mangelhaften Unterricht; dagegen begleitete er zeitig seinen Oheim bei den Krankenbesuchen u. gab sich viel mit Anatomie ab, wurde auch bald Spital-Assistent; 1800 nach Paris gekommen, holte er die früher vernachlässigten Studien nach, betrieb mit Eifer Latein u. Griechisch u. stellte, unterstützt von seiner Kenntniß der niederbretagnischen Dialekte, umfassende Untersuchungen über die celtische Sprache an; sein Hauptstudium blieb aber immer die Anatomie. Bald machte er sich durch seine schriftlichen Arbeiten in diesem Gebiete bekannt, besonders aber durch seine Abhandlungen über Hippokrates u. über die Eingeweidewürmer, u. am meisten durch die von ihm erfundene Anwendung der Akustik auf die Krankheiten der Brustorgane, die *Auskultation* (s. d.) mittelst des *Stethoskops* (s. d.), welche er zuerst im Mai 1815 öffentlich bekannt machte; 1816 wurde er Arzt am Spital Beaujon u. bald darauf am Spital Necker u. machte nun das Studium der Brustkrankheiten zu seiner Hauptaufgabe; selbst lungenleidend, sah er sich 1820 genöthigt, sich in seine Heimath in die Ruhe zurückzuziehen; gebessert, aber nicht hergestellt, kehrte er 1822 nach Paris zurück, um die Professur der medizinischen Klinik zu übernehmen; bald aber wankte seine Gesundheit auf's Neue und am 13. August 1826 unterlag er. — Die pathologisch-anatomischen u. physikalisch-diagnostischen Leistungen L.s bilden einen der wichtigsten Abschnitte in der neueren Geschichte der Heilkunde, indem sein Bestreben, die pathologische Anatomie zur Grundlage der gesammten Heilkunde zu erheben, alsbald zum fast allgemeinen angenommenen wurde. Zur Lösung der darauffolgenden Hauptaufgabe, die anatomischen Veränderungen schon während des Lebens zu erkennen, hat er durch die Erfindung der physikalischen Exploration der Brusthöhle einen glänzenden Beitrag geliefert. — Sein Hauptwerk ist: „De l'auscultation médiate," 2 Theile, Paris 1819, 1826, deutsch Weimar 1822. E. Buchner.

Lärmstangen nennt man Stangen mit Laternen u. sonstigen Zeichen, welche im Falle eines Alarmes aufgestellt werden, um die Gegend zu erhellen u. Verirrungen vorzubeugen.

Laërtes, dem Namen nach der Vater des *Odysseus* (s. d.), dessen eigentlicher Vater *Sisyphos* gewesen seyn soll, welcher sich bei Autolykos, einem Räuber am Parnaß, einquartirt hatte u. mit dessen schöner Tochter, *Antiklia*, so vertraut ward, daß sie kaum noch zeitig genug an L. vermählt wurde, um ihn

zum Vater des Odysseus machen zu können. Der so Hintergangene lebte als reicher Landmann auf der Insel Ithaka, welche späterhin Odysseus beherrschte. Einsam wohnte er nach des Sohnes Abreise nach Troja u. war sehr bekümmert, als nach 20 Jahren die schrecklichen Scenen im Hause der Penelopeia vorfielen, bis Odysseus sich selbst zu erkennen gab. — Athene, welche stets dem Helden günstig gewesen, verjüngte, um ihm zu gefallen, den alten Vater, so daß er sich selbst in die Reihen der bewaffneten Kämpfer stellte, da die Bewohner von Ithaka, Rache suchend, gegen Odysseus wohl ummauerte Wohnung anrückten.

Lätus (Julius Pomponius), aus Amendolara, einem Schlosse in Calabrien, ein unehelicher Abkömmling des berühmten neapolitanischen Geschlechtes San Severino, studirte zu Rom unter L. Valla die Humaniora, und als dieser 1457 starb, ward er dessen Nachfolger u. behauptete seinen Lehrstuhl mit vielem Ruhme bis zu seinem Tode 1497. Die römische Literatur war sein einziges Studium u. er ging in seinem römischen Enthusiasmus so weit, daß er die Erbauung Roms feierlich beging und sogar dem Romulus Altäre erbaute. Seine Verdienste um die Bildung gelehrter Männer aus mehren Ländern Europa's machen ihn denkwürdiger, als seine jetzt fast ganz entbehrlichen Schriften, deren größter Vorzug im lateinischen Style besteht. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Sammeln und Erklären römischer Alterthümer, mit Ausgaben römischer Classiker u. mit Uebersetzungen griechischer Classiker in's Lateinische.

Lafayette. Ein altes französisches Geschlecht, dessen Name schon in den Kreuzzügen vorkommt u. das ursprünglich aus der Auvergne stammt. Berühmt hieraus sind: 1) Louise Mortier, Fräulein de L., Hofdame der Königin Anna von Oesterreich. Ludwig XIII. liebte sie u. seine Liebe fand Erwiederung durch eine idyllische Neigung. Als aber des Königs Neigung stieg, nahm sie 1637 den Schleier. Indessen suchte Ludwig, ja selbst die Königin, sie, als sie schon im Kloster war, von ihrem Entschlusse zurückzubringen, sie blieb aber ihrem Vorsatze treu u. starb als Nonne 1665. — 2) Marie Madeleine Pioche de La Vergne, Gräfin de L., eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, geboren 1632. Tochter des Maréchal-de-Camp Aymar de La Vergne, der ihr eine vortreffliche Erziehung gab, vermählte sich 1655 mit dem Grafen François de L., u. starb, nachdem sie die letzten Jahre ihres Lebens in strengen Religionsübungen zugebracht, im Mai 1693. Sie ist die Verfasserin mehrer Romane, die der Zeit nach als die ersten in Frankreich anzusehen sind, worin sie treue Gemälde menschlicher Stimmungen u. Leidenschaften aufstellt, u. Begebenheiten u. Leidenschaften naturgemäß entwickelt. Sie wurde früh in der großen Welt eingeführt, u. war eine Hauptperson der angenehmen Gesellschaft im Hotel Rambouillet, wo Akademiker, Schöngeister u. Hofleute sich versammelten und sich über literarische Gegenstände besprachen. Unter Ménage u. Rapin lernte sie selbst die lateinische Sprache u. machte nach ihrer Verheirathung mit dem Grafen François de L. ihr Haus zum Sammelplatze der ausgezeichnetsten Geister, von denen besonders Huet, Lafontaine, Ségrais u. Ménage am häufigsten bei ihr waren. Im innigsten Freundschaftsverhältnisse stand sie mit Larochefoucault, welcher, so wie Ségrais, sie mit kritischem Rathe bei Abfassung ihrer Romane unterstützte, von denen mehre unter deren Namen herauskamen. Ihre besten Romane sind: Zaïde, histoire espagnole (2 Bände, Paris 1670—71, am besten von Auger; neue Auflage, 2 Bände, Paris 1814); La princesse de Montpensier (Paris 1660, neue Auflage, Paris 1804); La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse (4 Bände, Paris 1678; 2 Bände, Paris 1815); und die Mémoires de la cour de France pour les années 1688—89 (2 Bände, Paris 1815). — S. Oeuvres complètes, Paris 1786, 8 Bände, zum Theil übersetzt von Franz Schulz (Berlin 1789—94, 3 Bände), zuletzt am besten von Etienne u. Jay, zusammengedruckt mit den Werken der *Damen Tentin* u. Fontaines (5 Bände, Paris 1825). — 3) Marie Jean Paul Roche Yves Gilbert Mortier, Marquis de L., geboren

den 6. September 1757 im Schlosse Chavagnac im Departement Haute-Loire, verlor seinen Vater in der Schlacht bei Minden noch vor seiner Geburt, u. seine Mutter starb, als er sich im College Duplessis befand. Durch letztere Erbe eines jährlichen Einkommens von 100,000 Franks, verheirathete er sich schon im 16. Jahre mit der Tochter des Herzogs von Noailles-d'Ayen, kam dadurch in bedeutende Familienverbindungen u. wurde Hauptmann bei den Dragonern. Seine besondere Vorliebe für Unabhängigkeit zeigte er besonders beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges der Amerikaner gegen England, wo er, seinen damaligen Garnisonsort Metz verlassend, trotz des ausdrücklichen Verbotes des Hofes, der Klagen seiner jungen Gattin u. dem Zorne seiner Familie, nach England ging, dort ein eigenes Schiff ausrüstete u. damit im Jahre 1777 zu Georgestown in Carolina landete. Obschon ihm der Congreß die Würde eines Generalmajors antrug, so diente er doch zuerst als Freiwilliger u. erwarb sich durch sein Benehmen die besondere Freundschaft Washington's, der fortan auf seine Denkweise u. Gesinnung einen bedeutenden Einfluß ausübte. Im ersten Gefechte, dem er am 11. September bei Brandywine in der Grafschaft Chester (Pensylvanien) beiwohnte, wurde er durch einen Schuß am Schenkel verwundet, half aber, kaum hergestellt, den Sieg bei Glocester erringen u. erhielt dann den Befehl über eine Division in Virginien. Im Anfange des Jahres 1778 wurde er zum Oberbefehlshaber der Normandie ernannt u. nach Canada geschickt, welche Expedition jedoch aus Mangel an Mitteln mißlang. Diesem Unternehmen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte u. sich besonders auszeichnete, u. dann die Einschiffung des Corps von Sullivan, als der vereinigte Angriff gegen Rhode-Island in Folge des Rückzuges der französischen Flotte gescheitert war. Im Jahre 1779 ging L. auf die Nachricht, daß Frankreich an England den Krieg erklärt habe, nach Frankreich zurück, um der jungen Union Hülfe an Geld, Kriegsbedürfnissen u. Streitern zu verschaffen. In Paris angelangt, wurde er vom Hofe mit Achtung u. vom Volke mit Jubel empfangen. Frankreich erkannte die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten an u. L. ging 1780 wieder nach Boston, wohin ihm ein Hülfscorps unter Rochambeau folgte. Er befehligte nun Washington's Vortrab, vertheidigte 1781 mit einem Corps von 5000 Mann, das er sich zum Theil erst bilden mußte, Virginien gegen Cornwallis (s. d.), schnitt diesem Generale den Weg nach Williamsbourg ab u. bewirkte dadurch, nach Herbeieilung Washington's, dessen Capitulation in Yorktown am 17. October 1781. L. ging nun nach Europa zurück u. vermochte den spanischen Hof zur Kriegserklärung gegen England; seine Bemühungen wurden aber durch die Friedensunterhandlungen Frankreichs vereitelt. Nach Amerika zurückgekehrt, erhielt L. das amerikanische Bürgerrecht u. Freiheit des Zutrittes zum Congresse. Nach seiner Rückkehr 1784 besuchte er die Höfe von Berlin und Wien und wurde von Friedrich II. und Joseph II. mit Auszeichnung empfangen. Seine republikanischen Grundsätze u. sein Eifer, mit welchem er auf durchgreifende Reformen drang, gefielen indessen um so weniger dem Hofe, der den herannahenden Sturm bereits fürchtete. Im Jahre 1787 ward L. Mitglied der Notabeln, erklärte sich für kirchliche u. bürgerliche Freiheit u. wies auf die Nothwendigkeit einer Versammlung der Reichsstände hin. Eben so betheiligte er sich bei den Ereignissen von 1789, welche die Verwandelung der Stände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Nach der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 präsidirte er der Versammlung und wurde am 15. zum Präsidenten der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris schickte, u. darauf zum Commandanten der Nationalgarde von Paris ernannt, als deren Gründer er zugleich anzusehen ist. Am 5. und 6. October rettete er den König und die Königin aus den Händen des Pöbels zu Versailles (s. Jakobiner), führte ihn nach Paris und nahm fast an allen Vorgängen daselbst, jedoch seinen Gesinnungen gemäß, Antheil. Es hatten sich nämlich in der Hauptstadt drei Factionen gebildet, von welchen die

monarchische die schwächste war u. die aufstrebende republikanische die orleans'sche nach und nach zu überflügeln anfing. L. hatte in Amerika rein demokratische Grundsätze sich angeeignet, denen er bis zum Grabe treu blieb; doch erlaubte ihm die Milde seines Charakters und sein Abscheu vor Blutvergießen nicht, das Ziel seiner Wünsche durch Mord oder Ungestüm zu erreichen; er hoffte vielmehr, die Volksbewegung in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung leiten, Ludwigen zur Thronentsagung bewegen u. so die Veränderung der Regierungsform ohne Gemetzel, Aufruhr und Mordanschläge vollenden zu können. Dann sollte die alte Monarchie durch einen Bundesstaat ersetzt werden, dessen erster Präsident er selbst, wie Washington in den vereinigten Staaten, seyn würde. An Durchführung dieses Planes arbeitete er unermüdet, wobei ihm die Versetzung des Königs nach Paris u. die Generalstaaten trefflich zu Statten kamen. Auch war er der Abgott des Volkes, auf welches er ungeheueren Einfluß ausübte. Als Generalcommandant der Nationalgarde war er damals der wahre Gebieter von Paris. Indessen wollte er den Thron nicht gewaltsam stürzen; auch stellte sich seinen Planen Mirabeau (s. d.) entgegen, der vom Hofe gewonnen worden war. Der Hof selbst bot L. die Würde eines Connetable oder Generallieutenants des Königreichs an; allein er wies eine solche Ernennung von sich u. hintertrieb sogar seine Ernennung zum Generalcommandanten sämmtlicher Nationalgarden. Im Vereine mit Bailly (s. d.) stiftete er den Club der Feuillants (s. d.) als Gegengewicht gegen die Jakobiner (s. d.) und zerstreute mit eigener Lebensgefahr die Aufrührer, die das Königthum gewaltsam stürzen wollten. Nach der Annahme der Constitution von 1790 zog er sich auf sein Landgut Lagrange zurück. Mirabeau wurde mitten in seinen Restaurationsplanen am 5. April 1791 vom Tode ereilt; L. wurde seit dieser Zeit wieder die einflußreichste Person in Paris, kam jedoch durch die Flucht des Königs in große Gefahr, weil er sich verbürgt hatte, daß sie nicht stattfinden würde. Im Jahre 1792 wurde er zum Commandanten der Ardennenarmee ernannt, mit welcher er die ersten Siege von Philippeville, Maubeuge und Florennes erkämpfte. Von Collot d'Herbois u. Dumouriez verdächtigt, kam er nach Paris und faßte, als er die Oberhand der Jakobiner bemerkte, den Plan, den König unter den Schutz des Heeres in Compiègne zu stellen, wozu aber der König, den ein unglückseliges Verhängniß in allen Entschlüssen verfolgte, nicht einwilligte, und die Folge davon war, daß die Volkswuth sich nun gegen den Hof und L. zugleich wendete, dessen Bildniß in den Straßen zerriß und ihn auf's Neue in Anklagestand versetzte, er aber am 8. August freigesprochen wurde. Da er, indessen zur Armee zurückgekehrt, die Auftritte vom 10. August tadelte, wurde er nochmals angeklagt, ließ jedoch am 15. die Abgeordneten zu Sedan verhaften und wollte gegen Paris ziehen, mußte aber wegen der unsicheren Stimmung im Heere nach Flandern entfliehen und entzog sich so der von den Republikanern über ihn ausgesprochenen Acht. Auf seiner Flucht erkannt, wurde er den Preußen übergeben und zuerst nach Wesel und Magdeburg, später nach Olmütz gebracht, wo der Amerikaner Hager, unterstützt von dem Hannoveraner Bollmann, ihn zu befreien suchte, aber mit ihm eingeholt wurde. Hier saß er fünf Jahre gefangen, und ließ sich, erst durch den Frieden von Campo Formio befreit, in Hamburg nieder, wo er ein Freund von Archenholz wurde. Erst nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, wo alle seine Güter confiscirt worden waren. Die vom ersten Consul ihm angebotene Senatorstelle schlug er aus und zog sich auf sein einziges, ihm vom Direktorium gelassenes, Landgut Lagrange zurück, wo er sich mit Ackerbau beschäftigte. Hier lernte ihn nach dem Frieden von Amiens Fox kennen und wurde sein Freund. Während der ersten Restauration verließ L. seine Einsamkeit nicht; in den hundert Tagen nahm er aber, die ihm von Napoleon angebotene Pairswürde ausschlagend, die Wahl in die Deputirtenkammer an, widersetzte sich nach der Schlacht bei Waterloo als Vicepräsident derselben Napoleon, befand sich unter den Commissären, welche mit Blücher und Wellington

parlamentirten und drang auf Napoleons Abdankung. Damals gab er dem brittischen Gesandten, welcher ihm die Auslieferung Napoleons vorschlug, die Antwort: „Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit diesem niederträchtigen Vorschlage an den Gefangenen von Olmütz wenden." — Im Jahre 1817 verhinderte die Regierung seine Wahl zum Deputirten; 1818 wählte ihn indessen das Departement Sarthe hierzu und er nahm seinen Sitz in der Kammer auf der äußersten Linken, bis er 1824 durch die von der Regierung geleiteten Wahlen wieder ausgeschlossen wurde. Im Jahre 1824 begab er sich, von den vereinigten Staaten Nordamerika's eingeladen, mit seinem Sohne dorthin, wo er von der Stadt Neu-York als der Gastfreund der Nation mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. (Vergl. Voyage du Général L. aux états unis an 1824 et 25, 4 Bde, Paris 1825, und seines Secretärs Levasseur: Journal d'un voyage aux états unis ou L. en Amérique en 1824 et 25, Paris 1829.) Nach der Thronbesteigung Karls X. wieder in die Kammer gewählt, stand er in der ersten Reihe der Opposition. Als am 27. Juli 1830 die ersten Gerüchte von Unruhen zu ihm drangen, eilte er nach Paris und verband sich mit den Deputirten zu gemeinsamen Schritten. Am 29. übernahm er den Oberbefehl über die Pariser Nationalgarden und wurde später zum Generalcommandanten sämmtlicher französischen Nationalgarden ernannt. Seinen, Lafitte's und Perriers Zureden folgend, nahm Ludwig Philipp die Regierung an. Obgleich die Umarbeitung der Charte keineswegs nach L.s Wunsche ausfiel, so schützte er doch den Thron gegen die Umtriebe der Republikaner, war jedoch gegen die Doctrinairs (s. d.). Immer streng den demokratischen Gesinnungen treu, entzweite er sich bald mit dem Hofe, legte 1831 seine Stelle als Chef der Nationalgarde nieder, ward als Führer der Bewegungspartei und Propaganda betrachtet, trat als solcher in den Hintergrund und starb am 20. Mai 1834. Ueber ihn s. Marat, Histoire de la révolution française, worin: Mémoires pour servir à la vie du général L. et à l'histoire de l'assemblée constituante (2 Bde., Paris 1832); Mémoires, correspondences et manuscrits du général L. (6 Bde., Paris 1836—37) ꝛc. — Sein Sohn Georges Washington de L. war Grouchy's Adjutant und zeichnete sich in den Feldzügen von Italien, Oesterreich, Preußen und Polen aus. Im Jahre 1815 zum ersten Male und seit 1827 in die Kammer gewählt, hat er sich nicht besonders darin hervorgethan. wR.

Lafayette, 4 Grafschaften: 1) am Mississippi, Northern District, 1840: 6581 E., Hauptstadt Oxfort. 2) in Louisiana, Western-District, 1840: 7685 E., Hauptstadt Vermilltonville. 3) In Arkansot, gleichnamige Hauptstadt, 1840: 2200 E. 4) Am Missouri, 1840: 6800 E., Hauptstadt Lexington (wobei erstes Gefecht im Unabhängigkeitskriege s. d.). wR.

Laffete (affût) der Geschütze nennt man jenes hölzerne Gestell, auf welchem das Geschützrohr bei den Bewegungen und auf Märschen, so wie beim Abfeuern des Geschützes ruht. Die L.n zerfallen: a) in Feldgeschütz-L.n; b) in Belagerungsgeschütz-L.n; c) in Festungs-L. u. d) in Schiffs-L.n. Die Länge der L. bestimmt sich nach der Länge der Geschütze, nach der Höhe der Räder und nach der größeren oder geringeren Biegung, welche man denselben gibt u. welche man Bruch nennt, ferner nach der Richtmaschine. Die Weite der L. bestimmt sich darnach, daß das Bodenstück des Geschützes zwischen den beiden Wänden hinlänglichen Raum habe u. die Angußscheiben der Schildzapfen an diesen Wänden so anstehen, daß sie weder rechts, noch links weichen können. Die Stärke der L.n-Wände richtet sich nach dem Kaliber des Geschützes und nach der Art seines Gebrauches.

Lafitte (Jacques), geboren 1767 zu Bayonne, Sohn eines Zimmermeisters, trat 1787 als Commis in das Banquierhaus Perregaux in Paris, das er 1809 auf eigene Rechnung übernahm. Sein damals schon bedeutendes Vermögen mehrte sich fortwährend durch glückliche Unternehmungen. Er wurde nach einander Regent der Bank, Präsident der Handlungskammer u. war zu kritischer

Zeit der zweimaligen Einnahme von Paris Gouverneur der Bank. Nach der ersten Restauration Banquier der Bourbons, schoß er Ludwig XVIII. zur Flucht 4 Millionen, dem Grafen von Artois 1 Million und der Herzogin von Angoulême 700,000 Frcs. vor. Dem Herzoge von Orleans, jetzt König Ludwig Philipp, nahm er Papiere, die Niemand gegen 20 pCt. Verlust umsetzen wollte, al pari ab. Dieser ausgezeichnete Finanzmann gelangte 1816 in die Kammer, wo er strenger Oppositionsmann wurde und 1824 durch den Vorschlag der Rentenreduction (vergl. seine „Réflexions sur la reduction de la rente." 2. Auflage, 1824) einen Theil seiner Popularität verlor. Als Haupt der Linken war sein Haus der Heerd für die Juliereignisse; auf seinen Vorschlag ward der Herzog von Orleans zum Reichsverweser, dann zum Könige erwählt. Als Präsident des Ministerraths (bis 12. März 1831) gerieth er in eine falsche Stellung; zugleich schwankte sein Credit, er mußte seine Güter verkaufen, um seine Gläubiger zu befriedigen und trat in die Reihen der radikalen Partei. Trotz seines Alters aber verstand er es, in kurzer Zeit den Glanz seiner Finanzen wieder herzustellen. Mit dem Rufe eines Ehrenmanns, der im Glücke, wie Unglücke, stets allgemeine Achtung verdiente, starb er 1844. Ein ungeheueres Geleit folgte seinem Sarge. Seine einzige Tochter ist seit 1828 mit dem Fürsten von der Moskwa vermählt. Vergl. „Souvenirs de J. L." 3 Bde, Paris 1844.

Lafon, als Mitglied der Comédie française lange Jahre der Liebling des französischen Publikums, 1775 in Bordeaux geboren, zeigte in früher Jugend die größte Vorliebe für das Theater, aber sein Vater, ein geachteter Arzt, duldete nicht, daß er seiner Neigung nachgehen durfte. Dieser bestimmte ihn vielmehr für die Theologie und verfügte in diesem Sinne über seine Erziehung. L. war in Corneille u. Racine weit mehr bewandert, als in den Kirchenvätern, als die Revolution ausbrach und seinem ersten Berufe, zum großen Kummer des Vaters wie zu seiner eigenen unverstellten Freude, ein Ende machte. Der entlassene Theologe sollte nun Mediziner werden und bezog als solcher die hohe Schule von Montpellier. Hier entschied ein Zufall über seinen künftigen Beruf. Im Theater war zum Besten der Armen „Tankred" angekündigt, als sich kurz vor dem Beginne des Stückes zeigte, daß der Hauptdarsteller verschwunden sei. Der Schauspieldirektor verkündete den Harrenden diesen Unfall mit betrübter Miene; da erhob sich plötzlich L. im Paterre und erbot sich, die Rolle zu übernehmen. Das Publikum, das eine lächerliche Scene erwarten mochte, gab seine Einwilligung u. L. sah seinen Lieblingswunsch erfüllt, in einer großen Rolle die Bretter betreten zu dürfen. Der Erfolg war günstig über Erwarten. Aber die Feuerprobe seines Berufes blieb nicht lange aus; die Zeit war dem Schauspielwesen entschieden ungünstig. L. überstand sie in der Gesellschaft einer reisenden Truppe, mit der er in der Gascogne von Ort zu Ort zog, zur Entschädigung für materielle Leiden auf den enthusiastischen Beifall eines ungebildeten Publikums angewiesen. Zuweilen wurde auch in größeren Städten gespielt, in Agen, Toulouse, Bordeaux, und in einer dieser Städte war es, wo ein Neffe von Barras den talentvollen L. sah u. ihn seinem Oheim empfahl. L. wurde nach Paris beschieden u. gefiel durch seine kecken u. leidenschaftlichen Manieren. Nachdem Dugazon ihm den letzten Unterricht ertheilt hatte, betrat er als Schauspieler der Comédie française 1801 die Bühne. Die damals bestehenden Parteien, die sich für Schauspieler wieder so lebhaft zu interessiren begannen, wie vor der Revolution, erleichterten seinen Erfolg. Er spielte lange mit großem Beifalle Tankred, Ninias, Achilles, Orismanes, Horatius; in späteren Jahren, als mit dem reiferen Alter eine fatale Rundung sich einstellte, bürgerliche Rollen. Man muß indessen sagen, daß sein Ruf mehr von seinen äußeren Mitteln getragen wurde, als von seinen geistigen Kräften. Wuchs, Haltung u. Stimme imponirten u. eine feine feurige Deklamation ließ vergessen, daß er den Accent nicht immer richtig vertheilte. Ueberdieß empfahl er sich durch treffliche Charaktereigenschaften. Der gute Schauspieler war ein noch besserer Mensch, ein Ehrenmann im vollesten Sinne des Worts, gebildeten Geistes, ein

ausgezeichneter Gesellschafter, mit einer natürlichen Einfachheit begabt', die auf den Brettern nicht gelitten hatte. Seine Abschiedsvorstellung gab er 1838 als Alcest u. lebte seitdem in Bordeaux, wo er 10. Mai 1846 starb.

Lafont (Charles Philippe), ein gefeierter Violinspieler, geboren zu Paris 1781, durchreiste auf seine Kunst fast ganz Europa u. wurde überall mit Beifall gehört. Eine Zeit lange in russischen Diensten, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück, wo er erster Violinspieler des Königs wurde; 1833 machte er eine neue Reise durch Deutschland, nach Wien 2c. und starb 1839 an einem Sturze aus dem Wagen. Man hat von ihm zwei Opern, mehre Sonaten u. Romanzen.

Lafontaine 1) (Jean de), berühmter französischer Fabeldichter u. Novellist, geb. (1621) zu Chateau-Thierry, wurde erst im 22. Jahre durch eine Ode Malherbes' zum Dichten angeregt. Er war arglos u. gutmüthig, daher gemeiniglich „le bon homme" genannt, aber auch leichtsinnig, zerstreut u. ohne alle Tauglichkeit für's praktische Leben, verließ Amt u. Weib u. kam nach Paris, wo sein Dichtertalent ihn mit den ersten Geistern der Zeit in Verbindung brachte u. ihm zahlreiche Gönner erwarb, die sich des Unberathenen annahmen. Er starb 1695, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens ein Frommer zu werden versucht hatte. Bei der Aufführung einer seiner Opern verließ er selbst gähnend das Haus; ausgezeichnet aber sind seine in fast alle Sprachen übersetzten „Fabeln" (Ausgabe von Robier, 5. Aufl. 18'6, deutsch von Catel, Berl. 1791—94, 14 Bde.) und seine etwas lasciven „Erzählungen" (Paris 1665), weniger durch Originalität und wahre Poesie, als durch ihre Naivetät u. Freiheit u. hohe Vollendung der Darstellung. Gesammtausgabe mit Kupfern von Walckenaer (Par. 1822, 6 Bde.). — 2) L. (August Heinrich Julius), geboren zu Braunschweig 1758, Sohn eines Portraitmalers, Hauslehrer, dann Feldprediger beim Feldzuge 1792 in der Champagne, kehrte nach Halle zurück, erhielt ein Kanonikat und starb 1831. Lebhafte Phantasie, geschickte Darstellung, dabei aber eine höchst krankhafte Moral, charakterisiren seine Romane, auch schildert er die Schwächen des Menschen besser, als großartige Charaktere. Seine Schwäche ist ferner die stereotype Schilderung überschwenglicher, zwischen höchstem Glück u. Verzweiflung ringender Liebe. Von der Unmasse seiner Romane heben wir hervor: „Gemälde des menschlichen Herzens" (Halle 1792, 3 Bde.); „Die Familie Halden," „Hermann Lange," „Leben eines armen Landpredigers;" „Quinctius Heymeran von Flamming;" „Klara du Plessis." Der letzte war: „Die Stiefgeschwister" (Halle 1822). Die meisten sind in besonderen Sammlungen zusammengestellt. Siehe L.s Leben von J. G. Gruber (Halle 1832).

Lage nennt man 1) in der Musik die verschiedene Stellung der linken Hand, um bei Geigeninstrumenten leicht u. bequem jeden Ton nehmen zu können; dann auch die verschiedenen Stellungen und Umkehrungen der Akkorde. — 2) In der Malerei heißt L. die auf einmal aufgetragene Farbe u. die Art der Zusammenstellung verschiedener Gegenstände, in welcher sie durch einen auffallenden Wechsel von Licht und Schatten hervorgehoben werden, was hauptsächlich bei Landschaften Anwendung findet.

Lager, Feldlager, nennt man jene Strecke, auf welcher entweder Truppen im Kriege wegen der Nähe des Feindes, oder der Raschheit der Bewegungen, oder im Frieden, Behufs größerer Uebungen, versammelt und in dieser Stellung auf eine verschiedene Art untergebracht werden. Nach den Absichten, welche der Versammlung von Truppen zum Grunde liegen, zerfallen die L. zuvörderst in Kriegs- u. Friedens-L., welche letztere, wenn die Truppen bei feierlichen Gelegenheiten zum Vergnügen, oder zur Uebung versammelt werden, Lust- oder Uebungs-L. genannt werden, die erstern aber, nach der Verschiedenheit ihres Hauptzweckes, in Beobachtungs-, Einschließungs- und verschanzte L. zerfallen Unter einem verschanzten L. versteht man ein solches Kriegs-L., welches von allen Seiten, oder doch wenigstens von den durch örtliche Hindernisse nicht absolut gedeckten, mit Verschanzungen umgeben ist. Der Zweck solcher

verschanzter L. ist, eine schwächere Armee gegen eine überlegenere zu decken u. sie dadurch in den Stand zu setzen, ungeachtet des Mißverhältnisses der Streitkräfte Widerstand zu leisten, mit einem Worte, eine Art von Gleichgewicht zwischen ungleichen Kräften herzustellen.

Lagerfrist, die Zeit, während welcher zollpflichtige Waaren im öffentlichen Verschlusse, d. h. in den dazu bestimmten Niederlagen u. s. w. bleiben können, ohne daß der Eigenthümer derselben die Zollgefälle hiervon zu erlegen hat, also erst bei der Herunternahme vom Lager. Ist der Eigenthümer bekannt, so darf diese L. zwei Jahre nicht überschreiten; dagegen ist nur eine einjährige L. für solche Güter zugelassen, deren Eigenthümer oder Empfänger nicht bekannt ist. Bei den Gränzzollämtern, die kein eigentliches Packrecht haben, begreift die L. aber nur sechs Monate. Erfolgt nun nach Ablauf der gestatteten Frist die Herunternahme vom Lager nicht, so wird der Eigenthümer durch Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern dazu aufgefordert, und ist auch die hierfür festgesetzte Frist verflossen, so wird die Waare von dem Zollamte öffentlich versteigert u. der Erlös, abzüglich der Abgaben u. Kosten, dem Eigenthümer dann zugestellt, oder, falls Niemand als Empfangsberechtigter sich dazu melden sollte, nach den bestehenden Gesetzen darüber verfügt.

Lagergeld ist die Gebühr, welche Jemand an einen Andern dafür zu entrichten hat, daß derselbe Waaren auf dem Lager (in der Niederlage) des letzteren während einer gewissen Zeit liegen hatte, z. B. wenn die Waare als Unterpfand diente (bei ihm versetzt war), oder bei Commissionsverkäufern u. s. w. Dann aber kommt dieses L. hauptsächlich vor bei Zollämtern, für die in den öffentlichen Niederlagen unverzollt lagernden Waaren; jedoch ist in den ersten 3 Monaten hiefür Nichts zu entrichten. S. Lagerfrist.

Lago maggiore (Langensee, bei den Römern **lacus Verbanus**), der berühmteste See in Italien, dessen größter Theil zum lombardisch-venetianischen Königreiche u. zu Sardinien, nur ein kleiner zum Schweizercantone Tessin gehört u. hier Locarner-See heißt. Der L. m. liegt 762 Fuß über der Meeresfläche u. dehnt sich von seinem Anfange bei Tenero in der Richtung von Nordost nach Südwest unter vielen Beugungen u. mit zahlreichen Buchten 15 — 16 Stunden lang bis Sesto gegen Südwesten aus. Seine größte Breite, zwischen Laveno u. Fariolo, beträgt 2 Meilen; seine Tiefe, bei der Kapelle la Bardia, Locarno gegenüber, 1100, u. zwischen der Isola bella u. Laveno 1800 Fuß. Unter den vielen Flüssen, welche hinein fließen, sind der Tessin u. die Toccia die bedeutendsten. Die Tresa kommt aus dem Luganer-See u. verbindet ihn mit demselben, der Kanal Naviglio mit Mailand. Die Ufer dieses Sees wechseln auf die mannigfaltigste Weise; bald steile, nackte Berge, bald fruchtbare Hügel, Ebenen, schön gebaute Städte, anmuthige Inseln u. prächtige Landhäuser, hier die Wildheit der Alpenwelt, dort alle Lieblichkeiten des italienischen Himmels. Die Gebirge sind reich an Mineralien u. die am See gezogenen Weine sehr geschätzt. Unter den Inseln kennt Jedermann die berühmten Borromäischen (s. d.). Die Schifffahrt auf dem L. m. ist ziemlich leicht u. sicher; die Ruder sind zweckmäßig eingerichtet, aber nicht so die Segel; die Dampfschifffahrt ist sehr belebt.

Lagrange, Joseph Louis, ausgezeichneter Mathematiker, geboren den 25. Januar 1736 zu Turin, aus einer französischen Familie stammend, Sohn eines in dürftige Umstände gerathenen Kriegszahlmeisters, widmete sich Anfangs dem Studium der Philosophie, dann aber mit größtem Eifer dem der Mathematik; schon 1753 war er in Correspondenz mit Euler (s. d.); 1755 wurde er bereits Professor der Mathematik an der Artillerieschule in Turin u. war als solcher mit unter den Gründern der Akademie der Wissenschaften in Turin; 1759 wurde er correspondirendes Mitglied der Berliner Akademie, 1766 aber begab er sich nach Berlin, von Euler selbst zu seinem Nachfolger in der Präsidentschaft der Akademie vorgeschlagen. Hier erwarb er sich die Anerkennung Friedrichs des Großen,

der ihn seiner Bescheidenheit wegen den „Philosophe sans crier“ nannte. Nach Friedrichs Tode 1787 wurde L. auf Mirabeau's Betreiben nach Paris berufen, das er nicht mehr verließ. Die ihm von Ludwig XVI. verliehene Pension von 6000 Fr. wurde ihm 1791 durch die Nationalversammlung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bestätigt; später (1792) wurde er zu einem der drei Administratoren ernannt; von dem Gesetze vom 16. Oct. 1793, das die Fremden aus Frankreich verbannte, wurde L. ausgenommen; nach der Schreckenszeit wurde er Professor an der neu errichteten Normalschule u. an der polytechnischen Schule, auch erstes Mitglied des Instituts u. des Längenbüreau. Eine besondere Auszeichnung wurde L. zu Theil bei der Besetzung Piemont's: der dortige französische Civilcommissär wurde nämlich beauftragt, in Begleitung der Generalität zu dem damals noch lebenden 90jährigen Vater L.s zu gehen u. ihn im Namen der französischen Republik zu beglückwünschen, daß er einen so ausgezeichneten Sohn habe. Unter dem Kaiserreiche wurde L. mit neuen Ehren überhäuft; er wurde Senator, Großoffizier der Ehrenlegion u. in den Grafenstand erhoben. Am 10. April 1813 starb er zu Paris u. wurde im Pantheon beigesetzt. — Unter L.s werthvollen Schriften zeichnen sich aus die: „Mécanique analytique“ (2 Bände, Paris 1788, neue Auflage 1811–1815); „Théorie des fonctions analytiques“ (Paris 1797, neue Auflage 1813); „Leçons sur le calcul des fonctions“ (Paris 1806) 2c. E. Buchner.

Lagunen heißen überhaupt seichte u. sumpfige Niederungen an den Meeresküsten, wo das eingedrungene Meer Inseln u. Kanäle bildet. Speciell aber führen diesen Namen die Sümpfe, die sich an dem adriatischen Meere, im österreichischen Gouvernement Venedig, hinziehen u. durch Flüsse gebildet werden; sie enthalten viele Inseln, werden aber auch sehr seicht u. dann oft ungesund und haben auf der Seeseite einen zum Theil natürlichen Damm zum Schutze gegen das Meer. Man theilt sie nach ihrer Bewegung oder ihrem Stillstande, ihrer größeren oder kleineren Tiefe, in lebendige oder todte L.

Laharpe 1) (Jean François de), geschätzter Literaturhistoriker u. Kritiker, Mitglied der französischen Akademie, geboren zu Paris 20. November 1739 von unbekannten Eltern, die ihn als Findling aussetzten, erhielt eine Freistelle im Collège d'Harcourt, um sich dort den Studien widmen zu können. Unklugheit u. jugendlicher Leichtsinn verwickelten ihn in Unannehmlichkeiten u. veranlaßten sogar seine mehrmonatliche Haft in der Bastille. Er soll nämlich die Correktur eines Pasquills auf seine Lehrer besorgt u. dadurch die Gefühle der Dankbarkeit, wie der Ehrfurcht, gleich schmachvoll verletzt haben. Frühzeitig beschäftigte ihn Neigung u. Talent zur Dichtkunst; einige seiner poetischen Erzeugnisse erhielten sogar den Preis; eine Sammlung von heroischen Gedichten erschien 1762 im Drucke; ihr ließ er im nächsten Jahre ein Trauerspiel folgen, „Warwick“ betitelt, welches nicht nur gleich Anfangs beifällige Aufnahme fand, sondern sich längere Zeit auf dem Repertoire behauptete. Seine anderen dramatischen Versuche, als „Timoleon,“ „Pharamon,“ hatten dagegen nicht gleich glücklichen Erfolg. 1776 ward er Mitglied der Akademie u. seine hier gehaltenen Eloges zeichnen sich durch vortreffliche Stylistik aus. 1786 erhielt er eine Professur an einem neuerrichteten Lyceum. Bleibenden literarischen Ruf verdankte L. seinem literaturhistorischen Werke: Lycée ou cours de litterature ancienne et moderne (18 Bde., neueste Ausgabe 1830). In der ganzen Behandlungsweise spiegelt sich der Geschmack des Jahrhunderts Louis XIV. ab; Feinheit u. Eleganz der Darstellung verbinden sich mit treffenden witzigen Urtheilen u. lassen in der Form den Freund Voltaire's nicht selten durchblicken. Die Schattenseite jedoch, die überhaupt dem damaligen französischen Nationalgeschmacke anklebte, ist die parteiische Eitelkeit, die Geisteswerke anderer Nationen wegwerfend u. kurzsichtig zu beurtheilen, weil sie eben mit der befangenen Kritik dieser Zeit nicht übereinstimmen wollten. Eine große Umwandelung seiner politischen Grundsätze veranlaßte seine gefängliche Haft, indem er mit der revolutionären Partei ganz brach u. sich mit treuer Anhänglichkeit von nun als

Royalist und aufrichtig ergebener Katholik bewährte. Schon war das Urtheil der Deportation am 18. Fructidor 1798 über ihn verhängt, als er durch schleunige Flucht noch glücklich der Schmach sich entzog. Seine Freimüthigkeit machte ihn später auch bei dem ersten Consul verhaßt u. er wurde zur Strafe nach Orleans verbannt. Er starb am 11. Februar 1803 zu Paris. Außer dem Cours de litterature ist uns auch erhalten seine Correspondence litteraire. (4 Bde., Par. 1801) enthaltend die Jahre 1774—84. Eine Fortsetzung erschien in 6 Bdn. 1804—7; die Briefe bis 1791 fortführend. — 2) L. (Fréderic César de), Direktor der helvetischen Republik und Erzieher des russischen Kaisers Alexander, geboren zu Rolle 1753, erhielt in Nesemanns Seminar zu Haldenstein seit seinem 15. Lebensjahre eine sorgfältige Erziehung. Saussure und Bertrand in Genf nährten seinen Wissensdurst für Naturwissenschaft u. Mathematik. 20 Jahre alt, erwarb er sich an der Tübinger Hochschule die Doktorwürde der Rechte. Anfangs Advokat in Bern, nahm er die Einladung eines vornehmen Russen an, sein Begleiter zu werden auf einer Reise durch Italien u. Sicilien. Von Baron Grimm empfohlen, begab er sich 1782 nach Petersburg und übernahm die Erziehung des 7jährigen Großfürsten Alexander. Dieser hing mit innigster Zärtlichkeit an seinem Lehrer u. Katharina II. schätzte seinen edlen und biederen Charakter. Da er nach Ausbruch der französischen Revolution an die Berner Regierung ein Manifest ergehen ließ, worin er mit Freimuth zur Abstellung eingerissener Mißbräuche eine Zusammenberufung der Stände beantragte, bald darauf aber Unruhen entstanden, betrachtete ihn die Republik als Theilnehmer der Empörung und erklärte über ihn die Acht. Nachdem sein Zögling 1793 sich vermählt hatte, legte L. sein Amt als Erzieher nieder, verließ 1795 Rußland u. kehrte in die Schweiz zurück, wo er sein Landgut Genthod bezog, welches an der Berner Gränze lag. Von Spionerei vielfach gekränkt und verfolgt, zog er nach Paris 1796 u. übergab der Regierung eine Denkschrift. Der französische Gesandte in Bern erwirkte endlich, daß den angeklagten Waadtländern Amnestie bewilligt wurde, jedoch mit Ausnahme derer, welche durch aufreizende Schriften die Unzufriedenheit u. Meuterei veranlaßt hätten. Unter dieser Zahl war auch L. mitinbegriffen. Jetzt übergab L. dem französischen Direktorium eine Bittschrift, unterzeichnet von mehren verbannten Schweizern, worin die Gewährleistung des in Lausanne 1565 abgeschlossenen Vertrags verlangt wurde. Durch Beschluß vom 6. Nivose wurden die waadtländischen Flüchtlinge unter Frankreichs unmittelbaren Schutz gestellt. Durch diesen Gewaltschritt ward die Revolution der Eidgenossenschaft veranlaßt. L. trat ins Direktorium u. bot Alles auf, um die helvetische Republik zu organisiren. Durch einen Beschluß der gesetzgebenden Räthe ward indeß das Direktorium aufgelöst; L. ging hierauf in seine Heimath. Hier fiel ihm durch Zufall ein Brief seines politischen Gegners, des Generalsekretärs Mousson, in die Hände, worin eine Verschwörung gegen den ersten Consul Bonaparte angezeigt wurde. Er übergab das Schreiben 1800 dem Gerichte, ward alsogleich verhaftet, entkam aber noch durch schleunige Flucht der weiteren Verfolgung. Er begab sich abermals nach Paris, rechtfertigte sich in einer Privataudienz bei Napoleon, dem er die Lage der Dinge freimüthig schilderte, zog sich auf sein Landgut de Plessis-Piquet bei Paris zurück, u. lebte hier zurückgezogen seinen Studien. Bei der Thronbesteigung seines ehemaligen Zöglings Alexander (1801) huldigte er ihm durch persönliche Anwesenheit in Petersburg. Als der Kaiser 1814 in Paris weilte, erhielt L. Titel u. Rang eines Generals u. ward mit mehren Orden geschmückt. In der Mediationsakte 1803 war bereits sein Vaterland als Canton Leman für unabhängig erklärt: Bei dem Wiener Congresse war er der Bevollmächtigte der Cantone Waadt u. Tessin u. hier gelang es ihm auch, durch großmüthige Unterstützung seines Gönners, des Kaisers Alexander, die Unabhängigkeit der schweizerischen Cantone durchzusetzen, ungeachtet das englische Cabinet seinen ganzen Einfluß dagegen geltend zu machen suchte. Von nun nahm L. weiter keinen thätigen Antheil an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes, sondern er zog sich in Lausanne in wissen-

schaftliche Muse zurück u. beschäftigte sich ausschließlich mit der Abfassung seiner Mémoires, an denen er täglich 10—12 Stunden arbeitete. Leider brechen sie gerade da ab, wo sein öffentliches Leben für Waadt am wichtigsten ward, bei dem Congresse von Wien. Bei den später eingetretenen Staatsumwälzungen mißbilligte L. das Treiben der Neuenburger Exaltirten, eben so die lauen Maßregeln gegen die, das Gastrecht so schnöde mißbrauchenden, Fremden bei dem unsinnigen Savoyerzuge. Er starb am 30. März 1838, tief betrauert als einer der edelsten Patrioten. 3) Amadée François de, berühmter Feldherr im französischen Revolutionskriege, geboren 1754 auf dem Schlosse Uettins bei Rolle im Waadtlande, trat 1777 als Fähndrich in das Berner Regiment Mai in holländischen Diensten. In Folge der französischen Revolution entstanden 1791 auch in den Städten Lausanne, Vevay u. Rolle aufrührerische Bewegungen gegen die Bernersche Oberherrschaft. L., Grenadierhauptmann der waadtländischen Miliz, betheiligte sich bei den Bewegungen. Als die Berner Regierung mit gewaffneter Hand in Waadtland einfiel, flüchtete L. nach Frankreich; seine Güter wurden eingezogen, er selbst durch Contumaz-Urtheil des Todes schuldig erklärt u. 2000 Rthlr. auf seinen Kopf gesetzt; 1792 war er als Oberst eines Bataillons Freiwilliger Kommandant auf dem Schlosse Rodemachern, später in Bitsch, machte hierauf unter Beurnonville den Winterfeldzug gegen Trier mit u. wohnte 1793 der Belagerung von Toulon bei. Die persönliche Tapferkeit, welche L. bei Erstürmung des Fort Pharon bewies, erwirkte seine Erhebung zum Brigadegeneral. Auch in dem italienischen Feldzuge gegen Oesterreich 1794—95 zeichnete er sich rühmlich aus u. deckte Kellermanns Rückzug. 1796 zum Divisionsgeneral ernannt, befehligte er in Bonaparte's Armee eine Division der Vorhut. Wegen des gänzlichen Verfalles aller Disciplin im Heere u. wegen der zügellosen Raubsucht der Soldaten wollte er im April seinen Abschied nehmen, allein Napoleon wußte seinen Entschluß wieder rückgängig zu machen und übertrug ihm die kühnsten Angriffe bei den ruhmvollen Treffen von Montenotte u. Millesimo. Bei dem Uebergange über den Po am 8. Mai führte L die Vorhut; Napoleon hieß ihn bei dem Einbruche der Nacht nach Codogno vorrücken, wo es Morgens um 3 Uhr zum Gefechte kam. Die Franzosen wurden mit Verlust zurückgeworfen, u. als L. herbeieilte, die Seinigen wieder zu sammeln, sank er plötzlich todt nieder, wahrscheinlich von den Kugeln seiner eigenen Leute getroffen, die seine Bedeckung für österreichische Uhlanen sollen gehalten haben. Auf Bonaparte's Vermittelung wurde das frühere Contumaz-Urtheil von der Regierung in Bern widerrufen u. sein Sohn in die confiscirten Güter wieder eingesetzt. Vgl. Correspondance inédite de Nap. Bonap. Italie, Theil I. 1819, Seite 238. Cm.

Lahire, 1) Etienne Vignoles, ein Sprößling des uralten Hauses der Freiherren v. Vignoles, die, von den Engländern ihrer Güter beraubt, sich in Languedoc niederließen, war einer der ausgezeichnetsten Feldherren Karls VII., begleitete Jeanne d'Arc (s. d.) zur Belagerung von Orleans, stritt mit ihr bei Jargeau u. Patai u. gerieth, als er zu den Thoren von Rouen zur Befreiung derselben vordrang, hier in Gefangenschaft. Er entkam indeß u. starb nach zahlreichen Heldenthaten an seinen Wunden zu Montauban 1442. — Nach ihm führt einer der vier Buben in der französischen Charte den Namen L. — 2) L., Philipp de, Mathematiker u. Astronom, geboren den 18. Mai 1640 zu Paris, Sohn eines Malers, der ihn in seiner Kunst unterrichtete. Um sich zu vervollkommnen, hielt sich L. vier Jahre lange in Italien auf, fand sich aber immer mehr u. mehr von wissenschaftlichen Studien angezogen u. verlegte sich mit Eifer auf die Mathematik u. erwirkte sich bereits 1678 durch seine Abhandlungen die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zu Paris. Er wurde nun vielfältig verwendet bei Vermessungs- u. Nivellirungsarbeiten u. bewies sich als Astronom, Mechaniker, Feldmesser u. Wasserbaumeister so tüchtig, daß Fontenelle ihn als „Akademie der Wissenschaften vereinigt in einer Person“ bezeichnete. Er starb den 21. April 1719 als Professor der Astronomie u. Mathematik am Collège de France.

Seine wichtigsten Schriften sind: „Tabulae astronomicae“ (Paris 1702, französisch 1702 u. in mehre Sprachen übersetzt, deutsch Nürnb. 1725); „Traité de mécanique“ Paris 1675. — Sein Sohn Gabriel Philipp de L., geboren zu Paris 1677, wurde Mitglied der Akademie 1699, folgte seinem Vater als Professor der Architektur, starb aber bereits 1719, erschöpft durch übermäßige Arbeit. E. Buchner.

Lahn, ein Nebenfluß des Rheins, entspringt auf der alten Eiche im Westerwalde, läuft in vielen Krümmungen und höchst anmuthigen Thälern durch Preußen, Großherzogthum u. Kurfürstenthum Hessen u. Nassau, wird bei Weilburg für kleine Fahrzeuge schiffbar und ergießt sich bei Niederlahnstein in den Rhein. Die L. ist nicht nur ein durch seine lieblichen Gegenden reizender, sondern auch ein durch seine Orakelkraft für uns Deutsche höchst wichtiger Fluß; denn hier war es, wo Göthe auf einer Fußreise von Wetzlar nach Koblenz sein beliebtes Taschenmesser in den Fluß warf u. von dem Wurfe entscheiden ließ, ob er Maler oder Dichter werden sollte. (Siehe seine „Wahrheit u. Dichtung.“)

Lahn, nennt man breit gewalzten, feinen Draht von unächtem Golde u. Silber, u. man hat daher Goldl., Silberl. u. leonischen L. Man braucht ihn zum Einwirken in reiche Stoffe u. in Treffen, sowie zum Ueberspinnen seidener Fäden, zu Bouillon, Kantillen 2c.

Lahore, 1) ein Königreich in Vorderindien, den nordwestlichen Theil desselben bildend und von den Sikhs (s. d.) beherrscht, besteht aus dem Pendschab (s. d.), dem Fünfstromlande zwischen Indus u. Sutledsch u. den über dieses Flachland sich erhebenden Gebirgslandschaften des Himalaya, unter denen Sukhet, Mundi, Kotosch, Kulu, Tschamba, Lahout (s. d.), vor allen aber Kaschmir (s. d.) die bedeutendsten sind, so wie endlich aus der afghanischen Provinz Peschawer. L. wird im Norden, wo der Himalaya und Hindukusch die Grenzscheiden bilden, von Tibet u. den kleinen unabhängigen Staaten im Westen des letzteren, im Osten von afghanistanischen u. im Südwesten von den englisch-ostindischen Besitzungen begränzt und hat einen Flächenraum von etwa 10,000 □ Meilen mit ungefähr 4 Mill. Einwohner, die, mit Ausnahme der Afghanen in Peschawer, alle zum Stamme der Hindu gehören, sich aber weder zum Brahmaismus oder Buddhaismus, noch zum Muhammedanismus, sondern zu einem eigenthümlichen Glaubensbekenntnisse bekennen, nämlich zum Nanekthum, einer Mischung des Islam u. Brahmaismus, u. sich Sikhs nennen, jedoch kaum den sechsten Theil der gesammten Einwohnerzahl ausmachen. Ihre heilige Stadt ist Amrithir. Neben dem Nanekthum gibt es, in Kaschmir namentlich, Anhänger des Brahmaismus. Uebrigens leben die verschiedenen Bekenntnisse ziemlich ruhig neben- u. untereinander. (Ueber alles Nähere s. d. Sikhs.) — 2) L., die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, mit 100,000 Einwohnern, am Rawi im Pendschab; einst Residenz des Großmoguls u. sehr blühend, jetzt verfallen. Von prachtvollen Baudenkmälern sind zu erwähnen: der Palast Ferokschir und die Kaisermoschee. Ow.

Lahr, sehr gewerbreiche Stadt im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Badens, an der Schutter mit 7000 Einwohnern, hat ein Pädagogium, wichtige Leinwand- u. Baumwollweberei, Tabak-, Cichorien-, Essig- u. andere Fabriken u. starken Handel, welche durch die in der Nähe vorbeiführende Eisenbahn in neuerer Zeit noch bedeutend gehoben wird. — L. war früher die Hauptstadt einer eigenen, den Grafen von Hohengeroldseck (s. d.) gehörigen Herrschaft, kam 1426 nach deren Aussterben an die Grafen von Saarwerden, u. nach deren Erlöschen 1629 an das Haus Nassau, von welchem sie im Lüneviller Frieden an Baden abgetreten wurde.

Laibach, 1) Gubernium im österreichischen Illyrien, umfaßt das Herzogthum Kärnthen u. den größten Theil von Krain. Flächenraum 326 □ Meilen mit 730,000 Einwohnern. Es zerfällt in 5 Kreise: L., Adelsberg, Neustadtl, Klagenfurth u. Villach. — 2) L., Kreis, der volkreichste in Krain (Ober-Krain).

Flächenraum 59 □ Meilen mit 165,436 Einwohnern in 5 Städten, 5 Flecken, 918 Dörfern, an Villach, Klagenfurth, Steyermark u. a. gränzend. — 3) Fluß bei der Stadt L., Nebenfluß der Save. — 4) L. (Ober-L.), Flecken in Illyrien, Kreis Adelsberg, westsüdwestlich bei L., Handel mit Holz und Brettern; 1400 Einwohner. — 5) Dorf in Würtemberg, Jart-Kreis, Oberamt Künzelsau, 893 Einwohner. — 6) L., Hauptstadt des österreichischen Königreichs Illyrien, des Guberniums L. u. des Herzogthums Krain, zu beiden Seiten der schiffbaren L., über welche hier 5 Brücken führen, unweit der Einmündung dieses Flusses in die Save, über welche ebenfalls eine 540 Schritt lange Brücke mit 10 Bogen führt, von den Italienern Lubiana, von den Illyriern Lublan genannt, hat ohne Militär u. Fremde 17,800 Einwohner, mit diesen circa 20,000, 8 Vorstädte und ist der Sitz eines Bischofes, der Behörden des Guberniums, Polizei-Direktoriums, Bücherrevisionsamtes, Berg-, Handels- und Landgerichtes. Die Volkssprache ist die illyrisch-vindelicische Mundart, doch wird auch deutsch, italienisch, neugriechisch und zum Theile französisch gesprochen. L. hat eine schöne Kathedrale mit Quaglio's Fresken, 11 andere Kirchen, 2 Klöster, ein ehemals festes Schloß auf einem Berge im Osten der Stadt, welches jetzt zum Zuchthause dient, ein Rathhaus von altdeutscher Bauart, ein Lyceum mit einer bedeutenden Bibliothek u. (drei Studien) Gymnasien, ein Seminar, mehre Schulen, eine Ackerbaugesellschaft (academia operosorum), ein Landesmuseum im Auersbergischen Palaste mit reichhaltigen Sammlungen, ein Theater u. mehre gelehrte Gesellschaften, so wie Fabriken in Seiden-, Leder-, Fayancewaaren, Zucker und chemischen Produkten. Der Speditions- und Commissions-Handel nach Italien, Oesterreich, Bayern, Ungarn und die Türkei ist nicht unbedeutend, hat aber in neuerer Zeit viel gelitten. In der Nähe sind ansehnliche Sümpfe und oberhalb L. nimmt der Fluß L. den Gradassebach auf. — L. soll an der Stelle des von Attila u. später von den Avarn zerstörten Armona unter Karl den Großen wieder erbaut worden seyn. Um 1200 kam es an die Herzöge von Krain, 1269 an Ottokar von Böhmen, 1416 wurde es ummauert u. von 1475—1520 noch mehr befestigt. Im Jahre 1470 wurde es von dem Grafen Cilly u. 1515 vergebens von den aufrührerischen Bauern belagert. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde hier das Bisthum gegründet. Vom October 1809—13 war L. der Sitz des französischen Generalgouverneurs der illyrischen Provinzen. Im Dezember 1820 wurde der Congreß von Troppau (s. d.) hierher verlegt, weil man Italien näher seyn wollte und hierbei die Gegenwart Ferdinands I. König von Neapel nothwendig erschien. Zur Sicherstellung der Ruhe Italiens, u. um dem Umsichgreifen erzwungener Staatsveränderungen Einhalt zu thun, versammelten sich daselbst die Kaiser von Oesterreich und Rußland, der König von Neapel u. der Herzog von Modena. Zugegen waren: von Seiten Oesterreichs der Staatskanzler Fürst Metternich, von Seiten Rußlands der Staatsminister Kapodistrias, Nesselrode u. Pozzo di Porpo, u. von Seiten Preußens die Minister Hardenberg u. Bernstorf; die französischen Gesandten Caraman, de la Ferronaye u. der Herzog von Blacas; der großbrittanische Gesandte Lord Stewart; die sardinischen Gesandten Marquis von St. Marsan u. Graf d'Aglin, der päpstliche Gesandte Cardinal Spina; der sicilianische Gesandte Fürst Ruffo und die Gesandten der übrigen kleinen Staaten Italiens. Der Congreß wurde den 21. Januar 1821 eröffnet u. dauerte wegen des Aufstandes in Piemont u. der Unternehmungen Ypsilanti's bis in den Mai. Das Resultat war die Beruhigung Italiens u. der Vertrag, wodurch die bewaffnete Intervention (s. d.) in die inneren Angelegenheiten eines durch Parteien zerrütteten Nachbarstaates ausgesprochen wurde, welchem Beschlusse alle anwesenden Souveraine u. Delegirten, außer England, welches seine Zustimmung verweigerte, beitraten. **wR.**

Laich, heißt der, von den Fischen zur Zeit der Fortpflanzung ausgelassene, mit einem zähen Schleime überkleidete Rogen (s. d.), welchen das Weibchen in einer großen Anzahl bei sich trägt. Bei einigen Fischarten besteht derselbe aus

mehren Millionen Eiern. Bei dem Absatze des L.es schwimmt das Männchen neben an u. läßt die Milch, d. h. einen dicken, gallertartigen Körper (daher der männliche Fisch Milchner heißt), Behufs der Befruchtung auf den L. fließen. Die L.-Zeit ist bei den meisten Fischen im Frühjahr, doch halten einige Gattungen auch andere Zeiten ein; sie kommen dann an die seichten Stellen der Ufer; mehre Seefische wandern (bisweilen in regelmäßigen Zügen) die Ströme hinauf u. gehen hernach wieder zurück.

Laien heißen in der Sprache der Kirche, im Gegensatze zu den Geistlichen (s. d.), alle Personen, welche keinen priesterlichen Charakter haben.

Laienbrüder (frates barbati), sind Personen in den Mannsklöstern, welche die niederen Klosterdienste und die Hausarbeiten verrichten, wie auch die Bedienung der eigentlichen Ordens-Geistlichen (patres) besorgen müssen. Ehemals hieß man sie auch fratres oblati oder conversi, weil man früher den Eintritt in ein Kloster conversio nannte. Dieselben brauchen nicht studirt zu haben, und es wird daher auch von ihnen keine wissenschaftliche Bildung gefordert. Sie sind theils zur Erleichterung der Kloster-Geistlichen (patres), theils zum Verkehre des Klosters mit der Welt, z. B. zum Terminiren, aufgestellt, tragen nach ihrer Einkleidung den Ordenshabit u. sind, nach abgelegter Profession, an die Klostergelübde gebunden. Im Convente oder Kapitel haben sie weder Sitz noch Stimme. Das Kloster zu Vallombrosa stellte solche zuerst auf u. sein Beispiel ahmten alle Klöster nach. — Laienschwestern. Was die L. in Mannsklöstern sind, das sind die Laienschwestern in Frauenklöstern, nur daß letztere zur strengen Clausur verpflichtet sind. S. Ordens-Geistliche.

Lainé, Joseph Heinrich Joachim, Vicomte L., geboren 1767 zu Bordeaux, Advokat, 1793 Distriktsadministrator zu Réole, 1808 Deputirter für das Departement der Gironde in dem gesetzgebenden Corps. 1813 zog er sich als Sprecher der, zur Zeit des Eindringens der Alliirten vom gesetzgebenden Corps ernannten, außerordentlichen Commission das größte Mißfallen Napoleons zu, ging nach Bordeaux u. der Herzog von Angoulême ertheilte ihm 1814 dessen Präfektur. Er eröffnete die Deputirtenkammer u. präsidirte in derselben. 1815 ging L. nach Bordeaux u. erließ von hier aus eine Verwahrung gegen die Auflösung der Kammer u. die Gesetzlichkeit der Regierung Napoleons und schiffte sich, dem Könige folgend, nach den Niederlanden ein. Bei der zweiten Restauration nahm er seinen Platz als Präsident der Deputirtenkammer wieder ein u. ward vom Juni 1816—18 Minister des Innern. Hier benahm er sich mit vieler Mäßigung, sprach oft gegen die Anmaßungen der Pairs, neigte sich aber nach u. nach immer mehr der Ultrapartei hin, stimmte jedoch 1823 mit der Minorität gegen den Krieg in Spanien. 1824 wurde L. Mitglied der Commission zur Organisation der Colonieen u. der Verbesserung des Sklavenzustandes. Später war er Pair, Vicomte u. starb Ende 1835 zu Paris.

Lainez, 1) Jago, zweiter General des Jesuitenordens und der eigentliche Verfasser von dessen Statuten, geboren zu Almancario bei Siugenza in Castilien, 1512, Schüler u. Gefährte Loyola's (s. d.) u. seit 1558 dessen Nachfolger im Generalate. Demuth und Frömmigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften in seinem Charakter, welche sich auch da nicht verbargen, wo er als erfahrener Geschäftsmann zu den wichtigsten Unterhandlungen für die Kirche überhaupt u. seinen Orden insbesondere beigezogen wurde. L. war beim Concilium zu Trient anwesend; auch nahm er 1561 an dem Religionsgespräche zu Poissy Antheil, welches zwischen dem Cardinal von Lothringen, ihm u. den Theologen Espenceus einerseits u. Beza u. Petrus Martil Vermili anderseits gehalten u. namentlich die Lehre von dem Abendmahle einer heftigen Erörterung unterworfen wurde. Eine Folge dieser seiner Reise nach Frankreich war unter anderen die Aufnahme des Jesuitenordens in diesem Königreiche. Nach Rom zurückgekehrt, wo er den ihm von Papst Paul IV. zugedachten Cardinalshut ausschlug, starb er daselbst 19. Januar 1565. 2) L. (Alexander), ein beliebter französischer Dichter, ge-

boren 1650 zu Chimay im Hennegau, zeichnete sich schon frühe durch seine Talente zur Dichtkunst aus, verrieth aber eben so frühzeitig einen unglücklichen Hang zum Müssiggange und zu sinnlichen Freuden. Nachdem er Griechenland, Kleinasien, Aegypten, Sicilien, Italien u. die Schweiz bereist, ließ er sich dürftig in seinem Vaterlande nieder und blieb es bis an seinen Tod. Er starb zu Paris 1710. L. gehört unter die angenehmsten französischen Dichter in der leichten, gesellschaftlichen Gattung. Man hat nur wenige, aber größtentheils schätzbare kleine Stücke von ihm, die er selbst nie aufschrieb, sondern bloß aus dem Gedächtnisse hersagte. Eben so wenig achtete er auf die Früchte seiner weitläufigen u. mannigfaltigen Gelehrsamkeit. Erst nach seinem Tode machte Tillet einige seiner Gedichte in der Description du Parnasse francais bekannt; nachher erschienen sie 1733 u. 1753 beträchtlich vermehrt. Der größte Theil besteht aus Liedern, Madrigalen u. anderen kleinen Gedichten. Eine lebhafte und lachende Phantasie u. ein munterer Witz sind das eigenthümliche Gepräge derselben.

Laing, Alexander Gordon, geboren zu Edinburgh 1794, trat 1810 als Fähndrich unter das Chor der Edinburgher Freiwilligen, ging im folgenden Jahre nach Barbados, diente auf den Antillen u. als Adjutant des Gouverneurs von Sierra Leone, Macarthy, u. kehrte 1820 in sein Vaterland zurück. 1822 ward er im Auftrage der Regierung von Sierra Leone aus nach Gambia u. Mendingo gesendet, um über die Lage u. den Zustand jener Gegenden Bericht zu erstatten u. die Gesinnungen der Herrscher derselben, in Bezug auf die Abschaffung des Sklavenhandels, zu erforschen. Seine weitere Reise ins Innere Afrika's wurde durch den Krieg mit den Ashantees gehindert u. er kehrte 1824 als Major nach England zurück, von wo er sich 1825 zu einer neuen Reise, deren Zweck die Entdeckung des Laufes und der Mündung des Nigers war, aufmachte. Nach Tripolis gekommen, verband er sich mit der Tochter des dortigen britischen Consuls Warrington. Schon den Tag nach seiner Hochzeit setzte er seine Reise fort. Sein letztes Schreiben war von Tual, den 27. December 1825, denn er wurde 1826 von den Fulahs bei Timbuktu erdrosselt, weil er Muhamed nicht als den größten Propheten begrüßen wollte. Sein Tagebuch über seine Reisen in Afrika: „Itinéraire de Tripoli de Barbarie à la ville de Timbuctu, par le Cheykh Hagg-Casem, redigirt von dem französischen Viceconsul Delaporte, 1825.

Lairesse, Gérard de, Geschichtsmaler u. Kupferstecher, 1640 in Lüttich geboren, lernte bei seinem Vater, Regner L., und malte in einem besseren Geschmacke, als seine Landsleute, indem er sich Poussin u. Testa zu Vorbildern wählte. Seine Composition ist schön, reich u. abwechselnd, sein Colorit trefflich u. seine Vertheilung des Lichtes gut, nur sind die Schatten manchmal nicht stark genug. Viele von seinen Gemälden arbeitete er für die Kurfürsten von Brandenburg u. Köln, meist Gegenstände aus der heiligen u. Profangeschichte, so wie Allegorien u. a. Außerdem hat man von ihm bei 200 Blätter Radirungen, frei und flüchtig, aber mit meisterhafter Hand ausgeführt. In seinem Alter erblindete er u. gerieth in dürftige Umstände. In seiner Blindheit diktirte er sein „Groot Schilderboek" (2 Bde., Amst. 1707, 2. Aufl. 1712, 4.), ein sehr geschätztes Werk, das ins Deutsche (3 Bde., Nürnberg 1728, 3. Aufl. 1800, 4.), Französische (2 Bde., Paris 1787, 4.) und Englische übersetzt wurde. Er starb 1711 zu Amsterdam u. hinterließ drei Söhne, von denen er zwei, Abraham u. Johann in seiner Kunst unterrichtet hatte. Von seinen Brüdern war Jakob im Blumenmalen berühmt u. Ernst ein trefflicher Insektenmaler.

Lais (Lay) hieß in der ältesten Zeit der französischen Poesie ein Gesang, der irgend eine Liebes-, zuweilen auch eine tragische Geschichte behandelte u. als die eigentliche, ursprüngliche Romanze zu betrachten ist. Die Trouvers (s. d.) nannten L. Lieder, andächtige Erzählungen, Fabliaux (s. d.) u. selbst Fabeln.

Lais, der Name zweier griechischen Hetären, von denen 1) L. die ältere, *aus Korinth*, eine Tochter der Timandra u. Zeitgenossin des Sokrates, große *Summen durch ihre* Reize gewonnen, um die sich selbst berühmte Philosophen u.

Staatsmänner bewarben. Ueber ihre übrigen Lebensumstände, so wie über ihren Tod ist wenig Gewisses bekannt; nach Einigen soll sie im Genusse der Liebe, nach Anderen an einem verschluckten Traubenkerne gestorben seyn. Die Korinther errichteten ihr ein Denkmal im Kranion. Wieland hat sie im I. Bande seines „Aristipp" idealisirt. — 2) Die jüngere L., eine Zeitgenossin der Phryne, ist uns nach ihren Lebensumständen noch weniger bekannt. Sie hatte ein Denkmal in Thessalien. Vgl. Jacobs, die ältere u. jüngere L., in dessen vermischten Schriften, Leipzig 1830, Bd. 4.

Laken heißt im Niederdeutschen eigentlich jedes Gewebe; vorzugsweise versteht man aber in vielen Gegenden, namentlich am Niederrhein, Holland &c. Tuch, zuweilen auch Leinwand darunter.

Lake-school (engl.), die Seeschule, eine Benennung britischer Dichter in der Mitte des 18. Jahrhunderts, deren poetische Leistungen in Schilderungen einheimischer Seen u. romantischer Gegenstände bestanden. Dahin gehören William Wordsworth, Coleridge, Southey, W. Scott (Balladen u. Romanzen), Thom. Moore u. Lord Byron. Andere rechnen nur die drei ersten und Wilson hieher. Das Gemeinschaftliche in der Weise ihrer Poesie ist treffend charakterisirt in Nro. 64 d. Bl. zur Kunde der Liter. des Auslandes, 1836. Ein französischer Kritiker bestreitet aber die Benennung „Schule" als unpassend. Sie hätten nämlich keine Gemeinschaftlichkeit der Ideen, keine Uebereinstimmung in literarischen Ansichten u. Systemen, wohl aber einen überlegten Angriffsplan, jene frühere gezierte Poesie zu verdrängen von ihren Ambrapolstern, von ihren Milch- und Rosenbädern, sie mitten in den Sumpf, unter das geschwärzte Dach der Bauernhütte u. s. w. zu verweisen u. nach erlangtem Rufe sich zu trennen und jeder sein eigenes Ziel zu verfolgen. So habe sich dann Southey in die hohen Regionen des epischen Romans u. der Geschichte geschwungen, Coleridge eine Reihe bizarrer Fiktionen entworfen u. Wordsworth nach dem höchsten Gute u. der höchsten Schönheit geforscht. Das Alles kann füglich unbestritten bleiben; allein die genannten Dichter lebten u. wirkten gleichzeitig zu Ende des 18. und im 19 Jahrhunderte u. in ihrem sogenannten, wohlüberlegten Angriffsplane u. in dem Verfolgen desselben liegt doch auch wohl die Gemeinschaftlichkeit einer Idee u. die Rechtfertigung für die Benennung Schule.

Lakonismus, (nach lakonischer oder spartanischer, d. h. kurzer u. gedrängter Sprech- u. Schreibweise,) heißt die nachdrucksvolle und sinnreiche Bündigkeit in Rede u. Schrift.

Lalande, Joseph Jérome Lefrançais de, berühmter Astronom, geboren den 11. Juli 1732 zu Bourg in Burgund, im Departement de l'Ain, erhielt den ersten Unterricht bei den Jesuiten in Lyon. Bestimmt, Advokat zu werden, gewann er 1744 durch die Beobachtung des Kometen u. noch mehr 1748 durch die Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß Lust u. Vorliebe für Astronomie u. Mathematik u. wollte deßwegen Jesuit werden. Dieß zu hindern, schickte ihn sein Vater nach Paris, wo er seine Rechtsstudien fortsetzte u. vollendete, zugleich aber auch sich die Freundschaft von Delisle u. Lemonnier zu erwerben wußte u. unter deren Leitung mit solchem Eifer sich auf die Astronomie verlegte, daß er 1751 bereits nach Berlin geschickt wurde, um die Entfernung des Mondes von der Erde zu bestimmen, während Lacaille zu gleichem Zwecke sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begab. Friedrich der Große war höchlich überrascht durch die Jugend des zu so wichtiger Aufgabe ausgesendeten Astronomen, gewährte ihm aber alle mögliche Unterstützung u. zog ihn in seine Gesellschaft, wo L. bald von seinen gut religiösen Gesinnungen abwich u. zum Atheismus überging. 1752 kehrte L. als Mitglied der Berliner Akademie nach Frankreich zurück, lebte einige Zeit als Advokat in Bourg, wurde aber schon 1753 als königlicher Astronom nach Paris berufen u. in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. 1762 folgte er Delisle als Professor der Astronomie am Collége de *France*; *1765 und 1766* bereiste er Italien und berichtete darüber in seiner:

„Voyage d'Italie," 9 Bde., Paris 1786. Stets thätig in seiner Wissenschaft u. vorzugsweise der Verbreitung des Unterrichtes in derselben sich weihend, starb er am 4. April 1807 zu Paris. L. war nicht frei von Eitelkeit, wie sich das namentlich in seinem heftigen Streite mit Lemonnier, der schon 1754 begann u. noch später bei verschiedenen Gelegenheiten während der Revolution und unterm Kaiserreiche zeigte; dabei aber war er sehr wohlthätig u. trug viel bei, das Studium der Astronomie bekannter u. beliebter zu machen. — Von seinen Schriften sind die wichtigsten: „Traité d'astronomie," 2 Bde., Paris 1764, öfters neu aufgelegt. — „Bibliographie astronomique," Paris 1802. — Auch begründete er die: „Connaissance des temps" u. gab sie heraus von 1760—1775 und von 1791—1807. — Sein Neffe, Michel Jean Jérome Lefrançais L., geboren zu Courcy in der Normandie am 21. April 1766, widmete sich unter Leitung seines Oheims in Paris der Astronomie, wurde Mitglied des Instituts u. Administrator am Längenbureau u. starb 1839. E. Buchner.

Lallemand, Claude François, Professor der chirurgischen Klinik an der Universität und Oberwundarzt am Spital zu Montpellier, geboren den 26. Januar 1790 in Metz, studirte die Arzneikunde in Paris, wurde daselbst Med. Dr. 1818 und erhielt 1819 die Professur in Montpellier. L. hat sich zumeist bekannt gemacht durch seine ärztlichen u. schriftstellerischen Leistungen im Gebiete der Krankheiten der Harn- u. Geschlechtsorgane. Seine wichtigsten Schriften sind: „Propositions de pathologie," Paris 1818, 2. Aufl. 1825. „Recherches anatomico-pathologiques sur l'encephale et ses dépendances," Paris 1820—36, wurde in Belgien dreimal nachgedruckt und auch ins Deutsche übersetzt. — „Observations sur les maladies des organes génito-urinaires." Paris 1825. Nachgedruckt und ins Deutsche übersetzt. „Des pertes séminales involontaires," Paris 1836, dreimal nachgedruckt und zweimal ins Deutsche übersetzt. E. Buchner.

Lally-Tollendal, 1) Thomas Arthur, geboren zu Romans in der Dauphiné 1702, Abkömmling einer irischen Adelsfamilie, die aus Ergebenheit gegen das, von dem englischen Throne ausgeschlossene, Haus Stuart mit Jakob II. nach Frankreich kam, nahm frühe Kriegsdienste und zeichnete sich in dem Kriege gegen die Engländer 1741 zu seinem Ruhme besonders dadurch aus, daß er die berühmte feindliche Colonne in der Schlacht bei Fontenoi über den Haufen warf, wofür er auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannt wurde. 1755 wurde er Generallieutenant und erfocht zahlreiche Siege in den Kriegen gegen Rußland u. England. Weniger glücklich war er in Indien, wo er von 1758—61 die französische Landmacht befehligte. Ungeachtet er Anfangs das Fort St. David erobert, auch die Belagerung von Madras unternommen hatte, so drehte sich doch (höchst wahrscheinlich in Folge von schändlichen Intriguen) das Glück der Waffen so schnell, daß er in Pondichery eingeschlossen und sich und die Stadt den Engländern zu übergeben genöthigt wurde. Zugleich der Erpressung angeklagt, wurde er im November 1762 in die Bastille gesetzt und, nach einem mehr als dreijährigen Prozesse den 9. Mai 1766 hingerichtet. Nicht die Reihe von 43 Dienstjahren, nicht seine Bravour bei Fontenoi, nicht 14 Narben, die er an sich trug, vermochten ihn vom Henkersschwerte zu retten. Voltaire nannte seine Hinrichtung einen Justizmord, und als sein Sohn 1778 auf Revidirung des Prozesses antrug, wurde seine Unschuld förmlich anerkannt. — 2) Theophile Gérard, Sohn des Vorigen, geboren 1751; 1789 Deputirter des Pariser Adels, spielte bis 1790, Anfangs Freund der Revolution, eine bedeutende Rolle; während der Schreckenszeit wanderte er jedoch aus, kehrte aber unter Napoleon zurück und bewies sich seit der Restauration als Mitglied der Pairskammer einsichtsvoll und gemäßigt. Er schrieb mehre polemische Gelegenheitsschriften u. starb 1830.

Lama (Auchenia Glama oder Camelus Lama C.), der peruanische Name des gezähmten Schafkameels, das im wilden Zustande Guanaco heißt u. die hohe Gebirgskette der Anden, besonders in Peru und Chili, bewohnt. Es gehört, nebst den verwandten kleineren Arten der amerikanischen Schafkamele, dem

Paco oder Alpaco u. dem Vicuña oder Vicogne, zu den ungehörnten Wiederkäuern, hat Schwielen an Brust und Füßen, einen langgestreckten Hals, längliche Schnauze, gespaltene Oberlippe, herabhängende Unterlippe, gespaltene Hufe, nicht sehr langen, einwärts gekrümmten Schwanz, große, steife, etwas vorwärts gerichtete Ohren, große, lebhafte Augen und trägt den Kopf sehr hoch. Man braucht es in seiner Heimat zum Lasttragen, da es bis 1½ Centner zu tragen vermag. Außerdem braucht man das Fleisch, die Haut und die Haare, welche auf dem Rücken und in den Seiten am längsten und bei dem Guanaco oder wilden L. zottig, grob und hellbraun, beim gezähmten Guanaco aber feiner sind u. in der Färbung sehr abwechseln. Eine Abart des L. ist: 1) das Moromoro, weiß und schwarz gezeichnet, größer und zum Lasttragen geschickter, als jenes. Ganz verschieden sind: 2) das Paco oder Alpaco (A. oder C. Paco, s. d.); 3) das Vicuña, Vicogne (A. oder Vicunna), von Größe und Gestalt einer Ziege, mit langen, rothbraunen Haaren und darunter liegender kurzer, falber, sehr feiner Wolle und mit kurz behaarten, inwendig nackten Ohren. Beide letztgenannten Arten finden sich, wie das Guanaco, wild auf der Andeskette, lassen sich aber zähmen.

Lama nennt man jetzt alle feinen, wollenen, geköperten Zeuge, in glatten Farben, melirt, gestreift, ombrirt, carrirt und brochirt, welche den feinsten Köperflanellen ähnlich sind. Gewöhnlich werden sie zu Damenmänteln genommen und liegen ¹⁰⁄₄ Elle breit, jedoch fabricirt man in Sachsen u. anderen deutschen Ländern auch schmale von ⅝ Elle Breite. In der Regel sind die L.s auf der rechten Seite etwas langhaarig, allein sehr häufig werden auch andere, nicht so lose gearbeitete u. ganz kurz geschorene, wollene Mantelzeuge mit diesem Namen belegt.

Lamaismus ist diejenige Form des Buddhaismus, wie sich derselbe vorzüglich in Tibet ausgebildet hat. An der Spitze dieser künstlichen Hierarchie steht der Dalai-Lama, welcher sonst auch der Mittelpunkt der politischen Macht war, so daß in der Religion auch die bürgerliche Gesellschaft aufging. Der Dalai-Lama ist eine Offenbarung, eine beständige, nie aufhörende Verkörperung Gottes, und zwar des ersten der geschaffenen Götter, des Chomschim Bodhissadoa. Sein Geist ist stets der nämliche; nur seinen Körper wechselt er, wenn er altert, um, so wie er ist, einen anderen zu beziehen, welcher an gewissen Zeichen seinen Priestern kenntlich ist. Er genießt der allerhöchsten Verehrung, denn selbst der Kaiser von China, unter dessen Hoheit Tibet steht, kniet vor ihm nieder, u. der Dalai-Lama legt, ohne sich zu neigen, die Hand auf sein Haupt, wodurch derselbe sogleich von jeder Sünde befreit, völlig gereinigt ist. Außer den Fürsten und Priestern sieht ihn Niemand, diesen aber erscheint er, auf einem Altar, mit unterschlagenen Beinen sitzend, unbeweglich, ein sichtbarer Gott. Obwohl aber der Dalai-Lama Gegenstand der allgemeinen Anbetung ist, so ist faktisch seine politische Macht doch gebrochen. In dem großen Kloster, welches er auf dem Berge Puddala, nahe an der Gränze von China, bewohnt, sind, so wie in den beiden Schlössern bei Chassa, welche er abwechselnd zum Aufenthalte wählt, immer mehre Tausende chinesischer Soldaten, die ihn bewachen, so daß er eigentlich nur ein vornehmer Staatsgefangener, mit etwas mehr Freiheit, als der Dairi in Japan, ist. — Die Abstufung der Priesterclassen, welche alle Lama heißen, ist in Tibet sehr zahlreich, so wie deren Anzahl außerordentlich groß; man rechnet allein in Tibet deren 84,000, welche von der Schatzkammer unterhalten werden. Ihr Geschäft ist der Gottesdienst und der Unterricht. Diesen macht man sich so bequem, wie möglich. Die Tempel sind von mächtigem Umfange u. ausgesuchter Pracht. Die zahlreichsten öffentlichen Gebäude sind die Klöster, überwiegend die Menge der Lama's, Mönche und Nonnen; jedes Haus unterhält seinen eigenen Lama, als eine Art von Beichtvater. Tausende von Klöstern, in deren größten wieder Tausende von Einwohnern leben, sind in Tibet zerstreut. Den Lamen sind die Ehe, das Fleisch, starke Getränke, das Tödten der Thiere untersagt; Redlichkeit und Armuth ihr Gelübde. Lamaische Feste sind: das Neujahrfest; die [illegible]

bung des Dämonenfürsten; die Entdeckung des Schatzes, wobei die Tempelschätze in der Stadt Hlassa ausgestellt werden, und einige andere. Krasser Aberglaube zieht sich durch Volk und Priester; es bestehen selbst eigene Lehrstühle der Zauberei.

Lamarck, Jean Baptiste Pierre Antoine de Monet, Chevalier de, geboren den 1. April 1744 zu Bazentin in der Picardie im Departement de la Somme, jüngstes von 11 Kindern des dortigen altadeligen Gutsbesitzers, sollte sich dem Studium der Theologie widmen u. wurde deßhalb ins Jesuiten-Collegium zu Amiens geschickt. Nach dem Tode seines Vaters 1760 verließ er dieses, nahm Dienste in der Armee des Marschalls Broglie, u. wurde seiner Tapferkeit wegen am 16. Juli 1761 auf dem Schlachtfelde zum Offizier ernannt. Nach dem Frieden sah sich L., um seine Gesundheit herzustellen, gezwungen, seinen Abschied zu nehmen u. nach Paris zu gehen; er ergriff nun das Studium der Medizin, arbeitete aber nebenbei, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, auf der Schreibstube eines Wechslers. Nach vierjährigen Studien hatte er alle Lust zur Medizin verloren u. verlegte sich ganz auf die Botanik; als Folge seiner Studien erschien 1778 seine „Flore française", deren 3. Auflage Decandolle bearbeitete, Paris 1815, 6 Bände. Nun wurde L. bekannt, 1779 erhielt er bereits die Aufnahme in die Akademie, bereiste 1781 u. 82 als königlicher Botaniker mit Buffon's Sohne Holland, Deutschland u. Ungarn, u. 1788 bekam er eine Stelle bei den königlichen botanischen Sammlungen in Paris. Eine gänzliche Aenderung in seinen Bestrebungen trat aber ein, als durch den Nationalconvent 1789 das Museum der Naturgeschichte gegründet ward u. für ihn bei Vertheilung der Lehrstellen nur die Professur der wirbellosen Thiere übrig blieb. Fünfzig Jahre war er alt, als er die Botanik verließ u. ins specielle Studium der bis dahin ihm fast ganz fremden Zoologie eintrat; aber auch in dieser erwarb er sich durch seine Leistungen bald allgemeine Anerkennung, ja, diese wurde ihm in reicherem Maße zu Theil, als für seine botanischen Werke. 1818 trat L., in Folge der Pocken erblindet, seinen Lehrstuhl an Latreille ab; er starb am 20. December 1826. — Seine wichtigste zoologische Schrift ist: „Histoire des animaux sans vertèbres", Paris 1815—22, 7 Bände, 2. Auflage Paris 1836 bis 1844, auch nachgedruckt in Brüssel. E. Buchner.

Lamarque (Maximilien de), geboren 1770 zu St. Saver im Departement Landes, diente als gemeiner Soldat, ward Grenadierhauptmann unter Latour d'Auvergne, war 1790 im Vortrabe der Pyrenäenarmee unter Moncey, wurde Generallieutenant, diente in Italien und am Rhein, zeichnete sich bei Hohenlinden aus u. befehligte dann als General eine Brigade im österreichischen Feldzuge, dann eine Division, vertheidigte sich in Tyrol mit 8 Gefährten gegen Fra Diavolo's Bande von 50 Mann, kam dann nach Süd-Italien, wurde Adjutant, dann Chef des Generalstabes bei König Joseph, entriß den Britten die Insel Capri, zeichnete sich 1809 in Oesterreich u. 1812 in Rußland sehr aus, siegte bei Villeneuve, Pavia, dann in Spanien, erhielt von Napoleon 1815 das Commando der ersten Heeresabtheilung zu Paris, befehligte die Truppen in der Vendée, flüchtete nach der Schlacht von Waterloo 1816 nach Oesterreich, kam 1818 nach Frankreich zurück, ward 1828 Deputirter, nach den Julitagen Befehlshaber in den westlichen Departements, erhob sich in der Kammer gegen die Verträge von 1815, gehörte 1831—32 zu den Abgeordneten, die für Polens Nationalität u. Italiens Unabhängigkeit sprachen u. starb 1832. — Schriften: Mémoires sur les avantages d'un canal de navigation parallèle à l'Adour, Paris 1825; De l'ésprit militaire en France; Mémoires, Brüssel 1835.

Lamartine (Alphonse de), einer der bedeutenderen Dichter und Schriftsteller des neueren Frankreichs, geboren zu Mâcon 1791, Sohn eines adelichen Offiziers, des Herrn von Prat, nahm den Namen L. von einem Oheim an, dessen Vermögen er 1820 erbte. In den royalistischen Grundsätzen seiner Familie, die während der Revolution manchen Verfolgungen ausgesetzt war, erzogen, wurde

hierdurch seine erste Laufbahn bestimmt. Nachdem er im 18. Jahre aus dem Collége zu Belley zurückgekehrt war, widmete er sich, da er in den Dienst des Kaiserreichs nicht eintreten wollte, literarischen Studien, worin er durch seine Zurückgezogenheit begünstigt wurde. Im Jahre 1813 machte er eine Reise nach Neapel u. 1814, während der ersten Restauration, trat er in die Garde du Corps des Königs ein, welche er indessen, sowie überhaupt den Militärdienst, nach der Rückkehr Napoleons für immer verließ. Als Schriftsteller trat L. zuerst mit seinen „Méditations poétiques" (Par. 1820), hervor, nach dem schon Delavigne (Casimir s. d.) u. Beranger (s. d.) in der Nation Gefühle für eine, von Frivolität, Nachahmung u. Materialismus freie, Poesie erweckt hatten. Diese, womit er den Gegenstand einer heftigen Leidenschaft feierte, u. welche in einem religiös-schwärmerischen Tone gehalten sind u. die Richtung auf eine überirdische Welt u. erhabenen Schwung bekunden, sowie seine „Nouvelles méditations poétiques (Par. 1823), in denen sich, neben vager Ueberschwenglichkeit eines religiösen Gemüthes, indessen schon, wie in der Ode an Napoleon, eine konkretere Richtung des Dichters kund gibt, erfreuten sich in der Lese- und literarischen Welt eines seltenen Erfolges. Noch in demselben Jahre erschien von ihm: „La mort de Socrate" (Paris 1823), ein über das christliche Dogma hinausschweifendes Gedicht. Im Jahre 1821 trat L. in den Staatsdienst u. wurde Gesandtschaftssekretär zu Florenz und Neapel. Hier schrieb er nach dem Tode Lord Byrons: „Le dernier chant du pélerinage d'Harold" (Paris 1825), was ihm, wegen der darin enthaltenen politischen Anspielungen auf Italien, ein Duell mit dem Obersten Pepe zuzog, worin er gefährlich verwundet wurde. Nachdem L. auf die Krönung Karl's X. den „Chant du sacre" (Paris 1825) geschrieben, feierte seine Muse bis nach seiner Aufnahme in die Akademie, wo er seine „Harmonies politiques et réligieuses" (2 Bände, Paris 1830) veröffentlichte, welche Dichtung sich jedoch in dem früheren Geiste seiner Gefühle bewegt und den Fortschritt eines so großen Talentes zum Objektiveren, den man mit Recht erwartete, noch immer vermissen läßt. Nach dem Falle der älteren bourbonischen Linie 1830, schied L. aus dem Staatsdienste. Im Jahre 1832 trat er mit seiner Frau, einer Engländerin, u. seiner von ihm innig geliebten Tochter Julia, um deren schwache Gesundheit zu kräftigen, eine Reise über Griechenland nach Palästina an. Während des Aufenthaltes seiner Gemahlin u. Tochter bei Beyruth, durchreiste er Palästina und gab später hierüber seine „Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient etc." (4 Bde., Paris 1835) heraus, welche zwar allerdings viele dichterische Beimischung haben, im Wesentlichen aber mit Chateaubriand (s. d.), der diese Gegend vor ihm bereiste, übereinstimmen. Kurz nach seiner Rückkehr nach Beyruth verlor er seine Tochter, welche bereits zu den besten Hoffnungen vollkommener Genesung berechtigt hatte, nach zweitägigem Krankenlager durch den Tod: ein Verlust, der ihn schwer darnieder beugte. Nach Frankreich zurückgekehrt, erschien nicht lange nach den „Souvernirs etc." sein „Jocelyn; journal trouvé chez un curé de village" (2 Bde., Paris 1836), ein Idyll, welches (Vorläufer eines größeren Epos) das praktische Christenthum, die Entsagung u. die Tugend reiner und keuscher Menschlichkeit feiern sollte, jedoch gänzlich aus der wirklichen in die arkadische Welt überging. Hierauf erschien „La chute d'un ange" (2 Bde., Paris 1838), ein großartiges Phantasiestück der vorsündfluthlichen Zeit, unter Titanen u. Riesen, eine Dichtung, die, nach Form und Gehalt regellos, nicht nur keinen Beifall, sondern sogar entschiedenen Tadel erntete. In seinen „Recueillements poétiques" (Paris 1839) verläßt er endlich die leere Begeisterung u. den Individualismus seiner Jugend u. wendet sich dem Interesse der Menschlichkeit mehr zu. Mit diesem vagen Kosmopolitismus war er schon 1833 in die Kammer eingetreten u. hatte sich den Spott Cormenins zugezogen, als er bei der Adreßdebatte im Jahre 1834 erklärte, daß er der Vertreter keiner Partei sei u. nur durch die Macht der Idee siegen wolle. Im Jahre 1834 von Mâcon als Deputirter in die Kammer gewählt, sprach er heftig und

mit Erfolg gegen die Todesstrafe der politischen Gefangenen. Ueberhaupt fanden die Freiheit der Presse u. die Abschaffung der Todesstrafe an ihm einen warmen Vertheidiger. Schon 1830 hatte er über letzteren Gegenstand die Schrift „Contre la peine de mort, au peuple du 18. Oct. 1830“ veröffentlicht. L. würde, vermöge seiner Ansichten, indessen bald zu politischer Bedeutungslosigkeit herabgesunken seyn, hätte er nicht in der That ein positives, über dynastische u. republikanische Partei ungleich erhabenes, Element hervorgearbeitet. Er machte nämlich die organische Entfaltung der noch aufgelösten, durch die Revolution von den alten Fesseln nur befreiten, gesellschaftlichen Ordnung zum Ziele seiner Bestrebungen u. nannte sich daher mit Recht einen „Démocrate conservateur.“ Im Jahre 1837 wurde er von Bergues u. Mâcon zugleich in die Kammer gewählt, entschied sich jedoch für seinen Geburtsort. Er unterstützte das Ministerium Molé aus Ueberzeugung bis zu dessen Sturze 1839, weil er die Verbindung der Doctrinairs mit den Liberalen für verderblich hielt. Unter dem Ministerium Soult sprach er in der orientalischen Frage, ohne jedoch der Sache eine andere Wendung geben zu können. Im Jahre 1841 bekämpfte er das Ministerium Thiers (dessen Sturz er wegen der Verschiedenheit seiner Elemente vorhersagte), auf das heftigste wegen der Befestigung von Paris u. brachte, gleich erfolglos, ein Gesetz wegen literarischen Eigenthumsrechtes in Vorschlag. Im Jahre 1842 ermahnte er zur Mäßigung in auswärtigen Verhältnissen, sah jedoch das linke Rheinufer als nothwendige Gränze Frankreichs an, was Nikolaus Becker Veranlassung gab, sein bekanntes Rheinlied an ihn zu richten, worauf L. mit der Friedensmarseillaise antwortete. Im gleichen Jahre Präsident des Eisenbahncomité in der Deputirtenkammer, wollte er Eisenbahnen, besonders um den Proletariern Brod zu verschaffen u. so den Frieden zu sichern. Er stimmte u. sprach nach dem Tode des Herzogs von Orleans für eine Regentschaft der Herzogin Wittwe im Falle einer Thronbesteigung des Grafen von Paris während seiner Minderjährigkeit. Seit 1843 wurde sein Einfluß den Parteien der Julirevolution gefährlich. Er versuchte, mit dem reaktionären Ministerium Guizot unzufrieden, durch die Vereinigung sämmtlicher Parteien dessen Sturz zu bewirken, was für den Augenblick die ganze Opposition auf seine Seite brachte. Der Hof, sowie die legitimistische Partei, bemühten sich vergebens, ihn zu gewinnen. Bei einem Gastmahle, das ihm seine Freunde im Juni 1843 zu Mâcon gaben, sprach er sich noch entschiedener über seine oppositionelle Stellung aus. Im Oct. 1843 sagte er sich durch ein Programm förmlich von der Juliregierung los und kündigte an, daß die Abschaffung der industriellen Feudalität, die Gründung einer neuen demokratischen Gesellschaft u. ein constitutioneller Thron künftig der Zweck seiner Wirksamkeit seyn würde. L.'s Oeuvres complètes wurden von Herwegh (12 Bde., Stuttg. 1839) ins Deutsche übersetzt; Gustav Schwab gab eine Uebersetzung (Stuttgart 1826) seiner ausgewählten Gedichte heraus. Sein neuestes Werk ist: Histoire des Girondins, 8 Bände, Paris 1847; ins Deutsche übersetzt, Leipzig u. Baden. wR.

Lamb, 1) **Charles**, trefflicher englischer Essayist, geboren 1775 in London, von 1792—1825 auf dem Bureau der ostindischen Gesellschaft, gestorben 1834, schrieb seine gemüth- u. humorreichen Essays unter dem Namen Elia (gesammelt 2 Bde, London 1841), lieferte die ansprechenden „Tales from Shakespeare“ (2 Bde., ebend. 1807, 1842), die populäre Erzählung „Rosam ond Grey“ (1798, 1842) u. viele ergreifende Gedichte. Sein Leben zeichnete Talfourd in Letters of Ch. L. (2 Bde., 1837). Seine prosaischen Werke erschienen in 3 Bdn. 1835, die poetischen 1836; seine „Specimens of English Dramatic Poets, with Notes“ in 2 Bdn. 1835. — 2) L., Lady **Karoline**, Tochter des Earl von Besboroug, geboren 1785, 1805 an William L., jetzigen Lord **Melbourne**, vermählt, eine talentvolle u. energische Dame, rühmlichst bekannt durch ihre Gedichte und Romane (Glenarron, Graham Hamilton, Ada Reis u. a.), sowie durch den Einfluß, den sie auf die Wahlmänner von Westminster zu Gunsten ihres Schwa-

gers, Sir Georg L., ausübte. Freundin von Roger, Moore, Byron u. Anderen, starb sie 1828 zu Whitehall (London).

Lambach, hübscher und wohlhabender Marktflecken im Hausruckviertel des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns; dabei die berühmte Benediktiner-Abtei gleiches Namens, im 11. Jahrhunderte gestiftet, mit wichtiger Bibliothek, Gemälde-Gallerie u. Kupferstichsammlung. In der Stiftskirche befinden sich 9 Bilder von Sandrart. In der Nähe die durchaus im Dreisysteme gebaute Dreifaltigkeitskirche in der Baura, von Brunner für 333,333 fl. im Dreieck aufgeführt.

Lamballe, Marie Therese Louise, Prinzessin von, geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan, 1749 zu Turin geboren, vermählte sich 1767 mit Stanislaus von Bourbon-Penthièvre, Fürsten von L. Nach dessen Tode wurde sie 1789 Oberhofmeisterin der Königin von Frankreich, mit der sie in vertrauter Freundschaft lebte. Sie theilte deren Gefangenschaft im Tempel, dann ward sie am 3. Sept. 1792 nach dem Gefängnisse La force gebracht, wo sie eine Horde umringte u. nach der Königin fragte. Als L. entgegnete: „Ich habe euch Nichts zu erwiedern, früher oder später sterben ist gleichgültig u. ich bin auf Alles gefaßt!“ fiel sie unter den Säbelhieben derselben. Ihr Kopf wurde auf eine Picke gesteckt u. vor das Fenster des Gefängnisses der Königin gehalten. Später wurden ihre Gebeine in die Gruft der Katakomben gebracht.

Lambecius (eigentlich Lambeck), Peter, ein berühmter Humanist u. Literärhistoriker, geboren zu Hamburg 1628, machte seine Studien in verschiedenen Städten Hollands, Frankreichs u. Italiens, wurde 1652 Professor der Geschichte am Gymnasium seiner Vaterstadt u. 1660 Rektor desselben. Seine unglückliche Ehe und der auf ihn gewälzte Verdacht, daß er kein aufrichtiger Protestant sei, veranlaßten ihn 1662, Hamburg heimlich zu verlassen u. sich nach Wien zu begeben, wo er zur katholischen Kirche übertrat u. Custos der kaiserlich königlichen Hofbibliothek wurde. Um diese Anstalt erwarb er sich unsterbliche Verdienste, denn er war der Erste, der diese reiche Sammlung, die vor ihm ein wahres Chaos war, in Ordnung brachte. Er starb 1680 an der Pest. Wir besitzen von diesem kenntnißreichen und auf dem Felde der Bibliothekwissenschaft äußerst thätigen Manne unter anderen: „Commentarii de bibliotheca caesar. Vindobonensi“ (8 Bde., Wien 1665—79; 2 Aufl. von Kollar, 8 Bde., 1766—82, Fol.). Auch war er der Erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Literärgeschichte, die er auch mündlich seit 1656 auf dem Gymnasium zu Hamburg gelehrt hatte, unter dem Titel „Prodromus historiae literariae“ (Hamburg 1659, 2. Aufl. von J. A. Fabricius, Leipzig 1710, Fol.) herausgab. Vergl. „Lebensbeschreibung L.'s“ (Hamburg 1724).

Lamberg, ein altes österreichisches Geschlecht, das 1554 in den Freiherrn-, 1636 in den Grafen- u. 1641 in der Person des k. k. Staatsministers Johann Maximilian, der an dem westphälischen Friedensschlusse thätigen Antheil nahm, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. 1662 erhielten die L. die Erb-Land-Oberstallmeisterwürde in Krain; 1707 wurden sie Reichsfürsten. Nach dem Rechte der Erstgeburt, 1708 Oberst-Erbland-Jägermeister in Oesterreich ob der Enns u. 1709 wurde ihnen der Titel Landgrafen von Leuchtenberg ertheilt. Das Haus trennte sich in mehre Linien. Haupt des fürstlichen Zweiges ist: Fürst Gustav Joachim, geboren 1812, welcher seinem Vater, dem Fürsten Karl Eugen 1831 folgte. — Wir führen aus diesem Geschlechte besonders an: Johann Philipp, Cardinal und Fürstbischof von Passau, Sohn des obengenannten Johann Maximilian, geboren 1651. Anfangs Militär, focht er gegen die Türken in Ungarn, wurde aber von 1622 an, wo er Mitglied des Reichshofrathes war, häufig in Gesandtschaftsgeschäften verwendet, besonders zu Dresden, Berlin u. auf dem Reichstage zu Regensburg. Erst jetzt trat er in den geistlichen Stand, erhielt einige Domherren-Pfründen u. ward 1689 Bischof von Passau. Er fuhr aber dabei fort, dem kaiserlichen Hofe zu dienen, ward 1697 Gesandter in Polen u. erhielt 1700 die Cardinalswürde. Dabei ernannte ihn der Kaiser

zum Principalcommissarius auf dem Reichstage. Das Interesse Oesterreichs lag ihm sehr am Herzen; er beförderte die Theilnahme des Reiches am spanischen Successionskriege, nachher die Achtserklärung des bayerischen u. pfälzischen Kurfürsten u. die beiden Kaiserwahlen Josephs I. u. Karls VI. Er starb 1712.

Lambert, der Heilige u. Martyrer, Bischof von Mastricht, wurde daselbst von edlen u. reichen Eltern geboren, die mit vielem Eifer nach den Vorschriften der christlichen Religion lebten. Als seine ersten Studien vollendet waren, übergab ihn sein Vater der Leitung des heiligen Theodard, der dem heiligen Remaclus zuerst als Abt von Malmedi u. Stablo, dann auf dem bischöflichen Stuhle von Mastricht nachgefolgt war. Dieser Gottesmann, der seine Schüler zärtlich liebte, unterließ Nichts, um L. in den Wissenschaften u. in der Tugend heranzubilden. Als er aber im Jahre 660 eine Reise an den Hof des Königs Childerich II., der in Austrasien sich aufhielt, machte, um von ihm die Rückgabe der, seiner Kirche von raubsüchtigen Großen entrissenen, Güter zu erwirken, fiel er durch deren Meuchelhände auf dem Wege in dem Bienenwalde oberhalb Speyer. L., sein Schüler, der bei Childerich u. dessen Hofe, seiner Heiligkeit wegen, in hoher Achtung stand, ward zu dessen Nachfolger erwählt. Der demüthige Diener Gottes betrachtete mit Furcht u. Zittern das bischöfliche Amt, wie alle Heiligen; da er sich jedoch dem Willen Gottes, der ihn berufen hatte, nicht widersetzen konnte, flehte er zum Himmel um die Erleuchtung u. Stärke, deren er bedurfte, entschlossen, mit der vollkommensten Treue seine Pflichten zu erfüllen. Damals herrschte, wie wir schon bemerkt haben, Childerich II. in Austrasien, unter dem Wulfoad als Hausmeier die Angelegenheiten leitete. Zu gleicher Zeit folgte Theodorich III. seinem Bruder Chlotar III. in den Königreichen Neustrien u. Burgund, unter welchem Ebroin die Würde des Hausmeiers an sich riß. Die grausame Bedrückung des Ministers machte des Königs Herrschaft verhaßt, und die empörten Unterthanen stießen ihn vom Throne. Theodorich und Ebroin wurden, der eine zu St. Denis u. der andere zu Luxeuil, eingeschlossen, unter welcher Bedingung allein sie das Leben erhalten konnten. Indessen zog sich auch Childerich II. immer mehr durch seine Ausschweifungen u. Gewaltthätigkeiten die Verachtung seiner Unterthanen zu u. verlor auf eine gewaltthätige Weise das Leben. L. empfand die traurigen Folgen dieser Umwälzung, einzig, weil er Childerich zugethan war. Von seinem Sitze vertrieben, mußte er sich in das Kloster Stablo zurückziehen, wo er sieben Jahre lange die Regel der Ordensmänner so treu, wie der eifrigste Noviz, befolgte. Die Freude, die er in seiner stillen Abgeschiedenheit kostete, wurde durch Nichts getrübt, als durch den Schmerz, den er beim Anblicke des traurigen Zustandes der meisten Kirchen Frankreichs empfand. Durch verschiedene Veränderungen gelangte Ebroin wieder, seinen Klostergelübden meineidig, zur Würde des Hausmeiers u. schaltete in Neustrien u. Burgund als unumschränkter Herr. Auch in Austrasien übte er, nach dem meuchelmörderischen Tode Dagoberts II., an dem er großen Antheil hatte, seine tyrannische Gewalt aus, bis er endlich, seiner Gewaltthätigkeiten wegen, von einem Edelmanne ermordet worden. Sein Nachfolger in der Hausmeierwürde, Pipin von Heristal, bemühte sich, die von Ebroin verursachten Uebel wieder gut zu machen. Er führte die vertriebenen Hirten zu ihren Kirchen zurück, wodurch auch der heilige L. im Jahre 681 oder 682 wieder auf seinen bischöflichen Stuhl gelangte. Mit neuem Eifer widmete er sich nun seinen heiligen Amtsverrichtungen u. brachte überallhin den Segen des Himmels. Da in Seeland noch viele Heiden waren, verkündigte er daselbst das heilige Evangelium, zerstörte die Tempel u. Götzenbilder u. ertheilte dem Volke die heilige Taufe. Die Kenntniß des Christenthumes hatte zugleich den wohlthätigsten Einfluß auf die Sitten der Seeländer. L. besuchte oft den heiligen Willibrord, Apostel von Friesland, um sich mit ihm über die wirksamsten Mittel zur Beförderung der Ehre Gottes zu berathen. Unter den unthätigen Königen des fränkischen Reiches waren allgemein große Unordnungen eingerissen u. die Mächtigen verachteten die göttlichen u. menschlichen

Gesetze. So lebte, zum öffentlichen Aergernisse, der Hausmeier Pipin unfern Lüttich mit einer Beischläferin, Namens Alpais, die ihm den Karl Martell gebar. Der heilige Bischof hielt den Schuldigen ernsthaft ihr Verbrechen vor u. ermahnte sie nachdrücklich zur Besserung. Ein Verwandter der Alpais, Namens Dodo, verband sich nun mit einigen Frevlern, die die Kirche von Mastricht geplündert hatten, um den Heiligen aus dem Wege zu räumen. L. kehrte aus der Mette zurück, als Dodo mit seinen Mordgenossen vor dessen Hause sich aufgestellt hatte. Der heilige Bischof verbot seiner Umgebung, sich zur Gegenwehr zu stellen. „Wenn ihr mich wahrhaft liebet, so liebet Jesum u. bekennet vor ihm eure Sünden; für mich ist es Zeit, daß ich hingehe, um vereint mit ihm zu leben." Nach diesen Worten kniete er nieder, betete unter vielen Thränen für seine Feinde mit ausgespannten Armen und wurde sogleich von einem derselben mit einem Wurfspieße durchbohrt. 40 Jahre lange hatte der heilige L. seiner Kirche vorgestanden u. wegen seiner Geduld, seiner Milde u. der vorzüglichen Heiligkeit seines Lebens wurde sein Tod, den er am 17. September 708 oder 709 erlitt, als ein Marterthum betrachtet u. er unter die Heiligen der Kirche aufgenommen, die sein Andenken am 17. Sept. feiert.

Lambert, 1) L. von Aschaffenburg (L. Schaffnaburgensis), Geschichtschreiber und wichtiger Quellenschriftsteller für deutsche Geschichte, geboren zu Aschaffenburg (nach andern Angaben in Lothringen), trat frühzeitig in den Benektiner-Orden im Kloster Hersfeld u. erhielt 1058 die Priesterweihe. Gegen das Ende dieses Jahres machte er eine Reise zu dem heiligen Grabe nach Jerusalem, kam nach Jahresfrist wieder nach Hersfeld zurück u. schrieb hier sein Chronicon s. Historia Germanorum. Bis 1050 ist dieses Werk ein Auszug aus Beda u. anderen Geschichtschreibern; von 1050—77 aber eine frei geschriebene, vollständige u. zusammenhängende deutsche Geschichte. Gedruckt allein erschien es, Basel 1569 fol. Cum Reginone 1609. fol. in Pistorii script. rerum Germ. T. I. p. 301. und Corpus praecip. medii aevi script. T. I., qui speciminis loco continet Lamb. Schafnaburg. annal. von J. Ch. Krause, Halle 1797 (deutsch von Buchholz, Frankfurt 1819). — Sowohl in Betracht seines guten Styls u. Ausdrucks, als auch seiner Art, das, was er sagt, mit historischer Kunst vorzutragen, läßt L. sehr viele andere Schriftsteller weit hinter sich. Vergl. Piderit, „De L. Schafn." (Hersf. 1828, 4.) u. Frisch, „Comp. crit. Lamb. Schafn. annal. auct." (Münch. 1830.) — 2) L. (Johann Heinrich), Philosoph und Mathematiker, geboren den 26. August 1728 zu Mühlhausen im Oberelsaß, der Sohn eines dürftigen Schneiders, mußte nach Besuch der Schule im 12. Lebensjahre sich dem Handwerke seines Vaters widmen und nebenbei seine kleinen Geschwister pflegen; sein Lerneifer trieb ihn aber an, Nachts in den Büchern zu stöbern, u. durch zufällig erhaltene mathematische Bücher wurde sein Eifer auf die Mathematik gelenkt. Ein Versuch seiner Eltern, ihm städtische Unterstützung zur Ergreifung des theologischen Studiums zu verschaffen, mißlang, u. L. mußte neuerdings zur Nadel zurückkehren. Endlich zog er durch seinen Lerneifer u. die bereits mühsam erworbenen Kenntnisse die Aufmerksamkeit mehrer Gelehrten auf sich und kam, seiner schönen Schrift wegen, in die städtische Kanzlei; 1743 aber trat er als Buchhalter in ein Eisenwerk in Sept, um sich in der französischen Sprache mehr auszubilden; 1745 kam er zu Professor Iselin in Basel, der eine Zeitung herausgab, als Gehülfe u. erhielt hier bald Zeit, seinen Studien obzuliegen, noch mehr aber, als er 1748 als Hofmeister in das Haus des Grafen Salis kam. Mit seinen Zöglingen bezog er 1756 die Universität Göttingen, 1757 u. 1758 aber Utrecht, bereiste dann mit ihnen Frankreich u. Oberitalien u. verließ sie in ihrer Heimath im Mai 1759; nun hielt er sich in Augsburg und München auf und wurde Mitglied der neugebildeten bayerischen Akademie der Wissenschaften; 1762—63 brachte er theils in der Schweiz, theils in Leipzig zu und kam 1764 nach Berlin; 1765 wurde er daselbst zum Mitgliede der Akademie ernannt, und später zum Oberbaurath. Leider starb er bereits den 25. September 1777 in Berlin. L. hat sich um

vergängliche Verdienste um die Philosophie u. die Mathematik erworben, welch' letztere er auf erstere anzuwenden suchte; er ist als Gründer der Photometrie als Wissenschaft zu betrachten. Hundert Jahre nach seiner Geburt (1828) wurde ihm in Mühlhausen eine Denksäule errichtet. — L.s wichtigste Schriften sind: „Photometria“ (Augsburg 1760); „Cosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ (Augsburg 1761); „Neues Organon“ (Leipzig 1764); „Beiträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung“ (Berlin 1765—1772, 4 Bände). Vergl. Daniel Huber, „L. nach seinem Leben ꝛc.“ (Basel 1829). K. Buchner.

Lambesc (Charles Eugène de Lorraine), Prinz von L. und Herzog von Elboeuf, geboren 1751 zu Versailles, war 1789 Großstallmeister von Frankreich und Chef des Regiments Royal Allemand und eines Liebesverhältnisses mit der Königin Maria Antoinette beschuldigt. Am 12. Juli 1789 trieb er einen Haufen Volk mit seinem Regimente auseinander und hieb selbst einen Menschen nieder. In Folge dessen floh er nach Deutschland, diente unter Condé bis 1793, trat dann in kaiserliche Dienste, ward 1796 Feldmarschall-Lieutenant, kämpfte tapfer in allen Kriegen Oesterreichs gegen Frankreich u. wurde 1814 Pair von Frankreich, Marschall u. Herzog von Elboeuf. Das Haus Guise (s. d.) starb mit ihm 1825 aus.

Lambinus (Dionysius), ein gelehrter Humanist u. Kritiker, geboren 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studirte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach seiner Rückkehr wurde er 1560 Professor der alten Literatur und Eloquenz am königlichen Collegium zu Paris, wo er 1572 starb. Man hat von ihm schätzbare Commentarien zum Horaz, Plautus, Lucretius, Cicero, Cornelius ꝛc.

Lamennais, François Robert, Abbé de, einer der genialsten, aber auch exaltirtesten Schriftsteller der französischen Jetztzeit, geboren zu Saint-Malo in der Bretagne den 19. Juni 1781, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes. Schon frühzeitig machte die Lektüre von Rousseau's Schriften einen unauslöschlichen Eindruck auf das reizbare Talent des aufstrebenden Jünglings. Statt sich dem Berufe seines Vaters zu widmen, ergriff er mit flammender Begeisterung das Studium der Theologie u. empfing 1817 die Priesterweihe. Schon vorher bewies er seinen Eifer, thatkräftig zur Hebung religiösen Aufschwunges mitzuwirken, indem er Louis de Blois, „Guide spirituel,“ 1801, neu herausgab u. im nächsten Jahre darauf erschien von ihm anonym, mit Lobpreisung auf Napoleon, als den Wiederhersteller der französischen Kirche — denn derselbe hatte mit dem Papste das Concordat abgeschlossen — „Reflexions sur l'état de l'église en France pendent de 18me siècle et sur la situation actuelle,“ Paris 1808. Von der Polizei wurde die Schrift wegen ihres gefährlichen kirchlichen Liberalismus unterdrückt. 1811 trat er als Lehrer der Mathematik in das Seminär von Saint-Malo, verfolgte aber nebenbei auf das Eifrigste das theologische Studium u. veröffentlichte als Frucht seines Forschens: „Tradition de l'église sur l'institution des evêques,“ Paris 1814. Während der hundert Tage flüchtete er sich nach England u. als eifriger Anhänger der Restauration ließ er 1817—18 die ersten Bände eines Werkes hervortreten, das sein glänzendes Talent beurkundete u. gleich Anfangs mit ungewöhnlichem Beifalle aufgenommen ward. Der erste Band erlebte bis zu 1825 8 Auflagen, der zweite 5. Es erschien in 4 Bänden u. führte den Titel: „Essai sur l'indifférence en matière de religion.“ Noch bevor die beiden letzten Bände das Werk, Paris 1823, schlossen, sah sich L. bewogen, in einer „Défense de l'essai sur l'indifférence,“ Paris 1821, seine dargelegten Grundsätze ausführlicher zu rechtfertigen. Mit einer seltenen Beredsamkeit u. logischen Folgerichtigkeit wird die Autorität der Kirche in Glaubenssachen als normatives Prinzip der Gewißheit u. als Regulativ der individuellen Vernunft beansprucht. Die Vernunft des Einzelnen muß sich dem allgemeinen Entscheide (sentiment universel) unterwerfen. Diese Prinzipien entwickelte er in

mehren Abhandlungen der periodischen Zeitschriften: „Le conservateur, Le défenseur, Drapeau blanc.“ Da er aber in letzterem Blatte eine harte Anklage gegen das damalige Unterrichtsministerium erhob, als würde in den Erziehungsinstituten eine der katholischen Religion feindselige Richtung begünstigt, so wurde von Abbé Frayssinous gegen den Redakteur der Zeitschrift gerichtliche Verfolgung beantragt u. dieser mit einer Geldbuße u. 14tägiger Haft bestraft. 3 Jahre später wurde jedoch L. selbst bestraft u. zu einer Geldbuße von 30 Franks verurtheilt, weil er in der Flugschrift: „De la religion considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil,“ Paris 1826, die gallikanischen Freiheiten, welche von der bourbonischen Dynastie dem Staatsgrundgesetze gleichgestellt wurden, heftig angegriffen hatte. Selbst Berryer's glänzende Beredtsamkeit schützte ihn nicht vor der Polizeigewalt; die Schrift wurde unterdrückt. Eine Reise nach Rom veranlaßte die ehrenvolleste Aufnahme von Seite des Papstes Leo XII.; es soll ihm sogar der Cardinalshut angeboten worden seyn. Nach seiner Rückkehr zog er sich in das Dorf La Chesnaie bei Dinan in der Bretagne zurück u. seine gelehrte Forschung trat in ein neues Studium ein: die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate zu proklamiren u. die Universalität des Christenthumes in der Idee der religiösen Freiheit zu entwickeln. Einzelne Grundgedanken finden sich schon angedeutet in der Schrift: „Progrès de la revolution et de la guerre contre l'église,“ Paris 1829. Die Julitage 1830 gaben dieser Idee noch reichlichere Nahrung. L. verband sich mit Lacordaire und dem Grafen Montalembert zur Herausgabe des religiösen Journals: „L'Avenir,“ worin der Grundsatz zur Geltung gelangen sollte: da die neue Constitution keine Staats-Religion mehr anerkenne, solle der Klerus vom Staate sich ganz unabhängig erhalten, keine weltliche Besoldung annehmen, dagegen aber auch keine weltliche Einmischung in die religiösen Angelegenheiten mehr dulden. Allein Papst Gregor XVI. mißbilligte durch die Encyklica vom 15. Aug. 1832 diese extremen Ansichten; L. sistirte am 10. Sept. 1832 die weitere Herausgabe der Zeitschrift und leistete sogar förmlichen Widerruf, nachdem er mit seinen beiden Mitarbeitern in Rom zur Rechtfertigung sich eingefunden hatte. Allein die Aufrichtigkeit der Unterwerfung widerlegten die 1834 verfaßten: Paroles d'un croyant, eine Schrift, welche in glühender Begeisterung u. in nachgeahmter Prophetensprache die christlichen Lehren zu politischer Demagogie zu verfälschen suchte. Von nun ließ sich das Talent dieses Mannes zu den beklagenswerthesten Verirrungen hinreißen. Die „Affaires de Rome“ 1836 sollten offen darlegen, wie er die Autorität des heiligen Stuhles nicht mehr anzuerkennen vermöge. Auch die französische Politik erfuhr von ihm einen hämischen Angriff in der Flugschrift: Le pays et le gouvernement, Paris 1840. Er wurde zu einjähriger Gefängnißstrafe u. zu einer Geldbuße von 1000 Frcs. verurtheilt. Seine Studien richtete er nun von der Tagespolitik ab u. wendete sie auf erneuerte philosophische Forschung hin; „Esquisse d'une philosophie,“ 3 Bde., Par. 1841 bis 1843, enthält mehre Behauptungen, welche dem Christenthume widersprechen, u. selbst die Beweisführung einzelner christlicher Mysterien, z. B. der Dreieinigkeit, muß als verfänglich betrachtet werden. Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie, Paris 1841 sind sehr geeignet, die Grundlagen kirchlicher u. staatlicher Autorität zu erschüttern u. an deren Stelle das vage Prinzip des Socialismus u. Communismus zu setzen. Gleiche Tendenz verfolgen seine weiteren Schriften „De la religion,“ Par. 1841 u. „Du passé et de l'avenir du peuple,“ Paris 1842. Der immermehr überhandnehmende Pauperismus u. die Anstrengungen der unteren Volksclassen, sich politische Rechte gewaltsam zu erkämpfen, finden an ihm einen Schutzredner u. einen warmen Vertreter ihrer angeblichen verkannten Gerechtsame; zu diesem Bereiche gehören: Le livre du peuple, 1840; Politique à l'usage du peuple de l'esclavage moderne; Servitude volontaire. Seine beiden neuesten Schriften beziehen sich auf Mythologie u. auf Erklärung der Evangelien, aber immer mit durchgängiger Absicht, seine politischen u. religiösen Tendenzen in der verschiedenartigsten Form u. Ein-

kleidung geltend zu machen. „Arischapands et Darvands,“ Par. 1843. L. ist ein warnendes Beispiel, zu welchen Verirrungen ein ungezügelter Wissensdünkel führt, wenn nicht Bescheidenheit u. Demuth als sittliche Tugenden die geistige Erkenntniß läutern u. veredeln. Seitdem L. von dem Einheitspunkte der katholischen Kirche abgefallen ist, durchirrte er gleich einem Irrsterne mannigfache Räume der Wissenschaft, hat aber durch den schillernden Farbenglanz einer wahrhaft blendenden Beredtsamkeit mehr die unreine Flamme destruktiver Tendenzen in Kirche u. Staat angefacht, als eine wahrhaft belebende religiöse Aufklärung angebahnt. In der letzteren Zeit soll er sogar den verrufenen Emancipations-Gelüsten der zuchtlosen Dudevant (George Sand) sich angenähert haben. Sollte dieses betrübende Gerücht sich bestätigen, so könnte man nur schmerzlich auch auf ihn Shakespeare's trostlosen Ausruf anwenden: „O, welch ein edler Geist ist hier zerrüttet!“ Cm.

Lameth, Alexander, Graf, Offizier, Mitglied der ersten Nationalversammlung, warf sich, nach Entsagung seiner Adelsvorrechte, der Revolution ohne Rückhalt in die Arme, entfloh mit Lafayette (s. d.) u. kam nach 3jähriger Gefangenschaft nach England, worauf er mit seinem Bruder Charles in Hamburg ein Handelshaus errichtete. Unter Napoleon kehrte er zurück, ward durch die Restauration Generallieutenant u. behauptete in der Deputirtenkammer bei der liberalen Opposition ein Ansehen. Er starb 1829. Seine „Hist. de l'assemblée constituante“, 2 Bde., 1828—29, ist mittelmäßig.

Lamettrie (Julien Offray de), Atheist u. ärztlicher Charlatan, geboren zu St. Malo den 25. December 1709, studirte unter Boerhave die Heilkunde u. begab sich dann nach Paris, wo er großes Glück machte, aber 1746 in Folge der Veröffentlichung seiner atheistischen Schriften sich gezwungen sah, Frankreich zu verlassen und nach Leyden zu gehen; 1748 wurde er aber auch hier wegen neuer Schriften ausgetrieben und wußte nicht, wohin, bis er durch Maupertuis eine Einladung nach Berlin erhielt, wo ihn Friedrich der Große als Philosophen u. Opfer der „Intoleranz“ aufnahm. Er wurde königlicher Vorleser, Mitglied der Akademie u. lebte in der Umgebung des Königs; bald aber gefiel es ihm nicht mehr u. er suchte seine Rückkehr nach Paris möglich zu machen, als er am 11. Novem. 1751 starb, in Folge einer Verdauungsstörung, die er widersinniger Weise durch Bäder u. acht Aderlässen zu heben suchte. — Seine Schriften sind atheistischen Inhalts, einige aber im höchsten Grade sittenlos, u. die medizinischen ohne allen Werth. Die philosophischen ließ Friedrich der Große nach seinem Tode sammeln: „Oeuvres philosophiques“ (London 1751, neue Aufl. 1774, auch Amsterdam 1774 u. Berl. 1796). E. Buchner.

Lamia, 1) Tochter des Poseidon u. Geliebte des Zeus, welchem sie die früheste Sibylle, die der Delphier, mit Namen Herophile, gebar. Pausanias führte den letzten Namen zwar an, sagt aber, daß die Sibylla Herophile jünger gewesen, als des Zeus und der L. Tochter. — 2) L., die Tochter des Königs Belus u. der Nymphe Libya, gleichfalls eine Geliebte des Zeus, allein durch die eifersüchtige Here zur Geburt von lauter todten Kindern verflucht, welches die Unglückliche wahnsinnig machte, so daß sie nun Kinder raubte, wo sie deren habhaft werden konnte, u. sie erwürgte.

Lamormain (eigentlich Lemmermann), Wilhelm, 1560 im Luxemburgischen geboren, Jesuit u. Beichtvater des Kaisers Ferdinand II., übte großen Einfluß auf diesen, sowie auf das Schicksal der böhmischen Protestanten nach der Schlacht am weißen Berge. Ueber 100,000 Abtrünnige wurden durch seine Bemühungen der Kirche wieder zugeführt. Er starb zu Wien 1648.

Lamothe (Jeanne de Luz de St. Remy du Valois, Gräfin von L.), geboren 1756 zu Fontette in der Champagne von armen Eltern, behauptete, von der Frau von Boulainvilliers, Besitzerin ihres Dorfes, unterstützt, nicht *ohne Grund*, von den Valois abzustammen, u. verschaffte sich so durch Madame, *Schwägerin des Königs*, eine Pension von 1500 Franken. Sie verheirathete nun

einen Garde du Corps von Monsieur, L., und nahm den Titel Gräfin an. Sie lebte in Versailles, wurde mit dem Cardinal Prinzen Rohan bekannt, dessen Vertrauen sie sich erwarb. Dieser rieth der L., sich an die Königin Marie Antoinette zu wenden, bedauerte aber dabei, Nichts für sie thun zu können, indem er bei der Königin wegen einiger, ihre Mutter Maria Theresia beleidigender, Briefe von seinem Gesandtschaftsposten in Wien aus in Paris in Ungnade gefallen u. von demselben abgewiesen worden sei. Die L. gab nun vor, bei der Königin Zutritt erlangt u. hierbei Gelegenheit genommen zu haben, alle Vorurtheile der Königin gegen den Cardinal zu zerstreuen. Erfreut gab ihr nun dieser einen Brief an die Königin mit. Die L. brachte ihm eine nachgemachte Antwort, u. die Korrespondenz hatte den besten Fortgang. So wußte sie unter mancherlei Vorwand dem Cardinal nach u. nach 120,000 Franken zu entlocken, die dieser von der Königin geliehen zu haben glaubte. Die Hofjuweliere der Königin, Böhmer und Bossange, hatten eben damals ein schönes Halsband von Diamanten gefertigt, das sie um 1,800,000 Frcs. boten. Die Königin hatte es gesehen, es aber als zu theuer zurückgewiesen. Die L. wußte nun den Cardinal glauben zu machen, daß die Königin gesonnen sei, das Halsband zu kaufen und nach und nach zu bezahlen; daß sie aber aus besonderer Gunst den Cardinal beauftrage, diesen Gegenstand in ihrem Namen zu kaufen. Rohan ging in die Falle, kaufte das Halsband und überlieferte es der L. Diese wählte ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal, Oliva, das der Königin ähnelte, und Rohan überreichte in Trianon das Kästchen dieser; die vermeinte Königin reichte ihm dagegen eine Rose und sprach: „Ich habe nur einen Augenblick für Sie, ich bin mit Ihnen zufrieden u. werde Sie zur höchsten Gunst erheben. Ah, man kommt, ich muß Sie verlassen." Der Cardinal glaubte ganz sicher zu seyn, u. der Mann der L. begab sich nach England, um die Edelsteine zu Geld zu machen. Unterdessen war der erste Zahlungstermin gekommen. Böhmer verlangte von der Königin Geld und diese erfuhr überrascht, daß Rohan unter ihrem Namen den Schmuck gekauft habe. Nichts von dem ihm gespielten Betruge ahnend, verlangte sie strenge Genugthuung. Der erste Minister Breteuil, ein Feind des Cardinals, rieth, ihn zu arretiren, und so ward der Grand-aumonier des Königs in Pontificalibus, eben als ihn die Königin fragte, wer ihm den Befehl gegeben habe, den Schmuck zu kaufen, u. er ihr antwortete: „Sie Madame, pour Oeuil de boeuf," verhaftet u. nach der Bastille gebracht. Ein Prozeß begann u. nach u. nach kam die Wahrheit an den Tag. Dieser Prozeß aber gab den Feinden der Königin Gelegenheit, die ungereimtesten Gerüchte über sie zu verbreiten, was ihr in der Achtung des Volkes großen Eintrag that. Der Cardinal ward zwar freigesprochen, aber vom Hofe verbannt, die L. aber zur Brandmarkung auf beiden Schultern und zu ewigem Gefängniß verdammt. Als erstere Strafe vollzogen wurde, biß u. schlug sie um sich herum u. verbrannte auch ihre Hände an dem Eisen, mit dem die Execution vollzogen werden sollte. Nach 10 Monaten entkam sie aus dem Gefängniße u. floh nach London, wo ihr Gatte schon eine angebliche Rechtfertigungsschrift für sie herausgegeben hatte. Hier starb sie 1791 an den Folgen eines Falles.

Lamotte 1) (Antoine Houdar de), berühmter französischer Dichter, geboren zu Paris 1672, studirte Anfangs die Rechtswissenschaft, verließ diese aber bald u. betrat mit dem Theaterstücke „Originaux" die literarische Laufbahn. Als dieses durchfiel, ging er auf einige Zeit in das Kloster La Trappe, kehrte aber bald wieder in die Welt zurück und starb als Mitglied der Akademie zu Paris 1731. Werke von ihm sind: L'Europe galante, Issé, La triomphe des arts; die Oper Le Magnifique; viele Tragödien, darunter Inès de Castro; ferner Uebersetzung von Homers Ilias. Er war es auch, der in der Akademie durch sein Urtheil über die Tragödie Oedipus den Ruhm Voltaire's gründete. Seine gesammelten Werke erschienen zuerst in 10 Bänden, Paris 1754 und öfters, zuletzt ebend. 1811, 2 Bde. — 2) L. (Peter Freiherr v.), k. bayerischer Generallieutenant, war der Sohn des kurpfälzischen Generallieutenants Freiherrn von L. und

wurde den 3. März 1765 zu Mannheim geboren. Er begann hier seine militärische Laufbahn als Lieutenant u. befehligte nach wenigen Jahren als Major bereits ein eigenes rheinpfälzisches Bataillon, in welcher Eigenschaft er die Feldzüge von 1796—1800 mitmachte. Im Kriege von 1805 zeichnete er sich bei der Einnahme der Bergfestung Kufstein in Tyrol aus, u. 1806—7 machte er den Feldzug gegen Preußen mit. Im Jahre 1809 zum Obersten u. Commandanten des 9. Infanterieregiments vorgerückt, focht er in den Schlachten von Abensberg, Schierling, Eggmühl und half sodann die erste Unterwerfung Tyrol's mitvollziehen. Der Feldzug von 1812 führte ihn in die Eisfelder u. in das Hungerelend Rußlands, u. er mußte in der Schlacht von Polotzk, wo er sich besonders hervorthat, sein tapferes Regiment bis auf 170 Mann zusammenschmelzen sehen. Nachdem er von den Wunden, die er in diesem Kampfe davongetragen, genesen war, wurde er mit dem Orden der Ehrenlegion geziert u. zum Brigadegeneral ernannt. 1813 führte er die dritte Infanteriedivision der neugebildeten bayerischen Armee nach Braunau und von dort an den Main, wo er in der Schlacht bei Hanau wiederholt den tapferen Führer beurkundete. Im Verfolge des Krieges kämpfte er bei Brienne, Couterelles, Bar sur Aube u. Villeneuve u. blieb 1814 als Befehlshaber des bayerischen Besatzungsheeres in Frankreich zurück. Eben so befehligte er, zum Generallieutenant befördert, nach dem zweiten Feldzuge gegen Frankreich und der Abdankung Napoleons als General en chef der bayerischen Truppen in Frankreich, wo er bis 1818 blieb und dann in's Vaterland zurückkehrte. In den letzten 15 Jahren seines Lebens verweilte der gealterte Feldherr als Commandant der 3. Armeedivision in Nürnberg, wo er am 21. November 1837, allgemein geachtet u. geliebt, an einem Schlaganfalle starb. mD.

Lamouroux (Jean Vincent Félix), Naturforscher, geboren den 3. Mai 1779 zu Agen im Departement Lot u. Garonne, Sohn eines Calicot-Druckers, studirte die Chemie, um in seines Vaters Verfahren Verbesserungen anbringen zu können; bald zog ihn aber die Botanik so sehr an u. er machte im Studium derselben solche Fortschritte, daß er seinen Lehrer ersetzen konnte; 1808 erhielt er den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Akademie zu Caën. Er gab sich nun ganz seinen Lieblingsstudien hin u. leistete Ausgezeichnetes in der Naturgeschichte der im Meere lebenden niederen Organismen, indem er eine große Anzahl noch unbekannter Gattungen u. Geschlechter derselben entdeckte und untersuchte. Er starb den 26. März 1825 in Caën. Seine Hauptwerke sind: „Histoire des polypiers coralligènes Flexibles“ (Caën 1816); „Essai sur les genres de thalassiophytes non articulés“ (Paris 1813); Résumé d'un cours élémentaire de géographie physique“ (Paris 1821). E. Buchner.

Lampadius, Wilhelm August, königlich sächsischer Bergkommissionsrath u. Professor der Chemie u. Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freiberg, geboren den 8. August 1772 zu Hehlen, einem braunschweigischen Dorfe an der Weser, Sohn eines in englischen Diensten stehenden Offiziers, zeigte von Jugend auf große Vorliebe für die Naturwissenschaften; 1784 kam er als Lehrling in die Rathsapotheke nach Göttingen; 1790 begann er, unterstützt in seinen dürftigen Verhältnissen durch Heyne, Blumenbach, Lichtenberg &c., seine akademischen Studien; 1793 begleitete er den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland, folgte ihm dann auf sein Gut bei Radnitz in Böhmen, wo er sich mit praktischer Chemie u. Meteorologie beschäftigte. 1794 wurde L., vorzüglich auf Werner's Empfehlung, als außerordentlicher Professor nach Freiberg berufen, u. erhielt im nächsten Jahre die ordentliche Professur, die er bis zu seinem Tode, den 13. April 1842, versah. L. hat sich um Chemie u. Bergwesen sehr verdient gemacht; er erhob die Hüttenkunde zuerst zur selbstständigen Wissenschaft; auch auf dem Gebiete der Arzneikulturchemie waren seine Leistungen höchst bedeutend; er führte zuerst den Gebrauch des Dungsalzes ein, überhaupt war kein Zweig der chemischen Wissenschaften, in dem er nicht theoretisch u. praktisch etwas Nennenswerthes geleistet hätte. — Seine wichtigeren Werke sind: „Handbuch der all-

gemeinen Hüttenkunde," 4 Theile, Göttingen 1801—10, 2. Auflage 1817—18. — „Versuche u. Beobachtungen über die Elektricität u. Wärme der Atmosphäre," Berlin 1793, 2. Auflage 1804. — „Grundriß der technischen Chemie," Freiberg 1815. E. Buchner.

Lampen, sind Geräthe oder Gefäße, welche dazu dienen, vermittelst einer brennbaren Flüssigkeit, wie Oel, Weingeist 2c., und eines Dochtes eine fortdauernde Flamme zu erhalten, welche entweder wärmen, oder erleuchten soll, u. danach theilen sich zunächst die L. in Wärm- u. Leuchtl. ein. Die ersteren werden theils mit Oel, theils mit Weingeist gespeist (Spiritusl.), die letzteren nur mit Oel oder thierischem Fett (Thran). Wärmel. werden theils bei chemischen Arbeiten gebraucht, theils um Speisen in Schüsseln oder Tellern 2c., ehe sie auf den Tisch kommen, oder Kaffee u. ähnliche Getränke warm zu erhalten. Auch gehören hieher die Löth- oder Blasl., deren Flamme durch einen, vermittelst einer Vorrichtung darauf geleiteten, Luftstrom gegen den zu erhitzenden Gegenstand geblasen wird. — In der größten Mannigfaltigkeit werden die zum Leuchten bestimmten L. verfertigt, die man aus den verschiedensten Metallcompositionen hat. Die einfachen Küchen- oder Tischl. sind meist von verzinnten Blech, Zinn oder Kupfer; eben so hat man von Blech besondere L. zum Aufhängen, oder zum Stellen, für verschiedene Gewerbe. Deßgleichen Grubenl. für Bergleute. Ferner hat man Nachtl. in verschiedener Form u. Einrichtung, welche nur den Zweck haben, jeden Augenblick eine, wenn auch nur schwache, brennende Flamme darzubieten. Die frühere Einrichtung der L., in denen ein aus Garn zusammengedrehter Docht brannte, wurde durch die Erfindung der gewebten platten u. der cylindrischen oder röhrenförmigen Dochte bedeutend verbessert, indem eine Lichtflamme desto heller u. mit desto weniger Rauch brennt, je mehr die Luft das im Dochte brennende Oel berühren u. während der Verbrennung zersetzen kann, was bei einem röhrenförmigen Dochte durch den im Innern desselben entstehenden Luftzug noch vollkommener erreicht wird. Einen ähnlichen Zweck hat das Aufsetzen eines gläsernen Cylinders oder Schornsteines über die Flamme, wodurch diese heller, ruhiger u. rauchloser wird. Solche L. mit röhrenförmigem Dochte und Glascylinder nennt man von ihrem Erfinder Argand'sche L. Sie sind häufig mit Schirmen von Blech oder Milchglas versehen und man hat sie entweder zum Stellen, oder zum Aufhängen an die Wand oder Decke. — In Bezug auf die Einrichtung hat man hauptsächlich folgende: 1) Argand'sche L., deren wir schon erwähnten und deren wesentliche Bestandtheile auch bei den folgenden meist beibehalten sind. 2) Sinombre-L., mit hohem säulenförmigem Fuß u. kranzförmigem Oelbehälter, auf welchem eine Art Glocke von mattgeschliffenem oder Milchglase gesetzt wird, welche die Flamme ganz umgibt, so daß nicht diese, sondern nur die erleuchtete Glocke zu sehen ist. Da überdieß der Oelbehälter oben u. unten durch zwei, nach außen schief zusammenlaufende, Flächen begränzt ist, so werfen sie fast gar keinen Schatten. 3) Astrall., mit den vorigen im Wesentlichen übereinstimmend, aber mit einer halbkugelförmigen Glocke, welche mit ihrem Rande auf dem, von zwei parallelen, nicht schief zusammenlaufenden Flächen begränzten, kreuzförmigen Oelbehälter aufsitzt u. nicht, wie bei jenen, sich unter demselben noch verengert. 4) Liverpooll., bei denen über der cylindrischen Dochthülse eine horizontale Scheibe von dem inneren Durchmesser der Hülse angebracht ist, um welche sich die Flamme fast wie eine Kugel oder Tulpe ausbreitet, was noch durch die kugelförmige Erweiterung des gläsernen Schornsteines an seiner unteren Hälfte befördert wird. Die Flamme wird auf diese Weise zwar sehr groß u. verbreitet viel Licht, verzehrt aber auch viel Oel u. flackert überdieß oft, weßhalb diese Lampen, die früher meist zum Aufhängen in Verkaufslokalen 2c. angewendet wurden, ziemlich außer Gebrauch gekommen sind. 5) Uhrenl., in denen sich ein Uhrwerk befindet, durch welches das Oel vermittelst einer kleinen Pumpe dem Dochte zugeführt wird. Sie sind von Carcel u. Carreau

erfunden u. heißen daher auch Carcelsche L., doch sind sie in neuerer Zeit noch auf manche Weise verbessert worden. 6) Studirl., mit flachem oder halbcylindrischem Dochte, Glascylinder, Blechschirm oder Milchglasglocke, u. dem Oelbehälter hinter der Flamme, hat man von sehr verschiedener Form, theils einfach, theils mehr oder weniger verziert u. kostspielig. Man hat auch Studirl. mit cylindrischem Dochte, welche aber wegen des zu grellen Lichtes, das sie geben, weniger zu empfehlen sind, als die mit flachem oder halbrundem Dochte.

Lamprete (Petromyzon marinus), auch Meerbricke oder eigentliche L. genannt, gehört nebst den ihr verwandten Arten: Flußbricke oder Neunauge (P. fluviatilis), Querder- oder Kieferbricke u. a. zu der Ordnung der Knorpelfische ohne Kiemendeckel u. zwar zur Familie der sogenannten Rund- oder Saugmäuler, die weder Bauch- noch Brustflossen, an der Seite des Halses aber ein Paar Kiemenlöcher haben, womit sie das Wasser einsaugen, das durch eine Oeffnung am Obertheile des Kopfes wieder ausgespritzt wird. Mit dem kreisförmigen Munde saugen sie sich fest an Steine u. Wasserthiere an. Sie leben theils im Meere, theils im Süßwasser u. werden ihres wohlschmeckenden, aber schwer verdaulichen Fleisches wegen in großer Menge gefangen. Die eigentliche L. wird 2—3 Fuß lang u. 4—6 Pfund schwer u. geht zur Laichzeit in die Flüsse hinauf, wo sie häufig gefangen wird. Dasselbe ist der Fall mit dem Neunauge, das in noch weit größerer Menge gefangen u. versendet wird. Die Meerbricke soll dem Haifische ein gefährlicher Feind seyn.

Lancaster. 1) L. auch Lancashire, eine der sechs nördlichen Grafschaften Englands, zwischen der irländischen See im Westen, der Grafschaft Cumberland u. Westmoreland im Norden, der Grafschaft York im Osten u. der Grafschaft Chester im Süden, u. von dieser durch den Mercey geschieden, umfaßt zwei durch die Mündung des Ken in die Morecambe-Bai geschiedene Theile, den nördlichen u. den südlichen. Der nördliche, zu welchem die lange Insel von der Westspitze gehört, ist klein u. sehr gebirgig, aber in den Thälern sehr feucht u. sumpfig, mit den beiden großen Seen, Coniston u. Winander, die durch den Leven in die Morecambe-Bai abfließen; der südliche u. bei weitem größere Theil von L. ist im Osten durch Zweige des Daspnak-Gebirges bedeckt. L. hat 85¼ □ Meilen u. 1,700,000 Einwohner. Das Land ist zum irländischen Meere geneigt, in welches auch die Flüsse strömen u. buchtenartige Mündungen bilden. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Dee, der Weawer mit dem Wheelok u. Grand-Trunk, der Mercey mit dem Bollin u. Irwell, der Douglos, Ribble, Wyre u. Loyne. Außerdem durchschneiden das Land einige bedeutende Kanäle, deren erster der Sankey-Kanal war. Hierauf entstand der große L.-Kanal (s. d.), der große Leeds-Liverpool-Kanal, der Manchester-Botton-Bury-Kanal u. der Haslingdon-Rochdale-Kanal. In der neueren Zeit sind auch bedeutende Eisenbahnbauten zur Verbindung Manchesters mit der Nordwest-Küste u. der West-Küste ausgeführt worden. Das Klima ist feucht u. der Frühling tritt spät ein; Viehzucht ist der vorzüglichste Erwerbszweig; Ackerbau ist zwar nicht vernachlässiget, aber schwierig wegen der großen Feuchtigkeit des Landes. Korn, Gerste, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. Gemüse werden in einigen Distrikten gebaut, jedoch ist Hafer das Hauptnahrungsmittel. Andere Produkte sind: Fische u. sehr viel Steinkohlen, wodurch die bedeutende Industrie des Landes unterstützt wird. Erwerbszweige sich hauptsächlich Baumwollen-Manufaktur, dann Seiden-, Woll- und Linnen-Manufakturen, Tabak-, Nadel-, Nagel-, Glas-, Spiegel-, Porzellan-, Maschinen-, Eisen- u. Kupferfabriken. Der Handel ist sehr lebhaft. — Im Jahre 658 drang hier unter Laurentius, Erzbischof von Dorovernum (Canterbury), dem Nachfolger des von Papst Gregor dem Großen zur Bekehrung der Angelsachsen 596 hierher gesendeten Abts u. nachherigen Erzbischofs Augustinus, das Christenthum ein. Die Hauptstadt dieser Grafschaft, (wiewohl Liverpool und Manchester in ihr liegen u. bedeutend größer u. in industrieller Hinsicht wichtiger sind) ist L., links an der Mündung des Loyne in's irische Meer, hat Baum-

wollenweberei, Bierbrauerei, Seilerei, Hut-, Meubles- u. Wagenfabriken, Bau von Handelsschiffen u. treibt lebhaften Handel, liegt am Abhange eines Hügels, dessen Spitze ein alterthümliches, herrliches Schloß (jetzt Staatsgefängniß) ziert, hat 12,700 Einwohner u. der L.-Kanal geht im Osten von ihr mittelst eines großartigen Aquaducts über den Bogen. — 2) L., Grafschaft in Pennsylvanien, Eastern-District, 1840 84,200 Einwohner, ist fruchtbar, hat Eisenminen, Eisen-Werke u. Handel. Ihre Hauptstadt gleiches Namens, 1840 8500 Einwohner (40° 2′ 86″ nördlicher Breite, 76° 20′ 33″ westlicher Länge von Greenwich), hat Nägel-, Hut-, Tabak- u. a. Fabriken, Gerberei, Brauerei, Oel- u. a. Mühlen. — 3) L., Grafschaft mit gleichnamigem Hauptorte (Court-House) in Virginien, Eastern-District, 1840 4700 Einwohner. — 4) L., District in South-Carolina, mit dem gleichnamigen Hauptorte (Court-House), 1840 9907 Einwohner. — 5) L., Hauptort in der Grafschaft Garrard in Kentucky, 1840 480 Einwohner. — 6) L., Hauptort in der Grafschaft Fairfield am Ohio, links am Hockhocking, 1840 3300 Einwohner. wR.

Lancaster. Titel u. Familie. Gleich nach Anfang der normännischen Regierung in England führte Roger of Poicton, ein Sohn Roger Montgomery's, den Titel eines Lords von L., verlor ihn jedoch wegen Lehnsfrevel u. König Stephan verlieh ihn seinem Sohne Wilhelm, Grafen of Moriton u. Warren. Nach dessen Tode erhielt ihn Johann von seinem Bruder Richard I. Plantagenet (Löwenherz). Von Heinrich III. erhielt dessen jüngster Sohn Edmund den Namen eines Grafen v. L. Dieser vererbte 1296 den Titel seinem ältesten Sohne Thomas, u. nach dessen Hinrichtung erhielt ihn sein zweiter Sohn Heinrich, Graf von Monmouth. Da dieser nach seinem Tode (1345) nur zwei Töchter, Mavyd (Mathilde) u. Blanca hinterließ, von welchen die erste, an den Grafen von Holland vermählt, ohne Erben starb, so vereinte Blanca, mit Johann von Gaunt vermählt, die ganze Erbschaft. Dieser Johann war der vierte Sohn Eduards III., geboren zu Gent 1340. Seine u. Blanca's Kinder waren: Heinrich von Bolingbroke, nachher Heinrich IV., König von England; Philippa, König Johanns von Portugal Gemahlin (starb 1415), u. Elisabeth, Gemahlin des Grafen von Hudington u. später Johanns von Cornwallis (starb 1427). Heinrich IV. vereinigte L. mit der Krone u. ließ es durch Beamte verwalten; so blieb es auch unter Heinrich V. u. VI., bis endlich Eduard IV. 1460 die Absetzung Heinrichs VI. bewirkte, wobei das damalige Herzogthum L. seine Beamten verlor. Unter Heinrich VII., der durch seine Vermählung mit Elisabeth den Zwist der Häuser York u. L., oder der rothen u. weisen Rose endigte, erhielt L. seine Verwaltung zurück, die es dann auch bis zum Sturze Karls I. behielt. (Vergleiche Geschichte Englands u. Plantagenet). wR.

Lancaster. Berühmte Männer. 1) L., (James), englischer Seefahrer, war der erste seiner Nation, der (am 10. April 1591) von Plymouth aus mit einer brittischen Flotte, bestehend aus drei Schiffen, nach Ostindien schiffte u., nachdem er unterwegs ein Schiff verloren, bis Malakka kam. Nachdem er im December 1592 die Rückkehr über Sumatra und Ceylon angetreten, wurde er durch widrige Winde an die Küste Amerika's getrieben u., da er mit 21 Mann auf einer kleinen Insel unweit St. Domingo landete, von seinen Schiffen verlassen, jedoch von einem französischen Schiffe gerettet, u. 1593 nach England gebracht. Im Jahre 1595 verheerte er als Befehlshaber einer englischen Flotte die Küsten von Brasilien, bemächtigte sich der Stadt Fernambuco u. brachte unermeßliche Reichthümer mit nach England zurück. Im Jahre 1601 wurde er als Befehlshaber einer Flotte der englisch-ostindischen Compagnie wieder nach Ostindien geschickt, legte Niederlassungen zu Achem und Bantam an, schloß für die Engländer nützliche Handelsverbindungen u. kehrte darauf mit reicher Ladung nach England zurück. Nach seinen Angaben wurden spätere Nordpolerpeditionen (s. d.) unternommen, um eine westliche Durchfahrt nach Indien zu finden. — 2) L. (Joseph), geboren 1777, eröffnete 1798 in London eine Armenschule

u. wendete bei deren Erweiterung zuerst die Unterrichtsmethode durch die geschickten u. fähigen Kinder selbst an. Er bereiste 1810 u. 11 England u. Schottland u. bewirkte, von hochgestellten Männern unterstützt, die Errichtung mehrer solchen Schulen. Da ihm, dem Quäker, die bischöfliche Geistlichkeit entgegen, der Vortheil seiner Unterrichtsmethode aber einleuchtend war, so wurde der englische Geistliche A. Bell, der in Indien gleichzeitig Aehnliches erfunden hatte, beauftragt, dieselbe zu verbreiten. (S. Bell-L.sche Methode.) Von den Whigs begünstigt, verfolgte L. seine Bemühungen, wanderte jedoch endlich wegen Bedrückung der englischen Hofkirche nach Amerika aus u. starb zu Newyork 1838. Von ihm wurden mehre Schriften in Bezug auf seine Methode herausgegeben. Vergleiche Natorp (s. d.) in einigen Schriften. wR.

Lancaster-Kanal, 16½ Meilen lang u. 41 Fuß breit, beginnt im Süden in der Grafschaft gleiches Namens bei West-Houghdon, sendet einen Zweig nach Wigan, durchschneidet den Leeds-Liverpool-Kanal, wird von der Eisenbahn überschritten, durchschneidet den Chorley in einem Tunnel, überschreitet den Ribble in einem Aquaduct bei Preston, wo auch wiederholt die Eisenbahn darüber geht. Bei Garstang überschreitet er den Wyre und bei L. den Loyne und bringt bis Kendal in die Grafschaft Moreland. Er dient vorzugsweise zum Transport der Kohlen. wR.

Lancaster-Sund, im nördlichen Amerika, führt aus der Baffins-Bai in die Barrow-Straße u. wurde so zu Ehren James L.'s (s. d.), des Veranlassers der Nordpolexpeditionen (s. d.), genannt. wR.

Lancelot, vom See, einer der tapfersten Paladine der Tafelrunde des Königs Artus (s. d.), war der Sage nach ein Sohn Bans, Königs von Genevis (zwischen Bretagne u. Gallien) u. der Clarine, Schwester des Königs Artus. In Folge einer Empörung floh Ban mit Frau u. Kind u. starb. Clarine trug den Knaben in eine Höhle, wo er von der Meerfee Viviana geraubt und erzogen wurde, daher sein Beiname. Als Jüngling wurde er von ihr an den Hof des Königs Artus gebracht, der ihn mit seinem guten Schwerte Eskalibor zum Ritter schlug u. unter die Zahl seiner Paladine aufnahm. Als König Dweret (Moret) die Burg Mabus des Blöden, Schabillimort, angriff, vertheidigte er dieselbe, erschlug den Dweret, heirathete dessen Tochter Yblis u. ward König. Um auch sein Erbreich dem Usurpator Claudas, der seinen Vater erschlagen hatte, abzunehmen, ging er wieder an den Hof Artus, von welchem er durch seine abentheuerlichen Züge gegen Galugadruweiß, Herrscher auf Burg Moreys, gegen Limor und dessen Riesen u. durch seinen Aufenthalt bei Mabus dem Blöden, dem Sohne der Viviana, lange abwesend gewesen war. Hier besiegte er den König Valerin im Kampfe wegen der Ginievra, der Gemahlin des Artus, und ward nun deren Ritter u. Liebhaber. Diese Liebe u. der Haß der Fee Morgane, der Schwester der Ginievra, deren Liebe L. verschmäht hatte, stürzte ihn in tausend Abentheuer, die er unter dem Schutze der Viviana mit der größten Tapferkeit bestand. Als er zuletzt auszog, um Mordrec, den Neffen u. Mörder des Artus zu bestrafen, ward er von diesem tödtlich verwundet. Viviana nahm ihm mit einem Kusse das Leben von den Lippen, u. sein Leichnam ward neben Ginievra auf seinem Schlosse Freudenwacht bestattet. Er war der letzte Ritter von der Tafelrunde. Welch reichen Stoff die Sagen von L. der romantischen Dichtkunst boten, geht aus der Menge der Gedichte, Sagen u. Ritterromane hervor, in denen er Held ist. Doch weicht seine Geschichte in ihren mehrfachen Bearbeitungen sehr ab. In der nordfranzösischen Bearbeitung geht er wegen Ehebruchs mit der Ginievra in ein Kloster u. heißt: „le chevalier à la charette", (Ritter mit dem Karren); diese Sage wurde in Prosaform vom Trouvère Chretien von Troyes nach dem Gedicht „Walter Map" weit verbreitet. Auch der deutschen Bearbeitung von Ulrich Gazinghofen um den Anfang des 13. Jahrhunderts (handschriftlich in Wien, *bearbeitet in* Hoffstätters Gedichten aus den Zeiten der Tafelrunde, 1. Band,

Wien 1811 u. neu herausgegeben von K. A. Hahn (Heidelberg 1845), liegt wahrscheinlich ein französisches Gedicht zum Grunde. wR.

Lancisi, Giovanni Maria, Arzt, geboren den 26. Oct. 1654 zu Rom, Sohn dürftiger Eltern, widmete sich dem Studium der Heilkunde u. wurde 1672 zum Med. Dr. promovirt; 1676 wurde er Assistenzarzt am Hospital San Spirito in Sassia, 1679 Mitglied des Congresso medico, 1685 erhielt er die Professur der Anatomie, 1688 aber wurde er Leibarzt des Papstes Innocenz XII. u. blieb es auch unter Clemens XI. Er starb am 21. Januar 1720. L. hat sich verdient gemacht durch die Beschreibung mehrer zu seiner Zeit herrschenden Krankheiten. Seine Schriften erschienen gesammelt Genf 1718, Venedig 1739 u. Rom 1745. Vgl. Crescimbeni, Vita di L., Rom 1721. E. Buchner.

Landammann, s. Ammann.

Landau, Stadt im bayerischen Kreise Rheinpfalz u. deutsche Bundesfestung, deren ausschließliches Besatzungsrecht der Krone Bayern zusteht, mit 9000 Einwohnern (darunter 3500 Protestanten u. etwa 400 Juden), an der Queich, hat (seit dem Brande von 1686) regelmäßige Straßen u. schöne Häuser, ein Progymnasium, mehre Fabriken, darunter eine Gewehrfabrik u. einen Kanal nach Abersweiler für den Steintransport. Sehenswerth sind: die den Katholiken u. Protestanten gemeinschaftlich gehörige Collegiatstiftskirche, mit schöner Aussicht von dem Thurme; das schöne Militärhospital; der Paradeplatz; der Friedhof; die bombenfesten Kasernen. Die Festung, von Vauban angelegt 1680, ward 1702 von der Reichsarmee eingenommen, von den Franzosen 1703, von den Kaiserlichen 1704, von den Franzosen 1713, von den Alliirten 1815. Seit der Zeit ist sie deutsche Bundesfestung, wird seit 1840 ausgebaut u. besteht aus 8 abgerückten Bollwerken (Contregarden) u. bastionirten Thürmen mit 8 Ravelins. Die achte Bastion hat einen Wall nach der Stadtseite, wodurch sie zur Citadelle wird. — Nach der Zerstörung durch die Hunnen vom Alemannenherzoge Landfried 750 wieder erbaut, ward L. freie Reichsstadt, aber von Ludwig dem Bayer an den Bischof von Speyer versetzt u. erst 1511 durch Maximilian wieder ausgelöst. 1522 schloß hier Franz von Sickingen mit anderen Rittern einen Bund zum Schutze der Reformation. Im 30jährigen Kriege ist L. achtmal erobert, 1680 von Louis XIV. genommen worden.

Landbau, s. Ackerbau u. Landwirthschaft.

Landeck. 1) Stadt in Preußen, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Habelschwerdt (Grafschaft Glatz) an der Biele mit 1600 Einwohnern, liegt in einem, von den hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen, nach Nord-Nordost geöffneten Thale, mit etwas rauhem, aber sehr reinem Gebirgsklima u. verdankt seine Berühmtheit den nicht weit von ihm bei dem Dorfe Oberthalheim entspringenden Mineralquellen. Man unterscheidet sechs Quellen. Das alte oder St. Georgenbad wurde bereits im 12. Jahrhunderte durch einen Zufall entdeckt u. 1498 von Konrad Berg, einem geschickten Arzte, die Kraft u. Wirkung des Wassers auf's genaueste untersucht u. die Nutzbarkeit desselben in einer öffentlichen Schrift bekannt gemacht. Etwa 3—400 Schritte davon liegt das neuere oder Liebfrauenbad, welches 1678 erbaut wurde. Beide Brunnen haben eine Temperatur von 24½° Reaumur, sind sehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, schwefelichem Geruche u. widerlichem Geschmacke. Die übrigen Quellen sind: die Douchequelle, der Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.), die Mühlquelle (14° R.) u. die Wiesenquelle (17° R.), welche letztere jedoch erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Sie gehören sämmtliche zu den erdig-salinischen Schwefelquellen, lösen mächtig auf, bewegen die Säfte des Körpers, beweisen eine besonders stark ausführende Kraft, theils durch Ausschlag der Haut, theils auf dem Urinwege, und äußern ihre Kraft vorzüglich bei Verhärtung des Unterleibes, Verstopfung des Darmkanals u. der Harnblase, verhinderter Ausdünstung, Krämpfen, Lähmungen, Gicht, rheumatischen Zufällen, Hypochondrie u. s. w. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kamen die Bäder in Verfall, hoben sich jedoch wieder, als Friedr.

König von Preußen, sie 1766 mit gutem Erfolge gebrauchte. Auch später wurde L. von bedeutenden Personen besucht, so daß es nach u. nach durch die Frequenz der Gäste u. die Vortrefflichkeit seiner Anstalten immer höher stieg. In neuerer Zeit hat diese Frequenz jedoch wegen des nahen Bades des Dr. Prießnitz in Gräfenberg (s. d.) einigermaßen wieder abgenommen. Vgl. Bannerth, „Die Heilquellen zu L." (Breslau 1838). — 2) Dorf mit 300 Einwohnern im Kreise Pilsen des Königreichs Böhmen, mit drei Sauerbrunnen. — 3) Dorf im Ober-Innthalkreise in Tyrol, am Einfluße der Trofang in den Inn, 1100 Einwohner. — 4) Bergschloßruine in Bayern, Landgerichts Greding. — 5) Stadt im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder, Kreis Schlochau, 700 Einwohner. wR.

Landenge (Isthmus), das Gegentheil von Meerenge (s. d.), ist die Bezeichnung für eine schmale Landstrecke, welche zwei größere Landestheile mit einander verbindet.

Lander, Richard, 1804 zu Truro in Cornwall geboren, das Kind armer Eltern, lernte die Buchdruckerei, begleitete aber 1825 den Capitän Clapperton, der zur Erforschung des Nigers eine Reise nach Afrika übernahm, als dessen Diener. Nach Clappertons Tode kehrte er 1828 nach England zurück, wo er dessen Tagbücher herausgab. Im März 1830 machte er mit seinem Bruder John eine neue Reise zur Erforschung des Niger; sie gingen über Badagry und Bussa nach Funda, wo sie von den Hikas gefangen und an Sklavenhändler verkauft wurden; unfern Cap Formosa löste sie der Schiffsherr einer Liverpooler Brigg aus, und sie kehrten über Fernando-Po 1831 nach London zurück. Sie hatten die Mündung des Niger und die Bai von Benin entdeckt. Im October 1832 machten sie eine neue Nigerreise auf 3 Dampfbooten u. drangen bis Eboa vor; in einem Gefechte mit den Eingeborenen hatte Richard einen Schuß in den Schenkel bekommen u. starb an den Folgen dieser Wunde 1834 zu Fernando-Po.

Landes, Haiden im südöstlichen Frankreich, in der Sologne, bei Bordeaux, in der Bretagne, mit spärlicher Nahrung für Schafe und durch stehende Gewässer ungesund für Reisende und gefährlich. Das hiernach benannte Departement mit 288,077 Einwohnern (1840) auf $164,_{62}$ □ Meilen, aus Theilen von Gascogne, Guienne u. Béarn bestehend, ist fast zur Hälfte Haideland, das übrige Wald u. Ackerland, mit einigem Weinbau auf den Hügeln am linken Ufer des Adour; es zerfällt in die Bezirke: Mont-de-Marsan (Hauptort), Dax und St. Sever.

Landeshoheit, (superioritas territorialis, Souverainetät) bezeichnet den Umfang der Herrscherrechte, welche von den Fürsten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts dadurch begründet wurden, daß sie ihrer ursprünglich bloß richteramtlichen Gewalt eine Gestalt geben, welche das Gewicht der eigenen Macht an die Stelle jener setzte und wozu, außer den früheren fürstlichen Befugnissen, Vorrechte verschiedener Art und von allerlei Titeln kamen. Mit dem Worte „Souverainetät" bezeichnet man den unbedingten Freiheitsstand einer Person, vermöge dessen dieselbe Niemanden auf Erden als ihren Oberherrn anzuerkennen hat. Die L. umfaßte ehemals, außer dem Herrbann oder der Militärgewalt und dem Rechte, Landtage zu halten, die in ihr immer gelegen waren, auch die Befugnisse eines königlichen Missus, das Recht, die im Bezirke eines Landesherrn gelegenen Reichslehen zu vergeben, und die Grafengerichtsbarkeit, wozu in manchen deutschen Ländern auch das Pfalzgrafenamt oder die Cameralverwaltung kam. Diese Rechte, deren Behauptung u. Ausübung lediglich durch den großen eigenthümlichen Güterbesitz und die darauf beruhende selbstständige Macht ihrer Inhaber bedingt war, kamen mit diesen in den Erbgang der regierenden Familie und wurden allmälig untrennbare Zugehörungen des landesherrlichen Hausguts. Da unterdessen die andern geistlichen und weltlichen Großen, deren Besitzungen im Bezirke des Landesoberhauptes gelegen waren, wenn sie nicht dessen Ober- und Schutzherrlichkeit anzuerkennen genöthigt waren, sich von dem Abhängigkeitsverbande mit demselben völlig losgemacht hatten, so identificirte sich der Begriff des Amtsbezirkes gänzlich mit dem eines eigenthümlichen Territoriums und es

entwickelte sich daraus die fürstliche L. als eine erbliche, eigenthümliche, jedoch durch die Pflicht der Lehenstreue vom Reiche abhängige, landesherrliche Gewalt. Als solche bestand sie seit dem Ende des 13. Jahrhunderts und umfaßte hauptsächlich: a) die Reichsstandschaft; b) das lehensherrliche Recht, eine aus ritterschaftlichen Personen bestehende Heeresfolge zu haben und den Heerbann; c) das Recht, Hof- und Landtage und Synoden abzuhalten; d) die Schutzherrlichkeit über alle, auf eigenthümlichen Gütern gesessene Reichsunterthanen, die auf diese Weise Landsassen waren, und das Geleitsrecht; e) die Schutzvogtei über die Kirchen; f) die gräfliche und pfalzgräfliche Gerichtsbarkeit; g) das Recht auf die fiskalischen Nutzungen aus Zoll, Münze, Bergbau, Gewässern u. dgl.; h) die Cameralverwaltung, und i) das Recht, die Reichssteuern einzuheben. Im Besitze solcher Gewalt entwickelten die deutschen Fürsten vom 14. Jahrhunderte an eine eigenthümliche Gesetzgebung und Verfassung, wodurch ihr Gebiet als ein eigenes organisches Gebilde immer mehr von dem Reichskörper sich ablöste. Die dazu erworbenen Privilegien einzelner Fürsten, z. B. das De non evocando et de non appellando, vollendete ihre Abschließung gegen das Reich. Seit den Reformationsunruhen und dem 30jährigen Kriege übernahmen dann die einzelnen Regenten eine durchaus selbstständige Stelle in der Entwickelung der politischen Weltereignisse. Die Unfälle, von denen sie darin betroffen wurden, entwickelten das angestammte Verhältniß ihrer Häuser zu ihren Ländern nach ihrer ganzen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vom Reichsverbande zum vollen Bewußtseyn, und erwiesen zugleich ihre Stellung im Systeme der europäischen Politik als eine so integrirende und festbegründete, daß sie von ihnen selbst nicht einmal mehr aufgegeben, geschweige denn ihnen entrissen werden konnte. Die wirksame Ausübung einer L. und Gerichtsbarkeit von Kaiser u. Reich über die einzelnen Fürsten zeigte sich als eine unausführbare, u. der ganze Reichsverband stellte sich seit dem 18. Jahrhunderte nur noch als ein Bundesverhältniß dar. Als solches gewährte es aber in den französischen Revolutionskriegen weder Schutz, noch Bürgschaft mehr. Die deutschen Fürsten sagten sich daher vom Reiche los u. die Folge der Aufhebung des letzten Scheines von Abhängigkeit, der im Fortbestande des Reichsverbandes gelegen, war die Erklärung u. allseitige Anerkennung ihrer vollen Souverainetät u. Landeshoheit. Der unbedingte, mithin höchste Freiheitsstand, den man mit dem Worte L. bezeichnet, bringt es von selbst mit sich, daß die in solchem Stande befindliche Person, auf eigenem Gebiete ihren Sitz habend, daselbst die höchste Macht besitze. Da ein solches Gebiet ein Staat genannt wird, so versteht man unter L. auch die, von außen unabhängige, Staatsgewalt u. Staatshoheit überhaupt. Die unbedingte Freiheit setzt einen Ort des Bestandes voraus, der nicht unter einer anderen Person Bewilligung oder Schutz, sondern aus eigenem Rechte u. mittelst eigener Kraft besessen wird — als Bedingung der Selbstständigkeit. Sie heischet also ein Gebiet, über das der Freie herrsche, u. da auf diesem Niemand eine höhere oder gleiche Macht in derselben Zeit haben kann, wohl aber viele in untergeordneter, abhängiger Stellung wohnen u. wohnen müssen, so ergibt sich aus dem Begriffe der Freiheit nach Außen nothwendig der der L. nach Innen. Die Souverainetät u. L. muß also in doppelter Weise betrachtet werden: 1) In Beziehung auf den persönlichen Stand des Fürsten, als rechtlich vollkommene Selbstständigkeit u. Freiheit; 2) in Beziehung auf den Grund, worauf sie ruht, der den Wirkungskreis dieser Freiheit nach Innen bildet. Die L. hat sich wesentlich als Schutzherrlichkeit ausgebildet, indem sie sich von der Souverainetät nur dadurch unterschied, daß sie a) ihrem Grunde nach von Kaiser u. Reich abhängig u. b) in ihrer Ausübung rücksichtlich einzelner Befugnisse entweder der Gewalt von Kaiser und Reich untergeordnet, oder durch dieselbe beschränkt war. Durch das Wegfallen dieser negativen Bestimmungen ist in der Souverainetät, *als voller Staatsgewalt, das, was* das eigentliche positive Wesen der Landes-*hoheit war, nur desto deutlicher* hervorgetreten. Eine Folge der dinglichen Natur

des Souverainetätsrechtes ist, daß es in Fällen der Noth, wo die Erhaltung des Privateigenthumes mit den Bedingungen des unabhängigen Fortbestandes des Staates in Collision geräth, unter dem Namen „Dominium eminens“ selbst auf Kosten des Privateigenthums, durch unmittelbare Verfügung über dasselbe zu anderen, als den vom Eigenthümer gewollten Zwecken, geltend gemacht werden kann. In älteren Zeiten wurde hievon nur für militärische Zwecke Gebrauch gemacht; seit dem 16. Jahrhunderte aber erhielt es eine immer ausgedehntere Anwendung, bis es in neuester Zeit zu einem förmlichen Systeme der Expropriation ausgebildet wurde. Vergleiche den Artikel „Staatsgewalt,“ dann J. J. Moser, „Von der Landeshoheit in Ansehung der Unterthanen, Personen und Vermögens“; Maurenbrecher, „Grundsätze des heutigen deutschen Staats-Reichsverbandes“; Phillips, „deutsche Geschichte“; Jordan, Lehrbuch des allgemeinen u. deutschen Staats-Reichsverbandes, Kassel 1831. **MM.**

Landesverrath, s. Hochverrath.

Landesverweisung, s. Verbannung.

Landfriede ist, objektiv genommen, die Sammlung aller mittelalterlichen Reichsgesetze, deren nächster Zweck war, die Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit u. die geordnete Ausübung des Fehderechts zu sichern. Diese Reichsgesetze verpönen die ungesetzmäßige Ausübung der Fehde u. noch manche andere schwere Verbrechen, welche den Frieden u. die Sicherheit im Lande stören. L.nsbrecher war daher nicht blos Derjenige, welcher unrechtmäßige Fehde erhob, sondern Jeder, welcher ein von dem gesetzlichen L.n verpöntes Verbrechen beging. Allein der Hauptfall des L.nsbruches war das Erheben ungesetzlicher Fehde, u. bei ihm trat die Strafe, welche überhaupt die regelmäßige Strafe des Friedensbruches war, die Todesstrafe, ein. Außer diesem Hauptfalle des L.nsbruches gab es noch zwei andere Fälle, die zum wahren Friedensbruche, nach den Ansichten des Mittelalters, gehörten, in welchen ein ausdrücklich angelobter, oder ein ausdrücklich gebotener Friede verletzt oder gebrochen wurde: 1) Ungeachtet der Beschränkungen nämlich, denen das Fehderecht unterlag, mußte dasselbe gleichwohl zu den größten Mißbräuchen u. zu wahrer Gesetzlosigkeit führen. Um dieser zu steuern, bildeten sich Gesellschaften von Fürsten, Rittern und Städten, theils um den gemeinen gesetzlichen L.n unter sich mit vereinter Kraft in Ansehen zu erhalten, theils um in rechtmäßiger Fehde gegen gemeinschaftliche Feinde einander beizustehen, theils endlich, um unter sich selbst jede erlaubte Fehde auszuschließen u. ihre Streitigkeiten durch Austräge entscheiden zu lassen. Diese Vereine wurden bald von einzelnen Reichsständen ohne Auctorität des Kaisers, bald von einzelnen Ständen unter kaiserlicher Auctorität, bald von allen Reichsständen mit dem Kaiser auf gewisse Zeit geschlossen, u. in manchen Fällen schritt auch der Kaiser geradezu mit einem außerordentlichen Friedensgebote ein. So entstand eine Reihe von L.n, die sich, im Gegensatze von den gemeinen, gesetzlichen L., beinahe ausschließlich auf einen Vertrag gründeten, bloß auf bestimmte Zeit geschlossen wurden u. neben dem Zwecke, dem Verbrechen überhaupt entgegenzuwirken, den Hauptzweck hatten, die erlaubte Fehde für die Dauer des L.ns ganz auszuschließen. Während dieses Friedens soll alle Fehde abgethan seyn, die Streitigkeiten sollen durch Austräge, nach manchen L.n auch durch kaiserliche Gerichte geschlichtet werden; die letzteren sollten für die Erhaltung des Friedens sorgen. So wurde z. B. ein solcher vertragsmäßiger L. geschlossen unter Kaiser Wenzel im Jahre 1383 zu Nürnberg auf 12 Jahre, im J. 1389 zu Eger auf 6 Jahre, im J. 1398 zu Frankfurt auf 5 Jahre; ebenso unter Friedrich III. im J. 1476 auf 5, im J. 1471 auf 4, im J. 1474 auf 10 u. im J. 1486 wieder auf 10 Jahre. — 2) Wie so unter den Reichsständen vertragsmäßige L.n geschlossen wurden, ebenso kamen auch besondere Friedensverträge unter Privaten, sogenannte Handfrieden vor, durch welche sie sich gegenseitig verpflichteten, keine Eigenmacht u. keine Vergewaltigung gegen einander vorzunehmen. Wer diesen Frieden durch eine Vergewaltigung brach, oder wer Fehde erhob gegen

den vertragsmäßigen L.n, wurde als Friedensbrecher in der Regel mit dem Tode u. zwar in den älteren Zeiten mit dem Strange, später mit dem Schwerte bestraft. Es war überhaupt das dringendste Bedürfniß, das, was die L.n auf kurze Zeit festzustellen suchten, in einen bleibenden, festen, gesetzlichen Zustand umzuwandeln. Dieß geschah endlich unter Maximilian I. Gewöhnlich wird diesem das Verdienst zugeschrieben, das Faustrecht gesetzlich abgeschafft zu haben. Allein dieses Verdienst gebührt nicht Maximilian, sondern seinen Reichsständen. Auf diese Weise kam endlich auf dem Wormser Reichstage vom Jahre 1495 ein Reichsgesetz zu Stande, durch welches das Fehdrecht im ganzen Reiche für immer u. völlig abgeschafft werden sollte. Jeder soll sein Recht nur vor dem Richter suchen; für die Exekution sollen bloß die Gerichte, im Nothfalle die Reichsversammlung sorgen. Wer irgend, aus welchem Grunde es sei, eine Fehde beginnt, den trifft die Strafe des Friedensbrechers. Dieß ist der gesetzliche L. vom Jahre 1495. Um aber Jedem, der in seinem Rechte gekränkt wurde, gehörig Recht zu verschaffen, wurde in einem zweiten Gesetze eine neue und kräftigere Organisation des Reichskammergerichts angeordnet und in einem dritten Gesetze („Handhabung Friedens u. Rechtens" überschrieben) wurde für die künftige Aufrechthaltung des L.s gegen die Uebertreter desselben Sorge zu treffen gesucht. Am Ende verpflichteten sich die Stände noch besonders vertragsmäßig zur Handhabung u. Festhaltung dieses Friedens u. die Abwesenden traten durch besondere Beibriefe bei. Ungeachtet des feierlich beschworenen L.s kamen in der folgenden Zeit noch häufige Fehden zwischen den Reichsunmittelbaren vor u. nur allmälig u. mit vielen Unterbrechungen, gegen die mächtigsten Reichsstände aber nie ganz, konnte dem neuen Gesetze Gehorsam verschafft werden. So mußte daher noch lange Zeit beinahe bei jeder Reichsversammlung der L. von Neuem bekräftigt u. deklarirt werden, z. B. in den Reichsabschieden von 1498, 1500, 1510, 1512; noch lange Zeit dauerten die Klagen über erhobene Fehden u. L.sbrüche, über Saumseligkeit in Handhabung des L.s u. über die Unwirksamkeit der vollziehenden Gewalt. Im Jahre 1521 wurde in feierlicher Vertragsform der L. erneuert u. ein neuer L. unter Zugrundlegung des von 1495 und seiner späteren Erklärungen bekannt gemacht. Allein schon im Jahre 1529 mußte der L. wiederholt werden und im Jahre 1541 wurde er wegen neuer Uebertretungen neuerdings bestätigt „bis zum nächsten Reichstage, oder bis zu einem abzuhaltenden Nationalconcilium." Im Jahre 1542 wurde in einem Reichsabschiede diese Bestätigung auf 5 Jahre erneuert u. im Reichsabschiede von 1543 sagten sich die Stände feierlich die Haltung des L.s von Neuem zu; dieß wird in dem Reichsabschiede von 1544 wiederholt, namentlich in Bezug auf die Religionsstreitigkeiten, u. im Jahre 1545 mußte wieder der L. erneuert werden. Endlich kam aber die, auf den früheren Reichstagen vielfach besprochene, neue genaue Revision der früheren L. u. die Errichtung eines neuen L.s auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 unter Kaiser Karl V. zu Stande. Allein auch dieser L. enthält keine wesentliche Neuerung. Er führt bloß das weiter aus, was der L. von 1495 gründen wollte, und ist meist wörtlich auf den L.n von 1521 gebaut. An diesen neuesten und letzten L.n schloß sich dann der Religionsfriede von 1555 an. Es ist dieß eine wörtliche Wiederholung des L.s von 1548, nur mit näherer Anwendung auf die Religionsstreitigkeiten, u. deßhalb heißt er auch Religions- u. L. Es sollte nämlich durch ihn in Beziehung auf die, der Religion wegen entstandenen Meinungs- u. Glaubensverschiedenheiten, ebenso jedes eigenmächtige Bekriegen ausgeschlossen werden, wie die L.n es überhaupt ausschließen. Nur einen Hauptzusatz zu dem L.n enthält der Religionsfriede von 1555, eine neue Executionsordnung in Beziehung auf Religions- u. L.n. — Was unsere neuen, umfassenden Partikularstrafgesetzbücher anbelangt, so erwähnen diese eines L.sbruches gar nicht; andere erwähnen bloß des Haus- u. Burgfriedensbruches u. L.sbruches, unter dem sie gewisse, besonders strafbare, Vergewaltigungen gegen Privaten begreifen, oder sie fassen unter der Rubrik „Friedensstörungen" einige Eigenmächtigkeiten

oder Gewaltthaten zusammen, aber so, daß man dabei nicht recht einsieht, warum sie die anderen Gewaltthätigkeiten von dieser Rubrik trennen und unter andere Rubriken stellen. Die Sache u. die innere Natur der Verhältnisse bleibt stets u. so auch hier dieselbe. Durch jedes dolose Verbrechen wird in Wahrheit stets der Friede gebrochen, zunächst mit dem Verletzten, mittelbar mit der zum Rechts- u. Friedensvereine verbundenen Gesammtheit, u. die Strafe ist, ihrem Grundcharakter und ihrer inneren Natur nach, im Wesentlichen eine genugthuende Ausgleichung u. Wiederherstellung des verletzten L.s, eine Compensation. Allein die Auffassungsform der Sache, ihre Einkleidung u. damit auch die nähere Bestimmung der einzelnen Mittel u. der nächsten Wirkungen, hängt von Cultur, Lage, Charakter u. Neigungen des Volkes u. seines Gesetzgebers, dann von den Zeitverhältnissen u. Zeitansichten ab u. wird sich auch mit diesen stets verändern müssen. **MM.**

Landgerichte hießen 1) im ehemaligen deutschen Reiche die öffentlichen Gerichte, welche an die Stelle der früheren Volksgerichte getreten waren und unter Königsbann, meistens unter dem Vorsitze eines Grafen, gehalten wurden (Placita populi s. terrae, judicia terrestria); in ihnen hielt auch der Kaiser über die unmittelbaren Reichsglieder Gericht in erster Instanz. Solche L. befanden sich früher unter anderen zu Würzburg, in der Burggrafschaft Nürnberg, auf der Leutkircher Haide u. s. w. Viele denselben Unterworfene hatten sich schon früher abgelöst. — 2) L. nennt man in einigen deutschen Bundesstaaten die Bezirksgerichte erster Instanz, mit denen hie u. da, wie namentlich in Bayern, auch die Bezirkspolizei u. Verwaltung verbunden ist — 3) Niedere Gerichtsbehörden für einen gewissen Landesbezirk, mit Ausschluß der in demselben gelegenen Städte, u. somit entgegengesetzt den Stadtgerichten.

Landgraf (comes provincialis) war ursprünglich ein kaiserlicher Beamter, der die Aufsicht u. Gerichtsbarkeit über ein ganzes Land ausübte, über die Gaugrafen gesetzt war, selbst aber unter den Herzogen stand. Vgl. d. Art. Graf. Zur Zeit der Karolinger gelang es den L.en, sich zu Landesherren zu machen, wie z. B. die L.en von Thüringen u. nachher die von Hessen; in letzterem Hause wird noch jetzt der Titel L. von allen Prinzen geführt; in Hessen-Homburg führt ihn der regierende Herr selbst.

Landgut nennt man die Vereinigung mehrer Grundstücke, als Aecker, Wiesen, Gärten, Holzungen u. der zur Betreibung der Landwirthschaft (s. d.) nöthigen Gebäude zu einem Ganzen. Man unterscheidet kleine u. große Landgüter; doch hängt der Werth eines solchen nicht sowohl von dem Umfange der Grundstücke, als namentlich von deren Güte, ihrer Lage um die Wirthschaftsgebäude, der leichteren oder schwierigeren Bewirthschaftung, dem mehr oder minder vortheilhaften Absatze der Produkte u. s. w. ab. Vgl. Elsner, „Guter Rath bei An- u. Verkauf von Landgütern," Stuttgart 1838; Jordan, „Abschätzung der Landgüter," Wien 1839.

Landi (Gasparo), geboren zu Piacenza 1756, Historienmaler, ging nach einigen Vorstudien nach Rom, wo er sich an Battoni, nachmals an Coppi anschloß; er wurde Direktor u. 1817 Präsident der Akademie de Luca zu Rom u. starb zu Piacenza. Werke: Die Empfängniß Mariä in St. Francesco de Paula zu Neapel. Abschied der Maria Stuart nach dem Tode Franz II. u. a.

Landini (Christoforo), Professor der Rhetorik und Poetik zu Florenz u. Lehrer von Lorenzo und Guiliano Medici, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, geboren zu Florenz 1424, schrieb Commentare über den Horaz, Virgil u. Dante; namentlich aber machten seine „Disputationes Camaldulenses," worin er in ciceronianischer Manier philosophirte, vieles Aufsehen. In der Mediceischen Bibliothek befinden sich von ihm noch drei Bücher trefflicher lateinischer Poesien in Manuscripten. Nachdem er in der letzten Zeit seines Lebens noch die Stelle eines Rathssekretärs begleitet hatte u. lange die Zierde der florentinischen Akademie gewesen war, zog er sich nach Vecchio zurück u. starb daselbst 1504.

Landkarten sind Darstellungen der Oberfläche der ganzen Erde, oder eines

größeren oder kleineren Theiles derselben durch Zeichnung. Da die Erdoberfläche die Oberfläche einer Kugel, u. jeder einzelne, nur einigermaßen bedeutende, Theil derselben als krumme Fläche anzusehen ist, so ist es bei Verfertigung der L.n Aufgabe, diese Oberfläche so zu zeichnen, wie sie dem darüber senkrechten gedachten Auge erscheinen würde, u. alle Gegenstände, die man der Aufzeichnung werth achtet, in dasselbe, obschon sehr verjüngte, Verhältniß zu bringen, in welchen sie in der Wirklichkeit sich befinden. Man kann diese Abbildung der Gegenstände, da der Raum, in welchem sie dargestellt werden sollen, zu klein ist, bloß durch Zeichen andeuten; nur müssen diese Zeichen der Berge, Flüsse, Bäche, Meere, Städte, Dörfer, Straßen ꝛc. der Wirklichkeit so analog seyn u. besonders so wenig als möglich mehr Raum einnehmen, als verhältnißmäßig in der Wirklichkeit. Zu diesem Zwecke ist man über gewisse Zeichen durch Punkte, Linien, Kreise u. s. w. übereingekommen, wodurch die einzelnen geographischen Gegenstände angedeutet werden. Zur bequemeren Zeichnung bedient man sich der Netze (Roste), oder der sich durchkreuzenden eingebildeten Linien der Längen- u. Breitengrade u. zeichnet nach den Regeln der Perspective in dieselben hinein. Die Projection (Entwerfung der L.) ist nach dem Standpunkte, den man in Gedanken nimmt, verschieden. Denkt man sich, als in einem Pole stehend, die entgegenstehende Halbkugel (deren Vorderwand also der Aequator macht) als hohl u. durchsichtig (so daß man alle Gegenstände der Außenseite nach innen wahrnimmt) und über die Oeffnung dieser Hohlhalbkugel eine (gleichfalls durchsichtige) Tafel zur Aufnahme der erblickten Gegenstände, so wird das entworfene Bild den, dem Auge gegenüber stehenden, Pol in der Mitte haben, und um denselben die in näherer oder weiterer Entfernung stehenden Gegenstände, das Bild wird sich aber mit dem Aequatorialzirkel schließen: dieß ist die Polarprojection, u. die nach ihr gefertigten L.n sind Polarkarten. Offenbar kann man dasselbe aber von jedem beliebigen Punkte der Erde aus anwenden u. man nimmt meist einen Punkt des Aequators als Standpunkt an, und nennt diese Projection Aequatorialprojection. Die Darstellung einer oder beider Halbkugeln der Erde auf einer Ebene nennt man Planisphären (Planigloben). Bei der Abbildung eines kleineren Erdtheiles denkt man sich das Auge einem, im Mittel desselben liegenden, Gegenstande in der Entfernung des Erddurchmessers gegenüber, die perspectivische Tafel senkrecht auf diesem Durchmesser durch den Mittelpunkt der Kugelfläche. Dieß ist die stereographische Projection, von der die vorigen Arten sind. Da die Tafel den Horizont des Mittelpunktes jener abzuzeichnenden Erdfläche bildet, so nennt man diese Projection die stereographische Horizontalprojection. Die orthographische Projection entsteht, wenn man das Auge als sehr weit entfernt annimmt. Die Kunst, L.n zu zeichnen u. Projection zu entwerfen, heißt Mappirkunde. Nach ihrem Umfange theilt man die L. in Universal-, General- u. Specialkarten mit verschiedenen Unterabtheilungen. Rücksichtlich der Gegenstände, auf die es bei einer Karte hauptsächlich ankommt, gibt es im eigentlichen Sinne Höhen-, Fluß-, Küsten-, See-, Producten-, geognostische u. botanische Karten u. s. w. Zum besonderen einzelnen Gebrauche werden entworfen: Post-, Reise-, Kriegs- u. militärische Karten. Man sticht die L. gewöhnlich in Kupfer, lithographirt sie, oder, wenn auch selten, schneidet sie in Holz. Mit beweglichen Lettern sie zu drucken, ist öfter, jedoch nicht mit großem Beifalle unternommen worden. — Was die Geschichte der L.n anbelangt, so läßt diese sich in vier Perioden eintheilen. A. Schon bei den alten Aegyptiern finden wir um 2620 v. Chr. die ersten Spuren von L.n, indem von Sesostris gemeldet wird, daß er Aegypten u. die durch ihn eroberten Länder auf Tafeln abbilden ließ. — Von Josua (18, 9) wird gemeldet, daß er durch drei Männer eine L. von Palästina aufnehmen ließ. Unter den Griechen grub zuerst Anaximander von Milet die Karte von Kleinasien in Erz u. gab die Entfernung vieler Orte in Stadien an; Dikäarchos, Skylax, Eratosthenes u. Hipparchos folgten ihm nach. Der Tyrann Aristagoras von Milet zeigte dem Lace-

dämonischen Könige Kleomenes I. auf einer Kupferplatte (500 v. Chr.) eine Abbildung der Lage aller damals bekannten Länder, Städte, Flüsse, Meere. Sokrates legte dem, auf seine Besitzungen stolzen, Alcibiades eine Tafel vor, auf welcher das athenienſische Gebiet abgebildet war; Alcibiades sollte hier die Namen seiner Besitzungen suchen, u. als er sie nicht fand, sprach Sokrates zu ihm, wie er denn auf Etwas stolz seyn könne, das doch Andere nicht einmal anmerkenswerth fänden. Bei den Römern wurden den Feldherrn, wenn sie im Triumphe einzogen, Zeichnungen der eroberten Provinzen vorgetragen. Scipio der Aeltere ließ durch den Polybius den Schauplatz des 2. punischen Krieges beschreiben u. zum Theile aufnehmen. Cäsar ließ gleichfalls Ausmessungen vornehmen und arbeitete selbst in diesem Fache. Domitian ließ Metius Pomposianus hinrichten, weil er eine L. aller bekannten Länder auf Pergament bei sich hatte. Auch ist eine römische Karte noch auf unsere Zeiten gekommen, welche unter allen vorhandenen L.n die älteste ist und die Marschrouten der römischen Kriegsheere enthält. Sie ist wahrscheinlich vom Jahre 305 nach Chr. Ptolomäus gab zuerst die Lage der Oerter nach den Längen- u. Breitengraden an. Von seinen Karten sind 27 erhalten. — B. In der 2. Periode finden wir schon Planiglobien von Metall; Karl d. Gr. und König Roger I. von Sizilien besaßen dergleichen von Silber. Ein deutscher Mönch, Nicolaus Donis, gab sie 1407 wieder in Holzschnitten heraus u. verbesserte sie, indem er die Grade in krummen Linien zog. Behaim in Nürnberg (geboren 1436, † 1507) gab eine bessere Art an, L.n zu zeichnen. Sebastian Münster (1550) fügte zu den 27 Karten des Ptolomäus noch 26 neue hiezu und galt für den Strabo des Mittelalters. Die ersten von Metall abgezogenen L.n wurden von Buckink u. Schweynheym 1478, die ersten von Holz abgedruckten von L. Holl verfertigt. — C. Die 3. Periode läßt nun die L. immer vollkommener werden. P. Apianus u. dessen Bruder fertigten 1615 eine Weltkarte, auf der Amerika mit enthalten war. Werner theilte die Erde in 4 Welttheile. Gemma Frisius arbeitete 1595 zuerst eine L. nach der jetzigen Methode u. fügte die Entdeckungen in Ostindien und Amerika hinzu. Besonderes Verdienst hatten A. Ortelius, G. Mercator (der die nach ihm genannte Projectionsmethode erfand), Wilhelm u. Joh. Bläu (welche 616 Karten lieferten), Janson, Schenk, Vilscher, de Witt, Hond, Münster, Cassini, Ferrari, Zanoni, Rizzi. Nach ihnen erwarb sich Johann Baptist Homann einen Namen, der Astronomen u. Mathematiker bei Verfertigung seiner L.n zu Rathe zog u. gegen 200 Stück neue L.n fertigte, die er nach Hübner sorgfältig illuminiren ließ. In England zeichnete sich Hermann Woll, in Frankreich N. Sanson aus. Delisle führte die stereographische Projectionsmethode nach astronomischen Beobachtungen ein, die Tobias Meyer vervollkommnete; Doppelmayer erwarb sich durch sorgfältige Kritik Verdienst um Deutschland, Robert um Frankreich, obgleich schon Picard 1681 trigonometrische Messungen zum Behufe der L.n vorgeschlagen hatte, u. J. M. Haas in Wittenberg nach mathematischen Grundsätzen sie in Deutschland zuerst bearbeitete. — D. Die 4. Periode seit 1790. In neueren Zeiten wurden die L.nzeichnungen, die früher unverhältnißmäßig plump, zum Theile auch unrichtig gewesen waren, netter, reinlicher; man kam über zweckmäßige Zeichen, wenigstens bei einigen Nationen, überein (vergl. Lehmann) u. besonders machten sich unter den Deutschen Sotzmann, Güssefeld, Streit, Stieler, Reichard, Kruse, Weiland, Berghaus, Fr. Max von Traur, Oberreit, Wörl und A., so wie die Offizinen Homann, Weigel, das geographische Institut in Weimar, Perthes in Gotha, Schropp in Berlin, Schneider u. Weigel in Nürnberg, Schrämbl u. Molle in Wien u. Herder in Freiburg u. A.; unter den Franzosen Danville, Freycinet, Brué, Lapin, Bugge, Tardieu u. A.; unter den Britten Jeffery, Arrowsmith, Carrey, J. Wild u. Harris; unter den Italiern Mangini, Legnani, Mano u. Zannoni verdient. Treffliche Spezialkarten gaben die Generalstäbe mehrer Armeen heraus: so lieferte der französische eine große Karte von Frankreich, der österreichische, bayerische, sächsische u. a. von ihren Ländern Meisterstücke des L.nstichs.

die aber zum Theile noch unvollendet sind. In Preußen existirt eine solche Militärkarte, unter Leitung des Generals Decker aufgenommen, die jetzt durch eine allgemeine militärische Vermessung ersetzt ist; beide sind nicht durch den Druck vervielfältigt. Die größten Sammlungen von L.n sind im Dépot de guerre in Paris, in der königlichen Plankammer zu Berlin; von Privatsammlungen, die L.n-Sammlung des Erzherzogs Karl zu Wien u. die Adelung'sche zu Dresden ausgezeichnet. Literatur: Vergl. Hauber, Versuch einer umständlichen Geschichte der L., Ulm 1724; Hübner, Museum geographicum; Kritischer Wegweiser im Gebiete der L.nkunde, Berlin 1829 u. f., 5 Bde. Vergl. auch Geographie, Aufnehmen, Messen, Vermessung, Planzeichnen, Situationszeichnen u. a. ähnliche Artikel.

Landmünze nennt man gewöhnlich, im Gegensatze zu den conventionsmäßig ausgeprägten groben Münzsorten, die Scheidemünze (s. d.), oder überhaupt Münzsorten von niederem Werthe, welche wegen ihres geringen Silbergehaltes nur in dem Lande, wo sie geprägt werden, (höchstens in den angränzenden Staaten) Cours haben.

Lando, römischer Papst, von Geburt ein Sabiner, wurde im Jahre 913 erwählt u. verwaltete die Kirche nur etwas über 6 Monate. Er war ein Günstling der verrufenen Theodora, daher sein Nachruf unmöglich gut seyn kann.

Landon 1) (Charles Paul), geboren 1700 zu Nonent (Orne), von Regnault und in Rom gebildet, ist als Maler besonders durch: Bad der Virginia, Leda, Pollux und Helena, Venus und Amor, Paul und Virginie, Dädalos und Ikaros bekannt; als Schriftsteller in ganz Europa durch eine Menge mit Umrissen geschmückter Werke, wie: „Annales du Musée de l'école moderne" (17 Bde. Paris 1801, 10 u. 12 Bde.); „Paysages et tableaux de genre" (4 Bde., 1805); „La galerie Giustiniani et Massias" (6 Bde. 1810); „Vies et oeuvres des peintres" (20 Bde. 1803 fg.); „Description de Paris" (2 Bde. 1805 — 9); „Galerie historique" (12 Bde. 1805 — 9); „Antiquités d'Athénes" (3 Bde.); „Description de Londres"; „Atlas du Musée" (1815 fg.); „Choix de tableaux et de statues" (18 Bde. 1821 f.); „Numismatique du voyage du jeune Anacharsis" (2 Bde. 1818). Er starb 1826 als Conservator des Museums. — 2) L. Letitia Elisabeth, geboren um 1809 zu London, 1838 mit dem Gouverneur von Cape Coast Castle, Maclean, verheirathet, an dessen Treue verzweifelnd sie sich 1840 vergiftete, sang mit seltener Herrschaft über die Sprache herrliche Lieder und Epen, wie: „The Improvisatrice," „The Venetian Bracelet," „The Golden Violet," „The Troubadour," die gesammelt 1839 zu London in der 4. Aufl. erschienen, und zeigte in eben so schön geschriebenen Romanen tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens. „Romance and Reality," 1832; „Francisca Carrara," 1834; „Ethel Churchill," 1837 (deutsch, Leipzig 1839). Vgl. Blanchard: „Life and Corresp. of L. E. L." (3 Bde. London 1839).

Landrath. 1) In Preußen, Sachsen-Weimar, Darmstadt &c. ein Beamter, der die polizeiliche u. Regierungsdirektion in einem gewissen Bezirk (landräthlicher Kreis) führt. Er besorgt die Rekrutenaushebungen und andere kleine Regierungsgeschäfte, führt z. B. die Aufsicht über den Wegbau, verhandelt mit den Unterbehörden &c. Ursprünglich (seit 1810) galt in Preußen die Bestimmung, daß er von und aus den Ständen zu wählen sei; jetzt wird er aber meist von der Regierung ernannt. 2) In einigen Schweizerkantonen eine erwählte Verwaltungsbehörde.

Landrecht, das dem Lehnrecht (s. d.) entgegengesetzte Recht; dann der Inbegriff der in einem Lande geltenden Gesetze. In letzterer Beziehung finden sich solche Gesetzsammlungen schon häufig im Mittelalter; aus der neueren Zeit ist das allgemeine preußische L., welches auf Friedrichs II. Anlaß durch Samuel von Cocceji (s. d.) zu Stande kam, 1780 wieder erneuert und 1794 mit Gesetzeskraft versehen wurde. Es ist die Ursache geworden, daß hier die Gesetzkenntniß bei weitem mehr, als in anderen Staaten, in das Volk gedrungen ist. Die besten

Erläuterungen dazu lieferte Strombeck (4 Bde., 3 Aufl., Leipzig 1829 — 37). In Oesterreich s. v. a. Landgericht.

Landrente, Bodenrente, Grundrente, heißt der reine Ertrag eines Landguts, der dem Grundeigenthümer, nach Abzug aller Abgaben, Bau- und Unterhaltungskosten, übrig bleibt.

Landsassen. 1) Zur Zeit des deutschen Reiches diejenigen Adeligen, welche dem deutschen Kaiser nicht unmittelbar unterworfen waren, sondern für ihre Person, wie bezüglich ihrer Güter, unter einem Reichsstande standen. Daher Landsassiat, wornach man stets Unterthan des Fürsten blieb, in dessen Lande man Grundstücke besaß. — 2) Besitzer eines freien Gutes.

Landsberg, in Oberbayern, am Lech, auf dem Abhange eines Berges erbaut, freundliche Stadt und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes, Forstamtes u. einer Salzoberfaktorei. 3450 E., deren vorzüglichster Erwerbszweig Getreide und Hopfenbau ist. Unter den 8 Kirchen L.s zeichnen sich aus: die Hauptpfarrkirche zu U. L. Frau mit dem kunstreichen Monumente des Dr. Cyriakus Weber, Leibarztes Herzogs Albrecht V., und die im italienischen Style erbaute Kirche zum heiligen Kreuz. Ein reich dotirtes Spital, ein Bruder-, Blatter- und Leprosenhaus. Die Gegend um L. ist reich an Schlössern und Edelsitzen in anmuthiger Lage; die schönste Zierde der nächsten Umgebung bilden die englischen Anlagen am Lech. — Das Schloß von L., welches jetzt bis auf die Ringmauern abgetragen ist, soll auf der alten Kolonie Phitinne (späterhin Pfetten u. angeblich der Stammsitz der noch blühenden freiherrlichen Familie von Pfetten) gestanden haben. Die Römer erhoben den Ort zu einem festen Waffenplatze und nannten ihn ad Novas. Im Mittelalter gehörte L. zur Welfischen Grafschaft Lechrain, und Heinrich der Löwe erbaute auf den Trümmern des römischen Kastells daselbst um 1162 ein neues Schloß. Als Stadt erscheint L. mit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 1316 wurde es von dem Herzoge Leopold von Oesterreich eingeäschert. Der Graf Schweikhart von Helfenstein erbaute 1576 hier den Jesuiten ein Haus. Furchtbar litt die Stadt im 30jährigen Kriege. Nachdem sie schon 1632 erst von den Schweden, dann von den Kaiserlichen genommen worden war, erschien im April des nächstfolgenden Jahres Torstenson vor ihren Mauern, die nach hartnäckiger Gegenwehr vom Feinde erstürmt wurden. Vier Tage wütheten die Schweden mit Mord und Plünderung gegen die unglückliche Bürgerschaft. Zur Erinnerung an diese Drangsale feiert die Stadt noch jetzt alle drei Jahre ein großes Kinderfest mit Umgängen, Schauspielen u. s. w. Während des österreichischen Erbfolgekrieges entsendete der kaiserliche Oberbefehlshaber, Graf Bärnklau, im März 1742 ein Corps, um L. zu umzingeln und aufzufordern. Die Bürger aber, vereiniget mit 600 Mann Landmiliz, verweigerten tapfern Sinnes die Uebergabe. Vergebens unternahm der Feind am 1. April einen mörderischen Sturm gegen die Stadt; er wurde mit großem Verluste zurückgeworfen. 1796 ward das Condé'sche Corps in den Verschanzungen L.s von den Franzosen geschlagen. 1800 wurde die Stadt zweimal von den Franzosen besetzt, welche bedeutende Contributionen erhoben. Vom 22. bis 26. September 1805 hatte Kaiser Franz sein Hauptquartier in L. mD. — 2) L., Stadt im Regierungsbezirke Frankfurt a. O. der preußischen Provinz Brandenburg, an der Warthe, ist Sitz der Kreisbehörden und hat 10,0(0 Einwohner, viel Gewerbfleiß, namentlich Fabriken in Papier, Leder u. Wolle, lebhaften Handel und ansehnliche Getreide- und Wollmärkte, auf denen die landwirthschaftlichen Erzeugnisse des Warthebruches vertrieben werden.

Landschaft, 1) eine, sich dem Auge wirklich oder bildlich darstellende Gegend. — 2) Eine, als Theil eines ganzen Staates betrachtete Provinz. — 3) So viel als Landstände (s. d.) einer Provinz oder eines Landes, oder deren Ausschuß; landschaftliche Creditinstitute sind Vereine der größeren privilegirten Grundeigenthümer, um ihren Credit zu sichern, indem sie solidarisch für einen *gewissen Werth* ihrer Grundstücke sich verbürgen. Diese Creditinstitute gewähren

dem Gutsbesitzer die, zur Verbesserung seiner Oekonomie erforderlichen, Mittel zu leichten Prozenten und geben ihm Gelegenheit, seine Schulden nach u. nach zu tilgen, ohne daß er Kündigung u. andere hiemit verknüpfte Nachtheile zu fürchten hat, vgl. Pfandbriefe. Ob auch kleinere Grundeigenthümer bäuerlicher Besitzungen in diesen Verein aufzunehmen sind, darüber sind die Stimmen sehr getheilt.

Landschaftsmalerei, die, beschäftigt sich mit Darstellung schöner Gegenden aller Art, Stadtprospekte, Seestücke rc., die aber nicht bloße Nachahmung der Natur seyn dürfen, u. schließt diesen Blumen- u. Fruchtstücke, Stillleben u. Arabesken an, wodurch ihr Gebiet eine große Ausdehnung erhält. Den Griechen fehlte die eigentliche L.; sie behandelten das Landschaftliche nur andeutend und stellten es oft, wie den Frühling, durch Personen dar. Bei den Römern wurde unter August die Landschaft als besondere Gattung zur Verzierung der Wände angewendet u. Plinius nennt Ludius als den ersten Landschaftsmaler. In der neueren Malerei trat die Landschaft zuerst auch nur als Nebensache, als Umgebung u. Hintergrund auf im Historischen, dann aber ging die Aufgabe der landschaftlichen Darstellung dahin, das menschliche Gefühl gleichsam in Naturgegenstände zu verwandeln, oder dasselbe durch eine, zu einem bestimmten Eindrucke verbundene, Gruppe von Naturgegenständen darzustellen u. anzuregen. Der eigentliche Schöpfer der neueren L. ist Giorgione di Castelfranco, auch Giorgio Barbarelli genannt, geboren 1477, noch vor dem Flamländer Brill, der viel später auftrat, wie denn auch die Landschaften, welche Johann Patenier von Dinant an der Maas etwa um 1515 u. dessen Landsmann de Bleß lieferten, noch in einem trockenen Style sich nur die Nachbildung des Einzelnen zur Aufgabe machten. — In der Behandlung der Landschaften bedienen die Maler sich entweder des Styles des gemeinen Lebens, oder des heroischen Styles, oder sie halten die Mitte zwischen beiden. Das Meiste bestimmt hier wohl der Inhalt des Gemäldes u. daher unterscheidet man gemeine, poetische (ideale) u. heroische Landschaften. Unter idealen Landschaften versteht man hier solche, die bloß aus der Phantasie des Künstlers hervorgegangen sind; denn an sich muß jedes Landschaftsgemälde idealisirt seyn, wenn es auf Kunstwerth Anspruch machen will. Endlich kann die Landschaft durch Staffirung mit Figuren allegorisch u. historisch werden, wobei jedoch zu vermeiden ist, daß die Figuren durch eigene Wichtigkeit dem Eindrucke der Landschaft nicht Abbruch thun. Denn die Gegenstände sollen hier auf das Gefühl wirken u. je mächtiger dieß geschieht, um so höher steht die Landschaft. Ihrer Eigenthümlichkeit nach ist aber die L. der Musik u. Lyrik zu vergleichen, weil in ihr der Künstler sich der Naturgegenstände bedient, um sein inneres Gefühl zu veranschaulichen, wobei jedoch er die einzelnen Partien so zu ordnen u. zu verbinden hat, daß durch sie eine herrschende Stimmung klar und bestimmt ausgesprochen wird. Mit Recht wurde daher die Bemerkung gemacht, daß hier der Künstler stets von dem Naturleben u. niemals von einem willkürlich erfaßten Gedanken ausgehen soll, d. i. daß der empfundene Gedanke aus einer Naturscene genommen u. auf die Darstellung übertragen seyn soll u. dem zufolge ein Landschaftsgemälde zu bestimmen sei: als die Nachbildung einer Stimmung des Naturlebens, entsprechend einer Stimmung des Gemüthslebens. Denn für das künstlerische Schaffen ist die Erkenntniß immer nur das Vehikel für den Ausdruck der Stimmung, die sich in der Landschaft als analog mit der des menschlichen Gemüthes veranschaulicht. Vgl. Deperthes, „Histoire de l'art do paysage," Paris 1822.

Landshut, 1) freundliche, wohlgebaute Hauptstadt Niederbayerns und Sitz der k. Regierung dieser Provinz mit ihren Unterbehörden, ingleichen eines Kreis- u. Stadtgerichtes, eines Stadtcommissariats, Landgerichtes, Rentamtes und einer Garnison (Kürassiere) — liegt zu beiden Seiten der Isar, in einer sehr schönen Gegend, welche die Reize der Ebene u. des Hügellandes malerisch in sich vereiniget. Es hat 6 Thore u. 4 Vorstädte: am Gries, Zwischenbrücken, St. Niko

lai u. Hagrain. Die Stadt selbst theilt sich in die **Altstadt** und **Neustadt**. Ist erstere schon von einer lichten, breiten Hauptstrasse durchschnitten u. ein Beweis, daß man in Bayern gute Bauordnungen schon zu einer Zeit kannte, wo anderswo in den Städten die Gassen noch planlos, eng u. winkelig nach dem Zufalle sich bildeten, so zeichnet sich die Neustadt durch noch größere Regelmäßigkeit und Räumigkeit aus. Die Hauptzierde L.s ist die Stadtpfarrkirche zu St. **Martin** mit ihrem wegen seiner Höhe (454 Fuß) in ganz Deutschland berühmten Thurme. Der Bau dieses bewundernswerthen Denkmales mittelalterlicher Architektur begann nach dem Plane des **Hans Steinmetz** um 1432 u. dauerte bis 1478. Ein herrliches Geläute von 10 Glocken, deren schwerste 137 Ctr. wiegt, ist im Thurme aufgehängt. Im Inneren der Kirche, in seiner Einrichtung dermal leider verunstaltet, sind ein künstlich in Stein gehauener, gothischer Altar hinter dem neueren Hochaltare, die schöne Kanzel, viele Grabdenkmäler, die Chorstühle u. a. merkwürdig. Die Stadtpfarrkirche St. **Jodok**, um 100 Jahre älter als St. Martin, prangt ebenfalls mit einem festen, schönen, 265 Fuß hohen Spitzthurme u. ist mit ihrer neugebauten Sakristei ein stattlicher, sehenswerther Bau. Bemerkenswerth sind noch: die altdeutsche Spitalkirche zum heiligen Geiste, die k. Hofkirche zum heiligen Ignaz (ehemalige Jesuitenkirche), die k. Studienkirche zum heiligen Blasius (ehemalige Dominikanerkirche) mit dem Grabmale des Geographen Finkh, die Kirche des Nonnenstiftes Seligenthal mit der Fürstengruft der alten niederbayerischen Herzoge u. der Gruftkapelle der Preisinger. Unter den weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das alte Landschaftshaus, auf welchem die bayerischen Regenten von Otto von Wittelsbach bis Maximilian I. in Lebensgröße abgebildet sind, das ansehnliche Rathhaus mit einem großen Saale u. die neue Residenz oder der sogenannte Neubau (1536—1543 aufgeführt), dann das Regierungsgebäude und die Kaserne, beide ehemals Klöster. Hoch über die Stadt empor ragt auf ihrem mit Reben besetzten Berge die mächtige Burg **Trausnitz**, das ehemalige Residenzschloß der Herzoge von Niederbayern. Dort fällt vor Allem der massive Wartthurm aus der Römerzeit in's Auge, der älteste Theil und der eigentliche Kern der Feste. Das Schloßgebäude, in welchem jetzt das Landesarchiv verwahrt wird, enthält eine Reihe Zimmer u. Säle, deren verblichene Pracht noch an die frühere Herrlichkeit erinnert, u. die uralte Burgkapelle zum heiligen Georg. Sehenswerth sind auch die mit den Abbildungen vieler Schalksnarren bemalte Narrenstiege und der 250 Schuh tiefe Brunnen. Die äußeren Gebäude u. Ringmauern der Burg sind größtentheils abgetragen und ebenso ist der Hofgarten in Verfall. — L. zählt in drei katholischen Pfarreien über 10,100 Einwohner, welche durch die Bierbrauerei u. andere bürgerliche Gewerbe (Tuchmanufakturen, Karten- u. Tabakfabrikation, Stärkemachen, Strumpfstricken), durch die Jahr- u. Viehmärkte u. die bedeutenden Schrannen gute Nahrung ziehen. Von Bildungsanstalten bestehen hier: ein Gymnasium, eine lateinische Schule, eine Gewerbsschule — von Wohlthätigkeits-Anstalten: das reich dotirte Spital zum heiligen Geiste, ein Waisenhaus, ein allgemeines Armen- und Beschäftigungshaus, ein Krankenhaus u. a. m. Klöster: ein Franziskanerkloster, das Institut der barmherzigen Schwestern im Kranken- u. Waisenhause, ein Kloster der Ursulinerinnen, welche den Unterricht der weiblichen Jugend besorgen, das Kloster der Kapuzinerinnen bei Maria Loretto, das Nonnenkloster Seligenthal (Cisterzienserinnen). — Die nächsten Umgebungen der Stadt sind in den letzten Decennien durch Anlagen, Ruhebänke, Baumreihen, ingleichen durch geschmackvolle Sommerkellergebäude sehr verschönert worden. Angenehme Spaziergänge gewähren auch die Brücken u. die Isarufer in den Vorstädten, wo die massiv aus Steinen erbaute Stromwehre u. die Fahrschleuße zu sehen sind, dann der sogenannte Hofberg hinter der Trausnitz, eine wahre Gartenpartie, mit Fruchtbäumen, lebendigen Zäunen, Weinbergen u. sprudelnden Quellen. — Um das Jahr 1170 errichteten die Wittelsbacher in Langenpreising einen Amtssitz und um dieselbe Zeit erhoben sie auch die Trausnitz im

Längharte, und das gab Anlaß zur Begründung einer eigenen Stadt am Fusse derselben, welche um 1181 durch Herzog Otto den Größeren erfolgte. Dessen Sohn, Ludwig I., baute 1204 die neue Niederlassung aus und befestigte sie. Nach seiner Ermordung auf der Kelheimer Brücke stiftete 1232 die Herzogin Wittwe Ludmilla hier das Kloster Seligenthal für Nonnen aus dem Cisterzienser-Orden. Als die Söhne Otto des Erlauchten, Ludwig u. Heinrich, 1255 das väterliche Erbe theilten, wurde L. die Hauptstadt von Niederbayern u. blieb, die Unterbrechung von 1340 bis 1392 ausgenommen, der Sitz einer Herzogenlinie bis zum Tode Georg des Reichen im Jahre 1503. Heinrich I. verlieh 1279 der Stadt ausgezeichnete Rechte u. Freiheiten. Am Veitstage 1311 stellte Otto III. zu L. die in der bayerischen Geschichte berühmte große Handfeste aus. 1313 kämpften die Bürger L.s heldenmüthig in der Schlacht bei Gammelsdorf und Herzog Ludwig von Oberbayern, der nachmalige Kaiser, setzte ihnen dafür die drei Ritterhelme in ihr Wappen, statt der einfachen Sturmhauben, welche dieses früher führte. Heinrich II. erbaute 1338 die Neustadt mit der St. Jodokskirche. Unter Heinrich III. (1410) entstand eine ernsthafte Irrung zwischen dem Hofe u. der Stadt, welche mit der Hinrichtung, Blendung u. Verbannung einer Anzahl von Bürgern endigte. 1475 hielt Herzog Georg der Reiche hier seine berühmte Hochzeit. Das Fest dauerte 8 Tage u. soll über 70,000 Dukaten gekostet haben. 1599 wurde das Chorstift von Moosburg nach St. Martin in L. versetzt. — Schreckliche Ereignisse brachte der 30jährige Krieg über die Gemeinde. Gustav Adolph hielt am 10. Mai 1632 seinen Einzug in L. und behandelte die Bürgerschaft mit Glimpf; desto schlimmer aber hauste Bernhard von Weimar, nachdem er am 22. Juli 1634 sich der Stadt bemächtiget hatte. 13 Tage lang plünderten u. verwüsteten die Schweden, und in den Gassen lagen die Leichen so dicht wie auf einem Schlachtfelde. Den Verheerungen des Krieges folgten Hungersnoth und Pest. 1800 wurde die Universität von Ingolstadt nach L. versetzt, blieb aber dort nur bis 1826, in welchem Jahre sie nach München wanderte. Am 7. Juli des erstgenannten Jahres wurde die Stadt von den Franzosen und am 30. November von den Oesterreichern eingenommen; 1809 kämpften die Oesterreicher mit den Bayern u. Franzosen zweimal (16. u. 21. April) um ihren Besitz. 1839 wurde L. der Sitz der Regierung von Niederbayern. — Staudenraus, A., Chronik von L., 1832. Derselbe, topographisch-statistische Beschreibung von L., 1835. — 2) L., Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in preußisch Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, am linken Ufer des Bober in einem schönen hohen Thale des Riesengebirges. Zwei katholische u. eine protestantische Kirche, eine Bürgerschule mit Bücher-, Kunst- u. Naturaliensammlung, bedeutender Leinwand- u. Damasthandel, 3800 Einwohner, Vergnügungsort: „das Bäumel." — L. war als Flecken schon 1249 bekannt und 1296 erscheint es als Stadt mit Mauern u. Gräben u. einer festen Burg. Die Templer hatten bis 1313 hier ein Hospiz, welches jetzt in das städtische Brauhaus verwandelt ist. 1745 und 1757 fielen bei L. blutige Treffen zwischen den Oesterreichern u. Preußen vor. Am 17. Juni 1760 wurde hier der preußische General Fouqué von Laudon geschlagen u. gefangen. mD.

Landsknechte nannte man die mannigfaltig bewaffneten, buntgekleideten Haufen, welche Kaiser Maximilian I. zuerst 1487 gegen die widerspenstigen Brabanter um Sold anwarb, sie mit 18' langen Spießen u. langen Schlachtschwertern bewaffnete u. unter adeligen u. bürgerlichen Hauptleuten u. Weibeln ins Feld schickte. Es war Volk vom platten Lande, im Gegensatze zu dem Schweizer-Bergvolke, daher L., nicht Lanzknechte die richtige Benennung, denn sie führten nicht die ritterliche Lanze, sondern, wie schon erwähnt, den schweren Spieß. Mit den L.n ging das deutsche Ritterthum zu Grabe; Deutschlands Kraft u. Ehre ruhte fortan nur auf ihnen. So oft böse Zeitläufte einen Kriegsherrn veranlaßten, Waffenmacht aufzurichten, schickte er einem berühmten Kriegsmanne einen Bestallungsbrief als Kriegsobersten, nebst einem offenen Pa-

tent, ein Regiment ober- u. niederländischer Knechte aufzurichten; zugleich den Artikelbrief, d. i. den Rechtsbrauch u. die Verfassung, in welcher der Fürst sein Kriegsvolk gehalten wissen wollte. Sobald nun dieser alle diese Papiere erhalten hatte, versah er sich mit Geld, beschickte seine Gefreundeten u. Waffengefährten, wählte vorsichtig seinen Stellvertreter als Oberstlieutenant aus den Erfahrensten, u. bestellte die Hauptleute über die Anzahl der Fähnlein, aus welchen das Regiment bestehen sollte. So lief die Werbung in großer Eile durch das ganze Land; die Hauptleute ließen überall bei Volkszusammenkünften u. auf Plätzen durch Trommelschlag das Werbpatent anschlagen u. nur ehrliche u. rüstige Gesellen, mit Ausschluß jedes Gesindels, aus allen Ständen zum Kriegsspiele laden, deren auch gewöhnlich eine große Menge zusammenlief. Wer, versehen mit Wamms u. Schuhen, ferner mit einer Blechhaube, Harnisch, gutem Schwerdte, einer Hellebarde oder dem langen Spieße, außerdem wohl noch mit einem Stück Gelde vor dem Hauptmanne erschien, welcher jedem den Betrag des Soldes verkündete, der wurde in die Musterrolle aufgenommen, denn von Ausrüstung mit Waffen u. Kleidungsstücken von Seite des Kriegsherrn war nicht die Rede. War nun ein Kriegsgesell in die Musterrolle des Hauptmanns eingetragen, war ihm der Artikelbrief bekannt gemacht, dann erhielt er ein Stück Geld auf den Lauf, um sich an dem bestimmten Tage an dem beschiedenen Waffenplatze einzufinden. Jedes Fähnlein mußte aus 400 guten und wohlkräftigen Knechten bestehen, und in einem jeden mußten hundert Uebersöldner sich befinden, welche in das erste Blatt vertheilt wurden. Solche Uebersöldner waren erfahrene Kriegsleute, welche mit besonders tüchtiger Wehre versehen waren. Zu den Zeiten Karls V. wurden in jedem Fähnlein 50 gute und geschickte Hackenschützen mit Kraut u. Loth für den Eintritt versehen, gemustert; später stieg mit der Ausbildung der Feuertaktik die Anzahl dieser Knechte, doch erst nach dem dreißigjährigen Kriege waren sie alle mit Feuergewehren ausgerüstet. War auf diese Weise ein Regiment deutschen Fußvolkes aus zehn bis sechszehn Fähnlein von oben herab formirt, so stand folgende Rangordnung fest. Der Oberst, der Diktator der Soldatenrepublik, war bei größeren Heerzügen nur dem Generalobersten über das sämmtliche deutsche Fußvolk, sowie dem General-Feldobersten untergeordnet. Er erhielt zu den Zeiten Karls V. auf seinen Leib u. für seine Tafel einen hundertfachen Mannssold, d. i. 400 Gulden monatlich u. außerdem für 8 Trabanten u. gerüstete Pferde, seinen Schreiber, Dollmetscher, Kaplan u. Herold noch 200 Gulden. Er zeigte sich in ritterlicher Tracht zu Roß u. war von seinen abentheuerlich gekleideten u. gewappneten Trabanten umgeben. Sowie er alle Offiziersstellen besetzen konnte, so wählte er sich aus den Hauptleuten seinen Stellvertreter, den Oberstlieutenant, welcher aber nur in des Obersten Abwesenheit befehligte, bei der Anwesenheit desselben dagegen in das Verhältniß des Hauptmanns zurücktrat. Auch die Stellung der Hauptleute mit zehnfachem Mannssold, 40 fl. monatlich, war ausgezeichnet. Der Schultheiß oder Justizbeamte gehörte zu den oberen Aemtern, oder dem Stabe des Obersten. Der Wachtmeister, ein erfahrener Krieger, welcher Hauptmannsstelle versehen konnte, hatte dafür zu sorgen, daß die Wachen gehörig bestellt, die Ronden richtig gemacht, die Loosung gegeben, und die Sicherheit des Lagers oder Heerzuges ungefährdet blieb. Der Proviantmeister mußte, da die Knechte in Freundesland oder in Besatzung sich selbst verköstigen mußten, für gehörigen Vorrath Fürsorge treffen u. der Quartiermeister hatte die Obliegenheiten eines Offiziers vom heutigen General-Quartiermeisterstabe zu verrichten. Der Profos, mit dem Range eines Hauptmanns, stand in polizeilichen u. leichten Criminalfällen als Richter da. In dem Gefolge des Profosen befanden sich der Stockmeister und dessen Gehilfen, die Steckenknechte, welche die Uebelthäter einzufangen, in Eisen zu schlagen, in Gewahrsam zu behalten und Schelme über Nacht aus dem Lager zu weisen hatten. An diese reiht sich der freie Mann mit seiner Blutfeder auf dem Hute, im rothen Wamms, das breite

Richtschwert an der rechten Hüfte, eine höchst nöthige Person unter den kriegsverwilderten Seelen. Lächerlich erscheint der, mit aller kriegerischen Gravität daher ziehende, Hurenweibel in dem Range eines Hauptmanns, mit seinem Lieutenant u. Fähnrich. Dieser hatte die Aufsicht auf die vielen Soldatenweiber u. Kinder u. die den Regimentern nachziehenden, insgemein Huren benannten Weibspersonen; er mußte dieselben auf allen Märschen u. bei Schlachten so führen, daß sie in der Truppe keine Unordnung erregen konnten, dennoch aber gesichert waren. Ihm war der Rumormeister beigegeben. Der Fähnrich der L. hatte auf die vornehme kriegsmuthige Haltung des Haufens sein Absehen, während der Feldwebel für die taktische Ausbildung der Mannschaft zu sorgen hatte. Die Fouriere waren keine Rechner, sondern wurden für das Quartiermachen verwendet u. waren dem oben angegebenen Quartiermeister beigegeben. Der Feldscheer u. Kaplan, von denen in jedem Haufen einer war, bedürfen keiner anderen Bemerkung, als daß der erstere gewöhnlich ein ganz unwissender Quacksalber, der letztere in der Regel ein entlaufener Mönch war. Bei einem Fähnlein befanden sich gewöhnlich zwei Spiele, ein Trommelschläger und ein Pfeiffer. Die L. hatten unter sich gar manchen Unterschied, je nachdem einer, wie bereits berührt, mit vollständiger Rüstung, oder mit der Hackenbüchse, oder nur dem langen Spieß, oder im leichten Wamms mit Hellebarde und Schlachtschwert unter der Fahne sich gestellt hatte, u. dieser Umstand u. die dadurch bedingte Verschiedenheit ihrer Leistungen bestimmten die Summe des Soldes. — Die L. u. deren Einrichtung legten ohne Widerrede den Grund zu den heutigen Einrichtungen der deutschen Heere, u. was sich mit der Zeit anders u. besser gestaltete, was an Vollkommenheit zunahm u. künstlicher sich entwickelte, verdanken wir dem Genius der Zeit u. dem Vorherrschen wissenschaftlicher Bildung, welche das heutige Kriegswesen auf den Standpunkt der Kunst erhob, während es zu den Zeiten der L. eine bloße Routine war.

Landskrona, Stadt u. Festung im schwedischen Län Malmö, am Sund, hat eine starke Citadelle, einen Hafen u. 4000 Einwohner, welche Fabriken in Leder, Zucker, Tabak ꝛc. und ansehnlichen Handel treiben. Hier 1677 Niederlage der Dänen, in Folge deren die Stadt an Schweden abgetreten wurde.

Landskrone, ein 1320 hoher Basaltberg im Görlitzer Kreise des preußischen Regierungsbezirks Liegnitz in Schlesien, eine Stunde südlich von Görlitz. Auf seinem Gipfel befinden sich die Ruinen eines 1422 zerstörten Raubschlosses.

Landsmannschaften nennt man im weitesten Sinne das Verhältniß mehrer Landsleute als solcher zu einander; dann eine Vereinigung solcher im Auslande zu einer Corporation; im engsten Sinne versteht man darunter die Verbindungen von Studenten aus einem u. demselben Lande. Diese entstanden schon frühzeitig, unter dem Schutze der Gesetze, auf manchen Universitäten selbst gefordert. Der ursprüngliche Zweck, die Landsleute unter sich zu vereinigen, wurde nicht streng festgehalten. Im 17. u. 18. Jahrhundert bildeten sich die Studentenorden u. diesen traten die L. feindselig entgegen. Unterstützt und begünstigt durch die akademischen Lehrer, gelang es den letzteren, die Orden völlig zu unterdrücken, so daß vom Jahre 1813 an fast auf allen protestantischen Universitäten Deutschlands nur L. existirten. Ihre Organisation war im Laufe der Zeit ziemlich unverändert geblieben. An der Spitze jeder L. steht der Senior, diesem zunächst der Subsenior nebst einem Sekretär u. einigen Chargirten. Die engere Verbindung (Corpsburschen) beschränkt sich, je nach dem Verhältnisse der ganzen Zahl der Mitglieder, auf ¼ oder die Hälfte derselben. Diesen stehen größere Rechte zu, liegen bedeutendere Verpflichtungen ob. Aeußerlich unterschieden sich die L. durch verschiedenfarbige Mützen und Bänder; an einigen Universitäten, wie in Jena, war den L. früher selbst gestattet Uniform zu tragen. Wichtige Studentenangelegenheiten werden durch den Seniorenconvent, der von allen L. beschickt wurde, berathen u. entschieden. Als im Jahre 1816 die allgemeine Burschenschaft entstand, lösten die L. sich Anfangs in diese auf; allein das Prinzip der Burschen-

schaft war dem Geiste der L. zu sehr entgegengesetzt, als daß diese Vereinigung lange hätte bestehen können. Nach ihrer neuen Constituirung zeigten die L. fast durchgängig eine unüberwindliche Abneigung gegen die Burschenschaft u. endlose, meistentheils blutige, Reibungen waren die Folgen davon. Zwar wurde mit der Burschenschaft zugleich auch das Bestehen der L. von den Regierungen untersagt, doch dauern sie, mit einigen Beschränkungen, im Stillen fort; man duldet ihre Existenz und läßt dieselbe sogar bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich hervortreten. Auf den bayerischen Universitäten sind die L. förmlich anerkannt.

Landstände sind eine grundgesetzliche Einrichtung, mittelst welcher der Fürst eines Landes mit seinen Unterthanen über allgemeine Landesangelegenheiten in ein rechtliches Verhältniß tritt. Eine solche Einrichtung hat in den germanischen Staaten von jeher bestanden; ihre Formen aber haben gewechselt. Man kann in der Entwickelung derselben drei Perioden unterscheiden: a) die Zeit von der Gründung dieser Staaten bis zum 14. Jahrhunderte, wo der allgemein anerkannte Grundsatz, daß Niemanden ohne seine Zustimmung ein Recht entzogen, noch, ohne bereits vorhandenen Rechtsgrund, eine Pflicht auferlegt werden könne, mannigfaltige Versammlungen u. Verhandlungen, sowohl der Genossen der verschiedenen Stände unter sich, als derselben mit ihren Vorgesetzten herbeiführte, ohne daß in Ansehung des Stimmrechtes, weder in subjektiver, noch objektiver Beziehung, irgend eine formelle Bestimmung gegeben war; b) die Zeit vom 14—19. Jahrhunderte, wo gewisse Personen dieses Stimmrecht in corporativer Verbindung als ihr ausschließliches Vorrecht in Beziehung auf alle eigentlichen, durch die Grundgesetze, als solche, bezeichneten Landesangelegenheiten übten; c) die neueste Zeit, wo es in beiläufig derselben objektiven Ausdehnung u. nach bestimmten zwar, aber ganz anderen Bedingungen subjektiven Berechtigung, als bisher, jedoch ohne corporative Verbindung u.. Abschließung der Berechtigten, geübt wird. Der Hauptgrund dieser Veränderungen liegt in der Umgestaltung der geistigen u. materiellen Grundlagen des Staates selbst u. namentlich in den veränderten Bedingungen des Nahrungsstandes und der Kriegsführung. Denn die Standschaft ist nichts Anderes, als die thätige, und folglich immer bis zu einem gewissen Grade selbstständige, Theilnahme an der politischen Genossenschaft, welche die Aufrechthaltung einer bestimmten selbstständigen Macht und mithin die Ausschließung und Abwehrung jeder fremden Herrschaft in einem bestimmten Lande zum Gegenstande hat. Sie beruht daher nicht bloß auf der Theilnahme an denjenigen Verhältnissen, welche den eigenthümlichen moralischen Charakter dieses Vereins bestimmen (z. B. Nationalitat u. Religion), sondern auch vorzüglich auf dem rechtmäßigen Besitze der zur Behauptung eines selbstständigen Daseyns auf diesem Gebiete erforderlichen Mittel. Grundbesitz, oder die, wenigstens ideale, Theilnahme am Eigenthum des Gebiets, welches eine der ersten Grundlagen der Eigenthümlichkeit u. Selbstständigkeit des Staates ausmacht, ist demnach immer u. überall die erste Bedingung der L. gewesen. Aber in der alten Zeit war die Behauptung dieses Besitzes lediglich an den Frieden der Kirche u. dessen Beschirmung durch den Gebrauch der Waffen geknüpft. Die Standschaft war also auf die Häupter der Kirche, welche diesen Frieden handhabten u. auf die freien Leute, denen die Führung der Waffen zukam, beschränkt. Aber die Bande der Genossenschaft stuften sich, in Bezug auf Grundbesitz u. Macht, ab in mannigfacher Weise, u. mit ihnen auch die Verhältnisse der Landstandschaft. Als indessen das Uebergewicht der Reiterei im Kriege der Gebrauch der Waffen auf einen verhältnißmäßig geringen Theil der Bevölkerung beschränkt u. dadurch das freie Grundeigenthum in wenigen Händen sich concentrirt hatte, bekamen die ständischen Einrichtungen in Deutschland von selbst eine festere Gestalt. Wie nämlich im Reiche die mächtigeren Landesherrn, die Niemand als den Kaiser über sich erkannten, und von ihm als Theilnehmer seiner Sorge für die Aufrechthaltung des Reiches und dessen Ordnung berufen oder anerkannt waren, zu einer Corporation sich zusammenschlossen,

welche, im Vereine mit dem Kaiser, ihre Beschlüsse im ganzen Reiche als Gesetze geltend machte; so geschah Aehnliches in den einzelnen Territorien von Seite der mächtigen Grundherrn, unter welchen, neben den geistlichen Körperschaften, seit dem 12. Jahrhunderte bereits die Städte in vielen Gegenden eine wichtige Rolle spielten. Die erste Spur der förmlichen Bildung eines solchen landständischen Körpers in Deutschland findet sich im Jahre 1302 in Bayern. Jedoch nicht in allen deutschen Ländern ist, wie in Bayern, eine landständische Verfassung zu Stande gekommen. Kurpfalz hatte keine L., während in Pfalzzweibrücken u. Pfalzneuburg solche bestanden. Die Oberpfalz, welche vormals eine landständische Verfassung besessen, büßte dieselbe bei dem Uebergange an Bayern ein und konnte, trotz eines im Jahre 1707 daselbst gehaltenen Landtages, zu keiner Wiederherstellung derselben gelangen. In den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth war die zu Ende des 15. Jahrhunderts dort ausgebildetete landständische Verfassung gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem sogenannten Landschafts-Collegium, mit einigen Räthen u. einem Geheimrathe an der Spitze, zusammengeschwunden. In den kleineren Fürstenthümern, Grafschaften u. reichsritterschaftlichen Besitzungen konnte von L.n ohnehin keine Rede seyn. In den Bisthümern u. geistlichen Stiftern überhaupt, mit Ausnahme Salzburgs, welches eine sehr ausgebildete landständische Verfassung hatte, und Kemptens, wo wenigstens einzelne darauf deutende Institutionen vorhanden waren, vertraten die Capitel die Stelle der L. In den Reichsstädten bestand, außer der Theilnahme der Bürger an den städtischen Angelegenheiten, keine Einrichtung der Art. Die Ursachen, welche die alte ständische Verfassung ungenügend gemacht und daher in Verfall gebracht hatten, sind bereits angedeutet worden. Nachdem indessen die Ereignisse des Befreiungskrieges gezeigt hatten, welche Reaktion der willkürliche Gebrauch der Gewalt zu wecken, welche Kraft dagegen das aus den Tiefen des Gemüths entsprießende Einverständniß der Völker mit ihren Regenten den Staaten zu geben vermöge: wurde von sämmtlichen Mitgliedern des deutschen Bundes, als Artikel 13 der Bundesakte, der Beschluß gefaßt, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden solle. Ueber die Art der Ausführung dieser Bestimmung konnten sich die deutschen Regierungen damals nicht vereinigen und noch jetzt stehen sich, hinsichtlich der Bedingungen rechtlich u. politisch befriedigender Erfüllung der in jenem Beschlusse gegebenen Zusage, zwei Hauptansichten entgegen, deren eine man in neuester Zeit das l a n d s t ä n d i s c h e, die andere das R e p r ä s e n t a t i v - S y s t e m genannt hat. Da diese zwei Hauptmomente heutzutage das ganze politische Leben Deutschlands bewegen, ist es am Orte, dieselben näher zu entwickeln. Der Gegensatz zwischen dem landständischen und dem Repräsentativ-Systeme fällt keineswegs, wie Viele meinen, mit dem Gegensatze zwischen alter und neuer Zeit, zwischen blinder Vorliebe, für veraltete Formen und dem rechtmäßigen Verlangen nach Fortschritt u. Entwickelung zusammen. Er ist auch nicht der Ausdruck des Gegensatzes zwischen aristokratischem Egoismus u. patriotischer Hingebung aller Glieder des Staates, ohne Unterschied für das Gesammtwohl des Ganzen, u. liegt nicht eben darin, daß, nach der einen Verfassung, bloß einzelne Stände, mit Hintansetzung der größeren Masse des Volkes, nach der anderen aber umgekehrt die höheren gemeinsamen Interessen des gesammten Volkes, mit Zurückweisung der sonderthümlichen Vortheile einzelner Classen u. Individuen, vertreten würden. Er liegt viel tiefer, in den sittlichen Grundlagen, auf welchen der geschichtlich gegebene Staat, im Gegensatze der in neuerer Zeit vorzüglich durch die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts ausgebildeten Staatslehre, ruht. Er läßt sich in den folgenden Hauptgesichtspunkten auffassen: 1) H i n s i c h t l i c h d e s R e c h t s g r u n d e s, w o r a u s d e r A n s p r u c h d e s V o l k e s a u f T h e i l n a h m e a n d e n ö f f e n t l i c h e n A n g e l e g e n h e i t e n a b g e l e i t e t w i r d. Das Repräsentativ-System betrachtet das Volk in Masse als den *eigentlichen Souverain*, das Subjekt der regierenden Gewalt aber als den Procurator *oder Vollmachtträger* desselben. Die Theilnahme an den wichtigsten Akten der

Staatsgewalt, von Seite des Volkes ist hienach eine Beschränkung, die der Souverain in dem Regierungsauftrage gemacht und wodurch er für bestimmte Fälle sich die Entscheidung vorbehalten hat. Die Controle der Regierung durch das Volk ist eine Rechenschaftsabnahme, die der Vollmachtgeber mit seinem Geschäftsführer vornimmt. Das landständische System geht von der entgegengesetzten Ansicht aus, daß dem Subjekte der höchsten Gewalt die Regierung aus eigenem Rechte zustehe; es betrachtet aber die Unterthanen, einen jeden in seiner Rechtssphäre, als eben so selbstständig (wenn gleich nicht als eben so unabhängig), wie den Regenten in der seinigen. Demnach ist hier die Theilnahme der Unterthanen an den Handlungen der Staatsgewalt eine nothwendige Verständigung zwischen verschiedenen Rechtssubjekten über die Punkte ihres gemeinsamen Interesse, u. die Controle der Regierung durch die Unterthanen erscheint als die nothwendige Folge dieser wechselseitig anerkannten Freiheit und der Unverbrüchlichkeit der darauf gegründeten Uebereinkünfte. — 2) Hinsichtlich der Bildung und Einrichtung der Ständeversammlung. Das Repräsentativ-System, welches von der Ansicht ausgeht, daß die Menschen, an u. für sich völlig gleich berechtigt. eine Verschiedenheit unter sich u. überhaupt Pflichtverhältnisse nur durch ihren Willen begründen, sieht auch das Gesetz im Ganzen nur als eine Nothwendigkeit an, welche für die Minderzahl lediglich durch den Willen der Mehrzahl, oder eigentlich durch ihr Interesse, mit dieser in geselliger Gemeinschaft zu bleiben, begründet ist. Es betrachtet demnach die Gesellschaft beständig nur als eine rein äußerliche Vereinigung von Individuen, welche jeden Augenblick durch ihren Willen das Verhältniß ihrer Pflichten wieder ändern können, wie sie es durch ihren Willen bloß begründet haben: Um daher den Willen der Mehrzahl zur Kundgebung zu bringen, wird nach diesem Systeme die ganze Bevölkerung eines Staates periodisch in den Wahlversammlungen gleichsam durcheinander gewürfelt; in der Erwartung, daß dann aus der Wahlhandlung eine Versammlung hervorgehen werde, die in ihren Gliedern das treue Bild des Verhältnisses darstelle, in welchem die verschiedenen Interessen des Lebens zur Zeit eben die Meinung u. Ansicht der Mehrzahl beherrschen u. bestimmen. Daher die Abtheilung des Landes in beliebige Wahlbezirke, worin die Bevölkerung bloß nach der Seelenzahl ihren Repräsentanten wählt. Die Qualifikationsbedingungen aktiver u. passiver Wahlfähigkeit sind größtentheils nur als Verstöße gegen die Folgerichtigkeit des Systems zu betrachten, wodurch dem Willen der Wähler zu Gunsten bestimmter Classen der Gesellschaft vorgegriffen wird. Die landständische Verfassung dagegen, die von dem Grundsatze ausgeht, daß an jeden Besitz und an jede Stellung in der Gesellschaft eine bestimmte Pflicht u. ein bestimmter Beruf sich knüpfe, dessen der Einzelne sich nicht willkürlich entäußern könne, und der von allen Uebrigen anerkannt u. geachtet werden müsse, betrachtet die verschiedenen Stände, aus welchen die Gesellschaft im Staate zusammengesetzt ist, als wahre, durch höhere Pflicht vermittelte Genossenschaften einerlei Berufes, u. gestattet ihnen daher eine gemeinsame Aeußerung u. ein selbstständiges, eigenthümliches Wirken, welchem von Seite der Uebrigen weder vor- noch eingegriffen werden kann. Hier ist also keine Rede von einer Tyrannei der Majoritäten durch das Zusammenzählen ungleichartiger Größen. — 3) Hinsichtlich des Einflußes der Ständeversammlung auf die Gesetzgebung. Das Repräsentativ-System geht von der Ansicht aus, daß das Gesetz überhaupt lediglich das Ergebniß des Willens der Menschen, im Staate des Willens der Mehrheit sei, nimmt also für die Organe dieses Willens eine gesetzgebende Gewalt in Anspruch über Alles und Jedes, ohne irgend eine Schranke, weder positiven, noch höheren Rechtes. Es begründet einen wahren Absolutismus — der Majoritäten, die sogenannte Omnipotenz der Kammern. Das landständische System kommt, von der entgegengesetzten Voraussetzung einer den Menschen von der Geburt an begleitenden, durch seine besonderen Verhältnisse bestimmten Verantwortung, zu der Folgerung, daß jedes Glied der Gesellschaft in seiner Rechts- u. Pflichtensphäre

selbstständig zu handeln habe, und eine Gesetzgebung überhaupt nur da Platz greifen könne, wo die verschiedenen Glieder der Gesellschaft gemeinschaftlich betheiligt sind u. soweit die gemeinsame Pflicht Aller es erfordert oder zuläßt. — 4) *Hinsichtlich des Einflusses der Ständeversammlung auf den Staatshaushalt.* Das Repräsentativ-System, welches die Gemeinschaft der Staatsglieder nicht als eine Pflicht, sondern nur als eine Sache, theils der Willkür, theils einer bloß äußeren materiellen Nothwendigkeit betrachtet, fällt dadurch, je nach Umständen, in die beiden entgegengesetzten Extreme: entweder die Opfer, die der Einzelne der Gemeinschaft zu bringen hat, lediglich nach dem Maßstabe beliebig aufgestellter Staatszwecke ins Unendliche zu steigern, so daß es den Anschein hat, als gehöre dem Einzelnen nur, was die Mehrheit der Anderen ihm lassen will; oder umgekehrt, die Verweigerung selbst der zur Erhaltung der Gemeinschaft nothwendigen Opfer in die Willkür des Einzelnen, und um so mehr also der Mehrheit zu stellen, und daraus ein eventuelles Recht der völligen Steuerverweigerung abzuleiten. Das System der landständischen Verfassung, welches auf die Annahme selbstständiger Pflicht und Verantwortung eines Jeden, nach Maßgabe der ihm durch die Vorsehung bereiteten Verhältnisse und Mittel, gebaut ist, geht hier von dem Grundsatze aus, daß das Privatrecht und der Privatbesitz eines jeden Mitgliedes des Staates für Alle gleich heilig und unverletzlich seyn müsse, u. wenn es gleich zur selben Zeit die Pflicht anerkennt, die Allen insgesammt obliegt, aus ihrem Privatvermögen für die Zwecke der, durch höhere Pflichten begründeten, Gemeinschaft die Opfer zu bringen, welche die Umstände erfordern, so erwartet es dieselben doch zunächst nur als freiwillige Beisteuern und erzwingt sie nur da, wo dieß zur Erhaltung des Staates absolut unerläßlich wird. — 5) *Hinsichtlich des Verhältnisses der Ständeversammlung zur Regierung.* Das Repräsentativ-System, welches alle Gewalt in öffentlichen Dingen nur von dem Willen der Mehrheit ableitet, sieht, wie schon bemerkt, auch in dem Oberhaupte der Regierung nichts Anderes, als ein Organ dieses Willens. Die Folge davon ist, daß die Ständeversammlung, als zweites Organ eben dieses Willens, dem ersten wenigstens als ebenbürtig an die Seite tritt, wenn sie nicht vollends, als Organ der Gesetzgebung u. als der unmittelbare Ausdruck des gegenwärtigen Volkswillens, sogar über die Regierung gesetzt wird. Die Staatsbeamten aber, mittelst welcher die Regierung sich mit der Ständeversammlung, oder mit dem Willen der eben herrschenden Majorität in Einklang zu setzen hat, sind natürlich nicht dem Regenten, sondern nur der Majorität der Ständeversammlung für die Erfüllung der von letzterer vorgeschriebenen Bedingungen verantwortlich, unter welchen sie die Führung der Geschäfte übernommen haben. Jedes Verfassungsgesetz, welches die obersten Staatsbeamten nur für die Befolgung der Verfassung allein, als einer bloßen negativen Schranke, u. nicht etwa als des positiven Titels ihrer Vollmacht, verantwortlich macht, bleibt daher immer, nach den Forderungen dieses Systems, ungenügend. Die landständische Verfassung hingegen kennt keinen Unterschied zwischen dem rechtlichen Verhältnisse der Unterthanen zur Regierung in der Ständekammer u. außer derselben. Sie bezweckt durch letztere nur ein schnelleres u. sichereres allseitiges Verständniß u. legt ihr daher nicht im Verhältnisse zur Regierung Rechte bei, die nicht dem Lande als solchem, u. jedem Theile desselben, soweit er dabei interessirt ist, ebenfalls zustünden. Wie es den Souverain in seinem Wirkungskreise als selbstständig betrachtet, so auch die Beamten der Regierung als Organe seines Willens, u. wenn sie dieselben nicht, wie den Regenten, als jeder irdischen Gewalt unerreichbar ansieht, sondern im Gegentheile darauf dringt, daß auch gegen sie von Seite des Souverains die Rechtsverfolgung gesichert sei, so geschieht es doch nur dafür, daß sie die Rechtssphäre, in die sich der Souverain selbst eingeschlossen erkennen muß, nicht überschreiten. — 6) *Hinsichtlich des Verhältnisses der Ständeversammlung zum Volke.* Nach dem Repräsentativ-System ist die Ständeversammlung der unmit-

telbare Ausdruck des Volkswillens, ihre Mehrzahl das gesetzliche Abbild und Organ der Mehrheit des Volkes selbst. Der Wille dieser Mehrheit ist also die einzige Richtschnur jedes einzelnen Mitgliedes der Ständeversammlung, und es muß diesem überlassen werden, sich des wahren Willens der Volksmehrheit bei jeder vorkommenden Frage nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu vergewissern. Da es diesen aber nie in dieser oder jener theilweisen Aeußerung zu erkennen hat, so kann ihm nur durch eine allgemeine Erhebung des Volkes die erforderliche Belehrung werden, Falls es darüber im Irrthum ist. Daraus folgt, daß entweder diese Erhebung als ein Recht anerkannt, oder das Land allen Verirrungen seiner Repräsentanten wehrlos preisgegeben werden muß, so wie es andererseits auch in diesem Falle genügt, den Zusammentritt der Ständeversammlung zu verhindern, um die Landesverfassung aller rechtmäßigen Vertheidigung zu berauben, weil diese, nach den Voraussetzungen des Repräsentativ-Systems, nur den Repräsentanten des gesammten Volkes zusteht, als solcher aber weder eine einzelne Person für sich, noch auch irgend eine Corporation außer der Ständeversammlung anzuerkennen ist. Nach der landesständischen Verfassung sind die Mitglieder der Stände-Versammlung theils zur Wahrung ihrer eigenen Rechte, theils zur Wahrnehmung der Rechte und Interessen bestimmter Stände und Corporationen versammelt. Die Rechte und Pflichten und die bekannten rechtmäßigen Absichten ihrer Vollmachtgeber dienen ihnen zur Richtschnur, und sind gleich etwa ihre Vollmachten unbeschränkt, so sind sie es doch nur innerhalb der eigenthümlichen Rechtssphäre ihrer Vollmachtgeber. Nur ein allgemeines, wechselseitiges Compromiß aller in der Ständeversammlung vertretenen Klassen und Corporationen auf den Ausspruch der Mehrheit ihrer Vertreter kann auch diese letzte Schranke rechtlich beseitigen. Der Gegensatz zwischen den beiden, hier unter sich verglichenen Systemen wurzelt ganz in den Voraussetzungen, von welchen sie ausgehen. Diese liegen jenseits der Sphäre des positiven Staatsrechts und sind an sich höherer Art, eine Sache der moralischen und religiösen Ueberzeugung. Es handelt sich um die Entscheidung der Frage: ob der Mensch mit bestimmten, zum Theile durch äußere Fügung ihm auferlegten Pflichten zur Welt komme, die von vornherein auch das Maaß seiner Rechte bestimmen; oder ob er, absolut frei geboren, in seinem ganzen Thun und Lassen, und namentlich in Ansehung der Verbindlichkeiten, die er zu erfüllen hat, blos als das Geschöpf seines eigenen Willens zu betrachten sei. Die erstere Annahme ist nicht blos die des christlichen Staates; sie fließt nothwendig aus dem Glauben an einen lebendigen, persönlichen Gott überhaupt, und führt, wie gezeigt worden, von selbst, auch in der Einrichtung der politischen Verhältnisse, zur möglichst vollständigen Erfüllung des alten Grundsatzes der da heißt: Suum cuique tribuere. Die älteren Landstände wären vielleicht nicht untergegangen, wenn sie nicht diesem Grundsatze untreu und, von der Idee abweichend, der sie selbst ihr Daseyn verdankten, sich egoistisch abzuschließen getrachtet und den fortschreitenden Entwickelungen im Staate die gebührende Anerkennung versagt hätten. Die Ansicht, welche eben dadurch, auf dem Wege der Reaction, in der neueren und neuesten Zeit zur Geltung gekommen, und aus welcher das Repräsentativ-System hervorging, führt gerade zum Gegentheile des angeführten Grundsatzes, nämlich zum „Suum cuique rapere,“ u. ist eben deßhalb mit wahrer Freiheit unverträglich. Denn Gerechtigkeit u. Freiheit sind unter sich unzertrennlich verbunden. S. Arbauer, Ueber landständische Verfassung und Nationalrepräsentation. Landshut, 1809; König, das Königthum u. die Repräsentation, 1828; Thilo, Was ist Verfassung? Was ist Volksrepräsentation? 1835; Jarcke, die ständische Verfassung und die deutschen Constitutionen. Leipzig 1834; Maurenbrecher, Die deutschen regierenden Fürsten und die Souverainetät. Berliner politisches Wochenblatt. Jhrg. 1835. Nro. 19. **M. M.**

Landsturm, s. Aufgebot 2).

Landwehr, s. Volksbewaffnung.

Landwirthschaft, das wichtigste, ausgedehnteste u. nützlichste Gewerbe im

allen kultivirten Staaten, hat den Zweck, die dem Menschen nothwendigen und nützlichen Pflanzen u. Thiere hervorzubringen u. zu cultiviren, daneben aber auch, die dazu erforderlichen Bedingungen am zweckmäßigsten u. gewinnreichsten herzustellen u. zu benützen. Die Schwierigkeit dieses Gewerbes liegt hauptsächlich in dem Kampfe, den dasselbe ununterbrochen mit der Natur zu bestehen hat. Die Kunst der L. besteht demnach in der Aufgabe, durch Erfahrung u. Theorie eines Theils der Natur das abzuzwingen, was sie verweigert, andern Theils, dem schädlichen Einflusse derselben vorzubeugen, oder die erlittenen Nachtheile auf das Einfachste u. Billigste auszugleichen, u. endlich dasjenige, was die Natur bietet, so vollständig, wie möglich, u. mit dem größten Gewinne auszubeuten. Die L. ist in einem wohleingerichteten Staate die Quelle jedes Wohlstandes u. nach der Beschaffenheit desselben wird man über Cultur u. Zustand des Landes im Allgemeinen ein ziemlich zuverlässiges Urtheil fällen können. Erzeugt ein Land seine Bedürfnisse selbst, so wird es um so unabhängiger nach außen; Ueberfluß an Produkten wird dem auswärtigen Handel zugeführt; die Verarbeitung der Erzeugnisse belebt die Gewerbthätigkeit. Erst in der neueren Zeit hat man die Wichtigkeit der L. schätzen gelernt, u. von Einzelnen, wie von dem Staate selbst, wird Alles aufgeboten, um derselben eine rationelle Grundlage zu verleihen, damit der herkömmliche Mechanismus verdrängt und die Produktionskraft der L. selbst gesteigert werde. Die L. zerfällt in den Pflanzenbau und die Viehzucht; Beides ergänzt sich u. muß, wenn nur einige Vollkommenheit erzielt werden soll, eng verbunden werden. Zu dem Pflanzenbau gehören als die wichtigsten Zweige desselben: der Getreidebau, die Wiesenwirthschaft, die Obstbaumzucht, der Gartenbau, u. es stehen mehre bedeutsame Gewerbe mit derselben in Verbindung, wie die Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Zucker- u. Stärkefabrikation, Oelpressen, Getreidehandel, Spinnerei, Weberei (s. dd.). Die Viehzucht (s. d.) beschäftigt sich mit der Zucht, Wartung u. Pflege der l.lichen Hausthiere. Die Nothwendigkeit der Düngung (s. d.) macht dieselbe für den Pflanzenbau unentbehrlich. — Die L. im engeren Sinne, wo Viehzucht ohne Feldbau, wie sie von den Nomaden betrieben wird, nicht dazu gehört, wurde zuerst wahrscheinlich in Indien und Aegypten betrieben, u. mußte überall da Eingang finden, wo die zunehmende Bevölkerung dazu nöthigte, der Erde durch Kunst mehr Nahrungsmittel abzugewinnen. Auch in Palästina u. Persien fand der Landbau frühzeitig Eingang. Die Perser betrachteten den Anbau des Landes auch als eine Pflicht gegen Gott. Bei den Griechen u. Römern trieben die reichen Bürger Ackerbau u. Viehzucht. Ueber den Landbau der früheren Zeit schrieben Hesiodos, Cato, Columella, Varro, Virgilius, Palladius. Bei den Deutschen wurde der Landbau nur von den Hörigen betrieben; die Freien trieben Jagd; doch kannte man schon zu Cäsars Zeiten in einigen Gegenden Deutschlands den Pflug u. baute Gerste u. Hafer, namentlich in den südlichen u. südwestlichen Gegenden, wohin zuerst die Dreifelderwirthschaft (s. d.), angeblich eine Erfindung der Römer, verpflanzt ward. Karls des Großen Beispiel auf seinen Gütern wirkte vortheilhaft auf den Landbau. Die Einfälle der Hunnen u. Normänner in Deutschland nach Karls Tode wirkten nachtheilig, indem diese Horden große Striche verheerten, was einen großen Theil des 10. Jahrhunderts in den Kriegen der Deutschen mit diesen Völkern u. den Slaven währte. Mehr geschah für den Landbau, als im 12. Jahrhunderte viele Niederländer nach Deutschland einwanderten, auch schon, als unter Heinrich dem Vogler die Städte aufkamen, deren Bewohner dem Landmanne seine überflüssigen Produkte abkauften u. ebenso, wie die Kreuzzüge, die Veranlassung zu einem Mittelstande u. zu Minderung der Leibeigenschaft wurden. Die Stürme, welche die Kirchenspaltung über Deutschland herbeiführte, noch mehr der 30jährige Krieg, brachten in Deutschland große Stockung in die Entfaltung der L., während dieselbe in Frankreich u. Holland segensreich aufblühte. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, wo auch mehre lehrende Schriftsteller auftraten, eröffneten sich wieder günstige Aus-

sichten für den deutschen Landbau. Der 7jährige Krieg wirkte zwar in einzelnen Gegenden Deutschlands nachtheilig auf den Betrieb der L., im Ganzen hatte er aber nicht den zerstörenden Einfluß, den andere Kriege hatten, da man das Grundeigenthum schon mehr achtete. Besonders wirkte Friedrich der Große mächtig zum Aufschwunge der L. Seiner Vollkommenheit eilte sie im 18. Jahrhunderte zu, wo man das Verfahren des Landbaues wissenschaftlich zu begründen suchte. Christian Thomasius lehrte zuerst die L. auf der Universität zu Halle. L.liche Gesellschaften bildeten sich, suchten die L.swissenschaften zu erweitern, neue Geräthschaften zu erfinden u. zu verbreiten. Zur Belebung der L. trug auch die Aufhebung der hier u. da noch herrschenden Leibeigenschaft, der Triftgerechtigkeit u. a. Servituten, so wie die Zerschlagung der Domänengüter bei. Vortheilhafte Veränderungen haben auch die Einführung der Stallfütterung, des Kartoffel- u. Kleebaues, namentlich aber die Lehren Thaers, des Begründers der rationellen L., hervorgebracht, so daß dieselbe jetzt in Belgien, Deutschland u. England im höchsten Flor ist. In Frankreich hat seit der Revolution die Vertheilung der großen Güter in kleinere, u. in Preußen seit 1810 dasselbe Verfahren wesentlich zum Emporkommen der L. beigetragen. Literatur: Vergleiche Thaer, „Grundsätze der rationellen L." (4 Bände, Berlin 1809 fg.); Burger, „Lehrbuch der L." (2 Bände, 4. Auflage, Wien 1838); Laudon, „Encyklopädie der L." (Deutsch 2 Bände, Weimar 1827—33); Putsch, „Allgemeine Encyklopädie der gesammten Land- u. Hauswirthschaft" (13 Bände, Leipzig 1826 fg.); Schwarz, „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (3 Bände, 3. Auflage, Stuttgart 1843); Kreyßig, „Handbuch zu einem natur- u. zeitgemäßen Betriebe der L." (4 Bände, 2. Auflage, Königsberg 1840); Koppe, „Unterricht im Ackerbau u. in der Viehzucht" (3 Bände, 5. Auflage, Berlin 1844); Schweitzer, „Anleitung zum Betriebe der L." (2 Bände, Leipzig 1832); Block, „Mittheilungen l.licher Erfahrungen" (3 Bände, Breslau 1830—35); von Lengerke, „L.liches Conversations-Lexikon" (4 Bände, Prag 1837; Supplementband, Braunschweig 1842); Zierl, „die Lehre des Landbaues" (3. Auflage, München 1843); J. v. K., „Handbuch für angehende Landwirthe" (2. Auflage, Leipzig 1842); Veit, „Lehrbuch der L." (Augsburg 1841); Papst, „Lehrbuch der L." (2 Bände, 2. Auflage, Darmstadt 1841); Elsner, „Die Bildung des Landwirths" (Stuttgart 1838); Schweitzer, „Lehrbuch der L." (2 Bde., 2. Aufl., Dresden 1842); Hlubek, „L.slehre" (2 Bde., Wien 1846) u. a.

Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war 1005 zu Pavia aus einer angesehenen Familie geboren und Lehrer des Rechtes und der Beredtsamkeit in seiner Vaterstadt. Aus Lernbegierde trat er in den Benediktinerorden in dem Kloster Bec in Frankreich und eröffnete hier eine Schule von großem Rufe, ward aber bald von dem Herzog der Normandie, Wilhelm, zum Abte bei St. Stephan zu Caen u. nachgehends zum Erzbischof von Canterbury ernannt, woselbst er in hohem Ansehen lebte und großen Antheil an den Regierungsgeschäften nahm, auch in den Streitigkeiten mit Berengar (s. d.) eine Hauptrolle spielte. Er starb 1089. Gewöhnlich wurde er sonst für den Urheber der scholastischen Philosophie gehalten, weil er die Dialektik in der Theologie mehr, als vorher geschehen war, gebraucht habe: allein man weiß von seinen philosophischen Kenntnissen zu wenig, um dieß behaupten zu können. Gewiß aber ist, daß er zum allgemeinen Gebrauche der Dialektik in der Theologie viel beigetragen hat und durch seinen Schüler Anselm berühmter geworden ist, als durch sich selbst. Opp. omnia von d'Achery, Paris 1648.

Lanfranco, Giovanni, geboren zu Parma 1581, ein berühmter italienischer Maler und einer der ausgezeichnetsten Schüler, welche aus der Schule der Carracci hervorgegangen sind, und mit ihrer Manier die des Corregio zu vereinbaren suchten. Seine Gemälde sind in großer Anzahl theils in Italien, theils in Spanien und Frankreich zerstreut; auch die Galerien in Dresden und Wien haben verschiedene Erzeugnisse seines Pinsels aufzuweisen, der jedoch stets ausgezeich-

netere Werke in Fresco, als in Oel hervorgebracht hat. Seine Gewänder und Anordnung der Gruppen sind im großen Geschmack, hingegen wußte er Nichts vom Helldunkel, und seine Färbung fällt zu sehr ins Schwarze, auch ist sein Ausdruck selten richtig. Man hat von ihm auch einige radirte Blätter, und nach ihm haben die berühmtesten Meister, z. B. C. Bloemart, Aquilla, Dorigni u. A. gestochen.

Lang, Karl Heinrich, Ritter von, historisch-politischer Schriftsteller, geboren den 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürstenthume Oettingen-Wallerstein, wo sein Vater Prediger war. Seine beiden Oheime, Superintendent L. zu Ober-Altheim u. Hofrath L. in Wallerstein zeigten besondere Vorliebe für Archivarbeiten und gleiche Neigung erwachte auch, durch ihr Beispiel aufgemuntert, in dem jungen Neffen. Seine Studien, welche vorzugsweise der Spezialgeschichte zugewandt waren, machte er in Altdorf unter Siebenkäs und Malbanc, in Wien unter Gruber und Jachem, und endlich in Göttingen, wo Spittler einflußreich auf seine Bildung wirkte. Hier gewann er den ersten Preis durch seine Schrift: „De dominii utilis natura indole et historia," 1793. Noch in demselben Jahre veröffentlichte er: „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung." Diese Schrift zog die Aufmerksamkeit des damaligen Provinzialministers der preußisch-fränkischen Fürstenthümer, Freiherrn von Hardenberg, auf sich, welcher dem Verfasser, als einstweilige Vorübung seines Talentes, die Anordnung seines Familien-Archivs übertrug, bald darauf aber, nach dem Ableben des verdienstvollen Archivars Spieß, ihm die Oberaufsicht über das Hauptarchiv der Burggrafen von Nürnberg, nachmals Markgrafen von Brandenburg, anvertraute, das auf der Feste Pfaffenburg bei Kulmbach seinen Aufbewahrungsort hatte. Gerade damals beabsichtigte man, den Theil des fränkischen Adels, welcher früher unter der Hoheit der Burggrafen von Nürnberg gestanden, sich aber im 16. Jahrhunderte losgewunden und der Reichsritterschaft angeschlossen hatte, wieder in das alte Unterthänigkeitsverhältniß zurückzubringen. Geheimer Regierungsrath Kretschmann, nachmaliger Minister in Koburg, leitete als vortragender Rath des Ministers von Hardenberg die Angelegenheit, und zu gleichem Behufe mußte L. aus dem Archive die betreffenden Urkunden sammeln, woraus die Landsässigkeit der Vasallen sich erweisen ließ. Ungeachtet vielfacher Protestationen gelang theilweise diese politische Maßregel; der ganze Ritterkanton Altmühl und mehre andere fränkische Ritterkantone kamen unter preußische Hoheit. Zwar erließ der Kaiser anfänglich Abmahnungsschreiben, da einige Ritterschaften sich beschwerend an den Reichstag gewendet hatten: allein man berief sich auf sein Recht. L. beschäftigte sich in seinen Mußestunden fortdauernd mit der Spezialgeschichte und gab als Frucht seiner Forschungen heraus: „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" 1796; dann den ersten Theil von der „Geschichte des Fürstenthumes Bayreuth" 1798. Auf dem Friedenscongreß zu Rastadt, welcher am 9. December 1797 eröffnet ward und bekanntlich mit der Ermordung der französischen Gesandten am 28. April 1799 seinen tragischen Ausgang nahm, war L. der preußischen Gesandtschaft beigeordnet. Durch seine statistischen Arbeiten machte er sich sehr nützlich und erhielt nach seiner Rückkehr, als Anerkennung seiner Dienste die Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes in Ansbach. 1803 trat er, als das Fürstenthum Ansbach an Bayern kam, in bayerische Dienste über und ward Direktor des Rezatkreises. 1810 berief ihn Minister Montgelas nach München und übertrug ihm das Direktorium des Reichsarchivs, verbunden mit dem Vortrage in Archivsachen für das Staatsministerium und dem Titel eines Reichsheroldes. Ungemeine Thätigkeit entwickelte er hier für bessere Einrichtung uud Verzeichnung der archivalischen Schätze. Das große Werk: „Regesta bavarica s. rerum boicarum autographa," München 1822—28, 4 Bde., so wie das chronologisch-synchronistische Repertorium alt- und neu-bayerischer Original-Urkunden, von Karl dem Großen 773 bis auf Ludwig den Bärtigen 1300, sind ein thatsächlicher Beweis seines fleißigen Forschens. Indeß verwickelte ihn seine

scharfe Kritik gegen die, als Nationalwerk geachtete, Sammlung der Monumenta boica in heftige literarische Polemik mit von Pallhausen und Günther. Eben so zog er sich den Haß vieler Adelichen zu, indem er als Reichsherold bei Entwerfung der Adelsmatrikel nicht immer mit gehöriger Unparteilichkeit u. mit schonendem Zartsinne verfuhr. Manche kränkende Erfahrungen entleideten ihm seinen längeren Aufenthalt in München und er trat 1815 in seine frühere Stelle in Ansbach zurück. 1817 zog sich sein hoher Gönner Montgelas aus dem Ministerium zurück, weßhalb L. gleichfalls um Pensionirung nachsuchte. Auf einem Landgute, ½ Stunde von der Stadt Ansbach entfernt, gab er sich nun ausschließlich den geschichtlichen Studien hin und ließ seiner beißenden Laune und seiner gekränkten Eitelkeit in den verschiedenartigsten Piecen freien Lauf. Besonders in den „Hammelburger Reisen" 10 Hefte, 1818—33 schwingt er die Geisel des Spottes über manche Schattenseiten des öffentlichen Dienstes; über die nutzlose Quälerei und Beamtenwillkür, über das geistlose Tabellenwesen; über die Prahlerei und Titelsucht u. dgl. m. Die begonnenen Regesten setzte er nun fort, unter dem Titel: „Bayerische Jahrbücher von 1179—1294." Augsburg 1816; schrieb: „Geschichte der Jesuiten in Bayern," Nürnberg 1819, als deren Vorläufer die famösen „Amores Jac. Morelli" bereits erschienen waren; „Geschichte Herzogs Ludwig des Bärtigen," Nürnberg 1821; „Bayerns Gauen nach den 3 Volksstämmen der Alemanen, Franken u. Bojaren," Nürnberg 1833. „Bayerns alte Grafschaften," Nürnberg 1831. In Betreff der Successions-Beanspruchung von Seite Bayerns und Badens auf die Grafschaft Sponheim schrieb L. für Bayern seine rechtliche Deduktion. Er starb in Folge von Lungenlähmung am 27. März 1835. — L. hinterließ eine äußerst reichhaltige Excerptensammlung u. schätzbare Büchersammlung über bayerische Spezialgeschichten, welche in den Besitz seines Bruders gekommen sind. Außer den obigen, bereits namhaften, größeren Schriften erschien eine Unzahl von Flugschriften von ihm, welche theils einzeln, theils in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Er war Mitarbeiter am „Hermes," „Historischen Vereinsjahrbüchern des Rezatkreises," „Reichs-Anzeiger," „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde," „Okens Isis," an den „Denkschriften der bayerischen Akademie," redigirte einige Jahre das „Oettingsche Wochenblatt, 1786—87," „das neue Staats-Archiv der k. preußischen Fürstenthümer in Franken, 1800," „literarisch-historische Zeitschrift in zwanglosen Heften 1834—35," „Monumenta boica vor dem Richterstuhle der Kritik 1815," „Annalen des Fürstenthumes Ansbach unter preußischer Regierung 1792—1806." Nach seinem Tode erschienen „Memoiren" in 2 Bdn., welche in Bayern strenge verboten wurden, u. die durch ihre gehässigen, boshaften Insinuationen, welche gerade die höchstgestellten Personen mit schadenfrohem Hohne verunglimpften, füglich der Verachtung anheimfallen. Der Verfasser selbst aber hat sich dadurch Nichts weniger, als ein Ehrengedächtniß gestiftet und seinen eigenen Charakter gebrandmarkt. Cm.

Langbein, August Friedrich Ernst, geboren 6. September 1757 zu Radeberg bei Dresden, studirte in Meißen, dann seit 1777 in Leipzig Jurisprudenz, ward 1781 Justizamtsactuarius zu Großenhain, 1785 Advokat zu Dresden, 1786 geheimer Archivkanzelist daselbst, nahm, weil er keine Aussicht auf Beförderung hatte, 1800 seinen Abschied und ging nach Berlin, lebte daselbst als Privatgelehrter, ward 1820 Censor für das Fach schönwissenschaftlicher Schriften und starb daselbst 2. Januar 1835. L. machte sich als Lyriker und Romanschreiber bekannt, am glücklichsten in der komischen Ballade u. kleineren poetischen, wie prosaischen Erzählung. Seine Grundrichtung ist die humoristische. Schade, daß der Dichter, bei wirklich poetischer Anlage, nicht tief genug eindringt, der Schlotterhaftigkeit des Ausdruckes zu viel nachgibt u. besonders die Lehren einer sehr laxen Moral, oder gar loscive Schilderungen nicht verschmäht, um das Wohlgefallen einer gewissen Classe von Lesern zu gewinnen. Sämmtliche Schriften, Stuttgart 1835, 30 Bde.; 1845, 16 Bde.; Auswahl 1839, 8 Bde.

Lange, 1) Rudolph, geboren in Westphalen in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, studirte zu Deventer und genoß hernach in Italien den Unterricht der damals berühmtesten Gelehrten, wurde Domherr zu Münster, errichtete daselbst, mit Genehmigung des Bischofes, eine berühmte Schule und beeiferte sich, die eingerissene Unwissenheit aus Deutschland zu verbannen, und die wahre Gelehrsamkeit zu befördern. Er starb 1519, alt 81 Jahre. Man hat schöne Gedichte von ihm: De excidio Hierosolymae postremo; de Apostolo Paulo; de Maria Virgine; de tribus magis, und Briefe. 2) L. (Samuel Gotthold), Pastor zu Laublingen im Magdeburgischen, Sohn des Pastors Joachim L., geboren zu Halle 1711, studirte daselbst, erhielt 1737 die Predigerstelle zu Laublingen und 1755 die dritte Inspektion im Saalkreise. Sein Tod erfolgte 25. Juni 1781. L. war einer der ersten Beförderer der schönen Wissenschaften in Deutschland u. ein Freund Gleims und der Baumgartenschen Philosophie. Sein Ruhm, den er sich Anfangs durch seine Gedichte erwarb, litt durch die folgenden besseren Dichter einen Stoß, dagegen bleibt ihm das Verdienst, daß er die Gottsched'sche Schule stürzen half. Seine besten lyrischen Stücke stehen in Thyrsis und Damons freundschaftlichen Liedern, Zürich 1745; vermehrt, Halle 1749. 8. Die „horazischen Oden" (Halle 1746, 8.) enthalten auch einige sogenannte Oden von seiner Gattin, Anna Dorothea Lange, deren in den Gedichten seiner Zeitgenossen u. Freunde vielfältig und mit Ruhm gedacht wird. Die Uebersetzungen des Horaz (Halle 1752) und die Oden Davids oder poetische Uebersetzung der Psalmen (4. Th. Halle 1746) sind unbedeutender, steifer und kälter, als die Original-Oden in obengenannten beiden Sammlungen. Zuletzt hat L. noch eine Sammlung gelehrter u. freundschaftlicher Briefe (2 Thle., Halle 1769) herausgegeben, die als Beiträge zur Geschichte unserer Literatur von Wichtigkeit sind. Er hatte auch Antheil an den Wochenschriften: der Gesellige, der Mensch, das Reich der Natur u. Sitten, und der Glückselige.

Langeland, dänische Insel südöstlich von Fünen und zum Inselstift Fünen gehörig, mit 5 □ Meilen u. 16000 Einwohnern, fruchtbar und gesund, bringt Getreide, Vieh, Wild, Fische, Holz rc. hervor, Hauptort ist Rudkjöbing.

Langenau (Friedrich Karl Gustav Freiherr von L.), geb. 1782 zu Dresden; trat früh in sächsische Kriegsdienste, kam später zum Generalstabe, wurde 1809 Capitän, 1810 Obrist, 1812 Generalmajor, 1813 Generaladjutant u. trat im selben Jahre als General in österreichische Dienste über. Hier zeichnete er sich als Generalstabsoffizier in Schwarzenbergs Hauptquartier durch intelligente Entwerfung eines Theils der Operationen der Feldzüge von 1814 und 15 aus, ward Bevollmächtigter bei der Militär-Centralcommission beim Bundestage und starb 1840 als Feldmarschallieutenant und Inhaber eines k. k. Infanterie-Regimentes und Commandirender in Illyrien, Innerösterreich u. Tyrol zu Grätz.

Langenbeck (Konrad Johann Martin), königlich hannöver'scher Obermedizinalrath u. Professor der Chirurgie u. Anatomie an der Universität Göttingen, geb. den 5. Dez. 1776 zu Horneburg im Bremischen, Sohn des dortigen Hauptpastors, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht, begann das Studium der Heilkunde 1794 in Jena, wurde daselbst 1798 zum Med. Dr. promovirt, begab sich dann nach Wien, praktizirte 1799 zu Horneburg, hielt sich längere Zeit in Würzburg und abermals in Wien auf, habilitirte sich Nov. 1802 als Privatdocent in Göttingen, wurde Wundarzt am akademischen Spital, 1804 außerordentlicher Professor, errichtete 1807 das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde, wurde 1814 ordentlicher Professor u. Generalchirurgus der hannöverschen Armee und hielt sich als solcher 1815 in Antwerpen und Brüssel auf. 1816 wurde er zum k. Hofrath ernannt; 1828 veranlaßte er die Errichtung eines schönen und zweckmäßigen anatomischen Theaters; 1840 wurde er Obermedizinalrath. — L. ist einer der ausgezeichnetsten Anatomen u. Chirurgen Deutschlands und hat viel zum Aufschwunge der Chirurgie in Deutschland beigetragen. Ganz seiner Kunst und Wissenschaft lebend, hat er sich von Politik stets fern gehalten.

— Er war auch auf dem literarischen Gebiete sehr thätig; zu den wichtigeren seiner Schriften gehören: „Nosologie u. Therapie der chirurgischen Krankheiten" 5 Bde., Göttingen 1822—1840; „Icones anatomicae" Gött. 1826—1839. 8 Hefte in Fol.; „Handbuch der Anatomie," 2 Bde., Gött. 1831—1836. — Auch gab er heraus die „Bibliothek für die Chirurgie" seit 1806 u. die „Neue Bibliothek für die Chirurgie und Ophthalmologie" seit 1815. E. Buchner.

Langendyk (Peter), der namhafteste, eigentlich der einzige, wahrhaft komische Dichter u. Historiograph von Harlem, geboren daselbst 1683 aus geringem Stande, gestorben 1756, schrieb die Lustspiele: Don Quichote auf der Heirath von Gamache; die Bauernhochzeit; die Mathematiker; der Prahlhans oder der Gascogner u. a. m.; auch eine Travestie des vierten Buches des Virgil, in Scarrons Weise.

Langenn (Friedrich Albert von), geboren zu Merseburg 1798, 1820 — 1822 Docent in Leipzig, dann im Staatsdienste, 1838 Geheimerrath u. Mitglied des Staatsrathes, Gouverneur des Prinzen Albrecht, ältesten Sohnes des Prinzen Johann, Verfasser von „Leben Herzogs Albrecht des Beherzten" (Lpz. 1838), „des Herzogs Moritz" (2 Bde., 1841) u. mit Kori: „Erörterung praktischer Rechtsfragen" (2. Aufl., 2 Bde., 1836).

Langensalza, Kreisstadt im Regierungsbezirke Erfurt der preußischen Provinz Sachsen, an der Salza, hat ein altes Schloß, 4 Kirchen, lateinische Schule, Armen- u. Waisenhaus, thüringische landwirthschaftliche Gesellschaft und 7000 Einwohner, welche starken Getreide-, Reps-, Waid-, Krapp-, Anis- u. Korianderbau treiben, Maschinenspinnereien in Baumwolle, Tapeten, Puder, Stärke, Färbereien, Farbenmühlen, Salpetersiedereien, Gerbereien, Brauereien u. Brennereien unterhalten und mit den genannten Boden- u. Industrie-Erzeugnissen einen lebhaften Handel treiben. Auch geht über L. ein bedeutender Transit von Bremen, Hamburg u. Lübeck nach Süddeutschland u. von Leipzig nach Holland.

Langenschwalbach, gewöhnlich Schwalbach genannt, Stadt u. Kurort im Herzogthume Nassau, in einem vom Münz- u. Rödelbache durchströmten Thale, 909 Fuß über der Meeresfläche und 2½ Stunden vom Rheine und 3 Stunden von Wiesbaden entfernt. Die Mineralquellen dieses Ortes scheinen schon den Römern bekannt gewesen zu seyn; eine derselben findet man in Paulus Wenderaths Chronik schon 1552 erwähnt. L. hat eine sehr romantische Lage und ist von Gebirgen umgeben, welche das Klima allerdings etwas rauh machen, jedoch aber wieder gegen Nord- u. Ostwinde schützen. Unter den dortigen Quellen sind der Wein-, der Paulinen- und der Stahlbrunnen die zur Kur gebräuchlichen. Die Mineralwasser zu Schwalbach enthalten, als vorwiegend wirksames Prinzip das Eisen u. die Kohlensäure, welche beide, an das Wasser fest gebunden, von der vorhandenen Menge alkalischer u. erdiger Salze nicht überwogen werden u. darum nicht minder leicht überführbar in die Säftemasse, als einflußreich auf das Nervensystem sind. Sie reihen sich wegen dieser Doppelwirkung den kräftigsten u. verdaulichsten alkalischen Brunnen an. Ihrer Kohlensäure wegen beleben sie primär das Nervensystem u. vermindern secundär dessen Reizempfänglichkeit. Das in ihnen enthaltene Eisen verbreitet vom Darme aus seine stärkende Wirkung über den ganzen Organismus u. es ist der Erfolg der fortgesetzten Anwendung des Eisens in der Qualität des Blutes ausgeprägt. Dieses gewinnt an Faser-, Sauer-, Kohlen- u. Wasserstoff u. ganz besonders an Eisengehalt, zeigt eine größere Anzahl Kügelchen und ist zerrinnbarer. Diese Beschaffenheit des Blutes äußert ihre Rückwirkung auf sämmtliche Organe, welche derber, compakter und röther werden u. überhaupt an Lebensenergie gewinnen. Die Neben- oder untergeordnete u. auflösende Wirkung des Schwalbacher Wassers gehört den, in geringer Menge demselben beigemischten, Salzen an. Im Allgemeinen macht man von den Eisenwässern zu Schwalbach dort Gebrauch, wo es Heilzweck ist, die Blutbildung zu unterstützen, die Energie des Herzens u. der Schlagadern zu steigern, die Plasticität des Blutes, einer vorwaltenden Serosität gegenüber,

zu begünstigen u. zugleich auf ein gereiztes Nervensystem beruhigend u. stärkend einzuwirken. Heilsam zeigt sich ihr Gebrauch: bei quantitativem Blutmangel (Anämie), bei fehlerhafter Mischung des Blutes (Bleichsucht) u. bei qualitativer Blutentmischung (Scorbut), bei Schwäche u. Unthätigkeit des Magens u. Darmkanals, bei Schwäche der Haut, bei Atonie der Schleimhaut der Brustorgane u. der Blase, so wie der weiblichen Geschlechtsorgane, bei atonischen Fußgeschwüren, bei nervöser Reizbarkeit, bei Lähmungszuständen des unteren Theiles des Rückenmarkes. Ferner dienen sie zur Nachkur nach der Entfernung bedeutender Stockungen in der Pfortader, in den Beckengefäßen oder in dem Lymphsysteme, etwa durch den Gebrauch von Ems; nach der Lösung starker Verschleimung der Luftwege oder des Verdauungskanals durch eine Brunnenkur in Weilbach, nach der, durch den Gebrauch der Emser u. Wiesbadener Thermen bewirkten Ausscheidung rheumatischer u. gichtischer u. dyskrasischer Stoffe; überhaupt nach allen Badekuren, wo eine weitere Ausscheidung abnormer Krankheitsprodukte nicht mehr erwartet wird u. ein gewisser Zustand von Erschlaffung in den Gefäßwandungen u. der Haut zurückgeblieben ist, oder sich eine krankhafte Dünnflüssigkeit des Blutes ausgebildet hat. Als wesentlicher Unterschied in der Wirkung der drei Hauptbrunnen zu L. beim innerlichen Gebrauche ist zu erwähnen: daß der Weinbrunnen rein tonisirend (stärkend) ist, daß er das gesunkene Blutleben mächtig hebt, vergleichbar der China; daher besonders angezeigt ist bei Anämie, bei Bleichsucht, bei skorbutischer Beschaffenheit der Säfte u. da, wo eine Aufregung im Nervensysteme zu erwarten ist; daß der Stahlbrunnen adstringirend wirkt, ähnlich der Zimmetrinde, u. demgemäß bei allen Profluvien (Ausflüssen) sich vorzugsweise heilsam zeigt; daß der Paulinenbrunnen, gleich Rhabarber, eine gelind tonisirende u. resolvirende (lösende) Kraft besitzt u. ein herrliches Mittel von Salz- zu Eisenwässern ist. Diese Quellen werden des Morgens nüchtern getrunken. Gewöhnliche Gaben für den Tag sind 1 — 3 Schoppen, wovon 2 Theile auf den Morgen und das Uebrige auf den Abend kommen. Nach Umständen setzt man dem Wasser erwärmte Milch, Molke oder Salze bei. Der Temperaturgrad der Bäder muß so niedrig, als möglich, gegriffen werden. Das L.er Wasser eignet sich sehr zur Versendung. Diese wird durch die dortige herzoglich Nassauische Brunnenverwaltung, oder durch das herzoglich Nassauische Brunnencomptoir zu Niederselters geleitet. S. Schwalbach und seine Heilquellen, Wiesbaden bei Schellenberg, 1847. *μ.*

Langer, 1) (Johann Peter von) Historienmaler, geboren 1756 zu Kalkum, 1784 Professor, 1789 Direktor der Düsseldorfer, 1806 der Münchener Akademie, gestorben 1824, trefflicher Kolorist, groß im Ausdrucke weiblicher Grazie, seit seiner Reise nach Paris, 1798, begeisterter Nachahmer Rafaels. Sein Hauptgemälde ist: Christus, die Kinder segnend, zu München. — 2) L. (Robert von), Sohn des Vorigen, geboren 1783 zu Düsseldorf, 1806 Professor in München, 1842 Generaldirektor der königlichen Galerien, gestorben 1845. Ein eben so tüchtiger Zeichner, als Maler, lieferte Mehres nach Dante u. aus dem Gebiete des Religiösen, sowie Fresken u. Radirungen.

Langeron, Graf von, kaiserlich russischer General, 1764 in Frankreich geboren, wohnte unter Rochambeau dem Kriege in Amerika bei, wurde bei seiner Zurückkunft Oberst, ging 1787 nach Rußland als Volontär, trat dann wirklich in russische Dienste, machte den Krieg gegen die Türken mit, organisirte 1792 ein Corps französischer Emigranten, kommandirte bei der Schlacht von Austerlitz als Generallieutenant die 4. Division, kämpfte 1807 gegen Frankreich mit Auszeichnung, befehligte in dem Türkenkriege seit 1810 das 1. Corps der Donau-Armee u. machte mit demselben den Krieg von 1812 mit. 1813 bildete sein Corps den linken Flügel der schlesischen Armee unter Blücher; er nahm nach der Schlacht an der Katzbach die Division Puthod gefangen, trug viel zum Gewinne der Schlacht von Leipzig bei, ging am 1. Januar 1814 mit über den Rhein und zeichnete sich besonders bei Laon und Paris aus. 1815 kam sein Corps von

35,000 Mann nicht zum Gefechte. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er General-Gouverneur von Neurußland, befehligte 1829 als General der Infanterie ein Armeecorps gegen die Türken, von dem das Detachement des General Geismar eine Abtheilung war, zeichnete sich mit demselben aus, gerieth aber mit Feldmarschall Diebitsch wegen dessen Oberbefehl und Vorrang in Rangstreit, ging nach dem Frieden 1829 nach Petersburg u. starb dort 1831 an der Cholera.

Langhayder, 1) P. Silvester, geboren 1717, gestorben 1795, Benediktiner zu Kremsmünster u. durch 45 Jahre Professor der Rechtsgelehrsamkeit an der Ritterakademie daselbst. Er zeichnete sich durch eben so ausgebreitete Gelehrsamkeit, als durch praktische Kenntnisse in der Baukunst u. Malerei aus. Die von ihm herausgegebenen Werke sind juridischen u. publicistischen Inhaltes. Vergl. Ziegelbaur, Histor. liter. ordin. S. Benedicti II., p. 258. IV. p. 339; Weidlichs biographische Nachrichten von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten, I. 455 u. Nachträge S. 162. Das gelehrte Oesterreich, I. 288. — 2) L., P. Konstantin, Benediktiner zu Kremsmünster, geboren 1726, gestorben 1787. Er wirkte als Schriftsteller, als Professor an der Ritterakademie im Stifte und zu Salzburg, welcher Hochschule er von 1766 bis zu seinem Tode als Rektor Magnificus vorstand. Vgl. Zauner, Salzburg. Rechtslehrer, S. 122. Schott, Bibliothek der neuesten juridischen Literatur, 1785, 2. Theil, S. 347. Das gelehrte Oesterreich, I. S. 287. P. K.

Langlès (Louis Matth.), gelehrter Orientalist, geboren zu Péronne 1763, Schüler Sacy's, gestorben 1824 als Bibliothekar zu Paris, verdient durch Verbreitung der Kenntniß des asiatischen Lebens. Er gab heraus: „Alphabet der Mandschusprache," Paris 1787. Ausgabe persischer u. arabischer Fabeln u. Erzählungen, ebendaselbst 1788; gab von Neuem heraus Chardins „Voyage en Perse," ebend. 1806, 10 Bde. u. andere Reisebeschreibungen des Orients; „Monumens anciennes et modernes de l'Inde, en 150 planches," Paris 1813. Notizen über die Arbeiten der Missionäre in Indien, 1817 u. a.

Langsdorf (Karl Christian v.), geheimer Hofrath u. ordentlicher Professor der Mathematik in Heidelberg, geboren den 18. Mai 1757 zu Nauheim im Nassauischen, Sohn des dortigen Rentmeisters, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, besuchte dann das Gymnasium zu Idstein, bezog 1774 die Universität Göttingen, um die Jurisprudenz u. Mathematik zu studiren, besuchte 1776 Gießen, betrieb dann Salzwerksstudien zu Nidda, erwarb sich 1781 in Erfurt die philosophische Doktorwürde, ließ sich in Gießen als Privatdocent der Mathematik nieder, wurde im selben Jahre noch Landrichter zu Mühlheim an der Ruhr, 1784 Rath und Salineninspektor zu Gerabronn, 1796 Professor der Mathematik u. Maschinenlehre in Erlangen, folgte 1804 einem Rufe nach Wilna als Professor der angewandten Mathematik, 1806 aber nach Heidelberg; 1827 legte er wegen Altersschwäche seine Professur nieder u. am 10. Juni 1834 starb er. — L. hat mehre Schriften im Gebiete der Mathematik u. Mechanik veröffentlicht. Die wichtigsten sind: „Vollständige Anleitung zur Salzwerkskunde" (5 Thle., Altenburg 1784—96), wurde auf Befehl der französischen Regierung übersetzt; „Handbuch der Maschinenlehre" (Altenburg 1797—99). Auch war er Mitredakteur der Erlanger Literatur-Zeitung seit 1799 und Redakteur des mathematischen Theiles der Heidelberger Jahrbücher der Literatur seit 1805. E. Buchner.

Langsdorff (Georg Heinrich Freiherr v.), kaiserlich russischer Staatsrath u. Generalconsul in Brasilien, geboren zu Laisk in Schwaben 1774, Sohn des badischen Vicekanzlers, erhielt eine sehr gute Erziehung u. widmete sich auf der Universität Göttingen dem Studium der Heilkunde u. der Naturwissenschaften. Bald nach seiner Doktor-Promotion, 1797, begleitete er den Prinzen von Waldeck als Leibarzt auf einer Reise nach Portugal u. Lissabon, wo er zuerst die Kuhpockenimpfung einführte; nach des Prinzen Tode kehrte er nach Deutschland zurück; 1803 begleitete er den russischen Capitän Krusenstern auf seiner Reise um die Erde, verließ 1805 das Schiff u. kehrte über Sibirien nach St. Peters-

burg zurück. In russische Dienste getreten, wurde L. nach dem Frieden Generalconsul in Brasilien; 1822 führte er eine Colonie dahin, kehrte 1823 nach Petersburg zurück und bereiste das Uralgebirge; 1825 unternahm er eine naturhistorische Reise in die inneren Provinzen von Südamerika, von welcher er erst 1829 nach Rio de Janeiro zurückkehrte; 1831 ging er nach Europa zurück und ließ sich zu Freiburg im Breisgau nieder. — L. hat sich vielfache Verdienste um die Erforschung des Innern von Südamerika erworben, theils durch eigene Bereisung dieses Erdstriches, theils durch Aufmunterung und Unterstützung anderer Reisender. Er schrieb: „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt" (Frankfurt a. M. 1812, 2 Bde., auch ins Englische und Holländische übersetzt); „Mémoire sur le Bresil pour servir de guide à ceux qui désirent s'y établir" (Paris 1820). E. Buchner.

Languedoc hieß eine ehemalige Provinz von Frankreich, an die Dauphiné, Provence, Foix, Auvergne, Rovergue, Quercy, Gascogne, Roussillon und das Mittelmeer gränzend, früher auch von noch größerem Umfange (mit Guienne, Limousin, Auvergne); den Namen hatte sie, weil die Einwohner in ihrem Provinzial-Dialekte oc statt oui sagen, daher man auch das übrige Frankreich Langued'oui nannte. L. hatte sonst seine eigenen Landstände, theilte sich in Sevennen, Ober- und Nieder-L. und ist jetzt unter die Dep. Ardèche, Lozère, Gard, Aude, Herault, Ober-Garonne vertheilt. Hauptstadt ist Toulouse.

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), ein unstäter Charakter, geboren zu Rennes 1763, Professor des Kirchenrechts 1775, Deputirter für Rennes 1789 auf den Etats généraux, Vertheidiger radikaler Grundsätze auf dem Nationalconvent 1792, wo er uneingeschüchtert gegen den Tod des Königs sprach. Von den Jakobinern geächtet, erschien er wieder 1795 im Convent, ward Mitglied des Raths der Alten, Senator, widersetzte sich dem lebenslänglichen Consulat, ward dennoch Graf u. Commandeur der Ehrenlegion, stimmte für die Absetzung Napoleons u. ward durch die Restauration Pair. Der sonderbare Mann, welcher seine Grundsätze stets wechselte, starb 1827. Außer biographischen und linguistischen Schriften verfaßte er: Constitution de la nation franç. (2 Bände, Paris 1819).

Lankrink (Heinrich Prosper), berühmter Maler aus Antwerpen, geboren 1628, malte wilde, abentheuerliche Landschaften, die nur schwach beleuchtet, aber trefflich gefärbt u. von großer Wirkung sind, im Geschmacke des Salvator Rosa; seine Figuren, die er hineinstaffirte, sind im Geiste Titians gezeichnet u. gefärbt. In allen seinen Werken herrscht viele Harmonie, treffliche Erfindung, u. die Lüfte, Lichter u. Bäume sind außerordentlich schön.

Lanner (Joseph Franz Karl), geboren 1802 zu Wien, ward der ältere Compagnon der berühmten Walzerfirma „Strauß u. L.", bildete mit diesem und Labitzky ein Quintett u. Sextett, u. erntete durch seine Compositionen in öffentlichen Gärten u. Gesellschaften 2c., rauschenden Beifall ein; machte mehre Musikreisen, componirte weit über 100 Tanzstücke, größtentheils Walzer, doch auch Märsche, Galopps, Contretänze u. einige Ouverturen u. Balletstücke u. erwarb sich dadurch ein beträchtliches Vermögen. Er starb 1843 zu Döbling bei Wien.

Lannes (Jean), französischer Reichsmarschall u. Herzog von Montebello; wurde den 11. April 1769 zu Lectoure im Gersdepartement geboren. Seine erste Erziehung erhielt er in der dortigen Stadtschule, mußte aber dieselbe, sowie die juristische Laufbahn, welcher er sich widmen wollte, verlassen u. bei einem Färber in die Lehre treten, nachdem die Meierei seines Vaters, in welcher dessen Hauptvermögen bestand, einer Bürgschaft wegen verkauft worden war. Als das allgemeine Volksaufgebot 1792 erfolgte, verließ er diese Stellung und trat als Feldwebel in die Armee der Ostpyrenäen ein. Hier zeichnete er sich durch Tapferkeit u. Festigkeit bald so aus, daß er in kurzer Zeit zum Bataillonschef u. Divisionsadjutanten der Pariser Nationalgarde vorrückte. Aber nichtsdestoweniger gehörte er zu denjenigen Offizieren, die nach dem Baseler Frieden durch den Repräsen-

tanten Aubry ihrer Stellung für unfähig erklärt wurden u. abtreten mußten. Er beschloß nun, als Freiwilliger zu der Armee von Italien zu gehen und sich seine Stellung auf's Neue auf dem Kriegsschauplatze zu erwerben. Napoleon, der im Gefechte von Millesimo 14. April auf ihn aufmerksam wurde, ernannte ihn nach demselben zum Obersten und Commandanten des 25. Regimentes und von dieser Zeit an datirt sich die warme Anhänglichkeit u. Verehrung, welche L. für Napoleon hegte. Beim Uebergange über den Po, bei Lodi 10. Mai, Bassano, Arcole 15—17. November, beim Sturme auf Pavia, fand er wiederholte Gelegenheit zur Auszeichnung u. wurde dafür zum Brigadegeneral befördert; er wohnte ferner der Belagerung von Mantua, den Gefechten von Fenibio und Governolo bei, nahm beim Einfalle in die päpstlichen Staaten Imola weg u. nöthigte dadurch den Papst zum Frieden, welchen er, von Bonaparte hiezu nach Rom geschickt, zum Vortheile der französischen Republik abschloß. Nach dem Frieden von Campo Formio war L. zur sogenannten Armee von England bestimmt, nahm aber, um unter Bonaparte dienen zu können, an der Expedition nach Aegypten Theil, wo er in Klebers Division ein Commando erhielt. Er zeichnete sich in den Gefechten, die der Einnahme von Cairo vorangingen, aus, entschied die Schlacht von Abukir zu Gunsten der Franzosen, wurde aber bei der Belagerung von St. Jean d'Acre, die er leitete, schwer verwundet; deßhalb war er bei Napoleons Rückkehr nach Frankreich einer der sechs Offiziere, welche denselben in sein Vaterland begleiten durften. Bei der Revolution des 18. Brumaire leistete er demselben wesentliche Dienste u. wurde dafür zum Commandanten der 9. u. 10. Militär-Division zu Toulouse ernannt, in welcher Stellung er durch energische Festigkeit die revolutionären Anstrengungen der den Consuln feindseligen Partei zu verhindern wußte. Bald jedoch kehrte er, zum Chef der Consulargarde ernannt, 16. April 1800 nach Paris zurück u. nahm an dem italienischen Feldzuge Theil. Er führte den Vortrab der Armee über den Bernhard, nahm Turin ein, lieferte den Oesterreichern die Treffen von Casteggio, Stradella u. erhielt für seinen Sieg bei Montebello, 9. Juni, vom ersten Consul einen Ehrensäbel. In der Schlacht bei Marengo commandirte er den linken Flügel u. trug wesentlich zum Siege bei. 1801 erhielt er den Botschafterspoften zu Lissabon, verschaffte daselbst dem französischen Namen Achtung, gerieth aber mit der dortigen Regierung in Zwistigkeiten, weil er seine Forderungen zu sehr ausdehnte, u. wurde deßhalb 1805, nachdem er schon vorher von Napoleon, bei dessen Krönung, zum Reichsmarschall, Großadler und Chef der 9. Cohorte der Ehrenlegion u. Herzog von Montebello ernannt worden war, zurückberufen. In dem aufs Neue gegen Oesterreich ausbrechenden Kriege, 1805, commandirte er wieder die Vorhut, liefert dem Feinde das Gefecht bei Wertingen, war bei der Einnahme von Ulm und den derselben vorhergehenden Operationen thätig, schlug die den Oesterreichern zu Hülfe ziehenden Russen bei Hollabrunn 10. October, nahm den österreichischen General, Fürsten Auersperg, gefangen 13. November und commandirte in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz, 2. December den linken Flügel der großen Armee mit dem er den Feind umging u. ihm seine sämmtliche Bagage wegnahm. Nach der Schlacht besetzte er Mähren. In dem Feldzuge gegen Preußen, 1806 u. 1807, schlug er den preußischen Vortrab unter dem Prinzen Louis bei Saalfeld; 10. October commandirte er die Schlacht bei Jena, 14. October das Centrum, nahm Spandau durch Capitulation 15. October, rückte, als die Russen ihren Verbündeten, den Preußen, zu Hülfe eilten, am 30. November in Warschau ein und lieferte denselben unter Benningsen die Schlacht bei Pultusk 25. December. In derselben wurde er schwer verwundet, weßhalb er erst wieder nach seiner, im Mai des andern Jahres erfolgten, Wiedergenesung am Kampfe Theil nehmen konnte. Er erhielt hierauf das Commando des Reservecorps, nahm mit demselben Danzig am 24. Mai ein u. war bei den Schlachten von Heilsberg 10. Juni u. Friedland 14. Juni betheiligt. Aber auch nach dem Tilsiter Frieden sollte er noch nicht vom Kriegsschauplatze abtreten. Napoleon nahm ihn, nachdem er zum Generalobersten der Schweizer

ernannt worden war, mit sich nach Spanien 1808. L. fand auch dort Gelegenheit sein Feldherrntalent u. seinen Muth zu bewähren, denn er schlug den General Castaños bei Tudela 22. November 1808 und eroberte Saragossa nach hartnäckiger, durch Palafox geleiteter Vertheidigung 21. Februar 1809. Kurze Zeit genoß er hierauf der lange entbehrten Ruhe im Schooße seiner Familie, bis der erneute Krieg gegen Oesterreich ihn wieder auf den Kampfplatz rief. Trübe Ahnungen, als ob er nicht mehr von demselben zurückkehren sollte, begleiteten ihn. Wieder waren Frankreichs Heere siegreich, u. L., der französische Ajax genannt, nahm am 22. April Regensburg, wodurch Erzherzog Karl zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt wurde, überschritt hierauf den Inn im Vereine mit Massena und Bessières, die das Armeecorps des österreichischen Generals Hiller verfolgten, u. zog nach zweitägiger Beschießung in Oesterreichs Hauptstadt ein 12. Mai. Als Napoleon bei dieser Stadt seine Heeresmassen sammelte, um von hier aus über die Donau in Oesterreichs böhmische Länder einzudringen und in Folge deren die Schlacht bei Aspern 22. Mai geliefert wurde, ereilte L. der Heldentod. Seinen wankenden Grenadieren Muth zusprechend, durchritt er deren Reihen, als eine Kugel ihm beide Beine hinwegriß. Der von diesem Vorfalle benachrichtigte Kaiser eilte zu seinem Freunde, um ihn zu trösten, aber der dem Tode kühn ins Angesicht schauende Held ließ sich durch die Hoffnungsworte seines Feldherrn nicht täuschen: „in einer Stunde werden Sie mich, der mit dem Ruhme u. der Ueberzeugung stirbt, Ihr bester Freund gewesen zu seyn, verloren haben!“ Dieß waren seine Worte der Erwiederung. Die Prophezeiung traf zwar nicht buchstäblich ein u. L. überstand die zweifach schmerzliche Amputation, endete aber sein Heldenleben wenige Tage darauf, den 31. Mai 1809, zu Wien. Seine Ueberreste wurden anfänglich nach Straßburg gebracht, im Juli des Jahres 1810 aber feierlich im Pantheon zu Paris beigesetzt. Groß war die Trauer der ganzen Armee über den Verlust ihres kühnsten Helden u. des Kaisers treuesten Freund. — Sein Sohn, Napoleon August, widmete sich der diplomatischen Carriere u. ist gegenwärtig Gesandter am Hofe beider Sicilien. Ow.

Lannoy, Charles de, berühmter Feldherr Kaisers Karl V., der Sprößling eines vornehmen flandrischen Geschlechtes, war Statthalter zu Tournay, Vicekönig von Neapel u., nach dem Tode des Prosper Colonna, 1523 Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere. Er gewann 1525 das berühmte Treffen bei Pavia, wo König Franz I. gefangen wurde. Der Kaiser gab ihm zur Belohnung das Fürstenthum Sulmone, die Grafschaft Ast und die Grafschaft la Roche auf dem Ardennenwalde, und ernannte ihn zum Ritter des goldenen Vließes. L. starb 1527.

Lansdowne. 1) William Petty, Marquis von L., Graf von Shelburne, geboren 1737, war erst Lieutenant in der brittischen Garde, focht im 7jährigen Kriege mit Auszeichnung unter dem Herzoge von Braunschweig, ward 1760 Adjutant Georg's III., 1761, nach dem Tode seines Vaters, Graf Shelburne u. Mitglied der Pairskammer; 1763 ward er der erste Lordcommissär des Handels in den Colonien, zog sich aber bald zurück u. trat erst wieder als erster Staatssekretair für den Süden auf, als Lord Chatham das Ministerium leitete; 1768 zog er sich in Folge von Chathams Austritt wieder zurück, u. trat bis 1782 auf die Seite der Opposition. Hier bestritt er unter andern den Beschluß des amerikanischen Krieges, u. ward, als Chatham 1778 starb, Haupt der sogenannten Shelburnepartei; 1782 ward er Staatssekretair des Auswärtigen und suchte mit Rockingham eine Parlamentsreform zu bewerkstelligen. Allein der Tod Rockinghams (1. Juli 1782) u. Uneinigkeit der Mitglieder stürzten das Ministerium um u. brachten L. an die Spitze der Geschäfte. Er erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten feierlich an, u. führte mehre Plane des vorigen Ministeriums aus, gab aber 1793 im December seine Entlassung u. trat nebst Pitt zur Opposition gegen seinen Nachfolger. Als Pitt das Staatsruder ergriff, blieb L. wider Erwarten im Privatstande, lebte auf seinen Gütern,

trat aber beim Beginnen der französischen Revolution an die Spitze der Opposition. Er sprach gegen den Krieg mit Frankreich, widerrieth den mit Preußen geschlossenen Subsidienvertrag u. rieth 1798 zum Frieden, erklärte sich gegen die Vereinigung Irlands mit Großbrittanien u. starb 1805. Seine treffliche Bibliothek ward versteigert u. die Regierung kaufte für das brittische Museum die Manuscripte aus derselben an sich. — 2) Sir Henry Petty, Marquis von L., jüngerer Sohn des Vorigen, geboren 1787 zu London, früher Lord Petty, erhielt die Familientitel erst 1809 nach dem Tode seines älteren Bruders; 1803 Mitglied der Opposition im Unterhause, 1805 Kanzler der Finanzkammer u. Repräsentant der Universität Cambrigde, folgte er 1806 auf Pitt; als For starb u. das Ministerium aufgelöst wurde, kam er als Marquis v. L. ins Oberhaus, wo er die Opposition kräftig unterstützte, beschäftigte sich 1813 mit der Auswechselung der englischen u. französischen Gefangenen, führte 1814 die Sache der Einwohner von Halifax, welche die Wegstreichung des in dem Friedensschlusse von Paris befindlichen Artikels verlangten, der den Franzosen auf 4 Jahre den freien Handel mit schwarzen Sklaven gestattete, und sprach 1816 sehr heftig gegen die Sinekuren u. Sinekuristen. 1814 verlangte er lebhaft die Anerkennung der südamerikanischen Colonieen von England. 1827 Staatssekretär des Innern, beschäftigte er sich später mit der Verbesserung der Criminaljustiz und brachte eine Akte darüber durch (L.-Akte). 1830 im Greyschen Ministerium Conseilspräsident, blieb er dieses 1835—41 unter dem Melbourne'schen Ministerium. Er war ein Beförderer des Traktats vom Juli 1840. Seit der Verwaltung des Ministeriums Peel steht er wieder an der Spitze seiner alten Partei, der gemäßigten Wighs; er ist ein Redner von bedeutendem Talente.

Lanze, eine uralte Stoßwaffe. Die Wurfspieße der Griechen und Römer waren keine L.n, sondern Spieße oder Speere; im Mittelalter dagegen war die L. die Hauptwaffe der Ritter u. der eisengeharnischten Reiterei, welche damals die einzige Macht der Staaten war. Eine solche L. bestand aus einem 6—8' langen Schafte, welcher unterwärts sich verdickte u. hier mit einem 2—3" starken Handgriffe versehen war. Oben auf demselben befand sich ein spitziges Blatt, u. unter demselben ein Fähnlein, das Zeichen adeliger Herkunft. Dem Stoße der eingelegten L.n widerstand nur eidgenössisches Fußvolk, die deutschen Landsknechte u. die spanischen Arquebuseras; leichte Reiterei konnte diesem gewaltigen Drucke nicht widerstehen. Diese Waffe, das letzte Relief des alten Krieges, wich der Einführung des Schießgewehres bei dem Fußvolke u. dem Pistol bei der Reiterei, u. im 16. Jahrhunderte verschwand auf einmal die L. beinahe gleichzeitig in allen Armeen, wozu noch der Umstand beitrug, daß es zur Führung dieser Waffe an geübten Kriegsleuten, sowie an den so kostspieligen Streithengsten fehlte. Nur die Polen behielten die L. unter allen Europäern noch bei u. leisteten schon Oesterreich im schlesischen Kriege wesentliche Dienste, welche von jenen noch weit übertroffen wurden, welche sie Napoleon leisteten, u. wodurch die Lanze zu neuem Ruhme erstand. Früher wurde diese Waffe von Friedrich II. bei den Preußen und von den Oesterreichern mit den Uhlanen eingeführt, und in der neuesten Zeit haben viele Armeen mit L.en bewaffnete Reiterei. Die L., wie sie gegenwärtig von den L.nreitern geführt wird, besteht aus dem L.nblatte (der Klinge mit der Dille), dem Halse zwischen der Klinge u. Dille, den Federn oder Schienen der Dille, aus dem Schafte oder der Stange, welche unten mit einem Schuh versehen ist. Unter dem L.nblatte ist ein Fähnchen, u. ungefähr in der Mitte des Schaftes ist ein Riemen angebracht, welcher zur Führung der Waffe u. dazu dient, die L. an den Arm zu hängen.

Lanzette nennt man ein in der Chirurgie gebräuchliches Messer, das gerade, zugespitzt u. zweischneidig ist. Man gebraucht die L., um Oeffnungen anzulegen; ihre Wirkungsweise ist dann doppelt: stechend beim Einstiche u. schneidend beim Ausziehen des Instrumentes, um die angelegte Oeffnung zu vergrößern. Zur Erreichung dieses Zweckes muß die L. sehr dünn, sehr spitzig u. sehr

scharfrandig seyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, ist die L. mit ihrem Griffe auf bewegliche Weise verbunden, so daß sie eingeschlagen werden kann u. die Klinge durch das zweischaalige Heft gegen Beschädigung u. Verlust ihrer Schärfe geschützt ist. Die L. hat verschiedene Größe und Form, je nach ihrem besonderen Zwecke; so unterscheidet man die Impfl., mit der die Kuhpockenimpfung (s. d.) u. andere Impfungen vorgenommen werden; die Aderlaßl., zum Eröffnen der Venen u. Arterien; die Absceßl., zum Eröffnen von Abscessen rc. E. Buchner.

Laodamas. 1) Der Lieblingssohn des Königs der Phajaken, Alkinoos; er war als der geschickteste Faustkämpfer, Tänzer u. Ballspieler, u. als der schönste Jüngling bekannt. — 2) Sohn des Eteokles und Enkel des unglücklichen, aus Theben vertriebenen Oedipus. Im Kriege der Sieben gegen Theben tödteten sein Vater u. sein Oheim einander gegenseitig u. L. kam unter Kreons Vormundschaft; als aber die Söhne der sieben Helden, die Epigonen, Theben bekriegten, blieb er im Kampfe gegen Alkmäon, Amphimaraos Sohn.

Laodamia. 1) Tochter des Bellerophon u. Schwester des Isandros und Hippolochos. Zeus gewann ihre Liebe u. die Frucht desselben war Sarpedon. Sie starb plötzlich, oder, wie Homer sagt: „Artemis raubt' ihm (Bellerophontes) die Tochter, die Lenkerin goldener Zügel. — 2) L., des Protesilaos (s. d.) Gattin, welcher der Erste war, der von den nach Troja ziehenden Griechen blieb. — 3) Die Mutter des Triphylos (dessen Bildsäule zu Delphi, als Weihgeschenk der Tegeaten, aufgestellt war) von Arkas; sie war eine Tochter des Königs von Lakedämon, Amyklus.

Laodicea, eine berühmte, reiche Handelsstadt in Kleinasien, am Flusse Lykus, u. Hauptstadt von Phrygia Pacatiana, hieß früher Diospolis, auch Rhoas, u. nahm dann zu Ehren der Laodike, Gemahlin des Antiochus II., den Namen L. an. Dort wohnten viele Juden, doch befand sich daselbst auch eine Christengemeinde (Koloss. 2, 1. 4. 11.). Der heilige Paulus schrieb einen Brief an jene Christen (Koloss. 4, 16), sowie der heilige Johannes ein Schreiben an den Bischof daselbst richtete (Offenb. 1, 11. 3, 14.). Mit der Mitte des 13. Jahrhunderts stand L. unter der Herrschaft der Türken, u. 1402 zerstörte es Timur (s. d.). Die Trümmer, jetzt Ladik genannt, findet man in der Nähe des öden Dorfes Eskihissar.

Laodike. 1) Die schönste unter den Töchtern des Priamus u. der Hekuba, berühmt durch ihre Liebe zu Akamas, dem Sohne des Theseus u. von diesem Mutter des Munitos, soll nach der Zerstörung von Troja von der Erde verschlungen worden seyn. Dagegen führt Pausanias an, daß sie die Gemahlin von Helikaon, Antenors Sohn, geworden. Der Tod ihres Sohnes Munitos, welchen eine Schlange verwundete, habe den ihrigen nach sich gezogen. — 2) L., Tochter des Iphis, Königs von Argos, nach andern Evadne genannt, war vermählt mit Hipponoos u. hatte einen Sohn Kapaneus, welcher sich unter den sieben Helden von Theben auszeichnete. — 3) L., eine Bewohnerin von Paphos, Tochter des Agapenor, der die Arkadia vor Troja führte; sie hatte der Aphrodite Paphia eine Bildsäule zu Tegea gesetzt.

Laodokos. 1) Der tapfere Sohn des Antenor, berühmt im Gefechte, wie sein Vater im Rathe. Des Helden Gestalt nahm Minerva an, um den Pandaros zu verleiten, daß er einen Pfeil auf Menelaos abschieße, wodurch der eben beschworene Bund zwischen Griechen u. Trojern gebrochen ward. — 2) L., Sohn des Apollo und der Pthia, war ein Bruder des Doros und Polypoetos. Als Aetolos den Apis ermordet hatte, floh er in die Gegend von Kures, woselbst er von den drei Brüdern freundschaftlich aufgenommen wurde, sie jedoch umbrachte u. ihr Land für sich nahm, es Aetolien (nach sich) nennend. — Mehre A. dieses Namens.

Laokoon, Bruder des Anchises u. Priester des Apollo, mußte, als die Griechen zum Scheine Troja verlassen hatten u. der Priester des Neptun umge-

kommen war, dem Gotte des Meeres opfern. Er war es, der hauptsächlich rieth, das von den Griechen zurückgelassene hölzerne Pferd zu verbrennen, ja, er warf sogar seinen Spieß gegen dasselbe. Als nun L. mit seinen beiden Söhnen das Opfer verrichtete, schickte Minerva von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen, die ihn nebst seinen beiden Söhnen erwürgten. Die Schlangen krochen alsdann in den Tempel der Minerva zurück und verbargen sich unter dem Schilde der Göttin, welche sie in Schutz nahm, theils, weil sie wegen des Paris die Trojaner überhaupt haßte, theils weil sie dem L. feind war, da derselbe den Plan der Griechen, Troja durch das Pferd zu erobern, beinahe zu nichte gemacht hätte. Dieser wahrhaft tragische Gegenstand hat das höchste Meisterwerk der Kunst, die berühmte Gruppe des L. veranlaßt. Sie ist von den drei Künstlern: Agesander, Atheneboros u. Polydoros (Söhne des Ersteren) gemacht, ging mit Roms Größe unter, u. ward im Weinberge des Bürgers Felix de Fredis 1506 gefunden. Jetzt steht sie im Hofe des Belvedere. — Ein anderer L. war Sohn des Aetaliers Porthaon u. Enkel des Agenor. Er wird unter den Argonauten genannt.

Laomedon. 1) Der vorletzte König von Troja, ein Abkömmling des Zeus u. der Elektra, vermählte sich mit Strymo, des Skamandros Tochter, u. hatte von ihr die Söhne Tithonos, Lampon, Klytios, Hiketaon, Podarkes (Priamos), u. die Töchter Hesione, Killa, Aethilla, Astyoche u. Antigone; von der Nymphe Kalybe aber den Bukolion. Von diesem reichen Kindersegen blieb ihm Nichts übrig; denn, nachdem er alle hatte sterben gesehen (bis auf Priamos u. Hesione), fiel auch er im Kampfe gegen den beleidigten Herakles, u. zwar aus folgender Ursache: Apollo u. Neptun hatten ihm die Mauern um Troja erbaut, aber den bedungenen Lohn nicht erhalten; dafür sandte Apollo eine Pestkrankheit u. Neptun ein Seeungeheuer, Ketos, welchem letzteren junge Mädchen geopfert wurden. Hesione stand an den Felsen gefesselt, das Unthier erwartend, als Herakles, aus dem Lande der Amazonen kommend, sich erbot, des Königs Tochter zu befreien, wenn er ihm die Rosse geben wollte, welche zum Ersatze für den geraubten Ganymed nach Troja gekommen waren. Der gewissenlose König versprach, was der Held verlangte, hielt jedoch dem Menschen so wenig als den Göttern, sein Wort u. Herakles überzog ihn deßhalb mit Krieg; die Stadt ward erobert, verheert, alle Söhne des Königs (außer Priamos) u. zuletzt L. selbst erschlagen. Vor dem skäischen Thore von Troja befand sich sein Grabmal. — 2) L., ein Sohn des Herkules von der Meline, einer der fünfzig Töchter des Königs Thespios, welche dieser selbst dem Helden zugeführt hatte.

Laon, Hauptstadt des Departements Aisne in Frankreich, nordwestlich von Rheims, 16 Meilen von Paris, auf einem 300 Fuß hohen Plateau, welches sich über der weiten, dasselbe umgebenden, Ebene erhebt, mit einer schönen gothischen Kathedrale, einer bedeutenden Bibliothek, 9500 Einwohnern und vielerlei Fabriken (als Woll-, Nägel-, Liqueurs-, Leinwand- u. a. Fabriken), sowie ansehnlichem Handel, wurde in neuerer Zeit durch den, von den Alliirten gegen Napoleon am 9. und 10. März 1814 errungenen, Sieg berühmt. Napoleon hatte sich nach der Schlacht bei Brienne oder Larothière über Troyes am 8. Febr. nach Nogent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurückgezogen. Ihrerseits hatten die Alliirten am 2. Febr. im Kriegsrathe zu Brienne beschlossen, die französische Armee nicht mit vereinter Macht zu verfolgen, da das Land für zwei Heere auf einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot. Schwarzenberg u. Blücher trennten sich also, um auf Paris loszugehen. Schwarzenberg hatte am 7. Febr. Napoleons Heer zurückgedrängt u. Troyes besetzt. Blücher zog sich über Arcis sur Aube u. Chalons sur Marne, um die Heerestheile von York, Kleist u. Langeron an sich zu ziehen, nach Meaux hin, drang aber, ohne die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, um den Marschall Macdonald zu verfolgen, zu rasch u. in einzelnen Abtheilungen durch die Champagne vor, wodurch er seine Kräfte zertheilte. Napoleon, der den leeren Raum, der dadurch zwischen

Blücher u. der Hauptarmee entstand, gewahrte, benützte sogleich diesen Fehler, ließ 36,000 Mann unter Victor, Oudinot, u. zwei Reiterabtheilungen unter Milhaud u. Pajol an den Uebergangspunkten der Seine u. Yonne gegen Schwarzenberg zurück, eilte von Nogent mit den Corps unter Ney u. Marmont u. den Garden unter Mortier, 30,000 Mann stark, trotz der schlechten Wege, am 9. Febr. über die Seine u. Sezanne, vernichtete den Nachtrab Sackens unter Alsufiew von 5000 Mann u. 24 Kanonen, u. kam so in den Rücken der von Sacken und York vorgeschobenen Heerestheile. Auf die Nachricht von Napoleons Anzug ertheilte Blücher diesen beiden Generalen sofort den Befehl, sich zurückzuziehen. Sacken, von einigen Abtheilungen Yorks unterstützt, schlug sich am 11. Febr. bei L'Epine u. Marchais mit einem Verluste von 2400 Todten, 1000 Gefangenen u. 9 Kanonen zwar durch; da aber sein Nachtrab auf den Höhen von Nesle am 12. nochmals angegriffen u. geschlagen wurde, wobei er 2000 Mann verlor, so erreichte er Château-Thierry nur fliehend. Hier deckte Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 Mann den Uebergang über die Marne, worauf sich Sacken und auch York, der von Meaux, durch Macdonald gedrängt, zurückgewichen war, sich nach Rheims zurückzogen. Blücher, in der Meinung, daß Napoleon von Sacken und York zurückgewiesen sei, war am 12. mit 20,000 Mann bis Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegengeschickt hatte, am 13. angriff und ihn, um sich mit York u. Sacken zu vereinigen, bis Vauchamp zurücktrieb. Kaum aber erfuhr Napoleon diese vorgängige Bewegung Blüchers, als er schnell umwandte, um nun auch diesen anzugreifen. Am 17. Febr. ereilte er bei Vauchamp den preußischen Vortrab, griff ihn an u., da auch Marmont auf Befehl Napoleons Stand hielt, so mußte sich Blücher zurückziehen, welchen nur der Wald von Etoges vor gänzlichem Untergange rettete. Erst in der Nacht gelangte er, mit einem Verluste von 5000 Mann und 15 Kanonen, in die Stellung bei Bergères, worauf er am 16., ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons sur Marne zurückging, um sich mit York u. Sacken und mit den herbeieilenden Truppen von Winzingerode und Langeron zu vereinigen. Das schlesische Heer hatte in diesen Tagen über 15,000 Mann verloren, war aber jetzt von Neuem über 60,000 Mann stark. Die Bewegungen Wittgenstein's u. Wrede's, welche über die Seine, Napoleon im Rücken, vorgedrungen waren, so wie die des Fürsten Schwarzenberg, welcher die Seitencorps Napoleons am 11. aus Sens, am 12. aus Nogent, am 15. aus Montereau, so wie aus Provins u. aus anderen Orten vertrieben hatte, bewogen Napoleon, am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blüchers abzulassen, und in Eilmärschen mit seinem, jetzt bis auf 100,000 Mann verstärkten, Heere von Montmirail am 16. bis Meaux zu ziehen, um sich von hier aus auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheeres zu werfen. Schwarzenberg befahl nun zwar sofort den drei, auf dem rechten Seine-Ufer vorrückenden Corps, sich auf das Hauptcorps zurückzuziehen; allein Wittgenstein, der, diesem Befehle zuwider, dennoch vorrückte, wurde am 17. bei Nangis von Gérard und Marmont angegriffen, wobei sein Vortrab unter Pahlen einige tausend Mann u. 10 Kanonen verlor, u. als er sich nun zurückzog, auch bei Montereau, wo ihm der Kronprinz von Württemberg mit 10,000 Mann und 36 Kanonen zu Hülfe kam, von Gérard und Napoleon selbst geschlagen, wobei die Verbündeten, außer dem unbrauchbar gemachten Geschütz u. den Gefangenen, 2800 Todte verloren. Nachdem sich am 19. sämmtliche Corps mit Schwarzenberg bei Troyes wieder vereinigt hatten, wollte Napoleon ihn hier zur Schlacht zwingen, allein Schwarzenberg ging noch in der Nacht des 19. Febr. über die Seine zurück u. stellte sich am 21., mit Blücher verbunden, bis Mory hin am rechten Ufer der Seine auf. Am 25. zogen sich die Verbündeten indessen weiter über die Aube bis Colombé u. Chaumont zurück. Napoleon war unter beständigen Gefechten der Hauptarmee nachgefolgt, hatte am 25. Febr. Troyes besetzt u. diese glücklichen Erfolge sogleich benützt, seine Anforderungen bei den, in Chatillon mit den Verbündeten angeknüpften, Friedensunterhandlungen höher zu span-

nen. Da nach Vereinigung aller Streitkräfte indessen Schwarzenberg auch jetzt zu einer entscheidenden Schlacht gegen Napoleon nicht geneigt schien, vielmehr sich noch weiter zurückziehen wollte, so trennte sich Blücher von ihm u. ging am 24. über die Aube bei Baudemont, um gegen die Marne vorzudringen und sich mit der heraneilenden Nordarmee zu vereinigen. Dieß hatte Napoleon beabsichtigt, u. da sich Schwarzenberg bis auf Langres zurückzog, so drang Napoleon in der Richtung von Arcis sur Aube über la Fère Champenoise und Sezanne nach Jouarre gegen Blücher vor. Sobald Schwarzenberg dies erfuhr, stellte er seinen weiteren Rückzug ein, schlug Macdonald, Gérard u. Oudinot, welche ihm gegenüberstanden, zurück, erzwang am 27. Febr. im Sturme auf Bar den Uebergang über die Aube u. besetzte am 4. März wieder seine frühere Stellung in Troyes. Unterdessen war Bülow über Avesnes in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. Lafère u. am 3. März Soissons genommen u. sich dort mit Blücher, welcher Marmont zurückgedrängt hatte, vereinigt. Blücher nahm jetzt mit seinem 100,000 Mann starken Heere eine Stellung bei Craone u. ließ durch den General Rudczewitz Soissons besetzen, der mit 5000 Russen den von Mortier am 5. März versuchten Sturm zurückwies. Napoleon ging deßhalb am 6. März oberhalb Soissons über die Aisne, nachdem er sich am 5. der Stadt Rheims u. der Aisnebrücke bei Berry au Bac bemächtigt hatte. Hierauf griff er am 7. die Generale Sacken u. Woronzow mit der größten Heftigkeit an; jedoch mitten im Kampfe erhielt Woronzow von Blücher den Befehl zum Rückzuge. Auch die Besatzung von Soissons erhielt Befehl, die Stadt zu räumen u. sich auf die Stellung von L. zurückzuziehen. Napoleon glaubte, die Unsicherheit in den Bewegungen Blüchers benützen zu müssen, um sich rasch in den Besitz von L. zu setzen. Der Besitz L.s, ein Vereinigungspunkt von 4 Heerstraßen und deßhalb von den Verbündeten zum Waffenplatze gewählt, war von großer Wichtigkeit für Napoleon; doch konnte er nur geringe Streitkräfte gegen einen überlegenen u. sehr gut gestellten Feind verwenden u. die, durch schlechte Wege verzögerte, Ankunft Marmonts durchkreuzte ebenfalls seine Plane. Die sämmtlichen Truppenabtheilungen des schlesischen Heeres, etwa 90,000 Mann, hatten sich um L. am 8. März zusammengedrängt; Bülow hielt die Anhöhe besetzt, Kleist u. York standen auf dem linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meisten bedrohten linken Flügel wurden noch die Corps von Sacken und Langeron zugewiesen. Napoleon war mit allen Corps kaum 80,000 Mann stark; dennoch griff er unter dem Schutze eines starken Nebels am 9. Morgens den linken Flügel an. Seine Marschälle Ney u. Mortier nahmen das Dorf Ardon u. nun entwickelte sich die französische Schlachtlinie zwischen Leully u. dem Hügel bei Clacy. Marmont, der Nachmittags bei Fetieur anlangte, ließ durch den Herzog von Padua sogleich das Dorf Athies angreifen u. wegnehmen u. schob seine Reiterei bis Aippes vor. Allein ein von York, Kleist u. dem Prinzen Wilhelm von Preußen geleiteter rascher Ueberfall mit Reiterei auf das Dorf Athies, der von vorn mit dem Bajonette kräftig unterstützt wurde, zwang die Heeresabtheilung Marmonts nach einem Verluste von 46 Kanonen u. 4000 M. nicht nur zur Flucht, sondern sie wurde beinahe völlig aufgerieben. Nicht abgeschreckt durch diesen ersten mißlungenen Versuch, u. vor Allem, um das Geständniß einer Niederlage zu vermeiden, griff Napoleon am 10. Früh Blüchers rechten Flügel u. das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber nach einem langen, hartnäckigen Kampfe mit beträchtlichem Verluste zurückgewiesen u., von Winzingerode verfolgt, zum Rückzuge nach Chavignon u. Soissons gezwungen. Die Folgen der Schlacht waren die Wiedereroberung der Stadt Rheims am 12. März u. die Besetzung des rechten Aisneufers am 18. März. Napoleon bahnte sich den Weg zur Aube, da Schwarzenberg, der schon am 14. die Nachricht von Blüchers Siege erhalten hatte, seine Truppen am rechten Seineufer nach Arcis sur Aube hin vorgeschoben hatte. wR.

Lapeyrouse (Jean Françoise Galaup de L.), geboren 1741 zu Albi,

ıachte den Krieg seit 1756 zur See gegen England mit und von 1764 — 78 roße Seereisen, zeichnete sich dann unter Estaing gegen die Briten aus, ward 5chiffscapitain und griff 1782 die englischen Niederlassungen am Curchill mit Hlück an. 1785 erhielten L. u. Delangle den Oberbefehl über die aus den Fregatten Boussole und Astrolabe bestehende Expedition, die den französischen Pelzhandel an der Nordwestküste Amerika's und den Wallfischfang im Südmeere efördern, so wie die Küsten von Californien, die japanischen Meere, die Saloıonsinseln u. die Südwestseite von Neu-Holland untersuchen sollte. L. segelte ach Südamerika, um das Cap Horn herum, nach der Südsee, ging bei Mount 5t. Elias ans Land u. fand einen Hafen, den er Port Francais nannte, dann urch das stille Meer nach dem Japanischen, entdeckte die wüste Insel Necker, ördlich von den Sandwichinseln, berichtigte u. machte hier mehre neue geograhische Entdeckungen, fand unter anderen die Bucht Castries, die Lapeyrousestraße . ging nach Kamtschatka, steuerte dann südlich und kam in Botanybai an. Er atte bis dahin viele Leute, unter A. die Brüder Laborde, den Capitän Deangle, den Naturforscher Lamanon, die in Gefechten mit Eingeborenen umekommen waren, verloren. Von Botanybai wollte er, zwischen Neuholland und Neu-Guinea durch, nach dem Meerbusen von Carpentaria steuern, die Westküste on Neuholland untersuchen und nach Isle de France segeln. Wirklich war er ald darauf von Botanybai abgereist, von da aber spurlos verschwunden. Caitän Entrecasteaux ward 1791 abgesendet, um den Verlorenen aufzusuchen, ber er fand Nichts. Die französische Regierung setzte einen Preis von 10,000 Francs für Den aus, der die erste sichere Nachricht von L. brächte. Lange hörte nan Nichts, als vage Gerüchte; selbst die Nachricht, welche Flinders 1803 von inem Wrak an der Küste von Neuholland gab, stimmte nicht mit dem Orte, vo L. verschwunden war. Nähere Nachrichten brachte erst der englische Capitän Dillon 1827. Dieser fand auf der, zu dem Heiliggeist-Archipel gehörigen, Insel Mallicolo (nicht auf Vanicoro oder Manicolo, obgleich man L. später uf dieser einen Granitwürfel als Denkmal errichtete) das Stichblatt eines franösischen Degens, und als man von Indien aus, wo Dillon dieß erzählt hatte, ie Sache näher untersuchte, fand man französische Münzen, die mit Lilien gechmückte Zierrath eines Schiffhintertheils, eine Glocke mit vergoldeter Schrift 2c. Die Einwohner, unter denen ein alter preußischer Matrose lebte, erinnerten sich es Schiffbruchs sehr wohl u. gaben nähere Umstände an. Auf diese Andeutungen sandte die französische Regierung die Corvette Astrolabe, Capitän Dumont l'Urville, nach Mallicolo ab u. dieser sah noch 2 — 3 Klafter unter dem Wasserspiegel am Meeresgrunde bei einem Korallenriffe Kanonen, Bleiplatten 2c. liegen, rachte auch 3 Kanonen u. einige Platten an Bord. Nach den Erzählungen der Eingeborenen war nach einem heftigen Südostwinde eines Morgens ein Schiff ei dem Bezirke Tanema auf den Korallenbänken gescheitert; es zerfiel bald in Stücken u. von der Mannschaft retteten sich bloß 30 Mann. Den anderen Tag cheiterte auch ein zweites Schiff auf einer Sandbank. Von diesem wurde die Mannschaft u. auch viel Material gerettet, um ein neues Schiff bauen zu könıen, auf dem, nach mehren Zwistigkeiten mit den Einwohnern, die Schiffbrüchigen absegelten. Was nun weiter aus ihnen geworden, ist unbekannt. Dillon nachte nun auf den ausgesetzten Preis Anspruch und erhielt denselben wirklich Anfangs 1829.

Lapidarstyl (vom latein. lapis), eigentlich jene Schreibart, wie sie sich zu Inschriften auf steinerne Denkmäler, welche in der Regel dazu keinen großen Umfang darbieten, eignet (z. B. das „Patria laeso militi" am Wiener Invalidenhause); dann überhaupt ein kurzer gedrängter Styl, der mit Deutlichkeit u. Bestimmtheit Reichhaltigkeit der Gedanken verbindet.

Lapithen, ein wildes, rohes Volk in Thessalien, von Lapithes, dem Sohne es Apollo u. der Stilbe, stammend, mißgebildete Menschen, zur Thiergestalt sich neigend (wahrscheinlich Gebirgsbewohner, in rauhe Thierfelle sich kleidend). Sie

führten mit ihren nächsten Stammverwandten, den Centauren, immerwährend Kriege (Centauros war des Lapithes Bruder). Ein solcher brach auch bei der Hochzeitsfeier des Pirithoos aus u. in demselben wurde die Macht der Centauren völlig vernichtet. Durch Herakles wurden später die Lapithen vertilgt.

Laplace (Pierre Simon, Marquis), ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, geb. den 28. März 1749 zu Beaumont en Auge im Departement Calvados, Sohn eines Bauern, zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Eifer für die Wissenschaften aus, lehrte Anfangs die Mathematik an der Militärschule in seiner Heimath, begab sich dann nach Paris und erwarb sich alsbald durch seine literarischen Leistungen allgemeine Anerkennung; 1784 wurde er Examinator des Artilleriecorps; bei Errichtung des Instituts war er eines der ersternannten Mitglieder und befand sich 1796 an der Spitze der Deputation, welche dem Nationalconvent den Bericht über die Arbeiten des Instituts seit seiner Errichtung überbrachte. Zugethan den Grundsätzen der Revolution, hatte L. doch nie ein Amt übernommen; nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Napoleon zum Minister des Innern, welchen Posten er aber bei seiner Geschäftsunkenntniß schon nach 6 Wochen wieder verlor. Dafür wurde er Mitglied des Senats, 1803 Vicepräsident und noch im selben Jahre Kanzler desselben; 1805 erstattete er im Senate Bericht über die Nothwendigkeit, die revolutionäre Zeitrechnung aufzugeben u. zum Gregorianischen Kalender zurückzukehren; schon früher war er zum Grafen des Kaiserreichs ernannt worden. 1814 stimmte L. für die Absetzung Napoleons und die Zurückberufung der Bourbonen; von Ludwig XVIII. wurde er in die Pairskammer berufen u. zum Marquis ernannt; während der hundert Tage zog er sich zurück. 1816 wurde L. in die Akademie aufgenommen und führte den Vorsitz derselben im Januar 1827, als eine Bittschrift an Karl X. um Aufhebung der die Presse beengenden Gesetze zur Berathung kam, was seinen Ansichten so sehr widersprach, daß er den Präsidentenstuhl verließ. Er starb im nämlichen Jahre den 6. März. — L. hat durch seine ausgezeichneten Leistungen mächtig beigetragen zur Förderung der Mathematik und Astronomie. Seine wichtigste Schrift ist: „Traite de mécanique céleste“ Paris 1799—1825, 5 Bde.— An sie reihen sich an: „Exposition du système du monde,“ 2 Bände, Paris 1796, 5. Aufl., 1824. — „Essai philosophique sur les probabilités,“ Par. 1814, 5. Aufl., 1825 ꝛc. E. Buchner.

Lappe (Karl), ein noch nicht nach Verdienst gewürdigter, besonders in der Lyrik trefflicher Dichter, der, bei einer schlichten, ungekünstelten Darstellung, eine sehr lebendige Anschauung, tiefe Innigkeit und Wärme des Gefühles besitzt. Er war geboren den 24. April 1773 zu Wusterhausen bei Greifswald, lebte nach den Studienjahren einige Zeit als Hauslehrer zu Altenkirchen bei L. Th. Kosegarten, ward 1801 Gymnasiallehrer in Stralsund, mußte wegen Kränklichkeit seine Stelle 1817 niederlegen, zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück und erblindete daselbst. Seine poetischen Werke kamen gesammelt heraus, 5 Bände. Rostock 1836, n. A. 40.

Lappenberg (Johann Martin), geb. 1794 zu Hamburg, studirte Medizin in Edinburgh u. in Berlin u. Göttingen die Rechte, worauf er bis 1823 Hamburg diplomatisch am preußischen Hofe vertrat, dann als Archivar nach Hamburg zurückkehrte. Außer mehren urkundlichen Forschungen lieferte er: „Geschichte der deutschen Hansa“ (mit Sartorius, 2 Bde., Hamburg 1830), „Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg“ (1840).

Lappland, oder Sameland, eine Landschaft im nördlichsten Theile Europa's, welche gegen N. an das Eismeer, gegen S. an Norrland und Finnland, gegen O. an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen gränzt, zerfällt in das norwegische, russische u. schwedische L. 1) Das norwegische L. oder Finnmarken, etwa 1800 □ Meilen groß, mit 40,000 Einw., ist der nördlichste Theil des genannten Landes, zum Stifte Drontheim gehörend, u. von Rußland durch den Paßwig Elf geschieden, ein durchaus unangebautes Gebirgsland, dessen Höhe

er gegen O. zum Tana-Flusse hin allmählig abnimmt und in Flachland über-
ht, von tiefen Meerbusen zerrissen und von zahllosen Inseln umgeben, aber
t einem weniger rauhen Klima, als man der Lage nach erwarten sollte, wo
ch große Nadelholzwälder vorkommen, unter 10° selbst wilde Beeren reifen u.
: Kartoffelbau ziemlich verbreitet ist. Finnen (Quänen) und Lappen, welche
tere sich in den Gebirgen und an der Küste aufhalten, bewohnen dieses un-
rthbare Land, das seine Einw. nur durch Rennthierzucht, Fischfang und wilde
üchte nährt. 2) Das schwedische L. oder Lappmarken, zur Provinz Norrland
jörend, zerfällt in die Provinzen Jämtlands-, Asele-, Pitea-, Lulea-, Lycksele-,
lea- u. Tornea Lappmark u. hat 11—12000 Einw., nämlich 4000 Lappen u.
—8000 finnische, schwedische und selbst deutsche Kolonisten. Fast das ganze
nd ist Wildniß, hat aber viele erhabene und furchtbar schöne Landschaften und
allen Flüßen zum Theil bedeutende Wasserfälle. Zum Eismeere fließen die
tenelf und Tanaelf. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der
ngste Tag dauert in den südl. Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten
ei Monate eben so lang ist dann die längste Nacht im Winter. Das Korn
rd am Ende des Mai gesäet und in der Mitte des August geerndtet. Der
ommer ist heiß, wie in Italien, u. durch allerlei Moskiten ungemein beschwer-
h. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des Anbaues fähig. Die
aldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die
olonisten haben Pferde, Rindvieh und Schaafe; bei den Lappen vertritt das
ennthier (s. d.) die Stelle der übrigen Hausthiere. An wilden Thieren gibt
: Wölfe, Bären, Lüchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischotter u. Hasen; an
ineralien: Eisen, Kupfer u. silberhaltiges Bleierz. 3) Das russische L. (kleine
ppmarken) mit 5000 E., dessen Gränze im W. der Tanaelf, der Torneaelf u.
r Muonio bilden, ist eine völlige Wildniß, den größten Theil des Jahrs mit
chnee bedeckt, voll Moräste und Seen, wenig gebirgig u. gut bewaldet. — Die
ppländer oder Lappen (sie selbst nennen sich Samen) sind ein finnischer, etwa
000 Köpfe starker Volksstamm, 4—5 Fuß groß, mit brauner Gesichtsfarbe,
hwarzem Haare, von Natur gutartig und sanftmüthig, Christen, aber dabei roh,
ts heiter u. fröhlich, besonders aber ehrlich. Sie theilen sich in Rennthier-
ppen, Fischerlappen und Nomaden, obgleich alle mehr oder weniger ein
rumstreifendes Leben führen. Sie treiben gar keinen Ackerbau, sondern nur
iehzucht, Jagd und Fischerei, und leben in Hütten, die sie mit Rennthierfellen
cken. Als Nebengeschäft gerben sie Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen
s Rennthiers, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaf-
t, Kähne, Schlitten u. die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Gebrannte Wasser
ben sie leidenschaftlich. Ow.

Lapsi (Gefallene) hießen in der ältesten christlichen Kirche die vom
lauben Abgefallenen, und zwar entweder durch große Laster und Verbrechen,
sonders Todtschlag und Ehebruch, oder durch wirklichen, oder nur schein-
.ren Abfall zum Götzendienst. Die letzteren zerfielen in Sacrificati, welche den
ildern der Götter und Kaiser opferten; Thurificati, welche ihnen zu Ehren
eihrauch anzündeten; Libellatici, welche sich Scheine (libelli) von der heid-
schen Obrigkeit geben ließen, daß sie den Göttern geopfert hätten, u. Traditores,
sonders in der Diocletianischen Verfolgung, welche die heiligen Bücher der
idnischen Obrigkeit ausgeliefert hatten. Vergl. die Artikel: Donatisten,
ovatianer und besonders Kirchenbusse.

Laren waren häusliche Gottheiten der Römer, zuerst (wie Ovid berichtet)
öhne des Merkurius und der Lara, dann abgeschiedene und vergötterte Men-
hen, wie Julius Cäsar, Octavius Augustus u. A. Sie wurden Dii familiares,
ausgötter, genannt, beförderten Glück und Frieden des häuslichen Lebens,
iben der bleibenden Wohnung des (nicht mehr wandernden, nomadisirenden)
lenschen Schutz und Sicherheit, und heiligten das alltägliche Leben durch die
erehrung, welche man ihnen erwies. Man glaubt das Stammwort für diese

Benennung in dem Worte Lar (Herr) zu finden, welches die Etrusker selbst ihrem Könige beilegten. Allmälig erweiterte sich die Schutzherrschaft der Laren und Penaten auf das öffentliche Wohl; sie standen den Brunnen, den Straßen und Plätzen, den Städten überhaupt vor; ja, selbst die Götter wurden in den Kreis der L. gezogen, d. h. sie stiegen zur besonderen Individuen- oder Familien-Verehrung herab, wie Mars der allgemeine Lar der Soldaten, Neptun der der Schiffer wurde. Man stellt die L. häufig als Zwillinge dar, mit einem Hunde zwischen sich, als Zeichen der Treue und Wachsamkeit. Bald war ihr Platz am Heerde, bald in den Schlafzimmern, oder bei Vornehmeren in eigenen Lararien, deren man wohl mitunter mehr als eines in einem Hause fand, für die höheren und die niederen L; so z. B. hatte Alexander Severus solcher zwei, in deren ersterem auch Abraham u. Christus als L. erster Ordnung standen, während Plato, Cicero, Virgil ꝛc. das zweite zierten. Den L. wurde, wie andern Göttern, geopfert; bei jeder Mahlzeit setzte man ihnen überdieß Speisen vor, welche dann verbrannt wurden; bei festlichen Gelegenheiten bekränzte man sie mit Blumen. Bei Erreichung reiferer Jahre opferten Jünglinge ihnen die Zeichen des Knabenalters, die Kugeln, welche sie als Zierath an einer Schnur auf der Brust trugen; Sklaven, bei erlangter Freiheit, hingen ihnen die Ketten über; Mädchen ihren Schleier, wenn sie sich verheiratheten ꝛc. Noch hatten sie an den Kreuzwegen die Wache, daher ihnen von den Landleuten, in Gemeinschaft mit ihren Sklaven, am 22. December die Compitalia gefeiert wurden, auf daß sie die am Kreuzwege von mehren Seiten zusammenstoßenden, Gefahren abwenden möchten. Dort waren deßhalb häufig kleine, nach vier Seiten völlig offene Kapellen erbaut, welche, wie die Kreuzwege selbst, Compita hießen; in der frühesten Zeit wurden in solchen der Mania (Proserpina) schreckliche Opfer von Kindern gebracht, indem man, einem Orakelspruch zufolge, Köpfe um Köpfe opfern sollte. Der halb vergessene Gebrauch ward durch den Tarquinius Superbus wieder aus seinem Schlummer geweckt, doch mit dem Sturze des Tyrannen auch wieder abgeschafft und, um dem Orakel indessen einigermassen zu genügen, Mohnköpfe geopfert. Zum Ueberflusse hing man nach Abschaffung dieser Menschenopfer kleine, mit Baumwolle ausgestopfte Puppen, nach der Zahl der im Hause befindlichen Kinder, vor der Thüre derselben auf, damit sie, an diesen ihre Raublust kühlend, nicht bis in das Haus selbst verderblich eindränge. In Verbindung mit den L. stand dieses dadurch, daß in Rom auch Mania für die Mutter der L. galt. Unter den verschiedenen Arten von L. verdienen noch angemerkt zu werden: die L. Grundules, welches nach Einigen die Manen der vor dem 40. Tage verstorbenen Kinder waren, die man nicht in den gewöhnlichen Grabstätten, sondern unter der Grunda, dem Vordache des Hauses, zu begraben pflegte.

Largo (ital.), im musikalischen Vortrage: die langsamste Bewegung, mit einem schwermüthigen, würdevollen Charakter, nur für kürzere Stücke geeignet, damit die Aufmerksamkeit nicht ermüde. Soll diese, der angenommenen Regel nach, langsamste Bewegung dennoch gesteigert werden, so bedient man sich der Ausdrücke: l. assai, l. di molto und largissimo. — Larghetto ist ein geringerer Grad von L., also minder breit und langsam, dem Charakter nach ruhig und sanft, dem andante (s. d.) sich nähernd, übrigens gleichbedeutend mit l. ma non troppo und l. un poco.

Larissa (noch jetzt ebenso, auch Larga genannt, von den Türken Dschenischehr), alte Hauptstadt Thessaliens, am Peneus, gehörte zu dem Gebiete des Achilleus; ihre Regenten hießen Aleuaden. Hier fiel Akrisios von der Hand des Perseus; hier war Cäsars Waffenplaz vor der Schlacht bei Pharsalos, und von hier aus wurden in neuester Zeit alle Unternehmungen gegen die Griechen geleitet. — Denselben Namen führten auch noch andere Städte des Alterthums.

Laroche, Marie Sophie, geboren 1731 zu Kaufbeuern, Tochter des dortigen Arztes Gutermann, Edlen von Gutershofen, die Jugendgeliebte Wielands,

:r sie heirathen wollte (durch Mißverständnisse wurde jedoch dieses Verhältniß wieder :trennt), verehelichte sich 1760 mit dem kurmainzischen Hofrath L., der später kurtrier- her Kanzler wurde, wegen seiner „Briefe über das Mönchswesen" den Abschied er- elt u. sich hierauf mit seiner Gattin nach Speier, dann nach Offenbach zurückzog, wo :ide im Privatstande lebten u. wo Sophie 1804 starb. Ihr Charakter wurde von llen, die sie näher kannten, als einer der trefflichsten geschildert; auch schrieb : mehre gelungene Romane, darunter: Das Fräulein von Sternheim, Leipzig 771; Erscheinungen am See, ebend. 1798; Melusinens Sommerabende, Rudol- adt 1806 u. m. a.

Larochefoucauld, 1) **François, Herzog von, Prinz von Marsil- ıc**, einer der geistreichsten Männer seiner Zeit, 1603 geboren, brachte seine Jugend ı Kriegsdiensten zu und fand, besonders während der Unruhen der Fronde, lelegenheit, Beweise von Tapferkeit zu geben. Nach Beilegung dieser Unruhen bte er ganz der Freundschaft und den Musen. Sein Haus in Paris war der Sammelplatz der schönen Geister seiner Zeit. Er starb 1680. Man hat von ım: Mémoires de la régence d'Anne d'Austriche, Amsterdam 1713, 3 Bde., 12., n mit der Energie des Tacitus entworfenes Gemälde der genannten bürgerlichen nruhen. Pensées, maximes et reflexions, eine seit ihrer ersten Erscheinung sehr ft gedruckte Schrift, voll feiner und treffender Bemerkungen, die eine innige Be- ınntschaft mit dem menschlichen Herzen verrathen, französisch und deutsch von Schulz, Breslau 1798. L.s sämmtliche Werke sind 1797 zu Paris unter dem 'itel erschienen: Maximes et oeuvres complettes de Fr. duc de la L. avec aractères de Didot, sur papier velin., 2 Bde. — 2) L., **Louis Alexandre, ıerzog von**, Pair von Frankreich, erhielt in Paris eine wissenschaftliche Er- ehung u. wußte seine Talente eine Zeit lange während der französischen Revolu- on geltend zu machen. Er war 1787 Mitglied der Versammlung der Nota- :ln, sprach mit Nachdruck für die Freiheit der Presse, das suspendirende Veto ꝛc. nd suchte mit einigen Modificationen das System der englischen Regierungsform ı Frankreich einzuführen. Als Präsident des Departements von Paris zeigte er :ele Mäßigung und Rechtschaffenheit, verlor aber dadurch die Volksgunst, und :s er sich den Augen seiner Feinde entziehen wollte, wurde er 14. September 792 zu Gisors in den Armen seiner Gattin und Mutter von gedungenen Mör- :rn getödtet.

Laroche-Jacquelin, altadeliche, in den Vendéerkämpfen durch ihre treue nhänglichkeit an die ältere Linie der Bourbonen sich auszeichnende Familie. us ihr: 1) **Henri du Berger, Graf von**, geboren 1772 zu Chatillon in 'oitou, stellte sich in der Revolution an die Spitze der Vendée, siegte in vielen Gefechten und fiel 1794 bei Rouaille. — 2) L., **Louis du Berger, Mar- uis von**, Bruder des Vorigen, geboren 1777 in der Bretagne, focht am 'heine unter Condé, bereitete 1814 die Rückkehr der Bourbonen vor, wurde von udwig XVIII. zum Marquis und Pair ernannt, u. fiel während der 100 Tage 315 in der Vendée. — 3) **Auguste du Berger, Graf von**, Bruder der 'origen, geboren 1783 in Poitou, wurde nach seiner Rückkehr aus England 309 genöthigt, unter Napoleon zu dienen, dann 1812 in Rußland verwundet 'aher sein Beiname Balafré, d. h. der Zerfetzte) und gefangen genommen. Er cht 1815 mit seinem Bruder Louis in der Vendée für die Bourbonen u. 1823 :s französischer Feldmarschall in Spanien, weigerte sich, Louis Philippe zu hul- gen und wurde 1831 der Theilnahme am Vendéeaufstande angeklagt, jedoch eigesprochen und kämpfte 1832 und 1833 unter Bourmont in Portugal für 'on Miguel. — 4) **Marie Louise Clotilde Victoire de Donnessan, Marquise de L.**, nahm mit ihrem ersten Gatten, dem Marquis **Lescure**, 1793 :ldenmüthig am Kampfe in der Vendée Theil, flüchtete sich nach dessen Tode !791) nach Spanien, kehrte von da (1800) zurück u. vermählte sich nachher it L. 2., begab sich nach dessen Tode 1815 wieder nach Spanien, wo sie ihre Iémoires" über den Vendée-Krieg verfaßte. — 5) **Henri du Berger,**

Marquis von, Sohn der Vorigen, geboren 1802, wurde 1815 von Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich ernannt, empfing von dem preußischen Offiziercorps 1817 einen prächtigen Ehrendegen und zog sich nach 1830 auf seine Güter zurück. — 6) Louis du Verger, Graf von, Bruder des Vorigen, geboren 1806, erregte mit der Herzogin von Berri 1832 den Aufstand in der Vendée und fiel 1833 in Portugal.

Larochelle, s. Rochelle.

Larrey, Dominique Jean, Baron, berühmter Militärarzt, geboren im Juli 1766 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre im Departement Oberpyrenäen, besuchte die Schulen zu Toulouse, und begann daselbst das Studium der Chirurgie unter der Leitung seines Oheims, Alexis L., Oberwundarzt des dortigen Spitals; 1787 kam er nach Paris und nach bestandenem Conkurse ging er als Schiffsarzt mit einer Expedition nach Nordamerika; zurückgekehrt nach Paris, setzte er seine ärztlichen Studien fort u. wurde unter Sabatier Chirurg bei den Invaliden. 1792 kam L. zur Rheinarmee, und erfand hier die fliegenden Ambulancen; mit der Leitung der Spitäler in Toulon, Antibes und Nizza beauftragt, gründete er in ersterer Stadt eine chirurgisch-anatomische Schule; 1794 kam er zur Armee der Ostpyrenäen; 1796 nach dem Frieden mit Spanien wurde er Professor an der militärärztlichen Schule am Vâl-de-Grâce in Paris; bald aber berief ihn Bonaparte nach Italien, um hier fliegende Ambulancen einzurichten; nach dem Frieden wurde er mit der Aufsicht über die Militärspitäler beauftragt, und errichtete in mehreren derselben chirurgische Schulen. Die Expedition nach Aegypten machte L. als einer der drei Oberärzte mit und erwarb sich hier durch Unermüdlichkeit und Unerschrockenheit ausgezeichnete Verdienste, die allgemeine Anerkennung fanden. Zurückgekehrt, wurde er 1802 Oberarzt der Consulargarde 1803 zu Paris Med. et Chir. Dr., 1805 Generalsanitätsinspektor der Armeeen, und machte als solcher die Feldzüge in Deutschland, Polen und Spanien mit; 1809 nach der Schlacht von Wagram wurde er zum Baron ernannt mit einer Dotation von jährlich 5000 Fr.; nach der Schlacht bei Bautzen erhielt er eine lebenslängliche Pension von 3000 Fr., die ihm 1817 entzogen, 1818 aber durch Beschluß beider Kammern zurückgegeben wurde. 1812 wurde er zum Oberarzte der großen Armee ernannt, und hatte hier neue Gelegenheit, sich im glänzendsten Lichte zu zeigen; 1815 in der Schlacht von Waterloo wurde er verwundet und gefangen. Ludwig XVIII. ließ ihn von der Proscriptionsliste streichen und ernannte ihn zum Oberarzte der königlichen Garde; 1829 wurde L. Mitglied des Institutes u. nach der Juliusrevolution Oberarzt der Invaliden; 1832 begleitete er die Armee zur Belagerung von Antwerpen; 1836 legte er seine Stelle als Oberarzt der Invaliden nieder, und nachdem er noch zur Inspektion der Spitäler nach Algier gesendet worden, starb er am 25. Juli 1842 auf der Rückkehr zu Lyon. — L. hat sich während der großen Kriege die entschiedensten Verdienste um Freund u. Feind erworben durch seine stets bereite Hülfe auf dem Schlachtfelde, wie im Spital. — Er war auch literarisch thätig und hat seine Erfahrungen niedergelegt in: „Mémoires de chirurgie militaire et campagnes." 4 Bände, Paris 1812—1817, übersetzt ins Deutsche und ins Englische. — „Recueil de mémoires de chirurgie." Paris 1821, ebenfalls ins Deutsche und Englische übersetzt. — „Clinique chirurgicale." Paris 1830 — 1836. 5 Bände, übersetzt ins Italienische und zweimal ins Deutsche rc. — Sein Sohn Hypolyte wurde 1830 Unterchirurg am Vâl-de-Grâce, 1832 Med. Dr., und war 1833 bei der Belagerung von Antwerpen; er hat über die chirurgischen Vorkommenheiten der Juliustage u. der Antwerpner Belagerung geschrieben. — Ein Bruder des berühmten L., Claude François Hilaire L., geb. 1774 zu Beaudeau, studirte ebenfalls zu Toulouse, wurde 1793 Militärarzt, 1803 zu Montpellier Med. Dr. und starb 1819. Er schrieb unter Anderem: „Réflexions particulierès sur l'art des accouchements." Nismes 1799. E. Buchner.

Larve, s. Maske.

Lasalle, von Louisenthal, Wilhelm Albert, geb. 1768 zu Dillingen im Saarbrück'schen, verrieth eine so vorherrschende Neigung zum Soldatenstande, daß ihm der Vater im dreizehnten Jahre eine Stelle als Unterlieutenant im Regimente Elsaß kaufte. Er war erster Lieutenant, als die Revolution begann. Sein Regiment blieb in der ersten Zeit treu, doch griffen die revolutionären Grundsätze in den Reihen der Soldaten bald so um sich, daß die Regierung die unzuverläßigen Truppen von der Gränze zurückrufen zu müssen glaubte. L. verlebte jetzt die traurigste Zeit; er war einer der wenigen Offiziere, die gegen die neue Ordnung der Dinge eingenommen waren, und glaubte seine beschworene Pflicht als Soldat nur dann erfüllen zu können, wenn er gegen Frankreich die Waffen ergriffe. Er trat in das Regiment Royal Allemand, das im nächsten Jahre den traurigen Feldzug der Preußen nach der Champagne mitmachte. Nach diesem wurde das Regiment der österreichischen Armee einverleibt, und nahm an den meisten Gefechten der Jahre 1793 und 1794 Theil. L. erhielt Aufforderungen, in den französischen Dienst zu treten, wies aber diese mit Abscheu zurück. Sein Großvater war auf dem Blutgerüste gefallen; sein Vater hatte drei Jahre im Gefängniß zugebracht, und sein eigener Haß gegen die Revolution hatte nicht abgenommen, wenn auch die Schreckensherrschaft inzwischen gestürzt worden war. Er gab dem holländischen Dienste den Vorzug, für den der Prinz von Löwenstein-Wertheim eben ein Jägercorps warb. In diesem war er aber nicht glücklich. Es war die Zeit von Pichegru's Einfall, und alle Tapferkeit der Einzelnen konnte gegen die Uebermacht Nichts ausrichten. L. Corps mußte die Insel Bommel nach tapferer Vertheidigung räumen, eben so Narden und Ems. Was das Schwert des Feindes und die Desertion übrig gelassen hatte, trat im März 1795 in englischen Sold und wurde im nächsten Jahre nach Westindien geschickt. Es handelte sich um die Wiedereroberung der Insel St. Lucien, deren Besitz von dem Fort Morne Fortuné abhing. L. erbot sich, mit 200 seiner Jäger und 100 Engländern den Angriff zu unternehmen; aber die kleine Schaar litt unter dem Feuer aus den höher liegenden Schanzen sehr. L. selbst erhielt zwei Kugeln in den Oberschenkel und mußte sich zurück tragen; General Abercromby glaubte ihn mit der Zusage zu trösten, daß seine Wunden ihn pensionsfähig machten. L. erklärte ihm aber, daß er nur für die Ehre fechte und bat dringend um Unterstützung seiner hart bedrängten Jäger. Sein Wunsch wurde erfüllt und die Einnahme des Forts war die Folge. Kaum wieder hergestellt, wurde er zu einem Kreuzzuge gegen die Seeräuber commandirt und nahm darauf an dem Angriffe gegen die spanische Insel Trinidad Antheil. Im nächsten Jahre ging er mit seinem Corps nach England zurück u. nahm 1800 an dem Kriege gegen Frankreich Theil. Es war ihm die Aufgabe geworden, das Augerau'sche Armeecorps durch sein Vordringen in die Thäler des Schwarzwaldes so viel als möglich abzuhalten; doch verfügte er zu diesem Behufe über viel zu geringe Streitkräfte, u. es war schon viel, daß er seine Truppen vor gänzlicher Vernichtung bewahrte. Dieser Feldzug war sein letzter; durch die vielen Feldzüge, durch seine Wunden und durch das westindische Fieber erschöpft, nahm er seinen Abschied und ging mit seiner Frau, einer Kreolin, von der Insel St. Vincent nach Bayreuth, wo er den Kurfürsten Maximilian von Bayern, seinen ehemaligen Obristen im Regimente Elsaß, fand und von demselben zum Major à la Suite ernannt wurde. Bei einer Reise zu seinen Eltern nach Frankreich vielfach von Gefahren bedroht, machte er Westindien einen letzten Besuch, um die Angelegenheiten seiner Gattin dort zu ordnen, und kaufte sich dann in der Gegend von Trier an, wo seine Tage fortan in ungestörter Ruhe verflossen. Sein Franzosenhaß verließ ihn auch jetzt noch nicht. Aller Zureden ungeachtet, war er nie zu bewegen, sich in Paris zu melden, um den auf ihn fallenden Antheil der Entschädigung der Emigranten in Empfang zu nehmen. Den Ludwigsorden, den Ludwig XVIII. ihm verliehen hatte, trug er nie. Von 1819 an nach Zweibrücken übergesiedelt, verließ er diesen ihm lieb gewordenen Wohnort, als es 1830 dort zu einigen Unruhen kam, verkaufte sein Haus und alles sonstige Ei-

genthum und kehrte nach seinem Landgute zurück. Die letzte Zeit seines Lebens war ein ewiges Leiden, von dem ihn am 27. September 1845 der Tod befreite.

Las Casas (Bartolommeo de), der edle Vertreter der schwer mißhandelten Indianer, begleitete mit seinem Vater, Anton de L., 1498 und 1502 Colombo auf seinem Fahrzeuge nach Westindien, trat dann in den Dominikanerorden und wirkte auf das Segensreichste als Missionär auf St. Domingo und als Bischof von Chiapa und Mexiko, kehrte 1551 nach Spanien zurück und starb 1566 zu Madrid. 50 Jahre war er mit unermüdlicher Ausdauer für die Sache der unterdrückten Eingeborenen thätig, durchschiffte zu diesem Zwecke 12mal den Ocean und bestürmte Ferdinand und Karl V. mit Bitten und Vorwürfen. Er bewirkte von letzterem ein Gesetz für die persönliche Freiheit der Indianer und theilweise Aufhebung der Repartimientos (Vertheilungen von Land und Leuten), doch konnte er das harte Loos der Unglücklichen nur wenig mildern. Er schrieb gegen Sepulveda seine „Relacion de la destruycion de las Indias." (Sevilla 1552, deutsch 1597.)

Las Cases, 1) Emanuel Auguste Dieudonné, (Graf, Marquis de Lecossade) der treue Gefährte Napoleons auf St. Helena, geb. 1766 auf dem Schlosse Las Cases in Languedoc, widmete sich dem Seedienste und machte später zu seiner Ausbildung große überseeische Reisen. In der Revolution wanderte er aus, nahm 1792 an dem Feldzuge in der Champagne Theil u. lebte dann in England von Privatunterricht. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich gab er in Zurückgezogenheit seinen „Atlas Historique etc." Paris 1803, deutsch. Augsb. 1843) heraus. Der wachsende Ruhm Napoleons machte den strengen Royalisten zu dessen begeistertem Anhänger. Er wurde Kammerherr und Requetenmeister, auch zu wichtigen Inspektionsreisen verwendet. Bis zur Rückkehr Napoleons von Elba schied er aus dem Staatsrathe und begleitete bei dessen 2. Abdankung den Kaiser nach St. Helena freiwillig, dessen Verbannung theilend. Doch wurde er 1816, wegen eines heimlich nach Europa beförderten Briefes, durch Hudson Lowe (s. d.) entfernt u. nach einer 8monatlichen Gefangenschaft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Ostende ans Land gesetzt. Nach einem längeren Aufenthalte in Frankfurt a. M. u. Belgien, kehrte er nach Paris zurück. Seine unermüdlichen Versuche bei den Cabineten, den Zustand des Gefangenen zu erleichtern, blieben erfolglos. Nach dessen Tode gab er das berühmte „Mémorial de St. Hélène etc." (Paris 1823, 8 Bde., in der späteren Ausgabe mit Aenderungen; deutsch Dresden 1824 und Stuttgart 1824) heraus. Seit 1830 war er mehrmals Deputirter und starb 1842 zu Passy. — 2) L. (Emanuel Pontus Dieudonné Baron v.), Sohn des Vorigen, geb. 1800 zu Vieux Chatel in der Bretagne, begleitete seinen Vater nach St. Helena, forderte 1821, wegen einer denselben beleidigenden Schrift Hudson Lowe's diesen zum Zweikampfe heraus und nahm an dem sich Weigernden mit der Reitpeitsche Genugthuung. Mehrmals Mitglied der Kammer, war er 1840 im Gefolge des Prinzen von Joinville bei Abholung der Asche Napoleons. Er schrieb: „Journal écrit à bord de le frégate la Belle-Poule." (Paris 1841.)

Lascy, Franz Moritz, Graf von, k. k. österreichischer Feldmarschall, Staats- u. Conferenzminister, stammte aus einer der edelsten Familien der Normandie, die im 11. Jahrhunderte mit Wilhelm dem Eroberer nach England überging u. sich unter Heinrich II. in Irland niederließ, wo mehre ihrer Mitglieder verschiedene der höchsten Staatswürden bekleideten. Sein Vater war der rühmlich bekannte, kaiserlich russische Feldmarschall, Graf Peter L., u. er selbst wurde 21. Oktober 1725 zu St. Petersburg geboren. Seine Erziehung u. Bildung erhielt L. seit seinem 10. Jahre zu Liegnitz u. nachher zu Wien; 1741 ward er von der Kaiserin Maria Theresia zum Kammerherrn ernannt, trat 1743 als Fähndrich in die k. k. Armee, machte seinen ersten Feldzug in Italien als Adjutant des Generals Grafen von Browne, und ward nach der Schlacht bei Beltri, wo 3 Pferde unter ihm getödtet wurden, zum Hauptmanne ernannt. Im

folgenden Jahre wohnte er dem Feldzuge gegen Preußen u. den Schlachten bei Strigau, Trautenau u. Kesselsdorf bei u. 1746 hatte er sein Feldgeräth bei 3 Armeen. Bei Piacenza, wo er viele Gefangene machte, war er Major geworden; nach dem Gefechte am Tidone bei Rottofreddo u. der Einnahme von Genua, an welchen beiden er Theil genommen hatte, eilte er nach den Niederlanden, um bei Raucour u. beim Uebergange über die Jare sich eben so nützlich, als in Italien, zu machen. Er kehrte 1747 dahin zurück, um bei dem Einfalle in die Provence u. bei der zweiten Unternehmung auf Genua gegenwärtig zu seyn, u. 1748 fand er bei der Belagerung von Mastricht Gelegenheit, seine Kenntnisse auch für diesen Theil des Dienstes geltend zu machen. Wie gut er die nun folgenden Friedensjahre zu seiner ferneren Ausbildung benützt hatte, zeigte er im 7jährigen Kriege. Gleich im Anfange desselben that er in der Schlacht bei Lowositz (d. 1. October 1756) die wichtigsten Dienste u. wurde dafür zum Generalmajor ernannt. Im folgenden Jahre befand er sich bei der Affaire bei Reichenberg, in der Schlacht bei Prag u. in dieser während ihrer Belagerung; wohnte nachher den Schlachten bei Breslau u. Lissa bei u. wurde wegen seiner Verdienste zum Feldmarschallieutenant u. Generalquartiermeister einer Armee ernannt, die fast vernichtet war u. größtentheils aus neuen, ungeübten Leuten hergestellt werden mußte, was ihm über Erwartung gelang. In seinem neuen Wirkungskreise leitete er den Entsatz von Olmütz, entwarf den Plan von Hochkirchen, wofür er das Großkreuz des Theresien-Ordens erhielt, führte 21. November 1759 die Unternehmung bei Maxen aus u. ward dafür Feldzeugmeister. Während des Feldzuges von 1760 zog sich sein Corps, immer ausgesetzt u. fast aufgeopfert, aus Schlesien nach Sachsen vor der ganzen preußischen Macht vorbei u. behielt immer den Vortheil, selbst bei den Gefechten des Nachtrabes. Dieses Corps rettete die Reichsarmee vor Dresden, erleichterte dem Feldmarschall Daun den Uebergang über die Elbe bei Torgau, so wie den Rückzug des Heeres in das Lager bei Plauen. Er machte den Marsch nach Berlin mit u. commandirte im letzten Feldzuge 1762 einen Flügel der Armee, ohne daß er aufhörte, Einfluß auf jene Geschäfte zu behalten, wodurch er sich so verdient gemacht hatte. Wozu er von nun an, als Generalinspektor der Armee 1765 und als Präsident des Hofkriegsrathes 1766, die Muße des Friedens zu verwenden bedacht war, zeigte sich 1766 in den Exercirlagern bei Iglau u. Deutschbrod, deren Einführung augenscheinlich beigetragen hat, in der Armee die Talente zu wecken und zu entwickeln. Ueberhaupt aber wird die Zeit seines Präsidiums (1766—1774) durch viele, auch bei veränderten Umständen noch fortwirkende, Anstalten in der österreichischen Kriegsverfassung immer denkwürdig bleiben. In einem glänzenden Lichte erschien L. in dem bayerischen Erbfolgekriege 1778, wo seine Stellung an der Elbe bei Arnau u. Jaromirez zwei großen Feldherren, die er gegenüber hatte, eine Gränzlinie zeichnete, welche sie nicht überschreiten durften. Weniger glückten ihm die Entwürfe, nach welchen er den ersten Feldzug gegen die Türken 1788 leitete. Von dieser Zeit an, da hohes Alter u. wankende Gesundheit ihn von unternehmender kriegerischer Thätigkeit ausschlossen, lebte er in stiller Zurückgezogenheit u. starb zu Wien den 24. November 1801. L. hatte von den gerühmten Helden des Alterthums alle Eigenschaften, durch welche diese uns in der Geschichte groß erscheinen. Kaiser Joseph II. war L.s Freund im edelsten Sinne des Wortes u. bewahrte ihm seine Freundschaft unverändert bis zu seinem Tode.

Lasiren heißt in der Malerei: eine durchsichtige Farbe auf eine andere, bereits vorhandene, auftragen, um dem Gemälde größeren Glanz u. höhere Vollendung zu geben. Man kann hiezu alle, mit Firniß fein geriebene, Lackfarben (s. d.) verwenden. Diese heißen Lasurfarben, von dem durchsichtigen Lasursteine (s. d.) also genannt.

Laskaris, 1) Konstantin, berühmter Grammatiker u. Philolog des 15. Jahrhunderts, geboren zu Konstantinopel 1454. Um die Philologie im Occidente in größere Aufnahme zu bringen, reiste er nach Italien u. lehrte in Mailand, wo

hin ihn Franz Sforza berufen hatte, um seine Tochter Hippolyta in den Wissenschaften zu unterweisen. In Rom gewann L. die freundschaftliche Gunst des Cardinals Bessarion, welcher sich um die Humanitätsstudien unvergängliche Verdienste erwarb. Nachdem er eine Zeit lange mit großem Ruhme in Neapel in der griechischen Sprache u. in der Beredtsamkeit Unterricht ertheilt hatte, nahm er zu Messina in Sicilien seinen bleibenden Wohnsitz. Pietro Bembo, der nachmalige Cardinal, begab sich nur deßhalb nach Messina, um ihn persönlich kennen zu lernen. Durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit sowohl, als auch durch seine liebenswürdige Bescheidenheit, machte L. sich so beliebt, daß ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen und er nach erfolgtem Ableben auf Staatskosten begraben wurde. Seine werthvolle Bibliothek, ausgezeichnet durch eine kostbare Sammlung griechischer Manuskripte, vermachte er dem Stadtrathe zu Messina. Später kam dieselbe nach Spanien u. ward im Eskurial aufbewahrt. Zur Erläuterung der griechischen Grammatik hat L. schätzbare Beiträge geliefert. Grammatica graeca, Mailand 1476. Diese höchst seltene Ausgabe, vom 30. Januar datirt, in 4., ist zugleich das erste gedruckte griechische Buch u. enthält auf dem ersten und zweiten Blatte eine griechische u. lateinische Vorrede von Demetrius Cretensis. Die erste Ausgabe wurde mit einer lateinischen Uebersetzung von Crastoni im October 1480 zum zweitenmale, 1489 zum drittenmale gedruckt und mit einer werthvollen Zugabe bereichert: *προοίμιον τοῦ περὶ ὀνόματος καὶ ῥήματος τρίτου βιβλίου*, 20 Bl. 4. Von diesem Stücke kennt man nur 2 Exemplare bei Spencer u. Renouard. — Lascaris erotemata gr. cum interpret. lat. Diese enthalten: De literis graecis et diphtongis, Abbreviationes, Oratio dominica et duplex salutatio B. Virginis, Symbolum apostol., Evangelium Joannis, Carmina aurea Pythagorae, Phocylidis moralia, Venedig, Febr. 1494 — März 1495, 4. In bibliographischer Hinsicht eine höchst seltene Ausgabe, weil nicht nur der erste datirte, sondern auch der erste Druck von Aldus überhaupt. De octo partibus orationis, Vened. Ald. 1498—1503. Institutiones universae cum plurimis auctariis, nuperrime impressae gr. et lat., Ferrar. 1510. Grammaticae compendium, Vened. Man. 1557. Mehres findet sich noch ungedruckt in den Bibliotheken vor, z. B.: Epitome libri XVI. Herodiani *μεγάλης προσωδίας*; Scholia in 3 primores tragoedias Euripidis. Fragmente über einige griechische Scribenten aus Calabrien und Sicilien, welche theilweise abgedruckt wurden in Hier. Ragusan. elogia Siculorum und in Fabricii Bibl. graec. II. 18. Nro. 5. pag. 625. V. 7. Nro. 15. pag. 39. 45. VI. 10. Nro. 19. pag. 613. — 2) Johannes oder Janus mit dem Beinamen Rhyndacenus, ein gelehrter Grieche, aus der Familie morgenländischer Kaiser entsprossen, begab sich nach der Eroberung von Konstantinopel 1453 nach Italien u. fand am Hofe Lorenzens von Medici freundliche Aufnahme, damals der Sammelpunkt der berühmtesten Gelehrten. Um seine Bibliothek mit den kostbarsten griechischen Manuscripten zu bereichern, sendete Lorenz von Medici L. zweimal nach Konstantinopel. Vortreffliche Ausbeute an großen Schätzen gewährte ihm die Gegend vom Berge Athos. Nach glücklich vollführtem Auftrage lud ihn König Ludwig XII. von Frankreich nach Paris ein und verlieh ihm die Gesandtschaftsstelle in Venedig. Als des Lorenz von Medici Bruder, Cardinal Johann, als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg, ward L. dem Collegium auf dem Quirinal vorgesetzt, um jungen Griechen Unterricht zu ertheilen, welche auf päpstliche Kosten hier erzogen werden sollten. König Franz von Frankreich ließ in Fontainebleau eine Bibliothek neu einrichten u. zu deren Anordnung erhielt L. den ehrenvollen Auftrag. Nach seiner Rückkehr lebte er nur wenige Jahre noch u. starb, 90 Jahre alt, in Folge heftiger Gichtanfälle 1535. Großes Verdienst erwarb er sich auch als Corrector mehrer Ausgaben der Giuntinischen Drucke in Florenz u. der Aldiner Editionen in Venedig. Ebenso bemühte er sich, aus Münzen u. anderen Ueberbleibseln des griechischen Alterthums die ursprüngliche Gestalt der großen griechischen Buchstaben aufzusuchen u. kritisch zu erweisen: De veris graec. literarum formis ac

causis apud antiquos, Paris 1536. Von seinen Schriften verdienen Erwähnung: Scholia in Nili Rhodii synopsin canonum; Explanatio canonum apostolicorum; Notae ad synodales sententias; Expositio liturgiae ad diptycha; De dignitate sacerdotum; De ordinatione Graecorum; De honoribus Graecorum; De sacramentis Graecorum; De sacramento Eucharistiae; De jure graeco et latino; Explanatio regularum Nicephori de militia Romanorum ex Polybio; eine lateinische Uebersetzung von Polybii castrorum metatio; endlich Epigrammata gr. et lat., Paris 1527. Viele Erläuterungen zur Anthologie, zu Sophokles, zu Homers Ilias und des Porphyrius Quaestiones Homericae. Ueber seinen bedeutenden Einfluß auf die Literatur des Abendlandes hat Villemain eine Monographie geschrieben: „Laskaris, oder die Griechen im 15. Jahrhunderte," Paris 1825, deutsche Uebersetzung, Straßburg 1826. Cm.

Lassen, Christian, ausgezeichneter Orientalist, geboren 1800 zu Bergen; in Christiania, Heidelberg, Bonn, in England u. Frankreich gebildet, seit 1827 Professor in Bonn, verfaßte mit E. Burnouf die erste Schrift über das Pali (Paris 1826), gab mit Schlegel den Ramayana u. Hitopadesa (2 Bde., Bonn 1829—31) heraus, unternahm ein Werk über indische Philosophie, erforschte das Prakrit (1837), erklärte mit Glück die Keilschrift, besorgte Ausgaben indischer Schriften, auch eine Sanskrit-Anthologie (1838) u. begann 1844 die Herausgabe der trefflichen „Indischen Alterthumskunde" (Band 1, Heft 1.).

Lasso, Orlando (Orlandus Lassus), geboren zu Mons 1533 — nach der Angabe des im Besitze S. M. des Königs Ludwig von Bayern befindlichen marmorenen Grabsteines von L., vergleiche Augsburger Allgemeine Zeitung vom 2. Januar 1848, Beilage — soll, seiner schönen Stimme wegen, als Knabe mehrmals entführt worden seyn. Ferdinand Gonzaga, Vicekönig von Sicilien, nahm ihn mit sich nach Italien u. ließ ihn hier musikalisch bilden. Als L., 18 Jahre alt, seine Stimme verlor, verschaffte er sich als Musiklehrer in Neapel seinen Unterhalt, erhielt aber 1551 die Kapellmeisterstelle am Lateran in Rom. 1553 bereiste er mit G. C. Brancaccio England u. Frankreich u. hielt sich hierauf einige Jahre in Antwerpen auf. Von Herzog Albrecht V. als Kapellmeister nach München berufen, blieb er unter dessen u. Wilhelms V. Regierung daselbst, bis zu seinem Tode 1595 (daß dieses Jahr sein wahres, nicht blos wahrscheinliches Todesjahr ist, beweist ebenfalls der obenerwähnte Grabstein; sein Grab befand sich ohne Zweifel auf dem ehemaligen Kirchhofe der Frauenkirche zu München). — L.s Verdienste um die schöpferische Ausübung u. Förderung eines großartigen u. erhabenen Styles in der Kirchenmusik sind ausgezeichnet, u. mit Recht zählt man ihn unter die größten Componisten des 16. Jahrhunderts. Seine Werke sind sehr zahlreich, jetzt aber selten; die meisten derselben sind unter den handschriftlichen Schätzen der k. Hof- und Staatsbibliothek in München aufbewahrt, aber nur erst dem allerkleinsten Theile nach durchforscht u. mit Uebertragung auf unsere Noten für den jetzigen Gebrauch bequem gemacht. Seine Söhne gaben eine Sammlung seiner Motetten unter dem Titel: „Magnum opus musicum", München 1604, 11 Bände, Fol., heraus. Vergleiche Dehn, Biographische Notiz über Roland de L., Berlin 1837, Augsburg A. Z. 1846 Nr. 187, 1848 Nr. 2.

Last, kommt in mehrfacher Beziehung vor, hauptsächlich aber 1) gleichbedeutend mit Schiffslast, worunter man das in Seehandel treibenden Staaten u. Plätzen übliche Gewicht für schwere Güter, die zur See verladen werden, versteht. Gewöhnlich hat die L. zwei Tonnen à 20 Centner; somit beträgt die Schwere einer L. = 4000 Pfund. Diese Bestimmung kann jedoch nur im Allgemeinen gelten, da die L. an den verschiedenen Plätzen, mehr oder weniger, rücksichtlich ihrer Schwere, von einander abweicht und überdieß auch nach dem Maße oder dem Raume, den sie einnimmt, bestimmt wird. — 2) Als Getreidemaß ist die Eintheilung der L. eben so verschieden, nach den einzelnen Ländern und Fruchtegattungen.

Lasurstein (Lapis lazuli), wird ein zu den Silicaten (s. d.) gehöriges Mineral genannt, dessen chemische Zusammensetzung noch ziemlich problematisch ist. Nach einer Analyse von Varrentrapp besteht der L. aus: Kieselerde 45,50, Schwefelsäure 5,90, Thonerde 31,76, Kalkerde 3,52, Natrum 9,09, Schwefel 0,95, Eisen 0,86, Chlor 0,42, Wasser 0,12. Es findet sich sehr selten krystallisirt in Rhombendodekaedern (s. Krystalle), meistens derb; sein Bruch ist uneben; er glänzt wenig u. ist nur an den Kanten durchscheinend; das spezifische Gewicht beträgt 2,7, die Härte ist = 5,5. Seine Farbe ist lasurblau, bisweilen mit einem Stiche ins Grünliche versehen. In der Löthrohrflamme schmilzt er nicht sehr schwer unter einigem Aufwallen zu einem weißen durchscheinenden Glase; in gelinder Rothglühhitze verändert er seine Farbe nicht. Dagegen wird sein Pulver bei Behandelung mit Säure schnell entfärbt, u. zwar bei Anwendung von Salpetersäure unter Entwickelung von Salpetergas (s. Salpeter); bei Anwendung von Salzsäure aber unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff (s. Schwefel), wobei er theilweise eine Gallerte bildet. Der L. findet sich häufig auf Gängen in Granit (s. d.) u. körnigem Kalk, dann mit Feldspath u. eingesprengtem Schwefelkies, besonders in der kleinen Bucharei, an den Ufern des Sljudänke in Sibirien, in Tibet, an mehren Orten in China, Chili 2c. Man benützt ihn besonders, um eine sehr geschätzte, schön blaue Malerfarbe, das Ultramarin (s. d.), herzustellen; übrigens wird er auch geschliffen u. verarbeitet zu Ring- u. Nadelsteinen, zu Kreuzen, Ohrgehängen, Dosen, Vasen, kleinen Bildsäulen, Uhrgehäusen, dann zu architektonischen Verzierungen, besonders in Kirchen, zur Stein-Mosaik u. s. w. Chr. Gmelin ist es geglückt, den L. auf synthetischem Wege (s. Synthesis) herzustellen u. dadurch wurde die Fabrikation des künstlichen Ultramarins begründet. C. Arendts.

Lateiner, die Bewohner des alten Latium, dessen Hauptstadt Albalonga, nachher Rom war. S. Italien u. Rom (Geschichte).

Lateran ist der Name eines Platzes in Rom, welchen dieser von der altrömischen Familie Lateranus erhielt, die bis zur Zeit Nero's denselben sammt den auf ihm stehenden Gebäuden besaß. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, 65 n. Chr., nach Einigen wegen Theilnahme an der Verschwörung Piso's, nach Anderen, weil er Christ geworden, hinrichten u. eignete sich dessen Besitzthum zu. Von da an blieb der L., nebst allen Appertinentien, kaiserliches Eigenthum, bis Konstantin der Große den dortigen Palast dem päpstlichen Stuhle schenkte, dessen Inhaber bis zur Uebersiedelung nach Avignon hier residirten. Nach der Rückkehr von da wählten die Päpste den Vatikan (s. d.) zur Residenz. Berühmt ist der L. auch durch die, seit 1122 hier abgehaltenen, ökumenischen Concilien (s. d.). — Ueber die Kirche des heiligen Johannes vom L., die Hauptkirche der ganzen katholischen Christenheit, s. unseren Artikel Rom, u. über die Cavalcade nach dem L. den Artikel Papstwahl.

Laterna magica, Zauberlaterne, heißt ein optisches Spielwerk; dasselbe besteht aus einem kleinen Kästchen von Blech, in welchem eine Lampe u. an der einen Hinterwand ein kleiner Hohlspiegel von polirtem Messingblech sich befindet. In der Vorderwand steht eine verschiebbare Rahme mit 2 Converlinsen, die sich beliebig stellen lassen. Die Lampe u. der Spiegel dienen bloß zur Beleuchtung des Objekts, das gewöhnlich auf Glas mit Wasserfarben gemalt zwischen die Lampe u. Röhre (mit den Linsengläsern) in verkehrter Stellung gebracht wird, so daß es sich in der Brennweite nahe am Brennpunkte der inneren Linsen befindet. Der Erfolg ist dann, daß das Bild von dem Objecte aufrecht und vergrößert auf einer in gehöriger Entfernung von den Gläsern sich befindenden weißen Wand in seinen Farben deutlich erscheint, vorausgesetzt, daß das Zimmer, in welchem diese optische Spielerei vorgenommen wird, gehörig verfinstert ist. Es stellt übrigens die L. m. eine vollkommene umgekehrte Camera *obscura* (s. d.) vor.

Latitudinarier, heißt die gemäßigte Partei in der bischöflichen Kirche Eng-

lands, die der High church entgegen steht u. den Uebergang zu den Presbyterianern bildet; dann nennt man überhaupt so Leute, die sich bezüglich der Dogmen einer Kirche, oder der Moral, einen weiteren Spielraum erlauben.

Latium, s. Lateiner.

Latona (griechisch Leto), eine Titanide, Tochter des Koios u. der Phöbe. Von Zeus geliebt, mußte sie diese Liebe mit dem grimmigsten Hasse der Here bezahlen, welche, da jene sich in Hoffnung fühlte, der Erde den Schwur abnahm, sie nirgends gebären zu lassen, u. sie durch einen furchtbaren Drachen, den Python, verfolgen ließ. Umherirrend auf der, überall ihr den Aufenthalt verweigernden Erde, ward L. durch Bauern selbst von einem Quell verjagt, an dem sie trinken wollte, u. verwandelte daher die Hartherzigen in Frösche. Endlich stieg die Insel Delos aus dem Meere empor, u. da diese noch nicht existirte, als die Erde der Juno den verderblichen Schwur geleistet, so konnte L. dort gebären, u. Diana, kaum dem Mutterschooße entsprungen, half der Armen bei der Geburt ihres Zwillingsbruders Apollo. Eine der ältesten Gottheiten, ward L. in Griechenland, sowohl als Titanide, wie als Geliebte des Zeus hochgeehrt, wovon selbst Merkur in der Iliade ein deutliches Zeugniß ablegt, da er mit ihr, des Zeus Freundin, nicht zu kämpfen wagt, wie auch als Mutter von Apollo u. Diana sie in großem Ansehen stand, indem die Kinder auch die kleinste Beleidigung der Mutter nicht verziehen, wie das Schicksal der unglücklichen Niobe (s. d.) beweist.

Latour, 1) Baillet, Graf von, trat jung in österreichische Militärdienste, zeichnete sich im französischen Revolutionskriege durch Treue und unverdrossene Thätigkeit aus, wurde 1789 u. 1790 als Generalmajor gegen die Brabanter angestellt, nahm Charleroi ein u. trug viel zur Wiederherstellung der Ordnung in den Niederlanden bei. 1792 commandirte er in Tournay u. räumte diese Stadt nach der Niederlage von Jemappe. Nachdem er Feldmarschall-Lieutenant geworden, leistete er in dem Feldzuge von 1793 nützliche Dienste, trug viel zum Siege bei Famars am 23. Mai bei u. eröffnete den Feldzug 1794 mit neuen Vortheilen gegen Landrecy, mußte aber bald die Unglücksfälle theilen, welche die Alliirten damals erfuhren. Im Anfange des Jahrs 1796 übernahm L. das durch Wurmsers Abgang erledigte Commando am Niederrheine. Er stand mit einer geringen Mannschaft an den Gränzen der Pfalz, als Moreau bei Kehl über den Rhein ging u. sich im Breisgau ausbreitete. L. mußte mit dem Erzherzog Karl sich bis über den Lech zurückziehen, und wurde zuerst bei Friedberg u. dann bei Freysing geschlagen. Da indessen Jourdan aus Franken getrieben war u. Moreau seinen Rückmarsch gegen den Rhein antrat, rückte ihm L. nach, ohne daß er wegen seiner geringen Truppenzahl ihn ernstlich zu beunruhigen gewagt hätte. Gegen die Mitte des Oktobers bewerkstelligte er durch geschickte Manövers in der Ortenau seine Vereinigung mit dem Erzherzoge Karl. Er unterstützte denselben mit Tapferkeit u. Einsicht u. übernahm dann das Obercommando der Rheinarmee, welches ihm der Erzherzog nach der Uebergabe der Festung Kehl u. des Brückenkopfes von Hüningen überließ. Als der in Italien abgeschlossene Waffenstillstand den Feldzug endigte, ging L. vom Commando der Armee ab. Er starb zu Wien 1806. — 2) L. d'Auvergne, Theophile, Malo Corret, geboren 1743 zu Carhair im Departement Finisterre, diente 1782 in Amerika als Freiwilliger und als Adjutant des Herzogs von Crillon von Mahon, erklärte sich beim Ausbruche der Revolution für dieselbe und zeichnete sich an der Spitze von 8000 Grenadieren bei der Pyrenäenarmee aus. Jede höhere Beförderung, als zur Stelle eines Hauptmanns, wies er zurück, obgleich ihm mehremale die eines Brigadegenerals angetragen wurde. Nach dem Baseler Frieden fiel er zur See auf dem Wege nach der Bretagne einem englischen Freibeuter in die Hände, wurde nach England gebracht u. blieb daselbst ein Jahr lange gefangen. Nach der Auswechselung beschäftigte er sich zu Passy bei Paris mit literarischen Arbeiten, stellte sich aber beim Ausbruche des Krieges 1799 für den Sohn seines Freundes Lebrigand

wieder als Soldat, focht unter Massena in der Schweiz u. 1800 in der Rheinarmee und fiel in der Schlacht bei Neuburg, kurz zuvor zum Ersten Grenadier von Frankreich ernannt. An der Stelle, wo er fiel, wurde ihm später ein Sarkophag, 1841 ein Denkmal in seinem Geburtsorte errichtet. Sein Herz wurde balsamirt u. blieb bei der Compagnie; seine Stelle in derselben blieb leer, und wenn beim Apell sein Name genannt wurde, antwortete ein Grenadier: „Geblieben auf dem Felde der Ehre!" — 3) L.-Moubourg, Marie Victor Fay, Marquis von, französischer General, geboren 1756, rettete nebst zwei anderen Offizieren die Königin Antoinette am 6. October, emigrirte als Adjutant Lafayette's, kehrte nach dem Frieden von Campo Formio zurück, focht glänzend als Klebers Adjutant in Aegypten und in allen Kriegen des Kaiserreichs. Im Jahre 1818 war er Gesandter in London, 1819—21 Kriegsminister, 1822 Gouverneur der Invaliden, begab sich aber 1830 zu dem vertriebenen Könige. Er starb 1835.

Latreille (Pierre André), berühmter Naturforscher, geboren 29. Nov. 1762 zu Brives im Departement Corrèze, kam 1778 ins Collége Lemoine nach Paris und war zum Studium der Theologie bestimmt, verließ dieses aber beim Ausbruche der Revolution, wurde während dieser zweimal des Landes verwiesen, immer aber wieder zurückberufen; 1796 veröffentlichte er seinen „Précis des caractères génériques des insectes," 1798 ließ er sich in Paris nieder, lehrte eine Zeit lang die Zoologie an der Veterinärschule in Alford und wurde 1820 Professor der Entomologie am naturhistorischen Museum in Paris; er starb den 6. Februar 1833. — L. hat sich durch seine Schriften große Verdienste erworben um die Förderung der Naturgeschichte, namentlich aber der Entomologie. Er schrieb, neben vielen kleinen Werken u. Abhandlungen: „Genera crustaceorum et insectorum secundum ordinem naturalem in familias disposita" (4 Bde., Par. 1807—9); „Cours d'entomologie" (Paris 1831). E. Buchner.

Lauban, Fabrikstadt im Regierungsbezirke Liegnitz der preußischen Provinz Schlesien, in einem freundlichen Thale am Queis, früher die vierte unter den oberlausitzischen Sechsstädten, hat eine katholische u. drei protestantische Kirchen, ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, welche sich der Pflege der Kranken widmen, Gymnasium, Waisenhaus, Bibliothek, Naturalien- und Münzcabinet u. 6000 Einwohnern, welche Leinen-, Baumwollen- u. Tuchweberei, Leinwand- u. Kattundruckereien u. Färbereien, Garn- u. Leinwandbleichen, sowie beträchtlichen Handel mit Garn u. Leinwand betreiben.

Laube (Heinrich), 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Glogau, wandte sich von der Theologie, die er zu Halle u. Breslau studirte, zur Belletristik u. redigirte von 1832—34 in Leipzig die „Zeitung für die elegante Welt." Von hier verwiesen, lebte er in Berlin, Naumburg, Muskau, seit 1841 aber wieder in Leipzig. L. gehörte seiner religiösen u. politischen Gesinnung nach früher zu dem destruktiven „jungen Deutschland" und trat in dieser Richtung auf ziemlich freche Weise mit seinem Roman „Das junge Europa" auf. Seine üppige Phantasie u. sein blühender Styl verschafften ihm übrigens den Beifall Gleichgesinnter, namentlich in seinen „Reisenovellen," „Modernen Charakteristiken," „Französischen Lustschlössern" ꝛc. In der neuesten Zeit hat er sich mehr Göthe zum Muster genommen, scheint aber an poetischer Fülle verloren zu haben u. in eine einseitige Manier zu verfallen. Indessen berechtigen seine dramatischen Stücke: Monaldeschi, Rococo, Struensee, die Karlsschüler ꝛc. zu der Erwartung, daß er in diesem Fache noch manches Tüchtige leisten werde.

Laubhüttenfest hieß das große Erntedankfest der Juden, welches am Abende nach dem 14. des 7. Monats (Tisri, im Oktober) begann und 8 Tage lange währte; es war das dritte Jahresfest, an welchem alle männlichen Israeliten bei dem Heiligthume zu Jerusalem erscheinen mußten. Zugleich war es dem Andenken des 40jährigen Aufenthaltes der Israeliten in der Wüste gewidmet, wo ihre Väter unter Zelten wohnten; daher mußten sie während der Feier des

Festes unter Hütten zubringen, welche unter freiem Himmel von Zweigen edler Baumarten aufgerichtet und kostbar ausgeziert wurden; auch trugen sie Baumzweige (Palmen-, Myrthen- und Weiden-Reiser) in den Händen, wozu ein Paradiesapfel kam. Dabei sollte dem Volke das Gesetz vorgelesen werden. Das L. war ein Fest der Freude und der Fröhlichkeit und wurde mit größeren Opfern, als gewöhnlich, begangen. Am ersten Tage wurde beim Morgenopfer das Wasser aus der Quelle Siloe feierlich dargebracht, in Beziehung auf das Felsenwasser in der Wüste — wohl, um die so nöthige Wohlthat des Regens in der Saatzeit zu erflehen. Dabei sangen die Leviten das große Alleluja mit Instrumenten-Begleitung; ein gleiches geschah auch kurz vor dem Abendopfer. So wurde die ganze Festzeit hindurch dieses Schöpfen u. Ausgießen wiederholt. Nach demselben, am Morgen, wurden die Festopfer gebracht; sie bestanden aus Brand- u. Sündopfern. Auch hielt man täglich einen Umgang mit Zweigen in den Händen um den Brandopferaltar herum, wobei sie die Zweige schüttelten u. Hosanna riefen, zum Andenken des Falles von Jericho; am 7. Tage geschah solches siebenmal. Hierauf wurde der priesterliche Segen unter feierlicher Musik ertheilt. Alle Tage nach dem Abendopfer sangen die Leviten die 15 Stufenpsalmen (Ps. 119—133) unter dem Klange der Instrumente; Priester bliesen dazu die Posaunen, indem sie auf den 15 Stufen herunter gingen, welche aus dem Vorhofe der Männer in den Vorhof der Frauen führten, auf denen die Leviten standen. Die Vornehmen tanzten dabei einen Fackeltanz, während der ganze Vorhof glänzend erleuchtet war. Diese Festlichkeiten wurden alle Nächte wiederholt. Die fünf Tage, welche auf den ersten folgten, waren nur halbe Feiertage; der 7. Tag des Festes, der 21. des Monats, wurde als ein besonders herrlicher angesehen; er hieß das große Hosanna, oder auch das Weidenfest; an diesem Tage wurden Opfermahle gehalten. Der 8. war wieder ein Sabbath. Das Opfer war geringer, der Umgang unterblieb u. man wohnte wieder in Häusern.

Laubthaler, französische große Thaler oder Neuthaler, écu de six livres, grand écu oder écu neuf, eine unter Ludwig XV. u. XVI. in den Jahren 1726—94 geprägte Silbermünze von 6 livres tournois, von denen es auch halbe, $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{10}$ u. $\frac{1}{20}$ Stücke gab. Der Feingehalt, sowie das Rauhgewicht, ist nach der Zeit und dem Orte der Ausprägung sehr verschieden; die richtigste Angabe durchschnittlich 14 Loth 6 Grän fein, bei einem Gewichte von 614 holländischen As fein, so daß $7,_{923}$ Stück auf die rauhe und $7,_{84438}$ Stück auf die feine kölnische Mark gehen und der Werth eines Stückes 1 Thlr. 17 Sgr. $5\frac{2}{3}$ Pfd. preußisch Courant ist. Dessen ungeachtet wurden sie früher in Deutschland u. der Schweiz, wo sie stark im Umlaufe waren, immer überschätzt und zu 2 fl. 45 kr. im 24. Guldenfuß angenommen, bis sie 1810 in Frankreich auf 5 Franken 80 Cent. und bald darauf in den Staaten des südwestlichen Deutschlands auf 2 fl. 40 kr. herabgesetzt, oder auch ganz außer Cours gesetzt wurden. Jetzt sind sie nach u. nach fast ganz aus dem Verkehre verschwunden, indem sie überall eingeschmolzen worden sind, sie werden nur noch al marco (s. d.) eingewechselt.

Laud, William, Erzbischof von Canterbury, geboren 1573 zu Reading (Berkshire), 1611 Jakobs I. Kaplan, 1616 Dechant zu Gloucester, begleitete Jakob I. nach Schottland, ward 1621 Bischof von St. Davids und Vertrauter Buckinghams, machte sich aber, zum Bischof von London befördert, durch sein Betragen gegen den Erzbischof Abbot und den schottischen Theologen Leighton allgemein verhaßt. Als Kanzler der Universität Oxford bereicherte er die dortige Bibliothek, verschönerte die Paulskirche u. erhielt 1633 den erzbischöflichen Sitz von Canterbury. Grausam, ungesetzlich, tyrannisch war sein Verfahren gegen andersdenkende Geistliche, wie gegen seinen früheren Freund, den Bischof Williams von Lincoln. Zugleich ward die Freiheit der Presse von ihm beschränkt. Das Parlament ward 1616 das Organ der allgemeinen Entrüstung; es ward alsbald aufgelöst u. die Steinkammer, ganz unter L.s Einfluße, schaltete ärger, als je. Endlich mußte das (lange) Parlament zusammenberufen werden, welches L. sogleich in Anklage-

stand versetzte (1641). Nach 3jähriger Haft fand das Verhör Statt, aber bei L.s geschickter Vertheidigung u. den vielen unbedeutenden Anklagepunkten schwankte das Haus der Lords. Da erklärte ihn, mit gleicher Verletzung der Verfassung, das Haus der Gemeinen des Todes schuldig. Trotz dem, daß er einen Gnadenbrief des Königs vorzeigte, ward er am 10. Januar 1645 enthauptet.

Laudanum nannten die Aerzte des Mittelalters jedes Beruhigungsmittel, vorzüglich Opiate, so wie jede Zubereitung, worin sie das Wirksame einer Substanz vereinigt glaubten. Von diesen Laudanen hat sich bis auf unsere Zeiten nur noch das sogenannte flüssige L. Sydenham's (L. liquidum) erhalten, welches ein weiniger Auszug von Opium u. Safran ist und daher auch den Namen Tinctura opii crocata führt.

Laudemium, s. Lehen.

Lauderdale, James Maitland, Graf, geboren 1752 in Schottland, war bei der Anklage Warren Hastings (s. d.) betheiligt, 1789 schottischer Pair, Freund der französischen Revolution und Gegner aller willkürlichen Maßregeln des englischen Ministeriums. Durch Fox (s. d.) wurde er 1806 Mitglied des geheimen Rathes u. Großsiegelbewahrer von Schottland und war nach Fox Sturze eines der eifrigsten Glieder der Opposition; er starb 1832.

Laudes sind ein Theil der kanonischen Tagzeiten und werden nach der Matutin abgebetet. Sie bestehen aus den nach der Rubrik einschlägigen Antiphonen, Psalmen, einem Capitel und Hymnus, dann aus dem Gesange des Zacharias — Benedictus — und einer Oration. Wenn dieselben an hohen Festtagen feierlich abgesungen werden, so wird auch der Altar beräuchert. Den Gesang des Zacharias bei den L. hat der h. Benedikt eingeführt, so wie sich auch von der Regel desselben die Benennung L. herschreibt.

Laudisten hießen die Mitglieder einer Gesellschaft, welche 1340 in Italien Lobgesänge zur Ehre Gottes, der heiligen Jungfrau, der Heiligen und Martyrer dichteten und, durch die Straßen der Städte ziehend, dieselben vor gewissen Häusern oder auf bestimmten Plätzen unisono absangen.

Laudon, s. Loudon.

Lauenburg, s. Schleswig und unsere bei dem Artikel Holstein gemachte Bemerkung.

Lauf (Läufe, laufende Figuren) nennt man eine auf- u. absteigende Folge von Tönen gleicher Geltung in merklicher Geschwindigkeit, zuweilen auch Passagen (s. d.) genannt. Geschmackvoll angewendet, sind Läufe treffliche Verzierungen eines Tonstückes. Der L. heißt diatonisch, wenn er schnell durch ganze und halbe Töne; chromatisch, wenn er schnell durch halbe Töne fortschreitet, u. Accorden-L., wenn er die Intervalle eines Accords durch mehre Oktaven anschlägt.

Lauffeuer, Leitfeuer, lose hingestreutes Pulver, welches, angezündet, schnell einen großen Raum durchläuft und zum Anzünden der Minen dient; dann bildlich überhaupt jedes Zündmittel.

Laufgraben, ein mit einer Brustwehr versehener Graben, welcher den Werken der feindlichen Festung parallel gelegt wird, um sich denselben ohne Gefahr nähern zu können. — L.enkatze ist ein kleines, flaschenartiges Werk, das zur Deckung der L.en auf den Capitälen angelegt wird.

Lauge, (von lavare, waschen, d. h. das durch Auswaschen in flüssiger Form Erhaltene) heißt im Allgemeinen jede salzige Flüssigkeit, welche man durch Behandeln einer Verbindung mit Wasser (durch Auslaugen) erhält, wenn dabei nur ein gewisser Theil in Auflösung geht; löst sich dagegen Alles auf, so heißt die Operation das Auflösen. Speziell bezieht sich jener Ausdruck auf die durch Behandelung der Asche, Pottasche, mit Wasser bereitete Solution (Aschen-L., Pottaschen-L.). Auch nennt man wohl, ohne weitere Rücksicht auf die Gewinnung u. s. w., jede Salzauflösung eine L. (Salz-L.). Diejenige L., welche

beim Krystallisiren eines Körpers zuletzt übrig bleibt und gewöhnlich keine Krystalle mehr gibt, heißt Mutter-L.

Lauingen, alte Stadt an der Donau, im Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg des Königreiches Bayern, Landgericht, Rentamt, Schullehrerseminar. Die große, im deutschen Style erbaute, Pfarrkirche zu St. Martin hat einen 300 Fuß hohen Thurm, den Meister Thomas Leberwurst 1576 vollendete. Hinter deren Choraltar ist die Familiengruft der Herzoge von Pfalz-Neuburg. Bemerkenswerth sind noch: das k. Schloß nächst der Donau, das schöne Rathhaus, 1783 nach dem Plane Quaglio's im dorisch-toskanischen Style erbaut, der 176 Fuß hohe Hofthurm, aufgeführt 1457 bis 1478, dessen Außenwände mit Denkwürdigkeiten der Stadt und mit Inschriften bemalt sind. Hospital und andere fromme Stiftungen. 3900 Einwohner, denen die Verfertigung von Baumwollen- und Leinentüchern, drei Jahrmärkte, eine große Schranne, blühender Obst- und Getreidebau, Handel und Schifffahrt gute Nahrung geben. — L. ist sicher römischen Ursprunges, wie man aus hier befindlichen Steinschriften und den Ueberresten einer Römerstraße in der Nachbarschaft entnehmen kann. — Man vermuthet hier das alte Lavinia. Zu Ende des 9. Jahrhunderts war L. ein beträchtliches Dorf von 70 Huben; im Saalbuche Herzog Ludwig des Strengen von 1278 kommt es schon als Stadt vor. Die Ringmauern u. Wehrthürme, welche ihr ein sehr romantisches Ansehen geben, hat die Stadt von Ludwig dem Bärtigen (1413). 1505 wurde sie der neuen Pfalz einverleibt. 1546 hatte Kaiser Karl V. ein Lager vor L., als er gegen den schmalkaldischen Bund zu Felde zog. — Bischof Albert der Große (s. d.), ein Licht seiner Zeit, wurde 1193 zu L. geboren. mD.

Laune (vom althochdeutschen liuni, zufällig, wandelbar), bezeichnet überhaupt eine zufällige, vorübergehende Gemüthsstimmung in Beziehung auf Denken und Empfinden, welche sich von einer angenehmen oder ungenehmen Seite zeigen kann. Im ersteren Falle ist von guter L. u. dem Launigen die Rede, im letzteren von übler L., vom Launenhaften und Launischen. Die gute L., als eine subjective Stimmung, Dinge und Verhältnisse, welche an sich nicht lächerlich sind, durch willkürliche Ansicht u. Zusammenstellung belustigend zu finden, macht diese zugleich lächerlich u. wird dadurch auch für Andere belustigend, wogegen das Launenhafte und Launische selbst ein Gegenstand der lächerlichen Darstellung seyn kann. Da die L. an sich vorübergehend ist, so sind es ihre Erzeugnisse ebenfalls; denn auch die witzige L. kümmert sich nur um Einfälle, nicht um die Bildung eines Ganzen, ohne Rücksicht sogar, ob sie durch Persiflage oder Satyre beleidigt oder Kälte erzeugt. Schon dieserhalb unterscheidet sie sich vom Humor (s. d.), mit dem sie oft gleichbedeutend genommen wird.

Laura de Noves, die berühmte Geliebte Petrarca's (s. d.), geboren zu Avignon 1307, älteste Tochter des Audibert Noves, gehörte zu den ersten Schönheiten dieser Stadt u. vermählte sich 1325 mit Hugo de Sade, dem Sprößlinge eines edlen Geschlechtes in Avignon. 1327 sah Petrarca L. zum ersten Male, fand aber nicht die geringste Erwiederung für seine glühende Leidenschaft, u. erst als er 1342, mit dem capitolinischen Lorbeer gekrönt, wieder nach Avignon kam, erwies sich seine Angebetete etwas minder streng gegen ihn. 1347 sah Petrarca L. noch einmal — zum letzten Male — in einer Gesellschaft, wo er, im traurigen Vorgefühle, auf immer Abschied von ihr nahm. L. starb auch wirklich 6. April 1348 — ein Opfer des schwarzen Todes, der damals in Avignon wüthete. Sie wurde in der Kirche des dortigen Minoritenklosters beigesetzt. 1334 hatte Petrarca ein Bildniß von ihr von dem Maler Simon von Siena erhalten, nach welchem noch mehre andere angefertigt wurden. — 1533 wurde L.s Grab geöffnet. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonett mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber das Werk eines seiner Freunde zu seyn schien, u. eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift M. L. M. J. (vielleicht: Madonna Laura

morte jace.) Büchse u. Münze wurden um 1730 von dem Untersakristan nach England verkauft, das Sonett ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde u. das Grab wurde, nebst der Kirche, in dem Revolutionssturme zerstört. Der Präfekt von Vaucluse ließ 1804 den, der Familie Sade zurückgegebenen, Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Diesen, durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen entgegen, suchte der Abbé Costaing in der Schrift: „La muse de Petrarque dans les collines de Vaucluse“ (Paris u. Avignon 1819) darzuthun, daß L. die Tochter **Adhemar's des Baur** gewesen sei; allein seine Gründe sind durchaus unhaltbar.

Lauremberg (**Hans Wilmsen**), geboren 1591 zu Rostock, Professor der Dichtkunst u. Mathematik daselbst, 1623 zu Soroe, wo er 1659 starb, der Schöpfer der deutschen Satyre, schrieb in plattdeutscher Sprache die Satyren: „De veer olde beroehmede scherzgedichte,“ 1654, oder unter andern Titel: „De nye poleerte utiopisehe bocke-boedel o. J.“

Laurent, Johann Theodor, Bischof von Chersonnesus u. apostolischer Vikar im Großherzogthume Luxemburg. Er wurde am 6. Juli 1801 zu Aachen geboren. Sein Vater war ein geborener Luxemburger, u. noch jetzt wohnen zahlreiche Verwandte des Bischofs im luxemburger Gebirgslande. (Eigentlich sollte der Name **Laurenz** geschrieben u. auch deutsch ausgesprochen werden.) Nachdem L. seine ersten Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet hatte, bezog er Behufs seiner philosophischen u. theologischen Ausbildung die Universität Bonn. Damals hatte in der rheinischen Musenstadt das Hermesische System eine fast ausschließliche Geltung erlangt, u. selbst die geistliche Oberbehörde zu Köln merkte es den Studirenden gar übel an, wenn sie nicht dem begünstigten Systeme beipflichteten. Aber ein richtiger katholischer Takt, die Frucht einer genossenen frommen häuslichen Erziehung, u. wissenschaftliche Ueberzeugung bestimmten den jungen L. schon damals, sich mit aller Entschiedenheit gegen das hermesische System zu erklären, u. sich dem Professor **Windischmann** u. den wenigen andern berühmten Männern entschieden katholischer Gesinnung, die damals die rheinische Universität zierten, enge anzuschließen. Auf Rath dieser Freunde trat er nach Vollendung seiner Universitätsstudien in das Seminar zu Lüttich ein, wo eine fromme klerikalische Zucht den Mangel an tüchtigem theologischem Unterrichte, der in fast allen belgischen Seminarien fühlbar war, ersetzte. Im Jahre 1828 durch den Weihbischof, späteren Erzbischof Clemens August, zu Münster zum Subdiakon, u. am 14. März 1829 zu Namur zum Priester geweiht, wurde er zuerst Kaplan zu Herlen u. dann Pfarrer zu Gimmenich in dem deutschen Theile der Diözese Lüttich. Jedoch nicht lange sollte er in der Verborgenheit dieser Landgemeinde wirken. Seine Freunde am Rheine u. in Westphalen hatten ihn nicht vergessen. Nachdem Clemens August den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte, wünschte er den, von ihm zum Subdiakon geweihten Priester, dessen Verlust für die Erzdiözese er höchlichst bedauerte, für sich wiederzugewinnen u. ließ deßhalb Unterhandlungen mit ihm Behufs Uebernahme einer Professur am Klerikalseminar zu Köln anknüpfen. So erwünscht dem Pfarrer L., wegen seiner hohen Verehrung gegen den Kirchenfürsten und wegen der Liebe zu seinem rheinischen Vaterlande, dieses Anerbieten seyn mußte, so konnte er dennoch nicht unbedingt den ehrenvollen Ruf annehmen. Er hatte in Lüttich an dem Bischofe v. Bommel mehr, als einen Beschützer, er hatte an ihm einen Vater u. Freund gefunden u. konnte die Bande, die ihn an diesen knüpften, nicht rücksichtslos zerreißen. Darum gab er seine Zusage, nach Köln zu kommen, nur unter der Bedingung, daß der Erzbischof selbst wegen seiner Entlassung von Gimmenich an den Bischof von Lüttich sich wenden möge. Der eigenthümlichen Lage der Dinge wegen konnte aber der Erzbischof hierauf nicht eingehen, gab jedoch den einmal gefaßten Plan, den Pfarrer L. für die Erzdiözese zu gewinnen, nicht auf. Zu gleicher Zeit war man aber auch von anderer Seite her auf ihn aufmerksam geworden. Die römische Propaganda ging schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken

im, für die sogenannten nordischen Missionen, welche sich über Hamburg, Bremen, Lübeck, Mecklenburg, Holstein u. Dänemark erstrecken, einen eigenen apostolischen Vikar zu ernennen, u. glaubte in dem Pfarrer L., dessen große Talente und Geschäftsgewandtheit in Rom empfohlen worden waren, den Mann gefunden zu haben, der im Stande wäre, diese schwierige Mission zu übernehmen. Die Missionen des Nordens, aus einzelnen ganz zerstreuten Gemeinden bestehend, unter denen nur die von Hamburg (6000 Seelen) zahlreich ist, würden früher von den Jesuiten besorgt, waren aber seit der Aufhebung des Ordens sehr in Verfall gekommen. Zuletzt standen sie unter dem Bischofe von Paderborn, der, in seiner eigenen übergroßen Diözese genugsam beschäftigt, für diese weit entfernten Gemeinden um so weniger etwas Ersprießliches zu wirken vermochte, als die bedeutenden, für sie bestimmten, Fürstenbergischen Stiftungen (der sogenannte Ferdinandäische Missionsfond) zur Hälfte schon von Napoleon eingezogen, zur anderen Hälfte aber von der preußischen Regierung zurückgehalten waren. So sehr man nun in Betreff der Wahl des apostolischen Vikars den richtigen Blick der römischen Propaganda anerkennen muß, so wurden doch anderer Seits bei dieser ganzen Unternehmung mehre höchst wichtige Punkte unberücksichtigt gelassen. Denn zuerst war der Zeitpunkt für die Ernennung eines eigenen apostolischen Vikars des Nordens ein wenig geeigneter. Es war im Jahre 1839, wo in Folge der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August von Köln eine allgemeine religiöse Bewegung die Gemüther in Deutschland ergriffen hatte, u. wo die Protestanten mit staunender Besorgniß das Erwachen des katholischen Glaubenseifers betrachteten. Wie leicht konnte die, nur durch die dringendsten Bedürfnisse der so lange verlassenen Gemeinde hervorgerufene, Ernennung eines apostolischen Vikars für die nordischen Missionen in den argwöhnischen Gemüthern den Gedanken hervorrufen, die Propaganda zu Rom gehe bereits mit dem Plane um, in den äußersten Ländern des Nordens ihre Herrschaft zu begründen. Dazu kam zweitens, daß die früher reichen Hülfsmittel dieser Missionen völlig erschöpft, neue Hülfsquellen aber, woraus der Gehalt des apostolischen Vikars und die zahlreichen Bedürfnisse der vernachlässigten Missionen bestritten werden konnten, noch gar nicht eröffnet waren. Endlich aber hatte die Propaganda es unterlassen, durch vorhergegangene diplomatische Verhandlungen mit den einzelnen, bei der Ernennung betheiligten Staaten die, möglicher Weise von dieser Seite sich erhebenden, Anstände aus dem Wege zu räumen. Die natürlichen Beschützer dieser Missionen wären Preußen u. Oesterreich gewesen. Der erstere Staat, weil die im apostolischen Vikariate zerstreuten Katholiken, die zum Theile, namentlich in Dänemark, unter dem Drucke der intolerantesten Gesetzgebung seufzen, meistens geborene Preußen sind; weil ferner die Fonds der nordischen Missionsstiftung im preußischen Staate gelegen sind u. weil die, von einem mehr als zur Hälfte protestantischen Staate angebotene, Vermittelung mehr als alles Andere geeignet gewesen wäre, etwaige protestantische Bedenken bei den betreffenden Regierungen zu beseitigen. Von Oesterreich, als der katholischen Hauptmacht in Europa, wäre um so eher eine diplomatische Unterstützung zu erwarten gewesen, als es schon seit Jahren die Beschützung der katholischen Mission in Kopenhagen übernommen hatte. Die Unterlassung eines Anspruches der österreichischen Vermittelung war um so unbegreiflicher, da von Preußen, das unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III. von einer protestantischen Bureaucratie geleitet, u. durch diese in den Kölner Kirchenstreit verwickelt, damals für eine großherzigere Politik, die auch eine Vertretung der billigen Wünsche u. Interessen der Katholiken hätte übernehmen mögen, noch Nichts zu erwarten war. Vielmehr ließ sich von Seiten dieser Bureaukratie ein offenes u. geheimes Entgegenwirken erwarten. Kaum war daher die Ernennung L's bekannt geworden u. seine Bischofsweihe zu Lüttich (den 27. Dec. 1839) erfolgt, so begannen auch schon *offene und geheime* Machinationen, dem kaum Ernannten den Weg *nach Hamburg zu vertreten.* Die große Masse der Bevölkerung Hamburgs ver-

hielt sich dabei meistens gleichgültig, u. wenn hier u. da zelotische Stimmen laut wurden, so geschah das nur in Folge einer, durch die protestantischen Prediger künstlich hervorgebrachten, Aufregung. Im Ganzen ist der Hamburger, wenngleich genußsüchtig u. sinnlich, nicht engherzig, nicht intolerant. Unter den Senatoren gab es viele aufgeklärte u. milde denkende Leute, die es sehr billig u. recht fanden, daß der bisher gar zu sehr vernachlässigten katholischen Gemeinde die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet werden sollte. Vor Allen benahm sich der Syndicus Sieveking sehr tolerant u. edel, u. ließ den Bischof wissen, in welcher Weise die begangenen diplomatischen Versehen vielleicht noch wieder gut gemacht werden könnten. Sieveking war es auch, der den Gesandten eines auswärtigen Hofes, Herrn v. H., als den bezeichnete, in welchem alle Schwierigkeiten, die der Herüberkunft des Bischofs sich entgegensetzten, ihre Quelle hätten. Dazu kam nun noch, daß der Kirchenvorstand der katholischen Gemeinde, eine ganz protestantisch organisirte Behörde, und selbst der eine der katholischen Geistlichen, dem eine so nahe Beaufsichtigung seines moralischen Betragens höchst unbequem gewesen wäre, sich zu zweideutigen Schritten gegen das Interesse des von den guten Katholiken Hamburgs so sehnlichst erwarteten Oberhirten verleiten ließen. Indeß hatte sich die Zeitungsliteratur der Sache bemächtigt; der protestantische Eifer und jegliche Leidenschaftlichkeit suchten Verdächtigungen aller Art über die Absichten Roms unter die Massen auszubreiten, u. so besonnen u. meisterlich auch Florencourts treffliche Feder in der Hamburger Börsenhalle (Nro. 1786 vom 12. Febr. und Nro. 1787 vom 15. Febr. 1840) den Gegenstand beleuchtete, so verbreitete sich dennoch die Aufregung und Erbitterung im protestantischen Volke immer mehr. Der Hamburger Senat protestirte durch Conclusum vom 25. Nov. 1839 gegen das Herkommen eines katholischen Bischofes u. theilte den Beschluß dem Syndicus Amsinck, als Präses der Deputation für die Angelegenheiten der christlichen, nicht lutherischen Religionsverwandten mit. Es wurde den katholischen Geistlichen verboten, sich mit irgend einem fremden, vom Senate nicht auctorisirten Kirchenobern einzulassen, und die übrigen betheiligten Regierungen von Bremen, Lübeck, Mecklenburg u. Dänemark schlossen sich der von Hamburg ausgehenden Protestation an. Merkwürdig war es in dieser ganzen Sache, daß auch nicht eine einzige diplomatische Verhandlung in Betreff der Angelegenheit des apostolischen Vikariats stattfand, u. daß selbst die Protestationen der betheiligten Regierungen nur durch Zeitungs-Nachrichten zur Kenntniß Derer kamen, gegen welche sie gerichtet seyn sollten. Uebrigens hatten diese öffentlichen Verhandlungen das Gute, daß die Aufmerksamkeit der Katholiken sich wieder mit mehr Interesse der fast vergessenen Missionen des Nordens zuwandte, daß in Folge lebhafter Reclamationen von Seiten der mächtigern Familien von Fürstenberg u. des Curatoriums der Ferdinandischen Stiftung durch die Preußische Regierung die Fonds der nordischen Missionsstiftung (170,000 Rthr.) restituirt, und daß endlich die brutalen Bestimmungen, namentlich der dänischen Gesetzgebung, unter denen noch im 19. Jahrhunderte die Katholiken schmachteten, zur allgemeinern Kenntnißnahme gelangten. Der Bischof Laurent aber, der, ohne sein Zuthun zum apostolischen Vikariate des Nordens berufen, schon bald nach dem Bekanntwerden seines Namens das Ziel der maßlosesten Angriffe Seitens des protestantischen Sektenhasses geworden war, hatte dafür die Genugthuung, daß von nun an sein Name von den Katholiken Deutschlands nur mit Verehrung und Liebe genannt wurde. Wie warm und innig diese Verehrung war, zeigte sich besonders bei der Gelegenheit, als er auf einige Zeit zum Besuche seiner Familie in seiner Vaterstadt Aachen sich aufhielt. Wo er in der Kirche sich zeigte, strömte das gläubige Volk massenweise zusammen, und wo er auf der Straße sich blicken ließ, da kniete rechts und links alles Volk, Vornehme sowohl, als Geringe, nieder, um seinen bischöflichen Segen zu empfangen. Das wurmte nicht wenig dem damals in Preußen herrschenden protestantischen Polizeiregiment, weßhalb es die Schmach auf sich lud, dem Bischofe den ferne-

ren Aufenthalt in seiner Vaterstadt zu verweigern. Stillschweigend entfernte sich derselbe, wohl voraussehend, daß dieses, alle Katholiken aufs Tiefste entrüstende, Benehmen auch das Seinige dazu beitragen würde, den Fall einer Bureaukratie zu beschleunigen, die den preußischen Staat in eine völlig falsche, seine ganze Zukunft bedrohende Bahn hineingeworfen hatte. Da einer Uebernahme der Verwaltung seines apostolischen Vikariats sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellten, so begab sich der Bischof L. im Jahre 1840 nach Rom, um entweder durch die Vermittelung Oesterreichs die bestehenden Hindernisse wegzuräumen, oder, falls dieses nicht gelänge, seine Stelle in die Hände des Papstes Gregor zurückzugeben. Von Seiten der österreichischen Gesandtschaft zu Rom wurde zwar der Persönlichkeit des Bischofs die ehrendste Anerkennung zu Theil, die Uebernahme einer diplomatischen Vermittelung aber ward, als voraussichtlich fruchtlos, auch deßhalb abgelehnt, weil die Propaganda zu Rom vom Anfange an die Anrufung einer österreichischen Vermittelung unterlassen hatte. In weiser Fürsorge für die ihm anvertraute, aber nie von ihm gesehene Heerde, die großentheils verwahrloset und von zweideutigen Hirten geleitet war, bat er nun den h. Vater, dem frommen Bischof von Osnabrück, **Lübke**, die Verwaltung des nordischen Vikariats anvertrauen zu wollen. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände gab der Papst Gregor XVI. seinen Bitten nach. Der Bischof von Osnabrück fand bei der Uebernahme seines neuen Amtes weniger Schwierigkeit, und die Lage der bisher verwaiseten nordischen Gemeinden hat sich seitdem durch seine thätige Hirtensorge merklich gebessert. So hat Preußen, in Folge der Engherzigkeit des damals herrschenden Beamtensystemes, durch die Uebertragung des nordischen Vikariates an einen hannöver'schen Bischof einen um so empfindlicheren Verlust erlitten, als die Stiftungen, aus denen die Missionen des Nordens unterhalten werden, auf preußischem Boden liegen. Wer mit den Verhältnissen in Deutschland vertraut ist, kann nur wünschen, daß Preußens Einfluß im Norden und Westen erstarke, u. wir wünschen es aufrichtig, zum Wohle der Kirche sowohl, als des preußischen Staates, daß die Regierung Preußens bei dargebotener Gelegenheit in wirksamer Weise den Schutz der nordischen Missionen übernehmen möge. — Von der drückenden Sorge für eine Heerde, welcher er persönlich nicht nützlich zu werden vermochte, befreit, machte nun Bischof Laurent es sich zur Aufgabe, die Stadt Rom, diese Metropole des christlichen Glaubens, die einen noch unerforschten Schatz von Wundern sowohl in ihren unterirdischen Katakomben, als in ihren überirdischen Tempeln u. Heiligthümern u. in dem Glaubensleben ihres Volkes enthält, zu „studiren." — Aus diesem Studium ganz eigener Art schöpfte er jene tiefe Begeisterung für die Weltstadt des christlichen Glaubens, für die Geschichte ihrer Martyrer, für die im Volke lebende Andacht zu der Mutter Gottes u. den Heiligen, die in seinen herrlichen Kanzelvorträgen so oft vor Tausenden von Zuhörern sich Bahn bricht. Zu Rom machte er auch die Bekanntschaft mit vielen Prälaten, Staatsmännern und Gelehrten, und ward durch ein ganz besonderes Vertrauen des Papstes Gregor XVI., der ihn zu seinem Hausprälaten und zum Assistenten am päpstlichen Throne ernannte, beehrt. Als darauf die Kölner Frage nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. in einer für Kirche und Staat ehrenvollen Weise gelöset wurde, konnte es nicht fehlen, daß auch für den Bischof Laurent sich bald ein angemessener Wirkungskreis eröffnete. In Holland bereiteten sich große religiöse Veränderungen vor. Die Katholiken, zur Zeit der Reformation unterdrückt und ihrer politischen Rechte beraubt, waren nach und nach wieder zu einer bedeutenden Zahl herangewachsen und bildeten im Jahre 1840 schon fast die Hälfte der holländischen Gesammtbevölkerung, der man eine Gleichstellung in religiösen und politischen Rechten mit den Protestanten auf die Dauer nicht versagen konnte. Der geeignete Zeitpunkt zum Beginne der nothwendig gewordenen inneren Reformen schien gekommen zu seyn, als der alte König Wilhelm I., *zugleich mit dem Abschlusse einer ehelichen Verbindung mit der katholischen Gräfin* **D'Outremont**, der Krone entsagte u. sein Sohn, der [illegible]

von Oranien, den Bildung und vielfache Lebenserfahrung über die Vorurtheile des krassen holländischen Calvinismus erhoben hatten, unter dem Namen Wilhelm II. den Thron bestieg. Verhandlungen wurden mit Rom angeknüpft, und Cappacini kam selbst zum Haag, um den Plan zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse Hollands zu entwerfen. Noch dringender wurde die kirchliche Organisirung Luxemburgs gefordert, eines ungemischten, katholischen Landes, das zur kleineren Hälfte, in Folge der Londoner Conferenzbeschlüsse als ein von Holland völlig getrenntes Großherzogthum an den König von Holland zurückgefallen war. Bis zur belgischen Revolution war dieses, in alter Zeit zu verschiedenen Diözesen, namentlich zu Trier, gehörende Land mit dem Bisthum Namur vereinigt gewesen. Als aber in Folge der Revolution die Belgier das Land besetzten, wurde für die Hauptstadt Luxemburg in der Person des Pfarrers Van der Noot ein eigner apostolischer Vikar ernannt, dessen Jurisdiktion, nach der Rückkehr des deutschen Landestheiles unter die Herrschaft des Hauses Oranien, über das ganze Großherzogthum ausgedehnt wurde. Wiewohl schon vorgerückten Alters, leitete der würdige Van der Noot die Organisirung des neuen apostolischen Vikariates und die Errichtung eines eigenen Priesterseminars mit weiser Umsicht ein. Er erkannte, wie er selbst in seinem Hirtenbriefe vom 25. März 1841 sich ausdrückt, daß das neue Seminar „der deutschen Volksthümlichkeit gemäß" einzurichten sey, und hatte hierin die Stimmung der gesammten Geistlichkeit für sich, die, bisher in den Seminarien von Metz und Namur gebildet, es sehr tief empfunden hatte, daß man in diesen französischen Anstalten auch nicht die mindeste Rücksicht auf die deutsche Nationalität der zahlreichen luxemburgischen Zöglinge genommen hatte. Als aber nach der Rückkehr des deutschen Landestheiles unter die Herrschaft des Königs der Niederlande die Männer der Revolution, meistens Leute wallonischer und französischer Abkunft, in der Religion großen Theils frivolen Grundsätzen ergeben, selbst in der Verwaltung des Landes zu großem Einflusse gelangten, als diese die luxemburgische Nationalität zu unterdrücken und unter das Joch eines hohlen französischen Sermon- und Phrasenwesens zu beugen trachteten, da fühlte er sich bei zunehmenden Beschwerden seines hohen Alters nicht mehr im Stande, dem eindringenden Strome des Verderbens einen hinreichenden Damm entgegenzusetzen. Der innere Friede des Landes wurde nach dem Hintritte des ehrenhaften Gouverneurs Willmar bedeutend gefährdet u. die bisher bestandene Harmonie zwischen dem Klerus und den Regierungsbehörden bekam einen immer tieferen Riß. Der apostolische Vikar Van der Noot äußerte sich selbst über die neue Gestaltung der Zeitverhältnisse gegen einen Verwandten und Freund: „Der Gouverneur Willmar war ein wahrer Ehrenmann; er schützte das Recht, u. war ein Freund der Kirche. Die Geistlichkeit war ihm zugethan, weil sie auf seine Gesinnung volles Vertrauen setzte, aber das frühere gute Verhältniß besteht nicht mehr; die neuen Herren meinen es nicht gut mit der Religion u. ich kann mit ihnen nicht zurechte kommen. Es ist hier ein anderer Mann nothwendig, um solchen Leuten die Spitze zu bieten." — Und wirklich richtete er an den apostolischen Stuhl das dringende Gesuch um Entbindung von seinem für ihn zu schwer gewordenen Amte. Erst unterm 13. December 1841 willigte Papst Gregor XVI. in den Rücktritt des würdigen Mannes ein, worauf dem M. Cappacini die Erhebung des Bischofs L. zum apostolischen Vikar von Luxemburg um so leichter gelang, als derselbe der Sohn eines geborenen Luxemburgers war und seine Berufung dahin von mehren angesehenen Gliedern des dortigen Klerus unterstützt wurde. Mit einer Freude, worin sich der ganze Edelmuth dieses Mannes abspiegelt, kündigte Van der Noot am 2. Sonntage in den Fasten 1842 seinem Klerus u. dem gläubigen Volke die Ernennung des Bischofs L. zum neuen apostolischen Vikar von Luxemburg an, u. machte sie mit den hohen Gaben u. persönlichen Vorzügen desselben bekannt. „Nun lässest Du, o Herr — so schreibt er — Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen. Ich lasse Euch nicht als Waisen zurück. Ihr habet zum Führer u. geistlichen

Vater einen kraftvollen Kirchenfürsten, der als zuverlässiger Vormann das von uns begonnene Werk fortsetzen, die vorhandenen kostbaren Keime alt angestammter Religiösität auf vaterländischem Boden sorgfältig pflegen, neuen Saamen der Frömmigkeit u. Tugend ausstreuen u. unsere heilige Religion, wir hoffen es, wieder zu erwünschter Blüthe u. zu hundertfältigen Früchten mit Gottes Alles besiegendem Beistande erheben wird." — Bald nach seiner Ernennung reisete der Bischof L. von Rom zum Haag, fand beim Könige die zuvorkommendste Aufnahme, trat dann unterm 12. März 1842 mit Erlassung eines wahrhaft meisterhaften Hirtenbriefes, worin sich die ganze Hoheit u. der Adel seiner Gesinnung ausspricht, die Verwaltung seiner Diözöse an. Er fand in Luxemburg eine verschiedene Aufnahme. Die obersten preußischen Militärbehörden benahmen sich in jeder Art ehrenwerth. Preußen war seit 1815 in Luxemburg der einzige Vertreter der deutschen Interessen gewesen und hatte darum von Seiten der eingedrungenen französisch-wallonischen Partei, besonders seit 1830, harte Anfeindungen erfahren. Man hatte eine künstliche Spannung zwischen dem Volke selbst u. allem Deutschen hervorgebracht u. suchte dieselbe durch jedes Mittel, das nur zum Ziele führen konnte, zu unterhalten. Gedeckt durch diese künstlich hervorgebrachte Stimmung, suchte die Revolutionspartei die Nationalsprache zu unterdrücken, in alle öffentlichen Verhandlungen die französische Sprache einzuführen u. dieselbe sogar den Volksschulen aufzudrängen. Wenn gleich es den Fremden wohl nie gelungen wäre, die deutsche Natur der Luxemburger in eine französische zu verwandeln, so hätte sie doch allmälig ein gesinnungsloses Zwittergeschlecht herangebildet, das sich die Knechtung u. Bevormundung durch die Wallonen hätte gefallen lassen müssen, wenn nicht das seit 50 Jahren verwahrlosete u. zurückgesetzte deutsche Element von innen heraus eine Kräftigung und neue Belebung bekommen hätte. Ein deutscher Bischof u., wie Van der Noot sich ausdrückt, eine „der deutschen Volksthümlichkeit entsprechende Bildung des Klerus" konnte allein die Luxemburger vor dem Verluste ihrer Nationalität bewahren. Daß bei solcher Gestaltung der Verhältnisse zwischen dem Bischofe u. den preußischen Militärbehörden ein freundschaftliches gegenseitiges Entgegenkommen stattfand u. ungetrübt sich erhalten hat, ist ein Beweis, wie richtig u. mit Ausschluß jeder Engherzigkeit von beiden Seiten die Lage der Dinge beurtheilt wird, so wie darin für Deutschland u. Luxemburg eine schöne Garantie für die Zukunft liegt. Eben so schloß sich der Klerus, mit Ausnahme weniger Individuen, mit Ergebenheit u. Liebe dem aus ihrer Mitte abstammenden Oberhirten an u. stand bei allen Prinzipienfragen einig auf seiner Seite. Dem Volke aber, in dem noch aus alter Zeit ein unverwüstlicher Kern altkatholischen Glaubens u. der sprichwörtlich gewordenen luxemburgischen Treue wohnt, war der Bischof vom Anfange an ein Gegenstand ganz besonderer Verehrung u. Liebe. Seit mehr als 100 Jahren hatte das Volk keinen Bischof mehr in seiner Sprache reden gehört. Nun aber erlebte es, daß sein Bischof an allen hohen Festtagen selbst die Kanzel bestieg u. an sein zu Tausenden versammeltes Volk in einer Weise redete, wie es nie zuvor gehört. Was die Fülle der Gedanken betrifft; was das Eingehen in die tiefesten Geheimnisse des Glaubens in einer auch dem Ungebildeten faßlichen Weise; was die Kraft der religiösen Begeisterung u. die edele Gewalt der Sprache betrifft, so mag es wenige Redner geben, die es dem Bischofe L. gleichthun. Das ganze Volk hat ihn gesehen u. gehört. Drei Monate alljährlich verwendet er auf Firmungs- und Visitationsreisen, so daß wenigstens alle 4 Jahre jede Pfarrei nach allen kanonischen Vorschriften visitirt wird. Auf den Firmungsreisen redet der Bischof selbst wenigstens zwei-, oft dreimal zum Volke auf jeder Station. Je inniger aber das Volk seinem Bischofe sich anschloß, um so mißliebiger war sein Erscheinen der französisch-wallonischen Partei, die, nachdem ihr der Sturz des Civilgouverneurs Hassenpflug (s. d.) gelungen, zu einer Art von Allgewalt in der inneren Verwaltung sich emporgearbeitet hatte, u. *selbst irreligiös*, die Kirche in jeder Art zu unterdrücken suchte u. [illegible]

Rücksicht des Anstandes und der Höflichkeit wurde von dieser Seite gegen den Bischof verletzt. Derselbe machte bei einem Regierungsrathe, der die Abtheilung der Kirchen und Schulsachen zu verwalten hatte, einem gewissen Gellé, nicht weniger als fünfmal einen persönlichen Besuch, ohne daß dieser sich herbeiließ, auch nur ein einziges Mal einen Gegenbesuch zu machen, während der preußische Gouverneur, ein geborener Prinz von Hessen, u. noch im jüngst verflossenen Sommer der Nachfolger desselben, Prinz Friedrich von Preußen, ein Prinz aus königlichem Geblüte, den Bischof nicht nur höchst ehrenvoll bei sich empfing, sondern demselben auch in aller Form den Besuch in seiner Wohnung erwiderte. Das Beispiel Gellé's steht aber nicht isolirt da, sondern ist nur eines aus vielen. Freilich mag hier dem Mangel an Erziehung, wodurch die Wallonen sich von den Franzosen, mit denen sie sonst Vieles gemein haben, unterscheiden, Manches auf Rechnung zu setzen seyn. Um eine Erbitterung der Gemüther unter den Beamten zu verbreiten, streute man überall das Gerücht aus, der Bischof verfolge die Freimaurer. Er hat aber nie gegen die Freimaurer etwas Besonderes unternommen, sondern nur die Verordnungen, wie er sie vorfand, bestehen gelassen. Nie ward einem Freimaurer, als solchem, das kirchliche Begräbniß verweigert. Wo einige derartige Verweigererungen stattfanden, da hatten sie ihren Grund in notorischer Unsittlichkeit, oder in formeller Verachtung der heiligen Sakramente. Ja, der Bischof L. hat sogar die unter Van der Noot herrschende Strenge gemildert u. den Beichtvätern anbefohlen, nicht auf die Auslieferung der Insignien zu dringen, sondern sich mit einem Ehrenworte in Betreff ihres Rücktrittes von der geheimen Gesellschaft zu begnügen. Ein einfacher Exorzismus, den der Bischof, wo es ihm nöthig schien, nach allen Vorschriften der Kirche vornahm, wurde in aller Weise lächerlich gemacht u. darüber verfälschte Berichte, angebliche authentische Darstellungen, in verschiedenen Sprachen verbreitet. Der Regierung gegenüber machte der Bischof es sich zum strengsten Grundsatze, durchaus in keine Sache, die nicht zu seiner geistlichen Verwaltung gehörte, sich einzumischen, um in Bezug auf die Kirchenangelegenheiten sich völlige Freiheit bewahren u. jeden unbefugten Uebergriff der weltlichen Behörden auf das kirchliche Gebiet abwehren zu können. Da die Regierung seit Jahren sich unbefugter Weise in viele rein kirchliche Sachen eingemischt hatte, so war es natürlich, daß bald ein Prinzipienkampf sich entzündete, bei welchem sich auf Seiten des Bischofs eine so große administrative Ueberlegenheit zeigte, daß der König regelmäßig zu seinen Gunsten in der Sache entschied. Der kundige Leser wird oft sich des Lächelns nicht enthalten können, wenn er sieht, über welche Gegenstände der Streit häufig geführt wurde u. welcher Art die „Uebergriffe" des Bischofs waren, worüber in Zeitungen u. Ständeversammlungen geklagt wurde. So z. B. hatte die Stadtbehörde von Luxemburg, aus Leuten des allerverschiedensten Schlages zusammengesetzt, die fromme Gewohnheit, die Nonnen des Stadtspitals in ihrer Gegenwart die Gelübde ablegen zu lassen, den Bischof aber bloß einzuladen, der heiligen Handlung gewissermaßen als Zeuge beizuwohnen. Der Bischof, hievon unterrichtet, erklärte sogleich, die Gelübdeablegung könne nur vor der geistlichen Behörde stattfinden. Darüber entstand aber eine große Erhitzung der Gemüther, so daß eine Klage selbst vor den König — einen Protestanten — gebracht wurde. Der König lächelte und erklärte, der Magistrat solle sich um andere Dinge bekümmern, als um Gelübdeablegung der Nonnen. Als es sich um Einrichtung des Priesterseminars handelte, ließ die weltliche Behörde einen vollständigen Unterrichtsplan für die Alumnen ausarbeiten u. bestimmte, als zu den Unterrichtsgegenständen gehörend, auch einen Cursus über Oekonomie und Landbau. Aber der König erklärte, die innere Einrichtung des Seminars sei allein Sache des Bischofs, und so mußte der ganze Entwurf ad acta gelegt werden. Die Geistlichen der Stadt ertheilten seit lange, weil am Sonntage die Kirchen fast immer besetzt und im Winter für die kleinen Kinder zu kalt waren, den Religionsunterricht in den Schulzimmern. Plötzlich fiel es der Stadtregierung ein, zu erklären, der Bischof habe kein Recht an den Schulen.

Trotz aller milden Gegenvorstellungen wurden den Geistlichen die Schulen geschlossen und der Religionsunterricht mußte auf längere Zeit unterbleiben. Endlich äußerte sich der Bischof, wenn die Schulen nicht bald wieder geöffnet würden, so sähe er sich genöthigt, den preußischen Commandanten zu bitten, daß ihm an den Sonntagen eine Kaserne für den Religionsunterricht zur Disposition gestellt würde. Die Stadtregierung, welche voraussah, was geschehen würde, ließ unter heftigen Aeußerungen über die Indiscretion des Bischofs die Schulen wieder öffnen. Obschon die Verwaltung des Bischofs durch ähnliche Belästigungen ununterbrochen angefeindet wurde, so hat er doch seit den wenigen Jahren, daß er in Luxemburg ist, für die Organisirung der neuen Diözese schon Großes vollbracht. Er hat ein Priesterseminar mit einer vollständigen theologischen Lehranstalt (mit einem Präses und 5 ordentlichen Professoren) errichtet und der Anstalt eine, der deutschen Volksthümlichkeit Luxemburgs entsprechende, Einrichtung gegeben. Ein philosophischer Cursus ist bereits damit verbunden worden. Ein sogenanntes kleines Seminar, dessen Errichtung der König verheißen hat, ist noch nicht ins Leben getreten. Der Bischof hat erklärt, um dem Lande Ausgaben zu ersparen, darauf verzichten zu wollen, wenn ihm gesetzlich die gebührende Mitbeaufsichtigung des Athenäums zu Luxemburg gesichert würde. Auch für die Hebung der Volksschulen ward nach Kräften gesorgt. Die beiden Klostercongregationen in der Stadt (Elisabethinerinnen im Spital, und von Peter Fourrier im Kloster St. Sophie), woran französische Bischöfe gemeistert und geändert hatten, führte er auf ihre ursprüngliche Regel wieder zurück. Er sorgte für ein eigenes Diözesangesangbuch (Himmelsharfe, Luxemburg 1846), wozu, mit Beseitigung alles sentimentalen und protestantisirenden Gewässers, der reiche Liederschatz der katholischen Kirche aus alter und neuer Zeit (Spee, Angelius Silesius, G. Görres, Brentano 2c.) benützt wurde. Die gedruckten Melodien sind 1847 erschienen. Die größte Wohlthat spendete er seiner Diözese durch die Bearbeitung eines neuen Diözesankatechismus, der 1847 zugleich in einer größeren und kleineren Ausgabe erschien. Derselbe ist, obwohl anscheinlich ein kleines Buch, ein wahrhaft bischöfliches Werk, und von des Bischofs eigener Hand ausgearbeitet. Der frühere Katechismus war, wenngleich manches Gute enthaltend, wirklich veraltet und unbrauchbar geworden. Die Gegner des Bischofs hatten seit lange über diesen Katechismus das roheste Geschrei erhoben, hatten Auszüge aus demselben drucken und verbreiten lassen und dabei überall die Lüge ausgestreut, als sei er der vorzüglichste Beschützer dieses Buches. Als aber plötzlich der vortreffliche Diözesankatechismus, die Frucht dreijähriger Arbeit, erschien, mußte auch diese Verläumdung verstummen. Durch einen eigenen Hirtenbrief führte er die Bruderschaft zur Verbreitung des Glaubens in seiner Diözese ein, mit einem solchen Erfolge, daß alljährlich 10,000 — 11,000 Francs für die Missionen beigetragen werden. Die Exercitien der Priester werden alljährlich unter der Leitung der P. P. Redemptoristen gehalten. Unter den Hirtenbriefen, die ganz besonders verdienen, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, zeugt wohl keiner mehr von der Hoheit seiner Gesinnung, als der bei Gelegenheit des Hamburger Brandes von ihm erlassene. „Hat auch, so heißt es darin, die göttliche Vorsehung unsere Bestimmung geändert, und von dem nördlichen Deutschland Uns an das südwestliche versetzt, so haben Wir dennoch für die einst Unserer hirtlichen Sorge Anbefohlenen eine tiefe Zuneigung und Anhänglichkeit bewahrt, welche, bei dem über sie gekommenen Jammer, Uns nicht ruhen läßt, ohne nach Unseren schwachen Kräften auf Hülfe für sie zu sinnen." Das war die Antwort des Bischofs L. auf die frühere Protestation des Hamburger Senats. Der Syndikus Sieveking übernahm es, im Auftrage des Senats für den übersendeten Betrag der Collekte dem Bischofe in verbindlicher Weise zu antworten. Je segensreicher aber die Verwaltung des Bischofs für das Emporblühen der Kirche wirkte, um so mehr entbrannte die Feindschaft seiner Widersacher gegen ihn. Da in allen Fragen, die auf administrativem Wege entschieden wurden, die Gewandtheit des Bi-

schofs regelmäßig den Sieg davontrug, so verließen sie die bisher geübte Weise, ihn zu bekämpfen, und wählten den Weg der Verläumdung und der geheimen Denunciationen. Welche Mittel und Wege hier gebraucht worden sind, das soll an diesem Orte nicht erzählt werden. Die Zeitungen haben Vieles darüber mitgetheilt, und die öffentliche Meinung hat darüber gerichtet. Anderes zu enthüllen bleibt der Zukunft vorbehalten. Sogar in Rom, bei Pius IX., ward durch die Freimaurer eine Anklage vorgebracht, aber in gebührender Weise zurückgewiesen. Dabei brachte ein schlechtes Zeitungsblatt, das Organ der französisch-wallonischen Partei, unter der Censur des Gouverneurs erscheinend, unablässig die niedrigsten Schmähartikel gegen den Bischof, die Geistlichkeit u. die Religion. Aber der König, der niemal in seinem Vertrauen zu wanken schien, fand Gelegenheit, das Gewebe von Verläumdungen und Intriguen zu durchschauen, und das Volk und der Klerus schlossen sich um so enger an seinen Bischof an, je mehr er von seinen Feinden bedrängt wurde. Es ist ein Kennzeichen wahrhaft guter Hirten, daß die Wölfe bei ihrem Erscheinen grausam heulen, die Heerde aber sich enge an dieselben anschließt. Rm.

Laurentius, 1) der Heilige u. Martyrer, von unbekannter Herkunft, war unter Papst Sixtus II. der erste der sieben Diakonen, welche im Dienste der römischen Kirche standen. Von mehren Kirchenvätern wird er auch Erzdiakon des Papstes genannt. Dieses Amt setzte hohe u. seltene Tugenden voraus; denn der Erzdiakon hatte die Aufsicht über den Schatz und das Vermögen der Kirche und mußte die Almosen unter die Armen vertheilen. In der Christenverfolgung, welche Kaiser Valerian 257 ergehen ließ, wandte dieser seine Wuth gegen die Hirten u. befahl, unvorzüglich die Bischöfe, Priester u. Diakonen hinzurichten. Der heilige Papst Sixtus II. wurde im folgenden Jahre verhaftet. Als man ihn zum Tode führte, folgte ihm sein Diakon L. weinend nach, indem er es für ein großes Unglück ansah, an dessen Leiden keinen Theil nehmen zu können: „Wo gehst du hin," rief er ihm zu, „mein Vater, ohne deinen Sohn?" „Wo gehst du hin, heiliger Oberpriester, ohne deinen Diakon? Nie verrichtetest du das Opfer, ohne daß ich dir am Altare zur Seite stand." „Wodurch habe ich es verdient, dir zu mißfallen? Hast du mich untreu gegen meine Pflicht erfunden? prüfe mich von Neuem u. sieh, ob du einen unwürdigen Diener zur Ausspendung des Blutes des Herrn erwählt hast!" Brennend vor Liebe zu Gott, wünschte L. jegliche Leiden für seinen Heiland zu erdulden. Der heilige Oberhirt, gerührt von Zärtlichkeit u. Mitleid, tröstete ihn u. gab ihm den Auftrag, alle ihm anvertrauten Kirchenschätze unter die Armen zu vertheilen, damit sie nicht von den Heiden ihres Erbtheils beraubt würden. L., entzückt, daß ihn Gott bald zu sich rufen werde, suchte mit aller Sorgfalt die dürftigen Wittwen und Waisen auf und vertheilte unter sie alles Geld, was er in Händen hatte. Er verkaufte sogar die heiligen Gefäße und verwandte deren Erlös ebenfalls für die Armen. Der Präfekt von Rom erhielt Kunde von den Reichthümern der Kirche, u. sich einbildend, die Christen hätten große Schätze verborgen, faßte er den Entschluß, sich ihrer zu bemächtigen. In dieser Absicht ließ er L. vor sich kommen u. redete ihn folgendermaßen an: „Ihr Christen beklagt euch oft, daß man euch streng behandle; jetzt ist aber von keiner Folter die Rede, ich begnüge mich, euch mit Sanftmuth zu befragen, was ihr geben könnet. Ich weiß, daß sich euere Priester goldener Gefäße bedienen, um Dankopfer darzubringen, daß sie das geheiligte Blut in silbernen Becher empfangen, u. daß ihr bei eueren nächtlichen Opfern Wachskerzen anzündet, die auf goldenen Leuchtern stehen. Liefert nur die Schätze aus, welche ihr mir verberget: Der Kaiser bedarf ihrer, um seine erschöpften Kräfte zu ersetzen. Man sagt, daß ihr nach eurer Lehre dem Kaiser geben müßt, was dem Kaiser gehört; gebet mir daher euer Geld u. begnügt euch, reich an Werken zu seyn." L. antwortete gelassen: „Ja wohl, die Kirche ist reich und der Kaiser hat keine so köstlichen Schätze, wie sie; ich werde dir einen Theil davon zeigen; nur begehre ich ein wenig Zeit von dir, um Alles gehörig zu ordnen." Der Präfekt, sich einbildend, L. werde ihm große Reichthümer überliefern, gestand ihm drei Tage

Aufschub zu. Während dieser Zeitfrist durchlief der heilige Diakon die ganze Stadt, die Armen aufsuchend, welche auf Kosten der Kirche genährt u. unterhalten wurden. Am dritten Tage versammelte er eine große Anzahl derselben, aus hinfälligen Greisen, Blinden, Stummen, Krüppeln, Aussätzigen, Waisen, Wittwen u. Jungfrauen bestehend, die er vor der Kirche aufstellte. Hierauf lud er den Präfekten ein, die besprochenen Schätze in Augenschein zu nehmen. Allein, wie groß war dessen Befremden, da er Nichts erblickte, als eine Menge Unglücklicher, wovon mehre nicht ohne Grausen anzuschauen waren. Auf den Heiligen drohende Blicke werfend, forderte er von ihm die Erklärung dieser unerwarteten Vorstellung, mit dem Befehle, die versprochenen Schätze zu zeigen. „Ist wohl Etwas hier," erwiederte L., „das dir gefällt?" Das Gold, welches du so gierig verlangst, ist mir verächtliches Metall und die Quelle aller Arten von Verbrechen. Das wahre Gold ist das Licht des Himmels, dessen diese vor deinen Augen stehenden Armen genießen. Sie finden in ihren Gebrechlichkeiten und Leiden, die sie mit Geduld ertragen, den köstlichsten Gewinn. In diesen Armen erblicke die Schätze, welche ich dir zu zeigen versprochen habe; diesen füge ich dann noch die Perlen und Edelsteine bei, die gottgeweihten Wittwen und Jungfrauen. Die Kirche, deren Zierde sie sind, wird durch sie der Gegenstand des Wohlgefallens Gottes. Sie hat keine anderen Reichthümer; dieser magst du dich zum Besten der Stadt Rom, des Kaisers und deiner selbst bedienen." Der Präfekt, wenig achtend auf die Worte des Heiligen, fuhr ihn mit zorniger Wuth an: „Wie wagst du es, Unseliger, meiner zu höhnen? Ich weiß, daß du den Tod wünschest, dieß ist die Folge deiner unsinnigen Eitelkeit; allein gedenke nicht, auf der Stelle zu sterben, ich werde deine Foltern verlängern, um dir den Tod desto schmerzvoller zu machen: langsam und stufenweise sollst du sterben." Nun befahl er, einen eisernen Rost über halbglühende Kohlen zu stellen, dann entkleidete man den Heiligen u. band ihn auf dieses Martergerüst, damit das Feuer nur allmälig in das Fleisch eindringe. Die neugetauften Christen sahen auf seinem Angesichte ein glänzendes Licht und empfanden einen von seinem Leibe duftenden Wohlgeruch. Allein die Heiden nahmen dieses zweifache Wunder nicht wahr. Der Martyrer verlangte, sagt der heilige Augustin, so sehnsüchtig nach dem Besitze Jesu, daß er an die Qualen nicht dachte, welche er erduldete. Der hl. Ambrosius bemerkt, daß, während die irdischen Flammen an seinem Leibe zehrten, das Feuer der göttlichen Liebe, weit mächtiger in seinem Herzen glühend, das Gefühl der erduldeten Schmerzen verschlang, und daß er, das Gesetz des Herrn vor Augen habend, seine Leiden selbst als eine Erfrischung u. als einen Trost ansah. Nachdem L. lange Zeit die grauenvolle Marter erduldet hatte, sagte er mit ungestörter Ruhe zu dem Richter: „Nun kannst du meinen Leib wenden, er ist auf dieser Seite ganz gebraten." Als ihn die Schergen umgewendet hatten, fügte er, sich wieder an den Richter wendend, noch bei: „Mein Fleisch ist gebraten, du kannst nun davon essen." Der Präfekt antwortete ihm nur durch Schmähungen. Indessen betete der Martyrer mit innigster Andachtglut unter Thränen zu Gott, flehend um Roms Bekehrung, wo die heiligen Apostel Petrus u. Paulus das Kreuz zuerst gepflanzt u. mit ihrem Blute begossen hatten. Nach geendigtem Gebete erhob er seine Augen gegen Himmel u. gab seinen Geist auf. Der heilige **Prudentius** behauptet ohne Bedenken, die gänzliche Bekehrung der Stadt Rom sei die Frucht der Gebete des heiligen L. gewesen, u. setzt noch bei, daß Gott sogar anfing, ihn zu erhören, bevor er noch diese Welt verlassen hatte. Mehre Senatoren, Augenzeugen seines Todes, öffneten, durch seinen Muth u. seine Frömmigkeit gerührt, ihre Augen dem Lichte der Wahrheit, trugen sogar seinen Leichnam auf ihren Schultern weg u. beerdigten ihn am 15. August 258 auf dem Veranischen Felde, an dem Wege nach Tibur. Auf die Fürbitte des heiligen L. geschahen viele Wunder. Die Kirche feiert sein Fest am 10. August. — 2) L., der **Heilige**, **Justiniani**, erster Patriarch von Venedig, geboren daselbst 1380, war ein Sohn des Bernardo Justiniani, der unter dem ersten Adel einen ausgezeichneten Rang behauptete. Seine Mutter ward früh-

zeitig Wittwe u. hatte noch für mehre unerzogene Kinder zu sorgen. In stiller Abgeschiedenheit der Buße sich widmend, machte sie die Erziehung ihrer Kinder zum Hauptgegenstande ihrer Bestrebungen. An L. bemerkte man von seinen ersten Jahren an ungemeine Gelehrigkeit, sowie in allen seinen Gesinnungen seine künftige Seelengröße. Statt jugendliche Unterhaltungen aufzusuchen, unterrichtete er sich gern im Gespräche mit weisen Männern. Seine Mutter tadelte ihn zuweilen, um ihn gegen den Stolz zu verwahren, wo er dann demüthig erwiederte, er wolle sich bemühen, es besser zu machen u. er wünsche Nichts so sehr, als ein Heiliger zu werden. Ueberzeugt, daß er nur auf Erden sei, um Gott zu dienen, bezog er alle seine Gedanken u. Handlungen auch nur auf ihn. Im 19. Jahre seines Alters fühlte er sich innerlich berufen, sich in klösterlicher Abgeschiedenheit dem Dienste des Herrn zu weihen und nahm bei den regulirten Chorherren der Congregation zum heiligen Georg das Ordenskleid. Seiner Jugend ungeachtet, übertraf er bald an Bußeifer alle seine Mitbrüder. Nie gestattete er sich eine Erholung, die nicht dem geistigen Leben förderlich gewesen wäre. Als er, während seiner Prüfungszeit von einer Halskrankheit befallen, einer schmerzlichen Operation sich unterwerfen mußte, sprach er selbst den Anwesenden, die erbebten über die Zurüstungen zum Schneiden und Brennen, Muth ein und duldete die schmerzliche Behandelung, ohne einen Seufzer auszustoßen; nur den Namen Jesus nannte er öfters. Bei den gemeinschaftlichen Andachtsübungen erschien er allezeit zuerst u. entfernte sich zuletzt. Nichts gefiel ihm mehr, als die Uebung der Demuth; die niedrigsten Verrichtungen zog er daher immer vor und trug nur die schlechtesten Kleider der Genossenschaft. In besonderen Unterredungen unterwarf er immer sein Urtheil dem der Andern. Bei seinen Almosensammlungen kam er oft an die Wohnung seiner Mutter, ohne je hineinzugehen, oder eine reichlichere Spende, als er an fremden Häusern empfing, anzunehmen. Nach empfangener Gabe dankte er u. entfernte sich, gleich einem Fremdlinge. Einige Zeit nach seiner Trennung von der Welt wurde er einer harten Prüfung durch einen alten Freund ausgesetzt, der eines der ersten Aemter in der Republik bekleidete. Dieser, erst aus dem Morgenlande zurückgekehrt, besuchte den Ordensmann in seinem Kloster und bot Alles auf, ihn in die Welt zurückzuführen. Anfangs suchte er ihn durch zärtliche Vorstellung für seine Absichten zu gewinnen, nachher aber ergoß er sich in Vorwürfe u. Schmähungen über die gewählte Lebensweise. Als er endlich ausgeredet hatte, sprach der Heilige so rührend über die Kürze des Lebens u. die Eitelkeit der Welt u. über das Glück, ungetheilt Gott zu dienen, daß sein Freund, ganz umgewandelt, der Welt selber entsagte u. im Kloster zum heiligen Georg ein gottseliges Leben führte. Nach seiner Erhebung zur Priesterwürde arbeitete L. mit vielem Segen an der Heiligung der Seelen. Als er einige Zeit nachher, seines Widerstrebens ungeachtet, zum Oberen seines Ordens gewählt worden, verbesserte er dessen innere Zucht auf eine so zweckmäßige Weise, daß er in der Folge als dessen Stifter betrachtet wurde. Sowohl in seinen öffentlichen, als besonderen Reden sprach er mit solcher Salbung von der Tugend, daß alle Herzen ergriffen wurden. Er nahm nur Wenige in seinen Orden auf u. diese prüfte er vorerst strenge u. lange Zeit. Papst Eugenius IV., des L. vorzügliche Tugend kennend, ernannte ihn 1433 zum Bischofe von Venedig. Der Heilige wandte alle Mittel an, diese Würde von sich abzulehnen, zuletzt mußte er sich jedoch der höheren Verfügung unterwerfen. In diesem neuen Stande entfernte er sich in Nichts von seiner bisher geübten Bußstrenge. Sein beharrliches Gebet zog auf ihn jene himmlische Erleuchtung und jene unüberwindliche Festigkeit herab, deren Gepräge sein ganzer Lebenswandel an sich trug. Wenn manchmal innere Zwiste den Staat verwirrten, schuf sein kluger, erleuchteter Eifer gleich wieder Frieden und Ordnung; er wußte seinen Sprengel auch in stürmischen Zeiten eben so leicht zu regieren, als ein ihm anvertrautes Kloster. Die innere Einrichtung seines Hauses athmete die Liebe für Einfachheit u. Armuth, u. da man ihm vorstellte, er sei seiner Geburt, der Würde

seines Stuhles u. der Republik auch Etwas schuldig, antwortete er: die Tugend allein sei der Schmuck des bischöflichen Amtes und ein Oberhirt dürfe keine andere Familie haben, als die Armen seines Sprengels. Durch seine Strenge gegen sich selbst, verbunden mit freundlicher Leutseligkeit u. Milde gegen Andere, erwarb er sich die allgemeine Verehrung. Er stiftete viele Klöster, erbaute eine große Anzahl Kirchen, verbannte alle bei der Feier des Gottesdienstes und der Ausspendung der Sakramente eingeschlichenen Mißbräuche, führte eine bewunderungswürdige Ordnung in seiner Kathedrale ein und errichtete in Venedig noch zehn neue Pfarreien zur Erleichterung der Seelsorge. Nach dem Tode des Patriarchen von Grado übertrug Papst Nikolaus V. die Patriarchenwürde auf den Stuhl von Venedig und ernannte L. zum ersten Patriarchen dieser Stadt. Die ersten Lebensbeschreiber des Heiligen erzählen als Augenzeugen, daß er die Gabe der Wunder u. der Weissagung besessen habe. Seine, mehre Male im Drucke erschienenen Werke, die alle sich auf die Religion beziehen, athmen überall die reinste Liebe zu Gott und die zärtlichste Andacht zu den Heilsgeheimnissen. Er war 74 Jahre alt, als er sein letztes Buch: „die Stufen der Vollkommenheit," schrieb. Kaum war aber dieses vollendet, so wurde er von einem heftigen Fieber befallen. Da er deßhalb seine Diener mit Zubereitung eines Bettes beschäftiget sah, sagte er ihnen ganz betrübt: „Was wollt ihr denn machen? ihr verlieret nur euere Zeit; mein Heiland ist an dem Kreuze gestorben. Habt ihr vergessen, daß der heilige Martinus in seinem Todeskampfe sagte, ein Christ müsse auf der Asche u. im Bußkleide sterben?" Er beharrte darauf, daß man ihn nur auf Stroh legte. Während seine Freunde rings um ihn weinten, rief er in Freuden-Entzücken aus: „Sehet den Bräutigam, laßt uns ihm entgegengehen." Dann seine Augen gegen den Himmel erhebend, fügte er bei: „Herr Jesu, ich komme zu dir." In seinem Testamente verordnete er, daß man ihn, wie einen gemeinen Ordensmann, in dem Kloster zum heiligen Georg beerdige. Als Marcellus, seiner geliebtesten Schüler einer, bitterlich weinte, tröstete er ihn mit den Worten: „Ich gehe dir voran, du wirst mir aber bald folgen. An dem nächsten Osterfeste werden wir uns wiedersehen." Diese Vorhersagung ging genau in Erfüllung. Der Heilige verschied ruhig am 8. Januar 1455, nachdem er 22 Jahre Bischof, 4 Jahre Patriarch gewesen war. Er wurde 1524 von Clemens VII. selig gesprochen u. 1690 von Alexander VIII. unter die Zahl der Heiligen gesetzt. Sein Fest verlegte man auf den 5. September, als den Tag, wo er zum Bischofe geweiht worden war.

Laurisheim, s. Lorsch.

Lauriston (Jacques Alexandre, Bernhard Law, Marquis v. L.), geboren 1764 zu Pondichery, trat 1784 in die französische Artillerie, ward 1795 Obrist, 1800 Adjutant des ersten Consuls, zeichnete sich in Kopenhagen gegen die Engländer aus, brachte 1801 die Ratifikation des Friedens von Amiens nach England, ward Brigade-, nach der Schlacht bei Austerlitz Divisionsgeneral und mit der Besitznahme von Venedig beauftragt; vertheidigte Ragusa gegen die Russen, nahm nach dem Frieden von Tilsit Besitz von der Bocha di Cataro, ward Generalgouverneur von Venedig, begleitete 1808 Napoleon als Flügeladjutant nach Erfurt, ging dann nach Spanien, zeichnete sich 1809 bei Landshut und Raab aus, belagerte u. nahm diese Festung u. führte die Garde-Artillerie bei Wagram. Als Freiwerber für Napoleon an den Kaiser von Oesterreich geschickt, geleitete er Marie Louise nach Frankreich. Er ging nun als Gesandter nach Rußland, wo er bis zur Kriegserklärung blieb u. hierauf Napoleon nach Moskau folgte. Dort wartete Napoleon umsonst auf eine Gelegenheit, ihn wieder zu Kaiser Alexander zu schicken. 1813 befehligte L. das 5. Armeecorps, besetzte mit ihm während der Schlacht von Lützen Leipzig, überflügelte bei Bautzen die Stellung der Alliirten, rückte zuerst in Breslau ein, focht nach dem Waffenstillstande in Schlesien gegen Blücher, nahm Theil an der Schlacht von Leipzig u. ward am 19. October gefangen, blieb jedoch den Rest des Krieges in Berlin.

1814 ward er Capitän-Lieutenant der Mousquétaires gris u. zog sich während der 100 Tage auf seine Güter zurück. Nach der zweiten Restauration wurde er Chef der 1. Infanterie-Division der königlichen Garde u. 1823 Marschall, führte das 2. Reservecorps der Armee in Spanien, ward nach seiner Rückkehr Minister des königlichen Hauses, 1824 Großjägermeister und starb 1828.

Laus. Der Name sehr verschiedener, meist ungeflügelter Insekten, die als Schmarotzer auf anderen Thieren leben u. sich theils vom Blute, theils vom Fette derselben, theils von den feinen u. weichsten Theilen der denselben zur Bedeckung gegebenen Federn, Haare oder Wolle nähren. Ihrem Körperbaue u. hauptsächlich ihren Freßwerkzeugen nach zerfallen sie in die Familien: 1) Pediculus oder eigentliche L., nur auf warmblütigen Thieren, deren Blut ihnen zur Nahrung dient. Sie haben einen weichen, länglichen, breitheiligen Leib, eine ungegliederte Saugröhre, 6 Füße u. sind immer ungeflügelt. Dazu gehören: a) die Kopf-L. (P. capitis), b) die Kleider-L. (P. vestimentorum), c) die Filz-L. (P. pubis), d) die Schweine-L. (P. porcinus) u. a. 2) Ricinus, Pelz- oder Zangen-L., mit Freßzangen, auf Vögeln u. verschiedenen Säugethieren, deren Flaumen-Federn u. feinere Pelztheile sie benagen, ohne Blut zu saugen. Hieher gehört auch die sogenannte Bücher-L. (Psocus pulsatorius). 3) Walzenasseln, mit weichem, walzenförmigem Körper, 5—7 Fußpaaren und mit Freßzangen. Von diesen ist besonders merkwürdig: die Wallfisch-L. (Cyamus ceti), 1 Zoll lang, mit 7 Paar Füßen, an den Finnen der Wallfische. 4) Schildkrebse (Poecilopodes), mit Rückenschild, geschwänztem Leibe u. theils Kiefern, theils Saugrüssel. Hiezu gehören die mit Rüssel u. 6—7 Fußpaaren versehenen sogenannten Fisch-Läuse, z. B. die Hummer-L. (Nicothoë astaci) &c. 5) Zu Schild-Läusen (coccus) gehörige Blatt-L. (Aphis), bloß auf Pflanzen, deren Säfte sie aussaugen. Unter den Porzellanschnecken führt auch eine, die kleinste, den Namen L., Cypraea pediculus.

Lausanne, die Hauptstadt des eidgenössischen Cantons Waadt (Pays de Vaud), mit 15,000 meist reformirten Einwohnern, liegt 450′ über dem Genfer-See u. eine ½ Stunde von diesem, am südlichen Abhange des Jorat, auf 3 ungleich hohen Hügeln u. den dazwischen liegenden Tiefen. Die Straßen sind eng u. steil, doch gibt es artige Plätze u. gut gebaute, aber nicht viele schöne Häuser. Diese Stadt ist, wegen ihrer angenehmen Lage in der Nähe des herrlichen Sees, in einem milden Klima u. wegen des feinen, gesellschaftlichen Tones der Einwohner, schon lange der Lieblingsaufenthalt vieler Fremden, vorzüglich der Engländer. Viele Ueberbleibsel römischer Alterthümer beweisen, daß an der gleichen Stelle, oder ganz nahe, eine römische Niederlassnng gestanden. Im Mittelalter war die Stadt als Sitz eines Bischofes, der nach der Reformation seine Residenz nach Freiburg verlegte, u. als Wallfahrtsort stark besucht. Sehenswerth sind: die Kathedralkirche, im edeln, gothischen Style, im Jahre 1000 zu bauen angefangen u. 1279 von Papst Gregor X. in Gegenwart Rudolphs von Habsburg u. vieler erlauchten Personen eingeweiht. Die am Anfange des 18. Jahrhunderts erbaute Kirche St. Laurent, die katholische Kirche, das Cantons-Rathhaus, zuerst Residenz des Bischofes, nachher des Bern'schen Landvogtes. Das 1587 erbaute akademische Collegium mit einer Kirche, das Cantonshospital, das Stadthaus &c. Man findet in L. mehre treffliche Unterrichtsanstalten, ein Cantonal-Museum, eine Bibliothek, zoologische u. andere Sammlungen, mehre gelehrte Gesellschaften; dagegen ist die 1537 gestiftete u. im Laufe der Zeit vergrößerte Akademie mit 14 Professoren für Theologie, Rechtswissenschaft, Physik, Philosophie, Mathematik, alte und neue Sprachen, in unsern Tagen, wie so vieles Edle und Schöne, den destruktiven Tendenzen des Radikalismus erlegen. — Unter den Fabriken sind: eine Spinnerei, gute Gerbereien; unter den Handelsartikeln sind die Landeserzeugnisse, als: Wein, Felle und Käse, die wichtigsten; auch ist die Güterversendung bedeutend. Die am meisten besuchten Spaziergänge sind: der Montbenon, die Promenade beim Casino, von wo der Genfer-See und

Savoyischen Berge, die Höhen des Wallis und des waadtländischen Ober-
ıdes sich am deutlichsten darstellen. Die Terrasse bei der Kathedrale ist eben-
ls wegen ihres ausgedehnten Horizontes besuchenswerth; außerdem finden sich
der ganzen Umgegend liebliche Partieen und schöne Standpunkte.

Lausitz (Lusatia), ein im Nordosten Deutschlands gelegener, theils zu
eußen, theils zum Königreiche Sachsen gehöriger Landstrich von 238 □ M.
:öße, welchen ungefähr 700,000 Menschen (worunter 75—80,000 Wenden, ein-
er, slavischer Volksstamm) bewohnen, wird im Norden von den preußischen
arken, im Osten von Schlesien, im Süden u. Westen von Böhmen u. Sachsen
ränzt u. in die Markgrafschaften Nieder- u. Oberlausitz getheilt. Der Name
ses Landes stammt wahrscheinlich von dem wendisch-slavischen Worte Luzyce
Moräste), obgleich nur in den nördlichen Niederungen dergleichen anzutreffen
d, da das Land von Süden her, von den schlesischen u. sächsischen Gebirgen,
ch Norden hin abdacht u. sich vom südlichen Theile der Niederlausitz erst zur
ene abzuflachen beginnt. Die Oberlausitz, welche, außer der Tafelfichte, der
ndeskrone (bei Görlitz), dem Hochstein, dem Oybin (bei Zittau) und den Kö-
zshayner Bergen, u. außer einigen geringen ebenen Theilen im Nordwesten, fast
rchgängig hügelig ist, gewährt reizende Ansichten, merkwürdige Naturschönheiten,
fert Eisenerde, Braunkohlen (bei Zittau), Alaun (bei Muskau, berühmt durch
ıen der schönsten Parke in Europa, vom früheren Besitzer, dem Fürsten Pückler,
gelegt, jetzt aber dem Prinzen Friedrich der Niederlande angehörig) u. ansehn-
he Torflager; ihr Boden eignet sich vorzugsweise zu Ackerbau und Viehzucht,
e auch hier in hoher Cultur blühen. Doch die meisten Hände dieses Landes-
eiles beschäftigt der Gewerbfleiß u. zwar in den Städten die Tuch- u. Strumpf-
brikation u. in den südlichen Gebirgsdörfern, von denen mehre 3 — 5000 Einw.
hlen, die Weberei, welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte, in späterer
it etwas sank, jetzt aber durch den Zittauer Verein wieder gehoben worden ist.
ıter diesen Dörfern zeichnet sich besonders Groß-Schönau, ein Dorf mit 4000
nwohnern bei Zittau, aus, welches Tafelzeuge verfertigt, die dem feinsten Da-
ıst an Glanz u. Feinheit nicht nachstehen. An diesem Gewerbfleiße haben jedoch
ıs Deutsche Antheil, da die Wenden sich nur mit Ackerbau und Viehzucht ab-
ben. Der Hauptsitz des lausitzer Gewerbfleißes ist vorzugsweise die sächsische Ober-
usitz, besonders um die Gegend von Zittau. Seit der neuen Eintheilung des Landes
det sie den Hauptbestandtheil des Kreisdirektionsbezirkes Bautzen u. hat, mit Ein-
luß der früheren böhmischen Parzellen u. der 1845 von Oesterreich an Sachsen abge-
etenen Enclaven Schirgiswalde u. s. w., einen Flächenraum von 41 □ Meilen mit
6,000 Einw., worunter ungefähr 18,000 Katholiken sind. Sie umfaßt die Vier-
ädte Bautzen (s. d.), Zittau (s. d.), Kamenz (s. d.), u. Löbau (s. d.);
e Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf; das katholische Domstift
t. Petri zu Bautzen und die Klöster Marienstern und Marienthal u. die Land-
ädte u. Rittergüter der nach den Vierstädten benannten Distrikte. Die Central-
hörden des Königreichs Sachsen sind gegenwärtig den Erblanden u. der Ober-
usitz gemeinschaftlich. In Bautzen bestehen eine Regierungsbehörde u. ein Appel-
tionsgericht. Die Abgaben der Oberlausitz sind denen in den Erblanden gleich-
stellt und das Schuldenwesen beider Landestheile ist in der Staatsschuldencasse
reinigt worden. Die preußische Oberlausitz, ein Areal von 65 □ Meilen,
t ungefähr 170,000 Einwohnern, besteht aus den Kreisen Görlitz (s. d.),
othenburg, Hoyerswerda und Lauban (mit seinem 1320 gestifteten u. noch be-
henden Kloster der Magdalenerinnen), und ist mit Schlesien (Regierungsbezirk
egnitz) verbunden. Die Niederlausitz ist eben, sandig, waldig und sumpfig.
edeutend ist besonders der Spreewald, 170,000 Morgen Landes, u. der an der
rdöstlichen Gränze (bei Friedland) gelegene Schwielochsee, ½ □ Meile groß.
uch in ihr ist bedeutende Fabrikation von Tuchen, Leder u. s. w. besonders in
rst, Guben und Kottbus, welches früher eine preußische Enclave bildete. In
uerer Zeit wurde in Guben besonders der Weinbau veredelt. Außer allen

Arten von Hölzern bringt das Land allerlei Getreide, zeichnet sich, wie die preußische Oberlausitz, durch Bienenzucht aus, die Viehzucht ist jedoch nur hin u. wieder gehoben worden. Außerdem wird Schwaden-, Flachs-, Tabak-, Hopfen- u. um Lübbenau besonders Kräuter- und Gartenbau getrieben. Die Niederlausitz ist in sieben Kreise: Luckau, Lübben, Kalau, Spremberg, Kottbus, Guben u. Sorau getheilt u. zählt, mit Einschluß der dazu geschlagenen meißnischen Aemter Senftenberg und Fürstenwalde, auf einem Areal von 134 □ Meilen gegen 230,000 Einwohner. Sie hatte früher ebenfalls eine ständische Verfassung, die aber, gleichwie die der preußischen Oberlausitz, mit dem Landestheile (Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt a. O.), mit welchem sie vereinigt, verschmolzen wurde. Die Flüsse beider Theile der L. sind: die schwarze Elster (linker Nebenfluß der Elbe), die Spree und die lausitzer Neisse (rechter Nebenfluß der Oder). Das Klima im Süden ist heiter, rein u. gesund, dagegen im Norden häufig trüb u. ungesund. — Die gesammte L. wurde seit der Völkerwanderung durch slavische Stämme bewohnt, welche unter eigenen freien Häuptlingen standen. In der Oberlausitz saßen die Milziener, in der Niederlausitz die mit den Wilzen, welche sich bis zur Ostsee hin ausbreiteten, stammverwandten Lusizer. Auch bei ihnen fand sich, wie bei den Czechen in Böhmen, die Verehrung des Belbog (weißen, d. i. guten) u. Czerenbog (schwarzen, d. i. bösen Gottes). Diese Stammväter der noch heute vorhandenen Wenden wurden 920 von Kaiser Heinrich I. zinsbar gemacht u. von Kaiser Otto I. 968 zum Christenthume bekehrt. Von ihm wurde die jetzige Niederlausitz in eine Mark (die östliche, Ostmark, Marchia orientalis) verwandelt. Schon zu Heinrichs I. Zeiten soll Gero, ein vornehmer Sachse aus der Gegend des Harzes, der dem deutschen Reiche den Herzog Micislaw I. von Polen unterwarf und 965 starb, diese östliche Mark besessen haben. Ihm folgte wahrscheinlich sein Schwager Ditmar I. als Markgraf der Ostmark bis 978. Unter dessen Sohne u. Nachfolger Gero II. wurde die L. von Boleslav II., Herzog von Polen, 1015 erobert, wo Gero selbst in der Schlacht im Gaue Didesi gegen Micislaw, den Sohn Boleslavs, fiel. Auf Vermittelung des Kaisers Heinrich II. wurde sie indessen an Gero's Sohn Ditmar II. 1018 zurückgegeben, mit dessen zweitem Sohne, Otto, 1031 dieses Geschlecht erlosch. Hierauf wurde Graf Dedo von Wettin, der Stammvater des jetzigen sächsischen Fürstenhauses, mit der L. belehnt, doch scheint er sich nur vollkommen in der Ober-L. behauptet zu haben, während die Nieder-L. fortwährend Polens Oberhoheit anerkannte. Nach dessen Tode 1075 übertrug Kaiser Heinrich IV. die ganze L. dem Herzoge Wratislaw von Böhmen, zur Belohnung für den gegen die Sachsen und Thüringer ihm geleisteten Beistand; als aber Wratislav 1092 starb, ging sie wieder an Heinrich den Aelteren von Wettin über. Dieser starb 1103 und hinterließ eine schwangere Gemahlin, welche bald nachher von Heinrich dem Jüngeren entbunden wurde, der die Lausitz 1123 an Wiprecht von Groitsch, den Eidam Wratislaws von Böhmen verlor, worauf Wiprechts Sohn Heinrich, der bis 1131 mit Adalbert von Sachsen über deren Besitz stritt, dieses ganze Land an sich brachte. Da er indessen 1136 kinderlos starb, so fiel die Nieder-L. mit einem Theile der Ober-L. an Konrad den Großen von Meißen, der damit von Kaiser Lothar II. belehnt wurde; der übrige Theil der Ober-L. (mit den Städten Görlitz, Bautzen und Zittau) an den böhmischen Fürsten Sobieslav. Der von Konrad von Meißen erworbene Theil der L. blieb bei seinem Hause bis 1303, wo ihn Markgraf Dietrich der Jüngere (Diezmann) an den Markgrafen von Brandenburg verkaufte. Friedrich der Gebissene von Meißen suchte ihn später wieder zu gewinnen; nachdem er aber in die Gefangenschaft des Markgrafen Waldemar von Brandenburg gefallen war, mußte er im Vertrage zu Tangermünde 1312 gänzlich auf alle seine Ansprüche verzichten. Markgraf Albrecht II. von Brandenburg hatte durch Heirath 1206 Kamenz und Ruhland in der Ober-L. erworben; Markgraf Otto III. von Brandenburg erhielt, als Eidam des Königs Wenzeslav Ottokar von Böhmen, 1231 den Rest derselben bis auf die Pflege von Zittau, welche bei Böhmen

blieb. Nach dem Erlöschen des askanischen Hauses in Brandenburg kam die Nieder-L. mit Brandenburg an das Haus Wittelsbach 1320, indem Kaiser Ludwig der Bayer beide Länder seinem Sohne Ludwig gab, während die Stände der Ober-L. sich freiwillig dem böhmischen Könige Johann von Luxemburg unterwarfen und der Herzog Heinrich von Jauer, wegen der Ansprüche seiner Gemahlin Mathilde, die Städte Görlitz und Lauban mit ihrer Pflege 1319 erhielt, die er indessen 1329 gegen anderweitige Entschädigung ebenfalls an Böhmen abtrat. Durch diese freiwillige Unterwerfung erhielt Johann die kaiserliche Belehnung und begnadigte die Stände mit vielen Freiheiten, deren auch die Sechsstädte (Zittau, Löbau, Lauban, Görlitz, Kamenz, Bautzen) welche 1337 einen Bund gegen die Uebermacht des Adels schlossen, später theilhaftig wurden. In den hussitischen Kriegen blieb die Ober-L. den böhmischen Königen treu, wurde aber dafür furchtbar von den Hussiten verheert. Kaiser Karl IV. gab seinem jüngsten Sohne Johann 1376 die Lausitz zu Lehen, nachdem er Ludwigs von Brandenburg Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto dem Finnen deren Rechte auf die Niederlausitz abgekauft und sie 1370, so wie 1355 die Oberlausitz, durch eine eigene Urkunde dem Königreiche Böhmen einverleibt hatte. Dieser Johann nahm den Titel eines Herzogs von Görlitz an. Nach Erlöschen des luxemburgischen Kaiserhauses kam die Lausitz an Sigmunds Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, dem sein Sohn Wladislaw im Besitze derselben folgte. Als aber der böhmische Statthalter Georg Podiebrad sich zum Könige von Böhmen erhoben hatte, erkannten sie 1459 denselben zwar an, unterwarfen sich aber 1467 dem Matthias Corvinus, König von Ungarn, der nach langem Kampfe mit Wladislaw, einem Sohne Kasimirs IV., die Krone Böhmens erwarb und bei dem sie auch im Frieden von Olmütz 1479 verblieb. Dieser bestätigte den Ständen ihre Freiheiten, erneuerte den Bund der Sechsstädte, wodurch sie fast die Rechte freier Reichsstädte erlangten und eigene Truppen hielten, sich auch in den Kriegen jener Zeit meist auf eigene Faust vertheidigten, und unter ihm kamen die Namen Niederlausitz für den nördlichen, und Oberlausitz für den südlichen Theil auf. Nach Matthias Tode 1516 kam die Lausitz, da dessen Sohn Ludwig 1526 im Kriege gegen die Türken blieb, an seinen Schwager Ferdinand I. von Oesterreich, Karls V. Bruder, von dem sie, wegen eigenmächtiger Einführung des Protestantismus, harte Bedrückungen erlitt, und der den Sechsstädten, weil sie Hülfstruppen für den schmalkaldischen Krieg verweigerten, den größten Theil ihrer Freiheiten entzog. Nach dem Tode des Kaisers Matthias II. 1619 erwählten die Böhmen und Lausitzer den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige; als aber dieser 1620 geschlagen und geächtet wurde, besetzte Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen, die Lausitz und Schlesien und nahm diese Länder für den neuerwählten Kaiser Ferdinand II. in Besitz, ließ sich aber die Lausitz, für alle demselben geleisteten Kriegsdienste, für welche er eine Summe von 7 Mill. Thl. anrechnete, 1623 unterpfändlich verschreiben u., als Sachsen im 30jähr. Kriege zu Prag am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser einen Separatfrieden schloß, erhielt Johann Georg die beiden Markgrafschaften Ober- und Nieder-L. als Mannslehen der Krone Böhmen zu erblichem Besitz, mit der Bestimmung, daß nach dem Erlöschen der sächsischen Kurlinie dieselben auf die herzogliche Linie zu Altenburg, oder, wenn diese früher aussterben sollte, auf die ehelichen Töchter des Kurfürsten von Sachsen u. deren männliche Nachkommen übergehen sollten, in welchem letzteren Falle sich jedoch die Krone Böhmen vorbehielt, entweder die Succession anzuerkennen, oder die geforderte Summe von 72 Tonnen Goldes zu bezahlen und die L.n zurückzunehmen. Sollten jedoch alle diese sächsischen Linien erlöschen, so sollten die L.er der Krone Böhmen unentgeltlich wieder zufallen. Oesterreich behielt sich ferner die Gewährleistung u. das Schutzrecht über die in beiden L.en wohnenden Katholiken, der Stifter derselben u. deren Eigenthum vor, dergestalt, *daß sie in Religionssachen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit eximirt seyn, unter dem obersten Schutze des Königs von Böhmen stehen u. die*

katholischen Klöster u. Stifter weder aufgehoben werden, noch aussterben sollten. Seitdem blieb die L. als ein gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges Nebenland bei den kursächsischen Erblanden u. theilte alle Schicksale derselben bis 1815, wo die ganze Niederl. u. der größere Theil der Oberl. an Preußen fiel. Der Kottbuser Kreis, der schon 1461 u. 1550 an Brandenburg gekommen war, ward im Posener Frieden 1806 Sachsen überlassen, fiel aber am 18. Mai 1815, in Folge der Wiener Congreßverhandlungen, ebenfalls wieder an Preußen zurück. — Die Verfassung des Landes unter Sachsen war eine ständische. Die Stände der Oberl. waren: die Besitzer der vier Standesherrschaften Hoyerswerda, Königsbrück, Muskau u. Seitenberg; die Prälaten (als solche: der Dechant zu Bautzen, die Aebtissinnen zu Marienstern u. Marienthal u. die Priorin der Magdalenerinnen zu Lauban); die gräflichen, freiherrlichen, adeligen u. bürgerlichen Besitzer der Ritter- u. Lehngüter, welche die Ritterschaft u. Mannschaft ausmachten, u. die unmittelbaren landesherrlichen Sechsstädte. Auf den Landtagen selbst durften keine bürgerlichen, sondern nur adelige Gutsbesitzer erscheinen, die 16 Ahnen nachweisen konnten. Der Adel der Oberl. genoß besondere Vorrechte, darunter den Vortritt oder Rittersprung (s. d.). Die Landesregierung lag, wie in der Niederl., in den Händen eines Oberamtsregierungspräsidenten, eines Landeshauptmannes, der Landesältesten, eines Landsyndikus u. mehrer anderer Beamten; das Landgericht war das oberste Tribunal. Die Stände hatten das Recht, zu höheren Landesämtern Personen zu wählen oder vorzuschlagen, sich nach eigenen Gesetzen (theils geschriebenen, theils Gewohnheitsrechten) zu richten u. waren dem geheimen Conseil untergeben. Die Niederl. war in die fünf Kreise Kalau, Luckau, Lübben (Krummspren), Spremberg u. Guben getheilt. Die Stände waren die Prälaten (der Abt des Cisterzienserklosters Neuzella und die unter das Heermeisterthum zu Sonnenburg gehörigen Aemter Friedland (am Schwielochsee) u. Schenkendorf); die Herren der Herrschaften Dobrilick, Forst (oder Forsta), Pförten, Sorau, Leuthen, Drehna, Spremberg, Sonnenwalde, Straupitz, Liberose, Lübbenau, Amtitz, die adeligen Besitzer der Ritter- u. Lehngüter, aus welchen der Ritterstand bestand, u. die Kreisstädte Luckau, Guben, Lübben u. Kalau. Bei der 1815 erfolgten Theilung wurde der ganze ständische Verband zerrissen; die Lehnsherrlichkeit u. das Schutzrecht über die katholischen Stifter ging in den preußischen Theilen auf Preußen über; letztere wurden, wegen besonderer Vorrechte, in der Oberl. (Lauben) zwar erhalten, das reiche Cisterzienserstift Neuzella aber wurde aufgehoben. Die Oberl. trat in den Landschaftsverband mit Schlesien, die Niederl. in den mit Brandenburg, obwohl der Landstand der letzteren noch eigene Funktionen u. einen Landschaftssyndikus (in der letzteren Zeit Ernst, Freiherr von Houwald (bekannter Dichter, s. d.) u. nach dessen Tode Freiherr von Patow beibehalten hat u. landständische Vorberathungen in Lübben hält. Die sächsische Oberl. behielt Stände, welche aus dem Stande vom Lande (den Standesherren u. Vertretern der Stifter u. den adeligen Rittergutsbesitzern) u. dem Städtestande (den Deputirten der Räthe der Vierstädte) bestehen u. jährlich drei Landtage in Bautzen haben. Seit 1817 nehmen sie Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen des Königreichs Sachsen u. 1820 wurden überdieß von den, in der Oberl. nicht landtagsfähigen, Rittergutsbesitzern eilf Mitglieder durch Wahl in die erbländisch-ständische Versammlung ernannt. Durch die Constitution wurde eine Abänderung der bisherigen Partikularverfassung der Oberl. nothwendig, welche durch eine Uebereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. December 1832 u. durch Urkunde vom 17. November 1834 festgesetzt, am 1. Januar 1835 in Kraft trat u. wonach bestimmt u. verbürgt wurde, daß in ihrer Religions- u. kirchlichen Verfassung, welche durch den Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. April 1836 vertragsmäßig feststeht, Nichts ohne Einwilligung der *oberl.ischen* Provinzialstände abgeändert werden kann. Zu diesem Verbande wurde zugleich (1835) das Amt Stolpen geschlagen, welches mit dem übrigen

Theile der sächsischen Oberl. unter der Kreisdirektion Bautzen steht. — Das neueste Werk über die L. ist: Scholtz, Gesammtgeschichte der Ober- u. Niederl., 2 Bde., Halle 1847—48. wR.

Laute (italienisch liuto), ein altes, jetzt ganz außer Gebrauch gekommenes Saiteninstrument, das seinen Ursprung wahrscheinlich der Lyra (s. d.) verdankt. Als Griffbret-Instrument findet die L. sich schon bei den alten Aegyptern, freilich ungestaltet, mit einem meist unverhältnißmäßig langen Halse, einem gewöhnlich runden Schallkörper, bisweilen guitarrenartig u. sehr klein u. mit den Fingern der rechten Hand klingend gemacht. Sie soll den Arabern gleichfalls eigenthümlich gewesen u. von den Mauren unter dem Namen Laoud nach Spanien gebracht worden seyn. Sie hatte eilf Saiten u. war ein, nicht nach Noten, sondern nach Ziffern schwierig zu spielendes Instrument. Gerber leitet den Namen ab von dem arabischen oud, Schale, u. dem Artikel al (Aloud), womit ihre ursprüngliche runde Form angedeutet werden soll. Später wurde die L. aus dünnen zusammengeleimten Spänen von Ahornholz verfertigt u. mit 24—26 Darmsaiten bezogen. Die Stimmung war gewöhnlich d. moll, u. die Tonstücke wurden nicht mit Noten, sondern mit Buchstaben auf 6 Linien, u. dann 1509 in Italien, wo die L. von Spanien aus eingeführt war, wieder, wie ursprünglich, mit Ziffern bezeichnet. Wie die Troubadours, begleiteten auch die Minnesänger ihre Lieder u. Gedichte mit der L. Die deutschen, von der Guitarre verdrängten s. g. L.n aber waren eigentlich Theorben, d. h. ein in der Mitte des 17. Jahrhunderts erfundenes l.artiges Instrument, das seiner Größe wegen auch Baßlaute, italienisch Archiliuto, genannt ist. Die Theorbe hatte einen doppelten Hals; der kleinere enthielt die Discantsaiten, der größere acht Baßsaiten. Man bediente sich ihrer bei Kirchenmusiken u. Opern zur Begleitung in Accorden, oder wie man sagte, um Generalbaß darauf zu spielen, sie ist aber ganz außer Gebrauch gekommen.

Lava, ist die in glühendem u. geschmolzenem Zustande aus den Vulkanen fließende u. dann verhärtete u. erkaltete Masse, welche gewöhnlich ein Gemenge von Feldspath, Augit, Magneteisen, Leuzit u. dergleichen ist, in welchem bald der Feldspath, bald der Leuzit, bald der Augit vorherrscht, wodurch eine große Verschiedenheit in Ansehen, Struktur ꝛc. hervorgebracht wird. Von Farbe ist die L. häufig grau, aber auch schwarz, gelblich, röthlich ꝛc. in den verschiedensten Nuancen gefärbt, meist körnig, bisweilen scheinbar gleichartig u. sehr feinkörnig, bisweilen mit deutlicher krystallinischer Absonderung der Gemengtheile, zuweilen porphyrartig u. porös oder schlackig; u. selbst von den verschiedenen Ausbrüchen des nämlichen Vulkans ist die L. nicht von gleicher Beschaffenheit; nicht selten sind auch Glimmer, Olivin oder Hornblende in sehr kleinen Theilen mit der Masse verbunden. Der Bruch ist grob splitterig, im Großen muschelig, zuweilen ist sie erdig; an der Oberfläche ist sie matt, oder doch nicht schimmernd u. rauh. Man findet sie gewöhnlich in großen, zuweilen meilenlangen, stromähnlichen Massen, sowohl an allen noch thätigen, als auch an längst erloschenen Vulkanen, z. B. an der Eifel u. in der Auvergne. Man verwendet sie schon seit undenklichen Zeiten zu vortrefflichen Bau- u. Pflastersteinen, die porösen u. harten Gattungen zu Mühlsteinen; ferner zu Tischplatten, Kaminaufsätzen u. anderen architektonischen Verzierungen; auch wird sie als Schmelzmittel der Glasmasse, besonders zu Bouteillenglas, zugesetzt.

Lavalette, Hauptstadt der brittischen Insel Malta (s. d.), hat ihren Namen nach dem Johannitergroßmeister Jean L. (s. d.), liegt auf der südöstlichen Seite der Insel, an zwei Meerbusen u. auf einer felsigen Landzunge zwischen beiden. Die Stadt ist schön gebaut, außerordentlich befestigt u. besteht aus fünf Theilen, die zu verschiedenen Zeiten erbaut wurden. Sehenswerth sind besonders: die schöne Strada reale, an deren Ende das Königsthor, u. ein 40 Schritte im Felsen gehauener Bogen; der Palast La Valette mit Gemälden u. Wappen, aus der Zeit des Maltheserordens, ehemals Residenz des Großmeisters, jetzt des Gou-

verneurs; unter den 26 Kirchen zeichnet sich aus die Kathedrale St. Giovanni mit einer Enthauptung Johannis von Caravaggio u. den Denkmalen des L'Isle, Adam, La Valette rc. Die Bibliothek des Gouvernements, mit vielen Büchern, Münzen u. auf der Insel gefundenen Alterthümern. Das Rathhaus, Zeughaus, Theater, die Sternwarte, die sieben Häfen, die zusammen einen Freihafen bilden, Schiffswerfte, Docks, Wohlthätigkeits- u. andere Anstalten. L. ist Sitz des Gouvernements u. mehrer anderer Behörden, einer Universität mit dazu gehörigen Anstalten, hat 50,000 Einwohner u. Fabriken in Baumwolle, Uhren u. s. w., starken Handel, eine Börse, Banken, Assecuranzen. Regelmäßig gehen Packetboote nach Smyrna u. Syrakus u. zurück. Im Theater spielt eine italienische Oper; Bälle, Concerte u. andere gesellige Vergnügen fehlen nicht. 1½ Stunde von L. liegt der schöne Sommerpalast des Gouverneurs St. Antonio.

Lavalette, 1) Jean d. L. Parisot, aus provencalischem Geschlechte, Großmeister von Malta seit 1557; schlug Soliman's Angriff auf Malta ab, baute die Stadt La Valette u. starb 1568. S. u. Johanniterorden. — 2) L. Marie Chamans, Graf von, geboren 1769 zu Paris, von geringer Herkunft, wurde in der Revolution Soldat, focht tapfer bei Arcole, begleitete Napoleon als Adjutant auf seinen Feldzügen u. vermählte sich auf dessen Verwendung mit der Tochter des Marquis Fr. Beauharnais, ward darauf General u. endlich Oberpostdirektor u. Graf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba (1814) trat er wieder in seine frühere Stellung ein u. leistete demselben wichtige Dienste. Nach Ludwigs XVIII. Rückkehr 1815 gefangen genommen u. zum Tode verurtheilt, rettete ihn am Tage vor seiner Hinrichtung seine Gemahlin, indem sie, mit ihm die Kleider wechselnd, statt seiner im Gefängniß zurückblieb, wurde aber nach ihrer Entlassung aus demselben in Folge der erschütternden Erlebnisse wahnsinnig u. starb. L. entkam mit Hülfe dreier Engländer glücklich nach München zu dem Fürsten Eugen, kehrte 1822 wieder nach Frankreich zurück u. starb zu Paris. Er schrieb Memoiren (Paris 1831, 2 Bände.)

Lavallière, Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin von L., geboren 1644 aus einer angesehenen Familie in Touraine, Ehrendame bei Henriette von England, Gemahlin Philipps von Orleans, Bruders Ludwigs XIV., sah als solche Ludwig XIV. täglich, faßte die heftigste Neigung zu ihm u. ergab sich ihm 1665. Zwei Jahre lange wurde das Liebesverständniß u. selbst eine Schwangerschaft auf das Sorgsamste verborgen; als aber die Sache endlich doch an den Tag kam, legitimirte Ludwig XIV. ihre Tochter als Mademoiselle von Blois (später gebar L. noch 3 Kinder, wovon 2 starben, der Graf von Vermandois aber auch legitimirt ward), erklärte die L. öffentlich zur Favoritin, schenkte ihr 2 Landgüter und erhob sie zur Herzogin von L., stellte auch mehre glänzende Feste ihr zu Ehren an. Sie aber schämte sich ihrer Maitressenschaft, ja, selbst ihrer Kinder, u. als Ludwig sie zu vernachlässigen begann, verließ sie den Hof u. zog sich, da indessen die Montespan ihre Stelle eingenommen, 1674 in das Carmeliterfrauenkloster St. Marie de Chaillot zurück, wo sie im folgenden Jahre in den Orden trat, sich schwerer Buße widmete und aufrichtig ihre Sünden bereuete. Hier schrieb sie auch: Reflexions sur le miséricorde de Dieu par une Dame pénitente, Paris 1680.

Lavater, Johann Kaspar, geboren 15. November 1741 zu Zürich, kam zu Ende seines 6. Jahres in die lateinische Schule, faßte im 10. Jahre den Entschluß Geistlicher zu werden, kam 1758 in das akademische Gymnasium, wo Bodmer auf sein poetisches Talent vielen Einfluß übte; 1759 besuchte er philosophische Collegien und seit Ende des Jahres 1759 auch theologische. Nach beendigten Studien unternahm er eine Reise, von seinen Freunden F. Heß u. H. Füßli begleitet, nach Leipzig, und Berlin, um den Kanzelredner Spalding zu besuchen, bei dem er an 9 Monate blieb. Auf dieser Hin- u. Rückreise lernte L. viele berühmte Männer kennen, was seine Beobachtungsgabe schärfte und eine tüchtige Vorschule zu seinen späteren physiognomischen Arbeiten war. Im Jahre

6 verheirathete er sich, stiftete die ascetische Gesellschaft in Zürich, ward 1769
kon an der Waisenhauskirche daselbst, 1775 Pfarrer, 1778 Diakon an der
Peterskirche, 1786 Pfarrer daselbst u. starb den 2. Januar 1801 an den Fol-
einer Schußwunde, die ihm im Herbst 1799, als Massena in Zürich ein-
:e, von einem französischen Grenadier war beigebracht worden. — L. war ein
begabter Mann, von großem Einflusse auf seine Zeit; durch seine fast einsei-
Richtung auf das Religiöse u. Geheimnißvolle; durch seine Ansicht von der
)em wahren Christen noch fortdauernden Wunderkraft; durch sein Bestreben,
Physiognomik, die Enträthselung des Geistes aus der physischen Gesichtsbil-
z zur Wissenschaft zu erheben den Einen ein Gegenstand hoher Verehrung,
Anderen eine Zielscheibe des Spottes. Das Edle u. Redliche seines sittlichen
rakters fand allgemeine Anerkennung, wenn auch ein gewisses Schwanken
: unerwähnt bleiben darf. In neuester Zeit hat Hillebrand (Literaturge-
)te 1, 425 f.) eine ziemlich umfassende Beurtheilung L.s geliefert, aus der
einige Sätze im Auszuge stehen mögen. „L. war berufen, von Zürich aus
Princip der genialen Originalität, vornehmlich auf Seiten der Religion,
h ganz Deutschland hin in Bewegung zu setzen... Er steht so individu-
enialisch, so entschieden u. eigenthümlich auf theologisch-intuitivem Punkte,
er vor Allen als eigentlichster Vertreter der kraftgenialen Religionsromantik
etrachten ist... Er machte die subjektive Anmaßung eines rein individuellen
stenthums zum festesten Mittelpunkte seiner Lebens- u. Weltauffassung und
te das moralische, wie eudämonische, Heil des Menschen lediglich u. ausschließ-
hiernach bestimmt haben. Mit dem Grundsatze, „die Ueberzeugung eines
n sei sein Gott," hat er diesen Standpunkt der absoluten religiösen Indivi-
ität sofort ausgesprochen. Statt des Christenthums nahm er Christus als
iche Persönlichkeit, den er mit seiner Phantasie idealisirte u. in dem ihm Alles
ehen sollte. Daher konnte Göthe an ihn von „deinem Christus" schreiben
gen: „Bei dem Wunsche u. der Begierde, in einem Individuum Alles zu ge-
en, u. bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist
errlich, daß aus alten Zeiten ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles
tragen u. in ihm Dich bespiegeln, Dich anbeten kannst..." L. wollte, außer
unmittelbaren Gemeinschaft zwischen dem Menschengeschlechte u. der Gottheit,
er heiligen Schrift besonders die Macht des Gebetes angedeutet finden. Die
en des Gebetes sind ihm „nicht bloß natürliche Folgen in dem Herzen des
rs, sondern positive, äußerliche Wirkungen." Das Gebet wurde ihm so eine
ächtige Macht, mit der ihm Jegliches gelingen sollte... Wer aber Gott
n will, muß ihn „lebendig" haben, u. nur der hat ihn lebendig, der seiner
erfahrungsmäßig gewiß ist", als hätte er mit ihm in einer fortgesetzten Cor-
ondenz gestanden... Mit der Idee, die er sich von Christus gebildet, hing
Begriff von der Menschheit genau zusammen, u. es schien ihm unmöglich,
ein Mensch leben u. athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu seyn"...
ihm so nur das Dilemma blieb, „entweder Christ oder Atheist", so suchte er
Andere zu seinem Christenthum hinüber zu ziehen u. blieb darum dem Pro-
:enwesen nicht durchaus fremd... Mit diesem Sinne gab sich L. allen Aus-
rten des Mysticismus hin, wie sie im südlichen Deutschland in den siebenzi-
u. achtziger Jahren in Menge zu Tage kamen... Jener starkgläubigen
ildung war nun zugleich viele Eitelkeit, der frommen Begeisterung mehr als
verborgener Zug der weltlichen Gesinnung beigemischt... Da nun aber die-
euchten des Mannes ohne sonnigen Kern war; da er mehr irrlichterlirte, als
:haft erhellte, überhaupt das Große der Erwartung durch das Kleinliche des
ens und der Mittel vielfach vereitelte und dem Heiligen das Weltliche
, als billig, beimischte: so konnte es nicht fehlen, daß jene Abgötterei
besonders Frauen mit ihm trieben) von den Besonnenen zurückgewiesen
die Leerheit des ganzen Treibens, die karikirte Glaubensgenialität und
heosophische Identifikation mit dem christlichen Heilande alsbald ein Ge-

genstand des Spottes und der Satire werden mußte... Bei alle dem muß man anerkennen, daß er es mit den Menschen u. der Menschheit herzlich gut meinte... Man merkt den Mangel philosophischer Bestimmtheit u. Gedankenkräftigkeit in fast allen seinen Schriften, in denen (nach Göthe) „die wunderbarste Mischung von Stärke u. Schwäche des Geistes, von Schwung u. Tiefe der Gedanken u. trüber Schwärmerei, von Edlem u. Lächerlichem zu erblicken ist"... Im Uebrigen hatte L. manche schöne Talente u. Anlagen. Voll Zartgefühl u. lebendiger Rechtsgesinnung, besaß er die Gabe, mit raschem Blicke die äußerlichen Verhältnisse u. Bezüge an Personen aufzufassen, was ihn auch wohl zu seinen berühmten physiognomischen Fragmenten mit veranlassen mochte... Gleich einem apostolischen Gesandten, suchte er durch seine Predigten das Heil der Christusseligkeit überallhin zu verbreiten. Nicht bloß unter seiner Pfarrgemeinde, sondern auch auf seinen Reisen erschien er als ein prophetischer Bote u. begeisterte durch seine geistlichen Reden die Gebildeten, wie Nichtgebildeten, dabei Alle mit dem Zauber seiner Persönlichkeit überwältigend... Sein Hauptwerk sind seine physiognomischen Fragmente, bei denen besonders der Arzt Zimmermann mit thätig war... Das große Werk trat nun in die Welt, mit der Prätension, in den wichtigsten anthropologischen Wissenschaften u. Beziehungen, in Moral, Justiz u. der gesammten Pragmatik des Lebens eine Revolution zu bewirken, mit dem Tone divinatorischer Orakelei u. theurgischer Inspiration, ganz geeignet, die gedankenlose Strenge zu überrumpeln, die glaubensfreudigen Gemüther zu begeistern u. die wundersüchtigen Phantasieen aller Art zur Ekstase emporzutreiben. Es entstand eine Art physiognomische Epidemie... Es konnte nicht fehlen, daß bei den Uebertreibungen, dem Charlatanismus und der eigenthümlichen Industrie, womit das Wunderprodukt gefördert wurde, auf der Seite der Ungläubigen die Lust sich regte, den frommen, vielverheißenden Verfasser zu mystificiren, oder ihn sammt seinem Werke dem Spotte, der Satire und der Schärfe der Kritik Preis zu geben. Uebrigens ist L.s Physiognomik, wenn wir von ihren Vorzügen, wie Fehlern, absehen wollen; wenn wir die Wahrheit der Grundidee, die oft treffenden Bemerkungen, geistreichen Anschauungen, überraschenden Vergleichungen ebensowohl als die Mangelhaftigkeit der Erfahrung, der Grundlagen, die Flüchtigkeit und Allgemeinheit der Urtheile, das orakelnde Pathos, die affektirte Süßthuerei mit dem Christenthume u. religiöser Innigkeit; die abgerissene, unruhige Drängniß des dithyrambischen Vortrags übergehen, dadurch vornehmlich merkwürdig u. als literarisches Wahrzeichen jener Epoche u. ihrer genialischen Selbstdünkelei anzuerkennen, daß es das Grundprinzip derselben, „die Naturoriginalität des Individuums," in seiner äußersten Geltung aufstellte u. das Höchste, wie Gemeinste, in die Unmittelbarkeit des natürlichen Subjektes verlegte u. von hier aus bestimmen lassen wollte. Seine übrigen Schriften sind in ihrem ganzen Charakter den Fragmenten ähnlich u. unter sich selbst wieder aufs Höchste verwandt in Gedanken und Form. Gleiche Seltsamkeit in der Mischung von Stärke u. Schwäche des Geistes, von Wahrheit u. Falschheit, von Begeisterung u. Nüchternheit, von Erhabenheit u. Gemeinheit, von Idealität u. kleinlicher Philisterei; dieselbe Unsicherheit des Styls u. Colorits; dieselbe Nachlässigkeit in der Sprache, die bald in sprunghafter Zerrissenheit holpert, bald in unerträglicher Wortfülle sich hinwälzt... Seine sämmtlichen geistlichen Dichtungen sind im Allgemeinen ein Nachhall Klopstock'scher Stimmen." — Sämmtliche Werke, 3 Theile, 17. Auflage, Leipzig 1824 u. f. in verschiedenen Formaten u. Ausgaben. Vergl. besonders L.s Leben von G. Geßner, Winterthur 1801 f., 3 Bde.; L., von Herbst, 1832; Jördens u. Döring (die deutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrh.) liefern umfassende Verzeichnisse von L.s Werken. x.

Lavendel (Lavandula Spica), ist ein Strauch von 1—2′ Höhe, der sich im südlichen Europa auf sonnigen Hügeln u. Bergen findet, bei uns häufig in Gärten cultivirt wird. Der L. hat einen holzigen Stamm, mit vielen aufrechten, dünnen, krautigen Aesten, welche unten sehr dicht, mit lanzettlichen, spitzigen, weiß

behaarten Blättern besetzt, weiter oben aber nackt sind. Diese Pflanze zeichnet sich durch ihren stark und angenehm aromatischen Geruch u. aromatisch-bitteren Geschmack aus. Man benützt von ihr besonders die eigenthümlich blauen (L.-blauen) Blüthen in der Medizin als reizendes Mittel, dann zur Bereitung des L.-Wassers (Eau de Lavande), des L.-Geistes (Spiritus Lavandulae), des ätherischen L.-Oels (Oleum Lavandulae) u. s. w. aM.

Lavine (**Lauine**), nennt man eine, von der Höhe in die Tiefe herabrollende Schnee- u. Eismasse, welche man nach ihrer Entstehung u. Wirkung unter vier Abtheilungen bringen kann. 1) **Staub-L.**, **Wind-L.**, **kalte L.n** sind von den Bergen im Winter, wenn loser Schnee sie bedeckt, herabstürzende, im Fallen zerstäubende Schneemassen, welche durch das Zusammendrücken der Luft, welche orkanartig Alles niederwirft, gefährlich werden. — 2) **Grund-L.n**, **Schlag-** oder **Schloß-L.n** sind zusammenhängende Schneemassen, welche, wenn der Schnee sich ballet, den Berghängen entrollen, fortwährend sich vergrößern u., durch die vermehrte Masse und Geschwindigkeit an Dichtigkeit zunehmend, öfter Felsenstücke, Wälder u. Gebäude entweder zusammenwerfen, oder diese in sich eingeballet mit sich fortführen. Sie entstehen Ende des Winters. 3) **Rutsch-L.n** entstehen im Frühlinge, wenn die Schneedecke, auf den steilen u. schlüpfrigen Stellen der Bergabhänge langsam über den Boden rutschend, hinter jedem Gegenstande, welcher der bewegten Masse widersteht, sich anhäuft, bis dieser dem Drucke weicht, oder der Schnee an ihm sich theilt, oder durch ihn aufgehalten wird. 4) **Glätscher-** oder **Sommer-L.n** in der Schweiz gewöhnlich **Staubl.n** genannt, sind losgerissene, herabdonnernde Glätschertheile, welche im Sommer bei heißem Wetter von den größeren Eismassen an steilen Abhängen sich ablösen u. unter fürchterlichem Tosen u. Rasseln zerschellend an den Felsenwänden, oder auf den Glätschern in die Tiefe stürzen. Sie gleichen im Herabstürzen schäumenden Wasserfällen, sind im Julius, August u. September am häufigsten u. deßhalb am unschädlichsten, weil sie fast immer in unbewohnte Gegenden fallen.

Laviren 1) in der **Schiffersprache**: gegen den Wind sich halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der anderen Seite segeln, um das Schiff nicht zu weit von seiner Richtung abkommen zu lassen, dabei jedoch die Richtung nach vorwärts immer behalten. 2) In der **Malerei**: sowohl eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben, als eine Zeichnung und dergleichen mit Farben illuminiren oder tuschen, insofern man dazu thatsächlich des Tusches sich bedient.

Lavoisier, **Antoine Laurent**, unsterblich durch die Entdeckung der neuen chemischen Theorie, des antiphlogistischen Systems, geboren zu Paris den 16. August 1743, genoß eine sorgfältige Jugendbildung und zeichnete sich schon am College Mazarin vor seinen Mitschülern aus. In der Mathematik u. Astronomie erhielt er auf dem Observatorium des Abbé de la Caille, in der Chemie in dem Laboratorium von Rouelle u. in der Botanik von Bernard de Jussieu den Unterricht, welchem er mit dem musterhaftesten Fleiße und mit Aufopferung aller Lebensgenüsse oblag. Er zählte kaum 20 Jahre, als ihm eine, von der Akademie zur Verbesserung u. Verwohlfeilung der Straßenbeleuchtung gestellte, Preisfrage Gelegenheit zu seinem ersten ruhmvollen Hervortreten bot. Um zu diesem Zwecke seine Augen für die verschiedenen Stärkegrade des Lampenlichtes empfindlicher zu machen, entzog er sich 6 Wochen dem Tageslichte. Seine Aufopferung machte ihn zum Sieger. Die Akademie erkannte ihm am 9. April 1766 den Preis zu. Mehre geistvolle Arbeiten verschafften L. bald sehr großes Ansehen u. es unterließ die Akademie auch nicht, ihm die wohlverdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen, indem sie ihn 1768, in dem frühen Alter von 25 Jahren, für den verstorbenen Baron als Mitglied aufnahm. Um mehr Mittel für seine vielen u. kostspieligen Untersuchungen zu gewinnen, bestimmte er, sich einen Theil seiner Zeit jenen Unternehmungen zu widmen, die mehr materiellen Lohn abwerfen, als jene der Wissenschaften; darum übernahm er bald darauf die Stelle

eines Generalpächters. Die damit verbundenen Geschäften kosteten seinem beweglichen Geiste nur einige Augenblicke der Besorgung und hinderten ihn nicht, den größten Theil seiner Zeit u. seiner Kräfte den wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Sein Laboratorium war der Sammelplatz gelehrter Freunde, scharfsinniger junger Leute u. geschickter Arbeiter. Jeder derselben hatte Stimme über die Ausführung der von L. vorgelegten Plane, u. jede plausible Idee fand alsbald ihre praktische Prüfung. Aus diesem gemeinschaftlichen Zusammenwirken ging L.s antiphlogistisches System (s. u. Chemie) hervor und so ward der Schluß des 18. Jahrhunderts die merkwürdigste Epoche für die Geschichte dieser Wissenschaft. Aber L.s vielfache Verdienste fallen nicht allein in das Gebiet der Chemie, sondern auch in jenes der Technik und Agricultur, wozu ihm seine Stellung als Direktor der, von Turgot errichteten, Salpeter- u. Pulver-Fabrik Gelegenheit bot. Auch in der Staatswirthschaft nützte er seinem Vaterlande als Mitglied der Commission zur Aufstellung neuer Maße und Gewichte, durch sein Gutachten über die beste Art der Assignatenverfertigung und als Administrator der Caisse d'éscompte, sowie als Commissär des Staatsschatzes. Als ein Act seiner Humanität u. Uneigennützigkeit verdient besonders der bedeutende Vorschuß von 50,000 Fr. zum Ankaufe von Getreide hervorgehoben zu werden, durch welchen er die Stadt Blois 1788 von der Hungersnoth errettete. Diese großen und vielfachen Verdienste erwarben sich nicht nur keinen Dank von dem Volke von 1793, sondern erschienen sogar als ein Grund zur Verdammung. Die Generalpächter waren Gegenstand der Geldgierigen der Revolution. Sie wurden eingezogen u. ein Deputirter, der M. Paulze, L.s Schwiegervater, besonders verpflichtet war, verfaßte gegen sie eine Anklage, worin sie, außer anderen kindischen Beschuldigungen, angeklagt wurden, den Tabak, dessen Monopol sie hatten, zu sehr angefeuchtet zu haben. Achtundzwanzig derselben und darunter L. verurtheilte das Revolutionsgericht zum Tode. L. forderte vom Gerichtshofe nur noch etliche Tage Aufschub, um einige, der Menschheit nützliche, Versuche zur Beendigung bringen zu können. Diese waren ohne Zweifel seine, durch die Verhaftnahme wirklich unterbrochene, die schönsten Resultate versprechende, Untersuchungen über die Transpiration. Mit wilder Stimme erwiderte ihm der Präsident dieser furchtbaren Bande: „Man brauche keine Gelehrten mehr!" L.s Haupt fiel am 8. Mai 1794. L. hatte das 51. Lebensjahr noch nicht vollendet u. stand in voller Kraft des Geistes und Körpers. Seine Entdeckungen erschienen bloß als das Vorspiel noch weit glänzenderer Entdeckungen, die in einer Art in ihrem Keime umkamen. „Mit allen Vortheilen des Glückes, welches er genoß, u. des Ruhmes, welcher ihn umstrahlte," sagt Cuvier, „vereinigte er alle äußeren Vorzüge u. einen liebenswürdigen u. sanften Umgang." L. verehelichte sich 1771 mit Mlle. Paulze, der Tochter eines seiner Collegen in der Generalpächterei, einem Weibe, würdig ihn zu verstehen u. ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen u. deren kostbare Eigenschaften ihm der Zauber seines Lebens waren. Seine Ehe blieb kinderlos. L.s erschienene Werke sind: „Traité élémentaire de chimie," 2 Bde., Paris 1789, 3. Ausgabe 1801; dabei 13 von der Hand seiner Gemahlin gezeichnete u. gestochene Kupfer; deutsch von Hermbstädt, Berlin 1792, verbessert 1803; „Opuscules physiques et chimiques." Paris 1774; neue Ausgabe 1801; deutsch von Weigel, 3 Theile, Greifswald 1783—1785; „Mémoires de chimie" (unvollendet und von seiner Gemahlin herausgegeben), 2 Bde., Par. 1805, 60 Abhandlungen bei den Schriften der Akademie. *μ.*

Law, 1) Edward, s. Ellenborough. — 2) L. Jean de Lauriston, der Schöpfer eines ganz neuen Geld- u. Handelssystems, geboren zu Edinburgh 1671, zeigte von Jugend auf einen zum Rechnen und Combiniren sehr fähigen Kopf, lebte dabei höchst ausschweifend, mußte wegen eines Mordes England verlassen und nährte sich in Holland als Spieler. Voll Finanzprojekte, wandte er sich an den König von Sardinien und an den Finanzminister Ludwigs XIV. mit seinen Planen, fand aber nirgends den gewünschten Eingang. Nach Ludwigs XIV.

Tode aber legte L. dem Regenten, Herzog von Orleans, um einen Staatsbankerott zu vermeiden, die Errichtung einer Discontobank und einer Handelsgesellschaft für Louisiana vor, um die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und fand Gehör. 1716 erhielt L. die Vollmacht, unter dem Namen L. & Compagnie eine allgemeine Bank zu errichten; ihr Fond sollte aus einem Capital von 6 Millionen Fr. bestehen, welche in 12,000 Actien zu 500 Fr. getheilt wären. Jedermann sollte für ¼ baaren Geldes und ¾ in Staatspapieren dieselben kaufen können. Diese Bank erhielt schnell großen Credit und ihre Papiere wurden, zufolge eines 1717 erlassenen Befehls, bei allen königlichen Cassen für baares Geld angenommen. L. errichtete 1716 auch eine mit der Bank verbundene Handelsgesellschaft, welche, da sie den Handel am Missisippi treiben sollte, die abendländische Missisippigesellschaft hieß; man fügte ihr auch noch das Eigenthum von Senegal und das ausschließliche Privilegium des Handels in China bei. Dieß gab zur Errichtung von Actien für 25 Millionen Anlaß. L.s Bank erhielt endlich das Privilegium zum Abtreiben der Metalle, zum Prägen goldener und silberner Münzen, und zum ausschließlichen Tabaksverkaufe; zuletzt wurde sie zur königlichen Bank erhoben und erhielt 1719 die Privilegien der alten indischen Compagnie. L. erhielt 1720 den Titel Generalcontroleur. Die Aktien wurden indeß durch Operationen aller Art 1719 auf die Hälfte des Werthes herabgesetzt; hiedurch entstand allgemeine Unzufriedenheit, und das Parlament wollte L. verhaften lassen; allein der Regent schützte ihn und verwies das Parlament nach Pontoise. Das Zutrauen zur Bank war indessen verloren und die Actien fielen von 100 zu 1, und L. wurde auf das Geschrei des Publikums endlich doch aus Frankreich verwiesen. Er ging nach Brüssel u. wurde dann französischer Gesandter beim bayerischen Hofe, wo er bis zum Tode des Regenten blieb. In neuester Zeit hat L. an Louis Blanc in dessen Geschichte der Revolution einen beredten Vertheidiger gefunden. Er bereiste dann Europa und starb 1729, fast dürftig, zu Venedig. Vgl. „Geschichte der L.schen Finanzoperation" von Kurtzel in Raumers hist. Taschenbuch, Neue Folge, 7. Jahrg., Lpz. 1846.

Lawrence, William, der berühmteste unter den lebenden Wundärzten Englands, namentlich im Gebiete der Augenkrankheiten, war Assistent-Wundarzt und Demonstrator der Anatomie am Bartholomäusspital, wurde 1816 Professor der Anatomie und Chirurgie am königlichen Collegium der Wundärzte u. 1837 außerordentlicher Wundarzt der Königin Viktoria. — Seine Schriften besitzen großes Ansehen und haben große Verbreitung erlangt: „Treatise on hernia." London 1807, 5. Aufl., 1838, wurde ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzt. „Electures on Physiology, Zoology and the Natural History of man." London 1819, 7. Aufl., 1838. E. Buchner.

Laxenburg, Marktflecken u. kaiserliches Lustschloß im österreichischen Viertel unter dem Wienerwalde, drei Stunden von der Haupt- und Residenzstadt Wien, mit welcher es, so wie mit dem Lustschloße Schönbrunn, durch prächtige Alleen verbunden ist. L.s erste Gründung fällt in die Regierungsepoche Herzog Albrechts II., dessen Sohn Albrecht III. mit dem Zopfe das Schloß bedeutend erweiterte und verschönerte. Dieser starb hier 1395. Das „neue Schloß" oder „blaue Haus" wurde 1600 erbaut und war später der Lieblingssitz Maria Theresia's, Josephs II. und Franz I. In den Gemächern vorzügliche Landschaftsgemälde von Canaletto und Bayers Meleager, eine herrliche Gruppe in halber Lebensgröße aus dem reinsten karrarischen Marmor. Um das Schloß breitet sich ein großartiger, 500 Joch im Flächenraume haltender Park aus, der eigentlich aus 17 Inseln besteht, welche die durchfließende Schwechat bildet. Die schönsten Partieen desselben sind: der große See, der Dianentempel, der Tempel der Eintracht, der kleine Prater, der Goldfischteich, Kaisers Franz I. Monument, die große Fasanerie, die Grotten, das Lustschloß im Eichenhaine, das Fischerdörfchen, die Löwenbrücke, vor Allen aber der sogenannte „Rittergau" mit der Vogteisäule, der Meierei, der Rittergruft, dem Turnierplatze u. der 1836 vollendeten Fran-

zensburg, welche rings von den Gewässern des großen Sees umgeben ist. Fast die ganze innere Einrichtung dieses im altdeutschen Style aufgeführten Baues bilden echte Ueberreste aus dem Mittelalter, die man von vielen österreichischen Stiftern und Schlössern hieher brachte. Auch die Schloßkapelle ist ein echtes Denkmal der Vorzeit; sie stand ehedem neben dem Stiftsgebäude in Klosterneuburg, von wo sie nach L. übersetzt wurde. Bewunderswerth ist der Tabernakel, den Heiland mit seinen Jüngern beim Ostermahle darstellend. Die Sattel- und Rüstkammer, der Habsburger Saal mit 17 Standbildern aus Marmor, die reiche Schatzkammer, der Lothringersaal u. s. w. Im Hauptthurme der Franzensburg ist eine Folterkammer angebracht, jene schrecklichen Werkzeuge weisend, deren sich die grausame Justiz vergangener Zeiten gegen die Angeklagten bediente. — In L. 15. Juli 1682 Vereinigung des Kaisers und mehrer deutschen Fürsten gegen Ludwig XIV.; 1725 Friedens- und Handelstraktat zwischen Spanien und Oesterreich. mD.

Lay, Benjamin, ein englischer Kaufmann, der als Pflanzer auf Barbades wohnte, aber aus Kummer über die Mißhandlungen, welche die dortigen Sklaven zu erdulden hatten, nach Philadelphia zog, gesellte sich den Quäckern bei und trat wiederholt in Schriften gegen die Sklaverei auf. Seine gelungenste Abhandlung, in der er die Aufhebung derselben predigte, erschien 1737. L.s ganzes Leben war dem stillen Nachdenken, dem Wohle seiner Brüder und der Ausübung jeder Tugend gewidmet. Er starb 1760, in seinem 80. Jahre. Von einigen Seiten hat man übrigens seinen allzugroßen, fast schwärmerischen Eifer, womit er gegen die Sklaverei auftrat, getadelt u. ihn mancher Uebertreibungen beschuldigt.

Lazaristen, auch **Congregation der Priester der Mission** genannt (ersteren Namen haben sie von ihrem Priorate zu St. Lazarus in der Vorstadt St. Denis zu Paris), wurden vom hl. Vinzenz von Paul (s. d.) um 1626 gestiftet. Der fromme Graf von Joigny und dessen Gemahlin, wie auch der damalige Erzbischof von Paris, unterstützten ihn bei diesem Unternehmen und die von ihm gestiftete Congregation ward sowohl vom Papste, als auch vom Könige von Frankreich (1632) genehmigt. Der Orden der L. bestand aus Regularklerikern, welche die Ordensgelübde ablegten; die Missionen in den Ländern der Ungläubigen zur Ausbreitung der christlichen Religion, wie auch der Unterricht der Jugend und die Beförderung wahren Christenthums, besonders unter den Landbewohnern, waren seine Hauptzwecke. Nur noch in China haben die L. eine Mission; um so thätiger bewiesen sie sich unter den Christen selbst. Zur besseren Bildung der Geistlichen errichtete der hl. Vinzenz eigene geistliche Bildungsanstalten, in denen die Zöglinge sowohl zum Empfange der hl. Weihen, als auch zum Missionsgeschäfte vorbereitet werden sollten. In Frankreich wurde dieses Institut in allen Theilen des Reiches eingeführt, und von da ging es auch auf andere Länder über. 1816 wurde demselben sowohl das Missionsgeschäft in Frankreich zur Belehrung und Besserung des Volkes übergeben, als auch die Seelsorge über verschiedene Landgemeinden wieder anvertraut. Am zahlreichsten sind die L. in Polen, wo sie Väter der Mission heißen, und ihre alten Klostergebäude und Lehen in den geistlichen Seminarien noch haben. Oesterreich hat sie gleichfalls aufgenommen. In anderen Ländern wurden die L. theils durch die neuesten Kriegsereignisse verdrängt, theils blühten sie dort überhaupt mit weniger günstigem Erfolge.

Lazarus. 1) Der Bruder der Martha u. Maria, zu Bethania, einer kleinen Stadt zwei Meilen von Jerusalem, jenseits des Oelberges, ein Freund Jesu, der an ihm ein glänzendes Wunder wirkte, indem er den schon seit 4 Tagen Verstorbenen durch sein Allmachtswort ins Leben zurückrief (Joh. 11.). Sechs Tage vor dem Osterfeste saß Jesus mit dem auferweckten Lazarus zu Tische; die Juden kamen, ihn zu sehen, ihre Oberhäupter aber sannen aus Neid mehr als je auf den Tod des göttlichen Heilandes (Joh. 12.). Von da an meldet das Evangelium Nichts mehr von L. und seinen Schwestern. Die in der Provence erhaltene

Tradition, daß L. nach der Himmelfahrt Christi von den Juden vertrieben worden und nach Massilia (Marseille) gekommen sei, dort eine Kirche gegründet u. dieser über 30 Jahre als Bischof vorgestanden habe, entbehrt aller geschichtlichen Begründung. — 2) L. hieß auch der arme Aussätzige, welchen Jesus in einer Gleichnißrede neben dem reichen Prasser anführt (Luk. 16, 19—31); vermuthlich lag der Erzählung eine wahre Geschichte zu Grunde.

Lazarusorden. Dieser Orden, der seinen Namen von dem armen Lazarus (s. oben 2.) hat, wurde bei Gelegenheit der Kreuzzüge gestiftet; sein ursprünglicher Zweck war, die Aussätzigen zu pflegen. Allein schon im 12. Jahrhunderte erhielt derselbe die Bestimmung, nebst der Krankenpflege auch gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Den Aussätzigen wurde, wenn man sie für qualificirt fand, nicht nur der Eintritt in den Orden gestattet, sondern der Großmeister zu Jerusalem selbst mußte den Aussatz haben. Später hörte jedoch dieses auf, und der Großmeister durfte gesund und reinen Leibes seyn. Innocenz VIII. vereinigte (1490) diesen Orden mit den Johannitern, was jedoch nur in Italien durchgeführt werden konnte. Leo X. trennte den L. in Italien wieder und gab ihm einen eigenen Großmeister; Gregor XIII. aber fand sich (1572) veranlaßt, denselben dem Orden des hl. Mauritius einzuverleiben. In Frankreich ward er (1608) von Heinrich IV. aufgehoben und mit dem von ihm 1607 gestifteten u. von Paul IV. bestätigten Orden Unserer lieben Frauen vom Berge Carmel vereinigt.

Lazzaroni nennt man die aus ungefähr 60,000 Köpfen bestehende, niedrigste Volksclasse von Neapel. Diese Leute leben ohne bestimmte Beschäftigung, ohne feste Wohnung, nur auf den Straßen und öffentlichen Plätzen und halbnackt nur von dem, was ihnen der Zufall des Tages in die Hand wirft. Sie sind dabei mit dem Geringsten zufrieden, wenn sie nur Nichts dafür thun dürfen. Aehnlich den Zigeunern und dem Pariser Pöbel im Mittelalter, wählen sie sich alljährlich einen Häuptling, Capo Lazzaro genannt, den die Regierung bestätigt u. mit dessen Hülfe sie den Menschentroß am leichtesten zu beherrschen im Stande ist.

Lazzi (italienisch, von lazzeggiare, Spaß machen) die extemporirten Scherze des Harlekins auf der italienischen Volksbühne; dann überhaupt lächerliche Geberden, Possen u. dgl.

Leander, der Heilige, Bischof von Sevilla, zu Karthagena in Spanien von sehr angesehenen Eltern geboren, zog sich in früher Jugend in ein Kloster zurück, wo er, nach Wissenschaften u. Heiligkeit mit unermüdlichem Fleiße strebend, bald als vollendetes Muster in der Gemeinde Gottes erschien. Der Glanz, den seine Tugend verbreitete, zog so die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, daß man ihn nach dem Tode des Bischofs von Sevilla zum Hirten der Kirche dieser Stadt erwählte. Diese Erhebung hatte jedoch nicht den mindesten Einfluß auf seine bisherige Lebensweise; er behielt immer seine gewohnte heilige Strenge gegen sich bei, obgleich er ein zahlreiches Volk zu leiten u. für die Bedürfnisse beinahe aller Kirchen Spaniens Obsorge zu tragen hatte. Dieses Reich stand damals unter der Herrschaft der Westgothen, die Anfangs in Languedoc, dann gegen 470 in Spanien festen Fuß gefaßt hatten. Diese Völker, beinahe alle Arianer, verbreiteten das Gift ihrer Irrlehre in allen von ihnen eroberten Ländern u. Spanien litt, als L. den bischöflichen Stuhl von Sevilla bestieg, schon seit 170 Jahren an diesem Uebel. Beim Anblicke der Verwüstungen, welche diese verderbliche Ketzerei angerichtet hatte, wurde der heil. Bischof von tiefem Schmerz ergriffen. Zuerst schüttete er seine Gebete u. Thränen vor Gott aus, der allein die Herzen zu bekehren vermag; dann fing er an, aus allen Kräften an der Wiederherstellung des Reiches der Wahrheit zu arbeiten. Der Erfolg entsprach seinem unermüdeten Eifer u. der Arianismus verschwand beinahe aller Orten. Dadurch gerieth aber Leovigild, König der Westgothen in große Wuth u. ließ besonders unsern Heiligen die Wirkung seines Zornes fühlen, indem er ihn zur Landesverweisung verdammte. Am meisten aber war der König aufgebracht über die Be-

kehrung **Hermegild's**, seines ältesten Sohnes und Thronerben. Im folgenden Jahre fiel dieser fromme Prinz als Schlachtopfer der Wuth seines grausamen Vaters, der ihn zum Tode verurtheilte, weil er sich geweigert hatte, von den Händen eines arianischen Bischofs die heilige Communion zu empfangen. Bald empfand jedoch Leovigild bittere Reue über die vollbrachte That u. rief, seine Gewissensbisse zu lindern, den heiligen Bischof von Sevilla aus der Verbannung zurück. Und als er nachher von einer Krankheit befallen ward, woran er auch starb, ließ er den heil. L. zu sich rufen und gab ihm den Auftrag, seinen Sohn **Recared**, der ihm auf dem Throne nachfolgen sollte, in der katholischen Religion zu erziehen. Der kranke König blieb inzwischen bis in seinen Tod dem Irrthum ergeben, aus Furcht, bei dem arianischen Theile seiner Unterthanen anzustoßen. Recared ward, von dem heiligen L. unterrichtet, ein eifriger Katholik, und als er den Thron bestiegen hatte, setzte er in einer Unterredung mit den arianischen Bischöfen die Beweggründe seiner Bekehrung mit so vieler Weisheit auseinander, daß er sie mehr durch die Bündigkeit seiner Gründe, als durch sein königliches Ansehen zum wahren Glauben zurückführte. So bekehrten sich alle unter den Westgothen lebenden Arianer. Auch die durch **Leovigild** irregeleiteten Sueven kehrten zur Kircheneinheit zurück. Für die Kirche war es ein süßer Trost, als der große Segen sichtbar ward, den Gott über die Arbeiten unseres Heiligen ausgoß. Der heilige Papst Gregor der Große erließ, von innigster Freude erfüllt, an L. ein Glückwünschungsschreiben über die großen Wunder, welche durch sein heiliges Amt gewirkt worden. Zugleich beschränkte sich L. nicht bloß auf die Wiederherstellung des wahren Glaubens, sondern arbeitete auch unermüdet dahin, Mißbräuche zu heben u. den Tugendeifer der Gläubigen stets zu unterhalten. Unter seiner Leitung wurden viele heilsame Verordnungen erlassen, welche, dem aus der Irrlehre fließenden Unheile einen Damm entgegensetzend, alle Glieder der Kirche zur heiligen Sittenreinheit zurückführten. Auch empfahl L. Uebung des Gebets allen Christen, besonders aber den geistlichen Genossenschaften, als die Seele des höheren Lebens. Er schrieb über diesen Gegenstand einen Brief an seine Schwester **Florentina**, worin sich vortreffliche Lehren über die Verachtung der Welt und die Uebungen des Gebetes finden; er bemühte sich auch, die bei dem Gottesdienste zu beobachtende Ordnung zu vervollkommenen u. die Liturgie der spanischen Kirche zu verbessern. Nach dieser Liturgie wurde, wie früher schon durch das dritte Concilium von Toledo, verordnet, daß, dem Gebrauche der Morgenländer gemäß, das nicänische Glaubensbekenntniß in der Messe gegen die arianische Irrlehre eingeführt werden sollte. Dieser Gebrauch fand auch bald in der römischen u. in allen Kirchen des Abendlandes allgemeine Aufnahme. Der heilige L. wurde gegen das Ende seines Lebens von verschiedenen Krankheiten heimgesucht, denen er endlich 596, am 27. Febr., an welchem Tage die Kirche sein Gedächtniß feiert, unterlag.

Leander, ein Jüngling aus Abydos, der Geliebte der **Hero** (s. d.).

Lebeau (**Jean Louis Joseph**), geboren 1794 zu Huy, in der Provinz Lüttich, Advokat zu Lüttich, nahm 1824 an der Gründung des Journals „Le politique" Antheil u. eröffnete 1827 eine Buchhandlung u. Druckerei. Nach dem Ausbruche der Revolution von 1830 Mitglied der Sicherheitscommission für Lüttich, ging er als Deputirter der Stadt mit nach Brüssel, wurde später Generaladvokat des Oberlandsgerichts in Lüttich und Mitglied des Nationalcongresses für Huy. 1831 Minister des Auswärtigen, betrieb er besonders die Wahl des Prinzen Leopold zum Könige. Im Juli 1831 legte er sein Ministerium nieder und stand an der Spitze der Deputation, die sich nach London begab, um dem Prinzen seine Ernennung zum Könige zu notifiziren; dann Mitglied der Repräsentantenkammer, begründete er mit Deraux u. Nothomb das Mémorial Belge u. im Oct. 1832 wurde er Justizminister, was er bis 1834 blieb. 1838 war er Gouverneur von Namur; 1839 außerordentlicher Botschafter beim deutschen Bundestage; 1840 wieder Minister des Auswärtigen.

Leben, geistiges (psychisches) u. **körperliches** (somatisches, physisches).

Geistiges L. ist identisch mit Seele. Beide sind immateriell; ersteres ist absolut unabhängig von dem letzteren; dieses sein zeitliches Werkzeug, seine sterbliche Hülle. Das geistige L., die Seele, und das körperliche L., integrirend dem menschlichen Organismus, waren beide nach der ursprünglichen Bestimmung endlich im Anfange, unendlich in der Fortdauer. Dieses ward nach dem Sündenfalle der beiden ersten Menschen sterblich, verurtheilt, in den Staub zurückzukehren, aus dem es erstand; jenes blieb unsterblich, um zu Gott zurückzukehren, dessen Hauch es gebar, ewig selig zu werden (ewiges L.), oder um von Gott verstoßen zu seyn, ewig unglückselig zu werden (ewige Verdammniß). Das geistige L. durchläuft von seinem Beginne an verschiedene Stufen der Vervollkommnung, das körperliche jene der Entwickelung. Diese Vervollkommnung ist eine äußere (irdische) und eine innere (ewige). Jene bezieht sich auf das Verhältniß der Seele zu den Außendingen, indem sie diese geschickt macht, mittelst körperlicher Organe (Sinne) Eindrücke u. Kenntniß von ihnen zu nehmen u. erreicht ihr Ende mit dem leiblichen Tode. — Diese betrifft das Vermögen der Seele, im Irdischen die Allmacht des Unendlichen zu erkennen, die Einsicht von göttlichen Dingen zu gewinnen u. zum ewigen L. heranzureifen. Das körperliche L. durchläuft seine genau von der Natur angeordneten Entwickelungsphasen. Kein sinnlich reales, organisches oder unorganisches, Naturding ist ohne Leib u. L. Nichts ist absolut todt, u. die sogenannten leblosen Dinge sind es nur dem Scheine nach, weil sie keine Bewegung u. Thätigkeit äußern. Indessen sind Leib u. L. nach den Gesetzen der Natur eines Einzeldinges modifizirt und diese Modifikation wird selbst noch weiter modifizirt durch die Verhältnisse u. Einwirkungen der Umstände desselben. Natur-L. im Allgemeinen ist das, allen sinnlichen oder leiblichen Dingen inwohnende, Ferment ihrer Erscheinung, Erhaltung u. Entwickelung. Das Ferment der organischen Natur, L.skraft genannt, bedingt unter dem Einflusse der übrigen Naturdinge, u. im Gegensatze zu denselben, den Wechsel aller Zustände jedes Individuums. Leib u. L., Reales u. Ideales sind in der Natur untrennbar, u. die sogenannten leblosen Dinge wirken nur negativ auf andere ein, leisten nur einen negativen Widerstand. Das L. eines organischen Dinges äußert sich positiv zunächst in Bewegungen und Thätigkeiten des Dinges, und deren Formen sind die Formen der Entstehung, Entwickelung u. Fortdauer seines Daseyns. Der Wechsel dieser Formen gründet sich selbst wieder theils auf das Individual-L. u. dependirt von dem allgemeinen L. der Natur, in welchem jenes ruht und aus welchem es die Nahrung für seine Entwickelung u. Erhaltung schöpft. Obwohl das L. selbst nur als ein untrennbarer Faktor aller Erscheinungen in der Natur, als die der Materie inwohnende u. mit ihr absolut verbundene Thätigkeit — Lebensgeist, ἐνορμῶν des Hippokrates, animalische Geister des Galen, des Fernelius, des van Helmont u. Argenterius, Archäus, Stahls Weltseele, Newtons Aether u. s. w. — zu betrachten ist: so kann es doch in abstracto aufgefaßt werden. Indessen ist L. im gewöhnlichen Sinne der Philosophen der Zustand nur organischer Wesen, wodurch sie selbstthätig ihr eigenthümliches Verhältniß der Reciprocität gegen die Außenwelt erkennen lassen. Oft werden Leib- und L. unter eine höhere Einheit gefaßt, aber die Anschauung begründet doch einen Unterschied, der darin besteht, daß das L. ein Accidens des Leibes selbst, dessen Zustände als Formen des in Bewegungen und Thätigkeiten bestehenden L.s zu betrachten sind, wie man in der Physik überhaupt das L. rücksichtlich der Begriffe der Materien und ihrer Eigenschaften oder Kräfte behandelt. Ein jeder Zustand wird erkennbar gemacht nur durch Angabe seiner Eigenschaften, welche nothwendig, veränderlich oder unveränderlich sind. Alle Zustände des lebenden organischen Wesens sind durch Naturnothwendigkeit gegeben, so daß der Zustand der Gegenwart von dem der Vergangenheit, u. der der Zukunft von dem der Gegenwart, als seiner Ursache, ausgeht. Der jedem organischen Wesen inwohnende L.sgeist ist zunächst die continuirliche Ursache des Wechsels seiner Zustände, welche die Außenwelt bald begünstigt, bald hemmt, bald unterdrückt. Von dieser Einwirkung der

Außenwelt auf den Organismus hängt oft die Dauer seines Lebensprozesses ab. Diese Gegenstände der Einwirkung sind entweder materieller, oder immaterieller Natur. Sind sie dem Daseyn des Organismus förderlich, so sind sie demselben zum Theil Bedingung seiner Existenz u. der Entwickelung seines eigenthümlichen L.s. Jedes organische L. ist übrigens wieder gegründet in der allgemeinen L.squelle der Natur. Und ob es gleich seine eigenthümliche Anlage hat u. deren eigenthümlichen Gesetzen gehorcht, die mit jenen des universellen Natur-L.s im individuellen Gegensatze stehen: so sind seine Anlage und deren Gesetze doch nur Modifikationen der allgemeinen Anlage der Natur u. deren Gesetze; u. darin beruht die allgemeine Uebereinstimmung oder Harmonie der L.sformen aller Dinge mit jenen des Universums. Alle organische Wesen, die wir kennen, befinden sich jedoch nur auf der Erde und wir betrachten sie bloß in so weit als Einzeldinge der ganzen Natur, als sie aus Materie bestehen u. den Gesetzen des materiellen Daseyns, wenigstens theilweise, zunächst unterworfen sind, d. h. nicht ohne Aufnahme und Assimilation von Licht, Luft, Wasser, Feuer (Wärme) und Speise zu existiren vermögen. Diese Elemente oder Potenzen, wie man sie auch nennt, bewirken unmittelbar die Fortdauer des lebenden Wesens bis zu dem Momente, wo dieses den Inhalt seines L.s entfaltet u. dadurch die Bestimmung seiner Natur erreicht hat. Insbesondere ist der L.sprozeß, welcher durch Aufnahme u. Assimilation jener Elemente besteht, für alle Organismen die gemeinsame Grundlage des Daseyns, die jedoch nur wieder nach der Menge und Modalität der assimilirenden Organe in Modalität u. Relation von den Außendingen differiren. Die Pflanzen eignen sich jene Elemente nur durch Einsaugung mittelst der Wurzeln und durch Respiration mittelst der dem Sonnenlichte zugekehrten Oberfläche der Blätter u. Stempel an. Die Thiere aber, welche alle, den Pflanzen ähnliche, Organisation haben, besitzen noch einen Darmkanal, dessen die Pflanzen entbehren müssen. Da auf diese Weise der Organismus jedes Thieres den des tiefer stehenden pflanzlichen in sich begreift, so befindet er sich auf einer höheren Stufe des organischen L.s, welche mit dem menschlichen Organismus wegen seiner feinsten Construktion u. seiner mannigfaltigsten Funktionen die höchste Stufe erreicht hat u. die Thierwelt schließt. *μ.*

Lebensalter bezeichnet den ganzen, in mehre Abschnitte zerfallenden Lebens-Cyklus des Menschen, den derselbe von dem Beginne seines ersten Entstehens in Mutterleibe bis zu seinem Ableben durch Altersschwäche zu durchwandern hat. Dieser Lebensabschnitte hat man mehre u. verschiedene angenommen, je nach dem Gesichtspunkte, von welchem man das Menschenleben betrachtet. In Bezug auf die Gesammtentwickelung des menschlichen Körpers und seine Rückbildung kann man 5 Abschnitte annehmen: das Fruchtleben, die Kindheit, das Mannesalter, das Greisenalter, die Altersschwäche, während sich dieselben in Betracht der Geschlechtsentwickelung auf drei größere Abschnitte zurückführen lassen: nämlich das unreife Alter, das reife oder Mannesalter, das Greisenalter. Das unreife Alter begreift den Zeitraum von der Zeugung bis zum Beginne der Mannbarkeit in sich u. zerfällt in folgende Unterabtheilungen: Das Fruchtalter. Dieses ist durch ganz bestimmte Entwickelungsphasen ausgezeichnet u. sein Ende von plötzlich eintretenden funktionellen Umänderungen begränzt (s. Fötus). Da die ganze Lebensthätigkeit des Fötus in organischer Bildung besteht, so sind es auch nur vorzugsweise Bildungsfehler, zu welchen derselbe vorherrschende Anlage hat. Das Kindesalter, mit der Geburt beginnend u. dem Eintritte der zweiten Zahnperiode (7.—8. Lebensjahre) endigend u. wieder in zwei Abschnitte, in das Säuglings- u. eigentliche Kindesalter, zerfallend und durch den ersten Zahndurchbruch im 7.—8. Lebensmonate geschlossen (s. Neugeborene). Das Kindesalter zeichnet das Vorwalten der bildenden Kraft aus, die zur Fortentwickelung u. Ausbildung dessen führt, was jene während des Fruchtlebens begonnen hat. Es beruhen daher die Krankheiten dieses Alters zum großen Theile auf Hemmungen dieser Lebensrichtung. Ferner befinden sich sämmtliche Hautge-

bilde u. das lymphatische Gefäßsystem in erhöhter Thätigkeit und demgemäß in größerer Anlage zu Krankheiten; gleichermassen das Gehirn u. Rückenmark, dessen Entwickelung im Kindesalter sehr hervorspringend ist. Auch die Werkzeuge des Athmens, der Blutbewegung u. der Verdauung gewinnen, ihrer plötzlich eingetretenen u. veränderten Thätigkeit wegen, größere Anlage zum Erkranken. Das Knabenalter. Dasselbe beginnt mit dem Ausbruche der bleibenden Zähne u. reicht bis zur Entwickelung der Mannbarkeit; es ist ausgezeichnet durch deutliches Hervortreten der Geschlechtlichkeit, Ausbildung der Sinne, der Muskelbewegung, der Geistesthätigkeit, der Sprache u. voranschreitende Knochenentwickelung; es erlangt deßhalb eine Prädisposition zu Erkrankungen der Irritabilität (s. d.). Das Jugendalter, dessen Hauptcharaktere die Entwickelung der Geschlechtsreife, die Fortbildung des Geistes u. die Vollendung des körperlichen Wachsthumes sind (s. u. Mannbarkeit). Es geht diese Lebensperiode bis zum 24—26. Jahre. Das reife Alter, Mannes- oder Mittelalter, umfaßt den Zeitraum der vollendeten Reife in Bezug auf Körperkraft u. Tüchtigkeit zur Fortpflanzung bei beiden Geschlechtern u. ist begränzt von der Nubilität einerseits u. dem Erlöschen der Zeugungsfähigkeit andererseits. Die Nubilität oder die Heirathsfähigkeit fällt bei den neueren Gesetzen, mit Rücksichtnahme auf eine vorschnelle Entwickelung, gewöhnlich schon in die Jahre der Mannbarkeit. Während dieser Lebensperiode, in welcher die Reproduktivität u. Reaktionskraft bei großer Harmonie aller übrigen vitalen Thätigkeiten, vorwalten, erkrankt der Mensch seltener, ist aber bei wirklicher Erkrankung größerer Gefahr preisgegeben. Aus seiner geschlechtlichen Bedeutung tritt das Weib im 45.—50. Jahre mit dem Aufhören der Regeln; der Mann verbleibt gewöhnlich 10 Jahre länger in seiner vollen Zeugungskraft u. verliert sie oft im hohen Alter nicht ganz. Das Greisenalter, dessen Lebensrichtung mehr auf die Erhaltung des Individuums, als auf die Prokreation der Nachkommenschaft gerichtet ist, endigt mit dem natürlichen Tode aus Altersschwäche. Der physische Ausdruck des Greisenalters liegt im allmäligen Sinken aller vitalen Thätigkeiten. Bei ihm sind das Nerven- u. Gefäßleben, so wie die Wiedererzeugung der verbrauchten Stoffe in Abnahme begriffen. Es erscheint daher die Erregbarkeit abgestumpft, die Geistes-Thätigkeit geschwächt, die Muskelbewegung verlangsamt u. kraftlos, die Blutbewegung träge, die Erzeugung von Flüssigkeiten zurückgedrängt, daher Trockene, Magerkeit, Starrheit vorherrschend u. unter den Absonderungen namentlich die Harnabsonderung vermindert u oft mit organischen Stoffen geschwängert. In Folge des allgemeinen Sinkens der Vitalität erhält der menschliche Körper im höheren L. eine vorwaltende Anlage zu organischen Fehlern, die, wenn sie im mittleren Alter sich bereits zu bilden begonnen haben, um so eher zur Ausbildung kommen u. eine üble Form annehmen. — Unter Lebensdauer versteht man die extensive Länge des Daseyns des lebenden Menschen, sowie jedes anderen lebenden Wesens. Modificirt wird die L. durch Eigenthümlichkeit des Charakters seiner Gattung, durch die Individualität des betreffenden Wesens u. durch äußere Einflüsse der verschiedensten Art. Endlich ist sie durch Erschöpfung der Lebensreize — nothwendiger, normaler Tod — durch, von individuellen Verhältnissen abhängige, Aufhebung der Lebensbedingungen — zufälliger Tod. Abhängig ist ferner die L. von der Vielseitigkeit der Lebensäußerungen, gleichviel, ob geistige oder körperliche; denn je größer deren Summe ist, um so mehr Zeit erfordert das Leben zu seiner vollkommenen Entwickelung. Ebenmäßig den Einwirkungen der kosmischen Verhältnisse, muß die Stärke des Wiederersatzes seyn, wenn das Leben denselben nicht erliegen soll. Das Zusammenwirken sämmtlicher organischer Thätigkeiten erhält den menschlichen Körper in seiner Integrität; eine Verletzung der Harmonie derselben beeinträchtigt die L. nach der Natur der veranlassenden Ursachen u. der individuellen Widerstandskraft des Subjektes mehr oder weniger; die Aufhebung einer der 3 Cardinalthätigkeiten — des Athmens, des Blutlaufes, der Gehirnthätigkeit — hat unmittelbaren Tod zur Folge. In Betrachtung

der statistischen Seite der L. ergeben sich aus der Summe der vorkommenden Todesfälle bestimmte Gesetze, nach welchen jene numerisch erfolgen und zwar in Rücksicht auf Jahre, Monate, Tageszeiten u. Lebensalter. Was die Jahre u. Monate angeht, so kommen bei ihnen sowohl die herrschende Witterungsconstitution, wie das Gedeihen in der Vegetation vorzugsweise in Betracht. Unter den Tageszeiten sind wohl der Abend u. die Mitternachtsstunde die gefährlichste Zeitperiode für Kranke, weil am Abende viele Krankheiten einen höheren Grad erreichen u. die Krisen sich vorbereiten. Von ungleich größerem Belange aber ist das Lebensalter für die Sterblichkeit. Aus den gemachten Zusammenstellungen geht hervor, daß die größte Sterblichkeit in das erste Lebensjahr, die kleinste in das höchste, von Menschen erreichbare, Alter fällt, so daß unter 10,000 Geborenen 1964 im ersten u. einer im 99. Lebensjahre sterben. Lage u. Oertlichkeit des Aufenthaltsortes, Bevölkerung, Sittlichkeit, Erwerbsmittel, Wohlhabenheit u. Armuth, allgemeine Gesundheits- u. meteorologische Verhältnisse bedingen immer ein mehr oder weniger günstiges Verhältniß der Sterblichkeit. Unter den ursprünglichen Lebensverhältnissen eines Individuums kommt zur muthmaßlichen Bestimmung des Lebensalters die Abstammung besonders in Betracht. Auch das Geschlecht ist von Einfluß; das Weib lebt in der Regel länger, als der Mann. Nur zur Zeit der Mannbarkeitsentwickelung ist die Sterblichkeit größer auf Seite des weiblichen Geschlechtes. Uebrigens betreffen die bekannten höchsten Lebensalter nur Männer. Eine merkwürdige, für die Gegenwart eines allwaltenden Prinzips zeugende, Beobachtung ist es, daß Sterblichkeit u. Fruchtbarkeit stets im umgekehrten Verhältnisse stehen. So wird z. B. nach einem größeren Völkerunglücke größere Fruchtbarkeit wahrgenommen. Körperliche Verhältnisse sind von nicht geringem Belange für die L.: mittlere Größe, gute Brust, starker Magen, kräftiger Puls, normale Geschlechtsentwickelung, das sanguinische und cholerische Temperament u. das Gemisch dieser beiden, nüchterne Lebensweise, Gemüths- u. Gewissensruhe, hoher Stand der Religiosität u. Normalität, zeitweises Fasten, Unterschied der Speisen, angemessene körperliche Thätigkeit u. häufige Bewegung in der freien Luft müssen als sehr begünstigende Momente betrachtet werden. Auch in Ansehung des Standes, Amtes, Gewerbes, der Ehe u. sonstiger Lebens-Verhältnisse gewann Casper in Berlin folgende Resultate. Der Stand der Theologen hat die längste L.; einer langen erfreuen sich die Landwirthe u. Forstleute, sowie höhere Beamte; kürzere Zeit leben Künstler u. Lehrer; die kürzeste L. hat der Stand der Aerzte. Länger ist die L. der Verheiratheten, als der Ledigen; der unverheirathete Mann wird aber älter, als das unverheirathete Weib. Reiche, den Armen gegenüber, erreichen in doppelter Zahl das gewöhnliche Lebensziel, das 70. Jahr. Die durch die Genesis bezeugte lange L. der Patriarchen und eine große Menge, von Höfeland, Holler u. Anderen gesammelter, neuerer Beispiele zeigen, daß dieses Ziel keineswegs absolut ist u. daß die mögliche L. der menschlichen Art 150 u. selbst 200 Jahre betragen kann, denn die 969 Jahre des Methusalem sollen nach der Annahme Neuerer auf 200 reducirt werden; wenn die Annahme richtig wäre, es habe das Jahr der ersten Menschen bis zu Abraham nur 3 Monate, nach diesem und erst von Joseph an 12 Monate betragen. Was übrigens diese Jahresreduktion betrifft, so muß dieselbe als eine sehr willkürliche erscheinen u. es findet dieselbe schon in der Einrichtung des Schöpfers, möglichst schnell die Erde zu bevölkern u. den Nachkommen in den Alten Führer u. Verwalter der göttlichen Gesetze zu geben, ihren wohlbegründeten Widerspruch. — Nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift lebten:

Adam	vom	Jahre	der	Welt	1	bis	930,	also	930	Jahre.
Enos	"	"	"	"	130	"	1042	"	912	"
Kainan	"	"	"	"	325	"	1235	"	905	"
Malalal	"	"	"	"	395	"	1290	"	895	"
Jared	"	"	"	"	460	"	1422	"	962	"
Henoch	"	"	"	"	622	"	1987	"	365	"

Mathusala vom Jahre der Welt 687 bis 1656 also 969 Jahre.
Lameck „ „ „ „ 874 „ 1651 „ 777 „
Noe „ „ „ „ 1056 „ 2006 „ 950 „

Aus dieser Genealogie ergibt sich, daß von Adam bis Noe, in einem Zeitraume von 2000 Jahren, nur 10 Generationen lebten u. Adam, der erste Mensch, noch 56 Jahre mit Lameck, Noe's Vater, lebte (Genesis 4. u. 5.). Von großem Einflusse auf die Länge der L. sind die verschiedenen Breiten des Erdballs u. die ihnen entsprechenden Temperaturen. Im Norden zählt man die meisten Beispiele hohen Alters, in Süden die wenigsten. Die Temperaturextreme der Polar- und Tropengegenden sind dem langen Leben ungünstig. Für die L. sind die verschiedenen Eigenschaften der Länder u. Orte von entgegengesetztem Einflusse. Offene u. freie Ebenen, nicht zu hohe Berge u. trockene Länder begünstigen; niedere Lage, feuchte, sumpfige Gegenden u. hohe Berge beeinträchtigen die L. — Die Gesetze, unter deren Befolgung man ein hohes Lebensalter erreichen u. selbst bei individuell-ungünstigen Umständen seinem natürlichen Lebensziele näher kommen kann, begreift man gemeinhin unter dem Ausdrucke **Lebensverlängerung** (s. Makrobiotik). *μ.*

Lebensbeschreibung (**Biographie**), heißt die Erzählung des Lebens und Wirkens eines Menschen. Die L. beschränkt sich aber nicht allein auf die Erzählung äußerer Umstände und Begebnisse des Menschen (das ist ein curriculum vitae, Lebenslauf), sondern stellt seine geistige Entwickelung durch jene äußeren Umstände und Begegnisse dar; daher auch eigentlich jene äußeren Umstände für die L. nur wichtig sind, so fern sie auf den inneren Menschen einwirkten. Sie hat in dem Grade ein entschiedenes Interesse, als das Leben eines Menschen wirklich ausgezeichnet war, und als sie umfassend, wahr, parteilos, ohne romantischen Anstrich, jedoch mit Heraushebung des wirklich Interessanten verabfaßt ist, und als der Biograph es versteht, in lebendiger Darstellung auch das Innere eines Menschen zur Schau zu legen, und ihn seinen Gesinnungen und seinem eigentlichen Charakter nach aufzuführen, so wie die Motive seines Wirkens und dieses selbst seinem eigentlichen Gehalte nach in gehöriges Licht zu stellen. Ein **Biograph** muß entweder in inniger Vertraulichkeit mit dem, dessen Leben er schildert, gewesen seyn, oder es müssen ihm Materialien dazu theils von dessen Lebensvertrauten, theils durch das, was ein Mensch selbst leistete und dauernd in seinen Schöpfungen, Schriften, oder auch in Briefen, Tagebüchern, schriftlichen Aufsätzen, Kunstwerken ꝛc. hinterließ, zu Gebote stehen. Die **biographische Darstellung** soll würdevoll, deutlich, geordnet, lebhaft und ungezwungen, dabei aber unterhaltend und blühend seyn, sich jedoch alles Lobrednerischen enthalten, bei Darstellung mehr persönlicher und unbedeutenderer Umstände sich einer natürlichen, weder gemeinen, noch gekünstelten Einkleidung bedienen. (J. Wiggers, über die L., Mietau 1777; Jenisch, Theorie der Lebensbeschreibung, 1802.) Uebergeht die L., um sich dem Kunstwerke zu nähern, mehr und mehr das Unbedeutendere und läßt die Idee auf die Darstellung der Ereignisse einwirken, und die innere Wahrheit darin ungetrübt erscheinen, so entstehen Lebensgeschichten. Beschreibt Jemand sein Leben selbst, so ist dies eine **Auto-Biographie** oder **Selbstbiographie** u. diese sind, wenn sie sonst unparteiisch, ohne Ueberhebung und ohne Selbsttäuschung geschrieben sind, die besten, lehrreichsten und interessantesten. — Indem wir wegen des Näheren, was unter jedem Volke für das Fach der L. geleistet worden ist, auf die einzelnen Nationalliteraturen verweisen, nennen wir hier nur folgende umfassende Werke: Das Wörterbuch v. **Bayle** (s. d.), die Conversationslexica u. Encyclopädieen aller Zeiten und Formen, welche fast sämmtlich L.en enthalten, so wie, als specielle L.en, die biographischen Werke von Sam. Baur, Grohmann, Fuhrmann, Hirsching, Ladvocat, Leidenfrost, die sämmtlich lexikal; die systematisch geordneten von Niemeyer, Schröckh, und A., den Nekrolog von Schlichtecroll, den Nekrolog der Deutschen von B. F. Voigt. Ferner die Biographien der merkw. Menschen der letzten 3 Jahrhunderte, 8 Bde., die Zeitge-

noffen, Hennings deutscher Ehrentempel, Böttiger Weltgeschichte in Biographieen und andere. Von ausländischen Werken in diesem Fache nennen wir: Dictionnaire universel historique, critique et bibliographique; Biographie universelle ancienne et moderne; Biographie moderne; Biographie des hommes vivans; Biographie nouv. des contemporains; Biographia britannica; **Watkins**, Universal biographical dictionnary; Annual biography and obituary u. m. a.

Lebensfähigkeit ist die Eigenschaft eines neugeborenen Kindes, sein Leben nach der Geburt fortsetzen zu können. Die Erfahrung weiset nämlich nach, daß manches lebendgeborene Kind nicht lebensfähig sey, d. h. sein Leben nicht fortsetzen könne, sondern daß bestimmte Bedingungen vorhanden seyn müssen, um ein Kind lebensfähig zu machen. Diese Bedingungen beziehen sich einestheils auf die Gestaltung des Kindes, d. h. es dürfen demselben die zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Organe nicht abgehen, sonst kann es wohl bei der Geburt leben, wird aber sein Leben bald verlieren; anderntheils ist die L. abhängig von dem Zeitpunkte der Geburt: das Kind darf nämlich nicht zu frühzeitig geboren seyn: Kinder, geboren vor der 31. Woche nach der Empfängniß, sind nicht lebensfähig, d. h. sie können wohl einige Stunden, oder selbst Tage, aber nicht länger bei Leben erhalten werden. — Die L. ist von großer Bedeutung in der Jurisprudenz, da die Zuerkennung mancher Rechte von der Eigenschaft der L. abhängt. E. Buchner.

Lebensverlängerung, s. Makroliotik.

Lebensversicherungsanstalten haben den Zweck, den Erben des Versicherten ein Einkommen bei dessen Tode zu sichern, indem ihnen eine bestimmte Summe (wofür nämlich versichert worden ist) nach dem Todestage der bezeichneten (versicherten) Person entweder sogleich, (d. i. auf einmal, gewöhnlich innerhalb drei Monaten) oder in einer Reihe von Jahren von der betreffenden Lebensversicherungsgesellschaft ausgezahlt wird. Dieß sind die eigentlichen Lebensversicherungen, da es auch noch ähnliche Einrichtungen für den Todesfall des Betheiligten gibt, einerseits nämlich die Wittwenkassen, woraus die hinterlassene Ehefrau des Mitgliedes eine Rente gezahlt bekommt, und andererseits die sogenannten Leichenkassen u. s. w., aus denen die Erben eine bestimmte Summe ein für alle Male erhalten. Eben so sind von den L. die Rentenanstalten (s. d.) verschieden, welche auf die Versorgung während der Lebenszeit abzwecken. Die Lebensversicherung ist nämlich der Vertrag, kraft dessen der Versicherte sich verpflichtet, dem Versicherer, während des Bestehens dieses Vertrages, bestimmte Beiträge (Prämien) zu zahlen, der Versicherer aber dagegen die Verbindlichkeit übernimmt, eine festgesetzte Summe beim Tode der versicherten Person auszuzahlen. Lautet ein solcher Vertrag nur auf eine bestimmte Zeit, so bezahlt der Versicherer die festgesetzte Summe blos dann, falls der Versicherte innerhalb der angegebenen Zeit mit Tode abgeht; überlebt er solche aber, so kann er dann keine Ansprüche an den Versicherer für die gezahlten Prämien geltend machen. Uebrigens kann man entweder sein eigenes Leben, oder auch das einer andern Person versichern, wie denn auch als besondere Art die Versicherung auf zwei verbundene Leben vorkommt. Was ferner die Versicherungsbeiträge anlangt, so sind diese natürlich nach dem Lebensalter der Person, deren Leben versichert wird, verschieden, da nothwendig eine ältere Person jährlich einen höheren Beitrag zahlen muß, als eine jüngere, so wie auch verschieden nach der Dauer der Versicherungszeit. Die Normirung der von den versicherten Personen zu zahlenden Prämien stützt sich auf bewährte Geburts- und Sterblichkeitslisten, und die Wahrscheinlichkeitsrechnung, indem bei Versicherungen auf eine gewisse Zeit die Prämien nach der vorhandenen Wahrscheinlichkeit für die Erreichung irgend eines näheren oder entfernteren Lebensjahres berechnet, oder bestimmt werden, bei den Versicherungen aber für die Lebenszeit nach der mittleren Lebensdauer für jede Altersstufe. Der Nutzen von dergleichen L. leuchtet übrigens von selbst ein, denn, um nur einen Fall anzuführen, so wird z. B. die Wittwe eines Fa-

brikanten, der vielleicht sein Leben zu 2—3000 Thlr. versichert hat, dessen Geschäft fortzuführen im Stande seyn mit Hülfe dieser, nach dem Tode ihres Mannes so fort erhaltenen Summe, während sie ohne dieselbe solches vielleicht ganz aufheben müßte, oder nur unter großen Schwierigkeiten fortsetzen könnte, besonders, wenn nun Zahlungen für frühere Verbindlichkeiten sofort zu leisten sind, in deren Betreff der Mann sich besser zu arrangiren gewußt haben würde. Was nun die L. selbst anbelangt, so sind dieselben entweder auf **Aktien** (s. d.) gegründet, oder auf **Gegenseitigkeit**. Diese Aktiengesellschaften sind wiederum von doppelter Art. Bei der einen Art ist nämlich die Annahme von Versicherungen reine Geschäftssache, d. h. es ist dabei zunächst auf den Gewinn der Aktionäre abgesehen, wie denn auch andererseits der Verlust, falls sich solcher ergeben sollte, natürlich auf diese allein zurückfällt. Dergleichen Anstalten sind in England Sun, Royal, Exchange, Globe u. a. — Bei der zweiten Art dagegen wird nur ein Theil des Gewinnes unter die Aktionäre vertheilt, indem der andere dem Versicherten zu Gute kommt. Von der Art sind in England Alliance, Atlas, Guardian u. a. m., in Deutschland die L. in Berlin und die in Lübeck. Bei den auf Gegenseitigkeit basirten Anstalten, welche rücksichtlich ihres Princips das Meiste für sich haben, bilden die Beiträge der Mitglieder das Grundkapital und der ganze Verein leistet hier jedem Mitgliede Gewähr für die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Vertrages. Ergibt sich bei diesen Anstalten, nach Abzug der Verwaltungskosten, ein Ueberschuß, so wird solcher unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt; sollten jedoch die Beiträge für das sich herausstellende Bedürfniß nicht ausreichend seyn, so werden neue erhoben. Solche gegenseitige Anstalten sind: die in Gotha (als die bedeutendste) die L. in Leipzig, die L. in Hannover u. a. Unter den in England bestehenden ist die Equitable die wichtigste. — Ueber die statistischen Angaben hinsichtlich der bedeutendsten L. siehe: **Babbage**, „Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebensversicherungsgesellschaften" (deutsch, Weimar 1827) und **Bleibtreu**, „Zweck u. Einrichtung der L.n" (Karlsruhe 1832).

Leber, Hepar, jecur, ist eine länglich-viereckige Drüse u. das größte unter allen Unterleibseingeweiden. Sie liegt in der rechten Unterrippengegend, dicht unter dem Zwerchfelle u. in einem Theile der Magengegend, vom Bauchfellsacke eingehüllt u. von mehren bandförmigen Verdoppelungen des Bauchfelles in ihrer Lage erhalten. Ihre **obere**, am Zwerchfelle anliegende, **Fläche** ist **convex** u. in zwei ungleiche Hälften, in den **rechten** oder **großen** und in den **linken** oder **mittlern Llappen** abgetheilt. Ihre **untere**, wegen mehrer Vertiefungen u. Erhabenheiten **concav** genannte **Fläche** wird von vorn nach hinten durch die **linke Längenfurche** in zwei ungleiche Hälften abgetheilt. Die vordere Hälfte dieser Furche enthält die **Nabelvene**, die hintere den **Blutabergang**. Von der letzteren geht eine andere Rinne, die **Pforte**, in den rechten **Llappen**, welche die **Pfortader**, die **L.-Arterie** u. den **L.gang** enthält. Hinter der Pforte zeigt sich eine dreieckige Erhabenheit, der **kleine** oder **geschwänzte Lappen**; vor ihr eine flache Erhabenheit, der **viereckige** oder **vordere Lappen**. In diesem befindet sich eine seichte Vertiefung, die **Grube für die Gallenblase**, an jenem rechts u. nach hinten die **Grube für die Hohlvene**; der **vordere L.rand** ist dünn u. uneingeschnitten, der hintere ist sehr dick und an das Zwerchfell geheftet. Die L. ist von röthlich brauner Farbe und ihr Gewebe aus kleinen, aus Rinden- u. Marksubstanz bestehenden **Körnchen** zusammengesetzt, die sich zu, in **Läppchen** vereinigten und mit Ausführungsgängen versehenen, **Gallengefäßen** gestalten. Die Gallengefäße, zuletzt in zwei größere, aus dem rechten u. linken **L.lappen** hervorgehende Gänge u. dann in der Pforte in einem Federkieldicken u. etwa 18 Linien langen Ausführungsgang (**L.gang**) vereinigt, theilen sich endlich in zwei Kanäle, wovon der rechts liegende und in die Gallenblase mündende **Gallenblasengang** heißt. Die **Gallenblase**, gleichsam das erweiterte blinde Ende des Gallenblasenganges, ist ein häutiger,

birnförmiger, in einer oberflächlichen Vertiefung der unteren Fläche des rechten L.lappens gelegener Behälter, dessen mittlerer u. weitester Theil Körper, dessen blindes, rundliches, vorderes Ende Grund u. dessen verengertes, in den Gallenblasengang übergehendes, hinteres Ende Hals genannt wird. Der Gallengang hat die Dicke eines Federkiels und beinahe 4 Zoll Länge; derselbe liegt anfänglich zwischen den Platten des kleinen Netzes u. öffnet sich, hinter der Bauchspeicheldrüse weggehend, in den querlaufenden Theil des Zwölffingerdarmes, in der Regel nach geschehener Aufnahme des Ausführungsganges der Bauchspeicheldrüse, u. ist an seinem Ende mit einer Spiralklappe versehen. Ihr Blut empfängt die L. durch eine eigene Schlagader, einen Ast der Eingeweideschlagader, u. von einer Blutader, der Pfortader, die, aus den Verdauungsorganen entspringend, alles von diesen kommende Blut aufnimmt, durch die Pforte in die L. eindringt u. darin, als L.-Pulsader in zwei Aeste getheilt, sich sowohl mit der Schlagader in der L.substanz verbreitet, als in kleinen Verzweigungen gegen den hinteren L.rand verläuft. Die L.arterie dient zur Ernährung der L., die Pfortader zur Gallenabsonderung, die L.venen bringen das Blut der beiden ersteren in die absteigende Hohlader. Lymphatische Gefäße besitzt die L. in großer Zahl, auch ihre Nerven sind sehr vielfach. Diese kommen vom Sonnengeflechte u. umstricken netzförmig die L.arterie u. die Pfortader u. dringen tief in die L.substanz. Die L. hat in dem Organismus des Menschen u. der Thiere die wichtige Verrichtung, die Galle (s. d.) abzusondern. Die in dem Parenchym der L. gebildete Galle gelangt dann mittelbar durch die Gallengefäße in den L.gang, von da durch die Gallenabsonderung theils in die Gallenblase und durch den Gallengang, theils in den Zwölffingerdarm. Die Gallenabsonderung geht ununterbrochen vor sich. Während des Verdauungsgeschäfts ist der Erguß der Galle in den Zwölffingerdarm weit copiöser, als sonst; denn es ergießt sich nach der allgemeineren Ansicht außer der Zeit der Verdauung bloß jener Theil der Galle, welchen der Gallengang unmittelbar aus dem L.gange erhält, dahin, während die Gallenblase beim Vorgange der Verdauung angenommener Weise durch die Ausdehnung der Gedärme emporgehoben u. die Entleerung ihres Inhaltes, des Speisebreies, veranlaßt werde, richtiger aber angenommen wird, daß durch den mechanischen Reiz des Darminhaltes auf die Mündung des Gallenganges, nicht allein eine Zusammenziehung der Gallenblase, sondern auch ein vermehrter Blutzufluß zur L. bewirkt wird, in deren Folge die völlige Ausleerung des Gallenvorrathes geschieht u. eine reichlichere Gallenaussonderung vor sich geht. Ueber die Beziehungen und den Nutzen der L. auf die Blutmischung u. die Verdauung (s. d. Art. Galle.). — Die L. scheint zu der Lunge in einem entgegengesetzten Volumverhältnisse zu stehen. Bei Vögeln, deren Lungen umfänglicher sind, erscheint sie klein, bei Fischen, deren Athmungs-Apparat unbedeutend ist, groß, bei Säugethieren mittelmäßig, bei gestörter Lungenthätigkeit wiederum größer, ebenso beim Fötus (s. d.), der noch nicht athmet u. auch noch nicht verdaut, wo sie der Function der Lunge, der Oxydation des Blutes nämlich, vorsteht. Im Consens mit dem Gehirne steht die L., wie man aus den galligen Symptomen bei Kopfwunden u. aus der Gemüthsverstimmung bei L.leiden ersieht. Auch mit den Secretionen der Speichel- u. Thränendrüsen steht sie in funktioneller Sympathie, wie das bei verschiedenen Störungen in der Sensibilität deutlich hervortritt. In ähnlichem Verhältnisse zeigt sie sich zur Haut: wenn durch Erkältung, namentlich im Herbste, die Ausscheidung von Kohlensäure u. Wasser gestört wird, so entwickeln sich gallige Krankheiten; so gesellt sich auch auf der anderen Seite wieder gerne Wassersucht zu L.leiden. Die Nieren u. die Leber stehen auch in gegenseitigem Wechselverhältnisse. *u.*

Leberkrankheiten sind krankhafte Zustände der Leber, ihrer häutigen Hüllen und ihres drüsigen Parenchyms u. der Gallenausscheidungswege. Man unterscheidet *akute* (schnell oder hitzig verlaufende) und chronische (langwierig verlaufende) Leberkrankheiten. Diese treffen mehr die häutigen Anhänge der Leber und

die Gallenausscheidungswege u. äußern sich unter entschiedeneren und offenbareren Erscheinungen, als die chronischen, deren Entwickelung langsam vor sich geht u. mehr in den, die Gallenabsonderung vollbringenden, drüsigen Körnern ihren Sitz nehmen. Uebrigens aber haben sämmtliche L. die Eigenschaft, nach kürzerer Dauer ihre Gränzen zu überschreiten und wohl auch das ganze Organ in Mitleidenschaft zu ziehen. Was übrigens die Erscheinungen betrifft, die jede einzelne Form charakterisiren, so sind diese im Allgemeinen schwierig zu sichten, da sie sich gerne in einander verlieren und nicht bei jedem Individuum constant sind. Darum dürfte hier auch eine mehr summarische Angabe derselben genügen. Fieberbewegungen, gestörte Verdauung mit Eckel und Erbrechen und gelbe Färbung der Haut sind die gewöhnlichen Vorboten des Eintrittes der akuten Leberentzündung, die sich im Allgemeinen durch Spannung in der rechten Unterleibsgegend, Empfindlichkeit beim Drucke, Fortpflanzung des Schmerzens zur Schulter und zu dem Schlüsselbeine der nämlichen Seite, beschwerliche Seitenlage, Athmungsbeschwerde, trockenen Husten, Schluchzen, Eckel und Erbrechen charakterisirt, aber, nach Verschiedenheit des ergriffenen Organtheiles, manchfache Modifikationen erleidet. So wird z. B. der Schmerz bei der Entzündung der concaven Leberfläche und des sie überziehenden Bauchfelles durch Betasten gesteigert u. stechend; dabei ist das Liegen auf der rechten Seite beschwerlich, während bei der Entzündung der concaven Partie die eben genannten gastrischen Symptome vorwaltend sind und die Entzündung eine große Neigung zur Weiterverbreitung auf den Magen besitzt. Ist die hintere und obere Partie der Leber entzündlich ergriffen, so ist das Schluchzen häufiger, der Athem beengter und von Stechen begleitet, der Husten lästiger u. es verbreitet sich der Schmerz über die Nierengegend und gesellt sich durch das Andrängen der in ihrem Umfange vergrößerten Leber gegen das Zwerchfell ein Gefühl von Angst, Vollheit und Erstickung hinzu. Hierbei sind entweder die Stuhlausleerungen unterdrückt und bei vorhandener Gelbsucht weiß, oder bei reichlicher Gallenabsonderung häufig, scharf und schmerzhaft. Im ersteren Falle und zu Anfang der Krankheit ist der Harn blaß, im letztern Falle und später mehr oder weniger dunkelroth und gelbfärbend. Die Entzündung des Leberparenchyms ist von sehr hervorstechenden gallichten Erscheinungen begleitet und wird als ein sehr ausgeprägtes Gefühl von Unwohlseyn, als dumpfer und tiefliegender, beim Drucke zunehmender Schmerz in der rechten Unterleibsgegend empfunden. Dauer der akuten L.entzündung: 5—14 Tage; Uebergang: Zertheilung zwischen dem 7.—10ten Tage oder chronischer Charakter der Entzündung, oder Verhärtung oder Absceßbildung, Vereiterung oder Brand. Die Kennzeichen der chronischen L.-Entzündung sind sehr unbestimmt. Sie entsteht, wenn bei einer akuten Entzündung die örtlichen Erscheinungen keine sehr große Entwickelung erlangt haben, sich aber mit nur geringem Nachlasse über den 14. Tag hinausdehnen und trägt, außer den früher dagewesenen Krankheitserscheinungen, noch ganz besonders jene an sich, welche auf verminderte Verdauungsthätigkeit hindeuten. Ihre Dauer ist unbestimmt und dehnt sich manchmal auf Jahre hinaus. Verhärtung ist die häufige Folge einer gelind verlaufenen und rasch geendeten Leberentzündung. Sie ist bald allgemein über das ganze Organ verbreitet, bald auf eine kleinere Stelle eingeschränkt. Dabei gelbsüchtige und jene Zustände, welche zum Theile der chronischen Leberentzündung angehören. Leberabscesse finden sich selten und fast nur auf der Oberfläche der Leber. Eiterung als Entzündungsausgang erfolgt, wenn die Entzündung durch Stoß oder Fall bewirkt wurde, und das davon befallene Individuum jung und männlichen Geschlechtes ist. Umschriebener, ermäßigter, aber klopfender Schmerz in der Tiefe, Fieber, starker unauslöschlicher Durst, Umfangsvermehrung und Schwappen, Nachtschweiß und wassersüchtige Zufälle verkünden sie. Brand kommt selten in der Leber vor: plötzlicher Rücktritt der Entzündung, Sinken der Kräfte, fauliger Zustand, Auftreibung des Unterleibes und Kälte der Gliedermaßen begleiten denselben. Heiße Jahreszeit, brennender Himmelsstrich, unmäßige Lebensweise, und

teres Lebensalter, vieles Sitzen und anstrengende Geistesbeschäftigung sind begünstigende Momente für den Eintritt der Leberentzündung. Mechanische Einflüsse, Erkältung, heftige Gemüthsbewegungen und plötzlicher Rücktritt hitziger Hautkrankheiten geben Gelegenheitsursachen für dieselbe ab. Allgemeine und örtliche Blutentziehungen, letztere applicirt auf die entzündete Stelle und an dem After, lauwarme Bäder, erweichende Umschläge, eröffnende Klystiere, gelinde Abführungen, säuerliche Getränke und strenge Diät geben den Heilapparat bei der akuten Leberentzündung ab. Die chronische erfordert vorzugsweise eine entsprechende Berücksichtigung und Beseitigung der veranlassenden Ursachen und nebenher die Anwendung blos örtlicher Blutentziehungen, gelind eröffnender Mittel, des Rhabarbers, des versüßten Quecksilbers, äußerlich die Einreibungen der grauen Quecksilbersalbe oder deren pflasterförmiges Auflegen, lauwarme Bäder, die Mineralwässer von Weilbach, Ems, Selters, Fachingen, Kissingen und Homburg, vegetabilische Nahrung und mäßige Körperbewegung. Zur Beseitigung von Verhärtungen bedient man sich vorzugsweise des Quecksilbers und der sogenannten (vegetabilischen) auflösenden Mittel und nach Umständen außerdem jenes Verfahrens, wie es bei der chronischen L.-Entzündung gebräuchlich ist. Bei Abscessen dienen die erweichenden Umschläge u. die Lanzette. *μ.*

Leberreime hießen die bekannten deutschen Scherzgedichte in zwei Zeilen, die jeder Tischgenosse zu machen hatte, dem eine Hechtleber dargereicht wurde mit den Worten: „Die Leber ist vom Hecht, und nicht von einem —" (man nannte nun den Namen eines anderen Thieres, auf den sich die zweite Zeile reimen mußte). Angeblich sollen sie erfunden seyn von Heinrich Schävius, gestorben 1661 als Schulrektor in Thorn. Sie sind selten mehr gebräuchlich; indeß führen diesen Namen jetzt noch überhaupt schlechte Verse ohne Kern und Witz, wie es größtentheils auch die eigentlichen L. waren.

Leberthran (Oleum jecoris aselli), das flüssige Fett der Leber des Kabeljau (Gadus Morrhua) und einiger anderer Species der Gattung Gadus, kommt besonders von Norwegen aus in den Handel und zwar in 3 Sorten, welche, nach der Farbe, blanker, braun-blanker und brauner genannt werden. Die erste Sorte erhält man durch freiwilliges Ausfließen, die zweite durch Pressen u. die dritte durch Rösten u. Pressen. Jongh, welcher eine ausführliche Untersuchung aller 3 Sorten angestellt hat, fand sie sämmtlich reagirend; ihr Hauptbestandtheil ist ölsaures und margarinsaures Glycerin, nebst etwas freier Buttersäure und Essigsäure u. s. w. und nicht ganz 1 Procent Salzen. Unter den, in nur geringer Menge im L. vorhandenen, Materien spielt vom medizinischen Gesichtspunkte aus das Jod (s. d.) eine nicht unwichtige Rolle. Es beträgt etwa $\frac{1}{2000}$; wie es sich aber im Thrane befindet, ob als Jodmetall, oder (was fast wahrscheinlicher) in organischer Verbindung, konnte bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt werden. Gewöhnlich bedient man sich des L.s als eines Hauptmittels gegen die Gicht, und besonders leistet er in der Skrophelkrankheit und den aus ihr abgeleiteten Formen treffliche Dienste.

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Lebrun, 1) Charles, berühmter französischer Geschichtsmaler, der Abkömmling einer schottischen Familie, geboren zu Paris 1619, war ein Schüler von Vouet und Poussin in Rom und übte den größten Einfluß auf die Kunstrichtung seiner Zeit; Hauptwerke von ihm sind: das Leben und die Schlachten Alexanders, in vielen Bildern, im Museum zu Paris, gestochen von Edelinck; die Thaten Ludwigs XIV. in Versailles. — 2) L. Ponce Denis Grouchard, angeblich ein natürlicher Sohn des Prinzen von Conti, Privatsekretär desselben, weckte während der Revolution die Begeisterung des Volkes durch Freiheitsgesänge, beklagte jedoch mit Eintritt der Schreckenszeit, 1793, den Untergang der Freiheit und der Menschheit. Als mit der Direktorialregierung wieder mehr Ruhe und Ordnung wurde, erhielt L. eine Wohnung im Louvre u. einen Gehalt von 1000 Thlr., so wie später von dem ersten Consul mehre Gratifica-

tionen und, als Napoleon Kaiser wurde, eine Pension von 6000 Fr. In den letzten Jahren seines Lebens wurde L. blind und starb 1807. Oeuvres de L., Paris 1808, 4 Bde. — 3) L., Karl Franz L., Herzog von Piacenza, geboren 1739, aus einer Familie in der Bretagne stammend, widmete sich den Studien des Naturrechtes. 1768 wurde er königlicher Censor und Renteneinnehmer, zog sich nach dem Sturze des Herzogs von Choiseul zurück, aber beim Ausbruche der Revolution ward er als Deputirter des dritten Standes zu den Generalstaaten gesendet. Nach dem 10. August 1792 nahm er seinen Abschied. Unter Robespierre wurde er verhaftet, doch rettete ihn der 9. Thermidor. 1796 kam er in den Rath der Alten; nach dem 18. Brumaire wurde er dritter Consul. Unter dem Kaiserreiche ward er Prinz, Erzschatzmeister und Herzog von Piacenza, Generalgouverneur von Genua und 1810—1813 von Holland. Den Beschluß wegen der Abdankung Napoleons unterschrieb er nicht mit, jedoch den in Betreff der Berufung der Bourbons auf den Thron. Während der 100 Tage wurde er Großmeister der Universität. Nach der zweiten Restauration verlor er die Pairswürde; doch erhielt er sie 1819 mittelst königlicher Ordonnanz wieder. Er lebte seitdem zurückgezogen auf seinen Gütern bei Dourdan u. starb 1824. Man hat von ihm: La voix du citoyen, Paris 1789, und Uebersetzungen des Homer und Tasso. — 4) L. Pierre, geboren 1783 zu Paris, schrieb schon in seinem 11. Jahre Verse, kam durch den Minister Neufchâteau, den er 1828 in der Akademie ersetzte, ins Prytaneum, wo er sich Napoleon bei einem Besuche empfahl, indem er ihm auf die Frage: „wozu er sich bestimme," antwortete: „à chanter votre gloire." Er hielt Wort mit der Ode an die große Armee 1805, auf den Feldzug von 1807 u. auf Napoleons Tod 1822. Bis zur Restauration war er Haupteinnehmer der indirekten Steuern, bereiste dann Italien und Griechenland, ward nach der Julirevolution Direktor der königlichen Druckerei und 1839 Pair. Außer Theaterstücken, darunter eine Bearbeitung von Schillers Maria Stuart, verfaßte er eine schöne poetische Schilderung Griechenlands, (1828). Er schwankte zwischen Classicismus und Romanticismus.

Lech der, entspringt im Vorarlberg aus einem kleinen Gebirgssee am Thannberge, 3481 Fuß überm Meere, überschreitet bei Lechleiten die Tirolergränze gegen Bayern und mündet bei Lechsgemünd in die Donau. Sein Lauf beträgt 28 Meilen, und sein Gefälle wird für 1000 Fuß auf 25 Zoll angenommen. Das ganze Flußgebiet mißt 120 □ Meilen. Der Lech ist der reißendste unter den in Bayern der Donau zugehenden Nebenflüssen und seine Ueberschwemmungen richten nicht selten großen Schaden an. Er wird von Füssen aus mit Flößen befahren. Bei Augsburg nimmt er die ebenfalls floßbare Wertach auf. mD.

Lechevalier, s. Chevalier.

Lechfeld, ist der Name der ganz unfruchtbaren, trockenen, jeder Cultur abholden Ebene, welche sich vorzüglich am linken Ufer des Lech zwischen Landsberg und Augsburg ausbreitet. In der Geschichte hat diese sterile Fläche übrigens einen berühmten Namen durch den großen Sieg, welchen Kaiser Otto I. hier in der dreitägigen Schlacht am 10. bis 12. August 955 über die Ungarn erfochten hat. Die furchtbare Niederlage, welche die Barbaren in diesem Völkerkampfe erlitten, schreckte sie für immer von den Gränzen Deutschlands zurück. mD.

Leck nennt man eine Oeffnung, welche ein Schiff durch Anstoßen oder einen andern Zufall in seinem unteren Theil erhält, so daß durch dieselbe Wasser in das Schiff dringt. Man sagt dann entweder: „das Schiff hat einen L. bekommen" oder auch: ‚es ist l.' Zuweilen bedient man sich des Ausdrucks auch in Bezug auf Gefäße, welche mit einer Flüssigkeit gefüllt sind. — Von dem Stammworte L. u. dem daraus gebildeten, wenig gebräuchlichen Zeitworte lecken, welches „langsam ausrinnen oder aussickern" bedeutet, heißt das, was aus einem nicht völlig dichten Gefäße ausgeflossen u. demnach verloren gegangen ist, Leckage. Dieß kommt am häufigsten bei Oelen vor. Da ein Frachtfahrer bei Empfangnahme von flüssigen Gütern nur selten bemerken kann, ob die Fässer auslaufen, oder nicht, indem dieß

auch oft erst beim Rütteln unter Wegs eintritt, und da er es während der Reise nur selten zu verhindern im Stande ist, so kann er, wenn er es nicht durch Unvorsichtigkeit oder Vernachlässigung herbeigeführt hat, wegen der Leckage nicht in Anspruch genommen werden; doch gibt es darüber in keinen Handelsgesetzen eine Bestimmung und die Fälle werden daher nur nach den Usancen entschieden. Bei der Assecuranz unterscheidet man ordinäre, deren Größe gewisse Procente nicht übersteigt und extraordinäre oder Extraleckage welche mehr beträgt. Letztere muß der Assecurateur, wenn sie Folge von Seeunfällen ist, vergüten, von ersterer ist er frei.

Leclerc (Victor Emanuel), französischer General, aus Pontoise gebürtig, betrat schon als Jüngling die militärische Laufbahn und bahnte sich durch seine Bravour den Weg zu schneller Beförderung. 1793 als Generaladjutant bei der Belagerungsarmee von Toulon angestellt, half er diese Stadt den Engländern entreißen. Als General bei der Nord- und Rheinarmee vermehrte er seinen Ruf der Tapferkeit u. Einsicht. In dem italienischen Feldzuge zeichnete er sich besonders an den Ufern des Tagliamento aus und brachte die Nachricht von den zu Leoben (s. d.) geschlossenen Friedenspräliminarien nach Paris. Auch an der Expedition nach Aegypten nahm er Theil, kam 1799 nach Frankreich u. unterstützte mit allem Nachdrucke die Revolution, die seinen Schwager Bonaparte zum Consulat erhob. Er ward zum Obergeneral der Armee ernannt, die in Portugal eindringen sollte u. bald darauf als Gouverneur u. Chef der Armee nach St. Domingo geschickt, wo es ihm nach vielfacher Anstrengung gelang, einen Theil der Colonie zu besiegen, den Toussaint-Louverture als Gefangenen nach Frankreich zu schiffen und sich den größten Theil der anderen Anführer zu unterwerfen, als der Bruch mit England der französischen Regierung nicht weiter erlaubte, seine, durch eine grausame Epidemie geschwächte, Armee zu verstärken. Die Schwarzen benützten diesen Umstand, um sich von Neuem zu empören, und bewaffneten sich auf das Signal des Generals Dessalines, Christoph's u. Anderer, die den Schein der Unterwerfung bei der ersten günstigen Gelegenheit abwarfen u. die französische Armee verließen. L., bald in seinen Hauptposten bestürmt u. von Truppen entblößt, war genöthigt, sein Truppenquartier auf die Schildkröteninsel zu verlegen, und kurz darauf, den 2. November 1802, unterlag er der Epidemie, die eine große Anzahl seiner Soldaten hinweggerafft hatte. Die Armee verlor an ihm einen Vater u. einen Anführer zum Siege, die Colonie einen weisen Verwalter, das Mutterland einen einsichtsvollen General. Seine Gattin, Schwester Bonaparte's, hatte ihren Gatten auf der ganzen Expedition begleitet und kehrte mit seinem Leichnam nach Frankreich zurück. Später heirathete sie den Prinzen Borghese.

Lecluse (Charles de), oder, wie er sich gewöhnlich nannte, Clusius, Arzt und Botaniker, geboren 1526 zu Arras, aus einer adeligen Familie, kam frühzeitig nach Gent u. Löwen, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren; drei Jahre später bereiste er Deutschland u. hielt sich einige Zeit in Wittenberg auf, wo er viel mit Melanchton zusammen war. 1550 ließ er sich in Montpellier nieder, gab die Jurisprudenz auf u. wendete sich der Medizin u. Botanik zu; 1560 und das folgende Jahr lebte er in Paris, 1562 in Löwen, 1563 kam er nach Augsburg und 1564 durchwanderte er Spanien. 1571 ging L. nach England; rückkehrend, begab er sich nach Wien und wurde Direktor der kaiserlichen Gärten; diese Stelle legte er 1587 nieder u. zog sich nach Frankfurt in die Einsamkeit zurück, welche er nur selten verließ, um den Landgrafen Wilhelm von Hessen zu sehen, der ihn sehr ehrte und mit einem Jahrgehalte bedacht hatte. 1593 nahm L. den Ruf als Professor der Botanik in Leyden an, und blieb daselbst bis ans Ende seines Lebens am 4. April 1609, stets heiter und im ungeschwächten Gebrauche seiner geistigen Thätigkeiten, ungeachtet er, von Geburt aus schwächlich, in Folge seiner Reisen seine Gesundheit völlig eingebüßt hatte u. sich zweier Krücken bedienen mußte. L. hat sich große Verdienste um die Botanik erworben durch die sorgfältige und gute Beschreibung vieler von ihm auf

seinen Reisen, besonders in Spanien, entdeckten Pflanzen. Seinem Gedächtnisse zu Ehren hat Plumier eine, im südlichen Amerika sehr verbreitete, Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferae, Clusia benannt. Die wichtigeren Schriften L.s sind: Rariorum aliquot stirpium per Hispanias observatarum historia (Antwerpen 1576); Rariorum aliquot stirpium per Pannoniam, Austriam etc. observatarum historia (Antwerpen 1583). Beide Werke vereinigt: Rariorum plantarum historia erschienen 1601, mit 1135 Abbildungen. Exoticorum libri X. (Antwerpen 1605). E. Buchner.

Lection (lectio) wörtlich Vorlesung, nennt man 1) jede Unterrichtsstunde, namentlich aber die Vorträge an höheren Lehranstalten, sowie die darin zum Durchgehen oder Auswendiglernen ertheilten Aufgaben. — 2) Die Lehrstücke aus der heiligen Schrift, oder aus den Schriften der heiligen Väter, welche bei den kanonischen Tagzeiten abgelesen werden. Nach dem Beispiele der Klostergeistlichen, welche bei der Mette mit jedem Psalme einige Stücke aus der hl. Schrift abzulesen pflegten, fing man im 8. Jahrhunderte in der römischen Kirche an, die Psalmen mit den L.en zu verbinden; da nun aber, mit Ausnahme der Samstage, neun Psalmen bei der Mette üblich waren, so wurden auch hiebei neue L.en angeordnet. Hadrian I. führte überdieß die L.en der Martyrer, welche sonst nur in den, dem Andenken derselben gewidmeten, Kirchen abgelesen wurden, für die ganze Kirche ein. Das Absingen der L.en kam erst später auf, früher war bloß die Ablesung derselben üblich. Die dabei vorkommenden Benediktionen sind gleichfalls zuerst nur in den Klöstern gebräuchlich gewesen. Derjenige Klostergeistliche, welcher eine L. ablas oder sang, mußte zuvor den anwesenden Klosterobern um Ertheilung des Segens bitten; daher die Formel „Jube domine benedicere.“ Die L.en waren gewöhnlich sehr lang u. durften nicht eher geschlossen werden, als bis der Klostervorstand dem Lector zurief: „Tu autem Domine;“ worauf der Chor antwortete: „Deo gratias.“ Die L.en in den kanonischen Tagzeiten sind nun nach den Nokturnen abgetheilt, u. für jede Nokturne drei L.en bestimmt. Die Benediktiner haben für jede Nokturn vier Psalmen mit vier L.en, also im Ganzen zwölf Psalmen u. zwölf L.en abzubeten oder abzusingen. — Die Epistel in der heiligen Messe wird ebenfalls L. genannt.

Lectionarium hieß ehemals jenes Buch, welches die kirchlichen Lehrstücke nach derjenigen Ordnung enthielt, wie solche sowohl bei der heiligen Messe, als beim heiligen Officium vorkommen. Man nannte dasselbe auch Epistolarium, weil die meisten Lehrstücke aus den Briefen der Apostel entnommen waren. Wie das alte Testament in Paraschen und Haftaren eingetheilt war, so brachte man auch das neue Testament in ähnliche Lehrabschnitte, welche man dann bei den liturgischen Zusammenkünften ablas.

Lectisternium hieß bei den Römern ein mit Opfer u. Gebet verbundenes Mahl, zu gewissen Zeiten den Göttern aus Dankbarkeit, oder zur Abwendung einer Gefahr gebracht, in einigen Tempeln täglich gefeiert (Lectisternia diuturna). Das außerordentliche L. dauerte 3, 8 und mehre Tage; in der ganzen Stadt waren alle Hausthüren geöffnet, jedem Kommenden wurde Gastfreiheit erwiesen, man pflegte sich zu versöhnen, Gefangene auszulösen rc. Der Altar des gefeierten Gottes (meist des Apollo, Herkules, Merkur, Neptun, der Latona und Diana), wurde mit Speisen besetzt, um die auf dem Altar ruhende Tafel lagen auf Speisesopha's die Bildnisse der gefeierten Götter. Die Aufsicht und Besorgung der L.en lag den Epulonen ob, bei besonderen Feierlichkeiten den Senatoren. Das erste L. wurde bei einer epidemischen Krankheit in Rom 399 vor Chr. gehalten.

Lector. Zu den niederen Weihen (ordines minores) gehört auch das L.at. Die L.en hatten in den ersten Zeiten der Kirche bei den gottesdienstlichen Versammlungen Stellen aus den Büchern des alten und neuen Testaments, welche als kanonisch anerkannt waren, insbesondere aus den Propheten, den apostolischen Sendschreiben, selbst aus den Evangelien, u. später die Geschichte der Mar-

tyrer u. Legenden der Heiligen vorzulesen u. die heiligen Schriften aufzubewahren. Gegenwärtig heißt jener Geistliche L., welcher von dem Bischofe, oder einem anderen hiezu autorisirten Kirchen-Prälaten, z. B. von einem infulirten Abte in Ansehung seines Klosters, mittelst Uebergabe des **Lectionariums** (s. d.), woraus derselbe dem christlichen Volke vorlesen soll, geweiht und dem die Vollmacht ertheilt wird: die heilige Schrift und die Schriften der heiligen Väter in der Kirche öffentlich vorzulesen. Die uralte Kircheneinrichtung, vermöge welcher schon im vierten Jahrhunderte eigene L.en aufgestellt waren, ist schon lange außer Uebung. Die Kirche hat jedoch die Weihe der L.en noch beibehalten u. läßt solche noch fort ertheilen, damit diese erinnert werden: daß es eine ihrer ersten Pflichten sei, die heilige Schrift u. die Schriften der heiligen Väter fleißig zu lesen, um daraus Wahrheit, Unterricht, Trost, Erbauung, Heil u. Leben sowohl für sich, als für die Gläubigen zu schöpfen. Der **Kirchenrath von Trient** zählt das L.at ausdrücklich zu den sieben Weihen.

Lecture (vom lateinischen lego), heißt überhaupt Alles, was Jemand zu seiner Belehrung oder Unterhaltung liest.

Leda, die berühmte Mutter der **Dioskuren** (s. d.) und der Helena, war die Tochter des Königs Thespius, nach Anderen des Glaukos, u. wurde mit Tyndareus, König von Sparta, vermählt, ihm die Timandra, Klytämnestra und Philonoe schenkend. Ihre Schönheit war groß, so daß Jupiter ihr zur Liebe sich in einen Schwan verwandelte u. sie im Bade überraschte, worauf sie zwei Eier zur Welt brachte, in deren einem Pollux und Helena, in dem anderen aber Kastor war. Die Fabel wird mannigfaltig erzählt, so auch, daß Nemesis die Mutter u. L. nur die **Pflegerin** des Eies gewesen; Andere glauben in dieser L. die **Leto** (s. d.) zu erkennen u. halten beide Fabeln für eine. Den bildenden Künsten hat dieser Mythos oft zu einem interessanten Gegenstande gedient: bald ist L. im Bade, bald auf einem Ruhebette liegend, bald stehend abgebildet, theils überwunden, theils sich wehrend gegen den göttlichen Schwan. So findet man auf alten Gemmen einen Aufwand von wahrer Kunst an diese Aufgabe gewendet, welche zur Bewunderung hinreißt.

Leder, nennt man die, nach Entfernung der Haare durch einen chemischen Proceß, das **Gerben** (s. d.), so zubereiteten Thierhäute, daß sie der Verwesung nicht unterworfen sind, dem Einfluße der Witterung widerstehen u. hinlängliche Biegsamkeit u. Festigkeit erhalten, um zu verschiedenen technischen Gegenständen verarbeitet werden zu können. Die vorzüglichsten, im Handel vorkommenden, **L.-Sorten** sind folgende: 1) Unter den **Lohgahren**: a) **Sohl-** oder **Pfundl.**, wird aus starken Ochsen-, Büffel- u Pferdehäuten bereitet, hauptsächlich aus ersteren, und wird besonders zu Schuh- u. Stiefelsohlen verarbeitet; **Brandsohlenl.**, wird meist aus Pferde- u. schwachen Kuhhäuten bereitet; **Terzenl.**, aus Häuten von nicht ganz ausgewachsenem Rindvieh. Das von südamerikanischen Rindshäuten (Wildhäuten) bereitete L. nennt man **Wildsohlenl.** b) **Fahl-, Schmal-** u. **Oberl.**, auch bloß **Rindsl.** genannt, wird von schwachen Ochsen- u. Kuhhäuten bereitet und besonders zum **Oberl.** der Stiefeln und Schuhe benützt. c) **Fischl.** nennt man schwarz gefärbtes, lohgares **Kalbl.**, welches mit dem Krispelholze u. dem Falzeisen zugerichtet ist u. von Schuhmachern, Riemern und Sattlern verarbeitet wird. d) **Jämtländisches L.**, aus der Provinz Jämtland in Schweden, welches in einer heißen Lauge von Fichtenrinde gar gemacht, dann mehre Male mit Fett eingeschmiert wird, das man in der Wärme einziehen läßt, ist sehr geschmeidig u. dennoch wasserdicht. e) **Blank-L.**, auch **Koburger L.** genannt, ist lohgares **Ochsen-** und **Kuhl.**, welches mit Fischthran getränkt und mit einer gläsernen Kugel geglättet worden. Es wird besonders zu Sattler- und Riemerarbeiten benützt und ist entweder braun, welches mit Fichtenlohe gegerbt, oder schwarz, das nachher mit einer Eisenauflösung gefärbt ist. f) **Krempel-** oder **Kratzenl.**, von Kuhhäuten, ist dem vorigen ähnlich, aber dünner, weicher und doch nicht zu dehnbar; es wird zu den

Kartätschen und Kratzen in den Spinnereien gebraucht. g) Dänisches L., wird aus Lamm- und Ziegenfellen durch Gerben mit Weidenrinde bereitet und bekommt von dieser einen eigenen angenehmen Geruch; es wird besonders zu Handschuhen verarbeitet. Ueber Juchten, Saffian u. Corduan s. die betreffenden Artikel. — 2) zu den weiß- oder alaungahren L.sorten gehören: a) die sogenannten Farbenfelle, dieß sind Kalbfelle, die auf der Fleischseite verschieden gefärbt, auf der Narbenseite aber weiß sind. b) Brüsseler L., ein feines L. von Lämmer- oder jungen Ziegenfellen, mit seidenartigem Ansehen und schönen, lebhaften Farben, wird meist zu Handschuhen verarbeitet. c) Glacirtes französisches u. Erlanger Handschuhl., ebenfalls von Lamm- und Ziegenfellen, welches mit Milch, Eiweiß u. Baumöl gewalkt, dann geglättet und mit einem Firniß von Stärkemehl überzogen ist. — 3) Sämisches L., wird besonders von Gemsen-, Elenn-, Rennthier-, Ziegen-, auch zuweilen von Ochsen- u. Kuhhäuten verfertigt, denen man gewöhnlich die Narbe abnimmt, theils um sie besser mit Oel tränken und biegsamer und geschmeidiger machen zu können, theils auch, weil sie zu Kleidungsstücken mit der Narbenseite nach Außen getragen werden. Oft wird ihnen mit Ocker eine gelbe Farbe gegeben, wodurch sie aber das Weiche und Wollige zum Theile verlieren. Sonst werden sie noch verschiedentlich gefärbt, besonders, wenn sie, was am häufigsten der Fall ist, zu Handschuhen verarbeitet werden. Es gehört dazu auch das rauchschwarze L., dessen Narbe nicht abgestoßen, die Fleischseite aber mit dem Schlichtmonde geebnet und schwarz gefärbt ist, und das besonders zu Beinkleidern benützt wird. Ihm ähnlich ist das aus Kalbfellen bereitete, ebenfalls auf der Fleischseite gefärbte u. gleichmäßig geraubte sogenannte Kamusl., welches ein tuchartiges Ansehen hat und zu Schuhen und Stiefeln verarbeitet wird. Das Gemsl. ist wegen seiner Geschmeidigkeit und Dauer das beste, ist aber selten. Aus Bock- Hammel- und Biberfellen wird es nachgeahmt und als unächtes Gemsl. verkauft. 4) Ueber Pergament s. d. Art. — Außer diesen Gattungen unterscheidet man noch: lackirtes L., solches, welches aus verschiedenen Fellen durch Abputzen und Dünnschaben auf der Fleischseite zu Handschuhen zugerichtet ist; Atlasl., von feinem glänzendem Ansehen, weiß und in allen anderen Farben, wird besonders in England verfertigt, und zu feinen Damenschuhen und Handschuhen verarbeitet; rauhes L., welches noch die Haare hat und nur auf der Fleischseite gegerbt ist; gepreßtes L., auf welches mit gravirten Messingplatten verschiedene Muster und Zeichnungen gepreßt sind, u. das besonders zu Büchereinbänden, Brieftaschen und dergleichen benützt wird; wasserdichtes L., welches durch Tränken mit Fett, Wallrath, oder einer harzigen Auflösung undurchdringlich gegen das Wasser gemacht worden ist u. sowohl in England, als auch in Wien, Berlin, Erlangen ꝛc. verfertigt wird. — Die Bereitung des L.s wird jetzt in allen Ländern der civilisirten Erde betrieben, und da es einer der unentbehrlichsten u. am häufigsten angewendeten Gegenstände ist, so bildet es überall einen bedeutenden Fabrik- u. Handelsartikel. Deutschland, Frankreich u. England sind die Länder, wo es am vollkommensten bereitet wird.

Ledyard (John), ein unternehmender Reisender, geboren 1751 zu Groton im Staate Connecticut, begleitete als Matrose Cook auf seiner zweiten Reise, versuchte zu Fuße die Polarregionen zu erreichen, ward aber als verdächtig von der russischen Regierung in Irkutsk ergriffen und aus dem Lande entfernt. Im Dienste der afrikanischen Gesellschaft unternahm er es, die Quellen des Nils zu erforschen, starb aber schon 1788 zu Kairo.

Lee nennt man in der Schiffersprache die vom Winde abgewandte, oder unter dem Winde liegende Seite. Wenn daher der Wind auf die Steuerbordseite A weht, so befindet die Backbordseite B sich unter dem L., u. daher nennt man jene Seite eines Schiffes, welche unter dem Winde liegt, die L.seite. — L.segel heißt ein kleines Segel, welches einem größeren bei schwachem Winde ver-

gesetzt wird, um mehr Wind aufzufangen. Jene Raaen (s. d.), an welche diese Segel geführt werden, nennt man L.segelraaen.

Lee, Charles, General in Diensten der vereinigten nordamerikanischen Staaten, geboren in der Grafschaft Chester in England, der Sohn eines Offiziers und von seinem 11. Jahre an mit der nämlichen Würde bekleidet. Zu Hause lernte er die griechische u. lateinische, auf seinen Reisen die italienische, spanische, deutsche u. französische Sprache u. wählte die Taktik zu seinem Lieblingsstudium. Er diente zuerst in Amerika, seit 1762 in Portugal, nach Wiederherstellung des Friedens in Polen, begab sich 1773 nach New-York u. trat 1775 als General-Major in die Dienste des Congresses zu Philadelphia. Washington beorderte ihn 1776 nach New-York, um den Engländern das Landen hier u. in der Nachbarschaft zu verwehren. Die Strenge, womit er gegen die, welche es mit England hielten, verfuhr, erregte vieles Murren. Als General über die Armee in den südlichen Provinzen, vertheidigte er Sullivans Island gegen Sir Henry Clinton, kam Georgien zu Hülfe, mußte auf Befehl des Congresses dem General Washington im October in Yorkisland beistehen, und rettete ihn wirklich aus einer kritischen Lage. Vom 13. Dec. 1776 an wurde ihm das Glück ungünstig. Er wurde von den Engländern gefangen genommen u. erst nach der Niederlage des Generals Burgoyne zu Saratoga losgelassen. Die Affaire zu Monmouth, 28. Juni 1778, endigte seine militärische Laufbahn. Es wurde ihm Schuld gegeben, daß er nicht nach den ihm zugekommenen Befehlen den Feind angegriffen, sich auf eine unrühmliche Art zurückgezogen und unehrerbietige Briefe an seinen Befehlshaber, General Washington, geschrieben hätte. Das über ihn gehaltene Kriegsgericht erklärte ihn für schuldig u. suspendirte ihn vom Commando auf 12 Monate. Der Ausspruch des Gerichts wurde vom Congresse bestätigt. L. begab sich nach seinem Landgute in Virginien, verkaufte es aber bald, ging nach Baltimore, von da nach Philadelphia u. starb 2. Oct. 1782. Amerika ist diesem Manne viel schuldig. Er scheint zuerst auf die Idee gekommen zu seyn, daß Amerika sich unabhängig erklären müßte. Einige Zeit vor seinem Tode verfertigte er sich folgende Grabschrift: „Vom Irrthume hingerissen, zum Unglücke geboren, vom Congresse hintergangen, verächtlich in den Augen meines Vaterlandes gemacht, drückt mich Unstern zu Boden; umsonst sucht' ich Freunde; was bleibt mir zu hoffen übrig? Alles, weil ich mir selbst übrig, mir selbst genug bin."

Leeds, Stadt in dem westlichen Theile der englischen Grafschaft York am Flusse Aire, u. durch den Kanal von Liverpool, sowie durch mehre Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden, mit 124,000 Einwohnern, hat Baumwollen- u. Flachsspinnereien, große Segeltuch-, Leinwand-, Teppich-, Leder-, Papier-, Preßspan-, Steingut- u. chemische Fabriken, Töpfereien, bedeutende Eisengießereien, u. ist nicht nur der Mittelpunkt u. Hauptsitz der englischen Tuchfabrikation, sondern auch der wichtigste Handelsplatz des Königreichs für diesen Artikel. Die Tuchfabrikation beschränkt sich aber nicht auf L. selbst, sondern neben der städtschen Industrie, welche die verschiedenen Operationen zusammenfaßt, so daß die Wolle meist unter einem Dache gefärbt, gesponnen, gewebt, gewalkt u. appretirt wird, steht die Manufaktur auf dem flachen Lande, wo sie Tausende von Familien beschäftigt. Sowie der Tuchmacher ein Stück fertig gemacht hat, bringt er es selbst auf den Markt zum Verkaufe. L. hat zu diesem Behufe zwei schöne Tuchhallen, die eine für die ungefärbten, die andere für die gefärbten Stoffe. Sie bilden viereckige Gebäude um einen großen freien Platz herum u. sind in Stände abgetheilt, von denen die erstgenannte Halle 1210, und die zweite 1800 zählt. Um 6 Uhr Morgens im Sommer, u. um 7 Uhr im Winter ertönt die Marktglocke; alsbald ist in einigen Minuten ohne Verwirrung u. ohne Geräusch die Halle gefüllt, die Bänke bedecken sich mit Tüchern, ein Stück dicht an das andere gedrängt, u. die Fabrikanten stehen dahinter, jeder bei seiner Waare. Sowie die Glocke zu läuten aufhört, treten die Käufer u. die Fak-

tore in die Halle u. gehen zwischen den Reihen auf u. ab. Gefällt ihnen das Stück, so treten sie zu dem Fabrikanten u. verrichten das Geschäft durch ein leise gesprochenes Wort. Jeder nennt seinen Preis u. sie werden einig, oder brechen den Handel ab in einem Augenblicke. Nach einer Stunde ist Alles vorbei; man hat für 12 oder 15,000 Pfd. Sterlinge Tuch verkauft. Die in der Halle verkauften Tücher werden dann dem Appreteur übergeben. Die Appretur ist L.s Hauptstärke und beschäftigt seine blühendsten Fabriken. Die Zahl der Dampfmaschinen in L. ist 362 mit 6600 Pferdekraft.

Leere oder leerer Raum ist eigentlich ein Verstandesbegriff, ohne entsprechende Wirklichkeit, um den Gegensatz von Ausfüllung eines Raumes auszudrücken; ja, ein absolut leerer Raum ist nicht einmal denkbar, da man mit demselben nothwendig die Vorstellung der Ausdehnung verbinden muß. Eben so wenig können die sogenannten zerstreuten leeren Räume vorhanden seyn, da luftartige u. fluide Materien sich überall hin den Weg bahnen, solche leer eingeschlossene Räume aber dem Drucke von Außen nicht widerstehen können. — Man kann daher nur von einer relativen L. sprechen u. versteht darunter einen Raum, den man von der darin befindlichen Luft möglichst zu entleeren gesucht hat. Denn auch die Luftpumpe (s. d.) ist nicht im Stande, einen absolut leeren Raum hervorzubringen. Deßgleichen ist in der Torricellischen Röhre oberhalb des Quecksilbers zwar sehr verdünnte Luft, aber keineswegs völlige L. — Der älteren Physik war jene Erscheinung nicht fremd, die Phänomen aber, welche in dem sogenannten luftleeren Raume sich zutragen, konnte sie nur im Allgemeinen aus einem horror vacui (dem Abscheu der Natur von jeder L.), erklären.

Leeuwenhoek (Anton van), ein berühmter Naturforscher, geboren zu Delft, 24. Oct. 1632, sollte die Handlung lernen u. war schon einige Jahre in Diensten eines Kaufmanns zu Amsterdam gewesen, als er endlich dem Triebe, nur die Physik zu studiren, nicht länger widerstehen konnte und seiner bisherigen Laufbahn entsagte. Nun wurde er sein eigener Lehrer in Betrachtung der Natur, lernte seine Gläser selbst schleifen, um desto schärfer beobachten zu können, lebte als Privatmann an seinem Geburtsorte u. setzte seine Bemühungen fort bis an seinen Tod 26. August 1723. Peter d. Gr. schätzte L. so hoch, daß er ihm bei seiner Anwesenheit in Delft einen persönlichen Besuch abstattete. Als Forscher und Beobachter der kleinsten natürlichen Gegenstände hat L. einen unsterblichen Ruhm erlangt, u. seine mikroskopischen Entdeckungen erwarben ihm eine Stelle unter den Mitgliedern der königlichen Societät in London; man findet sie in den Philosophical Transactions. Doch hat er auch eigene Schriften hinterlassen, z. B. Arcana naturae ope microscopiorum delecta, Leyden 1708, 3. Aufl. mit Kupfern; Epistolae physiologicae super compluribus naturae arcanis, Delft 1719, 4., mit Kupfern; Opp. omnia, Leyden, 4 Bde. 1724, 4., mit Kupfern. Unter L.s Entdeckungen findet sich Manches, z. B. „Ueber die Struktur der Nerven," was man damals nicht achtete und was in späteren Zeiten wieder neu geworden ist.

Leeward-Inseln, Generalgouvernement der, auf Antigna. Diese brittische Colonie besteht aus den kleinen Antillen Antigna, Dominica (vulkanisch), Montferrat (vulkanisch), Barbuda, St. Christopher (vulkanisch), dann St. Kitts, Nevis (vulkanisch) u. Angilla, aus Tortolla u. den übrigen, unter brittischer Oberhoheit stehenden, virginischen oder Jungfrau-Inseln. Alle diese Inseln, von denen Dominica die größte und 14 d. □ M. hat, liegen in den Tropen, haben daher auch ein tropisches Klima und tropische Boden-Erzeugnisse. Jede der Inseln ist unter besonderer Verwaltung; der Generalgouverneur residirt auf Antigna. Die Zahl der brittischen Kolonisten ist gering im Verhältnisse zur farbigen Bevölkerung. Der Handelsverkehr ist bedeutend und profitabel. Br.

Lefebvre, 1) François Joseph, Herzog von Danzig, der Sohn eines Müllers zu Rüffach im Elsaß, geb. 1755, trat 1773 in die französische Armee, wurde 1793 General, befehligte stets die Avantgarde, entschied den Sieg bei Fleurus u.

führte 1797 die Sambrearmee. Als Chef der Garde des Directoriums leistete er am 18. Brumaire (1799) Bonaparte wesentliche Dienste, wurde 1801 Marschall, focht bei Jena und Eylau mit der größten Auszeichnung, belagerte und nahm (1807) Danzig. Seines Ruhmes würdig kämpfte er 1808 in Spanien u. hatte 1809 im Tyroler Aufstand den Oberbefehl über die französischen u. bayerischen Truppen. Bei Eckmühl und Wagram, so wie in Rußland, kommandirte er die Garde und bei Montmirail (1814) den linken Flügel. Nachdem er Ludwig XVIII. gehuldigt u. von ihm zum Pair ernannt worden, trat er in den 100 Tagen Napoleon wieder bei und flüchtete sich nach dessen Sturze, erhielt aber 1819 die Pairswürde zurück und starb 1820 zu Paris. — 2) L. Desnouettes (Charles, Graf von), geb. 1775 zu Paris, nahm in der Revolution Kriegsdienste, war vor 1803 schon Dragoner-Oberstlieutenant, 1806 General, 1808 Commandeur der Chasseur à Cheval der kaiserlichen Garde, wurde in Spanien von den Engländern gefangen, entkam aus London, war 1809 in Oesterreich, 1812 in Rußland, in der nächsten Umgebung Napoleons, zeichnete sich 1813 bei Bautzen durch einen Cavallerieangriff aus, verdrängte den 24. Sept. d. J. den General Thielemann aus Altenburg; 1814 commandirte er die Cavallerie bei la Rothière, erhielt Orden und Ehrenstellen von König Ludwig XVIII., verließ ihn aber dennoch während der 100 Tage und wurde Pair von Frankreich, floh nach der Schlacht von Waterloo nach Amerika; 1842 kehrte er nach Europa zurück, um in Belgien seine Frau zu sehen, litt aber Schiffbruch und ertrank.

Lefort (François), geb. zu Genf 1656 aus einem schottischen, seit 1565 in Genf ansässigen Geschlechte, wurde zu Marseille Cadet und ging 1674 in holländische Dienste, wo er sich vor Grave auszeichnete. 1675 ging er nach Rußland, ward Sekretär beim dänischen Gesandten Grafen Horn, nahm aber bald Dienste bei Czar Feodor, stand 1676 — 1681 mit einer Kompagnie in der Krim, lernte 1682 den jungen Czar Peter I. kennen, leistete ihm 1690 wichtige Dienste beim Aufruhr der Strelitzen, organisirte das Kriegswesen nach französischem Fuße, wurde General und Chef des ersten russischen Garderegiments, bei dessen deutscher Leibkompagnie Peter d. Gr. Tambour war, ließ deutsche und französische Künstler, Handwerker u. Offiziere nach Rußland kommen u. wurde Gouverneur von Nowgorod, legte 1697 den Grund zur russischen Marine, stand an der Spitze der Gesandtschaft, die Peter nach West-Europa sandte u. bei der er verkleidet persönlich zugegen war. L. starb 1699.

Legal, gesetzlich; davon das Hauptwort Legalisation, gesetzliche, gerichtliche Bestätigung; L.ität, Gesetzlichkeit.

Legat (legatum), Vermächtniß, ist eine Schenkung irgend einer Sache, oder auch einer bestimmten Geldsumme durch eine letztwillige Verfügung. Die Person, welcher ein Legat hinterlassen wird, heißt der Legatar. Das alte römische Recht hatte vier Arten von Legaten; heutzutage aber kennt man deren nur noch drei, durch welche Legate hinterlassen werden: nämlich durch Testament, Codicill, oder mündlichen Befehl des Erblassers an den Erben. Wer ein Testament machen und einen Erben einsetzen kann, ist auch befugt, Vermächtnisse oder Fideicommisse (s. d. A.) zu hinterlassen, gleich wie ein zum Testiren Unfähiger dieß nicht kann. Ein Vermächtniß kann Derjenige nicht erhalten, welcher im Testamente nicht zum Erben eingesetzt werden kann. Ein einziges Vermächtniß ist jedoch von dieser Regel ausgenommen, nämlich das der Alimente; denn dieses kann auch solchen Personen hinterlassen werden, die man nicht zu Erben einsetzen kann; z. B. kann ein Apostat nicht Erbe seyn, aber die nothwendigen Alimente können ihm vermacht werden. Ferner sind alle Personen, welche Erben seyn können, auch fähig, Vermächtnisse zu erhalten, also auch ungewisse Personen, wenn sich die Ungewißheit heben läßt, z. B. die Armen, Städte, erlaubte Corporationen u. ein Postumus alienus. Fromme Vermächtnisse, (piae causae) haben die besondere Freiheit, daß die Quarta Falcidia nicht abgezogen werden darf. Unnütz ist das Vermächtniß an einen Universalerben, da er ohnehin die ganze Erbschaft

erhält. Wenn aber mehre Personen eingesetzt werden und einer derselben zum Voraus Etwas vermacht ist, so gilt das Vermächtniß u. heißt in diesem Falle Praelegatum, wobei die Regel gilt, daß der Miterbe nun einen Theil des Prälegats als Legatar, der andere aber als Erbe erhält. Jeder, der Etwas aus einer Verlassenschaft erhält, kann auch mit L.en beschwert werden. Nur versteht es sich von selbst, daß das, was Jemanden vermacht wird, mehr betragen muß, als das, was er davon abgeben soll. Nimmt der L.ar das L. an, so muß er die Bedingungen desselben erfüllen, auch wenn er dabei in Schaden käme. Alle Sachen, die schon existiren, oder in Zukunft existiren können, sind ein Gegenstand der Vermächtnisse, sie mögen körperlich oder unkörperlich seyn, z. B. Gerechtigkeiten, Schulden, Zehentrechte. Ein Vermächtniß kann unbedingt, mit Beifügung einer Zeit; unter einer Bedingung, mit einer Beschreibung, mit Anführung der Ursache und mit Bestimmung des Entzwecks hinterlassen werden. Wenn Jemand von einem Anderen als L.ar eingesetzt wird, weil er gegen ihn dasselbe gethan hat, so ist diese Disposition ohne Zweifel giltig. Setze ich hingegen Jemand ein, auf den Fall, daß er mir ebenfalls Etwas vermacht, so heißt die Disposition eine captatorische u. ist ungiltig als Erbschleicherei. Bei Vermächtnissen gilt auch das Anwachsungsrecht (jus accrescendi), nach welchem Jemand die Portion des wegfallenden Mitl.ars, die dieser noch nicht erworben hatte, erhält. Der Grund dieses Rechtes ist der vermuthete Wille des Testirers. Weil aber eine Vermuthung der Gewißheit weichen muß, so kann der Testator das jus accrescendi bei Vermächtnissen verbieten oder ganz aufheben, was bei Erbschaften nicht gestattet ist. Was die Klagen des L.ars anbelangt, so kommt es darauf an, ob das Vermächtniß in einer körperlichen oder unkörperlichen Sache besteht. Im ersten Falle existirt die Sache entweder noch, oder sie ist zu Grunde gegangen. Wenn sie noch existirt, so kommen dem L.ar 3 Klagen zu: 1) die Vindicationsklage, wenn das Eigenthum auf den L.ar mit voller Wirksamkeit schon übergangen ist; 2) eine persönliche Klage aus dem Testamente, weil der Erbe den L.ar zu befriedigen hat; 3) hat der L.ar ein gesetzliches Pfandrecht an dem Vermögen des Erblassers u. kann Jeden, der Etwas aus der Erbschaft besitzt, mit der hypothekarischen Klage belangen. Ist die vermachte Sache zu Grunde gegangen, u. zwar ohne Schuld des Erben, so hat keine Klage statt, sondern der L.ar muß den Verlust tragen. Wenn hingegen der Erbe Schuld an dem Untergange der Sache ist, so kann er mit der persönlichen Klage aus dem Testamente auf die Ersetzung des Schadens belangt werden. Ist das Vermächtniß eine unkörperliche Sache, so ist dieß entweder eine Quantität, oder eine Befugniß. Im ersten Falle findet die Testamentsklage statt, im letzteren diejenige Klage, welche aus dem vermachten Rechte entspringt, z. B. bei dem Vermächtniß einer Servitut, die confessorische Klage, bei einer Darlehnungs-Forderung die conditio ex mutuo. M. M.

Legat, Legatus, bei den Römern der oberste Amtsgehülfe des Commandirenden. Die L.en wurden zur Zeit der Republik gewöhnlich vom Senate aus abgetretenen Consuln gewählt, doch erhielt auch bisweilen der Feldherr die Erlaubniß, diese Wahl selbst zu treffen. Das Commando, sowie die Macht des oder der L.en hing von dem Oberbefehlshaber ab; auch behielten die L.en ihr Commando nur so lange, bis sie das ihnen aufgetragene Geschäft, was man Commission nannte, vollendet hatten. Bei einem Heere befanden sich mehre L.en; bei dem Heere eines Consuls, das 20,000 — 26,000 Mann betrug, gab es 2 L.en, welche die Flügel commandirten u. einen dritten, welcher das Lager bewachte, was indeß oft auch von einem Kriegstribunen geschah. Waren die Heere stärker, dann befehigten die L.en die großen Abtheilungen. In Abwesenheit des Oberbefehlshabers, oder wenn bei dem Heere eines Diktators dieser und der Befehlshaber der Reiterei verwundet u. s. w. waren, übernahmen die L.en den Heerbefehl. Sie standen in großem Ansehen, dessen ungeachtet konnte sie der Oberbefehlshaber entfernen. Alle Ehrenauszeichnungen der L.en hingen in den späteren Zeiten von den Kaisern ab. Zu den Zeiten der Kaiser gab es zweierlei

L.en, nämlich L.en der Imperatoren, d. h. die Lieutenants derselben, welche statt diesen einzelne Corps oder ganze Heere befehligten u. L.en der Prätoren, welche nur Legionscommandanten waren. Unter den Kaisern, welche selten zu Felde gingen, daher den Krieg nicht in eigener Person führten, wurden beinahe alle Kriege durch L.en geführt u. diese waren demnach die Oberbefehlshaber; indessen wurden alle Thaten dieser Feldherrn dem Oberbefehle der in Rom zurückgebliebenen Kaiser zugeschrieben. — L. wurde endlich auch jeder Proconsul oder jede hohe obrigkeitliche Person genannt, welche mit einem Auftrage in die Provinzen gesendet wurde. — 2) L., Nuntius, apostolischer Vikar. Schon in den frühesten Zeiten unterschied man zwei Arten päpstlicher Gesandten; erstens vorübergehende, welche bald den Papst auf den allgemeinen Synoden repräsentirten, bald in kirchlichen Angelegenheiten von ihm in einzelne Länder geschickt worden waren; zweitens ständige, wie namentlich in Konstantinopel, um dort die Rechte des Papstes zu wahren, demselben zu referiren und dessen erhaltene Weisungen zu vollziehen. Letztere wurden daher 'Αποκρισιάριοι (Responsales) genannt. Als seit dem 5. Jahrhunderte die Anfragen u. Berufungen an den päpstlichen Stuhl immer häufiger wurden, bevollmächtigten die Päpste, um entfernteren Provinzen den Verkehr mit Rom zu erleichtern, auch einzelne Erzbischöfe für einen bestimmten Bezirk, um dort wenigstens einen Theil der einschlägigen Geschäfte in ihrem Namen zu besorgen. Dieß legte den Grund zu den päpstlichen Vikariaten. So finden wir den Bischof von Thessalonike für Illyrien, den von Arles für Gallien, den von Sevilla für Spanien als apostolische Vikare aufgestellt. Anfänglich zwar galten dergleichen Vollmachten nur der Person des Bevollmächtigten; allein allmälig knüpfte sich dieses Recht an den Ort, so daß der Inhaber eines solchen Sitzes ipso jure auch als apostolischer Bevollmächtigter angesehen wurde. Diese beständigen Vikariate gingen jedoch bis zum 8. Jahrhunderte nach einander wiederum ein u. die späteren Vikare, wie in Frankreich Bischof Drogo von Metz (844), Erzbischof Ansegisus von Sens (876), hatten diese Würde wieder für ihre Person, oder, wie der Erzbischof von Trier (967) als bloßen Ehrenvorrang. Auch der Titel Primas von Gallien, welchen einzelne französische Erzbischöfe von den Päpsten erhielten, sollte nur ein Ehrenvorzug seyn. Dagegen waren es vom 8. Jahrhunderte an zunächst die außerordentlichen und meist zu besonderen Zwecken abgeordneten L.en, durch welche die Päpste auf die entlegeneren Kirchen wirkten. Erst vom 11. Jahrhunderte an wurden wieder mehre Erzbischöfe zu päpstlichen Vikaren, mit mehr oder weniger ausgedehnten Vollmachten, ernannt. Insoferne nun diese Vollmachten, mit einem bestimmten Sitze bleibend verbunden, von einem Successor auf den andern regelmäßig übergingen, erschienen die zeitlichen Inhaber dieser Würde gleichsam als geborene L.en (legati nati). Neben diesen aber blieben die eigentlichen päpstlichen Gesandten fortwährend in Uebung. Diese hießen, zum Unterschiede von jenen, die Nuntii oder Missi apostolici, analog den königlichen und kaiserlichen Gesandten des Mittelalters (Missi dominici), oder die Legati missi s. dati, und wenn sie Cardinäle, unmittelbar von der Seite des Papstes genommen waren, Legati a latere. Die päpstlichen L.en hatten, je nach Verschiedenheit des Zweckes ihrer Bestellung oder Abordnung, auch verschiedene Vollmachten. Von beschränkterem Umfange waren die auf einzelne Metropolitansitze übertragenen Rechte der späterhin sogenannten Legati nati; ausgedehnter dagegen die der eigentlichen Gesandten und besonders der Cardinal-L.en. In ihrer Abwesenheit war der Wirkungskreis der legati nati als solcher suspendirt und den Patriarchen und Erzbischöfen nicht gestattet, sich das Kreuz vortragen zu lassen. Sie konnten, wenn sie zugleich Cardinäle (Legati a latere) waren, oder die besondere Vollmacht dieser (potestatem leg. a lat.) hatten, erwählte Bischöfe u. Aebte bestätigen u. überhaupt die meisten päpstlichen Reservatrechte ausüben. Nur die allerwichtigsten Reservate, als: Theilung und Vereinigung von Bisthümern, Versetzung u. Absetzung der Bischöfe, Verleihung der Dignitäten an Stiftskirchen,

waren ihnen entzogen. Dabei übten sie regelmäßig eine mit der bischöflichen Jurisdiktion concurrirende Gerichtsbarkeit, welche jedoch das tridentinische Concil aufgehoben wissen wollte. Auch sonst wurden ihre Rechte allmälig mehr beschränkt und ihre Zulassung in England, Frankreich, Spanien von der Bewilligung der Landesherren abhängig gemacht. Nichts destoweniger dauerten diese päpstlichen Gesandtschaften fort und es entstanden an mehren Orten sogar stehende Nuntiaturen. So schon früher zu Paris, Madrid, Lissabon, Florenz, Turin, Neapel; ferner auch zu Wien (1581), Köln (1582), Luzern (1586), Brüssel (1597) und zuletzt zu München (1785). Die Errichtung dieser letzten Nuntiatur veranlaßte heftigen Streit, der die Punktationen des Emser-Congresses (1786) hervorrief, denen aber die Bischöfe Deutschlands ihre Anerkennung versagten u. Papst Pius VI., unter Berufung auf das göttliche Recht des Primates, in einer ausführlichen Erwiderung entgegentrat. Unter den gegenwärtig üblichen Classen päpstlicher Bevollmächtigter sind zunächst zu bemerken: die sogenannten Legati nati, welche in der Eigenschaft wirklicher Erzbischöfe eines Landes auch die Würde eines päpstlichen L.en bekleiden u. auf ihre Nachfolger im Episkopate fortpflanzen. Dergleichen sind: die Erzbischöfe von Lyon, Rheims, Arles und Bordeaux in Frankreich; der Erzbischof von Toledo in Spanien; die Erzbischöfe von Prag u. Salzburg in Oesterreich, von Köln u. Gnesen-Posen in Preußen; der Erzbischof von Pisa in Italien. In Sicilien führt der König selbst die Würde eines päpstlichen L.en u. läßt die daraus fließenden Rechte durch ein eigenes Gericht ausüben. Man nennt dieses die Privilegien der sicilischen Monarchie. Sie gründen sich auf eine Bulle Urban's II. an König Roger (1099) u. sind von Benedikt XIII. (1728) ausdrücklich bestätiget worden. Anderwärts haben die geborenen L.en heut zu Tage nur noch gewisse kirchliche u. politische Ehrenrechte. Neben den geborenen L.en gibt es noch Legati missi s. dati oder wirkliche Botschafter des Papstes. Diese sind entweder: 1) L.i a latere, Gesandte des ersten Ranges, wozu nur Cardinäle genommen werden, und welche ihre Instruktionen unmittelbar vom Papste erhalten, jetzt jedoch nur in außerordentlichen u. besonders wichtigen Angelegenheiten gebraucht werden; oder 2) Nuntii apostolici, Gesandte des zweiten Ranges, wozu man auch andere Prälaten, und zuweilen mit dem Charakter und der Gewalt eines Cardinal-L.en, verwendet. Man unterscheidet aber a) außerordentliche oder vorübergehende, welche, bloß zur Ausrichtung eines bestimmten Geschäftes abgeschickt, nach Vollendung ihrer Mission sogleich wieder an den päpstlichen Hof zurückkehren; und b) ordentliche oder ständige Nuntien, welche an dem Hofe, wohin sie abgesendet werden, fortwährend, bis zu ihrer Abberufung, bleiben. Von den seit Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland errichteten ständigen Nuntiaturen sind die zu Köln und Brüssel später eingegangen. Auch die zu München wurde eine Zeit lange suspendirt, dann aber wieder hergestellt. Hieher gehören endlich 3) die Internuntii, auch Residenten genannt; Gesandte der dritten Ordnung, welche nur die Stelle eigentlicher Nuntien vertreten, und daher im diplomatischen Range nachstehen. Die Befugnisse der außerordentlichen L.en richten sich nach den erhaltenen Vollmachten, die jedoch weder die Jurisdiction der Bischöfe des betreffenden Landes, noch die Rechte der weltlichen Regenten beeinträchtigen dürfen. Die ständigen Nuntien und die, von diesen nicht wesentlich verschiedenen, Internuntien haben jetzt gewöhnlich mit der inneren kirchlichen Verwaltung gar Nichts mehr zu thun, sondern sind rein diplomatische Personen, durch welche die nöthigen Mittheilungen zwischen dem päpstlichen und dem weltlichen Hofe geschehen. Jedenfalls hängt die Zulassung der einen, wie der andern, von dem Ermessen der betreffenden Landesherren ab, welche daher auch von den ihnen ertheilten Fakultäten Einsicht zu nehmen pflegen. Eine dritte Hauptgattung päpstlicher Bevollmächtigter bilden die apostolischen Vikare. Diese bestehen dermalen fast nur in solchen Ländern und Provinzen, wo entweder bischöfliche Sitze noch gar nicht vorhanden sind, oder durch lange Sedisvacanz und Auflösung des Capitels die

bischöfliche Jurisdiktion unterbrochen ist. Ihre Ernennung gründet sich auf das päpstliche Recht der allgemeinen Fürsorge zur Wahrung und Förderung der kirchlichen Interessen u. auf das Devolutionsrecht. In den zum deutschen Bunde theilweise oder ganz gehörigen Staaten existiren zur Zeit nur wenige solcher päpstlichen Vikarien und mitunter mehr dem Namen, als der Sache nach. In Oesterreich, wo das Heer seine eigene Geistlichkeit hat, steht an dessen Spitze ein apostolischer Vikar, der zugleich Bischof in partibus infidelium ist, aber auf dieselbe Weise gewählt und bestätigt wird, wie die übrigen Bischöfe. Ihm untergeben ist das zur Besorgung der Kirchenangelegenheiten der ganzen Armee eingerichtete Feldconsistorium, und von ihm empfängt der für jeden Generalcommando-Bezirk angeordnete Feldsuperior seine oberhirtlichen Weisungen und Aufträge. Im Königreich Sachsen besteht für die Katholiken der Kreislande ein apostolisches Vikariat zu Dresden, und für die sächsische Oberlausitz zu Bautzen ein Bischof in partibus infidelium als apostolischer Vikar, dieser aber mit bestimmter Unterordnung unter den Erzbischof von Prag, so auch in dem der Diöcese Namur adjungirten Großherzogthume Luxemburg. Für die Nordische Mission ist neuerlichst wieder ein eigener apostolischer Vikar mit dem Sitze in Hamburg bestellt worden, leider bis jetzt ohne Erfolg. In Preußen sind die Pfarrei Nünden u. die einzelnen katholischen Gemeinden der alten Elbprovinzen von der nordischen Mission abgetrennt und dem Bischofe von Paderborn in der Art überwiesen worden, daß er dieselben nomine Vicarii apostolici administrirt. Ebenso ist der Fürstbischof von Breslau für Pommern und die Marken apostolischer Vikar u. läßt die katholischen Gemeinden zu Berlin, Potsdam, Spandau, Frankfurt an der Oder, Stettin und Stralsund durch den Probst von St. Hedwig zu Berlin als seinen Delegaten verwalten. In gleicher Weise ist dem Bischof von Münster das ehedem zur holländischen Mission gehörige Stift Elten nebst Emmerich, dann die fünf Pfarreien der oberen Grafschaft Lingen zur bloß vikariellen Administration überwiesen. Siehe J. Schott, Diss. de legatis natis, Bamberg 1778; A. J. Cäsar, Geschichte der Nuntiaturen Deutschlands, Nürnberg 1790; (Anonym) De legatis et nuntiis Pontificum eorumque factis et potestate, Salzburg 1786, 8. Handbücher des Kirchenrechts von Permaneder und Walther. MM.

Legende. Schon von den ersten Jahrhunderten an wurden bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen, außer der heiligen Schrift, auch andere zur Erbauung geeignete Schriften von bewährtem kirchlichem Charakter vorgelesen, die eben deßhalb als solche, die in der Versammlung der Christen gelesen zu werden verdienten (legenda) bezeichnet wurden. Insbesondere dienten zu diesem Zwecke die Acta Martyrum, die bewährten u. sorgfältig geprüften, meistens von Augenzeugen verfaßten, Erzählungen von dem Tode der Martyrer, von ihrer Tugend und Standhaftigkeit, von den Wundern und merkwürdigen Umständen, die nicht selten ihren Tod verherrlichten. So wissen wir von dem Verfasser des Lebens d. h. Pionius, daß die Akten von dem Tode des heiligen Polykarpus im 2. Jahrhunderte zu Smyrna; durch Augustinus, daß die der hh. Perpetua u. Felicitas aus dem 3. Jahrhunderte zu Karthago in der Kirche vorgelesen wurden. Bald kamen auch die Lebensbeschreibungen anderer durch Heiligkeit ausgezeichneter Männer hinzu, die nicht Martyrer waren; so schrieb Gregorius von Nazianz das Leben des heiligen Basilius des Großen. — Nachdem die bestimmte Weise des kirchlichen Gebetes für den Klerus und namentlich für die Klostergeistlichen sich ausgebildet hatte, machten diese L.n der Heiligen einen Haupttheil der Lectionen in den kanonischen Horen (Brevier) aus und die Sammlung und Bearbeitung von L.n wurde ein Hauptzweig der literarischen Thätigkeit im Mittelalter, namentlich für die Mönche. Nachdem schon früher Eusebius (vgl. Kirchengeschichte, Buch 4, Cap. 14.), Simeon Metaphrastes, Gregorius von Tours und Andere mit dem Beispiele solcher Sammlungen vorausgegangen waren, erschien die bedeutendste Sammlung von dem Dominikaner Jakob von Voragine

(im Jahre 1292 zum Erzbischofe von Genua gewählt), welche unter dem Namen Legenda aurea oder Historia longbardica bekannt ist und welche den Tadel und Spott, der später im Zeitalter der Reformation (besonders durch Wizelius) über sie ergossen wurde, zum größten Theile nur durch die, in späterer Zeit von fremder Hand gemachten, allerdings sehr einfältigen Zusätze sich zugezogen hat. — Nach diesem bearbeiteten ähnliche Sammlungen die Dominikaner Peter Calo, Bernhard Guido, Antonius von Florenz, Petrus de Natalibus, endlich der Karthäuser Laurentius Surius im 16. Jahrhunderte. Alle diese wurden aber verdunkelt durch das große Werk der Jesuiten, welches unter dem Namen des Werkes der Bollandisten (von dem ersten Unternehmer Johannes Bollandus) bekannt ist u. das immer als ein Muster besonderer Kritik und unparteiischer historischer Forschung dastehen wird (s. Bollandisten). Dieses classische Werk bildet die Grundlage aller späteren Bearbeitungen der L. der Heiligen, von denen, was die deutschen Bearbeitungen angeht, besonders die von Räß u. Weis (nach der englischen von Buttler), dann die von Simon Buchfelner (München 1820) und die von Sintzel (Augsburg 1830) zu nennen sind. — Was wir bisher besprochen haben, ist die L. im eigentlich kirchlichen Sinne des Wortes. Diese ist eine nothwendige und wesentliche Erscheinung in der Entwickelung des kirchlichen Lebens; in ihr werden, indem sie das Leben der Heiligen uns vorführt, die Früchte der Gnadenwirkungen Jesu Christi in seiner Kirche uns zur Anschauung gebracht; sie ist eben daher, wie das Leben der Heiligen selbst, ein Produkt, welches nur der Boden der wahren Kirche Christi hervorbringen konnte. Daß die L. mit Wundern und wunderbaren Erscheinungen vielfach durchwirkt ist, raubt ihr nicht ihre geschichtliche Wahrheit, und eine Kritik, welche eine Erzählung bloß deßhalb als unwahr verwirft, weil sie Wunder enthält, müssen wir als eine mit dem Geiste des Christenthums unverträgliche bezeichnen, von welcher Art die neologische, an den L.n geübte Kritik ist. — Wenn gleich aber bei der L., in so weit sie einen kirchlichen Charakter hat, die Erbauung durch Aufstellung der herrlichen Beispiele im Leben der Heiligen der Hauptzweck ist, u. also die Sorge der Kirche zunächst nur darauf gerichtet ist, daß Alles, was der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zuwiderläuft, daraus fern gehalten werde: so ist deßhalb die kritische Untersuchung über die Wahrheit der erzählten Thatsachen keineswegs überflüssig, oder unrichtig; vielmehr geht die Kirche selbst durch die überaus strenge Untersuchung, welche sie bei der Kanonisation, oder auch sonst zur Constatirung einer übernatürlichen Erscheinung verlangt, den katholischen Gelehrten mit dem Beispiele einer scharfen unparteiischen Kritik voran, u. wenn darin im Mittelalter zu wenig geschehen ist, so hat die spätere Zeit dieß vollständig nachgeholt. — Neben der bisher hervorgehobenen religiös-erbauenden u. geschichtlichen, hat die L. aber drittens auch eine ästhetische Seite, und wenn irgend Etwas, so war das mit so vielen Anklängen aus dem Ueberirdischen durchwebte Leben der Heiligen, wie es mannigfach durch die Einbildungskraft schon ausgeschmückt vorlag, geeignet den Stoff zu einer eigenthümlich christlichen Dichtungsart zu geben. So wurde sie denn namentlich von den Deutschen aufgefaßt u. die L., vorzüglich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Anfangs von geistlichen, dann auch von weltlichen Dichtern vielfach behandelt, bildet einen bedeutenden Theil der mittelalterlichen Nationalliteratur der Deutschen. Dahin gehört unter anderen Vieles aus der Kaiserchronik, das Leben Maria's gedichtet von Werner 1175 (in Hoffmanns Fundgruben, 2. B.); die L. vom heiligen Oswald (herausgegeben von Ettmüller 1835); die vom heil. Gregorius von Hartmann von der Aue (s. d.); die von der Kindheit Jesu von Konrad von Füssesbrunnen (Hahn's, „Gedichte des 12. u. 13. Jahrhunderts“), die von Barlaam u. Josaphat von Rudolf von Ems, vom heiligen Georg von Reinbot von Durne (Hagen, „deutsche Gedichte des Mittelalters“); „Alexius“ u. „Silvester“ von Konrad von Würzburg (s. d.) die Marter der heiligen Martina von Bruder Hug von Langenstein; ein Passionale, die Geschichte Maria's u. der Apostel enthaltend, von einem Unbekannten (herausgegeben von Hahn

1845) und eine große Anzahl anderer, die noch nicht herausgegeben sind und es zum Theile auch wohl nicht verdienen. Allmälig wurden die poetischen Bearbeitungen durch prosaische verdrängt, wie schon 1343 Hermann von Fritzlar ein Leben der Heiligen in Prosa verfaßte. Mit dem Sinken des religiösen u. kirchlichen Geistes verlor auch die L. immer mehr von ihrem höheren u. ernsten Charakter u. sank allmälig zur scherzhaften Erzählung im populären Tone herab, die in der Zeit der Reformation mit großer Naivität, eben nicht ohne das religiöse Gefühl zu verletzen, von Hans Sachs (s. d.) behandelt wurde. Aus dem tiefen Dunkel, worin durch die Reformation mit der ganzen alten Nationalliteratur auch die L. vergraben ward, wurde sie zuerst durch Herder wieder hervorgezogen, indem er theils auf den poetischen Gehalt der L. hinwies, theils selbst neue Bearbeitungen von L.n nach alten Mustern lieferte (zerstreute Blätter, 6 B.) und dadurch Andere, vorzüglich Kosegarten, zur Nachahmung veranlaßte. Seitdem nimmt die L., als ein Theil der epischen Poesie, wieder eine Stelle in unserer Literatur ein: Einfachheit ist das Charakteristische derselben; die Stoffe werden meist aus der alten Legendenliteratur genommen. Göthe behandelte die L. meisterhaft in der Manier von Hans Sachs; Langbein u. noch mehr Pfeffel zogen sie, wider ihre Natur, ganz ins niedrig Komische hinab. Würdiger u. mehr im Sinne der alten kirchlichen L. ward sie von den Dichtern der romantischen Schule, namentlich den beiden Schlegel bearbeitet. Eine Sammlung von heiligen L.n neuerer deutscher Dichter von J. B. Rousseau unter dem Titel: Purpurviolen der Heiligen oder Poesie u. Kunst im Katholicismus (Bd. 1—6, Frankf. 1835—36) ist unvollendet geblieben. Unter den Holländern hat sich in neuerer Zeit Lennep einen Namen als L.ndichter erworben. — L. heißt auch die Inschrift auf den Münzen; s. darüber Numismatik oder Münzkunde. **F. M.**

Legendre, Adrien Marie, berühmter Mathematiker, geboren 1752 zu Toulouse, zeichnete sich schon in seiner Jugend als Lehrer aus und wurde frühzeitig Professor der Mathematik an der Militärschule in Paris. 1787 ward er, nebst Cassini u. Méchain, beauftragt Messungen zwischen Dünkirchen und Boulogne anzustellen, während Abgeordnete der königlichen Gesellschaft in London dasselbe vornahmen, um so die Lagen von Greenwich und von Paris genauer zu bestimmen. 1794 war er Mitglied der Commission zur Fertigung der trigonometrischen Tafeln für die Eintheilung des Kreises nach dem Decimalsystem. Bei der Gründung des Instituts wurde L. Mitglied desselben; 1808 wurde er lebenslängliches Mitglied des kaiserlichen Universitätsrathes; nach der Restauration 1815 Ehrenmitglied des Unterrichtsrathes, u. 1816 Examinator an der polytechnischen Schule. 1833 den 10. Januar starb er auf seinem Landsitze zu Auteuil. — L.s Schriften besitzen großen Werth durch ihren Inhalt, so wie durch ihre Form. Die wichtigsten sind: „Elémens de géométrie", Paris 1794, erschienen in 11. Auflage 1817. — „Essai sur la théorie des nombres", Paris 1798, 3. Auflage, 1830. — „Exercices de calcul intégral", Paris 1811 bis 1819. **E. Buchner.**

Legio fulminatrix, s. Donnerlegion.

Legion hieß der stärkste einfache taktische Körper der Römer; er bestand in den frühesten Zeiten Roms aus einer festgesetzten, nach der Zeit verschieden bestimmten, Anzahl von Manipeln schweren Fußvolks, einer Anzahl leichteren Fußvolks und einem Flügel Reiterei. Als Romulus den römischen Staat einrichtete, wählte er aus jedem der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß u. im Ganzen 300 Reiter, und setzte über die ganze Anzahl drei Tribunen, daher ihre Benennung. Er nannte diesen taktischen Körper eine L., da nur die Streitbarsten hiezu ausgewählt wurden. Jeder Einzelne wurde Einer von Tausend, unus ex mille, genannt, woher der römische Ausdruck miles d. h. Soldat, entstand. Die Stärke einer L. blieb sich nicht immer gleich; sie war bald geringer, bald beträchtlicher, wie es die Umstände erheischten, oder wie es dem Senate beliebte; deßhalb wechselte die Stärke derselben bei einem jeden Kriege, u. deßhalb

finden wir auch so verschiedene Angaben über deren Stärke. Zu den Zeiten des Polyb scheint die Normalstärke einer L. 4000 Mann zu Fuß und 300 Mann zu Pferde betragen zu haben; allein wir finden um dieselbe Zeit bei Livius L.en zu 6200 Mann zu Fuß und 300 Reitern. Unter den Kaisern waren die L.en abwechselnd 5000 und 6000 Mann stark. Im Allgemeinen scheint die Stärke einer L. zu 6000 Mann sich lange erhalten zu haben. Bei einer jeden L. befand sich eine, dem römischen Fußvolke gleiche Anzahl, von Bundesgenossen und 600 Reiter derselben, so daß man, wenn von einer L. die Rede ist, immer eine Heeresabtheilung zwischen 9- und 10,000 und, waren die L.en ungefähr 6000 Mann stark, eine solche zwischen 12- und 13,000 Mann darunter verstehen muß. Das Fußvolk einer L. wurde, als die Stärke desselben noch 3000 Mann betrug, in 10 Cohorten, jede derselben wieder in 3 Manipeln eingetheilt, welche, da sie gerade 100 Mann stark waren, auch Centurien genannt wurden. Livius bestimmte die Stärke der Manipeln, ohne Offiziere, zu 60 Mann. Als nun die L.en stärker wurden, behielt man diese Eintheilung bei, theilte aber jeden Manipel in zwei Centurien ab. War, nach der Eintheilung des Polyb, eine L. 4200 Mann Fußvolk stark, dann betrugen die leichten Truppen (Veliten) 1200 Mann (ein Beweis, wie tief die Römer den Werth dieser Truppen erkannten), der Rest war das schwere oder Linienfußvolk, welches aus 1200 Hastaten, 1200 Principes und 600 Triariern bestand. Die Anzahl der L.en, welche Rom aufstellte, war demselben Wechsel, wie deren Stärke, unterworfen, und war gleichwohl in Rom der Grundsatz vorherrschend, nicht sowohl große, als gut geübte Heere aufzustellen, so erlitt doch dieser Grundsatz durch die Umstände bedeutende Modificationen. Anfangs hoben die Römer bei einem bevorstehenden Kriege vier L.en aus; allein bald genügte eine so geringe Heeresmacht nicht mehr. Im Jahre 266 a. u. hatten die Römer 10 L.en, eben so im Jahre 406. Im Jahre 516 der Stadt stieg die Zahl der L.en auf 16, im Jahre 549 auf 20. Im Jahre 542 und 544 hatten sie 21 L.en im Felde, und im Jahre 545 erwähnt Livius deren 23. Nach Paulus Diakonus unterhielt Augustus 24, nach Dio nur 23 L.en, und Tacitus berichtet, daß die römische Kriegsmacht unter Tiber 25 L.en betragen habe. Diese ungeheueren Streitkräfte standen nicht allein unter einem Oberbefehlshaber sondern unter Proconsuln, Prätoren u. Proprätoren in den Provinzen, u. es hing von der Wichtigkeit eines Krieges ab, welch große Heeresmacht man einem Commandirenden anvertraute. Dieses beweist die Schlacht von Cannä, wo die beiden Consuln 9 L.en befehligten, während ein Consul nur 2 oder 3 L.en unter seinem Befehle haben sollte. — In den neueren Zeiten kam die Benennung L. für Truppencorps von unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung wieder auf. So errichtete Napoleon L.en; so sahen wir eine englisch- und russisch-deutsche L.; so sind die französischen Nationalgarden in L.en abgetheilt u. s. w.

Legirung, ist das Zusammenschmelzen von zwei oder mehren Metallen. Dasselbe findet bei den edlen Metallen statt, um ihnen bei der Verarbeitung (gewöhnlich durch Kupferzusatz) die erforderliche Härte zu geben, was namentlich bei den zu prägenden Gold- und Silbermünzen nöthig wird. Unter legirtem oder beschicktem Metall ist daher solches Gold oder Silber zu verstehen, welches nicht aus reinem Golde oder Silber besteht, sondern Zusatz von anderem Metall (Alliage) enthält. Für L. braucht man jedoch beim Golde, sobald nur von diesem die Rede ist, den Ausdruck Karatirung (s. d.), und nennt solches Gold karatirtes, das Silber aber legirtes. In welchem Verhältnisse die Mischung geschehen muß, um die verlangte Sorte hervorzubringen, ist Gegenstand der Alligations- oder Vermischungs-Rechnung.

Legitima, s. Pflichttheil.

Legitimation (vom lateinischen lex), wird in doppelter Bedeutung gebraucht: 1) heißt es im Allgemeinen, s. v. a. Beglaubigung, Nachweisung, daß Etwas so u. nicht anders sei, als behauptet wird; in diesem Sinne

heißen z. B. Ausweise über Namen, Stand und Heimath von Personen, als: Pässe, Heimathscheine ꝛc., so wie Vollmachten, die von Jemanden einem Anderen zu Besorgung gewisser Geschäfte ertheilt werden, insgemein L.en. — 2) Im engeren juristischen Sprachgebrauche: jede Aechtheitserklärung, namentlich aber derjenige gerichtliche Act, durch welchen uneheliche Kinder die Familienrechte ehelich geborener Kinder und die, den ehelichen Kindern zustehenden, bürgerlichen Rechte erhalten. Erstreckt sich die L. auf diese beiden Verhältnisse, so ist sie eine L. plena, außerdem L. minus plena. Jetzt wird die L. durch nachfolgende Ehe zwischen dem Vater u. der Mutter des Kindes, oder durch landesherrliche Gnade bewirkt. Die besonderen Verhältnisse und Bedingungen entscheiden über das Rechtsverhältniß der legitimirten Kinder zu ihren Eltern und zu deren leiblichen Kindern. In früheren Zeiten war in Deutschland die L. hauptsächlich ein Mittel, die auf den unehelichen Kindern haftende Anrüchigkeit zu tilgen, und in so fern nur dieß bezweckt wird (L. germanica), erlangt das Kind die Rechte u. Pflichten eines ehelichen Kindes nicht.

Legitimität, deutsch Gesetzmäßigkeit, heißt in der neueren Zeit besonders das Recht der regierenden Dynastie zur Thronfolge in festgesetzter Ordnung; dann die Gesetzmäßigkeit der Regierung, u. zwar theils der bestehenden, gesetzlich anerkannten Regierung, mit Berücksichtigung ihrer historischen Basis, theils nur der Regierung, die vermöge der Staatsgesetze die staatsoberhäuptliche Würde und Macht bekleidet; vergleiche Usurpation. Besonders aber gebraucht man L. als Bezeichnung für die Heiligkeit des Herrscherrechtes, die dann bloß auf den Regenten selbst und sein Haus bezogen und als ein, diesem allein eigens zustehendes, Recht betrachtet wird; daher die Anhänger dieses Prinzipes Legitimisten.

Legouvé, Gabriel Marie, geboren zu Paris 1764, 1798 Mitglied des Instituts, gestorben im Irrenhause 1812, ein gemüthvoller Dichter, correct und elegant, glücklicher Nachahmer Delille's. Beliebt ist sein „Mérite des femmes," (Paris 1801, 30. Aufl. 1839), wohlgelungen seine übrigen beschreibenden Lehrgedichte. Von seinen Tragödien dürfte der Tod Heinrichs IV. am höchsten stehen. „Oeuvres," 2 Bde., Paris 1826, „Oeuvres inedites" (1821).

Legrand (Pierre d'Aussi), ein fleißiger Literat, geboren zu Amiens 1737, früher Jesuit, Mitglied des Instituts, gestorben 1800 als Conservator an der Nationalbibliothek, verdient durch eine Bearbeitung der „Fabliaux et Contes" aus dem 12. u. 13. Jahrhunderte (5 Bde. 1781), u. eine schätzbare „Hist. de la vie privée des Francais" (3 Bde. 1815) ꝛc.

Lehen u. Lehenrecht. Ein L. (feudum) ist ein, aus einem dinglichen und obligatorischen Verhältnisse verbundenes, Institut des deutschen Rechtes u. bezeichnet im subjektiven Sinne die Befugniß einer Person (Vasall — Vasallus, Vasallus possessor), die vollständige Benützung einer fremden Sache als ein dingliches Recht, gegen die Verpflichtung zu besonderer persönlicher Treue gegen den Eigenthümer der Sache (L.s-Herr — dominus, senior), der gleichfalls zu einer besonderen Treue gegen jenen verbunden ist, auszuüben. Im objektiven Sinne aber ist L. die Sache selbst, an welcher die volle Benützung (dominium utile) Jemanden unter der Verpflichtung besonderer persönlicher Treue gegen den, zu gleicher Treue verbundenen, Eigenthümer eingeräumt worden ist. Dem L.s-Nexus liegt somit zu Grunde ein dingliches Verhältniß an der Sache, welches in der That nichts Anderes ist, als die Emphyteusis des römischen Rechts, wenn man von der eigenthümlichen Art der Erbfolge absieht, u. welches sich auf Seiten des Vasallen in dem nutzbaren Eigenthum, Untereigenthum (dominium utile) und auf Seiten des L.s-Herrn in dem wahren Eigenthume, Obereigenthum (dominium directum) kund gibt, und ein persönliches oder obligatorisches Verhältniß, welches in der Verbindlichkeit zu gegenseitigem Schutze u. zu wechselseitiger Treue zwischen dem L.s-Herrn u. Vasallen besteht (mutua fidelitas). Was die Entstehung dieses künstlichen Institutes betrifft, so suchten die romanisirenden

Juristen das L. als eine Fortsetzung des römischen Clientelarverhältnisses darzustellen und nannten deßhalb die Wissenschaft des Feudalrechtes Clientelar-Jurisprudenz (jurisprudentia clientelaris), während die meisten Germanisten das L.s-**Wesen** auf die alten Gefolgschaften (comitatus) zurückzuführen sich bemühten, indem sie behaupteten, die einzelnen Heerführer (duces, reges) hätten das eroberte Land in der Weise unter ihr Gefolge (Comitatus, comites) vertheilt, daß sie zunächst einen Theil des Landes für sich behalten und den andern Theil, unter Vorbehalt des Obereigenthums, den Genossen oder Reisigen überlassen hätten. Indeß sind beide Ansichten irrig. Denn es liegt einestheils auf der Hand, daß das Feudum, als ein rein deutsches Institut, nicht aus der, nur im ältesten römischen Rechte vorhandenen u. im neueren römischen Rechte ganz u. gar verschwundenen, Clientel nicht abgeleitet werden kann, u. anderntheils steht es fest, daß die Gefolgschaften, welche aus vollkommenen freien Leuten bestanden haben, bei der Theilung des eroberten Landes freies Allodium erhielten, und der Heerführer nur durch einen größeren Theil geehrt wurde. Die wahre Erklärung des Feudalwesens ist daher nur in der eigenthümlichen germanischen Kriegsverfassung zu suchen. Die freien Germanen waren nur dann dem Heerbann als Landwehr zu folgen verpflichtet, wenn ein Krieg von der ganzen Nation in der Volksversammlung beschlossen war. Um die Privatfehden des Königs, so wie einzelner Großen des Reiches kümmerten sich die übrigen freien Germanen nicht. Wollte der König sie zu seiner Vertheidigung oder Hülfe aufbieten, so mußte er sich mit ihnen abfinden. Dieß geschah nun in der Weise, daß er Edle als treue Leute (fideles, Vasalli) seiner Person dadurch verband, daß er ihnen auf eine bestimmte Zeit einen Theil seines Grundeigenthums zur Benützung einräumte. Der Empfänger solcher Güter verpflichteten sich dagegen zum Kriegsdienste und zu besonderer Treue. Die so verliehenen Güter hießen feoda, feuda, beneficia, L.-**Güter**, im Gegensatze zu den Eigengütern oder Allodien. In der Folge verband man mit den L.-**Gütern** nicht bloß Kriegs- sondern auch andere u. insbesondere Hofdienste. Deßhalb unterschied man **Kriegs-** u. **Aemter-L.** (f. militaria, propria und f. impropria, f. palatina, praefecturalia, judiciaria etc.). Die Rechte des Vasallen am L.-**Gute** waren Anfangs sehr unbestimmt, indem der L.-**Herr**, wenn er die Kriegsdienste nicht mehr verlangte, das Gut wieder einzuziehen berechtigt war. Die Vasallen behielten sich deßhalb den Besitz des Gutes auf Lebenszeit, oder doch auf eine bestimmte Zeit vor. Hiermit kam dann auch die feierliche Einweisung in das Gut, die Investitur (investitura) auf, damit der Vasall die Gewähr und somit ein selbstständiges, durch den Richter zu schützendes, Recht am Gute erlangte. Denn der König konnte das dem Vater verliehene Gut dem Sohne wieder abnehmen. Mächtige Vasallen bewirkten aber schon bei ihren Lebzeiten, daß ihren Söhnen die L. überlassen wurden. So bildete sich nach u. nach theils durch Gewohnheit, theils durch Usurpation die Erblichkeit der L. aus, welche bei den Franken unter Karl dem Dicken 877 durch eigenes Capitulare, u. bei den Longobarden durch eine Constitution von Konrad II. 1037 bestätigt wurde, von Lothar II. 1136 erweitert wurde. Man pflegt die L. einzutheilen: 1) nach ihrem Gegenstande in **Staats-L.** (f. publica) u. **Privat-L.** (f. privata), je nachdem eine dem Staate zustehende körperliche oder unkörperliche Sache, oder die Sache eines Privaten Gegenstand des L.s ist. Die Staats-L. theilt man ferner ein in a) **Reichs-L.** (f. imperii), wenn der Gegenstand des L.s dem Reiche gehörte u. somit die L.s-Herrlichkeit dem Kaiser u. Reiche zustand, u. in b) **Landes-L.** ((f. territoriorum imperii), wenn die **L.s-Herrlichkeit** dem Landesherrn zustand. Die Staats-L. theilte man ferner noch ein a) in **Außen-L.** (f. extra curtem, f. non landsassiaca), wenn das L.-Gut außerhalb des Staatsgebietes gelegen war, in welchem der L.-Herr Landesherr war, somit die L.-Herrlichkeit u. L.s-Hoheit (jus majestaticum circa feuda, der Inbegriff der, dem Regenten als solchem über alle, in seinem Landesgebiete befindlichen, L. zustehende Rechte) verschiedenen Landesherrn zustand, und b) in Binnen-L. (f. in curte, f. land-

sassiaca), wenn das Objekt des L.s dem Lande angehörte, und somit der Landesherr zugleich auch Ls.-Herr war. 2) Nach der Art der Entstehung in gegebene oder gereichte L. (feuda data) wenn der L.s-Herr von seinem Allod das L. begründete, u. in aufgetragene L. (feuda oblata) wenn der Vasall sein freies Eigenthum dem Ls.-Herrn mit der Bedingung übertrug, daß dieser ihm dieses selbe Eigenthum als L. übertrage. 3) Nach dem Umstande, ob das L. sich noch in der Hand des ersten Erwerbers befindet, oder schon durch Erwerbungsarten auf Successoren gediehen ist, in neue L. (feuda nova), u. alte L. (feuda antiqua). Was die Eigenschaften eines feudum betrifft, so unterscheidet man 1) wesentliche Eigenschaften (essentialia feuda), solche, ohne welche das L. nicht bestehen kann, wohin man das getheilte Eigenthum (dominium directum und utile) und die gegenseitige persönliche Ls.-Treue (fidelitas mutua) rechnet. Fehlt die letztere, wie z. B. beim Erbzinsgute, so nennt man das Institut Feudastrum; 2) natürliche Eigenschaften (naturalia feudi) solche, welche nach der allgemeinen Natur des Ls.-Wesens (communis feudorum ratio) bei jedem L. so lange vorausgesetzt werden, bis eine Abweichung davon nachgewiesen ist, da sie vertragsmäßig abgeändert werden können, und 3) zufällige oder willkürliche Eigenschaften des L. (accidentalia feudi), welche vorzugsweise als die Abänderungen der Naturalien des Lehens erscheinen. Sind die Naturalien bei einem L. unverändert, so nennt man das L. ein reguläres oder eigentliches L. (feudum proprium regulare), sind sie dagegen abgeändert, indem z. B. Freiheit von Diensten (feudum francum) oder Weibersuccessionsfähigkeit ausbedungen ist, wird es uneigentliches oder unregelmäßiges L. (feudum improprium, irregulare) genannt. Die Begründung des L.s setzt voraus: 1) zwei Personen, welche für die Feudalverbindung geeignet sind. Nur Derjenige, welcher die sogenannte aktive L.s-Fähigkeit besitzt, d. h. Derjenige, welcher über eine lehnsfähige Sache oder ein lehnsfähiges Recht freie Dispositionsbefugniß hat, kann als L.s-Herr ein Feudum errichten. Nach dem Rechte des Mittelalters mußte er auch das Waffenrecht (jus armorum) besitzen. Auf der anderen Seite kann nur Derjenige, welcher die passive Ls.-Fähigkeit besitzt, d. h. Der, welcher das nutzbare Eigenthum einer Sache erlangen und die L.s-Treue versprechen kann, ein Feudum als Vasall erwerben. Diese L.s-Treue besteht aber, nach der allgemeinen Natur der Feuda (communis feudorum ratio), in der Leistung des Kriegsdienstes. Man unterscheidet nach diesen Erfordernissen eine absolute u. eine relative L.s-Unfähigkeit. Erstere läßt nie ein L. zu Stande kommen, da sie selbst durch die Interessenten in Folge eines Vertrages nicht beseitigt werden kann, z. B. Bann, Acht, Rechtslosigkeit, Unfähigkeit Güter zu erwerben, wie im Mittelalter bei den Juden u. s. w. Letztere dagegen kann von Denjenigen, zu deren Vortheil sie regelmäßig wirksam ist, durch Abkommen aufgehoben werden. Als relativ unfähig sind zu bezeichnen a) juristische Personen, b) Weiber (mit Ausnahme bei den sogenannten Weiber-, Schleier- oder Kunkel-L.), c) körperlich u. geistig Gebrechliche (Taube, Stumme, Blinde, Wahnsinnige, Blödsinnige), d) ehrlose Personen, e) Unfreie, Geistliche nach dem Sprüchworte: „Pfaffen sollen L.-Rechts darben," u. f) nach deutschem L.-Rechte alle Nichtadelige. Nach longobardischem L.-Rechte war jeder Freigeborene (ingenuus) lehensfähig. Das deutsche Recht schloß indeß die Bürger wenigstens von vielen Rechten aus. Daher unterschied man im deutschen L.-Rechte Ritterl.n (feuda nobilia, clypearia, militaria) u. Bürgerl.n (feuda ignobilia). — 2) Ein Objekt, an welchem ein Feudum bestellt werden kann. Nach longobardischem L.-Rechte kann ein Feudum nur an unbeweglichen Sachen u. an Rechten, die diesen gleich geachtet werden, errichtet werden. Nach deutschem Rechte hingegen waren sowohl bewegliche, wie unbewegliche, körperliche, wie unkörperliche Sachen der Belehnung fähig. Deßhalb unterschied die Doktrin zwischen lehnsfähigen Sachen (res ad infeudandum capaces), welche überhaupt zu L. gegeben werden konnten, und lehnstauglichen Sachen (res ad infeudandum idoneae), bei welchen die lehnbare Verleihung das Obereigenthum des L.-

Herrn nicht in Gefahr brachte. Jede Sache und jedes Recht, welches zu L. gegeben werden soll, muß der Veräußerung unterliegen, und dasjenige, was nur unter gewissen Formen veräußert werden darf, kann auch nur unter Beobachtung dieser Formen zu L. gegeben werden. Nach der Verschiedenheit der körperlichen Sachen, an welchen L. begründet zu werden pflegten, unterschied man: Forstl., Häuserl, Kaminatl. (L. an einem befestigten steinernen Gebäude), Burgl., Ritterl., Bauernl., Scheuerl. ꝛc. Die Belehnung an unköperlichen Sachen oder Rechten beruht auf einer Fiktion des an diesen Rechten oder Gerechtigkeiten gedachten Ober- und Untereigenthums. Das in Rede stehende Recht bleibt ein dem L.s-Herrn als solches zuständiges (dominium directum), dessen Ausübung (dominium utile) dem Vasallen überlassen wurde. Auf diesen Grundsätzen beruhen folgende Arten der L.: a) Die After-L., welche entweder durch Verreichung (datio) oder Auftragung (oblatio) des Obereigenthums (obinfeudatio), oder durch Verreichung oder Auftragung des Untereigenthums (subinfeudatio) begründet wurden. b) Das Pfand-L., welches an einem Pfandrechte bestellt wird. Hierbei wird die verpfändete Sache dem Gläubiger, welcher als Vasall erscheint, zur antichretischen Benützung übergeben, während der Schuldner als L.s-Herr erscheint. Durch die Zahlung der Schuld erlischt die Forderung, somit das Pfandrecht, folgeweise also auch das Pfand-L. Dagegen kann durch Felonie des Gläubigers das Pfand-L. erlöschen, während die Forderung bestehen bleibt (f. pignoratitium). Von dem Pfand-L. verschieden ist das L.s-Pfand oder verpfändete L. (f. oppignoratum). c) Das Renten-L. (f. annuae praestationis), das zu L. ertheilte Recht, bestimmte Revenüen entweder in Geld oder Naturalien aus einem Grundstücke zu erheben, z. B. Kammer-, Keller- oder Küchen-L. d) Das Geld-L. (f. pecuniarium), insoweit eine, auf ein Grundstück radicirte, Summe Geldes zu L. bestellt wird. e) Gewisse geistliche L., Kirchen-L., krummstäbische L. (f. ecclesiastica), welche im Obereigenthum der Kirche stehen: z. B. Patronats-L. (f. patronatus), Zehent-L. (f. decimarum) Altar-L. (f. altaragii) u. s. w. f) Hoheits-L., deren Gegenstand ein Hoheitsrecht oder Regal ist. g) Wohnungs-L. (f. habitationis), das zu L. ertheilte Recht, in einem bestimmten Gebäude zu wohnen. h) Das Jagd-L. (f. venationis) Amts-L. (f. officii v. ambactus), das Vogtei-L. (f. advocatiae), Post-L. (f. postarum) u. s. w. 3) Die Errichtung oder Bestellung des L.s, welche entweder durch Investitur, oder Verjährung erfolgen kann. Die Investitur (investitura, infeudatio) ist die feierliche Uebertragung des unvollständigen Besitzes resp. der unvollständigen Gewehre an dem zu verleihenden Gute, oder die feierliche Erklärung des L.s-Herrn vor dem Mannengerichte, daß dem Vasallen alle möglichen Nutzungsrechte an dem Gute zustehen sollen (actus traditionis), verbunden mit der feierlichen Annahme des Vasallen unter dem Versprechen der L.s-Treue und der Ableistung des L.s-Eides (actus inaugurationis). Mit der eigentlichen Investitur war gewöhnlich die Ueberreichung einer bestimmten Sache verbunden, z. B. ein Stab oder Schwert, bei Gerichts-L. eine Fahne, ein Hut, Becher u. s. w. Die Naturalübergabe des Besitzes war nicht nothwendig, weßhalb man eine investitura propria mit Besitzübergabe, und eine investitura abusiva ohne Besitzübertragung unterschied. Die Ableistung des L.-Eides erfolgte in der Weise, daß der Vasall knieend, und seine gefalteten Hände in die des L.s-Herrn legend, die Eidesformel aussprach. Die Investitur setzt als Erwerbungsart (modus acquirendi feudum) einen Titel (titulus), auf Grund dessen sie erfolgt, voraus. Dieser liegt regelmäßig im Feudalcontrakte oder in einer letztwilligen Disposition. In vielen Fällen aber wurde die Aufnahme des L.s-Contraktes mit der Investitur verbunden, weßhalb die Urkunden über letztere die näheren Bestimmungen, nach welchen das L.s-Verhältniß sich richten soll (lex investiturae) enthielten. Die bei der Investitur vorkommenden Urkunden sind: a) Die L.-Briefe, die in der L.-Curie ausgefertigten Dokumente, worin ausgesprochen ist, daß der L.s-Herr ein bestimmtes L.-Gut nach genau

bezeichneten Berechtigungen und Verpflichtungen einem gewissen Vasallen zu L. gegeben habe; b) das Breve testatum, eine, nach longobardischem L.-Rechte ausgestellte, kurze Bescheinigung der Belehnung, welche von 2 oder 3 Zeugen bestärkt wurde; c) der Recognitionsschein, eine formlose interimistische Bescheinigung der Investitur; d) die L.s-Protokolle, welche über die in der L.s-Kanzlei vorgenommene Investitur aufgenommen wurden; e) der Gegenbrief oder L.s-Revers (literae reversales), das Bekenntniß des Vasallen, ein L.-Gut erhalten zu haben, und f) des L.s Dinumerament, eine genaue Beschreibung des L.s und seiner Pertinenzien. Diese L.s-Urkunden beweisen sowohl für als gegen den L.s-Herrn u. den Vasallen (documenta communia). Was die Arten der Investitur anbelangt, so unterscheidet man: 1) nach dem Objekte a) eine Infeudation, wenn eine Sache, die bisher noch in keinem L.s-Nexus stand, zu L. gegeben wird; b) eine Reinfeudation, wenn ein apert gewordenes L. wiederum verliehen wird u. c) Renovatio investiturae, die Erneuerung der Belehnung bei jedem succedirenden Vasallen. 2) Nach dem Subjekte, a) eine einfache Belehnung (investitura singularis), wenn nur ein Einziger mit der Sache belehnt wird, und b) die Mitbelehnung (coinvestitura), und zwar α) die Mitbelehnung nach longobardischem Rechte (coinvestitura juris longobardici), wenn jeder der mehren Mitbelehntem einen idealen Antheil am L. hat, oder β) die Mitbelehnung nach dem deutschen Rechte (C. juris germanici), wenn mehre Personen mit einer Sache so belehnt sind, daß Jedem das ganze nutzbare Eigenthum ungetheilt zusteht, so daß die Mehrheit der Personen als eine moralische Person angesehen wird. In diesem Falle können alle Mitbelehnten (coinvestiti) den Mitbesitz am ungetheilten L. erhalten (coinvestitura juris germanici in specie), oder es kann nur Einer den Besitz des L.s erhalten und den Uebrigen eine Exspektanz auf diesen Besitz für den Fall, daß der besitzende Vasall und seine lehensfolgefähige Descendenz gestorben ist, eröffnet werden (coinvestitura juris germanici simultanea) 3) nach der Wirksamkeit in a) unbedingte Investitur u. b) bedingte Investitur, Eventualbelehnung, je nachdem das nutzbare Eigenthum am L. vom Vasallen sogleich, oder erst nach Eintritt einer Bedingung erworben wird. Zu der bedingten Belehnung zählt man α) die eigentliche Eventualbelehnung, die vorläufige Belehnung mit einem Gute, welches noch im Besitze eines Anderen ist, für den Fall der eintretenden Apertur. Die Eventualbelehnung begründet für den Belehnten ein, mit dem Aperturfalle wirksames, dingliches Recht, während die sogenannte L.s-Anwartschaft oder L.s-Exspektanz als das Versprechen, künftig belehnen zu wollen, nur ein persönliches Recht erzeugt. β) Die Provisionalbelehnung ist die unter der Bedingung ertheilte Belehnung, daß der Vasall in dem Prozesse, den er mit einem Andern über den Besitz des L.s führt, siegen werde. — Neben der Investitur bildet die Ersitzung eine Begründungsart des L.s. Die Ersitzung der L. ist zwar dem deutschen L.-Rechte fremd u. im longobardischen L.-Rechte bestritten; allein im 14. Jahrhunderte wurde die Ersitzung sowohl für die Erwerbung des Obereigenthumes, als des nutzbaren Eigenthumes anerkannt und dabei die Regeln des gemeinen Rechtes zur Anwendung gebracht. — Die Rechtsverhältnisse bei bestehendem L. ergeben sich aus dem oben aufgestellten Begriffe des L.s. Der L.s-Herr kann sein Obereigenthum gegen Jeden, der es verletzt, mit der Eigenthumsklage geltend machen, darf aber dasselbe nur mit Einwilligung des Vasallen u. der Agnaten an dritte Personen veräußern. Der Vasall hat das vollständige Nutzungsrecht, wie der römische Emphyteuta (s. Emphyteusis), darf jedoch sein Nutzungsrecht ohne Einwilligung des L.s-Herrn nicht veräußern. Jede Veräußerung im engeren Sinne, d. i. eine solche, wodurch der Vasall sich dem L.s-Dienste entzieht, z. B. durch Schenkung, Tausch, Verkauf, Bestellung einer Mitgift u. s. w., ist bei Verlust des L.s verboten und deßhalb absolut nichtig, wenn der L.s-Herr seine Einwilligung, die übrigens ganz formlos erfolgen kann, nicht ertheilt hat. Soll die Veräußerung auch den *Agnaten* gegenüber wirksam seyn, so bedarf es auch deren Einwilligung. Dage-

gen ist jede Veräußerung im weiteren Sinne, d. i. eine solche, wobei der L.s-Dienst des Vasallen bestehen bleibt, z. B. Errichtung einer Servitut, Bestellung eines Pfandrechtes, Afterbelehnung, wenigstens so lange gültig, als die Dispositionsbefugniß des Vasallen Kraft hat. Der Vasall hat eine, der Eigenthumsklage analog nachgebildete Vindikation (rei vindicatio utilis), die publicianische Klage zum Schutze seines Rechtes u. die possessorischen Rechtsmittel zum Schutze im Besitze des L.s. Die persönlichen Verhältnisse zwischen L.s-Herren und Vasallen bilden den Umfang der L.s-Treue im weiteren Sinne. Diese umfaßt 1) die L.s-Treue im engeren Sinne, die wechselseitige Pflicht des L.s-Herrn u. Vasallen, sich einander zu unterstützen u. allen Schaden von einander abzuhalten; 2) die Verbindlichkeit des Vasallen, den L.s-Eid (juramentum fidelitatis, hominium, homagium, vasallagium) zu leisten. 3) Die L.s-Reverenz (honor feudalis), die besondere Ehrfurcht gegen den L.s-Herrn, welche es verbietet, daß der Vasall dem L.s-Herrn den Calumnieneid abfordert (s. Eid) und Zeugniß gegen den L.s-Herrn, sowohl in Criminal-, als bedeutenden Civilfällen ablegt u. s. w. 4) Die Leistung des L.s-Dienstes, der regelmäßig Kriegsdienst war, in neuerer Zeit aber durch adaeratio in Geldabgaben verwandelt ist. 5) In der Unterwerfung des Vasallen unter die L.s-Gerichtsbarkeit des L.s-Herrn, an welcher jeder Vasall als Schöppe Theil nehmen mußte. „Der Vasall soll L.-Rechts pflegen.“ 6) In der Verbindlichkeit des Vasallen, die L.s-Erneuerung, sowohl wenn eine Succession in der Person des L.s-Herrn (Thronfall, Herrnfall mutatio in manu dominante), als des Vasallen (L.s-Fall, Nebenfall mutatio in manu serviente) eintritt. Der Vasall muß in dem einen oder andern Falle, um das Andenken seiner Abhängigkeit zu bekunden, unaufgefordert binnen Jahr und Tag das L. muthen, d. h. um Erneuerung der Belehnung bitten, und zwar ursprünglich bei Verlust des L.s, wenn er nicht um Verlängerung der Frist gebeten u. ein Indult erhalten hatte. — Die Ausübung der L.s-Berichtigungen u. L.s-Pflichten kann in Person oder durch Stellvertreter erfolgen. Letztere sind entweder eigentliche Mandatare (L.s-Anwälte, L.s-Prokuratoren, L.s-Pfleger), oder L.s-Statthalter, als Vertreter des L.s-Herrn, u. L.s-Bürger, als Vertreter des Vasallen, sofern diese Personen, die betreffenden Rechte und Pflichten für den Berechtigten, aber kraft eigenen Rechtes u. im eigenen Namen ausüben. Sie sind nothwendig in allen Fällen, wo L.s-Herr oder Vasall eine juristische Person ist. Der L.s-Vormund vertritt in ähnlicher Weise den unmündigen, noch nicht 12 Jahre, 6 Wochen und 3 Tage alten Vasallen. Das L.s-Erbrecht beruht auf dem L.s-Folgerechte und auf der L.s-Folgeordnung. Ersteres steht allen agnatischen Descendenten des ersten Erwerbers des L.s zu, u. letzteres gibt unter den L.s-Folgeberechtigten denjenigen an, der im concreten Falle das L. erhält (L.-Folgerecht u. L.-Folgeordnung). Der Erwerb des L.s in Folge des Erbrechtes tritt von selbst als eine Singularsuccession im Augenblicke des Abganges des besitzenden Vasallen ein u. der Nachfolger erlangt es als ein, von der Willkür des letzten Besitzers keineswegs abhängiges Recht. In der Regel kann er deßhalb die Allodialerbschaft ausschlagen u. dennoch ins L. succediren; nur der Sohn des verstorbenen Vasallen muß Beides annehmen oder ausschlagen. Die Beendigung des L.s erfolgt 1) für alle Personen a) durch den Untergang des Objektes, b) durch Verkauf des L.-Gutes unter Einwilligung aller L.s-Interessenten, wobei das L. allodificirt wird, c) dadurch, daß Jemand durch Verjährung Allodium am L. erwirbt, und d) durch Ablauf der Zeit, für welche dem L.s-Herrn ein revokables Recht an dem L.s-Objekte eingeräumt war. 2) Für den Vasallen a) durch Aussterben der lehnsberechtigten Familie, b) durch Ablauf der Zeit, für welche das L. bestellt war, c) durch Verzicht des Vasallen u. aller Agnaten auf das L., d) wenn der L.s-Herr das nutzbare Eigenthum durch Verjährung erwirbt und e) durch Felonie des Vasallen (s. Felonie). 3) Für den L.s-Herrn a) wenn der Vasall das Obereigenthum durch Ersitzung erwirbt, b) durch Felo-

nie des L.s-Herrn u. c) wenn der L.s-Herr zu Gunsten des Vasallen mit Einwilligung aller L.s-Interessenten auf das Obereigenthum verzichtet. Grosch.

Lehm, Leimen, Letten, heißt der weiche, zerreibbare, gelblichbraune, mit Quarzsand u. Eisenocker, zuweilen auch mit kohlensaurem Kalke gemengte Thon. Er saugt stark Wasser an, zerfällt in demselben u. bildet eine plastische Masse; in mäßigem Feuer brennt er sich hart u. nimmt dabei eine schmutzig-rothe Farbe an; in höherer Hitze schmilzt er. Der L. dient zur Verfertigung von Dachziegeln, Backsteinen u. zu verschiedenen anderen Zwecken der Baukunst.

Lehmann, Johann Georg, geboren 1765 in der Johannismühle bei Baruth, einem Rittergute in der Oberlausitz, Sohn des dortigen Müllers, lernte zuerst des Vaters Geschäft, kam dann zur Schreiberei, fiel aber den Werbern in die Hände u. mußte Soldat werden. Bald wurde er Compagnieschreiber u. besuchte, als sein Regiment nach Dresden in Garnison kam, die von Hauptmann Backenberg geleitete Kriegsschule. Backenberg brauchte ihn zu mehren topographischen Arbeiten u. L. ward Sergeant; doch mußte er eine Offiziersstelle, da er das Geld zur Equipirung nicht hatte, ablehnen. 1793 nahm L. seinen Abschied u. ward Landmesser im Erzgebirge. Der Mangel an nöthigen Instrumenten leitete ihn zum Nachdenken über den von ihm gebrauchten Meßtisch, u. er machte in dem Gebrauche derselben große Verbesserungen; zugleich erfand er eine neue Methode, Bergabhänge zu zeichnen u. er gründete darauf seine höchst zweckmäßige Lehre der Situationszeichnung (L.sche Manier), welche wegen ihrer Vortheile bei der Planzeichnung von fast allen Armeen Europa's angenommen wurde (s. Planzeichnen). Er ward nun Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise und 1798 Offizier u. Lehrer bei der Ritterakademie zu Dresden, 1806 Lieutenant im sächsischen Quartiermeisterstabe u. machte die Schlacht bei Jena mit. 1807 ward er Hauptmann und wohnte der Belagerung von Danzig und der Blokade von Graudenz bei, ging dann mit nach Warschau, ward 1809 nach Dresden zurückberufen, 1810 Major u. Oberaufseher der Militärplankammer u. starb 1811 zu Dresden. Er schrieb: Vorlegblätter zur Lehre der Situationszeichnung, Dresden 1809, 2. Ausg., ebend. 1816; Modelle der Erdoberfläche zur Lehre der Situationszeichnung, ebend. 1808; Lehre der Situationszeichnung, herausgegeben von Fischer, ebend. 1820.

Lehnsatz oder **Lemma** heißt ein Satz, den eine Wissenschaft, z. B. die Philosophie, von einer andern, z. B. der Mathematik, Geschichte rc. entlehnt, weßwegen er auch, im Gegensatze von dem unmittelbar zur Wissenschaft gehörenden, (einheimischen Satze, Propositio domestica) fremder Satz (P. peregrina) heißt; in der **Mathematik** nennt man L. einen Satz, der nicht unmittelbar in die Reihe der Sätze und Aufgaben, womit man sich eben beschäftigt, aber doch zum Verständnisse gehört; so in der analytischen Geometrie ein Satz aus der Algebra.

Lehrgedicht, ein Erzeugniß der didaktischen Poesie in größerer Ausdehnung, oder die poetische Darstellung eines äußerlich in Kunst und Wissenschaft Gegebenen. S. didaktische Poesie.

Lehrsatz heißt im Systeme der Erkenntnisse ein Satz, welcher irgend eine, nach Grundsätzen u. schlußgerechten Annahmen oder Folgerungen erwiesene, oder zu beweisende Wahrheit enthält. Zu den Lehrsätzen erster Art gehören die Glaubenslehrsätze, Dogmen u. solche, welche eine Wahrheit enthalten, die, zum Unterschiede von einer Vorschrift oder Regel, keinen direkten Einfluß auf das thätige Leben oder Verhalten äußert. Ein L. der anderen Art, das heißt ein solcher, welcher eine Wahrheit ausspricht, die erst bewiesen werden soll (theorema, — wie z. B. in der Arithmetik u. Geometrie), besteht aus der Voraussetzung (hypothesis) u. der Behauptung (thesis), deren erstere den Gegenstand, von dem, und die Bedingungen, unter welchen Etwas gesagt wird, bestimmt, letztere aber angibt, was dieß sei und somit behauptet wird. Beide Theile folgern den dritten Theil, den Beweis (demonstratio), welcher aus der Folgerung vorhergegangener Sätze die Wahrheit der Behauptung darthut. WR.

Leibeigenschaft bedeutet, dem wörtlichen Sinne nach, daß der Leib eines Menschen der Gewalt eines Andern in der Art rechtlich unterworfen seyn könne, daß dieser Andere darüber, wie über eine ihm eigenthümliche Sache, schalten und verfügen könne. Schon bei den Römern bestand unter dem Namen servitus (Sklaverei) ein ähnliches, ja, noch weit drückenderes Verhältniß, als der deutsche Begriff L., bezeichnet. Ueberhaupt war im ganzen Alterthume der Staat und das Volksleben allenthalben mehr oder weniger auf das Vorhandenseyn einer unfreien, einer dienenden, bis zur Classe der Sachen hinabgestoßenen Classe von Menschen basirt; selbst die griechischen Republiken machten hievon keine Ausnahme, weil ein so niedriger Menschenstand für unentbehrlich gehalten wurde, um dem freien Bürger Unabhängigkeit u. Freiheit von handwerksmäßiger Arbeit zu sichern. Die Verwerflichkeit u. Unhaltbarkeit dieser vernunftwidrigen u. unnatürlichen Organisation trat aber auch in allen Republiken des Alterthums im Laufe der Zeit offen hervor und alle gingen an diesem Grundfehler ihrer Institution zu Grunde. Denn sobald die Freilassungen sich mehrten, erwuchs aus den Freigelassenen ein Plebs, welche ihre Menschenrechte erkannte u. mit den aristokratischen Einrichtungen einen Kampf begann, der mit dem Untergange der letztern und der Staaten selbst endete. Dem Christenthume u. der Urform desselben, dem Katholicismus, welchem der Begriff der Menschenwürde in jedem Individuum, der Begriff der Gleichheit der Menschen vor Gott u. gleicher Pflichten als Menschen u. Brüder, als Kinder eines u. desselben Vaters zu Grunde liegt: diesem u. seinem Einflusse auf die deutsche Rechtsbildung war es vorbehalten, die Unfreiheit nach und nach zu zerstören, die früher rohen Massen für die bürgerliche Freiheit zu erziehen u. die Menschenwürde in ihre unverjährbaren, Jahrtausende hindurch mit Füßen getretenen Rechte wieder einzusetzen. Schon frühzeitig brachte der Einfluß der Kirche große Milderung in das L.sverhältniß, indem es ihr gelang, schon sehr bald die Anerkennung der Ehen der Leibeigenen u. Unfreien als gültiger Ehen durchzusetzen u. den Herren das Recht zu entziehen, eine solche Ehe willkürlich zu trennen; und ebenso den Verkauf der Unfreien außerhalb der Landesgränzen abzuschaffen, sowie sich überhaupt bald die Ansicht feststellte, daß der Gutsgehörige nicht ohne das Gut und nur mit Zustimmung der nächsten Erben des Herrn verkauft werden dürfe. Namentlich ging die Kirche durch eine humane Behandelung der Unfreien mit einem guten Beispiele voran u. der Schutz, den die Kirche überhaupt ihren näheren Angehörigen zu verleihen vermochte, der Grundbesitz, den sie in ihren vielen cultivirten u. in damaliger Zeit noch werthlosen Waldungen dem Unbemittelten anweisen konnte, veranlaßten alsbald selbst viele Freie, u. zwar nicht bloß unbemittelte Leute, sondern sogar auch Begüterte, ihrer Freiheit zu entsagen und sich unter die homines ecclesiasticos versetzen zu lassen. Letztere thaten dieses in der Regel unter der Zusage von Seiten der Kirche, daß ihre Descendenz im erblichen Besitze des der Kirche aufzutragenden Gutes geschützt u. belassen werden sollte; u. so hatte die Kirche den Vortheil, die Zahl ihrer Unfreien durch den Beitritt achtbarer Familien zu vermehren und nebenbei ihr Grundvermögen selbst zu vergrößern. Andererseits gewannen auch die Unfreien der Kirche durch den Beitritt solcher besseren Leute; denn das Erbrecht, welches diese sich für ihre Descendenz bedingten, wurde mitunter allmälig auch auf die übrigen Unfreien durch Sitte und Herkommen ausgedehnt. Der Schwabenspiegel erklärt sodann schon im 13. Jahrhunderte die Tödtung des eigenen Mannes als ein todeswürdiges Verbrechen u. erkennt die Verstoßung u. das Hülfloslassen eines kranken u. hülfebedürftigen Leibeigenen als einen Grund, den Herrn seiner Gewalt für verlustig zu erklären An vielen Orten bildeten sich eigene Gebräuche, Hofrechte, wodurch das Verhältniß des Herrn zu seinen eigenen Leuten genauer bestimmt u. ihre Verpflichtungen geregelt wurden. Der regelmäßige Entstehungsgrund der L. war: die Abstammung von unfreien Eltern, Kriegsgefangenschaft oder Eroberung des Landes u. freiwillige Ergebung. Die Lasten, denen der Leibeigene in den letzten Zeiten vor der Auflösung des deut-

schen Reiches unterworfen zu seyn pflegte, waren 1) **Frohndienste**, eigentlich Herrendienste, welche entweder gemessene, oder ungemessene, von dem Herrn beliebig zu verlangende, Dienste waren. 2) Der Dienstzwang, d. h. das Recht, zu verlangen, daß die Kinder des Leibeigenen, bevor sie sich weiter verdingten, ihre Dienste auf dem Herrenhofe anboten. Damit hing 3) das Recht zusammen, die Standeswahl des Leibeigenen zu beschränken, damit er nicht dadurch ein Mittel finde, sich der Gewalt des Leibherrn zu entziehen. 4) Zu gleichem Zwecke hatte der Herr das Satz- oder Besatzungsrecht, d. h. eine Klage zur Abforderung und auf Auslieferung eines Leibeigenen, der sich ohne Erlaubniß seines Herrn in eine Stadt Behufs der Niederlassung, oder in den Erbschutz eines anderen Herrn begeben hatte. 5) Ganz aus gleicher Rücksicht war der Herr auch befugt, von dem Leibeigenen einen Erbeid zu fordern. 6) Abgesehen von den Lasten, welche von dem Gute entrichtet werden mußten, war der Leibeigene gewöhnlich gehalten, einen Leib- oder Kopfzins zu bezahlen. Ferner mußte 7) für die Erlaubniß zur Heirath meistens eine Abgabe, maritagium, Bauzins, Nagelgeld u. s. w., so wie 8) fortwährend der Sterbefall, mortuarium, Besthaupt, todte Hand, Todesfall entrichtet werden; und ebenso blieb 9) das Züchtigungsrecht des Herrn in praktischer Uebung. Mitunter behauptete 10) der Leibherr auch ein unbedingtes Abäußerungsrecht, d. h. das Recht, den Leibeigenen von dem Gute, welches er inne hatte, beliebig zu vertreiben u. zu entsetzen. Das sogenannte Recht der ersten Nacht und das Bauchrecht, welches letztere in der Befugniß des Herrn bestand, auf der Jagd dem Leibeigenen mit dem Jagdmesser den Bauch aufzureißen, um seine Hände darin zu wärmen, gehören zu den schändlichsten Mißbräuchen, welche je die Menschenwürde entehrten. Die ursprüngliche Beendigungsart der L. war die Freilassung, theils durch Wehrhaftmachung, theils durch die Freilassungserklärung des Herrn, wofür ein besonderes Laßgeld, lytrum, litimonium, bezahlt wurde. In der späteren Zeit erkannte man den Herrn zur Freilassung verpflichtet, wenn der Leibeigene Gelegenheit fand, sein Unterkommen als freier Mann zu finden, und sein Herr keinen gerechten Grund der Weigerung vorbringen konnte. Eine andere Art der Beendigung der Gewalt des Leibherrn lag in der Verjährung. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann endlich die Humanität den Sieg über die L. zu erringen. Die Gesetzgebungen der einzelnen deutschen Staaten fingen nach und nach an, das Bedürfniß einer Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse einzusehen, um ein Verhältniß auszutilgen, welches man sich bereits schämte, unter den Rechtsinstituten aufzuführen. Unter den Fürsten, welche zuerst mit der Aufhebung der L. vorangingen, stehen Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II. oben an. **MM.**

Leibgeding, Leibrenten. Das L. ist ein bestimmter, auf Lebenszeit ausbedungener Unterhalt, Vitalitium, u. wird auch Leibrente genannt. Auch die erhöhten Zinsen, welche sich Jemand auf Lebenszeit von einem weggegebenen Capitale für seine Person bedingt, führen zuweilen diese beiden Namen, am häufigsten aber den letzteren. Nach allgemeiner Bedeutung sind Wittum und L. einerlei: sie haben den Zweck, daß die Wittwe standesmäßig leben könne und versorgt sei. Natürliche Pflicht des Ehegatten, die Ehre der Familie und [illegible] Herkommen sind die Quellen des L.es. [illegible] sind der Meinung, das L. finde nur Statt, wenn die Frau ihrem Ehemanne ein Heirathgut zugebracht habe u. dieses gehörig nachweisen könne. Das L. wird entweder in Geld oder [illegible] bei adeligen Personen, bei bürgerlichen durch Einräumung einer Wohnung und anderer Einkünfte an Holz, Getreide, Geld und dergleichen bestellt.

Leibrenten sind Einkünfte, welche Jemand auf Lebenszeit genießt. In eigener Bedeutung sind die Leibrenten erhöhte Zinsen, welche [illegible] einem weggegebenen Capital oder Vermögen auf Lebenszeit bedungen werden, wogegen das [illegible] [illegible]

gleichen Zwischenzeiten oder Terminen erhoben wird. Der Rentier ist derjenige, welcher die Einnahme zu empfangen hat. Ist sie für eine baare Summe Geldes gekauft, so heißt diese Summe die Mise, und derjenige, welcher sie gekauft hat, der Entrepreneur oder Rentengeber. Wird die Rente jährlich bezahlt, so heißt sie eine jährliche, Jahres-Rente oder Annuität; ist sie eine halbjährige, vierteljährige oder monatliche Rente, so heißt sie eine Zeitrente überhaupt. Hängt ihre Bezahlung aber von dem Leben oder dem Tode einer oder mehrer Personen ab, so wird sie eine Leib- oder Lebensrente genannt. Ist die Einnahme bei jedem Termine von gleicher Größe, so ist die Rente eine unveränderliche. Gewöhnlich schließt man diesen Begriff in den von Rente überhaupt mit ein. Sie kann aber auch veränderlich seyn, wenn nämlich die Veränderung von dem Leben oder Tode einer oder mehrer Personen abhängt, wozu die Tontinen gehören. Was die rechtlichen Verhältnisse bezüglich des L. insbesondere betrifft, so hat die Frau wegen desselben ein stillschweigendes Pfandrecht an die Güter des Mannes, an welche sie sich halten kann, bis sie vollkommen befriedigt ist; auch ist sie nicht verbunden, wegen des Nießbrauchs die sonst übliche Caution zu leisten. Da das L. ein persönlicher Nießbrauch ist, so hört es mit dem Tode der Wittwe auf, oder, wenn sie sich ihres Rechtes freiwillig begeben hat. Sie verliert dasselbe ferner, wenn sie sich ihres Rechtes lange Zeit nicht bedient, in welchem Falle Verjährung wider sie Statt findet, oder wenn die Sache, in welcher der Nießbrauch bestand, völlig zu Grunde gegangen ist. Der Mißbrauch des L. macht die Wittwe an manchen Orten nur zum Theile verlustig. Befleckt sie sich mit Ehebruch, so verliert sie ebenfalls ihre Rechte, es müßte ihr denn der Mann verziehen haben. Hierher gehört auch die böswillige Verlassung, so wie die Nachstellung nach dem Leben des Mannes. Das Instrument, in welchem ein L. errichtet oder verschrieben wird, heißt der L.-Brief. MM.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm Freiherr von). 1) Sein Leben. L. wurde am 23. Juni (3. Juli neuen Styls) 1646 zu Leipzig geboren. Nachdem er seinen Vater, Friedrich L., der Professor an der Universität war, schon im sechsten Jahre seines Alters verloren hatte, leitete die Mutter aufs sorgfältigste seine Erziehung. Früh zeigte er eine große Leichtigkeit in der Auffassung, ein überaus glückliches Gedächtniß und eine nicht zu stillende Wißbegierde. Schon als Schüler der Nikolai-Schule, wo er die Gymnasialkenntnisse erlernte, fing L. seine so ausgebreitete wissenschaftliche Lektüre an, wozu ihm die nachgelassene Bibliothek seines Vaters willkommene Gelegenheit bot. 15 Jahre alt, besuchte er die akademischen Vorlesungen, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, aber daneben Geschichtsforschung, Mathematik, Naturwissenschaften, Theologie und besonders Philosophie mit dem größten Interesse betreibend. Sein erstes Werk, das 1663 erschien, war eine Abhandlung im Geiste der scholastischen Philosophie De principio individui (neu herausgegeben von Guhrauer, Breslau 1837). In Leipzig war der ausgezeichnete Jakob Thomasius zuerst an der Nikolai-Schule, dann an der Universität sein vorzüglichster Lehrer gewesen; im Jahre 1663 zog ihn der Ruf des Mathematikers Weigel nach Jena, jedoch nur auf eine kurze Zeit, denn schon 1664 sehen wir ihn wieder in Leipzig, wo er mehrere Abhandlungen: Specimen difficultatis in jure (1664); De conditionibus (1665); De arte combinatoria (1666) verfaßte, die hinlängliche Beweise seines Scharfsinnes und seiner Kenntnisse lieferten. Als ihm dessen ungeachtet, angeblich seiner Jugend wegen die Doktorwürde verweigert wurde, verließ er seine Vaterstadt und promovirte zu Altdorf mit der Abhandlung De casibus perplexis in jure (1666). Eine ihm hier angetragene Professur schlug er aus, weil er keine Neigung zum Lehramte fühlte; seine Begierde, Neues zu lernen, brachte ihn aber zu Nürnberg mit einer geheimen alchymistischen Gesellschaft in Verbindung, aus der er, zu seinem Glücke, schon im folgenden Jahre durch den Baron Ch. von Boineburg gerettet wurde. Durch Vermittelung dieses ausgezeichneten Mannes trat er als Kanzleyrath in den Dienst des Kurfürsten von Mainz, Joh. Philipp von Schönborn, u.

arbeitete in dessen Auftrage mehre publizistische Schriften, die unter fremden Namen erschienen: Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo, worin er die Sache des katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm vertritt, unter dem Namen Georgius Ulicorius Lithuanus, angeblich zu Wilna, in Wirklichkeit zu Danzig gedruckt (anerkannt in den Leipziger Gelehrten-Akten vom Jahre 1717), dann: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa et status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen," durch welche Schrift den Planen Ludwigs XIV. auf Deutschland entgegengewirkt werden sollte. Zu demselben Zwecke schrieb er, angeblich als Begleiter des jungen Boineburg nach Paris geschickt, sein an Ludwig XIV. gerichtetes „Consilium aegyptiacum," wodurch die ehrgeizigen Absichten Ludwigs abgelenkt werden sollten. Wurde auch der politische Zweck dieses Aufenthaltes nicht erreicht, so war er doch für L. von der größten Bedeutung, indem er mit Huygens, Collins, Oldenburg u. durch diese, bei einem kurzen Abstecher nach London, mit Newton persönlich bekannt geworden zu dem tieferen Studium der Mathematik angeregt wurde, welches für die Wissenschaft so bedeutende Resultate geliefert hat. Man suchte ihn durch das Anerbieten, als Pensionär der Pariser Akademie beizutreten, an Frankreich zu fesseln; L. nahm aber dieses Anerbieten nicht an, weil es an den Uebertritt zum Katholicismus geknüpft war. Als der Kurfürst von Mainz im Jahre 1674 starb, beeilte sich der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, L. in seinen Dienst zu ziehen, indem er ihm den Titel eines Rathes, eine Pension, u. dazu die Erlaubniß, so lange er wollte, im Auslande zu bleiben, ertheilte. L. nahm das Anerbieten an, reiste über England u. Holland, um mit dem Mathematiker Hudden in Amsterdam zu verkehren, nach Deutschland zurück (1675) u. nahm im folgenden Jahre seinen Wohnsitz zu Hannover, wohin er einem Rufe als Bibliothekar und Rath des Herzogs folgte, in welchem Verhältnisse er bis zum Ende seines Lebens blieb. Die mannigfachste u. angestrengteste Beschäftigung nahm hier, ohne daß er eigentliche Berufsgeschäfte hatte, seine Thätigkeit in Anspruch. Im Auftrage des Herzogs gab er bei Gelegenheit des Nymwegener Friedens (1677) die, auch jetzt noch bedeutende, publicistische Schrift: De jure suprematus ac legationis principum Germaniae, unter dem Namen Cäsarinus Fürstenerius heraus. Im Jahre 1687 erhielt er den Auftrag, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben; er unternahm zu diesem Behufe eine dreijährige Reise durch Deutschland u. nach Italien (besonders nach Florenz, wo er bedeutende Quellen zu finden hoffte, weil das in Toskana regierende Haus Este von demselben welfischen Stamme war, wie das Braunschweigische). Mit einer reichen Beute von literarischen Schätzen beladen, kehrte L. von dieser Reise zurück. Während er mit der Verarbeitung derselben beschäftigt war, führte er zugleich, ebenfalls im Auftrage, oder wenigstens nach dem Wunsche des Herzogs, den eifrigen Briefwechsel mit Bossuet und Pelisson zur Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche. Sein Briefwechsel reichte durch ganz Europa u. bis nach China hin; die mannigfaltigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten ihn zu gleicher Zeit, und bei allem dem hatte er doch noch Muße, sich mit mechanischen Erfindungen zu beschäftigen und den Anforderungen, welche die Gesellschaft u. der Hof an ihn stellten, Genüge zu thun. — Sein Ruhm verbreitete sich schon bei seinen Lebzeiten durch die ganze Welt, u. dieß war ihm eine willkommene Gelegenheit, seiner Hauptleidenschaft, für die Beförderung der Wissenschaft in weiteren Kreisen zu wirken, Gewährung zu verschaffen. Die Pariser Akademie der Wissenschaften u. die Londoner gelehrte Gesellschaft ernannten ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede; der Kurfürst von Brandenburg, nachherige König von Preußen, Friedrich I., übertrug ihm die Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zu deren erstem Präsidenten er ernannt wurde; die Ausführung eines gleichen Unternehmens in Dresden u. Wien scheiterte an unterdeß eingetretenen mißlichen Verhältnissen, (daß es die Jesuiten gewesen seien, welche diesen Plan hintertrieben, ist eine Erfindung protestantischer Schriftsteller); der Czaar Peter I. von Rußland, mit dem

L. 1711 in Torgau eine Zusammenkunft hatte, bediente sich seines Rathes bei seinen Civilisationsplanen; von ihm, wie vom Kaiser, wurde er mit einem Jahrgehalte u. Ehrentiteln belohnt. Seine letzten Lebensjahre wurden unangenehm bewegt durch die, von England aus zu Gunsten Newtons ihm streitig gemachte, Ehre der selbstständigen Entdeckung des Differentialcalculs. Er starb am 14. Nov. 1716 im Alter von 70 Jahren, ohne daß seine Geisteskraft vorher im mindesten geschwächt war. Auffallend ist es, daß sein Tod von der großen Welt fast ganz ignorirt wurde; der einzige v. Ekkard, sein treuer Freund u. Biograph, begleitete seine Leiche; sein Grabmal ist zu Hannover mit der Inschrift: Ossa Leibnitzii; ein Denkmal auf dem Waterloo-Platze daselbst trägt die von Heyne angegebene einfache Inschrift: Genio Leibnitzii. — L. war von mittlerer Größe, nicht stark, aber von guter Gesundheit; er war ein feiner Weltmann u. guter Gesellschafter; er war wohlwollend, ein bedeutender Makel haftet auf seinem sittlichen Charakter nicht; vielleicht, daß er etwas zu viel von den Sitten eines Hofmannes angenommen hatte; er war aufbrausend, aber schnell zum Vergeben geneigt; daß er der Ruhmsucht, der Eitelkeit, dem Geize ergeben gewesen sei, läßt sich wohl nicht mit hinlänglichen Thatsachen beweisen. Sein Leben haben beschrieben: Fontenelle (Lobrede in der Akademie zu Paris 1716, während die Londoner und Berliner Akademie seinen Tod ignorirten), Bailly (1769), von Eccard, herausgegeben (1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769); dann vollständig und kritisch von Guhrauer (2 Bde., Breslau 1842). — 2) Sein philosophisches System. So tüchtig Ausgezeichnetes auch L. in vielen einzelnen Zweigen der Wissenschaft geleistet hat, wovon weiter unten die Rede seyn wird, so war doch die Grundrichtung seiner Bestrebungen eine philosophische und alle seine wissenschaftlichen Forschungen bezogen sich mehr oder weniger auf sein philosophisches System, welches er freilich in keinem eigenen Werke vollständig entwickelt, aber doch in manchen zerstreuten Bemerkungen, Aufsätzen und größeren Werken hinlänglich erkennbar niedergelegt hat, besonders: De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae, 1694. Systeme nouveau de la nature et de la communication des substances und die Eclairissemens dazu, 1695. Monadologie, 1714, an den Prinzen Eugen gerichtet. Nouveaux Essais sur l'entendement humain, gegen Locke. Examen du sentiment de G. Malebranche que nous voyons tout en dieu. Dialogus de connexione inter res et verba. Difficultates quaedam logicae. Lettre de Ms. L. sur son hypothèse de philosophie etc. Auch gehört hieher die Theodicee, worüber unten genauer. Dieses philosophische System L.s hat seine Bedeutung in der Geschichte der Philosophie dadurch, daß es der erste Versuch einer philosophischen Construktion auf dem Boden des von der Kirche getrennten, aber noch ganz innerhalb der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens stehenden Protestantismus war, und eben darin liegt auch der Schlüssel zu seinem rechten Verständnisse. Die beiden Grundelemente der Philosophie waren daher einerseits die Grundwahrheiten der christlichen Offenbarung, wie sie damals im Ganzen noch unangefochten in der, nur aus der Kirche überkommenen Ueberlieferung da standen; anderseits die durch Cartesius und Baco angeregte Macht der davon unabhängigen, subjektiven Forschung. Als oberster Grundsatz steht daher zunächst bei L. fest, daß Vernunft und Offenbarung nicht in Widerspruch stehen (siehe die Abhandlung über diesen Punkt, welche als Einleitung der Theodicee vorgesetzt ist, — er unterscheidet, um seinen Satz näher zu begründen, zwischen den ewigen Wahrheiten, wozu die nothwendigen Gesetze unseres Denkens gehören, u. welche unmöglich die Offenbarung umstoßen wollen kann, u. den zufälligen, die, wie die Wunder, als Thatsachen außerhalb des Bereiches unseres nothwendigen Denkens liegen können, ohne deßhalb dasselbe zu vernichten). Hiermit hängt nun genau zusammen die logische oder formelle Grundlage seines Systems, welche in den beiden Grundsätzen der Identität oder des Widerspruches und dem vom zureichenden Grunde beruht. Nach dem ersten entwickeln wir im nothwendigen Denken die eine Wahrheit aus der andern, bis zu den letzten, keines Beweises

mehr fähigen und bedürftigen, Grundwahrheiten hin; der andere führt uns aus der bloßen Welt unserer Gedanken in die Welt der Wirklichkeit hinüber (Principia philosophiae §. 31—38). Die Lehre von den letzten Grundwahrheiten, die er als angeborne Ideen faßte, sah er sich, dem Alles durch Abstraktion aus der sinnlichen Wahrnehmung herleitenden Locke gegenüber, näher zu entwickeln genöthigt; indem er durch die Erklärung, daß sie nur virtuell im Menschen liegen, der platonischen Annahme der Präexistenz der Seele zu entgehen versuchte. — Aus den angeführten obersten Grundsätzen des Philosophen L. geht nun schon hervor, wie er auch den Aristoteles mit dem Plato versöhnt zu haben glauben konnte u. anderseits, daß er auch den Scholastikern ihre Bedeutung in der Philosophie zuerkannte. Er stand ja bis auf einen gewissen Punkt hin ganz auf derselben Grundlage mit den Scholastikern; nur daß diese den christlichen Glauben in der ganzen Bestimmtheit des kirchlichen Dogma's ihrer Spekulation unterlegten, während L., in seinem mehr subjektiven Glauben, nur an den allgemeinsten Umrissen desselben festhielt, so daß die eigentlichen Geheimnisse des Glaubens, welche die Scholastiker spekulativ zu erfassen suchten, die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Eucharistie, ihm außerhalb des Gebietes der Spekulation zu liegen kommen (in wie weit er sie doch philosophisch zu construiren suchte, davon wird nachher die Rede seyn; denn allerdings müssen wir bei L. noch wohl unterscheiden zwischen dem Philosophen u. dem entschieden zum kirchlichen Dogma zurückstrebenden Theologen). Aus dieser Stellung L.s erklärt sich nun, daß er in dem eigentlich construirenden Theile seiner Philosophie, in der Metaphysik, nur ein System von Hypothesen entwickelt, dem er selbst keine nothwendige Haltbarkeit zu geben vermochte, ja kaum zu vindiziren wagte. Die christliche Trinitätslehre nämlich, die, im katholischen Dogma bestimmt ausgedrückt und spekulativ erfaßt, Gott als das wahrhaft höchste und vollendete Sein, in dem Einheit und Zahl, Ruhe u. Bewegung, Substanzialität u. Persönlichkeit u., wenn man so sagen darf, Materie u. Form in lebendiger Synthese erscheinen, uns kennen lehrt, dem gegenüber erst die Schöpfung als die absolut freie That des höchsten, in sich vollendeten, Nichts bedürfenden Wesens in ihrer rechten Bedeutung verstanden werden kann, ist der wahre Ruhepunkt unseres Denkens. Seit dem aber mit Cartesius u. Baco die Philosophie, freilich leise, angefangen hatte, sich eine andere Grundlage, als die in der Kirche gegebene, zu legen, da war auch alsbald in der Substanz des Spinoza, wie eine dunkle Vorahnung des endlichen Ausganges, das Schreckbild des Pantheismus hervorgetreten; im Gegensatze zu ihr entwickelte L. seine Monadologie, die die Grundlage seines ganzen philosophischen Systemes bildet (s. Tennemann, Geschichte der Philosophie, Bd. 11, Seite 101). Der einen Substanz Spinoza's gegenüber lösete L. das Sein in eine unendliche Anzahl geistiger Kräfte (Monaden, Entelechien, auch Seelen von ihm genannt) auf, unter denen eine, Gott, als die Urmonade von allen andern, unterschieden wurde. Das Hervorgehen der andern Monaden aus Gott faßte L., in Gemäßheit des christlichen Glaubens, als durch einen Schöpfungsakt vermittelt auf, u. darnach muß der unbestimmte Ausdruck modifizirt werden, wenn er an andern Stellen von einer Efulguration der endlichen Monaden aus Gott spricht. Unter den endlichen Monaden herrscht eine unendliche Verschiedenheit der Affektion und eine Stufenfolge des größeren oder geringeren Bewußtseyns, wodurch die Reihenfolge der verschiedenartigen Wesen gebildet wird; zu unterst stehen die, welche bloß Monaden, ohne eine weitere Bestimmung, sind. Dann kommen Monaden mit dunkeln, mit deutlicheren Vorstellungen, endlich mit Bewußtseyn. — Je eine Menge von Monaden verbinden sich unter Herrschaft einer Centralmonade zu einem lebenden Wesen; so ist die Seele die bewußte Centralmonade im Menschen. Alle diese Wesen stehen in einer beständigen Verbindung mit Gott unter einander u. bilden so den Staat Gottes, in dem sich eine zweifache Ordnung, eine physische u. moralische, unterscheidet. Da nun keine unmittelbare Einwirkung der geistigen Monaden auf den Körper denkbar ist, so findet eine, von Ewigkeit von Gott be-

stimmte, Ordnung und Harmonie zwischen den freien Handlungen der Seele und den Bewegungen des Körpers statt (harmonia praestabilita), und wenn gleich in dieser Ordnung das metaphysische Uebel (die nothwendige Beschränktheit u. Fehlbarkeit der Geschöpfe) eine nothwendige Stellung einnimmt, und das moralische Uebel (die Sünde) u., in Folge desselben, das physische von Gott zugelassen ist, so ist doch, Alles in Allem genommen, diese Welt die beste aus allen möglichen u. eben deßhalb aus allen möglichen von Gott wirklich gemacht (Optimismus). — Der Lehre von den Monaden gemäß müssen nicht allein Raum u. Zeit als bloß abstrakte Verhältnißbegriffe aufgefaßt werden, sondern es ist auch (und das ist am geeignetsten, die Unhaltbarkeit des ganzen Systemes aufzudecken) durchaus undenkbar, wie durch die Verbindung von geistigen Einheiten Körper entstehen können, so daß sich bei consequentem Denken das System entweder in einen puren Idealismus, oder in Materialismus auflösen muß; eben so wenig ist abzusehen, wie bei der ewigen Vorausbestimmung im Sinne dieses Systems die Freiheit der Geschöpfe bestehen bleibt. So glänzend daher auch das System Anfangs auftrat, so hat es doch sich nie Bahnbrechen, nie dauernden Einfluß gewinnen können. Dasselbe im Zusammenhange darzustellen, versuchte besonders sein bedeutendster Anhänger Chr. Wolf (s. d.), außerdem Bilfinger: Dilucidationes philosophicae de deo anima et mundo (3. Ausg., Tübingen 1746); De origine et permissione mali (Frankf. u. Leipz. 1824); De harmonia animae et corporis praestabilita (Frankfurt u. Leipz. 1723); Gottfried Plouquet: Primaria monadologiae capita (Berl. 1745); vergl. auch: Ludovici: Entwurf einer vollständigen Historie der L.schen Philosophie (Leipzig 1757); Feuerbach: Darstellung, Entwickelung u. Kritik der L.schen Philosophie (Ansbach 1837). 3) L.s Leistungen in den andern Zweigen der Wissenschaft. L. hat, wie wenige Andere, fast alle Zweige der Wissenschaft umfaßt und darin Gründliches geleistet. In den mathematischen Wissenschaften glänzt er als ein Stern erster Größe, besonders als der Erfinder u. selbstständiger Begründer des Differentialcalculs, zuerst entwickelt in den Leipziger Actis Eruditorum 1684. Die Ehre der selbstständigen Erfindung wurde ihm von England aus zu Gunsten Newtons streitig gemacht u. die Londoner Societät der Wissenschaften, die er selbst zum Urtheile aufforderte, entschied gegen ihn; aber die Geschichte hat längst das Urtheil dahin festgestellt, daß beide, unabhängig von einander, die für die Wissenschaft so wichtige Theorie begründet haben; L. hatte außerdem ein für den Gebrauch weit bequemeres Zeichen für das unendlich Kleinste angenommenn. Außerdem gehören hieher: De arte combinatoria (1690). Notitia opticae promotae. Theoria motus abstracti u. Theoria motus concreti u. viele Abhandlungen in verschiedenen Blättern. — In der Geschichte gab ihm besonders der Auftrag, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, Antrieb zu gründlichen Forschungen. Der Plan einer Geschichte dieses Hauses, dessen Ahnen, die Welfen, so tief in die allgemeine Geschichte Deutschlands eingreifen, erweiterte sich seinem philosophischen Geiste zu dem Plane einer deutschen Geschichte vom ursprünglichen Zustande des Volkes an u. dieser führte ihn selbst bis auf die geognostische u. physikalische Beschaffenheit des Landes zurück. Dieser Plan, in dem sich eine ganz richtige Grundansicht nicht verkennen läßt, war aber für den damaligen Stand der Wissenschaften unausführbar, und so erschienen, als Frucht dieser Studien u. der dreijährigen deßhalb unternommenen Reise, nur eine Anzahl von vorbereitenden Schriften, die aber noch jetzt eine der Hauptquellen für die deutsche Geschichte bilden und zum Theile durch Pertz neu herausgegeben sind. Scriptores rerum brunsvic. illustrationi inservientes (3. B. F., Hannover 1707—11); Accessiones historicae (2 Bde., 4., Leipzig und Hannover 1698—1700); Disquisitio de origine Francorum (Hannover 1715); endlich Annales imperii occidentis brunsvic. (Hannover 1843—45) von Pertz aus der Handschrift zuerst herausgegeben. Nahe damit verwandt sind seine juristischen Werke, besonders: *Codex juris* gentium diplomaticus und Mantissae codicis *(Hannover 1693—1700 F.)*. Seiner publizistischen Schriften ist schon oben ge-

dacht worden. Sein politisches System hing genau zusammen mit seinem philosophischen; es war die, durchaus dem Mittelalter entnommene, Idee der Vereinigung aller (europäischen) Völker unter einem weltlichen u. einem geistlichen Oberherrn (Kaiser und Papst), welches Reich dann ein Abbild des großen Gottesstaates, der Schöpfung seyn sollte. Ein Mittel zur Verwirklichung dieser Idee sollte ihm auch die allgemeine Sprache seyn, die er auf philosophischem Wege herzustellen dachte, eine Idee, die ihn lange und ernsthaft beschäftigte. Zeugt nun allein dieses Projekt schon von dem niedrigen Standpunkte, worauf damals die Sprachwissenschaft stand, so ist es doch anerkennenswerth, daß er auch dieses Feld nicht übersah; wie eifrig er sich damit beschäftigte, zeigt sein Werk über Etymologie: Collectanea etymologica (Hannover 1717), so wie er auch mit den Jesuiten bis nach China hinein, einen Briefwechsel zu diesem Zwecke unterhielt. — Endlich war L. auch ein Theologe, u. zwar ein solcher, der nicht bloß die, auch dem Philosophen näher liegenden, Wahrheiten der natürlichen u. geoffenbarten Religion im allgemeinen u. die christlichen Offenbarungen insbesondere, sondern auch die Differenzen der Protestanten mit der katholischen Kirche gründlich studirt hatte. Sein vollendetstes Werk: die Theodicee (Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine de mal. (2 Bde., Amsterd. 1710, ebendaselbst wieder herausgegeben von Jaucourt 1747, lateinisch zu Tübingen 1771, deutsch von Gottsched, Hannover und Leipzig 1744, dann Mainz 1820) ist mehr ein theologisches, als ein philosophisches, indem er darin den Einwürfen, welche Bayle aus dem Daseyn des Bösen gegen die geoffenbarte Lehre von Gott erhoben hatte, durch die, oben schon aus seinem Systeme entwickelten, Hypothesen der Harmonia praestabilita u. des Optimismus zu begegnen suchte. Gegen die Socinianer schrieb er eine Abhandlung: Sacrosancta Trinitas per nova inventa logica defensa. — Hieher gehört ferner der große Briefwechsel mit Pelisson u. Bossuet über die Wiedervereinigung, mit welcher auch das, erst 1819 in Paris gedruckte, vielbesprochene Systema theologicum (deutsch durch Räß u. Weis, Mainz 1820) in Verbindung steht. — 4) L.s **Religion**. Daß L. ein warmer und aufrichtiger Christ gewesen sei in seiner religiösen Ueberzeugung, kann man nicht bezweifeln, wenn gleich einzelne Aeußerungen in seinen Briefen dahin zu lauten scheinen, als ob er mit seiner Ueberzeugung ein philosophisches Spiel getrieben habe; die innige u. vertraute Verbindung aber, womit er während seines ganzen Lebens mit Katholiken und namentlich mit Geistlichen u. Ordensmännern (der Jesuit Orben war einer seiner vertrautesten Freunde), sowie die unbefangene Art, womit er sein anerkennendes Urtheil über katholische Einrichtungen u. Gebräuche offen aussprach, erzeugten früh die Meinung, daß er im Geheimen Katholik gewesen sei. Müssen wir nun auch diese Meinung unhaltbar finden, da L. auch in seinen späteren Schriften sich als einen Anhänger der Augsburger Confession bekennt u. bei seinem Tode den Beistand eines protestantischen Predigers (der freilich auch sehr zur katholischen Kirche hinneigte) annahm, so kann doch keiner, der sein System der Theologie (selbst wenn dieß der bloße Entwurf zu einer Grundlage der Wiedervereinigung seyn sollte) u. so manche andere Aeußerung von ihm unparteiisch würdigt, laugnen, daß er in seiner religiösen Ueberzeugung vollständig der katholischen Kirche angehört habe, indem er nicht allein in allen streitigen Lehrpunkten das Recht auf ihrer Seite sieht, sondern selbst seine philosophische Spekulation, wie z. B. in der Lehre von der Transsubstantion, zu ihrer Vertheidigung anwendet. — Weßhalb L., bei einer solchen Ueberzeugung, nicht offen zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei, ist nicht unsere Sache zu entscheiden. Immerhin bleibt es aber eine für die Geschichte der Religion höchst bedeutsame Thatsache, daß der erste große u. selbstständige Denker, den das protestantische Deutschland nach seinem Abfalle von der Kirche hervorgebracht hat, wenngleich er dadurch, daß er als Philosoph ein eigenes, auf bloß subjektive Hypothesen beruhendes, System aufstellte, der Vorläufer der neueren, immer mehr in bloße Subjektivität aufgehenden Philosophie wurde, doch

mit seiner religiösen Ueberzeugung u. mit seiner ganzen Weltanschauung so entschieden zu der katholischen Kirche zurückstrebte u. ihrer Wahrheit so unumwunden Zeugniß gab. — Eine ganz vollständige Sammlung der Werke L.s ist noch nicht vorhanden; die erste wurde versucht von Ludwig Dutens (6 Bde., Genf 1768, 4.). Eine Ergänzung derselben wurde von Raspe versucht. Oeuvres philosophiques, Amsterd. 1760, 4. Ferner L. deutsche Werke von Guhrauer (2 Bde., Berlin 1838 — 40). Seine philosophischen Werke, gesammelt von Erdmann (Berlin 1840, 4.). Sammlungen seiner Briefe wurden veranstaltet von Kortholt (4 Bde., Leipzig 1734—42). Gruber (2 Bde., Hannover u. Gött. 1745). Michaelis (Gött. 1755), Veesenmeyer (Nürnberg 1788), Feder (Hanov. 1815) und Cousin im Journal des Savans (1844). Uebrigens würde der Briefwechsel L.s, wenn er vollständig wäre, noch manches Interessante, namentlich über seine religiösen Verhältnisse aufdecken. (Vergl. die Einleitung zu dem Systema theologicum von Räß u. Weis.) F.M.

Leicester, eine der mittleren Grafschaften in England, zwischen den Grafschaften Nottingham im Norden, Lincoln u. Rutland im Osten, Northampton im Süden u. davon durch den Welland und Avon beinahe durchweg geschieden, Warwick im Südwesten u. Stafford u. Derby im Nordwesten, mit 36½ □Meilen u. 220,000 Einwohnern. Das Land ist gebirgig; ringsum stehen die Gebirge, nur gegen Westen geöffnet und innen ein kleiner Thalkessel, deßhalb im Kleinen mit Böhmen zu vergleichen. Die Flüsse Soar, Wreak, Sence, Mease, fließen in den Trent. Außerdem wird das Land durch den Great-Union-Kanal, den Ashby-de-la-Zough-Kanal, sowie durch die große Nordeisenbahn und eine Zweigbahn von L. gegen Nordwesten durchschnitten. Rindvieh und Pferdezucht ist bedeutender, als der Ackerbau, der nur wenig Getreide, mehr Gerste und Hafer gewährt. Mineralprodukte sind vorzüglich Steinkohlen, und bei den Steinkohlenminen zu Ashby eine salinisch-mineralische Quelle, die man zu einer Badeanstalt benützt. Die Grafschaft ist Hauptsitz der Strumpf- und Spitzenfabrikation; überhaupt beschäftigt dieser industrielle Betrieb beinahe eben so viele Menschen, als der Landbau. — Die Hauptstadt gleiches Namens, mitten im Lande, am Soar- u. Great-Union-Kanal, hat Strumpfmanufakturen, in Wollenwaaren, Färberei, Nadelfabriken u. 40,000 Einwohner.

Leicester, Graf von, s. Dudley.

Leichdorn, s. Hühneraugen.

Leichenhäuser, sind solche Gebäude, in welchen die Leichen bis zum Eintritte sicherer Todeszeichen aufgestellt werden. Ihre Größe und Ausdehnung richtet sich nach den lokalen Bedürfnissen. Sie befinden sich in der Nähe der Begräbnißplätze und bestehen aus einem oder mehren großen, hohen, luftigen und heizbaren Sälen, aus einem Lokale zur Vornahme von Leichenöffnungen, aus der Wohnung eines Aufsichers und einer dabei angebrachten Kapelle zur Einsegnung der Leichen. In ihnen ist die Einrichtung getroffen, daß der Aufseher durch eine Glocke sogleich von jeder Bewegung eines Wiedererwachenden in Kenntniß gesetzt werden kann und diesem, wie dem inspicirenden Arzte, alle zur Wiederbelebung nöthigen Mittel augenblicklich zu Gebote stehen. Im Uebrigen vergleiche Bestattung der Todten. μ.

Leichenöffnung, s. Section.

Leichenschau, s. Obduction.

Leidenschaft heißt jede heftige Gemüthsbewegung, in welcher das Bewußtseyn und somit die Willenskraft als untergeordnet (leidend) erscheinen. Die L.en sind entweder begehrende, denen theils die Absicht, etwas Angenehmes zu erlangen, zu Grunde liegt, wie: Liebe, Freundschaft, Genußsucht, Wollust, Geiz, Rachsucht rc., theils das Streben, etwas Unangenehmes von sich fern zu halten, wie z. B. Eckel, Furcht, Schrecken u. s. w.; oder die L.en sind passive, d. h. solche, die nicht von starken Begierden und unmittelbarer Willensthätigkeit begleitet sind. Auch diese sind entweder angenehm, wie: Freude, Hoffnung, Bewunde-

rung u. s. w., oder unangenehm, wie: Furcht, Scham, Reue u. s. w. — Da in dem Zustande der Leidenschaft sich der Charakter einer Person nach Außen deutlicher ausspricht, mithin Leben u. Bewegung sichtbar wird, so ist ihr Studium namentlich dem bildenden Künstler überaus wichtig. Es kommt jedoch hier hauptsächlich nur darauf an, die L. auszudrücken, u. zwar so, daß nicht der individuelle, sondern ein möglich allgemein gültiger Ausdruck einer L. erfaßt u. veranschaulicht wird. Das Streben jedoch nach großer Deutlichkeit im Ausdrucke führt leicht zur Uebertreibung, u. daraus hat sich die Regel ergeben, daß auch im höchsten Grade der Leidenschaft die Schönheit eines schönen Gefühls nicht verwischt werden darf. Einen wesentlichen Ausdruck findet die L. in der lyrischen und dramatischen Poesie. Ihre Sprache ist der unmittelbare Naturlaut, daher kurz, ohne Reflexion, ohne abmessende Besonnenheit. Aber der Dichter ist an das Gesetz des Schönen gebunden und muß daher auch das Leidenschaftliche in der Sprache der Empfindung so behandeln, daß solches die innere Würde und den Adel nicht verletzt. Das Nämliche gilt von dem Ausdrucke der L. in der Rede.

Leier, wird oft mit der Lyra der Alten (s. d.) verwechselt, ist aber von dieser durchaus verschieden. Hier ist von der lira tedesca, der deutschen, oder der Bauernl. die Rede, einem Instrumente mit einem länglichen, auf einer Seite dem unteren Theile einer Geige ähnlichen Kasten versehen, worin sich eine Art Claviatur, aus 10—12 Tasten bestehend, vorfindet, durch welche die Saiten des Instruments berührt werden. Es geschieht dieß, indem die linke Hand des Spielers die Tasten niederdrückt und die rechte Hand mittelst einer Kurbel ein Rad in Bewegung setzt, welches wie ein Geigenbogen an die Saiten streicht u. sie erklingen macht. Der Tonumfang wird von etwa 10—12 diatonischen Stufen gebildet. Diese sehr alte, in Süddeutschland bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts bekannte, L. ist 1757 und 1780 durch Baton und Weichtingen verbessert und auch beim Bogenflügel benützt worden.

Leigh-Hunt, s. Hunt.

Leihbanken, Leihhäuser (französisch Lombards), sind Anstalten, um einerseits vor Wucher zu wahren, andererseits zugleich Handel und Gewerbe zu fördern. Sie sind entweder von der Staatsregierung begründet, oder von Privatgesellschaften, unter dem Schutze und der Oberaufsicht jener. Es liegt im Wesen einer solchen Anstalt, um für die Dauer bestehen zu können, daß sie zu höheren Zinsen ausleiht, als sie selbst zahlt; u. bringt man die größere Sicherheit, die pünktliche Zinszahlung und besonders das in Anschlag, daß die Rückzahlung des Capitals zu jeder Zeit, nach vorheriger kurzer Aufkündigung, geschehen kann, so ist hieraus leicht erklärlich, daß Capitalisten oder andere Personen geneigt sind, ihre Gelder bei einer solchen Bank, selbst gegen geringere Zinsen, als die sonst üblichen, anzulegen. Um aber selbst wegen der von ihr zu machenden Darlehen gesichert zu seyn, wird die Bank diese nicht anders geben, als gegen Verpfändungen, welche entweder in Hypotheken, oder in Faustpfändern bestehen, oder auch gegen Bürgschaftleistung, falls sie nämlich dem Bürgen volles Vertrauen glaubt schenken zu können. Doch sind jedenfalls die Hypotheken hierbei immer vorzuziehen, da selbst die Annahme von guten, u. gangbaren Waaren, wegen der Aufbewahrung, Preisveränderung u. s. w. gewisse Schwierigkeiten mit sich führt. Gewöhnlich sind die L. nicht für sich bestehend, sondern eine gewisse Bankanstalt vereinigt sie mit in sich, indem sie eine Zettel-, Disconto- und Leihbank rc. zugleich seyn kann (s. Banken). Was endlich die sogenannten Leihhäuser oder Leihkassen in den meisten größeren Städten anlangt, deren Zweck es ist, die Geldbedürfenden vor Wucher zu schützen, indem sie gegen mäßige Zinsen Darlehen bis für die geringste Summe von Faustpfändern machen, so sind sie ihrem Wesen nach zwar von den eigentlichen L. nicht verschieden, haben aber doch nicht die Bedeutung und den Umfang jener, so heilsame und nöthige Einrichtungen sie auch an sich sind.

Leim, Gluten, ist eine, durch Auskochen verschiedener thierischer Theile er-

haltene, getrocknete Gallerte. Um diese Substanzen vor Fäulniß zu bewahren, werden sie in Kalkmilch eingeweicht u. getrocknet; hierauf kocht man sie in mehr breiten, als tiefen Kesseln so lange mit Wasser, bis Alles in eine weiche, breiartige Masse verwandelt ist, die beim Erkalten schnell erstarrt. Ist die L.auflösung hell geworden, so läßt man sie durch Siebe laufen, und nachdem sie hinlänglich erstarrt ist, schneidet man sie in Tafeln von beliebiger Größe und Dicke, welche man, um sie zu trocknen, auf Bindfadennetze bringt. Die geeignetste Zeit zum L.sieben ist der Frühling und Herbst. Bei zu großer Wärme fließt die Gallerte durch die Maschen, bei Frost zerfriert der L. in kleine Stücke. Guter L. ist wenig gefärbt, auf dem Bruche glänzend, zieht nicht leicht Feuchtigkeit an, und schwillt im kalten Wasser bedeutend auf. Man kann den L. in Instrumentmacher-, Tischler- u. Tüncher- oder Maurer-L. eintheilen. Der beste wird von sorgfältig ausgesuchten Abfällen der Gerbereien bereitet und ist als Lederl. im Allgemeinen, oder als Kölner, Eschweger, Breslauer etc. in den Handel gebracht. Sind die Materialien minder sorgfältig ausgewählt, so erhält man den Tischlerl., gewöhnlich Nördlinger genannt, obgleich auch an vielen anderen Orten diese Sorte fabricirt wird. Hierauf folgt der Maurer- oder Hutmacherl., welcher hellbraun bis schwarzbraun aussieht, unangenehm riecht und gewöhnlich nur aus Materialien, welche die Abdeckereien liefern, bereitet wird. Noch ist der Knochenl. zu erwähnen, welcher aber wenig bindende Kraft besitzt, und nur zur Appretur der Zeuge tauglich ist; die beste Sorte davon ist die Gelatine. Der Pergamentl., aus Pergamentabfällen bereitet, wird nicht eingekocht und getrocknet, sondern gleich im flüssigen Zustande beim Vergolden benützt. Mundl. wird aus dem besten L.e, mit Zusatz von Zucker u. aromatischem Oele bereitet. In fischreichen Gegenden kocht man eine geringe Sorte L. aus Fischgräten. Der aus Schwimmblasen einiger Fischarten bereitete L. ist unter dem Namen Hausenblase (s. d.) bekannt.

Lein, s. Flachs u. Leinsamen.

Leindotter, Flachsdotter, Oeldotter, auch Finkensamen oder Schmalz (Camelina sativa oder Myagirum sativum), ist eine einjährige, in vielen Gegenden, besonders auf Leinäckern, wo sie oft als Unkraut lästig wird, wachsende, 1—4 Fuß hohe Pflanze, welche auch hin und wieder wegen ihrer Oel gebenden Samen besonders angebaut wird. Der haarige, oben ästige Stempel trägt lockere Trauben von gestielten mattgelben Blumen, auf welche erbsengroße, birnförmige, vierseitige Kapseln mit vielen kleinen Samenkörnern folgen, aus denen man ein hellgelbes, zum Brennen, Speisen und zu Firnißen brauchbares, Oel schlagen kann. Dieses hat Anfangs einen etwas bitteren Geschmack, der sich aber mit der Zeit verliert; es trocknet leicht, erstarrt nur bei strenger Kälte, wird aber in der Wärme leicht ranzig. In gewöhnlichen Lampen brennt es jedoch langsam und mit vielem Ruß, und das Rüböl, dem es zugemischt wird, was wohl zuweilen geschieht, soll den Docht verkohlen u. ein rothes Licht geben. Man nennt das L.öl auch Sommerrapsöl und gewinnt es vorzüglich in den Niederlanden, wo zu dem Ende viel Dotter angebaut wird.

Leine, nennt man in der Schifffahrt und beim Brückenbaue ein schwaches Tau zum Festreiteln der Brückenbretter, zum Anlegen der Schiffe an eingeschlagene Pflöcke, zur Verbindung von zwei Schiffen mit einander und zum Ziehen der Schiffe zu Berge durch Menschen oder Pferde.

Leiningen, eine reichsfürstliche und reichsgräfliche mediatisirte, sehr reich begüterte und alte Familie, deren Besitzthum vor 1803 zwischen den Bisthümern Worms und Speyer lag und welche zu gleicher Zeit die Herrschaft Westerburg bei Trier, so wie die Herrschaft Schadek besaß, erlosch bereits 1220 im Mannsstamme mit Graf Friedrich I., wogegen der jüngste Sohn der, mit dem Grafen Simon von Saarbrück vermählten Erbtochter Lukardis, Friedrich, in dem leiningen'schen Erbe als Graf von L.-Hardenburg folgte. Die Grafen Friedrich II. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und gründeten die beiden

Hauptlinien des Hauses, die Friedrich'sche und die Joffried'sche. Unter Hasso I. erneuerte Kaiser Friedrich III. die gefürstete Grafschaft L.; als aber diese Linie mit Hasso 1467 ausstarb, nahm dessen Schwester Margaretha, die Wittwe des Grafen Reinhard IV. von Westerburg seine Güter in Besitz u. ward so Stifterin des Hauses L.-Westerburg; doch erhielt die Joffried'sche Linie die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun L.-Dachsburg. Der Titel der gefürsteten Grafschaft war erloschen. Seit 1467 führten also zwei Familien den Namen L. A. L.-Hardenburg, welches 1540 in folgende zwei Speciallinien zerfiel: 1) L.-Hardenburg-Dachsburg; sie ward 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, erhielt 1803 Sitz u. Stimme in dem Reichsfürstenrathe und residirte zu Türkheim, verlor aber im Lüneviller Frieden 1803 ihre Besitzungen jenseits des Rheines, zusammen etwa 12 □ M. mit 30,000 E., und wurde dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß durch Besitzungen im Mainzischen (Miltenberg, Amorbach, Bischofsheim u. a.), Würzburgischen (Hardheim, Lauda, Wippberg) und in der Rheinpfalz (Mosbach u. Borberg) entschädigt. Die neuen Besitzungen, zusammen gegen 25 □ M. mit 110,000 E. u. 600,000 fl. Einkünfte, wurden in ein neues Fürstenthum L. vereinigt, das jetzt in Bayern, Baden und Hessen-Darmstadt liegt. Residenz ist Amorbach. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Karl, geboren am 12. Sept. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl am 5. Septbr. 1814, ist durch seine Mutter ein Stiefbruder der Königin Viktoria von England. Diese Linie ist protestantisch. 2) L.-Heidesheim-Falkenburg blieb gräflich und theilte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts α) in den Billigheimer (sonst Guntersblumer) 1 □ M. mit 2200 E. unter badischer Hoheit; β) in den Neubenauer (früher Heidesheimer) Zweig ½ □ M. mit 2000 E. gleichfalls unter badischer Hoheit. Diese beiden Linien sind katholisch. B. L.-Westerburg, theilt sich in 1) Alt-L.-Westerburg. Residenz Ilbenstadt in Hessen-Darmstadt, besitzt Ilbenstadt und je die Hälfte von Westerburg und Schadeck, 2) Neu-L.-Westerburg, 2 □ M. mit 5000 E. und 25,000 fl. Einkünfte, besitzt die Hälfte von Westerburg und Schadeck unter nassauischer Hoheit. Ow.

Leinöl ist das, durch Pressen aus dem Leinsamen (s. d.) gewonnene, goldgelbe, leicht trocknende, fette Oel, von eigenthümlichem, unangenehmem Geruch und Geschmack, der bei dem warm geschlagenen, was das meiste ist, besonders auffallend hervortritt. Das kalt geschlagene wird in manchen Ländern zum Speisen benützt; sonst verwendet man es hauptsächlich zum Firniß (s. d.), zu Buchdruckerschwärze, zu Glaserkitt, zu Schmierseife und zuweilen auch zum Brennen, wobei es jedoch viel Ruß absetzt. Der Leinsamen gibt 22—30% Oel und eine Last gegen 1000 Stück Leinkuchen. Das L. wird theils an den Orten geschlagen, wo Leinsamen gebaut wird, theils an solchen, wo man den Samen dazu vom Auslande kommen läßt. Das Letztere ist besonders in Holland der Fall, wo man zu dem Ende große Quantitäten Leinsamen aus Rußland u. den preußischen Häfen bezieht, um sie durch Dampfmaschinen noch mehr auszupressen. In Deutschland liefern Baden und Franken das meiste L.; sehr viel kommt aus Ungarn, Sicilien und Aegypten. Der bedeutendste Handel damit findet in Königsberg, Hamburg, Amsterdam, Triest, Lille, Rouen und London statt.

Leinpfad, Leinreiterpfad, Treiberweg, heißt jener Weg an den Ufern der schiffbaren Flüsse, worauf die Menschen oder Pferde gehen, welche die Schiffe an Leinen (s. d.) zu Berge ziehen.

Leinsamen, Leinsaat, (Semen lini) die plattgedrückten, eirunden, an der einen Seite zugespitzten, glänzend platten, braunen Samenkörner der Leinpflanze (Linum usitatissimum l.), welche in ganz Europa, mit Ausnahme des äußersten Nordens, besonders aber in Ostpreußen, Rußland, Polen, Holland, Italien, so wie auch in Aegypten, theils zu Flachs, theils zur Samengewinnung im Großen angebaut wird. Es ist eine einjährige Pflanze aus der 5. Ordnung der 5. Classe des Linné'schen Systems, welche im südlichen Europa hin und wieder unter den Samen wild wächst. Man unterscheidet in Deutschland zwei Arten davon: den

Schließ- Dresch- oder Dorschlein und den Klang- oder Springlein, wovon wir schon in dem Artikel Flachs gesprochen haben. Der innere, grünlich gelbe Kern enthält besonders das Oel, und die Schale einen bedeutenden Antheil Schleim. In Deutschland wird die Leinpflanze hauptsächlich zur Flachsgewinnung angebaut, wobei der Same meist verloren geht, weil man die Pflanze, um eine feinere Faser zu erhalten, in der Regel vor der völligen Reife derselben auszieht. Es wird jedoch auch viel Samen erzeugt, der aber größtentheils zum Oelschlagen verwendet wird, indem man zum Säen den nordischen Samen aus den russischen Ostseeprovinzen vorzieht, weßhalb von dort jährlich eine große Quantität nach dem übrigen Europa versandt wird, theils zum Aussäen unter dem Namen Säesaat, theils auch zum Oelschlagen unter dem Namen Schlagsaat. Guter frischer Säesamen muß klein und gleichförmig seyn und ein wenig gekrümmte Spitzen haben; er muß sich an die Finger hängen und fettig anfühlen; wenn die Körner mehr breit und dick, als länglich sind, ist er ausgeartet u. untauglich. Geringerer, nicht gehörig ausgereifter und zu alter Samen taugt nur zur Schlagsaat. Der Leinsamen wird auch, besonders wegen seines Schleimgehaltes, als erweichendes, reizlinderndes u. einhüllendes Mittel in der Medizin gebraucht, indem man theils einen Aufguß davon, theils den durch heißes Wasser ausgezogenen Leinsamenschleim verwendet. Gepulvert dient er unter dem Namen Leinmehl zu erweichenden Breiumschlägen.

Leinwand, Linnen, ist das bekannte Gewebe aus Leinen- oder Flachsgarn, welches durch rechtwinkelige Durchkreuzung der Fäden hergestellt wird. Ein solches Gewebe aus Hanfgarn heißt Hanf-L. Ueber die Verfertigung der L. siehe die Artikel Weberei und Bleichen, so wie über die vorzüglichsten, in den Handel kommenden, Sorten die einschlägigen eigenen Artikel. — Die L. bildet fast in allen europäischen Ländern, namentlich aber in Deutschland, Holland, Belgien, England und Frankreich, einen sehr bedeutenden Handelsartikel, und es werden damit ansehnliche Geschäfte auch nach andern Welttheilen, namentlich nach Amerika und Westindien gemacht. Als die beste L. ist noch immer die holländische berühmt, nicht allein wegen ihrer Feinheit und vorzüglichen Güte, sondern auch wegen ihrer ausgezeichneten Bleiche und Appretur. Die Provinzen Friesland, Geldern und Oberyssel liefern die beste Waare, und der stärkste Handel, besonders mit friesischer L., findet in Harlem statt. Es geht jedoch auch viel rohe L. aus Deutschland nach Holland, welche dort gebleicht und appretirt und für holländische verkauft wird. Die belgische L., besonders aus Ost- u. Westflandern, kommt der holländischen fast gleich; doch wird jetzt viel Maschinengarn dort verarbeitet, auch soll viel mit Baumwolle gemischte Waare aus belgischen Fabriken kommen. England erzeugt ebenfalls sehr viel L., namentlich in Dorsetshire, Wiltshire, Hampshire und Sommersetshire; am stärksten aber ist die Leinenmanufaktur in Irland, welches besonders ausgezeichnet feine L. liefert. Die englische L. geht meist nach Spanien, Portugal, Amerika und Westindien, besteht aber jetzt fast durchgängig aus Maschinengarn. In Frankreich, und besonders in dessen nördlichen Provinzen, wird viel L., Batist, Kammertuch 2c. fabrizirt und nach Spanien, Portugal, Italien, Nordamerika, Westindien 2c. ausgeführt; Rouen, Nantes, Landerneau, Morlair, Dinan, sind die Haupthandelsplätze dafür. In den südlichen und westlichen Gegenden wird viel Hanf-L. verfertigt, womit besonders in Lyon bedeutende Geschäfte gemacht werden. Die Schweiz liefert wenig L. und keine ganz feine Waare, doch wird viel ungebleichte aus Deutschland eingeführt und zugerichtet nach den südlichen Ländern versendet. Rußland und Polen fabriziren besonders gröbere Sorten, wie Segeltuch, Packleinwand, Ravenstuch u. dgl., theils aus Hanf, theils aus Flachs, und versenden viel davon nach England, Holland, Dänemark, Portugal, Spanien, Amerika 2c., weil sich die Waare durch Güte u. besonders durch große Dauerhaftigkeit auszeichnet. In Deutschland ist die L.-Manufaktur einer der wichtigsten Erwerbszweige, obgleich es in der letzteren Zeit, besonders durch

die englische Conkurrenz, auf den auswärtigen Märkten sehr gelitten hat. Namentlich zeichnen sich darin Westphalen, besonders die Gegend um Bielefeld, Hannover, Braunschweig, Kurhessen, Lippe, Schlesien, Sachsen, namentlich die Oberlausitz, und Böhmen aus. Die Bielefelder L. ist unbedingt die beste, welche in Deutschland fabrizirt wird, und besonders kann man darauf rechnen, daß sie kein Maschinengarn enthält. Außer Bielefeld sind besonders noch Osnabrück, Herford, Bergholzhausen, Werther, Halle, Warendorf &c. wegen ihres bedeutenden Leinenhandels bekannt. Die Solidität der westphälischen und hannöver'schen Leinenmanufaktur wird zum großen Theil durch die obrigkeitlichen Schauanstalten oder Leggen aufrecht erhalten, welche es dort in den meisten Städten gibt. Alle, für den auswärtigen Handel bestimmte, L. wird auf den Leggen untersucht, ob sie das richtige Maß hat und frei von Hauptfehlern ist, dann die fehlerhafte und unrichtige mit einem Stempel bezeichnet. Es werden dort, so wie auch in der kurhessischen Grafschaft Schaumburg, dem Fürstenthum Lippe-Detmold und den braunschweigischen Landestheilen an der Weser, viele L.-Sorten verfertigt und nach England, Spanien, Portugal und anderen europäischen Ländern, sowie nach Nord- und Südamerika versandt. Auch werden in Hannover und den angränzenden preußischen Provinzen Hanfleinen für den überseeischen Handel verfertigt, so wie auch Heedenleinen, meist mit Kette, von flächsenem Garne und Heeden-Einschuß. Die bedeutendste L.-Manufaktur Deutschlands findet wohl in Schlesien und der sächsischen Oberlausitz statt, denn man verfertigt dort die verschiedensten Gattungen, sowohl für Deutschland und Europa, als für andere Welttheile, und dieser Erwerbszweig, so wie der Handel damit, ist für die dortigen Gegenden von der höchsten Bedeutung. In der neuesten Zeit wird jedoch auch hier viel Maschinengarn verarbeitet, und eben so wird häufig mit Baumwolle gemischte, sowohl glatte, als gemusterte Waare verfertigt. In Böhmen ist besonders der nordöstliche Theil der Sitz der Leinenmanufaktur, von wo ebenfalls viel und in manigfaltigen Sorten ins Ausland versandt wird.

Leipzig. 1) Kreis u. nordwestlicher Theil des Königreichs Sachsen, gränzt in Nord und West an Preußen, in Südwest an Sachsen-Altenburg, im Süden an den erzgebirgischen u. im Osten an den meißener Kreis u. hat einen Flächenraum von 46,736 □ Meilen, ist im Norden eben, im Süden durch die Ausläufer des sächsischen Erzgebirges gebirgig und sehr fruchtbar. Die Kreisdirektion L. besteht aus drei Amtshauptmannschaften, welche die Aemter Borna, Kolditz, Grimma, Leipzig, Leisnig, Mügeln mit Sornzig, Mutzschen, Pegau, Rochlitz u. Wurzen (eigentlichen Kreis L.) umfassen und zu denen vom meißener Kreise noch das Amt Oschatz (7,446 □ Meilen) und vom erzgebirgischen Kreise das Amt Nossen (4,909 □ Meilen) und die fürstlich und gräflich Schönburgschen Lehensherrschaften Penig, Rochsburg und Wechselburg herübergezogen sind. Der ganze Distrikt enthält 376,438 Einwohner in 37 Städten und 1018 Dörfern u. Gehöften und wird von der Mulde, Pleiße, weißen Elster und Parde bewässert. Hierin — 2) L., zweite Hauptstadt des Königreichs Sachsen, am Zusammenfluße der Pleiße, Parde und Elster, von welchem letzteren Fluße mehre Arme Stadt und Umgegend durchschneiden, ist die nordwestlichste Stadt dieses Landes, ist hinsichtlich der allgemeinen Bedeutung, die sie durch Wissenschaft, Handel u. Geschichte gewonnen, eine der ausgezeichnetsten Städte Europa's und liegt in einer großen, fruchtbaren, von wohlhabenden und schönen Dörfern belebten Ebene. Sie zerfällt in die innere Stadt und in die, durch die Promenade von ihr getrennten, Vorstädte und neue Anbaue. Die innere Stadt, welche kaum 9000 Ellen im Umfange hat, war früher stark befestigt, verlor jedoch nach dem siebenjährigen Kriege und besonders durch die Bemühungen des Dr. K. W. Müller, der die jetzigen Spaziergänge auf den Wällen anlegte, seit 1785 diese Befestigungen fast gänzlich. In die Stadt führten, außer dem Thore der Pleißenburg, dessen Gebrauch nur beschränkt war, vier Hauptthore: das Grimmaische-, Peters-,

Hallesche- und Ranstädter Thor, die, bis auf das Petersthor, abgebrochen wurden, und acht Pförtchen oder durchbrochene Ausgänge, die ebenfalls nicht mehr bestehen, nachdem schon 1824 das sogenannte Sperrgeld an den Hauptthoren abgeschafft worden war. Nach den vier Hauptthoren sind die vier Stadtviertel, in welche die innere Stadt getheilt ist, benannt u. umfassen acht öffentliche Plätze (den 450 Fuß langen und 242 Fuß breiten, regelmäßig viereckigen Marktplatz, den Börsenplatz, Neumarkt, Theaterplatz u. s. w.) und, neben mehren breiten und geraden Straßen, auch viele engere Gassen und Gäßchen, die aber durchgängig sehr reinlich gehalten werden. Die Vorstädte (von der Stadt durch die Promenade getrennt, die, zum Theil aus Linden- und Kastanienalleen bestehend, auch sehr schöne Anlagen umschließt, in welchen sich die Denkmale Hiller's, Sebast. Bach's und Albrecht Thaer's befinden, so wie auch mehre schöne Plätze, den großartigen Augustusplatz, den Roßplatz, den Königsplatz oder die Esplanade mit dem Standbilde König Friedrich Augusts I. von Oeser, den Fleischerplatz u. den Wageplatz berührt), sind eben so, wie die innere Stadt, in eine Grimmaische-, Peters-, Ranstädter- und Hallische Vorstadt getheilt, zu denen im 18. Jahrhunderte noch die neuangelegte Johannisvorstadt kam. Außerhalb der Vorstädte entstanden seit 1834 die Friedrichsstadt (an der Dresdener Chaussee), die Marienstadt (rechts der L.-Dresdener Eisenbahn) und der neue Anbau vor dem Windmühlenthore, in der Nähe des sächsisch-bayerischen Bahnhofes. Aus den Vorstädten führen sieben äußere Thore, von denen das neue Dresdener- und das Hinter- jetzt Tauchaer Thor 1844 so weit hinausgerückt wurden, daß sie die Friedrichs- und Marienstadt mit umfassen. Auch wurden seit 1843 der alte Neumarkt in Universitätsstraße, der Eselsplatz in Ritterplatz, der Ranstädter Steinweg in Frankfurterstraße und die Petersvorstadt in Zeitzervorstadt umgetauft. Die Stadt wird mit Gas, die neuen Anbaue aber noch mit Oel beleuchtet. Die Gesammtzahl der Häuser belief sich 1844 auf 1920 mit 54,519 Einwohnern. — L. hat acht Kirchen für Protestanten, worunter die Nikolai-Kirche, (1513 — 1525 gebaut und 1785 — 1796 renovirt, mit Oeser'schen Gemälden) und die Thomas-Kirche (von 1482 — 96 gebaut, mit einem merkwürdig hohen Dache) die merkwürdigsten sind. Die Pauliner- oder Universitätskirche (1240 erbaut und 1544 renovirt) enthält unter andern merkwürdigen Begräbnißstätten die des Markgrafen Diezmann (s. d.) mit einem schönen Denkmale, die der Elisabeth (Gemahlin des Kurfürsten Ernst), des Joachim Camerarius und des Johann Tezel. Die Neukirche wird zugleich von den Katholiken benützt; eine zweite katholische Kirche war in der Pleißenburg, wird aber nicht mehr benützt, wogegen aber unweit der letzteren 1845 nach Heideloffs Plan im gothischen Style eine neue begonnen und 1847 eingeweiht wurde, an welcher der Stadtpfarrer Hanke, früher Hausgeistlicher beim Grafen Brühl in Pförten, mit zwei Kaplänen fungirt. Bemerkenswerth ist noch die Johanniskirche, mit einem schönen, sehr gut gehaltenen Kirchhofe, auf welchem sich viele berühmte Denkmale (Gellerts, Tschirners, Mahlmanns u. s. w.) befinden. Außer diesen hat L. noch folgende öffentliche und Privatgebäude: Das Rathhaus, 1545 erbaut u. vielfach reparirt; das nach Schinkels Plan von 1831 — 36 aufgeführte Augusteum mit prachtvoller Aula u. das Paulinum (beide Universitätsgebäude); das 1843 erbaute Fridericianeum, das Fürstenhaus, das 1845 um ein Stockwerk im alten Style erhöhte Bibliothekgebäude; das große und das kleine Fürstencollegium; das Gewandhaus (mit Rathsbibliothek, Fechtboden u. Concertsaal); die 1834—36 erbaute deutsche Buchhändlerbörse, die Handelsbörse, die erste Bürgerschule, das Georgenhaus (mit Kapelle, Arbeits- u. Zuchthaus); das 1817 erbaute u. 1844 restaurirte Schauspielhaus, die Pleißenburg (erbaut von Dietrich [1197—1221], Otto des Reichen Sohn, erweitert vom Kurfürsten Moritz 1549, durch Neubauten seit 1815—45 in eine Kaserne umgewandelt, mit einem alten, 1790 zur Sternwarte [welche von 1818 — 21 verbessert wurde] eingerichteten Thurme); der von Heinrich Auerbach (Professor der Arzneikunde u. Senator)

1530 erbaute, nach ihm benannte Hof, ehemaliger Bazar u. berühmt wegen einer Sage von Dr. Faust; das Thome'sche oder Königshaus, der Kochs-, Stieglitz- u. Hoffmann'sche Hof, das Hohenthal'sche Haus, die große Feuerkugel, die beiden neuen Tuchhallen u. das 1846 abgebrannte u. bereits wieder eröffnete, im großartigsten Maßstabe erbaute Hôtel de Pologne. In den Vorstädten liegen: das neue Postgebäude (darin das Kreisdirektorium, Appellationsgericht und andere Behörden); die Wage, die zweite Bürgerschule, das Schützenhaus, das Bürgerhospital, die Anstalt für Augenkranke, das Brockhaus'sche Gebäude mit Druckerei u. 4 Dampfpressen; das Teubner'sche Druckerei-Gebäude, das Haug'sche, Lehman'sche, Grauer'sche Haus, das römische Haus mit schönen Freskomalereien, die Reimer'sche Villa in dem in Straßen umgewandelten Reimer'schen Garten, die Funkenburg, wobei die Brücke, die Napoleon am 19. Oktober 1813 in die Luft sprengen ließ, das Jakobs- u. Johannes-Hospital, die Wasserkunst und die drei Bahnhofs-Etablissements, worunter vorzüglich der prachtvolle, sächsisch-bayerische Bahnhof sehenswerth ist. Die früheren großen Gärten um die Stadt sind jetzt größtentheils zertheilt u. angebaut, wie der erwähnte Reimer'sche und der Klein-Bohn'sche Garten. Der Reichel'sche Garten ist durch mehre großartige Gebäude, Bäder und eine großartige Colonnade ausgezeichnet, verschwindet aber jetzt mit dem Riedelschen Garten in einem neuen Stadttheile, dessen Hauptzierde die oben erwähnte, neue katholische Kirche ist. Außerdem sind noch: Triers Garten (sonst mit Hebammen-Anstalt, jetzt mit botanischem Garten); der Lurgensteinische, Breiter'sche, Keil'sche, Gerhard'sche (früher Reichenbach'sche) Garten, letzterer mit Anlagen u. der Struve'schen Anstalt künstlicher Mineralwasser, auch merkwürdig, da hier am 19. Oktober 1813 Poniatowsky seinen Tod fand; an der Stelle, wo dieß geschah, steht ein würfelförmiger Denkstein, im Inneren des Gartens aber ein größeres Denkmal, ihm von den Polen und dem vormaligen Besitzer Reichenbach gesetzt. — Markgräfliche Vögte verwalteten früher die Stadt, bis im Jahre 1423 der Rath die Ober- u. Niedergerichte, unter Vorbehalt des Wiederkaufes, an sich brachte u. einen Stadtrichter bestellte. Durch die erbliche Erwerbung der Gerichte im Jahre 1508 u. den Anfall bedeutender Besitzungen mehrte sich die Macht des Rathes. Besonders wichtig für ihn waren die Privilegien König Friedrich August's I., der ihn 1701 von der Rechnungsablegung befreite u. 1711 dem jedesmaligen regierenden Bürgermeister die jura comitiva palatina mit dem Rechte, Notarien zu creiren, beilegte, welches Recht auch nach Aufhebung des deutschen Reiches durch König Friedrich August I. von Sachsen bestätigt wurde. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 blieb die Verfassung des Rathes im Allgemeinen umgeändert. Die Umgestaltung derselben geschah 1831, worauf die im Jahre 1832 eingeführte allgemeine Städteordnung die Beziehungen des Rathes zu den Stadtverordneten ordnete. Unter dem Stadtrathe stehen: das Stadtgericht, mit einer besondern Abtheilung für Handelsgerichtssachen, das vereinte Criminalamt, das Polizeiamt u. das Landgericht (früher Landstube). Außerdem ist L. der Sitz mehrer Landesbehörden: der Kreisdirektion, des Appellationsgerichtes, Oberpostamtes, des Kreis-, Rent- u. Hauptsteuer-Amtes. Der Rath besteht aus 8 besoldeten und 12 unbesoldeten Stadträthen u. 60 Stadtverordneten. Das sonstige Oberhofgericht, gegründet im 15. Jahrhunderte, der alte Schöppenstuhl u. das 1543 gegründete Consistorium wurden 1843 aufgehoben. Außerdem befinden sich noch in L. die Direktion der L.-Dresdener u. sächsisch-bayerischen Eisenbahn, der Feuerversicherungsgesellschaft, der Mobiliarbrandversicherungsbank, der Asphaltkompagnie, der Lebensversicherungsanstalt, der Flußassekuranzkompagnie, einer Sparkasse mit Pfand- u. Leih-Amt u. s. w. Die Bewohner L.s theilen sich in Bürger im engeren Sinne (die das Bürgerrecht) u. in Schutzverwandte (die nur das Aufenthalts- u. Ansässigkeitsrecht haben). Die Verpflichtung der Bürger zum Wachtdienste veranlaßte im 13. Jahrhunderte den Zusammentritt der Rüstungsschützen, die sich seit 1580 in Rüstungs- u. Büchsenschützen theilten, seit 1826 aber wieder vereinigt

sind, 1834 ihr neues Schützenhaus bezogen u. 1843 das Jubelfest ihres 400jährigen Bestehens feierten. Neben ihnen bestanden die allbekannten Stadtsoldaten bis zum Jahre 1830, wonach die Errichtung der Communalgarde entstand, welche 1845 einen Totalbestand von 1941 Mann, vertheilt in 14 Compagnien u. 1 Eskadron, hatte. Außer der Communalgarde liegen zwei Bataillons Schützen in L. — Das Budget der Stadt beträgt durchschnittlich 260,000 Thaler. Auch ist L. der Sitz der Landes-Lotterie. Gemeinnützige Anstalten sind: die Lösch-Anstalten mit Rettungscompagnien, der 1844 entstandene Fiacreverein, die 1820 von Professor Ritterich gestiftete Heilanstalt für arme Augenkranke, welche seit 1823 als klinisches Institut benützt wird, das 1831 gegründete orthopädische Institut u. s. w. — Im Jahre 1409 führten, wegen fortwährender Uneinigkeiten zwischen den Deutschen u. Böhmen auf der Universität zu Prag, Otto von Münsterberg u. Johann Hoffmann 2000 Studenten nach L., um dort eine Universität zu gründen. Kurfürst Friedrich der Streitbare u. dessen Bruder Wilhelm suchten hierzu die päpstliche Einwilligung nach, welche auch Papst Alexander V. am 9. September 1409 ertheilte; doch wird als eigentlicher Stiftungstag der 4. December angenommen u. Otto von Münsterberg war ihr erster Rektor. Sie wurde in vier Nationen (Sachsen, Meißner, Bayern u. Polen) getheilt u. erhielt einige Häuser (großes u. kleines Fürstencollegium, Petrinum) zum Geschenke, bekam Besoldung für 20 Magister u. erhielt, neben vielen Freiheiten, die Einkünfte von 3 Dörfern. Sie hatte erst nur 2 Fakultäten; 1415 wurde die medizinische und 1504 die juridische zugegeben, nachdem schon 1413 Papst Johann XXIII. ihr 6 Kanonikate verliehen hatte. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. — Kurfürst Moritz bedachte sie reichlich, indem er ihr das Pauliner-Kloster mit der Pauliner-Kirche, die Bibliothek, 2000 Gulden Einkünfte, 5 Dorfschaften, 325 Acker Waldung, verschiedene Zuflüsse zum Convikt u. s. w. anwies. Kurfürst August creirte 12 neue Professoren u. veranstaltete eine Universitätsordnung. Christian I., August der Starke und König Friedrich August I. verbesserten die Einkünfte und letzterer setzte viele zeitgemäße Institute ein. Sie hat alle 4 Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch sich den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt u. zählt unter ihren Lehrern u. Schülern eine große Anzahl gefeierter Namen (wie z. B. noch in neuerer Zeit Carpzow, gestorben 1666; Ernesti 1731—81; Morus 1768—92; Gellert 1745—1769; Gottsched 1724—66 u. A.). Von 1580—1830 hatte sie 23 Professoren (alter Stiftung), wozu dann 11 Professoren neuer Stiftung kamen. Ueberhaupt hat sie 110 Lehrer. Das Concilium professorum bildet den akademischen Senat; Studenten sind jetzt gegen 900 (früher über 1300). Zur Universität gehören 150 königliche u. viele Privatstipendien u. Legate u. ein Convikt für 122 Studirende. Das ganze Universitätsvermögen beträgt 1,100,000 Thaler, wovon 770,000 Thaler Vermächtnisse zu Stipendien u. Freitischen sind. Der Universitätsfond hat gegen 357,000 Thaler und 30,000 Thaler betragen die jährlichen Bewilligungen aus der Staatskasse. Außer der Universitäts-Bibliothek gehören zur Universität: die Sternwarte mit Bibliothek und Instrumentensammlung, das anatomische Institut mit zahlreichen u. schönen Präparaten, der physikalische Apparat, das chemische Laboratorium, das naturhistorische Museum, der botanische Garten, die archäologische Sammlung, das pharmakognostische Museum, die Entbindungsschule oder das Trier'sche Institut, das mit dem städtischen Jakobshospitale verbundene klinische Institut, das medizinisch-poliklinische und das chirurgisch-poliklinische Institut. Unter den literarischen Mitteln L.s stehen die beiden Bibliotheken oben an. Erstere, die Universitätsbibliothek, zählt 150,000 Bände, 1800 Inkunabeln u. 2000 Handschriften, wurde 1836 in das neugebaute Augusteum versetzt, wird aber in ihr früheres Lokal, das durch Neubau erweiterte alte Paulinum, zurückversetzt werden. Die andere, die Stadtbibliothek, auf dem Gewandhause, verdankt ihre Entstehung einem Vermächtnisse des Juristen Ulrich *Große* im Jahre 1677, enthält jetzt über 80,000 Bände u. 2000 Handschriften

u. erhielt 1837 eine ansehnliche Vermehrung durch das Vermächtniß der vom geheimen Rathe und Professor Pölitz ihr, mit einer jährlichen Summe zum Ankaufe neuer Bücher legirten, Bibliothek. Letztere wird besonders verwaltet. Den Bibliotheken schließt sich das 1844 eröffnete Museum an, welches eine reiche Auswahl von politischen u. wissenschaftlichen Journalen bietet. Außerdem besitzt L. noch einige sehenswerthe Gemäldesammlungen u. Münzkabinete. Unter den Schulen sind zu bemerken: die Thomas- u. Nikolaischule (Gymnasien); die Handelsschule, Realschule, zwei Bürgerschulen, die Rathsfreischule (von K. W. Müller gegründet), die Wendlerschule, Freischule, Armenschule, katholische Bürgerschule, Sonntagsschule und das Taubstummeninstitut. Für die bildenden Künste sorgt die 1764 gestiftete Akademie der Künste (Oeser, Tischbein, Schnorr) u. für Musik das seit 1843 bestehende Conservatorium der Musik; das durch K. W. Müller gegründete öffentliche Concert (jetzt im Gewandhause, dessen Direktor zuletzt der im Oct. 1847 gestorbene Felix Mendelsohn-Bartholdy (s. d.) war). Gelehrte Gesellschaften sind: Die Jablonowskysche Societät der Wissenschaften, die naturforschende, ökonomische, philologische, theologische, medizinische Gesellschaft, die Gesellschaft für deutsche Sprache u. Alterthümer, die polytechnische, die Bibelgesellschaft, der Kunst- u. Gewerbeverein, der Missions-, der Literatenverein u. a. — Der Handel L.s ist einer der umfassendsten in Deutschland, dessen Brennpunkte die drei Messen, die Jubilate (Oster-), Michaelis- u. Neujahrsmesse sind. Schon seit Ende des 12. Jahrhunderts hatte L. privilegirte Märkte, die aber vor dem 15. Jahrhunderte noch keine Messen waren. Die Neujahrsmesse fügte Friedrich der Sanftmüthige 1458 den ersten beiden bei. Letztere wurde zuerst 1466 von Kaiser Friedrich III. u. alle drei sodann 1497 von Kaiser Maximilian I. bestätigt, der auch 1507 bestimmte, daß 15 Meilen rings um die Stadt keine Messe gehalten werden dürfe u. zugleich der Stadt das Stapel- u. Niederlagsrecht verlieh. Jede dieser Messen dauert drei Wochen; die eigentliche Meßwoche ist die, wo den Sonntag vorher die Messe eingeläutet wird, ihr geht die Böttcherwoche voraus, wo schon Meßfreiheit, d. h. gegen ein gewisses Standgeld die Erlaubniß, feil zu halten, besteht, u. der Meßwoche selbst folgt die Zahlwoche, wo am Donnerstag Zahltag u. am Freitag Assignationstag ist. Die wichtigsten u. en gros-Geschäfte werden jedoch schon in der Vorwoche (vor der Böttcherwoche) gemacht. L.s Meßverkehr ist weltberühmt; nach der Theilung Sachsens, wo kaum ¾ Stunden von L. die Schlagbäume Preußens die Stadt umgaben, sank er zwar sehr, hob sich aber um desto mehr seit dem, im Jahre 1833 erfolgten, Anschluß an den preußischen Zollverein u. seit der Eröffnung der drei hier mündenden Eisenbahnen, so daß, wenn man auf einer früheren Ostermesse den Umsatz auf 20 Millionen Thaler schätzen konnte, dieser jetzt auf 70 Millonen Thaler geschätzt werden kann. Ebenso ist L. der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels u. die Buchhändlermesse schließt sich der Ostermesse an, deren Zahltag Himmelfahrt ist. L. hatte 1716 nur 17, 1828 77 u. 1843 120 Buchhandlungen, welche sich in Verlags-, Sortiments- u. Commissionsbuchhandlungen theilen. Der Buchhandel wird in L. durch zahlreiche Buchdruckereien begünstigt, (1843 waren deren 25 mit 143 gangbaren Pressen und 17 Druckmaschinen, worunter einige Doppelmaschinen); die Zahl der Setzer u. Drucker beträgt über 700, auch gibt es daselbst sieben Schriftgießereien, lithographische Anstalten, Kupferdruckereien u. eine Menge Literaten. Es erscheinen hier gegen 70 Zeitschriften. (Nach dem Zeitungskataloge sogar 90.) — Ursprünglich ein slavisches Fischerdorf, Lipsk genannt (von Lipa, Linde, daher Lindendorf), erhielt L. 724 durch Bonifacius das Christenthum u. eine Kirche zu St. Jakob und 922 von Heinrich I. eine Burg gegen die Sorben und Wenden zwischen der Parde und Pleiße. Im Jahre 1015 wird es zum Erstenmale als Stadt erwähnt, indem erzählt wird, daß der Bischof von Meißen daselbst gestorben seyn soll und 1022 schenkte es Kaiser Heinrich II. an den Bischof von Merseburg. 1023 ward es von Konrad von Wettin u. Lothar von Sachsen belagert u. erobert, doch brachte

es Konrad 1034 durch Tausch an sich. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1056—89) erhielt L. Mauern und Wälle und dieser gab ihm den Marktbaum, worauf die Märkte zu Jubilate u. Michaelis (die nachherigen Messen) entstanden, mit dem Vorrechte, daß innerhalb einer Meile kein Markt gehalten werden solle. Auch gab er der Stadt dieselben Vorrechte, wie Halle u. Magdeburg, u. ein Weichbild. Sein Sohn Dietrich der Bedrängte (1197—1221) ließ aber die Mauern wieder niederreißen, nachdem er sich L.s mit List bemächtigt hatte, und drei feste Schlösser gegen die trotzigen Bürger, die mehrfach an den Fehden gegen ihn Theil genommen hatten, anlegen, wovon das eine, die Pleißenburg, noch steht. Um diese Zeit hatten sich viele Norditaliener (Lombarden) hier niedergelassen u. trieben Wechselgeschäfte u. Handel. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen, u. dieser erweiterte 1237 die Stadt. Durch Theilung kam die Stadt an den Markgrafen Dietrich den Weisen von Landsberg, welcher sie 1268 zum großen Handelsplatze durch einen Freiheitsbrief für alle dorthin ziehenden Kaufleute (denen er Schutz und Sicherheit zusagte, selbst wenn er mit ihren Landesherrn in Fehde stünde) erhob und ihr 1273 die Münzgerechtigkeit verlieh. Unter Diezmann, der 1307 in der Thomaskirche ermordet worden seyn soll (was aber von Vielen bezweifelt wird) und Friedrich dem Gebissenen nahmen die Bürger Antheil an dessen Fehde gegen den Markgrafen von Brandenburg im Jahre 1292 und gegen den König Adolph von Nassau im Jahre 1307. Unter Markgraf Friedrich dem Strengen finden sich um 1363 schon die ersten Spuren des L.er Schöppenstuhles (nach Anderen schon seit 1291 bestehend) eines damals nur städtischen, seit 1574 aber landesherrlichen Spruchcollegiums. Im Jahre 1409 wurde die Universität gegründet (s. oben). 1454 wurde der Stadtgraben um die innere Stadt gezogen, 1558 der Neujahrsmarkt ausgeschrieben (s. oben). Am 26. August 1485 fand hier die Ländertheilung zwischen Ernst und Albrecht statt, wornach L. der Albertinischen Linie zufiel und durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und des Papstes zahlreiche Privilegien und Rechte und immer höheren Aufschwung erlangte. 1488 erhielt L. das Oberhofgericht, 1507 das Stapel- und Niederlagsrecht von Kaiser Maximilian u. 1521 unbedingte Meßfreiheit von Kaiser Karl V. Im Jahre 1519 wurde in der alten (seit Moritz erneuerten) Pleißenburg das berühmte Colloqium zwischen Dr. Eck, Luther und Karlstadt gehalten und nach erbitterter, wiewohl fruchtloser Widersetzung Seitens der Universität, 1539 von Heinrich (dem Frommen) die Reformation eingeführt, obgleich Herzog Georg der Bärtige vorher die neue Lehre mit dem Schwerdte ausrotten wollte, mehre Bürger deßhalb enthaupten und viele schimpflich aus der Stadt verweisen ließ. Kurfürst Johann Friedrich belagerte im Schmalkaldischen Kriege von 6. bis 27. Januar 1547 die Stadt vergeblich. Dafür widmete ihr Kurfürst Moritz um desto größere Sorgfalt, ließ die Festung verstärken, die neue Pleißenburg erbauen, und die in Asche gelegten Vorstädte wieder herstellen. Im Jahre 1545 hatten sich in L., wo von den Buchdruckern bisher die Bücher verkauft worden waren, die ersten beiden Buchhändler, Steiger u. Boskopf, niedergelassen. Im Jahre 1615 wurde zum ersten Male nach der Ostermesse ein Wollmarkt gehalten, der jetzt immer nach der Buchhändlermesse stattfindet. 1631 war hier eine Zusammenkunft und Bündniß der norddeutschen protestantischen Stände, unter dem Vorsitze Johann Georgs I. von Sachsen, worin beschlossen wurde, vom Kaiser die Rücknahme des Restitutionsediktes zu erlangen, und in demselben Jahre fand hier das Religionsgespräch wegen Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten statt. Im dreißigjährigen Kriege wurde L. wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen, und von den Kaiserlichen, wie von den Schweden, mit gleicher Härte behandelt, wodurch sein Wohlstand fast ganz zu Grunde ging. Im Jahre 1667 fing der Buchhandel an, von Frankfurt a. M., wegen des zu schwer bestehenden Censurdrucks, sich nach L. zu ziehen, wodurch hier der Grund zum Hauptstapelplatze des deutschen

Buchhandels gelegt wurde. Im Jahre 1678 ward die Kaufmannsbörse erbaut und zur schnelleren Entscheidung in Handelsstreitigkeiten 1682 das Handelsgericht gegründet. 1690 war in L. die Münzconferenz, wodurch der L.er Münzfuß (12 Thaler = 1 Mark fein) an die Stelle des Zinnischen Münzfußes 1691 eingeführt wurde. Durch Aufhebung des Ediktes von Nantes kamen viele französische Flüchtlinge, besonders Kaufleute, nach L., wodurch sich daselbst die französische Colonie bildete. Durch das am 18. Mai 1745 mit Maria Theresia vom Kurfürsten August III. von Sachsen gegen Friedrich II. von Preußen eingegangene Bündniß hatte L., und namentlich im siebenjährigen Kriege, viel zu leiden, u. zwar nicht nur durch vielfache Contributionen, sondern durch die einreißende schlechte Münze. — Der französisch-preußische Krieg von 1806 gab dem Handel eine ganz veränderte Richtung. Napoleon ließ hier alle englischen Waaren verbrennen, und die Colonialwaaren mußten mit 7,000,000 Thalern wieder gekauft werden. Noch schrecklicher wirkte der französisch-russische Krieg 1812 auf L., indem die ungeheuren hier durchziehenden Schaaren L. fast erdrückten. Am 31. März 1813 besetzten die Kosacken die Stadt; am 2. Mai (nach der Schlacht bei Lützen) die Franzosen unter Lauriston, am 4. Mai Marschall Ney; seitdem blieb sie bis zur Völkerschlacht in den Händen der Franzosen. Nach der Gefangennahme des Königs von Sachsen wurde der russische Fürst Repnin Generalgouverneur von Sachsen u. der Obrist Prendel Stadtkommandant in L. Im Jahre 1830 (im September) wurde viel Veraltetes beseitigt, und die Aufstände vom 30. August 1830 u. 12. August 1845 durch Einschreiten des Militärs gedämpft. Vergleiche Heydenreich (L. 1635), Vogel (L. 1714; 2. Auflage 1752), Schwarz, historischer Nachlaß zur Geschichte der Stadt L. (L. 1744), Franz (L. 1772), Leonhardi, Geschichte u. Beschreibung der Stadt L. (L. 1799), Dolz (L. 1818), Gretschel, L. u. seine Umgebungen (L. 1832), Ramshorn (Braunschweig 1841), Groß (L. 1840, 2 Bde.), Lorenz Geschäfts- u. Vergnügungsnachrichten von L. (L. 1842) u. s. w. — Drei merkwürdige Schlachten fielen bei L. vor, von denen die erste und letzte von weltgeschichtlicher Bedeutung sind und das Geschick Deutschlands entschieden. Sie sind: die Schlacht bei L. und Breitenfeld am 7. September 1631; die Schlacht am 2. November 1642 und die Völkerschlacht von 14.—19. October 1813. — Kaiser Ferdinand und Maximilian von Bayern hatten durch eine lange Reihe von Siegen der katholischen Liga das Uebergewicht in Deutschland gesichert und strebten darnach, dieses Land von der Häresie, selbst mit Gewalt der Waffen, gänzlich zu befreien und zu säubern. In dieser Noth wandten sich die Protestanten an Gustav Adolph, König von Schweden, welcher mit 30,000 Schweden bei Stralsund landete, um diesen zu Hülfe zu ziehen. Ob die Beweggründe Gustav Adolphs rein gewesen, ist schwer zu entscheiden; doch mag sein Streben wohl auch der höchsten weltlichen Würde in Deutschland gegolten haben u. er würde sie bei seinem großen Feldherrntalent vielleicht erreicht haben, hätte er nicht ein Jahr später bei Lützen verrätherischer Weise seinen Tod gefunden. Voll Grimmes über die blutige Eroberung u. gräuliche Verwüstung Magdeburgs nahte sich Gustav Adolph der Stadt L., nachdem er, durch die schwankenden Unterhandlungen mit Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen lange im festen Lager bei Werben aufgehalten, endlich, nach dem Falle Magdeburgs, mit diesem Fürsten am 1. September 1631 ein Bündniß abgeschlossen hatte. Er verließ hierauf sein Lager, vereinigte sich mit den Sachsen bei Düben, nachdem er die Elbe überschritten hatte u. rückte gegen L. vor, wo Tilly, nach Eroberung dieser Stadt, zwischen Eutritsch u. Möckern, ein durch die Parde links und durch die Elster rechts gedecktes Lager bezogen hatte. Beide Theile waren an Streitkräften sich fast gleich, u. obgleich das sächsische Hülfscorps nur aus vier alten Regimentern u. sonst meistens neu angeworbener junger Mannschaft bestand, so waren doch Gustav Adolph *u. der* Kurfürst zur Schlacht fest entschlossen, welche jedoch Tilly vermeiden wollte, *bis er neue* Hülfstruppen an sich gezogen hätte. In dem Kriegsrathe, der im Hause

des Todtengräbers zu L. gehalten wurde, bestimmte jedoch der kühne und rasche Pappenheim den greisen bedächtigen Feldherrn zum Angriffe. Er rückte also dem Feinde entgegen und nahm eine Aufstellung zwischen Seehausen und Breitenfeld, bis wohin sich der linke Flügel unter Pappenheim erstreckte u. daher der Schlacht ihren andern Namen gegeben hat, während der rechte Flügel unter Schwarzenberg sich bis an Seehausen anlehnte. Die Höhen von Wiederitzsch, mit Geschütz bedeckt, deckten das Centrum unter dem Oberbefehle Tilly's. Der Loberbach schied die feindlichen Parteien, welchen jedoch am 7. Sept. die Schweden mit Gewalt überschritten u. dann die Schlachtlinien formirten. Der Angriff Pappenheims, unterstützt von 6000 Mann Fußvolk, gegen den rechten Flügel der Schweden, wurde von diesen zurückgetrieben und die Pappenheimischen Reiter in die Flucht gejagt. Der rechte Flügel Tilly's griff darauf die Sachsen an, welche ihrerseits (bis auf die vier alten Regimenter) ohne einen Schuß zu thun, davon liefen. Tilly glaubte bereits die Schlacht gewonnen zu haben u. schickte auch einen Eilboten mit dieser Nachricht nach Wien ab. Allein Gustav Adolph mochte die Möglichkeit des Vorganges mit den Sachsen wohl in seine Berechnungen gezogen haben. Er schickte sofort Gustav Horn mit aller entbehrlichen Mannschaft aus dem Centrum auf den bedrohten Punkt. Dieser bildete dort einen Hacken, wodurch ein Aufrollen oder Aufgehen der Linie unmöglich wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Ueberlegenheit der zweckmässiger geordneten u. besser geübten schwedischen Bataillone, die mit ihren leichten ledernen Kanonen bald das Treffen wieder herstellten und dem Feinde alle Vortheile wieder entrissen. Die Schweden drangen nun auf allen Seiten vor; der rechte schwedische Flügel hatte, den Sieg gegen Pappenheim verfolgend, die Batterien bei Wiederitzsch erstürmt, das Centrum Tilly's war gewichen und er selbst, von vier Regimentern der bisher unbesiegbaren Wallonen umgeben, hatte vergeblich versucht, jene wieder zu erstürmen. Als diese Schaar bis auf 600 zusammengeschmolzen war, suchte auch er, verwundet, sein Heil in der Flucht nach Halle, auf welcher er nur durch die Entschlossenheit des Herzogs von Sachsen-Lauenburg vor Gefangenschaft gerettet wurde. Von hier ging er nach Halberstadt, wo er mit Pappenheim die Reste des zerstreuten Heeres wieder sammelte. Vier Stunden hatte die eigentliche Schlacht gedauert; Tilly, 40,000 Mann stark, hatte in dieser 8000 Todte, 3000 Gefangene, 66 Fahnen, 42 Standarten, 28 Kanonen und alle Bagage verloren. Die Schweden waren 26,000 Mann stark u. hatten 3500 Mann verloren, worunter allein 2000 Sachsen. Dieser einzige Tag raubte der Liga alle bisher gewonnenen Früchte ihrer langen, ununterbrochenen Reihe von Siegen. — Eilf Jahre später, am 2. November 1642 schlug an derselben Stelle Torstenson die kaiserlich-sächsischen Truppen unter Erzherzog Leopold Wilhelm u. Piccolomini. Torstenson hatte, seit Bayers (s. d.) Tode an die Spitze der schwedischen Armee gestellt; diese, bis dahin verwilderte, Truppenmasse wieder zur Ordnung gebracht, und nachdem er durch Schlesien bis Olmütz vorgedrungen, von dem österreichischen Heere aber zurückgedrängt wurde, wendete er sich plötzlich durch die Lausitz nach Sachsen u. belagerte Leipzig Die kaiserlich-sächsischen Truppen waren ihm im Parallelmarsche gefolgt, rückten jedoch erst am 21. Okt. über Wurzen zum Entsatze der Stadt heran. Torstenson, der indessen Bresche geschossen hatte, ging am 23. Oktober der feindlichen Armee entgegen u. schlug an derselben Stelle bei Breitenfeld (nur daß jetzt die Stellung umgekehrt war) in drei Stunden die Oesterreicher und Sachsen, worauf L. am 8. Dezember in die Gewalt der Schweden fiel, welche es nach dem westphälischen Frieden bis 1650, wegen 267000 Thaler rückständiger Kriegssteuer, besetzt hielten. — Die wichtigste und folgenreichste Schlacht bei L. war indessen die Völkerschlacht (am 16, 17. und 18. Oktober 1813), eben so ausgezeichnet durch ihre Ausdehnung, wie durch die Masse der Streitkräfte und die Dauer des Kampfes. Nach dem, für die Franzosen so unglücklichen, Feldzuge von 1812 hatte zwar Napoleon durch außerordentliche Rekrutirungen seine Armeen wieder ergänzt und

war vorerst mit ihnen gegen das von ihm abgefallene Preußen gezogen; allein mehrfache Nachtheile: bei Kulm, an der Katzbach, bei Großbeern u. s. w. und die zur Beruhigung Europa's während der Schlacht bei Dresden von Oesterreich angebotene Vermittelung hatten auch diese Macht endlich, da Napoleon jede Vermittelung von sich wies, in die Reihe der gegen ihn Verbündeten gezogen, und diese hatten den Plan entworfen, auf beiden Flanken Napoleons (in der letzten Hälfte 1813) zu agiren und sich in seinem Rücken zu vereinigen, und dahin zielten die Bewegungen der großen Armee: unter Schwarzenberg an der Oberelbe, der schlesischen Armee unter Blücher und der Nordarmee unter Karl Johann, Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) ab. Napoleon mochte die Gefahr wohl erkennen, glaubte aber, in Folge früherer Erfahrungen, sie zu vereiteln und die Nordarmee verhindern zu können, sich mit der österreichischen Armee zu vereinigen und sie von der Saale abzuschneiden, indem ein schneller Marsch zwischen der Mulde und Elbe, der scheinbar forcirte Uebergang über dieselbe bei Dessau und das Bedrohen Berlins die Nordarmee täuschen und ihm Zeit gewähren sollte, Schwarzenberg in die sächsischen Gebirge zurückzudrängen, worauf er sich um so besser auf den Kronprinzen von Schweden und Blücher werfen gekonnt hätte. Hieraus läßt sich erklären, warum Napoleon die Elbe festhalten ließ, Sachsen nicht räumte u. sich nicht aus dieser mißlichen Lage zog. Er gab noch Nichts verloren und konnte im günstigen Falle den Oberfestungen wieder die Hand bieten und seinen Vortheil weiter verfolgen. Das böhmische Herr, 120,000 Mann stark, zog daher, dem Plane der Verbündeten gemäß, am 12. Oktober aus dem Erzgebirge in drei Colonnen über Zwickau und Altenburg, über Chemnitz und über Dresden, welche letztere Colonne den Marsch der übrigen eine Zeit lange verdeckte, nach L., um sich mit der Nordarmee zu vereinigen. Seit dem 14. beschäftigte sich Napoleon ernstlich zum Entscheidungskampfe, und um mit seinen gesammten Streitkräften das böhmische Herr vereinzelt anzugreifen, hatte er bereits früher an alle nordwärts gezogenen französischen Heerestheile den Befehl erlassen, sich aufs schleunigste wieder mit ihm zu vereinen. Er hatte seine Armee um L. in einem Halbzirkel aufgestellt, was die Verbündeten am 14. zu einer großen Recognoscirung veranlaßte, wobei zwischen den Generalen Klenau und Wittgenstein einerseits und Murat andererseits zwei Stunden östlich von Leipzig auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz lebhafte Reitergefechte stattfanden, in denen Murat beinahe gefangen genommen worden wäre. Napoleon traf während dieser Gefechte von Düben her in L. ein, seine Garden langten am Abende an. Am 15. musterte er das Heer und ertheilte den Generalen seine Instruktionen. Da indessen Ney und Reynier noch unterwegs waren, so belief sich seine ganze Truppenmacht nur auf etwa 90,000 Mann, wovon, im Falle eines übelen Ausganges, Bertrand den Paß von Lindenau decken mußte. Die verbündeten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen, welche im böhmischen Heere anwesend waren, billigten den Plan des Oberbefehlshabers desselben, des Fürsten Schwarzenberg, die Franzosen in 3 Colonnen anzugreifen. Der rechte Flügel der französischen Armee unter Poniatowsky lehnte sich an die Dörfer Dölitz und Markkleeberg und war durch die Pleiße mit ihren abgeleiteten Armen und ein schwieriges Terrain gedeckt; die Schlachtlinie zog sich dann gegen Wachau, den Hauptpunkt des Centrums, welches die Corps von Augerau und Victor bildeten, bis zum Flecken Liebertwolkwitz, als dem Standpunkte des linken Flügels, wo Lauriston mit dem fünften Corps stand. Es sollte nun die Colonne des linken Flügels der Verbündeten links der Pleiße hinunter rücken zwischen Lösnig und Konnewitz den Fluß überschreiten und so den feindlichen rechten Flügel umgehen, welche Bewegung die nächsten Reserven unterstützen sollten. Die mittlere Colonne hatte Befehl, rechts der Pleiße hinab gegen Wachau vorzurücken, die dritte Colonne sollte sich auf der Landstraße gegen Liebertwolkwitz rüsten. Letztere beide Colonnen sollten also Napoleon von vorne angreifen u. so die Bewegungen der ersten Colonne begünstigen, welche Napoleon eigentlich

von L. u. allen seinen Rückzugspunkten abschneiden sollte. Das Corps des General Giulay mit 10,000 Mann wurde endlich noch abgesendet, um den Paß von Lindenau zu nehmen, während der Schlacht in L. einzubringen u. die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Hierbei kam es nun freilich darauf an, wie sich unterdessen die Verhältnisse bei der Nordarmee gestalten würden. Napoleon hatte sie durch seine Bewegungen zu täuschen gehofft, aber sie ließen sich nicht lange irre machen, und anstatt sich auf Berlin zurückzuziehen, um es zu decken, marschirten Blücher und Karl Johann in der Richtung nach Halle, um am 16. October gleichfalls nach L. vorzudringen. An diesem Tage, früh um 7 Uhr, setzten sich die Truppen der Verbündeten in Bewegung, trieben die französischen Vorposten aus den Dörfern Markkleeberg und Wachau und drückten fühlbar auf die feindliche Stellung. Das Victorsche Corps mußte Liebertwolkwitz an den General Klenau überlassen. Um 9 Uhr war der Kampf schon allgemein u. der Donner einer zahllosen Menge Geschütze selbst von den ältesten Truppen kaum je so stark u. so ununterbrochen gehört worden. Von beiden Theilen wurde glänzender Muth u. unerschütterliche Tapferkeit gezeigt. Besonders schadete die Standhaftigkeit der Polen durch ein wirksames, vom Terrain begünstigtes, Feuer dem linken Flügel der Verbündeten bedeutend. Das von Holzhausen herangezogene 12. Corps Macdonalds gewährte auf dem französischen linken Flügel einen sicheren Anhalt und Napoleon ordnete auf den Höhen von Liebertwolkwitz den Kampf. Er entriß den Verbündeten ihre Vortheile, beabsichtigte deren Mitte zu sprengen, u. ließ seine Colonnen gegen Gossa u. Gröbern vorrücken. Um dieß zu verhindern, mußten die auf dem linken Ufer der Pleiße beschäftigten Reserven sofort zu Wittgenstein, der in vorgenannten Dörfern befehligte, stoßen. Indessen hatte Macdonald die Schwedenschanze erstürmt und dadurch dem linken französischen Flügel einen wesentlichen Vortheil gesichert. Bei Wachau wurde am hartnäckigsten gekämpft. Von hier aus wirkte Napoleon ununterbrochen gegen die Mitte der Verbündeten, u. seine Anstrengungen würden mit Erfolg gekrönt worden seyn, hätte er ihnen mehr Nachdruck geben können, da auch Poniatowsky bei Markkleeberg nicht zum Wanken gebracht werden konnte. Zwar hatte das Corps des Marschall Ney, welches jetzt von Delitzsch her anrückte, den Ausschlag geben können; allein auch Blüchers Heere näherten sich, war am 16. October von Halle nach Skeuditz gerückt, hatte den Herzog von Ragusa bei Wahren, Lindenthal u. Breitenfeld angegriffen u. bei Möckern, nach hartem Widerstande, entschieden geschlagen, weßhalb Ney ihm entgegengeschickt werden mußte und dadurch der entscheidende Moment verloren ging. Der Kaiser Alexander ließ durch den muthigen Angriff eines Gardekosackenregiments dem Feinde eine eroberte Batterie wieder abnehmen; die russischen Grenadiere stellten zwischen der Pleiße u. Wachau das Gleichgewicht wieder her u. obwohl Napoleon bereits zur Feier seines Sieges die Glocken in L. läuten ließ, so standen mit Einbruch der Nacht doch beide Theile ziemlich in derselben Stellung, wie vor der Schlacht. In sichtbare Bedrängniß setzte jedoch Napoleon die ganz unerwartete Ankunft der Nordarmee, die er früher, als die Verbündeten, erfuhr, welche, zwar unbesiegt, doch die Tapferkeit der Franzosen anerkennen mußten, da auch die Entsendung Giulay's nach Lindenau ihren Zweck nicht erreicht hatte. Am 17. October ruhten die Waffen, wie durch stillschweigende Uebereinkunft; die Verbündeten erwarteten die Ankunft ihres dritten Hauptheeres unter Benningsen von Dresden über Grimma, während Napoleon durch den gefangenen österreichischen Grafen Meerveldt mit den Verbündeten Unterhandlungen anzuknüpfen suchte u. die Oder- und Weichselfestungen herauszugeben versprach, wenn man ihn ungehindert über die Saale gehen ließe. Die Verbündeten indessen schlossen aus diesen Anträgen auf seine Schwäche u., da sie während dem auch die Ankunft der Nordarmee erfuhren, so gaben sie diesen Anträgen kein Gehör. Napoleon war also am 18. October zu einem Vertheidigungskampfe gezwungen u. mußte sich nun seinen Rückzug schlagen. Er nahm deßhalb seine Stellung mehr rückwärts, zwischen der Pleiße und Parde, gedeckt durch die Dörfer Konnewitz, Probstheida,

Holzhausen, Paunsdorf und Schönfeld und ließ die halle'sche Vorstadt L.s durch eine, hinter der Parde in Löhrs Garten aufgestellte, Batterie unter Dombrowski und Arrighi, Herzog von Padua, vertheidigen. Alles unnütze Fuhrwerk wurde durch den, noch immer von Bertrand festgehaltenen, Paß von Lindenau nach Lützen fortgeschafft. Napoleon selbst befand sich in der Mitte seiner Garden bei Probstheida, um jedem bedrängten Punkte Hülfe senden u. das Ganze leiten zu können. Die Verbündeten, mit Benningsen vereinigt, zogen in sechs Heeresabtheilungen gegen ihn: 1) unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, 2) unter Barclay de Tolly, 3) unter Benningsen, 4) unter dem Kronprinzen von Schweden, 5) unter Blücher, 6) unter Giulay, Liechtenstein und Thielemann. Blücher griff Schönfeld und die halle'sche Vorstadt an; Karl Johann setzte bei Plausig, Grasdorf u. Taucha über die Parde u. rückte gegen Paunsdorf u. ebenfalls gegen Schönfeld vor. Benningsen näherte sich ihm von der Grimmaischen Seite her u. trieb Macdonald von Holzhausen nach Stötteritz; gegen Probstheida drängten die Corps der Verbündeten Armee und der Erbprinz von Hessen-Homburg suchte die Pleiße wieder zu gewinnen, konnte aber seine Absicht nicht erreichen, weil Poniatowsky und dessen Krieger dort mit Heldenmuth kämpften. Gegen Mittag nahmen die Verbündeten das Vorwerk Meusdorf, wodurch der Plan, Probstheida, wo der furchtbarste Kampf wüthete, zu erstürmen, ausführbar wurde. Blücher wurde jedoch zurückgewiesen u. nur die Schweden hatten leichteres Spiel, weil das, unter Regnier stehende, sächsische und württembergische Corps zu den Verbündeten überging, wodurch die Verbindung Benningsens mit den Schweden erleichtert wurde u. nun Paunsdorf genommen, Schönfelds Fall durch Langeron erzwungen und endlich, nach lange schwankendem Kampfe, Probstheida erstürmt wurde. Bei alle dem war die französische Linie noch nirgends durchbrochen und die Kräfte der Verbündeten erschöpften sich nach u. nach, wodurch Napoleon ein erträglicher Rückzug noch immer möglich gewesen wäre. Allein hiezu waren keine Vorkehrungen getroffen, keine Brücken geschlagen und die noch gangbaren Wege mit fliehendem Gepäcke u. Truppen bedeckt. L. selbst war kurze Zeit vorher einigermaßen in Vertheidigungszustand gesetzt worden u. Poniatowsky u. Macdonald wurden bestimmt, den Rückzug zu decken, der am 19. Oct. mit Tagesanbruch stattfand. Sobald die Verbündeten bemerkten, daß die französischen Truppen ihre Stellungen verließen, beschlossen sie, L. auf allen Seiten anzugreifen. Das Grimmaische Thor wurde von den Preußen, nach langer tapferer Vertheidigung, genommen, eben so, nachdem sie vergeblich das Hinterthor forcirt hatten, das blinde Thor genommen; russische Jäger erstürmten das Gerberthor, was Blücher Tags vorher vergeblich versucht hatte. Yorks Corps zog nach der Saale, um die Franzosen in der Flanke zu beunruhigen. Napoleon hatte im Hôtel de Prusse am Roßmarkt übernachtet und verließ erst um 11 Uhr Mittags L., nachdem er vorher vom Könige von Sachsen und dessen Familie Abschied genommen hatte. Durch zu zeitiges Sprengen der Elsterbrücke wurden 15,000 Franzosen und 200 Stück Geschütz abgeschnitten. Tausende ertranken in der Elster, unter ihnen auch Poniatowsky. Nach und nach erlosch der Widerstand; die badischen Truppen konnten die innere Stadt nicht mehr halten u. die verbündeten Monarchen zogen mit ihren Kriegern in L. durch das Grimmaische Thor ein. Die Stadt wimmelte noch von bewaffneten Franzosen und viele präsentirten mit geladenen Gewehre vor den Siegern. Der König von Sachsen ergab sich als Gefangener. Die zur Schlacht um L. versammelten Truppen betrugen von Seiten der Verbündeten 310,000 Mann und gegen 1100 Geschütze; von Seiten der Franzosen 176,000 Mann u. 800 Geschütze. Die Franzosen verloren 15,000 Todte, 30,000 Verwundete, 15,000 Gefangene u. 300 Kanonen. Die Alliirten hatten 45,000 Todte und Verwundete und verloren 21 Generale u. 1780 Offiziere. Die erste Nachricht von dem Siege brachte Fürst Schwarzenberg den Monarchen auf den Thonhügel bei der Meusdorfer Ziegelhütte. (Bergl. Odeleben „Napoleons Feld-

zug in Sachsen im Jahre 1813" (Dresden 1816) und Janj, „Denkwürdigkeiten der großen Völker- u. Befreiungsschlacht bei L." Lpz. 1845. Weisflog.

Leisewitz (Johann Anton), geboren zu Hannover 9. Mai 1752, studirte zu Göttingen die Rechte u. errichtete dort mit einigen congenialen Studirenden (Boie, Bürger, Hölty, Miller, Voß, den Grafen Stolberg 2c.) einen engen Freundschaftsbund. Dem Geschäftsleben widmete er sich zuerst in Celle, fing 1775 in Braunschweig an zu advociren, wurde nach einiger Zeit Landschaftssekretär, trat dann in herzogliche Dienste als Sekretär bei dem geheimen Rathscollegium mit dem Titel eines Hofraths und ward bald darauf, mit dem Titel eines geheimen Justizraths, geheimer Sekretär, auch ward ihm im Februar 1805 das Präsidium im Obersanitäts-Collegium übertragen. Nachdem er seinen praktischen Wirkungskreis mit großer Einsicht, Thätigkeit u. Redlichkeit ausgefüllt hatte, starb er 10. November 1806. In den letzten Jahren hatte ihn besonders ein, mit dem größten u. zweckmäßigsten Scharfsinne ausgearbeiteter, Entwurf eines völlig neuorganisirten Armenwesens der Stadt Braunschweig beschäftiget, dessen Darstellung Braunschweig 1804 erschien. Sein literarischer Ruhm gründet sich auf das meisterhafte u. allgemein gepriesene Trauerspiel „Julius von Tarent," Leipzig 1776; denn außerdem sind nur noch eine Rede an eine Gesellschaft von Gelehrten im deutschen Museum von 1776 u. zwei Gespräche im Götting'schen Musenalmanach von 1755 öffentlich von ihm bekannt geworden. Seine, seit vielen Jahren gesammelten, Materialen zur Geschichte des 30jährigen Krieges verbrannte er wenige Tage vor seinem Tode. L. war ein höchst selbstständiger Mensch, über den die äußeren Umstände wenig vermochten. Seine geistige und körperliche Organisation war sehr zart, seine Nerven höchst reizbar und die Hypochondrie blieb seine fast immerwährende Gefährtin; er war ein Freund schlichter Einfalt in Sitten u. Handlungen und sein ganzes Wesen war liebliche Kindlichkeit u. edle Einfalt.

Leiste, 1) Inguen, nennt man die Rinne, welche an der vorderen Seite des menschlichen Körpers den Unterleib von dem Oberschenkel trennt, u. Leistengegend, regio inguinalis, diese Partie in Verbindung mit den umliegenden Theilen. — 2) Ein schmaler, nur aus wenigen Gliedern bestehender Sims. Die schmale L. ist die einfachste, zusammengesetzt aus zwei einfachen, sehr nahen Linien, am Ende begränzt durch eine senkrechte. Zuweilen werden mehre derselben gleichsam stockweise über einander gestellt. Jener schmale L. aber wird gewöhnlich mit dem übrigen Gebäude verbunden durch einen Viertelkreis, welcher am oberen Theile unterhalb der L. hinstreift und mit dem unteren an der senkrechten Seite der Mauer oder des Pilasters, den man von der Seite darstellen will, sich abschließt.

Leistenwein, s. Frankenweine.

Leiter, s. Elektricität.

Leitereigen, nennt man alle Töne der natürlichen (diatonischen) Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Siebente in der Molltonleiter zu rechnen ist. — L.e Accorde oder Harmonien sind daher solche, die aus l.en Tönen einer Tonart bestehen. Das Gegentheil davon sind leiterfrembe Accorde.

Leiteton, Leitton, heißt ein Ton, der das Gehör auf einen anderen leitet, oder das Gefühl desselben erweckt, oder auch auf den Grundaccord der herrschenden Tonart zurückführt. Die große Septime ist der Hauptl., die kleine Septime der untergeordnete oder der Unterleitton.

Leitmeritz, auf zwei mäßigen Anhöhen an der Elbe, Hauptstadt des L.er Kreises im Königreiche Böhmen u. Sitz eines Bischofs, eines Kreisamtes, Kriminalgerichtes 2c. In der Mitte der Stadt breitet sich ein geräumiger, regelmäßiger Marktplatz, von wohlgebauten Häusern mit Laubengängen umgeben, aus. Der Dom zum heiligen Stephan, 1655 erbaut, gehört unter die schönsten Kirchen des Landes. Der bischöfliche Palast, großartigen Baustyls, ist eine be-

sondere Zierde der Stadt. Das ansehnliche Rathhaus verwahrt ein reichhaltiges Archiv u. viele alte Handschriften, darunter ein riesiges Chorgesangbuch aus der Hussitenzeit, auf 465 Pergamentblätter geschrieben, welches aufgestellt über eine Elle hoch ist u. 110 Pfund wiegt. Am Proviantshause steht der merkwürdige „Kelchthurm." Ueber die Elbe führt eine 1740 Fuß lange, auf steinernen Pfeilern ruhende, Brücke. Von Bildungsanstalten bestehen in L. eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, eine kaiserlich königliche Hauptschule u. eine weibliche Industrieschule. Für die Zwecke der Wohlthätigkeit sorgen das Spital zum heiligen Kreuz, ein Krankenhaus und das Almosen-Institut für Hausarme. Klöster: Dominicaner u. Kapuziner. Bürgerliche Gewerbe vielerlei Art, darunter eine Streichgarnspinnerei, eine Wagen-, eine Liqueurfabrik u. zwei Strohhutfabriken, Feldbau, Viehzucht, Fischfang (Lachse), Obst- u. Weinbau (das hiesige Product wird allgemein als „Tschernoseker" verkauft) bilden nebst Handel u. Schifffahrt die Nahrungszweige der betriebsamen Einwohner, deren Zahl 4700 beträgt. Vorzüglich wichtig sind die hiesigen Getreidemärkte, die nicht selten von 600 bis 800 Wagen befahren werden. Außerhalb der Stadt besitzt die Gemeinde das landtäfliche Gut **Kerblitz**, welches aus 15 zerstreuten Dörfern besteht. — An der Straße nach Böhmisch-Leipa befindet sich eine altböhmische Grabstätte aus den Zeiten Wladislaws II., wo man Geräthe u. Münzen gefunden hat. Der Basaltkegel Radebeil gewährt eine reizende Rundsicht. — L. war als Burg schon im 10. Jahrhunderte vorhanden. Herzog Spitignew gründete 1057 hier ein Collegiatstift mit Probstei, welches Kaiser Ferdinand III. 1655, als er das L.er Bisthum gründete, zu einem Domstifte erhob. mD.

Lelewel, Joachim, einer der bekanntesten Schriftsteller u. Staatsmänner Polens, wurde den 20. März 1786 zu Warschau geboren, wo seine Voreltern, die aus der Familie Lölhövel stammten, sich ungefähr 100 Jahre vorher niedergelassen hatten. Nach zurückgelegten Studien in dem Piaristencollegium seiner Vaterstadt beschäftigte er sich mit historischen Studien auf der Universität zu Wilna mit solchem Erfolge, daß er schon 1809 als Professor der Geschichte an dem neugegründeten Lyceum zu Krzemieniec in Volhynien angestellt wurde. In die Zeit seines dortigen Aufenthaltes fällt ein großer Theil seiner historischen Untersuchungen u. Veröffentlichungen, welche ihm sowohl im In-, als im Auslande einen Namen verschafften. Der russische Feldzug nöthigte ihn, diese Stellung zu verlassen u. sich nach Warschau zurückzuziehen, wo er bis zu Beendigung desselben blieb und dann als Professor der Geschichte an der Universität Wilna 1814, bald darauf aber, 1816, als Lehrer der Geschichte des Mittelalters u. der Bibliographie an der neuerrichteten Universität zu Warschau Anstellung fand. Hier verschaffte er sich durch seine feurigen, patriotisch gehaltenen Vorträge einen so großen Zuhörerkreis, und unter der polnischen Jugend so viele Verehrer u. Anhänger, daß die russische Regierung, welcher er, seiner offen an den Tag gelegten, politischen Gesinnung wegen gefährlich schien u. die ihn überdieß noch im Verdachte staatsgefährlicher Umtriebe hatte, ihn von seinem Posten entfernen zu müssen glaubte, 1814. L. trat nun in das Privatleben zurück u. beschäftigte sich einzig mit wissenschaftlichen Forschungen. Zu gleicher Zeit aber suchte er auch durch Versammlung von freiheitsliebenden Jünglingen um seine Person, welchen er seine Grundsätze einimpfte, für Vorbereitung einer Revolution zu wirken. Diese, welche 1830 erfolgte, rief ihn auf die politische Schaubühne. Er trat an die Spitze der patriotischen Gesellschaft u. erhielt, als Folge davon und seiner Beliebtheit beim Volke wegen, schnell nach einander die bedeutendsten Staatsämter. Er war einer von den Abgeordneten, welche dem Großfürsten Konstantin die Forderungen der polnischen Nation bekannt machen sollten, u. wurde dann zum Mitgliede des Vollziehungsrathes u. später zum Mitgliede der provisorischen *Regierung* gewählt. Er suchte, als der Diktator Chlopicki die Bedeutung der *patriotischen* Gesellschaft, an deren Spitze L. stand, fast ganz zu Nichte machte,

denselben zu stürzen; doch gelangen ihm seine deßfallsigen Bemühungen nur zur Hälfte. Als jener endlich die Diktatur freiwillig niederlegte u. eine Nationalregierung an deren Stelle gesetzt werden sollte, wurde L. als Repräsentant der reindemokratischen Ansicht in dieselbe gewählt, 30. Januar 1831; doch legte er darum das Präsidium der patriotischen Gesellschaft nicht nieder u. lud dadurch, seinen Collegen gegenüber, den Charakter der Zweideutigkeit auf sich. An der Reinheit seiner Absichten darf jedoch nicht gezweifelt werden; man muß dagegen aber zugeben, daß er, um seine Idee einer demokratischen Regierung durchzuführen, oft zu den ungeeignetsten Mitteln seine Zuflucht nahm u. daß ihm politische Feinheit ganz abging. Nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes flüchtete sich L. ebenfalls aus seinem Vaterlande u. wanderte unter fremdem Namen durch Deutschland u. Belgien nach Paris. Weil er sich aber daselbst fortwährend damit beschäftigte, einen neuen Aufstandsversuch in Polen zu veranlassen, wurde er auf Veranlassung des russischen Gesandten aus Paris ausgewiesen. Auf Lafayette's Landsitze la Grange fand er anfänglich, gegen das Versprechen, Paris zu meiden, ein Asyl, doch mußte er 1833 auch dieses verlassen, da seine fortwährenden Umtriebe zur Erneuerung der Revolution in Polen ihm die Ausweisung aus Frankreich zuzogen. Er begab sich nun nach Brüssel u. suchte sich durch Herausgabe historischer u. politischer Werke, sowie durch geschichtliche Vorlesungen zu ernähren. Er steht daselbst an der Spitze der demokratischen Partei der polnischen Emigration, der sich streng von den beiden andern Richtungen derselben sonderte. Als Staatsmann hat L. keine große Rolle gespielt, und die Würden, zu welchen er gelangte, hatte er mehr seiner Volksthümlichkeit, als seinen Leistungen zu verdanken. Als Forscher u. überhaupt als Gelehrter nimmt er dagegen eine hervorragende Stelle ein. Von seinen vielen, meistens auf alte Geographie u. Geschichte, nordische Mythologie u. besonders polnische Geschichte u. Literatur bezüglichen, Werken heben wir hervor: Dzieje polski, eine Geschichte Polens für die Jugend, mit Vergleichungen der Vergangenheit u. Gegenwart u. darauf Bezug habenden Reflexionen. Dieses 1829 erschienene Buch hat viel zur Entstehung der polnischen Revolution, welche er in der Polska odradzajaca (Brüssel 1843) beschrieb, beigetragen. Ferner: Blicke auf das Alter der litthauischen Stammvölker (Wilna 1808); Sprach- u. Verfassungsdenkmale von Polen u. Masovien (Warschau 1824); Zustand der Wissenschaften in Polen vor Erfindung der Buchdruckerkunst (Warschau 1819); Edda oder die Religion der alten Skandinavier (Warschau 1827); Numismatique du moyen âge (Paris 1835). Etudes numismatiques (Brüssel 1840). Gesammelte Schriften (Posen 1844). Ow.

Leman-See, s. Genfer-See.

Lemberg, polnisch Lwów, die Hauptstadt des österreichischen Königreichs Galizien, am Bache Peltew, in einem von Hügeln umschlossenen Kessel, ist in Absicht auf ihre Bevölkerung die siebente Stadt der österreichischen Monarchie, kann sich aber in der industriellen Thätigkeit noch mit keiner der großen Städte der deutschen, ungarischen u. italienischen Erbstaaten messen, obwohl es nicht verkannt werden kann, daß die, nahezu auf 60,000 Seelen sich belaufende Einwohnerschaft, worunter ⅓ Juden sind, im Gewerbfleiße bedeutende Fortschritte macht. Die Stadt ist gut gebaut, hat vortreffliches Pflaster, 23 Kirchen, 9 Klöster u. sonst noch mehre ansehnliche, öffentliche Gebäude; doch sind die Dächer meist nur mit Schindeln gedeckt. In ihr befindet sich der Sitz des galizischen Generalcommando's, des Landesguberniums, eines katholischen, griechisch-unirten u. eines armenischen Erzbischofes, außerdem noch des Appellationsgerichtes für Galizien, eines protestantischen Superintendenten u. eines israelitischen Oberlandes-Rabbiners. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt: die 1784 gestiftete, 1817 wiederhergestellte Universität (Alma Franciscea), an welcher 40 Professoren angestellt sind; eine treffliche Bibliothek gehört zu derselben. Ferner ist noch das berühmte Ossolinskische Institut, mit einer 45,000 Bände starken, besonders die polnische Literatur betreffenden Bibliothek, eine ständische Akademie mit landwirthschaft-

schaftlichem Institute, ein römisch- u. ein griechisch-katholisches Priesterseminar, zwei Gymnasien, eine Realschule, ein deutsches u. ein polnisches Nationaltheater zu bemerken. Der Handel, welcher sich ganz in den Händen der Juden befindet, wird zur Zeit der heiligen Dreikönigsmesse, besonders in Landeserzeugnissen, lebhaft betrieben. — Um's Jahr 1259 soll L. von Lew, dem Fürsten von Halicz, gegründet worden seyn; doch erst nach der Verwüstung von Halicz durch die Tataren wurde es Hauptstadt des Landes. An Polen kam L. durch Eroberung unter Kasimir dem Großen 1384 und war von da an Hauptstadt der polnischen Provinz Rus, bis es, bei der ersten Theilung Polens 1772, an Oesterreich fiel und nun Hauptstadt der Königreiche Galizien, Lodomerien und der Bukowina wurde. — Ow.

Lemercier, Nepomuk Louis, fruchtbarer und begabter französischer Dichter, geboren 1772 zu Paris, mußte sich zu einer Ode auf die Geburt des Königs von Rom bequemen, um ins Institut zu gelangen, war seit 1830 Deputirter und starb 1840. Er gehört dem Geiste, wenn auch nicht der Form nach — nur sein trefflicher Agamemnon, 4. Auflage 1818, ist durchaus classisch — den Classikern an, stellte zuerst an politischen Begebenheiten die komische Seite dar, wodurch er der Schöpfer der historischen Komödie wurde. Pinto 1806, aber bis 1824 von der Censur mit Beschlag belegt; Ostracisme 1808, Colomb 1809 rc. Seine Lustspiele sind reich an Witz, besonders die Tragikomödie Dame Censure. Außerdem hat man von ihm ein Drama „Richard III.“, 1823; die Melodramen: „Les deux filles spectres“, 1827; „Caïn“, 1829; „Les serfs polonais“, 1830; viele epische und didaktische Gedichte (Atlantiade 1812; La Panhypocrisiade, 20 Gesänge 1819—32) rc. Interessant sind seine Vorlesungen über die Literatur (4 Bände 1817) u. die Sammlung seiner Kritiken als Remarques sur les bonnes et les mauvaises innovations dramatiques (1834).

Lemgo, Stadt im Amte Brake des Fürstenthums Lippe-Detmold, eine Meile nördlich vom Teutoburaer Walde, in einem breiten, fruchtbaren, von der Bega durchströmten Thale. Man findet hier eine katholische, zwei lutherische u. eine reformirte Kirche, das protestantische Jungfrauenstift zu St. Marien, dessen Aebtissin, jedesmal eine Prinzessin aus dem regierenden Hause, im Annenhofe wohnt, ein Gymnasium und viele Wohlthätigkeitsstiftungen. Die Landesfürsten besitzen in L. den sogenannten „Lippehof“. Das große Gebiet der Stadt enthält vortreffliche Aecker, Wiesen und Wälder, aus deren landwirthschaftlicher Nutzung, so wie aus dem Betriebe bürgerlicher Gewerbe (darunter eine bedeutende Meerschaumkopffabrik) die 4000 Einwohnern gute Nahrung ziehen. — L. war früher durch seinen Handel berühmt und in den hanseatischen Bund aufgenommen. Im 17. Jahrhunderte, lange nachdem die Reformation hier eingeführt war, machte es sich berüchtiget durch die vielen in seinen Mauern verhängten Hexenprozesse. mD.

Lemierre, Antoine Marie, geboren 1723 zu Paris u. gestorben 1795, schrieb didaktische Gedichte und die Tragödien: „Hypermnestre“, Paris 1758; „Terée“, 1761; „Idoménée“, 1764; „Artaxerse“ 1766, und wurde durch seinen „Tell“ u. besonders durch die „Wittwe von Malabar“ in ganz Europa berühmt.

Lemma, s. Lehnsatz.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, mit dem Zunamen Emporius, geboren zu Margadant in Graubündten, zwischen 1510 und 1520, studirte zu Wittenberg unter Melanchthon, wurde Magister und Lehrer der griechischen Literatur daselbst, aber wegen seiner Epigramme relegirt, lebte zuletzt in der Mark Brandenburg und mehren Städten am Rheine und starb 1550 zu Chur in seinem Vaterlande. Er besaß viel dichterisches Talent, und machte sich besonders als witziger Epigrammatist und beißender Satyriker bekannt. Die beiden ersten Bücher seiner lateinischen Epigramme erschienen in Wittenberg 1538; Luther, der sich durch dieselben beleidigt wähnte, ließ dagegen eine derbe Invektive ausgehen und brachte es dahin, daß sie zu Wittenberg öffentlich verbrannt wurden (!).

Sogleich besorgte L. folgenden neuen Abdruck, dem noch ein drittes Buch hinzugefügt war: M. Simonis Lemnii Epigrammaton libri III. Adjecta est quoque ejusdem querela ad principem (Halle?), 1538, 8. Einige Epigramme von L. stehen auch in den Delic. Poet. Germ. P. II. p. 1035 und in Kappens Nachlese, Theil IV. p. 624. Sonst hat man von ihm: Luc. Pisaei Javenalis Monachopornomachia (1538); Amores 1542; Homerus lat. carm. factus, Basel (2 Bde., 1549). Der Schwabenkrig, ein helvetisch-rhätisches Nationalgedicht in 9 Gesängen, poetisch übersetzt von Thiele, Zizers 1792.

Lemnos, jetzt **Stalimene**, die nördlichste griechische Insel im ägäischen Meere, zwischen Tenedos und Thasos, zum türkischen Ejalet Dschesair gehörig, mit ungefähr 12 □Meilen und 10,000 Einwohnern, ist gebirgig, wenig bewässert, und erzeugt Getreide, Wein, Südfrüchte, etwas Oel, aber kein Holz. Von hier kommt die schon im Alterthume berühmte **Lemnische Siegelerde**, die unter besonderen Feierlichkeiten gegraben und auf Rechnung der türkischen Regierung verkauft wird. — L. war im Alterthume dem Vulkane geheiligt, der, von Zeus aus dem Olymp geschleudert, hier niedergefallen seyn soll. Die Insel hatte früher ihre eigenen Könige. Im trojanischen Kriege war L. Hauptstation der Griechen (vergleiche **Philoktetes**). Ihre Bewohner nennt Homer **Sintier**. Dann erscheinen Pelasger als Einwohner, welche, aus Attika vertrieben, sich derselben bemächtigten, eine Zeit lange unter **persischer** Herrschaft standen und erst durch die Unternehmungen des Miltiades, wenigstens zum Theile, von hier vertrieben wurden. L. blieb von nun an unter der Herrschaft **Athens**, kam in der Folge unter die Macedonier und endlich an die Römer. — Am 1. Juli 1808 fand hier ein Seekrieg der Russen über die Türken statt. — Die gleichnamige Stadt, sonst **Myrina**, hat einen griechischen Bischof, einen Hafen, Fort, Werfte und 1000 Einwohner.

Lemonnier (**Pierre Charles**), berühmter Mathematiker, geboren 1715 zu Paris, beobachtete, kaum 16 Jahre alt, mit Genauigkeit die Opposition des Saturn, ward 1736 Mitglied der Akademie, maß mit Maupertuis u. Clairaut einen Meridian unter dem Polarkreise, gab 1738—42 Sonnentafeln heraus, berichtigte die Schiefe der Ekliptik und bestimmte den Einfluß der Temperatur der Luft auf die astronomischen Refraktionen. Im Jahre 1743 zog er die Mittagslinie der Kirche St. Sulpice 2c. Er war der Beschützer **Lalande's** (s. d.) und starb 1799.

Lemontey (**Pierre Eduard**), französischer Literator und Geschichtsschreiber, geboren zu Lyon 1762, sprach in der ersten Versammlung der Generalstaaten für die Zurückberufung Neckers, sowie für die Zulassung der Protestanten zu den Reichsständen. Auch gelang es ihm, auf der zweiten Nationalversammlung durch seine zeitgemäße Mäßigung den ausschweifenden Maßregeln der Demagogen entgegen zu treten u. eine Menge verdienter Männer, namentlich Gelehrte, den Emigrationsgesetzen zu entziehen. Dieß zog ihm den Haß der wüthendsten Jakobiner zu; er mußte daher bis zu Robespierre's Sturz flüchten u. reihte sich unter die Vertheidiger Lyons gegen die Terroristen. Im Jahre 1797 nahm er seinen Aufenthalt in Paris, wo er 1804 dramatischer Censor, 1815 Generaldirektor des Buchhandels war und 1826 starb. Ein Voltairianer, schrieb er auf Napoleons Wunsch nach den Archiven in Voltaire's Style: „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV." (1818) als Einleitung zu „Histoire de la régence", (2 Bände, Paris 1832), deren Manuscript die Regierung bis zur Julirevolution mit Beschlag belegte. Seine übrigen literarischen u. poetischen Arbeiten erschienen in 5 Bänden 1829.

Lemuren, waren bei den alten Lateinern das, was man bei uns Gespenster nennt: die Seelen der Abgeschiedenen, deren Wiederkehr man fürchtete. Sonst heißen sie auch **Larven** u. **Manen**; diese letzteren sollten die Familien beschützen und friedliche, wohlthätige Geister seyn; die anderen aber sollten zur Strafe auf der Erde herumwandeln, u. dieß waren die eigentlichen L., Polter-

geister. Man hielt ihnen jährlich ein Fest, welches Lemuralia hieß; dasselbe währte vom 9. bis zum 13. Mai, ward in dreien Nächten gefeiert, so daß zwischen der ersten u. zweiten u. zwischen dieser u. der dritten immer eine Freinacht lag, an welcher man die Geister nicht beunruhigte; der 9., 11. und 13. aber selbst waren zur Austreibung der Geister bestimmt, welches auf folgende Art geschah: Stillschweigend nahm der Hausvater schwarze Bohnen in den Mund, so viel derselbe fassen konnte, ging um Mitternacht, barfuß, schweigend und allein und ohne Licht, zu einem Brunnen, schlug fleißig Schnippchen, um die Gespenster von sich abzuwehren, u. wusch sich dann dreimal; hierauf warf er die mitgenommenen schwarzen Bohnen hinter sich, ohne sich umzusehen, und sprach dabei: „Damit erkaufe ich mich und die Meinigen von euch!" dann wusch er sich nochmals und rief: „Weicht ihr väterlichen Manen". An den Reinigungstagen waren alle Tempel geschlossen, damit die ausgetriebenen Gespenster sich nicht in denselben einnisteten. Die Griechen theilten diesen Glauben nicht mit den Römern; ihre Gespenster waren eigene Plagegeister und die abgeschiedenen Seelen hatten keine Gemeinschaft mehr mit der Oberwelt. Der Glaube, daß die Geister der Verstorbenen zu Laren (s. d.) werden könnten (vergötterte Menschen), scheint sich erst später entwickelt und ausgebildet zu haben.

Lena, großer Fluß in Ost-Sibirien, entspringt im Gouvernement Irkutsk, westlich vom Baikal-See, fließt gegen Norden und mündet in mehren Armen in das Nord-Eismeer. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind: Kirenga, Witim, Olekma, Talbatschin, Aldan, Kuta, Wiljui, Muna. Die L. fließt zwischen felsigen Bergen. Bemerkenswerth ist, daß im unteren Thale des Flusses, an der Mündung des Wiljui, so wie um die L.-Mündungen, Zähne und Knochen, sogar ganze Gerippe von Mammuthen, Nashörnern u. anderen urweltlichen Vierfüßern, nebst Bäumen gefunden werden.

Lenaios, zu deutsch der Kelterer, ein Beiname des Bacchos.

Lenau, Nikolaus, s. Niembsch von Strehlenau.

L'Enclos, Anna, genannt Ninon de, geboren 1615 in Paris, früh verwaist, glänzte zeitig durch geistreichen Witz, musikalische Talente und körperliche Reize und gab sich, in freier und wechselnder Neigung, ihren zahlreichen Anbetern hin, ohne je von ihnen Geschenke anzunehmen. Im Genusse bedeutender Einkünfte, sammelte die neue Aspasia um sich die ausgezeichnetsten Gelehrten, Dichter und Staatsmänner ihrer Zeit, und selbst hochgestellte Frauen suchten ihren Umgang. Scarron, Fontenelle, Molière 2c. lasen ihre Werke ihr vor, und der junge Voltaire fand in ihr eine Gönnerin. Sie starb 1705. Einer ihrer Söhne liebte sie, ohne sein Verhältniß zu ihr zu kennen, und brachte sich dann aus Verzweifelung hierüber um. Sie schrieb: „La coquette vengée;" die unter ihrem Namen erschienenen Briefe sind wahrscheinlich unächt.

Lennep, 1) Johann Daniel van, ein berühmter Humanist, geboren 1724 zu Leuwarden in Friesland, studirte zu Franeker, hernach zu Leyden, vorzüglich die Humaniora, wurde 1752 Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Gröningen und zuletzt zu Franeker, wo er 1771 starb. Man hat von ihm: Coluthi raptus Helenae c. n. var. gr. et lat. Leuwarden 1747. Phalaridis epistolae etc. gr. et lat. c. n. Gröningen 1777, 2 Bde. Etymologium linguae gr. c. n. Everardi Scheidii, Utrecht 1790, 2 Bde., nach Scapula's Lexikon, aus L.s Vorlesungen, mit vielen nicht wahrscheinlichen Conjekturen. — 2) L., David Jakob van, geboren zu Amsterdam 1744, studirte die Rechte und classische Literatur zu Leyden, wurde 1799 Professor der Beredsamkeit am Athenäum in seiner Vaterstadt, später Professor zu Leyden und Mitglied des Instituts. Seit 1838 auch in die Ständekammer gewählt, wo er sich vielfach als Redner hervorthat. Er lieferte eine treffliche Ausgabe der Heroiden des Ovid und Sabinus (Amst. 1807, 2. Aufl., 1812), gab mit Bosch die „Anthologia graeca" (5 Bde., *Utrecht* 1795 — 1822) heraus, eigene lateinische (Carmina juvenalia 1790, Rusticatio Manpadica) und meisterhafte holländische Gedichte, so wie eine Uebersetzung

von Hesiods „Tagen und Werken" (1823) u. a. — 3) L., Jakob van, Sohn des Vorigen, geboren 1802 zu Amsterdam, studirte die Rechte zu Leyden, widmete sich aber, von Byrons Geist angeweht, bald ganz der Dichtkunst. Nach Herausgabe seiner „akademischen Idyllen" bearbeitete er vorzüglich die Sagen seines Vaterlandes, und in weit verbreiteten Romanen Hollands romantische Geschichte (Bd. 1—11, deutsch Aachen 1840—43), woran sich die historischen Romane: „Der Pflegesohn" (deutsch 3 Bde., ebend. 1835); „die Rose von Dekama" (3 Bde., ebend. 1837) reihen. Seit 1830 dichtete er mehre patriotische Gesänge, die mit Enthusiasmus aufgenommen wurden. Seine dramatischen Arbeiten verfolgen leider bloß Zeitinteressen.

Lenoir, Alexander, geboren 1762 zu Paris, berühmter Maler, erwarb sich sein größtes Verdienst durch die Vorsorge, die er bei der Revolution für Erhaltung alter Kunstwerke in Kirchen, Klöstern u. Palästen bewies, indem er dieselben nicht nur schützte, sondern auch auf eigene Kosten fortschaffen ließ u. endlich in ein großes Nationalmuseum vereinigte. Nach der Restauration wurden die, den Kirchen, Klöstern ꝛc. gehörigen, Kunstsachen zurückgegeben und auf diese Weise sein Museum aufgehoben; L. blieb jedoch Aufseher der Kunstschätze der Kathedrale zu St. Denis. Man hat von ihm eine Beschreibung des französischen Alterthümermuseums. (Paris 1801, 8 Bde.)

Lenormand, Marie Anne, eine berühmte Kartenschlägerin, geboren 1772 zu Alençon, gestorben zu Paris 1843, erwarb sich ein nicht unbedeutendes Vermögen durch die Leichtgläubigkeit ihrer Kunden, unter denen selbst Männer wie Napoleon und Kaiser Alexander von Rußland waren. Interessant sind ihre: „Mémoires historiques et secrètes de l'imperatrice Josephine." (2 Bde., 1820.)

Lenotre, André, geboren zu Paris 1613, folgte seinem Vater in dem Amte eines Aufsehers der Gärten der Tuilerien, und wurde dann Oberaufseher der königlichen Gebäude und Zeichner der Gärten. In der künstlichen Anlegung von Gärten machte er seiner Zeit Epoche, verschönerte durch seine Kunst Versailles, Trianon, St. Germain, die Gärten zu Clagny, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux u. m. a. In allen seinen Werken bemerkt man die Vortrefflichkeit seines Genies. Auch als Maler lieferte er schöne Kabinetstücke. Sein Tod erfolgte zu Paris im September 1700.

Lento (italienisch), langsam, gemächlich, wird in der Musik zuweilen auch mit lentement bezeichnet.

Lentulus, Name einer berühmten Familie des alten Roms, aus dem Cornelischen Geschlechte. Außer mehren Anderen sind anzuführen: 1) Servius Cornelius L., der älteste, bei Livius, 10, 1. als Consul im J. Roms 450. — 2) Publius Cornelius L., Consul 591 und Censor 615. Er zeichnete sich als ein vortrefflicher Redner und großer Staatsmann aus. — 3) Publius Cornelius L. Sura, des Vorigen Enkel, war 682 Consul, wurde 684 wegen seiner Sittenlosigkeit aus dem Senate gestoßen, gelangte aber doch wieder zur Würde eines Prätors. Als Mitverschworener des Catilina (s. d.) wurde er im Gefängnisse erdrosselt. — 4) Cn. Cornelius L. Clodianus, der 681 Consul war, erlitt im Sklavenkriege eine gänzliche Niederlage, wurde aber doch 683 Censor. — 5) Cn. Cornelius L. Marcellinus, Consul 697, zeichnete sich durch seine Beredsamkeit u. seinen Patriotismus rühmlich aus, u. arbeitete dem Pompejus und Crassus aus allen Kräften entgegen. — 6) Publius Cornelius L. Spinther, wirkte als Consul 696 thätig zur Zurückberufung des Cicero mit; daher die zärtlichen Dankergießungen des letzteren im ersten Buche seiner Briefe, die er an ihn als Proconsul in Cilicien schrieb. Im bürgerlichen Kriege war er auf Pompejus Seite und starb auch in demselben. — 7) Luc. Cornelius L. Crus, Consul 704, war ein eifriger Anhänger des Pompejus, floh mit demselben nach der Schlacht bei Pharsalus nach Aegypten und wurde daselbst getödtet.

Lenz 1) (Jakob Michael Reinhard), geboren 1750 zu Seßwegen in

Liefland, studirte 1769 zu Königsberg, ging dann nach Berlin u. begleitete einen jungen Adeligen nach Straßburg. Dort wurde er mit Göthe bekannt und lebte regellos. Er gerieth 1778 in drückende Armuth, verlor seinen Verstand und kam, bald hier, bald da umherirrend, endlich nach Moskau, wo er 1792 starb. Er schrieb die Schauspiele: Der Hofmeister, Lpz. 1774 u. Der neue Mendoza, ebd. 1774 u. mehre Lustspiele; Petrarcha, Episteln, Anmerkungen über das Theater, Uebersetzung von Shakespeare's Love's labour's lost, Lpz. 1774; Schriften, Berlin 1828, 3 Bde., herausgegeben von L. Tieck. — 2) L., **Karl Gotthold**, geboren zu Gera 1763, zeigte schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt innige Liebe zu dem griechischen und römischen Alterthume, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Als Gera 1780 abbrannte u. der Schulunterricht über ein halbes Jahr lange ausgesetzt werden mußte, bearbeitete er ganz für sich einen lateinischen Commentar zu Catulls Epithalamium, den er 1787 vermehrt u. verbessert herausgab, sieben Jahre widmete er in Jena dem Studium der Theologie u. Philologie, ging dann nach Göttingen und wurde 1790 Lehrer an der Wichmann'schen Erziehungsanstalt zu Celle. Von hier wandte er sich 1791 nach Gotha u. besorgte bis 1800 die Redaktion der Becker'schen Nationalzeitung. Seit 1799 war er Professor am Gymnasium zu Gotha. Als Schlichtegroll, sein vieljähriger Freund, nach München ging, erhielt L. die Aufsicht über das herzogliche Münzcabinet, dem er mit seltenem Eifer u. dem unablässigen Streben, tief in die Numismatik einzudringen, fast zwei Jahre lange vorstand. Mit seltener Kraft ertrug er körperliche Leiden und starb 27. März 1809 mit der Ruhe der Weisen. Seine weit ausgebreiteten Kenntnisse, sein Eifer für die verschiedensten Zweige der Literatur, seine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Amts- u. Berufspflichten u. das lebendige Streben, seinen Schülern in und außer der Schule nützlich zu werden, machten ihn als Lehrer höchst schätzbar. Mit Beifall nahm das Publikum seine lehrreichen Schriften auf: Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter, Hannover 1790; Ueber Rousseau's Verbindung mit Weibern, 2 Bände, Leipzig 1792; Die Ebene von Troja, mit Kupfern, Neustrelitz 1798; Reise nach Troja von Lechevalier, frei bearbeitet, Altenburg 1800; Die Göttin von Paphos auf alten Bildwerken und Baphomet, Gotha 1808, 4. mit 2 Tafeln in Steindruck; Erklärende Anmerkungen zu Ovids Metamorphosen u. den auserlesenen Stücken der römischen Elegiendichter u. Lyriker in der von Campe veranstalteten Encyklopädie der lateinischen Classiker. Außerdem mehre Abhandlungen u. Biographien in verschiedenen Zeitschriften.

Leo, Name von 12 römischen Päpsten. — 1) L. I. oder der **Große, Heiliger**, aus einer der ersten Familien Toskana's abstammend, zu Rom geboren, bestieg den heiligen Stuhl im Jahre 440 u. regierte die Kirche 21 Jahre u. 7 Monate. Mit Scharfsinn u. Lernbegierde begabt, erwarb er sich frühzeitig Kenntnisse in allen Zweigen der schönen Wissenschaften, besonders in der Beredtsamkeit. Dabei war er aber zu erleuchtet, als daß er nicht zum Höheren hätte voranschreiten sollen, und widmete sich der Forschung in den Offenbarungen des Herrn. Kaum war er in den geistlichen Stand getreten, als er zum Erzdiakon der Kirche von Rom erhoben wurde; als solcher hatte er unter Papst **Cölestin** großen Antheil an der Kirchenverwaltung. Sixtus III., Cölestins Nachfolger, entdeckte durch L.s Eifer die Heuchelei des Peligianers **Julian**, der tausend geheime Triebfedern in Bewegung setzte, um in die Kirchengemeinschaft, aus der er seiner Irrlehre wegen verstoßen worden, wieder aufgenommen zu werden. Wie im kirchlichen, so wirkte L. im Bürgerlichen zum allgemeinen Wohle. Durch ihn wurden die zwischen Aetius u. Albin entstandenen Irrungen, die von den nachtheiligsten Folgen hätten werden können, beigelegt u. in Gallien die Versöhnung dieser zwei Feldherren, zur Sicherung des abendländischen Reiches, glücklich erwirkt. Während der fromme Friedensstifter in Gallien sein wichtiges Werk vollendete, starb Papst **Sixtus** gegen die Mitte des Monats Juli 440. Die römische Geistlichkeit erhob nun den, durch heiligen Wandel, wissenschaftliche Kenntnisse u. Verdi-

samkeit vor allen Uebrigen ausgezeichneten Erzdiakon auf den Stuhl des heiligen Petrus u. die ganze christliche Welt gab dieser Wahl ihren Beifall. L. entsprach nicht nur ganz den auf ihn gesetzten Hoffnungen, sondern übertraf sie sogar noch durch die hohen Thaten, welche seine Amtsführung verewigen. Von seiner Erhebung durch eine Gesandtschaft benachrichtigt, traf er am 40. Tage darauf in der Hauptstadt der Christenheit ein, wo er mit unaussprechlicher Freude empfangen u. den 29. September 440 feierlich als Kirchenoberhaupt eingeführt wurde. L. ergriff das Ruder der Kirche in stürmischen Zeiten; doch, fest auf Gott vertrauend, ließ er den Muth nicht sinken. Kaum auf den päpstlichen Stuhl erhoben, begann er sogleich den schweren Kampf gegen Laster und Irrlehre. Die Verkündigung des göttlichen Wortes erschien ihm als eine der unerläßlichsten Amtspflichten. In seinen, auf uns gekommenen, Predigten erkennen wir einen eifrigen u. für die Heiligung der ihm anvertrauten Seelen in alle Weise bedachten Lehrer. Fasten u. Almosengeben sind ihm zwei unzertrennliche u. sich wechselseitig unterstützende Tugendübungen. Durch das erstere soll der Mensch zur Selbstbeherrschung geführt, und durch das andere in der thätigen Nächstenliebe bewährt werden. So kräftig und beredt der Heilige aber auch die oben berührten Gegenstände behandelt, übertrifft er sich doch gleichsam selbst, wenn seine Predigten das Geheimniß der Menschwerdung darstellen, und die unaussprechliche Liebe, welche den Sohn Gottes bewog, zur Rettung unseres gefallenen Geschlechtes unsere Natur mit allen Armseligkeiten anzunehmen. Es ward ihm aber auch der Trost, viele Ungläubige zur Kenntniß der Wahrheit zu führen, die er dann selbst mit unsäglicher Wonne vollends unterwies. Er war die Geißel der Irrlehre u. wußte nicht nur kräftig ihrem Andrange zu widerstehen, sondern auch den ausgestreuten Samen sogleich wahrzunehmen u. im Keime zu ersticken. Als Karthago 439 von Vandalen eingenommen worden, floh eine Menge Manichäer nach Rom, wo sie lange heuchelnd in katholischer Gemeinschaft lebten. Endlich jedoch wurden sie erkannt und der heilige Papst berief, zur Enthüllung ihrer bösen Lehre, eine Versammlung aus Bischöfen, Priestern und den Vornehmsten des Senats und des Reiches. Die Auserwählten der Manichäer, das heißt, die in ihre Geheimnisse Eingeweihten, wurden vorgeladen. Sie bekannten nun selbst ihre verworfenen Grundsätze, so wie ihre verabscheuungswürdigen Sitten. Die Reuigen nahm der heilige L. in den Schooß der Kirche auf u. empfahl sie bei Abschwörung ihres Irrthumes den Gebeten der Gläubigen. Diejenigen aber, welche hartnäckig in der Ketzerei beharrten, wurden des Landes verwiesen. Um eben diese Zeit zertrümmerte auch L. gänzlich die pelagianische Irrlehre, welche bei Aquileja sich von Neuem ausbreitete. Der heilige Prosper, den er zu seinem Geheimschreiber erwählt hatte, unterstützte ihn mit dem thätigsten Eifer, um den Anhängern des Pelagius den Eingang in die Hauptstadt der Christenheit zu wehren. Von Italien wandte der unermüdete Oberhirt seine Blicke auf das von der priscillianischen Irrlehre bedrohte Spanien. An den heiligen Turibo, Bischof von Astorga, den kräftigen Kämpfer für die Wahrheit, erließ er einen ermunternden Brief; auch befahl er den Bischöfen dieses Landes, sich in einem Concilium zu versammeln und die, wie ein Krebs unversehens um sich greifende, Ketzerei gänzlich auszureuten. Als der heilige Hilarius von Arles den Bischof Chaledonius abgesetzt hatte, wandte sich dieser an den Papst, von dem er, nach genauer Untersuchung der erhobenen Anklagen, die sich als ungegründet erwiesen, wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. Bei dieser Veranlassung verlegte er auch den Metropolitansitz von Arles nach Vienne. Die Unruhen, welche im Morgenlande durch die Irrlehre des Eutyches ausgebrochen, eröffneten der Hirtensorge des heiligen L. ein weites Feld. Auf der Versammlung zu Ephesus, die ihrer Gewalthätigkeit wegen so berüchtigt ist, herrschten die Anhänger und Begünstiger des Irrlehrers mit wüthender Uebermacht u. verübten, ungeachtet der Einsprache der päpstlichen Legaten, schändliche Mißhandlungen an dem heiligem Patriarchen Flavian von Konstantinopel. Die Beschlüsse dieser unwürdigen Versammlung

erklärte L. für nichtig und, den heiligen Flavian zur Beharrlichkeit ermunternd, schrieb er über dessen Mißhandlung einen kraftvollen Brief an den Kaiser. Marcian u. Pulcheria, welche Theodosius dem Jüngeren auf dem Throne nachfolgten, erklärten sich kräftig für die katholische Lehre und unterstützten ernstlich den heiligen L., der einen allgemeinen Kirchenrath von über 600 Bischöfen zusammenberief. Die Eröffnung dieses Conciliums erfolgte 8. October 451 zu Chalcedon, wobei der Papst durch seine Legaten den Vorsitz führte. Als der, an Flavian von dem heiligen Papste ein Jahr vorher erlassene Brief, der eine schlichte u. bestimmte Erklärung der katholischen Lehre vom Geheimnisse der Menschwerdung enthielt, das Nestorius und Eutyches angegriffen hatten, vorgelesen wurde, riefen die Väter des Conciliums einstimmig aus, der heilige Geist habe ihn eingegeben u. er müsse in der ganzen Kirche als Richtschnur angenommen werden. In ihren Synodalschreiben baten die Väter den heiligen L., er möge ihre Beschlüsse bestätigen. Der heilige Vater bestätigte auch alle, den Glauben betreffende Beschlüsse, die von der ganzen Kirche mit der größten Ehrerbietung angenommen wurden. Nur gegen den 28. Kanon, der in Abwesenheit seiner Abgeordneten verfaßt worden u. wodurch man dem Erzbischofe von Konstantinopel die Benennung des ersten Patriarchen im Morgenlande beilegte, erklärte er sich laut, als gegen eine Neuerung in der kirchlichen Ordnung. Allein die morgenländischen Bischöfe beharrten bei ihrer Bestimmung, u. der Gebrauch bestätigte nachher dem Erzbischofe von Konstantinopel die ihm zugesprochene Benennung u. den Vorzug eines Patriarchen. Während die Umtriebe der Irrlehrer das morgenländische Kaiserthum erschütterten, ward das abendländische Reich der Wuth der Barbaren preisgegeben. Attila (s. d.), beladen mit dem Raube von mehren Nationen, wandte seine gierigen Blicke auch gegen Rom. Die Bewohner dieser Stadt, von Schrecken ergriffen, baten den heiligen L., dem Furchtbaren entgegen zu gehen, um dessen Grausamkeit zu besänftigen. Er that es, u. der König empfing den heiligen Oberhirten, gegen alle Erwartung, mit den größten Ehrenbezeigungen u. versprach dem Reiche Frieden, unter Vorbehalt einer jährlich ihm zu entrichtenden Abgabe; und zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen stellte er ohne Verschub alle Feindseligkeit ein. Kurz nachher aber starb Attila, u. so ward die Erde von dem blutigen Eroberer befreit, welcher die Geisel Gottes genannt wurde, weil er ein Werkzeug des Himmels zu seyn schien, die Menschen wegen ihrer Sünden zu züchtigen. Eben so hielt auch der heilige Oberhirt den Vandalenkönig Genserich, den die Kaiserin Eudoria, zur Rache wegen der Ermordung ihres Gemahles Valentinian, nach Italien gerufen hatte, bei dessen Einrücken in Rom ab, Blut zu vergießen oder Feuer anzulegen u. bewog ihn, sich mit der Plünderung der Stadt zu begnügen. Der allgemeinen Beraubung entgingen nur die Kirchen zum heiligen Petrus u. zum heiligen Paulus, welchen Genserich das damals übliche Freistättenrecht zugestanden hatte. Demuth, Sanftmuth u. Nächstenliebe waren die Hauptzüge im Leben unsers heiligen Oberhirten, weßhalb er auch immer geehrt u. geliebt wurde von den Kaisern, Fürsten u. allen Ständen, sogar von den Heiden u. den rohesten Völkern. Er starb 10. November 461. Dem heiligen L. ward auch durch seine Schriften, die in 96 Predigten, 41 Briefen u. einigen Abhandlungen bestehen (herausgegeben Venedig, 3 Bde., 1755—57 u. f.) ein Theil der, seinem Andenken jeder Zeit in der Kirche erwiesenen Verehrung. Sie sind in der That die schönsten Denkmale seiner Frömmigkeit, seiner vielseitigen Kenntnisse u. seines erhabenen Geistes. Seine Gedanken sind wahr, glänzend u. kräftig; seine Ausdrücke, schön u. würdevoll, ergreifen u. rühren das Herz. Er ist durchaus gleich erhaben u. edel. Seine Sprache ist rein u. zierlich; seine Schreibart gedrängt, lichtvoll u. gefällig. Was bei einem gewöhnlichen Schriftsteller Schwulst wäre, ist bei dem heiligen L. Größe in dem kühnen Fluge eines hohen Geistes. Diese edle Behandlungsweise ziemt aber auch ganz den erhabenen Gegenständen, die er aus der Tiefe der christlichen Religion entnimmt u. mit Meisterhand in ihrer

Würde darstellt. — 2) L. II., der Heilige, ein Sicilianer, erwählt im Jahre 682, besaß ausgezeichnete Kenntnisse in der griechischen u. lateinischen Sprache, in der Musik, in den theologischen Wissenschaften u. zeichnete sich dabei durch hohe Frömmigkeit aus. Er hieß die Verhandlungen des unter seinem Vorfahrer, dem heiligen Agatho, gehaltenen sechsten allgemeinen Conciliums gut, übertrug sie in die lateinische Sprache u. sendete sie auch nach Spanien. Obschon Papst Honorius gerechtfertiget werden kann, daß er nicht in den Irrthum der Monotheliten gefallen war, so hat er doch durch zu viele Nachsicht u. durch ein schädliches Stillschweigen verursacht, daß das Uebel nicht gleich im Anfange erstickt wurde, sondern sich zu weit verbreitete. Daher mag auch das Concilium zu Konstantinopel den Namen dieses Papstes Jenen angereihet haben, welche es, als der Ketzerei schuldig, verdammte. Diese Ursache gibt der heilige Papst L. in einem Briefe an die Bischöfe Spaniens an, wenn er schreibt: „Weil Honorius die ketzerische Lehre nicht in ihrem Entstehen erstickte, wie dieß seinem Amte zukam, sondern vielmehr durch seine Nachlässigkeit unterhalten hatte.“ Und in einem Schreiben an Ervigius, König von Spanien, sagt der heilige Papst: „daß nebst Theodor, Cyrus, Sergius, Pyrrhus, Paulus u. Petrus von Konstantinopel, auch Honorius, der Römer, mit dem Anathema belegt worden, weil er zugelassen, daß die unbefleckte Regel der apostolischen Ueberlieferung, welche er von seinen Vorfahren empfangen hat, verunreinigt worden ist.“ Der heilige L. verbesserte auch den Gregorianischen Gesang, verfaßte für den Gottesdienst mehre Hymnen u. sorgte als Vater der Armen für ihre geistlichen u. leiblichen Bedürfnisse. Man schreibt ihm ferner die Verfügung zu, in der feierlichen Messe den Kuß zu ertheilen u. über das Volk Weihwasser zu sprengen. Er verwaltete die Kirche nur 10½ Monate; sein Andenken wird den 28. Juni gefeiert. — 3) L. III., der Heilige, von Geburt ein Römer, wurde erwählt 795 u. regierte die Kirche 20½ Jahr. Dieser Papst besaß einen Charakter voll Standhaftigkeit, eine eindringliche Rede u. war ein Muster der höchsten Sittenreinheit. Fand er einen wahren Diener Gottes, so zog er ihn an sich und machte sich ein Vergnügen daraus, sich mit ihm von den heiligen Wahrheiten der Religion zu unterhalten. Er bewog Jedermann, nach Vermögen Almosen zu geben und gab selbst das Beispiel der mitleidigen Liebe gegen Arme und Leidende. Aber aller dieser trefflichen Eigenschaften ungeachtet, mußte L. doch vielerlei Qualen erleiden; so geschah es z. B. am Markustage des Jahres 799, daß, als der Papst die Procession begleitete, Anverwandte des Papstes Hadrian mit einem Haufen Bewaffneter über ihn herfielen, ihn zu Boden warfen, auf alle Art mißhandelten, und zuletzt in ein enges Gefängniß einsperrten. Wohlgesinnte fanden Mittel, ihn zu befreien und über die Stadtmauer hinabsteigen zu lassen. L. floh nun zu König Karl nach Frankreich, der ihn wieder nach Rom zurück begleitete und nach hergestellter Ordnung krönte der Papst im Jahre 800 am heiligen Christfeste Karl zum Kaiser, und stiftete so das heilige römische Reich deutscher Nation. — In dem Nicänisch-Konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisse standen in Betreff des Ausganges des heiligen Geistes vom Vater und Sohne die Worte „filioque“ Anfangs nicht, sondern wurden nachher erst eingerückt, und zwar zuerst in Spanien. Obschon diese Worte den wahren Glauben ausdrücken, so wollte doch L. nicht zugeben, daß sie dem Glaubensbekenntnisse eingeschaltet würden, weil man dem, was die Concilien beschlossen haben, Nichts beisetzen solle, u. weil es noch viele Glaubens-Wahrheiten gebe, welche im Glaubens-Bekenntnisse, dem Glauben unbeschadet, nicht ausdrücklich aufgenommen wären; allein, wo die Worte „filioque“ einmal herkömmlich eingeschaltet waren, da blieben sie auch, bis sie endlich auch zu Rom aufgenommen wurden. 803 machte L. dem Kaiser einen Besuch zu Aachen, um mit ihm das heilige Christfest zu feiern. Bei dieser Gelegenheit soll der Papst auf Ansuchen des Kaisers den heiligen Swibert, einen Apostel der Westphalen u. Sachsen, in Gegenwart vieler Cardinäle und Bischöfe, nach sorgfältiger Prüfung feierlich als Heiligen erklärt

haben. Diese Thatsache wird aber widersprochen, und die Zeugnisse, welche dem Papste Johann XVI. die erste feierliche Heiligsprechung zuschreiben, sind überwiegend. Dieser Papst, welcher vor seinem Ende nochmals in große Gefahr durch Aufrührer kam, pflegte des Tages öfters mit zärtlichster Andacht das heilige Meßopfer zu verrichten. Die Congregatio Rituum hat im siebenzehnten Jahrhunderte den Namen L.s III. in das Verzeichniß der Heiligen gesetzt und seinem Andenken den 12. Juni angewiesen. — 4) L. IV. der Heilige ein Römer, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und Großmuth, bestieg den päpstlichen Stuhl 847. Da die Sarazenen unter ihm Rom immer noch bedrohten, so raffte L. in der Eile Alles zusammen, um bei dringender Gefahr tapferen Widerstand leisten zu können. Dabei vergaß der heilige Mann auch nicht, die Hülfe von Oben zu erflehen; denn, wo der Herr die Stadt nicht bewacht, da ist Alles übrige Wachen fruchtlos. Die Sarazenen wurden geschlagen und die ihnen abgenommenen Gefangenen bei Anlegung von Festungswerken und Anstalten zur Verschönerung der Stadt verwendet. L. erbarmte sich auch der unglücklichen Einwohner von Centumcellä, deren Stadt von den Sarazenen zerstört und sie daher gegen deren weitere Anfälle schutzlos waren. L. baute ihnen eine neue Stadt und verwendete überhaupt an die Bedürftigen große Summen, erbaute dabei mit großem Aufwande Klöster und Kirchen. Bei dem Konfessionsaltare des heiligen Petrus, d. i. dem Altare, welcher auf dem Grabe des Apostelfürsten stand, verwendete er auf Tafeln und Verzierungen 216 Pfund an Gold, und Edelsteine von noch größerem Werthe. Das Gewicht des eben dahin verbrauchten Silbers belief sich auf mehr als 3800 Pfund. L. predigte selbst öfters mit großem Eifer. Er soll der Verfasser des Sermons De cura pastorali seyn und ihn den Bischöfen zugesandt haben. — Um diese Zeit machte auch die Lehre des Mönches Gottschalk (Gottes Knecht) von der unbedingten Gnadenwahl, welche Calvin nachher auch zu der seinigen machte, viel Unruhen. L. starb, nachdem er die Kirche etwas über 8 Jahre verwaltet hatte. Sein Andenken wird am 17. Julius gefeiert. — 5) L. V., geboren auf einem, nahe bei Ardea gelegenen, Maierhofe in der Campagna di Roma, wurde erwählt im Jahre 903 und starb einen Monat und 9 Tage nach seiner Erhöhung auf den päpstlichen Thron im Kerker, in welchen er durch die Gewaltthätigkeit seines Nachfolgers Christophorus war geworfen worden. — 6) L. VI., ein Römer, erwählt im Jahre 928, verwaltete die Kirche einige Tage über sieben Monate. Dieser Papst, der unter die Guten gerechnet wird, starb eines gewaltsamen Todes. — 7) L. VII., ein Römer, erwählt 936, saß $3\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Stuhle Petri. Dieser Papst konnte nur mit Gewalt zur Annahme der päpstlichen Würde bewogen werden. Groß war sowohl seine Frömmigkeit, als sein Eifer zur Herstellung besserer Ordnung. Besonders kam bei ihm die verfallene Klosterzucht wieder in Aufnahme. Durch den heiligen Odo, Abt von Augny, glückte es L., zwischen Alberich, dem damaligen Herrn von Rom und dessen Schwiegervater Hugo, König in Italien, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Als Hugo späterhin Rom belagerte, trat der heilige Odo abermals ins Mittel und beredete den König zur Aufhebung der Belagerung. — 8) L. VIII., siehe Papst Johann XII. — 9) L. IX., der Heilige, vor seiner Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus Bruno, stammte aus einem der angesehensten Geschlechter im Elsasse. Er war der Sohn Hugo's IV., Graf von Nordgau oder Niederelsaß und am 21. Juni 1002 auf dem Schlosse Dagsburg geboren. Als L. das fünfte Jahr erreicht hatte, übergaben ihn seine Eltern dem Bischofe Berthold von Tours, von welchem er in der Religion u. in den schönen Wissenschaften unterrichtet wurde. Nachdem er die Bahn seiner Studien mit dem besten Erfolge durchlaufen, beförderte ihn Berthold zu einer Kanonikatstelle an seinem Domstifte. Der junge Kanonikus führte das erbaulichste Leben; seine ganze Zeit vertheilend zwischen Gebet, frommer Lesung u. Erlernung der geistlichen Wissenschaften. Als er zum Diakon geweiht worden, erhielt er den Ruf an den Hof des Kaisers Kon-

rad, welcher ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Er bewährte da eine seltene Gewandtheit in Führung der Geschäfte, lag aber auch zugleich den Uebungen der christlichen Frömmigkeit ob und ließ nicht im Geringsten von seiner gewohnten Bußstrenge ab. 1026 erhielt Bruno die Nachricht von seiner Bestimmung als Oberhirte der, durch den Tod des Bischofs Hermann verwaisten, Kirche von Toul. Der Kaiser suchte ihn zu bereden, seine Weihe auf das folgende Jahr hinauszuschieben; allein der Heilige wollte seine Gemeinde nicht ohne Aufsicht lassen, über welche Gott dereinst Rechenschaft von ihm fordern werde. Gleich nach der Weihe legte er Hand an zur Verbesserung der geistlichen u. Ordensgenossenschaften seines Sprengels. Durch seine väterlichen Bemühungen kehrten Zucht u. Ordnung in die Klöster zurück. Der Gottesdienst hob sich u. auch die Kirchenmusik erhielt unter seiner Anordnung Anstand u. Würde; denn er selbst war in dieser Kunst sehr fertig u. lieferte darin treffliche Arbeiten. Unermüdet suchte er das Heil der Seelen und die Frömmigkeit zu befördern. Durch seine unzerstörliche Geduld u. Sanftmuth beschämte er die Bosheit Derjenigen, welche ihn mit dem Kaiser u. anderen Gewaltigen zu verfeinden sich bemüheten. Durch den 1048 erfolgten Tod des Papstes Damasus ward der heilige Stuhl erledigt. Die Kirche von Rom forderte einen Oberhirten, welcher Klugheit mit Eifer, Tugend mit Standhaftigkeit, Kenntniß der kirchlichen Gesetze mit dem Bestreben, sie in Ausführung zu bringen, vereinte. Alle diese Eigenschaften hatte man bisher an Bruno wahrgenommen u. bewundert. Deßhalb vereinigten sich auf der Versammlung eines Reichstages zu Worms, der auch Kaiser Heinrich III. beiwohnte, die Wünsche Aller, den Bischof von Toul zur päpstlichen Würde erhoben zu sehen. Der Heilige dagegen erbat sich, nach vergeblicher Bemühung, sich dieser Würde zu entziehen, drei Tage Bedenkzeit. Diese Frist brachte er im Gebete, in Thränen u. strengem Fasten zu. Hierauf kehrte er in die Versammlung wieder zurück, wo er ein öffentliches Bekenntniß über sein ganzes Leben ablegte. Seine Absicht war, seine Wähler von seiner Unwürdigkeit zu überzeugen und sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Aber auch dieser Versuch blieb erfolglos, und da er sich nun ergeben mußte, setzte er noch die wesentliche Bedingung, daß er nicht anders, als mit Zustimmung der ganzen Geistlichkeit u. des Gesammtvolkes in Rom, den päpstlichen Stuhl besteigen werde. Nach diesem Vorgange trat er den Rückweg nach Toul an, um gleich nach Ostern im Pilgergewande und ohne Begleitschaft nach Italien sich zu begeben. Einige Meilen von Rom stieg er vom Pferde und hielt zu Fuß seinen Einzug in die Hauptstadt der Christenheit. Mit lautem Jubel nahm man ihn auf und bestätigte sogleich seine Wahl. Als Papst nahm er, bei seiner am 12. Februar 1049 geschehenen Thronbesteigung, den Namen L. an, indem er sich, den heil. L. dem Großen zum Muster wählend, dessen Frömmigkeit, Eifer, Unerschrockenheit u. Sanftmuth im apostolischen Amte nachzuahmen vorsetzte. Gleich beim Eintritte seines Oberhirtenamtes suchte er die Verkäuflichkeit der geistlichen Stellen und die, von den kirchlichen Gesetzen verbotenen, Ehen zu verdrängen. Auf einer Reise, die er 1049 nach Deutschland machte, bezeichnete er alle seine Schritte durch heilige Handlungen. Er hielt ein Concilium zu Rheims, wo er die Abteikirche zum hl. Remigius einweihte; von da begab er sich nach Metz und nach Mainz. In letzterer Stadt versammelte er einen Kirchenrath, dem vierzig Bischöfe, in Gegenwart des Kaisers, beiwohnten. Auf seinem Rückwege brachte er drei Monate im Elsaß, seinem Vaterlande, zu und weihte eine Menge Kloster- u. Pfarrkirchen. An allen Orten ließ er Merkmale seiner Frömmigkeit und seines Eifers zurück. In Rom versammelte er bei seiner Rückkunft ein Concilium, in welchem die Irrlehren Berengars über das allerheiligste Altarssakrament verdammt wurden; eben dieses geschah auch später unter seinem Vorsitze in einer Versammlung zu Vercelli. Das folgende Jahr machte er, um seine ehemalige Diözese zu besuchen, eine Reise nach Toul. 1052 ging er nach Deutschland, um die Aussöhnung zwischen dem Kaiser Heinrich u. dem Ungarnkönige Andreas zu vermitteln. Das Jahr darauf erließen Michael

Cärularius, Patriarch von Konstantinopel, u. L., Bischof von Acridia, ein gemeinschaftliches Sendschreiben an Johannes, Bischof von Trani in Apulien, Beschwerden erhebend gegen die lateinische Kirche, daß sie mit ungesäuertem Brode opfere, an den Samstagen in der Fastenzeit, wie an den anderen Tagen, in den Speisen Abbruch fordere, sich nicht des Blutes enthalte, in den Fasten das Alleluja nicht singe u. Anderes dergleichen mehr. Eine, auf solche Ursachen sich gründende, Spaltung war gewiß unverzeihlich. Der heilige Papst antwortete dem Patriarchen durch eine rühende Ermahnung zur Einheit u. zum Frieden u. zeigte ihm, daß die fraglichen Gebräuche tief ins Alterthum, bis zum heiligen Petrus hinaufreichen. Er schrieb auch dem Cardinal Humbert, die lateinische Kirche zu rechtfertigen und die Vereinigung der Griechen mit ihr zu bewirken. Seine Schutzschrift für die Kirchenzucht des Abendlandes brachte aber nicht die gehoffte Wirkung hervor. Nichts rührte den ränkevollen Patriarchen, der es dahinbrachte, daß der größte Theil der morgenländischen Kirchen sich von dem sichtbaren Oberhaupte u. Statthalter Jesu Christi lostrennte. Während dieser traurigen Zerrüttungen in der Kirche ward Italien von den Normannen verheert, die, nach Vertreibung der Sarazenen und Griechen, des Königreichs Neapel sich bemächtigend, Unruhen u. Verwirrung weit umher verbreiteten. Um diesen stets wachsenden Unordnungen Einhalt zu thun, wandte sich L. an Kaiser Heinrich III. um Unterstützung. Die päpstlichen u. kaiserlichen Kriegsvölker vereinigten sich auch zum Kampfe gegen die Eroberer, wurden aber gänzlich geschlagen u. selbst der Papst fiel in die Hände der Sieger, die ihn jedoch während des ganzen Jahres seiner Gefangenschaft mit aller Schonung und Verehrung behandelten. Diese Zeit ging indeß für ihn nicht verloren, sondern ward, durch strenges Fasten, lange Nachtwachen u. ununterbrochenes Gebet geheiligt, ihm eine Gelegenheit zur höheren Vervollkommnung. Beständig trug er ein Bußkleid und hatte seine Lagerstätte auf dem Boden seines Zimmers, bestehend in einer Matte u. einem Steine zum Kopfkissen. Mit diesen freiwilligen Entbehrungen vereinigte er reichliche Almosenspenden. Da L. indeß in eine Krankheit verfiel, begehrte er, nach Rom gebracht zu werden, was auch geschah. Der Auflösung nahe, gab er, alle seine Kräfte noch einmal sammelnd, der um ihn versammelten Geistlichkeit die rührendsten Ermahnungen. Nach diesem ließ er sich in die Kirche des Vatikans tragen, wo er, nach langem Gebete, von der Auferstehung zum besseren Leben sich unterhielt. Des anderen Tages betete er, nach erhaltener heiliger Oelung, auf die Erde hingestreckt, eine ganze Stunde lange vor dem Altare des heiligen Petrus. Nach verrichteter Andacht hörte er dann, auf seine Liegerstätte zurückgebracht, die heilige Messe, empfing die letzte Wegzehrung u. gab den Geist auf am 19. April im Jahre 1054, in dem 52. Jahre seines Alters, nachdem er 5 Jahre u. 2 Monate der Kirche Gottes vorgestanden hatte. — 10) L. X., Giovanni von Medici, geboren zu Florenz 1475, der zweite Sohn Lorenzo's von Medici, erhielt eine treffliche Erziehung; seine Lehrer waren die ausgezeichnetsten Gelehrten jener Zeit: Petrus Aegineteś, Demetrios Chalkondylas, Angelus Politianus und A. Schon 1488, in seinem 14. Jahre, wurde er von Innocenz VIII. zum Cardinal ernannt, verließ aber Rom nach der Wahl Alexanders VI. u. lebte zu Florenz. Als seine Familie hier vertrieben wurde, ging er nach Bologna, 1499 nach Venedig, Frankreich u. Deutschland, wo er mit Erasmus bekannt ward. Von Julius II. zum Statthalter von Perugia 1505 ernannt, war er meist bei dessen Heere; 1511 stand er als Legat von Bologna an der Spitze desselben, ward im Jahre darauf bei Ravenna von den Franzosen gefangen, entkam aber nach Bologna, trug viel zur Wiederherstellung seines Hauses in Florenz bei u. ging von hier, nach Julius II. Tode, nach Rom, wo er 1513 zum Papste gewählt ward. L. X. war ein gelehrter, für die Wohlfahrt der Kirche sehr eifriger Papst; doch werden ihm von der Geschichte auch einige nicht unverdiente Vorwürfe gemacht, besonders wegen seiner Prachtliebe. Das Concilium im Lateran, welches Julius II. angefangen hatte, wurde unter L. X. geschlossen. In demselben wurde die Mei-

nung sogenannter Philosophen verworfen, welche behaupteten: In allen Menschen zusammen befände sich nur Eine Seele. Es wurden noch andere nützliche Verordnungen gemacht, auch die Zehnt-Auflage für den Türkenkrieg befohlen. Ein Anschlag, den Papst zu vergiften, wurde entdeckt, und Cardinal Petruca mußte dieses gottlose Unterfangen mit seinem Leben büßen. Mit König Franz I. von Frankreich trat L. im Jahre 1516 zu Bologna zu einer Unterredung zusammen, wobei, mit Aufhebung der pragmatischen Sanction, das Concordat über die Verhältnisse der französischen Kirche geschlossen wurde, wodurch der König das Ernennungsrecht zu den sämmtlichen Bisthümern u. Abteien erhielt. — Zur Vollendung des schon begonnenen Baues der Peterskirche, der Königin aller Kirchen, ließ L. Ablässe verkündigen. Die Mißbräuche, welche bei solchen Verkündigungen etwa herrschten, hatte die Kirche schon lange zu beseitigen gesucht, u. ihr ist es nicht Rechnung zu tragen, wenn solche immer noch da und dort vorkommen; genug, Niemand war gezwungen, einen Ablaß zu kaufen. Die Verkündigung dieser Ablässe ging auch in anderen Ländern ruhig von Statten. L. hatte den Erzbischof Albrecht von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war, mit der Ausführung der Verkündigung des Ablasses in Deutschland beauftragt. Als Subcommissarius des Kurfürsten predigte denselben, mit nicht zu rechtfertigender Uebertreibung seiner Erfolge, der Dominikaner Johannes Tetzel (s. d.). Hievon nahm Dr. Martin Luther (s. d.) Veranlassung, am Vorabende des Festes Allerheiligen 1517 an der Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg 95, gegen den Ablaß gerichtete, Thesen anzuschlagen. Dadurch wurde eine Bewegung hervorgerufen, die sich schnell dem ganzen Deutschland mittheilte u. die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Person Luthers lenkte. Aber L., mehr ein kunstliebender Fürst, als ein für die Kirche lebender Papst; mehr auf seine Diplomatie, als auf den der Kirche verheißenen Schutz bauend, griff erst 1520 zu einem kräftigen Mittel wider Luthern u. verdammte dessen Lehre. Nun überschritt Luther alle Gränzen der Bescheidenheit und des Wohlstandes, und vermehrte die bisherigen Irrthümer mit noch weit gröberen. Er wurde daher auf den Reichstag zu Worms beschieden, und kam mit kaiserlichem Geleitsbriefe dahin. Die ganz im Rechte liegende Protestation des päpstlichen Nuntius Alexander wurde durch 101 Gravamina gegen den römischen Stuhl beantwortet. Da Luther nicht zum Widerrufe zu bringen war, außer, man überweise ihn mit hellen u. klaren Gründen der heiligen Schrift, (die aber nur nach seinem Sinne interpretirt werden sollte), so wurde den 26. Mai 1521 die Reichsacht gegen ihn u. seine Anhänger ausgesprochen. (Hinsichtlich alles Weiteren verweisen wir auf die Art. Luther u. Reformation.) — Mitten unter diesen kirchlichen Wirren verlor L. seinen Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Er schloß zu diesem Zwecke einen Bund mit dem deutschen Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand u. nahm ein Heer Schweizer in seinen Sold. Der Krieg brach aus; Parma u. Piacenza wurden genommen und von dem Papste dem Kirchenstaate einverleibt. Die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein u. besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, über welchen L., als einen Bundesgenossen Frankreichs, den Kirchenbann aussprach. Der Papst war eben mit der Feier der errungenen Siege in Rom beschäftigt, als ihn daselbst 1521 der Tod ereilte, nachdem er die Kirche 8¾ Jahre verwaltet hatte. — 11) L. XI., Medici aus Florenz, starb schon 27 Tage nach seiner 1605 erfolgten Wahl, bei welcher sich seit langer Zeit das erste Mal wieder eine französische Partei im Conclave bemerklich machte. Der Neffe des verstorbenen Papstes Innocenz IX., Cardinal Aldobrandini verband sich mit dieser, und so wurde denn ein Verwandter der Königin von Frankreich gewählt. Der Gedanke seiner Würde, wie das Gefühl der Schwierigkeit seines Amtes, soll die altersschwachen Lebenskräfte des Mannes erdrückt haben. — 12) L. XII., Annibale della *Genga*, ward den 2. August 1760 auf dem herrschaftlichen Schlosse *Genga bei Spoleto geboren.* Nach einstimmigen Berichten war er schon in sei-

nem Knabenalter von äußerst aufgewecktem Geiste; eine unbeschreibliche Leichtigkeit, Alles aufzufassen, nebst einem vortrefflichen Gedächtnisse, zeichnete ihn stets vor allen seinen Mitschülern aus. Der junge Genga schien Anfangs eben keine große Neigung zum geistlichen Stande zu haben, obschon er sich in allen den Wissenschaften hervorthat, welche von einem gebildeten Geistlichen der katholischen Kirche nur immer gefordert werden können. Eine vorzügliche Stärke bewies er im Fache der Beredtsamkeit; er mußte einst eine öffentliche Rede in Gegenwart des Papstes Pius VI. in zahlreicher Versammlung halten u. erregte allgemeine Bewunderung, nicht allein durch die Anordnung in dem inneren Gehalte der Rede, sondern auch durch seinen lebendigen, schönen Vortrag u. durch den äußeren Anstand. Pius, gewohnt, jedes ausgezeichnete Talent nach Verdienst zu würdigen u. zu verwenden, suchte ihn an seinen Hof zu ziehen, und wohl voraussehend, welche Dienste Genga einst der Kirche zu leisten vermögend seyn würde, bestimmte er ihn, sich dem Stande zu weihen, dessen Oberhaupt er nachher ward. Er war bereits Ritter des Malteser-Ordens, wurde nun Priester, erhielt bald ein Ehrenamt um das andere, wurde auch zum Erzbischofe von Tyrus consecrirt und, da seine Rechtlichkeit, seine Gewandtheit in Geschäften, sein kluges u. festes Benehmen u. seine Anhänglichkeit an Kirche u. Staat dem Forscher-Auge seines Souverains nicht entgehen konnten, von demselben nach Deutschland an den Kur-Kölnischen Hof als Nuntius abgeschickt. In dieser Eigenschaft betrat er das Erstemal den deutschen Boden und kam am 27. Sept. 1794 in Augsburg an. Er wollte hier nur so lange verweilen, als ihm nothwendig wäre, dem damals schon in Augsburg residirenden Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, einen Besuch abzustatten u. sich mit ihm über die immer trüber werdenden Angelegenheiten der Kirche gemeinschaftlich zu besprechen. Aber leider war Köln und die ganze Rheingegend schon von den, damals Alles vor sich niederwerfenden, Franzosen überschwemmt. Der Nuntius hoffte, der Sturm würde durch deutsche Manneskraft bald wieder vorüber gehen und verweilte daher bis zum 26. Tage in Augsburg; da aber die Hoffnungen alle von Tag zu Tag mehr und mehr getäuscht wurden, verließ er den Gasthof, wo er bis dahin logirt hatte u. schlug seine Wohnung in dem Hause des damals noch lebenden Buchhändlers Veith auf. Der Nuntius wurde um seiner ausgezeichneten u. liebenswürdigen Eigenschaften willen von Allen, die ihn näher zu beobachten u. kennen zu lernen Gelegenheit hatten, wahrhaft verehrt und geliebt. Außer seinem Geschäftskreise zog er den Umgang mit Gelehrten beinahe allen anderen Vergnügungen vor, daher bedauerten es die Gebrüder Veith sehr, als er wegen beengten Raumes ihr Wohnhaus verlassen mußte und den geräumigen Domherrenhof des Herrn von Simonis bezog. Seine Stellung rief ihn oft nach München, vorzüglich nach dem Tode seines Collegen, des Nuntius Zoglio, wo er immer vom Kurfürsten **Karl Theodor** mit ganz vorzüglicher Auszeichnung behandelt wurde. Endlich trübte sich der kirchliche Himmel in Deutschland immer mehr. Die Franzosen drangen mit unerwarteter Schnelle gegen Augsburg vor und besetzten im August 1796 diese Stadt. Wer sich flüchten konnte, floh, und an Besorgung der Amtsgeschäfte war in dieser traurigen Epoche ohnehin nicht zu denken. Wenige Tage vor dem feindlichen Einfalle ging Genga auf die Einladung des Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrich August von Sachsen, nach Dresden und kam nach dem Abzuge des Feindes, gleichzeitig mit dem Kurfürsten, im nämlichen Jahre wieder nach Augsburg zurück. Kaum wieder in Augsburg, erhielt er aus seinem geliebten Vaterlande Italien eine traurige Nachricht um die andere. Die prahlenden Verfechter der sogenannten Freiheit u. Gleichheit, vor welchen immer nur Schrecken einherschritt, und die nur Verwüstung zurückließen, waren bereits in die Hauptstadt der christlichen Welt vorgedrungen: ihr rechtmäßiger Beherrscher, Pius VI., wurde nach Valence abgeführt und der Kirchenstaat zur Republik erklärt. So war alle Verbindung mit Rom abgeschnitten. Vertrauend auf Gottes Vorsicht u. das feierliche Versprechen des göttlichen Stifters der Kirche:

„daß die Pforten der Hölle Nichts gegen seine Kirche vermögen,“ verlor er den Muth nicht; der Kummer drückte zwar schwer auf ihn, aber er war doch nicht vermögend, ihn ganz zu beugen. Ueberdieß waren alle seine Besitzungen und sogar seine Mutter und seine Geschwister in die Gewalt der Nichts schonenden Feinde gerathen. Als Gesandter des Papstes sah er sich nun gezwungen, in Augsburg, wo er noch verweilte, seine mitgebrachten Umgebungen mit schwerem Herzen zu entlassen und aus Mangel an Zuflüssen, sowohl aus der päpstlichen Kammer, als auch von seinen Patrimonial-Renten, sich sehr einzuschränken, eine kleinere Wohnung zu miethen u. sich mit der allergeringsten Bedienung zu begnügen. Ob ihm gleich von sehr vielen Seiten Aushülfe angeboten wurde, schlug er sie immer mit dankbarer Delicatesse aus u. zog es vor, sein silbernes Tafelservice u. einige andere Kostbarkeiten zu veräußern. So beengt nun in dieser traurigen Lage seine häuslichen Angelegenheiten waren, hörte er doch nicht auf, großmüthig u. wohlthätig gegen diejenigen zu seyn, welche ihm noch unglücklicher zu seyn schienen, als er selbst war. Zeugen dessen sind die vielen, von Allem entblößten Emigranten, vorzüglich die so grausam verfolgten Priester und die Bischöfe von Vannes und Valence, welche er immer noch nach Kräften unterstützte. Aber die Todesnachricht des Martyrers Pius VI. schien ihn zu Boden zu drücken: sie preßte dem bis dahin unerschütterlichen Manne Thränen aus, u. von Zeit zu Zeit bemerkte man ein Verschwinden der Heiterkeit auf seinem Antlitz. Zwar glaubte man, daß die glänzenden Siege der Oesterreicher und ihrer Verbündeten 1799 glückliche Resultate herbeiführen würden; aber, leider dauerten alle diese Hoffnungen nicht lange. Moreau drang abermals in das Herz von Schwaben vor, und schon im Mai wurde Augsburg wieder von demselben besetzt. Genga floh nun zum Zweitenmal und ging nach Wien, wo er von Kaiser Franz mit ausgezeichneter Hochachtung behandelt wurde; als aber der Feind der Kaiserstadt immer näher rückte, begab er sich wieder nach Sachsen, wo er schon das Erstemal eine so gute Aufnahme gefunden hatte. Erst nach Verlauf eines vollen Jahres erfolgte die längst ersehnte Wiederkehr, gleichzeitig mit jener des Kurfürsten, nach Augsburg. Rom war nun wieder frei u. die verwaiste Kirche hatte ein neues Oberhaupt in der Person Pius VII. erhalten. Della Genga wollte ihm huldigen u. seine geliebten Blutsverwandten sehen. Auch seine Gesundheit ward nun sehr schwankend u. hatte Anfälle herbeigeführt, die drohend zu werden schienen, aber immer wieder glücklich durch die Sorgfalt seines Arztes, des Hofraths von Ahorner, gehoben wurden. Es war eine Reise in seine Heimath eben so nothwendig, als eine längere Ruhe von Geschäften. Letztere dauerte indessen nicht lange. Der so sehr ersehnte Friede hatte den schrecklichsten Orcan über die deutsche Kirche herbeigeführt; die Bisthümer verwaisten nach und nach, die Stifter wurden geleert, die Kirche und ihre Güter in den Säcularisationsabgrund hineingeschleudert: es sollte aus der, mit systematischer Gewalt herbeigezogenen, Unordnung eine neue Ordnung mit Klugheit hergestellt werden. Welchen tauglicheren Geschäftsmann in dieser höchst wichtigen Angelegenheit hätte der heilige Vater der bedrängten Christenheit wohl wählen können, als gerade diesen, welcher den Gang des Trauerspiels in Deutschland vom Anbeginne mit Forscheraugen beobachtet, beinahe alle Souveräne Deutschlands persönlich kennen gelernt hatte und bei allen in hoher Achtung stand? Ehrfurchtsvoll gehorchend kam Genga wieder in der Eigenschaft eines päpstlicher Nuntius nach Deutschland. Kaum angekommen in Augsburg, wählte er sich einen Mann zum Vertrauten, auf dessen Rechtlichkeit und umfassende Kenntnisse er sich vollkommen verlassen konnte, nämlich den Professor des kanonischen Rechts am Lyceum bei St. Salvator, Jakob von Zallinger. Mit diesem hatte er beinahe tägliche Conferenzen, nahm ihn mit sich nach Regensburg, und später ließ er ihn auch nach Rom kommen. Allein alle Bemühungen, alle Unterhandlungen, alle Anstrengungen waren vergeblich; der Zeitgeist hatte Alles unter sich u. über sich geworfen. — Mit dem damaligen Ministerium am bayerischen Hofe war hinsichtlich eines Concordates zu keinem gedeihlichen Zwecke zu

kommen. Der König von Württemberg, Friedrich I., war dagegen willfährig zu einem Concordate, das so weit vorgerückt war, daß es nur noch der Unterzeichnung von beiden Contrahenten bedurfte, u. wäre beinahe diesem protestantischen Fürsten die Ehre zu Theil geworden, das erste Concordat mit dem heiligen Stuhle abgeschlossen zu haben. Aber eben in diesem wichtigen Momente mußte der unterhandelnde Nuntius auf höheren Befehl Stuttgart plötzlich verlassen und im Namen Pius VII. nach Paris eilen, um auch dort die sich immer mehr verwickelnden Angelegenheiten mit dem französischen Hofe zu berichtigen. Darüber war der König Friedrich so ungehalten, daß er die weitere Concordats-Angelegenheit für gänzlich abgebrochen erklärte. In Paris wartete neues Unglück auf Genga. Napoleon reklamirte Rom für sein Besitzthum, ließ den frommen Pius nach Fontainebleau abführen u. zwang dessen Gesandten, so schnell Paris zu verlassen, daß er sogar einige seiner Effekten allda zurücklassen mußte. Kaum in Rom angekommen, wurde Genga als Staats-Gefangener behandelt und endlich nach seinem Familien-Schlosse und Geburtsorte verwiesen. Er befand sich in einer noch schlimmeren Lage, als einige Jahre früher während seines Aufenthaltes in Augsburg und der barbarischen Gefangenschaft Pius VI. Er blieb allda, unthätig und trauernd über das Schicksal seines Oberhauptes und dessen unglückliche Gefährten, bis endlich nach dem Rathschlusse Gottes durch die vereinigten Kräfte der alliirten Monarchen dem Welteroberer die Herrschaft abgenommen worden war. Mit der Befreiung des Unerschütterlichen wurde endlich auch sein Gesandter frei. Pius VII., gerecht in allen seinen Handlungen, wußte die Verdienste seines Nuntius nach ihrem inneren Werthe zu würdigen; er bestimmte ihn sogleich zu den zwei wichtigsten Missionen. Genga mußte neuerdings nach Paris gehen, um dem Könige Ludwig XVIII. die Glückwünsche zu seiner, der ganzen Welt unerwarteten, Thronbesteigung im Namen des Papstes darzubringen, u. von Paris aus sollte er nach Wien eilen, um dem großen, in der Geschichte ewig denkwürdigen, Monarchen-Congresse beizuwohnen. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt; Genga wurde schwer krank, die Pariser Aerzte drückten ihre Besorgnisse mit Achselzucken aus und hielten, wenn sie von seinen Freunden befragt wurden, ihn für verloren. An eine Reise nach Wien war nicht mehr zu denken, obschon ihn gleichfalls sein Secretär, der gelehrte Abbé Dumont, schon seit einiger Zeit in Augsburg in dieser Absicht erwartet hatte. Der Cardinal Consalvi ersetzte nachher seine Stelle, u. der kranke Nuntius ließ sich noch bei günstiger Jahreszeit, obgleich nicht ohne Gefahr, nach Rom zurückbringen. Die beschwerliche Reise hatte den Kranken so sehr geschwächt, daß er selbst nichts Anderes, als den sicher erfolgenden Tod erwartete. Aber zum Wohle der gesammten katholischen Christenheit hatte es Gott anders mit ihm bestimmt; er genaß wider alle Erwartung. Um Genga für den großen Verlust, welchen er in den drangvollen Zeiten erlitten hatte, einigermaßen zu entschädigen, ertheilte ihm der dankbare Papst Pius VII. eines der einträglichsten Bisthümer Italiens, und dann bei der großen Promotion im Cardinals-Collegium den rothen Hut, den 8. März 1816. Der neue Cardinal nahm aber, obgleich sehr dankbar für das gnädige Wohlwollen seines Oberhirten, niemals Besitz von dem ihm zuerkannten Bisthume, indem er es gegen seine Pflicht hielt, die ihm übergebene Heerde nicht selbst weiden zu können, woran ihn die vielen Geschäfte, die ihn in Rom zurückhielten und an den päpstlichen Stuhl hefteten, verhindert haben würden. Was er einmal seyn mußte, wollte er immer im vollen Sinne des Wortes seyn, und Halbheit war ihm im ganzen Verlaufe seines Lebens unerträglich. So machte er, als er am 28. September 1823 zum Oberhaupte der Kirche gewählt worden war, den im Conclave noch versammelten Cardinälen gleichsam einen Vorwurf, da seine erste Aeußerung war: Warum machten Sie ein Geripp zum Papste? — L. wurde gekrönt den 5. Oktober 1833, und nahm feierlichen Besitz den 13. Juni 1824. — Die Freude über die Wahl L.s XII. wurde bald durch die traurige Nachricht von einer gefährlichen Krankheit

getrübt u. die erschreckte Christenheit schickte um die Wiederherstellung des theueren Oberhauptes der Kirche Bitten und Seufzer zu Gott, der sie nicht unerhört ließ. Unter die merkwürdigsten Handlungen L.s XII. gehört gewiß die Verkündigung des allgemeinen Jubiläums 1825, welches für 1826 auf die ganze katholische Welt ausgedehnt wurde. Unterm 3. Mai 1824 erließ L. XII. ein Rundschreiben an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, um alle aufzumuntern, daß sie auf der Bahn der göttlichen Gebote unverrückt fortschreiten und den Kampf des Herrn immer unerschrocken kämpfen, damit Jeder wegen des zunehmenden Wohlstandes der Heerde sich in dem Herrn rühmen könne. Eine nicht geringe Besorgniß erregten auch Sr. Heiligkeit die geheimen Gesellschaften, deren böser Zweck durch die Erfahrung kund geworden ist. Unterm 13. März 1826 erschien daher eine Bulle, worin die geheimen Gesellschaften auf's Neue verboten und mit dem Fluche belegt wurden. Dieser Bulle werden die schon früher erlassenen Bullen der Päpste Clemens XII. vom 28. April 1738 u. anfangend: „In eminenti" Benedikt's XIV. vom 18. März 1751 und anfangend: „Providas"; u. Pius VII. vom 13. September 1821 u. anfangend: „Ecclesiam," buchstäblich einverleibt. Die Verträge, welche Papst Pius VII. in den Jahren 1801 und 1817 mit Frankreich schloß, gaben Anlaß zu einem Schisma. Unter den Bischöfen, welche, wegen verminderter Zahl der Diöcesen, nicht wieder angestellt werden konnten, erregten einige dieses Schisma und ihr Anhang in Frankreich nannte sich die kleine Kirche, auch Anti-Concordatisten. Leo XII. machte es sich zur besonderen Sorge, diese Spaltung wieder aufzuheben, und erließ unterm 2. Juli 1826 eine zärtliche, mit allen, zur Wiedervereinigung bewegenden Gründen bereicherte „Ermahnung an jene französischen Dissidenten, besonders in der Diöcese Poitiers, die sich gewöhnlich Anti-Concordatisten nannten." Auch für Deutschland hat sich die väterliche Sorgfalt L.s XII. bewährt, da die zahlreichen katholischen Christen in Baden und Nassau endlich mit Oberhirten versorgt worden sind, auch die Katholiken in Württemberg und in den beiden Hessen des Trostes lebten, bald ihren Oberhirten kennen zu lernen, obschon die Erfüllung dieser Hoffnung sich theils bis in das Jahr 1828, theils bis auf das Jahr 1829 verspätete. (S. Oberrheinische Kirchenprovinz.) Eine ganz besondere Aufmerksamkeit richtete L. XII. auf das Collegium Germanicum zu Rom, und die deutschen Jünglinge, welche in demselben Aufnahme fanden, um ihre geistliche Bildung darin zu vollenden, genoßen der besonderen päpstlichen Huld. Keine geringe Freude machte Sr. päpstlichen Heiligkeit die Stiftung einer neuen geistlichen Genossenschaft, „die Genossenschaft der Geweihten der seligsten Jungfrau Mariä" (Congregatio Oblatorum St. Mariae Virginis). Die Stifter dieser neuen Genossenschaft sind zwei Priester in Piemont: Pius Bruno Lanteri und Johannes Raynardi. Ihr Endzweck ist: die Vermehrung des geistlichen Standes und die Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern. Der Vollzug des, zwischen L. XII. und dem Könige der Niederlande am 18. Juni 1827 geschlossenen, Concordats unterlag noch längerer Verzögerung u. L. erlebte nicht die Erledigung dieser Angelegenheit. In Frankreich wurden die Jesuiten wieder vom Neuen angefochten; besonders suchte man ihnen die geistlichen Secondärschulen zu entziehen. Zwar wurde durch eine niedergesetzte Commission zu ihren Gunsten entschieden; allein aus dem Grunde, weil die alten, gegen sie erlassenen, Dekrete noch nicht aufgehoben wären, wurden die Jesuiten auf königliche Verfügung von den Lehrstühlen entfernt, weßwegen viele Frankreich verließen. Die französischen Bischöfe, denen an der Beibehaltung der Jesuiten in den Schulen sehr viel gelegen war, gaben sich alle mögliche Mühe, es dahin zu bringen, daß diese nachtheilige Verfügung wieder gemildert werden möchte. Endlich wandten sie sich auch noch an den päpstlichen Stuhl, erhielten aber von L. XII. den Bescheid: „daß die Bischöfe auf die hohe Weisheit und Frömmigkeit des Königs vertrauen und im Einklange mit dem Throne zu Werke gehen sollten." Indessen begünstigte L. XII., gleich seinem Vorfahrer Pius VII., die Jesuiten und übergab

ihnen schon am 17. März 1824 das Collegium zu Rom, wie sie es vor ihrer Aufhebung 1773 besessen hatten, dazu noch die Kirche des heiligen Ignatius und andere Mittel, um sich ganz der Erziehung der Jugend widmen zu können. Dem thätigen und fruchtreichen Wirken L.s XII. wurden unvermuthet Gränzen gesetzt. Am 5. Februar 1829 erkrankte der schon sehr erschöpfte Papst. Am 9. empfing er mit größter Andacht die heiligen Sakramente u. am 10. früh vollendete er sein tugendhaftes Leben in einem Alter von 68 Jahren, 7 Monaten u. 7 Tagen, nachdem er die Kirche, 5 Jahre u. nicht volle 5 Monate, segensreich verwaltet hatte.

Leo, Name mehrer byzantinischen Kaiser, s. Oströmisches Reich.

Leo, 1) Leonardo, Kapellmeister des Conservatoriums S. Onofrio zu Neapel, geboren um 1694 (1701), wird allgemein für einen der edelsten u. größten italienischen Componisten erkannt. Er schloß gewissermaßen die große Periode der italienischen Musik und fing die schöne an. Noch immer lassen sich seine Stücke mit Vergnügen hören; sie verbinden mit dem Schönen, Sangvollen und Kräftigen das Gründliche und Correkte. Die größten Männer: Pergolesi, Piccini, Jomelli, Sacchini, Hasse u. s. w. sind entweder seine Schüler gewesen, oder haben sich nach ihm gebildet. Seine blühenden Jahre als Componist fallen in die Zeit von 1718 bis 1740. Er starb plötzlich in dem Conservatorium im Jahre 1742. — 2) L. Heinrich, geboren zu Rudolstadt 1799, machte seine Studien zu Breslau u. Jena, wo er sich mehrfach in demagogische Umtriebe verwickelte, von welcher Richtung er aber bald nachher vollständig wieder ablenkte. 1820 habilitirte er sich als Privatdocent in Erlangen, u. nachdem er zu Berlin die Vorlesungen Hegels besucht und eine Reise nach Italien gemacht hatte, erhielt er an der Berliner Universität eine außerordentliche Professur, jedoch ohne Gehalt, neben welcher er, um ein sicheres Einkommen zu haben, eine Collaboratorsstelle an der Bibliothek annahm. 1828 kam er als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Halle und rückte 1830 zum ordentlichen Professor vor. Seine frühere negirende Richtung, die sich noch in seiner Geschichte des jüdischen Staates deutlich genug zeigt, änderte sich im Verlaufe der Zeit durchaus; ja, selbst eine fast katholische Geschichtsanschauung ist in seinen späteren Leistungen kaum zu verkennen. Die wichtigsten unter seinen Werken sind: „Geschichte der italienischen Staaten" (5 Bde., Hamb. 1829—30); „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters" (2 Bde. 1830); „Niederländische Geschichte," (2 Bde., 1832—35); „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde., 2. Aufl. 1839—44). Außerdem „Altsächsische und angelsächsische Schriftproben" (1838); „Beowulf" (1839).

Leoben, Stadt im Kreise Bruck des Herzogthums Steyermark, an der Mur, über welche zwei Brücken führen, mit 3000 Einwohnern, ist der Sitz eines Oberberggerichtes und Oberbergamtes, hat beträchtliche Eisen- und Kupferwerke und Steinkohlengruben, auch befindet sich hier die Hauptniederlage des steyermärkischen Roheisens. — Merkwürdig ist der Ort durch den, hier am 18. April 1797 zwischen Oesterreich und der französischen Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden, welchem sechs Monate nachher der Friede zu Campo Formio (s. d.) folgte. Laut dieses Präliminarfriedens erhielt Frankreich Belgien und den Rhein; außerdem trat Oesterreich in Italien alles Land bis an den Oglio ab, dagegen sollte es die Terra firma von Venedig bekommen, dieses aber durch die drei päpstlichen Legationen entschädigt und aus den übrigen italienischen Ländern eine Republik gebildet werden.

Leobschütz, Liebschütz, Hlubzien, 1) Kreis des preußischen Regierungsbezirkes Oppeln in Oberschlesien, mit einem Flächeninhalte von 13 □ Meilen und 60,000 Einwohnern, ist im Westen meist gebirgig, im Osten eben und wird vom Flusse Oppa bewässert. — 2) L., Kreis- und Hauptstadt der dem Fürsten Lichtenstein gehörigen Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, mit 5640 Einwohnern, hat drei katholische Kirchen, ein katholisches Gymnasium, und ist der Sitz der fürstlichen Regierung und eines Fürstenthumsgerichts. Außerdem ein großes

Waisenhaus, Woll- und Leinwand-Weberei, Lederfabriken, starke Getreide- und Flachsmärkte. wR.

Leon, 1) Königreich der pyrenäischen Halbinsel, welches zu den Besitzungen der Krone Castilien des Königreichs Spanien gehört, liegt im nordwestlichen Theile dieses Landes, zwischen dem 40—43° nördlicher Breite und dem 11°—13° 30′ östlicher Länge und wird im Norden von Asturien, im Osten von Alt-Castilien, im Süden von Estremadura und im Westen von der spanischen Provinz Galicien und den portugiesischen Provinzen Tras os Montes und Beira begränzt. Es hat einen Flächeninhalt von 943 □ Meilen und wird von nur 1 Million Menschen bewohnt. Das, von dem Duero in seiner ganzen Breite durchströmte Königreich zählt außerdem noch die Flüsse Lamaces, Tormes, Tralancos, Adajo, Pisuerga, Seco u. Esta. Im Süden des fast durchaus gebirgigen, nicht sehr fruchtbaren u. noch mehr im Anbau vernachläßigten Landes reicht die Sierra de Gata, ein Zweig der großen Guadarancakette, mit ihren Ausläufern bis an das Duerothal, und im Norden dieses Flußes geschieht ein gleiches von den von dem cantabrischen Gebirge ausgehenden Sierren. In administrativer Beziehung zerfällt das Königreich in die 5 Provinzen Leon, Palencia, Valladolid, Zamora und Salamanca, die nach ihren gleichnamigen Hauptstädten benannt sind. — L., die Hauptstadt des Königreiches, an der Bernesga, die weiter abwärts in den Torio mündet, zählt 6000 Einwohner, ist der Sitz eines Bischofs, besitzt, außer 12 anderen Kirchen, eine sehr schöne Kathedrale, eine höhere Bildungsanstalt und ein prächtiges Rathhaus. In dem Kloster des heiligen Isidor war lange Zeit der Begräbnißplatz der castilischen Könige. Der Handel der Stadt ist unbedeutend, und bloß der mit Arzneipflanzen, welche auf den umliegenden Gebirgen gesammelt werden, kommt etwas in Betracht. — Nach einander war das Königreich L. im Besitze der Römer, Gothen und Sarazenen, bis die vorhergehenden, welche sich in die Gebirge dieses Landes als ihre letzte Zufluchtsstätte zurückgezogen hatten, es den letzteren wieder abnahmen. Bis 1065, in welchem Jahre es mit Castilien vereinigt wurde, blieb es ein selbstständiges Königreich. Nach Alphons VIII. Tode wurde es jedoch wieder von demselben getrennt und blieb für sich bestehend bis 1218; dann wurde es wieder mit Castilien vereinigt und ist seitdem bei demselben verblieben. — 2) L. Islande, eine, an der Südwestspitze der spanischen Provinz Sevilla liegende, 3 Meilen lange Insel, welche theilweise den Golf von Cadix bildet, und auf deren Nordwestspitze die Stadt gleiches Namens liegt, ist eine sehr gut angebaute und stark befestigte Insel. Der schmale Meeresarm von S. Pedro, über welchen die Brücke del Suazo führt, trennt sie vom Festlande Spaniens. Das Städtchen L. liegt in der Mitte der Insel, dem Festlande gegenüber, unter 36° 27′ 45″ nördlicher Breite u. 11° 32′ 15″ östlicher Länge. — 3) L., Hauptstadt des Staates Nicaragua in Centro-Amerika. — 4) L., Stadt mit 18000 Einwohnern, im Departement Guanajuato des Staates Mexico. Ow.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonhard, Karl Cäsar von, Geheimer Rath und Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Heidelberg, geboren den 12. September 1779 in Rumpenheim bei Hanau, kam 1797 auf die Universität Marburg, 1799 aber nach Göttingen, wo sich seine Neigung zur Mineralogie entwickelte. 1800 wurde er angestellt als Steuer-Assessor in Hanau, später wurde er Kammerrath und 1810, unter Dalbergs Regierung, Generalinspektor der Domänen; bereits 1811 wurde er aber auf Frankreichs Betrieb suspendirt, 1812 reactivirt und zum geheimen Rathe ernannt. Nach dem Regierungswechsel 1814 nahm L. seine Entlassung und zog sich ins Privatleben nach München zurück, wo er sich nun ausschließlich seinem nie vernachläßigten Lieblingsstudium der Mineralogie widmete; 1815 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, 1818 aber als Professor der Mineralogie und Geologie nach Heidelberg berufen. — L. war ungemein thätig auf dem literarischen Gebiete, und namentlich zeichnen

sich seine populären Schriften vortheilhaft aus. Die wichtigeren seiner Werke sind: „Geologie oder Naturgeschichte der Erde," 4 Bde., Stuttgart 1836—45, wurde ins Französische übersetzt. „Charakteristik der Felsarten," 3 Bde., Heidelberg 1824. „Topographische Mineralogie," 3 Bde., Frankfurt 1805—1809. „Grundzüge der Geognosie u. Geologie," 3. Aufl., Heidelberg, 1839. **E. Buchner.**

Leonhard, der Heilige, Einsiedler in Limousin, ein fränkischer Edelmann, der am Hofe Chlodewigs I. in hohem Ansehen stand, wurde durch den h. Remigius zur Erkenntniß des christlichen Glaubens geführt. Kaum hatte er diesen erkannt, als er sich entschloß, der Welt zu entsagen, um die Lehre und Beispiele Desjenigen zu befolgen, dem er die köstlichsten Gaben, die Gnade des Glaubens und der Heiligung, zu verdanken hatte. Als treuer Nachfolger seines Lehrmeisters suchte er bald alle dessen Tugenden, besonders die Uneigennützigkeit, den Eifer und die Nächstenliebe, zu erringen. Er predigte auch einige Zeit das Evangelium; da er aber befürchtete, an den Hof zurückberufen zu werden, und zudem von glühendem Verlangen entflammt war, sich Gott in der Einsamkeit zu weihen, machte er sich heimlich auf den Weg, und zog in die Gegend von Orleans. Zwei Stunden von dieser Stadt lag das Kloster Micy 508 vom heiligen Euspicius gestiftet. Sein damaliger Vorsteher war der heilige Maximin oder Mesnin, dessen Namen es auch in der Folge erhielt. Unter diesem legte L. zu Micy die Gelübde ab, wo er ausgezeichnete Muster der Vollkommenheit fand, besonders an seinem Oberen und dem heiligen Lätus. Nach dem, 520 erfolgten, Tode des heiligen Maximin stiftete dessen Bruder, der heilige Lifard, der in seinem vierzigsten Lebensjahre der Welt entsagt hatte, ein Kloster zu Meun an der Loire. L., der ebenfalls nach einer ungestörten Einsamkeit sich sehnte, verließ um dieselbe Zeit das Kloster Micy. Auf seiner Reise durch die Landschaft Berry bekehrte er mehre Götzendiener. In Limousin angelangt, ließ er sich in dem Walde Pauvain, vier Meilen von Limoges, nieder, und erbaute sich ein Bethaus an einem Orte, der Noblac hieß. Kräuter und wilde Früchte waren seine einzige Nahrung. In dieser Einsamkeit blieb er einige Zeit den Menschen verborgen u. Gott allein war Zeuge seiner heiligen Bußwerke. Endlich aber trieb ihn sein Eifer, die Völker der umliegenden Gegend zu unterrichten, unter denen er auch zahlreiche Bekehrungen bewirkte und mehre sogar zur Nachahmung seiner Lebensweise hinzog. Die Eifrigsten suchten ihn in seiner Wüste auf, und so entstand ein Kloster, das in der Folge unter dem Namen St. Leonhard von Noblac berühmt wurde. Der König, von Verehrung für unseren Heiligen durchdrungen, dessen Wundergabe weit umher bekannt wurde, schenkte ihm einen beträchtlichen Theil des Waldes, wo er mit seinen Jüngern wohnte. L. hatte schon als Weltmann großes Mitleid mit den Gefangenen u. Eingekerkerten u. bemühte sich mit rastlosem Eifer, ihnen alle mögliche Linderung zu verschaffen, vorzüglich aber, sie dem Laster zu entreißen. Er erwirkte sogar mehren derselben die Freiheit. Durch eben diese Tugend zeichnete er sich nachher aus, als er durch seinen heiligen Wandel in Limousin bekannt wurde. Sein Lebensbeschreiber erzählt, einige Gefangene seyen durch seine Gebete wunderbar aus ihren Banden befreit worden, und der König habe ihm das besondere Vorrecht verliehen, zuweilen solche Unglückliche in Freiheit zu setzen. Um eben diese Zeit begannen auch gewisse Bischöfe u. andere ausgezeichnete Personen, dasselbe Vorrecht ausüben zu dürfen. Der Heilige, der nach Kräften die evangelische Vollkommenheit zu erstreben sich bemüht hatte, ging endlich am 6. November um das Jahr 559 in die Freude seines Herrn ein. Sein Name wird sowohl in Deutschland, als in Frankreich, an diesem Tage verehrt. Man schreibt ihm auch viele Wunder zu, wovon eines der berühmtesten die Befreiung Martel's, Herrn von Bacqueville, in der Landschaft Caux, ist, im 14. Jahrhundert. Dieser war mit zwei anderen französischen Edelleuten in türkische Gefangenschaft gerathen. Durch die lange Dauer und die harten Leiden, die er zu erdulden hatte, verlor er zuletzt alle Hoffnung, sein Vaterland jemals wieder zu sehen. Der Sklave, der ihm

als Wärter gegeben war, und dem er öfters von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion gesprochen hatte, eröffnete ihm eines Tages, daß er den folgenden Morgen sein Leben verlieren solle. Sogleich warf sich Martel wieder zum Gebete nieder und rief einen Theil der Nacht hindurch den heiligen L. mit dem lebendigsten Vertrauen an, gelobend, wofern er aus dieser Gefahr errettet würde, zu dessen Ehren eine Kapelle zu erbauen. Hierauf schlief er ein und beim Erwachen fand er sich an den Eingang des Waldes von Bacqueville auf wunderbare Weise versetzt, die Ketten noch an Händen und Füßen tragend. Aus Dankbarkeit gegen seinen Befreier ließ er sogleich zu dessen Ehren eine Kapelle in seinem Schlosse bauen. Dieses Ereigniß wird von vielen Geschichtsschreibern erzählt; auch wurde, bis in die letzten Zeiten, zur Erinnerung an diese Wohlthat von den Ortsbewohnern jährlich eine feierliche Prozession gehalten.

Leonidas. 1) Sohn des **Anaxandrides**, Bruder des Kleomenes und Kleombrotus und Nachfolger des ersteren Bruders in der Regierung, bestieg im Jahre 491 vor Christi den Thron von Sparta. Als **Xerxes** (s. d.), König von Persien, mit einem ungeheueren Heere nach Griechenland einzudringen versuchte, erhielt L. von den vereinigten Griechen den Auftrag, den Paß von **Thermopylä** (s. d.) gegen die Perser zu vertheidigen. Vor seinem Abzuge feierte er mit seinen Spartanern das Leichenbegängniß zu Sparta, dem die Väter u. Mütter der Ausziehenden beiwohnten, durch Leichenspiele. Bei Thermopylä stießen noch 400 Thebaner u. 6000 Mann griechische Hülfstruppen zu ihm, so daß er ein Corps von etwa 7000 Mann hatte. L. stellte sein Heer in die Nähe von Anthela, setzte die Mauer der Phokäer wieder in Stand, besetzte dieselbe und ließ außerdem einen über das Gebirg führenden Fußsteig bewachen, welcher bei der Ebene um Trachis anfing und nahe am Flecken Alpenos auslief. Die Vertheidigung desselben wurde den Phokäern übertragen, die sich auf die Anhöhen des Oeta stellten. Xerxes, der die ihm bevorstehenden Hindernisse wohl erkennen mochte, bot dem L. die Herrschaft über Griechenland an, wenn er sich unterwürfe; sein Anerbieten wurde aber mit Verachtung und Abscheu abgewiesen. Er ließ darauf die Waffen fordern und L. gab zur Antwort: „er solle kommen und sie holen". Als einer der Anwesenden dabei bemerkte, es wären der Perser so viele, daß man die Sonne nicht sähe, wenn sie ihre Pfeile abschößen, antwortete L. ruhig: „desto besser, so werden wir im Schatten fechten". Dreimal wurde das, von den Persern versuchte, Eindringen in die Engpässe muthig zurückgewiesen, selbst die 10,000 Mann starke Schaar der „Unsterblichen," geführt von Hydarnes, mußte weichen. Schon verzweifelte Xerxes an einem glücklichen Ausgange, als ein Grieche der Umgegend, Ephialtes, ein treuloser Verräther an seinem Vaterlande wurde, und 10,000 Perser auf einem geheimen Wege in der Nacht über das Gebirge führte, welche nun dem L. in den Rücken kamen. In derselben Nacht erfuhr L. den feindlichen Plan u. versammelte die Anführer der Griechen. Einige wollten bleiben, andere sich zurückziehen, worauf er sagte, daß er mit seinen 300 Spartanern den Kampfplatz zwar nicht verlassen dürfe, sie aber abziehen und sich für bessere Zeiten aufsparen sollten. Nur 700 Thespier u. 400 Thebaner blieben bei ihm. Mit diesen genoß er um Mitternacht ein einfaches Mahl, worauf sich alle dem Pluto weiheten. Hierauf rückte er in die Ebene hinaus, um die Perser in ihrem Lager zu überfallen u. den Xerxes zu tödten. Wirklich drang er auch mit seinem Häuflein ins persische Lager und bis an das Zelt des Königs (der indessen schon geflohen war), und richteten ein großes Blutbad an. Als jedoch bei Anbruch des Tages die Perser den geringen Feind erkannten, wurde er überwältigt und nur ein einziger Spartaner entrann dem Tode, um die Nachricht vom Falle der Spartaner nach Hause zu bringen u. — weil auch er sich dem Vaterlande nicht geopfert — in Verachtung zu sterben. Später wurden in den Thermopylen, sowie in Sparta, der gefallenen Heldenschaar Denkmäler errichtet. — 2) L II., Sohn des **Kleonymos**, Nachkomme des Eurysthenes, König von Sparta, am Hofe des Seleukos erzogen u. verweichlicht (s. La-

konten). — 3) L. Aufseher u. Lehrer Alexanders des Großen. — 4) L. von Tarent, um 276 vor Christo, berühmter Epigrammendichter, und 5) L. aus Alexandrien, Epigrammatiker, Erfinder der Epigrammata Isopsepha (um 59—127 nach Christo). Die Gedichte beider letzteren sind, außer in der Ausgabe der griechischen Anthologie, besonders herausgegeben von Meinecke (Lpz. 1791). Weisflog.

Leoninische Verse, die Vorbilder der deutschen Knittelverse (s. d.), wahrscheinlich so genannt nach Leoninus oder Leonius, einem Mönche zu Paris, der im Jahre 1145 unter Ludwig VII. dergleichen lateinische Verse, gewöhnlich Hexameter, machte, welche nämlich in der Mitte u. am Ende sich reimen z. B.

Omnibus est notum, quod summe diligo potum;
Si possem, vellem pro potu ponere pellem etc.

Andere schreiben deren Erfindung dem Papste Leo II. zu. Man findet indeß schon Spuren von ihnen bei den Alten, z. B. Ovid: Quod coelum stellas tot gignit Roma puellas, und Campanella leitete sie sogar von den Sarazenen her. Das Ausführlichste über diese Spielerei enthält Oberlin's Rhythmologia leonina.

Leoninischer Vertrag (Löwenvertrag), ein Ausdruck, der seinen Namen von der bekannten Fabel erhielt, wo der Löwe mit einer Kuh, einer Ziege und einem Schafe auf die Jagd gegangen war und alle 4 Theile der Beute, unter Angabe verschiedener selbstsüchtiger Gründe, für sich behielt, — heißt ein Vertrag, wobei der eine Contrahent allen Vortheil, der andere dagegen allen Schaden allein hat. Ein solcher ist rechtlich nie gültig und kann nur als Schenkung vorkommen.

Leonische Waaren (auch Lyonische, von den Städten Leon oder Lyon so genannt), nennt man die verschiedenen, aus Leonischem Drahte (s. Draht) verfertigten Artikel, wie: unächte Bijouterien, Treffen, Borten, Cantillen, Crepinen, Gallonen, Spitzen, Flittern, Schnuren, Epaulets, Portepées, Schärpen 2c., welche in London, Paris, Lyon u. an vielen Orten in Deutschland, wie in Berlin, Breslau, Prag, Wien, Nürnberg, Fürth, Hanau, Dresden, Leipzig, Freiberg, Magdeburg 2c. verfertigt werden.

Leopard (Felis Leopardus), ein katzenartiges Raubthier in Afrika u. Südasien, wird bis 4 Fuß lang und 2 Fuß hoch. Sein braungelbes, nach unten weißliches Fell ist auf jeder Seite mit 10 Reihen dunkler, aus mehren schwarzen Flecken gebildeter, nicht geschlossener Ringe bedeckt, u. wird sehr theuer bezahlt. Das Fleisch wird gegessen. Der ihm sehr ähnliche Panther unterscheidet sich theils durch Größe (über 4 Fuß lang und 2½ Fuß hoch), theils durch kürzeren Schwanz, theils durch etwas abweichende Bildung, Färbung u. Zahl der Ringe, deren nur 6 auf jeder Seite sind. Beide bringen 4—5 Junge zur Welt u. sind den Viehheerden, wie dem Wilde, sehr gefährlich.

Leopold, der Heilige, Markgraf von Oesterreich, der Vierte dieses Namens, schon von Jugend auf der Fromme genannt, war ein Sohn L.s III. u. dessen Gemahlin Itta, einer Tochter Kaisers Heinrich III. Durch den Eifer, mit dem er die vorgetragenen Wahrheiten der Religion anhörte u. in ein heilbegieriges Herz auffaßte, lernte er, daß es nur ein göttliches Gesetz gebe für Große u. Niedere der Erde u. daß beide nur auf einem u. demselben Wege zur Seligkeit gelangen können. Diese wichtige Erkenntniß bewog ihn frühzeitig, sein Leben nach dieser, für alle Menschen gegebenen, Richtschnur einzurichten u. so strebte er, neben den wissenschaftlichen Kenntnissen, womit er in seiner Jugend seinen Geist zu bereichern suchte, mit besonderem Eifer nach gründlicher Einsicht seiner eigenen Bestimmung. Diesen so erhabenen Zweck zu erreichen, tödtete er seine Sinne ab, entsagte den Vergnügungen der Welt, nährte seine Seele durch das Gebet, befleißigte sich aller gottgefälligen Werke u. spendete vorzüglich häufige Almosen in den Schooß der Armen. Nach dem 1096 erfolgten Tode seines Vaters fühlte L. sich besonders verpflichtet, das Glück eines zahlreichen Volkes zu befördern, dessen Regierung ihm die Vorsehung anvertraute. Da seine Unterthanen damals noch in Rohheit u. Aberglauben versunken waren, ging sein [illegible]

merk dahin, ihre Sitten zu mildern u. ihren Geist aufzuhellen, damit sie wahre u. eifrige Christen würden. L. fühlte zwar, wie schwierig dieses Unternehmen sei; allein er ließ sich dadurch nicht zurückschrecken. Er flehete zu Gott um die erforderliche Weisheit, dieses Vorhaben glücklich auszuführen, u. unter der erleuchtenden Führung des Herrn übertraf der Erfolg sogar seine Hoffnung. Wohlmeinend und leutselig, bemühete er sich, Jedermann Gutes zu thun und suchte so viel wie möglich die öffentlichen Lasten zu mildern. Sein Palast schien der Sitz der Gerechtigkeit, der Wohlthätigkeit und aller christlichen Tugenden geworden zu seyn. Wenn er gezwungen war, Strafen zu verhängen, suchte er die Schuldigen zu überzeugen, daß die angewendete Strenge gerecht und nothwendig sei und ermahnte sie, die zu erduldende Züchtigung im Geiste der Buße anzunehmen. So oft es ihm aber die Klugheit oder das öffentliche Wohl erlaubte, war er bereit, Gnade für Recht ergehen zu lassen. 1106 verehelichte sich L. mit Agnes, Tochter Kaisers Heinrich IV. und Wittwe des Herzogs Friedrich von Schwaben, einer, seiner ganz würdigen Fürstin. Aus Agnesens erster Ehe war Konrad geboren, der in der Folge Kaiser wurde, und Friedrich, der Vater Barbarossa's. L. zeugte mit Agnes 18 Kinder, wovon 7 frühzeitig starben; die Namen der andern wurden durch Tugenden u. große Thaten berühmt. Agnes wollte an allen gottseligen Werken ihres Gemahls Theil nehmen. 1127 stiftete L. das Cistercienserkloster zum heiligen Kreuz, unfern des Schlosses Kahlenberg, wo er seinen Hof hielt. Er und die gottselige Markgräfin hatten gewünscht, unausgesetzt das Lob des Herrn am Fuße der Altäre singen zu können; allein, da sie durch ihre Standespflichten an die Welt zurück gehalten wurden, gründeten sie ein Stift regulirter Chorherrn, die Tag u. Nacht, statt ihrer, diesen englischen Beruf erfüllten. Dieß ist das Stift Kloster-Neuburg (s. d.), zwei Meilen von Wien. Die Markgräfin wollte aus Demuth den Grundstein nicht legen, sondern überließ diese Ehre einem Priester. Die Kirche wurde von dem Erzbischofe, unter dem Beistande der Bischöfe von Passau u. Gurk, geweiht. Die Stiftung des Klosters wurde von dem Papste durch eine Bulle u. durch eine Urkunde L.s bestätigt, welche dann mehre Große in Gegenwart der Bischöfe unterzeichneten. Durch drohende Bannflüche sollte diese Genossenschaft u. ihre Besitzungen gesichert u. gegen habsüchtige Hände geschützt werden, damit, wenn alle Menschenfurcht verschwände, die angedrohten Strafgerichte Gottes jeden frevelnden Angriff abhielten. Als Stephan II., König von Ungarn, mit feindlichen Heerhaufen in Oesterreich einfiel, zog der heilige L. gegen ihn aus u. schlug ihn in offener Feldschlacht. Dieser Niederlage ungeachtet, kehrten die Ungarn einige Jahre später ihre Waffen wieder gegen L.s Staaten, wurden aber so mit der Schärfe des Schwertes getroffen, daß sich nur durch eilige Flucht die Ueberbleibsel des Heeres noch retten konnten. Nach dem, 1125 erfolgten, Tode Kaisers Heinrich V. wollten mehre Kurfürsten den heiligen L. zum Reichsoberhaupte wählen, allein es gelang ihnen nicht. Lothar II., Herzog von Sachsen, erhielt die kaiserliche Krone; Konrad u. Friedrich, Agnesens Söhne aus erster Ehe, strebten ebenfalls nach der Kaiserwürde u. veranlaßten große Unruhen im Reiche, an denen L. jedoch keinen Antheil nahm. Er blieb Lotharn treu ergeben u. begleitete ihn auf seinem Zuge nach Italien. Nach einer langen und ruhmvollen Regierung befiel endlich den Markgrafen von Oesterreich eine Krankheit, die ihm auch den Tod brachte. Er bekannte reuevoll seine Sünden vor dem Priester u. empfing mit den gottseligsten Gesinnungen die Sterbsakramente. Sein Tod erfolgte am 15. November u. sein Leichnam wurde zu Kloster-Neuburg beigesetzt. Gott verherrlichte seinen Diener durch verschiedene Wunder, u. Papst Innocenz VIII. setzte ihn 1485 unter die Zahl der Heiligen. Sein Andenken wird am 15. November gefeiert.

Leopold. I. Römisch-deutsche Kaiser. — 1) L. I., zweiter Sohn Kaisers Ferdinand III. u. Maria Anna's von Spanien, geboren 1640. Er war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt; als aber sein älterer Bruder Ferdinand IV. (s. d.) gestorben, wurde seine Bestimmung geändert. 18jährig, wurde

er zum Kaiser erwählt und übernahm seine Erbländer, und seine 48jährige Regierung waren beinahe ununterbrochene Kriege gegen Frankreich 1672—86, deren erster durch den Frieden zu Nimwegen 5. Februar 1679, der zweite durch den Frieden von Ryswik 30. October 1697 endete. Beide waren vom Kaiser im Interesse des deutschen Reiches geführt, um Ludwigs XIV. Uebergriffe abzuhalten. Der dritte Krieg mit Frankreich wurde wegen der spanischen Thronfolge geführt, als die spanischen Habsburger mit König Karl II. ausstarben (s. Karl VI.). L. erlebte das Ende dieses Krieges nicht. Mit den Türken führte er zwei Kriege. Im ersten wurden die Türken durch die Christen unter Montecuculi am 1. August 1664 in einer großen Feldschlacht besiegt, worauf der Friede auf 20 Jahre geschlossen wurde. Die Türken warteten aber diese Zeit nicht ab, sondern brachen 1683 furchtbar gerüstet auf u. drangen bis Wien vor. Die Stadt wurde durch Graf Rüdiger Stahrenberg mannhaft vertheidigt u. durch den Herzog von Lothringen und den König von Polen, Johann Sobieski, am 12. September 1683 entsetzt. Von da an waren die kaiserlichen Waffen immer siegreich: Ofen wurde erobert 1686 u. die Türken beinahe aus ganz Ungarn hinausgeworfen. Im karlowitzer Frieden 1699 mußten die Türken beinahe ganz Ungarn aufgeben. Aber Ungarn war unter L. I. beinahe immer unruhig. Die große Verschwörung der Grafen Frangepan, Nadasdi und Zrinyi endete mit der Hinrichtung der drei Genannten (s. Zrinyi). Der Kaiser ließ Ungarn eine Weile durch den Großmeister des deutschen Ordens, Ambringer, nach Gutdünken verwalten. Auf die energischen Vorstellungen des Erzbischofes Szécsenyi gab er dieß auf u. regierte wieder nach den alten Formen. Zwei geschichtlich noch nicht hinlänglich aufgeklärte Ereignisse sind: das eperieser Blutgericht u. die Verurtheilung mehrer protestantischer Prediger auf die Galeeren. Es ist bemerkenswerth, daß Leopolds auswärtige Verbündete meistens protestantische Fürsten waren, daß er eine protestantische Kurwürde — Hannover — errichtete, den protestantischen Kurfürsten von Brandenburg als König von Preußen anerkannte, gegen die ungarischen Protestanten aber strenge verfuhr, weil er sie als die Ursache der ungarischen Unruhen betrachtete. Als sich die protestantischen Mächte, England u. Holland, für die zur Galeere verurtheilten Prediger verwendeten, antwortete L., daß er sie nicht ihres Glaubens, sondern der Rebellion wegen verurtheilt habe; übrigens schadeten sich Protestanten u. Katholiken in Ungarn wechselseitig, wo sie es vermochten (s. Mailáth, Religionswirren in Ungarn, erster Band, Regensburg bei Manz). Als der zweite türkische Krieg ausbrach, stand Tököli an der Spitze der ungarischen Insurgenten; aber sein Glück ging mit dem Siegesgestirne der Türken unter (s. Tököli). Die Eroberung von Ofen wirkte dergestalt auf die Ungarn, daß sie 1687 die Erbfolge des Hauses Oesterreich nach der Erstgeburt anerkannten. Nach dem karlowitzer Frieden wurde Siebenbürgen für immer an die Krone von Ungarn gebracht. Später stellte sich Rakoczy (s. d.) an die Spitze der ungarischen Empörung u. das Land war in Aufruhr, als L. starb (s. über die ungarischen Bewegungen Mailáth, Geschichte der Ungarn, fünfter Band, Wien bei Tendler). L. stiftete die Universitäten Innsbruck und Breslau. Er war dreimal vermählt u. zwar: mit Margaretha Theresia, Tochter Philipps IV., Königs von Spanien 1666. Klaudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Tyrol 1673, u. Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg 1676; er starb 5. Mai 1705. Seine beiden, ihn überlebenden Söhne, Joseph u. Karl, folgten ihm nacheinander in der Herrschaft (s. Joseph I. u. Karl VI.). — 2) L. II., zweiter Sohn Kaisers Franz I. u. Maria Theresia's, geboren 1747, trat nach seines Vaters Tode 1765 die Regierung von Toskana an, woselbst er bis zu seines Bruders Josephs II. Tod, 1790, segensreich herrschte. Seine langjährige Regierung daselbst kann als Muster einer weisen und wohlthätigen dienen. Nach dem kinderlosen Hinscheiden seines Bruders wurde L. zum deutschen Kaiser gewählt und folgte ihm als Herrscher in den österreichischen Staaten. In der schwierigen Lage, in welcher er die österreichischen Länder fand (s. Joseph II.), bewies er eben so

viele Kraft, als Umsicht und Mäßigung. Er schloß mit den Türken Frieden zu Szisztow, beschwichtigte die fieberhafte Aufregung Ungarns und bezwang die empörten Niederländer, die seine gütlichen Vorschläge nicht angenommen hatten, durch die Gewalt der Waffen. Er endete das gespannte Verhältniß mit Preußen u. verband sich mit König Friedrich Wilhelm gegen die französische Revolution. In diesem kritischen Augenblicke starb er plötzlich am 1. März 1792. Von seiner Gemahlin, Maria Ludowika von Spanien, hatte er 16 Kinder, von denen 14 ihn überlebt hatten.

Leopold. II. Name verschiedener Regenten u. fürstlicher Personen. — 1) L., Georg Christian Friedrich, König der Belgier, geboren 1790, zweiter Sohn des Herzogs Friedrich von Sachsen-Koburg, trat frühe in russische Militärdienste, stieg bald zum Range eines Generals u. bekleidete 1808 den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Erfurt. Aus Rücksicht auf Napoleon nahm er seinen Abschied u. lebte von nun an in Koburg. 1813 trat er wieder in russische Dienste, machte die Feldzüge von 1813 u. 1814 mit u. begab sich mit den alliirten Monarchen nach England. Hier lernte ihn die Prinzessin Charlotte, einzige Tochter des Prinzen von Wales u. Kronerbin von Großbritanien, kennen und wählte ihn im Stillen zu ihrem Gemahle. L. war indessen nach Wien zum Congresse und von da zur Armee gegangen, mit der er wieder nach Paris gelangte. In Berlin trug ein Brief des Prinz-Regenten ihm die Hand seiner Tochter an. L. begab sich nun nach London u. vermählte sich den 2. Mai 1816 mit der Prinzessin Charlotte. Doch schon 1817 starb diese in den Wochen. L. lebte nun als Wittwer zu London, bis ihm 1829 der Thron von Griechenland angetragen wurde, den er Anfangs anzunehmen sich bereit erklärte, aber 1830, als er die wahren Verhältnisse des Landes kennen lernte, ausschlug; dagegen nahm er 1831 den von Beligien an u. vermählte sich mit Louise, der ältesten Tochter des Königs Louis Philippe. — 2) L., Karl Friedrich, Großherzog von Baden, geboren zu Karlsruhe 1790, Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin von Hochberg, führte, wie seine übrigen Geschwister, den Titel Graf von Hochberg, machte seine Studien auf der Universität Heidelberg, commandirte die badischen Truppen in Rußland als Generallieutenant, zeichnete sich an der Berezina aus, wurde bei Leipzig gefangen u. erhielt später den Oberbefehl über das badische Corps bei den Verbündeten. 1817, als die ältere Linie des Hauses Baden zu erlöschen drohte, wurde L. zum großherzoglichen Prinzen u. Markgrafen von Baden ernannt und vermählte sich 1819 mit der Prinzessin Sophie, geboren 1801, Tochter des Königs Gustav Adolph IV. von Schweden. Nach dem Tode seines Halbbruders, des Großherzogs Ludwig, bestieg dieser gemüthliche und allgemein geliebte Fürst den Thron 30. März 1830. Kinder von ihm sind: die Prinzessinnen Alexandrine, geboren 1820, seit 1842 Gemahlin des Herzogs von Koburg-Gotha; Marie, geboren 1834; Cäcilie, geboren 1839 und die Prinzen Ludwig, Erbgroßherzog, geboren 1824; Friedrich, geboren 1826; Wilhelm, geboren 1829; Karl, geboren 1832. — 3) L. II., Johann Joseph Franz Ferdinand Karl, Großherzog von Toskana, Erzherzog von Oesterreich, geboren zu Florenz 1797, folgte seinem Vater, dem Großherzoge Ferdinand III., am 18. Juni 1824. Nach dem Tode (1832) seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Maria, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, vermählte er sich 1833 mit der Prinzessin Antonie, Tochter des Königs Franz I. beider Sicilien, die ihm die Prinzen Ferdinand 1835, Karl 1839 und die Prinzessinnen Isabella 1834 u. Maria Christine 1838 gebar. Die Prinzessin Auguste, erster Ehe, geboren 1825, ist seit 1844 Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern. — 4) L. I., Fürst von Anhalt-Dessau, königlich preußischer u. deutscher Reichsgeneral-Feldmarschall, bekannt unter dem Namen des „alten Dessauers“ u. durch den, bis auf unsere Zeit gekommenen, jetzt noch beliebten „Dessauer Marsch,“ wurde den 3. Juli 1676 zu Dessau

geboren. Als spätgeborener, längst ersehnter Erbprinz von seinem Vater, der ausdrücklich bestimmte, daß man allen seinen Launen u. Wünschen Folge geben müsse, in der Erziehung gränzenlos vernachlässiget, entwickelte sich in ihm despotische Härte u. Jähzorn bald in schrankenloser Weise, weßhalb er auch ohne alle Schulkenntnisse blieb und nur in der französischen Sprache, den verschiedenen Kriegswissenschaften u. allen körperlichen Uebungen, für welche Dinge er große Neigung hatte, sich auszeichnete. Schon im 9. Jahre ritt er auf die Jagd und behielt die Lust an derselben bis in sein hohes Alter. Im 12. Jahre ernannte ihn Kaiser L. I. 1688 zum Chef eines Reiterregimentes, welche Stelle er behielt, bis, als nach dem Tode seines Vaters 1693 der Kurfürst von Brandenburg ihm das Regiment desselben anbot, er in dessen Dienste überging. Zu derselben Zeit gelangte er unter Vormundschaft seiner Mutter zur Regierung. Er beschäftigte sich jedoch nicht mit Regierungsgeschäften, welche er ganz der Leitung seiner Mutter überließ, sondern bloß mit den Exercitien seines Regimentes, bei welchem er damals schon wesentliche Verbesserungen einführte, bis eine andere, heißere Leidenschaft zu der 16jährigen anmuthigen Anna Louise Föse, einer Apothekerstochter aus Dessau, mit der er aufgewachsen war u. die er, da sie seinen stürmischen Bewerbungen nicht nachgab, heirathen wollte, sich in ihm entzündete. Er wurde deßhalb von seiner Mutter auf Reisen nach Italien geschickt, traf dort in Venedig mit dem Kurprinzen August von Sachsen zusammen und theilte nun mit diesem dessen oft stürmische Abentheuer und Ausschweifungen. Auf seiner Rückreise besuchte er, nachdem er in Turin die Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen gemacht hatte, Wien, wurde dort, auf Betrieb seiner Mutter, vom Kaiser für volljährig erklärt, nahm aber mit dem ihm eigenen Trotze diese Mündigerklärung nicht an, sondern sagte, er wolle so lange, als sein Vater bestimmt habe, auch auf die Regierung verzichten. Ausgebildet in körperlicher Beziehung, aber um Nichts weniger wild u. leidenschaftlich, kehrte er 1695 nach Dessau zurück, wo er sogleich sein altes Verhältniß mit seiner Geliebten fortsetzte u. in einem Anfalle von Eifersucht sogar deren jungen Vetter, der im Hause freien Zutritt hatte, erstach. Seine Kriegslust fand zum erstenmale im Frühjahre 1795, wo er mit den Brandenburgischen Truppen nach den Niederlanden zog u. sich durch Furchtlosigkeit u. unermüdete Thätigkeit, besonders bei der Belagerung von Namur auszeichnete, wofür er 1796 zum Generalmajor ernannt wurde, erwünschte Nahrung. Der Ryßwicker Friede machte jedoch bald diesem Kriege ein Ende und L. kehrte mit seinem Regimente in dessen Friedens-Garnison nach Halberstadt zurück. 1798 übernahm er die Regierung und vermählte sich bald darauf, trotz des lebhaften Widerspruches seiner Mutter u. aller verwandten Höfe, mit seiner Geliebten. Diese überaus glückliche u. durch zahlreiche Nachkommen gesegnete Ehe wurde auch, nachdem seine Gemahlin ihm 2 Söhne geboren hatte, vom Kaiser anerkannt und diese, sowie ihre Söhne, zu Reichsfürsten von Anhalt erhoben, 29. December 1701. Der wider Ludwigs XIV. Ländergier ausgebrochene spanische Erbfolgekrieg verschaffte L., welcher eine der Koryphäen desselben wurde, aufs Neue Gelegenheit, sich in seinem eigentlichen Elemente zu zeigen. Schon 1700, bei Gelegenheit der Königskrönung Friedrichs I., war er zum Gouverneur von Magdeburg ernannt worden u. machte nun mit den preußischen Hülfsvölkern die Feldzüge am Rheine 1701 und 1702 mit, zeichnete sich bei den Belagerungen von Kaiserswerth u. Venloo aus u. erhielt dafür den schwarzen Adlerorden. 1703 befehligte er anfänglich das, unter Marlboroughs Obercommando stehende, preußische Hülfscorps in den Niederlanden, wurde aber später zum Generallieutenant ernannt u. mit 6000 Preußen der Reichsarmee an der Drau, unter dem Prinzen Ludwig von Baden, zu Hülfe geschickt. Hier war es, wo er in dem, für die Alliirten unter Graf Styrum gegen den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern gelieferten, unglücklichen *Treffen bei* Höchstädt 20. September allein mit 3 Infanterieregimentern, von zahl*reicher* Artillerie u. Geschütz verfolgt, sich muthig in Quarrée's mit vorgetragenem

spanischen Reitern über eine, 1½ Stunden lange, Ebene zurückzog, bis der Nördlinger Wald seine Truppen schützend aufnahm. Diese That verbreitete seinen Ruhm weit. Er wurde dafür zum General der Infanterie ernannt u. commandirte im darauffolgenden Jahre wieder das preußische Hülfsheer an der Donau. In der Schlacht bei Höchstädt, 13. August 1704, ergriff er, als seine Truppen zu weichen begannen, selbst die Fahne u. warf mit seiner Infanterie unter den Augen Prinz Eugens, der sich, von seiner Reiterei verlassen, zu ihm begeben hatte, um, wie er sagte, unter Tapferen zu sterben, den feindlichen rechten Flügel zurück u. entschied dadurch, im Vereine mit dem auf dem andern Flügel bei Blenheim kämpfenden Marlborough, die berühmte Schlacht zu Gunsten der Alliirten. Auch bei der Eroberung Landau's legte er glänzende Beweise seines Feldherrntalentes an den Tag, die Prinz Eugen in einem eigenen, an den König in Preußen gerichteten, Schreiben anzuerkennen nicht versäumte. 1705 führte L. 8000 Preußen den Oesterreichern in Italien zu Hülfe, erzwang dort nach hitzigem Kampfe den Uebergang über den Oglio den 28. Juni, erstürmte in der Schlacht bei Cassano, 13. August, aber ohne dadurch eine Entscheidung herbeiführen zu können, mit mehreren Bataillonen, und nachdem er den reißenden Ritorto durchwatet hatte — sein Pferd war ihm unter dem Leibe erschossen worden — in dem dichtesten Kugelregen das jenseitige steil abfallende Ufer. Für diese ausgezeichnete That wurde er vom Kaiser Joseph I. in einem eigenen Schreiben belobt, von seinem Könige erhielt er aber im Gegentheile, wegen des unnützen Aufopferns so vieler Soldaten, einen scharfen Verweis; die Landes-Einwohner widmeten ihm, zum Lohne für seine bewiesene, Tapferkeit den bekannten Dessauer Marsch. Den Oberbefehl über sämmtliche alliirte Truppen, der ihm nach Eugens, in dieser Schlacht stattgehabten, Verwundung zugefallen war, konnte er nicht lange führen, denn ein hitziges Fieber, in welchem ihn seine schnell auf den Kriegsschauplatz herbeigeeilte Gemahlin pflegte, warf ihn schwer auf das Krankenlager. Nach seiner Wiedergenesung bedeckte er sich in der Schlacht bei Turin, 7. September 1706, mit neuen Lorbeeren. Ein Stück Komißbrod in der einen, den Degen in der andern Hand, erstieg er an der Spitze seiner Grenadiere die, durch eine Batterie von 40 Kanonen gedeckten, Verschanzungen dieser Stadt und entschied dadurch deren Besitz. Noch am nämlichen Tage aber überwarf er sich mit deren Herrn, dem Herzoge von Savoyen, der nicht zugeben wollte, daß die verwundeten Preußen in der Stadt einquartirt würden. Deßhalb betrat L. auch, obgleich nachher seinem Wunsche willfahrt worden war, nie die Residenz des Herzogs. Bei den, in diesem Jahre noch vorgekommenen Eroberungen der Festungen Novara und Pizzighetone zeichnete er sich auf's Neue aus und kehrte im darauffolgenden Winter nach Berlin zurück, wo er durch listige Verschlagenheit alle Ränke der, auf seinen Kriegsruhm eifersüchtigen, Neider zu Nichte zu machen und die Absendung eines neuen preußischen Hülfscorps nach Italien in's Werk zu setzen wußte. Indessen verging dieser Feldzug 1707, ohne den Alliirten bedeutende Vortheile zu bringen; sie fielen zwar in der Provence ein und belagerten Toulon, wo L. durch Wegnahme eines Forts sich wieder neuen Ruhm erwarb, mußten aber, da ihnen die Subsistenzmittel fehlten, sich wieder nach Italien zurückziehen. Hier eroberte L. noch Susa 22. September, nahm aber an den nachfolgenden Ereignissen des Krieges in Italien keinen Theil mehr, da er, weil er nicht unter dem Herzoge von Savoyen dienen wollte, nach Deutschland zurückkehrte. Er zog sich in sein Fürstenthum zurück und lebte abwechselnd zu Berlin und Dessau, sehnlich eines Rufes harrend, welcher ihn wieder an die Spitze einer im Felde stehenden preußischen Armee stellen würde. Da indessen die, in den Niederlanden stehenden, preußischen Hülfsvölker schon an dem Grafen Lottum einen tüchtigen Befehlshaber hatten, den der König, L. zu Liebe, nicht entfernen wollte, so blieb sein Wunsch unerfüllt und er machte den Feldzug von 1709 am Rheine nur als Freiwilliger und in Begleitung des Kronprinzen mit. Erst 1710 erhielt er, auf das Drängen des Prinzen Eugen, die Be-

fehlshaberstelle über die am Rheine stehenden Preußen, und säumte nun auch nicht, Douay am 27. Juni u. das von 8000 Franzosen vertheidigte Aire noch vor Beendigung des Feldzuges zu nehmen. 1711 betheiligte er sich bei den Bewegungen Marlboroughs auf die französischen Stellungen von Arras unter Villars. Im Feldzuge von 1712, nachdem Marlborough durch den Herzog von Ormond ersetzt worden war, stellte sich L., gegen die Befehle Ormonds, ausschließlich unter die Befehle des Prinzen Eugen, welcher Schritt von seinem Könige gut geheißen wurde. In demselben Jahre rückte er, bei der Thronbesteigung seines Freundes, des bisherigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm I., zum Feldmarschall und geheimen Kriegsrath vor und beschloß nun den Feldzug damit, daß er die, zwischen den Holländern u. Preußen streitige, Stadt Meurs nebst deren Citadelle durch List in seine Gewalt brachte. Mit dieser That beschloß er sein Wirken im spanischen Erbfolgekriege. Aber nicht lange sollte er Ruhe haben; der gegen Schweden ausbrechende Krieg brachte ihm wieder hinreichende Beschäftigung. An der Spitze von 25000 Preußen, 8000 Sachsen u. einem dänischen Hülfekorps belagerte er Stralsund, dessen Vertheidigung Karl XII. selbst leitete, und zwang es nach hartnäckiger Gegenwehr, und nachdem er sich auch der Insel Rügen bemächtigt hatte, zur Capitulation. Durch diese Eroberung brachte er seinen Kriegsruhm auf den höchsten Gipfel. In der nun eintretenden längeren Friedensperiode widmete er sich ausschließlich den Sorgen für sein Land und dem Militärwesen des preußischen Staates. Als vertrauter Freund und Rathgeber Friedrich Wilhelms I. hatte er großen Einfluß auf dessen Regentenhandlungen und war, obgleich er nie rauchte, eines der hauptsächlichsten Mitglieder des sogenannten Tabakcollegiums. Erst nach des obigen Tode änderte sich dieses Verhältniß. Friedrich II. schätzte zwar in L. den festen Mann, der allein seinem Vater von den strengen, gegen ihn nach seiner Flucht gefaßten, Maaßregeln abgerathen hatte, sowie den tapfern Soldaten in ihm, konnte sich aber mit dem rohen, jähzornigen Soldatendriller nicht befreunden. Deßhalb ist auch L.s Auftreten in den beiden schlesischen Kriegen, wenn auch nicht minder ehrenvoll, doch ganz verschieden von seinem früheren Wirken. Er wurde in die zweite Reihe gestellt, wo er früher der Erste gewesen war. Im ersten schlesischen Kriege deckte er gegen einen, von Hannover her erwarteten, aber nicht ausgeführten Einfall in die Mark, Berlin, commandirte 1742 an des abwesenden Friedrichs Stelle eine Zeitlange in Oberschlesien und schlug die Oesterreicher bei Neustadt. Seine letzte Kriegsthat aber, mit der er würdig seine Laufbahn beschloß, war die Besiegung der Sachsen in der Schlacht bei Kesselsdorf (s. d.) 1745, die unmittelbar den Frieden herbeiführte. Zwei Jahre darauf starb der alte 71jährige Held, ohne vorher krank zu seyn, am Schlagfluße, 7. April 1747. — L. gilt als Schöpfer der preußischen, fast unverändert bis zum Jahee 1806 beibehaltenen Infanterietaktik, und das mit Recht. Er führte den Gleichschritt, den eisernen Ladstock, das geschwinde Feuern und viele veränderte taktische Bewegungen ein: Verbesserungen, welche nach und nach fast bei allen Armeen Europa's Eingang fanden. Die Cavalerie, gegen welche er große Abneigung hegte, vervollkommnete sich unter ihm nicht, die Infanterie war sein Alles. Ebenso erwarb er sich um die Verbesserung der Kriegszucht große Verdienste, nur kann ihm dabei seine beispiellose Härte, ja Rohheit, zum gerechten Vorwurfe gemacht werden. — Als Landesfürst steht L. in mancher Beziehung einzig da. Da er alle Ritter- und größeren Bauerngüter seines Ländchens an sich bringen zu müssen glaubte, so wußte er, wenn deren Besitzer sich nicht gutwillig seinen Wünschen fügen wollten, sie durch alle nur erdenklichen Quälereien zum Verkaufe ihrer Besitzungen zu einem, von der fürstlichen Rentkammer festgesetzten, Preise zu nöthigen, und so kam es, daß schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sein Fürstenthum das damals noch nie gesehene Bild eines Landes ohne Adel darbot. Wild und Jagdfrohnen drückten bei seiner gränzenlosen Jagdlust die Unterthanen hart. Dagegen darf aber auch nicht unberührt gelassen werden, daß L. ein sparsamer Haushälter und genauer

Rechner war, ohne die Steuern zu erhöhen seine Cassen stets gefüllt hatte, und für Emporbringung des Ackerbaues durch Anlegung von neuen Vorwerken und Dörfern, Urbarmachung von Einöden und Anlegung der bekannten Elbdämme alles nur Mögliche that. Ebenso erleichterte er seinen Unterthanen die Ergreifung des Rechtsweges durch namhafte Ermäßigung der Gerichtssporteln. In allen diesen Unternehmungen wurde er auf's Eifrigste von seiner innig geliebten Gemahlin unterstützt, mit welcher er 10 Kinder zeugte. Außerdem besaß er noch zwei außereheliche Nachkommen, die Gebrüder von Berenhorst, von denen sich einer als militärischer Schriftsteller späterhin auszeichnete. Der Verlust seiner Gemahlin, die ihm um 2 Jahre im Tode voranging, traf ihn hart, und am besten charakterisirt wohl die Art und Weise, womit er den Verlust dem Sohne ankündigte, seinen zugleich rohen und weichen Charakter. Laut heulend stürzte er in dessen Zimmer, indem er in die Worte ausbrach: „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!" L. selbst war von großer Statur, sonnverbranntem Gesichte, ungeheurem Schnurrbarte u. mit einer wahrhaften Löwenstimme begabt, dabei stets nachlässig in seinem Anzuge. Bei den unteren Volksclassen und Soldaten, die sich manche derbe Späße mit ihm erlauben durften, war er sehr beliebt, dagegen seiner ungeheueren Grobheit wegen ein Schrecken für Offiziere und Adel. Trotz dem, daß man kaum seine Handschrift entziffern konnte, versuchte er sich doch als Schriftsteller in einer Biographie des von ihm sehr geschätzten Generals von Stille. Merkwürdig ist, daß, obgleich er 22 Schlachten und 27 Belagerungen beigewohnt, er doch nur einmal leicht verwundet worden war. — Friedrich II. sagt von ihm: „Er war ein Mann von starkem u. heftigem Charakter; hitzig, aber weise in seinen Unternehmungen, vereinigte er mit der glänzendsten Tapferkeit die Erfahrungen der schönsten Feldzüge Eugens. Seine Sitten waren mild und sein Ehrgeiz unermeßlich. Er war glücklicher Krieger u. schlechter Staatsbürger, und wäre der Unternehmungen eines Marius fähig gewesen, hätte sich seinem Ehrgeize dazu Gelegenheit geboten." — Sein von Friedrich Wilhelm III. 1800 errichtetes Denkmal steht im Lustgarten zu Berlin. Ow. — 5) L. Maximilian, regierender Fürst zu Anhalt-Dessau, Sohn des Vorigen, geboren 25. December 1700, wohnte schon im eilften Jahre mit den Preußen dem Feldzuge in Brabant bei; 1715 befand er sich bei der Belagerung von Stralsund; 1717 focht er als Freiwilliger gegen die Türken in Ungarn u. 1734 commandirte er am Rheine. Den größten Ruhm erlangte er in den Feldzügen in Schlesien und Böhmen unter den Augen Friedrichs II.; er zeichnete sich sowohl durch den Ueberfall von Glogau, als durch die in den Schlachten bei Molwitz, Chotusicz, Hohenfriedberg und Soor bewiesene Tapferkeit ganz besonders aus. Nach dem Tode seines Vaters, 1747, fiel ihm die Regierung des Landes zu, dem er durch Erniedrigung der Zölle u. Accise, durch Verbesserung des Feldbaues u. durch Beförderung des Handels viel Gutes erwies. Bei seiner großen Liebe zur Gerechtigkeit hielt er ernstlich darauf, daß Jedem Recht wiederfahre und, so bald möglich, zu demselben verholfen werden mußte. Sein durchdringender Verstand ließ ihn auch die wichtigsten Sachen bald einsehen u. richtig beurtheilen. Er starb 16. December 1751. — 6) L. Friedrich Franz, regierender Herzog von Anhalt-Dessau, Sohn des Vorigen, geboren 1740, folgte seinem Vater unter der Vormundschaft seiner Mutter in der Regierung u. übernahm diese 1758 selbst. Er war ein in jeder Beziehung trefflicher Fürst, der sich auch im 7jährigen Kriege in preußischen Diensten ruhmvoll auszeichnete. 1807 trat er dem Rheinbunde bei u. erhielt die herzogliche Würde. Vermählt war er mit der Prinzessin Louise von Brandenburg-Schwedt. Er starb 1817. — 7) L. Friedrich, Herzog von Anhalt-Dessau, geb. 1794, folgte 1817 seinem Großvater, dem Herzoge L. III. in der Regierung. Er ist seit 1818 mit der Prinzessin Friedrike, Tochter des verstorbenen Prinzen Ludwig von Preußen vermählt. Er genießt u. verdient die Liebe des Landes. Er hat drei Kinder: den Erbprinzen Friedrich, geb. 1831, und die Prinzessinnen Agnes, geboren 1824 u. Maria geboren 1837. — 8) L. Paul Alexander, re-

gierender Fürst von Lippe, geboren zu Detmold 1796, folgte seinem Vater, dem Fürsten Friedrich Wilhelm L., am 4. April 1802 unter Vormundschaft seiner trefflichen Mutter und übernahm, mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen vermählt, am 3. Juli 1820 die Regierung, die er zum Wohle seines Landes führt. Seine Gemahlin hat ihm vier Prinzen: Erbprinz L. 1821, Woldemar 1824, Friedrich 1827, Hermann 1829 und die Prinzessinnen Louise 1822, Friederike 1825, geboren. — 9) L. Maximilian Julius, Prinz von Braunschweig, königlich preußischer Generalmajor, das jüngste Kind des Herzogs Karl von Braunschweig, geb. zu Wolfenbüttel 10. Oct. 1752, wurde sehr sorgfältig erzogen u. gebildet, studirte zu Straßburg ein Jahr lange die militärische u. andere Wissenschaften, bereiste unter Lessings Führung Italien u. trat 1776 als Chef eines Infanterie-Regiments, das zu Frankfurt an der Oder stand, in preußische Kriegsdienste. In dieser Stadt erwarb er sich bald durch die edelste Menschenfreundlichkeit und seltene Herzensgüte die allgemeinste Verehrung, u. sie war seit 1779, wo er aus dem kurzen bayerischen Successionskriege zurückkam, der beständige Ort seines Aufenthaltes bis an seinen Tod. Bei der großen, im Frühjahre 1785 eingetretenen, Ueberschwemmung bei Frankfurt hatte er das Unglück, am 27. April, als er in einem Kahne den bedrängten Vorstädtern zu Hülfe kommen wollte u. sich in dieser Absicht mit zu großem Muthe den Fluthen anvertraute, zu ertrinken. Das allgemeine Bedauern über den Tod des Prinzen, von dem man noch große Erwartungen hegte, und die vielen ihm gestifteten Denkmale sind Zeugen der Achtung und Verehrung, welche er sich während seines kurzen Lebens erworben hatte. Seltene Vorzüge des Geistes u. Herzens vereinigten sich in ihm, um ihn zu einem der edelsten Menschen zu erheben. Er hatte einen durchdringenden Verstand, einen forschenden, beobachtenden Blick, der Alles bemerkte, was ihm merkwürdig u. nützlich war; sein Eifer war unermüdet; in vielen Wissenschaften besaß er vorzügliche Kenntnisse. Wo Menschenliebe Unglücklichen Hülfe u. Rettung geben konnte, da wagte er Alles, denn seine einzige herrschende Leidenschaft war Menschenliebe. Er lebte nicht glänzend, um wohlthätig leben zu können. Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt fast allein, daß die Wasserfluth den Damm nicht durchbrach u. die Vorstadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öfteren Feuersbrünsten, die diese Stadt betrafen und war dabei immer mit seiner Hülfe gegenwärtig. Oft ging er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende u. Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen. Jeden Monat ließ er 162 Thaler an bestimmte Arme u. Nothleidende aus seiner Chatulle auszahlen. Viele arme verwaiste Kinder ließ er auf seine Kosten Handwerke lernen. In der Garnisonsschule seines Regiments unterhielt er einen Lehrer u. viele Kinder. Kein Offizier von seinem Regimente übertraf ihn an Höflichkeit.

Leopold (Karl Gustav von), geboren 1756 zu Stockholm, 1781 Lehrer der Literaturgeschichte in Greifswalde, 1782 Bibliothekar an der Rathsbibliothek zu Stralsund, 1784 Aufseher der Bibliothek in Norrköping, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1789 Sekretär Gustavs III., ging 1790 als Gesellschafter des Königs nach Finnland, zog sich nach dem Tode desselben nach Linköping zurück, wurde 1798 Kanzleirath u. 1809 in den Adelstand erhoben, 1818 Staatssekretär; starb 1829. Seinen Haupteinfluß auf die schwedische Literatur gewann er durch die Zeitschrift: **Extraposten 1792—95, 4.** Außer Oden u. Liedern (**Erotiska u. Moraliska sanger**), schrieb er auch die Tragödien: **Oden eller Asarnes utvandring** und **Virginia** (deßhalb der schwedische Euripides genannt); von prosaischen Schriften: **Om det Romaneska; Särdoms historien;** Gesammelte Schriften, Stockholm 1800—2, 3 Bde., vermehrt, 1814—33, 6 Bände, im vierten Bande steht L.s Biographie von Enberg.

Lepanto (das alte Naupaktos), Stadt in der Provinz Aetolien des griechischen Festlandes, am südlichen Abhange des Berges Rigani u. der Nordseite des Golfes gleiches Namens gelegen, hat ein durch Bastionen befestigtes Schloß, welches den Eingang in diesen Golf vom Meerbusen von Patras her schützt, u. 2000 Ein-

wohner, die sich größtentheils von dem ausgebreiteten Korinthenhandel nähren. Schon im griechischen Alterthume war die Stadt berühmt wegen einer in der Nähe befindlichen, der Venus geweihten Grotte; von den Türken wird sie Ainabaghti genannt. Ganz in der Nähe der Stadt befinden sich die beiden Vorgebirge der Rhion und Antirhion, welche den Busen von Patras von dem Golfe von L., der sich bis zum Isthmus von Korinth hinzieht, trennen. Die Stadt hat einen Hafen u. ist Sitz eines Erzbischofs. Berühmt ist dieselbe durch die bei ihr 7. October 1571 vorgefallene Seeschlacht gleiches Namens, in welcher die vereinigten Flotten Spaniens und Italiens unter dem Oberbefehl Don Juan's von Oesterreich die türkische Flotte unter dem Kapudan Pascha Mufnisade Ali fast vollständig vernichteten. — Nach der Eroberung von Cypern wandte sich die, noch nie in solcher Anzahl im mittelländischen Meere gesehene, türkische Flotte gegen die Küsten Dalmatiens, sengte u. brennte dort u. machte dadurch alle christlichen Staaten des Mittelmeeres, besonders Venedig, zittern. Gegen sie zog nun eine vereinigte spanisch-päpstlich-venitianisch-maltesische Flotte von 210 Galeeren, 23 Transportschiffen und 10 großen Galeassen aus, bei deren Annäherung sich die türkische Flotte, die 240 Galeeren, 100 Galeoten u. 20 Brigantinen zählte, in den Busen von L. zurückzog. Die Christen suchten dieselbe auf, u. nach längerer, durch widerwärtige Winde u. zwischen den verschiedenen Nationen ausgebrochene Streitigkeiten veranlaßter Verzögerung kamen sie denselben den 7. October 1571 zu Gesicht. Trotz des Widerrathens einzelner Generale beschloß der Oberbefehlshaber Don Juan den Kampf, dessen Resultat, bei der Begeisterung der Christen u. der geschickten Führung eines Doria und anderer Seehelden, die vollständige Niederlage der Türken war. Das türkische Admiralschiff wurde von Don Juan selbst erobert u. das Haupt des feindlichen Oberbefehlshabers auf eine Pike gesteckt. Nur 20 Schiffe entrannen dem allgemeinen Verderben; 224 wurden von den Christen erobert, von denselben 94 an den Küsten verbrannt, die übrigen unter die Verbündeten vertheilt. In der Schlacht wurden 15,000 Türken getödtet, 3000 gefangen genommen u. 15,000 Christensklaven befreit. Die Christen hatten den Verlust von 15 Generalen u. 8000 Mann zu beklagen. — Dieser so wichtige Sieg, der den Verbündeten den Weg nach Konstantinopel öffnete, blieb der Aengstlichkeit wegen, welche unter den Befehlshabern der christlichen Flotte herrschte, ohne entscheidende Folgen und die bald darauf erfolgte Einnahme von Tunis war hiefür nur eine geringe Entschädigung. Ow.

Lepidolith heißt der, besonders ausgezeichnet bei Rozena in Mähren in pfirsichblüthrothen, ins Perlgraue u. Gelblichgraue übergehenden, schuppigblättrigen Massen vorkommende, Lithon haltige, rhombische (zweiarige) Glimmer.

Lepidus, Name einer römischen Patrizierfamilie aus dem Geschlechte der Aemilier. Aus ihr ist anzuführen: Marcus Aemilius L., ein Mann von wenig Talent u. niedrigem Charakter, wurde im Jahre R. 704 Prätor, dann Cäsars College im Consulat u. 708 dessen Magister equitum. Unter dem Vorwande, Cäsars Tod zu rächen, trachtete er, wie Antonius, nach der Oberherrschaft. Zu diesen beiden gesellte sich Octavian, Cäsars Mutter-Bruderssohn. Diese 3 errichteten nun ein Triumphirat, theilten sich in den römischen Staat u. fingen ihre Herrschaft damit an, daß sie die Vornehmen, die sie für ihre Feinde hielten, aber mit deren Vermögen sie sich bereichern wollten, hinrichten ließen. Nach 7 Jahren beraubte Octavian den L. seiner Würde u. seiner Truppen; dieser mußte nun als Privatmann in Rom leben u. als Pontifex Maximus zu seiner Demüthigung in die Volksversammlungen kommen.

Lerche (Alauda), eine zur Familie der sperlingsartigen oder Singvögel gehörige Gattung, von welcher man bereits 28 Arten kennt. Die bekanntesten sind: 1) Die gemeine oder Feld-L., braun getupft, mit dunklen Streifen an den Schläfen. Sie variirt sehr, kommt schon im Februar als Zugvogel an und verläßt uns im October, zu welcher Zeit sie sehr fett u. wohlschmeckend ist und darum häufig, besonders bei Leipzig und Halle, gefangen wird (Lerchenstreichen).

2) Die Hauben-, Weg- oder Schopf-L., dicker als jene, mit schwarzem, rostgelb gerändertem Schwanze u. einem schwärzlichen Federbusche. Sie ist mehr Strich- als Zugvogel u. findet sich auch im Winter bei uns. Ihr Gesang ist abwechselnder u. lieblicher, als der der Feld-L. 3) Die Heide- oder Baum-L., kleiner als die vorigen, mit kleinem Schopfe u. dunkler auf Rücken u. Seiten, als die Feld-L., der sie übrigens sehr ähnlich sieht, am Saume der Wälder auf Haiden u. Wiesen. Sie nistet im Haidekraut. 4) Die Schnee- oder Berg-L., mit gelber Stirn u. Kehle, schwarzen Streifen an den Schläfen und schwarzem Querbande am Halse, auch Federhorn über dem Auge. Ihre Heimath ist das nördliche Asien u. Amerika, von wo sie im Winter zuweilen zu uns kommt. 5) Die Ring- oder Kalander-L., größer u. dickschnäblicher, als die vorigen, mit großen schwarzen Halsflecken. Heimath: Das südliche Europa, von wo aus sie zuweilen nach Deutschland sich verirrt. Sie ahmt mit vieler Geschicklichkeit den Gesang anderer Vögel nach.

Lerchenbaum, Lärchenbaum, Lerchenfichte oder Rothbaum, Pinus larix oder Larix europaea, ein, im mittleren Europa in Berg- und Vorwäldern wachsender Baum, welcher eine Höhe von 60 bis 100 Fuß u. einen Durchmesser von 4—5 Fuß erreicht, schwache, eckige, abwechselnd stehende Aeste u. schmale, glatte, hellgrüne Nadeln hat, welche büschelweise in einer Scheide sitzen u. im Herbste abfallen. Die Rinde ist dick, braunroth u. rissig, das Holz weißröthlich mit bräunlichen Adern, oder auch bräunlich u. geflammt, dicht, fest, harzig, härter als das anderer Nadelbäume u. wird mit der Zeit steinhart. Als Brennholz hat es wenig Werth, da es keine helle Flamme gibt, desto besser aber sind die Kohlen. Es ist in Nässe und Witterung sehr ausdauernd, da es kein Wasser in sich zieht u. daher nicht leicht fault; in der Wärme springt es nicht u. ist dem Wurmfraße nicht ausgesetzt. Es wird daher besonders zum Wasserbau, zu Brücken, Mühlen u. Schiffen, deßgleichen zu Wasserröhren, Geländern, Weg- u. Straßensäulen, zu den Wänden in Kanälen, auch zuweilen zu Glockenstühlen und dergleichen benützt. Die daraus gehauenen Balken sollen zehnmal so viel tragen, als eichene. Auch wird es zuweilen zu Tischler-, Böttcher-, Stellmacher- u. Drechslerarbeiten verwendet. — Durch Anbohren des Baumes gewinnt man das Lerchenharz, welches auch zuweilen von selbst ausfließt u. im flüssigen Zustande venetianischer Terpentin heißt. Das selbst Ausfließende ist besser, als das durch Anbohren gewonnene, wodurch überdieß auch die Bäume Schaden leiden. Um dieses zu vermeiden, sammelt man auch das verhärtete Harz, womit die, in den Stämmen alter Bäume etwa 4 Fuß über der Erde sich bildenden, Harzhöhlen angefüllt sind, und dieses verhärtete Harz wird auch zuweilen Orenburger Gummi genannt.

Lerchenfeld-Köfering. 1) Kaspar Lerchenfelder, fürstlicher Rath zu Straubing, einer der reichsten Männer seiner Zeit, hatte sein großes Vermögen durch umsichtigen Handelsbetrieb (Tuch- u. Zeughandel) erworben. In seinem Schuldbuche standen die Könige von Spanien u. Portugal, der Herzog Albrecht von Bayern, die Reichsstadt Nürnberg und viele Andere mit starken Summen eingetragen. Die Edelmannsfreiheit war ihm bereits im Jahre 1557 bestätiget worden. Er brachte die Herrschaften Brennberg, Gebelkofen, Eltheim, Köfering, Irnkofen, Inkofen, Riekofen, Welchenberg u. eine Menge einzelner Höfe käuflich an sich u. legte dadurch den Grund zu dem bis in unsere Zeiten nachhaltenden Ansehen u. Glanze seiner Familie. mD. — 2) L., Maximilian, Freiherr von, geboren zu München 1779, machte seine Studien auf der Universität zu Ingolstadt u. wurde 1806 zum königlich bayerischen Gesandten am württembergischen Hofe ernannt. Doch zog er sich wieder von dem diplomatischen Fache zurück u. bekleidete von 1808 an nach einander die Stellen eines Generalcommissärs zu Ansbach, Nürnberg, Innsbruck u. Würzburg. Von 1817 bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph stand er an der Spitze des Finanzministeriums u. erhielt beim Regierungsantritte des

gegenwärtigen Königs den Gesandtschaftsposten beim deutschen Bundestage. Von 1833—35 war L. unter dem Ministerium Wallerstein abermals Finanzminister, wurde hierauf Gesandter am kaiserlich königlich österreichischen Hofe und ging 1842 wieder in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt; 1843, 17. Oktober, starb er zu Haynersreuth bei Bamberg.

Lerida, befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im spanischen Catalonien, mit 18,000 Einwohnern, an einem Bergabhange am rechten Ufer des Segre, ist Sitz eines Bischofs, hat eine merkwürdige Kathedrale, ein theologisches Seminar, eine starke Citadelle, einen ehemaligen Palast der Könige von Aragon und mehre Alterthümer. — L. ist das Jlerda der Alten und durch Handel reiche Hauptstadt der Jlergeten. Hier besiegte Cäsar die Legaten des Pompejus. Unter dem Kaiser Gordian wurde sie von den Germanen zerstört. 524 wurde hier ein Concil gehalten; 1146 wurde das Bisthum von Roda hieher verlegt. Am 11. November 1707 wurde die Stadt im spanischen Erbfolgekriege an den Herzog von Orleans übergeben. 23. April 1810 Sieg der Franzosen unter Hebert über die Spanier unter Odonel, worauf sich L. am 12. Mai ergab, aber im October 1813 durch Verrath wieder an die Spanier kam.

Lerma, Francesco de Roxas de Sandoval, Herzog von, erster Minister Philipps III. von Spanien 1598, dessen Liebling er war, fiel 1618 auf die Beschuldigung, die Königin Margarethe durch Rodrigo Calderon vergiftet zu haben, in Ungnade und entging der Hinrichtung nur dadurch, daß er nach dem Tode seiner Gattin in den geistlichen Stand getreten war und ihn der Papst Paul V. zum Cardinal erhoben hatte, verlor jedoch den größten Theil der ihm früher geschenkten Güter und starb 1625.

Lernäische Schlange (Hydra) hieß die furchtbare Schlange, welche Herkules im Auftrage des Eurystheus tödten mußte. Sie soll einen Schlangen- oder Thierleib mit mehren Köpfen gehabt haben und gilt, wie die meisten Ungeheuer, für eine Frucht des Typhon und der Echidna.

Leroux, Pierre, geboren 1805 zu Rennes, Anfangs Schriftsetzer, entwarf den Plan zum „Globe," ward 1830 — 32 ein bedeutendes Mitglied des St. Simonismus, leitete mit Carnot bis 1835 die Redaktion der „Revue encyclopédique" und theilt seitdem in der „Revue du progrès" seine radikal-communistischen Grundsätze der Welt mit. Zugleich gibt er seit 1834 mit Reynaud die „Encyclopédie nouvelle" heraus. Auch schrieb er: „De l'humanité, de son principe et de son avenir" (2 Bde., 2. Aufl. 1845).

Lesage, Alain René, geboren zu Rhuys in Niederbretagne 1677, kam frühzeitig nach Paris, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, sondern nährte sich von seinen sehr einträglichen literarischen Arbeiten, verlebte seine letzten Jahre bei einem seiner Söhne, einem Kanonikus zu Boulogne und starb 1743. Für den komischen Roman besaß er die ausgezeichnetsten Talente und seine Arbeiten in diesem Fache sind classisch, besonders der „Gil Blas von Santillana," der glücklich von Smollet ins Englische und von Mylius ins Deutsche übersetzt wurde. Ein treffendes und anziehendes Gemälde menschlicher Sitten, das zu den interessantesten Produkten gezählt werden muß, die irgend eine Nation in dieser Gattung von Styl aufzuweisen hat. Unmittelbarer aus spanischen Originalen geschöpft, als dieses Werk, aber doch frei und eigenthümlich bearbeitet, sind seine übrigen komischen Romane: sein „Diable boiteux," seine „Geschichte des Gusman von Alfarache," sein „Estevanille Gonzalez" und sein „Bachélier de Salamanque." Auch hat man von ihm eine freie französische Uebersetzung von dem durch Avellaneda fortgesetzten Don Quixote, und die „Proménades de St. Cloud" sollen gleichfalls von ihm seyn. Als dramatischer Dichter ist er ebenfalls rühmlich bekannt. In seinen Lustspielen, wußte er mit spanischem Stoff Witz und Laune zu verarbeiten. Am meisten wird unter seinen Lustspielen der „Turcaret" geschätzt, eine beißende Satyre auf die Traitans und Finanzpächter. Die meisten seiner Schriften wur-

den im Original u. in deutschen Uebersetzungen mehrmals gedruckt. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1830.

Lesbonax, ein griechischer Rhetor, blühte etwa ums J. Chr. 37. Von seinen politischen Reden sind nur zwei auf uns gekommen, welche zuerst Aldus, Venedig 1413, Fol., dann Heinrich Stephanus, Gruter, Reiskens, u. neueste, Orelli (Leipzig 1820) herausgegeben und commentirt haben. Der Verfasser des ihm zugeschriebenen Traktats *περὶ σχήματων* ist einige Jahrhunderte jünger. Valkenaer hat ihn mit seinem Ammonius, Leyden 1739, herausgegeben.

Lesbos, jetzt Metelino oder Midilli, eine türkische Insel im ägeischen Meere, an der Küste von Anatolien, mit 12¼ □ Meilen im Umfange und 30,000 Einwohnern, ist gebirgig u. hat an der Südküste die beiden Häfen Lero und Calom; Produkte: vorzügliche Feigen, Olivenöl, getrocknete Früchte, Wein, Baumwolle, Mastix u. Erzeugnisse der Seidenweberei. Hauptort Metelino oder Kastro. — Die Bewohner von L. waren schon im Alterthume wegen ihrer Vergnügungssucht und ihrer Ausschweifungen (besonders die Weiber wegen unnatürlicher Wollust) berüchtigt. Frühe wurde hier die lyrische Poesie und Tonkunst ausgebildet; aus L. waren gebürtig: Pittakos, Theophrastos, Theophanes, Hellanikos, Myrtilos, Alkäos, Arion, Sappho. L. erhielt den Namen von L., dem Sohne des Lapithes, der auf Befehl des Orakels eine Colonie hieher führte. Mit Methymna, Tochter des lesbischen Königs Makareus, der zuerst L. bevölkert hatte, erhielt er die Herrschaft über die Hälfte dieser Insel. Nachdem aus einer Monarchie eine mächtige Demokratie sich gebildet hatte, machten die Lesbier im Gebiete von Troas große Eroberungen und widerstanden unter Pittakos den Athenern tapfer. Von Polykrates auf Samos ward L. sehr beunruhigt. Unter Histiäos kämpfte es gegen die Perser, bis es unterlag. Nach der Schlacht bei Mykale wandte es sich von diesen zu Athen, von dem es aber während des peloponnesischen Krieges abfiel, jedoch bei der Eroberung Mitylene's 427 vor Chr. durch die Athener wurde L. in 3000 Theile getheilt, 300 davon den Göttern geweiht, die übrigen unter die Athener durchs Loos vertheilt. Vgl. Plehn „Lesbiacorum liber," (Berlin 1826) und Zander „Beiträge zur Kunde der Insel L." (Hamburg 1827, 4.).

Lesche hieß in der griechischen Baukunst ein öffentliches Gebäude, zum Herumwandeln und zu freundschaftlichen Unterredungen sowohl, wie zum Vortrage epischer Gesänge. Von solchen Oertern ist schon bei Homer u. Hesiod die Rede. In jenen zu Phokäa und Kyme soll sogar Homer seine Gesänge vorgetragen haben. Man fand sie in griechischen Städten nicht selten in jedem Viertel, und selbst gesondert für ältere und jüngere Personen. Wahrscheinlich waren es Säulenhallen, mit Sitzen versehen und mit Gemälden verziert. So befanden sich die Gemälde des Polygnotus in der L. zu Delphi.

Lesen u. Lesemethoden. — Lesen nennt man: die sichtbaren Zeichen der Sprachlaute (Buchstaben) in die entsprechenden hörbaren Laute übertragen. Der Leseunterricht geht vom Einfachsten, dem Buchstaben-L., aus, schreitet zu dem Sylben-, Wort- u. Satz-L. fort u. bezweckt vollkommene Fertigkeit zuerst im mechanischen, dann im logischen, endlich im ästhetischen L. Man hatte und hat noch verschiedene Methoden, das L. zu lehren. An die längst veraltete, schon von Valentin Ickelsamer u. Amos Comenius als verkehrt u. unnatürlich dargestellte Buchstabirmethode, an welche sich das Syllabiren knüpfte, wobei nur statt der Buchstaben ganze Sylben geschwind hergesagt wurden, ist wohl am verbreitetsten die Lautirmethode, welche Olivier und Stephani ins Leben riefen, wobei nicht der willkürliche Name des Buchstaben, sondern der Laut des Schriftzeichens mitgetheilt wird. Die Philanthropen Basedow, Wolke, Campe u. A. schlugen noch mehre Erleichterungsmittel vor, und Gedicke hielt nicht einmal das Syllabiren, sondern nur den Totaleindruck des Wortes für nöthig und war darin Vorläufer von Jacotot, dessen Methode wesentlich analytisch ist u. der das Geübte sogleich aufschreiben läßt. Analytische

synthetisch verfährt Graser, dessen (wohl allzu künstliche) Methode von den Mundstellungen ausgeht, welche den Lauten zu Grunde liegen. Krug will die Fertigkeit im L. und Sprechen durch das Bewußtseyn alles dessen, was dazu durch die Modificationen der einzelnen Sprachorgane geschehen muß, hervorbringem und sichern; ihm schließt sich die Methode von Zeller an. Pöhlmann läßt die Kinder, nachdem sie die einfachen u. zusammengesetzten Grundlaute kennen gelernt haben, nicht die Lauter der Mitlauter lernen, sondern sagt ihnen bei Vorzeigung derselben, wie sie in Verbindung mit den beigefügten Grundlauten ausgesprochen werden. Pestalozzi's L.-Lehrart ist die alte Buchstabirmethode, in Reihenfolge durch Vor- u. Nachsprechen angewandt, mit Anwendung combinatorischer Verbindung von Grund- u. Mitlautern. Die Bel- u. Lancaster'sche L.-Lehrart besteht wesentlich darin, daß die Schüler die Figuren der Druckbuchstaben in feinem Sande nachbilden; das L. selbst geschieht nach der Buchstabirmethode. Während früher Schreiben und L. abgesondert gelehrt wurden, hat die neuere Pädagogik beides verbunden und zwar einmal so, daß, wie bei Jacotot, das Kind durchs Lesen zum Schreiben, oder, wie bei Graser, Diesterweg, Graßmann, Harnisch, Scholz, Schulz, Wurst 2c. naturgemäßer durchs Schreiben zum L. geführt wird. — Natürlich muß sich das L. nicht auf bloße Fertigkeit (mechanisches L.) beziehen, sondern besonders in den späteren Jahren auf Erfassung des Verständnisses (logisches L.) und Ausdruck des Gefühles (ästhetisches L.) gerichtet seyn. Allen Forderungen entsprechend zu l., ist eine äußerst schwere und höchst selten angetroffene Kunst, da sie, abgesehen von organischen Bedingungen, einen seltenen Verein geistiger Thätigkeiten voraussetzt. Sie ist es daher nicht bloß im Deutschen, auch unter 100 Franzosen kann selten Einer im angedeuteten Sinne lesen.

Lesghier, ein im östlichen Kaukasus bis an das kaspische Meer wohnendes Volk, bestehend aus einigen 30 Stämmen, vermischt mit Arabern, Avaren u. anderen Völkern, wild, grausam, räuberisch, tapfer, tollkühn, Todfeinde der Christen, aber gastfrei. Nur Wenige treiben Ackerbau oder Industrie, einige beschäftigen sich mit Tauschhandel, die meisten leben von Räuberei. Die unabhängigen Stämme stehen unter eigenen Fürsten, denen Rußland Tribut zahlt; einige davon haben republikänische Verfassung, die übrigen sind Rußland zinsbar. Man schätzt ihre ganze Zahl auf 50,000 Familien. Ihr Land (Lesghistan) umfaßt gegen 800 □Meilen, ist sehr gebirgig u. gegen feindliche Einfälle durch die Natur geschützt. Die Sprachen sämmtlicher L. zerfallen in 4 von einander verschiedene Stämme, von denen nur die avarische Sprache, ein ungemein rauher, harter und schwieriger Dialekt, näher bekannt geworden ist.

Leslie, Sir John, Physiker, geboren zu Coates in der Grafschaft Fife im April 1766, war Anfangs bestimmt, ein Pachtgut zu übernehmen, erregte aber schon in seiner frühesten Jugend durch seine Neigung für Mathematik Aufsehen, studirte dann in St. Andrews, Aberdeen, Edinburgh und London, bereiste Nordamerika u. nach seiner Rückkehr mit Thomas Wedgewood das europäische Festland, wurde 1809 in Edinburgh Professor der Mathematik, 1819 aber der Naturwissenschaften; 1832 den 3. November starb er auf seinem Landgute Coates. — L. hat sich große Verdienste erworben durch die Erfindung mehrer physikalischer Instrumente; so erfand er den Differentialthermometer, den Hygrometer, Photometer 2c. — Seine ersterschienene Schrift ist eine Uebersetzung von „Buffon's Naturgeschichte der Vögel“, 9 Bände, London 1793. — Ferner veröffentlichte er: „An experimental inquiry into the nature and propagation of head“, London 1804. — „The relations of air to heat and moisture“, Edinburgh 1813, ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1823 2c. E. Buchner.

Lessing, Gotthold Ephraim, geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, Sohn eines Pfarrers, von dem er auch den ersten Unterricht erhielt. Er zeigte sehr frühe Liebe zu den Büchern und zu den bildenden Künsten. In seinem 12. Jahre kam er auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er 5

Jahre mit musterhaftem Fleiße zubrachte und, neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen, sich auch viel mit der deutschen Poesie beschäftigte. Von den alten Schriftstellern zogen ihn besonders Theophrast, Plautus und Terenz an. Im Jahre 1746 ging er auf die Universität nach Leipzig, zunächst, um nach dem Willen seiner Eltern Theologie zu studiren, wozu er jedoch keine Neigung hatte. Hier erwachte in L. die Liebe zur Dichtkunst, und besonders zum Theater. Um die Bildung seines Körpers zu fördern, lernte er reiten, tanzen und fechten; dabei konnte er sich mit dem Besuche der Collegien nicht befreunden, da kein Lehrer ihm genügte, Ernesti u. Kästner (s. dd.) ausgenommen. Indeß trug er allenthalben Bücher zusammen u. las viel, besonders die deutschen Schriften von Wolf; dabei trat er mit den besseren Mitgliedern der Leipziger Bühne (Neuberin, Brückner u. A.) in Verbindung, um auch von dieser Seite seine Kenntnisse zu erweitern. Er beschäftigte sich überhaupt hier, wie später in Wittenberg, mit so Verschiedenartigem, daß er in einem Briefe an Michaelis naiv genug aussprechen konnte, „er wisse nicht recht, was er in Leipzig und Wittenberg studirt habe". L., der fleißig Aesthetik, Philosophie, Physik und Mathematik studirt und die deutschen Dichter fleißig gelesen hatte, fühlte sich einerseits durch die Gottsched'sche Unpoesie aufgefordert, andererseits durch die Noth (da seine Eltern ihm nur geringe Unterstützung geben konnten) gedrängt, als Dichter und Schriftsteller aufzutreten, u. zwar zunächst mit zwei Lustspielen: „Damon, oder die Freundschaft," und „die alte Jungfer" (1747). Seine nächsten literarischen Freunde waren Weiße und Mylius. Durch die gelungene Aufführung seines schon auf der Fürstenschule begonnenen, später umgearbeiteten Lustspieles: „der junge Gelehrte", war L. auf immer für das Theater gewonnen. Er arbeitete nun dafür, wetteifernd mit seinem thätigen Freunde Weiße. Da die Leipziger Bühne in Abnahme gerieth, auch sein Freund Mylius Leipzig verließ, so ging L. nach Berlin, wo er bessere Aussichten für sich und mehr Gelegenheit zur Schriftstellerei zu finden hoffte. Hier gab er mit Mylius die Quartalschrift: „Beiträge zur Historie u. Aufnahme des Theaters," heraus, die aber schon mit dem 4. Stücke aufhörte. Jetzt gab er seine Gedichte: „Kleinigkeiten" heraus, jedoch ohne seinen Namen. Von Berlin begab sich L., der inzwischen auf das Studium der spanischen Sprache sich verlegt, nach Wittenberg, wo er, mehr seinem Vater zu Gefallen, als nach eigener Neigung, Magister wurde. Zu diesem Ortswechsel trugen besonders die wiederholten Mahnungen und Vorwürfe seiner Eltern bei, denen das freigeistige Berlin u. die französischen Deisten ein Gräuel waren. Neben der Uebersetzung von Huarte's „Prüfung der Köpfe" beschäftigte sich L. besonders mit einer Kritik und einer lateinischen Uebersetzung der Messiade Klopstocks, mit der Berichtigung und Verbesserung des Jöcher'schen Gelehrtenlexikons (1750—51) und war zugleich mit dem Pastor Lange zu Laublingen wegen dessen Uebersetzung des Horaz in einen Streit verwickelt. Seines Aufenthaltes in Wittenberg überdrüssig, kehrte L. (1753) nach Berlin zurück, wo er seine alten Bekannten wieder antraf. Er gab nun (1753—54) seine Schriften in 4 Bänden heraus u. arbeitete an Mylius Statt die gelehrten Artikel für die Vossische Zeitung. Die Verbindung mit Mendelsohn und Nicolai blieb auf seine philosophische Ausbildung nicht ohne Einfluß, wie andererseits Ramler auf seine poetisch-kritische Wirksamkeit mehrfach einwirkte, und J. M. Meil zur Förderung seiner Kunstbildung beitrug. Um sein Trauerspiel „Miß Sara" in ungestörter Muße arbeiten zu können, begab sich L. auf einige Zeit nach Potsdam. Mit dieser theatralischen Beschäftigung erwachte in ihm wieder das Verlangen nach theatralischem Umgange, den er zu Berlin nicht hatte, und nach Freunden, die sich für die deutsche Bühne interessirten. Er reiste darum 1755 wieder nach Leipzig u. begleitete von da aus einen jungen Mann auf einer Reise durch das nördliche Deutschland bis nach Holland, kehrte dann nach Leipzig zurück und trat hier in Verbindung mit Kleist und Brawe, die er schon von früher her kannte. Von Leipzig ging L. wieder nach Berlin und nahm thätigen Antheil an der „Bi-

—

bliothek der schönen Wissenschaften" (1757) und an den „Literaturbriefen". Im Jahre 1760 wurde er Ehrenmitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Von Berlin ging er (1760) als Gouvernementssekretär zu dem General von Tauenzien nach Breslau, besonders, um seine, durch allzu vieles Studiren u. Schriftstellern zerrüttete, Gesundheit wieder herzustellen. Diese neue Laufbahn trug nicht wenig zu seiner Welt- und Menschenkenntniß bei. Seine literarische Beschäftigung in Breslau umfaßt besonders kritische, antiquarische und dramatische Arbeiten; seine Erholung war das Pharaospiel, das er leidenschaftlich trieb. In den letzten Jahren seines Aufenthaltes zu Breslau fing er an, sich mit theologischen Untersuchungen u. mit Spinoza's Philosophie zu befassen. Der Umgang mit mehren trefflichen Offizieren in Breslau veranlaßte den Dichter zu seinem Lustspiele „Minna von Barnhelm" und lieferte ihm lebendige Charaktere dazu. Das Stück wurde noch in Breslau begonnen und in Berlin, wohin er 1765 zurückkehrte, vollendet. Im März 1767 ging er, einer Einladung zu Folge, nach Hamburg, um durch kritische Beurtheilungen zur Verbesserung der dortigen Bühne mitzuwirken. Hier schrieb er seine „Dramaturgie" und nahm zugleich Theil an Bode's Buchdruckerei, welche Verbindung sich aber schon 1769 auflöste. Von Hamburg aus gerieth L. in einen literarischen Streit mit Klotz (s. d.) in Halle, welcher Veranlassung zu den „antiquarischen Briefen" u. anderen Arbeiten wurde. Hier trat er auch in den Orden der Freimaurer u. schrieb in Folge davon später seinen „Ernst und Falk". Im Jahre 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel u. fand hier gleich in der ersten Zeit das Werk Berengars von Tours gegen die Lehre der Transubstantiation (s. d.). Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm L. von Wolfenbüttel aus eine Reise nach Hamburg und Berlin, eine zweite nach Berlin und Wien, und von Wien aus mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien. In der Folge beschäftigte er sich hauptsächlich mit der polemischen Theologie, wobei die „Fragmente" ihn in mancherlei Streitigkeiten verwickelten, besonders mit dem Pastor Goetze in Hamburg. Seine ganze Religion u. Theologie faßte er dann im „Nathan" zusammen. Seine Kränklichkeit nahm jetzt immer mehr zu; er starb 15. Februar 1781, nachdem seine Gattin, die ihm lange verlobte Wittwe König von Hamburg, nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes, schon 1778 gestorben war. Ueber L. den Schriftsteller gibt es sehr viele kritische Arbeiten, unter denen die von Gervinus u. Hillebrand besondere Beachtung verdienen. Mit der historischen Entwickelung derselben kann man sich unbedingt einverstanden erklären; mit der panegyrischen, besonders insoweit L.s theologische Bildung und religiöse Ansicht in Schutz genommen, ja, als die allein richtige hingestellt wird, können wir nicht übereinstimmen. In der nachfolgenden kurzen Betrachtung der Hauptwerke L.s sollen beide Literärhistoriker beachtet werden. Voranstehen mag die Bemerkung Vilmars, daß in der deutschen Literatur allmälig, statt des nationalen Bewußtseyns, ein griechisch-römisches; statt des christlichen, das so lange Lebensinhalt des deutschen Volkes gewesen, ein heidnisches Bewußtseyn sich eingedrängt. Die alte Befriedigung im christlichen Glauben, der man gleichsam müde geworden war, verschwand; man trat willkürlich vom Standpunkte des Habenden u. Genießenden auf den des Suchenden u. Zweifelnden zurück. L. ist der erste u. bedeutendste Repräsentant dieses Suchenden u. Nichtfindenden. Er war es, der das Suchen der Wahrheit höher stellte, als den Besitz der Wahrheit; das Laufen nach dem niemals erreichbaren Ziele höher, als das Ziel selbst. Eben darum aber ist in seinen Werken, in denen die tieferen menschlichen Fragen zur Sprache kommen; eben darum ist in den übrigen, nach ihm kommenden Werken gleichen Inhalts theils etwas Unruhiges, etwas Polemisches, theils etwas wirklich Unbefriedigtes u. Unbefriedigendes, etwas Unabgeschlossenes u. Dissonirendes, welches den höchsten poetischen Genuß nicht zu erreichen verstattet... Wer kann sich, wenn er sich aufrichtige Rechenschaft geben will, verhehlen, daß im „Nathan," in „Emilie Galotti," daß im „Werther," im „Faust," ja im „Götz," daß in den Schiller-

schen Dramen ohne Ausnahme irgend etwas Unaufgelöstes, ein geheimes, im tiefsten Kerne ungemildertes Weh, ein stechender, krankhafter Schmerz verborgen liege? (Vilmar.) An L.s Namen knüpft sich der Anfang der neueren classischen Literatur der Deutschen. Von den drei Elementen, welche dieselbe durchziehen, förderte er besonders das antike, vor dem das, von ihm nicht ohne Liebe gepflegte, deutsche, mehr noch das christliche, zurücktrat und dem allgemein menschlichen die Stelle einräumte. Vor Allem strebte nun L. (wie Hillebrand richtig bemerkt) nach ästhetischer Selbstständigkeit der Prinzipien und nationaler Substanz, dem unsicheren Schwanken u. dem undeutschen Franzosenthum gegenüber, wie wir dieß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden. „L. brach den Stolz der aristokratischen Schulweisheit, löste den Pedantismus der spießbürgerlichen Bedächtigkeit, beschämte die anmaßliche Zudringlichkeit der gelehrten u. orthodoxen Sophistik u. zeigte das Lächerliche der seichten u. breiten Selbstgenügsamkeit, worin die literarische Mittelmäßigkeit sich in Poesie u. Prosa erging. Es kam sofort darauf an, mit Geist u. Bestimmtheit, mit Klarheit und Gründlichkeit, mit Bildung u. Energie zu schreiben. Die Bedeutung des Gedankens sollte sich mit der Präcision der Form verbinden, jene diese tragen und durchdringen. L. selbst gab durch seine Darstellungsweise hiefür unsterbliche Muster" (Hillebrand). L.s wissenschaftliche Grundlage ist die Philosophie, aber nicht die des Systems, sondern die der Bewegung, jedoch vielfach an Spinoza angelehnt; genau genommen war L.s Philosophie ein idealer Skepticismus. „Mit dieser philosophischen Freiheit stellte er sich nun ganz eigentlich auf die Spitze des Protestantismus, nicht sowohl, um einem besonderen dogmatischen Glauben den Vorzug zu geben, als vielmehr wegen des Prinzipes der freien, subjektiven Ueberzeugung," sagt Hillebrand, der dann weiter nachweiset, daß L. eben so wenig ein Freund der Orthodoxen, als der Berliner Rationalisten gewesen, sondern daß er ganz eigentlich die subjektive Freiheit geprediget u. hier den Grundsatz aufgestellt und vertheidiget habe, daß man keinen Menschen hindern dürfe, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen. Wenn aber Hillebrand behauptet, „daß seit L. die deutsche Nationalliteratur allererst mit Entschiedenheit den Charakter der protestantischen angenommen, den sie bis auf die Gegenwart, wenn auch unter verschiedenen Modifikationen, behauptet habe:" so darf man dieß natürlich nicht auf die dogmatischen Lehren, sondern nur auf das Prinzip der subjektiven Freiheit beziehen. Letztere hat sich freilich seit jener Zeit bis heute im Religiösen, wie im Politischen, in hohem Grade, u. zwar im Religiösen in so hohem geltend zu machen gesucht, daß einem großen Theile der deutschen Bevölkerung das Religiöse ganz verloren gegangen oder gleichgiltig, ja verächtlich geworden ist. Daß L., wie der lebensthätige Grieche, über das ewige Dunkel der Unsterblichkeit wenig gegrübelt und darum nicht, wie die Thoren, über den Bekümmerungen um ein künftiges Leben das Gegenwärtige verloren, wird von Gervinus als etwas Besonderes gerühmt. — L. war persönlich ohne dichterische Genialität, aber er wußte dieselbe mit sicherem Takte da zu finden, wo sie wirklich war. Sein Feld war weniger die Produktion, als die Kritik, und Herder nennt ihn nicht mit Unrecht den ersten Kunstrichter Deutschlands. Er ließ keine Regeln gelten, weil sie einmal aufgestellt waren; Autoritätsglaube war ihm fremd; das zeigt sich in all seinen kritischen Arbeiten. Er verfolgte genau alle literarischen Strebungen seiner Zeit. „Wir sehen ihn (sagt Gervinus) gleichsam auf der Hochwacht stehen u. Alles, was in dem Reiche der deutschen Literatur vorging, mit wahrer Sorgfalt beobachten," mochte er nun Klopstock oder Wieland, Gottsched oder Bodmer, Götze oder Klotz rc. seyn. — Seine literarische Stellung hat L. zuerst entschieden bezeichnet durch die mit Mendelsohn gemeinschaftlich herausgegebene Schrift „Pope ein Metaphysiker" (1755), worin die Aufgabe der Poesie im Unterschiede von der Wissenschaft nachgewiesen ist. In demselben Jahre erschien das Trauerspiel „Miß Sara Samson," in welchem Stücke er praktisch den Kampf eröffnete mit der französischen Schule u. den fran-

zösischen Dramatikern, die in seinen früheren Erzeugnissen noch mehrfach seine Führer u. Vorbilder gewesen. Dieses Stück, das auch noch mehrfach an den rhetorischen Ton der Franzosen erinnert u. an sich kein classisches Trauerspiel ist, kann als Anfangspunkt des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland betrachtet werden, das später immer mehr ausartete u. zuletzt in die weinerliche Unsittlichkeit Kotzebue's überging. In der nächsten Zeit begegnen wir dem Dichter-Kritiker in den „Literaturbriefen," dem Organe des rationalistischen Fortschrittes, deren eigentlicher Gründer er war. „Laokoon" u. „Minna von Barnhelm," in Breslau begonnen, traten nun (1766—67) in die Oeffentlichkeit. Beide Werke stehen so neben einander, wie Kritik u. Poesie in L.s Persönlichkeit selbst. In ersterem Werke bestreitet L. Winckelmanns Ansicht, daß die edle Einfalt u. stille Größe das Prinzip der antiken Produktion sei u. sucht nachzuweisen, daß die Schönheit ihrer selbst wegen, das Ideal der Darstellung, nicht des moralischen Charakters, als das erste und letzte für alle künstlerische Produktion gelten müsse. Mit Klarheit u. tiefer Einsicht in die Sache zeigt L., wie jede Kunst ein eigenthümliches, ihrem Standpunkte u. ihren Mitteln angemessenes Gebiet des Menschlichen zum Gegenstande habe, das sie nicht ohne Gefahr für ihre besonderen Werke überschreiten dürfe. Vornehmlich stellt er in dieser Hinsicht die Malerei u. Poesie einander gegenüber, um die Gränzen beider zu bestimmen (Hillebrand). Er verwirft die damals und noch beliebte malerisch-beschreibende Poesie u. fordert successive Handlung. Der Grundsatz dieser successiven Handlung sollte in der „Minna" ihre praktische Bewährung erhalten. In diesem Lustspiele tritt eine bestimmte, u. zwar eine nach Handlung, Charakteren, Sitten u. Verhältnissen deutsche Wirklichkeit an die Stelle abstrakter Begriffe. Laokoon u. Minna treten in der „Hamburgischen Dramaturgie" (1768) zu einer bedeutsamen Einheit zusammen und erhalten hier ihre vielseitigste Erörterung und lebendigste Erklärung. Es kam (sagt Hillebrand) dem Verfasser darauf an, die eigentliche Wurzel unserer nationalliterarischen Unselbstständigkeit, die Herrschaft des französischen Geschmacks, aufzuzeigen u. aus unserem Boden vollständig herauszureißen." Außer dem reichen Inhalte verdient dieses Werk, wie Laokoon, von stylistischer Seite fortwährende Beachtung. Nun folgte „Emilia Galotti" (1772), welches Trauerspiel einerseits der Voltaire'schen Tragödie, andererseits der herannahenden Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur entgegentritt. Das Stück ist ganz eigentlich Theaterstück, zum sehen, nicht zum lesen bestimmt. Den Maßstab einer strengen Moral darf man an dieses Stück, wenigstens an den Prinzen, an Marinelli u. die Gräfin Orsina nicht legen, mögen die meisten Charaktere sonst auch als geniale poetische Schöpfungen gelten. In die Zeit seiner höchsten Stufe (1770 f.) fallen die bedeutenden Werke: „Die Wolfenbütteler Fragmente," „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (welche Werke W. von Körte dem Oekonomer Albr. Thür zuschreibt) u. „Nathan der Weise." Die Fragmente (des Reimarus, machten großes Aufsehen in der protestantisch-theologischen Welt u. weckten Angreifer u. Vertheidiger. Bekannt ist besonders der theologische Streit L.s mit dem Pastor Götze in Hamburg, der die strenge symbolische Orthodoxie verfocht. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" ist L. der Ansicht, „daß die Ausbildung g e o f f e n b a r t e r Wahrheiten in V e r n u n f t wahrheiten durchaus nothwendig sei, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn solle. Diese Schrift bildet eine Art Commentar zum Nathan, indem sie den Sinn der bekannten Worte L.s, „daß Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion von jeher die seinige gewesen," erläutert. Im Nathan ist, wie bereits oben bemerkt, L.s ganzes Wesen, besonders seine religiöse Ansicht, ausgesprochen. Dieses Werk ist, von der Zeit seines Erscheinens bis heute, je nach den verschiedenen Standpunkten verschieden beurtheilt worden: die Einen finden darin das wahre Evangelium der Religion, die Andern greifen es als dem Christenthume ganz widerstrebend an. Hillebrand sagt u. A.: „Sollen wir das Ganze auf einen Grundgedanken zurückführen, so möchten wir sagen, daß es der Grundgedanke des Christenthums ist, der ihm unter-

einer Flotte in Brest nach Danzig einschiffte, reiste L., unter dem Namen eines Kaufmanns, mit einem einzigen Diener nach Warschau, zeigte sich dort am Tage vor der Wahl öffentlich, wurde mit Begeisterung aufgenommen u. wirklich am 11. Sept. 1733 einstimmig zum Zweitenmale zum Könige gewählt, da sich die ihm nicht günstigen, oder im Interesse Augusts III. stehenden, Wähler schon vorher vom Wahlfelde entfernt hatten. Oesterreich u. Rußland waren jedoch gegen diese Wahl u. zwangen den Polen August III. zum Könige auf. L. mußte sich nach Danzig zurückziehen, von wo er, von einem russischen u. sächsischen Heere eingeschlossen, sich 1734 als Bauer verkleidet über das Haff nach Preußen flüchtete, da die erwartete französische Hülfe ausblieb. In Preußen fand er Schutz u. blieb daselbst bis 1735. Unterdessen hatte der Streit um die Krone den polnischen Königswahlkrieg entzündet, der indessen durch den Wiener Frieden vom 3. Oct. 1735 beendigt u. worin bestimmt wurde, daß L. der polnischen Krone entsagen, dagegen den Titel eines Königs von Polen behalten, seiner Familie die eingezogenen Güter in Polen zurückgegeben u. er auf Lebenszeit im Besitze der Herzogthümer Lothringen und Bar bleiben sollte, nach seinem Ende jedoch diese an Frankreich fallen sollten. Er trat sogleich die Einkünfte seiner Herzogthümer an Frankreich ab u. lebte zu Luneville, von einer, wegen obiger Abtretung bewilligten, Pension von 2 Mill. Franken, woselbst er sich die allgemeine Liebe erwarb. L. war ein Freund der Jesuiten und unterstützte sie und ihre Bemühungen eifrig. Er starb durch einen Unfall, indem sein Rock am Kamine Feuer fing, wodurch er so beschädigt wurde, daß er drei Wochen darauf unterlag (1766). Seine Schriften: „Oeuvres du philosophe bienfaisant" (4 Bde., Paris 1766), philosophischen, moralischen u. politischen Inhalts, bekunden seine Liebe zu den Wissenschaften u. Künsten u. seinen durchdringenden Verstand. Weisflog.

Letalität, Tödtlichkeit, heißt im Allgemeinen die Eigenschaft einer Verletzung, einer Krankheit, eines Giftes ꝛc. den Tod zu bringen; von besonderer Geltung aber ist der Ausdruck in der gerichtlichen Arzneikunde. Für die Strafrechts-Pflege ist es nämlich von höchster Wichtigkeit, in gegebenen Fällen zu wissen, ob der eingetretene Tod Folge einer vorausgegangenen Verletzung sei, oder nicht. Die Entscheidung dieser Frage, welche eben so schwierig, als wichtig ist, steht den Sachverständigen, d. h. den Aerzten zu; denn diese allein sind im Stande zu bestimmen: bei Lebenden, ob eine stattgehabte Verletzung lethal seyn werde; oder an Todten, ob der Tod bedingt sei durch die vorausgegangene Verletzung, oder durch anderweitige Krankheiten oder Zufälle. In den Fällen nun, wo der Tod Folge der Verletzung ist, kommt in Betracht, daß die L. der Verletzung häufig durch Nebenumstände mit bedingt ist, und dieß führte zu Aufstellung von verschiedenen Graden der L. Soll nun im gegebenen Falle der L.'s-Grad einer Verletzung bestimmt werden; so muß Rücksicht genommen werden auf die Art der Verletzung, die Verschiedenheit der verletzten Theile, die Individualität des Verletzten u. auf allenfalls stattgehabte zufällige Einflüsse; denn in jedem dieser Punkte kann die Ursache der L. liegen, und darnach ist der Grad derselben verschieden. Ueber die Eintheilung der L.'s-Grade sind die Ansichten der Gerichtsärzte, so wie die der Rechtslehrer, sehr verschieden; die meisten bringen die Verletzungen nach ihrer L. in zwei Classen: in unbedingt u. in zufällig tödtliche, denen Andere noch eine Mittelclasse: die an sich tödtlichen Verletzungen, beifügen. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten hat sich in den meisten Staaten die Gesetzgebung ins Mittel gelegt und bestimmte Fragen vorgeschrieben, die bei Beurtheilung der L. einer Verletzung zu beantworten sind. Immer aber bleibt die Bestimmung der L. einer Verletzung eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben für den Gerichtsarzt, zu deren richtiger Lösung er nicht nur tüchtigen Wissens im Gesammtgebiete der Heilkunde und reicher Kenntniß gerichtsärztlicher Fälle aus eigener oder fremder Erfahrung bedarf, sondern auch logischer Schärfe u. genauer Umsicht in Beurtheilung des gegebenen Falles. E. Buchner.

Lethargie (lethargus), nennt man jenen Grad von Schlafsucht (s. d.), der mitten inne steht zwischen dem coma vigil, bei welchem die Kranken aus ihrer Betäubung erweckt werden können durch Anrufen, Berührung ꝛc., und dem coma somnolentum, bei welchem das Erwecken nicht gelingt. Die L. tritt auf in fieberhaften, mit Delirien verbundenen Krankheiten: das Gesicht ist dabei aufgetrieben, der übrige Körper aber zusammen gefallen, die Hände zittern u. schwitzen, manchmal ist dieser Schweiß kalt; — am auffälligsten aber ist die Vergeßlichkeit der Kranken, so daß sie mitten in ihren Reden oder in begonnenen Handlungen inne halten, des Vorausgegangenen sich nicht bewußt. Außerdem kommt die L. auch vor nach erschöpfenden Anstrengungen, bei Seelenstörungen u. in verschiedenen Nervenkrankheiten, so namentlich bei Hysterie u. Hypochondrie (s. dd.). Im übertragenen Sinne nennt man L. den Zustand geistiger Unthätigkeit und Willenlosigkeit. E. Buchner.

Lethe, der Strom der Vergessenheit, aus welchem die Seelen tranken, wenn sie in das Elysium eintraten; er verwischte die Erinnerung an alles Ueberstandene. Die Fabel scheint ägyptischen Ursprungs, hat aber dort einen anderen Sinn; — es trinken da aus dem L. nur Diejenigen, welche die Oberwelt zum zweiten Male betreten, damit sie sich weder eines früheren Lebens auf der Erde, noch dessen erinnern, was im Todtenreiche mit ihnen vorgegangen. Gleichen Namen führt eine Tochter des Eris.

Letronne (Jean Antoine), berühmter französischer Archäolog, geboren 1787 zu Paris, besuchte als Hofmeister Italien, die Schweiz und Holland, und ist jetzt Mitglied der Akademie der Inschriften, Professor am Collége de France, Präsident des Collegiums der Conservatoren der königlichen Bibliothek und Conservator der Medaillen. Er verfaßte viele gehaltvolle Schriften, darunter die wichtigsten: Sur la topographie de Syracuse, Paris 1813; Recherches géograph. et crit. sur le livre de Mensura orbis terrae, ebendaselbst 1814; Considérations sur l'évalvation des monnaies grecques et rom., ebendaselbst 1817; Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte, ebendaselbst 1823; Observ. sur l'objet des représentations zodiacales, ebendaselbst 1824; Tabulae nummorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos, ebendaselbst 1825; Cours élémentaire de géographie ancienne, et moderne, 17. Auflage, Paris 1832; Matériaux pour l'histoire du Christianisme, ebendaselbst 1833; La statue vocale de Memnon, ebendaselbst 1833; u. m. a. Auch hat man von ihm eine Uebersetzung des Strabo.

Letten, der Name für einen, ungefähr 2 Millionen Seelen zählenden, germanoslavischen Volksstamm, der sich am Riemen und der Düna stromabwärts, im Süden mit Polen vermischt, in den russischen und preußischen Ostseeprovinzen in größerer Reinheit erhalten hat und wieder in die Litthauer mit den Samogitiern, 1,300,000 Seelen, die Kuren, 300,000 Seelen, u. die eigentlichen L., 400,000 Seelen, zerfällt. Die L. mit ihrer Ursprache, die mit keiner slavischen Aehnlichkeit hat, sind die Urbewohner des Königreichs Preußen, die Heruler des Tacitus; später werden sie in der Geschichte erwähnt, als sie unter Kaiser Diokletians Regierung nach Flandern an den Fluß Lys zogen. Seit 300 nach Christo standen sie unter der Herrschaft der Römer, scheinen sich aber späterhin wieder an die Gestade der Ostsee zurückgezogen zu haben. In dem preußischen Regierungsbezirke Gumbinnen wird heut noch lettisch gesprochen. Die eigentlichen L. bewohnen den südlichen und westlichen Theil des russischen Gouvernements Liefland und bilden dort ausschließlich die, zwar nicht mehr leibeigene, aber doch noch ihren Herrn, den Deutschen u. Russen, zu schweren Frohndiensten verpflichtete agrarische Bevölkerung. Ihr Glaubensbekenntniß ist das protestantische, ihr Culturzustand noch auf einer niederen Stufe. Ow.

Lettern, s. Schriften.

Lettres de cachet (geheime Briefe, geheime Befehle). Vor u. bis zur ersten Revolution waren in Frankreich alle königlichen Befehle, oder alle im Na-

men des Königs ergangene Regierungserlasse entweder offene, l. patentes, oder geheime, l. de cachet. Die ersteren, wie z. B. Edikte, Verordnungen, Gnadensachen, Privilegien rc. waren auf Pergament geschrieben, der Name des Königs von einem Staatsminister unterzeichnet, vom Minister contrasignirt, nicht zusammengefaltet, sondern nur am unteren Rande umgebogen, mit dem großen Staatssiegel versehen u. begannen mit den Worten: A tous présents et à venir salu und endigten: Car tel est notre bon plaisir. Die L. d. c., wohin alle Befehle an Behörden und Einzelne, alle persönlichen Ortsveränderungen, Verweisungen aus der Residenz, oder aus dem Reiche, Verhaftbefehle aller Art rc. gehörten, waren auf Papier geschrieben, theils im Namen und mit Unterschrift des Königs, der darin in der ersten Person sprach und schloß: Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait dans la sainte et divine garde; theils im Auftrag desselben, mit den Anfangsworten: De par le Roi: Il est ordonné à etc., unterzeichnet von einem Minister und mit dem kleinen königlichen Siegel verschlossen. Um die Polizei in dringenden Fällen stets zu plötzlichen Verhaftungen in den Stand zu setzen, erhielt der Polizei-Lieutenant von Paris im Voraus eine Anzahl unausgefüllter L. d. c. zur erforderlichen Ausfüllung, was der Willkür freie Bahn öffnete, indem, besonders seit dem Ministerium Richelieu's, diese L. d. c. benutzt wurden, wenn die Minister sich Jemands, ohne Angabe der Ursache, entledigen wollten.

Leu, Joseph, Mitglied des Großen und des Erziehungsraths des Kantons Luzern, geboren zu Ebersol 1800, gestorben durch Mörderhand 20. Juli 1845, eine der entschiedensten, edelsten u. merkwürdigsten Persönlichkeiten, welche in den neuesten schweizerischen Principienkämpfen für die Rechte der katholischen Kirche hervorgetreten sind. Von seinen Eltern, welche begüterte Landleute und treue Anhänger der römisch-katholischen Kirche waren, erhielt L. die Erziehung zu einem frommen, schlichten Landwirthe. In seinen Jünglingsjahren übte Nikolaus Wolf, ein Mann, der im Rufe der Heiligkeit lebte u. bei dem Volke von Luzern in großer Verehrung stand, großen Einfluß auf seinen Geist und sein Gemüth. Dieser machte den jungen L. aufmerksam auf das Verderben der Zeit, auf die fortwirkenden Störungen der französischen Revolution in Staat u. Kirche, auf die schlechten Grundsätze, zu denen sich viele Regierungen, zum Unglücke der Völker, bekennen. L. erfaßte die Worte des erleuchteten Mannes, sowie den Charakter der Zeit, und fühlte tief, wie nothwendig Gegenwehr gegen solche Uebel sei. Unglaube und schlechte Grundsätze, die mit den entfesselten Leidenschaften der ersten französischen Revolution über ganz Europa ausgebrochen waren, hatten sich seit der Restauration (1815) in fast allen Ständen und selbst bei vielen Regierungen in der Schweiz fortgeerbt, und kamen daher im Jahre 1830 leicht neuerdings zum furchtbaren Ausbruche. Im Oktober 1830 wurde eine Petition um Verfassungs- und Regierungsänderung im Kanton Luzern herumgeboten. L. schloß sich dieser Bewegung ebenfalls an, theils, weil die alte Regierung wegen ihrer antikatholischen Grundsätze und Handlungen beim Volke kein Vertrauen fand, theils, weil er die neue Bewegung nicht einzig Männern überlassen wollte, die vom Geiste des Unglaubens und der Revolution ergriffen waren. Er fand auch b ld Gelegenheit, gegen einige Verfassungsbestimmungen sich zu erheben. Der Radikalismus wußte aber durch das Geschrei von Volksbeglückung, Freiheit und Aufklärung die Gemüther zu bethören und zur Herrschaft zu gelangen; das Volk war noch zu unerfahren u. leichtgläubig und zog sich daher eine 10jährige schwere, harte Prüfung zu. Eine der ersten Handlungen, wodurch die neue Regierung Besorgnisse erregte, war der Abschluß des sogenannten Siebenerconcordats zwischen den Ständen Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau. Diese hatten sich sämmtlich neue Verfassungen gegeben und, ungeachtet nach dem Bundesvertrage der Tagsatzung allein die Garantie der Kantonalverfassungen zusteht, sich dieselben unter einander gegenseitig garantirt. Dieß war nun ein wirklicher Sonderbund, weil er sich die Ausübung derjenigen Rechte anmaßte, welche einzig dem eidgenössischen Gesammtbunde zustehen.

Am meisten aber beunruhigte dabei der Umstand, daß die neuen Regierungen durch mehrfache feindselige Handlungen gegen die katholische Kirche und deren Institute gerechtes Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Katholiken erregt hatten. L. protestirte daher im Großen Rathe von Luzern gegen das Siebener-concordat und hob namentlich hervor, daß der Große Rath, als die höchste entscheidende Behörde des Kantons, durch dasselbe in seinen Rechten verkümmert werde und der freien Ausübung der katholischen Religion Gefahr drohe. Als dieser Sonderbund von Luzern dennoch ratifizirt wurde, erklärten L. und Dr. Scherer in einer Zuschrift, daß sie, in Folge von Luzerns Beitritt zum Siebner-Concordat, nicht mehr an den Verhandlungen des Großen Rathes Theil nehmen könnten. Auf dieses hin wurden durch den Großen Rath unterm 14. Juni 1839 die Stellen L.s u. seiner Mithafter für erledigt erklärt u. der Wahlkreis Hochdorf aufgefordert, neue Mitglieder in den Großen Rath zu wählen. Bei dieser Versammlung verlangte das Volk des Wahlkreises in seiner großen Mehrheit Rechenschaft von den drei Mitgliedern über ihren Rücktritt, und als L. diese ablegte, zeigte sich auf allen Seiten eine solche Uebereinstimmung der Committenten mit den Ansichten ihrer Repräsentanten, daß man die drei Rathsherren nicht entlassen und auch zu keiner neuen Wahl schreiten wollte. Nun aber erließen am 16. Juli einige Radikale des Wahlkreises eine, mit 36 Unterschriften (worunter mehre falsche) versehene, Klageschrift gegen L. u. Consorten an den Kleinen Rath. Dasselbe that auch der Großrathspräsident Dr. Kasimir Pfyffer, u. es ward nun auf Veranstaltung der Staatsanwaltschaft eine richterliche Untersuchung, vorerst bei dem Bezirksgerichte Hochdorf, eingeleitet. Dasselbe entschied aber, daß die Angeklagten der ihnen Schuld gegebenen Polizeivergehen sich nicht schuldig gemacht hätten. Die Staatsanwaltschaft appellirte nun an das Obergericht, in welchem der klagende Präsident des hohen Großen Rathes, Pfyffer, selbst saß und mit mehren anderen Großräthen (trotz der gerühmten Gewalten-Trennung) urtheilte. L. titulirte in seiner offenen u. muthvollen Vertheidigung diese Herren, ihrer doppelten Eigenschaft zu Folge, als „Kläger und Richter.“ Für diese offene und wohlbegründete Ehrenbezeugung wurde L. mit zweitägiger Einsperrung u. einer Geldbuße bestraft. Er litt für eine gerechte Sache, für sein Volk, und sein Volk litt mit ihm und holte ihn nach überstandener Strafe mit Begeisterung u. Jubel unter zahlreicher Begleitung, wie im Triumphzug, nach Hause. Obgleich nun L. keine Opposition mehr im Großen Rathe bilden konnte, leistete er nichts desto weniger bei jeder Gelegenheit den gewaltigsten Widerstand gegen die Plane u. Entwürfe des Radikalismus, der bei jedem Anlasse seine systematische Befeindung der katholischen Kirche an den Tag legte. So z. B., als für die Eidgenossenschaft eine neue Bundesurkunde entworfen wurde, worin die Protestanten ein entschiedenes Uebergewicht über die katholischen Kantone erhielten, ohne daß man die Rechte der katholischen Kirche durch eigene Bestimmungen gesichert u. garantirt hätte, erklärte sich L. entschieden gegen dieses Machwerk, u. als die Abstimmung darüber im Kanton Luzern vorgenommen wurde, ward es mit großer Mehrheit verworfen. Die Regierung warf die Schuld dieser Verwerfung auf die Geistlichen u. faßte den Plan, diese vom katholischen Mittelpunkte zu trennen u. dem Staate gänzlich zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke kamen auf die Einladung Luzerns Abgeordnete von mehren Kantonen den 20. Januar 1834 zu Baden im Aargau zusammen (s. Badener Conferenz). Als diese Conferenzbeschlüsse dem Großen Rathe zur Ratifikation vorgelegt wurden, befand sich L. bereits wieder in demselben, protestirte aber dießmal unterm 11. März 1836 vergebens gegen die berüchtigten Artikel, welche die grellsten Eingriffe in die Rechte der katholischen Kirche enthielten u. deßhalb auch von Papst u. Bischof verworfen wurden. Während der Jahre 1836 bis 1840 enthielt sich die Regierung von Luzern gewaltsamer Maßnahmen u. begnügte sich mit Beschlüssen u. Anordnungen geringeren Gewichts, betreffs derer sie keine große Aufregung erwartete. Sie fürchtete das Jahr 1840 u. sparte wichtigere Veränderungen auf die neue Regierungs-

periode, wo sie, neu bestätiget, mit frischem Ansehen u. neuer Gewalt auch Gewaltigeres wagen konnte. L. hoffte auch auf das Jahr 1840, u. so rüsteten sich beide Parteien zum Kampfe, zum Entscheide. Aber L. wollte seinen Gegnern zuvorkommen u. sie prüfen. In der Großrathsitzung des Wintermonats 1839 machte er einen Antrag, in welchem er verlangte: 1) den Austritt Luzerns aus dem Siebener-Concordate; 2) Aufhebung der Badener Conferenz-Artikel; 3) Garantie für katholische Erziehung; 4) Aufhebung der Vorrechte der Advokaten; 5) Erweiterung der Baufreiheiten; 6) Erweiterung der Gemeinderechte. Diese wohlgegründeten Wünsche wurden zwar vom Großen Rathe von der Hand gewiesen, aber sie wurzelten zu tief im Volke, als daß sie mit einer solchen Schlußnahme schon aus dem Leben vertilgt worden wären. Schon im Februar darauf erschien eine Petition vor dem Großen Rathe, mit beinahe 12,000 Unterschriften versehen, die mit den L.schen Grundsätzen u. Anträgen ganz übereinstimmte u. eine Abänderung der Verfassung nach den gleichen Grundsätzen verlangte. Diese Petition hatte zu Folge, daß zwar nicht sogleich in eine Verfassungsrevision eingetreten, doch beschlossen wurde, daß die Frage über Revision nach Abschluß von 10 Jahren, vom 30. Januar 1831 an gerechnet, unverweilt dem Volke zur Entscheidung vorgelegt u. im Bejahungsfalle vom Kleinen Rathe sollte eingeleitet werden. Bei der bevorstehenden Verfassungsrevision mußte in L. der Wunsch aufleben, so viel an ihm lag, dazu beizutragen, daß bei diesem Revisionswerke der Koloß des Radikalismus gestürzt u. dasselbe auf eine freie u. wahre katholische Grundlage gebaut werde. Er erkannte, daß Uebereinstimmung in den Grundsätzen u. Eintracht im Handeln nothwendig seyen; er berief daher 300 der angesehensten Männer des Kantons, mit denen er meist durch die Bruderschaft für Bewahrung u. Belebung des Glaubens vertraut geworden war, auf den 5. Wintermonat 1840 nach Rußwyl zusammen u. besprach sich da frei und offen mit ihnen über die Grundsätze, welche sie in der neuen Verfassung wünschten. Nebst den allgemeinen staats- u. kirchenrechtlichen Prinzipien kam man auch darin überein, daß die Vorberathung der Verfassung einem, vom Volke zu diesem Zwecke erwählten, Verfassungsrathe übertragen werden sollte. Die Rußwyler Versammlung hatte im ganzen Lande so viel Eindruck hinterlassen, daß am 21. Wintermonat 1840 vom Großen Rathe der letztere Grundsatz vollständig u. rein anerkannt u. ausgesprochen wurde. Nachdem am 31. Januar 1841 das Volk Revision der Verfassung beschlossen u. den 11. März einen, aus Anhängern L.s bestehenden, Verfassungsrath gewählt hatte, wurde schon am 1. Mai der neue Verfassungsentwurf dem Volke vorgelegt u. von demselben angenommen. Als aber bald darauf bei einem öffentlichen Anlasse einige Verehrer L.s diesem ihre Huldigung darbringen wollten, wies er Alles von sich ab u. gab Gott allein die Ehre. Obgleich L. der Gründer der neuen Regierung war, schlug er doch alle angebotenen Ehrenstellen aus. Er ließ sich nur in den Erziehungsrath wählen, um zum Wohle des Volkes hier besonders wirken zu können. Er ordnete das Volksschulwesen mit großer Sorgfalt, unterstellte es eigenen Behörden, deren Präsident der jeweilige Ortspfarrer seyn mußte; dann Inspektoren, die alle aus der Pfarrgeistlichkeit bestellt wurden; endlich einer Volksschulcommission aus ihrer Mitte, in welche ebenfalls geistliche Mitglieder gewählt wurden; gab eine eigene Verordnung über die Beaufsichtigung der Volksschulen, die auf alle einzelnen Zweige, selbst in die der Schul- und Jugendbibliotheken, die möglichste Sorgfalt wendete. Eine eigene Cantonsschule für Jünglinge, die sich nicht einem wissenschaftlichen, sondern bürgerlichen Berufe widmen mochten, wurde errichtet; das Ursuliner-Kloster zu Luzern als eine höhere Schulanstalt für Töchter wieder hergestellt; auch erwirkt, daß Armen-, Waisen-, Kranken-, Irren-, Zucht- u. Besserungsanstalten geistlichen Corporationen übergeben wurden. — Ferner suchte L. für die, von der Regierung 1830 eigenmächtig unternommene, Aufhebung der Franziskaner-Klöster zu Luzern und Werthenstein — die kirchliche Genehmigung beim apostolischen Stuhle nach, sowie die Erlaubniß, das Gut derselben für Er-

richtung einer Pfarrfiliale u. eines Priesterseminars in der Kleinstadt Luzern, u. eines Priestercollegiums zu Besorgung der Pfarrei u. Wallfahrt in Werthenstein zu verwenden. Sehr schwer aber fiel L. u. der Regierung die Sorgfalt für Zurückführung der Presse in die Schranken der Wahrheit, Sittlichkeit u. Religion. Zwei Versuche wurden dafür gemacht, von denen der zweite, die Mängel des ersten ersetzend, entgegen den radikalen Bemühungen, mit großer Mehrheit angenommen wurde u. sich als ziemlich genügend bewies. Aber L. wußte wohl, daß es nicht genug sei, den Sieg über den Radikalismus errungen zu haben, sondern daß man denselben auch bewahren müsse; daher berief er mit den Seinen die 315 Unterzeichner der Rußwyler-Erklärung auf den 20. April 1842 wieder eben dahin ein, wo er feierlich den Rußwyler Verein gründete, dessen Mitglieder sich zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche u. der darauf begründeten Ordnung im Staate verpflichteten. Ein anderes Mittel, um den religiösen Aufschwung zu befördern und zu sichern, sah L. in der Berufung der Gesellschaft Jesu nach Luzern. Vater Wolf hatte ihm früher schon den verhängnißvollen Rath gegeben: „Wenn man nur die ehrwürdigen Väter Jesuiten wieder bekommen könnte u. dann dazu bessere Gesetze, so wäre es noch möglich, einem allgemeinen Sittenverderbniß zuvor zu kommen.“ Aber Wolf fügte diesem Rathe auch noch jene Worte hinzu, welche das Luzerner Volk nie vergessen soll: „Fürchtet die Macht der Hölle nicht! Seid standhaft! Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden.“ Fest stand nun in L. der Entschluß, auf die Berufung der Jesuiten anzutragen, zu dringen, zu beten, zu mahnen u. alle erlaubten Mittel anzuwenden, daß diese Berufung zu Stande komme. Und er glaubte auch dazu um so mehr berechtigt zu seyn, da noch eine Stiftung von hinlänglichen Gütern als Erbe der frommen Väter für die Jesuiten dalag u. nach Recht u. Gerechtigkeit, selbst auch laut einem Artikel der Verfassung, dem Zwecke gemäß verwendet werden sollte. Uebrigens war L. bereit, Alles, Gut und Blut und selbst sein Leben, wenn es nöthig sei, dafür zu opfern. Gern wollte er dann sterben, wenn dieß Ziel erreicht u. die Jesuiten in Luzern seien! Mit solch festem Glauben u. unerschütterlicher Ueberzeugung war er dieser Sache zugethan. Im Christmonate 1842 brachte er diese Angelegenheit vor den Großen Rath, der endlich, nachdem manche Hindernisse u. Schwierigkeiten besiegt waren, den 24. Weinmonat 1844 die Berufung von 7 Jesuiten für die theologische Lehranstalt in Luzern beschloß. Unterdessen hatte aber auch die radikale Partei an dem Sturze der 1841r Regierung gearbeitet. Mit Hülfe von Freischaaren (s. d.) aus den benachbarten Cantonen hatte sie zweimal Aufruhr und Bürgerkrieg hervorgerufen, wurde aber beide Male geschlagen. Diese Niederlagen hatten Rache erzeugt und in den niederen Volksclassen, die durch die Freischaarenzüge sich an die Worte Raub u. Mord bereits gewöhnt hatten, sprach man hin u. wieder davon, dieses oder jenes Luzernische Regierungshaupt wegzuschaffen und zu ermorden. Es wurden daher zu dieser Zeit sowohl an L., als an andere Personen, Briefe mit den fürchterlichsten Drohungen gegen deren Leben gerichtet. Insbesondere faßte Jakob Müller von Stechenrain den Gedanken, den L. zu erschießen, wenn er hiefür bezahlt würde. Er wandte sich deßhalb an mehre politische Flüchtlinge im Aargau u. in Zürich, sowie an andere Personen im Canton Luzern selbst. Die meisten hatten ihm große, zusammen auf 60,000 Francs sich belaufende Geldversprechungen gemacht, auf den Fall, daß er die verruchte That ausführe. Müller selbst schien dazu das geeignete Subjekt zu seyn; er hatte den ersten Freischaarenzug mitgemacht, ward gefangen genommen u. hegte daher einen heftigen Groll gegen L., dem er die Schuld seines Unglücks beimaß. Er war überdieß ökonomisch u. sittlich zerrüttet, so daß die Geldversprechungen u. die vielen schriftlichen u. mündlichen Aufforderungen zur schwarzen That ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Nachdem er L. mehre Male mit einer Flinte aufgelauert hatte, ohne daß sich ihm eine günstige Gelegenheit darbot, so schlich er sich endlich in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli 1845 in das Haus des auserseheneu Opfers. Unter der offe-

nen Thüre des Schlafzimmers, den einen Fuß innerhalb der Schwelle, den andern noch auf derselben, streckte er das Gewehr auf die Mitte des Körpers, tödtete auf diese Art sein Opfer im nächtlichen Ruhebette und ergriff dann eiligst die Flucht. Sobald die Anzeige von der Ermordung des L. an die Regierung gelangte, traf diese Anstalt, den Thäter zu entdecken. Noch nie aber haben sich gerichtliche Behörden u. Zeitungsblätter in einer solchen Verworfenheit u. Demoralisation gezeigt, als bei diesem Anlasse. Nicht nur wurde von einigen Cantonen die Auslieferung der bei diesem Morde betheiligten Individuen verweigert, sondern radikale Zeitungen erfanden sogar die Chimäre eines Selbstmordes u. ergossen sich mit aller Wuth über den Verhörrichter Ammann, um diesen in seiner Aufgabe schwankend zu machen. Indessen that die Geldsumme, welche die Polizeidirektion Luzern auf die Entdeckung des Thäters aussetzte, ihre Wirkung; nach der Anzeige des Michael Achermann, eines Mitverschworenen, wurde Jakob Müller eingezogen u. es ergaben sich bald so starke u. viele Indicien gegen ihn, daß er endlich, nicht durch physischen Zwang, sondern durch das geschickt geleitete Verhör sich genöthigt sah, seine schwere That zu bekennen. Am 24. Januar 1846 wurde er vom Criminalgerichte zum Tode verurtheilt und am 31. desselben Monats fand unter dem Zudrange einer unzähligen Menge Volkes seine Enthauptung statt. — Selten wurde der Verlust eines Mannes so innig bedauert, als derjenige L.s. Er wurde von dem Volke als der Begründer der neuen Ordnung in Staat u. Kirche angesehen u. der Umsturz dieser Zustände würde am Ende des Jahres 1847 schwerlich erfolgt seyn, wenn er noch gelebt hätte. — L. war ein in jeder Beziehung vortrefflicher Mann; er wirkte ruhig u. unerschrocken Gutes, wo er konnte, in seiner amtlichen Stellung, wie im Privatleben; bald im Rathe zu Luzern, bald als Gerichtspräsident, als Friedensstifter, als Rathgeber in seinem Kreise u. seiner Nachbarschaft, nebenbin in seiner Landwirthschaft u. seinem trauten Familienkreise. Man hat eine Menge der schönsten und herrlichsten Beweise von seinem edlen Charakter, seiner christlichen Gesinnung. Es wurden ihm, als dem Schöpfer der neuen Ordnung der Dinge, die höchsten Ehrenstellen angetragen, beinahe aufgedrungen; er floh sie. Nicht Geldgeiz plagte ihn; er war so freigebig, als nur Jemand. Noch in den letzten Tagen seines irdischen Wandels verfügte er, daß eine große Summe Geldes, die ihm gehörte u. in eines Dritten Hand lag, als Wohlthätigkeitsgabe an ein protestantisches Ort für dortige Verunglückte verwendet werden sollte. Kein Hausarmer, der ihn anrief, blieb unbefriedigt; kein Studirender, der Hoffnung auf Wohlverhalten gab; keine nothwendige u. nützliche Anstalt in nah u. fern, die nicht von ihm unterstützt wurde. Von seinem ganzen beträchtlichen Erwerb und Vermögen durfte nicht das Geringste erübrigt werden. Nur was seinem Vaterlande Noth that, bekümmerte u. beschäftigte ihn in seinem Herzen. In Hochdorf unternahm ein würdiger Priester für bessere Erziehung u. Ausbildung der weiblichen Landjugend die Gründung einer Anstalt, in der diese Töchter nicht etwa zu verfeinertem Stande, sondern, ihrem Stande u. Berufe gemäß, in den Arbeiten einer Bauerntochter und Hausmutter, in häuslichen u. nothwendigen landwirthschaftlichen Geschäften u. christkatholischer Lebens- u. Hausordnung erzogen werden sollten. Zu diesem edlen Zwecke mitzuhelfen, war bald auch Sache L.s u. vielfältig mit Rath und That unterstützte er das wichtige, schwere, muthvoll unternommene Werk. Das Schloß Baldegg, das, in angenehmer Gegend an einem See, ehemals ein Ritter- und Adelssitz war, wurde sammt Liegenschaft angekauft und zu besagtem Zwecke bestimmt. — Das Mitleidsgefühl für die leidende Menschheit bewog L., die bedeutende u. meisterhafte Armen- u. Waisenanstalt in Ibenmoos zu gründen. Er schenkte derselben so viele Aufmerksamkeit, daß er sich ganze Tage lange dort aufhielt u. mit den Armen, wenn sie, an ein herumschweifendes Leben gewöhnt, über lange Weile bei der Arbeit, oder über die Speisen klagten, aß, arbeitete u. mit Ernst u. väterlicher Liebe Ordnung unter ihnen hielt. Sein eifriger Wunsch, der studirenden Jugend eine ächt katholische Erziehung u. Bildung zu geben, ließ

das Jesuitencollegium in Schwyz zu einer Zeit ins Leben, wo er die Berufung der Jesuiten nach Luzern noch für unmöglich hält. — Während er seinen Reichthum zur Unterstützung u. Gründung wohlthätiger Anstalten verwendete, behielt er immer eine höchst einfache Lebensweise. Sein Privatleben war, selbst in den Augen seiner größten Feinde, ein musterhaftes und eben so wenig kann ihm ein reiner, edeldenkender, männlicher Charakter abgestritten werden. Andermatt.

Leubus, Marktflecken im Kreise Wohlau des preußischen Regierungsbezirks Breslau, an der Oder, mit 400 Einwohnern; dabei die gefürstete Benedictiner-Abtei L., gestiftet von Kasimir I., König von Polen, 1041 oder 1055 (das älteste Kloster in Schlesien), mit Bibliothek u. Kirche (Begräbniß vieler fürstlicher Personen), besaß 60 Dörfer; aufgehoben 1810, jetzt Irrenhaus u. Landgestüte.

Leuchtenberg, kleiner Marktflecken im Kreise Oberpfalz u. Regensburg des Königreichs Bayern, an der Luhe. Die Häuser des Ortes sind auf dem Abhange eines Granitberges gelagert, dessen höchste Kuppe die zerfallene Stammburg der ehemaligen Landgrafen von L. trägt. Aus den Ruinen ragt imponirend der mächtige Lehenthurm hervor, auf dessen Zinne die Wächter ein Feuer emporlodern ließen, so oft der Landgraf seine Vasallen einberufen wollte. Die Schloßkapelle ist einer der schönsten gothischen Ueberreste im Gebiete der Naab. Die Geschichte weiß über die Erbauung der Burg nichts Sicheres anzugeben, u. erst um das Jahr 1118 finden wir einen Landgrafen Gebhard von L. urkundlich aufgeführt. Würde das ursprüngliche Grundgebiet dieses Hauses ungeschmälert geblieben seyn, wären alle durch Bayern u. Franken weit zerstreuten, im Laufe von 4 Jahrhunderten erworbenen oder ererbten Besitzungen dauernd gewesen — sie hätten in einem geschlossenen Bezirke vereinigt, ein ansehnliches Fürstenthum gebildet. So zerstörten aber unselige Theilungen schon in der frühesten Zeit auch den Keim einer nachhaltigen Größe, u. drückende Verlegenheiten, im Gefolge solcher Zersplitterung, nöthigten zu unausgesetzten Verpfändungen u. Veräußerungen. Dazu kam noch der fromme Tribut an Kirchen und Klöster. Waldsassen schuf sich sein Stiftsland größtentheils auf L.schem Boden, u. nebenbei wurden auch Speinshardt, Michelfeld und Seligenpforten reichlich bedacht. Landgraf Ulrich I. war zu Anfang des 14. Jahrhunderts des Hauses einziger Sprößling; er verschaffte dem L.schen Namen neuen Glanz, vielfach zu Erwerbungen begünstigt, als Kaiser Ludwig des Bayers treuer Beiständer im Felde wie im Rathe. Seine Söhne Johann I. u. Ulrich II. schwächten die Macht ihres Geschlechtes wieder, indem sie 1366 das Erbe des Vaters unter sich theilten. Dennoch ist der genannte Landgraf Johann der eigentliche Lichtpunkt der Familiengeschichte. Er war zweier Könige vertrauter Rath, der Schiedsrichter zwischen dem Oberhaupte und den Großen des Reiches, zwischen Fürsten und Städten, Bischöfen u. Fürsten, kaiserlicher Landrichter zu Rothenburg an der Tauber, der bayerischen Herzoge Statthalter u. gewaltiger Pfleger in Niederbayern, welcher versöhnend den Haß der einander entfremdeten Wittelsbacher beschwichtigte, der Theidinger zwischen Oesterreich u. Bayern über die Grafschaft Tyrol, König Wenzels Landvogt in Schwaben u. noch im hohen Alter Hauptmann in den Fürstenthümern Schweidnitz u. Jauer. Ueberdieß brachte er durch Erbschaft die bedeutende Grafschaft Hals bei Passau an sein Haus u. noch andere Güter u. Lehen. Für seine Zeit unläugbar ein wichtiger Staatsmann, verschied Johann, nachdem er das Klösterlein St. Oswald im bayerischen Walde gestiftet, 1407 noch früh genug, um seines Hauses Glanz nicht erbleichen zu sehen. Sein Stamm erlosch ruhmlos u. verarmt mit seinen Enkeln. Ueber den Nachkommen Ulrich II., welchem, als dem Erstgebornen, das Schloß L. zugefallen, waltete kein günstigeres Loos. Landgraf Johann V. sicherte zwar beim Beginne des 16. Jahrhunderts nach dem Vorbilde Bayerns durch ein Hausgesetz die Untheilbarkeit der Familiengüter, indeß war von den alten Herrschaften u. Burgen wenig mehr übrig, sogar die schöne Grafschaft Hals schon 1485 verkauft worden. Maximilian Adam, welcher am 4. Nov. 1646 starb, war der Letzte seines

erlauchten Hauses. Die Landgrafschaft fiel an Bayern. **König Maximilian I.** gab im Jahre 1806 seine Tochter Augusta Amalia dem Vicekönige Eugen von Italien zur Gemahlin, u. dieser wurde 1817 Titularherzog von L. unter bayerischer Oberherrlichkeit. So lebte der Name der L.e in einem neuen Geschlechte wieder auf, das an Glanz u. Ruhm das alte bei Weitem überstrahlt. — Schloß L. war schon im 15. Jahrhunderte nicht mehr der Herrschersitz der Landgrafen, welche in Pfreimd ihre Residenz aufschlugen und dorthin auch die landgräfliche Kanzlei zogen. Im Jahre 1634 eroberten schwedische Völker die Burg, u. unter ihrer Brandfackel sank des alten Baues Herrlichkeit. J. B. Brunner, Die Landgrafen von L., Rothenburg an der Tauber 1834; Th. Dorfmüller, Das Schloß L., Augsburg 1836. mD.

Leuchtenberg 1) (Eugène Rose de Beauharnais, Herzog von L.), Sohn des Generals Alexander, Vicomte de Beauharnais, welcher unter Rochambeau in Amerika focht, 1793 am Rheine befehligte u. 1794 im 34. Jahre unter der Guillotine fiel, u. der Josephine Tascher de la Pagerie, nachmaligen Kaiserin der Franzosen, wurde 3. Sept. 1781 geboren. Als Knabe begleitete er seinen Vater zur Rheinarmee und nach dessen Hinrichtung den General Hoche in die Vendée, während seine Mutter sich damals in der Gefangenschaft der Schreckensregierung befand. Nach ihrer Freilassung durch Barras begann L.s geistige Ausbildung, welche durch die Vermählung Josephinens mit Bonoparte bald eine militärische Richtung erhielt. Er ging mit diesem nach Italien u. Aegypten und stieg nach u. nach zum Oberst, Brigade- u. Divisionsgeneral. Napoleon ernannte ihn 1805 zum französischen Prinzen u. Vicekönig von Italien. Als solcher befehligte L. die französische u. italienische Armee, ward nach Beendigung des österreichischen Krieges von 1805 zum Prinzen von Venedig ernannt, 1806 mit der Prinzessin Auguste Amalie von Bayern vermählt u. 1807 vom Kaiser als Sohn u. Erbe des Königsreichs Italien adoptirt und erwarb sich die Liebe der Italiener. Im österreichischen Kriege 1809 drang er mit 70,000 Mann nach Oesterreich u. Ungarn vor, gewann die Schlacht von Raab und trug viel zum Siege bei Wagram bei. Nach der Scheidung Napoleons von der Kaiserin, ernannte ihn dieser 1810 zum Nachfolger des Großherzogs von Frankfurt. Im Zuge nach Rußland, wo er eine eigene Armee von 70,000 Mann (das 4. Corps unter Junot u. das 6. unter Gouvion St. Cyr) befehligte, und noch mehr beim Rückzuge, wo er nach der Abreise Napoleons und des Königs von Neapel den Oberbefehl hatte, so wie in der Schlacht bei Lützen, entwickelte er große Feldherrntalente und erhielt nach dem Waffenstillstande die Führung der Armee von Italien. Die Schwäche derselben und die Treulosigkeit des Königs von Neapel nöthigte ihn jedoch zur Defensive, die er klug ausführte. Doch zog er sich 1814 von der Etsch hinter den Mincio. Nach Napoleons Sturze übergab er, zu Folge einer, mit dem österreichischen General Bellegarde abgeschlossenen Convention, die Lombardei an Oesterreich, ging nach Paris u. von da, nachdem die Hoffnungen, Genua als eigenes Großherzogthum zu erhalten, sich nicht erfüllten, nach München. Vergebens hatte Ludwig XVIII. es versucht, ihn durch das Anerbieten eines Marschallstabes für sich zu gewinnen. 1817 ernannte ihn sein Schwiegervater, der König von Bayern, zum Herzoge von L., mit dem Prädikat königliche Hoheit, belehnte ihn mit dem Fürstenthume Eichstädt u. verordnete, daß, im Falle des Aussterbens der bayerischen Linie, seine Nachkommen in Bayern succediren sollten. Er starb den 21. Februar 1824 in München. 1830 wurde ihm von seiner Wittwe in der Hofkirche zum heiligen Michael daselbst ein, von der Meisterhand Thorwaldsens verfertigtes, prächtiges Denkmal errichtet. — 2) L., (August Charles Eugen Napoléon, Herzog von), Sohn des Vorigen, geboren 1810 zu Mailand, trefflich gebildet, begleitete 1829 seine Schwester nach Rio Janeiro, trat dann in bayerische Kriegsdienste, ward 1830 durch Frankreich vom belgischen Throne ausgeschlossen, vermählte sich 1834, nach des sterbenden Dom Pedro Wunsche, mit Donna Maria von Portugal, starb aber schon

1835 an der häutigen Bräune, nach dieser kurzen Zeit schon im Besitze der Liebe der Portugiesen. Er versuchte sich auch mit Glück im Zeichnen u. Radiren u. hatte ein reiches naturhistorisches Cabinet gesammelt. — 3) L., (Maximilian Eugen Joseph Napoleon, Herzog von), geboren 1817, folgte dem Vorigen, seinem Bruder, am 28. Mai 1835 unter mütterlicher Vormundschaft u. erhielt, in Folge seiner Vermählung (1839) mit der Großfürstin Maria, Tochter des Kaisers Nikolaus, den Titel „Kaiserliche Hoheit." Er ist russischer Generalmajor, Commandeur einer Brigade und Präsident der Akademie der Künste zu Petersburg. Eine Schwester von ihm, Josephine, geboren 1807, ist seit 1823 an den jetzigen König von Schweden vermählt; eine andere, Eugenie, geboren 1808, seit 1826 Gemahlin des Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, starb 1847; eine dritte, geboren 1812, ist seit 1834 Wittwe des Kaisers Dom Pedro I. von Brasilien; die vierte, Theobolinde, vermählte sich 1841 mit dem Grafen Wilhelm von Württemberg.

Leuchtkäfer (Lampyris), eine aus 4 Arten bestehende Gattung der, zu den Raub- oder Fleischkäfern gehörigen, Schmarotzkäfer oder Weichflügler. Sie haben alle einen länglichen, platten, an der Seite mit Warzen besetzten Leib, weiche Flügeldecken, schildförmigen Hals, unter dem der Kopf sich verbirgt, dünne, körnige Fühlhörner u. an den 3 letzten Ringeln des Hinterleibes einige, wie Phosphor leuchtende, Flecken. Diese sind aus kleinen, leichten, leuchtenden Körperchen zusammengesetzt, welche das Insekt mit einer Haut bedecken kann, wenn es nicht leuchten will u. die man, ohne Nachtheil für das Leben des Thierchens, sogar absondern darf. Die Weibchen sind größer, als die Männchen, zum Theile ohne Flügel u. Flügeldecken (Leuchtwürmer). Die 4 bekannten Arten sind: L. noctiluca, L. splendidula, L. hemiptera u. L. italica. Die erste Art, gewöhnlich Johanniswürmchen genannt, ist in Mitteldeutschland die bekannteste; die zweite mehr im Norden.

Leuchtkugeln, Leuchtballen, sind Kugeln, deren Satz aus 40 Theilen Salpeter, 15 Theilen Schwefel, 3 Theilen Antimonium u. 3 Theilen Pech besteht, in kugelförmige Modelle gegossen u. aus kleinen Mörsern geworfen; diese L. werden besonders in belagerten Festungen dazu gebraucht, um sie gegen die feindlichen Laufgräben zu werfen, um durch ihr helles Licht das entdecken zu können, was der Feind beginnt, u. sein Feuer hiernach zu richten. Ehemals bediente man sich zu demselben Zwecke der Leuchtpatronen u. der Leuchtraketen.

Leuchtthurm (Pharus, englisch Lighthouse, holländisch Vuurtooren, italienisch Faro) nennt man einen, auf einem Vorgebirge oder einem hervorstehenden Punkte der Meereskūste, oder in einem Hafen, oder auch mitten im Meere auf einem Felsen erbauten, Thurm oder anderes hohes Gebäude, auf dessen Höhe ein Leuchtfeuer den Schiffen während der Fahrt auf dem weiten Meere zum Merkmale dient, ihnen die Fahrstraße bezeichnet, oder sie vor gefährlichen Stellen warnt. Da dergleichen Gebäude größtentheils auf schwer zugänglichen, felsigen Punkten aufgeführt werden, so ist ihre Errichtung in den meisten Fällen mit großen Schwierigkeiten verknüpft; dessen ungeachtet finden wir schon im Alterthume sehr großartige Werke dieser Art, wie der von Ptolomäus Soter erbaute L. auf der kleinen, Alexandria gegenüber liegenden Insel Pharos (der älteste), von welchem der Name auf alle übrigen übergegangen ist; der berühmte Koloß zu Rhodos 2c. Man unterhält hie u. da auch sogenannte Leuchtfeuer, welche auf besonders dazu bestimmten, vor Anker liegenden Schiffen, Leuchtschiffen, unterhalten werden u. deren man sich statt der Leuchtthürme an solchen Orten bedient, wo diese letzteren der Oertlichkeit wegen nicht wohl aufgeführt werden können, wie z. B. außer dem L.e in Kurhafen, am Ausflusse der Elbe. Außerdem gibt es für ähnliche Zwecke sogenannte Seeleuchten, Feuersignale, Feuerbecken, wo schon ein geringeres Licht genügt, um zu einem Richtpunkte dienen zu können. Die Unterhaltung der Leuchtthürme erfordert bedeutende Summen Geldes; deßhalb muß jedes Schiff, welches daraus Vortheil zieht, eine verhält-

nißmäßige Abgabe entrichten. Unter den neueren Leuchtthürmen nennen wir, als die berühmtesten u. großartigsten: die Tour de Corduane in Frankreich, bei der Einfahrt in die Gironde; den L. von Eddystone in England, dem Plymouthsund gegenüber, den L. auf dem Bellrock in Schottland, dem Frith of Tay gegenüber. — Der Bau der Tour de Corduane ward auf Befehl Heinrichs IV. 1584 angefangen, 1611 vollendet. Die Höhe betrug Anfangs 169 pariser Fuß, 1727 jedoch kam noch eine eiserne Laterne darauf, wodurch die Höhe auf 175 pariser Fuß stieg; seine gegenwärtige Höhe beträgt 206 Fuß und sein Licht kann in einer Entfernung von 8 bis 9 Lieues unterschieden werden. Der erste, auf dem Felsen von Eddystone erbaute, L. stand nur 7 Jahre und ward durch den ungeheuern Orkan vom 27. November 1703 weggerissen und in die Fluthen gestürzt; ein zweiter, im Jahre 1708 errichteter, Thurm ging 1755 in Feuer auf. Der gegenwärtige, von dem berühmten Ingenieur Smeaton erbaute L. ward 1759 vollendet. Derselbe gilt als das größte Meisterstück dieser Art u. wird, aller Erwartung nach, eine eben so lange Dauer haben, als die Felsen, auf welchen er ruht. Der Eddystoner L. wurde ehemals durch 24 Wachskerzen erleuchtet, gegenwärtig aber durch Lampenlicht. — Der L. auf dem Bellrock wurde von Stevenson nach dem Muster desjenigen von Eddystone erbaut. Die meisten Küstenländer der civilisirten Welt besitzen gegenwärtig eine beträchtliche Zahl Leuchtthürme; vorzüglich häufig sind dieselben in der Ostsee und im Sunde, wodurch auch die Beschiffung dieser Meerestheile sehr gesichert ist. Auf der preußischen Ostsee bestehen 10 größere Leuchten. In England gibt es 116, in Schottland 40, auf der Insel Man 9, auf Irrland 47 Leuchtthürme; auf den Küsten Frankreichs 45 Leuchtthürme u. gegen 100 kleinere Feuer. Das zur Erleuchtung der Leuchtthürme gegenwärtig gebräuchliche Licht besteht entweder in Kerzen, Lampen, Gaslicht oder in dem Drummond'schen Signallichte. Das Kerzenlicht hat den Nachtheil des öfteren Putzens, welcher bei den Lampen wegfällt. Das Lampenlicht ist am stärksten, wenn Spermacetiöl in Argand'schen Brennern angewandt wird. Man hat entweder eine einzige große Lampe mit concentrischen Dochten, oder mehre Reihen kleinerer Lampen; in jenem Falle bringt das Licht durch geschliffene Gläser in parallelen Strahlen, im letzteren Falle wird es durch Brennspiegel oder Reflektoren von plattirtem Kupfer in Gestalt einer halben Eierschale (über jeder Lampe ein Reflektor) zurückgestrahlt. Jede Art hat ihre eigenthümlichen Vorzüge. — Das Gaslicht hat sich wohlfeiler bewiesen, als die Lampenbeleuchtung, u. hat außerdem noch den besonderen Vorzug, daß es bis zu jeder beliebigen Größe gesteigert werden kann und stets von der Aufmerksamkeit des Wächters unabhängig ist. — Das Drummond'sche Signallicht ist in der neuesten Zeit vielfach besprochen und, seiner großen Intensität wegen, besonders für die Leuchtthürme vorgeschlagen worden; man hat es jedoch in diesem Bereiche noch nicht angewendet. Es entsteht durch die gleichzeitige Hinleitung eines Stromes von Sauerstoffgas u. Wasserstoffgas auf einen gemeinsamen Punkt auf Kalk u. ist sehr weithin sichtbar. — Um den Seefahrern das Erkennen u. Unterscheiden der Feuerzeichen in den verschiedenen benachbarten Gegenden zu allen Zeiten u. unter allen Umständen zu erleichtern, braucht man verschiedene Farben des Lichtes in der neueren Zeit. Dieselbe ist entweder u. in den meisten Fällen weiß, oder aber auch bunt (roth ꝛc.). Früher kannte man auch nur das feststehende Licht, die neuere Zeit erfand das Drehfeuer. Des festen (fixen) Lichtes bedient man sich da, wo nur ein kleiner Theil des Horizontes zu beleuchten ist, indem man demjenigen Lichte, welches auf vorzugsweise gefährliche Stellen fällt, durch Vorsetzung gefärbter Gläser eine eigenthümliche Farbe ertheilt; dergleichen bunte Gläser schwächen die Intensität des Lichtes um ungefähr 60 Prozent oder um $\frac{6}{10}$. Wo der ganze Horizont beleuchtet werden soll, da wendet man drehendes Licht an, welches ein halb Mal weiter leuchtet, als das feststehende: Drehfeuer genannt, weil es sich im Kreise umdreht. Auch gibt es Blinkfeuer oder intermittirendes Feuer genannt. Die Art, in welcher

das Licht zum Vorscheine kommt, ist nach den einzelnen Modifikationen verschieden; wo man eine einzige große Lampe anwendet, da erscheint es als ein von Zeit zu Zeit aufflammender Blitz; wo mehrfache Lampenreihen gebrannt werden, hat es den Schein einer fluthenden Wellenbewegung. Es sind schon sehr viele Unglücksfälle dadurch entstanden, daß Schiffe ein Licht (einen L.) mit dem andern verwechselt haben; es ist daher von der größten Wichtigkeit, den, an ein u. derselben Küste befindlichen, Leuchtthürmen eine ausreichende, leicht zu bemerkende Verschiedenheit zu geben, so wie über ihre Lage u. Eigenthümlichkeit möglichst genaue Beschreibungen anzufertigen u. diese in die Hände der Seeleute zu bringen. Die neueren Erfindungen der drehenden, aussetzenden und gefärbten Flammen (s. oben) gewähren eine Leichtigkeit, das Aussehen der Lichter zu verändern, welche man früher nicht ahnete u. man darf diese Erfindungen mit Recht zu den wichtigsten u. nützlichsten der Neuzeit zählen. Zu den besten Werken über die Leuchtthürme, Leuchtschiffe 2c. gehört: „Coulier, Guide des marins pendant la navigation nocturne," Paris 1829. Eine Uebersicht aller Leuchten bietet das vortreffliche Werk: „Handbuch der Schifffahrtskunde von C. Rümker," 4. Aufl., Hamburg 1844.

Leuckart, Friedrich Sigismund, Professor der Physiologie u. vergleichenden Anatomie an der Universität Freiburg, geboren den 26. August 1794 zu Helmstädt, jüngster Sohn eines Buchdruckereibesitzers, erhielt den ersten Unterricht in der Bürgerschule u. auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt, wo bereits seine Liebe zu den Naturwissenschaften geweckt u. genährt wurde; 1812 bezog er die Universität Göttingen u. widmete sich dem Studium der Medizin; 1816 zum Med. Dr. promovirt, unternahm er wissenschaftliche Reisen durch Deutschland, Oesterreich, Italien u. Frankreich, kehrte 1821 in seine Heimath zurück, habilitirte sich 1822 in Heidelberg u. wurde im folgenden Jahre als Privatdocent aufgenommen, 1829 aber als außerordentlicher Professor angestellt. 1832 wurde L. als ordentlicher Professor nach Freiburg berufen; 1838 war er bei der Versammlung deutscher Aerzte u. Naturforscher daselbst Geschäftsführer; 1843 den 12. Juni starb er, zu früh für seine Wissenschaft. — L. hat sich im Gebiete der Zoologie u. Zootomie einen bleibenden Namen erworben, namentlich aber durch seine Leistungen in der Helminthologie. Die wichtigeren seiner Schriften sind: „Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen," Heidelberg 1827. „Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte," Stuttgart 1832. — „Untersuchungen über das Zwischenkieferbein des Menschen." Stuttgart 1839 2c. E. Buchner.

Leuk (französisch Louèche), Flecken mit zwei alten, 1414 zerstörten Schlössern und 600 Einwohnern, im obern Wallis, hat zwei Kirchen und ein schönes Rathhaus, liegt 2101 Fuß über dem Meere auf einem, von der Rhone u. dem Waldbache Dala, welcher letztere sich hier mit der ersteren vereinigt, gebildeten Winkel. Ueber beide führen Brücken. Sehenswerth sind die 30—200 Fuß hohen Hügel, zwischen welchen die Rhone ihren Lauf nimmt. Sie sind die Ueberreste eines ehemaligen Bergsturzes u. bestehen aus Steintrümmern, grobem Sand und Geschiebe, welches Alles in großer Unordnung über einander liegt. Hier ist schon Weinbau mit gutem Gewächse. Ein Weg von 3 Stunden führt nach den Bädern von L., bei denen sich ein Dorf, Baden, mit 350 Einwohnern, befindet. Dasselbe liegt 4404 Fuß über dem Meere, am südlichen, fast senkrechten Fuße des Gemmi, rings von riesigen hohen Bergen umgeben. Von Ferne bietet der Ort, in üppigen Matten u. an wasserreichen Alpen mit Tannenwäldern gelegen, einen lieblichen Anblick dar. Die hier aus dem Boden sprudelnden Heilquellen gehören zu den berühmtesten der Schweiz. Am wirksamsten sind sie, wenn sie wenigstens zwei Jahre nach einander gebraucht werden. Als Bad wirken sie trefflich gegen Hautkrankheiten, als Gesundbrunnen gegen Krankheiten des Magens und des Unterleibes. Es sind ihrer bei einem Dutzend. Der Raum kann über hundert Gäste fassen. Die größte und heißeste (ungefähr 41 Grad Réaumur) heißt Lorenzquelle, entspringt vor den Bad- u. Wirthshäusern als ein Bach,

und versieht die drei Hauptbäder (Junkern-, Herren- und Armenbad) mit Wasser. Etwas höher liegt das Bad für die Aussätzigen. Dieses ist hell, ohne Geschmack und Geruch, und hat nur einen leichten Schwefeldunst. Die Brechquelle (in der derben Landessprache Kotzgülle) verdankt ihren Namen der Wirkung, die sie erregt. Sie liegt am Ufer der Dala. Der Liebfrauenbrunnen ist kalt, und fließt nur vom Mai bis in den September. Man badet von einer halben Stunde täglich bis zu acht Stunden, und so wieder absteigend. Beständig rinnt heißes Wasser in das Bad. Die Badenden befinden sich, ohne Unterschied des Alters, Standes oder Geschlechtes, in vier großen Kasten, die durch einen Kreuzgang, auf welchem die Besuchenden stehen, getrennt werden. Alle Badenden sind mit langen, wollenen Mänteln bekleidet. Seit dem Jahre 1817 besteht ein neues, ganz aus Steinen aufgeführtes Badehaus, das schöner, aber ebenfalls zum gemeinschaftlichen Baden eingerichtet ist. Für Diejenigen, welche am gemeinschaftlichen Baden keinen Geschmack finden, sind jedoch besondere Kammern errichtet. Die Mauer, welche das Gebäude gegen Lavinen schützt, dient zugleich zu einer Zinne, auf welcher die Gäste promeniren. Die Umgegend, für Freunde der Naturkunde an mancherlei Naturseltenheiten außerordentlich reich, enthält mehre Merkwürdigkeiten. Man besucht den vom Balmhorn herabhängenden Glätscher, aus welchem die Dala entspringt. Am Wege zu demselben sieht man viele Wasserfälle u. Felsenhöhlen. Eine herrliche Fernsicht gewährt der Gipfel des Cherbonon. Man ersteigt denselben über die Alp Torrent in anderthalb Stunden. Er ist bedeutend höher, als die Daube des Gemmi. Hier stellen sich beide Alpenreihen, die südlichen vom Montblanc bis zum Simplon, die nördlichen vom Gemmi bis zum Finsterahorn dar. Man übersieht den Dola-Schlund, zwanzig Stunden lang den Lauf der Rhone u. s. w.

Leukadia, jetzt St. Maura, eine der jonischen Inseln, 2 Meilen lang, ½ breit, nördlich bei Thiaki, bringt Schafe, Ziegen, vorzüglichen Honig, Wachs, viel Salz u. Fische hervor, hat 21,500 Einwohner u. ein gleichnamiges festes Schloß auf einer Sandbank, zwischen der Insel und dem Festlande, Amarichi gegenüber. — Früher war L. eine Halbinsel, auf welcher die Stadt Leukas lag, zur Zeit des achäischen Bundes Hauptstadt von Akarnanien. Auf dem südwestlichen Theile findet sich das Vorgebirge Leukate und der leukadische Felsen, mit Tempel des Apollon (daher dessen Beiname Lakadorios), wo dem Apollon jährliche Feste gefeiert und zur Sühne ein Verbrecher vom Felsen ins Meer gestürzt wurde (Leukadischer Sprung). Da eine Menge Federn u. selbst lebendiger Vögel an dem Verurtheilten befestigt waren, so kam er gewöhnlich glücklich herab u. ward im Meere durch Kähne aufgefischt, mußte aber die Insel L. auf immer meiden. Von diesem Felsen stürzten sich auch unglückliche Liebende ins Meer, z. B. Artemisia und Sappho, u. man meinte sich geheilt, wenn man, herabspringend, mit dem Leben davon kam; Manche wiederholten den Sprung, daher: Leukadische Fluthen, sprichwörtlich für: Todesgefahr drohend.

Leukippus, ein griechischer Philosoph, Schüler des Zeno von Elea um 510 vor Christus, entweder ein Abderit, oder Melier. Er suchte den Zwist der Vernunft und der Sinnenerfahrung, den die Philosophie der eleatischen Schule erregt hatte, zu vermitteln, u. wurde dadurch der Begründer eines neuen philosophischen Systems. Bis auf ihn hatte man den Elementen der Körper immer gewisse ursprüngliche Eigenschaften gegeben, worauf man, außer der allgemeinen Materialität derselben, noch ihre besonderen Eigenschaften gründete, wodurch sich eine Art der Körper von der anderen unterscheidet. Dieses System wurde von Demokritos aus Abdera (s. d.) weiter ausgebildet.

Leukon, Sohn des aus der Mythe vom Bacchos berühmten Königs Athamas, von dessen dritter Gemahlin Themisto; er hatte eine Tochter, Erippe, welche, von dem Flußgotte Kephissos geliebt, diesem den Eteokles (König in *Böotien*) gebar.

Leukophryne, ein Beiname der Diana, unter dem sie zu Magnesia in Asien

einen Tempel hatte; er gab dem zu Ephesus wenig an Schönheit nach, war von Hermogenes erbaut u. ward eine berühmte Freistätte, deren Rechte die Römer noch unter Kaiser Tiberius bestätigten. Von den Söhnen des Themistokles ward dieser Diana eine Bildsäule aus Bronce in Athen aufgestellt, weil, wie Pausanias berichtet, ihr Vater von dem Perserkönige die Herrschaft über die Magneten empfangen hatte.

Leuktra, Stadt im alten Böotien, südlich von Theben, deren Ruinen man jetzt noch bei Eremo-Castro sieht. Hier 371 vor Christo Niederlage der Spartaner durch die Thebaner unter Epaminondas (s. d.).

Leupoldt, Johann Michael, Professor der Medizin an der Universität Erlangen, geboren den 11. November 1794 zu Weißenstadt im Bayreuthischen, besuchte das Gymnasium in Bayreuth, bezog 1814 die Universität Erlangen, wurde zum med. Dr. promovirt 1818, habilitirte sich daselbst als Privatdocent 1819, wurde 1821 außerordentlicher u. 1826 ordentlicher Professor. — L. hat sich durch seine Schriften, besonders im Gebiete der Psychiatrie, einen guten Namen erworben; er kennt die meisten Irrenanstalten Deutschlands aus eigener Anschauung. — Von seinen Werken nennen wir: „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus", Berlin 1821. — „Die gesammte Anthropologie", 2 Bände, Erlangen 1834. — „Lehrbuch der Psychiatrie", Leipzig 1837, übersetzt ins Holländische. Außerdem schrieb er eine Pathologie und Therapie, eine Psychologie, Diätetik, Geschichte der Heilkunde u. zahlreiche kleinere Schriften, welche seine rege Thätigkeit im Gesammtgebiete der Heilkunde, so wie in den Zeitfragen über das wissenschaftliche Studium der Medizin beurkunden. E. Buchner.

Leuthen, der Name von sieben Dörfern, in verschiedenen Regierungsbezirken Preußens, wovon das im Regierungsbezirke Breslau, Kreis Neumarkt, durch eine von Friedrich II. am 5. December 1757 gegen die Oesterreicher gewonnene Schlacht das merkwürdigste ist. Der König eilte nach dem Siege bei Roßbach nach Schlesien, den Oesterreichern Einhalt zu thun, welche, wie er unterweges erfuhr, Schweidnitz erobert, den Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen u. Breslau eingenommen hatten. In Parchwitz am 28. Nov. angelangt, gewährte er seinen, durch angestrengte Eilmärsche äußerst ermüdeten, Truppen einige Ruhetage u. zog während der Zeit die Reste des Bevernschen Corps an sich. Prinz Karl von Lothringen, der erfuhr, daß der König nur 33,000 Mann stark sei, wollte mit seinem 92,000 Mann starken Heere den Krieg mit einem Schlage beenden, verließ daher seine feste Stellung unter den Kanonen Breslau's u. rückte dem Könige nach Lissa und L. hin entgegen. Dieser griff die Oesterreicher in schiefer Schlachtlinie auf dem linken Flügel an, überflügelte diesen u., nachdem der Feind auch im Centrum und auf dem linken Flügel geworfen und der Kirchhof in L. durch die preußischen Garden unter Möllendorf erstürmt worden war, floh der Feind auf allen Seiten. Vergebens wollten Karl und Daun sich zwischen Frobelwitz und Sara noch einmal setzen; der General Wedell vereitelte dieß, griff die Oesterreicher im Rücken und in der Flanke an u. zwang sie zur Flucht. Die Preußen machten 21,000 Gefangene, worunter 300 Offiziere, u. erbeuteten 134 Kanonen, 4000 Wagen und 50 Fahnen. Die Oesterreicher hatten 7000, die Preußen 3000 Mann Todte u. Verwundete. Das Resultat dieses Sieges war die Wiedereroberung Schlesiens und Breslau's, mit Ausnahme von Schweidnitz, und die fast gänzliche Auflösung der österreichischen Armee. Weisflog.

Levaillant, François, Reisender und Ornitholog, geboren 1753 zu Paramaribo im holländischen Guiana, zeigte von Jugend auf große Neigung zu den Naturwissenschaften, welche noch erhöht ward, als er 1778 mit seinen Aeltern nach Europa übersiedelte. Bekannt wurde L. durch seine Reisen ins Innere von Afrika, deren erste er 1780 vom Cap der guten Hoffnung aus unternahm; 1783 von dieser zurückkehrend, verlor er seine Sammlungen, indem sein Schiffskapitän, als er von den Engländern feindlich angegriffen wurde, das Schiff in die Luft sprengte; glücklich war er auf der zweiten Reise 1783, von welcher er

1785 mit reichen Schätzen nach Europa zurückkam. — L.s Leistungen, besonders im Gebiete der Ornithologie, wurden nicht allseitig anerkannt, namentlich von Seiten der französischen Naturforscher vielfach bestritten. — Außer der Beschreibung seiner Reisen, welche in 2 Auflagen erschien u. auch ins Deutsche übersetzt wurde, schrieb er: „Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique," Paris 1799 bis 1807. — „Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes," Paris 1800 ꝛc. E. Buchner.

Levana, eine Göttin der Römer, deren freundlicher Einwirkung man es zuschrieb, wenn der Vater eines Hauses sein Kind aufnahm. Nach römischen Gesetzen ward nämlich das neugeborene Kind vor den Vater auf den Boden gelegt; ließ er dasselbe liegen, so war es ein Zeichen, daß er es nicht behalten, daß er es aussetzen wolle; nahm er es dagegen auf, so erkannte er es mit dieser Handlung für das Seine, und nun ward es im Hause erzogen.

Levante. Mit diesem Namen bezeichnete man ursprünglich die türkische Provinz Natolien, früher Kleinasien, deren Hauptbandelsplatz Smyrna (s. d.) ist; jetzt aber versteht man darunter häufig die sämmtlichen, am mittelländischen Meere gelegenen, asiatischen Küstenländer, die europäische Türkei, Griechenland, die griechischen und türkischen Inseln, Aegypten und selbst die Barbareskenstaaten. Den wichtigsten Handel mit der L. treiben die Städte Marseille, Triest und Venedig. Levantische Tücher oder Levantins heißen auch mehre leichte, für den Handel nach der L.e bestimmte Tuchgattungen. Levantische Waaren nennt man Natur- und Kunstprodukte der europäischen und asiatischen Türkei, welche aus Konstantinopel, Adrianopel, Salonichi, Smyrna, Aleppo, Alexandrien ꝛc. in den europäischen Handel kommen, wie: Baumwolle, Kaffee, Feigen, Korinthen, Datteln, Gallus, Knoppern, Gummi, Mastix, Tabak, lemnische Erde, Meerschaum, Kameelhaare, Kameelgarn, türkisches Garn, Seidenzeuge, Shawls, Teppiche u. a.

Levesque (Pierre Charles), geboren zu Paris 1736, gestorben daselbst 1812, war Anfangs Kupferstecher, machte nachher wissenschaftliche Studien und schloß sich den Ansichten Diderots (s. d.) an, auf dessen Empfehlung er Professor in Petersburg, später Professor am Collége de France u. Mitglied des Instituts wurde. Er schrieb: Rêve d'Aristobule, Paris 1761; L'homme moral, Amsterdam 1773; L'homme pensant, ebend. 1778; Considerations sur l'homme; Choix de Poesies de Petrarque, Paris 1787; Hist. de Russie, Yverdun 1782 bis 83, 4. Auflage, Hamburg 1806, 8 Bände, Fortsetzung, Paris 1812; Hist. de France sous les cinq premiers Valois, ebendaselbst 1787, 14 Bände; Hist. de la république romaine, ebendaselbst 1807, 3 Bände; Etudes de l'histoire ancienne, ebendaselbst 1811, 5 Bände; Eloge de Mably, ebendaselbst 1787; auch setzte er das Watelet'sche Dictionnaire des arts fort.

Leviathan, ist im alten Testamente der Name eines Seeungeheuers, wahrscheinlich des Wallfisches oder des Krokodilles. (Vergl. Kapitel 40 und 41.) Durch die Beschwörung des L.s glaubten gewisse Zauberer Wuth gegen Diesen oder Jenen zu erregen. Auch bezeichneten die Propheten unter diesem Namen Staaten, welche gegen die Israeliten feindlich gesinnt waren. Nach der Talmudischen Ueberlieferung soll der Erzengel Gabriel einst den L. überwältigen.

Levita (Elia Ben Ascher), mit dem Zunamen Bachur, einer der größten jüdischen Gelehrten des Mittelalters, geboren zu Neustadt an der Aisch in Franken, widmete sich schon frühe dem Studium der heiligen Schriften, der hebräischen Sprache und der Masora. 1504 wurde er Lehrer zu Padua, begab sich als solcher, nachdem er bei der Eroberung dieser Stadt sein gesammtes Vermögen verloren hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom, wo Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner wurde. Hier lebte er 13 Jahre und kehrte dann nach Venedig zurück, wo er 1547 oder 1549 starb. Einige Zeit (nach dem Jahre 1540) hatte er auch in der schwäbischen Reichsstadt Isny bei Paul Fagius zugebracht. Man hat von ihm: Bachur (eine hebräische Grammatik),

Basel 1525 (37), Mantua 1557; Liber compositionis, Rom 1516, Venedig 1546; Thisbites (ein hebräisch-, chaldäisch-, arabisches Lexikon) von Paul Fagius, Isny 1541, Basel 1601, 4.) u. a.

Leviten hießen die Nachkommen Levi's, des 3. Sohnes des Patriarchen Jakob (s. d.) unter denen auch Moses u. Aaron waren (2 Mos. 6, 20.). Die Glieder der drei Stammfamilien Gerson, Kaath und Merari wurden zu Dienern und Gehilfen der Priesterschaft und an die Stelle der dem „Herrn" geweihten Erstgeborenen gewählt. Sie wurden förmlich eingeweiht. Ihre Amtsgeschäfte zu Moses Zeit waren gewisse niedere Verrichtungen bei der Stiftshütte, besonders deren Fortschaffung. Ihre Zelte hatten sie um den Vorhof der Stiftshütte; sie waren Aaron und seinen Söhnen untergeordnet. Den schweren Dienst während des Zuges durch die Wüste verrichteten sie vom 30. bis 50. Jahre. Als aber das Heiligthum durch David einen bestimmten Ort erhalten hatte, so traten an die Stelle des Tragens der Stiftshütte leichtere Geschäfte. David ließ die Zahl der Kinder Levi aufnehmen und fand deren 38,000 Mann; aus diesen wurden 24,000 für die 24 Priesterclassen abgesondert, so daß jede Woche 1000 derselben ihnen als Gehilfen bei der Zubereitung der Opfer dienen sollten; 4000 bildeten die Tempelwache. Anderen wurden die Tempelschätze anvertraut; 6000 wurden als Vorsteher und Richter aller Orten angestellt; 4000 sollten sich dem heiligen Gesange weihen; ihre Vorsteher waren Asaph, Heman und Ethan, welche 24 Söhne hatten, deren jedem 12 Sangmeister beigegeben wurden, nebst welchen sie abwechselnd die heilige Musik leiteten. Zum eigentlichen Priesterthume konnten die L.n nie gelangen; auch durften sie nicht weiter, als in den Priestervorhof, kommen. Ihre Kleidung bestand, zum Unterschiede von der der Priester, in einem leinernen Gewande von weniger kostbarem Stoffe. Ihr Haupteinkommen war der Zehent von allen Früchten des Landes, von welchem sie den Zehent an die Priester zu entrichten hatten; außer dem erhielten sie Antheil an den Gastmahlen bei Dankopfern, welche die Israeliten zu geben hatten, so wie an dem Armen-Zehenten im 3. Jahre. Nach der Eroberung Chanaans erhielt der Stamm Levi daselbst kein Erbtheil, sondern der Doppelstamm Joseph trat an dessen Stelle; er selbst bekam acht und vierzig Städte, von denen dreizehn in den Stämmen Juda, Simeon und Benjamin für die Priester, die andern 35 in den übrigen Stämmen für die L.n bestimmt wurden; dabei waren Bezirke von 2000 Ellen zu Plätzen, Spaziergängen, Weiden und Gärten. Nach der Trennung beider Reiche begab der Stamm Levi sich meistens in das Reich Juda. So bekamen die Stämme an den L.en eine Art Aufseher u. Rathgeber, außerdem waren sie Rechtsgelehrte, Richter und Vorleser des Gesetzes, welches ihnen anvertraut wurde. — In den katholischen Kirchen wird den Diakonen u. Subdiakonen, wegen der Aehnlichkeit ihrer Altar-Verrichtungen mit denen der L.n, ebenfalls der Name L. beigelegt, u. levitiren u. diakoniren sind daher synonyme Ausdrücke. — Leviticus heißt das 3. kanonische Buch des A. T. oder das III. Buch Mosis, weil es durchaus von den Kirchengebräuchen und Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes und von den Verrichtungen der Priester und Leviten handelt.

Levkoje, Cheiranthus annuus, eine beliebte und sehr schöne Blume, wovon man mehre Arten hat, stammt aus dem Oriente her und war schon den Griechen bekannt (so die Goldl., die Sommerl. und die Uferl.), wächst in Südeuropa an Seeufern; die Winterl. in Spanien am Meerufer.

Levret, André, berühmter Geburtshelfer, geboren zu Paris 1703, wurde daselbst Wundarzt des Artilleriecorps, Mitglied der königlichen Akademie der Chirurgie und hielt Vorlesungen über Geburtshülfe, welche ihm, neben seinen Schriften, einen großen Namen verschafften, so daß er zum Geburtshelfer der Dauphine, der Königin u. der königlichen Prinzessinnen ernannt wurde; er starb zu Paris den 22. Januar 1780. — L. war ein tüchtiger Chirurg; unvergänglichen Ruhm erwarb er sich aber durch seine Leistungen in der Geburtshülfe, zu

deren gegenwärtiger Entwickelung er viel beigetragen hat, sowohl durch seine Schriften, als namentlich auch durch die Verbesserungen, welche er an der Geburtszange anbrachte. — Er schrieb: „Observations sur les causes et les accidens de plusieurs accouchemens labourieux“ Paris 1747, Suite 1751, 3. Aufl., 1770. Deutsch, Lübeck 1758. — „L'art des accouchemens“ Paris 1751, 3. Aufl., 1766. Deutsch, Gera 1772. — „Essai sur l'abus des règles générales et contre les prejugés, qui s'opposent aux progrés de l'art des accouchemens.“ Paris 1766. Deutsch, Leipzig 1776 ꝛc. E. Buchner.

Lewald (Johann August), ein fruchtbarer neuerer Schriftsteller, geboren 1793 zu Königsberg, hatte von Jugend auf ein sehr bewegtes Leben. Anfangs war er Sekretär des Feldmarschalls Barclay de Tolly und dann, nach dem Feldzuge in Frankreich, Reisegesellschafter des Generals von Rosen. Seine leidenschaftliche Liebe zum Theater führte ihn 1818 zu Brünn, 1821 zu Wien und später zu München auf die Bühne. Die Erfolge seines Auftretens befriedigten ihn aber nicht; er fühlte in sich die Kraft schöpferischer Thätigkeit, dirigirte, immer an seinem Lieblingsfache festhaltend, das Nürnberger, hierauf das Bamberger, dann das Hamburger Theater mit vieler Gewandtheit, redigirte den Nürnberger Korrespondenten, verweilte längere Zeit in Paris, München und Stuttgart, machte Reisen nach Tyrol und Italien ꝛc. und scheint jetzt in Baden-Baden, wo ihn die Herausgabe des Journals „Europa“ u. A. beschäftigte, einen festen Ruhepunkt gefunden zu haben. Außer seinen gern gelesenen Novellen, Erzählungen, Romanen und Reiseschilderungen hat er sich durch seinen kritischen Geist um die Veredelung der Bühne nicht geringes Verdienst erworben („Seydelmann und das deutsche Schauspiel; Theater-Revue“ u. a.). Ueberall zeigt sich in seinen Schriften eine klare Weltanschauung und ein durch Erfahrung gereiftes Urtheil. Wir nennen hier nur noch: „Aquarelle aus dem Leben; der Divan; Katte; die Mappe ꝛc. Ganz mit Unrecht zählen ihn Einige dem jungen Deutschland bei.

Lex, das heißt Gesetz, Gesetzesvorschlag, Verordnung, nannte man bei den Römern Anfangs nur einen von den Curiat- u. Centuriatcomitien ausgegangenen Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach der Gleichstellung der Tributkomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen L. Die römischen Leges hatten ihren Namen theils von den sie gebenden oder in Vorschlag bringenden Personen, Consuln, Dictatoren, Prätoren, Censoren, Tribunen ꝛc., z. B. Aelia Sentia lex, theils von dem Gegenstande, den sie betrafen, z. B. Leges frumentariae, L. agrariae u. s. w.

Lexicon (Wörterbuch, Dictionnaire). Die erste Periode in jeder bedeutenden Literatur ist die Zeit des Schaffens u. selbstständigen Hervorbringens in Poesie u. Prosa. Ist diese vorüber u. die Masse des Hervorgebrachten, als die Grundlage für die weitere Bildung, der Pflege der Gelehrsamkeit übergeben, so entsteht das unabweisbare Bedürfniß nach Mitteln, welche die Uebersicht des Stoffes erleichtern. Name u. Sache ist nun so mit einander verknüpft, daß beide nie rein von einander zu trennen sind; aber man kann es doch entweder nur auf die Erklärung der Worte und Namen absehen, oder zugleich und vorzüglich eine Beschreibung der Sache im Auge haben, u. darnach bestimmt sich der Unterschied zwischen L., Wörterbuch im engeren Sinne und zwischen Real-L., welches man auch wohl Encyklopädie nennt. Die Encyklopädie im eigentlichen Sinne des Wortes unterscheidet sich aber durch systematische Anordnung vom L., dem alphabetische Anordnung, um die Mühe des Auffindens zu erleichtern, eigenthümlich ist. Die Lexicographie der Alten kann man dadurch von der neueren unterscheiden, daß bei jenen der Unterschied zwischen Real-L. und Wörterbuch im eigentlichen Sinne noch nicht bestimmt hervortritt. Die erste Periode der griechischen Gelehrsamkeit, die alexandrinische, brachten nur erst Spezial-L. (über einzelne Schriftsteller, wie L. zum Homer von Apollonius, zum Hippokrates von Erotianus, zum Plato von Timäus; oder über einzelne Dialekte, wie die von Orus, Phrynichus, Möris über den attischen Dialekt; auch synonymische, wie das Dur

mastikon von Julius Pollux) hervor; später, in der Zeit der alexandrinischen Gelehrten, folgten allgemeine L., wie die von Harpokration, Orion, Ammonius, Hesychius, Photius, Suidas, Zonaras, das Etymologicum magnum u. die Lexica Segueriana. — Von den Griechen ging auch dieser Zweig der Gelehrsamkeit auf die Römer über, jedoch haben diese nicht so bedeutendes geleistet. Es gehört dahin der etymologische Theil des Werkes von T. Varro De lingua latina, des Verrius Flaccus Bücher De significatione verborum, welche wir nur mehr in dürftigen Auszügen von Festus u. Paulus Diakonus besitzen u. die 20 Bücher Etymologiarum von dem heiligen Isidor Hispalensis. Alle diese Werke, so mangelhaft u. unkritisch sie gearbeitet sind, haben für uns einen unschätzbaren Werth für die Erforschung des Alterthums und die Erklärung der Classiker. — Mit der Wiederbelebung der classischen Studien bekam die Lexicographie einen ganz neuen Aufschwung, indem das L. im eigentlichen Sinne von dem Real-L. strenger geschieden wurde. Das Musterwerk u. die Grundlage für die griechische Sprachforschung ist bis auf den heutigen Tag, u. wohl für alle Zukunft, der Thesaurus linguae graecae von Heinrich Stephanus, Paris 1572, neu bearbeitet von Dindorf und Hahn (Paris 1831, noch unvollendet) und für die lateinische das Lexicon totius latinitatis von Forcellini u. Facciolati (Pad. 1774), nach welchen für den gewöhnlichen Gebrauch die L. von Schneider, Passow, Rost, Pape, Scheller, Georges bearbeitet sind. Besondere Erwähnung verdient noch das lateinische L. von Freund. — So wie die Sprachstudien sich weiter ausdehnten, erschienen auch L. der orientalischen (hebräischen von Gesenius) und der neueren europäischen Sprachen; für die deutsche von Adelung und Grün. Gleichzeitig wurde nun auch das Feld der Real-L. mit unermüdlichem Fleiße bearbeitet; theils u. Anfangs vorzüglich für die gelehrte Welt; für das classische (römische), Alterthum gehört hieher der Thesaurus linguae et eruditionis romanae von Geßner. Dann vorzüglich historisch und kritisch: Ludovici Moreri: Le grand dictionnaire historique (zuerst Lyon 1681), Pater Bayle: Dictionnaire historique et critique, welches im skeptischen Sinne geschrieben ist; ganz im gottlos-materialistischen Sinne die große französische Encyklopädie; gründlich die, leider langsam fortschreitende, allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften von Ersch u. Gruber). Je mehr aber die Bildung der neueren Zeit die ganze Masse der Bevölkerung durchdrang, desto mehr wurde eine mehr populäre u. allgemein zugängliche Bearbeitung dringendes Bedürfniß; daher die große Menge der Real-Encyklopädien oder sogenannten Conversations-L., welche, da sie bisher fast alle von Protestanten ausgingen, leider nur zu gut benützt worden sind, um eine Menge verkehrter Begriffe und entstellter Thatsachen in Betreff der katholischen Kirche in die Welt auszustreuen. F. M.

Lexington, Hauptstadt der Grafschaft Fayette in dem nordamerikanischen Freistaate Kentucky, in einem Thale, mit 11,000 Einwohnern, einem Collége u. einer Rechtsschule, Baumwoll- u. Wollweberei, Nägel- u. Zinnwaarenfabriken, Gerberei, Seilerei u. Haupthandelsplatz in Kentucky, in Verbindung mit Philadelphia u. Baltimore.

Leyden, Stadt im Gouvernement Südholland der niederländischen Provinz Holland, eine Meile oberhalb der Mündung des alten Rheins, welcher mitten durch die Stadt fließt und eine Menge Kanäle füllt, über welche 145 steinerne Brücken führen, hat schöne gerade Straßen, 17 Kirchen (darunter die Peterskirche mit Boerhaave's Denkmal, P. Campers, Scaligers, Meermanns u. Lussacs (der bei der Pulverexplosion von 1807 umkam), Grab, eine Universität, gestiftet den 6. Juni 1575, eine Bibliothek von 60,000 Bänden, 14,000 Manuscripten, Sternwarte, anatomisches Theater (Schills Kopf, der sonst hier in Weingeist aufbewahrt wurde, ist 1839 nach Braunschweig gebracht worden), physikalisches Cabinet, Naturaliencabinet, botanischer Garten (auf G. Bontius Betrieb 1577 angelegt, der erste; Th. A. Clutius war dessen erster Vorsteher), Cabinet der Alterthümer, Collegium der Theologanten und Wallonen, 6—700 Studenten,

Gymnasium, mehre gelehrte Gesellschaften (der Wissenschaften, s. Akademie), poetische Gesellschaft, ferner für Bildhauer, Maler, Kupferstecher u. m. a., königliches Museum für Naturgeschichte, eines der ersten in Europa, Krankenhaus, schönes Rathhaus (mit dem jüngsten Gerichte von Lukas von L.), Schützenhaus (mit Abbildungen vieler Grafen von Holland), Waisen-, Irren- und Zuchthaus u. s. w.; auf der alten Burg, von der noch Ruinen eines großen Thurmes übrig sind, befindet sich ein Park mit schöner Aussicht. — Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 38,000. Die Stadt war ehemals wegen ihres vortrefflichen Tuches berühmt, das zwar noch geschätzt, aber wegen des hohen Preises weniger gesucht wird. Noch jetzt ist L. der Hauptmarkt Hollands für Wolle u. wollene Waaren, Camelot, Serge, Flanelle, hat gute Gerbereien, Fabriken in Baumwolle, Färbereien, Zeugdruckereien, Pergamentbereitung, Seifensiederei, Salzsiederei, Brennereien, starken Butterhandel und andere Nahrungszweige der Stadt, deren Wohlstand indessen, im Verhältnisse zu früheren Zeiten, gesunken ist. — L. hieß bei den Römern Lugudunum Batavorum und war Hauptstadt der Caninefater. Hier 197 n. Chr. Sieg des Kaisers Severus über seinen Gegenkaiser Albinus, worauf der Sieger L. verbrannte. Im Mittelalter kommt die Stadt unter den Namen Lugduin, Litte, Lithuis, Leydis vor; 1091 war L. eine ansehnliche Herrschaft und erhielt von den Grafen von Holland Burggrafen. Ihre Mauern wurden 1249, 1355, 1399 und 1611 erweitert. Vom 31. October 1573 bis 24. März 1574 wurde es vergebens von den Spaniern belagert, indem es von Ludwig von Nassau entsetzt wurde. Bald darauf begann die Belagerung von Neuem, doch verwandelte sie der spanische General Valdez in eine Blokade: die Stadt litt die größte Hungersnoth, doch ward am 3. October 1574 die Belagerung, da Wilhelm von Oranien die Dämme Neuhollands durchstach u. mit einer Flotte mit Lebensmitteln vor L. erschien, wieder aufgehoben. L. hatte nun die Wahl, ob es Zollfreiheit, oder eine Universität bekommen wollte u. wählte die letztere. Am 12. Januar 1807 ward die Stadt zum Theile durch das Auffliegen eines Schiffes mit 40,000 Pfd. Pulver zerstört.

Leyden, Lukas von, s. Lukas von Leyden.

Leydener Flasche, heißt ein zum elektrischen Apparate gehöriges Stück, welches besonders die Vertheilung und Anhäufung der Elektricität veranschaulicht. Sie besteht aus einem, etwa 10—12 Zoll hohen, cylindrischen Glasgefäße, das innen und außen mit undurchlöcherten Goldplättchen oder gewöhnlicher Stanniol (Belegung) beklebt, am Rande jedoch 1 Zoll breit lackirt ist und in dessen Mitte ein, oben in einen Knopf übergehender, unten in mehre Arme getheilter, Draht steht. Doch kann man auch jedes beliebige andere Glasgefäß, jede Wasserflasche, jedes Medizinglas dazu benützen, wenn man es mit Eisenfeile füllt, außen bis auf dem zu lackirenden Rand mit Stanniol beklebt, die Mündung mit einem Kork schließt, durch den der oben mit der Kugel versehene Draht bis zum Boden herabgeht. Soll nun die L. F. elektrisch geladen werden, so faßt man sie außen an, und nähert den Kopf des Drahtes dem Conduktor einer in Bewegung gesetzten Elektrisirmaschine, wodurch sich auf der inneren Fläche +, auf der äußeren — Elektricität anhäuft; vergleiche den Artikel Elektricität. Erfunden wurde die L. F. von dem Dechant von Kleist in Kamin; Mussichenbroek in Leyden aber machte den Versuch ebenfalls; Allamand daselbst theilte ihn Nollet mit, der der Vorrichtung dann den gedachten Namen gab.

Leyen, eine alte adelige, jetzt fürstliche Familie, die ihren Namen von dem Stammschlosse gleiches Namens an der Mosel trägt. Schon 1145 kommt ein Bischof von Lüttich dieses Namens vor; 1653 wurde die Familie von Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrnstand erhoben; 1705 erhielt sie wegen der Reichsherrschaft, Geroldseck Sitz im schwäbischen Grafencollegium u. wurde 1711 reichsgräflich; durch die Rheinbundakte 1806 wurde die Familie fürstlich und ihre Besitzungen souverain u. in den Rheinbund aufgenommen, doch durch die Wiener Schlußakte 1815 Oesterreich unterworfen, welches 1819 seine Souverainetät über die

Herrschaften der Familie L. an Baden abtrat. Jetzige Residenz der Familie ist das Rittergut Waal bei Augsburg. Ihr Gesammteinkommen mag etwa 90,000 Gulden jährlich betragen. Jetziges Haupt des Hauses ist Erwin Karl Damian Eugen, Fürst zu L., geboren 1798, königlich bayerischer Oberstlieutenant à la suite, succedirte seinem Vater, dem Fürsten Philipp Franz, 1829.

Leyser (Augustin von), ein berühmter praktischer Rechtsgelehrter, geboren zu Wittenberg 18. Oktober 1683, studirte hier und in Halle, bereiste Holland, England, Deutschland und Italien, wurde 1708 in Wittenberg außerordentlicher Professor der Rechte, ging 1712 als ordentlicher Professor nach Helmstädt, kam 1729 nach Wittenberg zurück und starb daselbst 3. Mai 1752 als kursächsischer Hofrath, erster Professor der Rechte, Ordinarius der Juristenfakultät, Direktor des Consistoriums und Schöppenstuhles und erster Beisitzer des Hofgerichts. Sein Hauptwerk sind die Meditationes ad Pandectas (Leipzig u. Wolfenb. 1717—48. 4. in 11 Theilen und von Höpfner mit einem zwölften 1774 vermehrt); ein sehr reiches Magazin von praktischen Bemerkungen, meist über täglich vorfallende Fragen, vorgetragen in einem höchst gefälligen Gewande und gewürzt mit Anekdoten aus der Geschichte. Ehemals noch mehr, als jetzt, war dieses Werk das Orakel praktischer Rechtsgelehrten. Schätzbar sind Müllers Observationes pract. ad Leyseri Med., Leipz. 1786, 6 Bde.

L'Héritier de Brutelle (Charles Louis), Botaniker, geboren zu Paris 1746, war zuvor königlicher Procureur und später Rath bei dem Verzehrungs-Steueramte, als er aus Liebe zur Botanik seine Stelle niederlegte. Er zeichnete sich bald so sehr aus, daß er Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Während der Revolution sah er sich, seines Unterhaltes wegen, gezwungen, ein Amt im Justizministerium zu übernehmen, gab dasselbe aber später zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Bei der Errichtung des Instituts wurde er Mitglied desselben, aber schon 1800 am 16. April, wenige Schritte von seiner Wohnung, durch unbekannte Hand ermordet. — L. schadete seinem Ruhme etwas durch Prioritätsstreitigkeiten mit dem Spanier Cavanilles, die nicht ganz zu seinem Vortheile sich entschieden. Er schrieb: „Stirpes novae“ Paris 1784, 2 Bde. Ferner verschiedene Monographien u. Abhandlungen, theils in französischer, theils in lateinischer Sprache. E. Buchner.

L'Hôpital, 1) Michel de, Kanzler von Frankreich, geboren 1505 zu Aigulperse, studirte die Rechte in Frankreich und Italien, ward Parlamentsrath und Heinrichs II. Gesandter in Trient, stellte als Finanzintendant 1554 den erschöpften Schatz wieder her und verkürzte die durch Mißbrauch erworbenen Besoldungen. Schon Staatsrath, begleitete er Margaretha von Valois als Kanzler nach Savoyen. Die Noth der Zeiten rief ihn als Kanzler zurück. In den damaligen Parteikämpfen sah man ihn manchmal auf Seite der Guisen; indessen setzte er doch 1562 das Religionsedikt durch. Dem römischen Hofe unangenehm, zog er sich freiwillig zurück; die Gräuel der Bartholomäusnacht berührten ihn von keiner Seite u. er starb 1573. Ein entschiedener Feind jeder Ungerechtigkeit, begann er die Umgestaltung der französischen Gesetzgebung. Auch zeichnete er sich als lateinischer Dichter (Amsterdam 1832), weniger als Redner aus. Vergl. Bernarde, Leben H.s (1807). — 2) Guillaume François Antoine, Marquis de, geboren 1611, mußte seines kurzen Gesichtes halber den Kriegsdienst aufgeben, widmete sich ganz der Mathematik und war der erste französische Geometer, der sich mit der Differentialrechnung beschäftigt hat. — Seine Hauptwerke sind: L'Analyse des infinement petits (1696, 1781), Les Sections coniques etc. und Théorie des Courbes mécaniques. Er starb 1704.

Lianen, heißen Schlingpflanzen in den amerikanischen Wäldern, die mit ihren Ranken die stärkeren Bäume umwinden, ein dichtes Gebüsch bilden und den Bäumen häufig schaden, indem, wenn sie nicht höher steigen können, sie wieder zur Erde sich herabsenken, hier von neuem Wurzel schlagen u. die Zwischenräume zwischen dem Baume immer dichter ausfüllen. Man bedient sich der L.

zu Stricken, Ankertauen, Faßreifen oder Flechtwerken. Manche enthalten ein trinkbares Wasser, so daß man bloß den Stamm umzuhauen u. ein Gefäß unterzuhalten braucht, um es zu erhalten. Andere enthalten Gift, so daß man deren Abhauen scheut.

Liard, eine frühere französische Scheidemünze, die seit 1540 in Silber, seit 1654 aber in Kupfer geprägt wurde u. den Werth von 3 Deniers oder ¼ Sou hatte; auch gab es halbe L.s. Deßgleichen hatte man früher in Brabant eine Münze unter dem Namen L., von welcher 80 einen Gulden ausmachten.

Libanius, ein berühmter griechischer Sophist und Rhetor aus Antiochien, geboren 314 nach Christo, gestorben 395, lebte in Athen, Nikomedien und Konstantinopel, lehrte am letzteren Orte mit großem Beifalle, bis ihn der Neid des Sophisten Bemarchius, durch die Anklage der Zauberei, Konstantinopel im Jahre 346 zu verlassen, zwang. Seitdem lehrte er zu Nikomedien, nachher wieder zu Konstantinopel, bewundert von Julian. Wir besitzen von ihm: Progymnasmata. 45 Declamationes, 45 Orationes Epistolae etc. In seinen Reden u. Deklamationen findet man viele Stellen, die von einer starken Beredsamkeit u. glücklicher Nachahmung des Atticismus zeugen, dabei aber oft auch ängstliche und gezwungene Beobachtung attischer Sprachrichtigkeit und Wohlredenheit, worüber der Reiz des Leichten und Natürlichen nicht selten verloren geht. Die vollständigste Sammlung seiner Reden ist in der von Reiske bearbeiteten, nach dessen Tode zu Altenburg 1791 bis 97 in vier Oktavbänden von seiner Wittwe besorgten Ausgabe. Von ihr sind auch in der Hellas fünf dieser Reden übersetzt. Vergleiche über das Leben und einige Schriften des L. J. C. Petersen Commentationum de Libanio part. I. — II. Hafniae 1827 u. 1828, 4.

Libanon, ein, zu dem syrisch-peträischen Gebirgssysteme, welches sich, mit dem mittelländischen Meere gleichlaufend, vom Taurus über den L. u. das West-Jordanland bis zur Südspitze der Sinaihalbinsel erstreckt, gehörendes Gebirge in Syrien, hat seinen Namen von dem semitischen Worte laban, weiß seyn, wegen des Schnees, welcher den größten Theil des Jahres in seinen zerrissenen Felsenklüften sich lagert. Steil erhebt er sich im Süden unter 33½° nördl. Br. aus dem Thale el Bekaa, das von dem Leontes der Alten durchströmt wird; aber noch steiler fällt er, nach einer Länge von ungefähr 20 deutschen Meilen, unter 34¾° nördl. Br. zur Dschunie, d. h. zur Küstenebene, welche ostwärts mit dem Wadi el Hosse in Verbindung steht, ab. Gegen Westen fällt er in Terrassen gegen das mittelländische Meer zu ab; sein hoher Abhang nach Osten geht in das Thal des Nahr Kasmieh (des alten Leontes) nach Cölesyrien. — Der L. ist ein schmales Gebirge, kaum 4 deutsche Meilen breit, aber hinsichtlich der Höhe wetteifert er mit dem Sinai und ist mit diesem die bedeutendste, im Mittel ungefähr 7000′ über dem Meere betragende, Erhebung im ganzen südwestlichen Asien, obwohl sein Gipfel die Gränze des ewigen Schnees nicht erreicht. Die äußeren Umrisse des Gebirges sind platt abgeschnitten und ähneln der Form nach dem Jura. Besonders tritt der mittlere, ungefähr 6 deutsche Meilen lange, von den Arabern Dschebel Liban genannte Theil des Gebirgs, als dessen Eckpfeiler nördlich der Dschebel Makmel 8796′, südlich der Dschebel Sinai 7776′ zu betrachten sind, in dieser Form hervor. Am Fuße des Dschebel Makmel zieht sich, in einer Höhe von 7154′ über dem mittleren Meere, die Hauptstraße über das Gebirg von Damaskus nach dem, am Meeresufer gelegenen, Tripoli hin u. 1200′ unter dem Scheitelpunkte dieses Passes, gegen das Meer zu, trifft man auf den schon aus der Bibel berühmten Cedernhain, der aber jetzt, so bemerkt Rußegger, in ein kleines Wäldchen von 3—400 Stämmen in einer von aller sonstigen Vegetation entblößten Gegend zusammengeschrumpft ist. Unter denselben befinden sich jedoch noch 10 Stämme, deren Alter auf 3 bis 6000 Jahr geschätzt wird. — Die centralen Theile des L. bestehen aus Bergkalk, welchem Kohlensandstein, worin sich Steinkohlenlager befinden, von welchen einige abgebaut werden, aufgelagert ist. Die Gehänge des Gebirges bil-

den Kreide u. Kreidenmergel u. Braunkohlensandstein. Aber nicht die Mineralien machen den Reichthum des Gebirges aus; dieser besteht vielmehr in den, den ganzen westlichen Abhang bedeckenden Maulbeerpflanzungen, vermöge deren die Zucht des Seidenwurmes in so großem Umfange betrieben wird, daß sie den Hauptreichthum der Gebirgesbewohner bilden kann. Außerdem ist auch der Weinbau bedeutend. Die Bewohner sind Drusen u. Maroniten (s. bd.) Oestlich vom L., durch das Thal des Leontes von demselben getrennt, erhebt sich der Anti-L. oder Dschebel el Wast der Araber, der parallel mit dem ersteren läuft u. das Ende der großen westarabischen Gebirgskette bildet. Er ist weniger lang, als der L., u. senkt sich ungefähr 5 deutsche Meilen früher. Im Allgemeinen ist er auch nicht so hoch, u. diese geringere Erhebung tritt, da er im Allgemeinen eine ansehnliche Plateau-Erhebung zum Fußgestelle hat, gegen den steil vom Meere ansteigenden L. noch mehr hervor. Doch ist sein Culminationspunkt, der große Hermon, welcher wie eine Pyramide über alle Nachbarberge hervorragt, wenigstens 13,500′ hoch. — Die Verbindung zwischen den wasserreichen Gebirgszügen des L. u. Anti-L. bildet die schmale Thalebene des Beka oder Cölesyrien. Baalbeck liegt auf dem Scheitelpunkte dieses Thales, das gegen Norden den Nahr el Asi (Orontes), gegen Süden den Nahr el Thany (Leontes) entsendet. Auf der Ostseite des Anti-L. beginnt das große Plateau von Syrien, das sich, ohne Gebirgsunterbrechung, durch das Thal von Damaskus u. die syrische Wüste zum Euphrat senkt. Ow.

Libation (σπονδή), war bei den Griechen ein Trankopfer, welches gewöhnlich in Wein bestand, den man den Göttern zu Ehren theils hingoß, theils austrank. Bei den Römern wurde auf das mit Weihrauch bestreute Opfer Wein gegossen; dieß geschah mit der Formel an die Gottheit: „Accipe libens!" In den älteren Zeiten bediente man sich zur L. der Milch statt des Weines.

Libau, Seestadt u. Haupthandelsplatz in der russischen Ostseeprovinz Kurland, an der Einmündung der L. in die Ostsee u. am gleichnamigen See, der in das Meer abfließt, hat eine katholische und protestantische Kirche, ein Hospital, Waisenhaus, Leuchtthurm, Magazine und 11,000 Einwohner, die ansehnlichen Handel, besonders Ausfuhrhandel in Hanf, Flachs, Leinsamen, Getreide treiben. Für größere Schiffe ist der Hafen zu seicht u. sie müssen deßhalb auf der äußeren Rhede vor Anker bleiben. Dadurch ist der Handel L.s in letzter Zeit etwas zurückgekommen; indeß dürfte die Stadt, wenn die längst projektirte Kanalverbindung mit dem Memelstrome mittelst der Windau zur Ausführung käme, gewiß bald wieder ihre alte Bedeutung gewinnen, indem sie durch jene Wasserstraße in unmittelbaren Verkehr mit den östlichen, Flachs- Hanf- u. getreidereichen, Provinzen Rußlands treten würde.

Libell, libellum, 1) ein Pasquill, libellus famosus, malum carmen, ist eine Schrift, in welcher sich der Schmähende nicht oder falsch nennt, u. welche eine Inzicht oder den Vorwurf eines offenbaren Lasters oder Verbrechens enthält. Das L. heißt eine schriftliche Injurie oder Schmähschrift insbesondere dann, wenn Jemand einem Andern entweder kein solches Verbrechen, sondern nur irgend ein natürliches Gebrechen vorwirft, oder ihn mit gewissen Schimpfnamen, z. B. Schurke, Narr, Hund, bedient; oder wenn zwar ein offenbares Verbrechen, z. B. Ehebruch, Mord, vorgeworfen, dabei aber der Name unterschrieben wird. Jede Schmähschrift hatte nach römischem Rechte für den Injuranten die Unfähigkeit, einen Zeugen abzugeben, ein Testament zu machen oder Etwas daraus zu bekommen zur Folge, sowie auch Anrüchtigkeit. — 2) L., libellus, eine Klage, welche bei der Obrigkeit eingereicht wird. (S. d. Art. Klage.) M. M.

Libelle, s. Wasserwage.

Libellen, Wasserjungfern, nennt man eine bekannte Gruppe von netzflüglichen Insekten, die in mehre Gattungen und sehr viele Arten zerfällt, von welchen eine Zahl in Deutschland, zumal entlang der Flüsse und Bäche, sich aufhält. Ein langer, schlanker Leib, große durchsichtige Flügel, eine prächtige

metallgrüne oder blaue Farbe zeichnen sie aus. Als gefräßige u. muthige Raubthiere verfolgen sie im schnellen Fluge alle schwächeren fliegenden Insekten, nähren sich nie von Pflanzensäften, dagegen sind sie dem Menschen niemals schädlich. Ihre Larven leben im Wasser und sind von Réaumur und Neueren genau untersucht worden, weil gerade an ihnen die Verwandelung sich gut verfolgen läßt.

Liber, der alte italische Name des Bacchus, welchen man wieder hervorsuchte, als die zügellosen Bacchanalien verboten wurden; nach ihm nannte man das eine erlaubte Fest des Bacchus Liberalia. Zugleich bezeichnet L. die reifende Sonne u. Libera den Mond, zwei Nebenbegriffe, welche häufig mit Bacchus u. Ceres verbunden wurden u. in ihrem Geheimdienste als Symbole der beiden Gottheiten vorkamen. Cicero nennt übrigens L. u. Libera die Kinder der Ceres u. leitet diese Namen von demselben Begriffe ab, von welchem der Ausdruck Liberi für Kinder überhaupt herkommt: von der Einweihung der Knaben u. Mädchen zu Jünglingen u. Jungfrauen, eine Feierlichkeit, bei welcher die Kinderkleider (noch bei uns ist das Sprichwort: die Kinderschuhe ausziehen, üblich) abgelegt u. die des reiferen Alters angezogen wurden; dort hieß der Jüngling dann L. u. das Mädchen Libera. Das Fest war ein allgemeines — die Liberalia — am 17. März.

Liberal, Liberalismus. Das „liberalis" der alten Römer, welchem der auch in unsere Sprache aufgenommene Ausdruck seinen Ursprung verdankt, war entgegengesetzt dem „servilis" u. bezeichnete jene Beschäftigungsarten u. (als nothwendige moralische Folge) jene Denkungsweise, welche den freigeborenen Mann, im Gegensatze zum Sklaven (servus), charakterisiren. Man bezeichnete daher im Deutschen sonst mit „liberal u. Liberalismus" hochherzige Gesinnung u. Freigebigkeit, u. erst durch Vermittelung des Spanischen, wo liberales u. serviles politische Parteibezeichnungen waren, hat auch die französische u. deutsche Sprache dem Worte liberal dieselbe Bedeutung unterlegt und Liberalismus ist jetzt gleichbedeutend mit Freisinnigkeit, während man für die obengenannten Begriffe den Ausdruck Liberalität hat. Ehe wir aber in die nähere Feststellung des Begriffes Liberalismus (in seiner jetzigen Bedeutung) eingehen, müssen wir nothwendig den der Freiheit vorausschicken. Die ursprüngliche, natürliche Freiheit, die wahrhaft menschliche Freiheit, welche in dem Getriebe der Parteileidenschaften nur zu oft mit der politischen verwechselt wird, oder in derselben untergeht, diese menschliche Freiheit besteht in der Selbstbestimmung des Menschen zu allen seinen Handlungen, in der ungehinderten Entwickelung u. Ausbildung seiner körperlichen wie geistigen Anlagen und, dem zu Folge, auch in der freien Wahl seiner Thätigkeit. Die sogenannte bürgerliche Freiheit beschränkt sich darauf, das zu thun oder zu lassen, was das Gesetz nicht verbietet, während die politische Freiheit die mehr oder minder beschränkte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in dem Staatsleben begreift. Leider ist über dem Bestreben, dieser politischen Freiheit immer weitere Gränzen zu verschaffen, die menschliche oft nur zu sehr außer Acht gelassen, oft auch mit Füssen getreten worden. Dieses Bestreben aber, sei es nun auf Erweiterung der politischen oder menschlichen Freiheit gerichtet, wird Liberalismus genannt. Wir aber nennen nur jene Liberale, welche sich die Erweiterung jener menschlichen Freiheit zum Ziele gesetzt; denn jedes andere Bestreben schließt eine Engherzigkeit in sich, eine selbstische Herrschsucht, die mit dem Begriffe wahrer Freiheit, wie wahrer Freisinnigkeit, gleich unverträglich sind. Unausgesetztes Streben nach Erringung menschlicher Freiheit, in der die bürgerliche, wie politische enthalten; Achtung jeder Ueberzeugung, sobald wir sie für redlich u. aufrichtig halten; unausgesetzter, aber offener u. ehrlicher Kampf gegen Alles, was zur Unfreiheit führt: das ist Liberalismus im wahren Sinne des Wortes. **F. F.**

Liberia, eine, im Jahre 1821 von der nordamerikanischen Ansiedelungsgesellschaft zu Philadelphia, östlich, unweit des Cap Mesurado im Lande Sanguin auf der Malaghetta- oder Pfefferküste in Oberguinea in Afrika gegründete, Ne-

ger-Colonie unter amerikanischen Gesetzen, mit 7000 Einwohnern, sämmtlich freie Neger (mit Ausnahme des Hauptagenten, der Aerzte u. Missionäre). Man verfolgte bei der Anlegung der Colonie den doppelten Zweck, einen Theil der freigewordenen Neger-Bevölkerung Nordamerika's los zu werden und dadurch unter deren uncultivirten Landsleuten den Samen der Civilisation auszustreuen. Diese Absicht wird auch in der That erreicht u. die Niederlassung befindet sich in einem sehr blühenden Zustande. Man treibt Ackerbau; wichtiger noch war aber bisher der Handel. Das Gebiet der Colonie, durch Kauf gewonnen, erstreckt sich bis zum Cap Mount an der Sierra Leone-Küste. — Jede Familie, welche sich in der Colonie niederläßt, erhält eine Hütte, eine gewisse Strecke Landes u. Ackerwerkzeuge; auch liefert man ihr während eines Jahres Lebensmittel. Der Caffeebaum, das Zuckerrohr, Indigo u. die Baumwolle gedeihen neben den Tropengewächsen, welche die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung sind, vortrefflich. Die Bevölkerung ist europäisch gekleidet. Die Amerikaner treiben mit kleinen Fahrzeugen den Küstenhandel zwischen den benachbarten Punkten, und hohlen Elfenbein, Farbhölzer, Palmöl und Schildkrötenschalen. — Die Stadt L. erhebt sich auf dem Kamm eines Berges, an dessen Fuß sich der Hafen befindet. Das Klima ist gesund u. man zählt 800 Einwohner. Die befestigte Hauptstadt ist Monrovia, oberhalb der Mündung des Flusses Mesurado, mit etwa 2000 Einwohnern; jährlich laufen hier über 100 Schiffe ein. Am Flusse Mesurado liegt Caldwell mit 900 Einwohnern, die viel Ackerbau treiben. Zwei andere Orte sind Millsburg u. Tradestown. In dem neuerdings am Flusse San Juan angekauften Landestheile liegt die Stadt Edina in gesunder Gegend. Der Anbau u. der Handelsverkehr nach Innen u. Außen sind fortwährend im Zunehmen begriffen. Es bestehen gute Schulen, Bibliotheken rc. u. die fortschreitende Bildung wirkt auch auf die benachbarten Negerstämme. — Nach dem Vorbilde dieser Ansiedelung hat auch der nordamerikanische Staat Maryland am Cap Palinos auf einer Fläche von 200 □ Meilen eine Colonie für seine freien Sklaven angelegt, die sich gleichfalls des besten Gedeihens erfreut.

Liberius, der Reihenfolge nach der 36. römische Papst, ein Römer von Geburt, bestieg den heiligen Stuhl im Jahre 352 u. regierte die Kirche 14 Jahre u. 4 Monate. Bis auf L. werden alle Päpste, sowie viele der folgenden, von der katholischen Kirche als Heilige verehrt, aber L. genießt diese Ehre nicht. Zwar steht sein Name in mehren älteren Verzeichnissen der Heiligen; allein Benedictus XIV. hat ihn in dem von ihm herausgegebenen Martyrer-Verzeichnisse nicht aufgenommen, auch in dem römischen Staats-Kalender wird er nicht als Heiliger bezeichnet. Die Ursache ist in einer Schwäche zu suchen, in die L. nach großer Standhaftigkeit gefallen ist. Die Eusebianer hatten nämlich von Neuem angefangen Unruhen zu stiften u. deßwegen von Papst Julius I. schriftlich verlangt, der Gemeinschaft mit Athanasius (s. d.) zu entsagen. Da L. aber bereits auf dem Stuhle Petri saß, so galt diese Aufforderung eigentlich ihn. Nach erwogener Sache verwarf L. zwar den Antrag, sandte aber Abgeordnete an den Kaiser Konstantius, um von ihm die Berufung eines Conciliums nach Aquileja zu verlangen. Der Kaiser hatte bereits den heiligen Paulus von Konstantinopel entfernen u. an seine Stelle den Macedonius, einen Arianer u. nachherigen Stifter einer besonderen Ketzerei, wieder einsetzen lassen. Um seinen erneuerten Groll gegen Athanasius, dessen Abgeordnete zu seiner Vertheidigung Nichts ausrichten konnten, befriedigen zu können, bewilligte er zwar gern ein Concilium, aber nicht nach Aquileja, sondern nach Arles, und ließ sogleich Befehl dahin abgehen, den Athanasius zu verdammen. Aus Furcht der angedrohten Verbannung standen viele Bischöfe von ihrer ersten Weigerung ab u. unterschrieben, der erste päpstliche Legat, Vincentius von Capua, nicht ausgenommen, was von ihnen verlangt wurde. Der Bischof Paulinus von Trier und mehre Andere wurden wegen ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit nach Phrygien verbannt. L. erließ ein Trostschreiben an die Verbannten, pries ihren Kamp-

haften Glauben, bedauerte, daß er nicht selbst an ihrem Loose Theil nehmen könne u. bat sie, ihm von Gott Kraft zu erbitten, die immer trauriger werdenden Nachrichten mit Standhaftigkeit ertragen u. mit unverletztem Glauben an ihrer Verherrlichung Theil nehmen zu können. Der Kaiser wollte, daß der wider Athanasius aus Zwang gefällte u. bereits vollzogene Spruch der Bischöfe durch die höhere Autorität des Bischofes zu Rom bekräftigt würde. Der Papst aber ließ sich weder schrecken, noch locken. Konstantius wurde nun über L. noch aufgebrachter; er ließ ihn nach Mailand kommen u. vor sich bringen. In der gepflogenen Unterredung stellte aber Papst L. dem Kaiser vor: die Urtheilssprüche der Kirche dürften nur nach vollkommener Gerechtigkeit gefällt werden. Würde Athanasius in einem Concilium schuldig befunden werden, so würde dieses über ihn urtheilen. Er könne ihn nicht verdammen, ehe er über ihn erkannt habe. Diejenigen, welche sein Verdammungsurtheil unterschrieben hätten, hätten es aus zeitlicher Hoffnung u. Furcht, ohne Sach-Kenntniß, gethan. L. verlangte sofort die Wiedereinsetzung der verbannten Bischöfe auf ihre Sitze und, nach Befund der Sache, eine Versammlung der Bischöfe zu Alexandrien, wo die Ankläger gegenwärtig u. der Beklagte gerichtet werden sollte. Auf die Behauptung des Kaisers, die Sache des Athanasius bedürfe keiner neuen Untersuchung, erwiederte L., es sei unerhört, daß der Richter einen Abwesenden der Gottlosigkeit beschuldige; dadurch beweise er sich ja als seinen Feind. Er bat dann den Kaiser, die Bischöfe nicht zu Werkzeugen seiner Rache zu machen, sondern vielmehr zu sorgen, daß sie sich mit Athanasius, dem Vertheidiger der Lehre von Nicäa, aussöhnten u. der Kirche der Friede wieder gegeben würde, — allein der Kaiser antwortete: „Es ist nur Eine Frage: Willst Du Kirchen-Gemeinschaft mit den anderen Kirchen halten, so werde ich Dich nach Rom zurückkehren lassen. Füge Dich aus Liebe zum Frieden, unterschreib' u. kehre nach Haus." Hiezu wurden ihm drei Tage Bedenkzeit verstattet. Nach zwei Tagen wurde L., da er fortfuhr, auf seinem Entschlusse zu verharren, nach Beröa im macedonischen Thrazien verwiesen 356. — Felix (s. d.) nahm inzwischen Besitz vom päpstlichen Stuhle, der aber, weil er es nicht wagen durfte, zu Rom, wo L. sehr geliebt war, sich öffentlich weihen zu lassen, von drei arianischen Bischöfen, obschon er dem Glaubensbekenntnisse von Nicäa treu geblieben war, sich im kaiserlichen Palaste weihen ließ. Indeß benützte die Liebe der Römer zu ihrem Oberhirten L. eine Anwesenheit des Kaisers zu Rom, um die Freiheit desselben erwirken zu lassen. Konstantius erwiederte, sie hätten ja Felix zum Bischofe, worauf aber vorgestellt wurde, daß sie zu diesem kein Vertrauen hätten. Es erfolgte nun die sonderbare Entschließung: Felix u. L. sollten zugleich Bischöfe von Rom seyn. Dieß wurde dem Volke öffentlich verkündet, worauf dasselbe ausrief: „Es ist nur ein Gott! Nur ein Jesus Christus! Nur ein Bischof!" Konstantius ließ, gegen sein Wort, L. noch ein ganzes Jahr in seinem Elende schmachten u. ihn erst frei, nachdem er seinem Andenken einen großen Schandfleck gemacht und der Kirche ein großes Aergerniß gegeben hatte. L., theils durch Vorspielungen verschmitzter Arianer getäuscht, theils alles Trostes beraubt und mit dem Tode bedroht, theils eifersüchtig auf den Gegenpapst Felix, ließ sich bewegen, das Glaubensbekenntniß von Sirmium zu unterschreiben. Es ist aber dabei zu bemerken, daß es bis jetzt derselben zwei gab. Das erste, 351 abgefaßte, enthielt zwar Nichts gegen die katholische Lehre, aber auch dieselbe nicht vollständig, und ließ besonders die Hauptlehre von der Ein- oder Gleichwesenheit des Wortes mit dem Vater unberührt, wodurch dasselbe verdächtig ward; das zweite, 357 verfaßte, war in dem fraglichen Punkte offenbar unkatholisch. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß es das erste Glaubensbekenntniß vom Jahre 351 war, welches L. unterschrieb, damit aber auch die Verdammung des heiligen Athanasius aussprach, den er zwei Jahre vorher so heldenmüthig vertheidigt hatte, und Gemeinschaft machte mit Valens und *Ursacius*, obschon er ihre Lehre verdammte. L. durfte nun nach Rom zurückkehren. Felix wurde aus der Stadt getrieben, kehrte zwar wieder zurück, wurde

aber zum zweiten Male vertrieben und lebte noch 8 Jahre auf einem Landgute an der Mündung der Tiber. L. wußte sich das, wegen seiner Schwachheit verlorene, Vertrauen bald wieder zu gewinnen; denn vom wahren Glauben war er nicht abgefallen; sein Eifer für denselben wurde nun desto ungeheuchelter und er fuhr fort, denselben nach Pflicht kräftigst zu vertheidigen. Nachdem L. noch die Freude erlebt hatte, daß viele der abtrünnigen Bischöfe in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wären, starb er am 24. September des Jahres 366. Was seine frühere Schwachheit an seinem Ruhme verdunkelt hatte, hatten sein nachheriger Eifer und die, durch denselben sich zugezogenen, Leiden wieder erhellt. Daher ihm auch die heiligen Väter, die zu seiner Zeit gelebt haben, die größten Lobsprüche ertheilten, und obschon, wie bereits bemerkt worden, sein Name nicht im neuesten römischen Verzeichnisse der Heiligen gefunden wird, so steht derselbe doch in älteren Verzeichnissen u. selbst in jenen der Kopten und Aethiopier.

Libertas, die Göttin der Freiheit, welche zu Rom mehre überaus prächtige Tempel hatte: ihr stetes Attribut ist der ihr Haupt bedeckende, oder von ihr in der Hand gehaltene Hut, das Zeichen der Freiheit, weil der Sklave stets unbedeckten Hauptes ging.

Libertin bezeichnet einen leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen Menschen, dem alles Höhere gleichgültig ist u. der nur so viele Rücksichten beobachtet, als sein eigener Vortheil erheischt.

Libitina (Beiname der Venus oder Proserpina), war die Leichengöttin der Römer u. in ihrem Tempel u. Haine, welcher sich in der Nachbarschaft des allgemeinen Begräbnißplatzes befand, war Alles zu haben, was zur Bestattung eines Verstorbenen gehörte, u. zwar nicht nur die Sachen, sondern auch die Personen, Leichenwärter, Wäscher u. Wächter, Todtengräber, Klagemänner u. Klagefrauen rc. Ob zwar nun auch die Griechen zu Delphi eine Epitymbia u. zu Argos eine Tymborychos hatten, welche Aphrodite zubenannt war, so ist doch schwer einzusehen, wie die Liebesgöttin auch Todtengöttin seyn kann, u. daher die Muthmaßung, daß es eher die unterirdische Proserpina, als die Venus gewesen, nicht zu verwerfen.

Libration des Mondes, s. Mond.

Libussa hieß die berühmte Königin von Böhmen, deren Ruf sich weit verbreitete, weil sie eine eben so gerechte Herrscherin, als mächtige Zauberin war. Eine Tochter des (fabelhaften) Herzogs Krok, fiel ihr bei dem Loosen um die Herrschaft des Reichs zu; genöthigt, sich einen Gatten zu wählen, hieß sie Abgeordnete durch das Land ziehen u. den Mann, den sie am eisernen Tische speisen sehen würden, mit dem Königsmantel schmücken. Der L. Lieblingsroß, auf welchem sie täglich auszureiten pflegte, sollte sie führen. Das edle Thier lief hinaus aufs Feld, 10,000 oder 50,000 Schritte weit (eine bis 5 Meilen) und ließ sich vor einem Landmanne, der am umgestürzten Pfluge, auf der eisernen Pflugschaar sein Mittagsmahl verzehrte, auf die Kniee nieder. Die erstaunten Abgesandten ahmten des Rosses Beispiel nach und verkündeten dem Landmanne, welcher Przemisl hieß, sein Glück. L. regierte an der Seite ihres Gatten lange mit großem Glück, entdeckte alle Bergwerke des Landes, ließ goldene Götzenbilder gießen u. statt der Menschenopfer solche von den Abschnitzeln der Nägel und der Haare einführen; sie galt ferner für die größte, mächtigste Zauberin, soll durch Zauberkunst Städte gegründet und des Reiches Glück und Frieden erhalten, endlich aber, da sie ihr Ende nahe fühlte, ihre goldene, reich mit Edelsteinen besetzte, Krone in die Moldau (nach Anderen in den Zackenfall im Riesengebirge oder in die Elbe) versenkt haben, mit dem Orakelspruche begleitet, daß, wenn ihr Geschlecht ausgestorben sei, Derjenige, der die Krone finde, König von Böhmen, und seine Kinder dessen Nachfolger für ewige Zeiten seyn sollten. L. starb an einer Krankheit (induratio telae cellulosae), welche sie noch wunderbarer machte: der Kranke wird bei lebendigen Leibe zu Wachs, das Zellengewebe verhärtet sich, bis es nicht mehr ernährungsfähig ist, u. der Mensch stirbt, eine

unverwesliche Mumie zurücklassend; so glaubt man, sitze L. noch auf dem Wischerad zu Prag.

Libyen, war der, den Alten bekannte und von den Griechen so nach der Libya, Tochter von Epaphos und Memphis und Mutter des Agenor und Belos von Poseidon, benannte Theil von Afrika, im weiteren Sinne. Im engeren Sinne begriff L. die, vom Nil und dessen Delta östlich liegenden, Gegenden bis zum rothen Meere, die Nordküsten zwischen Aegypten und den Syrten (während das Innere von Herodot das Land der Aethiopier genannt wird, und bei ihm schon ein bewohntes, thierisches und wüstes Afrika, — die Berberei nord- und südwärts des Atlas — vorkommt) und endlich, einer späteren Eintheilung nach, das äußere L. (Cyrenaica u. Marmarica), das innere L., südlich u. südwestlich von diesen Landschaften, und endlich Libya mareotis, zwischen Aegypten und den Syrten. wR.

Libysche Wüste nennt man die östliche Ausbreitung der Sahara, zwischen dem heutigen Tripolis, Aegypten, Kordofan und Fezzan. In ihrer Mitte lag einst Ammonium (s. d.). wR.

Licentiat, eine akademische Würde, welche die Mitte hält zwischen dem Doktor u. Baccalaureus u. womit in der theologischen Fakultät das Recht Vorlesungen zu halten, bei Juristen u. Medizinern das der Praxis verbunden ist.

Licenzen (Freibriefe), sind besondere Erlaubnißscheine, welche bei einer, in Folge von Krieg oder anderen Ursachen eintretenden, Handelssperre von den kriegführenden Mächten ausnahmsweise entweder an Neutrale, als an eigene Unterthanen ertheilt werden, um auch während der Sperre Handel treiben zu können. Die L. sind nach den verschiedenen Umständen vielfach modifizirt u. enthalten alle besonderen Bestimmungen über die Ausdehnung, in welcher der Inhaber derselben seinen Handel zu treiben ermächtigt wird, u. etwaige sonstige desfallsige Bestimmungen. Es versteht sich, daß der Eigenthümer einer solchen L. alle diese Bestimmungen genau inne halten muß, da jede Uebertretung derselben als Verletzung der Neutralität betrachtet und geahndet wird. Da übrigens dergleichen L. keineswegs auf einer Uebereinkunft zwischen den betreffenden, sich bekriegenden Staaten beruhen, so werden dieselben natürlich von der feindlichen Macht nicht anerkannt, vielmehr die bloße Annahme derselben schon als Neutralitäts-Verletzung betrachtet. Deßhalb tragen die Inhaber von L. Sorge, daß die eine Macht von der L. der anderen keine Kenntniß erlange. — Licenz wird hin und wieder auch, in Betreff der Ausübung irgend eines bürgerlichen Gewerbes, gleichbedeutend mit Erlaubnißschein, Patent, Gewerbschein gebraucht.

Lichnowsky, ein altes Fürstengeschlecht, das seine Abkunft schon von dem Hause Granson in Hochburgund ableitet, 1727 in den Grafenstand u. 1773 in den Fürstenstand erhoben wurde u. seine Besitzungen in Oesterreich (4 □ Meilen) u. in Preußen (18 □ Meilen) hat. Stammsitz ist: Schloß Krzyzanowitz bei Ratibor. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist: Fürst Felix, geboren 1814, folgte seinem Vater, dem Fürsten Eduard, (Verfasser einer Geschichte des Hauses Habsburg, 8 Bde., Wien 1836—44) 1845. Er war sehr jung in preußische Militärdienste getreten, ging aber, nachdem er seinen Abschied genommen, 1838 nach Spanien, wo er in der carlistischen Armee gegen die Christinos diente und Generalmajor u. Generaladjutant wurde. Hier gerieth er, wegen einiger Bemerkungen, die er in seinen Erinnerungen aus den Jahren 1837—39, Frankfurt 1841 u. 43, 2 Bde., über den General Montenegro gemacht, mit dessen Bruder in Streit, schlug sich im December 1841 mit ihm u. wurde schwer verwundet; nach seiner Genesung, 1842, machte er eine Reise nach Portugal, wurde am 21. August desselben Jahres als früherer carlistischer Offizier zu Barcelona von dem aufgeregten Pöbel angehalten u. nur dadurch, daß ihn der Xefe politico gefangen setzte, gerettet. Auf Befehl der Madrider Regierung entlassen, ging er über Turin nach Frankfurt, Berlin u. Schlesien, wo er jetzt lebt, zurück. Er schrieb außerdem: „Portugal, Erinnerungen aus dem Jahre 1842.“ Mainz 1843.

Licht, das, ist eine der vier sogenannten **Imponderabilien** (s. d.), durch dessen Eindruck auf unsere Augennerven das Sichtbarwerden der Gegenstände bewirkt wird. Dieses Sichtbarwerden geschieht auf zweierlei Arten, entweder sind es selbstleuchtende Körper, d. h. solche, die auf irgend eine Weise selbstständig entwickeltes L. in unsere Augen senden, oder es sind Körper, die, von diesen beschienen, uns gleichsam erst durch erborgtes L. sichtbar werden. Die Gesetze, die das L. hierbei befolgt, so wie die Theorieen, die zur Erklärung derselben aufgestellt wurden, sind so bestimmter Art u. lassen sich zum großen Theile mit rein mathematischen u. dynamischen Betrachtungen auf so genügende Weise verbinden, daß die ganze Lehre vom L.e in ihrem weitesten Umfange, fast in gleichem Grade, als die Astronomie, einer mathematischen Behandelung nicht bloß fähig ist, sondern auch ohne diese gar nicht bestehen könnte. — Was den Ursprung der **L.-Erscheinungen**, d. h. die Quellen des L.s, durch die theils bleibend, theils vorübergehend L. erzeugt wird, betrifft, so sind als solche vor allen die Himmelskörper und namentlich die **Sonne** (s. d.) zu nennen, da die Planeten uns nur geborgtes L. zusenden und das L. der Fixsterne hierbei von geringerem Interesse ist. Daß das Leuchten der Sonne nicht von einem Glühen ihrer Oberfläche herkommt, scheint so ziemlich gewiß. Denn, wenn auch das nicht wohl als Beweis für diese Meinung gelten kann, daß, in Folge eines Glühens oder Verbrennens der Sonne, sie ja auch dadurch zerstört werden und so ihr scheinbarer Durchmesser immer mehr abnehmen müßte (weil wir erst seit kaum einem Jahrhunderte genaue Messungen des Sonnendurchmessers haben u. in so kurzer Zeit eine Abnahme nicht bemerkt werden könnte), so deuten doch die **Sonnenflecken** (s. d.) vielmehr auf eine lichterzeugende Atmosphäre hin, so daß also das Leuchten der Sonne mit dem glühender Gasarten Aehnlichkeit hätte. — Daß auch die **Fixsterne** (s. d.) selbstleuchtende Körper sind, dürfte fast keinem Zweifel unterliegen; gleichwohl deutet die verschiedene Färbung des Fixsternlichtes auch auf eine verschiedene Beschaffenheit hin, über deren Ursprung wir nur Vermuthungen aufstellen können. — Beim Glühen u. Verbrennen u. bei andern chemischen Einwirkungen und Verbindungen der Körper ist gleichfalls **L.-Entwickelung** verbunden; das Glühen u. Verbrennen der Körper sind zwei sehr analoge Zustände, und namentlich kann man das Glühen solcher Körper, die eine Zersetzung, wenn auch nur zum Theile, dadurch erleiden, in ein Verbrennen mit Flamme übergehen lassen. Man hat bemerkt, daß beim Glühen zuerst die weniger brechbaren Farben zum Vorscheine kommen. Die elektrischen Erscheinungen sind in der Regel auch mit **L.-Erscheinungen** verbunden. Eine der merkwürdigsten **L.-Erscheinungen** bietet aber die Phosphorescenz dar. Man versteht hierunter in der Regel ein sehr schwaches Leuchten der Körper bei nur geringer Wärme, u. ohne daß dadurch die Beschaffenheit derselben merklich geändert werde; sie unterscheidet sich daher vom Glühen durch geringeres L. und vom Verbrennen durch den Mangel chemischer Zersetzungen. Es läßt sich jedoch zwischen diesen Zuständen und dem der Phosphorescenz keine scharfe und bestimmte Gränze ziehen. In diesen Zustand nun können die Körper theils durch Erwärmung, wie der Phosphor und der sogenannte Leuchtstein, theils durch Bestrahlung oder Insolation, wie der Diamant, der, wenn er den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, eine Zeit lange leuchtet, theils durch Darüberleiten des elektrischen Funkens gebracht werden; bei einigen Körpern aus dem Thier- u. Pflanzenreiche entsteht von selbst Phosphorescenz, z. B. bei den **Leuchtkäfern** (s. d.), bei dem feuchten faulen Holze; ferner bemerkt man diese Erscheinung bei der Krystallisation einiger Körper, bei plötzlich veränderter Dichtigkeit einiger Gasarten, endlich bei dem Zerbrechen u. Zerschlagen einiger Körper, wohin namentlich die bekannte **L.-Erscheinung** beim Zerschlagen des Zuckers gehört. — Unendlich mannigfach sind die sich uns darbietenden Erscheinungen des L.s, wenn es durch durchsichtige Körper hindurchgeht, oder gegen undurchsichtige stößt; im ersten Falle wird es gebrochen, d. h. von seinem Wege abgelenkt (s. **Brechung**), im zweiten Falle reflectirt (s. **Spiegel**). Allein neben diesen

beiden gewöhnlichsten u. auffälligsten Erscheinungen bemerkt man noch eine Menge anderer; es sind diese die der Farben, der Interferenzen, der Polarisation u. der Inflexion (s. dd.). — Das L. ist nur für den Sinn des Gesichtes und sonst für keinen andern empfindbar. Das Auge bemerkt die Vermehrung, Verminderung, Absonderung u. sonstige Veränderung des L.s u. vermag es sogar zu messen. Hieraus erhellt zur Genüge, daß das L. etwas Substanzielles, d. h. ein wirklich vorhandenes Wesen, ein Stoff oder eine Materie sei. Das Gegentheil von L. ist Finsterniß; letztere aber darf nicht für eine wirkliche Substanz gehalten werden, so wenig, als Kälte, sondern sie besteht bloß in Entfernung des L.s. Die Erfahrung lehrt, daß sich das L. in geraden Linien fortpflanzt. Man lasse z. B. einen Sonnenstrahl durch das Loch eines Fensterladens in ein dunkles Zimmer fallen und man wird gewahr werden, daß sich von dem Loche bis zu dem Fußboden des Zimmers in schräger Richtung eine erleuchtete, schnurgerade Linie befindet. Diese Linien heißen L.strahlen u. machen eigentlich einen Bündel von Strahlen aus. Die L.strahlen verbreiten sich sowohl von einem leuchtenden, als erleuchteten Körper nach allen Seiten aus, welches daraus erhellet, weil man einen leuchtenden oder erleuchteten Körper von allen Seiten sieht. Man nennt diese Eigenschaft des L.s seine Ausdehnbarkeit oder Expansibilität. Die Richtung der Bewegung der L.strahlen wird durchaus von keiner Schwerkraft, wie bei andern Körpern, verändert, weil L. eine imponderable (s. o.) Substanz ist. Es wird also die zurückstoßende Kraft des L.s nicht durch sich selbst gehemmt oder beschränkt; daher breitet sich das L. bis ins Unendliche aus und erfüllt seinen Raum mit Continuität, d. h. mit Beharrung. Aus der Ausdehnbarkeit des L.s folgt, daß dasselbe auch bei der größten Dünnheit seinen Raum mit Beharrung ausfüllen und in einem ununterbrochenen Strome ausfließen müsse. Die Geschwindigkeit, mit der das L. sich nach allen Richtungen ausbreitet, ist in der That erstaunenswürdig u. übersteigt alle Vorstellung. Vergeblich bemühten sich Galiläi u. nach ihm Andere, den Grad der Geschwindigkeit durch Fackeln zu messen, welche in gewissen Entfernungen von einander gestellt u. in demselben Augenblick aufgedeckt wurden. Diese Versuche mißlangen aber gänzlich, weil die Zeit, welche das L. braucht, um einen auf der Erde übersehbaren Raum zu durchlaufen, so unglaublich klein ist, daß wir sie nicht mehr messen können. Daß das L. jedoch wirklich Zeit brauche, um sich von einem Orte zum andern zu bewegen, lehren Beobachtungen (s. Abirrung des L.s). Nur gehört ein großer Raum dazu, um die Größe dieser Zeit zu messen. Ein Raum oder eine Entfernung, wie die der Erde von der Sonne, dient sehr gut hiezu, und die Geschwindigkeit des L.s läßt sich darnach berechnen, sobald man die Größe der Entfernung beider Himmelskörper kennt. Den sichersten Beobachtungen nach durchläuft das L. den Weg von der Sonne bis zu uns — er beträgt so viel als 23430 Halbmesser der Erde — in 8 Minuten 7½ Secunden, also in einer einzigen Secunde 40,000 geographische Meilen. Die Geschwindigkeit des L.s ist mithin 10313 Mal größer, als die Geschwindigkeit, mit welcher sich unsere Erde um die Sonne bewegt; sie übertrifft die Geschwindigkeit des Schalles fast um 976,000, und die einer Kanonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal. Der erstaunlichen Geschwindigkeit ungeachtet, womit das L. seinen Weg durchläuft, empfindet man dennoch nicht den mindesten Stoß desselben gegen andere Körper und selbst nicht auf die Netzhaut des Auges, obgleich es dieselbe rührt. Man führt zwar Beispiele an, daß Uhrfedern eine schwingende Bewegung gemacht haben sollen, wenn die L.strahlen des Brennglases darauf fielen; allein es ist noch nicht genugsam bewiesen, ob jene Bewegung nicht einer anderen Ursache zuzuschreiben sei; wenigstens scheint doch das L. sehr angehäuft, oder concentrit seyn zu müssen, wenn es wirklich einen Stoß hervorbringen soll. Die L.strahlen, welche von einem leuchtenden Punkte ausströmen, zerstreuen oder breiten sich auf ihrem Wege immer weiter seitwärts u. so bildet sich eine Pyramide oder ein Kegel von Strahlen, dessen Spitze den

leuchtenden Punkt berührt. Man begreift sehr leicht, daß das L. durch diese Ausbreitung in seiner Wirkung geschwächt werden müsse; daher läßt sich z. B. eine Schrift in der Nähe eines L.s viel deutlicher lesen, als in der Entfernung, und das L. wird endlich bei zunehmender Entfernung so schwach, daß man gar keinen Buchstaben mehr unterscheiden kann. Die Schwäche des L.s nimmt in eben dem Grade zu, in welchem die Fläche größer wird, welche die ausströmenden Strahlen desselben erleuchten, oder, geometrisch ausgedrückt: die Erleuchtung einer Fläche muß sich umgekehrt verhalten, wie das Quadrat der Entfernung der erleuchteten Fläche vom strahlenden Punkte. Hieraus ergibt sich, daß sich die Stärke der Erleuchtung, unter übrigens gleichen Umständen, wie die Menge der leuchtenden Punkte, oder wie die Größe der leuchtenden Fläche verhalten müsse; zwei L.er erhellen daher in gleicher Entfernung doppelt so stark, als eines ꝛc. — Das L. wird ferner geschwächt, wenn es durch durchsichtige Mittel, z. B. durch die Luft, durch Glasscheiben, durch Wasser ꝛc. geht. Ueber den Grad dieser Schwächung hat der Graf Rumford mit seinem Photometer (s. d.) Versuche angestellt, woraus erhellet, daß dieselbe bei kleinen Entfernungen gar nicht bemerkbar ist; auch bei größeren Entfernungen auf einer übersehbaren Fläche des Erdbodens kann jene Schwächung nicht gar beträchtlich seyn, da man sehr entfernte Gegenstände mit gesunden Augen oder mit optischen Werkzeugen so deutlich sieht. Den Verlust des L.s bei seinem Durchgange durch Glasscheiben fand Rumford ziemlich beträchtlich. Daß das L. äußerst fein seyn müsse, lehrt die Erfahrung, indem man selbst durch die geringste Oeffnung, z. B. durch den feinsten Nadelstich in einem Kartenblatte, eine große Menge von Gegenständen übersehen kann. Es müssen also nothwendig von jedem dieser Gegenstände, ja von jedem Punkte eines jeden derselben, L.strahlen in unser Auge kommen; somit müssen derselben eine erstaunliche Menge durch das feine Loch des Nadelstichs gehen, u. zwar, ohne einander zu stören u. ohne sich mit einander zu vermischen. — Die Alten hegten von dem L.e u. dem Sehen sehr irrige Meinungen. So glaubten Demokrit u. Epikur, daß beim Erblicken der Gegenstände unendlich feine Bilder derselben ununterbrochen in's Auge kämen. Plato u. Andere meinten, daß das L. in Ausflüssen, nicht nur aus den Gegenständen, sondern auch aus den Augen käme u. daß beide Ausflüsse einander begegneten, wodurch die Erscheinung des Sehens hervorgebracht würde. Descartes Meinung über das Wesen des L.s war nicht weniger sonderbar. Duhamel sieht das L. für eine Eigenschaft der Körper an; Isaak Vossius aber hielt es für unkörperlich. Newton endlich lehrte, daß das Licht, als eine eigenthümliche Materie, von den leuchtenden u. erleuchteten Körpern ausgehe und in progressiver Bewegung fortgepflanzt werde. Diese Lehre ist das bekannte Emanationssystem, welches an dem berühmten Euler einen seiner eifrigsten Gegner fand. Statt der Ausflüsse des L.s nimmt Euler, freilich ganz willkürlich, eine feine elastische, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur leuchtender Körper darin bestehe, daß ihre Oberfläche sich in einer beständigen, schnell auf einander folgenden, zitternden Bewegung befinde, wodurch der umgebende Aether eben so bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite. Allein den Beweis für das Daseyn eines solchen Aethers vermag Euler nicht zu liefern, u. zudem hat die Voraussetzung desselben viele Schwierigkeiten. Auch breitet sich ja das L. nach ganz anderen Gesetzen aus, als der Schall. Das Emanationsystem ist demnach durch die Euler'sche Hypothese keineswegs entkräftet; vielmehr muß man gestehen, daß es diejenigen Erscheinungen, welche wir bisher an dem L.e bemerkt haben, weit besser, als sonst irgend eine Theorie, erklärt. Hiezu kommt noch, daß die Chemie unserer Zeit auf Beobachtungen u. Entdeckungen gestoßen ist, welche dem Emanationssysteme sehr günstig sind, indem man Wirkungen wahrnimmt, welche sich durchaus nicht mit der Euler'schen Schwingungstheorie vertragen. — In sehr vielen Fällen ist das L. mit Wärmestoff verbunden. Körper, bei welchen dieß der

Fall ist, leuchten nicht nur, sondern wärmen auch. Wo L. u. Wärmestoff verbunden sind, da entsteht Feuer (s. d.). Es erfolgt jedoch hieraus nicht, daß Wärmestoff u. L.stoff einerlei sind, vielmehr nimmt man fast mit Gewißheit an, daß beide wesentlich verschieden sind; denn in sehr vielen Fällen findet Wärme statt, wo kein L. ist, u. L., wo man Nichts von höherer Temperatur verspürt. — Die Antiphlogistiker setzen die Quelle des L.s in das Sauerstoffgas, welches beim Verbrennen der Körper zersetzt werde, indem sich der Sauerstoff mit dem Verbrennlichen verbinde, der L.- u. Wärmestoff des Gases aber frei werde. Es gibt aber Phänomene in der Natur, wo L. ohne Zersetzung des Sauerstoffgases erscheint, welche also nach der Lehre der Antiphlogistiker unerklärbar bleiben; daher haben Gren und Andere einen eigenen Stoff angenommen, welcher in den verbrennlichen Körpern einen wesentlichen Bestandtheil ausmacht und mit dem Wärmestoffe das L. erzeugt. Gren nennt diesen Stoff, den er als Grundlage des L.s betrachtet, Brennstoff oder Phlogiston, welches nicht mit dem Stahl'schen Phlogiston verwechselt werden darf. De Luc dagegen nimmt an, daß der Wärmestoff die Grundlage des L.s sei. Diese Meinung stützt sich nicht auf Erfahrung, sondern ist bloße Hypothese. Man kann immerhin den L.stoff als einfachen Stoff betrachten und aus seiner engen Verwandtschaft mit dem Wärmestoffe alle Erscheinungen herleiten, welche von inniger Verbindung beider zeugen. Die neuesten Versuche sprechen auch für die Einfachheit der L.-Materie.

Licht in der Malerei, s. Beleuchtung u. Lichter.

Lichtbilder, s. Daguerreotypie.

Lichten oder lichtern bedeutet in der Schiffersprache: einen Theil der Ladung aus dem Schiffe herausnehmen; die Fahrzeuge, deren man sich hiezu bedient, heißen Lichterschiffe. — Die Anker lichten, so viel als: dieselben aus dem Grunde heben.

Lichtenberg, Georg Christoph, geboren den 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, studirte in Darmstadt u. seit 1763 in Göttingen Mathematik u. Physik, übte sich besonders in astronomischen Beobachtungen, machte eine Reise nach England, ward 1770 außerordentlicher und 1775 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, besuchte (1774) zum zweiten Male England, lernte das dortige Theater (besonders Garricks Meisterspiel) kennen, knüpfte Bekanntschaft mit mehren ausgezeichneten Männern an: Forster, Banks, Solander, Paoli, Clerke und anderen, übernahm nach Errlebens Tode (1777) die Vorlesungen über die Experimentalphysik, ward Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, 1788 königlich großbritanischer Hofrath, verheirathete sich 1782 und starb den 24. Februar 1799. „Lichtenbergs Reichthum (im Komischen) wird bewundert; ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie, wie Karten, zu mischen u. nach Belieben schalkhaft auszuspielen", sagt Göthe, der an einem anderen Orte L.s Erklärungen der Hogarthischen Kupfer „Witzeleien zu Hogarths Witz" nennt. — L. war von Natur eben so sehr, wie durch feine, vielseitige Menschenkenntniß u. durch großen Reichthum wissenschaftlicher Bildung vor Anderen befähigt, im Gebiete der Humoristik eine bedeutende Stellung zu gewinnen. Doch da er keinen festen Standpunkt, kein festes Selbstbewußtseyn subjektiver Freiheit, der Welterscheinung gegenüber, gewinnen konnte, vielmehr zwischen Realismus und Idealismus schwankte: so findet man (nach Hillebrand) bei ihm mehr humoristische Anwandlungen, als wahres humoristisches Genie. Seine körperliche Organisation (er war durch Schuld einer Wärterin verwachsen), so wie dauernde Kränklichkeit stimmten ihn zu einer gewissen Empfindlichkeit. Er nahm so ziemlich gegen Alles, was die damalige Zeit an falscher Sentimentalität, eitelem Schriftstellerwesen, verkehrter Poeterei und sonst an Aus- und Ueberschreitungen hervorbrachte, eine ironisch-polemische Stellung; und in dieser eigenthümlichen Polemik, die er meist mit eben so viel Schärfe des Geistes, als wissenschaftlicher Kenntniß übte, hat er (nach Hillebrand) ganz eigentlich seine nationalliterarische Bedeutung. Sein Hauptwerk sind die von Wielen [illegible]

Gebühr gepriesenen, von Göthe getadelten „ausführlichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche" (1794 f.), aus denen man ersieht, daß L. selbst in der Sentimentalität stand, gegen deren Ausartung in schwache Weichmüthigkeit, Gesuchtheit und Uebertriebenheit er vorzüglich polemisirte. Nicht mit Unrecht sagt Göthe in Bezug auf die fratzenhafte Oberflächlichkeit und den gemeinrealistischen Standpunkt, welchen die meisten dieser berühmt gewordenen Kupfer verrathen, „daß man zur Betrachtung und Bewunderung derselben weder Kunstkenntniß, noch höheren Sinnes bedürfe, sondern alle Verachtung der Menschheit mitzubringen habe." Kleine zerstreute Schriften, Göttingen 1800—1806, 9 Bände; neue Ausgabe von seinen Söhnen, 1844 f. *x.*

Lichtenfels am Main u. der Ludwigs-Süd-Nordbahn, freundliches Städtchen im bayerischen Kreise Oberfranken und Sitz eines Landgerichtes, Rentamtes, Forstamtes und einer Bahnhofverwaltung; 2100 Einwohner, starke Brauerei, Gerberei, Weberei, Obst-, Getreide- und Hopfenbau, einträglicher Holzhandel. Altdeutsche Pfarrkirche mit sehenswerthen Monumenten. Schöner Brunnen auf dem Marktplatze, mit der Statue des heiligen Florian; Spital. — L. gehörte im 12. Jahrhunderte den Grafen von Beichlingen und kam 1137 durch Heirath an die Grafen von Plassenburg, Andechs und Meran, 1248 endlich an das Hochstift Bamberg. mD.

Lichtenstein, wird ein, von dem Grafen Wilhelm von Württemberg im mittelalterlichen Style auf einem Bergvorsprunge der rauhen Alp im Pfullingerthale, welches im Oberamtsbezirke Reutlingen des Königreichs Württemberg liegt, auf altem Grunde neu erbautes Felsenschloß genannt, welches sowohl durch seine pittoreske Umgebung, als durch den vaterländischen Roman des Novellisten Hauff (s. d.) große Berühmtheit erlangt hat und viel besucht wird. Ow.

Lichtenstein. 1) Ulrich von, ein mittelhochdeutscher Dichter, stammte aus einem steyermärkischen Rittergeschlechte, wurde um 1202 geboren und starb wahrscheinlich 1276. Außer seinem „Frauendienst", zuerst herausgegeben von Tieck, Stuttgart u. Tübingen 1812, haben wir von ihm noch ein kürzeres Gedicht „Frauenbuch", wahrscheinlich 1257 gedichtet. Beide Gedichte sind am Besten herausgegeben von K. Lachmann, mit historischen Anmerkungen von Th. von Karajan (Berlin 1841); seine lyrischen Gedichte hat auch van der Hagen in seine „Minnesänger" (Band 4) aufgenommen. — 2) L., Martin Heinrich Karl, Geheimer Medizinalrath und Professor der Zoologie an der Universität Berlin, geboren zu Hamburg den 10. Januar 1780, Sohn eines Doctors der Theologie u. nachmaligen Professors in Helmstädt, widmete sich dem Studium der Heilkunde in Jena und Helmstädt und wurde an letzterer Universität 1801 zum Med. Dr. promovirt. 1802 begleitete er den holländischen General Janssen als Hausarzt und Erzieher seines Sohnes nach der Cap-Colonie, durchzog nun dieses Land in verschiedenen Richtungen, theils als Arzt des Generalcommissärs auf einer Inspektionsreise, theils als Militärarzt und 1805 als Regierungscommissär. 1806 kehrte L. nach Deutschland zurück, hielt sich in Braunschweig, Helmstädt, Göttingen und Jena auf, ließ sich 1810, bei Eröffnung der Universität, in Berlin als Privatdocent nieder, wurde 1811 ordentlicher Professor der Zoologie und 1813 Direktor des zoologischen Museums, das vorzüglich unter seiner Leitung seine jetzige Ausdehnung und Reichhaltigkeit erhielt. 1819 bereiste er England, Holland, die Schweiz u. Frankreich; 1827 wurde er Regierungsbevollmächtigter bei der Universität; 1828 war er Geschäftsführer der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin und 1829 wurde er zum Geheimen Medizinalrathe ernannt. — L. hat mehre Abhandlungen in verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften geschrieben; auch veröffentlichte er seine „Reisen im südlichen Afrika", Berlin 1811, 2 Bände, neue Auflage 1832. E. Buchner.

Lichter heißen 1) die stärk erleuchteten Stellen eines Gemäldes, welche mithin das einfallende Licht in voller Stärke empfangen, und deren gute Anordnung und Vertheilung von der Kenntniß der Perspektive bestimmt wird. — 2) Bildlich

nennt man L. in der Rede (lumina dicendi) Figuren, Bilder, Verzierungen, zierliche Ausdrücke u. dgl., u. wenn von Licht u. Schatten im Vortrage u. in der Rede selbst gesprochen wird, so bezieht solches sich auf die geschickte und anziehende Anordnung derselben. — 3) L. heißen auch die altdeutschen satyrischen Gesänge, worin die nichtswürdigen, von gewissen Personen begangenen Handlungen vor ihren Wohnungen, zur Nachtzeit bei L.n vorgetragen wurden. Diese, von den Fürsten selbst zwar angeordnete, Sitte konnte dennoch, des damit verknüpften Mißbrauchs wegen, sich nicht erhalten.

Lichtmesse, oder das Fest der Reinigung Mariä, wird am 2. Februar, das ist am 40. Tage nach der Geburt Christi, begangen. Dieses Fest, welches seinen Grund sowohl im alten, als neuen Testamente hat, enthält eine doppelte Feier, und zwar, die Aufopferung Jesu im Tempel, welcher, obwohl er des Gesetzes nicht bedurfte, dennoch zur Erfüllung desselben von Maria Gott dem Herrn aufgeopfert wurde; das Fest der Reinigung Mariens, die, obwohl sie keiner Reinigung bedurfte, sich dennoch aus Demuth dem mosaischen Gesetze unterwarf. Benedikt XIV. rechnet dieses Fest zu den Festen der heiligen Jungfrau, obwohl in dem Meßformulare vorzüglich die Darstellung Jesu in dem Tempel zu Jerusalem verehrt wird. Auch die Präfation darin ist die von Weihnachten. Ueber die Zeit, wann es eingeführt worden sei, ist viel gestritten worden. Mehre Schriftsteller, wie Thomassin, Baillet u. Alatius, versetzen die Einführung desselben für den Orient unter die Regierung des Kaisers Justinian; es heißt in jenen Gegenden Hypante, d. i. Zusammentreffen, weil Simeon u. Anna in den Tempel sich begaben, um das Kind u. seine heilige Mutter anzutreffen. Doch trat es, wie aus manchen Urkunden hervorgeht, schon früher ins Daseyn. So enthält ein altes Martyrologium, das dem heiligen Hieronymus zugeschrieben wird, also schon vor Papst Gelasius vorhanden war, am 2. Februar ein Fest mit der Ueberschrift: „Purificatio sanctae Mariae Matris Domini nostri Jesu Christi.“ Aus der Lebensbeschreibung des Abtes Theodosius geht nicht mit Unwahrscheinlichkeit hervor, daß dieses Fest in Jerusalem im fünften Jahrhunderte am 5. Januar gefeiert wurde. In der lateinischen Kirche heißt es auch Kerzen-Fest (candelaria, festum candelarum), weil an diesem Tage die Kerzen geweiht werden u. vor dem Amte der heiligen Messe ein feierlicher Umgang mit brennenden Kerzen gehalten wird. Papst Gelasius im 5. Jahrhunderte soll diese Kerzenweihe (494) zuerst vorgenommen und die heidnischen Ceremonien in christliche umgewandelt haben, um die Christen von den, im Monate Februar dem heidnischen Gotte Pluto zu Ehren stattfindenden, heidnischen Feierlichkeiten abzuhalten. Bei den Griechen ist Mariä L. eines der Hauptfeste. Wie in der occidentalischen Kirche, so wird auch bei ihnen an demselben eine Procession gehalten.

Lichtwer (Magnus Gottfried), geboren zu Wurzen in Sachsen 1719, studirte in Leipzig u. Wittenberg die Rechte, fing 1747 auf der letzteren Universität an Vorlesungen zu halten, entsagte aber, in Folge eines Blutsturzes, dem akademischen Leben, ging zu einem Verwandten nach Halberstadt, wurde daselbst Referendar bei der Regierung, 1752 Regierungsrath und starb 1783. L. war ein sehr thätiger, rechtschaffener Geschäftsmann, Freund der Wissenschaften, wovon unter anderen seine Uebersetzung des Minutius Felix (1772) zeugt. Sein Andenken lebt aber in seinen Poesien, die in einem (freilich ziemlich trockenen) Lehrgedichte: „das Recht der Vernunft,“ und in Fabeln bestehen, die sich durch Neuheit der Erfindung, guten Plan, reine, nicht alltägliche Moral, munteren Ton, drollige Einfälle und körnigten Ausdruck, trotz ihrer altväterischen Miene und mancher grammatischen Härte, mit Recht empfehlen: Aesopische Fabeln, 4 Bde., Leipzig 1748, verbessert von Ramler, Berlin 1758; verbessert vom Verfasser, Leipzig 1762; 1775 u. öfter.

Licinius ist der Name eines berühmten Geschlechtes im alten Rom, das theils aus patrizischen, theils aus plebejischen Familien bestand. Erstere wählen

jedoch nicht sonderlich ausgebreitet und bekannt gewesen seyn, denn es geschieht ihrer fast gar keine Erwähnung. Desto ansehnlicher und berühmter waren dagegen die plebejischen Familien: die Archiä, Cäcinä, Calvi, Clodii, Crassi, Damasippi, Enceladi, Gabali, Gallieni, Luculli, Macri, Murenä, Nervä, Polliones, Rufini, Sacerdotes, Stolones, Strabones, Tegulä, Valeriani und Vari.

Licitiren, öffentlich versteigern, Gegenstände irgend einer Art dem Meistbietenden überlassen; dann auch, die Ausführung von Arbeiten größeren Umfangs an den Mindestfordernden verdingen. — Licitation heißt die öffentliche Versteigerung oder Verdingung. — Licitations-Termin, der Termin zur Einreichung der Gebote oder Forderungen.

Lictor war bei den Römern der öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen bei ihren Amtsverrichtungen, sowie der Vollstrecker der Strafen. Die L.n hatten ihren Namen von ligare, binden, weil sie den Verbrechern, ehe diese gerichtet wurden, die Hände und Füße binden mußten; sie trugen den Magistratspersonen die Fasces (s. d.) vor, waren somit Gerichtsdiener und Scharfrichter, zu welcher Stelle sich nur Leute aus dem niedrigsten Volke hergaben.

Liebe, ist in der Idealität die zarteste Verschmelzung der regsten Theilnahme mit dem reinsten Wohlwollen durch den vollkommensten Einklang zweier Gemüther, wodurch jede entstehende Dissonanz alsogleich sich aufzulösen strebt. Der Liebende erblickt daher in dem geliebten Gegenstande sein Ideal, liebt in ihm den sichtbaren Verein natürlicher und auch frei erworbener Vorzüge, trägt alles Gute und Schöne auf dieses Bild über und wird durch dessen Anschauen für ein Höheres begeistert, wie Dante durch die Beatrice und Petrarca durch Laura. Die Liebe gehört mithin der Subjektivität an, das Subjekt aber ist das für sich bestehende Herz, welches, um zu lieben, seine Eigenthümlichkeit opfern muß und nur in dieser Hingebung lebt und empfindet. Die alte Welt kannte diese Liebe nicht; ihre Herrschaft gehört rein der christlichen an, und die Idee derselben ist für die Kunst unerschöpflich; denn sie wird nie aufhören, ihre Darstellung an ganz verschiedenen Individualitäten und in stets veränderten Verhältnissen zu wiederholen.

Liebensteiner Bad, bei dem Dorfe Liebenstein in Sachsen-Meiningen, 2 Stunden von Salzungen u. 4 Stunden von Gotha, in einer sehr anmuthigen, nördlich vom Thüringer Walde begränzten Gegend gelegen. Die dortige Mineralquelle entspringt 937 Fuß über dem Meeresspiegel und gehört zu der Classe der sehr starken erdig-salinischen Wässer. Sie hat eine Temperatur von 7,5° R. bei 11,5° R. der Atmosphäre u. enthält nach Trommsdorfs Analyse in 5 Pfund ihres Wassers: 27½ Gran Kalkerde, 15½ Gran Talkerde, 19½ Gran auflösende Salze u. 10 Gran Eisenoxyd. Ihr Wasser ist klar, farblos u. schmeckt angenehm, salzig prickelnd, etwas zusammenziehend. Das Liebensteiner Mineralwasser wirkt, wegen seines vorwaltenden Eisengehaltes, beim innerlichen Gebrauche sehr erhitzend auf das Gefäßsystem, auf das Muskel- u. Nervensystem u. die Schleimhäute, u. reizend, zusammenziehend auf die weiblichen Geschlechtsorgane; es ist darum seine Anwendung eine weit beschränktere, als jene der übrigen Eisenwässer. Zur Verbesserung dieser Wirkung bedient man sich dort zum Badgebrauche eines Zusatzes des Wassers der benachbarten Soolquelle zu Salzungen. Heilanwendung von diesem Wasser macht man bei allen, auf Blut-, Nerven- u. Hautschwäche beruhenden, Krankheiten u. den aus ihnen hervorgehenden einzelnen Krankheitsformen, wie sie unter Langenschwalbach (s. d.) angegeben sind. Dabei befindet sich auch eine wohl eingerichtete Kaltwasseranstalt, eine der vorzüglichsten Deutschlands. *μ.*

Lieber, Franz, geboren 1799 zu Berlin, wurde aus Liebe zu den Naturwissenschaften Lehrling im botanischen Garten, studirte dann Medizin, focht 1815 als Freiwilliger, kehrte, von einer schweren Verwundung genesen, 1816 nach Berlin zurück, mußte aber 1819, nach kurzer Haft wegen Demagogie, Preußen ver-

lassen, bis er 1820 wieder in Halle studiren durfte. Im Jahre 1821 ging er als Philhellene nach Griechenland (Tagebuch ꝛc., Leipzig 1823), reiste mit Niebuhr nach Deutschland zurück, wurde aber, trotz erhaltenen Versprechens, von der Polizei gestört, 1824 in Halle eingezogen u. nach Köpenik abgeführt. Durch Niebuhrs Einfluß befreit, begab er sich 1825 nach England, 1827 nach Amerika, wo er 1835 zum Professor der Geschichte u. Staatsökonomie zu Columbia ernannt wurde. Hier lieferte er eine englische Bearbeitung des Brockhaus'schen Conversationslexikon (13 Bde., Philadelphia 1829—33), von Beaumonts u. Tocqueville's Werk über das amerikanische Flußsystem „Letters to a Gentleman in Germany" (1834); „Erinnerungen an B. G. Niebuhr" (deutsch, Heidelberg 1837); „A popular Essay on Subjects of Penal Law" (1838) u. „A Manual of Political Ethics" (1839).

Liebermann, Franz Leopold Bruno, ausgezeichneter katholischer Dogmatiker, Generalvikar von Straßburg, war am 8. October 1759 geb. zu Molsheim, einem Städtchen, 4 Stunden von Straßburg entfernt. Seine Gymnasial-, philosophischen u. theologischen Studien machte er bei den Jesuiten u. ward nach empfangener Priesterweihe 1783 als Vikar in Hohengreft zur Seelsorge berufen. Aber schon nach einigen Monaten, von Jeanjean empfohlen, übernahm er die Subregentie im Priesterseminare zu Straßburg, wo er bis 1787 ungemein segensreich auf die wissenschaftliche und sittliche Heranbildung der jungen Geistlichen wirkte. In Ernolsheim, in dem Bezirke seines Geburtsortes, ward er Pfarrer, wurde aber hier aus dem Pfarrhause in den Stürmen der Revolution 1791 gewaltsam vertrieben. Er wanderte nun auf die rechte Seite des Rheins. Damals hatte die Diözese Straßburg noch nicht den Rhein zur Gränze. Bischof Cardinal von Rohan ernannte ihn zum Superior des bischöflischen Priesterhauses, welches in dem überrheinischen Theile der Diözese in der alten Abtei Ettenheimmünster Allerheiligen im Kinzigthale, nahe am Fuße des Kniebis, seinen Sitz hatte. Hier, in dieser romantischen Einsamkeit, milderte das Studium der Theologie und die Liebe zum Lehramt den Schmerz, welchen die Tollwuth der Revolution gegen Kirche u. Staat in ihm erregt hatte. Behufs seiner Vorlesungen verfaßte er „Institutiones juris canonici universalis," ein Compendium, das längere Zeit am Mainzer Seminar als Vorlesebuch gebraucht wurde, bis es später durch Schenks verdrängt wurde. Die Freiheit der Kirche vertheidigte L. muthig gegen die sogenannte Constitution civile du clergé, sowohl mündlich als schriftlich, u. kehrte 1795 zu seiner verlassenen Gemeinde als treuer Seelenhirte wieder zurück. Allein nur wenige Monate genoß er dieses Glück: vor den Sbirren des Revolutionssturmes mußte er abermals ein sicheres Asyl suchen; von steter Angst naher Lebensgefahr bedroht, suchte er dennoch nach Möglichkeit seinen Pfarrkindern und deren Umgebung aus seltener Aufopferung Trost u. Hilfe zu spenden. In den abgelegensten Winkeln eines Bauernhauses sich verborgen haltend, schlich er oft bei finsterer Nacht hervor, um, als Bauer verkleidet, Beicht zu hören, den Kranken Trost zu bringen u. durch die heilige Oelung sie für den nahen Hintritt und das Jenseits zu stärken — das Bild eines guten Hirten, dem das Heil der Schafe theuerer, als sein Leben war. In Gemeinschaft mit seinen gleich bedrängten Freunden Berth, de Mejean, Schneider u. Thomas, ward er zum bischöflichen Commissär ernannt und mit außerordentlicher Vollmacht ausgerüstet, um im Nothfalle zweckdienliche Anordnungen treffen zu können. Erst im Jahre 1800 war es ihm wieder vergönnt, öffentlich zu wirken, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen. Als Sekretär des Bischofs kam er 1801 nach Straßburg u. zeigte sich als eifriger Prediger auf der Münsterkanzel neben Colmar u. Oberle. Der früher constitutionelle Surine ward leider 1803 Bischof von Straßburg, u. dieß bewog L. wieder, auf seine ehemalige Pfarrei sich zurückzuziehen, nachdem er zuvor anonym gegen den unklugen Hirtenbrief seine Réponse à Mr. Saurine verfaßt hatte. Mit Schmerzen faßte er die bedrängte Lage der kirchlichen Verhältnisse ins Auge und erkannte die Nothwendigkeit, für eine bessere

fähige Jünglinge sorgfältig heranzubilden, dadurch zugleich dem theils abgefallenen, theils gemordeten Klerus einen hoffnungsvollen Ersatz zu bieten. Er gründete eine geistliche Schule, die von seinem Nachfolger Beckmann später fortgeführt wurde. Eines Morgens, kurz vor Ostern 1804, ward L. plötzlich, wegen vorgeblicher Verbindung mit dem Prinzen von Enghien, gefänglich eingezogen, nach Paris abgeführt, u. schmachtete in dem Kerker von St. Pelagie vom Charfreitage an bis zum 20. November 1804. Außer seinem Brevier leistete ihm ein Band des „Betrachteten Evangeliums" gute Dienste; er übersetzte Psalmen, die er mit einem Stifte von Metall, das er an seinen Kleidern auffand, an die Kerkermauern schrieb. Eben so verfaßte er mehre geistliche Lieder in deutscher Sprache, um sie einst bei seinem Freiwerden seinen Pfarrkindern als rührendes Andenken zu überliefern. Vom 25. Juli an wurde er aus dem bisherigen Gefängnißzimmer in den Tempel hinübergebracht, wo er mit noch zwei anderen Gefangenen jenes Gemach bewohnte, das der unglückliche Louis XVI. inne gehabt. Kaum aber hatte Colmar den bischöflichen Stuhl von Mainz bestiegen, so war es einer seiner ersten Schritte, sich von Kaiser Napoleon den Abbé L. zu erbitten, um ihm die Direktion seines neu zu gründenden großen u, kleinen Seminars anzuvertrauen. Die Bitte wurde zwar gewährt, aber die Bedingung damit verknüpft, daß L. das Departement des Donnersberg nicht verlasse u. unter der polizeilichen Aufsicht der Präfektur zu verbleiben habe. Als Vorstand der geistlichen Bildungsanstalten ward er 1. November 1805 mit der neuen Organisation der theologischen Studien beauftragt, übernahm selbst die Lehrfächer der Dogmatik, Pastoral u. des Kirchenrechtes, predigte häufig mit wahrhaft evangelischer Salbung u. apostolischem Eifer u. verfaßte hier sein geschätztes Lehrbuch der Dogmatik: Institutiones theologicae, 5 Bde., welches seinen Namen in der theologischen Literatur verewigen wird u. wegen der Klarheit in der Anordnung des Stoffes, wegen der präcisen Begriffsstimmung, der ungemeinen Faßlichkeit in der Darstellung zu den beliebtesten Compendien gehört u., ungeachtet der vielfachen gangbaren philosophischen Doktrinen, sich durch seine positiv demonstrative Methode von den Schulen nie hat verdrängen lassen. Am 4. October 1806 wurde ihm die Auszeichnung, von der kaiserlichen Universität in Paris das Diplom als Doktor der Theologie zu erhalten. Das bischöfliche Gymnasium in Mainz, die Ehre u. der Stolz der Stadt, verdankt seiner Anstrengung sein Daseyn. 1823 wurde ihm vom Könige Ludwig XVIII. das Bisthum Metz angeboten: er aber lehnte dankend aus Demuth die hohe Würde ab, folgte aber bald dem Rufe des Bischofes Tharin, in Straßburg, das General-Vikariat zu übernehmen. Und diesem Amte blieb er beharrlich getreu unter Tharin, de Trevern und Räß, ungeachtet ihm seit 1824 höchst ehrenvolle geistliche Würden angetragen waren. Er starb nach kurzem Krankenlager am 11. November 1844, Mittags 12 Uhr; sein geliebter Bischof und Freund Räß drückte ihm die Augen zu. Mehre Lob-, Trauer- und andere Gelegenheitsreden sind theils einzeln gedruckt, theils in Räß u. Weis Kanzelberedsamkeit aufgenommen. Durch christliche Demuth u. gründliches Wissen adelte L. sein ächt-priesterliches Leben. Cm.

Liebeshöfe, Minnehöfe (cours d'amour), gehören dem Ritterthume des Mittelalters an u. wurden wahrscheinlich im 12. Jahrhunderte in der Provence gegründet. Aus Rittern, Dichtern u. Damen bestehend, entschieden sie in poetischen Wettstreiten der Ritter über die beste Behandelung einer aufgeworfenen Streitfrage in Gegenständen der Liebe oder der Galanterie. Daß hier das innige Gefühl zurücktreten u. der leeren Grübelei oder äußeren Prunksucht weichen mußte, liegt am Tage. Die Aussprüche dieser Gerichtshöfe hießen arrêts d'amour.

Liebesmahle (ἀγάπαι) waren bei den ersten Christen gemeinschaftliche Mahle, welche nach abgehaltenem Gottesdienste u. nach Empfang des heiligen Abendmahles an bestimmten Versammlungs-Orten abgehalten u. wozu von den Reichen, welche die Speisen dazu mitbrachten, die Armen eingeladen wurden. Einige wollen diese L. von den Juden herleiten. Wirklich waren solche schon bei den

öffentlichen Opfer-Festen derselben, insbesondere aber bei dem Pascha, üblich. Es wurde bei diesen kein Unterschied zwischen Eingeborenen und Reisenden, zwischen Reichen u. Armen gemacht; denn die L. sollen dazu beitragen, das Band der Einigkeit u. Liebe in einzelnen Familien sowohl, als auch durch letztere im ganzen theokratischen Staate nur um so fester zu knüpfen. Da nun die Juden-Christen an diese L. gewohnt gewesen, wurden sie auch in der ersten christlichen Kirche noch beibehalten, aber auf eine, der Würde u. dem erhabenen Geiste des Christenthums angemessene, Weise abgehalten. Andere leiten diese L. theils von der, in den ersten christlichen Zeiten stattgefundenen, Gütergemeinschaft unter den Gläubigen, theils von der innigen Liebe, welche die ersten Christen gegen einander bewiesen, wie auch von den äußeren Verhältnissen, die einen solchen engeren Verein u. eine solche, innigere Verbindung nothwendig machten, her, was wahrscheinlicher, als das erste ist. Ein vorzüglicher Grund zur Einführung derselben mochte die Feier des heiligen Abendmahles nach dem Beispiele Jesu Christi gewesen seyn, indem er am Vorabende seines Leidens ein solches L. mit seinen Jüngern feierte und dabei das große Geheimniß des Altarsakramentes einsetzte. Dieß aber beweiset, daß die Feier der Agapen eine aus den apostolischen Zeiten herstammende Sitte war u. weder von den Juden, noch von den Heiden entlehnt, oder von diesen bei den Christen eingeführt worden sei. Alle Christen brachten in den ersten Zeiten des Christenthumes, wenn es ihre Vermögensumstände erlaubten, bei der Feier des heiligen Abendmahles Brod u. Wein u. selbst andere Speisen zum Altare u. nach Beendigung des Gottesdienstes, wie nach der Communion, hielt man ein gemeinschaftliches Mahl. Was nach einem solchen Mahle übrig blieb, wurde unter Wittwen u. Waisen, Kranke, Gefangene und sonstige Arme, welche dabei nicht erscheinen konnten, von dem Kirchen-Vorsteher der betreffenden Gemeinde vertheilt. Die Versammlungen zu den L.n wurden theils unter dem Vorsitze des Bischofes für die ganze Kirchen-Gemeinde, theils unter der Leitung eines Diakons in Privathäusern gehalten. Die Mahle selbst waren nüchtern u. frugal, fern von jeder sinnlichen Belustigung u. nur zur religiösen Feier bestimmt. Zuerst las man eine Stelle aus der heiligen Schrift vor, dann hielt der Kirchen-Vorsteher christlichen Unterricht u. verrichtete sonstige liturgische Handlungen. Auch wurden hiebei für Arme u. Verunglückte Collecten veranstaltet und so die christliche Liebe werkthätig geübt. Sowohl nach dem Zwecke, als nach der Feier der Agapen waren diese keine bloßen Familien-, sondern kirchliche Feste, weßhalb sie auch unter Leitung der Kirchen-Vorsteher abgehalten wurden. Auch durften an denselben Jene nicht Theil nehmen, die von der Kirchen-Gemeinschaft ausgeschlossen waren. Im Verlaufe der Zeit kamen sie außer Uebung; übrigens mögen die Mahle, welche bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Kindstaufen u. dgl., obwohl dieselben in den meisten Diözesen wegen der dabei eingeschlichenen Mißbräuche untersagt sind, von den in früheren Zeiten stattgefundenen L.n ihre Entstehung haben.

Liebestränke, Philtra, sollten zur Zeit des finsteren Aberglaubens u. heidnischer Immoralität der Griechen u. Römer dazu dienen, Liebe, Haß u. Impotenz zu bewirken. Sie bestanden meistens aus heftig reizenden u. auf die Sensibilität wirkenden Mitteln, die, wenn sie gleichwohl gerade die beabsichtigte Wirkung nicht hatten, dennoch von andern nachtheiligen Folgen für die Gesundheit seyn mußten. Abgesehen von der Verwerflichkeit des Gebrauches solcher Mittel in moralischer Beziehung, so können diese auch wegen freventlichen Eingriffes in die persönliche Freiheit u. Benachtheiligung der Gesundheit Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens werden. *μ.*

Liebfrauenmilch, einer der edelsten Pfälzerweine, insgemein aber zu den Rheinweinen (s. d.) gerechnet, hat seinen Namen von der Liebfrauenkirche zu Worms, um die herum er wächst.

Liebig, Justus, Freiherr von, geboren 1803 zu Darmstadt, wo sein Vater ein Handelsgeschäft in Material- u. Farbwaaren betrieb. Schon als Knabe

Versuche zur Bereitung von Farben u. chemischen Produkten weckten schon in der frühesten Jugend bei L. die lebhafteste Leidenschaft für die experimentale Chemie, welcher er, mit Hintansetzung seiner Gymnasialstudien, von der ihm in seines Vaters Hause gegebenen Gelegenheit u. von der reichen Hofbibliothek Gebrauch machend, eifrigst oblag. In seinem 14. Jahre hätte er nicht allein fast alle bekannten chemischen Versuche angestellt, sondern auch sein Beobachtungstalent sehr geschärft u. bei seinem glücklichen Gedächtnisse einen großen Reichthum von chemischen Erfahrungen sich angeeignet. Mit Einwilligung seines Vaters bestimmte sich L. ganz für die Chemie u. betrat 1818 den damals fast einzigen Weg in diesem Fache, indem er sich zu einem Apotheker in Heppenheim in die Lehre begab. Sein Sinn für die wissenschaftliche Seite der Chemie fand jedoch dort so wenig Nahrung, daß er schon nach 10 Monaten nach Darmstadt zurückkehrte u. sich dort noch ein halbes Jahr zur Akademie vorbereitete u. dann die Universität Bonn u. später Erlangen bezog, um am letzteren Orte unter Kastner in der theoretischen Chemie u. in andern Naturwissenschaften sich auszubilden. Zu gleicher Zeit holte er am letzteren Orte mit Leichtigkeit die früher versäumten Sprachstudien nach. Damals wurde er der Gründer eines Vereines für Chemie u. Physik unter den Studirenden, u. dieser war es, welcher, in Verbindung mit dem eifrigen Studium der neuesten Leistungen in seinem Fache, namentlich durch Discussionen darüber, ihm Gelegenheit zu seiner selbstständigen Ausbildung bot. Seine engeren Freunde an der Hochschule waren: Platen, Bischof u. Engelhard. Auch in der Literatur wurde L. zu dieser Zeit schon bekannt, namentlich durch seine Leistungen über das Verhalten des Knallsilbers zu Alkalien u. über die Bereitung mehrer als Farbmaterial dienender Verbindungen. Nach erlangtem Doktorgrade begab sich derselbe 1822 von Erlangen nach Paris, wo er Gay-Lussac's, Thenard's, Dulang's Vorlesungen besuchte u. seinen Privatarbeiten eifrigst oblag und durch Darlegung der Resultate über die Verbindungen der Knallsäure die Aufmerksamkeit A. von Humboldt's auf sich lenkte, dem er nicht allein die Benützung der vorzüglichsten Hülfsmittel, wie sie Paris bot, sondern auch die genauere Bekanntschaft mit Gay-Lussac verdankte u. der ihn in dessen Privatlaboratorium als seinen ersten Schüler einführte. Dort wurde L. nicht allein mit dieses großen Gelehrten ausgezeichneten Untersuchungsmethoden u. Verfahrungsweisen vertraut, sondern vollendete auch mit diesem seine Arbeit über die Knallsäure. Auf A. von Humboldt's Veranlassung wandte sich L. dem Lehrfache zu u. erhielt schon 1824, in seinem 21. Lebensjahre, eine außerordentliche u. 2 Jahre später die ordentliche Professur in der Chemie auf der Universität zu Gießen, deren Zierde er alsbald ward und bis daher blieb. Die ihm dort gebotenen Hülfsmittel zur Förderung der Wissenschaft nicht minder, als zum Unterrichte benützend, erwarb er sich namhafte Verdienste durch viele einzelne Untersuchungen in der unorganischen Chemie, ganz besonders aber in deren organischem Theile. Zunächst förderten L.s experimentale Forschungen die organische Chemie nicht nur durch die genaueste Ausmittelung der qualitativen Vorgänge, sondern auch u. vorzugsweise durch Aufstellung zahlreicher quantitativer Bestimmungen, sowie durch Erfindung seines leicht zu handhabenden Apparates, mittelst dessen die Aufstellung von Elementaranalysen auch dem weniger Geübten möglich wurde. Auf dem von ihm verbesserten Wege ermittelte L. die Elementarconstitution einer großen Anzahl organischer Substanzen u. namentlich der organischen Säuren. Außer der oben erwähnten Knallsäure waren es die Kohlenstickstoffsäure, die von ihm entdeckte Hippursäure, die Aepfelsäure, die Chinasäure, die Rocellsäure, der Kampher und die Kamphersäure, die Milchsäure, die Mekonsäure, das Asparagin u. seine Säure, die Hornsäure, die von ihm entdeckte Oenantsäure, die Mandelsäure u. Ameisensäure u. viele andere, welche er analysirte und über deren Constitution er eine große Menge neuerer Thatsachen in einer Arbeit im Jahre 1838 *bekannt machte.* Auch das Feld der Erkenntniß in den andern Ab-

theilungen der organischen Chemie bereicherten L.s experimentale Forschungen. Die Entdeckung des Aldehyd machte er 1835. Den Schwefelcyan lehrte er isolirt darstellen und entdeckte 1834 dessen Zersetzungsprodukte sowohl, als die des Melons, der Cyanylsäure, des Melams u. anderer Körper, die er zugleich nach ihren Eigenschaften u. Verbindungsverhältnissen untersuchte. Seine Theorie der Gährung u. der damit verwandten Eigenschaften ist als eine sehr werthvolle Bereicherung der theoretischen Chemie zu betrachten. Jene der Gährung des Zuckers u. der Essigbildung stützte er auf den Satz, daß die chemische Action, das Eintreten von Zersetzung oder das Eingehen in eine Verbindung, für einen Körper dadurch eingeleitet werde, daß er sich mit einem andern, in Zersetzung begriffenen oder für sich schon des Eingehens in die Verbindung fähigen, Körper in Berührung befindet. Die von L. zur Beantwortung physiologischer Fragen seit 1839 begonnene u. bis dahin fortgesetzte Anwendung der Chemie erregte großes Aufsehen, fand bei Vielen enthusiastische Aufnahme, aber auch nicht minder vielfachen Widerspruch u. lieferte in der Pflanzen- und Thierphysiologie die werthvollsten Aufschlüsse, welche schon jetzt für die Landwirthschaft und die Medizin die herrlichsten Früchte tragen. Auf welche Grundsätze L. sich in dieser Beziehung stützt, wurde bereits am Schlusse des geschichtlichen Theiles des Artikels Chemie (s. d.), jedoch nur kurz, angegeben, da eine vollständige Entwickelung dieser Theorie hierorts zu weit führen würde. Wir verweisen darum auf L.s beide Schriften: „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur u. Physiologie," Braunschweig 1840 6. Aufl. ebend. 1846 u. „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie u. Pathologie, ebend. 1842, 3. Aufl. ebend. 1846." Großes Verdienst um die Chemie erwarb sich L. ferner durch seinen Antheil an der Entwickelung der Lehre von den organischen Radicalen u. dieß besonders durch seine, gemeinschaftlich mit Wöhler vorgenommenen Arbeiten, welche in einer längeren Reihe von Jahren die organische Chemie mit den wichtigsten Resultaten bereicherten. L.s zahlreiche literarische Leistungen sind in den meisten deutschen u. französischen Zeitschriften u. in größeren, von ihm allein u. in Verbindung mit Wöhler herausgegebenen, Werken niedergelegt. Eine ausführlichere Darstellung von L.s Leben u. Wirken findet sich in Kopps „Geschichte der Chemie," 1. Thl., Braunschweig 1843. Zu den Ehrenbezeugungen, welche L. als Anerkennung seiner großen Verdienste um die chemischen Wissenschaften bis dahin zu Theil wurden, gehören unter andern: seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg (1831), jener zu Berlin (1833), der physiologisch-mathematischen Classe des k. niederländischen Instituts der Wissenschaften (1838), der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (1840), und zum Ehrenmitgliede der British Association for the advancement of science (1838), sowie die Verleihung mehrer Orden u. seine, durch Se. königliche Hoheit den Großherzog von Hessen u. bei Rhein geschehene, Erhebung in den Freiherrnstand. *μ.*

Liechtenstein, der Name des kleinsten, zum deutschen Staatenbunde gehörigen Fürstenthums, mit 3 □M. u. 6600 katholischen Einwohnern, aus den ehemaligen Herrschaften Vaduz und Schellenberg gebildet, wurde von Kaiser Karl VI. 1723 zum Fürstenthume erhoben. Das Ländchen wird östlich u. nördlich von Vorarlberg, südlich von Graubündten begränzt, und westlich vom Kantone St. Gallen durch den Rhein getrennt. Es ist durchaus Alpenland, weßhalb auch der Landbau unbedeutend ist, dagegen mehr Viehzucht u. Gewerbebetrieb, besonders Baumwollenspinnerei, blühen. Hauptort ist L., früher Vaduz genannt, mit 700 Einwohnern, dem Sitze des Oberamts u. des Landvogts. Das Fürstenthum, für welches die österreichischen Gesetze angenommen sind, hat seit 9. Nov. 1818 eine landständische Verfassung; die ständischen Mitglieder haben jedoch bloß eine berathende Stimme. Die Verwaltung, sowie die Justizpflege in erster Instanz, ist in den Händen des fürstlichen Oberamtes, an dessen Spitze der Landvogt steht; die Appellation geht in zweiter Stufe an das fürst-

lich l.ische Hofgericht zu Wien, u. in dritter an das kaiserlich-königliche Appellationsgericht zu Innsbruck. Die Geistlichkeit gehört dem Kirchensprengel des Bischofs von Chur an. Der gegenwärtige Fürst, Alois Joseph, geboren 26. Mai 1796, der seinem Vater, dem Fürsten Johann Joseph, in der Regierung folgte den 20. April 1836, bezieht aus dem Ländchen, mit Einschluß der Domänen, 22,000 fl. Einkünfte, besitzt im Plenum der deutschen Bundesversammlung eine eigene Stimme u. hat in der engeren Versammlung Theil an der 16. Das Bundescontingent beträgt 55 Mann, die im Vereine mit den Hohenzollen'schen Truppen ein leichtes Bataillon bilden, zur Reserve-Infanteriedivision gehören u. im Kriege zur Besatzung der Bundesfestung Landau bestimmt sind. — Außer diesem Fürstenthume hat das Haus L. noch ansehnliche standesherrliche Besitzungen u. Lehen in dem Erzherzogthume Oesterreich, in Mähren, Schlesien, Böhmen, Ungarn u. Steyermark, die zusammen ein Areal von 104 □ M. mit 600,000 Einwohnern u. 1,500,000 fl. Einkünften bilden, von denen wir, als die größten derselben, die Herzogthümer Troppau u. Jägerndorf und das Fürstenthum Nikolsburg hervorheben. Auch die Secundogenitur des l.ischen Hauses, die sogenannte Karl'sche Linie, besitzt ansehnliche Güter mit 60,000 Einwohnern u. 300,000 fl. Einkünften. — Der Name L. ist schon sehr alten Ursprungs u. die Träger desselben haben sich besonders in der Geschichte des Hauses Habsburg ausgezeichnet. Schon 1206 wird ihres Namens Erwähnung gethan. 1585 theilte sich das Haus mit den Söhnen Hartmanns IV., Karl u. Gundakar, in die Karl'sche u. Gundakar'sche Linie, von welcher die erste 1614 u. die zweite 1623 in den Fürstenstand erhoben wurde. Die Karlsche Linie, deren Stifter zur katholischen Kirche zurückgekehrt war und von Kaiser Matthias 1614 das Herzogthum Troppau, von Ferdinand II. 1623 das Herzogthum Jägerndorf erhalten u. 1699 u. 1708 durch Kauf von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbare Herrschaft Vaduz u. Grafschaft Schellenberg erworben hatte, starb mit Karls Enkel, Johann Adam, 1712 aus, worauf sämmtliche Besitzungen des Hauses an die Gundakar'sche Linie übergingen, deren Haupt Anton Florian für das aus Vaduz u. Schellenberg gebildete Fürstenthum L. in den unmittelbaren Reichsfürstenstand erhoben wurde. 1772 stifteten die Nachkommen dieser Linie, die Fürsten Franz Joseph und Karl Borromäus, die beiden noch jetzt blühenden Linien, von denen die erstere im Besitze des Fürstenthums L. und der meisten anderen Güter des Hauses ist, der zweiten das obengenannte Karlsche Majorat gehört. Unter den ausgezeichneten Männern des l.ischen Stammes nennen wir: 1) den 1696 geborenen Fürsten Joseph Wenzel, österreichischen Feldmarschall u. Generaldirector der Artillerie, der sich im Kriege gegen die Türken, spanischen u. österreichischen Erbfolgekriege auszeichnete und von 1746 sich, bis zu seinem 1773 erfolgten Tode, ganz der Verbesserung des österreichischen Artilleriewesens, um welches er sich große Verdienste erwarb, widmete. — 2) Den Fürsten Karl Joseph, einen Neffen des Vorigen, und wie dieser kaiserlich-königlicher Feldmarschall, welcher sich im bayerischen Erbfolgekriege und dem Türkenkriege unter Kaiser Joseph berühmt machte u. endlich 3) den Fürsten Johann Joseph, einen der ausgezeichnetsten Cavalerie-Generale der Neuzeit, der für Oesterreich in 132 Schlachten u. Gefechten gekämpft hatte. Er starb im April des Jahres 1836. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Alois Joseph, welcher, mit Franziska Paula, geborenen Gräfin Kinsky vermählt, mit derselben 7 Töchter u. einen Sohn, den Erbprinzen Johann Franz, geboren 5. Oct. 1840, gezeugt hat. Ow.

Lied, das, der lebendig poetische Ausdruck einer bestimmten, in sich abgeschlossenen Gemüthsstimmung, oder auch Gefühlsbewegung, ursprünglich zum Singen eingerichtet. Nach Verschiedenheit der dichterischen Gemüthsstimmung sind die L.er ebenfalls verschieden: heiter, ernst, wehmüthig, religiös u. s. w. Das L. ist die einfachste Form der lyrischen Poesie u. fordert darum auch einfache In-

nigkeit im Gefühlsausdruck u. eine gefällige, ungezierte, dem Gefühle angemessene Sprache, weßhalb denn die leichtesten Sylbenmaße für die L.er-Poesie die passendsten sind. Wie nach Inhalt u. Form, ist das L. auch nach seiner Bestimmung verschieden benannt. Das Kirchen-L. (s. d.), in klarer, einfach würdiger Form, eine religiöse Empfindung enthaltend, gehört dem Gottesdienste an u. heißt vorzugsweise L.; andere L.er, Volks-, Kriegs-, Trink-L.er rc. sind weltlichen Gegenständen gewidmet, u. hierher gehören auch die Balladen u. Romanzen u., als die kleinsten Formen, das Rondeau, Madrigal u. Ritornell (s. dd). Zu den ältesten deutschen L.ern aber zählt man die L.er der Minne- u. der Meistersänger. Die Deutschen haben mehre ausgezeichnete L.er-Dichter u. L.er-Componisten. Unter jenen hat Uhland (s. d.) das L. in seiner wahren Einfalt u. ächt deutschen Tiefe u. Innigkeit wiedergegeben; unter diesen wird Schulze als Meister in der Composition der Volks-L.er u. Karl Maria von Weber als derjenige genannt, der bis jetzt das Vollendetste im L.e geleistet hat. Ob der tüchtige Behrens in Braunschweig ihn erreichen wird, ist abzuwarten. Unübertroffen bis jetzt hält man die Kriegs-L. von Gleim.

Liederspiel, eine Art der Schauspiels mit Gesang, der aber bloß aus L.ern besteht, die bereits bekannt sind, oder vom Componisten nur eine neue Gestaltung empfangen haben. Daß hier die Instrumentalbegleitung einfach seyn muß, liegt in der Natur des Liedes (s. d.). Die L.e sind Nichts weiter, als eine Nachahmung der französischen Vaudeville (s. d.) u. der erste Versuch zu ihrer Einführung in Deutschland wurde von Reichardt in Berlin mit dem Spiele „Liebe u. Treue," welchem zwei andere folgten, „Juchhei" u. „Kunst u. Liebe" gemacht. Mit Unrecht schreibt daher Holtei sich die Einführung des L.s in Deutschland zu. Als Erfinder der Liederoper in England gilt Hay.

Liedertafel, Liederkranz, heißt ein Verein, in welchem Singstücke und vier- oder mehrstimmige Lieder, ohne Musikbegleitung, vorgetragen werden. Der erste Verein dieser Art wurde von Zelter 1809 in Berlin gestiftet. Später entstanden in vielen anderen Haupt- u. Provinzialstädten L.n in größerer Ausdehnung u. Bedeutung, so daß in neuester Zeit hier gleichsam ein musischer Wettstreit veranlaßt u. ausgeführt wurde. Namentlich erließ 1841 die L. zu Brüssel an inländische u. ausländische dergleichen Gesangvereine Einladungen zu einem sogenannten Wettsingen, an welchem 22 belgische Vereine u. die L. mit der Concordia von Aachen Theil nahmen. Die Aachener L., deren erstes Lied schon mit allgemeinem Jubel begleitet wurde, erhielt später auch einstimmig den Preis, bestehend in einer großen goldenen Medaille, u. der Concordia wurde ein Accessit zuerkannt. In die Hände der L. von Ulm legten die letzten Meistersänger ihre noch vorhandenen Gesangs-Reliquien u. die Fahne, welche bei feierlichen Aufzügen vorgetragen wird. Die Einrichtung der L.n selbst übt auch auf die Bildung der mittleren u. unteren Volksclassen einen ersprießlichen Einfluß, in welcher Beziehung sich der deutsche Musiker Mainzer in Paris ein entschiedenes Verdienst erworben hat, indem er Handwerker in Gesangschulen vereinigte u. denselben unentgeltlichen Unterricht ertheilte. Eine Frage anderer Art ist aber die: „ob das obenerwähnte Wettsingen fruchtbringend seyn möchte?" Unter den Gründen, die dagegen sprechen, ist der einer kostspieligen Zeitzersplitterung durch Hin- und Herreisen nicht der unbedeutendste, zumal man selbst auf diesem Wege nie dahin gelangen wird, eine Aehnlichkeit mit jenen griechischen Nationalspielen zu erreichen, in welchen musische Wettkämpfe Statt fanden, die auch ganz irriger Weise von Einigen mit unseren heutigen großen Musikfesten (s. d.) in Parallele gestellt werden.

Liefland oder Liefland ist der Name eines in den Ostseeprovinzen gelegenen Gouvernements des russischen Reiches, das früher ein selbstständiges Herzogthum bildete, u. auf 826 □ Meilen 762,300 Einwohner zählt. Seine Gränzen sind: im Norden das Gouvernement Esthland, im Osten der Peipussee, die Gouvernements Pskow u. Witebsk, im Süden Kurland u. im Westen die Ost-

see. Das Land ist, wenige, bis 1100′ ansteigende Erhebungen, z. B. den Eierberg im Kreise Wenden, ausgenommen, größtentheils flach wird von der Düna, liefländischen Aa und Pernau bewässert. Der Wirzerw- sowie ein Theil des Peipussees, befinde sich in demselben. L. ist eines der bestangebauten Gouvernements des ganzen russischen Reiches, u. Landbau, sowie Schafzucht blühen in ihm. Auch der Handel ist, besonders von Riga, der zweitgrößten Handelsstadt Rußlands an der Ostsee, aus, nicht unbedeutend. In administrativer Beziehung zerfällt L. in 5 Kreise. Riga, Wenden, Dorpat, Pernau u. die Insel Oesel mit der Hauptstandt Arensburg; im Ganzen zählt es 11 Städte: Riga mit seinem festen Hafen Dünamünde (s. d.), Schlock, Wenden, Wolmar, Lemsal, Fellin, Walk, Werro, Pernau, Dorpat u. Arensburg. Die Bewohner scheiden sich streng in die Eigenthümer des Landes, den größtentheils deutschen Adel u. die freien Städtebewohner, welche ebenfalls germanischen Ursprungs sind, u. die zwar nicht mehr leibeigenen, aber doch noch mit Frohnen hart belasteten Landbewohner, die Letten u. Esthen (s. d.), von welchen erstere den südlichen u. westlichen, letztere den östlichen u. nördlichen Theil des Gouvernements bewohnen; außerdem findet sich auch noch eine kleine Anzahl der ursprünglichen Bevölkerung, ungefähr 2000 Liefen, in demselben vor. Der größte Theil der Bewohner bekennt sich zur protestantischen Religion, doch gibt es auch, jedoch nur wenige, Katholiken. Die griechische Kirche dagegen, welche noch vor einigen Jahren bloß in Städten ansäßige Russen zu Anhängern zählte, gewinnt seit einiger Zeit unter dem Landesvolk, dem dafür mancherlei Freiheiten gewährt werden, zahlreiche Proselyten. — Trotz des im Allgemeinen einförmigen Charakters, welchen die Gegend L.s zeigt, gibt es doch auch einige pittoreske Stellen, wozu die, aus den Zeiten der Schwertritter noch bestehenden, Burgruinen Vieles beitragen. Der Kreis Wenden, in welchem die meisten sich vorfinden, wird deßhalb von den Eingeborenen die liefländische Schweiz genannt u. das Aathal mit der Gutmannshöhle, die auf alten Ruinen neuerbauten Burgen von Segewold, Kremon u. Treiden, gewähren einen herrlichen Anblick. — Dem übrigen Europa wurde L. erstmals durch von Bremen kommende Kaufleute der Hansa bekannt, die 1158 auf ihrer Fahrt nach Gothland an diese Küste verschlagen wurden. Bald darauf machte ein Augustinermönch, Meinhard, den von glücklichem Erfolge belohnten Versuch, die heidnischen Einwohner zum Christenthume zu bekehren u. 1200 gründete Bischof Albrecht Riga. Die Schwertritter, welche von demselben ins Land gerufen wurden, unterwarfen sich bald, in Gemeinschaft mit den mit ihnen verbundenen Deutschordensrittern, ganz L. nebst dessen angränzenden Ländern u. behaupteten es noch lange Zeit gegen die Angriffe der Russen u. Polen, bis endlich Iwan Wasiljewitsch die Macht des Ordens, der darauf L. von Polen zu Lehen nehmen mußte, brach. Nach dem Absterben des letzten Heermeisters des Schwertordens, Gotthart Kettler, der schon als selbstständiger Herzog regiert hatte, machten Rußland, Schweden u. Polen Ansprüche auf das Land, welches in dem Frieden zu Oliva definitiv an Schweden fiel. Bei dieser Krone blieb es, bis Ulrike Eleonore, in Folge des unglücklich geführten Kampfes ihres Bruders, Karls XII., es in dem Frieden zu Nystadt 1721 nebst den andern Ostseeprovinzen an den Czar Peter I. von Rußland abtreten mußte. Ow.

Liegnitz, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes und Kreises im preußischen Schlesien, unfern der Vereinigung der Katzbach und des Schwarzwassers, in einer fruchtbaren Ebene. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die katholische Kirche St. Johann mit zwei Thürmen u. einer Gruftkapelle, welche über den Gräbern der alten Herzoge von L. u. Brieg erbaut ist; die protestantische Kirche St. Peter u. Paul, reich an Werken altdeutscher Kunst, mit einer werthvollen Bücher- u. Handschriftensammlung; die königliche Burg nächst dem Glogauer Thore, von Wall u. Graben umgeben, jetzt der Sitz der Regierungsbehörden; die prachtvolle Ritterakademie, gegründet 1708 von Kaiser Joseph I. zur Aufnahme u. Bildung des jungen schlesischen Adels; das Rathhaus, welches in

seinen Räumen auch ein Theater u. Zeughaus umschließt. Bildungs- u. Wohlthätigkeitsanstalten: Gymnasium, die oben erwähnte Ritterakademie, welche seit 1810 zu einer Erziehungs- und Lehranstalt überhaupt, mit Vorbehalt der Rechte des schlesischen Adels auf etwa 30 Stellen umgeschaffen ist, Bibelgesellschaft, Waisenhaus, Armen- u. Krankenhaus. L. zählt über 10,000 Einwohner. Fabriken in Tuch, Leder, Tabak, amerikanische Mahlmühle, Eisenbahn mit Bahnhof, starker Gemüsebau. Die Spaziergänge u. Gärten um die Stadt, welche an die Stelle der 1758 abgetragenen Festungswerke traten, sind sehr anmuthig. Die schöne Umgegend heißt „der Garten von Schlesien." — Das ehemalige Fürstenthum L. wurde 1164 gegründet und hatte Herzoge aus dem Piastischen Stamme, welche 1675 mit Georg Wilhelm, einem 15jährigen Knaben, ausstarben, worauf der Kaiser die diesem Hause zugehörenden Fürstenthümer L., Brieg u. Wohlau einzog. Die Ansprüche Brandenburgs auf die verwaisten Fürstenthümer wurden zurückgewiesen, bis sich Friedrich II. 1757 mit Gewalt der Waffen in Besitz setzte. Gegenwärtig führt die zweite Gemahlin (morganatischer Ehe) des letztverstorbenen Königs von Preußen, Auguste, eine geborne Gräfin von Harrach, den Namen „Fürstin von L." In der Nähe von L. finden sich vier denkwürdige Schlachtfelder. Am 9. April 1241 erlitten bei Wahlstadt die schlesischen Herzoge durch die Tataren, welche mit zwei ungeheuren Heerhaufen aus Ungarn u. Polen in das Land eingebrochen waren, eine furchtbare Niederlage. Die wilden Horden belagerten hierauf das Schloß zu L., ohne es jedoch einnehmen zu können. Den 13. Mai 1634 siegten vor dem Goldberger Thore die Sachsen unter Arnheim über die Kaiserlichen unter Colloredo. Den 15. August 1760 schlug Friedrich II. vor dem Glogauer Thore die Oesterreicher. Am 26. August 1813 endlich wurden eine Meile von L. die Franzosen von Blücher auf's Haupt geschlagen (siehe Schlacht an der Katzbach). mD.

Lienz, im Pusterthalerkreise Tyrols, am Einflusse der Isel in die Drau, Gränzstadt gegen Kärnthen, in einem weiten, herrlichen Thalkessel unterhalb der Lienzer Klause liegend. Pfarrkirche mit schönen Gemälden, Hauptschule, Mädchenschule im Kloster der Dominikanerinnen, Franziskanerkloster. 1900 Einwohner. Messingfabrikation, Teppichweberei u. ziemlich lebhafter Speditionshandel. Die Berge in der Umgebung sind botanisch interessant, namentlich die Kirschbaum-, Schleinitz- u. Marnevalalm. — L. entstand aus der römischen Mansion Leontium, u. es werden heute noch in der Nähe zahlreiche römische Alterthümer ausgegraben. Im Mittelalter hielten die Grafen von Görz zu L. ihren Hof und der Letzte des Hauses, Leonhard, starb hier im Jahre 1500 ohne männliche Erben, worauf Kaiser Maximilian I., in Kraft alter Verträge, das Görzische Gebiet in Besitz nahm. Das Schloß Thurm bei L. wird für den Stammherd des bekannten Grafen Mathes von Thurm, des thätigen Anschürers des dreißigjährigen Krieges, gehalten. mD.

Liepmann (Jakob), der Erfinder des Oelbilderdruckes in Berlin, Maler, erfand nach langem Studium eine Methode, Gemälde in den Farben der Originale treu durch den Druck zu vervielfältigen. Schon sein erster Versuch mit einem Rembrandt fiel so vielversprechend aus, daß der König von Preußen ihm 1839 ein Geschenk von 200 Thaler zukommen ließ, u. als er, jetzt auf Leinwand, ein höchst sauberes Portrait von Franz Mieris im Oeldrucke ausführte, nach eingeholtem Gutachten einer Prüfungscommission dem mittellosen Künstler eine lebenslängliche Pension von 500 Thalern unter der Bedingung zugestand, sein Verfahren der Oeffentlichkeit zu überlassen (1841). Man bereitet hiernach aus höchst fein zerriebenen, mit Oel getränkten Malerfarben einen bald trocknenden und festwerdenden Körper von beliebiger Dicke, der mosaikartig aus so vielen Theilen zusammengesetzt erscheint, als das wiederzugebende Bild Tinten enthält. Die Verschmelzung der Tinten kommt theils durch die Feinheit der Farben, theils durch seinen, farbenlosen Farbensand zu Stande. Das übrige Verfahren kommt mit dem Drucke überein, wobei man nur für die Glätte der

Oberfläche des Farbenkörpers und für wiederholtes Befeuchten mit Oel Sorge zu tragen hat.

Liestall oder **Liechstall**, Hauptstadt des eidgenössischen Halbcantons Basellandschaft, drei Stunden von Basel, an der Ergolz, ist klein, aber hübsch gebaut, Sitz der Regierungsbehörden u. des Obergerichts, hat ein neu erbautes Schulhaus, 2 Spitäler, 2 Armenhäuser u. 2200 Einwohner, die sich großentheils von Industrie nähren. Die Gegend um L., reich an Weinbergen, Getreidefeldern, Obstbäumen u. Wiesen, ist mit mehren schönen Landhäusern geziert. Die große Landstraße über den oberen u. unteren Hauenstein, die südlich, außerhalb des Ortes sich trennt, erregt viele Thätigkeit; auch befinden sich hier Hammerwerke, Drahtzüge, Handschuhfabriken und eine Papiermühle. Die hiesigen Jahrmärkte werden stark besucht.

Lieue, die französische Meile; dieselbe ist so festgesetzt, daß davon 25 auf einen Grad im Aequator gehen; ihre genaue Größe kann daher nur aus der Normalbestimmung, nämlich der eines Grades im Aequator, entnommen werden. Vgl. auch den Art. Meile.

Lieutenant (wörtlich: Stellvertreter), bezeichnet eine Offizierscharge, die in den verschiedenen Heeren wieder in zwei Unterabtheilungen zerfällt; nämlich in die Stelle eines Unter- und eines Ober-L.s. Der Unter-L. bekleidet von unten hinauf die erste Offiziersstelle in einer Compagnie oder Escadron, und die Formation einer Armee bestimmt, ob nur ein oder zwei Unter-L.s bei einer Compagnie oder Escadron seyn sollen. Der Ober-L. bekleidet in der Compagnie oder Escadron die, auf den Hauptmann oder Rittmeister unmittelbar folgende Stelle, hat also neben den, dem Unter-L. obliegenden Pflichten u. Leistungen, noch die besondere, den Hauptmann oder Rittmeister unmittelbar zu unterstützen u. in dessen Abwesenheit an dessen Stelle zu treten. — L. der Marine; dieser folgt im Range nach dem Fregatten-Capitaine, hat den Rang eines Hauptmanns der Landarmee, u. die älteren Schiffs-L.s bei den Franzosen haben den Rang eines Bataillonscommandanten, also eines Stabsoffiziers der Landtruppen. — L. du roi war früher der Titel des Gouverneurs einer Festung, der in derselben als Stellvertreter des Souverains den Oberbefehl führte, oder welcher in den Provinzen mit der höchsten Gewalt bekleidet war. Unter dem französischen Kaiserreiche war L. des Kaisers die ausgezeichnetste Stelle, u. da es sehr wenige solche L.s gab, der Beweis des höchsten Vertrauens auf eine Person, welche mit dieser Stelle beehrt wurde u. in derselben den Kaiser vertrat.

Liewen, eine alte Adelsfamilie in Liefland und Kurland, die sich in eine schwedische u. in eine russische Linie theilte. Erstere erhielt den Grafentitel u. letztere wurde 1826 in den russischen Fürstenstand erhoben. Wir führen daraus an: 1) Johann Heinrich, Graf von L., schwedischer General und Senator, geboren in Liefland 1670, nahm Kriegsdienste u. begleitete Karl VII. fast auf allen seinen Feldzügen. Nach der Schlacht bei Pultawa gab er sich in Konstantinopel große Mühe, einen Krieg gegen Rußland zu bewirken, ward nach Karls Rückkehr nach Schweden Generallieutenant u. erhielt die Direktion der Admiralität zu Karlskrona, wurde 1719 Senator u. starb 1733. — 2) Christoph Andreiewitsch, Fürst von L., wohnte den Friedensunterhandlungen zu Tilsit als Generallieutenant bei u. war von 1807—12 bevollmächtigter Minister zu Berlin, 1813—34 Gesandter zu London, besonders thätig für Griechenland bei dem Traktate vom 6. Juli 1827 u. bei der Trennung Belgiens von Holland, überhaupt bei den Londoner Conferenzen; er starb 1839 zu Rom. — 3) Dorothea, Fürstin von L., Tochter des Generals von Benkendorf, Wittwe des Vorigen, blieb nach dem Tode ihres Gemahls in Paris, u. dort, wie früher in Berlin u. London, waren ihre Salons die interessantesten; Guizot ist einer der eifrigsten Besucher dieses Salons, woher das Gerücht wohl kam, daß sie einander heirathen würden. Die Söhne der beiden Fürsten L. sind Adjutanten des Kaisers von Rußland.

Liga, Lige, Ligue, bedeutet im engsten Sinne eine Verbindung, eine Allianz.

Vorzugsweise aber führt, mit Umgehung der L. von Cambray u. der L. sancta, eine Verbindung der katholischen Fürsten, welche im Jahre 1538 zu Nürnberg gegen das, 1536 zu Schmalkalden geschlossene, Bündniß der protestantischen Fürsten Deutschlands abgeschlossen wurde, deßwegen den Namen der heiligen L., weil diese Verbindung zur Aufrechthaltung der katholischen Religion zu Stande kam. Als aber die protestantischen Fürsten 1608 zu Anhausen in Franken, an die Stelle des schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz an der Spitze, zur Union sich verbanden, schlossen die katholischen Fürsten Deutschlands 1610 unter einander jene L., deren Haupt Maximilian I. von Bayern war. Dieser Kurfürst u. sein Feldherr Tilly leisteten an der Spitze der liguistischen Truppen den Planen des Kaisers in dem dreißigjährigen Kriege einen solchen Vorschub, daß nur die Dazwischenkunft des Königs Gustav Adolph den Untergang der protestantischen Sache retten konnte. Eine andere, ebenfalls heilige L. genannte Verbindung, deren Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Religion u. die Ausschließung Heinrichs IV. von dem französischen Throne war, brachte Herzog Heinrich von Guise 1576 gegen Heinrich III. u. Heinrich IV. zu Stande. Diese bekämpfte die beiden Könige 18 Jahre lange; endlich aber gelang es Heinrich IV., durch seinen Rücktritt zur katholischen Kirche die Liguisten zu besänftigen, worauf die ohnehin schon uneinige L. 1595 sich unterwarf u. auflöste.

Ligatur, Unterbindung, nennt man jene chirurgische Operation, bei welcher an irgend einem Theile des Organismus ein Faden, eine Schnur 2c. angelegt, und mehr oder minder fest zusammengezogen wird. Auch wird das zur L. benützte Material selbst Ligatur oder L.-Faden 2c. genannt. — Die L. wird angewendet, um Gefäß-Kanäle zu verschließen und so Blutungen zu stillen, oder um durch den unterbrochenen Kreislauf manche Krankheiten zu heilen, oder um den unterbundenen Theilen die zuströmende Nahrung zu entziehen und sie so zum Absterben zu bringen; ferner wendet man die L. an zur Trennung fistulöser Kanäle und zur Entfernung brandiger Theile, sowie endlich zur Befestigung locker gewordener Zähne. Die L. wird bewerkstelliget aus freier Hand, oder mittelst verschiedener Instrumente, die man als L.-Nadeln, L.-Hacken, L.-Zangen, Unterbindungs-Röhren 2c. bezeichnet. E. Buchner.

Ligne, ein altes niederländisches Fürstengeschlecht, welches in Oesterreich, Galizien, Belgien und Frankreich ansässig ist, seinen Ursprung von den alten Königen von Böhmen u. den Grafen von Elsaß ableitet, mit den meisten Regentenhäusern verschwägert war, und dessen Chef schon 1468 von Herzog Karl von Burgund den Titel „Cousin" erhielt. 1449 bekam es die reichsgräfliche und 1592 (1601) die reichsfürstliche Würde. Gegenwärtig theilt es sich in drei Seitenzweige: Aremberg (s. d.), Chimay u. Barbaçon. Besonders anzuführen sind: 1) Karl Joseph, Fürst von Aremberg-L., geboren zu Brüssel 1735, trat 1752 als Fähndrich in das Regiment seines Vaters, der k. k. Feldmarschall war, u. zeichnete sich im 7jährigen Kriege, namentlich bei Leuthen, Breslau und Hochkirch aus, wo er den Rang eines Obersten erhielt. 1762 wurde er als österreichischer Gesandter nach Paris geschickt, begleitete 1770 Joseph II. als Generalmajor zur Zusammenkunft mit Friedrich II., ward bald darauf Feldmarschall-lieutenant und ging 1782, mit wichtigen Angelegenheiten beauftragt, zu Katharina II. nach Petersburg, begleitete diese nach den südlichen Provinzen Rußlands, ward später als Feldzeugmeister zu Potemkin gesendet, und wohnte im russisch-türkischen Kriege der Belagerung von Oczakow als österreichischer Commissär bei. 1789 war er bei der Belagerung von Belgrad. Nach Josephs II. Tode ward er im Hofkriegsrathe 1796 unter denen genannt, die Napoleon in Italien entgegen gestellt werden sollten. Er starb 1814 zu Wien, während der Congreß daselbst versammelt war, und gab so — dieß sind seine eigenen Worte — den Mitgliedern desselben das Schauspiel, „eine Feldmarschallsleiche sehen zu können." L. war einer der geistreichsten u. witzigsten Köpfe seiner Zeit, der beste Gesellschafter u. der liebenswürdigste Mensch. Unter seinen Schriften nennen wir: „Mélanges

milit., littér. et sentimentaires" (34 Bde., Wien 1795—1811); „Oeuvres posthumes" (6 Bde., 1817); „Philosophie du catholicisme" (Berlin 1816); „Mémoires et Mélanges etc." (4 Bde., Paris 1828—29); „Lettres" (Wien 1812); „Lettres et Pensées" (2 Bde., Paris 1809). — 2) L., Karl, Fürst von, k. k. General, Sohn des Vorigen, verband von Jugend auf Liebe zu den Wissenschaften mit der Neigung zu den Waffen u. zeichnete sich bei der Eroberung von Ismailow, im Kriege gegen die Türken, unter Potemkin ruhmvoll aus. An der Empörung der Brabanter gegen den Kaiser Joseph II. war er nicht ohne Antheil, diente aber bald wieder dem österreichischen Hause mit Treue u. Eifer. Er zeichnete sich gegen die Franzosen 1792 aus, wurde aber am 14. September dieses Jahres beim Angriffe einer Redoute getödtet. — 3) Eugen Lamoral, Fürst von L. u. Herzog von Aremberg, Prinz von Amblise u. Epinoy, Grand von Spanien, Großseneschall von Hennegau, Connetable u. Bannerträger, gegenwärtiges Haupt der Familie, succedirte seinem Großvater L. 1) 1814. Im Jahre 1830 wurde er für die Belgische Krone vorgeschlagen, wohnte 1838 der Krönung der Königin Viktoria von Großbritannien als königl. belgischer Gesandter bei u. wurde später belgischer Gesandter am königlich niederländischen Hofe.

Ligny, ein in der belgischen Provinz Hennegau, 4 Meilen nordöstlich von Charleroi gelegenes Dorf, von dem die, den 16. Juni 1815 zwischen den Preußen unter Blücher und den Franzosen unter Napoleon gelieferte, Schlacht den Namen führt. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba hatten alle coalirten Mächte ihm aufs Neue den Krieg erklärt; die meisten derselben hatten jedoch nur erst mit wenigen Streitkräften die Gränzen Frankreichs überschritten; aber im Nordosten war der allzeit thätige Blücher mit den Preußen schon bis an die Sambre vorgerückt u. hatte sich durch sein erstes Armeecorps unter General Ziethen der Uebergänge über diesen Fluß in u. um Charleroi bemächtigen lassen, damit er bei weiterem Vorrücken sich mit den, bis jetzt noch bei Brüssel stehenden, Truppen der englischen, hannöverischen u. braunschweigischen Armee unter Wellington vereinigen könnte. Gegen diese seine nächsten und gefährlichsten Feinde, die bis jetzt noch, der schwierigen Verpflegung wegen, in ausgedehnten Cantonirungsquartieren standen und deßhalb leicht noch vor ihrer Vereinigung zu überraschen waren, beschloß Napoleon sich zu wenden. Er zog seine Truppen in aller Stille zusammen, und nöthigte den General Ziethen, den 15. Juni, mit starkem Verluste die Sambreübergänge preiszugeben, und sich gegen Fleurus auf Blücher zurückzuziehen, welcher, auf die erste Nachricht von dem Anrücken Napoleons, sein Hauptquartier von Namur nach Sombref verlegt hatte, bei welchem Orte auch bald darauf die, schnell aus ihren Quartieren aufgebrochenen, beiden preußischen Armeecorps unter Pirch u. Thielemann eintrafen. Blücher konnte sich nun, sobald er sich Napoleon, der ihm, weil auf das 4. Armeekorps unter Bülow wegen zu großer Entfernung nicht gerechnet werden konnte, numerisch überlegen war, nicht gewachsen glaubte, entweder gegen Namur auf seiner Operationslinie zurückziehen, oder sich gegen Brüssel wenden und sich dort, als weiter rückwärts, mit Wellingtons Armee vereinigen. Wenn er die Schlacht annahm, so mußte er auch bestimmt auf die Mitwirkung der Engländer, die zwar noch in den Cantonirungsquartieren, aber doch nicht zu entfernt, bei Quatrebras standen, rechnen können. Diese Mitwirkung versprach ihm auch Wellington, der den 16. zu ihm herbeigeritten war, um den Operationsentwurf zu besprechen, mit der Bemerkung, daß er wenigstens bis Abends 6 Uhr auf 20,000 Mann rechnen könne, mit welchen er die Armee Blüchers auf ihrem rechten Flügel unterstützen und Napoleon eine Diversion in Flanken und Rücken machen werde. Diese Unterstützung während der Schlacht zu hindern, war eine Hauptabsicht Napoleons. Er schickte deßhalb von Chaleroi aus, wo er den 15. übernachtet hatte, den Marschall Ney auf der Straße gegen Brüssel über Quatrebras mit dem 1. und 2. Corps Reille und Erlon und der Gardecavallerie, 40,000 Mann stark, ab, mit dem bestimmten Befehle, den Straßenknoten Qua-

trebas zu nehmen und zu behaupten, und dadurch die englische Armee an ihrer Vereinigung, und also noch vielmehr an einer Entsendung zu hindern (s. Quatrebras). Er selbst wollte unterdessen Blücher, wo möglich durch Umgehung, von dessen rechtem Flügel auf der Straße nach Namur zurück, und also von der Vereinigung mit Wellington abdrängen. Die Preußen hatten zur Schlacht folgende Stellung genommen: Ziethen, 28,000 Mann stark, bildete den rechten Flügel zwischen Bry und L. und hatte die beiden vorliegenden Dörfer St. Amand mit 3 Bataillons u. der Brigade Steinmetz, als Unterstützung, sowie L. besetzt; Pirch mit dem 2. Armeecorps, 32,000 Mann, stand hinter dem ersten, als Reserve; Thielemann mit dem 3. Corps, 25,000 Mann, bildete den linken Flügel zwischen Sombref und Botry, hatte aber die Dörfer Balatre, Tongrinne und Tongrinelle stark besetzt. Sämmtliche Dörfer waren zur Vertheidigung eingerichtet u. gehörig mit Truppen versehen. Das wellenförmige Terrain bot gute Gelegenheit zur verdeckten Aufstellung und Formation der Truppen, welchen jedoch das hohe Getreide bei der Entwickelung und dem Marsche hinderlich war. Der Lignybach floß entlang der preußischen Stellung und bot, seiner bruchigen Umfassung wegen, dem Angreifer manche Hindernisse. Die Stellung Blüchers war gut gewählt; doch bot sein bei St. Amand und Bry in der Luft stehender rechter Flügel dem Angreifer manche Vortheile, welche Napoleon zu benützen beschloß. Um 2 Uhr Nachmittags entwickelten sich seine Colonnen aus dem Walde von Fleurus; um 3 Uhr begann die Schlacht. Vandamme auf dem linken Flügel sollte, im Vereine mit der weiter links marschirenden Division Gérard des 1. Armeecorps, St. Amand angreifen und umgehen, Gérard im Centrum L. stürmen und dadurch Entsendungen der Preußen gegen ihren bedrohten rechten Flügel hindern; Grouchy mit dem 1. und 2. Cavaleriecorps den linken Flügel der Preußen beschäftigen. Um 3 Uhr begann der Kampf; die preußischen Batterien vermochten die Sturmcolonnen der Franzosen nicht aufzuhalten, und St. Amand wurde nach hartnäckigem Widerstande von denselben genommen; auch L. ging zur Hälfte verloren. Blücher befahl der Brigade Steinmetz, unterstützt von der Brigade Pirchs, das Dorf wieder zu nehmen, was zwar anfänglich gelang, bald aber wieder aufgegeben werden mußte; schon 2 Stunden dauerten diese Dorfgefechte und noch war keine Entscheidung erzielt. Um diese herbeizuführen, hatte Napoleon Ney beauftragt, von Quatrebras aus den Grafen Erlon mit 20,000 Mann in die Flanke und Rücken der Preußen zu entsenden, wodurch sie zum Rückzuge auf Namur genöthigt worden wären. Erlon war auch schon bis in die Nähe des Schlachtfeldes nach Wagnele gekommen, hatte aber auf Ney's Befehl, der ihn für sich selbst nöthiger glaubte, wieder umkehren müssen. Durch diese Bewegung, die auch den Preußen nicht verborgen geblieben, war Blücher auf die gefahrvolle Stellung seines rechten Flügels aufmerksam gemacht worden. Um demselben zu Hülfe zu eilen, und um, wenn Wellington vorrücken würde, ihm die Hand bieten zu können, entschloß er sich, alle seine noch verfügbaren Reserven von der Mitte abzuziehen, auf den rechten Flügel nach St. Amand zu werfen, dieses Dorf wieder zu nehmen, und von hier aus über Wagnele in der Flanke der Franzosen vorzudringen. Blücher selbst leitete diesen Angriff, der aber von der jungen Garde Napoleons abgeschlagen wurde. Während dieses Kampfes (es war 7 Uhr Abends), benützte Napoleon, der seine Reserven noch intakt erhalten hatte, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, das geschwächte preußische Centrum zu durchbrechen. 8 Bataillone der Garde, 20 Schwadronen Kürassiere u. hinter ihnen 48 Stücke reitender Artillerie gingen auf dasselbe los u. durchbrachen es, Alles vor sich niederwerfend. Eine, aus Anlaß eines Gewitters momentan eingetretene, Dunkelheit begünstigte den Angriff, dem die Preußen nicht hatten Stand halten können. Da kam Fürst Blücher, sobald er die Niederlage seines Centrums erfuhr, von St. Amand herbeigeeilt und suchte durch Cavaleriecangriffe seiner Bedeckung, eines Uhlanenregimentes, das Gefecht wieder herzustellen. Allein seine Attaquen mißlangen und steigerten

nur die Verwirrung. Das Pferd des alten Helden wurde von einer Kugel getroffen. Er lag betäubt unter demselben. Nur die eingetretene Dunkelheit — es war 9 Uhr geworden — hinderte die verfolgenden französischen Kürassiere, den Feldherrn zu erkennen. Sein treuer Adjutant, Major Graf Nostiz, schützte ihn, bis die wieder gesammelten preußischen Uhlanen, bei einem neuen Angriffe, den ermatteten Greis unter dem Pferde hervorgezogen und in Sicherheit brachten. Der Rückzug mußte in 2 Colonnen, über Tilly u. Gembloux auf Wavre angetreten werden. Erst um 10 Uhr endete das Getümmel der Fechtenden. Die Franzosen, von den der Schlacht vorangegangenen Gefechten ermüdet, richteten ihre Bivouaks auf dem Schlachtfelde ein und dachten nicht an Verfolgung. Der Verlust der Preußen überwog den der Franzosen. 21 Kanonen fielen in die Hände der Sieger. Ow.

Ligue, s. Liga.

Liguori, Alphons Maria, der Heilige, Stifter der Versammlung des allerheiligsten Erlösers, war den 27. September 1696 in einer Vorstadt Neapels von vornehmen u. frommen Eltern geboren. Er erhielt nebst seinen übrigen Geschwistern schon in früher Jugend von seiner Mutter Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums, der später von einem höchst gottesfürchtigen Ordensgeistlichen fortgesetzt wurde. Als L. 10 Jahre alt war, wurde er in eine religiöse Bruderschaft aufgenommen, deren es, wie in Deutschland für Erwachsene, so in Italien für die Jugend gibt, und zeichnete sich unter seinen Gefährten in jeder Beziehung aus. Bei seinen hervorragenden Talenten und ausgezeichnetem Fleiße machte er glänzende Fortschritte in den Studien, und als er kaum 17 Jahre alt war, ward er schon zum Doktor der Rechte ernannt. Alphons entwickelte jetzt die großen Gaben, die Gott ihm geschenkt hatte; man bewunderte den Scharfsinn, mit dem er die schwierigsten Fälle entschied, seine Rednergabe u. die Leutseligkeit, mit der er Alle zu behandeln wußte, die sich an ihn wandten. — Aber vor Allem setzte sein frommer Lebenswandel Jedermann in Erstaunen; mit der größten Sorgfalt wachte er über seine Sinne; täglich betete er stundenlange in einer Kirche vor dem allerheiligsten Altarssakramente, u. das mit solcher Andacht, daß mehre Personen schon durch seinen bloßen Anblick zur Tugend angeeifert wurden. So geschah es denn auch, daß, als sein Vater ihm einen Galeerensklaven, welcher noch Heide war, zur Bedienung übergab, dieser durch das erbauliche Leben seines jungen Gebieters so tief gerührt ward, daß er die heilige Taufe verlangte. Der Vater unseres Heiligen machte große Plane für das zeitliche Wohlergehen seines Sohnes und glaubte bereits am Ziele seiner Wünsche zu seyn, als plötzlich eine unerwartete Begebenheit alle diese Plane zerstörte. Alphons wohnte in seinem 20. Jahre mit seinem Vater, wie gewöhnlich, den geistlichen Uebungen bei, die ein Missionär in Neapel hielt; er ward tief durch die Betrachtung der ewigen Wahrheit gerührt; man fand ihn ernster und eifriger im Dienste Gottes, als vorher. — Bald darauf mußte Alphons öffentlich einen Prozeß von großer Wichtigkeit vertheidigen; er glaubte seines Sieges gewiß zu seyn, man rief ihm schon von allen Seiten Beifall zu, als ihn sein Gegner auf ein einziges Wort aufmerksam machte, das er in den Prozeßakten übersehen hatte. Dieß änderte die Sache ganz und gar u. Alphons erkannte sogleich, daß jetzt das Unrecht auf seiner Seite war. Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieser Unfall auf ihn machen mußte, nachdem er mit dem größten Fleiße u. ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Vertheidigung übernommen hatte; er ward vor Schreck todtenbleich u. verließ den Saal mit den Worten: „O trügerische Welt, jetzt kenne ich dich!" Zu Hause schloß er sich in seinem Zimmer ein und entsagte auf mehre Tage allem Umgange mit den Menschen. Gott bediente sich dieser Begebenheit, um Alphons zum geistlichen Stande zu berufen. Es ist in Italien Sitte, daß fromme, selbst vornehme, junge Leute von Zeit zu Zeit die Kranken in den Hospitälern bedienen. Alphons begab sich, wie er dieß oft zu thun pflegte, ins Krankenhaus der Unheilbaren, um einigen Trost

in Verpflegung derselben zu finden. Kaum war er da angekommen, so schien es ihm, als ob das Zimmer, worin er sich befand, in Flammen stünde, und er vernahm eine Stimme, die ihm zurief: „Was machst du noch in der Welt?" Da erkannte er deutlich, daß Gott ihn zum Priesterstande berufen habe, und er erwiederte, wie der heilige Paulus bei seiner Bekehrung: „Herr, was verlangst Du von mir?" Gleich darauf begab er sich in die nächste Kirche, wo er vor dem hochwürdigsten Gute, das gerade ausgesetzt war, sich ganz Gott schenkte und zum Zeichen seinen Degen an einen Altar der Mutter Gottes aufhing. Sein Beichtvater ermunterte ihn, dem so sichtbaren Rufe Gottes zu folgen. Ein furchtbarer Widerstand erwartete aber jetzt Alphonsen von Seiten seines Vaters, der alle Mittel anwandte, seinen Sohn von seinem Vorhaben abzuwenden; aber Alphons ließ sich durch Nichts abbringen, nahm in seinem 20. Jahre das geistliche Kleid u. empfing ein Jahr darauf die niederen Weihen. Jetzt widmete er alle seine Zeit den geistlichen Uebungen, den Studien u. dem Dienste des Nächsten. Er verrichtete in der Kirche die niedrigsten Dienste, unterrichtete die kleinen Kinder im Katechismus, verfaßte geistliche Lieder fürs Volk und machte im Studium der Theologie so große Fortschritte, daß sein Lehrer schon damals voraussah, daß Alphons einst einer der größten Gelehrten seiner Zeit seyn werde. Um als Priester mit desto größerem Segen wirken zu können, trat Alphons in eine Versammlung von Geistlichen zur Verbreitung des Glaubens, die in Neapel und in der Umgegend Missionen hielten, und fing, nachdem er zum Diakon geweiht war, sogleich an zu predigen. Alphons machte auf der Kanzel einen so tiefen Eindruck, daß das Volk ihn allenthalben hören wollte; er glaubte diesem Verlangen folgen zu müssen, strengte sich aber so sehr an, daß er gefährlich krank ward u. nur durch ein Wunder die Gesundheit wieder erlangte. Als Alphonsus 30 Jahre alt war, ward er Priester u. zugleich ein wahrer Apostel Neapels. Er predigte mit solchem Erfolge, daß man bald in der verdorbenen Hauptstadt eine große Aenderung in den Sitten wahrnahm. Ja, sogar der Geistlichkeit von Neapel mußte er schon damals, auf Befehl des Erzbischofs, die geistlichen Exercitien ertheilen. Sein Vater trat eines Tages in eine Kirche, in der Alphonsus predigte, u. ward so ergriffen, daß er laut ausrief: „Durch meinen Sohn habe ich erst Gott kennen gelernt." Gott wollte Alphonsens Predigt selbst durch ein Wunder bekräftigen. Apulien ward durch ein heftiges Erdbeben verheert. Die Bischöfe der Gegend beriefen mehre Missionäre, unter anderen Alphons. Als dieser eines Tages in der kleinen Stadt Foggia predigte, sah das Volk, welches in der Kirche versammelt war, wie plötzlich, aus einem wunderthätigen Mutter-Gottes-Bilde, das auf dem Hochaltare stand, ein Lichtstrahl auf Alphons fiel; man schrie von allen Seiten: „Ein Wunder, ein Wunder!" Sehr verhärtete Sünder bekannten jetzt ihre Missethaten und bekehrten sich. Hier erwachte in ihm der Wunsch, dem armen verlassenen Landvolke, das oft aus Mangel an geistlicher Hülfe in Unwissenheit und Sittenlosigkeit dahinlebte, zu helfen, und Gott zögerte nicht, ihm seinen Willen deutlicher zu erkennen zu geben. Alphonsus gab in Scala den Klosterfrauen des allerheiligsten Erlösers geistliche Uebungen; unter denselben befand sich eine sehr fromme Jungfrau, Maria Cölestina Castarosa, die Alphons in ihren Gewissensangelegenheiten um Rath fragte. Mitten im Gespräche rief sie aus: „Alphons, Gott will, daß Sie nicht länger in Neapel bleiben; Er will durch Sie eine Versammlung von Priestern gründen, die dem verlassenen Landvolke mit geistlicher Hülfe beistehen werden." Alphons war erstaunt über das, was die Klosterfrau ihm sagte, denn kurz vorher hatte er aus eigener Erfahrung erkannt, daß eine solche Versammlung beinahe nothwendig sei. Ohne allzu großen Werth auf den Ausspruch Cölestinens zu legen, glaubte er dennoch, ihn nicht ohne Weiteres verwerfen zu dürfen, da er wußte, daß Gott sich oft ähnlicher Mittel bedient hatte; er wandte alle Mittel an, sich zu versichern, ob das, was ihm die Klosterfrau gesagt hatte, auch wirklich von Gott komme; er betete mehr als sonst, übte Bußwerke und

befragte fromme und gelehrte Bischöfe der Gegend um Rath. Alle billigten sein Vorhaben, und als er nach Neapel zurückgekehrt war, fand er nicht nur seinen Beichtvater, sondern auch viele andere fromme und gelehrte Personen, die ihn darin bestärkten. Andere aber verspotteten Alphonsens Plane und nannten ihn einen Schwärmer, der ein Werk unternehmen wolle, das weit seine Kräfte übersteige. Alphons ertrug Alles mit Geduld u. betete nur desto eifriger. Es lebte damals in Neapel ein Dominikaner, Ludwig Fiorillo, der im Rufe der Heiligkeit stand. Alphons Gegner, die denselben auf ihrer Seite zu haben meinten, wollten, daß er diesen frommen Mann um Rath frage. Alphons begab sich zu ihm; der Dominikaner, obgleich er ihn früher nicht gekannt, rief, nachdem er seinen Namen erfahren hatte, mit Begeisterung aus: „Gott hat große Dinge mit Ihnen vor. Er will, daß Sie ihm ganz angehören!“ Einige Tage darauf, als Alphons ihn zum zweiten Male um Rath fragte, erwiederte er: „Das Werk, das Sie unternehmen wollen, ist von Gott; Sie werden Viel zu leiden haben, aber vertrauen Sie nur fest auf den Herrn.“ Die Gegner Alphonsens fuhren indeß fort, seinen Plan zu tadeln; da bat Alphons den heiligen Mann, er möchte doch schriftlich sein Unternehmen gut heißen. Fiorillo that es, und brachte dadurch viele Gegner Alphonsens zum Schweigen. Die Geistlichen, mit denen Alphons bis dahin gelebt hatte, wollten ihn jetzt schimpflich aus ihrer Mitte stoßen, denn sie und sein Vater widersetzten sich fortwährend seinem Plane. Letzterer hielt eines Tages Alphons 3 Stunden lange in seinen Armen; er weinte, bat und flehte, er möge doch nicht seinen alten Vater verlassen. Alphons mußte sich mit Gewalt losreißen und gestand später, daß dieß einer der schmerzlichsten Augenblicke seines Lebens gewesen sei. Er hatte nunmehr alle Hindernisse besiegt und war voll Muth, die größten Dinge für die Ehre Gottes zu unternehmen. Im November 1732 bezog er mit 13 Gefährten ein kleines Häuschen, das ihnen der Bischof in Scala eingeräumt hatte. Das größte Zimmer ward zur Kapelle eingerichtet; am 9. November 1732 sang man ein feierliches Hochamt, und legte somit den Grund zu einer Versammlung, die sich jetzt in mehren Ländern Europa's, ja bis nach Amerika ausgebreitet hat. Die Bewohner des kleinen Hauses in Scala führten ein ganz ähnliches Leben, wie die ersten Begleiter des heiligen Franz von Assisi, und sie brachten ihre Zeit im Gebete, in Bußübungen u. im Dienste des Nächsten zu. Ihre Speise bestand gewöhnlich aus einer schlechten Suppe, ein wenig Obst und Brod. Aber der Böse, der so gerne Unkraut unter den guten Samen säet, erregte auch in der neuen Genossenschaft den Geist des Widerspruches und Unfriedens, so daß Alphons sich genöthigt sah, alle seine Gefährten, bis auf zwei, zu entlassen. Nun begannen die Verfolgungen gegen ihn aufs Neue; er aber blieb unerschütterlich und Gott verließ ihn nicht; er schickte ihm bald darauf fromme und eifrige Mitarbeiter, unter diesen seinen Freund Mazzini. Die Zahl derselben nahm in einem Jahre so zu, daß die Congregation 1735 schon drei Häuser zählte. Es ward jetzt nothwendig, daß Alphons für seine Versammlung Regeln festsetzte. Er folgte dem Beispiele der älteren Ordensstifter, bat Gott Tag und Nacht um Erleuchtung, zog die Regeln der älteren Orden zu Rathe, besprach sich mit den gelehrtesten und frömmsten Personen, benützte die jahrelangen Erfahrungen, die er selbst in seiner Gesellschaft gemacht hatte u. verfaßte 1742 die Regeln seiner Congregation, wobei er den doppelten Zweck im Auge hatte: „Die eigene Heiligung der Mitglieder seiner Versammlung, u. die Heiligung des Nächsten.“ Am 21. Juli 1742 ward die Regel (die Papst Benedikt XIV. 1719 bestätigte) von allen Mitbrüdern Alphonsens angenommen. Alle gelobten Gott Keuschheit, Armuth und Gehorsam und schwuren, ohne Erlaubniß des Generalobern, oder des Papstes, die Congregation nie verlassen zu wollen. Alphons ward, trotz seines Widerstrebens, für immer zum Obern seines Ordens gewählt. Die Verbreitung der Congregation brachte endlich alle Gegner Alphonsens zum Schweigen. Sein Vater besuchte ihn und ward durch die fromme Lebens-

weise seines Sohnes so sehr gerührt, daß er flehentlich bat, als Laienbruder eintreten zu dürfen; aber Alphons, der sein hohes Alter berücksichtigte, hielt ihn davon ab. 30 Jahre lange war Alphons Oberer seines Ordens und einer der eifrigsten Missionäre, dessen Gott sich bedient hat, um in unsern Zeiten nicht nur sein Vaterland, sondern die ganze heilige Kirche durch sein Beispiel, seine Predigten und seine Schriften zu erbauen und zu erleuchten. Die Bischöfe baten Alphons oft, er möchte selbst seine Missionäre begleiten, denn sie wußten, daß ein Wort von ihm, ja, daß seine bloße Gegenwart hinreichte, damit die Arbeiten der anderen einen glücklichen Erfolg hätten. Alphons begab sich immer zu Fuß, oder höchstens zu Pferde, auf die Mission. So wie er in der Kirche ankam und das allerheiligste Sakrament angebetet hatte, bestieg er die Kanzel, eröffnete die Mission und lud das Volk ein, sich fleißig bei derselben einzufinden. Man erklärte den Katechismus u. die Geheimnisse des Rosenkranzes, und Alphons wählte gewöhnlich die mühesamsten Predigten u. stellte mit dem Volke so rührende Betrachtungen über das Leiden Christi an, daß er oft, wegen des Weinens der Zuhörer, innehalten mußte. War die Mission beendigt, so ermahnte Alphons Alle zur Beharrlichkeit u. pflanzte ein Kreuz, damit das Volk nie die große Gnade, die ihm widerfahren war, vergesse. Die Folgen dieser rastlosen Arbeiten Alphonsens waren, daß allenthalben Neid u. Zwist beigelegt ward; daß man unrechtmäßiges Gut ersetzte; daß die Sittenlosigkeit immer mehr abnahm; daß Spiel u. Wucher verbannt wurden und daß eine größere Andacht zur Mutter Gottes allgemein verbreitet ward. Als Oberer seines Ordens wachte Alphons vor Allem darüber, daß die Seinen fromme Ordensgeistliche u. tüchtige Missionäre würden, damit sie den Zweck, um dessentwillen die Congregation gegründet war, erreichen und zum Segen des Volkes arbeiten könnten. Alphons war durch unermüdlichen Fleiß, verbunden mit den größten Talenten, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit geworden; er benützte jeden freien Augenblick, um Belehrungs- und Erbauungsbücher (die gegen 60 Bände ausmachen) für Christen aller Stände zu verfassen. Er hat die gelehrtesten Werke über die schwierigsten Theile der Theologie verfaßt u. Papst Pius VII. hat erklärt, daß in seinen Schriften sich nicht der geringste Irrthum eingeschlichen, und daß man seinen Grundsätzen in der Moral unbedingt folgen könne. Alphons ward als Missionär u. Schriftsteller in und außer seinem Vaterlande so berühmt, daß Karl III., König von Spanien u. beider Sicilien, ihn zum Erzbischofe von Palermo machen wollte. Indeß gelang es ihm mit großer Mühe, den König von seinem Vorhaben abzubringen. Aber Gott wollte der Kirche das Beispiel eines heiligen Bischofs vor Augen stellen. Papst Clemens XIII. ernannte Alphonsen 1762 zum Bischofe von St. Agatha. Dieser bat flehentlich, einen Würdigeren statt seiner zu ernennen; der Papst war im Begriffe, seinen Wunsch zu erfüllen, aber durch Eingebung Gottes änderte er seinen Entschluß. Als Alphons die Nachricht von seiner Ernennung empfing, fiel er auf die Kniee und rief mit dem Propheten aus: „Du hast es gethan und ich habe geschwiegen." Der Papst wünschte Alphons persönlich kennen zu lernen und bat ihn, wenn er hergestellt seyn würde, sich nach Rom zu begeben. Alphons gehorchte u. ward vom heiligen Vater mit ganz besonderer Verehrung empfangen; ja, Clemens erklärte, daß man nach dem Tode des Bischofs Alphons einen neuen Heiligen in der Kirche Gottes verehren werde. Nachdem Alphons zu Rom geweiht war, begab er sich sogleich in sein Bisthum u. man sah bei dieser Gelegenheit, wie weit der Ruf der Heiligkeit sich schon verbreitet hatte. Alphons führte als Bischof dieselbe Lebensweise, wie im Kloster; sein Zimmer im bischöflichen Palaste glich vollkommen der Zelle, die er früher bewohnt hatte. Krankheitshalber mußte Alphons St, Agatha verlassen, um in der Folge in Arienzo, einer kleinen Stadt seines Bisthums, zu wohnen. Hier pflegte er alle Samstage zu Ehren Mariens zu predigen u., so oft er konnte, kleinen Kindern u. Erwachsenen Belehrungen über den Katechismus zu ertheilen. Jährlich besuchte er die Pfarreien seines

Bisthums; er pflegte alsdann täglich zu predigen, untersuchte mit strenger Genauigkeit den Zustand der Gemeinden, suchte Uneinigkeiten beizulegen, verbannte Aergernisse, stellte Kirchen, wo solche sich in schlechtem Zustande befanden, wieder her und half, wo er nur konnte, mit Rath und That. Allenthalben in seinem Bisthume führte Alphons die tägliche Betrachtung, die Besuchung des allerheiligsten Altarsakraments u. mehre andere Andachtsübungen ein und gründete in den Städten u. auf den Dörfern Bruderschaften und andere Gesellschaften, um dadurch die Frömmigkeit des Volkes zu nähren. Alphonsens Gesundheit mußte indeß bei so anstrengenden Arbeiten unterliegen. 1769 zog ihm sein Eifer eine Nervenkrankheit zu, welche Ursache ward, daß sich sein Kopf bis auf die Brust krümmte, u. wegen dieser gewaltsamen Stellung öffnete sich in seinem Kinn eine große Wunde. Ein berühmter Arzt aus Neapel erkannte, daß ein Krebsschaden sich zu bilden anfange, u. nur mit Mühe gelang es ihm, demselben Einhalt zu thun u. Alphonsen das Leben zu retten. Jetzt konnte Alphons nicht mehr persönlich sein Bisthum besuchen; er schickte statt seiner Missionäre u. ließ von dem Erzbischof von Amalfi die heiligen Sakramente spenden. Zugleich bat er den Papst Clemens XIII., ihm zu erlauben, seine Würde niederzulegen. Der Papst antwortete, „daß sein Ruf hinreiche, um Gutes in seinem Bisthume zu thun." Alphons erneuerte seine Bitte bei Clemens XIV., der ihm erwiederte: „daß ein Gebet, das er fürs Wohl seiner Kirche in seinen Bette verrichte, mehr Gutes wirke, als hundert bischöfliche Besuche." Endlich gewährte Pius VI. 1775 Alphonsens Bitte und gestattete ihm, obgleich, wie er selbst sagte, mit schwerem Herzen, sein Bisthum zu verlassen. Als Alphons diese Nachricht erfuhr, wiederholte er mehrmals: „Man hat mir einen Berg von den Schultern genommen. O, welche Rechenschaft muß dereinst ein Bischof ablegen; ich begreife nicht, wie er nur ruhig schlafen kann." Alphons übergab sogleich sein ärmliches Hausgeräthe dem Domcapitel, entsagte allem Gehalte und bat, daß man ihm nur sein Bett und einige Kleinigkeiten lasse, womit er einen Maulesel belud und darauf, begleitet von dem weinenden Volke, sein Bisthum verließ, in welchem er während 13 Jahren so unbeschreiblich viel Gutes gewirkt hatte. Alphons begab sich jetzt in das Haus seiner Versammlung St. Michael de Pagani; als er an der Klosterpforte ankam, bat er demüthig die Paters, ihn wieder in ihre Gemeinde aufnehmen zu wollen, und als er im Chore der Kirche angekommen war, warf er sich auf die Kniee u. rief aus: „Ich danke dir, o Herr! daß du mich von meiner Last befreit hast, die ich nicht länger tragen konnte. Alphons blieb noch 12 Jahre Oberer seines Ordens, gab die rührendsten Beweise seines Eifers für das Heil des Nächsten u seine Sorge für die Congregation, u. schrieb noch mehre Werke. In den letzten Jahren seines Lebens ließ Gott zu, daß Alphons von den furchtbarsten Versuchungen gequält ward; es stiegen ihm Zweifel auf gegen die Wahrheiten unserer heiligen Religion, die er so eifrig vertheidigt hatte; man sah ihn fortwährend seufzen, oft weinen u. Jesus u. Maria um Hülfe anrufen. Die schrecklichsten Gewissenängste ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe, er glaubte in die Versuchung eingewilligt zu haben und in der Ungnade Gottes zu seyn. Alphons wandte an sich jetzt die Mittel an, die er so oft in ähnlichen Fällen empfohlen hatte: betete, übergab sich ganz der Leitung seines Beichtvaters und blieb in diesem furchtbaren Kampfe siegreich. Im Anfange des Jahres 1784 konnte Alphons nicht mehr die Kirche besuchen und ward bald darauf taub und beinahe blind; sein Kopf war auf die Brust gebogen und er fürchtete, daß die Schmerzen ihn wahnsinnig machen würden und rief aus: O, mein Gott! bewahre mich vor einem so großen Unglück, denn alsdann könnte ich in der Todesstunde keinen Act der Liebe zu dir erwecken; doch dein Wille geschehe! 1787 bekam er heftiges Fieber; am 25. Juli reichte man ihm die heilige Wegzehrung. Er segnete seine Congregation, sein Bisthum, den König u. die Behörden. In der Nacht vor seinem Tode stellte man ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes vor sein Bett; er öffnete die

Augen, sein Gesicht glänzte; man bemerkte, daß er lächelte und glaubte, daß Maria ihm erschienen sei, denn er hatte Gott oft gebeten, ihm diese Gnade in seiner Todesstunde zu erweisen. Am folgenden Morgen, den 1. August 1785, starb Alphons in einem Alter von 90 Jahren, 10 Monaten und 5 Tagen. Es endete ein Leben voll Leid u. Kreuz, erduldet für die Ehre Gottes u. für das Heil des Nächsten. Das Volk verehrte schon seit langer Zeit Alphons wie einen Heiligen. Als man den Tag nach seinem Tode den Leichnam in die Kirche trug, drängte sich die Menge von allen Seiten hinzu und rief: „Der Heilige ist gestorben, wir wollen den Heiligen sehen!" Die Wunder am Grabe Alphonsens u. die Andacht des Volkes mehrten sich täglich; von allen Seiten bat man Rom, seinen Heiligsprechungsprozeß einzuleiten u. König Ferdinand IV. ersuchte schriftlich Papst Pius VI., er wolle doch die Wünsche des Volkes befriedigen. Am 30. August 1796 begannen die Verhandlungen und Alphons erhielt den Namen: Ehrwürdiger. Am 15. September 1816 ward Alphons selig gesprochen u. am 26. Mai 1839 hat ihn Papst Gregor XVI. feierlich unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. — Seine Werke in italienischer u. lateinischer Sprache erschienen in zahlreichen Ausgaben in Italien, die beste in Turin bei Marietti, 8 Bde., 8. 1845; u. 29 Bde., 12., 1831. Auch in Deutschland erschienen an mehren Orten einzelne Schriften; seine sämmtlichen Werke in 38 Bdn., übersetzt u. herausgegeben von M. A. Hugues, Regensb. bei Manz 1842—47, von denen die meisten auch einzeln zu haben sind.

Ligurien, das Land der Ligurer, schon zur Zeit des Aufblühens der römischen Republik bekannt. Die Ligurer bewohnten, in viele Stämme getheilt, das nordwestliche Italien und südliche Gallien bis zu den Pyrenäen hin und waren ein Volk, welches weder den Iberern, noch den Celten angehörte. Im Westen der Rhone gingen sie, mit den Iberern vermischt, bald unter. Im Osten dieses Flußes wohnten sie von den Küsten des Landes in früherer Zeit weiter landeinwärts, wurden aber von den Celten zurückgedrängt. Die Ligurer sind der Sage nach Hellenen, welche noch vor dem trojanischen Kriege hiehergezogen u. einer der reinsten und edelsten Stämme der Italer gewesen seyn sollen. Als einzelne ihrer Stämme im Osten der Rhone, namentlich die Salyer und Saluvier, den Massiliern gefährlich wurden, geriethen sie mit den Römern in den Krieg, der, nach langem Widerstande, endlich mit ihrer Unterjochung 125 vor Christo endigte. In Italien, östlich vom Varus (Var), südlich vom oberen Po, blieb das Land ligurisch, und dort wohnten die Ananen, und noch nördlicher vom Po, im cisalpinschen Gallien (s. d.) an den cottischen Alpen die ligurischen Tauriner (wonach später Augusta Taurinorum (Turin); auch hatten sich beim Sinken der etrurischen Macht ligurische Stämme im nördlichen Etrurien verbreitet. Diese, so wie die Bewohner der Seeküste, waren im zweiten punischen Kriege mit den Karthagern verbunden, daher die Römer auch gegen sie Krieg führten, sie jedoch erst, und besonders die Bewohner der Seealpen, nach 50jährigem Kampfe unterjochten (ligurischer Krieg; vergleiche Geschichte der Römer von Ferguson, Ruperti u. Anderen). Sie zerfielen in Ligures Apuani (an der Küste), Ligures comati oder capillati (von ihrem langen Haar), Ligures Intemelli, an der Küste zwischen Rutuba und Merula (mit der Hauptstadt Albintemelium, jetzt Vintimiglia), Ligures Montani oder Vagienni (im Gebirge, mit der Hauptstadt Augusta Vagiennorum, jetzt vielleicht Saluzzo) u. Ligures Corneliani und Baebiani, zwei Stämme, welche nach den Consuln P. Cornelius Cethegus u. M. Bäbius Tamphilus benannt wurden, die 181 vor Christo mehre tausend Familien in das Samniterland führten. Augustus ertheilte der neunten Region Italiens diesen Namen und gab ihr genaue Gränzen, nehmlich im Westen das narbonensische Gallien, von welchem es der Varus (Var) schied u. die Alpen bis zum Berg Vesilus (Viso), nördlich gegen das transpadanische Gallien, den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), nördlich gegen Gallia cispadana einen Zweig des Apenin am Flusse Trebia, und gegen Osten und Süd-

osten den Macra, der in den Portus Lunä (Golfo di Spezia) mündet, und im Süden war das Meer. An diesem lagen: Genua, Portus Herculis Monöci (Monaco) und Nicäa (Nizza), letztere beide massilische Niederlassungen; im Inneren lagen: Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Polenza) u. Asta (Asti). Genügsam, kräftig, gewandt und tapfer, waren die Ligurer als treffliche Krieger, namentlich für den leichten Krieg, von den Karthagern im sicilianischen und punischen Kriege, und später von den Römern geschätzt; sonst sollen sie betrügerisch und räuberisch gewesen seyn. Sie brachten Vieh, Thierfelle, Holz und Honig nach Genua; auch wurde in ihren Gebirgen Marmor gefunden. Weisflog.

Ligurische Republik. Seit dem ersten Dogen Simon Boccanegra (1339) hatte Genua unter vielen wechselvollen Schicksalen bis zur Zeit des Dogen Andrea Doria (1528), u. von da unabhängig bis zum Dogen Aleram Palavicini Michel Agost. Campioso (1789) bestanden. Der Ausbruch der französischen Revolution streute auch in dieses Land sein verderbliches Gift, und obgleich 1796 Genua mit großen Opfern von den Franzosen seine Unabhängigkeit erkauft hatte, so brachen doch 1797 Volksunruhen gegen die dort herrschende Aristokratie aus, was die Franzosen veranlaßte, sich des Volkes anzunehmen und Genua zur Annahme einer Verfassung nach demokratischen Prinzipien zu zwingen. Dieß geschah am 6. Juni 1797, in Folge der Drohungen des französischen Obergenerals Bonaparte, obgleich Genua bis dahin sich streng neutral verhalten hatte. Mit der Umänderung der Verfassung änderte Genua auch seinen Namen in l. R., trat Etwas an Frankreich ab, erhielt dagegen Etwas von Piemont und hatte etwa 100 □Meilen im Umfange. Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät sollten als Grundsätze der Verfassung gelten. Das Territorium wurde in 25 Jurisdictionen getheilt, u. wer 25 Jahre alt u. in dem Register einer Gemeinde eingetragen stand, hatte das Recht, in den Primärversammlungen an der Wahl der Bürger Theil zu nehmen, die ihrerseits den gesetzgebenden Körper wählten. Dieser zerfiel in den Rath der Alten u. in den der Sechziger; letzterer hatte die Initiative in der Gesetzgebung; ersterer, dessen Mitglieder das Alter von 40 Jahren erreicht haben mußten, die Entscheidung. Die Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Direktorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Im Jahre 1800 wurde Genua zu Lande von den Oesterreichern und zu Wasser von den Engländern belagert und mußte sich am 5. Juni ergeben; aber schon am 16. Juni mußten es die Oesterreicher den Franzosen wieder räumen, worauf diese eine provisorische Regierung errichteten. Im Jahre 1802 gaben diese der l. R. eine neue Verfassung. An die Spitze derselben wurde ein auf sechs Jahre gewählter Doge gestellt, dessen Gewalt von drei Wahlcollegien (300 Grundbesitzer, 100 Gelehrte, 200 Kaufleute), einem aus sieben Mitgliedern bestehenden Syndikate und einer aus 60—72 Mitgliedern bestehenden, nicht beständigen, Nationalconsulata beschränkt wurde. Der damals gewählte Doge war Geronimo Durazzo; er war der letzte und regierte nur kurze Zeit, denn schon den 14. Juni 1805 wurde, nach einem vom Senate ausgesprochenen u. vom Volke durch Einzeichnung im Stammregister genehmigten Wunsche, die l. R. dem französischen Reiche einverleibt. Genua wurde nun zwar zum Freihafen erklärt, allein der Handel lag damals, wie in ganz Frankreich, darnieder; die Bank wurde aufgelöst und die von ihr zu zahlenden Renten von 3,400,000 Livres wurden auf das Schuldbuch Frankreichs übertragen. Nach dem Sturze Napoleons 1814 landete Lord Bentinck mit 9000 Engländern in Genua, und auf sein Versprechen, daß die Republik wieder hergestellt werden sollte, wurde er als Befreier aufgenommen und einstweilen eine republikanische Regierung unter englischem Schutze eingeführt. Nach der Entscheidung des Wiener Congresses wurde indessen Genua Sardinien übergeben, um die Eingänge nach Italien gegen die Eroberungsplane Frankreichs zu schützen. Weisflog.

Liliaceen (Liliengewächse), nennt man eine ziemlich große Pflanzen-

familie, deren krautartige Gewächse besonders durch eine zwiebelige oder knollig-faserige Wurzel ausgezeichnet sind. Man zählt zu den L. ungefähr 70 Gattungen und über 980 Arten, die sich über alle Erdtheile verbreitet finden, u. zwar in der Art, daß im wärmeren Theile der gemäßigten Zone die größte Anzahl derselben vorkommt, weniger im übrigen Theile dieser Zone, noch weniger in der heißen, und am wenigsten in der kalten Zone. Auf der östlichen Halbkugel sind sie weit zahlreicher vorhanden, als auf der westlichen; die nördliche Hemisphäre dagegen steht der südlichen nur wenig im Reichthume an L. nach. Unter den europäischen Hauptgattungen, die sich auch in den entsprechenden Gegenden Asiens finden, nennen wir: den Lauch (Allium), der sich durch seinen Gehalt an Schleim und an einem flüchtigen, schwefelhaltigen Oele auszeichnet, welches reizend und von durchbringendem Geruche ist; bekannt sind die Zwiebel (Allium cepa), der Knoblauch (A. porrum), der Schnittlauch (A. schoenoprasum), die Vogelmilch (Ornithogalum), die Tulpe (Tulipa), die Lilie (Lilium), u. Schachblume (Fritillaria); die beiden letzteren gehören auch Nord-Amerika an. Durch schöne Blüthen machen sich besonders bemerklich: die Vogelmilch, die Meerzwiebel (Scilla), die Traubenhyazinthe (Muscari), die Zaunlilie (Anthericum), u. die weiße Lilie (Lilium candidum), welche zu uns aus Palästina gebracht wurde, dann die Feuerlilie (Lilium bulbiferum) u. der Türkenbund (Lilium martagon). Jene Gattungen, welche eine zwiebelige Wurzel haben, besitzen meist viel Schleim und einen eigenthümlich bitteren, harzigen Extraktivstoff; mehre von denselben enthalten noch einen flüchtigen, scharfen Stoff, einige auch etwas flüchtiges Oel. Je nachdem der eine oder der andere dieser Bestandtheile vorherrschend ist, dienen die Wurzeln dieser L. als Nahrungsmittel, als Gewürze oder Arzneimittel; unter letzteren sind solche, die Erbrechen und Abführen erregen, diuretisch wirken u. s. w. Die knolligen Wurzeln dagegen haben viel Setzmehl, dem aber immer Etwas von dem bitteren Stoffe der anderen Gattungen beigesellt ist, weßhalb sie in der Arzneikunde weniger Werth besitzen. Im Allgemeinen lieben alle L. ebene Gegenden oder Hügel und Berge mehr, als eigentliche Gebirge, die Mehrzahl einen trockenen und sonnigen Standort, viele aber auch feuchten Boden. (Ueber einzelne Gattungen und Arten der L. siehe die einzelnen Artikel, z. B. Aloe, Tulpe, Meerzwiebel, Hyazinthe u. s. w.) C. Arendts.

Lilie, s. Liliaceen.

Liliput, ist bei Swift (s. d.) in dessen satyrischem Roman „Gulliver's Reisen" der Name eines erdichteten, von lauter Däumlingen bewohnten Ländchens, das aber auch noch bei anderen Satyrikern vorkommt und wahrscheinlich eine, den alten Pygmäen nachgebildete, Dichtung ist.

Lille, im flämischen Ryssel, stark befestigte Hauptstadt des französischen Departements Nord, mit 80,000 Einwohnern, eine der wichtigsten Städte Frankreichs, sowohl wegen ihrer Befestigung (Festung I. Ranges), als auch wegen ihrer beträchtlichen Industrie, ist Sitz der Präfektur, hat ein Civil- u. ein Handels-Tribunal, eine Handelskammer, General-Rath für Handel, Conseil de prud'hommes, mehre Assekuranzen, eine königliche Gesellschaft für Wissenschaften, Ackerbau u. Künste, die L.r Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften u. Künste im Nord-Departement, eine königliche Akademie für Musik, Zeichnen- u. Malerschule, Wundarzneischule, Bibliothek, Lehranstalten für angewendete Chemie u. Geometrie, Münze, königliche Tabakmanufaktur, Börse, Bank &c. Die Stadt ist gut gebaut, hat, besonders in ihren neueren Theilen, schöne Straßen, Häuser u. Thore, unter letzteren das Pariser Thor, ein Triumphbogen zu Ehren Ludwigs XIV., mehre ansehnliche Plätze, auf deren einem das Denkmal Mortiers, mehre Kirchen, darunter die Stephans-, Moritz- und Peterskirche, prächtiges Rathhaus, Schauspielhaus, das große Hospital, die prächtige Kornhalle, das Zeughaus u. die Festungswerke, sind besonders sehenswerth. Eine Eisenbahn verbindet L. mit Paris und Belgien. Die Bewohner treiben, außer ansehnlichen Bankgeschäften, viele Baumwoll-, Flachsgarn- u. Zwirnspinnereien, Woll- u. Seidenspinnereien,

viele Tischzeug-Decken-, Spitzen-, Goldbijouterie u. Tüllefabriken, Messerschmiedereien, Eisen- und Kupfergießerei, sehr viele Färbereien, Fabriken für Leder, chemische Produkte, Regenschirme, Nadeln, Pfeifen, Porzellan, Papier, mehre Maschinenwerkstätten, Brauereien, Leinwand- u. Garnbleichen, Chokoladefabriken, beträchtlichen Handel mit Baumwolle, Flachs, Wolle, Manufakturwaaren, Tuch, Leinwand, Oel, Colonialwaaren, Gewürzen, Droguen ꝛc. — L. wurde 1030 vom Grafen Balduin IV. von Flandern mit Mauern umgeben, 1667 von Ludwig XIV. genommen u. 1713 mit Frankreich vereinigt. Im Jahre 1792 hielt es eine Belagerung der Oesterreicher unter dem Herzog Albrecht von Sachsen ab.

Lima, Hauptstadt des südamerikanischen Freistaates Peru, an der Westküste von Süd-Amerika, unweit (2 Lieues) der Küste des großen Oceans, unter 12° 2′ 45″ südlicher Breite u. 79° 27′ 45″ westlicher Länge, mit etwa 80,000 Einwohnern, Sitz des Congresses, der Staatsbehörden u. des ältesten Erzbisthums in Südamerika, ist stark befestigt, hat freundliche, gerade Straßen, aber nur niedere Häuser, 65 zum Theile sehr prächtige Kirchen, darunter die Kathedrale, mehre Klöster, viele schöne öffentliche Gebäude, eine 1553 gestiftete Universität, 5 Gymnasien u. mehre andere Unterrichtsanstalten, das große Andreashospital, Theater, Münze, Woll- u. Baumwollweberei u. ist Hauptsitz des Handels mit Wein, Branntwein u. den Landesprodukten, namentlich Ochsen- u. Kuhhäuten, Schafwolle, als Ausfuhrartikel. Callao, der Hafen von L., etwa 2 Stunden weit davon entfernt, befindet sich nördlich von einer vorragenden Landspitze, in dem Winkel, den die kleine unbewohnte Insel San Lorenzo bildet. Vor der Befreiung Peru's und der anderen sonst spanischen Provinzen in der neuen Welt war L. der große Stapelplatz für den Handel des ganzen Westen von Südamerika; aber ein bedeutender Theil des auswärtigen Handels hat sich in die nördliche Hafenstadt Payta u. in die südliche Hafenstadt Arica, so wie nach Yslay und andere Plätze gezogen. Die Einfuhrartikel dagegen sind: Leinwand, Tuch, wollene u. baumwollene Zeuge u. kurze Waaren aus England; Seidenwaaren, Branntwein, Wein, Quecksilber aus Spanien u. Frankreich; Stockfische aus den Vereinigten Staaten; Indigo aus Mexico; Thee aus Paraguay; Gewürze, Quecksilber, Mehl ꝛc., Bauholz zu Schiffen und Häusern wird von Guayaquil gebracht. — L. ward 1585 unter dem Namen Ciudad de los Reyes von Pizarro gegründet u. nach dem Platze eines alten heidnischen Tempels, wo später ein Dominikanerkloster stand, la chaca de Rimaotamba, Rimao, später, durch Verwechselung des R. mit dem L., Lima genannt. Die Stadt litt mehrmals von Erdbeben, so namentlich im Jahre 1746.

Limburg, 1) Grafschaft im preußischen Kreise Iserlohn, von 1½ □ M. mit 5000 Einwohnern, dem Fürsten von Bentheim-Tecklenburg gehörig, u. Stadt gleiches Namens an der Lenne, mit 2000 Einwohnern, Schloß, literarischer Gesellschaft, Drahtfabriken, Eisenhütten, Weberei. — 2) L., niederländische Provinz, von der Maas durchströmt, seit 1830 zwischen den Niederlanden u. Belgien so getheilt, daß Belgien den südlichen Theil 43,⁴⁷ □ M. mit 175,000 Einwohnern, die Niederlande aber den durch Haiden und Moore weniger fruchtbaren, nördlichen u. östlichen Theil erhielten, 40 □ M. mit 200,000 Einwohnern. Vergl. Belgien u. Niederlande.

Limburg, an der Lahn, im Herzogthume Nassau, Stadt und Sitz des katholischen Bischofs der Diözese Nassau und Frankfurt am Main. Die Domkirche zum heiligen Georg, nach den wahrscheinlichsten Angaben zwischen Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts aufgeführt (vergl. Busch, über das Alter der Domkirche zu L.) ist ein herrliches Denkmal alter Baukunst. Ueber dem schönen byzantinischen Hauptportale erheben sich an der Vorderseite zwei Glockenthürme, und über der Kreuzvierung ein spitzer Mittelthurm. Nebstdem hat die Kirche noch zwei kleinere Seitenthürme. Im Innern ein uralter Taufstein u. das Grabmal des ersten deutschen Wahlkönigs Konrad. Ueber die Lahn ist eine steinerne Brücke von 7 Bogen erbaut. Realschule, Münze.

bedeutender Kleinhandel, zahlreiche Gewerbe und nicht unbeträchtlicher Feldbau verbreiten unter den 3000 Einwohnern L.s ziemlichen Wohlstand. — L. kommt schon im 13. Jahrhunderte als Stadt vor u. hatte seine eigenen Dynasten, die Herren von L., eine Seitenlinie des Hauses Isenburg, welche auf dem in einiger Entfernung auf Felsen thronenden Schlosse Lindpurk (so der alte Name) saßen. Nach dem Aussterben dieser Familie im Jahre 1404 gelangte die Herrschaft an das Erzstift Trier. Bei Diez, gegenüber von L., am 16. Sept. 1796 Treffen zwischen den Franzosen unter Jourdan u. den Oesterreichern unter Erzherzog Karl. Letztere blieben Sieger. mD.

Limerick, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in der irischen Provinz Munster, am schiffbaren, einen eben so großen, als sicheren Hafen bildenden Shannon, mit 80,000 Einwohnern, jetzt die dritte Stadt Irlands. Die Stadt ist in ihren neueren Theilen schön gebaut, hat mehre ansehnliche Kirchen u. Klöster, ein Collegium, Theater, Zoll- u. Handelshaus, Börse u. s. w. u. ist Sitz eines katholischen und protestantischen Bischofes. Als Mittelpunkt der Binnenschifffahrt, mit der Provincial-Bank, Bank of Ireland u. National-Bank, nebst einer Handelskammer, treibt L. ansehnlichen Handel. Die größten Kauffahrteifahrer können in den Hafen gelangen, obgleich L. weit von der See entfernt ist. Die Stadt, deren sonst bedeutende Festungswerke demolirt sind, hat Handschuh-, Spitzen-, Papier- u. Fischangelfabriken, Bräuereien u. einen großen Handel mit Getreide, Fleisch, Speck, Wein, Häuten, Butter, Leinwand u. Tuch. In der Nähe, in dem Flecken Ballinaslee, wird einer der bedeutendsten Viehmärkte in Europa gehalten. Es ist nicht selten, daß im Oktober 120,000 Stück Schafe u. 40,000 Stück Rinder hieher gebracht werden.

Limmat, ein Fluß in der Schweiz, eigentlich eine Fortsetzung der Linth (s. d.), verläßt den Züricher-See in der Stadt Zürich, fließt nordwestlich gegen Baden u. vereinigt sich bei Windisch mit der Aar. Ihr Fall ist stark und ihr Bett felsig, wodurch die Schifffahrt mühsam wird. Man bedient sich dazu gewöhnlich nur langer, wenig breiter Nachen. Außerhalb der Stadt Zürich führen nur zwei Brücken, zu Wettingen u. zu Baden, über diesen Strom. Er ist reich an Fischen, von welchen die Lachse u. Aale am geschätztesten sind.

Limoges, Hauptstadt des französischen Departementes Haute-Vienne, rechts am Flusse Vienne, mit 30,000 Einwohnern, hat eine schöne, aber nicht ausgebaute Kathedrale im gothischen Style u. ist Sitz der Präfektur, eines Bischofes u. königlichen Gerichtshofes. Man findet hier eine Akademie, Collége royal, Normal-Primärschule, mehre Freischulen für Zeichnen, Geometrie, Mechanik, Chemie etc., ein Civil- u. ein Handels-Tribunal, Generalrath für Manufakturen, Conseil de prud' hommes u. mehre Assekuranzen. Die Einwohner betreiben beträchtliche Bankgeschäfte, Fabriken in Hüten, Krempeln, Lichter, Leim, Leder, Papier, Strümpfe, Decken, Flanell, Porzellan (mehre), Baumwoll- u. Wollspinnereien, Gerbereien, Färbereien, Messerschmieden, Wachsbleichen, Handel mit Wachs, Leinwand, Wein, Porzellan etc. — L. heißt auch eine starke, rohe Packleinwand aus Hanfgarn, die in der Gegend von L. verfertigt u. zum Theile über Bordeaux nach Holland ausgeführt wird; dann breite, buntgestreifte Bettleinen, aus baumwollenem u. Flachsgarn, die in der Schweiz, besonders in den Cantonen Aargau u. Luzern, verfertigt werden.

Limonien sind die Früchte des L.-Baumes (Citrus limonum), eine Abart des Citronenbaumes, von dem er sich durch sehr dichte, große, glänzende Blätter, an den Stielen mit zwei Aufsätzen oder Flügeln, und roth gefleckten, sehr wohlriechenden Blumen unterscheidet. Die Früchte haben Aehnlichkeit mit den Citronen, doch ist die Schale dünner und glänzender, und der Saft noch saurer, trocknet aber bei vollkommener Reife zum Theile ein. Nach Deutschland kommen sie besonders aus Spanien und Italien. Der aus den frischen Früchten ausgepreßte L.-Saft kommt ebenfalls aus Sicilien u. Spanien nach den deutschen

Seestädten. In Italien, und eben so auch im südlichen Theile von Oesterreich und in Tyrol, nennt man übrigens alle Citronenarten L., italienisch Lemoni.

Linbrun, J. G. **Dominikus** v., wurde am 10. Jänner 1714 zu Viechtach im bayerischen Walde, wo sein Vater kurfürstlicher Pfleg- u. Landgerichtsschreiber war, geboren. Er hörte die philosophischen und juridischen Wissenschaften in Prag, Salzburg und Ingolstadt, und trat nach Vollendung seiner Studien das Pflegamt zu Neumarkt in Bayern an, welches er später mit dem in seinem Geburtsorte Viechtach verwechselte. Hier füllte er die Muße, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig ließen, mit Forschungen im Gebiete der Physik, Mineralogie und Bergwerkskunde aus, und erwarb sich dadurch den Ruf eines besonders geschickten Bergbauverständigen, was veranlaßte, daß er 1750 als Münz- und Bergrath nach München berufen und zugleich zum ordentlichen Hofkammerrathe ernannt wurde. 1757 half er als Abgesandter Kurbayerns zu Wien mit den kaiserlichen und reichsständischen Bevollmächtigten den sogenannten Wiener Münzkonventionsfuß herstellen und ward nach Beendigung dieses Geschäfts von Kaiser Franz in den Reichsadelstand erhoben. Den größten Anspruch auf den Dank des Vaterlandes erwarb sich L. dadurch, daß er mit **Lori** (s. d.) einer der Ersten war, welche den Gedanken zur Gründung der bayerischen Akademie der Wissenschaften faßten und zur Reife brachten. Er bereicherte die nach der Hand von diesem Gelehrtenvereine ausgegebenen Bände mit werthvollen Abhandlungen, unter welchen sich die 1769 über „das Sterbejahr Jesu Christi" erschienene vorzüglich auszeichnet. Im Jahre 1787 wurde L. von seinem Hofe zum Münzconventtage in Ulm abgeschickt, aber wenige Tage, nachdem er von dort zurückgekehrt war, am 14. Juni, raffte ein Schlagfluß den verdienten Mann plötzlich dahin. mD.

Lincoln, eine englische Grafschaft, mit 127½ □Meilen und 370,000 Einwohnern, zwischen den Grafschaften York, Nottingham, Rutland, Northampton, Cambridge u. der Nordsee. Das Land ist eben, ausgenommen im Westen, wo eine Hügelkette steht; im Osten u. Süden gibt es viel Niederland u. Sumpf. Flüsse sind: der Trent, zum größten Theile die Westgränze, Witham, Ren, der zum Theile kanalisirte Welland, Aecholme mit dem gleichnamigen Kanale; im Westen ein Kanal von Sleaford nach Horncastle; im Osten der Lonth-Kanal; im Westen der Foß-Dyke-Kanal. Es gibt viele ungesunde Landstriche. Produkte: Getreide aller Art, besonders viel Hafer, Flachs, Rindvieh, Schafe, Pferde; Landwirthschaft ist Haupterwerb u. die Industrie in Worsted u. Teppichen nur unbedeutend. — Die gleichnamige Hauptstadt, am Witham, mit 12,000 Einwohnern, durch einen Kanal nordwestlich mit dem Trent verbunden, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale u. mehre andere Kirchen, eine Bibliothek u. Handel mit Getreide, Wolle, Vieh u. Knochenmehl.

Lindau, im Königreiche Bayern, Kreis Schwaben u Neuburg, Stadt u. Sitz eines Stadtkommissariats, Landgerichtes, Rent-, Post-, Hauptzoll- u. Salzamtes u. Standquartier eines Bataillons Linieninfanterie, liegt sehr reizend auf zwei Inseln im Bodensee, daher es oft das „deutsche Venedig" genannt wird. Mit dem Festlande ist es durch eine schöne 1128 Fuß lange Brücke verbunden. Sehenswerth sind die katholische u. die protestantische Pfarrkirche, das königliche Schloß (früher ein Damenstift), die schöne Bibliothek und der **Maximilianshafen**, welcher, 1812 angelegt, in neuerer Zeit durch die Dampfschifffahrt auf dem See ungemein an Lebhaftigkeit gewann und beständig von größeren u. kleineren Fahrzeugen wimmelt. Die sogenannte **Heidenmauer** stammt aus den Zeiten der Römer, die hier ein Kastell angelegt hatten. Auch auf einer in der Nähe der Stadt liegenden unbewohnten Insel, „die Burg" genannt, bemerkt man Spuren römischer Festungswerke. L. hat 4200 Einwohner, eine lateinische Schule, eine Sparcasse, ein reiches Spital, schöne Badanstalten. Lebhafter Speditions- und Transitohandel in die Schweiz und nach Italien, überhaupt viel Gewerbsamkeit. Schifffahrt, Fischerei, Weine u. Obstbau, bedeutende Schranne.

Fabriken von chirurgischen Instrumenten, Wagen und musikalischen Instrumenten. Für die ganze Gegend, und besonders für die Stadt wird die hier ausmündende Ludwigs-Nord-Süd-Bahn von unberechenbarem Einflusse seyn. Die Umgebungen L.s sind ungemein schön. Die nächsten Ufer des Sees schmücken freundliche Landhäuser, mit Obst und Weingärten, und die Hügel am nordöstlichen Gestade gewähren herrliche Fernsichten. — L., ursprünglich eine römische Ansiedelung, dann unter den Vindeliziern u. Allemannen die Hauptstadt des alten Lingaues, sahe im 9. Jahrhunderte in seinen Mauern ein von dem Grafen Adelbert von Rorbach fundirtes Damenstift zu U. L. F. erstehen, dessen Aebtissin die reichsfürstliche Würde besaß. Die Stadt selbst war, wie aus dem Freiheitsbriefe König Rudolfs erhellt, bereits geraume Zeit vor 1275 unmittelbare Reichsstadt. Im Jahre 1496 hielt Kaiser Maximilian zu L. einen merkwürdigen Reichstag u. leitete von hier aus den nicht sehr glücklich geführten Schweizerkrieg. 1647 ist die Stadt von den Schweden neun Wochen lang vergeblich belagert worden. Im Jahre 1802 wurde sie mit ihrem Gebiete u. dem Damenstifte dem Fürsten von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt, welcher sie aber 1803 an Oesterreich gegen erbländische Besitzungen vertauschte. 1805 kam sie an Bayern. mD.

Linde (Justin Timotheus Balthasar von), großherzoglich hessischer geheimer Staatsrath, Mitglied der ersten Kammer und bis vor Kurzem Kanzler der Universität Gießen, geboren zu Brilon in Westphalen 1797, studirte die Rechtswissenschaft in Göttingen u. Bonn, auf welch letzterer Universität er sich 1820 als Privatdocent habilitirte und außerordentliches Mitglied des Spruchcollegiums wurde; 1823 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Rechtswissenschaft nach Gießen, wurde 1824 ordentlicher Professor daselbst und 1826 zugleich Rath im Kirchen- u. Schulrathscollegium. Im J. 1829 erfolgte seine Berufung als Ministerialrath in das Ministerium des Innern u. der Justiz, mit dem Titel eines geheimen Regierungsraths, nach Darmstadt; 1834 ward er Kanzler der Universität zu Gießen u. außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter an derselben, mit Beibehaltung seiner bisherigen Aemter, u. in eben dem Jahre Mitglied des Bundesschiedsgerichts. Seit 1835 ist L. Mitglied des Staatsraths, seit 1836 geheimer Staatsrath. In der ersten Kammer war er Gegner der beiden Gagern, stets das rein monarchische Prinzip — oft nicht ohne Leidenschaft — vertheidigend, sowie er auch gegen die Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, nicht ohne gewichtige Gründe, auftrat. 1834 hatte er auch, nebst dem dirigirenden Minister du Thil, den Wiener Ministerialconferenzen beigewohnt. L. ist eifriger Katholik u. gehört nicht unter die letzten Verfechter seiner Kirche gegen die Anfechtungen des Zeitgeistes; Schade nur, daß er die Stellung derselben vorzugsweise vom Standpunkte der Staatsomnipotenz betrachtet. Im jüngstverflossenen Jahre wurde er der Kanzlerstelle enthoben.

Lindemayr, Maurus, weiland Prior zu Lambach, wurde am 17. November 1723 zu Neukirchen in Oberösterreich geboren. Sein dürftiger Vater, dort Schullehrer und Küster, gab den Knaben, seiner schönen Stimme wegen, in die Singschule des Stiftes Lambach. Als man dort seine Talente bemerkte, nahm man sich seiner weiter an und ließ ihn zu Linz studiren. Nach zurückgelegtem philosophischen Curse wurde er in das Benedictinerstift Lambach aufgenommen. 1746 trat er ins Noviziat, legte am 21. September 1747 die feierlichen Ordensgelübte ab u. las am 6. October 1749 die erste h. Messe. Unermüdlich studirte er in der klösterlichen Einsamkeit die großen Muster der Kanzelberedtsamkeit aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. und erwarb sich als Prediger so großen Ruf, daß Alles weit und breit, ihn zu hören, herbeikam. Kaum drei Jahre Priester, erhob ihm sein Abt, Amand Schickmayer, zum Prior u. nachdem er diese Würde im Vereine mit anderen acht Jahre begleitet, bat er um Enthebung von derselben und um die erledigte Pfarrei seines Geburtsortes Neukirchen, die er auch im Monate Mai 1759 in seinem 36. Lebensjahre antrat. Hier lebte er bloß den Wissenschaften und der Dichtkunst. Auch widmete er sich der Musik, besonders

dem Harfenspiele, worin er es zur ziemlichen Vollkommenheit brachte. Er starb am 29. Juni 1783. — Was ihn bei seinen Landsleuten ewig unvergeßlich macht, sind seine Lieder und Komödien im Dialekte der oberösterreichischen Bauern, und er kann mit Recht der Vater der österreichischen Volksdichtung genannt werden. Leider ist von seinen poetischen Werken nur das Wenigste gedruckt in: „Maurus L.'s Dichtungen in ob-der-ennsischer Mundart", Linz 1822. Vieles im Manuscript Vorhandene besitzt Herr Buchhändler V. Fink in Linz. Unter seinen zahlreichen theologischen Schriften verdienen noch seine „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres", Augsburg 1777, 3 Bände, angeführt zu werden. W. W.

Linden (Tiliae), bilden eine besondere Pflanzenfamilie und gehören zur 13. Linné'schen Classe. Es sind stattliche Bäume mit wechselständigen, herzförmig-rundlichen Blättern und gelblichweiß blühenden Doldentrauben. Die 5blätterige Blumenkrone derselben ist von einem fünftheiligen Kelche umgeben; der Fruchtknoten ist fünffächerig und wird bei der Reife ein Nüßchen, welches 1—2 Samen hat und nicht aufspringt. Man unterscheidet die großblätterige oder Sommerlinde (T. grandifolia) und die kleinblätterige oder Winterlinde (T. parvifolia), die sich durch ihre Blätter, Blüthenzahl u. Nüßchen von einander unterscheiden. Der herrliche Wuchs beider Arten, die dunkelgrünen Blätter, die dicht belaubte Krone und die lieblich riechenden Blüthen empfehlen die L. zum Anbau auf öffentlichen Plätzen, Alleen &c. Sie erreichen einen Umfang von 20 und mehr Fussen, und ihr Alter erstreckt sich nicht selten über 800 bis 1000 Jahre. Das Holz der L. ist zum Brennen und Bauen nicht tauglich, dagegen dient es zu mancherlei Tischlerarbeiten, zu Schreiner- und Bildschnitzgegenständen u. s. w.; verkohlt ist es besonders zum Zeichnen und zur Bereitung des Schießpulvers geeignet. Der Bast ist äußerst zähe; aus ihm werden die Matten zum Einpacken von Kaufmannsgütern, Stricke, Körbe &c. verfertigt. Die Blüthen geben den Bienen den vorzüglichsten Honig und werden überdieß als Thee gebraucht. Aus dem Samen erhält man mittelst Auspressens gutes Oel. C. Arendts.

Lindenau (Bernhard August von), geboren 1780 zu Altenburg, bildete sich in Leipzig zum Kameralisten u. Juristen, ward 1798 Kammerassessor in Altenburg, 1801 Kammerrath, verweilte aber, als er mit Ernst das mathematische u. astronomische Studium ergriff, oft in Gotha, wo er 1804—5 während Zach's Abwesenheit die Sternwarte auf dem Seeberge leitete, deren Direktion er 1808 ganz erhielt. In diese Zeit fällt seine Redaktion der Zach'schen Korrespondenz (1808—17), die Vermessung Thüringens und Frankens, die Abfassung der „Tables barométriques" (1808), „Tabulae Veneris etc." (1809), „Tabulae Martis etc.", (Eisenberg 1812) u. nach einer Reise (1812) nach Frankreich, die ihn mit den ausgezeichnetesten Astronomen zusammenführte, die „Investigatio orbitae Mercurii" (1814). Im Jahre 1813 und 14 begleitete er den Großherzog von Weimar als Adjutant u. empfing zu Paris in einem Duell eine folgenschwere Verwundung. Nach seiner Rückkehr beschäftigte ihn wieder die Astronomie, und er gab mit Bohnenberger (s. d.) die Zeitschrift für dieselbe heraus (Tübingen 1816—1818). Die Verhältnisse Altenburgs veranlaßten ihn zum Rücktritte ins Geschäftsleben; er ward 1817 Vicekammerpräsident, 1820 Geheimrath und Minister in Gotha, und ordnete 1825 die Theilung der gotha'schen Lande. Im Jahre 1827 begab er sich, nach einer Reise nach Frankreich und der Schweiz, als königlich sächsischer Gesandter nach Frankfurt, fand aber hier keinen Anklang für seine Politik, kehrte 1828 über Holland, Dänemark, Schweden und Berlin nach Dresden zurück, wirkte besonders für den mitteldeutschen Handelsverein, sowie für Dresdens Kunstschätze, und ward 1830 Cabinetsminister. 1843 zog er sich von den Geschäften zurück, bestimmte seine Pension zu milden Zwecken und nahm, von einer Reise nach Italien mit vielen Kunstschätzen zurückgekehrt, seinen bleibenden Aufenthalt in Altenburg, wo er zugleich der Landschaft präsidirt.

Lindenbrog, Lindenbruch, Tiliobroga (Erpold), ein berühmter Historiker und Philolog, geboren zu Bremen 1540, war kaiserlicher Notarius u. Kanonikus zu Hamburg und starb den 20. Juni 1616. Man hat von ihm: Scriptores rerum german. septentrionalium, Frankfurt 1609 u. 1630, Fol., sehr selten; vermehrt von Fabricius, Hamburg 1706, Fol.; dabei L:s Leben; Chronik von des Kaisers Karl des Großen Leben und Thaten, Hamburg 1593, 4: Hist. regum Daniae, Leyden 1595, 4.; Chronik vom Krieg der Cimbrer mit den Römern; Hist. archiepiscoporum Bremensium u. a. Sein Bruder Heinrich, gestorben 1642, war gleichfalls ein trefflicher Philolog. Weiß Leben der berühmten Lindenbrogiorum, Hamburg 1723.

Lindenschmit (Wilhelm), tüchtiger Historienmaler, geboren 1806 zu Mainz, Sohn des dortigen Münzgraveurs Johann L., bildete sich, gut vorbereitet, 1823 in München, 1824 in Wien, wo er u. a. „Berlichingens Tod", „Andreas Baumkircher" fertigte und sich dann Cornelius in München anschloß. Er nahm hier an den Fresken in den Arkaden Theil, schuf ein großes Schlachtbild an der Kirche in Sendling (1829 bis 1831), schmückte das Innere des Königsbaues, die Pinakothek, Hohenschwangau, und arbeitete sich wieder in die Oelmalerei hinein. Charakter und Ausdruck, Harmonie u. technische Vollendung charakterisiren seine Werke. Im Jahre 1841 ernannte ihn der Herzog von Meiningen zum Hofmaler. — Auch sein Bruder, Ludwig L., geboren 1809, hat sich unter Cornelius zu einem geistreichen Zeichner u. Maler gebildet („Adolph von Nassau"). Er ist seit 1831 Lehrer an der Mainzer Gewerbschule.

Lindner, Friedrich Ludwig, königlich bayerischer Legationsrath und bekannter politischer Schriftsteller, geb. 1772 zu Mitau in Kurland, studirte in Jena Medizin, praktizirte einige Zeit in Wien u. Brünn, vertauschte aber diesen Beruf bald mit der literarischen und politischen Thätigkeit. Nach mehrfachem Wechsel seiner Verhältnisse kehrte er nach Deutschland zurück, wurde Professor der Geographie u. Statistik in Jena, sah sich aber, als Verehrer Napoleons, als Franzosenfreund angefeindet u. legte 1814 sein Amt nieder, um unberuhigt dem häuslichen Glücke zu leben. Da führte ihm der Zufall 1817 eines der geheimen Bulletins zu, in denen Kotzebue seine Ansichten über die deutsche Literatur dem russischen Ministerium mittheilte. L. nahm eine Abschrift von dem Bulletin und theilte dieselbe einem seiner Freunde mit, ohne jedoch dabei betheiligt zu seyn, daß sie später im Drucke erschien. Zuvor hatte er sich nach dem Elsaß, dem Geburtslande seiner Frau, gewendet u. dadurch, wiewohl absichtslos, sich gerichtlichen Verfolgungen entzogen. Sein Name war durch das Kotzebuesche Bulletin überall bekannt geworden und es wurde ihm, mit Bezug auf seine früheren Schriftstellerarbeiten, („Gemälde der europäischen Türkei", 1813; Theilnahme an Bertuchs „Geographischen Ephemeriden" u. „Länder- u. Völkerkunde"), leicht, sehr vortheilhafte Verbindungen zu schließen. Mit Cotta unternahm er eine neue Zeitschrift, „die Tribune", welche für die württembergischen Verfassungsangelegenheiten sprach, übersetzte Bailleul's Werk gegen Frau von Staël und arbeitete an den „Politischen Annalen". Allgemeines Aufsehen erregte sein „Manuscript aus Süddeutschland" (1820 mit falschem Druckort). Nach seinen, neuen politischen Stoff liefernden, Reisen in England u. Frankreich erschienen: „Geheime Papiere", in denen seine pikantesten Aufsätze gesammelt waren, und in denen er wiederum außerordentliches Talent für politische Schriftstellerei an den Tag legte. Seit dieser Zeit lebte er wieder im Elsaß, von wo er sich 1825 nach München begab u. daselbst die Redaktion der „Politischen Annalen" erst allein, dann in Gemeinschaft mit H. Heine übernahm. Es bildete sich nun allmälig die Ueberzeugung, daß L. keiner politischen Partei, noch weniger einer Faktion, am wenigsten den Demagogen angehöre. Er fand jetzt in den höheren Regionen unbedingten Zutritt u. selbst die russische Regierung gab ihm, bei Gelegenheit seiner Theilnahmsbezeugung am Griechenkampfe, ihre Zufriedenheit mit seinem publicistischen Wirken zu erkennen. Der König von Preußen sendete ihm ein Belobungsschreiben, weil er gezeigt, daß

Bayerns Zollvertrag mit Preußen beiden Ländern zum Ruhme gereiche u. heilsam seyn werde. 1832 redigirte er die damals entstandene, aber bald wieder eingegangene „Bayerische Staatszeitung." Lange ließ er nichts Besonderes von sich hören, während welcher Zeit er Werke über industrielle Gegenstände aus dem Französischen übersetzte u. sonst der Muse lebte, bis er endlich wieder mit der Schrift: „Europa u. der Orient" (Stuttgart 1839) hervortrat.

Lindpaintner (Peter Joseph), wurde 1791 zu Koblenz geboren, wo sein Vater Tenorist am Hofe des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus war. Nach der Secularisation des Erzbisthums folgte er seinem Vater nach Augsburg, wo er bis zu seinem 16. Jahre das Gymnasium besuchte. Da er hier für die Musik, die er als Nebenstudium trieb, viel Neigung u. Talent zeigte, so schickte ihn der Kurfürst nach München unter Winters Leitung. Hier schrieb er seine erste Oper „Demophoon" u. mehre kirchliche Musikstücke. Er wurde Musikdirektor am Isarthortheater im Alter von 20 Jahren, nachdem sein Wunsch, zu weiterer Ausbildung nach Italien zu gehen, durch den Tod seines Beschützers vereitelt worden war. Dem Rathe eines älteren Freundes zufolge setzte er seine, zu früh unterbrochenen, Studien unter Leitung des tüchtigen Contrapunktisten Graz fort u. blieb bis 1819 in München, von wo er dann nach Stuttgart als Hofkapellmeister berufen wurde. L. hat viele Verdienste um die Instrumentalmusik u. ist ein sehr produktives Talent, obgleich auch viele seiner Sachen nur Modulationen u. Combinationen des schon Vorhandenen sind. Außer einer Menge Instrumentalwerke, Ouverturen, Solostücke u. concertirender Symphonieen für Blaseinstrumente und dergleichen, schrieb er eine Anzahl Opern (Vampyr, Amazone, Genueserin, Sicilianische Vesper), Ballete (Aglaja, Zephyr und Rose, Joco) und mehre Oratorien (Jüngling von Nain), Messen, Psalmen u. s. w. Weisflog.

Lindwurm ist in den deutschen Sagen dasselbe, was der Draco der Griechen u. Römer u. der fabelhafte Drache (s. d.).

Lingam, in der indischen Mythologie das Symbol der zeugenden und empfangenden Kräfte; das Bild, unter welchem Schiwa angebetet wird. Es bedeutet die Vermählung des Feuers mit dem Wasser, des Schiwa mit dem Ganga (oder Parwati), zur Erzeugung der Welt. Wie der L. ein Bild des Schiwa wurde, erzählen die Indier selbst auf höchst verschiedene Weise; das wahrscheinlichste ist wohl, daß überhaupt bei den Naturvölkern das Symbol der Zeugung verehrt wurde, wie es mit dem Phallos und dem Priap (s. dd.) in Aegypten und Griechenland der Fall war.

Lingard (John), ein berühmter englischer Geschichtschreiber u. wackerer Vertheidiger der katholischen Kirche, war zu Anfang dieses Jahrhunderts katholischer Geistlicher zu Newcastle in der Grafschaft Northumberland u. hielt sich später in Rom auf. Von seinen Werken, welche sämmtliche in einem klaren, einfachen und gebildeten Style geschrieben sind, nennen wir: Catholic loyalty vindicated (Lond. 1805); Antiquities of the anglo-saxon.-church (ebendas. 1809); Documents to ascertain the sentiments of britsh catholics of former ages (ebendas. 1812); Strictures on Dr. Marsh comparative view of the churches of England and Rome (ebend. 1815); History of England till the revolution of (1688, ebendas. 1819—31, 8 Bde., deutsch von Salis, fortgesetzt von Berly, Frankf. 1828—33, 15 Bde. u. Quedlinb. 1827—37, 10 Bde. Eine Fortsetzung von 1688 bis auf unsere Tage erschien in Frankreich von de Marles, deutsch von Steck, 1r u. 2r Bd., Tüb. 1847).

Lingen, Grafschaft in Westphalen, stand früher unter den Grafen von Tecklenburg, gelangte im 16. Jahrhunderte an das Haus Nassau-Oranien und, als dieses 1702 mit Wilhelm III. von England ausstarb, an Preußen, welches 1815 die niedere Grafschaft, 9 □ Meilen mit 30,000 Einwohnern, fast durchaus Haideboden u. Moor, aber mit ergiebigem Flachsbau, Leinweberei rc., an Hannover abtrat. Die obere Grafschaft bildet einen Theil des preußischen Regierungsbezirkes Münster. Die Hauptstadt L., unweit der Ems, das alte Ascalingium, Sitz der Verwaltungsbehörden, hat 2600 Einwohner, 3 Kirchen, ein akademisches Gymnasium, Hebammeninstitut u. ansehnliche Leinwand- u. Wollwebe

Linguet (Simon Nicolas Henri), ein bekannter politischer Schriftsteller, geboren zu Rheims 14. Juli 1736, ging schon in jungen Jahren als Sekretär des Prinzen von Beauvau nach Portugal, kam in seinem 28. Jahre nach Paris zurück u. machte als Advokat durch seinen feurigen Geist Aufsehen, wurde aber wegen seiner ungestümmen Streitsucht u. beleidigenden Freimüthigkeit von den Gerichtshöfen ausgeschlossen. Er schrieb nun seit 1774 sein Journal politique et littéraire u. von 1777 bis 1790, mit einigen Unterbrechungen, seine Annales politiques, civiles et littéraires, hielt sich inzwischen in der Schweiz, Holland, London u. Brüssel auf, mußte von 1779—1782 wegen seiner ungezügelten Feder in der Bastille zubringen, ging dann wieder nach London, Brüssel u. nach Wien, wo er von Kaiser Joseph II., dessen Plane er in seinen Annalen begünstigte, ein Geschenk von 1000 Dukaten erhielt. Er verscherzte aber in der Folge die Gunst des Kaisers, kam nach Paris zurück, wurde in der Schreckensperiode als Feind der Republik verhaftet und den 27. Juni 1794 gouillotinirt. L. war ein Mann von unruhigem Geiste, der sich durch seine Beredtsamkeit u. Schriftstellertalent zwar vielen Ruhm erwarb, aber durch seine Derbheit, Paradoxiensucht und seine beleidigenden Ausfälle auf Menschen u. Anstalten viele Feinde machte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften bemerken wir: „Histoire du siècle d'Alexandre" (Amsterdam 1762); „Histoire des révolutions de l'empire rom." (2 Bde., Par. 1766); „Théorie des lois civiles" (3 Bde., Paris 1767) und „Histoire impartiale des Jésuites" (Paris 1768); „Journal de politique et de littérature" (1744—76, 1747—78 von Laharpe fortgesetzt); „Annales politiques civiles et littéraires" (1777—92); „Considérations sur l'ouverture de l'Escaut" (2 Bde. 1787) u. a.

Linguistik, deutsch Sprachenkunde; davon Linguist, ein Sprachkundiger, vgl. Philologie.

Linie, 1) im mathematischen Sinne, heißt eine Ausdehnung in die Länge, ohne Breite u. Dicke. Die mathematischen L.n sind entweder gerade, oder krumme. Die geraden sind: die Diagonale, die Senkrechte, die Wagrechte u. die Parallele, zu welchen auch die gebrochene gerechnet werden kann. Die krummen L.n, mit Ausnahme des Kreises, sind die sogenannten Kegelabschnitte, nämlich: die Ellipse, die Hyperbel u. Parabel. — 2) Als Längenmaß, entweder der 12. oder 10. Theil des Zolles. Im ersten Falle heißt sie auch Duodecimal-L., wovon 144 einen Fuß (zu 12 Zoll) ausmachen; im zweiten Decimal-L., deren 100 einen Fuß (zu 10 Zoll) betragen. Nach der verschiedenen Größe des Fußmaßes ist auch die der L. sehr abweichend. Zur Bestimmung der Größe aller Fuß- u. Ellenmaße bedient man sich immer noch vorzugsweise der alten französischen oder Pariser L. — 3) In der Geographie und Schifffahrtskunde siehe Aequator. — 4) In der Taktik eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten in gerader L. nebeneinander und in eben solchen L.n hintereinander. In diesem Sinne sagt man rechts oder links in L. aufmaschiren, je nachdem man aus einer im Marsche begriffenen, rechts oder links abmaschirten Colonne in der Richtung der rechten oder linken Flanke aufmarschiren will. L.n oder Treffen nennt man die in wohlberechneter Entfernung hintereinander aufgestellten Truppen, welche bestimmt sind, die im Gefechte befindlichen Abtheilungen abzulösen u. so dem Feinde immer neue Streitkräfte entgegenzuführen. — 5) In der Fortifikation, eine Reihe zusammenhängender Verschanzungen, die eine Strecke von einer oder einigen Stunden weit fortlaufen und zur Deckung einer ganzen Stellung, oder eines ganzen Landes dienen sollen. Sie sind bald gerade fortlaufend, bald im Zickzack gebrochen, von Zeit zu Zeit mit Redouten u. Fleschen versehen. Das eigentliche Zeitalter der L.n begann zu Ende des 17. Jahrhunderts in Ludwigs XIV. Kriegen. Hier suchte man die alten Circum- u. Contravallations-L. (s. d.) zum Angriffe der Festungen hervor u. deckte auch durch L.n ganze Stellungen, u. die Kriege des Herzogs von Luxemburg in den Niederlanden, u. besonders des Markgrafen von Baden in Deutschland, wurden sehr vorsichtig, größtentheils mit Verschanzungen

in L.form geführt; die L. an der Lys von Denain, von Stollhofen, an der Tauber, bei Weissenburg, waren die berühmtesten. Seitdem sind die L. aber als ganz unzweckmäßig durch die Erfahrung erwiesen worden, da sie stets den Fehler zu weit ausgedehnter Stellungen haben, u. daher fast ganz außer Gebrauch gekommen, u. nur die weissenburger L.n haben im Revolutionskriege, so wie die L. der Engländer zwischen dem Tajo u. dem Meere von Lissabon, in dem Kriege 1810 u. 1811 noch ihr Andenken erhalten. — 6) In der Genealogie: eine Reihe Verwandter von verschiedenen Graden, die aber sämmtliche von Einem Stammvater herkommen.

Linienschiffe, oder **Rangschiffe**, nennt man Kriegsschiffe vom ersten Range (120—90 Kanonen) oder vom zweiten (90—80 Kanonen), oder vom dritten, 80—60 Kanonen), welche mit den, für jedes Schiff bestimmten Truppen, bei einer Seeschlacht in der Schlachtlinie stehen.

Liniensystem, **Notensystem**, **Notenplan**, auch wohl **Klang- u. Tonleiter**, nennt man die fünf über einander gezogenen Linien und ihre vier Zwischenräume, auf welche die Noten nach ihrer verschiedenen Höhe u. Tiefe gestellt werden. Diese Linien u. Zwischenräume werden aufwärts, von unten nach oben, gezählt. Auch rechnet man zum L. die kleinen Hülfslinien zur Bezeichnung der außerhalb desselben, tiefer oder höher befindlichen Töne. Früher, als vor dem 15. Jahrhunderte, in welchem erst der Gebrauch jener fünf Linien allgemein wurde, gebrauchte man 3, 4, 5, 6, auch 7 Linien.

Linientruppen werden, im Gegensatze zu den leichten Truppen, so wie zu den Nationalgarden u. Milizen, alle jene Truppen genannt, welche in der Linie (s. Linie 4) fechten. Ihre Wirksamkeit besteht im gedrängten Zusammenstehen der Soldaten, welche feste u. geschlossene Körper bilden, in der Gesammtwirkung Aller, während die leichte Infanterie, in zerstreuter Ordnung aufgestellt, in eben dieser Zerstreuung durch einzelne Theile, oder nur durch Einzelne wirket.

Link (**Heinrich Friedrich**), geheimer Medizinalrath u. Professor an der Universität Berlin, geboren zu Hildesheim den 2. Februar 1769, besuchte das Andreaneum in seiner Vaterstadt, bezog 1787 die Universität Göttingen, wurde 1789 zum Med. Dr. promovirt, docirte das folgende Jahr als Privatdocent daselbst u. wurde 1792 als ordentlicher Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik nach Rostock berufen. 1790 begleitete er den Grafen von Hoffmannsegg auf seiner Reise durch Portugal; 1811 wurde er als Professor der Botanik und Chemie an die Universität Breslau berufen, 1815 aber zum Professor der Naturwissenschaften an der Universität Berlin u. 1823 zum geheimen Medizinalrath ernannt. — L. hat mehre Schriften in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften bekannt gemacht; am meisten Geltung fanden seine botanischen. Die wichtigeren unter denselben sind: „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal" (Kiel 1801—4, 3 Bde.); „Grundlehren der Anatomie u. Physiologie der Pflanzen" (Göttingen 1807, Nachträge dazu 1809 u. 1812); „Ideen zu einer philosophischen Naturkunde" (Breslau 1815); „Propyläen der Naturkunde" (2 Bde., Berlin 1836 u. 1839); „Elementa philosophiae botanicae" (Berlin 1821, 2. Aufl. 1824, deutsch 1837); „Icones anatomico-botanicae" (2. Auflage, Berlin 1837). — Außerdem schrieb er mehre Abhandlungen u. ist Mitherausgeber u. thätiger Mitarbeiter des „Encyclopädischen Wörterbuchs der medizinischen Wissenschaften." E. Buchner.

Linné, **Karl von**, berühmter Naturforscher, geboren den 24. Mai 1707 zu Rashult in Smaland in Schweden, ältestes Kind des dortigen Kaplans und nachherigen Pastors in Reubrahult, und abstammend aus einer Bauernfamilie, die sich **Bengtson** nannte, zeigte von frühester Jugend auf große Lust an der Pflanzenwelt, die durch seines Vaters schönen, auserlesene Bäume und Blumen enthaltenden, Garten geweckt ward. 1717 kam L. in die Schule nach Weriö, aber sowohl da, als später im Gymnasium, konnte er den Lehrgegenständen, die zunächst auf seine Ausbildung zum Prediger berechnet waren, wenig Geschmack

abgewinnen, sondern trieb, statt ihres Studiums, mit vollem Eifer das der Botanik, indem er sich mit Lesen botanischer Schriften und mit Beobachtung u. Sammeln von Pflanzen beschäftigte, so daß seine Lehrer und Kameraden ihn den „kleinen Botaniker" nannten. So kam es denn auch, daß 1726 sein Vater bei einem Besuche in Weriö, zu großer Betrübniß, von allen Lehrern hören mußte, daß L. nicht zum Studieren tauge, sondern einem Handwerke zuzuführen sey; nur der Lehrer der Physik und Provinzialarzt Rothmann widersprach diesem Urtheile und bezeichnete ihn als den besten unter seinen Mitschülern, der zwar nie ein Prediger, dafür aber ein tüchtiger Arzt werden würde; ja, er ließ sich selbst herbei, das nächste Jahr für des jungen L. Unterhalt zu sorgen und ihm Privatunterricht in der Physiologie zu ertheilen. 1727 begab sich L. auf die Universität in Lund, im folgenden Jahre aber, auf Rothmanns Zureden, auf die Universität Upsala, wo er Anfangs in den dürftigsten Verhältnissen lebte, aber bald durch seine botanischen Kenntnisse sich die Zuneigung und Unterstützung des Olof Celsius (s. d.) erwarb, welcher die Bearbeitung einer Geschichte der biblischen Pflanzen beabsichtigte und dazu L.s Beihülfe in Anspruch nahm. 1730 erhielt L. den Auftrag, an des alten Rudbeck Stelle öffentliche Vorlesungen über Botanik zu halten; 1732 unternahm er in Auftrag der Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala eine wissenschaftliche Reise durch Lappland; 1733 hielt er sich wieder in Upsala auf und las über Probierkunst; 1734 unternahm er eine Reise durch Dalekarlien und verlobte sich dann in Fahlun mit der ältesten Tochter des Stadtphysikus Moräus, welche ihm die Mittel verschaffte, ins Ausland reisen und daselbst promoviren zu können. Dieß geschah den 24. Juni 1734 zu Harderwyk in Holland. Die folgenden beiden Jahre verlebte L. in Holland, in Berührung mit Boerhaave und Burmann, gab mehre botanische Werke heraus, und übernahm auf des ersteren Empfehlung die Aufsicht über den berühmt gewordenen Garten des G. Clifford (s. d.) zu Hartecamp. 1736 unternahm L. eine Reise nach England; zurückgekehrt, wurde er, während er seine „Genera plantarum" veröffentlichte, zum Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften unter dem Namen Dioscorides II. ernannt; 1738 verließ er, ungeachtet vieler glänzenden Anerbietungen, Holland und kehrte über Paris nach seinem Vaterlande zurück, woselbst er sich in Stockholm als Arzt niederließ, Anfangs aber kein großes Glück machte. Dagegen wurde er im folgenden Jahre Präsident der von ihm mitgestifteten Akademie der Wissenschaften, öffentlicher Lehrer der Botanik und Mineralogie und Admiralitätsarzt; zugleich nahm auch seine ärztliche Praxis in ausgedehntem Maaße zu, so, daß er noch im selben Jahre sich mit seiner Verlobten verehelichen konnte. 1741 wurde L., nach einer amtlichen Reise durch Oeland, Gothland u. Westergothland, zum Professor in Upsala ernannt; 1747 erhielt er die Würde eines Archiater, 1753 aber den Nordsternorden; 1756 wurde er in den Adelstand erhoben und verwandelte nun den vom Vater ererbten Namen Linnäus in Linné. 1773 fing L. an zu kränkeln; 1774 erlitt er einen Schlaganfall, der sich 1776 wiederholte; von nun an schwanden seine Geistes- und Körperkräfte immer mehr und 1778 den 10. Januar starb er. — L. hat sich unsterbliche Verdienste um die Naturwissenschaften erworben, nicht bloß durch eigene Forschungen und Entdeckungen, sondern auch durch die Heranziehung einer großen Anzahl der tüchtigsten Schüler, die aus allen Gegenden der Erde herbeiströmten, um unter seiner Leitung ihre Ausbildung zu erlangen und zu vervollständigen. Abgesehen von seinen Verdiensten um die Heilkunde, besonders in Beziehung auf Pathologie und auf die Lehre von den Heilkräften, hat er sich vorzüglich um die Naturgeschichte verdient gemacht. In allen drei Reichen der Natur hatte er sich schon in seinen jungen Jahren durch seine Forschungen die Oberherrschaft erworben und diese bis an sein Ende behauptet. Im Mineralreiche zwar waren seine Leistungen am schwächsten, da er sich eigentlich nur während seines Aufenthaltes in Fahlun besonders damit beschäftigte; aber doch führte er zuerst Ordnung und System im Mineralreiche ein, bildete Classen,

setzte Geschlechter und Arten nach äußerlichen Kennzeichen fest und erhob so die Mineralogie zur Wissenschaft. Bedeutender sind L.s Leistungen im Thierreiche: es fehlte noch an aller Ordnung in demselben, namentlich bei den kleineren Thieren, und die unendliche Menge derselben war in voller Verwirrung unter einander gemengt. L. führte feststehende Unterscheidungskennzeichen für die Classen, Geschlechter und Arten ein und erstreckte sein System über das ganze Thierreich; außerdem entdeckte und beschrieb er eine große Menge neuer Arten. Am bedeutendsten aber sind L.s Verdienste um das Pflanzenreich, dessen Studium er stets mit Vorliebe und unermüdetem Eifer ergeben war. Seine Forschungen führten einen völligen Umschwung in der Botanik (s. d.) herbei, indem er derselben ein neues System zu Grunde legte. Dieses, das L.'sche System, welches auch das Sexual-System und vorzugsweise das künstliche genannt wird, beruht auf der Beachtung der Geschlechtsorgane der Pflanzen. Zwar war schon vor ihm auf die Geschlechtsverhältnisse der Pflanzen die Aufmerksamkeit der Naturforscher gelenkt worden, L. aber benützte die Verschiedenheit dieser Geschlechtsverhältnisse zur Grundlage für die Anordnung des gesammten Pflanzenreiches. Er beschränkte sich aber nicht allein auf die Geschlechtsverhältnisse der Pflanzen, sondern faßte die wesentlichsten Merkmale jeder Pflanze, namentlich ihrer Fructificationstheile, zusammen und stellte dieselben Arten als natürlichen Charakter der Geschlechter auf. Dieselbe Umsicht bewährte er bei der Anordnung der Arten, deren er eine große Anzahl entdeckte und zuerst bekannt machte, unterstützt durch seine eigenen reichen Sammlungen, die er theils auf seinen Reisen selbst erworben, theils von seinen Schülern und anderen reisenden Naturforschern in reichlichem Maaße zugesendet erhielt. Bei seinen Beschreibungen bediente er sich einer eigenen botanischen Kunstsprache, die er nach bestimmten Regeln gebildet hatte, und die allgemein eingeführt ward; wie denn sein System alsbald die allgemeinste Anerkennung sich erwarb und, abgesehen von Frankreich, bei den Naturforschern aller Länder Eingang und Anwendung fand. Ist dasselbe auch heut zu Tage zum Theile durch das natürliche System der Pflanzenfamilien verdrängt, so bleibt doch für das erste Studium der Botanik immer das L.'sche System vorzuziehen, u. andererseits hat L. selbst schon die Einführung eines natürlichen Systems vorbereitet, indem er mehr als 60 Pflanzenfamilien aufstellte. — L.s wichtigste Schriften sind: „Systema Naturae," Leyden 1735. — „Gene raplantarum," Leyden 1737. — „Fundamenta botanica," Amsterdam 1736. — „Philosophia botanica," Stockholm 1751. — „Species plantarum," Stockholm 1753. — „Amoenitates academicae," Stockholm 1749. — Diese sämmtlichen Schriften erschienen in wiederholten Auflagen; außerdem gab er mehrere Floren, eine Janua, einige ärztliche Schriften, ferner seine Reisebeschreibungen, sowie eine große Anzahl Abhandlungen heraus. — L.s einziger Sohn: Karl von L., geboren zu Jahlun den 20. Januar 1741, studirte zu Upsala, wurde 1759 daselbst Demonstrator im botanischen Garten, 1763 designirter Professor der Botanik, 1765 Med. Dr., 1778 Nachfolger seines Vaters als ordentlicher Professor der Botanik und starb unverheirathet 1783 am 1. November. Mit ihm erlosch L.s männliche Nachkommenschaft. — Vergleiche L.s eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen von Afzelius. Upsala 1823, deutsch von K. Lappe, Berlin 1826. — D. H. Stöver, Leben des L. 2 Theile, Hamburg 1792. — A. Bäck, Gedächtnißrede auf L. übersetzt ins Deutsche, Stockholm 1779. E. Buchner.

Linos, einer der ältesten griechischen Sänger, nach Diodor der Erfinder des Versbaues, Lehrer des Orpheus, Thamyris u. Herakles, von welchem er erschlagen wurde. Er wird für einen Sohn des Apollo u. der Urania gehalten.

Linus, der Heilige und Martyrer, Nachfolger des heiligen Petrus auf dem römischen Stuhle, gebürtig aus Volaterra im Toskanischen, wurde erwählt im Jahre 66 und verwaltete die Kirche etwa über 12 Jahre. Unter diesem Papste, dessen der heilige Paulus II. Thimoth. 4, 21 gedenket, dessen Name im römischen Meßbuche steht und dessen Andenken nach dem römischen Brevier am

23. September gefeiert wird, wurde im Jahre 70 durch Titus (s. d.) erfüllt, was der göttliche Heiland von dem unglücklichen Ende Jerusalems und seines Tempels vorhergesagt und die Juden durch ihren Ruf: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder," selbst verlangt hatten: daß kein Stein auf den anderen bleiben werde.

Linse (Ervum lens L.), eine einjährige Hülsenfrucht, welche wegen ihrer Samen, die eine sehr nahrhafte Speise und Viehfutter sind, in Deutschland und anderen Ländern auf den Feldern angebaut wird und deren Gehalt an der nahrhaften thierisch-vegetabilischen Substanz größer ist, als bei jeder andern Hülsenfrucht. Die Körner sind für die Hausthiere ein vortreffliches Futter, und eben so auch das Stroh, welches dem Heu gleich geschätzt wird und besonders für Lämmer und Kälber empfohlen wird. Man unterscheidet zwei Arten: die gemeine kleine oder deutsche Feld-L. und die große Garten- oder Pfennig-L., welche letztere größere Körner hat, mehlreicher u. schmackhafter ist, als die erstere. Die L.n werden nicht allein in den Haushaltungen häufig als Gemüse genossen, sondern sind auch, besonders an den Seeplätzen, ein bedeutender Handelsartikel, indem man sie zur Verproviantirung der Schiffe benützt.

Linsengläser, oder Linsen, nennt man im Allgemeinen alle, von zwei Kugelflächen begränzten Gläser, unterscheidet aber, je nach der Lage dieser Kugelflächen zu einander, verschiedene Arten von Linsen, nämlich: 1) die biconvexe Linse, von zwei Kugelflächen eingeschlossen, deren erhabene Seiten nach Außen gekehrt sind; 2) die planconvexe Linse, begränzt von einer Ebene u. einer, die erhabene Seite nach Außen kehrenden Kugelfläche; 3) die biconcave Linse, von zwei, ihre hohle Seite nach Außen gekehrten Kugelflächen eingeschlossen; 4) die planconvexe Linse, begränzt von einer Ebene u. einer, mit der hohlen Seite nach außen gekehrten Kugelfläche; 5) der Meniscus, oder auch concav-convexe Linse genannt, von zwei Kugelflächen eingeschlossen, deren eine die hohle, die andere die erhabene Seite nach Außen kehrt, doch so, daß die erstere den größeren Halbmesser hat; endlich 6) die convex-concave Linse, wie die vorige gebildet, nur daß hier der Halbmesser der, die erhabene Seite nach Außen kehrenden, Kugelfläche der größere ist. Von diesen sechs verschiedenen Arten heißen 1., 2. u. 5. convexe Linsen, während man 3., 4. u. 6. concave Linsen nennt. Die convexen L. besitzen allein die Eigenschaft, die Lichstrahlen in einem Brennpunkte zu sammeln, während die concaven sie zerstreuen. Es erklärt sich somit, wie die ersteren vergrößern, die letzteren verkleinern. Die hohlen L. bestehen aus zwei erhabenen Gläsern, deren inneren leeren Raum man durch eine helle Flüssigkeit, besonders Alkohol, ausgefüllt hat.

Linth, ein Fluß in den Schweizercantonen Glarus, St. Gallen u. Schwyz, entsteht im L.-Thale, dem südlichsten Theile des ersten Cantons, am Fuße des Tödi u. Kistenberges, aus der Vereinigung dreier Bäche, nimmt, in nordöstlicher Richtung den Canton Glarus durchströmend, die beträchtlichsten Gewässer desselben auf, fließt in den Wallenstädter See, verläßt ihn wieder bei Wesen und fällt beim Schlosse Grynau in den Züricher See, den sie als Limmat (s. d.) wieder verläßt. Durch plötzlich einfallendes Thauwetter und heftige Ungewitter wird dieser mäßig große Strom oft wild u. verheerend. Schiffbar ist er vorzüglich zwischen den beiden Seen; er enthält auch viele Fische. — Der Name L. erinnert an eine der schönsten und wohlthätigsten Unternehmungen der Eidgenossen, die Herstellung des L.-Kanales und die Gründung der L.-Colonie. Siehe hierüber die Artikel Escher und Glarus.

Linz, die freundliche Hauptstadt Oberösterreichs, liegt unter 31° 56′ 30″ L. und 48° 18′ 54″, in überaus schöner Gegend. Ein Kranz anmuthiger Höhen, durch dessen Mitte als breites Silberband die Donau sich windet, umgibt die Stadt und trennt sie im Süden von der großen Welser Ebene, jenseits welcher im fernen Hintergrunde die Alpen des Salzkammergutes empor ragen. Die pittoreskesten Ansichten von Linz gewähren die Berge des linken Donauufers. Die Stadt hat 4 Thore und ist in 4 Viertel getheilt, welche aus der eigentlichen

Stadt, dann den 3 Vorstädten (obere, untere und äußere) gebildet werden. Die Gassen zeigen eben nur so viel Regelmäßigkeit, als man ertragen kann; man wird nicht von der Langeweile schnurgrader, unabsehbarer Häuserzeilen angegähnt, braucht aber auch nicht immer um Krümmen u. Ecken zu biegen. Der Marktplatz, von wohlgebauten 3 bis 5 Stockwerke hohen Häusern umgeben, mißt 125 Klafter in der Länge und halb so viel in der Breite, senkt sich aber stark gegen die Donau hinab. Im Mittelpunkte steht eine aus Marmor gemeißelte Dreifaltigkeitssäule, von Kaiser Karl VI. zum Gedächtniße der 1713 wüthenden Pest errichtet. Eben daselbst sieht man zwei schöne marmorne Springbrunnen mit den Statuen Neptuns und Jupiters. Ein anderer öffentlicher Platz ist die Promenade vor dem Landhause, deren Raum mit schattigen Platanenalleen bepflanzt ist. Gebäude, die sich als besondere Meisterstücke der Architektur geltend machen könnten, hat L. keine aufzuweisen; doch sind von den 10 Kirchen der Stadt sehenswerth: die stattliche, zweithürmige Domkirche, 1670 von den Jesuiten erbaut, mit einer herrlichen Orgel von Chrismann; die alte ehrwürdige Stadtpfarrkirche von 1286; die ehemalige Minoriten-, jetzt Landhauskirche mit einem schönen Altarblatte von Altomonte (Hochberg); die Kapuzinerkirche St. Mathias mit dem Grabmale Montecucculi's, welcher 1680 in L. an einer von einem herabfallenden Balken empfangenen Wunde starb, u. der Gruft der Starhemberge. Das auf einem Hügel gegen die Donau liegende u. die ganze Stadt beherrschende Schloß, in welchem noch Kaiser Karl VI. eine Zeit lang residirte, ist jetzt zu einem Strafhause umgewandelt. Ein alter verfallener Thurm erinnert allein noch an dessen frühere Bestimmung als schirmende Veste. In dem weitläufigen Landhause, das mit einem hohen, kupfergedeckten Thurme geziert ist, versammeln sich die Stände von Oberösterreich. Das Interessanteste, was man von Bauten in L. sehen kann, sind die neuen Befestigungswerke, deren Schöpfer der Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este ist. Statt der bisher üblichen, zusammenhängend fortlaufenden Wälle u. Bastionen umgeben die Stadt in einer 2 Stunden weiten Ellipse bombenfeste Thürme, von denen ein Theil auf dem linken, der andere auf dem rechten Donauufer erbaut ist. Sie steigen, durch unterirdische Gänge mit einander verbunden, von der Tiefe allmählich zu den Hängen und Gipfeln der Hügel empor. Die höchste Spitze, den Pöstlingberg, umschließen 5 dieser Thürme im Kreise u. bilden dort gleichsam eine Citadelle. Gegen die Donau hinab ziehen von den zwei sich als Endpunkte gegenüber stehenden Thürmen dicke, feste Mauern bis hart an den Fluß, u. Batterien bestreichen diesen bis auf eine große Entfernung. Jeder Thurm hat 80 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Höhe, 3 Stockwerke, von denen aber nur das oberste aus der Erde hervorragt, und enthält einen Brunnen, die nöthigen Magazine ꝛc. Alle zusammen können gegen 600 Geschütze aufnehmen. Der Zweck dieser Festungswerke, deren Bau 1831 begann und 1836 vollendet wurde, ist, hier, wo alle Hauptstraßen zusammentreffen, einen starken Waffen- und Lagerplatz zu haben, welcher das Donauthal vertheidigt. — L. ist der Sitz der k. k. Landesregierung für Oberösterreich und Salzburg, und der damit verbundenen Behörden, eines Bischofes u. Domkapitels, des k. k. Militär-Oberkommandos der Provinz, eines Merkantilgerichtes, einer Zollgefäll-Administration, eines Oberpostamtes, einer Salzverwaltung u. s. w. Ein Magistrat leitet die städtischen Angelegenheiten. 25,000 Einwohner ohne die Garnison. — Klöster: Kapuziner, Barmherzige Brüder, Karmeliter, Ursulinerinen, Elisabethinerinen, Jesuiten. — Von Anstalten für Wissenschaft, Kunst, Unterricht u. Erziehung bestehen hier: Ein Lyceum, mit einer ansehnlichen Bibliothek, darunter 500 Inkunabeln und ein chinesisches Manuscript, ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, ein vaterländisches Museum (Museum Francisco-Carolinum) mit sehr interessanten Sammlungen im naturhistorischen, numismatischen und historischen Fache, eine Normalhauptschule, eine Mädchenschule u. Erziehungsanstalt bei den Ursulinerinen, zwei militärische Erziehungshäuser, ein Musikverein mit unentgeltlicher Musikschule, eine Taub-

stummenlehranstalt, eine Hebammenschule, eine Schwimmschule. Für die Zwecke der Wohlthätigkeit sorgen: Das Krankenhaus der barmherzigen Brüder, das Hospital der Elisabethinerinen, ein Bürgerspital, ein Lazareth, die Keller'sche Waisenstiftung, die Theresinische Waisenstiftung, eine Pfründanstalt, ein Gebärhaus, ein Irrenhaus, eine Kinderbewahranstalt, ein Armeninstitut u. a. — Nebst den gewöhnlichen städtischen Gewerben blühen in L. Fabriken für Tuch u. Casimir, Baumwollenwaaren, Barchent, Leder, Pulver, Spielkarten. Großes städtisches Brauhaus, 1590 erbaut. Die einst so berühmte k. k. Aerarial-Wollenzeug-Manufaktur ward 1837 partiell aufgehoben u. von den vielen Fabrikationszweigen, die da betrieben wurden, sind allein noch die Teppichweberei u. Schafwollenzeugdruckerei im Gange. In diesen beiden Industriezweigen leistet aber die Anstalt wahrhaft Ausgezeichnetes. Seit 1842 besteht in L. ein Mandatariat des Vereines zur Unterstützung u. Beförderung der Industrie und Gewerbe für Oesterreich u. 1845 ist hier eine Landwirthschaftsgesellschaft für das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns u. Salzburg in's Leben getreten. Auch als Handelsplatz ist L. nicht unbedeutend; die Hauptgeschäfte sind in Wollenzeug, Teppichen, Baumwollenwaaren, Tuch, Leinen, Zwirn, Leder u. Eisen. Beträchtliche Spedition auf der Donau. Erhöhtes Leben gewann die Stadt in den letzten Jahren durch die Dampfschifffahrt u. die Eisenbahnen, deren zwei von hier ausgehen, die eine nordwärts nach dem 17 Meilen entfernten Budweis in Böhmen, die andere gegen Süden, über Wels nach Gmunden im Salzkammergute (9 ½ Meilen). Auf beiden geschieht der Transport durch Pferde. — Das gesellige Leben in L. trägt einen sehr heiteren Charakter. Ueberhaupt wohnt ein fröhliches u. gemüthliches Volk hier u. in der Umgegend. Berühmt sind die zierlichen Goldbrahthäubchen der schönen Linzerinnen. Das Theater, 1803 von den Ständen neu erbaut, ist mit dem Reboutensaale u. einem Casino vereint. Den öffentlichen Vergnügungsplätzen verleiht einen besondern Reiz, daß sie meist mit schönen Gartenanlagen umgeben sind, wie auch viele Privathäuser angenehme Gärten neben sich haben, was die Stadt um so freundlicher und anmuthiger macht. Schöne Badeanstalten. — Von L. führt eine hölzerne, auf 15 Jochen ruhende, 144 Klafter lange Brücke nach dem am linken Donauufer liegenden ansehnlichen Markte Urfahr hinüber, wo der Sitz des Kreisamtes vom Mühlviertel ist. 2800 Einwohner. — Die Umgebungen von L. sind ausgezeichnet schön. Einer der genußreichsten Spaziergänge führt am rechten Donauufer aufwärts in das romantische Felsenthal St. Margarethen, von wo sich der Pfad über den Kalvarienberg zu der eleganten Bergwirthschaft des Jägermeyer hinanwindet. Oben, nahe am Pavillon, überrascht den Lustwandler eine entzückende Aussicht nach L., Enns, Strengberg und der endlos am Horizonte hinziehenden Alpenkette. Unfern vom Jägermeyer, am Freinberge, gewahrt man ein massiv aus rothem Sandsteine aufgeführtes Rondell. Es ist dieß der Probethurm, dessen Bau der Herstellung der übrigen Fortifikationsthürme von L. voranging. 1836 verwandelte ihn Erzherzog Maximilian in ein gothisches Kastell, ließ daneben eine Kirche in demselben Style aufführen u. übergab dann Alles den Jesuiten, welche hier ein Filialcollegium unterbrachten. Umfassender noch, als beim Jägermeyer, ist die Aussicht von dem 283 Klafter hohen Pöstlingberge am linken Donauufer, dessen Gipfel die schon erwähnte Citadelle u. eine stark besuchte Wallfahrtskirche trägt. Andere interessante Punkte der Umgebung sind: Buchenau, Zizelau an der Mündung der Traun, der Starhemberg'sche Park Auhof. Zu erwähnen ist auch das Dorf Kleinmünchen bei L., welches seit einigen Jahren zu einem merkwürdigen Fabrikorte emporgeblüht ist. Man findet dort eine Kattundruckfabrik, eine Baumwollengarnspinnerei, eine Firniß- u. Malerfarbenfabrik und eine ausgezeichnete Teppichfabrik. — Gelegenheit zu weiteren Ausflügen bieten das Cisterzienserstift Wilhering u. das Chorherrenstift St. Florian; am linken Donauufer aber die Badeorte Kirchschlag u. Müllacken, dann die Starhemberg'sche Bergveste Wildberg, zu welcher der Weg über das herrlich

gelegene St. Magdalena durch den wildschönen Haselgraben führt. — L., wahrscheinlich das Lentium der Römer, wird im Mittelalter zuerst unter den Karolingern genannt. Das Schloß entstand um 906, daneben die Pfarrkirche St. Martin. 1098 wurden die ersten Ringmauern mit Thoren erbaut u. 1106 die erste Brücke über die Donau. Die Stadt gehörte damals den mächtigen Dynasten von Kirnberg, welchen Hauses Letzter sie 1140 an den Markgrafen Leopold V. von Oesterreich verkaufte. 1490 erhob Kaiser Friedrich III. L. zur Hauptstadt des Landes ob der Enns. Brände, Ueberschwemmungen, Seuchen, Kriegsdrangsale, Belagerungen laufen, wie in den meisten Stadtchroniken, so auch hier durch die Ortsgeschichte als schwarzer Unglücksfaden. Wichtige historische Momente sind: der den 19. August 1493 zu L. erfolgte Tod Kaiser Friedrichs III.; die 16 Wochen andauernde Belagerung der Stadt im Bauernkriege, während welcher der Anführer der Rebellen, Stephan Fadinger, die tödtliche Wunde erhielt, an der er zu Kleinmünchen starb (5. Juli 1626); die Besetzung von L. durch die Franzosen u. Bayern im Jahre 1741, nach welcher sich Kurfürst Karl Albrecht von Bayern daselbst als Erzherzog von Oesterreich huldigen ließ; die Anwesenheit des Papstes Pius VI. am 24. April 1782; die Losreißung Oesterreichs von dem Passauer Sprengel u. die Gründung eines selbstständigen Bisthumes zu L. durch Joseph II. (1784); der Einzug der Franzosen im Jahre 1805, nachdem sie die russische Arriergarde geschlagen; die wiederholte Besitznahme der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1809, welche dießmal acht Monate dauerte u. der Bürgerschaft große Lasten verursachte. — L. Pillwein: Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt L. und ihrer nächsten Umgebung ꝛc., L. 1824. H. Heinse: L. u. seine Umgebungen, 2. Aufl, 1838. mD.

Liparische Inseln, bei den Alten auch Aeolische Inseln genannt, eine Gruppe von 12 größeren u. einer Anzahl kleinerer vulkanischer Inseln, zwischen 32° 10′ — 33° 12′ östl. Länge u. 38° 25′ — 38° 28′ nördl. Breite, im Norden von Sicilien und zur Provinz Messina gehörig, mit 20,000 Einwohnern. Die vorzüglichsten sind: Lipari, Volcano, Panaria, Stromboli, Salina, Felicudi, Alicudi u. Ustica. Sie sind reich an Wein, Oel, Rosinen, Korinthen, Feigen, Baumwolle, Fischen, Bimsstein und Schwefel, welche Produkte der Gegenstand eines beträchtlichen Ausfuhrhandels sind. Lipari, die größte, hat 5 □ M., 15,000 Einwohner, Mineralquellen, guten Wein, ist aber sehr gebirgig, hat hohe, felsige Ufer u. mehre ausgebrannte Vulkane, deren höchster (Monte S. Angelo), mit einem 200′ weiten Krater. — Die Hauptstadt gleiches Namens auf der südöstlichen Seite, Sitz eines Bischofs, hat 12,000 Einwohner, ein Kastell und einige Alterthümer; auch Schwitzbäder von aus der Erde steigenden heißen Dünsten. — Stromboli, ein stets rauchender u. feuerspeiender Vulkan, am Ufer bebaut, mit vortrefflichem, muskatähnlichem Weine. Salina, mit 4000 Einwohnern, römischen Bädertrümmern u. gutem Weine.

Lipinski, Karl, ein berühmter Virtuose auf dem Violoncell u. der Violine, 1790 zu Radcyn in Polen geboren, wurde schon 1810 Musikdirektor in Lemberg, bildete sich 1814 nach Spohr in Wien, 1817 nach Paganini (s. d.), mit welchem er in Doppel-Concerten auftrat, machte hierauf mehre Kunstreisen u. lebt seit 1839 zu Dresden als Concertmeister der dortigen Hofkapelle.

Lipogrammatisch (vom griechischen λείπω, weglassen), heißen Aufsätze u. Gedichte, in welchen ein gewisser Buchstabe absichtlich weggelassen ist: eine Spielerei, mit der man sich früher vielfach beschäftigte. Schon Nestor aus Laranda, zur Zeit des Kaisers Severus, gegen 200 nach Christus, hatte eine Ilias geschrieben, deren erster Gesang ohne A, der zweite ohne B war u. s. w., u. sogar 600 Jahre früher verfertigte Lasos von Hermione eine Hymne, ohne S. — Lope de Vega schrieb fünf Novellen, deren jede ohne einen der fünf Vokale war. Dr. Rittler in Wien verfaßte einen Roman „die Zwillinge," ohne R. Die neueste Spielerei dieser Art ist von einem Italiener u. führt den Titel: *Lettere senza lettere*, ossia lettere di un padre a suo figlio, in ciascun

delle quali manca per ordine alfabetico una delle venti due lettere etc., Mailand 1835.

Lippe ist der Name zweier, im nordwestlichen Theile Deutschlands gelegenen, souveränen Fürstenthümer. 1) L.-Detmold, zählt auf 22 □ Meilen 104,000 Einwohner, von denen sich die meisten zur calvinischen Lehre bekennen, welche Landesreligion ist. Es gibt nur wenige Anhänger der katholischen Kirche, Juden ungefähr tausend. Das Fürstenthum, das, mit Ausnahme der Exclaven Lipperode, Rappel, Grevenhagen und der mit Preußen gemeinschaftlichen Stadt Lippstadt, unter dem 41° 45′ — 52° 10′ nördl. Br. u. dem 26° 15′ — 27° 1′ östl. L., ein geschlossenes Ganzes bildet, wird im Süden, Westen u. Norden von der preußischen Provinz Westphalen, im Nord-Osten vom kurhessischen Kreise Rinteln u. im Osten vom Königreiche Hannover und der fürstlich waldeckischen Grafschaft Pyrmont begränzt. Von Südost nach Nordwest streift der Teutoburger Wald durch den südlichen Theil des Ländchens u. erreicht in dem Velmer Stoot bei Detmold 1800′, die größte Höhe. Auf dem Südwestabhange des Gebirges liegt die sandige Sennerhaide, welche nur zur Forstcultur zu benützen ist. Die Gewässer des Fürstenthums werden durch den Teutoburger Wald in zwei Wasserscheiden getheilt, von welchen die eine nordöstlich der Weser gehört, welche den nördlichen Theil des Landes berührt, u. der die Kalle, Werre, Exter u. Emmer zufließen, die andere südwestlich aber ihre Wasser dem Rheine oder der Ems sendet, welche auf der Sennerhaide entspringt. Das Klima ist eher rauh, als gemäßigt, doch gewährt der, wenn auch nicht sonderlich fruchtbare, Boden bei sorgfältiger Bebauung genügenden Ertrag. Hauptprodukte sind Holz, Flachs und Getreide. Die Viehzucht, namentlich die der Schweine, (westphälische Schinken) ist groß, u. die Pferde aus dem fürstlichen Gestüte zu Lopshorn, die sogenannten Sauer, haben ihrer Güte u. Dauerhaftigkeit wegen großen Ruf. Der Salzbedarf des Landes wird hinlänglich durch die Salzquellen zu Uffeln gedeckt, u. auch ein aufblühendes Bad zu Meinberg befindet sich hier. Fabrikwesen u. Handel sind von wenig Bedeutung u. der Reichthum des Fürstenthums besteht vorzugsweise in seinem Ueberfluße an Waldungen. Der Volksunterricht ist durch die zeitgemäßen Bemühungen der Fürstin Pauline auf eine hohe Stufe gebracht worden. Von gemeinnützigen Anstalten nennen wir: die Landesbrandcasse, Sparcasse, Wittwen- u. Waisencasse, das Schullehrerseminar u. Gymnasium, sämmtliche zu Detmold. Das Land hat seit 1838 eine landständische Verfassung. Die Finanzen sind im blühenden Zustande. Schulden hat das Land keine; die Einnahmen betragen 450,000 fl. Die Appellation in gerichtlichen Sachen geht an das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel im Herzogthume Braunschweig. Das zur Reserveinfanterie-Division gehörige Bundescontingent besteht aus 678 Mann. Der wirkliche Regent ist Fürst Paul Alexander Leopold, geboren 6. Nov. 1796, succedirte unter Vormundschaft seinem Vater 4. April 1802, vermählt 23. April 1820 mit Emilie, Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen. Sitz der Regierung ist Detmold an der Werre, 3500 Einw. Die bedeutendste Stadt ist Lemgo, 3800 Einw., u. außerdem sind noch die Städte Horn, mit den merkwürdigen Externsteinen, Salzuffeln mit einem Salzwerke, Barntrup, u. das mit Preußen gemeinschaftliche Lippstadt zu bemerken. In geschichtlicher Beziehung ist das Winnfeld, wo Hermann der Cheruskerfürst die Römer unter Varus geschlagen haben soll, denkwürdig. — 2) L.-Schauenburg (L.-Schaumburg oder Bückeburg), liegt nördlich von dem Vorigen, jedoch getrennt von ihm, zwischen Hannover, dem kurhessischen Kreise Rinteln u. Westphalen, ist 7½ □ M. groß u. zählt 26,000 reformirte Einwohner. Wie Detmold, ist es auch meist Hügelland, denn nur die Bücke- u. Süntelberge, — niedrige Erhebungen — finden sich in demselben vor. Im Norden, wo das Steinhudermeer das Ländchen begränzt, nähert sich die Terrain-Formation der norddeutschen Ebene. Die Aue ist das größte Flüßchen des Landes. Hauptnahrungszweige der Bewohner sind der Ackerbau u. die Leinwe-

berei. An Holz ist das Land reich, auch gibt es wichtige Steinkohlengruben. Seit 1816 hat es eine Verfassung. Von Städten nennen wir: Bückeburg, Residenz des Fürsten, 2600 E., Sitz der Regierung, Gymnasium u. Schullehrerseminar; Stadthagen mit 1500 E. u. Hagenburg; der Wilhelmstein, eine, von dem portugiesischen Feldmarschall Grafen Wilhelm von der L. 1761 erbaute kleine Festung im Steinhuder-Meer, welche jetzt als Gefängniß dient. Regent ist Fürst Georg, geboren 20. Dec. 1784, succedirte seinem Vater unter Vormundschaft 13. Februar 1787, vermählt 23. Juni 1816 mit Prinzessin Ida von Waldeck. — Ihre Namen haben die beiden Fürstenthümer wahrscheinlich von dem Flusse L. erhalten. Das Geschlecht derer von der L. ist eines der ältesten Deutschlands; schon im Anfange des 12. Jahrhunderts wird ein Bernhard von der L. als Besitzer bedeutender Herrschaften erwähnt. Diese vermehrten sich durch kaiserliche Schenkungen u. Käufe, sowie durch Erbschaften bald zu dem jetzigen Besitzstande. Die jetzt regierenden Linien des fürstlich l.schen Stammes stiftete Simon VI. 1613, der die Besitzungen unter seine 3 Söhne Simon VII., Otto u. Philipp, welche die L. Detmoldische, Brake'sche u. Schauenburgische Linie stifteten, theilte. Die Brakesche Linie starb 1709 aus, und deren Besitzungen zog L. Detmold an sich. Aus dieser letzteren ging noch als Nebenzweig die Linie L. Bisterfeld hervor, die sich wieder in der Bisterfeld'sche u. Weißenfeld'sche abzweigte. Von der schauenburgischen Hauptlinie zweigte sich die Alverdissen'sche Nebenlinie ab, welche, als 1777 ihr Hauptstamm ausstarb, in den Besitz der schauenburgischen Lande gelangte. L. Detmold wurde 1720 in den Reichsfürstenstand erhoben; L. Schauenburg nahm 1807 die fürstliche Würde an. Ow.

Lippert (Pilipp Daniel), geboren zu Meißen 1702, erlernte das Glaserhandwerk zu Pirna u. arbeitete darauf als Geselle zu Dresden. Hier bekam er Gelegenheit, sich im Zeichnen zu üben u. durch das Lesen guter Bücher mit der Kunst der Alten bekannt zu machen. Er brachte es so weit, daß man ihn in seinem 21. Jahre als Zeichnenmeister u. Porzellanmaler bei der Fabrik in Meißen anstellte; im 28. wurde er Zeichnenmeister bei den Edelknaben in Dresden, zuletzt Professor u. starb 1785. Durch unermüdeten Eifer u. Privatfleiß hatte L. sich viele artistische, antiquarische u. mythologische Kenntnisse erworben. Ihm verdankt man besonders die Erfindung schöner, dauerhafter u. wohlfeiler Gemmenabdrücke oder Pasten, aus einer schönen weißen, mit einer sächsischen Erde vermischten Masse. Er veranstaltete mit Kenntniß u. Geschmack eine Sammlung von mehren 1000 Abdrücken der wichtigsten u. schönsten antiken geschnittenen Steine aus den vornehmsten Museen Europa's, die er unter dem Namen einer Daktyliothek in der Buchform von drei Foliobänden mit einem deutschen Commentar herausgab (den Christ u. Heyne ins Lateinische übersetzten), dessen Zweck war, Geschmack für die alte Kunst durch anschauliche Kenntniß nicht nur bei Gelehrten, sondern besonders bei Künstlern u. Liebhabern zu befördern. Von diesem Unternehmen ging eine allgemeinere, geistvollere Liebhaberei am Studium der Antike u. vorzüglich der geschnittenen Steine aus. L. beschäftigte sich mit seiner Familie an 50 Jahre mit Verfertigung u. Vervollkommnung der Pasten u. unterhielt viele Arbeiter damit.

Lipsius (Justus), ausgezeichneter Humanist des 16. Jahrhunderts, war geboren den 18. October 1547 zu Iska, einem Marktflecken in Brabant. Seine Eltern zogen bald darauf nach Brüssel u. hier empfing der 6jährige Knabe den ersten Unterricht. Vom 12. Jahre an wurde er von den Jesuiten in Köln wissenschaftlich gebildet und eignete sich eine bewundernswerthe Fertigkeit im Lateinschreiben an. Hier erhielt er die Magisterwürde, begab sich dann nach Löwen u. betrieb das Studium der Philosophie und Politik vorzugsweise nach Anweisung der classischen Autoren des Alterthums: Seneca, Epictet u. Tacitus. Alterthumskunde und Humaniora bildeten von nun an den Mittelpunkt aller seiner Studien; sein reger Forschungsgeist trieb ihn nach Rom, um dort in den herrlichen Bibliotheken die gelehrten Schätze aus eigener Anschauung kennen zu lernen u. zu seinen Zwecken zu benützen. Der Cardinal von Granvella ward sein

einflußreicher Gönner, u. mit Manutius, Muret, Ursinus u. a. Gelehrten machte er persönliche Bekanntschaft. Hier aber, so wie nach seiner Rückkehr in Löwen, ergab er sich einige Jahre lange einem ausschweifenden Leben, wovon ihn jedoch die liebevollen Vorstellungen des Kanonikus Lang in Lüttich bald zurückbrachten. Als schönen Beweis seiner sittlichen Besserung schrieb er das treffliche Werk: „De constantia." Nun trat er eine große wissenschaftliche Reise an, durchzog Frankreich, hielt sich längere Zeit am Hofe des Kaisers Maximilian II. in Wien auf u. wollte dann 1572 über Böhmen u. Thüringen in seine Heimath zurückkehren. Allein die damaligen Kriegsunruhen bewogen ihn, eine Zeit lange in Jena seinen Aufenthalt zu nehmen. Um hier das Lehramt der Geschichte u. Beredtsamkeit antreten zu können, gab er sich für einen Lutheraner aus u. hielt seine Dissertation De terra pretiosa. Als der Friede in den Niederlanden wieder hergestellt schien, entfernte er sich am 1. März 1574 heimlich von Jena, zog nach Köln u. dann nach Löwen, wo er 1576 sich die Doktorwürde der beiden Rechte erwarb. 1578 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Leyden u. behauptete 13 Jahre lange mit glänzendem Ruhme seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit an dieser Universität den Lehrstuhl. Ein heftiger Schriftwechsel mit Volkard Coornhaert über einige politische Meinungen in Betreff der holländischen Verfassungsfreiheiten entleidete ihm den ferneren Aufenthalt; er verließ 1591 sein Lehramt, begab sich anfänglich, zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit, nach Spaa, dann nach Köln, wo er von der reformirten Religion zur katholischen Kirche zurücktrat. Mehrfache Berufungen nach Ingolstadt, Salzburg, Würzburg, Rom, Padua, Bologna, Pisa, lehnte L. aus Liebe zu seinem Vaterlande ab u. folgte 1592 der Einladung der Brabanter Stände, an der Universität Löwen das Lehramt der Alterthumskunde u. der Geschichte zu übernehmen. Sein Ruhm war hier so außerordentlich, daß 1599 selbst Erzherzog Albrecht, die Infantin von Spanien u. Erzherzogin von Oesterreich, Isabella Clara Eugenia, zuweilen seinen Vorlesungen beiwohnten. Vom Könige von Spanien ward er mit 1000 fl. Gehalt auch zum königlichen Historiographen ernannt. Er starb an der Schwindsucht, deren Keim er 20 Jahre in sich trug, am 23. März 1606, 55 Jahre alt, u. zeigte in seiner letzten Krankheit rührende Anhänglichkeit an den christlichen Glauben, indem er das Bild des Gekreuzigten innigst umfaßte und küßte u. unter dem wiederholten Ausrufe der Namen: „Jesus u. Maria" seinen Geist aufgab. In der Franziskaner Kirche, wo er täglich seine Andacht zu verrichten pflegte, ruhen seine Gebeine, für welche der Stadtrath zu Antwerpen auf seine Kosten einen marmornen Sarg erbauen ließ mit einer Grabschrift, die L. selbst zwei Jahre vor seinem Tode sich anfertigte. Seine Belesenheit in den Classikern erregte allgemeine Bewunderung; von seiner vertrauten Bekanntschaft mit Tacitus erzählt man die Anekdote: er habe sich erboten, den Tacitus Wort für Wort zu recitiren, u. wenn er auch nur ein Wort verfehlen würde, solle man ihn mit einem Dolche niederstoßen dürfen. Sein Lieblingsspruch war: „Moribus antiquis," wodurch er seine vollkommene Hingabe an das classische Studium der Alten, denen er in der Lehre und im Leben nachzueifern suchte, ausdrücken wollte. Seine kritischen Werke erschienen 1585 in Antwerpen; seine sämmtlichen Schriften aber 1637 in 6 Foliobänden bei Planten in Antwerpen mit Kupfern; vollständiger noch u. bequemer die Ausgabe zu Wesel 1675, 4 Foliobände. Die bedeutendsten Werke darin: Var. lectionum libri 3; Antiquar. lect. libr. 5; De cruce libri 3; De milita romana; De studiis bene instituendis; Epistolica institutio de ratione legendi historiam; De bibliothecis syntagma; Manductio in stoicam philos; Politicorum libri 6; Philologiae stoicorum libri 3. Mehre Orationes u. Epistolae. Schätzbare Beiträge zur Alterthumskunde, Erklärungen zu den Classikern: Tacitus, Vellejus, Paterc., Valer. Maximus, Seneca, Plinii Panegyricus ꝛc. Noch findet sich Vieles von ihm ungedruckt; nur Einzelnes davon wurde von Burman herausgegeben, z. B. Briefe in: Sylloge epistol. a viris illustribus, 1727. Dagegen ist noch nicht edirt: ein schätzbarer

Commentar zu Florus; Reden Re utilitate historiae; De magistratibus romanis u. s. w. Ausführlich beschrieb sein Leben Miräus. Cm.

Liqueure sind starke, mit gewürzhaften oder bitteren Pflanzenstoffen versetzte u. mit Zucker versüßte Branntweine, welche in kleinen Quantitäten zum Wohlgeschmacke oder auch zur Magenstärkung genossen werden. Sie werden theils durch Destillation, theils durch Aufguß verfertigt, u. zwar am besten in Frankreich u. Italien, wo man sich des besten, durch mehrmaliges Abziehen aus dem Weine gewonnenen, Spiritus dazu bedient. Es gibt jedoch auch in vielen Städten Deutschlands, wie in Danzig, Berlin, Stettin, Breslau, Magdeburg, Hamburg, Braunschweig, Quedlinburg, Erfurt, Mannheim, Nürnberg, Wien rc. bedeutende L.fabriken, welche gute Waare liefern. Man unterscheidet auch Crêmes, welche besonders mit mehren, sowohl eigenthümlichen Gewürzen, als auch anderen aromatischen Pflanzenstoffen u. mit vielem Zucker versetzt sind, wodurch sie eine dickliche Consistenz erhalten; Ratafia's, welche mit Zusätzen von Obstsäften bereitet werden, u. Aquavite, welche besonders stark sind und viel Weingeist enthalten.

Liquid nennt man eine Forderung, welche klar, unbestritten, erwiesen, vom Schuldner anerkannt ist rc.; findet das Gegentheil statt, so heißt sie illiquid. — Liquidation 1) die Aufzeichnung u. Auseinandersetzung von Forderungen, oder die Kostenberechnung, z. B. bei Prozeßsachen von Seiten des Gerichts sowohl, als des Sachwalters. — 2) Liquidirung, die Auflösung eines Geschäfts durch Einziehung der Außenstände, Verkauf der Waaren rc.

Liquor anodynus mineralis Hoffmanni, (Spiritus sulpharico-aethereus, Hoffmann's schmerzstillender Liquor, Hoffmann'sche Tropfen), ein beliebtes Arzneimittel, welches von Friedrich Hoffmann (s. d.) zuerst bereitet wurde. Es ist eine klare, farblose, leicht entzündliche Flüssigkeit, die den Geruch und Geschmack des Aethers (s. d.), nur etwas schwächer, besitzt. In früherer Zeit wurde dieses Arzneimittel dadurch bereitet, daß man 1 Theil Vitriolöl mit 4 Theilen Weingeist destillirte, dann reinigte u. rectificirte; in der neueren Zeit löst man nur 1 Gewichtstheil Aether in 3 Gewichtstheilen reinen Weingeistes auf. Der L. von guter Beschaffenheit muß einen reinen ätherischen Geruch und Geschmack besitzen, vollkommen neutral (s. d. Art. Säuern) seyn und beim Vermischen mit gleichviel Schwefelwasserstoffwasser (s. Schwefel) eine kleine Menge Aether ausscheiden, ohne daß dabei eine Trübung der Flüssigkeit entsteht. Man benützt den L. sowohl innerlich, als äußerlich, indem man ihn entweder bloß mit Zucker oder Wein tropfenweise, oder als Zusatz zu Mixturen und Tinkturen gibt; außerdem dient er auch zur Bereitung mehrer ätherischer Tinkturen. C. Arendts.

Lira (Pfund). 1) Ein Handelsgewicht in einigen Staaten Italiens. 2) Eine Rechnungs- u. wirklich geprägte Silbermünze in Italien, von verschiedenem Werthe. Die im lombardisch-venetianischen Königreiche geprägte L. ist ganz gleich dem österreichischen Zwanziger oder Kopfstücke (s. d.).

Liscow (Christian Ludwig), der Vater der prosaischen Satire in Deutschland, geboren den 26. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, studirte in Jena und Halle, ward 1735 geheimer und Legationssekretär des Herzogs Karl von Mecklenburg, nahm 1737 seinen Abschied, wurde 1738 Privatsekretär im Holsteinischen, später Kriegsrath und Cabinetssekretär in Dresden, mußte wegen persönlicher Satire auf den englischen Minister Dresden verlassen und soll in Eilenburg gefangen gesessen haben, was übrigens nach den neuesten Untersuchungen von Lisch (Schwerin 1846) u. Helbig (Dresden u. Leipzig 1844) nicht ohne Grund in Abrede gestellt wird. Er starb den 30. October 1760. L. war nicht allein für die Zeit, in der er schrieb, ein vortrefflicher Schriftsteller; er schrieb mit einem Geiste und einer Kraft, die selbst in unseren Tagen nur Wenigen zu Theile geworden ist. Noch war vor ihm kein Deutscher ein solcher Meister in der Ironie, u. nur Wenige haben ihn in der Folge übertroffen; seine Schreibart hat eine seltene, nachdrucksvolle Kürze, feste männ-

liche Stärke und einen Ton der Correktheit, den Keiner neben ihm treffen konnte. Sein bester Aufsatz ist die Abhandlung von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, eine Satire, ganz mit Lucians Laune und Swifts beißendem Witze geschrieben. Seine vorher einzeln gedruckten Satiren erschienen anonym unter der Aufschrift: Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739, 8., neue Auflage, 3 Theile, 1786, vervollständigt von Müchler, Berlin 1806, 3 Theile.

Lisfranc, Jacques de Saint-Martin, Professor der Chirurgie und Oberwundarzt am Hôpital de la Pitié zu Paris, geboren den 2. April 1790 zu Saint Paul im Departement der Loire, war Elève interne der Civilspitäler in Lyon und in Paris, wurde 1813 von der Pariser Fakultät zum Med. Dr. promovirt und trat in die Armee als Militairarzt, nahm aber 1814 seinen Abschied und ließ sich in Paris nieder, wurde daselbst zweiter Wundarzt am Hôpital de la Pitié, 1825 aber Oberwundarzt und Professor der Chirurgie. — L. ist einer der tüchtigsten unter allen lebenden Chirurgen und hat sich namentlich verdient gemacht durch die von ihm ausgegangene Anwendung der Auscultation zur Diagnose der Knochenbrüche und des Blasensteines, so wie durch seine Forschungen im Gebiete der Gebärmutterkrankheiten. — Er schrieb, außer mehren Abhandlungen: „Précis de medecine opératoire“, 2 Bände, Paris 1826. — Seine Vorlesungen über Gebärmutterkrankheiten erschienen herausgegeben von J. H. Pauly, Paris 1836, deutsch Leipzig 1838, englisch Boston 1839. — Derselbe Pauly griff ihn übrigens später auf heftige Weise an, wegen der Ergebnisse seiner Operationen bei Gebärmutterkrankheiten. E. Buchner.

Lissabon, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Portugal in der Provinz Estremadura, liegt unter 38° 42′ 24″ nördlicher Breite u. 11° 28′ 45″ östlicher Länge, erhebt sich auf dem nördlichen Ufer des hier 3 Stunden breiten Tajo (s. d.), vier Meilen oberhalb dessen Einmündung in den Ocean, und wird seiner, besonders von der Wasserseite aus gesehen, prächtigen Lage wegen, im Vereine mit Neapel u. Konstantinopel, für eine der 3 schönsten Städte Europa's gehalten. Auf drei Hügeln erbaut, ist sie mit den beiden Vorstädten Junqueira u. Alcantara 2½ Stunden lang u. 1 Stunde breit, offen u. ohne Umfassung, von welcher nur noch bei dem Thore St. Roque einige Ueberreste stehen, u. auf der Höhe von einem alten verfallenen maurischen Kastelle gekrönt. Sie besteht aus 3 Haupttheilen: Alfama im Osten, Bairro alto im Norden, und O Mejo im Westen und in der Mitte, welche mit dem, jetzt mit der Stadt vereinigten, Dorfe Belem in 40 Kirchspiele zerfallen und in 45,000 Gebäuden 260,000 Einwohner zählen. Unter diesen sind jedoch viele Fremde; Europäer aller Nationen, besonders Engländer; ferner Neger, Mulatten u. namentlich ungefähr 30,000 Galegos, Einwohner der spanischen Provinz Galicien, die, wie die Savoyarden zu Paris, alljährlich in großer Anzahl nach L. kommen, um sich als Wasser- u. Lastträger, so wie durch Besorgung aller nur möglichen Aufträge, ihren Unterhalt zu verdienen. Der schönste Theil der Stadt ist der, nach dem gräßlichen Erdbeben des 1. November 1755 von dem allmächtigen Minister Pombal (s. d.) nach zweckmäßigem Plane wieder erbaute, Stadttheil O Mejo, den, im Gegensatze zu den bergigen Straßen der anderen Theile, breite, geradlinige, mit schönen Gebäuden, in welchen sich Kaufmannsgewölbe aller Art befinden, versehene Straßen zieren, und von welchen wir nur die 3 schönsten, do Ouro, da Preta und Augusta anführen. Die, durch das Erdbeben damals verschont gebliebenen Stadtquartiere sind eng, winkelig u. uneben gebaut, haben 5—6 Stockwerk hohe Gebäude, die den Beschauer ihrer alterthümlichen Bauart wegen anziehen, sind in ihrem Inneren aber höchst unbequem eingerichtet, und bergen nur Schmutz und Unrath. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Commerzplatz oder Palastplatz, welcher mit der prächtigen bronzenen Reiterstatue Johann's I. geziert ist, und der Rocio, der, 1800′ lang und 1400′ breit, ein von Arkaden umgebenes Viereck bildet. Die Paläste der Großen zeichnen

sich im Allgemeinen mehr durch ihre Massenhaftigkeit, als durch ihre Bauart aus. Von bemerkenswerthen öffentlichen Gebäuden heben wir hervor: die Börse, das Zollamt mit dem großen Waarenmagazine, das indische Haus mit dem Collegienpalaste, die sämmtliche den Commerzplatz umgeben; ferner den königlichen Palast zu Belam, den Palast Necessidades, die Wohnung des Herrscherpaares; die Münze, das Rathhaus, die Kornhalle und das königliche Hospital St. José. Unter den 40 Pfarrkirchen sind besonders zu nennen: die nach dem Erdbeben erbaute neue Kirche, im Inneren prachtvoll eingerichtet; die Patriarchalkirche mit ihrem reichen Schatze von Kleinodien; die reich ausgestattete Kirche des Klosters von Belam, welche König Emanuel an demselben Platze erbauen ließ, wo Vasco de Gama sich zu seiner Weltumsegelung einschiffte; die wegen ihrer Bauart und Verzierungen bemerkenswerthe Antoniuskirche; die Kirche zum heiligen Rochus, in welcher sich die, von König Johann V. zu Rom erbaute u. nach L. gebrachte, prächtige Mosaikkapelle des heiligen Johannes des Täufers befindet; die Kirche zum heiligen Herzen Jesu, u. die noch nicht vollendete Kirche St. Egnacio, die in Form einer Kuppel von schönen Quadersteinen erbaut und mit prächtigen Marmorarten ausgelegt ist. Die Klöster sind größtentheils aufgehoben. Unter den 13 milden Stiftungen sind besonders anzuführen: das königliche St. Jakobshospital, in welchem jährlich 16,000 Kranke verpflegt, und das Findelhaus, in dem 16,000 Kinder untergebracht werden. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt, im grellen Gegensatze zu den übrigen Städten des Landes, durchaus keinen Mangel; die hauptsächlichsten sind: die Marineakademie mit einer Sternwarte, die Bau- und Schiffsbauschule, die Ingenieur-, Artillerie- und Zeichnenakademie, die Bildhauer- und Handelsschule, das Militär- u. Adelscollegium, die königliche Schule von St. Vincente de Fora, in welchem alte Sprachen und Realien gelehrt werden, die königliche Akademie der Wissenschaften, die königliche Bibliothek mit 80,000 Bänden u. sehr werthvollen alten Handschriften, das Naturalienkabinet, der botanische Garten und das physikalische Cabinet zu Ajuda. — Obgleich in neuerer Zeit eine nächtliche Beleuchtung der Stadt eingeführt worden ist, läßt die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei noch Vieles zu wünschen übrig; in den schönsten Straßen kann man oft kaum vor stinkendem Unrathe fortkommen, der, nach löblichem Gebrauche der Bewohner, von Hoch wie Nieder, bei Tag wie bei Nacht, der öffentlichen Straße übergeben wird, und gegen welche Gewohnheit selbst die schärfsten Verordnungen Nichts auszurichten vermögen. Mordthaten in der nächsten Umgebung der Stadt sind, besonders bei dem jetzigen machtlosen Zustande der Staatsgewalt, nichts Seltenes. Die Einwohner haben wenig Sinn für Gewerbe u. Fabriken, sind überhaupt nicht thätig, weßhalb selbst die nothwendigsten Fabrikate vom Auslande, namentlich von England, bezogen werden müssen. Dagegen ist der Handel L.s, für welchen dessen Bewohner mehr Sinn u. Unternehmungsgeist haben, schon der überseeischen Besitzungen Portugals wegen, bedeutend und wird von 300 portugiesischen u. 200 ausländischen, namentlich englischen Handelshäusern, welch letztere große Vortheile genießen, unterhalten. In dem prächtigen Hafen der Stadt, Junqueira, der durch die 4 Forts St. Julian, do Bugio, St. Sebastino und St. Antonio geschützt ist und eine ganze Kriegsflotte aufnehmen könnte, laufen jährlich 17—1800 Schiffe ein. Die Stadt ist Residenz der Königin, eines Patriarchen, unter welchem die ganze, durchaus katholische, Kirche Portugals steht, u. der jährlich 86,000 Thaler Einkünfte bezieht, eines Erzbischofs, und Sitz der höchsten Reichsbehörden. In der, durch reizend gelegene Landhäuser (Quintas) gezierten, Umgebung der Stadt ist besonders der Aquadukt von Alcantara sehenswerth, der, ein Meisterwerk der neueren Baukunst, auf 35 kühn gesprengten Marmorbogen der Stadt das Trinkwasser aus dem 2½ Stunden entfernten Kloster Maffra zuführt u. 20 öffentliche Springbrunnen speist. Er ist 210' hoch, wurde 1743 vollendet, und widerstand dem fürchterlichen Erdbeben von 1755, welches halb L. zerstörte. Hübsche Punkte in der Umgebung sind ferner noch

die Lustschlösser Ramalhao und Queluz. Im weiteren Kreise das Kloster Maffra und die Villastadt Sintra. — Schon unter den Römern war L. eine Municipalstadt, mit dem Namen Felicitas Julia. Von den Gothen, welche sie, wie die ganze pyrenäische Halbinsel, den Römern abnahmen, wurde sie Olissipona genannt, u. die Araber, als sie in deren Besitz gelangten, hießen sie Al Oschbunoch, aus welchem Worte Lisboa entstanden ist. König Johann I. erhob sie zur Residenz. Ow.

List, Friedrich, Dr., geboren im August 1789 zu Reutlingen im Königreiche Württemberg, gestorben (durch Selbstmord) am 30. November 1846 zu Kuffstein in Tyrol, trat schon im frühen Alter in württembergischen Staatsdienst u. wurde im Jahre 1818 Professor an der staatswirthschaftlichen Fakultät zu Tübingen, gab jedoch diese Stelle bald wieder auf, um freier und ungehinderter für den eben damals erwachenden u. von ihm mit Feuereifer ergriffenen Gedanken einer Einheit Deutschlands in Zoll- u. Handelsangelegenheiten wirken zu können. Er war es denn auch, auf dessen Veranlassung im Juni 1819 ein Privatverein deutscher Fabrikanten u. Kaufleute zur Schaffung eines gemeinsamen deutschen Handelssystems sich zu Nürnberg eine bestimmte Organisation gab; er war der Verfasser der Eingabe an den Bundestag, worin um Abschaffung der Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands und um Aufstellung eines allgemeinen deutschen, auf dem Grundsatze der Retorsion beruhenden, Zollsystems gegen die angränzenden Staaten gebeten wurde. Auch bereiste er im Jahre 1820 als Consulent u. im Auftrage des Vereines die süddeutschen Höfe und begleitete die an den Ministercongreß nach Wien gesendete Abordnung, welche dort die Gründung eines deutschen Zollvereins anbahnte. Im Jahre 1820 von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten gewählt, eröffnete er eine heftige Opposition gegen das damals herrschende Regierungssystem und übte in einer schriftlichen, für die Kammer bestimmten, Ausarbeitung eine so scharfe Kritik über die vorhandenen Mängel und die nothwendigen Reformen, daß das Manuscript ihm, während es unter der Presse war, weggenommen, er selbst von dem geheimen Rathe in Anklagestand versetzt und durch den Beschluß der Kammer der Abgeordneten vom 14. Februar 1821 auf den Grund dieser Anklage von seinen landständischen Funktionen entbunden, den ordentlichen Gerichten überliefert u. am 6. April 1823 zu einer zehnmonatlichen Festungsstrafe verurtheilt wurde. Später flüchtete sich L., als er wegen Bekanntmachung seiner Untersuchungsprotokolle in eine neue Criminaluntersuchung gekommen war, nach der Schweiz, wanderte später nach Amerika aus u. ließ sich in Philadelphia nieder. Dort schrieb er seinen „Grundriß eines neuen Systems der politischen Oekonomie," ein Buch, das so allgemeine Anerkennung fand, daß die beiden gesetzgebenden Häuser von Pennsylvanien einstimmig den Beschluß faßten: „Friedrich L. hat sich um das Vaterland verdient gemacht." Später beschäftigte er sich vielfach mit den Eisenbahnen, welche er zuerst auf einer Reise in England 1823 gesehen, und mit großen Anthracitbergwerken, die er in den Blauen Bergen anlegte, u. wurde bald darauf von dem Staatssekretär Van Buren im Auftrage der Vereinigten Staaten-Regierung nach Paris gesendet. Im Jahre 1831 kehrte er von da nach Philadelphia zurück, begab sich aber sodann als nordamerikanischer Consul zuerst nach Hamburg und dann nach Leipzig, um hier für die Ausführung eines deutschen Schienennetzes thätig zu seyn, zu welchem Zwecke er das Schriftchen: „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem, als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems u. insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" drucken ließ. Obgleich nun mannigfache persönliche Differenzen L. später von der wirklichen Bethätigung an der Ausführung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn ausschlossen, so ist er doch unbezweifelt als der wahre Veranlasser u. Urheber dieses Unternehmens anzusehen, welches den Anstoß zu dem Bau der Eisenbahnen in Deutschland gab, erhielt auch von der Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft eine Entschädigung. Im Jahre 1837 ging er nach Paris, kehrte aber nach

einigen Jahren wieder zurück und gründete in Augsburg das „Zollvereinsblatt," in welchem er sein System der Schutzzölle vertheidigte. Im Jahre 1844 machte L. eine Reise nach Wien u. Ungarn, hauptsächlich im Interesse der deutschen Auswanderung, kehrte jedoch unverrichteter Dinge zurück. Vielfach beschäftigten ihn auch literarische Entwürfe, und von ihm ging der Plan zur Gründung des „Staatslexikons" aus. Im Sommer 1846 machte L. abermals eine Reise, u. zwar nach England, im Interesse der süddeutschen Fabrikanten, und überreichte den damaligen englischen Machthabern eine Denkschrift über die Politik der Zukunft, worin er die Allianz Englands u. Deutschlands predigte, wurde aber nicht damit gehört. Dieß erregte bei dem feurigen Kopfe, der fast alle seine Plane, mitunter nicht ohne eigene Schuld, hatte scheitern sehen, eine tiefe geistige Mißstimmung; er überwarf sich nach seiner Rückkehr auch mit den süddeutschen Industriellen, u. so kam es, daß Friedrich L., in einem Anfalle von Schwermuth, auf einer Erholungsreise am 30. November 1846 zu Kufstein sich erschoß. Für seine hinterlassene Familie wurden in ganz Deutschland öffentliche Sammlungen angestellt, die jedoch weit hinter der anfänglichen Erwartung zurückblieben. Ow.

Lista, Don Alberto, Dichter u. Mathematiker, geboren 1775 zu Sevilla, 1790 Professor, als Afrancesado bis 1817 in Frankreich, leitete in Madrid seit 1820 mehre Zeitungen u. eine Erziehungsanstalt u. nahm 1837 an der Gründung des „Athenäums" in Madrid Theil. L. ist Mitglied mehrer Akademien. Außer der ebengenannten und mehren anderen Zeitschriften, welche L. redigirte, haben wir von ihm noch: Poesias, Mad. 1822, 2. Aufl. 1837, 2 Bde.; Trozos escogitos, ebend. 2 Bde; Tratado de matematicas, ebend.; Curso de historia universal.

Liszt, Franz, berühmter Pianofortespieler, geboren 1811 zu Räding in Ungarn, vollendete, unterstützt durch Gönner, die ihm sein Spiel in Oedenburg u. Pesth 1820 gewonnen hatte, seine musikalische Bildung unter Czerny u. Salieri in Wien, ward in Paris der Abgott der vornehmen Welt u. feierte, bis dahin kaum erlebte, Triumphe in den größten Städten Europa's. Sachkenner wollen ihn wohl für einen wunderbaren Virtuosen, aber für keinen ächten Künstler halten, und in der That sind seine Compositionen seines Rufes unwerth. Auch als Dichter hat sich L. bekannt gemacht durch einen Band Gedichte mit italienischer Uebersetzung. Vergl. Schilling, „Franz L." (Stuttgart 1844).

Litanei (vom griechischen λιτανεύειν, inständig bitten) heißt der Wortbedeutung nach: jede Verehrung, welche Gott erwiesen wird, jedes Gebet, Bitte, Anrufung. In engerem Sinne aber kommt diese Benennung bloß einzelnen bestimmten Gebetweisen, oder Theilen des Gottesdienstes zu. So heißt, z. B. in der alten Liturgie das, zu Anfang der Katechumenen-Messe mehre Male wiederholte, Kyrie eleyson „Litania oder Letania". Auf gleiche Weise nannte die occidentalische Kirche die Reihe derjenigen Gebete, die bei dem h. Meßopfer vor der Collecte gesungen wurden u. bei den Orientalen Friedensgebete hießen, „Litania missalis." Diese L. intonirte bei den Lateinern bis zum neunten Jahrhunderte ein Diakon, und das Volk respondirte auf jede Bitte. Es wurde dabei für die Anliegenheiten der gesammten Kirche ebenso gebetet, wie dieses noch gegenwärtig am Charfreitage in der „Missa praesanctificatoria" geschieht, nur war das Formular nicht dasselbe. — Insbesondere nannte man die öffentlichen Prozessionen oder die Bittgänge L.en, weil diese unter öffentlichen Gebeten bei Landplagen u. dgl. abgehalten wurden. Von der Bittformel „Kyrie eleyson" mit welcher die Litaneien anfangen, werden die L.en selbst auch „Kyrie eleyson" genannt. Das Christe eleyson führte erst Gregor I. ein, welcher auch sonst noch andere Zusätze in den L.en machte, welche gregorianische Zusätze heißen. Man unterscheidet zwischen größeren u. kleineren L.en; erstere fanden am Feste des heiligen Markus nach Anordnung des Papstes Gregor I. Statt, der an diesem Tage im Jahre 594, wegen einer zu Rom herrschenden Pestkrankheit, einen allgemeinen Bittgang veranstaltete und hiebei die L. von den Geistlichen, die in sieben Reihen gestellt

waren, absingen ließ, dann eben diesen Bittgang auf den 25. April für die ganze Christenheit anordnete. Unter den letzteren versteht man die drei Bittgänge, welche nach allgemeiner kirchlicher Vorschrift an den drei Tagen vor dem Himmelfahrtsfeste abgehalten werden. Die erste Einführung derselben wird dem heiligen Mamertus, Bischof von Vienne zugeschrieben. Diese, von Mamertus ursprünglich nur für seine Diözese angeordneten, Bittgänge wurden später von dem heiligen Stuhle auf die ganze Christenheit ausgedehnt. Außer der genannten größeren L., welche auch die Aller-Heiligen-L. heißt, gibt es noch andere, von der Kirche genehmigte L.en, die theils nach dem Ritus der Kirche, theils nach der Art, wie sie gesungen oder gebetet werden, ihre Namen haben. — Die L.en werden übrigens nicht nur beim öffentlichen Gottesdienste, sondern auch bei der Privatandacht u. selbst bei Kranken u. Sterbenden in abgekürzter Form gebetet. Die öffentliche Abbetung oder Absingung dieser oder jener L. richtet sich entweder nach der bestehenden Gottesdienst-Ordnung, oder auch in besonderen Fällen, z. B. bei Anordnung besonderer Betstunden um Abwendung einer allgemeinen Landplage, nach den hierüber von den geistlichen Ober-Behörden erlassenen Vorschriften.

Lit de justice (wörtlich: Sitz oder Thron der Gerechtigkeit) hieß ehemals der erhöhte Sitz, von welchem herab die alten Könige von Frankreich, umgeben von den Großen u. Würdenträgern des Reiches, Gericht hielten; später wurde dieser Name den königlichen Sitzungen im Parlamente (s. d.) von Paris beigelegt, in welchen der König demselben von dem Throne aus, in Gegenwart der ihn begleitenden Prinzen von Geblüte, der Pairs u. der vornehmsten französischen Reichs- u. Hofbeamten, persönlich den Befehl ertheilte, ein Edikt zu registriren, wider welches das Parlament sich ablehnend erklärt hatte, welche Registrirung alsdann geschah. Zwar pflegte das Parlament bisweilen wider diese Handlung der Gewalt einen Protest einzulegen; aber dieser hinderte die Vollziehung des Befohlenen nicht.

Literärgeschichte oder Literaturgeschichte ist die geschichtliche Darstellung der Entstehung, allmäligen Entwickelung, Fortbildung u. Gestaltung der Wissenschaften u. Künste, wie sie sich in den schriftlichen Geisteswerken ausgeprägt haben, mit besonderer Rücksicht auf die Personen, welche durch ihre Geisteswerke zur Entwickelung der Wissenschaften u. inneren Ausbildung der Künste beitragen. Insofern nun die Cultur die gesammte Ausbildung des Menschen in sich schließt, ist die L. ein Zweig der Culturgeschichte u. kann in allgemeine u. besondere L. getheilt werden. Die allgemeine bezeichnet den Gang, welchen die, in Schriftwerken sich darstellende, geistige Thätigkeit der Menschen durch alle Zeiten, bei allen Völkern u. in allen Theilen des menschlichen Wissens genommen hat; sie richtet ihren Blick auf das Innere der Wissenschaften u. Künste u. zeigt uns, wie diese sich von innen heraus nach den obwaltenden äußeren Umständen ausbildeten, sowie das Sinken u. Steigen der menschlichen Geisteskraft in den verschiedenen Zeitverhältnissen, u. breitet so das, was der menschliche Geist aus dem Reiche der Wissenschaften u. Künste als Ausbeute davon getragen, vor dem Auge des Lesers aus. Die besondere beschäftigt sich mit dem, was in einzelnen Zeitaltern, bei einzelnen Nationen oder für einzelne Wissenschaften durch Literatur geleistet worden ist u. handelt in noch engerem Sinne von den einzelnen schriftlichen Werken und deren Inhalte, Schicksalen, Bearbeitungen, Uebersetzungen u. s. w. als Bibliographie; von ihren Verfassern, dem Leben derselben, den Umständen derselben, unter welchen sie schrieben, als Literärbiographie, sowie von den Bildungsanstalten, Schulen, Universitäten, gelehrten Vereinen, Bibliotheken u. s. w., welche zur Verbreitung u. Kenntnißnahme der Literatur aller Zeiten beigetragen haben. Nach den verschiedenen weltgeschichtlichen Zeitabschnitten zerfällt auch die L. in alte, mittlere u. neue, von denen sich die ältere mit der Flucht in die Klöster zur Zeit der Völkerwanderung schließt, die mittlere *seit 500 n.* Chr. mit dem Beginne selbstständiger Ausbildung der europäischen

Völker ohne Beihülfe altclassischer Bildung anhebt u. die letzte mit dem Wiederaufleben altclassischer Studien (um 1450) anfängt. Indessen ist diese Eintheilung nur auf die L. des Occidents anwendbar, da die häufig wechselnden staatlichen Verhältnisse im Oriente, namentlich in Indien, im Ganzen weniger auf die dort bestehende Geistescultur u. deren Produkte eingewirkt haben, andererseits aber auch weniger zu unserer Kenntniß gelangt sind. — Als ein besonderer Zweig der historischen Wissenschaften wurde die L. vom Alterthume nicht behandelt, da die Literatur der Griechen u. Römer mit dem politischen u. religiösen Leben dieser Völker zu genau verwachsen war, als daß von dem Stamme ihrer Geschichte eine Abzweigung der L. hätte stattfinden können, andererseits war aber auch die Masse des literärhistorischen Materials damals noch nicht bedeutend genug, um die Nothwendigkeit eigener Behandelung u. Anordnung zu beanspruchen. Die älteren Classiker, wie Athenäus, Dionysius von Halikarnaß, M. Terentius Varro, Cicero, Plinius der ältere, Quintilian, Sueton u. Gellius, sowie die Biographen Diogenes von Laërte, Plutarch, Philostratos und Eunopius liefern uns daher, nachdem bereits die späteren Peripathetiker nach dem Vorbilde des Aristoteles u. die alexandrinischen Gelehrten, namentlich Kallimachus, die Bahn gebrochen hatten, nur einzelne Bemerkungen, Bruchstücke u. Vorarbeiten zur L., theils in Lebensbeschreibungen von Dichtern, Philosophen, Rednern u. s. w., theils in Beurtheilungen u. Auszügen ihrer Werke; ebenso die späteren Suidas u. Photius, von denen ersterer meist nur Namen u. Titel, der andere aber längere Auszüge aus ganzen Werken mittheilt. Ebenso sind aus dem Mittelalter nur einzelne u. zerstreute Daten zur L. aufzufinden, welche sich zum Theile in Chroniken befinden, oder eigene vertrauliche Mittheilungen der Schriftsteller über ihr Leben und ihre Arbeiten sind. Polidorus Virgilius (s. d.) aus Urbino machte um 1500 einen rohen, nicht sonderlich systematischen Versuch zur Zusammenstellung allgemeiner Literarnotizen in seinem Werke: De inventoribus rerum. Konrad Gesner (s. d.) in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist indessen als der eigentliche Gründer der Gelehrtengeschichte durch seine Bibliotheca universalis anzusehen. Ihm folgte Peter Lambeck (s. d.), der bereits seit 1656 die L. auf dem Gymnasium zu Hamburg vortrug, 1659 mit seinem Prodromus histor. liter., Bayle (s. d.) mit seinem Dictionnaire historique et critique, Blount mit seiner Censura celebr. antiq., Reinesius (s. d.) mit seinem Eponymologicum, welche wesentliche Beiträge lieferten. Große Verdienste um die L. erwarb sich seit 1688 Morhof (s. d.) durch den Polyhistor literarius, philosophicus et practicus. Die L. wurde Lieblingsbeschäftigung der Gelehrten seit Anfang des 18. Jahrhunderts und man fing an, sie auf Universitäten u. Schulen regelmäßig zu lehren, zu welchem Zwecke mehre Einleitungen, Uebersichten u. Systeme der L. verfaßt wurden, von denen besonders zu erwähnen sind: Gotthardt Struve's (s. d.) Introductio in notit. rei liter. u. N. H. Gundling (s. d.); seit 1708 Fr. Reimmann (s. d.) Einleitung in die histor. liter. u. Idea systematis antiquitatis literariae; B. Hederich (s. d.) Notitia auctorum antiqua et media, Wittenberg 1709; Chr. Aug. Heumann (s. d.) gibt eine neue, übersichtliche Anleitung des Ganzen, 1718 in seinem Conspectus reipublicae literariae); G. Stoll, Professor in Jena (Anleitung zur Historie der Gelehrtheit); Joh. Andr. Fabricius (s. d.) Abriß einer Historie der Gelehrsamkeit, worin er seit 1752 die synthetische mit der analytischen Methode vereiniget; Denis (Einleitung in die Bücherkunde); Wald (Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Kenntnisse); Bouginé (Handbuch der allgemeinen L., 7 Bände, Zürich 1789 sq., verfaßt nach dem Plane Heumanns); Jöcher (allgemeines Gelehrtenlexikon). Zu einer geistreichen, philosophischeren Behandelung gaben Goguet (s. d.) u. der Italiener Denina (s. d.) Veranlassung. Obgleich die L. als ein selbstständiger Zweig der Geschichte zu behandeln ist, so fühlte man doch, daß sie ein integrirender Theil der Geschichte menschlicher Cultur sei und Iselin (s. d.), Ferguson (s. d.), Home (s. d.) u. besonders Herder (s. d.)

versuchten sie in diese einzufügen. Sowohl durch Sammlerfleiß, als durch zweckmäßige Anordnung des Materials, mehr aber noch durch den geistreichen u. weitumfassenden Blick, mit welchem sie das große Gebiet geistiger Thätigkeit aller Völker u. aller Jahrhunderte umfassen, haben in den neuesten Zeiten die Deutschen unter den Bearbeitern der L. den ersten Rang wieder eingenommen. Als vorzügliche Bearbeiter sind zu erwähnen: J. G. Eichhorn (s. d. — L.); L. Wachler (s. d. — Handbuch der Geschichte der Literatur), welcher Werke als Muster in Europa dastehen; ferner: J. G. Meusel (s. d. — Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit), Fr. Schlegel (s. d.) u. Heeren (s. d.). Die größte Erscheinung in diesem Fache ist das von Gräße bis zum Schluße des Mittelalters reichende Lehrbuch der L. (2 Bde. in 8 Abtheil., Dresden 1837—43). Als Lexicographen verdienen noch erwähnt zu werden: Sachse (Onomasticon lit.); Baur (historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch); Müller (histor.-biogr. Wörterb. in 4 Bdn. 1. Bd. 1847) u. a. — Zur synchronistischen Uebersicht dienen: Oberlin (Literarum omnis aevi fata); Bredow (Tabellen zur L.); Guden (Tabellen z. Gesch. d. deutschen Sprache u. Literatur) u. a. Weisflog.

Literatur nennt man das Gesammtgebiet der Kenntnisse u. Wissenschaften, in so fern dasselbe in Schriften enthalten oder veröffentlicht ist, mit Einschluß der sogenannten redenden Künste (s. d.). Die L. ist nicht das Eigenthum eines einzelnen Volkes, sondern entsteht u. wächst mit der Bildung eines jeden Volks, u. beide spiegeln sich daher gegenseitig ab. Von dem erreichten Grade der Volksbildung geben die classischen oder Musterschriftsteller (s. classisch) Zeugniß. Die sogenannte alte L. begreift die der Griechen u. Römer, im Gegensatze der neuen oder modernen. Sonst theilt man wohl auch die L. in die wissenschaftliche und in die schöne, je nachdem ihr Zweck Belehrung oder Unterhaltung ist.

Literaturzeitungen, s. Zeitungen u. Zeitschriften.

Lithauen, s. Litthauen.

Lithochromie, Steinmalerei, heißt die von Malapeau 1823 in Paris erfundene Vorrichtung, mit Oelfarben auf Stein zu malen u. das Gemälde, Behufs der Vervielfältigung, auf Leinwand abzudrucken, ein Verfahren, welches nur sehr mangelhafte Resultate gegeben hat. Zuweilen wird L. mit Polychromie (s. d.) gleichbedeutend genommen. Ein eigentlich l.s Verfahren hat Ritter von Zahn erfunden (der seit Jahren sich mit dem Copiren der vorzüglicheren in Pompeji ausgegrabenen Gemälde beschäftigt), vermittelst dessen die Abdrücke zugleich in ihren zukömmlichen Farben dargestellt werden. Diese Farben sollen die nämliche Frische, den nämlichen Schmelz u. Glanz, wie neue, von der Staffelei genommene Bilder haben, und eine Sammlung dieser Abdrücke nun auch, einer öffentlichen Anzeige (1841) zufolge, auf Kosten der neapolitanischen Regierung herausgegeben werden. Vergl. übrigens Mosaikdruck, Oelbilderdruck, Polychromisch.

Lithographie (Steindruck) heißt das Verfahren, mit chemischer Tusche, oder mit chemischer Kreide auf Stein zu schreiben u. zu zeichnen, oder auch vermittelst des Grabstichels u. Aetzens Zeichnungen auf Stein einzugraben u. durch die Presse zu vervielfältigen; dann auch eine solche abgedruckte Schrift oder Zeichnung selbst. Der gewöhnlichen Annahme zu Folge gilt A. Sennefelder (s. d.) für den Erfinder der L., indeß wurde in neuester Zeit berichtet (Allgemeine Zeitung 1840, Nr. 183), daß, obgleich Sennefelder die L. durch Erfindung der Kreide, durch sinnreiche Vorrichtungen an Pressen, Steinen u. dergleichen in ihren Fortschritten befördert hat, doch nicht in Abrede zu stellen sei, daß die ersten Versuche von dem damaligen Professor an der Militärschule in München, Schmid, ausgingen, indem es Thatsache wäre, daß letzterer schon Zeichnungen lieferte, die zu hunderten von Abdrücken vervielfältigt wurden, als Sennefelders Name als Lithograph noch gänzlich unbekannt war. Schmid benützte die Kehlheimer (Solnhofer) Steine zum Drucke und es liegen vom Jahre 1788 18 Steine vor, theils in erhabener, theils in vertiefter Arbeit, über Ornithologie, Anatomie des mensch-

lichen Körpers, Giftpflanzen u. s. w., während Sennefelders Erfindung vom Jahre 1795 sich datirt. Hiernach wäre dieser auch nicht einmal Erfinder, nur Verbesserer der erhabenen und vertieften Manier. Von beiden gibt es verschiedene Arten. Die Zeichnungen sind nämlich Kreidezeichnungen, Federzeichnungen, Zeichnungen in Holzschnitt- und Tuschmanier und die gespritzte Manier. Durch den Grabstichel und das Aetzen, welches zur vertieften Manier gehört, bewirkt man das Graviren, Radiren, die Aquatintamanier u. die Tuschzeichnungen. Da bei dem gewöhnlichen Schreiben und Zeichnen Schrift u. Zeichnung im Abdrucke verkehrt erscheinen, so mußte verkehrt auf den Stein selbst geschrieben u. gezeichnet werden, welchem Uebelstande Sennefelder durch den sogenannten Ueberdruck abhalf. Dieser besteht darin, daß auf ein, in gewisser Weise präparirtes, Papier mit chemischer Tinte geschrieben oder gezeichnet, der Abdruck aber auf einen Stein übertragen wird, welcher sodann richtige Abdrücke gibt. Die besten Steine sind die von Solnhofen, einem Pappenheimischen Dorfe in Bayern. Auch wurde 1841 in Tyrol bei Trient ein mächtiges Lager trefflich zur L. geeigneter Steine aufgefunden, die zugleich leicht verführt werden können. — Indeß hat schon Sennefelder ein dem Pergament ähnliches Steinpapier als Ersatzmittel aufgefunden, welches mit einer Mischung von Kreide, Leinöl, Metalloxyden und Thon überzogen ist. Außerdem hat Behrend in Berlin künstliche lithographische Platten, angeblich weniger zerbrechlich, leichter zu transportiren u. billiger, als die bayerischen Steine, dennoch das Nämliche leistend, u. Liebich (geboren in München), eine Methode erfunden, künstliche lithographische Steine von 1 bis 6 Fuß Länge zu verfertigen. Vollständige Auskunft über den Steindruck u. die verschiedenen Arten desselben geben: Sennefelder, Lehrbuch der Steindruckerei, München 1821; J. H. M. Poppe, die L. im ganzen Umfange u. in allen Manieren, nach den neuesten Erfindungen der Deutschen, Franzosen, Italiener und Engländer, Stuttgart 1833, 8.; Traité théorique et pratique de Lithographie, von M. G. Engelmann, Par. 1839. — Ueber den sogenannten Hochdruck s. den betreffenden eigenen Artikel in unserem Werke. — Außer diesem sind in neuester Zeit noch verschiedene Erfindungen gemacht worden, welche mit der L. in mehr oder weniger naher Verbindung stehen. So erfand z. B. Legé, Besitzer einer lithographischen Druckerei in Bordeaux, das Verfahren, lithographische Zeichnungen auf Thongeschirr zu übertragen. Die Gebrüder Dupont in Paris eigneten sich die Kunst an, älteste Bücher- und Kupferdrucke, ohne Beihülfe von Lettern u. Kupferplatten, genau durch den Druck wiederzugeben. Jene unterliegen nämlich einer chemischen Zubereitung, werden auf einen lithographischen Stein gebracht, leicht niedergedrückt, u. nach wenigen Sekunden ist jede Druckseite, jeder Kupferstich genau auf ein anderes Papier übertragen, von welchem man eine beträchtliche Zahl Abdrücke nehmen kann, ohne den geringsten Schaden für die Originale. Die chemische Operation geht so schnell, daß ein Arbeiter in einem Tage 25—30 Bogen zum Abdrucke vorbereiten kann und das übrige der Steindrucker besorgt. Auf ein ähnliches Verfahren kam Blacklock, ein Wundarzt in Dumfries, u. endlich erfand (1839) Freiherr von Schwaben die Methode: 1) verschiedenen weichen Stoffen (Papier, Taffet, Baumwollenzeug), auch nicht oder weniger biegsamen Gegenständen (Holz, Glas, Schieferplatten, Metall) jene Eigenschaften zu geben, welche der zur Graphik verwendete Stein besitzt. Mit diesem Stoffe kann man die, auf dem Steine mit der Gravirnadel, oder mit der chemischen Kreide, oder der Tusche ausgeführten Zeichnungen, nach einem vorausgegangenen chemischen Verfahren, durch Abdruck vervielfältigen; 2) ähnlichen Stoffen die entgegengesetzten Eigenschaften zu geben, daß sie darauf ausgeführte Zeichnungen und Abdrücke auf andere Körper vollkommener ablassen, als es nach dem bisherigen Umdrucksverfahren möglich gewesen ist; u. 3) gleichfalls von alten Büchern, Kupferstichen und Lithographieen, mögen sie auf geleimtem oder ungeleimtem Papiere vorhanden seyn, durch ein höchst einfaches, wenig kostspieliges chemisches Verfahren auf geeignete Stoffe

Abdrücke zu machen, ohne daß die Originale leiden. Endlich hat Hullmandel 1840 in England ein Patent auf die Erfindung genommen, mit dem Pinsel Tinten auf Stein aufzutragen und Abdrücke davon zu nehmen, wodurch es dem Maler möglich geworden ist, was so lange gewünscht u. nicht zu erreichen war, seine Originalscizzen in der nämlichen Weise zu vervielfältigen, wie er sie auf das Papier zeichnete, indem er jetzt mit dem Pinsel u. mit flüssiger Farbe eben so auf Steine zeichnen kann, wie mit Sepia auf dem Papier. Bestätigt sich diese Erfindung, so ist sie allerdings die wichtigste in der L. Vgl. auch Kupferdruck u. Zinkographie.

Lithophanieen nennt man mit Zeichnungen u. Gemälden gezierte Porzellanplatten, welche, von innen oder von der Rückseite beleuchtet, durchsichtig erscheinen u. die Zeichnung oder das Gemälde zur Anschauung zu bringen. Die Erfindung ist französischen Ursprunges.

Lithotomie, Cystotomia, Blasenschnitt, Steinschnitt, ist eine chirurgische Operation, die in der kunstgemäßen Eröffnung der Urinblase oder ihres Halses, Behufs der Ausziehung eines Steines, oder eines andern, in ihr befindlichen, entfernbaren, fremden Körpers besteht. Die L. war schon den alten Aegyptern bekannt zur Zeit der Blüthe des Studiums der Heilkunde in Alexandria; die erste genaue Beschreibung derselben aber gab Celsus (s. d.), dessen Methode bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts die einzige war, meist aber nicht von Aerzten, sondern von eigenen, ungebildeten, herumziehenden Steinschneidern geübt ward. Nachmals entstanden, bei der Gefährlichkeit u. Schwierigkeit der L., mehre Weisen, dieselbe zu vollführen, die sich zunächst auf die Stelle u. Art des Einschnittes der Blase bezogen und von denen heutzutage meist der sogenannte Seitensteinschnitt geübt wird, nämlich die Eröffnung des Blasenhalses durch Einschnitt seitlich von der Mittellinie des Damms. In neuerer Zeit hat die L. großen Eintrag erlitten durch die Entdeckung u. Einführung der Lithotritie (s. d.), welche in den meisten Fällen, wenn der Stein nicht zu groß u. zu hart ist, der L. vorzuziehen ist wegen ihrer weit geringeren Gefährlichkeit. E. Buchner.

Lithotritie, Lithotripsie, Steinzerbröckelung, ist jene chirurgische Operation, bei welcher Instrumente durch die Harnröhre eingeführt und mittelst derselben Steine in der Blase gefaßt u. so zertrümmert werden, daß ihre Stücke durch die Harnröhre ausgeführt werden können. Bei der Gefährlichkeit und Schmerzhaftigkeit der Lithotomie bestand schon lange das Bestreben, den Stein in der Blase selbst zu verkleinern u. dadurch den Abgang seiner Trümmer mit dem Urin, oder die gänzliche Auflösung derselben, zu bewirken. Man wendete hiezu eigene Arzneimittel an, die man als „Stein auflösende" bezeichnete. Dieses Verfahren konnte aber natürlich nur in den seltensten Fällen den gewünschten Erfolg haben, daher denn auch hin und wieder die Zertrümmerung des Steins in der Blase auf mechanische Weise versucht ward; ja, man will in Pompeji Zeichnungen aufgefunden haben, die sich bereits auf diese Steinzerbröckelung beziehen sollen; fest steht, daß ein englischer Oberst Martin u. ein Mönch aus Citeaux diese Operation an sich selbst vornahmen. Der Einführung der L. trat aber immer die Ansicht entgegen, daß die verschiedenen Krümmungen der Harnröhre unmöglich in eine gerade Linie gebracht werden könnten, wie dieß für die Einführung steinbrechender Instrumente nothwendig ist; und diese Ansicht dauerte selbst fort, als die Möglichkeit vom anatomischen Standpunkte aus erwiesen war. Gruithuisen (s. d.) empfahl zuerst, einen geraden Steinbohrer durch die Harnröhre einzuführen; allein sein Instrument war zu dick und er selbst stellte keine Versuche damit an, so daß sein Vorschlag bald in Vergessenheit gerieth, bis 1821 zwei Pariser Wundärzte, Civiale u. Leroy d'Etiolles, mit ihrer Entdeckung der L. auftraten. Beide geriethen mit einander in einen heftigen Prioritätsstreit bezüglich der Entdeckung der L., diese selbst aber fand immer mehr Anklang u. es *entstanden* bald verschiedene Operationsmethoden, die sich auf drei Hauptarten *zurückführen* lassen: Civiale faßte den Stein mittelst eines mehrarmigen Instru-

ments und brach ihn mittelst eines Steinbohrers; Jakobson, ein dänischer Arzt, faßte den Stein mittelst einer metallenen Schleife und zerdrückte ihn durch Zusammenziehen der Schleife; Heurteloup endlich, ein Franzose, faßte den Stein zwischen zwei in einander laufenden Armen und zerbrach ihn durch Druck, welchen er noch verstärkte durch Anwendung des Hammers auf den beweglichen Arm. Heutzutage ist die Operationsweise von Heurteloup die am meisten verbreitete, doch bedient man sich selten des Hammers, dagegen ist eine Schraube angebracht, durch welche der bewegliche Arm, auch bei bedeutendem Widerstande, nach vorne geschoben und so der, zwischen den Armen gefaßte, Stein gebrochen werden kann. Die L. ist eine sehr schwierige Operation, die große Uebung und Kunstfertigkeit von Seiten des Operateurs erfordert, daher sie auch meist nur von Einzelnen ausgeübt wird und, namentlich in Deutschland, noch keine gar große Verbreitung erlangt hat. Für den Kranken besteht bei der L. der Uebelstand, daß er nicht auf einmal von seinen Leiden befreit wird, sondern daß erst nach verschiedenen „Sitzungen," die in mehrtägigen Zwischenräumen auf einander folgen, der Stein in so kleine Trümmer zertheilt ist, daß diese durch die Harnröhre abgehen können. Bleibt aber ein kleines Stückchen Stein zurück, so vergrößert sich derselbe bald wieder und es entstehen die alten Leiden. E. Buchner.

Lithurgik, die Lehre von der mechanischen Verarbeitung u. Benützung der Produkte des Mineralreiches, mit Ausschluß der Hüttenkunde, welche Beschränkung der Bedeutung übrigens in dem Worte selbst nicht liegt. Vergl. Blum, L., Stuttgart 1840.

Litis denunciatio, ist im Prozeßverfahren diejenige Handlung, wodurch der Beklagte einen Dritten, an den er Rechtsansprüche zu machen hat, von dem erhobenen Streite in Kenntniß setzt u. ihn zur Unterstützung in Vertheidigung des ihm (dem Beklagten) bestrittenen Rechtes auffordert. Die L. d. heißt eine nothwendige (necessaria), wenn sie bei erhobenen Realansprüchen Demjenigen gemacht wird, von dem man eine Sache erworben hat, und mithin Eviction u. gerichtliche Vertheidigung verlangt. Die Vertheidigung der L. d. macht des Regresses verlustig, wo nicht das Recht des Gegentheils gegen alle Einwendung klar darliegt. Freiwillig (voluntaria) dagegen heißt die L. d. bei erhobenen Personalansprüchen, welche einen Regreß der Partei gegen einen Dritten begründen, da sie hier, zur Vermeidung eines neuen Progresses, geschehen kann, aber nicht geschehen muß, bei Verlust des Regresses. Gibt der L. Denunciat dieser Anzeige Folge, so entsteht eine Nebenintervention; thut er dieß nicht, so bleibt dem Anzeigemachenden (L. Denunciant), wenn er sich nach bestem Wissen vertheidigt hat u. doch verliert, sein Regreß unbeschadet.

Litorale (Küstenland), heißt die Küste des adriatischen Meeres von Fiume (s. d.) bis zur italienischen Gränze, also vorzüglich das ungarische Küstenland, in einer Ausdehnung von ungefähr 7 □ Meilen mit etwa 20,000 Einwohnern. Dasselbe bildet gegenwärtig einen Theil des Königreichs Kroatien (s. d.), ist größtentheils gebirgig und erzeugt Getreide, Seide, Oel, etwas Wein, Salz aus den Salzwerken an der Küste, treffliche Seefische ꝛc. Neben dem sind Handel und Schifffahrt die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung.

Litotes (griech.), Einfachheit, Verkleinerung, eine rhetorische Figur u. allenfalls eine Unterart der Hyperbel (s. d.), die hauptsächlich einem gewissen gemäßigten Ausdrucke angehört u. den Gegenstand gleichsam verkleinert, indem sie, statt affirmativ zu bezeichnen, das Gegentheil verneint. Z. B. „nicht schlecht," statt „recht gut" u. s. w. Es läßt sich aber nicht behaupten, weder daß diese Verkleinerung stets aus Bescheidenheit, noch daß sie in der Absicht geschieht, den Gegenstand höher zu stellen, als man zu sagen scheint; vielmehr kommt sie, wenigstens in der Regel, nur da in Anwendung, wo der eigentlich bezeichnende Ausdruck nicht sogleich gefunden wird, oder wo man ihn nicht anwenden mag, wel-

halb mit dem Gebrauche dieser Figur allerdings auch eine Zweideutigkeit verbunden seyn kann.

Litre, ein französisches Flüssigkeitsmaß, s. Frankreich.

Litthauen, ein Großfürstenthum, welches mit dem ehemaligen Polenreiche verbunden war, bestand früher aus dem eigentlichen L., dem Herzogthume Samogitien u. den sogenannten russischen Wojewodschaften, die von den litthauischen Großfürsten in früherer Zeit erobert worden waren, und umfaßte ein Gebiet von nahe an 5000 □Meilen, das jetzt, seit der zweiten und dritten Theilung Polens, 1795 und 1797, so zwischen Rußland und Preußen getheilt ist, daß das erstere die Gouvernements Wilna, Bialystock, Grodno, Minsk, Mohilew und Witebsk von demselben besitzt, während das letztere in dem Regierungsbezirke Gumbinnen nur einen kleinen Antheil an demselben hat. Das Klima L.s ist gemäßigt und wärmer, als im mittleren Rußland; Pflaumen- und Birnbäume gedeihen. Wegen der vielen Sümpfe ist es jedoch in manchen Gegenden ungesund. Die hauptsächlichsten Flüsse, welche, da die europäische Hauptwasserscheide, jedoch fast unmerklich, durch das Land streicht, der Ostsee u. dem schwarzen Meere zufließen, sind: die Düna mit der Disna, der Niemen mit der Wilia und Bug. Diese fließen in die Ostsee ab. In das schwarze Meer fließen: der Dniepr mit seinen Nebenflüssen, die Beresina, Sag u. Pripiatc, in welch letzteren wieder der Nyr, Horiw und Ubork sich ergießen. Gebirge finden sich, außer wenigen Hügelreihen in dem Gouvernement Wilna, und der fast unmerklichen Fortsetzung des polnischen Landrückens zum Waldai-Plateau, nicht vor. Dagegen hat das Land, der mancherlei Gewässer wegen, viele Sümpfe, welche große Strecken desselben unbewohnbar machen, und wo Nichts als Schilf und Moos fortkommt. So namentlich in den Gouvernements Minsk, Grodno u. Witebsk, in der Nähe des Pripiatc und der Düna. Hauptnahrungszweig ist der Ackerbau, der überall, wo kein Sumpfland ist, gut gedeiht, auch hat das Land großen Holzreichthum; die Flüsse liefern mancherlei Fische, die Waldungen alle Arten von Wild, besonders Elennthiere und Auerochsen, die auf der Bialowiczerhaide (s. d.) fortkommen; ferner Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Wildschweine, Biber. Die kleinen litthauischen Pferde, welche, trotz ihrer Unansehnlichkeit, viel arabisches Blut haben, sind ihrer Dauerhaftigkeit wegen bekannt. Auch der Flachs- und Hanfbau, so wie die Bienenzucht, sind bedeutend. Auf Metalle kann nicht gegraben werden. Der Gewerbfleiß ist, die verschiedenen Handwerke abgerechnet, ganz unbedeutend. Ueber die Bewohner des Landes siehe den Artikel Letten. — Schon im 12. Jahrhunderte wird der Litthauer im Kampfe mit den Russen, von deren Herrschaft sie sich zu damaliger Zeit losrissen, gedacht. Bald erlangten sie eine solche Macht, daß ihre Herrscher, namentlich Großfürst Gedimin, den Russen im J. 1230 Volhynien, Kiew, Nowgorod Sewersk und Tscheringow abnahmen; sein Nachfolger, Olgerd, dreimal bis vor die Thore Moskau's vordringen und ganz Rußland zittern machen konnte. Der Sohn desselben, Jagello der Große, gelangte auf den polnischen Königsthron u. von da an blieb L. als abhängige Provinz bei diesem Reiche, bis es, auf dem Reichstage zu Lublin 1569, in dasselbe ganz aufgenommen, auch alle nachfolgenden Schicksale bis zur völligen Zerstückelung Polens mit diesem Reiche theilte. Ow.

Littrow, Joseph Johann, Edler v., Professor der Astronomie u. Direktor der Sternwarte zu Wien, geboren den 13. März 1781 zu Bischof-Teiniz in Böhmen, Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Gymnasium zu Prag u. trat 1798 an die Universität über, an der er sich, der Reihe nach, mit juristischen, medizinischen u. theologischen Studien beschäftigte. 1803 wurde er Erzieher bei den Grafen Renard in Schlesien u. betrieb in seinen Mußestunden das Studium der Mathematik u. Astronomie mit so bedeutendem Erfolge, daß er 1807, nach einem schriftlichen Concurse, zum Professor der Astronomie an der Universität Krakau ernannt wurde. 1809 trat L. in russische Dienste als Professor der Astronomie an der Universität Kasan; 1816 wurde er als Mitvorsteher der Stern-

warte nach Ofen in Ungarn berufen, 1819 aber zum Direktor der Sternwarte u. Professor der Astronomie an der Universität in Wien ernannt. 1832 war er Geschäftsführer der Versammlung der Naturforscher u. Aerzte in Wien; 1835 wurde er in den österreichischen Adelstand erhoben; 1840 aber, den 30. November, starb er nach kurzer Krankheit. — L. war einer der fruchtbarsten astronomischen Schriftsteller; er hat durch seine Schriften, von denen mehre in populärem Tone gehalten sind, sehr viel zur Verbreitung astronomischer Kenntnisse beigetragen. Unter seinen Werken erlangte die größte Verbreitung: „Die Wunder des Himmels," Stuttgart 1842. Außerdem sind zu erwähnen: „Elemente der Algebra u. Geometrie," Wien 1827; „Populäre Astronomie," Prag 1825, italienisch Bologna 1840; „Die Doppelsterne," Wien 1835; „Ueber den erweiterten Gebrauch der Multiplicationskreise," Prag 1821; ferner seine Schriften über Mathematik, Geometrie, Kometen, Leibrenten, Lebensversicherungen ꝛc. E. Buchner.

Liturg (λειτουργός) heißt bei den Griechen Einer, der ein öffentliches Amt annahm und auf eigene Kosten verwaltete, sowie auch der den Opferdienst zu Ehren der Gottheit verrichtende Priester. Die letztere Bedeutung herrscht auch in der hellenistischen Sprachweise der Juden (so fern sie mit griechischen Worten ihre religiösen Ideen u. Verhältnisse bezeichneten). Im Neuen Testamente nennt sich z. B. der heilige Paulus einen L.en Christi, wenn er seine der Ausbreitung des Evangeliums gewidmeten, Dienste mit der Darbringung eines Opfers, oder die von ihm zu bekehrenden Heiden mit einem, dem Herrn darzubringenden, Opfer vergleicht, Röm. 15, 16. — Die Christen trugen diese Benennung auf den Diener des christlichen Altars, das heißt den Darbringer des heiligen Meß-Opfers über. Dr. Wilke.

Liturgie (λειτουργία, nach Form u. Bedeutung von dem Vorigen abgeleitet), a) bei den Griechen: die Verwaltung eines öffentlichen Amtes auf eigene Kosten. b) Die Ausübung des priesterlichen Amtes beim Opferritus. c) In der christlichen Kirche: der Altardienst, d. i. die Gebete u. symbolischen Handlungen bei der heiligen Messe. Eine solche L. geben die Constitutiones apostolicae VIII. 6—13. (s. Gassendi, Biblioth. Thl. 3, S. 203—215; Mansi, Thl. 1, S. 546—567.) u. Gregors des Großen Meßkanon, nach welchem die römischkatholischen Priester (sowie die der griechischen Kirche nach dem Kanon des heiligen Chrysostomus) sich richten. — Liturgik heißt die Wissenschaft von der Verwaltung des Altardienstes. Bei den Protestanten (die hieran, sowie an der äußeren Form des Gottesdienstes überhaupt, immer verbessern u. den Cultus dem, man weiß nicht aus welchen Elementen zusammenzusetzenden, Ideale oder auch dem Zeitgeschmacke immer näher zu bringen u. genauer anzupassen suchen): der Discours über die zweckmäßige Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, sofern dieser in Gesang u. Gebet seine äußere Form hat. Dr. Wilke.

Litze, heißt 1) ein Theil eines Seiles. Ein solches besteht nämlich aus 3 oder 4 L.en u. diese bestehen wieder aus einer Anzahl von Fäden oder Drähten. Diese Drähte werden zu L.en u. diese dann zu einem Seile zusammengeseilt. — 2) L.en oder Borten nennt man jene, aus Gold- oder Silberfäden gewirkten, streifenartigen Verzierungen auf dem Uniformrocke, welche in einigen Armeen die Gradauszeichnung der Offiziere bilden. Aus Wolle gewirkt, sind diese L.en die Gradauszeichnungen der Unteroffiziere.

Liutprand, Bischof von Cremona, ein Italiener, geboren 922, trat 945 in die Dienste Königs Berengar, ging 948 in dessen Auftrage, sowie 968 für Kaiser Otto I., als Gesandter nach Konstantinopel u. starb 970. L. ist einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte. Man hat von ihm, in lebendigem Style, aber uncorrekter Sprache verfaßt: Antapodosis, 6 Bücher; dieses Geschichtswerk reicht von 886—948. De rebus gestis Ottonis M. De legatione Constantinopolitana, sowie einige ihm beigelegte, aber schwerlich von ihm selbst herrührende Schriften. Seine geschichtlichen Werke wurden zugleich mit dem „Widukind" von Frecht (Basel 1532), dann von J. Reuber in den

„Scriptores rerum germ.“ (Frf. 1584, neue Aufl., 1726 Fol.); der Gesandtschafts-Bericht zuerst von P. Canisius (Ingolst. 1600, 4.) u. zuletzt von Hahn als Anhang zu seiner Ausgabe des Leo Diaconus (Bonn 1828) herausgegeben. Die neueste u. beste Ausgabe seiner sämmtlichen ächten Werke besorgte Pertz in den „Monumenta Germaniae historica“ (Bd. 3, Hannover 1839, Fol.). Vgl. Köpke, „De vita et scriptis Liutprandi“ (Berlin 1842).

Livadien ist der gegenwärtige Name des alten **Hellas** oder **Mittelgriechenlands**, welches die alten Landschaften: Attika, Aetolien, Böotien, Akarnanien, Doris, Lokris, Megaris u. Phocis begreift, östlich an das ägeische, westlich an das jonische Meer, nördlich an Thessalien u. Epirus u. südlich an den Meerbusen von Korinth u. Aegina gränzt. Die Hauptstadt L. des gegenwärtigen griechischen Gouvernements Böotien, mit 10,000 Einwohnern, ist Sitz eines griechischen Erzbischofes, hat ein Schloß auf einem Felsen, Kattun- und Tuchfabriken, Färbereien u. Handel mit Getreide u. Wolle.

Liverpool, Stadt in der englischen Grafschaft **Lancaster**, nächst London die bedeutendste Handelsstadt des britischen Reiches, in schöner Gegend, an der Mündung des Mersey in das irländische Meer, erhebt sich auf dem rechten Ufer des Flusses amphitheatralisch und bietet dem Auge allenthalben eine compakte Masse von Gebäuden dar, über welchen eine Rauchwolke schwebt, deren undurchdringliche Dichtigkeit durch die Kamine von 30 oder 40,000 Werkstätten unterhalten wird. Ist man auf dem linken Ufer des Mersey, so sieht man Nichts, als einen Wald von Masten, Raaen u. Tauen, welcher die Gebäude der Stadt in der Nähe der Docks größtentheils versteckt; kommt man in's Innere, so erblickt man breite, luftige Straßen, auf denen Wagen, fast ohne Geräusch, mit wunderbarer Leichtigkeit dahinrollen. 25 Docks, von denen der neueste 1846 vollendet wurde, vertreten die Stelle des Hafens u. sind bei weitem früher, als die zu London, angelegt u. mit trefflichen Kaien nebst ungeheueren Waarenlagern umgeben. Sie sind mit den daranliegenden Waarenhäusern für bestimmte Waaren, gewisse Schiffe oder gewisse Gegenden bestimmt. Das Aus- und Einladen der Schiffe geschieht durch Privatunternehmer, Lumpers genannt, wegen ihres geringen Lohnes für ihre Arbeit, in London dagegen durch die Dienstleute der verschiedenen Docks-Compagnieen. Außerdem hat die Stadt eine prachtvolle Börse an einem schönen, von Arkaden umgebenen und mit einem eisernen Denkmale Nelsons geschmückten Platze, viele Kirchen, ein schönes Stadthaus, ein Zollhaus, eine prächtige Markthalle von 12,300 Quadratellen Flächenraum, durch Gas-Lampen erleuchtet u. durch Pfeiler von Gußeisen in 5 Gänge getheilt; eine Akademie der Künste, Museum der Naturgeschichte, botanischen Garten, Athenäum, Blinden-Institut, 2 große kaufmännische Lehranstalten in palastähnlichen Gebäuden, wichtige Fabriken für Kupferwaaren, Uhren, Chronometer, Taue, Glas, Ketten u. Anker, chemische Produkte, Tabak, Essig- und Bierbrauereien, große Werkstätten für Dampfmaschinen u. Lokomotive (Fawcett, Dickson 2c.), Zuckersiedereien 2c. Die eigene Rhederei der Stadt zählte 1842 1256 Segelschiffe von 338,458 Tonnen, mit 15,000 Seeleuten bemannt. Außerdem hatte sie 46 Dampfschiffe von 5005 Tonnen. Der Handel L.s ist am beträchtlichsten mit Europa, den britisch-nordamerikanischen Colonieen, Südamerika, den vereinigten Staaten von Nordamerika; es steht aber auch mit Afrika, Asien u. Westindien im Handels-Verkehre. Eine regelmäßige Verbindung unterhält es mit Dublin, Glasgow, Belfast, Bristol, Boston, Halifax, New-York, Philadelphia, Havanna, Rio-Janeiro 2c. — Mit den wichtigsten Fabrik- u. Handelsstädten Englands ist es durch den Mersey, den Leeds-,L.- u. andere Kanäle, besonders aber seit 1830 durch Eisenbahnen mit Manchester, Sheffield, Birmingham, Derby, Gloucester, Bristol, London, Lancaster, York, Newcastle 2c. verbunden. Die Bahn von Manchester ist mit bewunderungswürdiger Kunst u. einem ungeheueren Kosten-Aufwande durch Moräste u. Berge u. mittelst eines Tunnels unter einem Theile L.s weg nach dem Hafen geführt. Man berechnet, daß diese Stadt den 12.

Theil der Schifffahrt von Großbritannien, den 4. Theil des auswärtigen Handels u. den 6. des allgemeinen Handels des ganzen Staates hat. — Zu Ende des 16. Jahrhunderts war L. ein elender Ort von nur 130 Häusern und war von Sümpfen umgeben. 1700 betrug die Bevölkerung 5000; 1720 = 10,500; 1760 = 26,000; 1801 = 78,000; 1812 = 94,500; 1821 = 119,000; 1831 = 165,000 u. gegenwärtig hat diese große u. schöne Stadt 310,000 Einwohner. — Im 18. Jahrhunderte, als London u. Bristol den Kolonialwaarenhandel in Händen hatten, legten sich die Kaufleute von L. auf den Sclavenhandel u. verschifften von 1750—1770 mehr als 300,000 dieser Unglücklichen, mit einem Gewinne von 8,500,000 Pfd. Sterling. Als Wilberforce's (s. d.) großartiges Streben diesem Industriezweige den Todesstoß gab, sah sich die Rhederei L.s genöthiget, ein anderes Gebiet aufzusuchen; sie zog den Handel mit den vereinigten Staaten an sich, den sie jetzt ausschließlich in Händen hat. Aber der Handel von L. hätte wohl nie seine riesenhafte Größe erreicht, wenn er nicht einen so ausgezeichneten Fabrikbezirk hinter sich hätte. Nirgends auf der Welt gibt es eine köstlichere Handelslage. In einem Umkreise von 31—35 Meilen um L. findet man die unerschöpflichen Salzgruben von Northwich in der Grafschaft Chester, welche den größten Theil der von England ausgeführten 250,000 Tonnen Salz liefern; die Töpfereien der Grafschaft Stafford; Birmingham und die Eisenwerke u. Schmieden jener Umgebung; Nottingham, Derby u. Leicester, der Mittelpunkt der Strumpfwaarenfabriken; Sheffield mit seiner Stahl- und Kurzwaarenfabrikation; Leeds, Bradford u. Halifax mit ihren Leinnen-, Tuch- und Wollenstoffen; Stockport, Oldham, Bolton, Rochdale, Preston und namentlich Manchester mit Baumwollspinnereien u. Webereien, denjenigen Fabriken, welche L. seine wichtigsten Ausfuhren liefern u. seine Haupteinfuhr verbrauchen. Denn der Reichthum L.s rührt hauptsächlich von der Baumwolle her: die Baumwolle verschafft ihm seine zahlreichsten Consumenten, nicht nur im Innlande, sondern auch im Auslande; L. ist der erste Baumwollenmarkt, nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt.

Liverpool, 1) Charles Jenkinson, Baron von Hawkesbury, Graf v. L., u. 2) Robert Banks, Graf v. L., s. Jenkinson.

Livia Drusilla Augusta, Tochter des Livius Drusus Claudianus, war zuerst an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, dem sie zwei Söhne, Drusus u. Tiberius, gebar; nachher wurde sie die Gemahlin des Kaisers Augustus (s. d.). Durch die Reize ihres Geistes u. Körpers wußte sie diesen ihren Gemahl zur Beförderung ihrer ehrgeizigen Absichten zu bewegen u. machte sich überhaupt vieler Ungerechtigkeiten u. Grausamkeiten schuldig, noch mehrer verdächtig. Daß Tiberius (s. d.) dem Augustus auf dem Throne folgte, war ebenfalls ihr Werk.

Livingston, Edward, geboren 1764 in New-York, machte seine Rechtsstudien zu Princetown, advocirte eine Zeit lange zu New-York u. zeigte sich seit 1774 auf vier Congressen als eifrigen Republikaner u. Freund Jacksons (s. d.), trug auch in dieser Stellung wesentlich zur Verbesserung der Criminalgesetzgebung der Union bei. 1802 wurde er Staatsanwalt des Staates New-York u. blieb, als fast Alles wegen des damals schrecklich hausenden gelben Fiebers die Flucht ergriff, unausgesetzt auf seinem Platze. Bald aber veranlaßten ihn seine zerrütteten Vermögensverhältnisse, sich nach Luisiana zurückzuziehen. Hier bebaute er eine Pflanzung, nahm thätigen Antheil an den Kriegen gegen England 1810—1816, revidirte 1820 das städtische Gesetzgebungssystem zu New-Orleans u. vollendete 1824 sein berühmtes Strafgesetzbuch, das ihm jedoch durch Entzündung seiner Papiere vernichtet ward u. das er 1826 wieder begann u. nach 2 Jahren zu Ende brachte. Dasselbe wurde in Luisiana, von seiner Hand umgearbeitet in der ganzen Union u. in der Republik Guatimala, abgeändert in Brasilien eingeführt. Bald darauf Mitglied des Senats, unter Jackson Staatssekretär, beugte er dem durch die Tarif-Frage drohenden Bruche des Bundes vor, ordnete 1833 die Geld-

forderungen Amerika's als Gesandter in Paris und starb 1836 zu Montgomery am Hudson. L. war der erleuchtetste Kopf Amerika's u. der eifrigste Wohlthäter der Menschheit. Die Republik Guatimala ordnete für ihn eine dreitägige Trauer an.

Livius, der Name eines Plebejergeschlechtes im alten Rom (Livia gens), welchem die Familien Drusus, Pacatus, Salinator u. a. angehörten, nicht aber die beiden Folgenden, welche wir hier anzuführen haben: 1) L. Andronicus, etwa 230 v. Chr., ein geborener Grieche, aus Tarent, Freigelassener des M. Livius Salinator, war der erste dramatische Dichter unter den Römern u. brachte im 514. Jahre Roms das erste Schauspiel auf die Bühne. Seine Schreibart hatte noch viele Härten u. war den späteren Römern zum Theile unverständlich. Die von L. eingeführte Einrichtung bei der Aufführung eines römischen Drama's war ungefähr folgende: Hauptschauspieler (histrio) war der Dichter selbst; den Histrionen lag allemal ob, die Dialoge (diverbia) zu sprechen u. die zur Abwechselung eingefügte Musik des Flötenbläsers durch stummes Geberdenspiel zu begleiten; die Gesänge (cantica) aber wurden zur Flöte von einem eigens dazu ausgebildeten Sänger vorgetragen. Von den Gedichten des L., deren er viele in mehren Gattungen schrieb, worunter auch eines über die römische Geschichte war, u. eine Uebersetzung der Odyssee, sind nur noch wenige unbeträchtliche Fragmente übrig, die man in F. H. Bothe's: Poëtarum Latii scenicorum fragmenta, Halberstadt 1823, findet. Die Fragmente der Odyssee sind bearbeitet von G. Hermann in den Elem. doct. metr., p. 618 ff. — 2) L., Titus, der Vater der römischen Geschichte, war in Patavium (dem jetzigen Padua, daher sein Beiname Patavinus) im Jahre 58 v. Chr. geboren, lebte eine Zeit lange in Rom, wo er bei dem Kaiser Augustus sehr beliebt war, ging aber nach dessen Tode wieder nach Patavium zurück u. starb daselbst in seinem 75. Jahre, 17 n. Chr. L. schrieb 140 oder 142 Bücher römischer Geschichten: Libri Historiarum Romanarum (die er einmal selbst Annales, Jahrbücher, nennt), von des Aeneas Ankunft in Italien bis auf das Jahr Roms 744, oder 9 Jahre v. Chr. (nach der Varronischen Zeitrechnung), von denen aber drei Viertheile durch das Mißgeschick der Zeiten verloren gegangen sind, so daß wir in Allem nur noch 35 davon übrig haben. Von der inneren, gehaltvollen Größe des L. sagt Martial in seinen Sinngedichten (Epigr. XIV. 190) mit Recht:

Pellibus exiguis arctatur Livius ingens,
Quem mea non totum bibliotheca capit.

L. stand deßwegen schon bei Lebzeiten in solchem Rufe, daß, wie der jüngere Plinius erzählt, einmal sogar ein gewisser Bürger aus Gades in Spanien, durch des L. Namen u. Ruhm veranlaßt, nur, um diesen Mann kennen zu lernen, nach Rom gereist u. dann ohne Weiteres wieder nach Gades zurückgekehrt sei. Quintilian setzte den L., in Ansehung der schönen, wahren u. beredten Darstellung, dem Altvater der Geschichte, Herodot, an die Seite u. fand in seinen Schriften eine „bewunderungswürdige Beredtsamkeit" u. eine „milchige, kernhafte Reichhaltigkeit." L. hatte einen Hauptfeind an dem tollen Kaiser Caligula. Dieser hat nämlich, wie Suetonius berichtet, die Schriften des Virgilius u. L. vernichten wollen. Daß aber Papst Gregor der Große die Schriften des L., wegen der vielen darin vorkommenden Wundergeschichten, wodurch die Abgötterei begünstigt würde, habe verbrennen lassen wollen, ist eine viel spätere Erdichtung. L. selbst war weniger abergläubisch, als mancher andere Erzähler. Er gesteht selbst in mehren Stellen, daß er die erzählten, oder einberichteten Wunderzeichen nicht selbst verbürge, oder als wahr annehme, vgl. 24, 10. Die Schreibart des L. kann gewissermassen mit der des Thucidides, oft auch des Tacitus, verglichen werden. Besonders tritt er, zumal in den ersten Büchern, oft so schwerfällig, wie ein Altrömer in seiner vollen Rüstung, einher. Er hat sehr ungleiche, oft zu lange u. verwickelte, oft wieder zu kurze u. einfache Perioden, besondere Ausdrücke, poetische Formen u. griechische, oft incorrecte Wortfügungen. Seine Darstellung aber ist lebhaft, malerisch u. treffend — er mag Sachen oder Personen

schildern — dabei praktisch u. pragmatisch. Seine Reden sind wahre Muster der Beredtsamkeit, freilich aber nicht auf der Stelle nachgeschrieben, sondern, den Umständen gemäß, von ihm selbst nachgefertigt. L. benützte zu seiner Geschichte die ältesten Urkunden u. besten Quellen. Unter den ältesten Geschichtschreibern erwähnt er selbst Lucinius Macer, Fabius Pictor, Quintus Tubero, Valerias Antias, vorzüglich Polybius, dessen Nachrichten er so weit benützt zu haben scheint, daß er sie mehrmals wörtlich übersetzte u. deßwegen von neueren Gelehrten der römische Polybius genannt wurde. Daß die meisten Bücher des L. im Laufe der Zeit verloren gingen, scheint die Größe des Werkes verursacht zu haben. Man konnte es nämlich, seines Umfanges wegen, nur stückweise abschreiben. Daher kam die Eintheilung, die natürlich nicht von L. selbst, sondern von seinen späteren Abschreibern herstammt, da die alten Grammatiker niemals der Dekaden, sondern allemal nur der Bücher erwähnen. Indessen sind von den verloren gegangenen, wie von den vorhandenen Büchern, noch 140 lateinische Auszüge oder Inhaltsanzeigen (Epitomae) übrig, welche theils dem L. selbst, theils dem Florus (s. d.) beigelegt werden; aber wahrscheinlich keinem von Beiden zukommen. Nach diesen Epitomen hat Freinsheim (s. d.) die verlorenen Bücher des L. aus den alten classischen Schriftstellern sehr gelungen in 95 Büchern zusammengesetzt u. kurz ergänzt. Diese Supplemente oder Ergänzungen (Supplementa), sehen jedoch eben so wenig, als die obigen Epitomen, dem L. selbst gleich: denn sie haben nicht nur viel kürzere Capitel, sondern auch eine viel leichtere Schreibart. Täuschung war es, wenn die Paduaner im 15. Jahrhunderte glaubten, das Grab ihres Mitbürgers gefunden zu haben. Sie fanden nämlich bei der Grundlegung einer Kapelle in Padua eine Kiste mit Gebeinen, welche sie, nach einer dabei befindlichen Inschrift, für die Gebeine unsers L. hielten, setzten sie daselbst in einem prächtigen Grabmahle bei und späterhin erbat sich König Alfonso von Aragonien u. Neapel von ihnen den rechten Arm des L. Allein nach einiger Zeit bewies ihnen der gelehrte Markard Gudius, daß es die Gebeine eines Freigelassenen, auch L. genannt, gewesen wären. — Die vornehmsten u. bekanntesten Ausgaben des L. sind folgende: Rom, bei Sweynheym u. Pannartz (1409), Fol.; von J. H. Campanus, Rom (1470) 2 Bde., Fol.; die besten: von J. F. Gronov mit Anm., Leyden 1645, 4 Bde.; von Jak. Gronov, Amst. 1679, 3 Bde.; von le Clerc mit Freinsheims Supplementen, Amst. 1710, 10 Bde.; von Crevier mit den Suppl., Par. 1735—42, 6 Bde. Die vollständigste von A. Drakenborch, Amst. 1738—46, 7 Bde. Neue verbesserte u. vermehrte Ausgabe, Stuttg. 1820—1828, 15 Bde. Neuere Handausgaben: von Ernesti, Leipz. 1785, 5 Bde., 4. Aufl., besorgt von Kreyßig, Leipzg. 1823 f., 5 Bde.; Zweibrücken 1784—86 und 1806, 13 Bde. (enthält auch Freinsheims Suppl.); von Stroth u. Döring, Gotha 1796—1819, 7 Bde.; von Ruperti, Göttingen 1807 f. 4 Bde. u. die Commentarien 5.—7. Bd., ebend. 1808; Stereot. Leipz. 5 Theile u. eine Stereot.-Ausg. in einem Bande, besorgt von Kreyßig, ebend. 1828; von J. E. Raschig, Berl. 1829—30, 3 Bde. u. a. Ein kurzes Fragment aus dem 9. Buche wurde zu Rom von Bruns aufgefunden und zu Hamburg 1773, Fol., auch zu Leipzig 1773 u. vollständiger in Ciceronis orr. pro Fontejo et Rabirio fragm. ed. Niebuhr, Rom 1820 abgedruckt. Uebersetzungen von G. Große, Halle 1789—95, 7 Bde.; von Ostertag, Frankf. 1790—98, 10 Bde.; von Heusinger, Braunschweig 1821, 5 Bde.; von Oertel, München 1821—1831, 9 Bde.; von Klaiber, Stuttgart 1827—1835, 27 Bdchen. 12. — Vgl. G. L. Walchii emendatt. Livianae, Berl. 1815; F. Büttneri observatt. Livianae, Primislav. 1819; F. Lachmann, De fontibus historiarum T. Livii commentationes II., Göttingen 1822 u. 1828. B. M.

Livorno, sehr bedeutende Handelsstadt mit Freihafen, im Gebiete von Pisa des Großherzogthums Toskana, am mittelländischen Meere, gegenüber der Felseninsel *Meloria*, *hat zwei Meilen* im Umkreise (nachdem seit einigen Jahren alle *Vorstädte in die innere* Stadtmauer eingeschlossen wurden) u. 90,000 Einwohner.

worunter 20,000 Juden. Die Stadt ist gut gebaut, hat breite Straßen und ist an einem Theile von Kanälen durchschnitten, auf denen die Waaren vor die Lager zu Schiffe gebracht werden können. Der Hafen ist vergrößert und vertieft, durch einen schönen Damm geschützt, aber der Eingang ist wegen Riffen schwierig. Vor demselben steht auf der Felsenklippe Marzocco ein Leuchtthurm 43° 32′ 41″ n. Br. 7° 57′ 25″ östl. L. Im inneren Hafen (Darsena) werden die Barken aus- u. eingeladen. Die Stadt wird durch ein Kastell u. einige Thürme geschützt. Landwärts steht L. durch einen Kanal mit dem Arno u. dadurch mit Pisa und Florenz in schiffbarer Verbindung, und seit 1841 ist auch eine Eisenbahn nach Pisa rc. unternommen u. ausgeführt; seewärts steht es durch Dampfschifffahrt mit Marseille, Nizza, Civita-Vecchia, Neapel in Verbindung. Der lebhafte Handel vereinigt auf diesem Platze Griechen, Armenier, Türken u. viele Juden; deßhalb besteht hier eine armenische Kirche, selbst eine türkische Moschee u. die größte u. schönste Synagoge in Europa. Die katholischen Kirchen in L. sind weder in architektonischer, noch in künstlerischer Beziehung nennenswerth; auch besitzt die Stadt keine Kunstwerke, mit Ausnahme des Denkmals Ferdinands I., von vier afrikanischen Sklaven umgeben, von Pietro Tacca. Sehenswerth dagegen sind: das Leopold-Lazareth, eines der größten und schönsten in Europa, mit einer höchst zweckmäßigen u. bewundernswürdigen Einrichtung. Das Seearsenal im innern Hafen, mit Raum für 90, jedoch nur kleine Fahrzeuge, auf Befehl Ferdinands I. von 5000 Arbeitern in 5 Tagen ausgegraben. Das Oelmagazin, 1705 von Cosmo III. gegründet, wegen seiner ungeheuern Ausdehnung und ebenfalls bewundernswürdigen Einrichtung zur Aufbewahrung des Oels. Der große Wasserbehälter nebst Aquädukt, ein, erst seit wenigen Jahren vollendetes, großes Gebäude, durch welches zuerst die Stadt mit gutem Trinkwasser vom Gebirge von Cotognola versehen wird. Das Theater Carlo Lodovico. Außerdem findet man hier eine Handelskammer, mehre großartige Bankgeschäfte, eine Quarantäne mit großen Magazinen für Waaren aus verdächtigen Gegenden. Zu den verschiedenen Industrieanstalten u. Etablissements, welche L. besitzt, gehören: die Ledergerbereien, welche für die besten in Toskana gehalten werden, die Glasfabrik für Fenstertafeln, die Fabrik von schwarzen Bouteillen, eine andere für verschiedene Glasgegenstände, die große Korallenmanufaktur, worin ein großer Theil der Korallen verarbeitet wird, welche von 60 toskanischen Schiffen, die jährlich zur Aufsuchung dieser Zoophyten an die Küsten Sardiniens u. der Barbarei abgehen, eingebracht werden; ferner fertigt L. schöne Elfenbein- u. Alabasterarbeiten u. fabrizirt Seidenwaaren, Papier, Gewehre, Thonwaaren, Tabak, Rosenöl, Liqueure, Cremor tartari; Auszeichnung verdienen die großen Dampfmühlen u. Schiffswerften, auf denen Handelsschiffe gebaut werden. Seine Handelsgröße verdankt L. vorzüglich seinem Freihafen, welcher unter allen Häfen des mittelländischen Meeres zuerst zu jenem Range erhoben wurde. Sein Verkehr ist sehr ausgebreitet; namentlich ist die Einfuhr von Cerealien aus den Häfen des schwarzen Meeres immer bedeutender geworden, wie denn L. auch ein Stapelplatz für englische Manufakturwaaren ist, welche von hier nicht nur nach dem Innern Toskana's und den angränzenden Ländern, sondern auch nach Aegypten, der Levante, Berberei u. s. w. versendet werden.

Livre (Pfund), 1) ein altes franz. Gewicht; man nennt auch das Kilogramm, L. metrique, metrisches Pfund. — 2) Schweizer-Livre, Schweizer-Franc, eine Rechnungsmünze in mehren Schweizer-Cantonen (s. Franc). — 3) Die Einheit der vormaligen französischen Münzrechnung. — 4) L. in Belgien, Benennung für den holländischen Gulden. — 5) Livre-Sterling = Pfund-Sterling (s. d.).

Livrée hieß unter den früheren Königen Frankreichs die Dienstkleidung, welche den Dienern des Königs, sowie denen der Königin und der Prinzen von Geblüte geliefert wurde. Später trug man diesen Namen auch auf die uniformähnliche, durch bunten Kragen und Aufschläge, Vorstoß, Gold- u. Silbertressen

ausgezeichnete, Kleidung der Dienerschaft des Adels u. anderer Vornehmen überhaupt über. Auch bezeichnet man mit L. bildlich die Gesammtdienerschaft eines Hauses selbst.

Llorente (**Juan Anton**), ein bekannter, aber nicht unparteiischer spanischer Geschichtschreiber, geboren 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra in Aragonien, trat 1770 in den geistlichen Stand, erhielt 1776 das Baccalaureat in der juridischen Fakultät, 1779 die Priesterweihe, bald darauf ein Kanonikat zu Tarrasfona, wurde 1785 Commissär u. vier Jahre später erster Sekretär des heiligen Offiziums zu Logroño. Der Großinquisitor Don Manuel Abad la Sierra hatte ihm den Plan zu einer Reform des Inquisitionstribunals aufgetragen, den L. unter Jovellanos Ministerium, in dem damals beliebten Geiste der Neuerung ausarbeitete u. dessen Realisation nur der baldige Sturz des Ministers hinderte. Entdeckte Correspondenzen und andere dringende Verdachtsgründe ließen in ihm bald einen Gesinnungsgenossen der französischen Revolution erkennen; er wurde deßwegen seiner Stelle bei der Inquisition entsetzt u. eine Zeit lange in Verhaft gehalten. Aber schon 1805 berief man ihn wieder nach Madrid zurück; 1806 erhielt er ein Kanonikat an der Hauptkirche zu Toledo und 1807 den Karlsorden. Da er sich zu Gunsten des Königs Joseph Bonaparte und der Neuerungen in Spanien aussprach, so mußte er bei der Rückkehr Ferdinands VII. sein Vaterland verlassen u. lebte zurückgezogen in Paris von Schriftstellerei, wurde aber 1823 aus Frankreich ausgewiesen u. starb, auf der Heimreise nach Madrid, unfern dieser Stadt. Von seinen Werken, denen übrigens, wie schon bemerkt, die Unparteilichkeit und historische Gründlichkeit durchaus mangelt, erwähnen wir: „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" (4 Bde., Paris 1815—17, deutsch von Höck, Gmünd 1821 f., Auszug, französ. von Gallois, Paris 1823, deutsch Lpz. 1823, Stuttg. 1824); „Noticias historicas de las tres provincias bascongadas" (Madr. 1806—8, 5 Bde.); „Mem. pour servir a l'hist. de la révol. d'Espagne" (Par. 1815—19, 3 Bde.); „Geschichte von Perez;" „Geschichte des de las Casas" (2 Bände); „Geschichte der Päpste" (deutsch, Lpz. 1823, 2 Bde.).

Lloyd, 1) der englische L. Der Name dieses berühmten Seehandelsinstituts, das seinen Sitz in der Börse von London hat, stammt von einem gewissen L., Besitzer eines kleinen Kaffeehauses in der Lombardstraße, wo sich Rheder, Schiffsmackler u. Versicherer zu versammeln pflegten, angelockt von der Nähe der Börse. Später, wahrscheinlich 1727, verlegten die Versicherer, die eine eigene Gesellschaft gebildet hatten, ihr Lokal in ein anderes Kaffeehaus und siedelten 1771 in die Börse über, wo ihnen die englische Häringsgesellschaft ihre Räumlichkeiten überließ. Dort befindet sich das Lokal noch jetzt, denn der Börsenbrand von 1838 hat nur eine momentane Störung hervorgebracht. Der Verein, der in diesen Räumen seine Versammlungen hält, besteht aus drei Classen von Mitgliedern, aus Versicherern auf eigenen Namen u. Gefahr; aus Agenten der verschiedenen Seeversicherungsgesellschaften u. aus Schiffsmacklern. Zweck des Vereins ist: Versicherung gegen Seegefahr u. Einziehung von Schiffsnachrichten aus allen Theilen der Welt. Zu beiden Zwecken werden an allen, irgend bedeutenden, Hafenorten Agenten unterhalten. Die Zahl der Mitglieder beträgt zwischen 1000 und 1100. Jeder zahlt einen jährlichen Beitrag von vier Pfund Sterling und außerdem 25 Pfund Eintrittsgeld, wovon nur die Schiffsmackler befreit sind. Von diesen Einkünften werden die Ausgaben der Gesellschaft bestritten, unter denen die milden Gaben eine große Rolle spielen. Die Geschäfte verwaltet ein Ausschuß von 25 Personen, bei dem von Alters her die strenge Regel gilt, daß Alles, was am Tage vorkommt, im Laufe des Tages erledigt werden muß. Die Einrichtung der Verwaltung, um alle Nachrichten mit möglichster Geschwindigkeit u. Regelmäßigkeit zu erhalten, ist bewundernswerth. L. steht mit allen Häfen unmittelbar oder mittelbar im Verkehre u. erhält über alle Ereignisse sofort Bericht. Diese Schreiben gehen an den Ausschuß und werden ihm von der Post eine Stunde früher überliefert, als die anderen Briefe ausgehändigt werden. Die betreffenden Sekre-

täre tragen dann die Nachrichten in L.s Bücher ein, die in einem Lokale des Vereins für alle Betheiligten aufliegen. Um das Nachschlagen zu erleichtern, sind zugleich kurze Verzeichnisse angefertigt, welche die Namen der Schiffe enthalten, von denen Nachricht eingetroffen ist, u. die Seitenzahl im großen Buche, wo die näheren Angaben stehen. Hier wird Alles angemerkt, ob dieses oder jenes bestimmte Schiff in einem Hafen eingetroffen, oder nur vorbeigesegelt ist, ob ein anderes Fahrzeug mit ihm gesprochen u. s. w. Ist ein Unglück begegnet, so wird dieß im Register hinter dem Namen des Schiffs mit großen Buchstaben in zwei Zeilen eingetragen. Aber die Pünklichkeit des Vereins begnügt sich damit noch nicht. Der Schiffsversicherer soll auch das muthmaßliche Schicksal solcher Schiffe, von denen keine Nachricht eingetroffen ist, berechnen können u. man gibt ihm deßhalb Kunde von jeder Wetterveränderung, die während der Nacht, als er schlief, vorgefallen ist. L.s Kaffeehaus hat den Zweck, ein Vereinigungspunkt zu seyn für Alle, die mit Schifffahrt und Versicherungswesen zu thun haben. Danach ist die Einrichtung bemessen. Das erste der 3 Hauptzimmer ist für die Vereinsmitglieder bestimmt, die hier, außer den erwähnten Anzeigen u. Registern, Seekarten von allen Theilen der Welt finden. Das zweite Zimmer ist das Kaufmannszimmer, wo sich Diejenigen einfinden, die mit Macklern und Schiffsversicherern Geschäfte machen wollen. Hier liegen die wichtigsten europäischen, afrikanischen, asiatischen, amerikanischen Zeitungen auf, ebenso Abschriften von L.s Büchern. Für das größere Publikum gibt das Institut L.s Liste heraus. Der Brand der Börse von 1838 hat in diesem Zimmer einen unersetzlichen Verlust zur Folge gehabt, denn es fanden sich hier die ältesten Zeitungen, von deren mancher vielleicht sonst kein Exemplar vorhanden ist, in regelmäßigen Fortsetzungen. Das dritte Zimmer endlich ist das Capitänszimmer. Für die Ostindienfahrer, für die mit Westindien, mit Nordamerika, mit der Ostsee Verkehrenden bestehen besondere Vereinigungspunkte u. L.s Capitänszimmer ist daher gewöhnlich ziemlich leer. Daß L.s, trotz allen Wechselfällen der Kriege, von 1700 an sich unerschüttert erhalten hat, ist eine Frucht der Pünktlichkeit u. Redlichkeit, durch welche die Mitglieder stets sich auszeichneten. — 2) Der österreichische L. zu Triest. Dieser Verein, der in Oesterreichs Handel Epoche machend geworden ist u. nach 15 Jahren seines Bestehens schon auf den Weltverkehr großartig einwirkt, nahm einen kleinen Anfang. Im Jahre 1833 traten die verschiedenen Versicherungsgesellschaften von Triest zusammen u. errichteten nach dem Muster des englischen L. einen Verein. Der Zweck war, auf dem wichtigsten Seeplatze des Staates als Mittelpunkt für alle Unternehmungen zu dienen, welche auf die Entwickelung des Handels im Allgemeinen und auf die Beförderung der österreichischen Schifffahrt und Nationalindustrie insbesondere, mittelbar oder unmittelbar, einwirken können. Die Gesellschaft stellte eigene Agenten auf, schaffte die besten Zeitschriften und Bücher an, gründete selbst ein Blatt, Anfangs nur in italienischer Sprache, führte mit großer Sorgfalt Register u. sammelte auf diese Weise die umfassendsten und genauesten Nachrichten über den Handel u. die Schifffahrt der vornehmsten Seeplätze. Zu dem italienischen Blatte gesellte sich bald eine deutsche Zeitschrift, die für das entferntere Publikum im großen Binnenlande bestimmt war und bald in Handelssachen zu einer Autorität wurde. Die Gesellschaft selbst hob sich um so rascher, als die Gründer uneigennützig genug waren, auf alle Geldvortheile zu verzichten u. die bedeutenden Einnahmen stets wieder dem Institute zuzuwenden. 1836 bildete sich eine zweite Abtheilung des L., welche sich die Hebung der Dampfschifffahrt auf dem adriatischen u. mittelländischen Meere zum Ziele setzte. Bis 1837 war dieselbe auf den Dienst zwischen Triest u. Venedig beschränkt, welcher seit dem Jahre 1818 mittelst zwei, einer englischen Compagnie gehörenden, Dampfern zweimal wöchentlich eingehalten wurde. Mit der Errichtung der Gesellschaft des L., welche dieselben an sich gebracht hatte, gewann diese Verbindung eine größere Ausdehnung, indem schon in demselben Jahre dreimal, u. endlich, wie noch jetzt, viermal wöchentlich regelmäßige Fahrten zwischen den beiden Schwesterstädten gemacht

wurden. 1838 begann eine ähnliche Communikation mit den Häfen der Quarnerischen Inseln u. Dalmatien mittelst eines Dampfbootes, welches in den 8 Sommermonaten zweimal, in den 4 Wintermonaten Anfangs einmal, jetzt aber durchgehends zweimal monatlich die Fahrt von Triest nach Cattaro u. zurück unternimmt u. hierbei auf der Hin- und Rückfahrt verschiedene Häfen berührt. Die Fahrten nach dem Orient, welche sich ursprünglich nur bis Konstantinopel, mit Berührung der Häfen Ancona, Korfu, Patras, Pyräus, Syra und Smyrna erstreckten und zweimal monatlich erfolgten, begannen 1837. In dem Maße aber, als die Zahl der Dampfboote der Gesellschaft sich vermehrte, wurden dieselben auch auf andere Häfen ausgedehnt, u. als endlich 1844 durch den Ankauf von sechs Dampfern der Donaugesellschaft auch die Linie von der Donaumündung bis Konstantinopel, und von dort bis Trapezunt am schwarzen Meere in den Wirkungskreis des L. gezogen ward, konnte auch der Dienst in der Levante immer mehr geregelt und erweitert werden, und gegenwärtig fahren die, der Gesellschaft des L. gehörenden, 20 Dampfboote von 7006 Tonnengehalt: viermal wöchentlich zwischen Triest und Venedig; zweimal wöchentlich zwischen Triest und Istrien über Pirano, Umago, Cittanuova, Parenzo, Rovigno, Fasana nach Pola und einmal die Fahrt bis Fiume ausdehnend; zweimal monatlich über Korfu und Syra nach Athen, Nauplia, Smyrna, den Dardanellen, Salonichi, Konstantinopel, Sinope, Samsun, Trapezunt, Varna, Tulscha, Galacz, Braila, Rhodus, Cypern, Beirut und Alexandria; zweimal monatlich über Ancona, Brindisi, Korfu, Patras, Vostizza nach Lutraki und dann zu Lande über den Isthmus von Korinth nach Kalamachy und von dort nach Athen u. Syra; endlich zweimal monatlich zwischen Triest u. Dalmatien über Lussin piccolo, Zara, Sebenico, Spalato, Lesina, Curzola, Ragusa bis Cattaro. Ein so weit verzweigtes Unternehmen, in welchem das forschende Auge so viele Elemente geistiger u. materieller Wohlfahrt erblickt, und welchem man daher eine noch weit folgenreichere Zukunft prophezeien kann, bedurfte der inneren und äußeren Kräftigung zu seinem Gedeihen. Glücklicherweise vereinigten sich viele Umstände, um es zu fördern u. es rascher, als man hoffen durfte, auf den hohen Standpunkt zu heben, den es jetzt einnimmt und ehrenvoll behauptet. Die Energie u. Umsicht, womit das Institut vom Beginne bis zur Stunde geleitet ward, rechtfertigen im vollesten Maße das Vertrauen der Mitglieder, welche ihm ihre reichen Mittel widmeten. Die Quarantaineermäßigungen, bei denen, wie bei so manchen anderen von der Zeit gebotenen Fortschritten, die österreichische Regierung den ersten Anstoß gegeben hatte, erleichterten überaus den Verkehr der Reisenden, die nun vom Osten und vom äußersten Süden immer häufiger die Richtung nach Triest nehmen. Die Aufhebung des Frankaturzwanges vervielfältigte die Korrespondenz, mit deren Besorgung, wie mit dem Postdienste überhaupt, der L. betraut wurde, daher auch seine Schiffe mit Postflacke und Wimpel verziert sind und seinen Offizieren, wie seiner Mannschaft, eine eigene Uniform verliehen wurde. Der Truppenwechsel, den seine Dampfer verschiedene Male besorgten, liefert den Beweis, daß dieser Dienst nicht nur mit Sicherheit, sondern auch mit großem Vortheile für das Aerar, im Vergleiche zu dem beschwerlichen und kostspieligeren Marsche zu Lande, verbunden ist. Die Statuten des Vereines erhielten mit Genehmigung der Regierung angemessene Veränderungen. In den Tarifen traten mancherlei Ermäßigungen ein, und namentlich verstanden sich die Versicherungsgesellschaften zu einer bedeutenden Herabsetzung der Prämien, da die Dampfboote des L. eine so große Sicherheit gewähren. Auf der Landenge von Korinth wurden Stationshäuser erbaut, um diese Abkürzung der Seefahrt mehr benützen zu können. Ein altes und oft beklagtes Hinderniß konnte der Verein noch immer nicht entfernen. Die Regierung von Neapel weigert sich hartnäckig, den Dampfschiffen des L. die Begünstigungen zuzugestehen, ohne die eine Verbindung zwischen Triest und den neapolitanischen Häfen nicht gedacht werden kann. 1845 sandte der Verein einen besonderen Abgesandten nach Neapel, um diese Angelegenheit zu betreiben, aber auch

dieses Mal wurde kein günstiges Resultat erzielt und die versuchsweise eingerichtete Verbindung mit Brindisi mußte wieder aufgegeben werden. Die Statuten des L. haben 1847 unter Genehmigung der Regierung abermals einige Abänderungen erfahren. Es beziehen sich diese hauptsächlich auf die Aufstellung einer Delegation, welche die beiden Abtheilungen der Gesellschaft (für Handels- und Seeberichte und für Dampfschifffahrt) unter einander verbindet und die oberste Geschäftsleitung besorgt. Die Geschäftszimmer und Lesesäle des L. befinden sich in den Räumen des Tergesteums. Hier findet man mehr als 150 der vorzüglichsten deutschen, italienischen, französischen, englischen, holländischen, spanischen &c. Zeitungen, nebst den neuesten Werken über Handel, Schifffahrt und Industrie. Hier werden auch Register gehalten: der ankommenden und abgehenden Schiffe, der Schiffe u. der Ladung der von anderen Häfen nach Triest bestimmten Fahrzeuge, der Seenachrichten jeder Art, der seewärts ein- und ausgeführten Waaren, sowohl vereint, als abgesondert nach den einzelnen Ein- und Ausladungshäfen, und aller österreichischen patentirten Kauffahrteischiffe, enthaltend den Namen des Schiffes, Kapitains und Eigenthümers, die Größe, Bauart u. den Erbauungsort, das Alter u. überhaupt die Geschichte jedes einzelnen Schiffes. Damit verbinden sich werthvolle Sammlungen der besten geographischen u. hydrographischen Karten, der Sanitäts- und Zollgesetze, der Handels- u. Schifffahrtsverträge aller Staaten, und überhaupt aller Nachrichten, welche dem Kaufmanne, dem Seefahrer und dem Versicherer nützlich seyn können. Unter den von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitungen verdient das „Journal des österreichischen L." besondere Erwähnung. Als besonders wichtig für die gegenwärtigen Zollverhältnisse Oesterreichs verdient die Tendenz hervorgehoben zu werden, die in den leitenden Artikeln des Blattes vorherrscht, nämlich: die auseinandergehenden Richtungen der politischen Oekonomie des Tages zu vermitteln. Die Regierung verleiht diesem Blatte die kräftigste Unterstützung. Das Vermögen der Gesellschaft besteht in drei Millionen Gulden, die in 6000 Aktien vertheilt sind. Die Generalversammlung der Aktionäre verfügt über alle Angelegenheiten der Gesellschaft und wählt einen Verwaltungsrath von fünf Direktoren. Alljährlich, im Monat Mai, wird eine Generalversammlung gehalten, um die Mittheilung der Geschäftsgebahrungen entgegen zu nehmen, über alle und jede Verhältnisse zum Besten der Gesellschaft zu berathen und die nothwendigen Wahlen der Verwaltungsmitglieder vorzunehmen. Unstreitig hat die Lage von Triest, am Ausgangspunkte von drei großen Binnenstraßen u. am Meere, zu dem Aufschwunge des dortigen Handels nicht wenig beigetragen, und nicht minder haben die weisen Maßregeln der österreichischen Regierung auf diesen Flor eingewirkt. Doch würde Alles nicht so rasch und so schön emporgeblühet seyn, wenn nicht die wahrhaft großartige Thätigkeit des L. hinzu gekommen wäre. Vergleicht man die Fortschritte Triests und Hamburgs, so sieht man leicht, welch ein mächtiges Gewicht ein so thätig und freisinnig geführtes Geschäft in die Waagschale wirft. Ueber die Betheiligung des L. an der Herstellung einer möglichst schleunigen Verbindung zwischen Europa und Indien s. d. Art. Ueberlandpost.

Lloyd. 1) Robert, ein geschätzter englischer Dichter, geboren zu London 1733, studirte zu Cambridge u. zeichnete sich hier eben so sehr durch sein poetisches Genie, als durch seine Ausschweifungen aus. Eine Zeit lange war er Unterlehrer an der Westminsterschule, lebte dann von dem Ertrage seiner Feder, kam aber wegen Schulden in das Gefängniß und starb 1764 in demselben. L. ist mehr ein leichter, als ein kraftvoller Dichter; überall blickt seine classische Gelehrsamkeit hervor, aber ohne Pedanterei, die an ihm einen satirischen Gegner fand. Seine Erzählungen, Fabeln und Lieder haben Anmuth, Leichtigkeit und Witz. Sein bestes Stück ist the Actor. Er hat Klopstocks „Tod Adams" übersetzt und mehre Theaterstücke geliefert, die nicht ohne Verdienst sind. Seine Werke hat Kenrick 1774 in 22 Bänden herausgegeben. — 2) L. (Henry), geboren 1729 in Wales, Adjutant des österreichischen Marschalls Lascy (s. d.),

führte 1760 einen bedeutenden Heerestheil gegen Preußen, nahm dann preußische Dienste, ging nach dem Friedensschlusse auf Reisen, bis er beim Ausbruche des Türkenkrieges in russische Dienste trat, wo er sich bei der Belagerung von Silistria u. dann gegen Schweden auszeichnete. Später begab er sich wieder auf Reisen u. starb 1783 in Haag im Holland. Man hat von ihm ein Memoire zur Vertheidigung Englands (1798), auch schrieb er eine Einleitung zur Geschichte des Krieges in Deutschland zwischen Preußen u. Oesterreich (2 Bände, London 1781). C. B.

Lobau, Georges Mouton, Graf von, Marschall von Frankreich, geboren 1770 zu Pfalzburg in Lothringen, widmete sich Anfangs dem kaufmännischen Berufe, trat aber 1792 als Freiwilliger in das Heer, wurde 1793 Adjutant des General Meusnier, kämpfte 1796 in Italien unter Bonaparte, wurde 1798 Adjutant des General Joubert und erwarb sich durch seine große Tapferkeit und edlen Freimuth die Liebe und Anhänglichkeit der Soldaten. 1805 wurde er zum Range eines Brigade-Generals erhoben u. zugleich Adjutant Napoleons, befehligte 1808 in Spanien, wurde aber 1809 zu dem Heere nach Deutschland berufen. Hier zeichnete er sich in den Schlachten bei Abensberg, Landshut und Eßling rühmlichst aus, und trug in der Schlacht bei Aspern wesentlich zur Rettung des auf der Insel L. eingeschlossenen französischen Heeres bei, so daß Napoleon scherzend von ihm rühmte: „Mon Mouton, c'est un lion!“ u. ihn zum Grafen von L. ernannte. 1812 leitete er im russischen Feldzuge die Bewegungen der ungeheueren Infanterie-Massen, stellte, mit Napoleon zurückgekehrt, ein neues Heer her, kämpfte bei Lützen und Bautzen, ersetzte Vandamme nach der Schlacht bei Kulm, gerieth aber in Dresden bis zum Frieden in österreichische Gefangenschaft. Mit dem 6. Armeecorps focht er bei Ligny u. Waterloo, ward von der Restauration bis 1818 verbannt und saß seit 1828 in der Kammer, wo er zu den 221 gehörte. Nach der Julirevolution übernahm er an Lafayette's Stelle den Oberbefehl über die Nationalgarde und ward 1831 Marschall von Frankreich. Er endete sein thaten- und ruhmreiches Leben am 27. November 1838, geschmückt mit dem Großkreuze des Ordens der Ehrenlegion. Mit einem Gepränge, das einem prachtvollen Triumphzuge gleich kam, ward er zur Erde bestattet.

Lobe, Johann Christian, Flötist an der Hofkapelle zu Weimar, ein höchst talentvoller Tonsetzer, zu Weimar 1791 geboren, erhielt die erste musikalische Bildung von seinem Vater, einem eifrigen Musikdilettanten, u. von A. E. Müller. Sein erstes öffentliches Auftreten als Flötist in Wien 1821 hatte den besten Erfolg; auch wurde seine erste Oper: „Wittekind“ 1822 ebendaselbst mit Beifall aufgenommen. Löblich ist es, daß L. auf dem Standpunkte eines Orchestermitgliedes noch Begeisterung zum Schaffen fühlt, ehrenvoll, daß er, trotz seiner drückenden Lage, Werke liefert, wie: „die Flibustier“, „die Fürstin von Granada“. Vortrefflich in Erfindung und Arbeit sind auch seine Overturen, Quartette, Tonsätze für die Flöte, für das Pianoforte u. a. m. Dazu kommen eine Menge belletristischer und anderer Aufsätze, die einen gebildeten, der Sprache mächtigen Kritiker in ihm erkennen lassen. L. errichtete 1840 zu Weimar ein Lehrinstitut für die musikalische Composition, das bereits erfreuliche Resultate lieferte. Er ist einer von den Männern, die ganz dazu befähigt sind, die deutsche Musik von den Fesseln des Auslandes auf die befriedigendste Weise zu erlösen.

Lobeck (Christian August), einer der geschätztesten Philologen unserer Zeit u. scharfsinniger Kritiker, geboren 5. Juni 1781 zu Naumburg, studirte zuerst in Jena die Rechte, ging aber schon nach einem Jahre (1798) nach Leipzig, um sich ausschließlich der Philologie zu widmen. Durch zwei Dissertationen: „Dii veterum adspectu corporum exanimium non prohibiti“ u. „De sublimitate tragoediae graecae propriae“ habilitirte er sich 1802 in Wittenberg als Privatdocent u. Adjunkt der philosophischen Fakultät, hielt philologische Vorlesungen u. gab unter anderen Gelegenheitsschriften die Abhandlung: „Initia doctrinae de usu apostrophi“ heraus. Ungehindert durch seine akademische Stellung, ward er

1807 Conrektor, 1809 Rektor am Wittenberger Lyceum u. gab 1810 den „Ajar“ des Sophokles heraus, dadurch seinen Ruhm als Kritiker u. gründlicher Sprachkenner begründend. Zum Antritte einer, durch Reinhards Vermittelung erhaltenen, Professur schrieb er: „De morte Bacchi.“ Nach Erfurdts Tode nahm er 1814 den Ruf an dessen Stelle nach Königsberg an, wo er mit dem ersprießlichsten u. einflußreichsten Erfolge wirkt. Als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste erhielt er den rothen Adlerorden u. ward zum geheimen Regierungsrathe ernannt. Unter seinen Schriften nennen wir, außer der trefflichen Ausgabe des Phrynichus (1820), die „Paralipomena grammaticae graecae“ (2 Bde., Lpz. 1837), in welchen vorzugsweise die griechische Wortbildung besprochen wird; eine zweite, mit Recht als Mustercommentar gerühmte, Ausgabe des Sophokleischen „Ajar“ (Lpz. 1835); seinen „Aglaophamus seu de theologiae mysticae causis“ (2 Bde., Königsberg 1829), worin die, bereits in mehren Programmen zum Gegenstande der Untersuchung gewählten, griechischen Mysterien mit erschöpfender Ausführlichkeit erörtert u. zugleich die Fragmente der Orphiken behandelt werden. Es tritt dieses letztere Werk mit scharfer Entschiedenheit den Ansichten Creuzer's und dessen Anhänger entgegen, verficht das einfachere System u. widerlegt die Symbolisirungen und Herbeiziehungen asiatischer und anderer morgenländischer Mythen, und ist durch Böttigers Abwehr u. die gelehrten Abhandlungen Otfr. Müllers u. G. Bernhardy's für die Wissenschaft nur noch bedeutender geworden.

Lobenstein, an der Lemnitz, mit der Burgruine gleichen Namens und einem Schlosse, Hauptstadt und frühere Residenz der 1824 erloschenen, fürstlichen Linie Reuß-L., hat 3500 Einwohner, Tuchweberei, Gerbereien u. zahlreiche Eisenhütten in der Umgegend. Vgl. den Art. Reuß.

Lobkowitz, ein altes böhmisches Geschlecht, welches angeblich aus Rußland stammen soll u. schon unter Fürst Redau, der das Schloß L., drei Meilen von Prag, im Kaurzimer Kreise, im Jahre 851 erbaute, blühte. Im Jahre 1440 theilte sich das Haus L. in die Peter-Popelsche und Hassenstein'sche Linie, von welchen die letztere nach 300jährigem Bestehen erlosch. Die Hauptlinie theilte sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere Linie zu Bilin, welche 1722 ausstarb, u. in die ältere zu Chlumetz, deren Stifter Wladislaw I. wurde. Dessen Sohn, Wladislaw II., erhielt von Kaiser Maximilian II. die reichsunmittelbare Herrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau. Zdenko Adelbert, Wladislaws II. Sohn, wurde 1624 in den Reichsfürstenstand erhoben, u. dessen Sohn Wenzel Eusebius erlangte 1641 von Kaiser Rudolph, daß die Herrschaft Neustadt unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben wurde; zugleich kam er 1643 wegen der Reichsherrschaft Sternstein mit Sitz u. Stimme in den Reichsfürstenrath u. erkaufte von Kaiser Ferdinand III. das vom Fiscus eingezogene frühere Wallenstein'sche Herzogthum Sagan, welches jedoch seine Nachkommen im Jahre 1786 wieder an den Herzog Peter Biron von Kurland veräußerten, wogegen der Kaiser die Majoratsherrschaft Raudnitz in Böhmen zum Herzogthume erhob. Ebenso wurde von dem Hause die Herrschaft Sternstein 1806 an Bayern verkauft. Die Enkel des Wenzel Eusebius, Philipp u. Georg, gründeten im Jahre 1715, nach ihres Vaters Tode, die noch bestehende ältere u. jüngere Linie des Hauses L.; beide Linien führen seit 1807 den Titel eines Herzogs von Raudnitz u. Fürsten von L. Die ältere Linie besitzt Raudnitz, Chlumetz, Bilin, Gistelnitz, Liebshausen u. die Sommerresidenz Eisenberg, ein Territorium von ungefähr 38 □ M. mit 90,000 Einwohnern u. 450,000 fl. Einkünften. Die jüngere, im Sommer zu Marzin, im Winter zu Prag residirende, Linie besitzt Drhowel, Sedlitz, Tschischew, Melnick u. a., etwa 10 □ M. mit 30,000 Einwohnern u. 150,000 fl. Einkünften. Das gegenwärtige Oberhaupt der älteren Linie ist Fürst Ferdinand, Oberlandschatzmeister in Böhmen, geboren 1797; das der jüngeren der Fürst Georg Franz, geb. 1835, der 1842 seinem Vater August Longin unter Vormundschaft folgte. — Bis zur Schlacht am weißen Berge zeichnete sich die Familie L. ebenso durch Vertheidigung der Kir-

ren Verfassung u. Freiheit Böhmens, wie nachher durch unwandelbare Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder desselben sind: 1) L., **Bohuslaw** von 1462—1510, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit u. machte sich um die böhmische Literatur u. Cultur in hohem Grade verdient. Eine Auswahl seiner „Oden, Elegien und Briefe" gab K. Winarisky (Prag 1832) heraus. Vergl. Cornova, „der große Böhme L." (Prag 1808). — 2) L., **Wenzel Eusebius**, Fürst von L., stand bei Kaiser Leopold I. in großem Ansehen u. wurde deßhalb in den Reichsfürstenstand erhoben; da er aber, wie sein unmittelbarer Vorgänger im Ministerium, Fürst Auersberg, der 1668, als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig, aus dem Staatsdienste entlassen wurde, ebenso, wie dieser, sehr bald politische Sympathien für Ludwig XIV. zeigte u. namentlich, vielleicht im Bewußtseyn der Schwäche des Kaisers u. der hülflosen Schwerfälligkeit des deutschen Reiches, jedem ernsten kriegerischen Zusammenstoße mit Frankreich abgeneigt war, sich ferner durch kühnen Witz u. Spott, sowie durch rücksichtslose Freimüthigkeit am Hofe viele Feinde gemacht, ja selbst die Kaiserin beleidigt hatte: so benützte man seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche von Ludwig XIV. angegriffen worden waren, zu mischen, um ihn beim Kaiser als einen, im französischen Solde stehenden, Verräther zu verdächtigen, weßhalb er 1674 nach Raudnitz in Böhmen verwiesen wurde, woselbst er 1677 starb. — 3) L., **Georg Christian**, Fürst von L., geboren 1702, wurde erst in Italien verwendet, wo er 1736 die Capitulation von Messina schloß. Hierauf wurde er Generalgouverneur von Siebenbürgen u. erfocht mehre Siege gegen die Türken. Mit weniger Glück befehligte er im österreichischen Erbfolgekriege in Oesterreich u. Böhmen. Er wurde 1742 von den französischen Marschallen Belle-Isle u. Broglio geschlagen, siegte aber darauf bei Braunau u. schloß den Marschall Belle-Isle in Prag ein. Bekannt ist sein Benehmen in der Schlacht bei Sorr, im zweiten schlesischen Kriege, wo er im Augenblicke der um sich greifenden Muthlosigkeit den Fliehenden sich entgegen warf u. drei Hauptleute, die fliehend sich retten wollten, niederstieß. Im Jahre 1743 erhielt er ein Commando in Italien, woselbst er bis 1746 blieb u. starb 1753 zu Wien. — 4) L., **Ferdinand Joseph**, Fürst von, Herzog zu Raudnitz, geboren 1797, succedirte seinem Vater, dem Fürsten **Franz Joseph**, 1816, ist kaiserlich-königlicher Kämmerer u. Oberlandschatzmeister im Königreiche Böhmen, Haupt der älteren Linie und seit 1826 mit der Fürstin Maria von Liechtenstein vermählt. — 5) L., **August Longin**, Fürst von, geboren den 15. März 1797, widmete sich unter Leitung des damaligen böhmischen Oberstburggrafen, Grafen Kolowrat, dem Staatsdienste u. wurde, nachdem er seine Tüchtigkeit in mehren Stellen als Beamter in Böhmen bewährt hatte, Gouverneur des Königreiches Galizien. Als solcher erwarb er sich durch seine milde u. kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera u. des polnischen Krieges, um diese Provinz große Verdienste. Da indeß die Diplomatie an der Humanität L.s, mit welcher er die nach Galizien geflüchteten Polen behandelte, Anstoß nahm, so wurde er 1832 von dieser Stelle abberufen, hierauf einige Zeit bei der Hofkammer verwendet, dann zum Hofkanzler der politischen Hofstelle ernannt, u. da man, nachdem der Finanzminister Graf Knebelsberg pensionirt worden war, aus dem technischen Ressort des Finanzministeriums, dem Münz- und Bergwesen, eine eigene, selbstständige Hofstelle bildete, so wurde ihm die Präsidentschaft derselben übertragen. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich, hob den in den einzelnen Zweigen sehr vernachläßigten Bergbau u. regelte das technische Ausmünzungsverfahren zweckmäßiger. Ihm verdankt auch das neue herrliche Münzgebäude in Wien mit seinen trefflichen Maschinerieen seine musterhafte Einrichtung. Er war mit der Fürstin Bertha von Schwarzenberg vermählt, seit 1807 gleichfalls Herzog zu Raudnitz, Chef der jüngeren Linie u. starb zu Wien den 17. März 1842. Weißlog.

Locke, John, einer der scharfsinnigsten englischen Philosophen, geboren zu

Wrington unweit Bristol, in der Grafschaft Sommerset, u. theils in der Schule von Westminster zu London, theils im Christ-Church-College zu Oxford gebildet, machte Medizin u. Philosophie (letztere nach Cartesius) zu seinen Hauptstudien. Als Begleiter des englischen Gesandten am kurbrandenburgischen Hofe bereiste er 1664 verschiedene Gegenden Deutschlands, privatisirte dann in London, reiste 1575 nach Frankreich, u. als sein Freund, Graf Shaftesbury, 1683 bei Jakob II. in Ungnade fiel u. zum Erbprinzen von Oranien überging, so folgte ihm L. Um Verfolgungen zu entgehen, hielt er sich in der Stille zu Amsterdam auf, bis ihm die 1688 erfolgte Revolution nach seinem Vaterlande zurückzukehren erlaubte. Er bekleidete hierauf einen Posten bei der Appellationscommission u. wurde 1691 Commissär des Handels u. der Plantagen, ein einträgliches Amt, das er aber bald wieder aufgeben mußte, weil die Londoner Luft seiner Gesundheit nicht zuträglich war. Von nun an hielt er sich größtentheils zu Oates in Essex, dem Landsitze seines Freundes Sir Francis Masham, auf, wo er auch 28. Oct. 1704 starb. — L. stand in seinem Vaterlande geraume Zeit an der Spitze der speculativen Philosophen. In seinem unsterblichen Werke über den menschlichen Verstand wollte er den Inhalt u. Umfang des menschlichen Verstandes bestimmen u. durch Festsetzung seines Gebiets der Philosophie nicht nur eine sichere Grundlage bereiten, sondern auch aus ihr die Streitsucht u. den Geist des Zweifels verbannen. Er trat somit besonders der, zu seiner Zeit herrschenden, Spekulation entgegen. Eigentlich aber umging er in seiner Methode zu philosophiren mehr die Schwierigkeiten der Erkenntniß, als daß er sie beseitigt hätte. Er ging nämlich zunächst darauf aus, den empirischen Ursprung aller Vorstellungen durch Induction zu beweisen. Nach ihm sind Empfindungen durch äußere Sinne und Reflexion als Wahrnehmung der Thätigkeit der Seele die beiden ursprünglichen Quellen aller Vorstellungen; die Seele empfange sie, wie eine unbeschriebene Tafel. Während nun L. die Philosophie von eiteler Disputirsucht u. leeren Spitzfindigkeiten zu befreien suchte, schwächte er durch die Bequemlichkeit seiner Methode das gründliche Forschen; dagegen erhielten durch die Richtung, welche die Philosophie von ihm erhielt, der Materialismus u. flache Eklekticismus großen Vorschub. In der Moral schloß er sich der Glückseligkeitslehre an. In seinen höheren Jahren beschäftigte er sich viel mit Lesung der Bibel u. verfaßte Commentare über verschiedene neutestamentliche Schriften in rationalistischer Richtung. Auch schrieb er, als ächter Philosoph u. Protestant, nicht über die „Göttlichkeit,“ sondern über die „Vernunftmäßigkeit“ des Christenthums. Sein Werke sind: Essai concerning human understanding, Lond. 1690, Fol. u. öfter, zuletzt ebendaselbst 1812, 2 Bde., in fast alle Sprachen übersetzt, deutsch von H. E. Poley, Altenb. 1757; von G. Titel, Mannh. 1791; von Tennemann, Leipzig 1796, 3 Bde.; Thoughts on education, London 1693 u. a., deutsch von G. F. Rudolphi, Braunschweig 1788; Posthumous works, London 1706; Nachtrag: Collection of several pieces, ebend. 1720; Sämmtliche Werke (ohne die Collection), englisch, London 1714, 3 Bde., Fol. u. ö. neueste Ausgabe, ebend. 1812, 10 Bde.

Locle, ein bedeutendes Dorf, welches in dem Jurathale gleiches Namens des Schweizer-Cantons Neuenburg u. zwar nordwestlich von dieser Stadt liegt. L. hat über 8000 Einw., ist, neben Genf, Hauptsitz der schweizerischen Uhrmacherei, dann der Gold-, Silber- u. feinen Stahlarbeiten, zu welchen die besten Uhrmacherwerkzeuge, mathematische Instrumente, Messer, Waffen ꝛc. gehören; Spitzenklöppeleien sind beträchtlich, mehre Banquiergeschäfte finden sich dort, und der Handel mit eigenen Erzeugnissen ist sehr lebhaft u. ausgebreitet.

Locus communis, Gemeinplatz, ein rhetorischer und philosophischer Ausdruck, welcher einen allgemeinen Begriff, oder eine allgemeine Behauptung von einem solchen bezeichnet, wie z. B. „der Mensch ist sterblich;“ „Frömmigkeit ist eine hohe Tugend.“ — Locus classicus, eine Hauptstelle, oder ein Hauptbeweis in einem Werke.

Loder, Justus Christan von, berühmter Anatom, geboren den 12. März

1753 zu Riga, Sohn eines dortigen, aus dem Bayreuthischen gebürtigen, protestantischen Pastors, kam 1769 auf das Lyceum seiner Vaterstadt, 1773 auf die Universität Göttingen, woselbst er 1777 zum Med. Dr. promovirt wurde; 1775 wurde er ordentlicher Professor der Anatomie, Chirurgie u. Geburtshülfe in Jena, bereiste 1780—1782 Frankreich, Holland u. England, errichtete nach seiner Rückkehr in Jena ein neues anatomisches Theater, eine medizinisch-chirurgische Klinik, eine Entbindungsanstalt u. ein Naturalien-Cabinet, wurde 1781 Physikus und Sachsen-Weimar'scher Leibarzt, 1782 Hofrath u. 1799 Geheimer Hofrath. 1803 wurde L. als Professor u. preußischer Geheimer Rath nach Halle berufen, ging, nach Einnahme der Stadt durch die französischen Truppen, 1808 nach Königsberg und erhielt daselbst den Titel als königlicher Leibarzt, wurde im folgenden Jahre in den Adelstand erhoben; privatisirte hierauf in Petersburg u. Moskau, wurde 1810 russischer Staatsrath, Leibarzt u. Professor in Moskau, erwarb sich große Verdienste durch die Leitung mehrer Militärspitäler, sowie 1830 während der Choleraepidemie, wurde 1831 zum Geheimen Rathe ernannt und starb den 16. April 1832. — L. hat sich große Verdienste, namentlich um die Förderung der Anatomie, erworben u. hat zuerst in seinen anatomischen Tabellen hin u. wieder die mikroskopische Anatomie berücksichtigt. Außer zahlreichen Programmen veröffentlichte er: „Grundriß der Anatomie des menschlichen Körpers," Jena 1806. — „Tabulae anatomicae," Weimar 1794—1802; „Anfangsgründe der medizinischen Anthropologie u. der Staatsarzneikunde," Jena 1791, 3. Auflage, Weimar 1800; schwedisch, Lund 1799. Auch gab er ein „Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe u. gerichtliche Arzneikunde," Jena 1797—1804 heraus. E. Buchner.

Lodi, Hauptstadt der Delegation gleiches Namens im lombardisch-venetianischen Königreiche, an der Adda, auf der Straße von Mailand nach Cremona, mit breiten, wohlgebauten Straßen u. 18,000 Einwohnern, hat Fayence-Fabriken, Seidenspinnereien, bedeutenden Handel mit Reis, Flachs, Getreide, Wein und Käse. Höchst bedeutend ist auch die Viehzucht u. der Wiesenbau; gegen 30,000 Kühe werden in der Umgegend gehalten und der beste Parmesankäse wird hier, nicht in Parma, bereitet. L. ist der Sitz eines Bischofs, hat einen Dom im gothischen Style, mehre andere, durch Bauart u. Kunst ausgezeichnete Kirchen, einen Marktplatz mit schönem Säulenumgange, ein großes Hospital mit mehren antiken griechischen u. römischen Inschriften, eine städtische Bibliothek, Theater u. s. w. Merkwürdig ist L. in der Literaturgeschichte dadurch, daß hier die älteste Handschrift von Ciceronis orator, De oratore, De claris oratoribus, Ad Herennium u. De inventione vom Bischof Landriani (1418—1427) gefunden worden ist. Von Kaiser Friedrich I. gegen die Mailänder erbaut, kam L. im 13. Jahrhunderte an diese unter den Visconti's und theilte deren Schicksale. Am 10. August 1796 erfocht Bonaparte hier gegen die Oesterreicher unter Beaulieu den, durch die Erstürmung der Brücke, die ihm 12,000 Mann kostete, berühmten Sieg. Drei Miglien von der jetzigen Stadt das alte L. (Laus Pompeja), eine vom Vater des Pompejus gestiftete römische Colonie, im 12. Jahrhunderte von den Mailändern zerstört.

Löbell, Johann Wilhelm, Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn u. Mitglied der Prüfungscommission, geboren zu Berlin 1786, studirte in schon etwas vorgerücktem Alter zuerst in Heidelberg und seit 1810 in seiner Vaterstadt. Nachdem er sich der Philologie mit Fleiß gewidmet, sich für das Lehrfach entschieden u. eine Zeitlange in Breslau privatisirt hatte, ward er am letzteren Orte Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. 1823 erhielt er zu Berlin das gleiche Amt an der Cadettenanstalt und später eine Professur. Seine verdienstvolle Wirksamkeit machte ihn zum außerordentlichen Professor (1829) und zwei Jahre nachher zum ordentlichen Professor in Bonn. Am bekanntesten hat sich L. gemacht durch die neue Bearbeitung der Becker'schen Weltgeschichte, die ihm nach Tendenz u. Inhalt wichtige Verbesserungen verdankt. In seinen „Reisebriefen" (Berlin 1837) berichtete L. über eine, 1835 nach Bel-

gien unternommene Reise u. hob darin das in Belgien herrschende und noch wenig beachtete germanische Element hervor, durch welches dieses Land an Deutschland viel mehr, als an Holland, gewiesen werde. Von hohem Interesse für den Geschichtsforscher ist das in seiner Art vielfach eigenthümliche Werk: „Gregor von Tours u. seine Zeit," Leipzig 1839.

Löben, Otto Heinrich, Graf von, bekannt unter dem pseudonymen Schriftstellernamen: Isidorus orientalis, ein geistvoller, tiefsinniger Dichter, den 18. August 1786 geboren zu Dresden, wo sein Vater als kurfürstlich sächsischer Kabinetsminister und Staatssekretär für innere Angelegenheiten lebte. Anfänglich an der Universität Wittenberg 1804 den juristischen Studien sich widmend, erwachte in Heidelberg seine Neigung für die schöngeistige Literatur. Seine Lieblingslekture von Novalis Schriften, so wie der vertraute Umgang mit dem Baron de la Motte Fouqué, dessen er sich theils in Berlin, theils auf dem Schlosse zu Nennhausen bei Rathenow zu erfreuen hatte, gaben seinem empfänglichen Geiste die Richtung zur Romantik des Ritterthumes. In dem deutschen Befreiungskriege diente er als Unterlieutenant in einem Jägercorps, ging mit nach Paris und zog sich nach Auflösung des Heerbannes in die friedliche Musenstille zurück. Sein Aufenthalt war wechselnd bald in Dresdren, wo der Dichter Malsburg seine innige Freundschaft genoß, bald bei seiner Mutter, der Stiftshofmeisterin in Joachimsstein bei Görlitz. 1817 vermählte er sich mit einer geborenen Gräfin von Breßler und lebte im Sommer auf den Gütern seiner Gemahlin, im Winter in Dresden. Durch schlagartige Zufälle wurde seine Gesundheit viele Jahre lange heimgesucht: aber gerade durch geduldiges Ertragen dieser langwierigen Leiden epileptischer Krämpfe stärkte sich, je mehr seine Körperkräfte verfielen, sein kindlicher, gottergebener Sinn. Nachdem er bei Justinus Kerner in Weinsberg ohne Erfolg einer magnetischen Kur sich unterzogen hatte, verschied er ein Jahr darauf den 3. April 1825. In seiner Poësie, wie in seinen Erzählungen und schöngeistigen Ansichten, spiegelt sich eine reine kindliche Natur, innige Frömmigkeit, schwärmerische Hingabe an zartsinnige Ideen, kurz eine ächt-poetische Gemüthswelt, welche, im Gegensatze der rauhen Stürme des vielbewegten Lebens, wunderbar ergreift und das Herz nach Oben zieht. Auf seine ersten literarischen Arbeiten haben die Gebrüder Schlegel und Fouqué nachhaltigen Einfluß gehabt, und die Romantik des in Andacht und Minne glühenden Ritterthumes, so wie die Lieder u. Romanzen der spanischen und italienischen Literatur nährten diesen mystischen Hang. Als lyrischer Dichter hat er Ausgezeichnetes geleistet; dagegen ist er in seinen Erzählungen zu subjektiv, u. es mangelt ihnen Haltung der Charaktere, der Handlung, ja selbst des Styls. Nur einzelne eingeflochtene Stellen sprechen durch lyrische Innigkeit an. Seine Lyra umfaßt vorzugsweise das leichte Spiel muthwilliger Tändelei, der jedoch nie die kindliche Arglosigkeit abgeht, bis zu den höchsten und tiefsten Akkorden der Ahnung und Anschauung des Unsichtbaren in uns und über uns. Noch haben wir keine vollständige Sammlung seines literarischen Wirkens, indem viele Gedichte u. Erzählungen in Almanachen u. Zeitschriften zerstreut liegen, namentlich in „Beckers Taschenbuch," „Urania," „Kinds Harfe u. Muse," „Kerners poetischem Almanach;" in den Zeitschriften: „Thusnelda," „Askania," „Wünschelruthe." Von den selbstständig gedruckten Schriften sind hervorzuheben: „Guido," Mannheim 1808; „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers," Mannheim 1808; „Gedichte," Berlin 1810; „Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman," 2 Bde., 1811; „Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Literatur," Heidelberg, 1814; „Die Hesperiden, Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüthes," 1816; „Der Schwan, Poesien aus dichterischer Jugend," 1816; „Lottosblätter-Fragmente," 2 Bde., Bamberg 1817; „Rosengarten, Dichtungen," 1818; „Ritterehre und Minnedienst, alte romantische Geschichten," Berlin 1819; „Die Irrsale Klotars u. der Gräfin Sigismunde, roman-

tische Geschichte," Altenburg 1821; „Erzählungen," 2 Bde., Dresden 1822—24; „Der Pilger und die Pfalzgräfin, ein Ritterlied," Heidelberg, 1825. Cm.

Löhr, Johann Andreas Christian, ein verdienter Jugendschriftsteller, geboren 1764 zu Halberstadt, studirte in bitterer Armuth zu Halle Theologie, ward Hauslehrer, 1787 Pfarrer in Dehlitz, 1793 in Merseburg, 1813 Oberpfarrer in Zwenkau bei Leipzig u. starb 1823. Er schrieb: Erzählungen, Mährchen, Fabeln, eine Geographie, eine Welt- u. eine Naturgeschichte u. a. für die Jugend, die öftere Auflagen erlebten, desgleichen pseudonym mehre Schriften über Obst- u. Gartenbau u. als Philadelphus Alethes „die kirchlichen Dinge." Leipzig 1823.

Löschen oder **Lössen** bedeutet in der Schiffersprache so viel als: Schiffe ausladen und die Güter ans Land bringen. Löschungsplatz oder Löschungsort nennt man daher den Ort, wo das Ausladen geschieht oder geschehen soll, und demnach auch den Bestimmungsort eines Schiffes.

Löthen heißt: zwei Metallstücke durch ein drittes, leichtschmelzbares, Metall mit einander so verbinden, daß nach dem Erkalten sich eine feste Vereinigung als zu Stande gekommen zeigt. Das zwischen die Metallstücke gebrachte, leichtflüssige Metall wird Loth oder Schnellloth genannt; es ist gewöhnlich eine Metall-Composition, die um so leichter zum Schmelzen kommt, je leichtflüssiger die zu vereinigenden (löthenden) Metallstücke selbst sind. Das Loth der Goldarbeiter besteht z. B. aus stark mit Kupfer versetztem Golde; das der Silberarbeiter aus zwölflöthigem Silber und Zink; das Zinnschnellloth der Klempner aus Blei und Zinn u. s. w.

Löwe (felis Leo), ein Säugethier aus der Ordnung der Raubthiere u. der Familie der Katzen, wird wegen seiner majestätischen Haltung, ungeheueren Stärke u. donnerähnlichen Stimme der König der Thiere genannt. Er zeichnet sich durch sein schönes, röthlich-braunes u. glattes Fell aus, dann durch seinen langen, am Ende mit einer Haarquaste versehenen Schweif; das Männchen erhält gegen das 4. Jahr an Hals u. Brust eine lange Mähne, welche dem Weibchen immer fehlt. Die Länge des Thieres erstreckt sich bis zu 9 Fuß, die Höhe bis 4½ Fuß u. die Schwere beträgt öfters über 3—4 Centner. Die Löwin bringt 3—5 Junge zur Welt, von denen aber selten mehr als eines davon kommt. Das Vaterland dieser Thiere sind Afrika u. Asien. Der L. erhascht, wie die übrigen Katzenarten, seine Beute im Sprunge u. wählt hiezu besonders Schafe, Gazellen, Antilopen, Rinder, Pferde u. s. w. Den Menschen befällt er nur in höchster Noth oder in gereiztem Zustande. Glaubwürdige Reisende u. Naturforscher versichern, daß der L. durch den Blick des Menschen öfter abgehalten werden könne vom Angriffe, u. sich dann scheu zurückziehe. Man unterscheidet naturhistorisch einige Varietäten, indem man z. B. darauf Rücksicht nimmt, ob die Mähne sich am ganzen Bauche verläuft, oder nicht u. s. f.

Löwen (französisch Louvain), Stadt und ehemalige Festung in der Provinz Südbrabant des Königreichs Belgien, an der Dyle und an einem für Seeschiffe fahrbaren Kanale zur Schelde u. Rupel, sowie an der Osteisenbahn, hat 26,000 Einwohner. Sehenswerth sind: das im gothischen Style aufgeführte Stadthaus mit einer Gemäldesammlung; die Pfarrkirche zu St. Peter mit Gemälden von Rubens u. A.; die Gertruden- oder Franziskanerkirche mit dem Grabmale des Justus Lipsius; das Zunfthaus der Bierbräuer; die Hallen in der Nähe des Marktes u. s. w. Die 1426 hier gestiftete Universität, die sich in alter u. neuer Zeit durch ihre gut katholische Richtung auszeichnete, galt im 16. Jahrhunderte für die erste in Europa und zählte damals 6000 Studenten. Schon von Joseph II. beschränkt, wurde sie 1797 unter der französischen Herrschaft aufgehoben, 1817 aber von dem Könige der Niederlande wieder hergestellt. Unter dem Drucke der protestantischen niederländischen Regierung sank sie bis auf 300 Studenten herab, und sollte eben zum zweitenmale aufgehoben werden, als die belgische Revolution dazwischen trat. Gegenwärtig ist sie die besuchteste aller bel-

gischen Universitäten, indem die Studentenzahl wieder bis an 700 gewachsen ist. Außerdem bestehen noch in L. ein Collegium mit Naturaliencabinet, eine Maler- und Zeichnenschule u. andere Anstalten. Obschon nur noch ein Schatten seiner Größe im 14. Jahrhunderte, wo es, als die Hauptstadt des Herzogthums Brabant, nahe an 200,000 Einwohner zählte und 4000 Tuchmanufakturen hatte, ist L. doch immer noch für Handel u. Gewerbe bedeutend, indem es ein Hauptmarkt für Leinwand, Getreide, Kleesaamen, Oel, Flachs, Hanf u. s. w. aus der Umgegend ist u. Tuchfabriken, Baumwollenspinnereien, Kattundruckereien, Blondenfärbereien, Stückgießereien, Zuckersiedereien, Oel- und Mahlmühlen und besonders große Bierbrauereien besitzt, die jährlich gegen 150,000 Fässer Bier ausführen. — Ihren Ursprung schreibt die Stadt dem Julius Cäsar zu, aber das Cäsarschloß auf der Straße von Brüssel ist ein Bauwerk Kaiser Arnulfs von 890. Hier lebte Eduard III. von England, und Karl V. ward da erzogen. Ein Aufruhr der Einwohnerschaft, namentlich der Weber, welche 1382 17 Magistratspersonen an die Stadthausfenster knüpften und sodann großentheils (nach England) auswanderten, führten den Verfall der Stadt herbei. Die Löwener behaupten, ihre Stadt sei nie vom Feinde eingenommen worden, wobei sie wenigstens die Einnahme 1792 durch die Franzosen unter General Kleber vergessen. 1831 konnten sie auch die schimpfliche Flucht der Blousenmänner vor den Holländern von den Thoren mit ansehen.

Löwendal, Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von (Sohn des, 1740 zu Dresden als Oberhofmarschall und Kabinetsminister verstorbenen, Freiherrn Woldemar von L.), geboren zu Hamburg 1700, trat als Gemeiner in das österreichische Heer u. diente unter demselben schon 1713 in Polen, ward Hauptmann, ging dann in dänische Dienste u. focht gegen die Schweden; allein schon 1716 kam er wieder zur kaiserlichen Armee u. zeichnete sich in der Schlacht bei Peterwardein u. bei der Belagerung der Festung Belgrad aus. Nachdem er von 1718—21 in Italien gefochten hatte, ging er nach Sachsen, ward bei der Armee Königs August von Polen Feldmarschall, machte 1734 u. 1735 den Feldzug am Rheine mit, trat dann in russische Dienste und wurde von der Kaiserin Elisabeth in die Ukraine u. Krim geschickt, wo er sich so auszeichnete, daß er den Oberbefehl über die russische Armee erhielt. König Ludwig XV. bot ihm jetzt seine Dienste an und er ging 1743 als Generallieutenant nach Frankreich. L. rechtfertigte die gute Meinung, die man von ihm hatte, und machte in den Niederlanden große Eroberungen. Er agirte immer gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem Marschall Moritz von Sachsen: dieser, um den Feind im offenen Felde zu besiegen, L., um die Festungen wegzunehmen, die der Sieg zu belagern erlaubte. Sein Meisterstück war die Eroberung von Bergen op Zoom (16. September 1747), das die Holländer für unüberwindlich hielten, worauf ihn der König zum Marschall von Frankreich erhob. Er starb 27. Mai 1755.

Löwenhaupt, 1) Adam Ludwig, berühmter schwedischer General, 1659 in dem schwedischen Lager vor Kopenhagen, welche Stadt König Karl Gustav damals belagerte, geboren, war gewissermassen schon durch den Ort seiner Geburt zum Krieger bestimmt. Seinen ersten Feldzug machte er als bayerischer Rittmeister in Ungarn, erfocht im nordischen Kriege verschiedene wichtige Vortheile über die Russen bei Schagarin, Jakobstadt, Gemauerthof &c., wurde aber, als er 1708 sein 10,000 Mann starkes Corps dem Könige in die Ukraine nachführen sollte, bei Liesna völlig geschlagen. Daß an diesem Unglücke nur die Uebermacht des Feindes schuld war, beweist die Aeußerung Peters des Großen, der selbst gestand, daß ihm der Sieg bei Liesna theuerer zu stehen gekommen sei, als der bei Pultawa. Als Karl die Nachricht von diesem Unfalle erhielt, sagte er: „Wenn nur L. noch lebt." Nachdem Karl sich in die Türkei gerettet hatte, schloß L. jene traurige Capitulation von Perewolotschna, wodurch das ganze schwedische Heer in russische Gefangenschaft gerieth, in welcher er auch 12. Februar 1719 starb, nachdem er über 9 Jahre darin hatte unthätig seyn müssen. Er hat sein Leben

selbst beschrieben. — 2) L., **Karl Emil**, schwedischer General, ein Verwandter des Vorigen, geboren 1692, ward, nachdem er als Obrist bei Helsingburg und Gadebusch gefochten hatte, bei Tönningen unter der Steenbock'schen Armee gefangen; nachdem er auch mit bei der Belagerung von Friedrichshall, die Karln das Leben kostete, gewesen war, erhielt er 1742 in dem unglücklichen Kriege gegen die Russen das Commando in Finnland, wo er sich im September genöthigt sah, die Capitulation von Helsingfors einzugehen, wodurch die ganze finnländische Armee unbrauchbar ward. Ein über ihn gehaltenes Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode, u. nachdem er bereits einmal auf einem Danziger Schiffe entflohen, aber auch wieder gefangen worden war, wurde er den folgenden Tag, 15. August 1743, mit dem Beile hingerichtet.

Löwenstein, eine im Neckarkreise des Königreichs Württemberg gelegene Grafschaft von 2½ □ Meilen mit 2000 Einw. u. dem, in neuerer Zeit freundlich restaurirten, Stammschlosse auf einem Berge bei dem Städtchen gleiches Namens im Oberamte Weinsberg. 1441 verkaufte sie der letzte Graf, **Ludwig**, an Kurpfalz u. 1494 erhielt sie Ludwig, ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Friedrich I., der von dem Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und Stammvater des jetzigen Geschlechtes ist. Dasselbe zerfällt gegenwärtig in die beiden Hauptlinien: **L.-Wertheim-Freudenberg**, wovon der Vollrath'sche Stamm mit dem Fürsten (seit 1812) **Georg**, geboren 1775, einen großen Theil der Grafschaft Limpurg, die gefürstete Grafschaft Umpfenbach in Bayern u. die Herrschaften Patzau u. Lukawetz in Böhmen besitzt, der Karl'sche Stamm, mit dem Vollrathschen gemeinschaftlich, den größten Theil der Grafschaft L., die Hälfte der Grafschaft Wertheim, das Amt Freudenberg u. mehre Mainzische und Würzburgische Dörfer, sowie die Probstei Triefenstein und die Karthause Grünau in Böhmen u. Güter in Hessendarmstadt inne hat. Haupt dieses Stammes ist Fürst (1813) Karl Friedrich, geboren 1781. Die andere, **L.-Wertheim-Rochefort** oder **Rosenbergische**, Linie besitzt in Bayern 5 □ Meilen mit 17,500 Einwohnern, in Württemberg ½ □ Meile mit 1000 Einwohnern, in Baden 3,5 □ Meilen mit 10,045 Einwohnern, im Großherzogthume Hessen 3 □ Meilen mit 10,630 Einwohnern, in Böhmen 9 □ Meilen mit 18,000 Einwohnern. Das Haupt dieser Linie ward 1711 Reichsfürst; gegenwärtiges Haupt ist Fürst Karl, geboren 1783, Residenz: Kleinheubach am Main.

Löwlerbund, der. Herzog Albrecht IV. von Bayern, welchen die Geschichte den Weisen nennt, schrieb im Sommer des Jahres 1488 mit vorgängiger Einwilligung der Landschaft eine allgemeine Steuer aus, zu der Alles beitragen sollte, geistliches und weltliches Gut, um dadurch ein ständiges Heer werben u. solden zu können. Hatte schon früher Albrechts Herrscherkunst, Geistesstärke u. Willenskraft bei Vielen vom Adel Unzufriedenheit erregt, so hielt sich durch diese Steuer vorzüglich der niederbayerische Adel in der Gegend von Straubing und im Walde in seinen auf alte Freibriefe gestützten Rechten verletzt. Am 14. Juli 1489 versammelten sich die Unzufriedenen, Bernhardin von Stauf, Herr zu Ehrenfels, an der Spitze, in Cham u. schworen daselbst, 46 an der Zahl, zum Schirme ihrer vermeintlich beeinträchtigten Freiheiten einen offenen Bund, welchen sie die **Gesellschaft des Löwen** nannten. Den Pfleger von Cham, Sebastian Pflug, Herrn von Rabenstein und Schwarzenburg, wählten sie zum Bundeshauptmanne, als Bundeszeichen einen silbernen Löwen, den die Ritter und Edelknechte auf Hut oder Kappe trugen. Kaiser Friedrich III., dem Herzoge abhold, begünstigte die Pläne des Bundes, welchem Pfalzgraf Otto von Neumarkt, später sogar die Brüder Albrechts, Christoph u. Wolfgang beitraten, und der König Wladislaus von Böhmen, so wie der schwäbische Bund Beistand zusagten. 1491 begannen gegenseitig die Feindseligkeiten. Der Herzog, schnell und mit klugen Maaßnahmen auftretend, überfiel und brach mitten im Winter die Burgen der Angesehensten des Bundes, u. nachdem die Häupter gezüchtiget waren, unterwarfen sich die übrigen Mitglieder einzeln dem beleidigten Landesfürsten. MD.

Log oder **Logg** ist ein Instrument, welches dazu dient, die Schnelligkeit zu ermitteln, mit der ein Schiff auf der See fährt. Es besteht aus einem 3eckigen Brettchen, dessen beide vorderen Seiten 7 Zoll lang sind, die untere Seite aber, deren Ecken in gerader Linie 6 Zoll von einander abstehen, einen Bogen bildet, an dem ein Blei befestigt ist, durch welches das Brett in aufrechter Stellung 4 Zoll tief im Wasser erhalten wird. An den zwei Ecken desselben sind Schnüre angebracht, welche in einiger Entfernung an eine lange Schnur, die Logleine oder Loglien, gebunden sind, u. diese läuft am Bord des Schiffes über eine Rolle, die sich sehr leicht um ihre Achse dreht, die Logrolle. Wenn daher das Logbrett hinter dem Schiffe ins Wasser geworfen wird, bleibt es an einer Stelle stehen u. die Schnur windet sich, während das Schiff vorwärts geht, von der Rolle ab. Dieß läßt man gerade $\frac{1}{2}$ Minute oder $\frac{1}{120}$ Stunde geschehen, und da die Schnur durch Knoten in gleiche Abtheilungen von $\frac{1}{120}$ Seemeile getheilt ist, so sieht man aus der Anzahl dieser Knoten, welche in $\frac{1}{2}$ Minute von der Rolle abgelaufen sind, wie viele Meilen das Schiff in einer Stunde zurücklegt, weßhalb man auch sagt: „das Schiff segelt oder macht so u. so viel Knoten," nämlich in einer Stunde. Nach Verlauf der $\frac{1}{2}$ Minute wird die in der obersten Ecke des L.-Bretes befestigte Schnur, welche hier nur an einem lockeren Nagel hängt, durch einen Ruck an der Leine davon gelöst, worauf das Bret umfällt u. vom Schiffe fortgezogen wird. Diese Ermittelung der Geschwindigkeit nennt man logen; es wird gewöhnlich alle Stunden vorgenommen u. das Ergebniß, sowie die Richtung des Windes u. des Courses, in ein Buch, das Logbuch, oder auch sogleich ins Schiffsjournal eingetragen, welches deßhalb zuweilen auch das Logbuch heißt.

Logarithmen, nennt man in der Mathematik die Exponenten der folgerechten Reihe von Potenzen einer gegebenen Grundzahl, welche größer als 1 ist. Es sei z. B. 2 die gegebene Grundzahl oder Basis, so ist:
l. 1 = l. von 2; 2 = l. von 4 (2^2); 3 = l. von 8 (2^3); 4 = l. von 16 (2^4) u. s. w.

Die L. aller dazwischen liegenden Zahlen (z. B. zwischen 2 und 4, $_3$; zwischen 4 und 8, $_5$, $_6$, $_7$ u. s. w.) und überhaupt die meisten Zahlen sind gebrochene oder irrationale Zahlen (s. d.). Hieraus folgt, daß wenn $A^x = M$; so wäre x der Log. von M zur Basis a. Sollen die L. mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, so muß die Grundzahl größer als 1 seyn; der Log. von 1 = 0 und der Log. der Grundzahl = 1, zeigen also, daß alle L. zwischen 1 und der Grundzahl ächte Brüche seyn werden, wo hingegen die L. ächter Brüche negativ sind (z. B. nach Decimalform: 0,1 = log. — 1; 0,01 = log. — 2 u. s. w.). Die Verbindung zwischen den Zahlen und den für eine gewisse Grundzahl entsprechenden L. heißt ein L.-System; das gewöhnliche und unserem Zahlensysteme (dem zehntheiligen) genau entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das gemeine oder Brigg'sche System, von Professor Henry Briggs in Oxford erfunden, dessen Grundzahl 10 ist, wo also 1 = Log. von 10; 2 = Log. von 100; 3 = Log. von 1000 u. s. w. Briggs berechnete hierfür Tafeln von 1 bis 20,000 und von 90,000 — 100,000 bis zu 14 Decimalstellen. Die große Lücke füllte Adrian Blacq, ein Holländer, in dem seltenen Werke „Arithmetica logarithmica", Gouda 1628, aus, wo alle L. von 1 bis 100,000, bis zur 10. Decimalstelle berechnet sind. Da nämlich nur die Potenzen der Grundzahl als rationale Potenzen positive Exponenten in ganzen Einheiten haben, so mußten die dazwischen liegenden oder irrationalen Zahlen im Logarithmus durch Decimalen berechnet u. ausgedrückt werde, die z. B. alle Zahlen zwischen 10 und 100 wohl größer als 1, aber noch nicht = 2 sind u. s. f. So ist der Logarithmus von 95 = 1,9777236.... Hieraus erhellet, im Allgemeinen, daß der Logarithmus jeder Zahl eine ganze Einheit weniger enthält, als die Zahl Ziffern hat (abgerechnet der dabei vorkommenden Decimalstellen), und eben so kann man aus jedem Logarithmus ersehen, wie viel die zugehörige Zahl Stellen hat. Die ganze Zahl eines Logarithmus nennt man daher die Charakteristik (Kennziffer, Index) und

die dahinterstehende die Mantisse. Die L.tafeln sind mit besonderem Vortheil bei großen Rechnungen zu gebrauchen, wenn man sich folgendes Rechnungsverfahren mit L. merkt: $a\,b\,c = \log. a + \log. b + \log. c$ d. h. sollen mehrere Größen miteinander multiplicirt werden, so suche man in den Tabellen deren L., addire diese, und suche zur Summe hinwiederum in den Tabellen die zugehörige Zahl, wodurch das Exempel gelöst ist; eben so: $\frac{a}{b} = a : b = \log. a - \log. b$; Den Log. einer Größe von dem Log. einer anderen abgezogen, vollzieht die Division derselben; $a^m = m \times \log. a$; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicire man den Exponenten der Zahl mit deren Logarithmus; $\sqrt[m]{a} = \log. \frac{a}{m}$; soll aus einer Zahl eine Wurzel ausgezogen werden, so dividire man den Log. der Zahl mit dem Wurzelexponenten. Nicolaus Mercator, Newton, Leibnitz, Euler u. A. lehrten einfache Methoden, die L. zu berechnen. Eine der einfachsten Methoden beruht auf Reihen. Der Logarithmus einer negativen Zahl ist nämlich etwas Unmögliches, daher läßt sich jede Größe, deren Log. man berechnen will, durch $(1 + x)$ ausdrücken, wo x selbst jeden negativen ächten Bruch bedeuten kann. Nehme man nun an, es sei $\log. (1 + x) = Ax + Bx^2 + Cx^3 + \ldots$ u. zeige, daß diese Annahme richtig sei, wenn sich für die unveränderlichen Coefficienten A, B, C Werthe finden lassen, die in der Reihe substituirt, nichts Ungereimtes geben. Hat man solche Werthe gefunden, so kommt man endlich auf die Gleichungen:

$$\log. (1+x) = A\left(x - \tfrac{1}{2}x^2 + \tfrac{1}{3}x^3 - \tfrac{1}{4}x^4 + \tfrac{1}{5}x^5 - \tfrac{1}{6}x^6 + \tfrac{1}{7}x^7 - \tfrac{1}{8} + x^8 \ldots\right)$$

$$\log. (1-x) = -A\left(+x + \tfrac{1}{2}x^2 + \tfrac{1}{3}x^3 + \tfrac{1}{4}x^4 + \tfrac{1}{5}x^5 + \tfrac{1}{6}x^6 + \tfrac{1}{7}x^7 + \tfrac{1}{8}x^8 \ldots\right)$$

Ziehe man die untere von der oberen Gleichung ab u. setze für $\frac{1+x}{1-x} = z$ wodurch $x = \frac{z-1}{z+1}$ wird, so erhält man nach oben angegebenem Rechnungsverfahren

$$\log. z = 2A\left[\left(\frac{z-1}{z+1}\right) + \frac{1}{3}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^3 + \frac{1}{5}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^5 + \frac{1}{7}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^7 + \ldots\right]$$

Der Werth von A, womit die gefuudene Reihe der Potenzen, die den gesuchten Logarithmus vorstellen, multiplicirt werden muß, heißt der logarithmische Modul; der Werth des Moduls hängt von der Grundzahl a ab und läßt sich durch folgende Formel ausdrücken:

$$A = \frac{1}{2\left[\left(\frac{a-1}{a+1}\right) + \frac{1}{3}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^3 + \frac{1}{5}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^5 + \frac{1}{7}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^7 + \ldots\right]}$$ u. eben

so läßt sich umgekehrt aus dem Modul die Grundzahl finden mit Hülfe der Formel

$$a = 1 + \frac{1}{A} + \frac{1}{2A^2} + \frac{1}{2.3\,A^2}\ \frac{1}{2.3.4\,A^2} + \ldots$$

Die L. deren Modul $= 1$; heißen natürliche oder hyperbolische L. und werden mit log. naturalis (log. nat.) oder auch bloß mit log. bezeichnet. Die Grundzahl dieses Systems $= 2{,}718281828459\ldots$, wie sich aus voriger Gleichung, wenn man darin $A = 1$ setzt, ergibt. Sie finden besonders in der Differentialrechnung ihre Anwendung. Die L., deren Modul $\gtrless 1$; heißen künstliche L. (log. artif.). — Durch die vorletzte Gleichung kann man den Modul eines künstlichen Systemes, wenn man dessen Grundzahl kennt, finden; ist dieser bekannt, so lassen sich aus dem natürlichen Systeme die L. der künstlichen sehr leicht ableiten und eben so kann das künstliche mittelst der Formeln $\log. art. n = A, \log. nat. n$ u.; $\log. nat. n = \frac{1}{A} \log. art. n.$ — Das gemeine log. System ist das merwürdigste Künstliche; sein Modul $A = 0{,}43429448\ldots$ Nach oben angegebener Art kann man die natürlichen L. in gemeine L.

Log oder **Logg** ist ein Instrument, welches dazu dient, die Schnelligkeit zu ermitteln, mit der ein Schiff auf der See fährt. Es besteht aus einem 3eckigen Brettchen, dessen beide vorderen Seiten 7 Zoll lang sind, die untere Seite aber, deren Ecken in gerader Linie 6 Zoll von einander abstehen, einen Bogen bildet, an dem ein Blei befestigt ist, durch welches das Brett in aufrechter Stellung 4 Zoll tief im Wasser erhalten wird. An den zwei Ecken desselben sind Schnüre angebracht, welche in einiger Entfernung an eine lange Schnur, die Logleine oder Loglien, gebunden sind, u. diese läuft am Bord des Schiffes über eine Rolle, die sich sehr leicht um ihre Achse dreht, die Logrolle. Wenn daher das Logbrett hinter dem Schiffe ins Wasser geworfen wird, bleibt es an einer Stelle stehen u. die Schnur windet sich, während das Schiff vorwärts geht, von der Rolle ab. Dieß läßt man gerade ½ Minute oder $\frac{1}{120}$ Stunde geschehen, und da die Schnur durch Knoten in gleiche Abtheilungen von $\frac{1}{120}$ Seemeile getheilt ist, so sieht man aus der Anzahl dieser Knoten, welche in ½ Minute von der Rolle abgelaufen sind, wie viele Meilen das Schiff in einer Stunde zurücklegt, weßhalb man auch sagt: „das Schiff segelt oder macht so u. so viel Knoten," nämlich in einer Stunde. Nach Verlauf der ½ Minute wird die in der obersten Ecke des L.-Bretes befestigte Schnur, welche hier nur an einem lockeren Nagel hängt, durch einen Ruck an der Leine davon gelöst, worauf das Bret umfällt u. vom Schiffe fortgezogen wird. Diese Ermittelung der Geschwindigkeit nennt man logen; es wird gewöhnlich alle Stunden vorgenommen u. das Ergebniß, sowie die Richtung des Windes u. des Courses, in ein Buch, das Logbuch, oder auch sogleich ins Schiffsjournal eingetragen, welches deßhalb zuweilen auch das Logbuch heißt.

Logarithmen, nennt man in der Mathematik die Exponenten der folgerechten Reihe von Potenzen einer gegebenen Grundzahl, welche größer als 1 ist. Es sei z. B. 2 die gegebene Grundzahl oder Basis, so ist:
l. 1 = l. von 2; 2 = l. von 4 (2^2); 3 = l. von 8 (2^3); 4 = l. von 16 (2^4) u. s. w.

Die L. aller dazwischen liegenden Zahlen (z. B. zwischen 2 und 4, 3; zwischen 4 und 8, 5, 6, 7 u. s. w.) und überhaupt die meisten Zahlen sind gebrochene oder irrationale Zahlen (s. d.). Hieraus folgt, daß wenn $A^x = M$; so wäre x der Log. von M zur Basis a. Sollen die L. mit den zugehörigen Zahlen zugleich wachsen, so muß die Grundzahl größer als 1 seyn; der Log. von 1 = 0 und der Log. der Grundzahl = 1, zeigen also, daß alle L. zwischen 1 und der Grundzahl ächte Brüche seyn werden, wo hingegen die L. ächter Brüche negativ sind (z. B. nach Decimalform: 0,1 = log. — 1; 0,01 = log. — 2 u. s. w.). Die Verbindung zwischen den Zahlen und den für eine gewisse Grundzahl entsprechenden L. heißt ein L.-System; das gewöhnliche und unserem Zahlensysteme (dem zehntheiligen) genau entsprechende, daher für die Anwendung bequemste ist das gemeine oder Brigg'sche System, von Professor Henry Briggs in Oxford erfunden, dessen Grundzahl 10 ist, wo also 1 = Log. von 10; 2 = Log. von 100; 3 = Log. von 1000 u. s. w. Briggs berechnete hierfür Tafeln von 1 bis 20,000 und von 90,000 — 100,000 bis zu 14 Decimalstellen. Die große Lücke füllte Adrian Vlacq, ein Holländer, in dem seltenen Werke „Arithmetica logarithmica", Gouda 1628, aus, wo alle L. von 1 bis 100,000, bis zur 10. Decimalstelle berechnet sind. Da nämlich nur die Potenzen der Grundzahl als rationale Potenzen positive Exponenten in ganzen Einheiten haben, so mußten die dazwischen liegenden oder irrationalen Zahlen im Logarithmus durch Decimalen berechnet u. ausgedrückt werde, die z. B. alle Zahlen zwischen 10 und 100 wohl größer als 1, aber noch nicht = 2 sind u. s. f. So ist der Logarithmus von 95 = 1,9777236.... Hieraus erhellet, im Allgemeinen, daß der Logarithmus jeder Zahl eine ganze Einheit weniger enthält, als die Zahl Ziffern hat (abgerechnet der dabei vorkommenden Decimalstellen), und eben so kann man aus jedem Logarithmus ersehen, wie viel die zugehörige Zahl Stellen hat. Die ganze Zahl eines Logarithmus nennt man daher die Charakteristik (Kennziffer, Index) und

die dahinterstehende die Mantisse. Die L.tafeln sind mit besonderem Vortheil bei großen Rechnungen zu gebrauchen, wenn man sich folgendes Rechnungsverfahren mit L. merkt: a b c = log. a + log. b + log. c d. h. sollen mehrere Größen miteinander multiplicirt werden, so suche man in den Tabellen deren L., addire diese, und suche zur Summe hinwiederum in den Tabellen die zugehörige Zahl, wodurch das Exempel gelöst ist; eben so: $\frac{a}{b}$ = a : b = log. a — log. b; Den Log. einer Größe von dem Log. einer anderen abgezogen, vollzieht die Division derselben; $a^m = m \times \log. a$; soll eine Zahl auf eine gewisse Potenz erhoben werden, so multiplicire man den Exponenten der Zahl mit deren Logarithmus; $\sqrt[m]{a} = \log. \frac{a}{m}$; soll aus einer Zahl eine Wurzel ausgezogen werden, so dividire man den Log. der Zahl mit dem Wurzelexponenten. Nicolaus Mercator, Newton, Leibnitz, Euler u. A. lehrten einfache Methoden, die L. zu berechnen. Eine der einfachsten Methoden beruht auf Reihen. Der Logarithmus einer negativen Zahl ist nämlich etwas Unmögliches, daher läßt sich jede Größe, deren Log. man berechnen will, durch (1 + x) ausdrücken, wo x selbst jeden negativen ächten Bruch bedeuten kann. Nehme man nun an, es sei $\log. (1 + x) = Ax + Bx^2 + Cx^3 + \ldots$ u. zeige, daß diese Annahme richtig sei, wenn sich für die unveränderlichen Coefficienten A, B, C Werthe finden lassen, die in der Reihe substituirt, nichts Ungereimtes geben. Hat man solche Werthe gefunden, so kommt man endlich auf die Gleichungen:

$$\log. (1+x) = A\left(x - \tfrac{1}{2}x^2 + \tfrac{1}{3}x^3 - \tfrac{1}{4}x^4 + \tfrac{1}{5}x^5 - \tfrac{1}{6}x^6 + \tfrac{1}{7}x^7 - \tfrac{1}{8} + x^8 \ldots\right)$$

$$\log. (1-x) = -A\left(+x + \tfrac{1}{2}x^2 + \tfrac{1}{3}x^3 + \tfrac{1}{4}x^4 + \tfrac{1}{5}x^5 + \tfrac{1}{6}x^6 + \tfrac{1}{7}x^7 + \tfrac{1}{8}x^8 \ldots\right)$$

Ziehe man die untere von der oberen Gleichung ab u. setze für $\frac{1+x}{1-x} = z$ wodurch $x = \frac{z-1}{z+1}$ wird, so erhält man nach oben angegebenem Rechnungsverfahren

$$\log. z = 2A\left[\left(\frac{z-1}{z+1}\right) + \frac{1}{3}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^3 + \frac{1}{5}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^5 + \frac{1}{7}\left(\frac{z-1}{z+1}\right)^7 + \cdots\right]$$

Der Werth von A, womit die gefuudene Reihe der Potenzen, die den gesuchten Logarithmus vorstellen, multiplicirt werden muß, heißt der logarithmische Modul; der Werth des Moduls hängt von der Grundzahl a ab und läßt sich durch folgende Formel ausdrücken:

$$A = \frac{1}{2\left[\left(\frac{a-1}{a+1}\right) + \frac{1}{3}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^3 + \frac{1}{5}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^5 + \frac{1}{7}\left(\frac{a-1}{a+1}\right)^7 + \cdots\right]}$$ u. eben

so läßt sich umgekehrt aus dem Modul die Grundzahl finden mit Hülfe der Formel

$$a = 1 + \frac{1}{A} + \frac{1}{2A^2} + \frac{1}{2.3A^2}\ \frac{1}{2.3.4A^2} + \cdots\cdots$$

Die L. deren Modul = 1; heißen natürliche oder hyperbolische L. und werden mit log. naturalis (log. nat.) oder auch bloß mit log. bezeichnet. Die Grundzahl dieses Systems = 2,718281828459...., wie sich aus voriger Gleichung, wenn man darin A = 1 setzt, ergibt. Sie finden besonders in der Differentialrechnung ihre Anwendung. Die L., deren Modul $\gtrless$ 1; heißen künstliche L. (log. artif.). — Durch die vorletzte Gleichung kann man den Modul eines künstlichen Systemes, wenn man dessen Grundzahl kennt, finden; ist dieser bekannt, so lassen sich aus dem natürlichen Systeme die L. der künstlichen sehr leicht ableiten und eben so kann das künstliche mittelst der Formeln log. art. n = A, log. nat. n u.; log. nat. n = $\frac{1}{A}$ log. art. n. — Das gemeine log. System ist das merwürdigste Künstliche; sein Modul A=0,43429448.... Nach oben angegebener Art kann man die natürlichen L. in gemeine L.

sich die formelle L. beschäftigte u. auf welches sie das Denken der Idee zu reduciren vergebens sich abmühte. — Seit Kant und durch ihn hat für die L. eine neue Epoche begonnen; nicht etwa, als hätte Kant die alte formelle L. im Wesentlichen reformirt, wie Manche sagen, sondern, indem ihr Inhalt durch seine Kritik der reinen Vernunft eine andere Bedeutung erhielt. Die Gesetzmäßigkeit des Denkens (der bewußten, subjektiven Thätigkeit des Menschen überhaupt) ergab sich aus dieser Kritik als das Einzige an sich Erkennbare, worüber ein Wissen möglich ist. Die L. ward hiemit zur theoretischen Philosophie, diese aber zum subjektiven Idealismus. Das denkende Subjekt kann nur wissen, wie es sich die Dinge u. ihre Erscheinungen, zu Folge seiner eigenen Gesetzmäßigkeit, vorzustellen genöthigt ist, nicht aber, wie sie an sich sind; seine Vorstellungen sind nothwendige, und haben somit subjektive Wahrheit; ob aber auch objektive, dieß läßt sich nicht wissen. Die unübersteigliche Kluft, welche dieser subjektive Idealismus zwischen dem Objektiven und Subjektiven, dem Wissen und dem Seyn zu erblicken glaubte, überschritt die Identitätslehre durch ihre Behauptung: wenn es ein Wissen gibt, so muß es auch ein Seyn geben; beide aber müssen der Wurzel nach identisch seyn, wenn das Wissen ein wahrhaftes (d. h. das Seyn durchdringendes) seyn soll. Dieselbe Potenz, welche sich vorerst in unbewußter, objektiver Thätigkeit offenbart, ist es auch, welche sich zur bewußten, subjektiven entwickelt. Die Gesetze jener sind also die Gesetze dieser; es ist ein und dasselbe Lebensprinzip und Lebensgesetz, aus und nach welchem sich dort Himmelskörper, Pflanzen und Thiere, hier aber Gedanken bilden. Mit dieser Auffassung des Denkens und seiner Gesetzmäßigkeit hatte die L. eine wesentliche andere Bedeutung erhalten, nämlich eine reale, objektive, während sie, nach der früheren Auffassung des Denkens, nur eine formelle, subjektive hatte. Ihre wissenschaftliche Vollendung in dieser Bedeutung erhielt sie durch Hegel, der sie als Wissenschaft der Idee an und für sich, der reinen Idee, der Idee im abstrakten Elemente des Denkens, definirt u., als den ersten Theil der Philosophie, neben oder vielmehr über die Natur- und Geistes-Philosophie stellt. (S. dessen Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Berlin 1845.) Was gegen diese Hegel'sche L. einzuwenden, ist der Hauptsache nach dieß, daß von Vorne herein der Proceß des Naturlebens (der wohl von den objektiven zu den subjektiven, d. h. Bewußtseyns-Erscheinungen fortschreitet) einerseits identificirt wird mit dem Prozesse des Geistigen, des selbstbewußten und freien Lebens im Menschen, anderseits mit dem Leben des Absoluten, — Gottes. (S. darüber: Dr. Staudenmayer, Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems, Mainz 1844.) **Ehrlich.**

Logographen (griech. von λόγος, Sage u. γράφω), Sagenschreiber, heißen die ältesten prosaischen Schriftsteller der Griechen, welche in dem Zeitraume von 550 — 500 v. Chr. das Nationalepos (namentlich die Sagen von der Gründung der Städte) in geschichtliche Erzählung auflösten. Am bekanntesten sind von ihnen geworden: die drei Milesier Dionysios, Kadmus und Hekatäus; Pherecydes aus der Insel Leros u. Akusilaus aus Argos. (die Bruchstücke dieser beiden letzteren sind von Sturz gesammelt, 2. Aufl., Leipzig 1824); Helanikus aus Mitylene (herausgegeben durch ebendenselben, 2. Aufl., Leipzig 1826), Charon von Lampsakos, Xanthus aus Lydien u.a., welchen der Geschichtschreiber Herodot (s. d.) folgte. Die sämmtlichen Bruchstücke der L. hat Creuzer herausgegeben u. erklärt in Historicorum Graecor. antiquiss. fragmenta, Heidelberg 1806; vollständiger unter demselben Titel C. u. Th. Müller (Paris 1841). — Da die L. auf historische Glaubwürdigkeit keinen Anspruch haben, so bedient Demosthenes dieser Bezeichnung sich für Fabelhans und Rabulist. — Im weiteren Sinne (nämlich als Redenschreiber) wird auch Plato von Hermogenes Logograph genannt u. Thucydides nennt die Historiker überhaupt L.

Logogriph, griechisch, von λόγος, Wort und γρίφος Netz, Worträth-

Buchstabenräthsel, oder eine Kette von Räthseln in einem Hauptworte, dessen Sylben einzeln darin geschildert sind, oder dessen Buchstaben in ihrer Versetzung andere, gleichfalls in dem Haupträthselworte bezeichnete, Wörter bilden, wie z. B. in dem Worte Greis die Wörter Reis u. Eis liegen. In gleicher Weise machte Scaliger aus dem Worte muscatum ein gutes L., nämlich:

Si caput est: currit; (mus)
Ventrem conjunge: volabit; (musca)
Adde pedes: comedes, (muscatum)
Et sine ventre bibes (mustum.)

Logomachie (griech.) Wortstreit; Streit um die Benennung einer Sache, über welche an sich keine Meinungsverschiedenheit obwaltet.

Logos (griech. λόγος), das Wort, der Spruch, die prosaische Darstellung von erlebten oder überlieferten Begebenheiten, nach den Grundsätzen des Verstandes, demnach gegenüberstehend der dichterischen Darstellung im Epos (vergl. Logograph); dann nach Aristoteles die tragische Fabel, die vom Chorgesange gesonderte Rede, die Prosa. — Ueber den biblischen L. bei Johannes (s. die Art. Christus u. Jesus).

Lohe, 1) s. Gerberei. — 2) Eine, bei manchen Garten- u. Feldfrüchten, besonders beim Weizen u. der Gerste, vorkommende Krankheit, indem bei anhaltender Trockenheit die Blätter zusammenschrumpfen u. gelb werden.

Lohegrin, hieß der Sohn Parcivals (s. d.), einer der Pfleger des heiligen Graal (s. d.), der auf Artus (s. d.) Geheiß auf einem, von einem Schwane getragenen, Fahrzeuge der bedrängten Königstochter von Brabant, Else, zu Hülfe kam, zu Mainz vor Kaiser Heinrich für sie gegen ihren Feind Telramunt kämpfte u. sie heimführte. Das, nach dem Hauptheldеn L. benannte, mittelhochdeutsche Gedicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts wird Wolfram von Eschenbach (s. d.) in den Mund gelegt und schließt sich an den 2. Theil des Gedichtes von dem „Wartburgkriege“ (s. d.) an; herausgegeben von Görres, Heidelberg 1813.

Lohenstein, Daniel Kaspar von, geboren 26. Januar 1635 zu Nimptsch in Schlesien, studirte daselbst, dann zu Breslau, 1650 zu Leipzig, später zu Tübingen Jurisprudenz, machte nach beendigten Studien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz u. die Niederlande, verheirathete sich 1657 u. erhielt mit seiner Gemahlin die drei Rittergüter Kittlau, Reisau u. Roschkowitz, ward 1666 fürstlich Württemberg-Oelsnischer Regierungsrath, dann kaiserlicher Rath u. erster Syndikus der Stadt Breslau, wo er 28. April 1683 starb. L., dessen Name, wie wenige in der Literatur, gebrandmarkt ist, erfüllte mit seltener Amtstreue u. musterhaftem Eifer seine Berufspflichten. Er, das Haupt der nach ihm benannten Dichterschule, hatte einen wahrhaft poetischen Erfindungsgeist, ein feuriges Gefühl für das Große u. Edle, nur nicht für das Geschmackvolle u. Schickliche, und eine reiche, oft übersprudelnde Phantasie. Aber seine Poesieen strotzen von welschem Unsinn u. deutscher Pedanterie, u. einzelne, wirklich schöne u. poetische, Gedanken liegen vergraben unter Haufen von frostigen Allegorieen, schwülstigen, zu üppigen Bildern u. übergelehrter Spitzfindigkeit. Sein breiter Roman „Arminius,“ worin einzelne Schilderungen u. Reden mit deutscher Gesinnung und deutscher Kraft in einem trefflichen Style abgefaßt sind, ist im Ganzen geschmacklos u. mißlungen. Höher steht L. als Tragiker. Er hatte entschiedenes Talent für die tragische Poesie, aber er artete aus, und sein erstes Produkt „Ibrahim Bassa,“ das er als 15jähriger Gymnasialschüler geschrieben u. worauf er später mit Verachtung herabsah, dürfte wohl, Jugendfehler abgerechnet, sein bestes seyn. Seine Muster waren A. Gryphius, von dem er die Geister und Gespenster entlehnte, u. M. Opitz. Wir haben von ihm 6 Trauerspiele, die alle zu Breslau gedruckt sind: Ibrahim Bassa, 1689; Kleopatra, 1661 und 1680; Agrippina 1665; Epicharis 1665 u. 1701; Sophonisbe 1666 u. 1680; Ibrahim Sultan 1673 u. Frankfurt u. Leipzig 1679. Sämmtliche Werke, das. 1680.

1689, 1701, 1733; Blumen, das. 1680; Arminius u. Thusnelda, ein Helden-Roman, Leipzig 1689, 1690, 2 Bde., neue Aufl. 1731. Andere stehen in B. Neukirchs Sammlung: H. v. Hofmannswaldau und anderer deutschen auserlesene u. bisher ungedruckte Gedichte, Leipzig 1697 f. Seine Lobrede auf Hofmannswaldau erschien zu Breslau 1679.

Lohrmann, Wilhelm Gotthelf, geboren zu Dresden 1796, war im 1815 als Landmesser und Vermessungs-Conducteur angestellt, wurde 1823 Vermessungsinspektor und führte in beiden Beamtungen verschiedene wichtige Aufträge aus. Nebenbei widmete er sich der Astronomie u. bereiste Deutschland u. einen Theil von Frankreich u. den Niederlanden. 1827 Oberinspector am mathematischen Salon, Inspector, dann Direktor der Cameralvermessung u. Vorsteher der technischen Bildungsanstalt zu Dresden. Unter seinen Schriften stehen oben an: „Das Planetensystem der Sonne“ (Dresden 1822); Topographie der sichtbaren Mondoberfläche“ (Dresden 1824); „Meteorologische Beobachtungen“ (ebd. 1828). In den „Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen“ (Leipzig 1832 ff.) hat er Vieles von seinen Studien über das Vaterland, besonders auf Vermessungen, Höhenbestimmungen, Topographie u. Klimatik Bezügliches, niedergelegt. Er starb 20. Febr. 1840.

Loire, ein Fluß in Frankreich, entspringt am Westabhange der Cevennen, im Departement Ardèche, Arrondissement l'Argentière, bei dem gleichnamigen Weiler, durchfließt die Departements Haute-L., L., Saône-L., Nièvre, Loiret, Loir-Cher, Indre-L., Maine-L., L.-inférieure u. mündet in den atlantischen Ocean, nördlich in der Bucht von Bourgneuf. Die L. verbindet mittelst des Kanals du Centre das mittelländische Meer mit dem atlantischen Ocean. In ihrem Laufe von 225 Lieues trägt sie in einer Strecke von 28 Lieues Flösse und ist 172 Lieues schiffbar, von La-Noire an. Die Nebenflüsse sind rechts: Arroux, Maine, Erdre, Brivé; links: Allier, Loiret, Cher, Indre, Vienne etc. Sie führt viel Sand und die Mündung versandet immermehr. Die Gegenden, welche die L. durchströmt, gehören zu den reizendsten in ganz Frankreich.

Loki heißt in der scandinavischen Mythologie der boshafte, arglistige Gott, das böse Prinzip der Odinsreligion, ein Ase, wie Odin selbst, doch ein verruchter, schadenfroher Uebelthäter, der Schöpfer aller Laster u. Verbrechen, der Vater der gräulichsten Ungeheuer, des Wolfes Fenris, der Migardsschlange u. der Todesgöttin, der blauen Hel. Er scheint mit Loge identisch, nur ist er als mythologischer Gott Lokie vermählt mit einer mythologischen Göttin, der Riesin Angerbode, als Elementargott Loge aber bedeutet er das Feuer, und ist dann mit der Elementargöttin Glöd (Gluth) vermählt, u. hat Eisa und Einmyria (Kohle und Asche) zu Kindern. Es ist in diesem Sinne auch seine Abstammung verschieden. — Die Asen haben von Loki Nichts als Böses zu befürchten, wie er denn auch Veranlassung zu Thors Kampfe mit Geirröd (zu dem Raube der Iduna, zu dem Tode Baldurs war, wofür er auf das Härteste, doch nicht mit dem Tode gestraft wurde, welches die Asen beim Weltuntergange schwer zu bereuen haben werden, indem er Ursache ihres Unterganges ist. Sonderbar erscheint seine Vereinigung mit den Asen, unter denen sogar Odin Todesbrüderschaft mit ihm hat.

Lokmân, mit dem Zunamen der Weise, ein berühmter arabischer Fabulist, der zu Davids Zeiten gelebt haben soll. Was Aesop den Griechen, das war L. den Arabern: ein berühmter Erzähler moralisirter Dichtungen, von eigener und fremder Erfindung, die lange mündlich forterzählt wurden, ehe man sie aufschrieb. Von L.s übrigen Werken, von seinen Parabeln, Gleichnissen, Sentenzen u. Sittensprüchen, deren Zahl bis auf 10,000 angegeben wird, hat sich Verschiedenes im Manuscript erhalten: Locmani sapientis fabulae et selecta quaedam adagia. Amsterdam 1615, 1636, 1676 (bei A. Schultens Ausgabe von Erpenius arabischer Grammatik; in J. D. Michaelis arabischer Grammatik u. Chrestomathie *u. anderen.*) Ausgabe von Andreas Svanborg, Upsala 1802. Seine Fabeln

wurden neuestens herausgegeben von Freitag (1823); Rask (1831); Rüdiger (2. Aufl. 1839); deutsch von Schaller (1826).

Lokris, eine Landschaft in Hellas, die ihren Namen von den Lokrern erhalten hatte, welche in drei Stämme: opuntische, am Kanale von Euböa; epiknemidische, nördlich am Gebirge Knemis u. am malaischen Meerbusen u. ozolische, am korinthischen Meerbusen, zerfielen. — Jetzt bildet L. eine Eparchie in dem Gouvernement Phtiotis.

Lollarden oder **Lollharden**, eine von Walther Lollard zu Anfang des 14. Jahrhunderts gestiftete ketzerische Sekte, ein Abart der Begharden (s. d.). Lollard lehrte, Lucifer u. die Dämonen seien ungerechter Weise aus dem Himmel verstoßen worden, u. eines Tages würden sie wieder zu dessen Besitze gelangen; der Erzengel Michael u. die anderen Engel, die Schuld an jener Ungerechtigkeit haben, würden einst, mit allen Menschen, die seinen Meinungen nicht beiträten, ewig verdammt. Er zeigte gegen die Ceremonien der Kirche Verachtung, verwarf die Fürbitten der Heiligen, auch erklärte er die Sakramente für unnütz. „Wenn," sagte L., „die Taufe ein Sakrament ist, so ist auch jedes Bad ein solches, u. jeder Bader ist Gott." Die consekrirte Hostie enthält, nach seiner Behauptung, nur einen eingebildeten Gott; er spottete der heiligen Messe, der Priester u. Bischöfe, deren Weihungen nichtig seien; der Ehestand sei weiter Nichts, als mittelst eines Eides gestattete Unzucht. L. fand eine Menge Schüler in Oesterreich, Böhmen u. a. O. Zwölf, aus seinen Jüngern erkorene Männer, die er seine Apostel nannte, durchwanderten alljährlich das deutsche Reich, um die Anhänger seiner Meinungen zu kräftigen. Unter den zwölf Aposteln befanden sich zwei Greise, die man die Minister der Sekte hieß; diese gaben an, sie würden alle Jahre einmal ins Paradies versetzt, wo sie von Henoch und Elias die Vollmacht erhielten, Allen von ihrer Sekte die Sünden zu erlassen, welche Gewalt sie dann in Städten u. Flecken verschiedenen Anderen mittheilten. Die Inquisition bemächtigte sich L.s u. verurtheilte ihn, da sie seine Hartnäckigkeit nicht besiegen konnte, zum Tode: ohne Furcht u. Reue ging er in die Flammen. Man entdeckte eine Menge seiner Schüler, „mit denen man" (sagt Trithemius), „eine große Feuersbrunst anrichtete. Aber die Flamme, welche das Leben L.s zerstörte, konnte seine Sekte nicht vernichten; sie erhielt sich in Deutschland und dehnte sich über Flandern bis nach England aus. Die Zerwürfnisse dieses Reiches mit dem römischen Stuhle verschafften den L. die Zuneigung vieler Engländer; ihre Sekte faßte festen Fuß, allein die Geistlichkeit ließ die strengsten Verordnungen gegen sie ergehen u. das Ansehen des Unterhauses konnte es nicht wehren, daß viele L. verbrannt wurden. Dennoch wurden sie nicht ausgerottet, u. ihre Verbindung mit den Wiclefiten bereitete den Sturz des englischen Klerus und den Abfall Heinrichs VIII. vor, indessen andere Anhänger dieser Sekte die Gemüther für die Irrlehren Johann Hussens u. für den Hussiten-Krieg in Böhmen empfänglich machten.

Lombard, der italienische u. französische Name für Leihhaus (s. d.), daher entstanden, daß die ersten Anstalten dieser Art in der Lombardei gegründet u. von Lombarden, die während der Kriege der Welfen u. Ghibellinen aus ihrem Vaterlande ausgewandert waren, in anderen Ländern eingeführt wurden.

Lombardisch-venetianisches Königreich heißt der Theil des österreichischen Kaiserthums, der dessen italiensche Erbstaaten begreift (s. Oesterreich). Es umfaßt einen Flächeninhalt = 852 □ Meilen mit 5 Millionen Einwohnern. Im Süden wird es durch den Po von Parma, Modena und dem Kirchenstaate getrennt, im Westen durch den Ticino vom Königreiche Sardinien; im Norden sind die Schweiz u. Tyrol, im Osten das Königreich Illyrien die Gränzen. Das Königreich wird in zwei Gouvernements, die durch den Mincio geschieden sind, und diese wieder in mehre Delegationen abgetheilt. I. Das Gouvernement Mailand oder das der lombardischen Provinzen = 395 □ Meilen mit 2,620,000 Einwohnern, zerfällt in folgende 9 Delegationen: 1) Delegation

Mailand = 48 □ Meilen 560,000 Einwohner. 2) Delegation Como 60¼ □ Meilen, 385,000 Einwohner. 3) Delegation Sondrio = 62 □ Meilen, 100,000 Einwohner. 4) Delegation Bergamo = 66 □ Meilen, 375,000 Einwohner. 5) Delegation Brescia = 57½ □ Meilen, 375,000 Einw. 6) Delegation Mantua = 27½ □ Meilen, 275,000 Einwohner. 7) Delegation Cremona = 22¼ □ Meilen, 195,000 Einwohner. 8) Delegation Lodi = 34 □ Meilen, 225,000 Einwohner. 9) Delegation Pavia = 24½ □ Meilen, 170,000 Einwohner. II.) Das Gouvernement Venedig, oder das der venetianischen Provinzen = 431 □ Meilen u. 2,440,000 Einwohner, zerfällt in nachbenannte 8 Delegationen: 1) Delegation Venedig = 51 □ Meilen, 290,000 Einwohner. 2) Delegation Polesina (Rovigo) = 21 □ Meilen, 155,000 Einwohner. 3) Delegation Padua = 40 □ Meilen, 350,000 Einwohner. 4) Delegation Verona = 68¼ □ Meilen, 330,000 Einw. 5) Delegation Vicenza = 41 □ Meilen 365,000 Einw. 6) Delegation Belluno = 62 □ Meilen, 145,000 Einw. 7) Delegation Treviso = 35½ □ Meilen, 260,000 Einw. 8) Delegation Udine (Friaul) = 130 □ Meilen 415,000 Einwohner. Die relative Bevölkerung ist, wie aus dieser Zusammenstellung hervorgeht, eine sehr beträchtliche, so daß im Durchschnitte auf 1 □ Meile über 6000, und in der Lombardei allein gegen 7000 Menschen kommen. Als Bewohner des Königreichs finden sich, außer den Italienern, gegen 6000 Juden; nördlich von Verona leben circa 50,000 u. nördlich von Vicenza, in den sogenannten Cette Communi (sieben Gemeinden) 30,000 Deutsche; außerdem zählt man ungefähr 1000 Griechen u. gegen 600 Armenier. Die italienische Sprache herrscht überall; nur die eingewanderten Deutschen um Verona u. Vicenza sprechen die altgermanische Sprache. Als herrschende Religion findet sich die katholische, doch wird auch jede andere geduldet; der Protestanten sind etwa 300. In natürlicher Beziehung ist das Land in der Weise gestaltet, daß im Norden sich die Alpen (s. d.) aufthürmen, die aus Sardinien gegen Osten hin sich fortsetzen u. die Lombardei von der Schweiz u. Deutschland scheiden. Am Fuße der Alpen breitet sich ein weites Tiefland, die l. v. Tiefebene, fast den ganzen übrigen (südlichen) Theil des Landes erfüllend, aus; nur eine fruchtbare Hügelkette, die Euganeen, erhebt sich noch zwischen Etsch und Brenta (im Süden von Padua) 1700 Fuß hoch. In der Nähe des Meeres geht die Tiefebene, welche im Ganzen 70 Meilen lang, 10—15 Meilen breit, im Westen 800′ hoch ist, in 1—2 Meilen breites Marsch- u. Sumpfland über u. hat von Ravenna bis Isonzo Lagunen. Als Hauptfluß des Landes macht sich der Po bemerkbar, der im Westen eintritt u. sich langsam durch das Tiefland in östlicher Richtung hinschleppt. Sein Bett wird durch die vom Gebirge herabgeschwemmten Theile so erhöht, daß sein Niveau theilweise hoher ist, als die ihn umgebende Ebene. Diese muß durch kostspielige Dämme geschützt werden, die nicht selten bei Anschwellungen Durchbrüche zu erleiden haben, wodurch große Verwüstungen u. Ueberschwemmungen entstehen. Gegen seine Mündung hin, die in vier Haupt- und vielen Nebenarmen (unter 45° nördl. 30′ östl.) besteht, bildet der Po ausgebreitete Sumpfstrecken (Maremmen) u. Lagunen. Die größten Nebenflüsse des Po sind links: der Tessino oder Ticino, der den Lago maggiore (einen 8 Meilen langen See) durchfließt; die Adda, welche den (7 Meilen langen) Comer-See durchfließt; der Oglio, der durch den Iseo-See (3½ Meil. lang, ⅘ Meilen breit) fließt u. endlich der Mincio, der den Garda-See (7 Meilen lang, 1—2 Meilen breit) durchströmt. Nach dem Po ist der bedeutendste Fluß die Etsch oder Adige, die im Norden in die Lombardei kommt, ihren Unterlauf durch die lombardische Ebene nimmt u. unter 45¼° nördl. 30° östl. mündet; außerdem finden sich mehre Küstenflüsse, wie die Brenta, Piave, Livenza, der Tagliamento, der Isonzo u. m. a. An Kanälen ist das Königreich sehr reich; groß und klein durchschneiden sie die ganze Ebene u. verbinden vom Ticino an bis zum Livenza fast alle Flüsse. Sie dienen nicht bloß größtentheils als schiffbare Wasserstraßen, sondern auch zur Abtheilung des Wassers und zur Bewässerung der Wiesen und Reisfelder, wodurch

eine außerordentlich üppige Fruchtbarkeit erzielt wird. Zu den bedeutendsten gehören: der Ticinello- (Ticino-) Kanal längs des unschiffbar gewordenen Ticino, bis oberhalb Pavia; der Kanal von Mailand, aus dem vorigen über Mailand zur Adda; der Kanal von Pavia aus dem Ticino nach Mailand. Das Klima ist in der Ebene warm u. mild, Schnee selten, im Gebirge herrscht strenge Luft, u. in den Sumpflandschaften ist es feucht u. ungesund. Der Boden ist überaus fruchtbar u. gut angebaut; der Weinstock gedeiht bis zu einer Höhe von 2500′, Getreide u. Buchen bis zu 4500′ u. Nadelhölzer bis 6500′. Von dem gesammten land- u. forstwirthschaftlich benützten Areale = 7,221,960 Joche, kommen auf Pflugland 1,975,700 Joche, auf Gärten 163,000 Joche, auf Weinland 200,000 Joche u. auf Wiesen 588,450 Joche; die Waldungen nehmen nahe an 1½ Mill. Joche ein. Der Ackerbau wird mit großem Fleiße betrieben; auch der andere Hauptzweig der Landwirthschaft, die Viehzucht, ist sehr blühend, besonders am untern Po. Die Seidenzucht ist bedeutend; man berechnet das jährliche Erzeugniß von roher Seide gegen 20,000 Ctr. Zu den Haupterzeugnissen des vegetabilischen Reiches gehören noch, außer Getreide, von welchem mit Einschluß des Mais der jährliche Handelsgewinn über 20 Mill. Metzen angeschlagen wird, besonders Reis, von dem man durchschnittlich an 646,450 Wiener Metzen erntet; eine große Menge Obst; Südfrüchte, die aber hier noch nicht das ganze Jahr hindurch im Freien fortkommen; dann Wein (jährlich 5½ Millionen Eimer); Safran. Aus den Gebirgen werden viele Mineralien gewonnen, und zwar im Lombardischen vorzugsweise: Eisen (über 100,000 Centner), Steinkohlen (gegen 50,000 Centner); im Venetianischen: Kupfer (über 3000 Centner), Blei und Zink (nicht sehr beträchtlich), Vitriol (mehr als 12,000 Centner), Schwefel (beiläufig 500 Centner). Schöne Marmor- und andere nutzbare Steinarten sind nicht selten. Die Industrie ist wichtig, besonders in Seiden- und Wollenwaaren. Man zählt ungefähr 9700 Fabriken, unter welchen an 5000 Seidenspinnereien u. Seidenwebereien u. 187 Baumwollenspinnereien eingerechnet sind. Ueberdieß wurden in anderen Industrie-Artikeln so große Fortschritte gemacht, daß das Königreich in jeder Beziehung mit den industriereichsten u. betriebsamsten Ländern Europa's einen Vergleich aushält. Wir erwähnen hier noch: die geblasenen Spiegel von Venedig, die falschen oder Glasperlen, die farbigen Gläser, Glaspasten u. Compositionssteine, die Geigeninstrumente aus Cremona u. Mailand, die Fortepiano's aus Mailand, die Orgeln von Bergamo u. Pavia, die Seifen von Venedig, die Modewaaren von Mailand, die Gold- u. Silberwaaren, dann Juwelierarbeiten, den Theriak, Weinstein u. die Wachskerzen von Venedig, die chemischen Fabrikate, die prachtvollen Wägen von Verona, Mailand, Padua, die Schuhmacherarbeiten von Mailand. Fast alle diese Gegenstände bilden wichtige Ausfuhrartikel. Der Handel, der sich auf eine hohe Stufe geschwungen hat, wird überaus befördert durch gute Landstraßen, zahllose Kanäle u. in neuerer Zeit durch die Eisenbahn, welche die zwei Hauptstädte Mailand u. Venedig verbindet. Sehr viel tragen zur Beförderung des Handels mit dem Auslande mehre Kunststraßen bei, die mit großem Aufwande ausgeführt u. verbessert wurden u. unter denen bemerkenswerth sind: jene von Como über den St. Gotthard, die von Chiavenna über den Splügen, die von Bormio über den Stelvio u. s. w. Wie beträchtlich der Seehandel ist, mag daraus erhellen, daß in Venedig, welches mit seinem Freihafen den zweiten Rang unter Oesterreichs Seehandelsplätzen behauptet, jährlich 6000 Schiffe im Durchschnitte ein- und auslaufen. Für die Förderung der geistigen Interessen ist gesorgt durch zahlreiche Volksschulen, 48 Gymnasien, 12 Lyceen, 2 Universitäten (Pavia u. Padua) u. andere wissenschaftliche Institute u. Sammlungen. Nicht minder sind die Künste vertreten und wir erlauben uns hierüber überhaupt auf die einschlägigen Artikel: Italienische Kunst, Sprache u. Literatur ꝛc. zu verweisen. — An der Spitze der Verwaltung steht ein Vicekönig, gegenwärtig Erzherzog Rainer, geboren 1783, der abwechselnd in Mailand u. Venedig residirt. Für die beiden Gouvernements sind 2

Gouverneurs u. für jede Delegation eine Regierungsbehörde aufgestellt. Die oberste Gerichtsbehörde ist der Revisionshof in Verona; unter diesem stehen zwei Appellationshöfe — Mailand u. Venedig — ein Tribunal in jeder Delegation u. ein Friedensrichter in jedem Distrikte. Die Gewalt der Regierung wird durch Reichs- u. Landstände einigermaßen eingeschränkt. Die ersteren bilden in jedem Gouvernement eine Centralcongregation, zu welcher 9 Deputirte des Adels, 9 Deputirte der Grundbesitzer und 9 Deputirte der Städte, sämmtliche mit Besoldung, gehören. Die letzteren (Landstände) machen in jeder Delegation die Provinzialcongregation aus. Sie besorgen die Vertheilung außerordentlicher Summen u. Militärleistungen u. führen die Aufsicht über die Gemeindeausgaben, über Wohlthätigkeitsanstalten, Brücken, Dämme, Straßen &c. Für die katholische Kirche gibt es 2 Erzbischöfe u. 17 Bischöfe. Die Leitung der Militär-Angelegenheiten beruht in den beiden General-Commando's zu Mailand und Venedig, denen hier auch die Aufsicht über die Artillerie- u. Fortificationsbranchen u. über das Beschäl- und Remontedepartement übergeben ist. In Venedig ist das Marine-Commando. An Festungen besitzt das l.-v. K.: Mantua, besonders wichtig, Venedig und Verona (s. dd.). Vergleiche auch die Artikel Oesterreich und Italien. **C. Arendts.**

Lombardus (Petrus), ein berühmter Scholastiker des 12. Jahrhunderts, (Magister Sententiarum genannt, weil er seine Lehren durch Sentenzen aus den Kirchenvätern zu beweisen suchte u. selbst 4 Bücher von Sentenzen herausgab), war aus einem Flecken bei Novara in der Lombardei gebürtig, studirte unter Abälard (s. d.), war Lehrer der Theologie und zuletzt Bischof zu Paris und starb 1164. Sein Hauptwerk sind die genannten „Libri IV. sententiarum," wovon es unzählige Ausgaben gibt. Es ist eine Sammlung patristischer Excerpte, vornehmlich aus den Werken des heiligen Augustinus, nach den Materien geordnet, u. diese Materien unter einander selbst in systematische Verbindung gesetzt. Drei Jahrhunderte lange hat man über dieses Buch gelesen, commentirt, Glossen gemacht u. im Ganzen sich immer daran gehalten. Selbst auf die Ordnung der Artikel unter einander hat dieses Buch Einfluß gehabt und alle Beweisstellen, welche dessen Verfasser sowohl aus den Kirchenvätern, als aus der heiligen Schrift führte, behielten lange Zeit immer Observanz für sich. Die Theologen nannten sich lange Zeit nach diesem Buche „Sententiarii."

Loménie de Brienne (Etienne Charles, Graf von), geboren zu Paris 1727 aus einem berühmten Geschlechte, trat seinem jüngeren Bruder das Erstgeburtsrecht ab u. wählte den geistlichen Stand, wurde 1752 Großvikar des Erzbischofs von Rouen, 1760 Bischof von Condom, 1763 Erzbischof von Toulouse u., als ein Anhänger der damaligen Aufklärungsphilosophie, eines der thätigsten Mitglieder der Commission zur sogenannten Reform der geistlichen Orden, welche die Existenz nicht nur vieler Klöster, sondern selbst ganzer Orden vernichtete. Dabei verfuhr er, wie geschichtlich nachgewiesen ist, mit dem gemeinsten Eigennutze, indem er sich viele der aufgehobenen Abteien als Pfründen ertheilen ließ u. die Einkünfte zur Vergrößerung seiner Güter benützte. Nach der Entlassung Calonne's (1787) erhielt L. das Finanzministerium, wo er sich nur durch seine schlechte Verwaltung auszeichnete. Lauter halbe Maßregeln charakterisiren dieselbe. Gleich im Jahre seines Amtsantrittes wurde ein Lit de justice gehalten; das pariser Parlement, als es protestirte, nach Troyes verwiesen, jedoch bald zurückgerufen. Gleichwohl wurde L. zum Premierminister u. Erzbischof von Sens ernannt u. erhielt durch die Verwendung des Königs selbst den Cardinals-Hut. Als aber der königliche Schatz unter ihm seine Zahlungen einstellte, wurde er entlassen und durch Necker (s. d.) ersetzt; er begab sich nun nach Nizza, kehrte aber schon 1790 wieder nach Frankreich zurück, leistete den von der Revolution vorgeschriebenen u. mit seinen bisher bewiesenen Ansichten ganz im Einklange stehenden, sogenannten constitutionellen Priestereid u. nannte sich Bischof des Departements der Yonne. Deßwegen vom päpstlichen Stuhle zur Rechen-

schaft gezogen, gab er nun seine Entlassung ein, wurde 1791 wirklich suspendirt, 1793 verhaftet, dann wieder freigelassen, 1794 aber zum zweitenmale in Haft genommen u. sollte eben nach Paris geführt werden, wahrscheinlich, um auf der Guillotine zu enden, was aber sein plötzlich erfolgter Tod (man fand ihn eines Morgens todt in seinem Bette, wahrscheinlich durch Selbstmord) verhinderte.

Lomonosow, Michail Wasiljewitsch, geboren 1711 in dem Dorfe Denissowskaja im russischen Gouvernement Archangelsk, der Sohn eines Kronbauern, mußte bis in sein 16. Jahr mit auf den Wallfisch- u. Robbenfang ausziehen, entfloh aber, aus Liebe zu den Büchern, seinen Eltern u. kam nach Moskau, wo er durch die Unterstützung eines Landmannes in einer Klosterschule untergebracht wurde. Mit einigen andern Seminaristen wurde er 1735 nach Petersburg in das Gymnasium geschickt, um in der Mathematik u. Physik Unterricht zu erhalten u. von da nach 2 Jahren nach Deutschlaud, wo er die Universität Marburg besuchte. Auf der Rückreise fiel er preußischen Werbern in die Hände, entfloh aber glücklich aus Wesel u. kehrte 1741 über Holland nach St. Petersburg zurück, wurde daselbst Adjunkt, dann Direktor des mineralogischen Cabinets, 1746 Professor der Chemie, 1751 Collegienrath, erhielt 1760 die Leitung der Gymnasien u. der Universität u. starb 1765 mit dem Titel u. Range eines kaiserlich-russischen Staatsrathes. L. war ein mit großen Talenten ausgestatteter, kenntnißreicher Mann, der als Dichter u. Prosaist sich auf's Rühmlichste auszeichnete. Seine Oden sind Meisterstücke in ihrer Art; er hat über 20 Davidische Psalmen in höchst gelungenen Versen übersetzt und seine Epigramme verrathen vielen Geist u. sind durch seltene Körnigkeit ausgezeichnet, sowie seine Prosa durch Correktheit u. Wohlklang. Er hat sich um die Reinigung und Verschönerung der russischen Sprache große Verdienste erworben. Er hat Rußland die erste gute Grammatik und Rhetorik gegeben. In Deutschland kennt man vornehmlich seine gründlichen historischen Werke: Alte russische Geschichte von dem Ursprunge der russischen Nation bis auf den Tod des Großfürsten Jaroslaw I., aus dem Russischen, Riga 1768, französisch von Eidons, Paris 1769. Kurzgefaßtes Jahrbuch der russischen Regenten, aus dem Russischen übersetzt durch Peter von Stählin, Kopenhagen u. Leipzig 1765, neue Aufl., Riga 1771. Auch hat man von ihm Werke über Mineralogie, Metallurgik u. Chemie. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften (3. Aufl., Petersburg 1803, 6 Bde.) veranstaltete die dortige Akademie der Wissenschaften und eine Biographie von ihm schrieb Tschitschagoff. Ein Denkmal wurde ihm 1825 im Archangel errichtet.

London, die Hauptstadt des britischen Reichs, die größte und bevölkertste Stadt der Erde und deren erstes Handelsemporium, liegt, von dem Thurme der St. Paulskirche gerechnet, unter 51° 30′ 49″ nördlicher Breite und 2° 26′ 11″ östlicher Länge, auf beiden Seiten der Themse, 13—14 Meilen ober deren Einmündung in die Nordsee, in einer reizenden, mit unzähligen Landhäusern bedeckten, wellenförmigen Ebene, jedoch so, daß der größere Theil auf dem nördlichen, der kleinere auf dem südlichen Flußufer sich befindet. Einen Flächenraum von fast 2 □ Meilen innehabend, beträgt sie in ihrer größten Länge 1½, in der größten Breite fast 1 Meile u. beherbergt in 200 — 230,000 Häusern eine Einwohnerzahl von 2 — 2½ Millionen, unter welchen aber beständig 50,000 sich bloß temporär aufhaltende Fremde gerechnet werden dürfen. Da die Stadt nur nach u. nach, durch allmälige Vergrößerung und Heranziehung der nächsten Dörfer in die Stadtumfassung sich gebildet hat, ihr Horizont, der vielen Fabriken und der Nähe des Meeres wegen, fast beständig in Nebel oder Kohlendampf gehüllt ist, der die belebenden Strahlen der Sonne kaum durchdringen läßt, so kann ihr Panorama nicht durch Lieblichkeit, wohl aber durch die Großartigkeit der Massen, dem Auge des Beschauers imponiren. Die allmälige Vergrößerung der Stadt tritt auch noch in deren Eintheilung, Jurisdiktion und anderen Gebräuchen deutlich hervor. Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt und auch der älteste Theil derselben ist die, auf dem linken, das rechte überhöhenden Ufer, in der Grafschaft

Middlesex, und zwar in dem östlichen Theile L.s sich erhebende City (Stadt), das eigentliche L., welches sich durch vielfache Privilegien vor den andern Stadttheilen auszeichnet. Früher befestigt, hat sich von den alten Werken nur noch das Thor von Temple Bar erhalten, wo die Königin bei gewissen Ceremonien feierlich Einlaß begehrt u. von dem Magistrate der City empfangen wird. An der Spitze desselben steht der, mit einjähriger Amtsdauer gewählte Lord Mayor, dem 2 von den 91 privilegirten Zünften der City gewählte Sheriffs, 25 Aldermen, als eben so viele Verwalter der 25 Stadtbezirke (Wards), u. 236 Rathsherren, welche Würdenträger alle zusammen den Court of common council ausmachen, beigegeben sind. Die City, welche kein Militär in Uniform betreten darf, ist zum Theil enge und winkelig gebaut, hat aber doch auch breitere und regelmäßigere Straßen, und ist in neuerer Zeit ungemein verschönert worden. Sie ist der eigentliche Sitz des L.er Welthandels, weßhalb hier stets ein unaufhörliches Menschengewühl auf- u. abfluthet und die meisten Kaufleute, welche aber gewöhnlich in Westminster oder auf dem Lande wohnen, hier ihre Comptoirs haben. An die eigentliche Stadt schließt sich, westlich von Temple Bar, der Stadttheil Westminster an. Dieser ist Residenz des Herrschers, Sitz der obersten Reichscollegien u. Aufenthalt u. Sammelplatz des höchsten Adels, hat weniger Privilegien, als die City, u. wird von einem High Steward und High Bailiff, die das Capitel von Westminster wählt, verwaltet u. in 16 Viertel eingetheilt. Alles deutet hier auf die Aristokratie seiner Bewohner: schöne breite Straßen mit palastähnlichen Häusern werden bald von den königlichen Schlössern, bald von schön angelegten großen Parks u. niedlichen vergitterten Squares, mit darin aufgestellten Statuen berühmter Männer unterbrochen. An diese beiden Stadttheile schließen sich im Osten, Norden u. Westen weitere Stadttheile an, die, durch die allmälige Erweiterung der Stadt bis zu den umliegenden Ortschaften entstanden, gewöhnlich die Namen eines der letzteren tragen, in 3 Divisionen, u. diese wieder in Kirchspiele eingetheilt werden. Auf der östlichen Seite der City liegt die Division East-End, (Ostende, aus den Kirchspielen: Bethnal Gren, Spitalfields, Hackney, Limehouse, Shadwell Shoreditch, Stepney Stratford, Wapping, Whitechapel gebildet) ein, größtentheils von Seidenwebern, Hafenarbeitern, Zimmerleuten u. anderen Handwerkern bewohnter, enger, winkeliger u. schmutziger Stadttheil. Nördlich der City befindet sich die Division Flinsbury, die aus den Pfarreien Clerkenwell, Finchley, Hornsey, Islington u. Stoke Newington besteht u. von wohlhabenden Gewerbtreibenden oder Beamten, denen das Leben in der eigentlichen Stadt zu theuer u. zu geräuschvoll ist, bewohnt wird, weßhalb sich dorthin die von ihren Ersparnissen lebenden, von den Geschäften sich zurück gezogen habenden Geschäftsleute ziehen. Hier ist der Wohnsitz bürgerlicher Wohlhabenheit. An dieses schließt sich im Westen West-End oder Holborn Division an; ein schöner Stadttheil, mit palastartigen Gebäuden, schön angelegten Gärten u. Parks, den die Kirchspiele St. Giles, Marylebone, Paddington u. Pancras bilden, u. der von der Crême der englischen Aristokratie, der Westminster zu nahe an den Kaufmannsgewölben der City liegt, u. die die freie Luft mit vornehmem Zurückziehen u. Sichabschneidenkönnen verbinden will, auch wohl ihre Familienhôtels hier hat, bevölkert ist. Diese sämmtlichen, bis jetzt genannten Stadttheile liegen auf der Nordseite des Flußes in der Grafschaft Middlesex. Auf der Südseite desselben, welche zur Grafschaft Surrey gehört, erheben sich die unter Jurisdiktion der City stehenden Stadttheile Southwark und Lambeth, welcher letztere die Brixton-Division genannt wird u. aus den Kirchspielen Barnes, Battersea, Bermondsey, Camberwell, Clapham, Mortlake, Putney, Rotherhithe, Torting u. Wandsforth besteht. Beide Stadttheile haben ganz das Ansehen einer regellosen Fabrikstadt, worin die berußten Häuser und Gehöfte in mannigfaltiger Unordnung durch einander liegen und ein, aus unzähligen Feueressen aufsteigender, Kohlendampf stets die Atmosphäre verdichtet und verfinstert; doch findet man auch mehre ordentliche Straßen in denselben. Ihre Bevölkerung

besteht fast durchgängig aus Arbeitern der vielen Fabriken, u. der Abschaum der niedrigsten Gesellschaft L.s hält sich in den Winkeln derselben auf. Die naheliegenden Ortschaften Chelsea, Kensington, Hackney, Stepney, Deptford u. Greenwich, welche fast ganz mit der Metropole zusammenhängen, werden, wohl uneigentlich, im gewöhnlichen Leben noch zu derselben gerechnet. Die Straßen, deren Zahl auf 14 — 15,000 geschätzt wird, sind durchgängig gut gepflastert u. längs der Häuser mit erhöheten Trottoirs für die Fußgänger versehen. Elf Gascompagnien sorgen für die Beleuchtung derselben durch mehr als 100,000 Flammen, welche zu jeder Zeit der Nacht, mag der Mond am Himmel stehen, oder nicht, Tageshelle verbreiten. Eben so großartig sind die Anstalten, die zur Versorgung der Stadt mit Wasser, von dem täglich für die gesammte Bevölkerung mehr als fünf Millionen Cubikfuß erforderlich sind, dienen. Acht hydraulische Compagnieen versorgen bis in die obersten Stockwerke der Häuser hinauf, mittelst 12 großer Dampfmaschinen u. überall verzweigter Wasserleitungen die Einwohner mit diesem unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Die Verbindung der, durch die Themse getrennten, Stadttheile wird durch 6 große Brücken, auf denen bei Tag u. Nacht das Menschengewühl stets wogt, hergestellt; von Westen nach Osten kommen sie in folgender Ordnung: 1) die Vauxhallbrücke, 1816 vollendet, ganz von Gußeisen, 860′ lang; 2) die Westminsterbrücke, 1223′ lang, 44′ breit, mit 14 Pfeilern, 1759 vollendet; 3) die 1817 vollendete Waterloobrücke, die längste und schönste von allen, 1248′ lang, von lauter Granitquadern erbaut; 4) die Blackfriarsbrücke, 955′ lang, 1750 erbaut u. ausgezeichnet durch die Zierlichkeit ihres Bogens; 5) die 1819 vollendete Southwarkbrücke, ebenfalls von Eisen, mit der bis jetzt größten Bogenweite von 240′. Endlich 6) die neue L.-Brücke. Außer diesen sechs Brücken dient noch an einer Stelle des Flußes, wo der L.er-Hafen sich befindet, und also der Bau einer Brücke unmöglich ist, zwischen Rother Hithe und Wapping, im Osten der Stadt, der von dem Ingenieur Brunel (s. d.) ausgeführte, erst kurz vollendete, in zwei 13′ breite und 15′ hohe, erleuchtete, gewölbte Gallerieen getheilte Tunnel, der 34′ unter dem Flußbette durchführt, und 3300′ lang ist — eines der neueren Weltwunder — zur Verbindung der beiden Stadttheile. Eine Meile von der L.-Brücke, bis zu welcher die Meeresfluth steigt, u. bis wohin die größten Seeschiffe gelangen können, erhebt sich der L.er Hafen, welchen Jahr aus Jahr ein ein Wald von Masten bedeckt und in welchen jährlich, außer unzähligen Dampfschiffen, 10,000 große Seeschiffe und 6000 Küstenfahrzeuge einlaufen u. den Kaufleuten der City die Reichthümer des ganzen bekannten Erdkreises zuführen. Die Flußufer sind mit Waarenlagern, Baracken, Krahnen u. Kaien ganz eingefaßt u. an denselben liegen die fünf berühmten L.er Docks (s. d.). Unter den mehr als hundert öffentlichen Plätzen L.s verdienen besonders erwähnt zu werden: 1) in der City; der große und kleine Towerplatz, auf welch letzterem die 202′ hohe Säule, die unter dem Namen des Monuments von L. bekannt ist u. zum Andenken an die große Feuersbrunst von 1666 dient, steht; ferner der Lower, Moorfields, der Kornmarkt Merklan, der Viehmarkt Smiethfiels, der größte Viehmarkt der Erde, auf dem jährlich gegen 1½ Millionen Hammel u. Lämmer, 200,000 Ochsen u. Kälber, über 200,000 Schweine und 60,000 Milchschweine verkauft werden; der Gemüse- und Obstmarkt Fleetmarket, und der Fischmarkt Billingsgate. 2) In Westminster: Conventgarden, der ganz von Granit erbaut ist, Portland, Hannover, Charing-Cooß, mit der Reiterstatue des 1649 enthaupteten Königs Karl I., u. das große Lincolns Inn Field. 3) In Southwark: Georgesfield, mit einem prächtigen Obelisk u. dem Kohlenmarkte, auf dem jährlich über 50 Millionen Centner Kohlen verkauft werden. Die Straßen L.s sind meistentheils eng; doch gibt es, besonders in den neueren Stadttheilen, auch deren sehr prächtige und wir führen die hauptsächlichsten hier an: In der City sind die lebhaften Straßen Chnapside u. Lombard, der Sitz der Geldwechsler u. Juwelieree, die breite Bishopsgate u. Fleetstreet. In Westminster, wo die breitesten u. schönsten Straßen sich befinden, der Strand mit dem herrlichen Nort-

humberlandpalaste, Piccadilly mit dem reich ausgestatteten, 600' langen, von oben durch Glasfenster erhellten Bazar, Oxfordstreet, Pall-Mall, das Rendevouz der eleganten Welt, New-L. u. Regentstreet zu bemerken. 3) In Southwark findet man, trotz dem, daß fast der ganze Stadttheil eng u. winkelig gebaut ist, doch einige hübsche Strassen, wie die Blackmorn, George u. Surreystreet. Eine Hauptannehmlichkeit L.s ist, daß sich fast mitten in der Stadt große Parks befinden, die den Einwohnern zu Spaziergängen dienen, u. fast überall größere oder kleinere Squares, das heißt umgitterte Rasenplätze, gewöhnlich mit darin aufgestellten Statuen berühmter Männer, u. zu welchen die benachbarten Einwohner Zutritt haben, die Einförmigkeit der Häusermassen unterbrechen. Von den Parks, die sämmtliche in Westminster liegen, führen wir den St. James-, Green-, Hyde- u. Regentspark an. Die vorzüglichsten Squares sind: der 5 Acker haltende Grosvenorsquare mit der Statue Georgs III., Cavendishsquare mit der Bildsäule des Herzogs Wilhelm von Cumberland; Berkeley; Leicester, Montagusquare u. s. w. — L. besitzt fast 500 Kirchen und Bethäuser aller möglichen Confessionen; 15 davon gehören der katholischen Kirche an; wenige zeichnen sich jedoch durch architektonische Schönheit aus. Die bedeutendsten sind: die Kathedrale von St. Paul, welche 500' lang, im Innern schmucklos, aber außen mit prächtigen Säulenportalen geziert, worunter sich das westliche, mit 12 korinthischen Säulen und 23 Marmorstufen geschmückte Portal auszeichnet, hauptsächlich durch ihre 340' hohe u. 140' weite Kuppel imponirt. Sie wurde nach Chr. Wrens Plane in einem Zeitraume von 35 Jahren u. mit einem Aufwande von 736,742 Pfund Sterling erbaut. 33 Monumente, worunter die Nelsons, Johnsons, More's, Collingwoods, Howards u. des Erbauers sowie viele erbeutete Fahnen schmücken sie. Ferner die Westminsterabtei (s. d.), die Stiftskirche St. Peter, die schöne Martinskirche, die nach dem Muster des Minerventempels zu Athen gebaute Pankratiuskirche, die kleine St. Stephanskirche, das Meisterwerk Wrens, die Annenkirche, die Georgskirche mit herrlichem Porticus u. die Margarethenkirche mit vorzüglicher Glasmalerei. Unter anderen öffentlichen Gebäuden fesseln zuerst die königlichen Paläste die Aufmerksamkeit. Der Palast von St. James liegt am nördlichen Ende des gleichnamigen Parks, der, 1532 in geschmacklosem Style, unansehnlich u. nur aus Backsteinen erbaut, seit 1695 zur Residenz der Könige erhoben wurde, von großem Umfange ist u. sich im Innern durch brillante Einrichtung der Gemächer auszeichnet; ferner das im St. James-Parke gelegene Buckinghamhouse, der Lieblingsaufenthalt der jetzigen Königin, das zwar prächtig, aber geschmacklos, von ihr mit bedeutenden Kosten ausgebaut wird; endlich noch Withehall, die alte Residenz der Könige, vor welchem Karl I. den Tod durch das Henkerbeil starb. Die Häuser sind gewöhnlich unansehnlich aus Backsteinen erbaut, und nur in den besseren Stadttheilen mit einem Kalküberwurfe überzogen. Es gibt jedoch auch manche öffentliche Gebäude, welche durch imposantes Aeußeres hervorstechen. Hieher gehören zuerst, außer vielen andern, die drei großen Theater: das Queens oder italienische Theater, das 2400 Zuschauer faßt; Drurylane, welches Raum für 3600 Menschen hat, u. Conventgarden, die Hauptbühnen des englischen Schauspiels. Ferner die Ueberreste des abgebrannten Tower (s. d.), der alten Citadelle L.s, die 1838 prächtig wieder aufgebaute Börse mit dem in der ganzen Welt berühmten Lloyd (s. d.), die Münze, das neue Posthaus, das hart am Wasser liegende Zollhaus, die erst kurz (1847) vollendeten, auf einer Terrasse an der Themse liegenden prachtvollen Parlamentsgebäude, das Staatsschatzgebäude, Mansionhouse, die Amtswohnung des Lordmayor, Guildhall, das Rathhaus der City, mit dem großen Rolandssaale, der zu öffentlichen Festlichkeiten bestimmt ist; Lambethhouse, der Palast des Erzbischofs von Canterbury, Somersethouse, Eastindiahouse, das Sitzungslokal der Direktoren nnd Mitglieder der ostindischen Compagnie, mit kostbaren indischen Kunstwerken u. einer orientalischen Bibliothek; die Handlungshalle, das Trinitycollege, Carltonhouse, der Admiralitätspalast, die Gardekasernen, das britische Museum, das Universitätsgebäude, Vauxhall, Ranelagh u. das Colosseum, alle

drei Vergnügungsörter, und das im römischen Style gebaute Pantheon zur Aufstellung von Kunstwerken u. Panoramen. Von Privathäusern sind die schönsten: das mit einem Aufwande von 200,000 Pfunden gebaute Aspleyhouse, die Wohnung des Herzogs von Wellington, die Paläste der Herzoge von Northhumberland, Marlborough, Bedford, des Marquis von Stafford, der Lords Landsdown, Spencer und Grosvenor. Auch unter der großen Zahl anderer, zu Schulen, Gefängnissen, Hospitälern 2c. bestimmten Gebäude zeichnen sich viele durch ihre Architektur aus. — An milden Stiftungen ist L., bei dem großen Mildthätigkeitssinne seiner Bewohner, sehr reich u. zählt deren gegen 2000, mit einem jährlichen Einkommen von über einer Million Pfund, durch welche mehr denn 100,000 Personen jedes Jahr unterstützt werden. Außer den Marine- u. Militärhospitälern gibt es 216 andere, von denen wir das, erst vor kurzer Zeit gegründete, deutsche Spital und das große Christushospital, welches jährlich 1200 Kinder erzieht, hervorheben; ferner 107 Almosenhäuser, in welchen Dürftige unentgeldlich übernachten können; 30 Häuser, wo Arzeneien unentgeldlich verabreicht werden; das große Findelhaus, die berühmten Irrenheilanstalten Bedlam u. St. Lukas. Noch zahlreicher sind die philantropischen Gesellschaften, z. B. zur Unterdrückung der Bettelei, zur Erziehung verwahrloster Kinder, zur Befreiung Bedürftiger von kleinen Schulen u. s. w. Die Zahl der wissenschaftlichen und Unterrichtsinstitute ist sehr bedeutend, und in manchem Zweige sind sie die anerkannt besten in ganz Europa. Nach dem Picture of L. zählt man, mit Einschluß von 237 Freischulen, nicht weniger als 4050 Seminarien u. Unterrichtsinstitute, u. außerdem mehre Gesellschaften, die Belehrung zum Zwecke haben. Die vorzüglichsten sind: die L.-Universität, die 1828 von reichen Privaten gegründet u. auf deutsche Weise eingerichtet wurde. Sie hat den Zweck, die Uebelstände, welche mit dem Besuche der Landesuniversitäten zu Oxford und Cambridge verbunden sind, zu vermeiden, weßhalb theologische Vorlesungen ganz ausgeschlossen sind. Sie wurde später unter den Schutz des Königs gestellt und zur öffentlichen Corporation erhoben. Das von der Gegenpartei gegründete Königscollegium ist vorzugsweise zum Studium der anglikanischen Theologie bestimmt und nimmt nur hochkirchliche Studenten an. Das Grahham-Collegium lehrt alle Zweige classischer Bildung. In sechzehn Rechtsschulen werden die Candidaten in die Rechtspraxis eingeleitet; für das Studium der Mediziner finden fast an sämmtlichen Spitälern Vorlesungen statt. Für Ausbildung von Lehrern sorgen sechszehn Seminarien; für das Studium der Militärwissenschaften sind die königlichen Institute zu Blackwater, Chelsea, Greenwich und Sandhorst vorhanden. Die Beamten der ostindischen Compagnie werden in dem orientalischen Collegium gebildet. Unter den niederen philologischen Lehranstalten sind die Charterhouse, Westminster, Merchant Taylor's und St. Paul's Schule die berühmtesten. Für Ausbreitung der Natur- und technischen Wissenschaften sorgen eine Menge von wissenschaftlichen Gesellschaften gestifteter Anstalten, wie die London-Institution, das königliche Institut von Großbritanien, die mechanische Lehranstalt. An Privatschulen für den Elementarunterricht (Kostschulen) gibt es eine ungeheuere Zahl; doch entsprechen sie dem Bedürfnisse noch immer nicht, und viele Bewohner L.s können nicht lesen. Die berühmteste derartiger Lehranstalten ist die Christschule, in der jährlich 600 Knaben unterhalten, gekleidet und mit den, zum Handwerkerstande nöthigen, Kentnissen ausgerüstet werden. An Gelehrten, Gesellschaften, die auch viel wahrhaft Nützliches leisten, ist L. die reichste Stadt der Erde; die königliche Gesellschaft der Wissenschaften ist eine der ältesten und bedeutendsten derartiger Anstalten in Europa; die Malerakademie, die Linné'sche Gesellschaft mit einem der reichsten Herbarien und einer auserwählten Bibliothek; die zoologische Gesellschaft, welche eine reiche Menagerie seltener Thiere unterhält; die über 5000 Mitglieder zählende Gesellschaft zur Hebung der Künste, Manufakturen u. des Handels; die geographische, die Gartenbau-, die geologische u. astronomische Gesellschaft, sämmtliche mit reichen Bibliotheken, Modellen u. Instrumenten u. s. w.

ausgestattet; das Athenäum, ein Verein der ausgezeichnetsten Gelehrten Englands, mit einer vorzüglichen Bibliothek in einem prächtigen Lokale, welches zugleich Clubbhaus der Gesellschaft ist. Nicht minder wichtig sind die Gesellschaften, welche fromme Zwecke sich als Ziel vorgesetzt haben. Außer den schon erwähnten Spitälern und Armenschulen gibt es eine Bibelgesellschaft, die, 1801 gestiftet, 800 Hülfsgesellschaften auf allen Theilen des Erdballs zählt, eine Einnahme von 600,000 Thalern besitzt u. bereits 4 Millionen Bibeln, in 140 Sprachen übersetzt, verbreitet hat. Eben so rührig sind die vielen Missionsvereine; die asiatische Gesellschaft, die die Erforschung und Aufklärung Asiens fördert und zu diesem Zwecke eine Zeitschrift herausgibt; die afrikanische Gesellschaft zur Erforschung Afrika's u. zur Bildung der Neger. Außerdem besitzt L. noch viele öffentliche Museen, 18 öffentliche Bibliotheken und Sammlungen, unter denen das brittische Museum, eine meist durch Vermächtnisse entstandene Anstalt, welche die werthvollsten Sammlungen von Büchern, Handschriften, Gemälden, Medaillen, alten Sculpturarbeiten und naturhistorischen Gegenständen, die Nationalgemäldegalerie, das indische, ägyptische, L.er und Hunter'sche Museum &c. die wichtigsten sind. Der Handel L.s ist größer, als der von ganz Frankreich und Rußland und begreift $\frac{2}{3}$ des ganzen englischen Handels. Die Ausfuhr beträgt jährlich über 60 Millionen Pfund, und das Handelskapital seiner Handlungshäuser ungefähr 260 Millionen Pfund. Für Belebung des äußeren Verkehrs sorgen eine Unzahl von Dampfschiffen, Eisenbahnen, Booten und Lastwagen, und zur Erleichterung des inneren bestehen: die Bank von England und gegen 80 Privatbanken, außer der großen Börse die Stock- und Kornbörse, die Verkaufshalle und eine Menge Handelsgesellschaften, wovon die größte die ostindische Compagnie (s. d.) ist. Der Buchhandel, der auch mit Deutschland in lebhafter Verbindung steht, wird von 1000 Buchhandlungen und 500 Druckereien besorgt. Hauptmanufakturen der Stadt sind Seidenwaaren, welche besonders zu Spitalfields gegen 7000 Webstühle beschäftigen. — Die Sicherheitspolizei wird, im Gegensatze vom übrigen England, von einem besoldeten Constablercorps zu Fuße u. zu Pferde, sowie von Nachtwächtern auf ausgezeichnete Weise besorgt. Die Garnison ist höchst unbedeutend; nur die Garden befinden sich zu L. Gefängnisse sind: die Kingsbench für zahlungsunfähige Schuldner, Newgat für Criminalverbrecher. Der Tower war früher Staatsgefängniß. Eine eigenthümliche Einrichtung L.s, die jetzt auch auf dem Continente ihre Nachahmung findet, sind die Clubbhäuser, die größtentheils luxuriös eingerichtet sind, und in welchen sich die gebildeteren Gesellschaften zusammen finden. An Gasthäusern von der höchsten Eleganz bis zum Mangel an den nothwendigsten Einrichtungen, an Kaffeehäusern und sonstigen Vergnügungsörtern ist kein Mangel. — Der Name L. soll aus Lun (Wald) u. Den (Stadt) entstanden seyn. Als die Römer England eroberten, wurde sie unter dem Namen Augusta Trinobantum Hauptstadt einer römischen Provinz. 61 nach Christo wird sie zum erstenmale in der Geschichte erwähnt. Konstantin umgab die Stadt mit Mauern, und mit der Einführung des Christenthums wurde sie Sitz eines Bischofs. Eine Zeit lange, während der Heptarchie, Residenz der Könige von Esser, wurde sie durch Alfred den Großen, der sie mit großen Freiheiten beschenkte und als Königswohnung den Tower bauen ließ, zur Hauptstadt des ganzen Landes erhoben. 1067 unter König Heinrich I. bildete sich ihre städtische Verfassung aus. Im 12. Jahrhunderte wurde Westminster, unter Edward III. 1327 Southwark mit ihr vereinigt, und 1348 war sie schon so bevölkert, daß die Pest 50,000 Menschen hinwegraffen konnte. Von der sogenannten Reformation an war sie schon in unaufhörlichem Aufblühen begriffen; Fabriken, Schifffahrt und Handel hoben sich stets höher, und unter Elisabeth konnte sie gegen die spanische Armada schon 20,000 Mann und 38 Schiffe stellen. In den Bürgerkriegen unter Karl I. wurde die Stadt mit Festungswerken umgeben, zu dessen Andenken ein Denkmal errichtet ist; den 2. September 1666 verlor sie durch einen Brand 13,200 Häuser; 1738 aber

zählte sie schon 95,986 Häuser, und seitdem hat ihre Zahl bis auf 230,000 zugenommen, die sich voraussichtlich, da die Stadt derzeit stärker, als je, im Wachsthume begriffen ist, noch steigern wird. Wann diese Ansammlung von Menschen enden wird, ist nicht zu ergründen, vermuthlich erst mit der Abnahme des Flores Großbritaniens. Ow.

Londonderry, Henry Robert Stewart, s. Castlereagh.

Longchamps, ein ehemaliges, von der heiligen Isabella, Schwester Ludwigs des Heiligen (s. d.) gestiftetes, in der Revolution aufgehobenes Frauenkloster, am rechten Seineufer, westlich von Paris, bei dem Boulogner Holze (s. d.), jetzt ein beliebter Vergnügungsort der Pariser. Bekannt sind die, alljährlich in der Charwoche während dreier Tage von den elysäischen Feldern zu Paris hieher stattfindenden Promenaden zu Wagen, wobei von der Pariser eleganten Welt die Mode für den bevorstehenden Sommer zur Schau getragen wird.

Longhi, 1) Pietro, ein Maler, geboren zu Venedig 1702, erfand durch seine seltenen u. witzigen Einfälle eine ganz neue u. ihm eigene Manier, in kleinen Figuren allerhand Gesellschaften, Spiele, Maskeraden 2c. mit so guter Färbung u. Natürlichkeit vorzustellen, daß man sogleich die Person u. die Orte, die er in seinen Gemälden anbrachte, erkennen konnte. Seine Werke waren deßwegen sehr beliebt u. zu hohem Preise verkauft. Er starb nach 1763. — 2) Giuseppe, namhafter Kupferstecher, geboren 1766 zu Monza, gestorben 1831 zu Mailand, nachdem er als Professor an der Brera eine zahlreiche Schule gebildet hatte. Man hat von ihm über 60 meisterhafte Platten. Seine „Kunst in Kupfer zu stechen" erschien deutsch: 2 Bde., Hildburghausen 1837.

Longinos, Dionysius Cassius, ein platonischer Philosoph u. Rhetor, vielleicht aus Athen, von dessen Lebensumständen wenig weiter bekannt ist, als daß er Lehrer u. Rathgeber der Königin Zenobia von Palmyra war und von Kaiser Aurelian, 273 nach Christo, zum Tode verurtheilt wurde. Von seinen vielen, größentheils ganz verlorenen, zum Theile aber noch in einzelnen Bruchstücken übrig gebliebenen Schriften ist die sehr schätzbare Abhandlung *Περὶ ὕψους* (vom Erhabenen), obgleich nicht ohne Lücken, auf uns gekommen, die der Einsicht u. dem feinen kritischen Gefühle ihres Verfassers so viele Ehre macht u. die Natur des Erhabenen in Gedanken u. Schreibart, durch Regeln u. Beispiele trefflich erläutert. — Ausgaben: die erste von F. Robortellus, Basel 1554; von J. Follius, Utrecht 1694; von Pearce (neue Textrecension mit genauer Angabe der Varianten), London 1724, und die von Morus, Leipzig 1769, mit Nachtrag seiner kritischen Bemerkungen, ebend. 1773. Eine neuere von Toup u. Ruhnken, Oxford 1778, auch 1806. Die neueste ist von Weiske, Leipzig 1809. Boileau's französische Uebersetzung u. dessen Betrachtungen über den L. findet man in seinen Werken. Eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen lieferte Schlosser, Leipzig 1781.

Longobarden oder Langobarden (man glaubt von einer Waffe: Barde, Hellebarde, also genannt), kamen unter dem Namen Winiler (Wandernde) aus Skandinavien nach Germanien u. ließen im Westen der Elbe sich nieder. Die L. gehörten dem Bunde der Sueven an u. machten einen Theil vom Reiche des Marbod aus. Später zogen sie in das Land der Rugier an der Donau; darauf vernichteten sie das Reich der Heruler (in Mähren) um 500 n. Chr. König Audoin (wir übergehen die früheren, weniger beglaubigten von Angelmund an) führte die L. nach Pannonien, welches Kaiser Justinian I. ihnen einräumte, 527. Hier kämpften sie glücklich mit den Gepiden, ihren Nachbarn, bis endlich Alboin (oder Alwin), der Sohn Audoins, 566 sie völlig überwand, ihrem Reiche ein Ende machte u. durch deren Reste sein Volk verstärkte. Er überließ nun Pannonien den Avaren u. führte seine L. (nebst 20,000 Sachsen) nach Italien, 568. Zu Forum Julium (in Friaul) gründete er ein Herzogthum, welches er seinem Neffen Gisulf anvertraute. Hierauf eroberte er die Landschaften Ober-Italiens; Mailand eröffnete nach kurzer Belagerung ihm die

Thore und er wurde hier zum Könige von Italien ausgerufen (570). Während ein Theil seines Heeres Pavia belagerte, setzte er seine Eroberungen bis nach Tuscien (Toscana) fort, und nachdem endlich nach 3 Jahren auch Pavia durch Hunger bezwungen war, welches der Sitz der neuen Herrschaft wurde (573), war das Reich der L. gegründet; solches umfaßte ganz Ober- u. Mittelitalien, in Herzogthümer, Ducati, getheilt, die, nebst Unteritalien, den griechischen Kaisern noch gehorchten. Alboin wurde 574, auf Veranstaltung seiner eigenen Gemahlin Rosamunde, ermordet, welche an ihm, wegen Tödtung ihres Vaters, des Gepidenkönigs Kunimund, sich rächen wollte. Die L. wählten nun Kleph zum Könige, der aber bald, wie jener, ein Opfer der Privatrache wurde (575). Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Autharich führten 35 Herzoge, unter denen die von Friaul u. von Spoleto die berühmtesten waren, die Verwaltung des Reiches (575—585). Solches wurde durch dreimalige Einbrüche der, von den Griechen gerufenen, Franken sehr gefährdet; aber Autharich, den die Großen in dieser Noth der Vormundschaft entließen (585), besiegte die Franken wiederholt und rettete so das Reich, ja, er vergrößerte selbiges sogar durch die Stiftung des Herzogthums Benevento in Unter-Italien (590). Seine Wittwe, die Königin Theodolinde, Tochter Garibalds, des Herzogs der Bojoarier, wählte Agilulf, den Herzog von Turin, zu ihrem Gemahle u. so zum Könige u. bewog ihn, den katholischen Glauben anzunehmen. Diesem Beispiele folgten viele L. — denn diese Nation hing früher dem Arianismus an und suchte diesen in Italien herrschend zu machen. Die fromme Theodolinde leitete nach dem Tode ihres Gemahls (615) die Regierung für ihren Sohn Adelwald, bis dieser in Wahnsinn fiel, worauf dann Ariwald zum Könige erkoren wurde (625), der Gundeberg, die Tochter Theodolindens, zur Gemahlin hatte und, obwohl Arianer, durch Milde und Mäßigung die Religionsparteien zu vereinigen wußte. Gundeberg wählte nach seinem Tode den Rotharis zum Gemahle u. Könige (628); dieser beschränkte zwar durch seine Kriegsthaten die Griechen und machte sich durch Abfassung eines Gesetzbuches (643 berühmt; aber gegen seine edle Gemahlin verletzte er die Pflichten der Dankbarkeit u. Treue nur zu sehr. Rodwald, sein Sohn (653), wurde bald das Opfer seiner eigenen Geilheit. Nun wurde Aribert I., ein Bojoarier, der Neffe Theodolindens, zum Könige erwählt (656). Er regierte gut u. löblich, theilte aber das Reich unter seine beiden Söhne (661). Gundebert der Aeltere, der seinen Sitz zu Pavia hatte, suchte den Bruder zu stürzen, ward aber von Grimoald, Herzog von Benevent, getödtet, worauf Bertharid, des obigen Bruder, von Mailand entfloh. Grimoald, nun König (763), herrschte weise u. kräftig, verbesserte die Gesetze u. erweiterte die Eroberungen gegen die Griechen. Garibald sein Sohn (672) mußte dem erwähnten Bertharid weichen (673), der nun seiner Tugenden wegen mit allgemeinem Beifalle regierte. Auch sein Sohn Kunibert waltete (690) löblich, doch nicht unangefochten, besiegte aber endlich seinen gefährlichen Gegner Alachis, Herzog von Trident, völlig († 708). Reginbert, Herzog von Turin, u. dessen Sohn Aribert II. verdrängten u. tödteten darauf den Luitbert, Sohn Kuniberts, (703) u. Aribert II. behauptete nach des Vaters Tode den blutigen Thron. Endlich erschien Ansbrand, der Vormund des Luitbert, der neun Jahre lange in Bojoarien gelebt hatte u. besiegte den Thronräuber, der auf der Flucht im Tessino ertrank (712). Der weise Ansbrand hinterließ schon nach 3 Monaten das Reich seinem kraftvollen Sohne Luitbrand. Dieser stellte Ruhe und Ordnung in seinem Staate her, besiegte die äußeren u. inneren Feinde u. war nahe daran, ganz Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Hildebrand, sein Enkel, regierte nur wenige Monate (743). Ihm folgte Rachis, Herzog von Friaul (744), der als Fürst des Friedens u. Beschützer der Kirche sich allgemeine Achtung erwarb und endlich den Thron mit dem Kloster vertauschte (750). Aistolf, sein ehrgeiziger Bruder, führte bald die Plane seiner Vorgänger aus: er bemächtigte sich des Exarchats von Ravenna u. machte so der Herrschaft der griechischen Kaiser in

Ober- u. Mittel-Italien ein Ende. Hierauf bedrängte er auch das Gebiet der Stadt Rom; da flehte Papst Stephan III. (II.) die Hülfe des Frankenkönigs persönlich an. Pipin zog zweimal über die Alpen u. nöthigte den L.-König zur Herausgabe des Exarchats, welches jener der römischen Kirche schenkte. Aistolf starb bald darauf (756). Nun brachte Desiderius, früher Herzog von Tuscien, das L.-Reich an sich mit Hülfe des Papstes. Doch in der Folge brach Desiderius, undankbar u. unklug, mit Rom, indem er Antheil an den Ränken u. Umtrieben gegen Papst Stephan IV. (III.) nahm u. solche noch mehren half, wogegen der Papst mit den Königen der Franken in Verbindung trat (768 u. f.). Papst Hadrian I., von Desiderius mit Krieg überzogen, bat nun Karl d. Gr. König der Franken, um Schutz (773). Da drang Karl d. Gr. mit einem Heere über die Alpen u. belagerte Desiderius in Pavia. Dieser mußte nach 6 Monaten (774) sich ergeben u. wurde in das Kloster Korvey geschickt, wo er starb. Adalgis, sein Sohn u. Mitregent (759), war nach Konstantinopel geflohen und kam 789 mit griechischen Söldnern zurück; er wurde aber völlig besiegt. Indessen war es Karl d. Gr. auch gelungen, die Herzogthümer Friaul, Spoleto u. Benevento (die beiden ersten auf immer) zu unterwerfen (776 u. 787). Schon 781 ließ er seinen Sohn Pipin zum Könige von Italien (der Lombardei) salben. Die weitere Geschichte s. u. Italien. Bzz.

Longomontan, Christian, Astronom, geboren 1562 zu Langsberg in Jütland, Sohn eines armen Arbeiters, verbrachte seine erste Jugendzeit in so großer Dürftigkeit, daß er genöthigt war, Nachts zu arbeiten, um bei Tage dem Unterrichte beiwohnen zu können; er besuchte Anfangs die Pfarrschule seines Geburtsortes, dann das Gymnasium in Wiborg u. endlich die Universität Kopenhagen; von da begab er sich zu Tycho de Brahe, bei dem er acht Jahre als Gehülfe und Schüler zubrachte; 1605 wurde er Professor der Mathematik an der Universität und blieb es bis zu seinem Lebensende den 8. Oct. 1647. — L. hat sich in der Astronomie bekannt gemacht durch seine Bemühungen, die Systeme des Kopernikus u. des Tycho de Brahe zu vereinigen; auch behauptete er, die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben. — Er schrieb mehre Werke, von denen die wichtigeren: „Cyclometria vera," Kopenhagen 1612 u. „Astronomia Danica," Kopenhagen 1622, wiederholte Auflagen erlebten. E. Buchner.

Longueville, s. Dunois u. Longueville.

Longus, ein griechischer Sophist im 4. oder 5. Jahrhunderte n. Chr., unstreitig der beste Erotiker der Griechen, dessen vier Bücher von der Hirtenliebe des Daphnis und der Chloe correct und anziehend geschrieben sind, einige zu witzige u. andere allzu freie Stellen ausgenommen. Ausgaben: von Mitscherlich im 2. Bande seiner Sammlung; von Koray, Paris 1802. Handausgabe von Schäfer, Leipzig 1803. Die vollständigste und beste Ausgabe ist von Courier und Sinner, Paris 1829. Die besten deutschen Uebersetzungen sind: von Fr. Passow, zugleich mit dem griechischen Texte, Leipzig 1811 und von Fr. Jacobs, Stuttgart 1832.

Longwood, ein Hof auf der Insel St. Helena (s. d.), auf einer 1600' hohen Hochebene, einst der Aufenthalt Napoleons. Das Gebäude, welches der Held seines Jahrhunderts bewohnte, soll, nach den neuesten Zeitungsnachrichten, jetzt zu einer Scheune und zu einem Viehstalle dienen!

Loos, 1) Daniel Friedrich, geboren zu Altenburg 1735, erhielt seine künstlerische Bildung vorzüglich von dem Wappenschneider Stieler in Altenburg und begab sich 1753 nach Leipzig, wo er bald eine Anstellung an der dortigen kurfürstlichen Münze erhielt. Als diese zu Anfang des 7jährigen Krieges einging, kam er als Stempelschneider an die Münze nach Magdeburg, wo er auch für die Mechanik der Prägekunst zweckmäßige Verbesserungen und namentlich die Methode des Einsenkens in Deutschland zuerst einführte. Bei Aufhebung der Magdeburger Münzstätte Anfangs mit geringem Gehalte nach Berlin versetzt, ward er bald Hofmedailleur u. lieferte Stempel von ausgezeichneten Kunstwerthe.

Er starb zu Berlin 1819. — 2) Gottfried Bernhard, Sohn des Vorigen, bildete sich unter der Leitung seines Vaters, war von 1806—1812 königlicher Münzmeister und starb 1843 als General-Wardein u. Münzrath. Ein vollendeter Meister, hat er das Verdienst, viele ausgezeichnete Künstler gebildet zu haben. Seine Medaillen auf die denkwürdigsten Männer u. Begebenheiten der Zeit wetteifern mit den gelungensten des Auslandes. Er schrieb: „Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens" (1821); „Die Kunst falsche Münzen zu erkennen" (1828). Die schon von seinem Vater begründete Medaillenmünze steht jetzt unter der trefflichen Leitung des Geheimen Registrators A. L. und hat in den neuesten Erzeugnissen durch geniale künstlerische Auffassung u. gelungene technische Bearbeitung ihren alten ehrenvollen Ruf zu bewahren u. zu mehren gesucht.

Lootsen oder **Piloten** sind **Steuermänner**, welche in Häfen oder anderen Seeplätzen dazu angestellt sind, um ankommende fremde Schiffe durch die Untiefen u. Klippen, welche sich im oder vor dem Eingange des Hafens, in der Mündung eines Flusses, oder sonst in einem Fahrwasser befinden, zu steuern, auch wohl, um gestrandete oder gescheiterte Schiffe aufzusuchen und die noch darauf befindlichen Menschen zu retten. Sie bedienen sich zu letzterem Zwecke gewöhnlich eigener kleiner Ruderfahrzeuge: L.boote oder Rettungsboote, welche, selbst wenn sie ganz voll Wasser laufen, mit einer bedeutenden Ladung nicht untersinken. Die L. müssen erfahrene u. entschlossene Leute seyn, welche die Gewässer, die sie befahren, ganz genau kennen. In der Regel sind sie von der Regierung angestellt u. stehen unter einem L.-Commandeur, der sie prüfen und darauf sehen muß, daß jeder von ihnen seine Schuldigkeit thut. Sie befinden sich an allen Stellen, die es nöthig machen u. sich dazu eignen, und sobald ein Schiff ankommt, oder wenn es durch Aufhissen einer eigenen kleinen Flagge, der L.flagge, einen L. verlangt, begibt sich einer von ihnen in einem Boote an dessen Bord, wo er sogleich den Platz u. die Functionen des Steuermannes übernimmt u. die ganze Schiffsmannschaft, so lange er an Bord ist, seinen Anordnungen pünktlich gehorchen muß. Die Schiffe haben dafür gewisse festgesetzte Gebühren, das L.geld, zu entrichten. Ein Schiff einlootsen heißt, es in einen Hafen ꝛc. hinein; es auslootsen, es hinaus in die See steuern. L.fahrwasser nennt man eine solche Meeresstrecke, welche ein Unkundiger ohne Gefahr nicht befahren kann, sondern sich dazu eines L. bedienen muß.

Looz u. Corswaren, ein altes, von den Grafen von Hennegau abstammendes, gräfliches, dann fürstliches, später herzogliches Geschlecht, das seinen Namen von dem Schlosse L. erhielt u. dessen Stammvater Ragier schon 944 in einer Urkunde des Kaisers Otto erwähnt wird. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts gründeten die 7 Söhne des Grafen Arnold von L. 7 besondere Linien, von denen die Linie L. schon 1161 erlosch und deren Güter von dem Hochstifte Lüttich als heimgefallenes Lehen eingezogen wurden. Jetzt blüht von allen nur noch die einzige Linie Corswaren in ihrem jüngsten Zweige, deren Haupt Herzog Franz Wilhelm ist, geboren 1804, der seinem Vater, Herzog Karl, 1822 folgte. — Zu der Grafschaft L. gehörten alle Vorrechte der unmittelbaren Reichsstaaten, u. die Herren derselben, als Reichsfürsten von den deutschen Kaisern u. besonders von Friedrich II. 1241 anerkannt, hatten Sitz und Stimme auf den deutschen Reichstagen. Herzog Wilhelm Joseph erhielt 1803 durch den Regensburger Vertrag eine Virilstimme. Doch wurden 1816 die Besitzungen mediatisirt und der Herzog erhielt durch den Wiener Congreß die Souveränetät nicht wieder. Hauptbesitzungen, in Preußen u. Hannover: das Fürstenthum Rheina-Wolbeck, mit 21,000 Einwohnern, sind jetzt dem neuen fürstlichen Hause Rheina-Wolbeck zugesprochen; die Ausübung der Gerichtsbarkeit und der sonstigen standesherrlichen Verwaltungsrechte in dem hannöver'schen Kreis Emsbühren wurde 1826 an Hannover abgetreten.

Lope de Vega, s. Vega.

Lopez (Don Joaquin Maria), geboren 1798 zu Villena in Alicante, war eine Zeit lange Professor der Rechte auf der Universität zu Orihuela, später Advokat in Madrid, mußte aber 1823 als Anhänger der Constitution auswandern u. lebte zu Montpellier in dürftigen Umständen bis 1825, wo er die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt u. nach einander zu Villena, Valencia u. Alicante lebte. Letztere Provinz wählte ihn 1834, bei der Einberufung des Cortes, zum Prokurator. L., ein Redner, vom ausgezeichneten Talente, stellte sich auf die Seite der äußersten Linken und stimmte zu terroristischen Maßregeln. 1836 erhielt er unter Calatrava das Ministerium des Innern, predigte auch hier die Revolution, trat 1837 aus und als Deputirter aufs Neue in die Reihen der Opposition, sprach für unbeschränkte Religionsfreiheit, vertheidigte das Repressaliensystem u. klagte 1839 Martinez de la Rosa als Hochverräther an. 1841 stand er für die Provinz Madrid abermals auf Seiten der Opposition u. bildete 1842 ein Ministerium, das aber der Regent Espartero schon nach einigen Wochen wieder entließ. Im folgenden Jahre geschah die ganze Erhebung Spaniens gegen Espatero unter L. Namen; doch trat er erst 1843, nach der Vertreibung des Regenten, an die Spitze des Cabinets, mußte aber schon nach einem Jahre Narvaez das Feld räumen.

Lorbeer (Laurus nobilis L.), ein Baum von ungefähr 30 Fuß Höhe, als Strauch nur halb so hoch, der in Südeuropa, Asien u. Nordafrika wächst. . Die Blätter desselben, die L.blätter (folia lauri), sind lederartig, aderig, spitzig, ganzrandig, kahl, oben glänzend grün, unten etwas blässer u. matt. Geschmack scharf aromatisch, Geruch angenehm gewürzhaft. Die Früchte (Baccae Lauri) sind von der Größe der sauren Kirschen, getrocknet ist die äußere gelbgrüne Haut zusammengeschrumpft, die innere rothbraune ist zerbrechlich und umschließt einen gelbbraunen öligen Kern, der sich leicht in seine zwei Samenlappen theilen läßt. Sie enthalten ätherisches u. fettes Oel von eigenthümlichem, gewürzhaft bitterem, kampferartigem Geschmacke; außerdem Stärkmehl u. Gummi. Die L.en werden fast nur noch in der Thierheilkunde angewendet. Das ausgepreßte L.-Oel, Looröl (oleum Laurinum expressum oder unguinosum), wird aus den L.en gepreßt. Es ist butterähnlich, etwas körnig, gelbgrünlich, mit dem ätherischen Oele vermischt u. hat gleichen Geruch, wie die Beeren. Es wird zu Einreibungen bei Menschen u. Thieren benützt; das meiste im Handel befindliche kommt vom Gardasee. Aechtes Oel löst sich in Aether auf, was mit Schweinfett verfälschtes nicht thut. Wird das gepreßte Looröl der Destillation unterworfen, so erhält man das ätherische L.öl (oleum baccarum lauri aethereum), von gelbgrüner Farbe u. gleichem Geruche, wie das gepreßte. Es wird höchst selten noch in der Medizin angewendet.

Lorch, 1) Marktflecken am Wisperbach und Rhein, im nassauischen Amte Rüdesheim. In der mit vielen Denkmalen gezierten Kirche ruht der Reichsfeldmarschall Johann Hilchen von L., ein Waffenbruder Franzens von Sickingen. Die Umgegend erzeugt guten rothen Wein. — 2) L., Marktflecken im Oberamte Welzheim des württembergischen Jartkreises, an der Rems. Hier bestand ehedem ein, von dem Herzoge Friedrich von Schwaben u. seiner Gemahlin Agnes gegründetes, Benedictinerkloster, in dessen Mauern die Stifter und mehre Andere vom Hause Hohenstaufen ihre Ruhestätte nahmen, deren sehr verfallene Grabdenkmale kürzlich wieder restaurirt wurden; 1563 bekam das Kloster den ersten protestantischen Abt. — 3) L., kleines Dorf von nur 15 Häusern, unfern der Stadt Enns in Oberösterreich, aber historisch merkwürdig, weil es auf der Stätte des uralten Laureacum erbaut ist. (S. d. Art. Enns). mD.

Lord heißt in England jedes Mitglied des hohen Adels, zu welchem Herzog, Marquis, Graf, Viscount und Baron gehören. Jeder L. hat Sitz und Stimme im Oberhause u. kann nur von seines Gleichen gerichtet werden. Auch die höchsten Staatsbeamten, wie der Schatzmeister, Kanzler u. a., so wie der Mayor von London, führen den Ehrentitel L.

Lorenz (Johann Friedrich), berühmter Mathematiker, geboren zu Halle 1738, kam, nachdem er das Rektorat zu Burg begleitet hatte, 1780 als Professor an die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, wo er die studirende Jugend, namentlich in den mathematischen Wissenschaften, mit musterhafter Zweckmäßigkeit unterrichtete. Nachdem er beinahe 50 Jahre seines Lebens dem Lehrerberufe gewidmet hatte, wurde er mit einer ehrenvollen Pension in den Ruhestand versetzt u. zog, da die Klosterbergische Schule 1806, nach dem Ausbruche des preußisch-französischen Krieges, aus einander ging, nach Magdeburg, beschäftigte sich während der Kriegsunruhen mit der Geistesruhe eines Archimedes mit mathematischen Arbeiten u. starb 16. Juni 1807. In ihm ward den mathematischen Wissenschaften einer ihrer ersten u. gründlichsten Kenner u. Beförderer u. einer ihrer judiciösesten Schriftsteller, der Menschheit ein Muster edler Uneigennützigkeit, Redlichkeit u. Bedachtsamkeit im Handeln, sowie der Einfachheit und bescheidenen Humanität, den preußischen Staaten einer der treuesten u. patriotischesten Diener u. seinen Freunden ein theilnehmender, standhafter Freund entrissen. Das Publikum schätzt unter seinen Schriften vornehmlich seine mehrmals gedruckte Uebersetzung von Euklids Elementen, neueste Ausgabe v. Mollweide, Halle 1825, seine eigenen Elemente der Mathematik und seinen Lehrbegriff der Mathematik.

Lorenzstrom, der wasserreichste Strom in Nordamerika u. einer der größten Flüsse der ganzen Erde, entsteht aus dem Abflusse der kanadischen Seen, nämlich des Obern-, Huronen-, Michigan-, Erie-, Ontariosees; er fließt nordöstlich und stets auf britischem Gebiete an Montreal und Quebec vorüber; nur in seinem oberen Laufe, von seinem Ursprunge aus dem Ontario-See bis gegen Cornwall bildet er die Nordwestgränze gegen New-York. Seine Mündung in den St. Lorenzmeerbusen ist weit. In ihn ergießen sich mehre Flüsse, wie der Utawas, Masquin, St. Maurice, Saguenai u. a. Die Schifffahrt darauf ist wegen der vielen Inseln u. Stromschnellen schwierig. In dem Meerbusen liegen viele und einige bedeutende Inseln, z. B. Anticosti, St. John, Cap Breton u. nordöstlich davor Neu-Foundland.

Loretto, ein Städtchen u. weltberühmter Wallfahrtsort in der Delegation Macerata des Kirchenstaates, an der Strasse von Ancona nach Rom, hat 6000 Einwohner und ist Sitz eines Bischofes, der zugleich Bischof von Recanati ist. Der Ort besteht nur aus einer einzigen Strasse von zwei Reihen Häuser mit Kaufläden, an deren Ende die große Kirche der heiligen Jungfrau steht, erbaut unter Paul II. 1464 u. vollendet 1503—13 unter Julius II. durch Bramante, bis auf die Kuppel, die unter Clemens VII. u. Paul III., u. die Facade, die unter Sixtus V. 1587 zugefügt ward. Diese Kirche ist errichtet gleichsam als Baldachin über einem Häuschen, das unter dem Namen „Casa santa“ als dasjenige verehrt wird, in welchem die Mutter Christi zu Nazareth gewohnt. Die Legende erzählt, daß dieses Haus zuerst von der Kaiserin Helena zu Nazareth entdeckt u. an einem Crucifixe u. dem Standbilde der Madonna aus Cedernholz erkannt, daselbst durch einen darüber erbauten Tempel verherrlicht worden sei. Als die Saracenen letztern zerstört, haben Engel in der Nacht des 10. Mai 1291 das Haus auf eine Anhöhe zwischen Teraste u. Fiume in Dalmatien getragen, was dem kranken Priester zu Teraste durch die Madonnà im Traume geoffenbart worden sei. Inzwischen trug sichs am 9. December 1294 zu, daß das Haus in die Luft gehoben, über das adriatische Meer getragen u. bei Recanati niedergelassen wurde, an einer Stelle, sei es von der Besitzerin, oder von Lorbeerbäumen, Laureta genannt. Räuber machten die Gegend unsicher und das Haus erhob sich abermals, ließ sich indeß bald wieder nieder, änderte aber, da zwei Brüder, auf deren Grundstück es nun stand, sich darüber entzweiten, noch einmal seinen Ort u. wählte die Stelle, auf welcher es gegenwärtig steht. Bald wurde es Gegenstand der allgemeinsten Verehrung u. die Ursache der Gründung von L. Das Haus selbst, in Bauart u. Material den Wohnungen geringerer

Landleute in jener Gegend gleichend, ist im Innern ganz kahl; nur der Altar, auf welchem sich das Madonnenbild in reichem Kleiderschmucke mit dreifacher Krone u. Scepter befindet, ist mit kostbaren Leuchtern, Blumenvasen u. dgl. geschmückt. Rechts von dem Altare sieht man die Stelle, wo die heilige Jungfrau gekniet, als der Engel Gabriel ihr das große Geheimniß der Geburt Christi verkündete. Daneben erinnern mehre Geräthschaften und Stellen an das häusliche Leben Mariens. Die Marmorplatten, von denen das Haus außen umgeben ist, haben von den Knieen der zahllosen Pilgrime starke Vertiefungen. — Der Plan, dieses heilige Haus durch plastische Kunstwerke zu verherrlichen, rührt von **Bramante** (s. d.) her u. die getroffene Eintheilung ist sein Werk. Das Aeußere ist 60′ lang, 40 breit u. 50 hoch. Jede der 4 Wände ist durch Pfeiler, die auf einer Base ruhen u. eine Chornische tragen, in verschiedene Räume getheilt, die theils Nischen zur Aufnahme von Statuen, theils Flächen für Reliefs gestatten, theils die Eingänge einfassen. Die Anordnung der Skulpturen ist von Andrea Contricci del monte Sansovino; doch sind nicht alle von ihm ausgeführt. — Der bischöfliche Palast zu L. ist ein Werk Bramante's; es befinden sich in demselben viele schätzbare Gemälde, darunter: die Ehebrecherin vor Christus von Tizian; Geburt Mariä von Ann. Caracci. — Die dortige Apotheke bewahrt 300 Majolikagefäße mit biblischen, römischen und mythologischen Geschichten, Geschenk des Herzogs Guidobaldo von Urbino und Arbeiten eines Rafael Ciarla. — Die Umgegend ist schön, reizend u. fruchtbar.

Lori, Johann Georg von, wurde 1722 am Gründel, einem der ehemaligen Prämonstratenserabtei Steingaden in Bayern zugehörenden Dörfchen, geboren u. erlernte in dem genannten Kloster die Anfangsgründe der Wissenschaften. Nachdem er sich in den Jesuitenschulen weiter ausgebildet, besuchte er die Universität Ingolstadt, wo ihm seine Talente u. Kenntnisse die Gunst des berühmten Ickstätt erwarben, der ihn zu der Stelle eines Repetitors der Rechtsgelehrsamkeit und bald darauf zu der eines wirklichen Professors vorschlug. Als sich L. aber als einen Gegner der damals noch in ihrem ganzen barbarischen Prunke auf den Lehrstühlen thronenden Scholastik zu erkennen gab u. den neu auftauchenden Lehren Wolf's Eingang zu verschaffen suchte, ward er den Anhängern des alten Systemes ein Dorn im Auge u. sie wünschten sich einander Glück, ihn in der Folge nach München abgerufen u. zum Hof- u. Bergrathe ernannt zu sehen. Hier faßte er im Vereine mit dem damaligen Hofkammerrathe v. Linbrun den Plan, eine bayerische Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen u. führte ihn nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten auch glücklich durch. Kurfürst Maximilian unterzeichnete am 28. März 1759 die Stiftungsurkunde und versah die neue Anstalt mit hinlänglichen Einkünften. Alsbald begann die Thätigkeit des Gelehrtenvereines zur Mehrung der Wissenschaft u. Einsicht. Es wurden geistreiche Mitarbeiter im Vaterlande, berühmte Namen der Fremde an die Gesellschaft geknüpft. L. vertrat Anfangs die Stelle eines akademischen Sekretärs u. besorgte durch 3 Jahre den Briefwechsel, ein mühseliges Geschäft, wozu in der Entstehungsperiode des Instituts außerordentlich viel Fleiß, Gewandtheit u. Geduld nöthig war. Als Schriftsteller machte sich L. um die ältere Geschichte, wie um die Bergwerksrechte seines Vaterlandes verdient. Er starb den 27. März 1786 zu Neuburg an der Donau. Seine letzten Worte waren: „Es ist doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat." mD.

Lorinser, Karl Ignaz, königlich preußischer Regierungs- und Medicinal-Rath in Oppeln, geboren den 24. Juli 1796 zu Nimes in Böhmen, ältester von fünf Söhnen eines Wundarztes, die sich alle der Heilkunde gewidmet haben, besuchte das Gymnasium und den philosophischen Curs in Prag, kam 1814 auf die Universität Berlin, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen, wurde daselbst 1817 zum Med. Dr. promovirt u. unternahm hierauf eine wissenschaftliche Reise nach Wien. 1818 wurde er Repetent an der K. Veterinärschule in Berlin; 1820 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität, wurde 1822

zweiter Medizinalrath in Stettin, 1824 Regierungs-Medizinalrath in Cöslin u. 1826 in Oppeln, 1835 aber zugleich Direktor der Hebammenlehranstalt für Oberschlesien. — L. hat sich bekannt gemacht zunächst durch eine kleine Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit der Schulen", Berlin 1836, in welcher er auf die großen Nachtheile der herrschenden Einseitigkeit in unserer Jugenderziehung aufmerksam macht, wie sie sich namentlich in unseren Gymnasien durch die, alles Maß überschreitende, Menge der geistigen Aufgaben, bei gänzlicher Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung, kund gibt. L. hat das große Verdienst, diese höchst zeitgemäße Frage in Anregung gebracht zu haben; sein Schriftchen rief mehr als ein halbes Hundert Schriftchen über denselben Gegenstand hervor u. führte allenthalben zu einer näheren Prüfung des bestehenden Unterrichtssystemes, so wie zu manchen Veränderungen in demselben, obwohl noch Mancherlei fortbesteht, dessen Abänderung vom ärztlichen Standpunkte aus zu beantragen wäre. Er hat außerdem noch geschrieben: „Entwurf einer Encyclopädie und Methodologie der Thierheilkunde", Berlin 1820. — „Die Lehre von den Lungenkrankheiten", Berlin 1823. — „Die Pest des Orients", Berlin 1837, eine Schrift, welche die verdiente Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich zog. E. Buchner.

Lorrain, Claude, s. Gelée.

Lorsch, Laurisheim, Marktflecken an der Weschwitz und der Bergstraße, in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg. 2,500 Einwohner, Weinbau. Es stand hier ehedem auf einer Insel der Weschwitz das uralte Benediktinerstift Laurisheim, welches zu Zeiten Pipins I. ein Graf im Rheingau, Namens Cancor gegründet. Nachdem das Klostergebiet durch reiche Schenkungen an Gütern so zugenommen, daß es nahezu den Umfang eines Fürstenthums erreichte, ward es 1232 von Kaiser Friedrich II. dem Erzstifte Mainz als ein Reichslehen überlassen. Vor ihrer Zerstörung im 30jährigen Kriege, durch die Spanier, besaß die Abtei eine herrliche Bibliothek, zu welcher schon Karl der Große den Grund gelegt hatte. Der 1768 zu Mannheim gedruckte Codex Laureshamensis diplomaticus ist zur Aufhellung der mittelalterlichen Geographie Deutschlands, vornehmlich der Gegenden am Rhein, sehr nützlich. Einige Geschichtsforscher lassen in Laurisheim den Herzog Tassilo II. von Bayern nach seiner Absetzung als Mönch leben, sterben und begraben werden. mD.

Lortzing (Adalbert Gustav), Schauspieler, Sänger und sehr beliebter Operncomponist, geboren 1803 zu Berlin, ward für die Bühne erzogen, 1819 bis 1822 als jugendlicher Liebhaber u. Tenorist in Düsseldorf und Aachen, dann in Köln u. Detmold u. spielte 1833 zu Leipzig Bonvivants, Chevaliers, jugendlich komische Rollen, Tenor-Buffo- u. Baritonpartieen zur größten Zufriedenheit des Publikums; von angenehmer Persönlichkeit, ist er auf der Bühne heiter, lebhaft, gewandt und gefällig, voll Frohsinn und Laune. Als Componist trat er schon 1824 mit der Operette „Ali Pascha von Janina" in Aachen auf; mit mehr Glück mit dem Liederspiele: „Der Pole und sein Kind;" 1837 folgte „die beiden Schützen," 1838 mit allgemeinen Beifall „Czar u. Zimmermann," dann „Hans Sachs" u. a. Am meisten gelingen ihm heitere, komische Partieen. Seit 1. August 1845 privatisirt er in Leipzig; seine neuesten Opern „Undine" und „der Waffenschmied" sind bereits auf den meisten Bühnen zur Aufführung gekommen; auch hat er einzelne Chöre, Lieder, Märsche u. m. a. componirt.

Lot, ein Nebenfluß der Garonne in Frankreich, auf deren rechter Seite, entspringt am Westabhange der Cevennen im Departement Lozère bei Bleymard, Arrondissement Mende, bringt in das Departement Aveyron, L. u. L.-Garonne, wo er bei Aiguillon, nordwestlich von Agen, mündet. Von 100 Lieues des Laufes sind 68 Lieues schiffbar, von Entraigues, aber mit Gefahr wegen der vielen Klippen im Bette, besonders zwischen Cahors u. Entraigues. — Das darnach benannte Departement, 72½ □ Meilen mit 290,000 Einwohnern, umfaßt beinahe den ganzen Distrikt Quercy im ehemaligen Guyenne. Dasselbe gränzt an das Departement Corrèze nördlich, Cantal und Aveyron östlich, Tarn-Garonne

südlich, L.-Garonne u. Dordogne westlich, bringt Getreide, Tabak, Wein, Kastanien, Trüffeln (von Perigord) hervor und hat etwas Industrie. Es zerfällt in die Bezirke: Cahors, Figeac, Gourdon. Hauptstadt ist Cahors (s. d.).

Lot, der Sohn des Haran, Enkel Thare's u. Neffe Abrahams, zog mit seinem Großvater u. seinem Oheime aus Ur nach Chanaan, wo sie sich niederließen. Dort vermehrten sich die Heerden L.s u. Abrahams so sehr, daß wegen entstandenen Irrungen beide ohne Streit sich trennten, und L. wählte zu seinem Aufenthalte die fruchtbare Gegend um Sodoma. In dem Kriege der benachbarten Fürsten gegen ihren Oberherrn, den König von Elam, wurde auch L. mit den Seinigen von letzterem gefänglich hinweggeführt, aber durch Abraham befreit. Nachher erhielt L. den Besuch von zwei Engeln zu Sodoma, welche er gastfrei aufnahm. Diese Engel kündigten dem L. den Untergang der ruchlosen Sodomiten an. Auf ihren Befehl verließ er auch mit seiner Familie eilends die Stadt, u. begab sich nach Segor, welches um seinetwillen erhalten wurde; seine Frau aber, welche wider das Verbot der Engel nach den brennenden Städten sich umschaute, wurde in eine Salzsäule verwandelt. — Die Schandthat, welche die beiden Töchter L.s in einer Gebirgshöhle mit ihm begingen, fällt lediglich auf diese zurück. Von ihnen stammen die Moabiten und die Ammoniten, genannt die Kinder L.s.

Loth. 1) Ein Gewicht im gewöhnlichen Verkehre u. im Handel in Deutschland u. mehren Nachbarländern, in der Regel der 32 Theil des Pfundes (Handelspfund); doch gibt es hievon Ausnahmen, u. es hat z. B. in mehren Ländern das allgemein übliche schwere oder Krämerpfund 36, u. selbst 40 L. Das L. wird gewöhnlich in 4 Quentchen, Quent, Quint oder Quintlein eingetheilt, u. 2 L. machen eine Unze aus. Natürlich ist die Schwere des L.s in demselben Maße, wie die des Pfundes, in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden. — 2) Ein Gold-, Silber- und Münzgewicht. Die Mark hat dabei 16 L., zu 4 Quentchen rc. Auch hievon ist die Schwere nach Maßgabe des Gewichtes der Mark an verschiedenen Orten verschieden. — 3) Ein Probirgewicht für die Feinheit des Silbers. Als solches wird es in 18 Grän eingetheilt, und 16 L. machen eine feine Mark aus. Eine Silbermasse, von der jede Mark 12 L. reines Silber enthält u. das übrige, also 4 L., Zusatz (Kupfer) ist, nennt man 12-löthig, ein 12löthiges Silber. Eben so hat man 10löthiges, 14löthiges rc. Silber.

Lothar I., römischer Kaiser, 840—855, der älteste Sohn Kaisers Ludwig des Frommen von dessen erster Gemahlin Irmengarde, einer Tochter des Herzogs Ingorran, geboren im Jahre 795, wurde im Jahre 814 von seinem Vater mit der Verwaltung Bayerns betraut u. auf der Reichsversammlung zu Aachen im Jahre 817 zu dessen Nachfolger u. Stellvertreter ernannt, mit dem Rechte der Oberaufsicht über die beiden jüngeren Brüder Pipin, König von Aquitanien, und Ludwig, König in Bayern. L., welcher kein Land erhalten hatte, forderte bald das Königreich Italien für sich, erhielt dasselbe auch 820, nach seines Vetters Bernhard Tode, u. wurde 822 vom Bischof von Mailand als solcher gekrönt. Bei dem Aufstande Pipins gegen ihren Vater Ludwig und des letzteren Reichsentsagung in Compiègne im Frühjahre 830, billigte L. das Benehmen seines Bruders u. hielt den Vater in einer Art Haft, wurde von letzterem jedoch bald wieder für sich gewonnen. Bei dem gemeinschaftlichen Aufstande der Brüder 833 übernahm L., welcher durch Uebereinkunft der drei Brüder die Kaiserkrone nebst einem Theile Frankreichs erhalten, wieder das Amt eines Kerkermeisters u. hielt den Vater zu Soissons nicht nur in strenger Haft gefangen, sondern wußte von demselben das Geständniß einer ungehörigen Verwaltung seines Amtes, nicht aber eine Verzichtleistung auf die Krone zu erpressen. Mit diesem Schritte L.s unzufrieden, waffneten seine beiden Brüder gegen ihn; er mußte in Folge hievon, mit Zurücklassung seines Vaters, nach Italien flüchten u. sich 834 bei Blois, wohin er mit einem Heere vorgedrungen, seinem Vater

unterwerfen, der ihm verzieh. Mit Ludwigs des Frommen Tode 840 brach die Eifersucht zwischen den vier Brüdern aus; namentlich suchte der jetzt Kaiser gewordene L. durch Intriguen seine Macht zu vermehren und das ganze Reich an sich zu bringen. Am 25. Juni 841 kam es bei Fontenoy, zwischen Karl und Ludwig auf der einen, und L. auf der anderen Seite, zur Schlacht, in welcher letzterer mit den Franken aufs Haupt geschlagen wurde, worauf die, von den ersteren zur Entscheidung zwischen sich und L. nach Aachen berufenen, Bischöfe das Urtheil abgaben, daß L. wider Staat u. Kirche auf das Schwerste sich vergangen habe u. noch überdieß zur Leitung des Reiches gar nicht fähig sei, diese daher an Ludwig u. Karl übergehen solle. Da hiedurch das Uebergewicht der Waffen der Sieger auch noch durch eine moralische Autorität wesentlich gefördert wurde, so suchte L. sich mit seinen Brüdern zu vertragen, worauf im Juni 842 auf der Saône-Insel Ancilla, unfern von Macon, eine Zusammenkunft der drei Brüder stattfand, wo man unter eidlichen Gelobungen übereinkam, daß die Waffen so lange ruhen sollten, bis 120 Commissäre, welche von allen drei Seiten gleich ernannt wurden, eine Theilung des Reiches ausgemacht haben würden. Diese trafen sich in Metz und dann in Koblenz, konnten sich aber nicht einigen, worauf das Murren des Volkes, der Bischöfe, Herzöge u. Grafen die drei Brüder endlich nöthigte, in der Stadt Verdun noch einmal zusammenzukommen, wo sie im August 843 wirklich auch einen Vertrag abschlossen, durch welchen L. im Besitze der Kaiserwürde bestätigt wurde u., außer Italien, noch Friesland, so wie alles Land zwischen dem Rheine einerseits u. der Schelde, Maas, Saône u. der Rhone andererseits, nebst einem kleinen Striche jenseits des letzteren Flusses erhielt. Für L.s Reich wurde der Name Lothringen (s. d.) gebräuchlich. Der Kaiser nahm seinen Wohnsitz zu Aachen u. lebte von nun an mit seinen Brüdern in ziemlich gutem Einvernehmen, hatte jedoch gegen Normannen, Sarazenen u. einen übermüthig gewordenen Adel vielfache Kämpfe zu bestehen, die es ihm am Abende seines vielbewegten u. durch vielfache Ungerechtigkeiten u. Gewaltthaten bezeichneten Lebens wünschenswerth machten, in klösterlicher Stille sich mit Gott zu versöhnen, weßhalb er, noch wenige Tage vor seinem, am 28. Sept. 851 erfolgten, Tode als Mönch in das Kloster Prüm im Ardennenwalde getreten war, nachdem er zuvor sein Reich unter seine drei Söhne: Ludwig II., den er schon 852 zum Kaiser hatte salben lassen, L. II. u. Karl getheilt hatte. Der Erste bekam dabei Italien, der Zweite alle Länder diesseits der Alpen, mit Ausnahme der Provence, welche, nebst Lyon u. Savoyen, dem Jüngsten zugewiesen wurde. L. II., bekannt durch sein ausschweifendes Leben u. die Verfolgungen gegen seine Gemahlin Thietberga, für welche die Päpste Nikolaus I. u. Hadrian II. entschieden auftraten, starb 869, ohne Hinterlassung ehelicher Kinder, worauf im Jahre 870 sein Reich in der Art getheilt wurde, daß Ludwig der Deutsche die linke Rheinseite zwischen Vogesen u. dem Rheine, von Basel an dem Strome abwärts, sowie auch Metz, Aachen u. Utrecht erhielt, alles Uebrige aber, vornämlich Burgund, so wie Toul, Verdun u. Cambray, an Frankreich fiel. Ow.

Lothar der Sachse, Graf von Supplingenburg, Herzog von Sachsen und, als L. II., von 1125—37 König der Deutschen und römischer Kaiser, geboren 1075 zu Züterloch bei Celle, ein Sohn des Grafen Gebhard von Supplingenburg, ward 1106, nach Magnus Tode, durch Konrad V. zum Herzoge von Sachsen ernannt und vermählte seine einzige Tochter, Gertrude, aus seiner Ehe mit Richenza, der Tochter Heinrichs des Dicken von Braunschweig entsprossen, im Jahre 1127 mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Bayern. Nach Heinrichs V. Tode (1125) trat L. gegen den Hohenstaufen Friedrich als Bewerber um die deutsche Krone auf, wobei er, der durch Frömmigkeit u. Macht ausgezeichnete, von der Geistlichkeit unterstützt, besonders von dem Erzbischofe Adalbert von Mainz, und auch wirklich zu Mainz durch einen Ausschuß von 110 Fürsten zum Kaiser erwählt wurde, jedoch nur bedingungsweise, nämlich, daß er auf den *Heimfall* aller eingezogenen Lehen an die Kaiserkrone verzichte, die kirchlichen

Wahlen völlig freizulassen gelobe, daß die Belehnung mit Ring und Stab oder die Weihe durch die Kirche der Belehnung mit dem Scepter vorangehe u. er den Lehenseid nur mit dem Vorbehalte der anderweitigen kirchlichen Verhältnisse fordern wolle. Friedrich von Hohenstaufen hatte L.n als Kaiser anerkannt, gerieth aber sogleich in Streit mit ihm, weil er die Verwaltung der Reichsgüter, welche Heinrich V. dem Hohenstaufen übertragen hatte, diesem nehmen u. auf Andere übertragen wollte. Im Jahre 1126 unternahm L. einen Feldzug gegen den Böhmenherzog Sobieslav, um ihn zu entsetzen, wurde jedoch von demselben geschlagen und zog nun gegen Friedrich, ohne daß jedoch etwas Entscheidendes vorgefallen wäre. Im Jahre 1127 entsetzte er den aufrührerischen Grafen Reinald von Burgund, der sich weigerte, die Oberhoheit des Reiches anzuerkennen, und verlieh dieses Lehen dem Herzoge Konrad von Zähringen. Im Jahre 1128 warf sich Konrad von Hohenstaufen zum Gegenkönige auf, zog sich dadurch aber den Bannfluch der Bischöfe zu u. floh nun nach Italien zu den Mailändern, mußte aber schon im darauf folgenden Jahre nach Deutschland zurückkehren, wo sein Bruder Friedrich von dem Kaiser L. immer härter bedrängt wurde und die ihm anhängenden Städte Speier und Nürnberg erobert worden waren. Im Jahre 1130 sprach sich L. II. in Lüttich, wo eine große Versammlung von Bischöfen und Fürsten stattfand, für Papst Innocenz II. gegen Anaklet aus und beschloß darauf, hauptsächlich auf Anmahnen des heiligen Bernhard von Clairvaux, einen Zug nach Rom. Vorher ließ er noch seinem Feinde, dem Landgrafen Hermann von Wingenburg, das Lehen Thüringen nehmen und verlieh es seinem Freunde, dem Grafen Ludwig, u. zwang 1131 den Dänenkönig Magnus, die Hoheit des deutschen Reiches nicht nur über Schleswig, sondern über ganz Dänemark anzuerkennen. Im August 1132 trat der Kaiser, nachdem er seinen Eidam, den Welfen Heinrich, für die Dauer seiner Abwesenheit zum Reichsverweser ernannt hatte, von Würzburg aus den Römerzug an; doch schon in Augsburg gerieth sein Gefolge mit den Bürgern in Streit, in Folge dessen ein Theil der Stadt verbrannt wurde und eine große Zahl der Einwohner das Leben verlor. Die ganze Unternehmung stellte sich überhaupt weder für den Kaiser, noch das Reich, als ehrenvoll heraus. L. mußte sich, obwohl er der Form wegen die gewöhnliche Versammlung auf den roncalischen Feldern hielt, durch das Gebiet der Mailänder und Parmesaner gewissermaßen durchschleichen u. seine, aus nur 1,500 Reitern bestehende, Begleitung ward aufs Schmählichste verhöhnt. In Rom, wohin er in Begleitung des Papstes Innocenz zog, bemächtigte er sich zwar eines Theiles der Stadt, die Krönungskirche bekam er jedoch nicht in seine Gewalt und Innocenz mußte ihn deßhalb in der Kathedrale Konstantins krönen (1133). Gleich nach der Krönung kehrte L., weil er sich in Rom nicht halten konnte, nach Oberitalien und von da nach Deutschland zurück, wo er den Hohenstaufen Friedrich so hart bedrängte, daß dieser auf dem Reichstage zu Bamberg am 18. März 1135 den Kaiser fußfällig um Verzeihung bat, welche dieser ihm auch gewährte, worauf denn im September 1135 auch Konrad die Rechte des Reichsoberhauptes anerkannte und seinen Titel als Gegenkönig ablegte. Von Seite Dänemarks wurde dem deutschen Kaiser 1134 das Recht zur Ernennung der dortigen Könige eingeräumt; das Gleiche geschah in sehr feierlicher Weise von Seiten Polens, dessen Herzog Bolislav dem Kaiser im Jahre 1135 zu Merseburg als Vasall des deutschen Reiches huldigte und ihm, wie der König von Dänemark, das Schwert trug. Auf des Papstes Innocenz des II. dringendes Bitten unternahm L. II. im Herbste 1136 mit einem sehr zahlreichen Heere einen zweiten Römerzug, der auch glücklich endete, denn sein Feind Roger von Sicilien wurde aus Neapel vertrieben u. Innocenz II. in Rom eingesetzt. Im Winter 1137 kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück; auf der Reise überfiel ihn aber eine schwere Krankheit, in deren Folge er am 3. December 1137 zu Breitwangen bei Hohenschwangau verschied. Ow.

Lothringen umfaßte ursprünglich den östlichen Theil des Frankenrei-

ches oder Austrasien (im engeren Sinne). Das große Land, am linken Ufer des Rheines sich hinauf ziehend, von der Maas und Schelde, der Nordsee, dem Kohlenwalde: ein Stück des Ardenner-Waldes und dem Wasgau-Gebirge begränzt. Solches begriff also das eigentliche L., mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, den Elsaß, die Rhein- oder Unterpfalz, die Länder am Niederrheine: Cleve, Jülich, Aachen, Köln, Trier, die Niederlande: Lüttich, Luxemburg, Hennegau, Namur, Limburg, Brabant, ein Stück von Flandern, Seeland u. Holland, L. u. Geldern. — Kaiser Lothar I. (s. d.), empfing auch dieses Land im Vertrage von Verdun 843 u. nahm seinen Sitz zu Aachen. Nach seinem Tode 855 theilten seine Söhne; Ludwig (II.) erhielt die Kaiserwürde nebst Italien; Karl empfing das Königreich Provence (das Land zwischen dem Rheine, der Saône und Rhone bis zu den Alpen); Lothar II. bekam den oben beschriebenen Staat, welcher nach ihm Lothar's-Reich benannt wurde; er führte, wegen seiner willkürlichen Scheidung von seiner edlen rechtmäßigen Gemahlin, und durch seine Länderstreitigkeiten mit seinen Nachbarn und Verwandten, den Königen von Deutschland und von Frankreich, zwischen denen er stets schwankte, ein unruhiges, bewegtes Leben u. starb ohne leibliche, rechtmässige Nachkommen 869. Sein eigentlicher Erbe war also sein Bruder, der Kaiser Ludwig (mit dem er schon früher (863) den Staat seines Bruders Karl getheilt hatte). Allein Karl der Kahle, König von Frankreich, kam ihm zuvor und ließ sich zum Könige krönen; aber auch Ludwig der Deutsche eilte herbei und nöthigte ihn, Ost-L., die Länder am Ober- und Niederrheine nebst einem Theil des Moselgebietes, mit der Hauptstadt Aachen, an Deutschland abzutreten. West-L., die späteren Niederlande, blieben einstweilen bei Frankreich (870). Aber durch einen Vertrag vom Jahre 880 wurde auch dieser Theil mit Deutschland vereinigt, unter Ludwig dem Jüngeren, Sohn Lothars des Deutschen. Diesem folgte sein Bruder, Kaiser Karl der Dicke (882), der die ganze Monarchie vereinigte (884), doch diese Bürde nicht zu tragen vermochte. Ihm folgte daher in Deutschland und L. Arnulf, sein Neffe (887). Dieser verlieh L., nach einem großen Siege über die Normänner daselbst, seinem natürlichen Sohne Zwentibold (895), der aber schon im Jahre 900 von seinen Lehensmännern wegen Bedrückungen entsetzt wurde, die seinen Bruder, Ludwig das Kind, König von Deutschland, anerkannten; der Versuch Zwentibolds, solches zu verhindern, kostete ihm das Leben im Kampfe im J. 905. — Lothringen wurde nun, als zum deutschen Reiche gehörig, von Herzögen verwaltet. Der erste war Raginar oder Reinhard I., Graf von Hennegau, um 900, der die L.r zu dem Abfalle von Zwentibold bewogen hatte; als aber König Ludwig gestorben war (904), da wußte Karl der Einfältige, König von Frankreich, den Reginar für sich zu gewinnen, so daß dieser von Deutschland abfiel; vergebens suchte Konrad I., der neue König der Deutschen, die L. wieder zu unterwerfen (912). (Nur der Elsaß blieb dem Reiche treu.) Allein König Heinrich I. (918) stellte die vorige Verbindung durch Verträge mit den Königen Karl (923) und mit dessen Gegner Rudolph (935) wieder her; er gewann auch Giselbert, den Sohn und Nachfolger Reginar's (917), indem er ihm seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab (929). Aber auch Giselbert bewies sich treulos und aufrührisch gegen König Otto I. und ertrank endlich im Jahre 939 im Rheine bei Andernach. König Otto verlieh nun das Herzogthum seinem Bruder Heinrich, der aber schon im Jahre 940 von den Lothringern verdrängt und durch Heinrich II., den Sohn Giselberts, unter Vormundschaft Otto's, Grafen von Verdun, ersetzt wurde; beide starben um das Jahr 943 oder 944. Nun ward L. an Konrad den Weisen, Herzog von Franken, verliehen, der sich mit Luitgard, Tochter Otto's I. vermählte (947) und treue Dienste in Frankreich u. in Italien leistete; darauf aber ließ er sich in Verbindung mit dem unzufriedenen Ludolph, Sohn des Kaisers ein und verlor deßhalb sein Herzothum (953); sein Vergehen sühnte er durch seinen Heldentod gegen die Ungarn auf dem Lech-

felde (955). Indessen hatte der Kaiser seinen Bruder, den heiligen Bruno, Erzbischof von Köln, zum (Erz-) Herzog von L. ernannt (954). Auf dessen Vorschlag wurde L. getheilt (959) a) in Ober-L., das Land an der Mosel: Lotharingia mosellana (zwischen dem Rheine und der Mosel bis zur Maas; die Gebiete von Nanzig, Diedenhofen, Luneville, Baudemont u. s. w., das Herzogthum Bar, die Bisthümer Metz, Toul, Verdun mit Reichsunmittelbarkeit; damals auch das Erzstift Trier und das Herzogthum Luxemburg); b) in Nieder-L., das Land an der Maas: Lotharingia mosana oder ripuaria (zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde: das Herzogthum Brabant, damals auch die Grafschaft Hennegau, das Erzstift Köln, die freien Bisthümer Utrecht und Lüttich, nebst der Grafschaft Namur). In den heutigen Niederlanden und in den Rheinlanden waren meistens eigene Grafen entstanden und der Elsaß gehörte schon seit dem J. 916 zum deutschen Reiche. — Nieder-Lothringen (später Brabant). Der Erzbischof von Köln verlieh dieses Herzogthum an Gottfried I., welcher im Jahre 964 an der Pest in Italien starb. Ihm folgte sein Sohn Gottfried II. Nach seinem Tode, ohne Erben (976), belehnte Kaiser Otto II. den Prinzen Karl, Bruder Lothars, Königs von Frankreich, mit Nieder-L., damit er sich den steten Ansprüchen Frankreichs auf dieses Land widersetze. Karl mußte daher nicht nur gegen seinen Bruder kämpfen, sondern er wurde auch nach dem Tode seines Neffen Ludwig V. (987) vom Throne Frankreichs ausgeschlossen, fiel im Kampfe um sein Erbe wider Hugo Capet durch Verrath in dessen Hände (992) u. starb in der Haft zu Orleans (1002). Sein Sohn Otto (II.) folgte ihm in Nieder-L. (992) u. starb nach ruhiger Regierung ohne Nachkommen im Jahre 1005. Kaiser Heinrich II. verlieh nun das Herzogthum Gottfried III., einem Sohne des Grafen von Verdun (nach Einigen der Sohn Gottfrieds II., der, wie sein Vater, Graf von Verdun war). Dieser hatte heftige Kämpfe wider die Grafen von Löwen u. von Namur, Stiefbrüder Otto's, zu bestehen, siegte aber; dagegen gerieth er in die Gefangenschaft des Grafen Dietrich von Friesland (Holland). 1018 vermittelte er gegen seine Befreiung den Frieden Dietrichs mit dem Kaiser. Da er kinderlos starb, folgte ihm 1023 als Herzog von Nieder-L sein Bruder Gozelo I., der Große, schon Markgraf von Antwerpen (1008); ja, er erhielt von Kaiser Konrad II. 1033 (1027) sogar Ober-L. 1037 besiegte er den Grafen Eudo II. von Champagne an der Orne, wo dieser blieb, und sicherte dadurch dem Kaiser das erworbene Königreich Burgund; er starb 1043 oder 1044. Kaiser Heinrich III. verlieh Nieder-L. dessen ältesten Sohn Gottfried IV., dem Bärtigen, u. dessen Bruder Gozelo II. Ober-L. Zwar versuchte Gottfried auch dieses Herzogthum mit den Waffen zu erhalten und erneute nach des Bruders Tode (1046) seine Ansprüche, doch vergebens; er verlor sogar noch Nieder-L., welches 1048 Friedrich von Luxemburg erhielt. Gottfried aber zog nach Italien, half dem Papste Leo IX. die Normanen bekriegen u. vermählte sich 1053 mit der mächtigen Beatrix, Gräfin von Tuscien. Nach dem Tode des obigen Friedrich ohne Erben, 1065, setzte Kaiser Heinrich IV. den Gottfried IV. wieder als Herzog in Nieder-L. ein. Ihm folgte sein Sohn, Gottfried V. mit dem Höcker, 1069. Dieser eroberte 1071 Friesland (Holland) auf Befehl des Kaisers, ward aber auf Betrieb des verjagten Grafen Robert des Friesen ermordet 1076. Sein an Kindesstatt angenommener Neffe, Gottfried von Bouillon, folgte ihm als Markgraf von Antwerpen, während der Kaiser Heinrich seinen ältesten Sohn Konrad mit Nieder-L. belehnte; dieser wurde später zum Könige gekrönt 1087 u. empörte sich dann wider seinen Vater († 1101). Gottfried IV. von Bouillon stand dagegen dem Kaiser so treulich bei, daß dieser ihn 1089 mit Nieder-L. belehnte. Gottfried zog dann in das gelobte Land 1096, wurde dort König von Jerusalem 1099 u. starb unvermählt 1100. Nieder-L. hatte inzwischen Heinrich, Graf von Limburg, erhalten, der treu zum Kaiser hielt und deßhalb von dessen aufrührerischem Sohne Heinrich V. entsetzt ward 1106. Gottfried (VII.) I., der Bärtige,

Graf von Löwen, erhielt nun das Herzogthum Nieder-L.; er hatte harte Kämpfe wider Walram, Sohn Heinrichs von Limburg, zu bestehen, den Kaiser Lothar II. als Herzog in Nieder-L. aufstellte (1128—39). Auf Gottfried I. folgte sein Sohn Gottfried II. (VIII.) der Jüngere 1140 und diesem schon 1142 oder 1143 Gottfried III. (IX.) der Muthige, der große Irrungen mit den Grafen von Flandern und Hennegau für den Grafen von Luxemburg wegen der Erbschaft von Namur hatte, doch ohne Vortheile in langem Kampfe unterwarf er die Stadt Mecheln (1152). Ihm folgte sein Sohn Heinrich I. (in Löwen IV.) der Krieger; dieser zog zweimal nach Palästina (1183 u. 1197) u. machte während dieser Zeit vergebens Ansprüche auf die Erbschaft von Flandern 1191. Darauf hatte er harte Kämpfe wider Lüttich und hielt es mit Kaiser Otto IV. wider Kaiser Philipp von Schwaben; überhaupt führte er fast beständige Kriege. Heinrich II. (V.), der Großmüthige (1236), half Wilhelm von Holland zum Gegenkönig wählen u. starb im nämlichen Jahre 1248. Seit seiner Regierung nannten die Herzoge von Nieder-L. sich fortan Herzoge von Brabant. Sein Sohn, Heinrich III. (VI.), blieb ein treuer Anhänger König Wilhelms. Indessen begann der Erbstreit wegen Thüringen und Hessen, welchen des Herzogs Stiefmutter Sophia, für ihren Sohn Heinrich „das Kind" gegen Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, Erben von Thüringen führte. Solcher ward nach dem Tode Heinrichs VII. († 1260) dahin ausgeglichen, daß Sophia u. deren Sohn Heinrich von Brabant, gegen Verzichtung auf Thüringen, die Landgrafschaft Hessen erblich erhielten 1265. Johanns I., Sohns Heinrichs VI., wichtigstes Ereigniß war der Erwerb des Herzogthums Limburg, welches Johann I. von Adolph VI. von Berg kaufte u. durch den Sieg bei Worringen 1288 sich sicherte. Johann II. sein Sohn (1294) verbündete sich mit Eduard I., König von England, wider Philipp IV., König von Frankreich, 1297 u. half dann den Frieden von Courtray vermitteln 1305. Johann III. (1312) mußte, wie schon sein Vater u. Großvater, feierlich versprechen, daß er, bestimmte Fälle ausgenommen, keine neuen Steuern fordern wolle. Er hatte öftere Kriege wider seine Nachbarn, besonders verbündete er sich mit Eduard III. König von England wider König Philipp VI. von Frankreich. Da Johann III. ohne männliche Nachkommen starb 1355, so beerbte ihn Wenzeslaus, Sohn Johanns, Herzog von Luxemburg, Gemahl Johanna's, der ältesten Tochter Johanns III. Margaretha, dessen zweite Tochter, brachte die Mark Antwerpen an Flandern, dessen Graf auch die Stadt Mecheln gekauft hatte 1356. Eine Fehde Herzogs Wenzeslaus mit Jülich, in welcher er gefangen wurde, vermittelte sein Bruder Kaiser Karl IV.; nach einem blutigen Kampfe wegen einer zwiespaltigen Wahl in Lüttich starb Wenzeslaus kinderlos und Luxemburg fiel an seine Brüder 1383. Seine Wittwe Johanna führte neuerdings heftigen Streit wider Jülich u. Geldern mit gegenseitigen großen Verwüstungen. Zu ihren Erben ernannte sie, mit Bewilligung der Landstände, Anton von Burgund, den zweiten Sohn ihrer Nichte Margaretha, Erbin von Flandern u. s. w., vermählt mit Philipp, Herzog von Burgund und starb 1406. Anton behauptete sich nach ihrem Tode in seinem Erbe, unterstützte dann seinen Bruder Johann von Burgund u. fiel in der Schlacht bei Azincourt 1415. Ihm folgte sein Sohn Johann IV. als Herzog von Brabant u. Limburg. Dieser vermählte sich mit Jakobäa, der Erbin von Holland, Seeland u. Hennegau, aber diese Verbindung blieb nicht nur kinderlos, sondern war auch wegen dieses Umstandes und wegen ungleicher Gemüthsbeschaffenheit beider Eheleute, höchst unglücklich, so daß der schwächliche weibische Herzog sich von der starken, männlichen Gemahlin trennte u. sie bekriegte. Nach der Stiftung der Hochschule zu Löwen starb er im 24. Jahre (1427). Ihm folgte sein Bruder Philipp von St. Pol als letzter Herzog, der schon 1430 unvermählt starb. Sein einziger Erbe war sein Vetter, der mächtige Philipp (II.), Herzog von Burgund, der auch sogleich Brabant und Limburg seinem Staate einverleibte. Vergl. Brabant. — Ober-Lotharingen (das spätere Herzogthum L., zwischen Luxemburg,

Trier, Pfalz, Elsaß, Hochburgund u. Champagne liegend, 378 □ Meilen groß). Dieses Gebiet wurde bei der Theilung (959) an Friedrich I. verliehen; ihm folgte 984 sein Sohn Dietrich I., ein Gegner Kaisers Heinrich II., der lange in der Gefangenschaft des Grafen von Luxemburg war (1011—1017); er starb 1026. Sein Sohn Friedrich II. starb schon 1027 (1033) ohne männliche Erben. Ober-L. fiel nun an Gozelo I., Herzog von Nieder-L., der beide Herzogthümer bis zu seinem Tode verwaltete (1043). Gozelo II., sein jüngerer Sohn, erhielt Ober-L. mit Widerspruch des älteren Bruders Gottfried von Nieder-L., starb aber bereits 1046 ohne Erben. Nun ertheilte der Kaiser Heinrich III. dem Adelbert, Grafen von Elsaß, Ober-L. Gegen diesen erhob sich der unruhige Gottfried von Nieder-L. u. erschlug ihn im Treffen (1048). Doch nun belehnte der Kaiser den Gerhard von Elsaß, den Bruder (Neffen) Adelberts, mit Ober-L., der so der Stammvater dieses Geschlechtes wurde. Erst 1056 wurde der stete Streit mit Gottfried durch einen Vergleich des Papstes beigelegt. Dietrich II., der Beherzte, Nachfolger Gerhards 1070, war ein Anhänger Kaisers Heinrich IV. gegen die Sachsen u. den Papst Gregor VII. (die Geistlichkeit riß damals bedeutende Stücke von L. ab). Simon I. folgte 1115; er hatte heftige Kämpfe mit dem Erzbischofe von Trier u. begleitete Kaiser Lothar II., seinen Schwager, nach Italien (starb 1139). Matthias I. kämpfte mit dem Bischofe von Metz unglücklich, erwarb aber die Stadt Nanzig (Nancy) 1155 und begleitete den Kaiser Friedrich I. auf mehren Feldzügen (starb 1176). Simon II. hatte, wie jene, verschiedene blutige Streitigkeiten, war ein Freund der Kirche und starb 1205 kinderlos im Kloster. Friedrich I. (III.), sein Bruder, Graf von Bitsch, folgte ihm, trat aber schon 1206 (1208) Ober-L. dem Sohne Friedrichs II., der ebenfalls nicht lange regierte (starb 1203), ab. Theobald I. diente Kaiser Otto IV. gegen Frankreich u. gegen Kaiser Friedrich II. Ihm folgte sein Bruder Matthias II. 1220 (1225), ein steter u. thätiger Gegner Kaisers Friedrich II. (1251). Sein Sohn Friedrich III. regierte über ein halbes Jahrhundert u. hatte besonders mit Metz zu kämpfen (1304). Theobald II. führte die weibliche Erbfolge nicht ohne Widerspruch der Stände ein (1306); er begleitete dann den Kaiser Heinrich VII. nach Italien u. fiel vor Florenz (1312). Friedrich IV. unterstützte Kaiser Friedrich (III.) von Oesterreich gegen K. Ludwig den Bayern u. ward bei Mühldorf gefangen (1322). Er fiel dann für Frankreich bei Montcastel 1328. Rudolph kämpfte, als er mündig geworden war, in Spanien gegen die Mauren 1340; später unterstützte er König Philipp VI. von Frankreich gegen König Eduard III. von England (für den alle übrigen niederländischen Fürsten waren) u. fiel in der Schlacht bei Crecy 1346. Johann I. blieb ein treuer Anhänger Frankreichs; er wurde in den Schlachten von Poitiers u. von Aurai (1356 und 1364) gefangen; weil er aber später eine Stadt (Neufchateau) befestiget hatte, lud man ihn nach Paris zur Verantwortung, wo er an Gift starb (1390). Karl I., der Kühne, belagerte Tunis u. befreite die gefangenen Christen (1391) und half dann den Deutschrittern gegen Litthauen (1399). Darauf schlug er das Heer vieler gegen ihn verbündeten Fürsten bei Nanzig 1407. Mit Frankreich hatte er wegen der Stadt Neufchateau heftige Streitigkeiten, wobei er sich kühn benahm u. endlich sich versöhnte (1411—1414), ja sogar auf einige Zeit Connetable des Reiches wurde (1418); er starb 1430 ohne männliche Erben. Nach seinem letzten Willen folgte ihm seine Tochter Isabella, vermählt mit Renatus von Anjou; allein Anton von Vaudemont, Sohn Friedrichs von Vaudemont, Bruder Karls von L., bestritt die weibliche Erbfolge, nahm seinen Gegner gefangen, als dieser Vaudemont belagerte (1431), und brachte ihn nach Dijon; hier mußte er in die Vermählung seiner Tochter Jolantha mit Friedrich, dem Sohne Antons, willigen, was dann 1444 wirklich geschah. Indessen hatte Renatus 1435 die Ansprüche auf das Reich Neapel geerbt, bemühte sich aber vergeblich, dieses Reich zu erobern (1436—1442). Nach dem Tode Antons, 1447, nahm dessen Sohn Friedrich (V.) den Titel eines Herzogs von L. an (1470). Auch

Renatus ernannte, nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella (1453), seinen Sohn Johann (II.) zum Herzoge von L.; dieser kämpfte lange in Italien gegen Aragonien, konnte aber doch Neapel nicht erobern (1455—59); später wollte er Catalonien an sich reißen u. starb in Barcelona 1470. Sein Sohn Nikolaus verbündete sich mit Burgund gegen Frankreich, starb aber schon 1473 unvermählt. Nun folgte Renatus II., Sohn Friedrichs von Vaudemont u. Jolantha's; er fand aber einen mächtigen Gegner an Karl (II.) dem Kühnen, Herzog von Burgund, der sogar ganz L. eroberte (1475); aber mit den Helvetiern verbunden, eroberte Renatus seine Hauptstadt zurück u. besiegte u. erlegte Karl den Kühnen bei Nanzig (1477). Fortan blieb jener im ruhigen Besitze seines Landes bis zu seinem Tode 1508. (Der alte Renatus I. von Anjou war schon 1580 gestorben.) Anton (II.) der Gute folgte seinem Vater als Herzog von Bar u. L. (Claudius, sein Bruder stiftete das berühmte Haus der Guisen in Frankreich.) Er diente Anfangs dem Könige Franz I. von Frankreich in Italien, blieb aber in den folgenden Kriegen gegen den Kaiser daselbst neutral (starb 1544). Franz I. regierte nur ein Jahr (1545). Während der Minderjährigkeit Karls II. (III.) riß Heinrich II., König von Frankreich, die ihm von Vaterlandsfeinden verrathenen Reichs-Bisthümer Metz, Toul u. Verdun an sich u. behielt sie (1551). Karl II. schloß später mit Frankreich verschiedene Vergleiche wegen der Gebiete u. Rechte seines Herzogthums (1571 u. 1594); auch stiftete er die Hochschule Pont-à-Mousson 1580. Heinrich der Gute (1608) vertrieb die räuberischen deutschen Truppen, zur Unterstützung der Protestanten anwesend, und bestimmte seine Tochter Nicola, vermählt mit seinem ältesten Bruders-Sohne Karl, zu seiner Nachfolgerin. Er starb 1624 (1627). Franz II., sein Bruder, verzichtete bald auf die Nachfolge zu Gunsten seines Sohnes. Karls III. (IV.) lange Regierung war nur eine Kette heftiger Streitigkeiten mit dem französischen Hofe, worüber er endlich sein Land an Frankreich verlor (1670); er starb in Deutschland 1675. Karl IV. (V.), der Sohn seines Bruders Franz, Schwager Kaiser Leopolds, wollte die Regierung L.s wegen der harten Bedingungen im Nimwegener Frieden gar nicht antreten u. starb 1690. Leopold Joseph Karl, dessen ältester Prinz, wurde endlich im Frieden zu Ryswyk 1697 wieder hergestellt; doch mußte er die Werke seiner Hauptfestungen schleifen lassen, u. dennoch ward er im spanischen Erbfolgekriege wieder vertrieben u. erst 1713 wieder hergestellt. Ihm folgte sein Sohn Franz Stephan 1729. Einige Jahre darauf entstand der Krieg um die Wahl eines Königs von Polen (1733). Frankreich beschützte den schon früher erwählten, aber vertriebenen Stanislaus Lesczinski, (s. d.) dann Schwiegervater Königs Ludwig XV. Oesterreich, Rußland u. Preußen beförderten die Wahl des Kurfürsten von Sachsen als August III. zum Könige von Polen (1734). Da griffen Frankreich u. Spanien den Kaiser in Deutschland u. in Italien mit Glück an und erzwangen den für sie vortheilhaften Frieden von Wien (1735). Franz Stephan mußte sein Herzogthum L. mit Bar dem erwähnten Stanislaus auf Lebenszeit abtreten, nach dessen Tode sollte es an Frankreich fallen. Franz Stephan, als Gemahl der berühmten Maria Theresia, Erbtochter Kaisers Karl VI., erhielt zur Entschädigung die Anwartschaft auf das Großherzogthum Toskana, welches auch wirklich 1737 erledigt wurde. (In der Folge (1745) wurde er sogar Kaiser u. ist Stammvater des so herrlich blühenden Hauses Habsburg-L. auf dem österreichischen Kaiserthrone; er starb 1765). Stanislaus (gestorben 1766) überließ L. bereits 1738 an Frankreich, welches so das langerstrebte Ziel seines Ehrgeizes u. seiner Ländersucht errungen hatte. Doch ward dem Herzogthume L. sein Sitz u. Stimmrecht auf den deutschen Reichs- u. Kreistagen vorbehalten. Im Luneviller Frieden 1801 wurde auch diese Verbindung aufgehoben u. L., (Lorraine) bildet nun die Departements Mosel, Meurthe, Maas u. Vogesen des französischen Reiches. v. Dr.

Lotichius, 1) **Petrus**, geboren 1528 in dem ehemaligen Benediktinerkloster Schlüchtern, in der Grafschaft Hanau (zum Unterschiede von seinem Oheime,

dem dortigen ersten protestantischen Abte Petrus L., Secundus genannt), studirte zu Marburg und Wittenberg, stand eine Zeit lange in Kriegsdiensten, machte dann Reisen durch Frankreich und Italien, wurde 1558 Professor der Medizin zu Heidelberg und starb 7. November 1560. L. war ein vortrefflicher lateinischer Dichter, ein glücklicher Nachahmer Ovids. Seine fließenden und angenehmen Gedichte bestehen größtentheils aus Elegieen. Poemata, Paris 1551, 5. Ausgabe von Hagen, ebend. 1603; vollständiger von P. Burmann in 2 Thln., Amsterdam 1754 u. Kretschmar, Dresden 1773, von Fr. Tr. Friedemann, Leipzig 1840. — 2) Johann Peter, geboren zu Nauheim 1598, studirte zu Marburg und Basel Medizin, die er zu Hanau und Frankfurt am Main ausübte, wurde hierauf Professor derselben zu Rinteln, Marburg und Herborn, zog dann wieder nach Frankfurt a. M., wurde zugleich Kaiser Ferdinands III. Rath und Historiograph und starb 1669. Auch er war ein glücklicher lateinischer Dichter (Vade mecum s. Epigrammatum novorum centuriae duae, Frankfurt 1625; Poemata, Marburg 1641) und Verfasser mehrer guter historischer Schriften: Bibliotheca poet., 4 Bde., ebend. 1625. Opuscula, Marburg 1640. Rerum germanic. sub Matthia, Ferdinandis II. et III. impp. ab anno 1617—1643 gestarum, 2 Bde., Frankfurt 1646. Auch mehre medizinische Schriften und Abhandlungen hat er herausgegeben.

Lotterie (vom italienischen lotto, Loos), heißt ein Spiel, bei welchem das Loos über Gewinn und Verlust entscheidet. Dasselbe besteht im Wesentlichen darin, daß eine bestimmte Menge von Nummern als Loose um einen festgesetzten Einsatzpreis ausgeboten, und deren Betrag als Gewinn auf einige (im Verhältniß zur Gesammtzahl nur wenige) Nummern vertheilt wird, wobei die nicht verkauften Loose auf Rechnung der Unternehmer spielen. Bei der Ziehung werden sodann sämmtliche Nummern in ein Glücksrad, eben so die Gewinne, mit oder ohne die Nieten, in ein anderes Glücksrad gethan u. zu gleicher Zeit, gewöhnlich von zwei Knaben mit verbundenen Augen, von dem einen eine Nummer aus dem einen Rade, u. von dem anderen ein Gewinn oder eine Niete aus dem andern Rade gezogen. Um die Spielenden länger für die L. zu interessiren, geschieht die Ziehung gewöhnlich in mehren Classen, Classen-L.n, zum Unterschiede von der Zahlen-L. oder dem Lotto (s. u.). Oft werden hier in den ersten Classen lauter Gewinne gezogen, in der letzten aber Gewinne und Nieten, oft aber umgekehrt. Da bei diesen L.n die Einnahme der Ausgabe gleich ist, so werden, um die Unkosten zu decken u. einen Vortheil für die Unternehmung zu erhalten, von jedem Gewinne gewöhnlich 10% abgezogen; von diesen fällt ein großer Theil dem Staate anheim u. wird meist für einen besonderen Zweck verwendet. Zur Honorirung der Collekteure wird theils beim Ankaufe des Looses ein kleines Aufgeld entrichtet, theils bei Auszahlung der Gewinne ein Abzug von etwa drei Procent gemacht. Daher ist bei L.-Gewinnen der wirkliche Betrag immer um wenigstens dreizehn Prozent geringer als der Nominalwerth. Für die letzte Ziehung wird immer ein sehr ansehnlicher Gewinn als höchster aufgespart, der als großes Loos besonders die Erwartungen der Spielenden in Spannung erhält. Außer diesen eigentlichen Geld-L.en hat man auch Waaren-L.n, wo die Gewinne in verschiedenen Waaren bestehen: diese sind in der Regel sehr anlockend, weil in der Regel, wenigstens nach dem Nominalanschlage der Waaren, alle Nummern aus Gewinnsten bestehen. Diese Art von L.n ist gewöhnlich Privatunternehmung mit Erlaubniß der Behörden. In neuerer Zeit hat man auch Güter-L., wo einzelne Güter oder ganze Herrschaften verloost werden. Mit diesen sind meist Geldgewinne verbunden, wobei ein angesehenes Handlungshaus die Ziehung u. Zahlung, besonders wegen der Theilnahme im Auslande, garantirt. Großen verschuldeten Gütern kann durch solche L.n leicht aufgeholfen, auch können dadurch langwierige Sequestrationen u. Concurse abgewendet werden; es dauert aber die Unterbringung der Loose gewöhnlich sehr lange, so daß das Geld für die zuerst gekauften Loose für die Spieler längere Zeit unverzinst bleibt. — Eine besondere

Art L. sind noch die L.-Anleihen. Diese sind Staatsanleihen in Form von L.n, wobei der Staat sich verbindlich macht, die betreffende Summe bis zu der festgesetzten Zeit in bestimmten Terminen zurück zu zahlen, indem das Capital und die Zinsen nach und nach als Gewinn verloost werden. Die betreffende Regierung gibt darüber einen eigenen Verlosungsplan aus, in welchem die Anzahl der Schuldverschreibungen, welche bei den jährlichen Ziehungen zur Verlosung kommen, so wie die einzelnen Gewinne und deren Gesammtbetrag u. s. w. angegeben sind. Solche Anlehen besitzen mehre Staaten, wie Oesterreich, Preußen, Baden, Sardinien, Hessen-Darmstadt, Nassau u. a.; auch Privaten (Fürst Esterhazy u. A.) haben die Erlaubniß zur Eröffnung solcher erhalten. — Die Zahlen-L., oder das Lotto, ist eine Erfindung der Genueser u. besteht darin, daß aus einem Glücksrade, in welches die Nummern 1 bis 90 gethan worden, jedes Mal nur 5 Nummern gezogen werden, welche gewinnen, und zwar erhält jeder Spieler, der vor Beginn der Ziehung nach seinem Gutdünken 5 von jenen 90 Nummern einzeln gewählt und besetzt hat, seinen Einsatz, sobald unter seinen 5 besetzten Nummern sich eine von den gezogenen befindet, eine gewisse Anzahl Mal wieder, was ein einfacher Auszug genannt wird. Es steht aber auch jedem Spieler frei, die, in den von ihm gewählten fünf Zahlen enthaltenen, Verbindungen zu zwei, drei, vier oder fünf, d. h. Amben, Ternen, Quaternen oder Quinten zu besetzen, welche Einsätze natürlich weit höher bezahlt werden, als die einzelnen, einfachen Auszüge. — Schon die Römer hatten etwas dem Lotto Aehnliches bei ihren Saturnalien, indem an die Gäste Täfelchen vertheilt wurden, welche Etwas gewannen. Kaiser August belustigte sich bei seinen Gastmälern, indem er an die Gäste Loose verkaufte, wofür sie zum Theile Kleinigkeiten, zum Theile werthvolle Gegenstände gewannen. Nero ließ bei dem Fest der ewigen Dauer des Reiches täglich 1000 Billete unter das Volk vertheilen, von denen manche einen Gewinn brachten, der den, welchem sie zufielen, reich machte. Heliogabal ließ auf die Hälfte der Billete werthvolle Gewinne, auf die andere Hälfte lächerliche oder werthlose schreiben, z. B. auf eines sechs Sklaven, auf ein anderes sechs Fliegen; auf eines eine kostbare Vase, auf ein anderes einen schlechten Topf 2c. Auch Privatpersonen ließen bei Gastmalen häufig Gewinne unter die Gäste vertheilen, wobei sie aber darauf sahen, daß dieselben von ziemlich gleichem Werthe waren, um keinen der Gäste zu beleidigen. Gewöhnlich schrieb man auf die Löffel die Gewinne und dann die Namen der Gäste auf Zettel, welche man in einen Topf oder in eine Urne warf; der zuerst gezogene Name erhielt dann den ersten Gewinn und so fort. Oder man ließ auch die Löffel selbst von den Gästen herausnehmen u. jeder erhielt den Gewinn, der auf dem von ihm gezogenen Löffel stand. Im Mittelalter belustigte man sich mit diesen Glückshäfen zuweilen auch an den Höfen, und in Italien bedienten sich die Kaufleute ihrer frühzeitig, um ihren Waaren schnellen u. besseren Absatz zu verschaffen. Sie ließen dieselben gegen geringen Einsatz (in Glücksbuden) ausspielen. Endlich kamen auch die Regierungen darauf, die Spielwuth als eine Quelle der Einnahmen zu betrachten, wodurch das Zahlenlotto und die L.n entstanden. 1477 wurde in Nürnberg bei einem Armbrustschießen ein Glückshafen errichtet, in dem 26 Gewinne in Silbergeschirren enthalten waren. Man legte auf einen Zettel 12 Pfennige ein; die Namen der Einleger wurden in einen Hafen, und in einen andern die Gaben, nebst so vielen weißen Zetteln, als Namen gewesen waren, gelegt. Aus jedem Hafen wurde zugleich ein Zettel gezogen; wessen Name mit einem Gewinne herauskam, der hatte denselben gewonnen. 1521 errichtete der Rath zu Osnabrück eine L., in welcher Waaren ausgespielt wurden; 1530 entstand ein Lotto in Florenz, bei großem Geldmangel, zum Besten des Staates. Der Einsatz war 1 Dukaten; ungefähr um dieselbe Zeit wurden auch in Venedig u. Genua L.en errichtet. 1539 erlaubte Franz I. die Einrichtung der blanques (von bianco, weiß, weil die meisten gezogenen Zettel weiß waren, d. h. keinen Gewinn enthielten) unter der Bedingung, daß obrigkeitliche Personen sie beaufsichtigen soll.

ten u. der König von jedem Einsatz 10 Sols 6 Deniers erhielt. 1549 wurde in Amsterdam eine L. zur Erbauung eines Kirchenthurms gezogen. 1567 wurde in England die erste L. vorgeschlagen und 1569 eröffnet. 1612 ward eine zum Besten der englischen Colonien; 1630 zum Besten einer Wasserleitung gezogen. 1572 u. 1578 errichtete Ludwig von Gonzaga eine blanque zu Paris, zur Ausstattung armer Mädchen von seinen Gütern. 1611 etablirte man in Hamburg eine L. zur Errichtung des Zuchthauses. Sie wurde 1613 zum ersten Mal gezogen. Von 1620 datirt das Zahlenlotto in Genua. Dieses soll dadurch entstanden seyn, daß die Namen der Rathsherren in einen Topf geworfen und dann so viele gezogen wurden, als Stellen zu besetzen waren. Der Rathsherr B. Gentile führte dieses Lotto zuerst ein; da sein Name aber nie gezogen wurde, glaubte das Volk, der Teufel habe ihn und seinen Namen zur Strafe für diese unglückliche Erfindung geholt. 1644 kam Lorenz Tonti aus Neapel nach Paris und schlug bei dem herrschenden Geldmangel die in Italien schon lange bekannten Leibrenten vor, die nach ihm Tontinen (s. d.) genannt wurden. Nach langen Berathungen wurde aber sein Vorschlag verworfen, und er gab statt dieser den Plan zu einer großen blanque, die 1656 die königliche Bewilligung erhielt, aber nicht vollzählig wurde. Doch kam 1660 beim Friedens- und Vermählungsfeste Ludwigs XIV. eine königliche L., fast ganz nach Tonti's Plane, zu Stande und 1661 wurden alle Privat-L.n bei strenger Strafe verboten. 1699 entstand zu Nürnberg eine Classen-L.; 1727 verbot Papst Benedikt XIII. das Einsetzen in das Genueser Lotto bei Strafe des Bannes. 1731 wurde in Kursachsen das Einsetzen in allen fremden L.en verboten. Vor 1740 errichtete Papst Clemens XII. ein Lotto in Rom. 1740 kam die L. in Berlin auf, 1752 in Wien. Die Zahlen-L. findet sich zuerst 1763 in Berlin, 1769 in Ansbach u. Bayreuth. Ueber den schädlichen Einfluß des L.spiels ist schon so viel u. so oft gesprochen worden, daß auch nur ein einziges weiteres Wort beizusetzen überflüßig wäre. Gebe Gott, daß wir die L.n bald nur noch in den Conversations-Lexiken, und sonst nirgends mehr, finden mögen!

Lotus, eine heilige Blume in Indien u. Aegypten, welche zur Classe der Wasserlilien gehörte, wovon besonders zwei Arten bemerkenswerth sind: Nymphea Lotus u. Nymphea Nelumbo; erstere war in Indien heilig, letztere in Aegypten. Jene gab der sinnigen Poesie der Indier zu den zartesten Bildern u. Vergleichen Anlaß: Auf einem L.-Blatte schwimmt der neugeborene Brama über den Abgrund; die Tochter des Oceans u. der Nacht, Lakschmi, Göttin des Ueberflußes, segelt in einer L.-Blume daher. Das Samenkorn der Pflanze enthält im Innern die Pflanze selbst ganz deutlich abgebildet, lauter Gründe zu ihrer Verehrung, welche so weit geht, daß gläubige Indier sich vor ihr niederwerfen und sie anbeten. Sie ist die Blume der Nacht, welche sich ängstigt, wenn der Tag anbricht, die sich nur dem Monde öffnet, nur ihm duftet u. ihr Haupt vor den Strahlen der Sonne senkt. Eben so verehrten die Aegypter diese Pflanze, in welcher sie den Phallos des Osiris wieder zu finden glaubten, als Symbol des Gottes, als Symbol der zeugenden und empfangenden Naturkräfte, und noch jetzt ist den Bewohnern des Nilthales die L.-Blume ein Zeichen des Segens. — Bei den Griechen nannte man L. eine Straucha rt (L. Libycus), aus deren Früchten man Brod zu backen u. aus dessen Holz man Götterbilder zu schnitzen pflegte. Wahrscheinlich lebten von dieser Frucht Homers Lotophagen, ein fabelhaftes, im Norden von Afrika wohnendes, gastfreies Volk, welches, der homerischen Dichtung zu Folge, den Odysseus, der auf seinen Irrfahrten dahin kam, freundlich aufnahm und bewirthete.

Lotz, Johann Friedrich Eusebius, Sachsen-Koburgischer Conferenzrath, geboren 1771 zu Sonnenfeld, studirte seit 1787 zu Jena die Rechte, wurde 1790 Hofadvokat, praktizirte zuerst in Sonnenfeld, dann in Hildburghausen u. erhielt 1797 die Stelle eines Regierungs- u. Consistorialsecretärs. 1801 wurde er *geheimer Regierungsrath* und Lehenssekretär, in welcher Stellung er dem Fürsten

nahe trat. Weil er die Beförderung zum Regierungsmitgliede nicht unbedingt annahm, ward er als Amtmann nach Hildburghausen versetzt (1806). Vier Jahre nachher ging er als wirklicher Regierungsrath in Sachsen-Koburgische Dienste, nahm 1814 als Commissarius an den Conferenzen der Staaten des thüringischen Zollvereins Theil u. war 1815 in ähnlichen Angelegenheiten bei der Commission zu Frankfurt. In den beiden folgenden Jahren organisirte er das Fürstenthum Lichtenberg u. half 1821 die koburgische Verfassung entwerfen. Wegen seiner Verdienste als Mitglied der Staatsschuldentilgungscommission und provisorischen Betheiligung beim Ministerium; wegen seiner Mühe bei der Regulirung des Allodialvermögens u. bei anderen Angelegenheiten, wurde er 1824 rasch hinter einander zum geheimen Regierungsrathe und geheimen Assistenzrathe u. Mitglied des Ministeriums ernannt. Der König von Sachsen, als Vermittler des (1826) zu Stande gekommenen Theilungsvertrages, ertheilte ihm das Ritterkreuz des Civilverdienstordens. Nachdem er 1827 das Prädikat als geheimer Conferenzrath erhalten hatte, verhandelte er 1830 in München den Anschluß des Amtes Königsberg an den bayerisch-württembergischen Zollverband und wurde 1835 Spruchmann bei dem Bundesschiedsgerichte. Er schrieb „Juristische Mittheilungen" (Hildburgh. 1799); „Ueber den Begriff der Polizei u. Umfang der Staatspolizeigewalt" (ebend. 1806); „Ideen über öffentliche Arbeitshäuser" (ebend. 1811); „Civilistische Abhandlungen" (Koburg 1820); „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre" (4 Bde., Koburg 1811); „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (3 Bde., Erlang., 2. Aufl. 1837 f.), welches letztere Werk seinen Namen für immer in dem Andenken der gelehrten Welt erhalten wird, die ihm bereits 1819 einen Lehrstuhl an der Universität zu Bonn antrug. Adam Smith hatte an ihm einen eben so scharfsinnigen, als gelehrten u. selbstständigen Anhänger.

Loudon, Gideon, Freiherr, von den Oesterreichern Laudon genannt. Einer schottischen, aber seit längerer Zeit ausgewanderten Familie entsprossen, den 10. October 1716 zu Trotzen in Liefland geboren, trat er mit 15 Jahren als Cadet in russische Dienste. Seine ersten Feldzüge waren in Polen 1733, am Rheine 1735 u. gegen die Türken unter Münnich 1736—39. Nach dem Frieden verabschiedet, rieth ihm sein Landsmann Hochstätter, nach Wien zu gehen. Unterwegs änderte er seinen Plan u. suchte in Berlin preußische Dienste. Der König ließ ihn lange nicht vor u. L. mußte sich vom Abschreiben ernähren; endlich erlangte er Audienz, aber Friedrich sagte auf französisch zu den Umstehenden: „Die Physiognomie dieses Mannes sagt mir nicht zu" — er mag diese Aeußerung oft genug bereut haben. — In Wien brachte der Zufall L. in Berührung mit dem Großherzoge Franz, den er nicht kannte, u. er wurde von diesem Maria Theresia vorgestellt. In Folge dessen wurde er Hauptmann bei den Trenk'schen Panduren, wurde verwundet, gefangen — Beides nur dieses eine Mal. Bei einem Ueberfalle befreiten ihn seine Leute. Dann stand er in Schlesien in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr. L. verließ das Trenk'sche Corps, suchte eine andere Anstellung in Wien u. kam endlich als Major zu dem Likaner Gränzregimente. Hier beschäftigte er sich emsig mit militärischen Studien und trat zur katholischen Kirche über. Als der 7jährige Krieg ausbrach, strich ihn der Commandirende in Kroatien, Petazzi, ein roher, unwissender Mann, aus der Liste der ausrückenden Offiziere; L. ging nach Wien, um sich zu beschweren. Alles war durch Petazzi gegen ihn eingenommen u. er sollte mit einem scharfen Verweise zurückgesendet werden, als der schon erwähnte Hochstätter, eben damals bei der k. k. Staatskanzlei angestellt, ihm Zutritt beim Staatskanzler Fürsten Kaunitz verschaffte. Dieser erkannte seinen Mann. L. wurde als Oberstlieutenant angestellt. Das Patent fand den künftigen Feldmarschall in einer erbärmlichen Dachstube. Er zeichnete sich alsobald aus bei Teschen, Hirschfeld, in der Prager Schlacht, in der Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Kollin. Hierauf den Franzosen zugetheilt, war er Zeuge der Niederlage von

Ansbach. Er wurde damals zum Generale ernannt. Die preußischen Husaren fingen den Courier mit dem Patente auf, Friedrich aber übersandte es ihm mit einem schmeichelhaften Schreiben. Daß Friedrich die Belagerung von Olmütz aufgeben mußte, war größtentheils L.s Verdienst; dafür erhielt er 1758 das Ritterkreuz u. wenige Monate nachher das Großkreuz des Theresiens-Ordens u. die Ernennung zum Feldmarschalle. Für seine Tapferkeit und Einsicht in vielen Gefechten wurde er später in den Freiherrnstand erhoben. Die Niederlage der Russen bei Kunnersdorf verwandelte er in vollständigen Sieg, der den Krieg entschieden hätte, wenn er die Russen zum schnellen Vordringen zu bestimmen im Stande gewesen wäre. Zum Feldzeugmeister ernannt, erhielt L. ein eigenes Corps von 30,000 Mann zugewiesen. Am 29. Juni 1760 schlug er bei Landshut in Schlesien den preußischen General Louquet, nahm ihn gefangen und erstürmte Glaz; sein Rückzug nach der Schlacht bei Liegnitz wurde allgemein bewundert. Am 1. Oktober 1761 nahm er das wohlbefestigte Schweidnitz mit einem Handstreiche weg. Als der Hubertsburger Friede L.s blutiges Geschäft endete, ging er, seiner Gesundheit wegen, nach Karlsbad, wo er mit Gellert zusammentraf. Sie zogen sich wechselseitig an. Mit Kaiser Joseph bereiste er 1773 das neu erworbene Galizien u. Lodomerien. In dem bayerischen Erbfolgekriege führte er den Oberbefehl als Feldmarschall; aber der Friede von Teschen raubte ihm die Gelegenheit, neue Lorbeeren zu ernten. Am ersten türkischen Feldzuge 1788 hatte er keinen Theil; erst gegen den Schluß desselben kam er zum Heere, eroberte Dubitza u. Novi, im nächsten Jahre Neugradisca, Belgerad und Semendria. Die Truppen streiften schon bis an die Alt. Von dort wurde L. abgerufen, um sich in Mähren an die Spitze der Truppen zu stellen, die gegen die Preußen gesammelt wurden. Im Hauptquartiere zu Neutitschan überraschte ihn den 14. Juli 1790 der Tod. Er wurde auf seiner Herrschaft Hadersdorf nächst Wien im Parke begraben. Hadersdorf war sein Lieblingsaufenthalt, den er in Friedenszeiten selten verließ. Er verwendete selbst im Alter alle Zeit auf militärische Studien. Seine Ehe mit Klara von Hagen, einer Offizierstochter aus der Gränze, die er als Major heirathete, blieb kinderlos. Mailáth.

Louisdor, eine frühere französische Goldmünze, zuerst von Ludwig XIII. 1640 u. seitdem, bis zur Revolution, in verschiedenen Sorten u. nach verschiedenem Gewichte u. Feingehalte geprägt. Man unterscheidet z. B. alte L., von 1640—1709 zu 22 Karat fein u. von sehr verschiedenem Rauhgewichte; Sonnen-L. von 1700—1716, 28¾ Stück auf die rauhe, 32 Stück auf die feine Mark; Noailles oder Kronpistolen, 1716—18, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV., auf Veranlassung des Herzogs von Noailles, Direktors der Finanzen, geprägt, 19⅛ Stück auf die rauhe, 21 Stück auf die feine Mark; Chevalierdor oder Malteserkreuz, von 1718—23 geprägt; Mirlitons, von 1723—26, von der gelben Farbe des Goldes so genannt, 36 Stück auf die rauhe, 40 Stück auf die feine Mark; Schild-L., von 1726—83 geprägt, 28⅞ Stück auf die rauhe u. 31 $\frac{1}{12}$ Stück auf die feine Mark. Alle diese Sorten, von denen es auch doppelte und halbe gab, kommen jetzt nur noch selten oder gar nicht mehr vor. Dagegen cursiren noch zuweilen, besonders im südwestlichen Deutschland, wo sie auch Carolins oder schlechtweg L. genannt u., wenn sie wichtig sind, zu 11 Gulden genommen werden, die seit 1185 bis kurz nach der Revolution geprägten neuen Schild-L. oder neuen L., Louis neuf, 30,575 Stück auf die rauhe u. 33,535 Stück auf die feine Mark; die seit 1788 geprägten sind jedoch an Gehalt u. Gewicht etwas geringer. — Schweizer L. wurden schon früher in den meisten Cantonen u. seit 1818 in der ganzen Schweiz zu 16 Schweizer Franken geprägt, zu 21 K. 7,2 gr. fein, 30,5614 Stück auf die rauhe 33,957 Stück auf die feine Mark u. ca. 6 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf. preußisches Cour. werth, die älteren jedoch etwas weniger. — Uebrigens nennt man im gemeinen Leben, sowie im Handel, alle zu 5 Thalern in Gold geprägten Goldmün-

zen L. u. nimmt davon nur die preußischen Friedrichsdor aus, welche besser sind. — In Bremen ist die gewöhnliche Rechnungsvaluta L. à 5 Thlr.

Louise, s. Luise.

Louisiana, s. Luisiana.

Loupen nennt man plan- oder biconvexe Linsengläser (s. d.), die in einen, zuweilen zollhohen, Ring von Silber, Elfenbein, Schildpatt, Horn rc. gefaßt, auch manchmal mit einem Griffe versehen sind u. als Vergrößerungsgläser dienen. Sehr oft, z. B. bei astronomischen Instrumenten zur Vergrößerung der Theilung, wendet man auch ein aus zwei convexen Linsen zusammengesetztes System an; eine solche L. nennt man, zum Unterschiede von der einfachen, eine zusammengesetzte. Warum man mittelst einer L. die Gegenstände vergrößert erblickt, ist sehr einfach zu erklären. Offenbar müssen wir nämlich die Gegenstände um so größer erblicken, je näher sie dem Auge gebracht werden; zu nahe an das Auge gebrachte Gegenstände können wir aber nicht mehr deutlich wahrnehmen, weil die von ihnen kommenden Lichtstrahlen zu sehr divergiren und demnach erst hinter der Netzhaut sich vereinigen. Sind wir nun im Stande, durch irgend ein Mittel diese Divergenz wegzuschaffen, so daß die, von dem Gegenstande kommenden, Strahlen parallel oder nahe parallel in das Auge gelangen, so werden wir ihn wieder deutlich, aber auch zugleich vergrößert erblicken. Diese Divergenz kann aber offenbar durch eine convexe Linse, oder ein System von Linsen, was dieselbe Wirkung hat, aufgehoben werden. Denn, halten wir die Linse in einer Entfernung gleich ihrer Brennweite vom Gegenstande, so werden alle von diesem kommende Strahlen parallel ausfahren; folglich muß uns das Objekt eben so deutlich erscheinen, als wenn wir es in der gehörigen Sehweite betrachten, aber wegen der größeren Nähe bei dem Auge vergrößert. Die L. wird mithin sovielmal vergrößern, als wievielmal ihre Brennweite in der Sehweite für ein gewöhnliches Auge enthalten ist.

Louvel, Pierre Louis, hieß der Mörder des unglücklichen Herzogs von Berry (s. d.), des Sohnes Karls X. von Frankreich, der diesem Prinzen am 13. Februar 1820, als er Abends gegen 11 Uhr mit seiner Gemahlin aus der großen Oper zu Paris zurückkehrte, beim Einsteigen in den Wagen einen Dolch in die Schulter stieß und am 7. Juni desselben Jahres, ungeachtet der von dem Prinzen, noch wenige Augenblicke vor seinem Tode ausgesprochenen Bitte, den Mörder zu begnadigen, den Lohn seiner Frevelthat durch die Guillotine empfing. —

Louvet de Couvray (Jean Bapt.), geb. zu Paris 1764, war schon vor der Revolution literarisch bekannt, redigirte als Mitglied des Jakobinerclubs die Zeitschrift „La Sentinelle,“ vertheidigte im Nationalconvente mit Talent und Muth die Gironde, enthüllte 1792 Robespierre's Plane und wurde deßwegen mit den Girondisten geächtet, kam aber 1795 in die Versammlung zurück, wurde Mitglied des Rathes der 500 u. starb 25. August 1797. Er war ein Mann von Kopf u. Talent u. erwarb sich durch Romane u. politische Schriften nach dem damaligen Geschmacke Beifall u. Ansehen. Unter den ersteren war es besonders der schlüpfrige Roman: Les Amour du chevalier de Faublas, welcher seinen Ruf begründete.

Louvois (Francois Michel Le Tellier, Marquis de), geboren zu Paris 1641, wurde durch den Einfluß seines Vaters, der Kanzler war, schon 1666 Kriegsminister Ludwigs XIV., 1668 Generalpostmeister und nach Colberts Tode auch Intendant der königlichen Bauten. In ersterer Eigenschaft bewies er große Thätigkeit u. einen feurigen Reformationsgeist. Er stellte die Ordnung u. Disciplin bei den Armeen wieder her, führte vermittelst großer Geldsummen, die Colbert beischaffte, den Gebrauch der Magazine, die man vorher in den Feldzügen nur wenig kannte, die einförmige Kleidung der Regimenter, die Grenadiercompagnieen u. den Gebrauch des Bajonnets ein u. machte überhaupt im Kriegswesen viele neue u. verbesserte Einrichtungen. Dadurch setzte er seinen König in den Stand, die Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe wagen zu dürfen und

zum Theile auch auszuführen. L. war aber auch der Schöpfer des vielen Unglücks, das durch diese Kriege über Frankreich gekommen ist. Denn er liebte den Krieg zu sehr, um sich in seinem Posten entbehrlich zu machen, wie denn der König wirklich lange Zeit glaubte, daß er ihn nicht missen könne. In den Krieg mit dem deutschen Reiche 1688 verwickelte er den König, bloß, um sich seine Stellung zu erhalten, die, weil er Ludwig von der Verbindung mit der Maintenon (s. d.) abgerathen hatte, zu wanken anfing. Als der, seitdem über L. aufgebrachte, König wegen eines an dem Schlosse zu Trianon unsymmetrisch angelegten Fensters mit ihm in einen heftigen Streit gerieth, soll jener ausgerufen haben: „Ich bin verloren, wenn ich den Mann nicht durch einen Krieg anderweitig beschäftige," u. so begann denn der lange u. muthwillige Krieg, der 1697 mit dem Frieden von Ryswijk endigte. Hätte L. in seinem Leben Nichts Schlimmes gethan, als den Befehl zu den gräßlichen Mordbrennereien in der Pfalz ertheilt und die gleichen Versuche im Kurfürstenthume Trier gemacht: wahrlich, seine Ministerschaft hätte der Flecken genug an sich, wogegen seine Pflege der Wissenschaften, die Gründung des prächtigen Invalidenhauses zu Paris u. a. immer nur untergeordnete Lichtpunkte bilden. Aber auch sonst hat sein Charakter nicht die helleste Färbung: er war stolz und haßte Jeden, der ihm an Ansehen gleich zu seyn schien, oder der sich nicht genug vor ihm demüthigte. Er starb, in Folge eines Aderlasses, zu Versailles, 16. Juli 1691, als sein Sturz eben bevorstand.

Louvre, s. Paris.

Lowositz, Stadt im Kreise Leitmeritz des Königreichs Böhmen, an der Elbe, mit 1200 Einwohnern; hier den 1. October 1756 siegreiche Schlacht der Preußen unter Friedrich II. über die Oesterreicher unter Feldmarschall Brown. Vgl. Siebenjähriger Krieg.

Loxodromie bedeutet die wahre Entfernung eines Ortes von einem andern auf der Oberfläche der Erde, durch eine krumme Linie gemessen, welche alle, aus einem Pole gezogenen, Meridiane unter demselben Winkel durchschneidet. Diese, die loxodromische Linie genannte Linie, welche auch den Namen Dwarskurs erhält, wird von solchen Schiffen beschrieben, welche nicht nach einem Cardinalpunkte steuern, sondern ihren Weg außerhalb der vier Hauptstriche des Compasses nehmen müssen.

Loyola, der heilige Ignatius L., Stifter der Gesellschaft Jesu, s. Ignatius (2).

Lozère, ein Gebirge in Frankreich in den Cevennen, 707 Toisen über dem Meere, von welchem ein Departement den Namen trägt. — Das Departement der L., 93¾ □ Meilen mit 150,000 Einwohnern, ist aus der Landschaft Gévaudan, einem Theile des ehemaligen Languedoc, gebildet, liegt zwischen den Departements Cantal u. Haute-Loire im Norden, Ardèche u. Gard im Osten, Ardèche im Süden, Aveyron im Südwesten und Westen, ist gebirgig durch die Cevennen, deren bedeutendste Höhen Lozère und Mercoire im Osten, die lange Kette la Margeride im Norden, Peyrou, Montasset, Faulire u. Brunelière im Westen u. Laigonal im Süden sind. Die bedeutendsten Flüsse sind: Tarn, Lot, Allier, Chassezat, Gardon, Truyère; außerdem gibt es einige kleine Seen, z. B. der von Salliens, Souvevols, St. Andiol u. Bord. Produkte: Getreide, aber nicht zureichend, Waldhölzer, Wein, Seide; von Thieren Pferde, Maulesel, Hasen; dann Blei, Silber, Kupfer, Antimonium und Eisen, Marmor, welche der Bergbau ausbringt. Die Industrie beschäftigt besonders Seiden-, Woll- u. Baumwollspinnereien und Webereien, Papiermühlen, Färbereien, Gerberei und Pergamentmacherei. Eintheilung in drei Arrondissements: Mende, Marvejols, Florac. Hauptstadt Mende.

Lublin. 1) Gouvernement im Königreiche Polen, an Rußland und Galizien gränzend, 317 □ Meilen groß, mit 520,000 Einwohnern, besteht aus der ehemaligen Woidwodschaft L. und Theilen von Chelm u. Belczk. Jetzt ist [illegible]

nem Regierungsrayon auch das Gouvernement Podlachien gezogen. — 2) **Kreis**, worin außer L. die Städte Kamionka (1700 Einwohner), Opole (2000 Einwohner), Pioski, Biskirpirn u. a. — 3) Hauptstadt des Gouvernements an der Bystrzyca, Sitz der obersten Behörden, hat gegen 15,000 Einwohner, ein altes, festes, jetzt zu einem Criminalgefängniß und Zuchthaus umgewandeltes Schloß, auf einem Berge östlich über der Stadt, ein schönes Rathhaus, neues Schauspielhaus, 18 Kirchen, worunter besonders die Kathedrale, zwölf Mönchs- und sechs Frauenklöster, ein Piaristen-Collegium, Seminar, Hospitäler, Fabriken in Tuch u. Handel in Getreide und Ungar-Weinen. Gesellschaften für Ackerbau, Wissenschaften, Wohlthätigkeit und ein Nationaltheater, worin russische Stücke gegeben werden. — L. ist sehr alt und kommt schon unter den früheren Piasten vor. 1203 wurde es vergeblich vom Czaar Romanus belagert, 1240 von den Tataren verbrannt, im 14. Jahrhunderte vom Großfürsten Daniel von Rußland genommen und befestigt, aber nach 57jährigem Besitze wieder an die Polen verloren, worauf es Kasimir der Große stärker befestigte. Es hatte zur Zeit seiner Blüthe unter den Jagellonen 50 — 70,000 Einwohner. Hier wurde 1702 die Conföderation mit August von Polen gegen Karl XII. von Schweden gestiftet. In der Theilung von 1773 kam es an Oesterreich; jedoch wurde es 1809 Departementsstadt des Großherzogthums Warschau u. blieb 1815 beim Königreiche Polen. (Vergleiche Polen, Geschichte.) **Weisflog.**

Lubomirski, ein altes polnisches Geschlecht, das 1598 in den Reichsgrafenstand u. mit dem Grafen Stanislaus L. 1647 in den Reichsfürstenstand erhoben u. darin von Oesterreich 1786 bestätigt wurde. Durch Stanislaus L.s Söhne verzweigte sich das Haus in 4 Linien, welche zum Theil sich wieder spalteten. Haupt der Linie des Fürsten Hieronymus zu Rzeszow ist der kinderlose Fürst Georg, geboren 1799.

Lucanus (Marcus Annäus), geboren zu Corduba im Jahre 38, gestorben im Jahre 65 n. Chr., Brudersohn des Philosophen Seneca (s. d.). Nero wurde auf seine dichterischen Vorzüge eifersüchtig, und da sich L. in eine Verschwörung wider ihn eingelassen hatte, ward er zum Tode verurtheilt. Sein Gedicht, Pharsalia, oder von dem durch die pharsalische Schlacht entschiedenen bürgerlichen Kriege zwischen Cäsar und Pompejus, in 10 Büchern, ist mehr historisch, als episch, zu treu der Geschichte und zu einförmig in der Erzählung. Dagegen enthält es treffliche Schilderungen der Charaktere u. schön ausgearbeitete Reden. Ausgabe von Oudendorp, Leyden 1728; von Burmann, ebend. 1740; von R. Cumberland mit Grotius u. Bentley's Anmerkungen Strawberry-Hill 1760. Abgedruckt, Glasgow 1816. Handausgabe von G. Corte, Lpz. 1726; der Apparat desselben zu einer größeren Ausgabe wurde späterhin von C. F. Weber herausgegeben in 2 Bdn., Lpz. 1828 u. 1829, der auch eine eigene Ausgabe in 3 Bdn., Leipz. 1821—31 besorgt hat. Die neueste Ausgabe ist von Weise, Quedlinburg 1835.

Lucas, s. Lukas.

Lucca, bis zum 5. October 1847 ein selbstständiges Herzogthum in Mittelitalien, das, in Folge der Verzichtleistung des Herzogs Karl Ludwig von Bourbon, Infanten von Spanien (s. d.), der in Folge der Wiener Verträge von 1815 nach dem Tode der Herzogin Marie Luise (s. d.) das Herzogthum Parma erhielt, an Toskana abgetreten wurde und nun einen Bestandtheil dieses Großherzogthums bildet, s. Toskana.

Lucca, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums und, bis zur Abtretung desselben an Toskana, Residenz des Landesherrn, in geringer Entfernung vom Serchio, mit 24,000 Einwohnern, ist von Wällen umgeben, die zugleich angenehme Spaziergänge bilden, nicht schön gebaut, doch mit mehren ansehnlichen Gebäuden versehen u. Sitz der obersten Landesbehörden u. eines Erzbischofs, hat eine (freilich mehr nur einem Lyceum gleichende) Universität, drei Bibliotheken, Akademie (degli oscuri), Zeichnenschule, fünf Hospitäler, drei Theater, verschiedene andere wissenschaftliche u. Wohlthätigkeitsanstalten, unter denen besonders [illegible]

führen sind: Ospizio dei maschi esposili, für ausgesetzte oder elternlose Knaben vom 3. bis zum 18. Jahre, worin die kleinen stricken müssen, die größeren ein Handwerk erlernen. Gleich daneben ist das Findelhaus, in welchem Kinder bis zu ihrem 5. Jahre erzogen werden. Das Ospizio delle orfane (S. Giustina), für ausgesetzte oder elternlose Mädchen bis zur Zahl von 412 (obschon deren viel mehr aufgenommen u. erwachsen zu Hospitaldiensten verwendet werden) vom 5. bis zum 15. Jahre, welche in allen weiblichen Arbeiten u. Kenntnissen unterrichtet werden; ferner befindet sich hier eine Aufmunterungsgesellschaft für Künste u. Handwerke, ein Handelsgericht, eine Münzstätte; auch hat in L. das Direktorium der L.-Pisaner Eisenbahngesellschaft seinen Sitz. Unter den zahlreichen Kirchen bemerken wir: die Domkirche, dem heiligen Martin, dem Schutzpatron der Stadt, gewidmet, im byzantinisch-germanischen Baustyl, von Bischof Anselmus Badagius (nachmaligen Papst Alexander II.) im Jahre 1060 gegründet u. 1070 geweiht. St. Giovanni, eine der ältesten Kirchen L.s, mit dem daranstossenden, zum Archive verwendeten Battisterio, aus dem 12. Jahrhunderte. St. Alessandro, in einer spät antiken Bauart, von großer Einfachheit, mit antiken Säulen und Capitälen im Innern und interessantem Portal. St. Francesco, mit den Denkmalen des Dichters Giovanni Guidiccioni aus dem 16. Jahrhunderte, des Castruccio Castracani aus dem 14. Jahrhundert u. einer großen Vase von Paolo Guigno. St. Frediano, auch Basilica Longobardorum, davon die Urkunden bis 685 reichen. Die Façade aus dem 12. Jahrhundert, mit einem gleichzeitigen Mosaik, die Himmelfahrt Christi (restaurirt 1827). Von anderen Gebäuden nennen wir: den herzoglichen Palast, angefangen 1578 von Bart. Ammanati, fortgeführt von Fr. Pini 1789; erweitert (aber nicht vollendet) 1832 von Lorenzo Nottolini. Von Alterthümern hat L.: Reste eines großen Amphitheaters in gutem Styl von 54 Arkaden für jedes Stockwerk. Von einem antiken Theater aus der Kaiserzeit sind noch zwei Stockwerke über der Erde, das dritte, unterste, verschüttet, auch von der Scene u. den Bogen, welche die Sitze trugen, sind Reste vorhanden. — Im Vescovado ein schöner Sarkophag von griechischem Marmor mit einem Bacchuszuge in Relief. Die gewerbliche Industrie, welche gegen Ende des 18. u. zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sehr gesunken war, erhebt sich von Neuem wieder, und bereits verdienen die Seidenzeug, Tuch-, Wollzeug- und Papiermanufakturen des Stadtgebietes mit Auszeichnung genannt zu werden. Handel mit den erwähnten Fabrikaten u. Landesprodukten, namentlich mit Oel u. mit Seide. Im Ganzen aber ist letzterer nicht von Bedeutung. — Von ungewissem Ursprunge, tritt L. zuerst in der Geschichte auf als Zufluchtsort des Sempronius Longus gegen Hannibal, worauf es römische Colonie wurde. Julius Cäsar ging 53 v. Chr. hier durch und empfing daselbst die römischen Großen. 550 eroberte es Totila, später Narses nach siebenmonatlicher Belagerung. Unter den Longobarden bekam L. Herzöge oder Marchesen, die es im Namen des Königs regierten, u. dieses Verhältniß blieb unter den Kaisern bis zu Ende des 12. Jahrhunderts. Um 1120 fing L. an, sich zum Freistaate zu bilden, erst abhängig vom Reiche, aber zuletzt 1288 durch Diplom des Kaisers Rudolf von Habsburg ganz selbstständig. Bald mächtig u. reich, ward es in Fehden mit den Nachbarstaaten verwickelt, 1314 von Uguccione della Fagiuola erobert und zwei Jahre von ihm behauptet. Nach seiner Vertreibung machte sich ein edler Lucchese, Castruccio Castracani, aus der Familie der Antelminelli, zum Herrn der Republik, brachte sie auf die Seite der Ghibellinen, erweiterte sie, war siegreich in allen Schlachten, namentlich gegen die Florentiner, u. wurde von Ludwig dem Bayern zum Reichsvikar in Pisa, Pistoja, Volterra ꝛc. ernannt. Nach seinem Tode 1328 verkaufte Ludwig der Bayer L. an einen reichen Genuesen, Gherardo Spinola, um 60,000 fl., der es indeß nicht behaupten konnte. Es ging durch vieler Herren Hände, bis 1335 es an Mastino della Scala von Verona u. 1341 durch diesen an Florenz kam. Die Pisaner indeß machten dieses Besitzthum streitig u. Karl IV. gab der Stadt für 25,000 Goldgulden wieder das Recht, sich selbst zu regieren.

1370. Darauf, 1400, machte Paolo Guiniti sich zum unbeschränkten Herrn der Stadt, regierte mäßig u. klug, kam aber im Kriege mit den Florentinern in die Gefangenschaft des mit diesen verbündeten Maria Visconti von Mailand, der ihn nebst seinen Söhnen im Gefängniß umkommen ließ und L. für sich nahm. Das Jahr 1431 brachte der Republik noch einmal ihre Freiheit wieder durch die Unterstützung des Niccolo Piccinino. Von 1556 an begann die Adelspartei, die Herrschaft dem Volke allmälig zu entziehen. Die französische Occupation führte sodann einen Zustand der Verwirrung herbei, welchem Napoleon dadurch, daß er 1805 L. seiner Schwester Elisa als Herzogthum schenkte, ein Ziel setzte. Nach dem Wiener Congresse kam L., ebenfalls als Herzogthum, an die Königin Marie Luise von Etrurien u. deren männliche Descendenz, wurde aber im October 1847 von dem Herzog Karl Ludwig an Toskana (s. d.) abgetreten).

Lucchesini (Girolamo, Marchese de), königlich preußischer Staatsminister, ein bekannter Diplomat, stammte aus einer patrizischen Familie in Lucca, erwarb sich in jungen Jahren viele wissenschaftliche Kenntnisse und vollendete die Ausbildung seiner vorzüglichen Talente auf ausländischen Reisen. In Berlin, wo er nach 1778 dem Könige Friedrich II. vorgestellt wurde, genoß er ausgezeichnete Achtung; der Monarch selbst, der ihn wegen seiner Kenntnisse sehr schätzte, nahm ihn als Bibliothekar in seine Dienste und ertheilte ihm den Titel eines Kammerherrn. Nach dem Tode des Königs, 1786, kam er, unter Friedrich Wilhelm II., in die diplomatische Laufbahn u. wurde nach Warschau gesandt, wo er 1788 der Eröffnung des Staatsrathes beiwohnte. Hier wiegelte er die, für die Unabhängigkeit gestimmte, Partei gegen Rußland auf und bewirkte im März 1790 die Abschließung eines Allianztraktates zwischen Preußen und Polen. Im Juli eben dieses Jahres wohnte er als bevollmächtigter Minister der Zusammenkunft in Reichenbach bei, um, in Vereinigung mit England und Holland, zwischen dem Kaiser u. den Türken den Frieden einzuleiten. 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er durch die obwaltenden Umstände zum Bruche des Allianztraktates, den er selbst unterzeichnet hatte, genöthiget ward. Der König ernannte ihn darauf 1793 zum preußischen Botschafter in Wien; er verweilte aber nicht lange daselbst, sondern begleitete den Monarchen während des größten Theils des damaligen Feldzuges. Nach Beendigung desselben kehrte er nach Wien zurück, blieb daselbst bis zum März 1797 und ging im September 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris, von wo er sich später nach Mailand begab, um Napoleon u. mehren Großen seines Hofes die Dekoration des preußischen schwarzen Adlerordens zu überbringen. Seinen Anregungen gab man besonders den Ausbruch des preußisch-französischen Krieges von 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht ratifizirte, und nahm, in Folge dieser Ereignisse, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzukehren. Später ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris, starb aber schon am 19. October 1825 zu Florenz. Er verfaßte mehre Schriften, unter denen sein Werk über den Rheinbund „Sulle cause e gli effetti della confederazione renana“ (deutsch von Halem, 3 Bde., Leipz. 1821—25) die bedeutendste.

Luchs (Felis lynx), ein zu dem Katzengeschlechte gehöriges Raubthier. Der europäische L., $3\frac{1}{2}'$ lang, $3\frac{1}{2}'$ hoch, mit feinem, langem, rothbraunem, schwarzbraun geflecktem und getiegertem, nach unten weißgelblichem Pelze und schwarzen Ohrpinseln, auch schwarzer Spitze an dem 8 Zoll langen Schwanze, wohnt in der gemäßigten und kalten Zon Europa's und Asiens, wo er Hasen, Waldgeflügel, Schafen, Kälbern, Rehen, Hirschen, selbst wilden Schweinen nachstellt, die er aus einem Hinterhalte überfällt u. durch Zerbeißen der Halswirbel tödtet, worauf er sich an ihrem Blute und den besten Theilen des Fleisches und der Eingeweide labt. Wegen des großen Schadens, den er besonders auf Wildbahnen anrichtet,

sowie seines kostbaren Balges wegen, wird ihm eifrig nachgestellt, so daß er in Deutschland zu den Seltenheiten gehört. Das etwas kleinere Weibchen wirft zwei bis vier Junge im Dickicht. Außer dem gemeinen europäischen L. gibt es noch: den portugiesischen L. (Felis pardina), kleiner u. von geringerem Pelzwerk; den russischen L. (F. cervaria), die größte Art, mit vortrefflichem Pelze; den Polar L.; den canadischen L., dessen Pelzwerk theuer bezahlt wird; den braunen L. in Nordamerika, von gleichem Werthe.

Lucianus, einer der geistreichsten u. witzigsten griechischen Schriftsteller der späteren Zeit, aus Samosata in Syrien, im zweiten Jahrhunderte n. Chr., war Sachwalter zu Antiochia, dann Rhetor in Gallien, lebte hernach als Privatgelehrter den Wissenschaften in Athen, bis er, an Jahren schon ziemlich weit vorgerückt, zuletzt unter Marcus Aurelius Prokurator eines Theils von Aegypten wurde. Er war weder Christ, noch Gottesläugner, als Philosoph keiner besondern Schule zugethan, reich an Scharfsinn, an lebhaftem Witze u. an der Gabe des Spottes, den er wider Götter u. Menschen oft zu frei und muthwillig ausließ. Unter den vielen Schriften, die wir von ihm haben, sind die meisten dialogisch; besonders merkwürdig sind darunter die Gespräche der Götter u. der Todten. Seine rein attische, geschmackvolle Schreibart verdient um so mehr Bewunderung, da er kein geborener Grieche war. — Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, mit der sehr guten lateinischen Uebersetzung von Hemsterhuis u. Gesner, u. mit zahlreichen Anmerkungen dieser u. vieler anderen Gelehrten besorgte Reitz, Amsterd. 1743 in 3 Quartbänden, wozu noch in einem 4. Bde., Utrecht 1746, ein vollständiges Register hinzukam. Ein neuer Abdruck davon, mit Auswahl der wichtigsten Anmerkungen, wurde von Schmid veranstaltet, Mitau 1776—1800, 8 Bde. Die Zweibrücker Ausgabe, 1789—93, 10 Bde., ist in den ersten 9 Bänden ein Abdruck der Reitzischen. Nach derselben Ausgabe hat Lehmann einen sehr bereicherten Abdruck angefangen, Leipzig 1822—31, 9 Bände. Eine brauchbare Handausgabe ist die von F. Schmieder, Halle 1800—1, 2 Bde., Stereotypausgabe des Textes, Lpz. 1819, 4 Thle. Unter den vielen Sammlungen auserlesener L.ischer Schriften sind die besten von F. A. Wolf, Halle 1791, von Gehrich, Göttingen 1797 u. von Lange, Halle 1825. Die Todtengespräche besonders von Lehmann, Lpz. 1813, früher schon von J. C. Bremer, 2. Aufl., Lpz. 1824. Die Göttergespräche von Dems, 3. Aufl., besorgt von Poppo, Lpz. 1825 u. von Fritzsche, Lpz. 1828. Von der Geschichtschreibung von Herrmann, Frankfurt 1827, 8. Die besten deutschen Uebersetzungen sind: von Wieland, Leipzig 1788 u. 1789, 6 Bde. u. von A. Pauly, Stuttg. 1827—32, 12.

Lucifer, der Lichtbringende, 1) ein Beiname des Hesperos (s. d.), 2) bei dem Propheten Isaias (14, 4—7. 9—11. 12—15. 16—21.) das Bild, unter welchem derselbe den Stolz u. den Fall des Balthasar, Königs von Babylon, schildert. Einige Kirchenväter erblicken darin den Fall des aufrührerischen Engels; daher mit L. auch der Böse oder der Teufel selbst bezeichnet wird.

Lucilius, ein römischer Ritter, 150 n. Chr. zu Suessa in Campanien geboren, verband mit vieler Sprachkenntniß großes Talent zur Satyre, einer den Römern ganz eigenthümlichen Dichtungsart, die sich durch große Freiheit, ja fast Planlosigkeit in der Aneinanderreihung des heiteren Inhalts auszeichnet. Diese Gattung war zwar von Ennius (s. d.) ins Leben der römischen Literatur gerufen worden, aber den größten Ruhm darin erwarb sich L. Ferner schrieb er 30 poetische Bücher, oder wahrscheinlicher 30 einzelne Gedichte, reich an Witz und strafender Strenge, aber weniger correkt in der Sprache; außerdem auch Hymnen, Epoden u. ein Lustspiel. Die noch übrigen wenigen Bruchstücke sind von Dousa, Leyd. 1597 u. von Haverkamp, ebd. 1743, als ein Anhang zum Censorinus, herausgegeben. Auch sind sie der Zweibrücker Ausgabe des Juvenal u. Persius beigefügt. Vgl. Manso's Charakteristik der römischen Satyriker in dem Nachtrage zum Sulzer, Bd. 4, Seite 419 u. Varges, Specimen quaestionum Lucilianarum, im Rheinischen Museum für Philologie, Bonn 1835, 1. Heft.

Lucina, ein Beiname der Juno (s. d.) als Geburtsgöttin (vom lateinischen lux, luceo abgeleitet), vgl. auch Ilithia.

Luckner, Nikolaus von, französischer Feldmarschall, war der Sohn eines wohlhabenden Bierbrauers u. Gastwirthes zu Cham im bayerischen Walde. Er wurde 1721 geboren und bekam, zum geistlichen Stande bestimmt, seine wissenschaftliche Ausbildung im Jesuiten-Collegium zu Passau. Beim Ausbruche des österreichischen Erbfolgekrieges führte ihn seine vorherrschende Neigung zum Soldatenstande unter die vaterländischen Fahnen. Er diente erst als Freiwilliger im bayerischen Infanterieregimente Morawitzki u. dann im berittenen Freicorps des Hauptmanns Gschray, wo er es bald zum Lieutenant brachte. Als der Friede seiner Wirksamkeit in Bayern ein Ende machte, trat er in hannöversche Dienste. Hier errichtete er beim Beginne des siebenjährigen Krieges (1756) ein Corps leichter Reiter, die sich unter dem Namen „Lucknerische Husaren" allgemein gefürchtet machten. An der Spitze dieser Freischaar, bereits zum Oberst vorgerückt, überrumpelte er am 24. Mai 1760 in Butzbach die Franzosen und machte sich auch im weiteren Verlaufe des Krieges durch kühne Streifzüge u. Ueberfälle bemerklich. Als nach dem Frieden von 1763 Hannover das schöne Husarenregiment abdankte, nahm L., entrüstet darüber, bei seinen bisherigen Gegnern, den Franzosen, Dienste. Ludwig XV. stellte ihn als Generallieutenant mit einem Gehalte von 30,000 Livres an. 1790 trat er auf die Seite der Revolution u. empfing am 31. Dec. aus den Händen des Ministers Narbonne zu Metz den Marschallstab. Es wurde ihm das Commando der Rheinarmee und später das der Nordarmee übertragen. Doch das hohe Alter hatte seinen kriegerischen Geist bereits merklich erschlafft u. er entsprach den großen Erwartungen nicht, welche die Nation auf ihn gesetzt hatte, weßhalb er 1792 zur Centralarmee versetzt u. in das Lager der 2. Linie zu Chalons sur Marne geschickt wurde, wo er Nichts zu thun hatte, als Rekruten zu sammeln und unter seiner Aufsicht einüben zu lassen. Diese Zurücksetzung bewog L., 1793 seinen Abschied zu nehmen, der ihm mit einem Gnadengehalte von jährlich 36,000 Livres ohne Verzug gewährt wurde. Indeß verweigerten die Cassabeamten im Elsasse, wo der Marschall seinen Wohnsitz genommen hatte, ihm die Auszahlung, u. er begab sich nun unkluger Weise nach Paris, um dort sein Guthaben persönlich einzutreiben. Die seinen Charakter beherrschende Geldgierde hatte ihn verleitet, sich selbst in den Rachen des Löwen zu liefern. Der damals allmächtige Robespierre ließ ihm als einem überflüssigen Kostgänger der Nation den Prozeß machen, und der unglückliche Marschall verblutete am 4. Jänner 1794 sein Leben unter der Guillotine. mD.

Lucretia, die Gemahlin des Collatinus, eines vornehmen Römers, deren außerordentliche Schönheit in dem Sextus Tarquinius, Sohn des Königs Tarquinius Superbus (s. d.) unlautere Begierden entflammte, so daß er ihr Gewalt anthat. Ihr freiwilliger Tod gab sodann Veranlassung, daß Rom seine bisherige monarchische Verfassung in eine republikanische umwandelte. Vergl. Brutus 1.

Lucretius, Titus Carus, ein römischer Ritter, geboren im Jahre 95 vor Chr., studirte zu Athen Philosophie u. endigte, nach der Angabe des Eusebius, sein Leben im Jahre 51 v. Chr. durch Selbstmord. Sein philosophisches Gedicht „Von der Natur der Dinge," in sechs Büchern, enthält die Lehrsätze der epikurischen Schule, von der blendendsten Seite dargestellt, mit vieler Kunst in Ein Ganzes verwebt. Es ist zwar nicht völlig frei von Einförmigkeit u. Trockenheit, aber mehr durch Schuld des Inhalts, als des Dichters, dessen Poesie in einigen Stellen malerisch und blühend ist. — Ausgaben von Creech, London 1717, nachgedruckt zu Basel 1770 u. zu Leipzig 1776; von Haverkamp, Leyden 1725, 2 Bde. Die vollständigste kritische Ausgabe von Wakefield, London 1796, 97, 3 Bde. u. nach derselben, aber mit vielem eigenen verdienstlichen Fleiße, von Eichstädt, Leipzig 1801, Bd. 1, von A. Forbiger, Leipzig 1828, 12; Metrisch

übersetzt von Knebel, 2. Aufl., Leipzig 1831, 2 Bde. Vergl. Manso's Charakteristik dieses Dichters, in den Nachträgen zu Sulzer Bd. 7.; A. Forbiger: De T. Lucretii Cari carmine a scriptore serioris aetatis denuo pertractato dissertatio, Lpz. 1824. Cardinal von Polignac setzte diesem Gedichte seinen Anti-L. entgegen, der zu Paris 1747, 2 Bde. u. zu Leipzig 1748 gedruckt ist.

Lucullus, Lucius Licinius, ein römischer Feldherr, zeichnete sich schon als Jüngling im Marsischen Kriege durch Klugheit u. Tapferkeit aus, hielt es in dem Bürgerkriege zwischen Sulla u. Marius mit dem ersteren, und ward im Jahre R. 679 Consul; dann setzte er den Krieg gegen den Mithridates, König von Pontus, mit großem Glücke fort, wurde aber im Laufe seiner Siege zurückberufen, um dem Lieblinge des Volkes, Pompejus, Platz zu machen. L. war mehr geschmackvoller Staatsmann, als praktischer Feldherr, u. erst durch den pontischen Krieg zum großen u. doch menschlichen Feldherrn gebildet; daher Cicero's Urtheil über ihn. (Quaestiones Acad. 4, 1, 2.) In späteren Jahren zeichnete er sich nur noch durch Luxus jeder Art aus. Er lebte so üppig, daß seine schwelgerischen Mahlzeiten u. seine prächtigen Landhäuser u. Gärten zum Sprichworte geworden sind. Plutarch hat sein Leben beschrieben. Seines Vaters Brudersohn, M. L., Consul 680, kriegte glücklich in Macedonien.

Luden, Heinrich, ein mit Recht hochgeschätzter, deutscher Historiker, geboren zu Lorstädt bei Bremen 1780, studirte zu Göttingen Theologie, Philosophie u. Geschichte, lebte hierauf einige Zeit als Privatmann u. wurde 1806 in Jena (seit 1810 mit dem Titel eines Hofraths), Professor der Geschichte, die er in anregender u. geistvoller Weise lehrt, wie denn seine Wirksamkeit ganz dem deutschen Vaterlande gewidmet ist. Dieß beweisen unter seinen zahlreichen Schriften namentlich: „Ansichten des Rheinbundes," 1808; „Handbuch der Staatsweisheit" (1818); die Zeitschrift „Nemesis" (12 Bde. 1814—18), ferner die „Geschichte des Alterthums" (3. Aufl. 1824); des „Mittelalters" (2. Aufl. 1824); die unvollendete „Allgemeine Geschichte des deutschen Volkes" (12 Bde. 1825—37). In neuerer Zeit bearbeitete er „Geschichte der Deutschen" (Bd. 1—3, 1842—44) u. aus seinem Nachlasse erschien „Rückblicke in mein Leben," Jena 1847.

Ludewig, Johann Peter von, berühmter Publicist und Historiker, geboren zu Hohenhard bei Schwäbisch-Hall 15. August 1668, studirte zu Tübingen und Wittenberg Theologie und erhielt am letzteren Orte 1688 die Magisterwürde. Zu Halle fing er 1692 an, Vorlesungen zu halten, schrieb hier, außer verschiedenen philolog. u. philosoph. Abhandlungen, De jure Anglorum in Galliam u. erhielt 1695 eine philosophische Professur daselbst. 1697 begab er sich zu den Friedensunterhandlungen nach Ryswick, u. als er nach Halle zurückkam, erwarb er sich durch fernere Schriften u. Vorlesungen solchen Ruf, daß er mehrmals in Geschäften seines Hofes die Feder zu führen bekam und nach einander 1703 Professor der Geschichte, 1704 Doctor der Rechte, königlicher Historiograph und herzoglich Magdeburgischer Archivar, 1705 Professor der Rechte, 1709 königlicher Oberheroldsrath, 1718 geheimer Rath und nach 1719 erhaltenem Adelsbriefe 1722 auch Kanzler der Universität u. des Herzogthums Magdeburg wurde und dabei immer zu Halle fortwirkte, bis er den 7. September 1743 starb. Seine Gelehrsamkeit war groß und ausgebreitet, besonders in Kenntnissen, die zur deutschen Geschichte u. zum Staatsrechte gehören. Dabei war er unternehmend in Ausbreitung neuer Sätze, die er für anerkannte Wahrheiten ausgab u. immer mit vielem Anstriche vortrug. — Sein Hauptzweck schien immer der zu seyn, die Vorrechte seines Hofes geltend zu machen, daher ihn der Vorwurf traf, er habe sich Manches erlaubt, was mit der strengen Wahrheitsliebe nicht vereinbar war, sowie auch, daß er den Werth seiner Arbeiten allzuhoch schätzte, u. daß er von Duldsamkeit gegen Andersdenkende nicht das Mindeste wußte. Von seinen Schriften, die zusammen über 100 Alphabete umfassen, verdienen gegenwärtig noch Beachtung, „Scriptores rer. german." (2 Bde., Halle 1718, Fol.); „Reliquiae *manu script. omnis* aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum" (12 Bde.,

Halle 1740—41); „Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg" (Frankf. 1713, Fol.); „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Halle 1720, Fol.) und die „Vita Justiniani" etc. (Halle 1731, 4.).

Ludger, der Heilige, erster Bischof von Münster in Westphalen, Apostel von Sachsen, aus einem der ersten Häuser in Friesland entsprossen, wurde 744 oder 749 geboren u. von seinem Vater Theatgrim dem heiligen Gregor, dem Jünger und Nachfolger des heiligen Bonifacius auf dem bischöflichen Stuhle zu Utrecht, zur Erziehung und Bildung übergeben. Dieser nahm den jungen L. in sein Kloster auf, wo derselbe bald sich in allen, zur Geistes- und Herzensbildung nöthigen, Kenntnissen vervollkommnete. Hierauf zog er mit Erlaubniß des heiligen Gregor nach England und hörte an der Schule von York vier und ein halbes Jahr den berühmten Alcuin. Weislich benützte er hier die Zeit zu Uebungen in der Religion, sowie zum Forschen in den göttlichen Büchern, u. in den Schriften der heiligen Kirchenväter und kehrte 773 wieder in sein Vaterland zurück. Gregors Nachfolger, Alberich, ertheilte dem h. L. die Priesterweihe u. ließ ihn mehre Jahre lange den Friesen das Evangelium predigen. Der Heilige erfüllte sein Amt mit segenreichem Erfolge, bekehrte eine unzählige Menge ungläubiger u. schlechter Christen, stiftete mehre Klöster, und baute überall Kirchen. Die Verheerung Frieslands durch die Sachsen nöthigte ihn unglücklicher Weise, seine apostolischen Arbeiten zu unterbrechen, und sich sogar aus dem Lande zu entfernen. Nun unternahm er eine Reise nach Rom, um bei Papst Hadrian II. sich Raths zu erholen, wie er ferner den Willen Gottes erfüllen könne. Dann zog er sich in das Kloster Monte-Cassino zurück, wo er $3\frac{1}{2}$ Jahre unter den dortigen Ordensmännern lebte. Indessen überwand Karl die Sachsen, und eroberte 787 Friesland. L. ging nun zurück, um sein Bekehrungswerk fortzusetzen. Er predigte den Sachsen das Evangelium u. führte viele in den Schoß der Kirche: auch trug er die Leuchte des Glaubens nach der Provinz Westphalen u. stiftete das Kloster Werden in der ehemaligen Grafschaft Mark. 802 weihete Hildebald, Erzbischof von Köln, L. zum Bischof von Mimigardefort, ungeachtet seines Widerstrebens. Die Stadt Mimegardefort erhielt später den Namen Münster, von einem daselbst durch den Heiligen gestifteten Kloster für regulirte Chorherren, die in der Domkirche den Gottesdienst zu besorgen hatten. Der neue Bischof vereinigte mit seiner Diözese noch fünf Bezirke von Friesland, welche er zum Christenthume bekehrt hatte. Auch in dem Herzogthume Braunschweig stiftete er das Kloster Helmstädt, welches nachher den Namen L.-Kloster bekam. Der heilige Bischof war in Lehre und Leben ein seltenes und nachahmungswürdiges Muster für Alle; allein, so untadelhaft auch sein Benehmen war, so fand dasselbe dennoch Verläumder. Man schwärzte ihn sogar bei Karl dem Großen an und stellte ihn diesem als einen Mann dar, der sein Bisthum zu Grunde richte und die Auszierung der Kirchen seines Sprengels vernachlässige. Der Kaiser, welcher an prachtvollen Kirchen Wohlgefallen hatte, beschied L. auf diese Anschuldigung an seinen Hof. Der Heilige gehorchte. Den Tag nach seiner Ankunft kündigte ihm ein Hofbedienter an, daß ihn der Kaiser erwarte. L., welcher gerade sein Brevier betete, gab zur Antwort, er werde sogleich nach Beendigung seines Gebetes dem Kaiser seine Aufwartung machen. Dreimal nach einander wollte man ihn abholen, so ungehalten war man über dessen Zögerung, und seine Feinde ermangelten nicht, ihm dieses als ein neues Vergehen anzuschreiben. Als er endlich erschien, fragte ihn der Kaiser mit einiger Heftigkeit, warum er ihn so lange habe warten lassen. „Ich weiß Alles, was ich Deiner Majestät schuldig bin", erwiederte L., „allein ich dachte, diese würde es mir nicht verargen, wenn ich Gott den Vorzug gebe! Uebrigens habe ich mich hierdurch den Gesinnungen Deiner Majestät gefügt, weil Dieselbe bei meiner Wahl zum Bischof befohlen hat, den Dienst Gottes jenem der Menschen vorzuziehen." Diese Antwort machte solchen Eindruck auf den Kaiser, daß er L., alle gegen ihn erhobene Beschuldigungen für grundlos erachtend, mit Auszeichnung behandelte u.

Alle, die ihn verläumdet hatten, in Ungnade entließ. Der heilige L. hatte solche Liebe zum Gebete, daß er es Allen, die nach ihrer Heiligung sich sehnten, stets dringend empfahl. Auch duldete er nie bei seinen Untergebenen irgend eine Nachlässigkeit in dieser Hinsicht. Er hatte schon lange den Wunsch gehegt, die Normannen, deren Verwüstungen im fränkischen Reiche er damals schon vorhersagte, zum Glauben zu bekehren; allein der Kaiser, welcher seine Anwesenheit in Westphalen für nöthig erachtete, hielt ihn von dieser Mission ab. Bald darauf ward L. von einer Krankheit befallen, wodurch er sich jedoch nicht in seinen Amtsverrichtungen stören ließ. Am Passionssonntage predigte er in aller Frühe, brachte um neun Uhr das heilige Meßopfer dar u. predigte des Abends noch einmal, worauf er ansagte, daß er in der folgenden Nacht sterben würde, und den Ort im Kloster Werden bestimmte, wo er hin begraben seyn wollte. Er entschlief, wie er vorausgesagt, um die Mitternachtsstunde, wo ihn Gott durch einen sanften Tod zu sich berief. Die Kirche feiert sein Andenken den 26. März. — Vgl. Neue Sion, 1847, Beilage Nr. 50.

Ludolf, Hiob, geboren zu Erfurt 1624, studirte zu Leyden die Rechte, vornehmlich aber alte und neuere, besonders morgenländische Sprachen, machte Reisen durch Frankreich, England, Holland, Italien und Schweden, kam 1651 nach Erfurt zurück, wurde Gothaischer Hofrath u. Prinzenhofmeister, legte 1678 seine Stelle nieder, privatisirte zu Frankfurt a. M. und starb daselbst 1704. L. hat sich als emsiger Forscher morgenländischer Sprachen und Geschichte auf's Rühmlichste bekannt gemacht, u. man schätzt seine Schriften als die Produkte des unermüdetsten Fleißes und einer gründlichen Gelehrsamkeit, die durch die Kenntniß von 25 Sprachen unterstützt wurde. Von seinen Werken führen wir an: Historia aethiop., Frankfurt 1681, Fol. u. 2 Bände, 1693, f. Fol.; Commentar. in hist. aethiop., ebendaselbst 1691, Fol.; Appendix ad hist. aethiop., ebendaselbst 1691, Fol.; er gab heraus: Lexikon und Grammatik der äthiop. Sprache; Lexikon der äthiop. Sprache, ebend. 1699, Fol., und Grammatik, 1702, Fol. u. a.

Ludwig. I. Deutsche Kaiser. — 1) L. I., der Fromme, ein Sohn Karls des Großen und der Hildegarde, dessen zweiter Gemahlin. Sein Benehmen gegen seine eigene Familie war die Quelle vieles Unglücks für ihn. Alsbald nach seinem Regierungsantritte (814) entfernte er seine Schwestern, deren Leben ihm anstößig seyn mochte, von seinem Hofe. Seine Halbbrüder, Hugo, Theodorich u. Uogo zwang er, in den geistlichen Stand zu treten. Seinem Neffen Bernhard bestätigte er zwar das italienische Königreich, hielt ihn aber dann, wahrscheinlich aus Mißtrauen, an seinem Hofe, bis er ihn 815 zurücksenden mußte, weil in Rom eine Verschwörung gegen den Papst ausgebrochen war. Karls Rathgeber entließ er und umgab sich mit neuen, unter denen der Kanzler Rodegis und der Abt Benedict von Aniane, fromme, aber in Regierungsangelegenheiten minder erfahrene Männer, die vorzüglichsten waren. Aus Liebe zu den drei Söhnen, welche ihm seine Gemahlin Irmengard geboren hatte, Lothar, Pipin und Ludwig, vertraute er schon auf seinem ersten Reichstage zu Aachen (814) dem ersten Bayern, dem zweiten Aquitanien und Vasconien und krönte nach wenigen Jahren auf einer neuen Versammlung in Aachen (817) seinen Erstgeborenen feierlich zum Mitregenten, und ernannte die beiden jüngeren zu Königen, Pipin in Aquitanien und den angränzenden burgundischen u. septimanischen Grafschaften, und Ludwig (der nachmals den Beinamen des Deutschen erhielt) in Bayern, Kärnthen und Böhmen und den benachbarten slavischen und avarischen Landstrichen. Durch Lothars Erhebung fand sich besonders Bernhard beleidigt, so daß er sich empörte, aber verrathen wurde. Die Großen in Aachen (nach Ostern 818) verurtheilten ihn zum Tode und er starb an den Folgen versuchter Blendung. Die harte Rache, welche L. an dessen Rathgeber nahm, reuete ihn bald; er unterwarf sich nun strenger Buße, söhnte sich wieder mit seinen Verwandten aus und erschien selbst auf einer Versammlung zu Attigny (822) im Bußgewande, wodurch er jedoch nur den Großen seine Schwäche verrieth.

Halle 1740—41); „Geschichtschreiber des Bisthums Würzburg“ (Frankf. 1713, Fol.); „Opuscula miscellanea“ (2 Bde., Halle 1720, Fol.) und die „Vita Justiniani“ etc. (Halle 1731, 4.).

Ludger, der Heilige, erster Bischof von Münster in Westphalen, Apostel von Sachsen, aus einem der ersten Häuser in Friesland entsprossen, wurde 744 oder 749 geboren u. von seinem Vater Theatgrim dem heiligen Gregor, dem Jünger und Nachfolger des heiligen Bonifacius auf dem bischöflichen Stuhle zu Utrecht, zur Erziehung und Bildung übergeben. Dieser nahm den jungen L. in sein Kloster auf, wo derselbe bald sich in allen, zur Geistes- und Herzensbildung nöthigen, Kenntnissen vervollkommnete. Hierauf zog er mit Erlaubniß des heiligen Gregor nach England und hörte an der Schule von York vier und ein halbes Jahr den berühmten Alcuin. Weislich benützte er hier die Zeit zu Uebungen in der Religion, sowie zum Forschen in den göttlichen Büchern, u. in den Schriften der heiligen Kirchenväter und kehrte 773 wieder in sein Vaterland zurück. Gregors Nachfolger, Alberich, ertheilte dem h. L. die Priesterweihe u. ließ ihn mehre Jahre lange den Friesen das Evangelium predigen. Der Heilige erfüllte sein Amt mit segenreichem Erfolge, bekehrte eine unzählige Menge ungläubiger u. schlechter Christen, stiftete mehre Klöster, und baute überall Kirchen. Die Verheerung Frieslands durch die Sachsen nöthigte ihn unglücklicher Weise, seine apostolischen Arbeiten zu unterbrechen, und sich sogar aus dem Lande zu entfernen. Nun unternahm er eine Reise nach Rom, um bei Papst Hadrian II. sich Raths zu erholen, wie er ferner den Willen Gottes erfüllen könne. Dann zog er sich in das Kloster Monte-Cassino zurück, wo er 3½ Jahre unter den dortigen Ordensmännern lebte. Indessen überwand Karl die Sachsen, und eroberte 787 Friesland. L. ging nun zurück, um sein Bekehrungswerk fortzusetzen. Er predigte den Sachsen das Evangelium u. führte viele in den Schoß der Kirche; auch trug er die Leuchte des Glaubens nach der Provinz Westphalen u. stiftete das Kloster Werden in der ehemaligen Grafschaft Mark. 802 weihete Hildebald, Erzbischof von Köln, L. zum Bischof von Mimigardefort, ungeachtet seines Widerstrebens. Die Stadt Mimegardefort erhielt später den Namen Münster, von einem daselbst durch den Heiligen gestifteten Kloster für regulirte Chorherren, die in der Domkirche den Gottesdienst zu besorgen hatten. Der neue Bischof vereinigte mit seiner Diözese noch fünf Bezirke von Friesland, welche er zum Christenthume bekehrt hatte. Auch in dem Herzogthume Braunschweig stiftete er das Kloster Helmstädt, welches nachher den Namen L.-Kloster bekam. Der heilige Bischof war in Lehre und Leben ein seltenes und nachahmungswürdiges Muster für Alle; allein, so untadelhaft auch sein Benehmen war, so fand dasselbe dennoch Verläumder. Man schwärzte ihn sogar bei Karl dem Großen an und stellte ihn diesem als einen Mann dar, der sein Bisthum zu Grunde richte und die Auszierung der Kirchen seines Sprengels vernachlässige. Der Kaiser, welcher an prachtvollen Kirchen Wohlgefallen hatte, beschied L. auf diese Anschuldigung an seinen Hof. Der Heilige gehorchte. Den Tag nach seiner Ankunft kündigte ihm ein Hofbedienter an, daß ihn der Kaiser erwarte. L., welcher gerade sein Brevier betete, gab zur Antwort, er werde sogleich nach Beendigung seines Gebetes dem Kaiser seine Aufwartung machen. Dreimal nach einander wollte man ihn abholen, so ungehalten war man über dessen Zögerung, und seine Feinde ermangelten nicht, ihm dieses als ein neues Vergehen anzuschreiben. Als er endlich erschien, fragte ihn der Kaiser mit einiger Heftigkeit, warum er ihn so lange habe warten lassen. „Ich weiß Alles, was ich Deiner Majestät schuldig bin“, erwiederte L., „allein ich dachte, diese würde es mir nicht verargen, wenn ich Gott den Vorzug gebe! Uebrigens habe ich mich hierdurch den Gesinnungen Deiner Majestät gefügt, weil Dieselbe bei meiner Wahl zum Bischof befohlen hat, den Dienst Gottes jenem der Menschen vorzuziehen.“ Diese Antwort machte solchen Eindruck auf den Kaiser, daß er L., alle gegen ihn erhobene Beschuldigungen für grundlos erachtend, mit Auszeichnung behandelte u.

u. der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. Im Einverständnisse mit einer Partei in Rom wollte sich der griechische Hof Italiens wieder bemächtigen; allein auch die Griechen bekämpfte L. glücklich. Nach dem kinderlosen Tode Karls von Burgund theilten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in dieses Land im Jahre 863, u. als 869 auch Lothar kinderlos starb, benützten sie L.s Bedrängnisse in Italien, bemächtigten sich, ohne Rücksicht auf dessen Kaiserrecht, Lothringens und theilten das Land unter sich am 9. August 870 zu Marsam. Doch gab L. der Deutsche seinem Neffen, L. II, da er mit seiner Tochter verheirathet war, seinen Antheil wieder heraus u. nahm ihn erst wieder, als derselbe am 13. August 875 ohne Nachfolger starb. Sein übriges Land fiel Karl dem Kahlen zu. L. II. hatte mit Ingelberga eine Tochter, Irmengard, welche mit König Boso von Arelat vermählt war. Dessen Sohn, L. der Blinde oder Bosonides, geboren um 880, wurde nach dem Tode seines Vaters an den Hof seines Großoheims, Karls des Kahlen, gebracht, von ihm 888 zum Könige in Arelat ernannt und 901 von Benedikt IV. zum Kaiser gekrönt (daher eigentlich L. III.), jedoch von Berengar gefangen u. geblendet. L. erhielt jedoch die Erlaubniß, nach der Provence zurückzukehren, wo er 928 starb. Er war mit Hedwig, Tochter des Königs Eduard des Aelteren von England vermählt u. hatte mit ihr einen Sohn, Karl Konstantin. — 3) L. III., das Kind, Sohn des Kaisers Arnulph u. der Oda, geboren 893, folgte seinem Vater im Jahre 900 als König der Deutschen auf Betrieb des Erzbischofs Hatto von Mainz, Otto's des Erlauchten von Sachsen u. Luitpolds von Oesterreich, unter deren angemaßter Vormundschaft er auch stand, indem diese Männer das Reich selbst regieren wollten. Er ward dem Bischofe Adalbert von Augsburg zur Erziehung anvertraut u. stets an den Ort hingebracht, wo es im Reiche Etwas zu thun gab. Im Jahre 908 nahm er den Kaisertitel an, starb jedoch 911 unvermählt, der letzte Sprosse der Karolinger in Deutschland. Außer der Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland, das Arnulph dem wilden Zwentibold gegeben hatte, bezeichnet kein glückliches Ereigniß seiner Regierung. Unaufhörliche Fehden beunruhigten das Land; die berühmteste hievon war die des Grafen Johann von Babenberg mit dem Bischofe von Würzburg, 902—905, welche endlich durch die Hinterlist des Erzbischofs Hatto von Mainz geendet wurde. Wiederholte Einfälle der Ungarn verwüsteten das Land auf das furchtbarste. Im Jahre 907 waren diese in Bayern eingefallen u. der, ihnen entgegengeschickte, Herzog Luitpold überfallen u. mit seinem ganzen Heere aufgerieben worden. Im Jahre 908 zogen sie verheerend durch Thüringen, wo der ihnen entgegengesendete Herzog Burkhard geschlagen u. getödtet wurde. Im Jahre 909 traf die Reihe Schwaben u. 910 Franken, wo Graf Gebhard im Kampfe gegen sie den Tod fand. Unter solchem Mißgeschicke starb L., u. Deutschland, eines kräftigen Regenten bedürftig, wählte den Herzog Konrad von Franken (s. d.) zum Könige. — 4) L. IV., der Bayer, von 1314—47, Sohn des Herzogs Ludwig des Strengen von Bayern u. der Mathilde von Habsburg (einer Tochter Kaisers Rudolph I), geboren 1282, folgte 1294 seinem Vater unter Vormundschaft seiner Mutter und ward mit seinen Verwandten, den Söhnen des Herzogs Albrecht von Oesterreich, zu Wien erzogen, 1300 Mitregent seines älteren Bruders Rudolph und erhielt 1310 in der Theilung den Landstrich an dem linken Ufer der Isar (s. Geschichte von Bayern). Nach dem, im Jahre 1314 erfolgten, Tode Kaisers Heinrich VII. wählten ihn 5 Kurfürsten zu Aachen zum Kaiser, während die übrigen für den Herzog Friedrich den Schönen von Oesterreich, Kaiser Albrechts I. Sohn, stimmten. L. IV. wurde zu Aachen u. Friedrich zu Köln gekrönt. Ein Bürgerkrieg, der über 8 Jahre Deutschland in Folge dieser streitigen Kaiserwahl verheerte, endete 1322 mit dem Treffen bei Mühldorf im Salzburgischen, welches durch den kriegserfahrenen Schweppermann (s. d.) gewonnen u. in welchem Friedrich zum Gefangenen gemacht wurde. L. hatte seinen Bruder Rudolph von der Pfalz, der sich, aus Neid über dessen Erhebung, an Oesterreich angeschlossen hatte, ver-

trieben u. sich in Besitz der Länder desselben gesetzt, gab aber dessen Söhnen, nach dessen 1329 erfolgtem Tode, Bayern u. die Pfalz mit dem Bedinge zurück, daß sie in der Kurwürde wechseln sollten. Indessen war nach Friedrichs Gefangennehmung die Streitigkeit hinsichtlich des Kaiserthums noch nicht ganz beendigt, da sich Friedrichs Bruder, Leopold, mit dem Papste zu Gunsten desselben verbunden hatte. Als jedoch Friedrich 1325 freiwillig auf alle Ansprüche an die Krone verzichtete, ließ L. ihn frei. Im Jahre 1322 hatte er seinem ältesten Sohne die erledigte Mark Brandenburg verliehen u. unterstützte, um den siegreichen Fortschritten des Papstes in Italien Einhalt zu thun, die hartbedrängten Visconti, wodurch er der guelfischen Partei daselbst die Oberhand verschaffte. Papst Johann XXII., hiedurch heftig erbittert, that ihn 1324 in den Bann, wiegelte die Polen u. Russen gegen ihn auf, welche in Brandenburg einfallen sollten, u. stiftete ein Bündniß mit Oesterreich u. Frankreich gegen ihn. Hiedurch wurde die Versöhnung mit Friedrich herbeigeführt, der auch, außer seiner Entsagung, die besetzten Städte u. Reichsgüter in Schwaben herausgab. Auch verpflichtete L. den König Johann von Böhmen durch ein Bündniß, gegen die, diesem verhaßten, Polen zu Felde zu ziehen. Friedrich konnte, durch seinen Bruder Leopold verhindert, die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen und kehrte deßhalb zu Ludwig zurück, welcher, durch solche Treue gerührt, ihn zum Mitregenten anzunehmen beschloß, welcher Vorsatz jedoch an dem Willen der Kurfürsten scheiterte. Im Jahre 1327 unternahm L. einen Zug nach Italien, ließ sich zu Mailand zum Könige von Italien u. zu Rom zum Kaiser krönen, bestrafte den verrätherischen Galeazzo Visconti u. ernannte an Johannes XXII. Stelle Nikolaus V. zum Papste, bekriegte mit einer sicilianischen Flotte die Florentiner und Neapel, wurde aber, wegen der Schwäche seines Heeres, bei einer ausgebrochenen Empörung der Römer 1330 nach Deutschland zurückzugehen genöthigt, nachdem er 1329 vergebens versucht hatte, sich in Oberitalien zu halten. Die Nachricht von dem Tode seines Nebenbuhlers Friedrich bewog ihn nunmehr, eine Aussöhnung mit Oesterreich, wo Leopold 1326 bereits gestorben war, zu suchen, welche auch zu Stande kam, indem L. sich durch König Johanns von Böhmen Vermittelung bereitwillig finden ließ, eine Entschädigung für die Kriegskosten zu bezahlen. Weniger glücklich war Johann von Böhmen, eine Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste Johann XXII. zu bewerkstelligen, so sehnlich sie L. auch wünschte. Nach vielen Demüthigungen, die der Kaiser erduldet hatte, ermannten sich endlich die deutschen Fürsten, sprachen am 15. Juli 1338 auf dem Kurvereine zu Rense am Rheine den Kaiser eigenmächtig vom Banne los und verordneten: „daß, wer auf rechtmäßige Weise von der Mehrheit der deutschen Kurfürsten auf den Thron erhoben, für einen wahren u. rechtmäßigen Kaiser u. König zu halten sei, ohne erst der Einwilligung u. Bestätigung des Papstes zu bedürfen. Hiedurch gesichert, benützte L. die nächste Zeit zur Vergrößerung der Macht seines Hauses, nahm 1331, mit Uebergehung seiner Vettern, die Länder Heinrichs von Niederbayern in Besitz, vermählte die, von ihrem Gemahle Johann Heinrich von Böhmen durch ihn eigenmächtig geschiedene Markgräfin von Tyrol, Margaretha Maultasch, mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg, wodurch er Tyrol an sein Haus brachte, u. erwarb endlich Holland, Friesland, Seeland u. Hennegau durch seine eigene Gemahlin Margaretha, Schwester des verstorbenen Grafen Wilhelm von Holland. Hiedurch machte er sich das Haus Luxemburg zum Feinde, und da auch Clemens VI. ihn aufs Neue, am Grün-Donnerstage 1336, feierlich in den Bann that, den mit L. befreundeten Erz-Bischof von Mainz absetzte, diesen Stuhl an den Grafen Gerlach von Nassau gab und die deutschen Kurfürsten, die ohnehin eifersüchtig auf die Vergrößerung des Hauses Bayern wurden, zu einer neuen Kaiserwahl aufforderte, so wählten diese auf dem Kurvereine zu Rense am 11. Juli 1346 an L.s Stelle den König von Böhmen und Mähren, Karl IV. (s. d.), aus dem Hause Luxemburg. Zwar brachte es Karl nicht zur Anerkennung, und L.

von Brandenburg verjagte ihn sogar aus dem Tyrol; L. aber, im Begriff, sich zu einem Römerzuge zu rüsten, wurde nahe bei München auf der Bärenjagd am 11. October 1347 vom Schlage getödtet und in der Frauenkirche dortselbst beigesetzt. Kurfürst Maximilian I. ließ ihm 1622 ein Denkmal errichten, und die Stelle, wo er starb, ließ König Maximilian Joseph von Bayern durch einen marmornen Obelisken bezeichnen. L. war zweimal vermählt: erst mit Beatrix, Tochter des Herzogs Heinrich von Glogau (starb 1322), dann mit Margaretha, u. hatte aus erster Ehe L. von Brandenburg, Heinrich und zwei Töchter, und aus zweiter Ehe Wilhelm, L. den Römer, Albert u. 3 Töchter. Vergleiche Schlett, „Biographie des Kaisers L. IV. der Bayern" (Amberg 1822), u. „Kaiser L. IV. der Bayer" von Mannert (Landshut 1812). Weisflog.

Ludwig. II. L. der Deutsche, L.s des Frommen u. Irmengards dritter Sohn, erhielt in der Theilung von 817 Bayern u. die, östlich an dasselbe gränzenden Länder, und in der von 835 Bayern, Thüringen, Hessen, Sachsen und Friesland. Er schloß sich mehre Male, wegen der von seinem Vater zu Gunsten seines Stiefbruders Karl (des Kahlen, s. d.) getroffenen Bestimmungen, seinen Brüdern Lothar u. Pipin zum Kampfe gegen denselben an u. sein Vater starb selbst auf einem Kriegszuge gegen ihn (s. L. der Fromme). Nach seines Vaters Tode 840 bekämpften sich die Brüder unter einander um den Besitz des Erbes, bis endlich durch den Vertrag zu Verdun am 12. August 843 eine Theilung veranstaltet wurde, zufolge deren L. alles Land bis an den Rhein und die Städte Mainz, Speier und Worms als Besitzthum erhielt. Hierdurch ward er Gründer eines deutschen selbstständigen Reiches. L. hatte schon früher, als Statthalter von Bayern (seit 825), wiederholte Kämpfe mit den aus Osten heranbringenden Bulgaren, mit slavischen Völkerschaften, Böhmen, Sorben und Moraven zu bestehen gehabt. Nach seinem Regierungsantritte machten ihm indessen die Einfälle der Normannen, die sich alljährlich im Rhein- und Frieslande wiederholten, bedeutend zu schaffen. Durch die Einäscherung Hamburgs ward er genöthigt, das Erzbisthum 858 mit dem Erzbisthum Bremen zu vereinigen. Im Jahre 858 brach er, von den mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Großen hierzu eingeladen, mit drei Heeren von Worms nach Frankreich auf und unterwarf sich Ost- u. Westfranken. Da aber die Großen seine kräftige Regierungsweise fühlten u. das Volk durch die deutschen Besatzungen gedrückt wurde, vereinigten sich die französischen Parteien wieder mit Karl und L. mußte Frankreich verlassen. Im Jahre 862 dämpfte er einen Aufruhr seines Sohnes Karlmann u. setzte sich in Besitz der Hälfte Lothringens, nachdem Lothar, ein Sohn Kaisers Lothar, Besitzer dieses Landes, kinderlos gestorben war. Indessen betrog ihn Karl nach L.s II. Tode durch arglistige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder deßhalb zu bestrafen, starb er (am 28. August 876) zu Frankfurt. Er hinterließ von seiner Gemahlin Emma drei Söhne, Karlmann, L. und Karl, und zwei Töchter. Erstere theilten sich, nach einem mißlungenen Eroberungszuge Karls des Kahlen, den sie in der Schlacht bei Andernach 876 schlugen, zu Hohenaltheim in des Vaters Erbe. Karlmann bekam Bayern, Kärnthen und die angränzenden slavischen Länder, L. der Jüngere Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, und Karl der Dicke Schwaben bis in die Alpen vom Main an. Nachdem Karlmann 880 und L. 882 gestorben waren, vereinigte Karl der Dicke (s. d.) 887 noch einmal Karls des Großen weites Reich. Weisflog.

Ludwig. III. Könige von Ungarn. 1) L. I., der Große, aus dem Hause Anjou, geboren 5. März 1326, Sohn Königs Karl Robert und der Prinzessin Elisabeth von Polen, bestieg nach dem Tode seines Vaters 1342 den ungarischen Thron. Unter ihm erhob sich Ungarn auf den höchsten Gipfel seiner Macht. Er brachte seinen jüngeren Bruder Andreas auf den Thron von Neapel. Als dieser daselbst ermordet wurde, führte er zwei glückliche Kriege in Neapel, überließ aber das Königreich Neapel der Königin Johanna, in Folge des Aus-

spruches des Papstes, dem er das Schiedsrichteramt übertragen. Sein Einfluß in Italien blieb aber groß und er verwendete ihn stets zu Gunsten des Papstes. Er eroberte Dalmatien. Nach dem Tode Kasimirs von Polen 1370 wurde er König von Polen. L. war der erste ungarische König, der mit den Türken in Krieg gerieth. Er wurde von ihnen geschlagen; aus Dankbarkeit für seine Rettung erbaute er die Kirche zu Maria Zell (s. Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches). Er starb 1383. Seine ältere Tochter Maria, vermählt mit Sigmund von Brandenburg, bestieg den ungarischen Thron; die jüngere, Hedwig, erhielt Polen. — 2) L. II., Sohn Wladislaws II., geboren 1506, bestieg 1516 den Thron von Ungarn. Das Reich war in Zerrüttung; er war nicht im Stande, Einheit herbeizuführen. In der Schlacht von Mohacs, die L. gegen die Türken unter Suleimann am 29. August 1526 verlor, ertrank er in dem Bache Sellye, als er über denselben setzen wollte. Er war kinderlos. Nach seinem Tode gelangte das Haus Oesterreich auf den ungarischen Thron. Seine Gemahlin war Maria, Erzherzogin von Oesterreich, Karls V. und Ferdinands I. Schwester. (S. über beide L.e, Mailáth Geschichte der Magyaren, 2. und 3. Band.) Mailáth.

Ludwig. IV. Könige von Frankreich, 18 dieses Namens, und Ludwig Philipp, König der Franzosen. Von diesen führen wir besonders an: 1) L. IX., der Heilige, König von Frankreich, Sohn L.s VIII. und der Blanca von Castilien, wurde geboren 25. April 1215 u. zu Poissy getauft, weßhalb er sich zuweilen L. von Poissy unterschrieb. Da sein Vater frühe (1226) starb, so folgte er ihm noch sehr jung in der Regierung, unter Vormundschaft seiner Mutter, nach. Während dieser Regentschaft Blanca's traten mächtige Gegner des jungen Königs auf; die gefährlichsten darunter waren K. Heinrich III. von England u. der Graf Theobald von Champagne; doch wußte die ebenso thätige, als strenge u. gerechte Königin, mit Unterstützung des Papstes, die unruhigen Großen zu unterwerfen. L. setzte das Werk seiner Mutter mit Umsicht u. Glück fort, erlas als beisitzende Räthe (sowohl geistliche, als weltliche) nur Männer, deren Treue und Weisheit erprobt war, übte strenge Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, lebte selbst sehr einfach u. übte gegen sich, wie gegen Andere, gewissenhaft alle Vorschriften der Religion. L. vermählte sich am 27. Mai 1234 mit Margaretha, der ältesten Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence u. erzeugte 7 Söhne u. 5 Töchter, die er auf wahrhaft christliche Weise zu erziehen sich bestrebte. Im Jahre 1241 gelang es dem thätigen, nur auf die Beglückung seiner Unterthanen bedachten Könige, Heinrich III. von England wiederholt zu schlagen u. so zu einem, für Frankreich ehrenvollen u. vortheilhaften, Frieden zu nöthigen. In einer Krankheit (1244) that L. das Gelübde, nach wieder erlangter Gesundheit einen Kreuzzug nach Palästina zu machen, den er 1248 auch antrat. Glücklich landete man auf der Insel Cypern; doch dort begannen Krankheiten große Verheerungen anzurichten; L. selbst war der beste Tröster der Leidenden u. deren liebevoller Helfer. Im Mai 1249 segelte man ab u. landete glücklich bei Damiette, in welcher Stadt, aus der die Saracenen entwichen waren, L. barfuß und mit entblößtem Haupte seinen Einzug hielt. Im November brach er gegen Kairo auf, schlug das, unter dem tapfern Fakardin stehende Heer des Sultans Malek Moatam, mußte aber, durch Krankheit u. Hunger genöthigt, sich zurückziehen u. gerieth dabei in die Gefangenschaft des Sultans (5. April 1250). Nach langen Unterhandlungen, bei denen L. seine hohe Standhaftigkeit u. Frömmigkeit bewies, kam es zu einem 10jährigen Waffenstillstande. L. erhielt seine Freiheit (7. Mai), befestigte Joppe, Cäsarea u. Sidon, traf mancherlei nützliche Einrichtungen, wallfahrtete nach Nazareth u. kehrte endlich (25. April 1254) nach Frankreich zurück, wo seine Anwesenheit nach Blanca's Tode (1. Dec. 1253) nöthig war. Hier widmete er sich wieder mit voller Hingebung den Pflichten seines Reiches, indem er besonders die Rechtspflege verbesserte u. die großen Auflagen verminderte. Durch die Grausamkeiten Bendokdar-Bibar's, des Hauptes der Mameluken in Aegypten, die dieser an den Christen übte, auf deren gänzlichen Unter-

gang er es abgesehen, veranlaßt, berief L., der nie das Kreuz abgelegt hatte, die Großen seines Reiches (1267), erschien mit der Dornenkrone vor der Versammlung und wußte durch seine Rede sie zu begeistern u. hinzureißen. Das Kreuzheer schiffte sich (1270) ein und landete vor Tunis. Die glühende Hitze verursachte eine ansteckende Seuche, welche in wenigen Tagen die Hälfte des Heeres wegraffte. L. selbst erlag derselben am 25. Aug. 1270. Das von den Gebeinen getrennte Fleisch, das Herz u. die Eingeweide erbat sich der König von Sicilien u. setzte sie in der Abtei Montreal bei; die Gebeine des Königs wurden nach Paris gebracht u. in St. Denis beigesetzt. Das Fest des von Bonifacius VIII. im Jahre 1297 unter die Zahl der Heiligen versetzten Königs feiert die Kirche am 25. August. Die Lehren, die er seinem erstgeborenen Sohne schriftlich hinterließ, verdienen, als wahrhaft christliches Testament, von jedem Menschen, besonders von jedem Regenten tief beherzigt zu werden. Vgl. u. A. Ségur: Vie de Louis IX, Paris 1824; Beugnot: Essai sur les institutions de St. Louis, Paris 1821 u. die Lebensbeschreibung des Dominikaners G. von Beaulieu, des Beichtvaters u. Begleiters L.s in den Act. SS. Antr. Aug. Vol. V. p. 541—569, darnach in: Leben der Heiligen, die ältesten Originallegenden, gesammelt u. mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte, bearbeitet von zwei Katholiken, 11. Bd., S. 399—445. Daselbst ist auch das genannte Testament übersetzt, aus dem hier nur einige Sätze stehen mögen: „Vor Allem ermahne ich dich, daß du Gott, deinen Herrn, aus deinem ganzen Herzen u. aus allen deinen Kräften liebest... Wohne gerne u. andächtig dem Gottesdienste bei... Wähle zu deiner Gesellschaft immer gute Männer, Geistliche oder Weltliche... Gegen deine Unterthanen sei so gerecht, daß du die Linie der Gerechtigkeit bewahrest; stehe immer mehr auf der Seite der Armen, als der Reichen, bis du über die Wahrheit im Reinen bist... Bestrebe dich, Frieden u. Gerechtigkeit unter allen deinen Unterthanen aufrecht zu erhalten... Kirchliche Pfründen verleihe nur an solche Personen, die dir von klugen und rechtschaffenen Männern als dazu passend angegeben werden... Sei darauf bedacht, treue Angestellte und Beamte zu haben u. erkundige dich fleißig nach ihrem Betragen... Arbeite dahin, daß jede Sünde aus deinem Lande entfernt werde, besonders aber Gotteslästerungen und Ketzereien... Habe Acht, daß der Aufwand deines Hauses mäßig sei. ꝛc. — 2) L. XI., Sohn Karl's VII., geboren 1423, folgte seinem Vater in der Regierung 22. Juli 1461. Sogleich nach seiner Thronbesteigung entließ er den größten Theil der Räthe seines Vaters und umgab sich mit Leuten geringer Herkunft, die ihm Alles zu verdanken hatten, fest entschlossen, den französischen Adel niederzudrücken und immer seines Zieles eingedenk, Frankreich zu einer unumschränkten Monarchie zu erheben. Dieses wenig verhehlte Streben führte zu einem Bündniß des Grafen von Charolais und des Herzogs von Bretagne gegen den König. Der Herzog von Berry, einziger Bruder des Königs, der Herzog von Bourbon, der Graf von Dunois und andere Herren schlossen sich demselben an, weil L. sie ihrer Würden entsetzt hatte. Der Krieg, welcher hiervon die Folge war, führt den Namen des Krieges „für das öffentliche Wohl" (du bien public). Es kam zu einer unentschiedenen Schlacht bei Monthlery, 16. Juli 1465, worauf der König am 5. October den Frieden zu Conflans abschloß, durch welchen er die Normandie seinem Bruder überließ; der Graf von Charolais erhielt einige feste Plätze in der Picardie; der Herzog von Bretagne die Grafschaft Etampes, der Graf von St. Pol wurde Connetable. Kaum aber sah L. sich außer Gefahr, so nahm er seinem Bruder die Normandie und zog auch die übrigen Bewilligungen wieder zurück. Der Krieg stand so im Begriffe, wieder auszubrechen, als L. zu Peronne 1468 eine Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, hatte. Kaum war er unter geringer Bedeckung in diese Stadt eingezogen, so erfuhr Karl, daß L. den empörten Lüttichern Beistand zugesagt habe, und war kaum davon abzuhalten, ihn gefangen zu nehmen. L. selbst mußte nun den Herzog nach Lüttich begleiten und, nachdem dieses

[illegible] Karl der Kühne verheerte [illegible] die Picardie, belagerte Beauvais vergeblich und drang bis in die Normandie vor. Dann kam es 1474 zum Vertrage von [illegible]. Allein wenige Zeit nachher schloß Herzog Karl mit dem Herzoge Franz II. von Bretagne und dem Könige Eduard IV. von England ein Bündniß gegen L. Dieser stellte demselben ein Bündniß mit den Schweizern entgegen, die von Süden her in das Burgundische einfallen mußten; auch den König von England gelang es ihm, bald nachher zu gewinnen. Hierdurch wußte man auch den Herzog von Burgund bewegen, einen Frieden auf 9 Jahre mit dem Könige einzugehen und demselben den Connetable von St. Pol auszuliefern, der, obgleich zu den Burgundern übergegangen, auch diesen keine Treue bewiesen hatte. L. ließ ihn am 19. Dec. 1475 auf dem Grèveplatze in Paris enthaupten. Das nämliche Schicksal hatte Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours, 1477. Nachdem aber Karl der Kühne am 5. Januar 1477 bei Nancy gefallen war, zog der König, außer sich vor Freude über dieses Ereigniß, das Herzogthum Burgund als eröffnetes französisches Lehen ein; ja, er behandelte selbst die Franche-Comté so, die ein unbestreitbares Lehen des deutschen Reiches war, und forderte die Vormundschaft über Maria, das Fräulein von Burgund, Karls einziges Kind. Allein Maria heirathete schon im August d. J. den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, und dieser schlug den König 7. Aug. 1479 in einer blutigen Schlacht bei Gainegate. Endlich kam es zum Frieden zu Arras, 23. December 1482; Maximilian mußte in die Verlobung seiner Tochter Margaretha mit dem Dauphin Karl willigen und dem Könige Artois und die Freigrafschaft abtreten. Burgund und die Städte an der Somme, welche er früher an Karl den Kühnen abgetreten hatte, verblieben dem Könige ebenfalls. L. hatte das Ziel seiner Bestrebungen erreicht; die hohe Aristokratie war gedemüthigt und des gefährlichen Burgunds Macht gebrochen; aber, weil ihm jedes Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, recht geschienen hatte, so waren die letzten Jahre seines Lebens, die er, der sich von Allen gehaßt glaubte und Alle fürchtete, auf dem einsamen Schloße Pleßis bei Tours zubrachte, von Angst u. Gewissensqual erfüllt. Kurz vor seinem Tode ließ er noch den heiligen Franz von Paula zu sich kommen, damit dieser ihm die Gesundheit wiedergeben solle. Er starb 30. August 1483, 60 Jahre alt. — 3) L. XII., Sohn des Herzogs Karl von Orleans, folgte auf Karl VIII., der keinen Nachkommen hinterließ, in der Regierung am 7. April 1498, im 36. Jahre seines Alters. Hatte man ihn bisher fast nur als einen vergnügungssüchtigen Fürsten gekannt, so trat nun die wohlwollende Milde, womit er die Lasten seiner Unterthanen erleichterte und seinen früheren Feinden verzieh, so leuchtend hervor, daß seine Landsleute ihm den Namen „Vater des Vaterlandes“ beilegten. Um die Bretagne der französischen Krone zu erhalten, heirathete er, nachdem er sich von Johanna, Ludwigs XI. Tochter, seiner ersten Frau, geschieden, Karls VIII. Wittwe, Anna von Bretagne. Darauf richtete auch er seine Blicke nach Italien, und zwar vorerst auf Mailand, worauf er von seiner Großmutter, einer Tochter Johann Galeazzo Visconti's, des ersten mailändischen Herzogs, her, Ansprüche zu haben vermeinte. Mailand wurde im Jahre 1499 von den Franzosen erobert und, als dann der dortige Herzog L. Moro Sforza sich empörte, wieder unterworfen. L. Moro wanderte nach Frankreich in die Gefangenschaft. Darauf nahm der König die

Plane seines Vorgängers auf Neapel wieder auf und verband sich zu diesem Zwecke mit Ferdinand dem Katholischen, König von Spanien. Sie bemächtigten sich zwar Neapels, geriethen aber über dessen Theilung in Streit und die Franzosen wurden in Folge der Schlachten bei Seminaro und am Garigliano, im Jahre 1503, wieder aus diesem Lande vertrieben. Im Jahre 1505 kam es dann zum Frieden und 1507 hielt L. einen feierlichen Einzug in Genua, welches sich gegen die Franzosen empört hatte. Im folgenden Jahre wurde die berühmte Ligue zu Cambray zwischen dem Kaiser, Frankreich, Spanien und dem Papste gegen die Venetianer geschlossen und L. selbst besiegte am 14. Mai 1509 dieselben bei Agnadello. Allein nun trat der Papst, das Kriegsglück der Franzosen fürchtend, vom Bunde zurück und vereinigte sich mit Spanien, England, den Schweizern u. Venedig gegen Frankreich. Gaston de Foix, Herzog von Nemours, der die Franzosen befehligte, schlug zwar die Verbündeten bei Ravenna am 11. April 1511, fiel aber selbst in der Schlacht, und die Schweizer setzten Maximilian Sforza in Mailand wieder ein; deßwegen verband sich der König mit den Venetianern gegen diese, eroberte das Mailändische wieder im Jahre 1513, mußte es aber dann, in Folge der verlorenen Schlacht bei Novara, gänzlich verlassen. Die Schweizer, im Bunde mit den Engländern u. dem Kaiser, griffen nun Frankreich an, und die beiden letzteren siegten bei Guinegate am 13. April 1513 in jener berühmten Schlacht, welche den Namen der Sporenschlacht (la journée des éperons) führt, wegen der übereilten Flucht der Franzosen. Unterdessen hatten die Eidgenossen Dijon belagert, waren aber durch Friedensversprechungen zum Abzuge bewogen worden. L. schloß nun nach einander Frieden mit allen seinen Feinden, zuletzt mit Heinrich VIII., in welchem ausbedungen wurde, daß er dessen Schwester Maria heirathen sollte, denn seine Gemahlin, Anna von Bretagne, war gestorben. Diese neue Ehe wurde am 9. October 1514 vollzogen u. schon am 1. Februar 1515 starb L., damals 53 Jahre alt. Er wurde von seinem ganzen Volke betrauert und bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausgerufen: „Der gute König L., der Vater des Vaterlandes, ist gestorben." — 4) L. XIII. war geboren den 27. September 1601 u. folgte seinem Vater, Heinrich IV., am 14. März 1610 unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria von Medicis. Die Unruhen, welche am Anfange seiner Regierung Concini, Marschall von Ancre, u. Eleonora Galignac, dessen Frau, die die ganze Gunst der Regentin besaßen, erregt hatten, wurden durch den Vertrag von St. Menehould am 15. Mai 1614 beigelegt. Am 2. October desselben Jahres wurde der König für großjährig erklärt und am 27. desselben Monats berief er die Generalstaaten zu ihrer letzten Versammlung, die vor der französischen Revolution stattgefunden hat. Im folgenden Jahre verband sich Heinrich II., Prinz von Condé, mit den Hugenotten und die Unruhen begannen von Neuem. Ein Krieg begann, der erst mit der Hinrichtung des Marschalls von Ancre auf der Brücke des Louvre am 24. October 1617 und durch die gleichzeitige Entfernung des Regenten nach Blois sein Ende fand. Die Gunst, worein nun Herzog Karl von Luines beim Könige trat, brachte neue Unruhen, indem die Mißvergnügten sich an die Königin anschloßen; allein als diese 1619 sich mit dem Könige vertragen hatte, entließ Luines den Prinzen von Condé ebenfalls der Haft, in welche er gerathen war. Im folgenden Jahre wurde das Bearn mit der Krone vereinigt; als aber die Hugenotten das Kirchengut, dessen sie sich bemächtigt hatten, zurückgeben sollten, empörten sich diese u. erregten einen Krieg, der erst mit der Eroberung von Rochelle durch Richelieu am 28. October 1628 endigte. Es war aber der Cardinal Richelieu gegen Ende des Jahres 1621, nach dem Tode des Herzogs von Luines, erster Minister geworden und leitete von da an alle Staatsangelegenheiten vollständig, da der König, der körperlich und geistig schwach war, eines solchen Lenkers bedurfte. Im Jahre 1629 waren darauf die Franzosen in Italien glücklich u. setzten den Herzog von Nevers in den Besitz von Mantua, u. als der kaiserliche General Colalto am 18. Juli 1630 Mantua überrumpelte u. der Marquis Spinola

Casale belagerte, rückte sogleich wiederum eine französische Armee dorthin, welche ganz Savoyen unterwarf, die Spanier an der Brücke von Carignan schlug, Casale entsetzte und die Feinde zum Frieden von Chierasco zwang, der 1631 abgeschlossen wurde. Unterdessen lastete im Innern Richelieu's Hand so schwer auf den Großen, daß der Herzog von Orleans sich mit dem Herzoge von Montmorency gegen ihn verband. Allein auch gegen sie war er glücklich; Montmorency wurde im Treffen von Chastelnaudary (1. September 1632) gefangen u. darauf zu Toulouse als Empörer enthauptet (30. October). Auch der Herzog von Lothringen kämpfte in Lothringen unglücklich gegen die Königlichen. Als darauf die Spanier Trier eroberten, welches die Franzosen besetzt hatten, erklärte Frankreich dieser Macht den Krieg am 19. Mai 1635 und gerieth so in jenen verhängnißvollen dreißigjährigen Kampf, der erst mit dem westphälischen Frieden (1648) endigte, den es nun sowohl gegen den Kaiser, als gegen Spanien hin, meistentheils mit glücklichem Erfolge, führte. Aber weder Richelieu, der am 4. December 1642 starb, noch L. sollten dessen Ende erleben, denn der König folgte seinem allgewaltigen Minister schon am 14. Mai 1643 ins Grab, in einem Alter von 42 Jahren, nachdem er zuvor eine Regentschaft für seinen minderjährigen Sohn angeordnet hatte, an deren Spitze die Königin Anna (von Spanien) treten sollte, deren eigentliche Seele aber der Cardinal Mazarin war. — 5) L. XIV., war geboren den 5. Sept. 1638. Durch die Ereignisse während der Regierung seines Vaters, L. XIII., u. durch Richelieu's u. Mazarins Klugheit war der ränkesüchtige Adel niedergebeugt, der Stolz des Parlamentes gedemüthigt worden. Unter den vielen Unruhen aber, unter denen man dieses durchgesetzt hatte, war der junge König herangewachsen und, hochfahrend und herrschsüchtig, wie er von Natur war, hatte sich dadurch die Ansicht in ihm festgestellt, daß das entschiedenste Verfahren u. unbedingtester Gehorsam gegen seine Befehle das einzige Mittel sei, um Frankreich im Innern kräftig u. nach Außen hin glänzend zu machen. Mazarin's Lehren fanden sonach den geeignetesten Boden. Er zeigte ihm, wieviel ein König sich erlauben dürfe, der seinen Unterthanen die Ueberzeugung beizubringen vermöge, daß sein Wille das höchste Gesetz, u. sein Vortheil der oberste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens seyn müsse. L. war noch nicht 16 Jahre alt, als er auf die Nachricht, daß sich das Parlament versammelt habe, um über eine Gegenvorstellung gegen eine Maßregel des Hofes zu berathen, sich plötzlich von Vincennes nach Paris begab u. im Jagdkleide, mit Reitpeitsche u. Sporen, in die Versammlung trat, um dieser in den heftigsten Ausdrücken ihr Unternehmen vorzuhalten. Als darauf bei einer andern Gelegenheit das Parlament sich nochmals eine Prüfung königlicher Befehle erlauben wollte, wurden einige Mitglieder desselben ohne Weiteres in die Verbannung verwiesen. Je mehr aber Mazarins Verhältniß zur Königin Mutter sich trübte, desto mehr mußte er suchen, den königlichen Knaben an sich zu fesseln, und er bewirkte dieß eben so wohl durch seine überlegene politische Einsicht, als durch seine große Nachgiebigkeit gegen dessen Leidenschaften, über welche er, als über Dinge von unbedeutenderer Wichtigkeit, hinwegsah. Vor Allem trachtete übrigens der Cardinal darnach, Frankreich unter den Mächten Europa's den ersten Platz zu verschaffen, u. deßhalb vorzüglich unterhandelte er die Heirath L.s mit einer spanischen Prinzessin. Er beschloß, um zu diesem Zwecke zu gelangen, den Krieg mit dieser Macht, den Turenne in den Niederlanden so glücklich geführt hatte, zu beendigen. 1659 kam ein Waffenstillstand zu Stande u. die Friedensunterhandlungen begannen. Mazarin u. der Abgeordnete des Königs von Spanien, Don Luis de Haro, hatten auf der Fasaneninsel in der Bidassoa eine Zusammenkunft. Am 7. November 1659 wurde der Friede abgeschlossen. Philipp IV. von Spanien aber hatte nur eine Tochter, Maria Theresia, u. einen Sohn (den nachmaligen König Karl II.), dessen Schwächlichkeit weder Nachkommen, noch ein langes Leben erwarten ließ. Ging aber die Succession auf die Infantin über, so waren Spanien u. Frankreich verbunden u. das alte politische System Europa's, welches eben darin be-

standen hatte, diese Mächte auseinanderzuhalten, zerstört. Hierauf hatte es Mazarin abgesehen; mußte er nun gleichwohl im Friedensvertrage zugestehen, daß die Infantin auf die Erbfolge in den spanischen Ländern im Voraus Verzicht leisten sollte, so hielt er sich dennoch überzeugt, daß man früher oder später Ansprüche werde machen u. durchsetzen können. Am 9. Juni 1660 empfing der junge König seine Gemahlin zu Saint Jean de Luz und hielt mit ihr einen glänzenden Einzug in Paris. Mazarin sollte aber den Erfolg seiner Unterhandlungen nicht lange überleben; er starb am 9. März 1661. So lange er gelebt, hatte er das Heft der Regierung in der Hand behalten, obgleich L. schon am 5. September 1651 für mündig erklärt worden war; allein schon am Morgen nach seinem Tode erklärte der König seinen Ministern, daß er von nun an die Regierung selbst übernehme. Auch die Königin Mutter, Anna von Oesterreich, deren Einfluß sich schon in den letzten Zeiten Mazarins sehr verringert hatte, zog sich nun ganz vom Hofe zurück. L.s Hauptsorge richtete sich auf Ordnung der inneren Verhältnisse seines Reiches, welche sowohl durch die Bürgerkriege, als durch den langen Krieg mit Spanien sehr zerrüttet waren. Der Finanzminister Fouquet war durch seine Verschwendungen berüchtigt; er wurde gestürzt u. L. erklärte, die Finanzen selbst verwalten zu wollen, nur solle ihm ein Finanzrath als Ministerial-Collegium zur Seite stehen. In dieses Collegium trat als Rath Colbert (s. d.), ein junger Mann bürgerlicher Herkunft, früher in Fouquets Bureau beschäftigt, den noch Mazarin hierzu empfohlen hatte. Da der König ihm in Finanzangelegenheiten vorzugsweise Vertrauen schenkte, so war er bald eigentlicher Finanzminister. Er brachte Ordnung in den Staatshaushalt, erhöhte die Einkünfte, belebte den Handel u. schaffte überhaupt die Mittel für die vielen u. großartigen Unternehmungen des Königs. Ferner wurde der Staatssekretär Letellier zum Kanzler erhoben; sein ältester Sohn, welcher das Marquisat Louvois besaß, erhielt das Kriegswesen; Lionne leitete, wie früherhin, die auswärtigen Angelegenheiten. Die gebietende Stellung aber, welche L. im Innern seines Reiches annahm, wollte er auch gegen die auswärtigen Mächte in bis dahin unerhörter Weise, geltend machen u. begann beim Ceremoniell, worauf man damals so großen Werth legte. Als nämlich im Jahre 1661 bei einem feierlichen Aufzuge in London der spanische Gesandte seinen Vorrang vor dem französischen behauptet hatte, schickte L. alsbald den spanischen Gesandten aus Paris weg u. erklärte dem Könige Philipp IV., seinem Schwiegervater, er werde den Krieg sogleich wieder beginnen, wenn er den Vorrang des französischen Botschafters nicht anerkenne. Der spanische König mußte nachgeben. Bald sollte auch Papst Alexander VII. den Uebermuth des Königs erfahren. Die Leute des französischen Gesandten in Rom, des Herzogs von Crequi, geriethen mit päpstlichen Soldaten in Streit. Die Händel erneuerten sich; da ermächtigte der päpstliche General, Mario Chigi, Bruder des Papstes, u. der Cardinal Imperiali die Soldaten, sich zu vertheidigen. Es kam zu einer neuen Rauferei; die Soldaten eilten nach der Wohnung des französischen Gesandten, dem Palast Farnese, schoßen nach seinen Fenstern u. nach dem Wagen seiner eben heimkehrenden Gemahlin, tödteten einen Pagen und verwundeten viele Franzosen. Sofort wurde Crequi von seinem Monarchen, zwischen welchem und der römischen Curie, wegen verschiedener, von ihm verübter, Bedrückungen, schon Uneinigkeit bestand, abberufen, der päpstliche Nuntius in Frankreich unter Reitereibedeckung über die Gränze gebracht u. der König von Spanien, sowie die Herzoge von Savoyen u. Toskana, wurden um Durchzug durch ihre Länder für 18,000 Franzosen ersucht. Als der hierdurch eingeschüchterte Papst Anerbietungen zu einer Genugthuung machte, wurden ihm unannehmbare Bedingungen gestellt u., als diese zurückgewiesen wurden, Avignon u. Venaissin eingezogen. Wirklich brach auch ein starker französischer Heerhaufen nach Italien auf. Da mußte der bedrängte Papst nachgeben. Am 6. Februar 1633 wurde deßhalb zu Pisa ein förmlicher Friedensvertrag unterzeichnet: Alexander VII. mußte seinen Neffen, Fabio Chigi, als Legaten nach

Frankreich schicken, um öffentlich Abbitte zu thun und sich anderen schmählichen Bedingungen unterwerfen, welche auf einer Säule eingegraben wurden, die er zu Rom vor der corsischen Hauptwache mußte aufrichten lassen. Darauf erhielt er Avignon u. Venaissin zurück u. drei Jahre nachher erlaubte ihm L. auch, jene Schandsäule wieder niederzureißen. Hatte aber in dieser Weise der König von Frankreich gezeigt, wie rücksichtlos er in unbedeutenden Kriegen seine Forderungen durchzusetzen im Stande sei, so sollte es nicht lange dauern, bis die Nachbarstaaten erfuhren, wie weit seine Ansprüche in wichtigeren Dingen gingen. Denn kaum war im Jahre 1665 Philipp IV. von Spanien gestorben, als L. es versuchte, die Vereinigung der spanischen Niederlande mit Frankreich, den Lieblingsgedanken Mazarin's, durchzusetzen. Den Vertrag, in welchem seine Gemahlin auf alle Successionsrechte verzichtet hatte, erklärte er deßhalb für nichtig, weil Spanien die dort ausbedungene Mitgift für dieselbe nicht in den versprochenen Fristen ausgezahlt hatte. So rückte im Mai 1667 Turenne in Flandern ein, während Condé die Franche Comté angriff. Die Erfolge des Feldzuges waren rasch, weil Spanien nicht vorbereitet war und Deutschland nicht helfen konnte, indem Kaiser Leopold damals gerade in Ungarn beschäftigt war. Die Franche Comté u. ein großer Theil der spanischen Niederlande wurden im ersten Anlaufe weggenommen. Allein nun geriethen die Holländer in Sorge, welche sehr wohl einsahen, wie gefahrvoll es für sie seyn würde, Frankreich zum Nachbarn zu haben. Sie schlossen unter dem Namen Tripelallianz mit England u. Schweden ein enges Bündniß gegen Frankreich. Daher mußten sich die Franzosen auf Unterhandlungen einlassen u. so kam es zum Frieden zu **Aachen** (s. d.). — Bald nachher jedoch beredete Louvois den König, die Eroberung Hollands, des reichsten Landes von Europa, zu versuchen, von dem ein ganz anderer Gewinn zu erwarten sei, als von den spanischen Niederlanden. An Vorwänden hiezu konnte es nicht fehlen, namentlich, da Holland ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande gebracht hatte. Mit großem Glücke begann man Unterhandlungen, um sich Verbündete zu erwarten und Holland zu vereinzeln. Mit leichter Mühe wurde der Kurfürst von Köln, Maximilian Heinrich, ein Prinz aus dem bayerischen Hause, gewonnen, daß er freien Durchzug durch sein Gebiet gestattete, so daß eine französische Armee nach Holland vordringen konnte, ohne die spanischen Niederlande zu berühren; der Bischof von Münster, schon früher mit den Holländern in Streit, versprach Hülfstruppen; dasselbe thaten noch andere deutsche Fürsten, wieder andere versprachen neutral zu bleiben. Selbst Schweden und England traten in ein Bündniß mit Frankreich, u. den Kaiser u. Spanien wußte man zu beschwichtigen. Den Holländern gelang es nicht, Bündnisse zu schließen, u. als Herzog Karl IV. von Lothringen mit ihnen unterhandeln wollte, diente dieß L. zum willkommenen Vorwande, sein Land zu besetzen u. ihn aus demselben zu vertreiben. Nur Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Oheim Wilhelms von Oranien, verband sich mit Holland, weil er einsah, wie gefahrvoll die Lage seines kleve'schen Herzogthums sei, wenn die Republik zu Grunde gehe. Am 7. April 1672 erfolgte die französische Kriegserklärung und bald darauf die englische. Am 12. Juli ging L. bei Tolhuis über den Rhein; alle festen Städte fielen rasch auf einander, fast ohne Widerstand zu leisten, in seine Gewalt; die Provinz Overyssel wurde vom Bischofe von Münster, Bernhard von Galen, erobert; in Holland herrschte die größte Verwirrung. Das Volk erklärte am 2. Juli Wilhelm III. von Oranien zum Erbstatthalter von Holland und Seeland, den einzigen vom Feinde noch nicht eroberten Provinzen; die Gebrüder de Witt, Häupter der entgegengesetzten Partei, wurden ermordet. Schon dachte der Prinz von Oranien daran, sich mit seinem Heere anzuschließen, um das Land zu verlassen — da wandte sich das Kriegsglück. Das Land war überschwemmt und unter Wasser gesetzt, wodurch die Franzosen am Vordringen gehindert wurden; den Bischof von Münster hielt die tapfere Besatzung von Groningen auf; die englische Landung in Seeland unterblieb, durch die holländische Flotte u. durch

Sturm abgehalten. — L., dem das Kriegsleben nicht zusagte, war nach Versailles zurückgekehrt — der Kurfürst von Brandenburg näherte sich dem Kriegsschauplatze. Deßhalb mußten die Franzosen ihr, durch die Besetzung so vieler eroberter Städte ohnehin geschwächtes, Heer trennen, um gegen denselben gedeckt zu seyn. Auch Spanien zeigte sich nun geneigt, den Holländern Beistand zu leisten. Allein, als L. mit noch zahlreicheren Streitkräften im folgenden Jahre im Felde erschien, zwang er den Kurfürsten von Brandenburg zu einem Separatfrieden zu Vossem bei Venloo (am 6. Juli 1673). Mastricht fiel am 1. Juli. Nun schloß Spanien endlich, weil der Herzog von Orleans seine Niederlande ohne Kriegserklärung weggenommen hatte, am 30. August mit der Republik ein Bündniß u. an demselben Tage sagte ihr Kaiser Leopold, aufgebracht über die frechesten Verletzungen des Reichsgebietes von Seiten der Franzosen, gegen Subsidien 30,000 Mann Hülfstruppen zu. Turenne, der nun nach Süddeutschland aufbrach, wurde durch Montecuculi zum Weichen gebracht, u. als dann die Holländer und Spanier Bonn belagerten u. Condé diese Stadt nicht zu entsetzen vermochte, mußten die Franzosen Deutschland verlassen. Ganz Holland wurde geräumt u. nur Mastricht blieb in ihren Händen. Auch zur See hatte ihre, mit der englischen verbündete, Flotte unglücklich gekämpft und war zu wiederholten Malen von den Holländern unter de Ruyter u. Cornelis Tromp besiegt worden. Nun schloß England (19. Febr. 1674) mit der Republik einen Frieden; Münster und Köln söhnten sich ebenfalls mit ihr aus u. im Juni 1674 erfolgte die Kriegserklärung des Reiches gegen L. Auch der Kurfürst von Brandenburg erschien von Neuem mit 16,000 Mann auf dem Kampfplatze, welche von Holland und Spanien besoldet wurden. Allein L. fürchtete die große Anzahl seiner Feinde nicht; drei Armeen stellte er ins Feld. In der Mitte sollte Turenne nach Franken vordringen, der König selbst auf dem rechten Flügel die Franche Comté angreifen, Condé auf dem linken in die Niederlande einfallen. Die Franche Comté wurde mit geringer Mühe erobert. Turenne hauste fürchterlich in der Pfalz u. siegte bei Sinsheim über Karl von Lothringen (16. Juni), wurde dann von dem kaiserlichen General Bournonville bei Ernsheim (am 4. Oct.) vergebens angegriffen u. zwang ihn u. den Kurfürsten von Brandenburg nach den Gefechten bei Mühlhausen u. Türkheim (29. Dec. 1674 u. 5. Jan. 1675) schimpflich über den Rhein zurückzugehen. Weniger glücklich war Condé in den Niederlanden, wo ihm Wilhelm von Oranien entgegenstand, u. wäre es noch weniger gewesen, wenn nicht der kaiserliche General des Souches durch geheime Befehle des von den Franzosen bestochenen Fürsten Lobkowitz, ersten Ministers Kaiser Leopolds, bestimmt, Oraniens Beschlüssen immer hindernd in den Weg getreten wäre. Dieß war der Grund, weßwegen auch die Schlacht bei Senef zu keinem entscheidenden Resultate führte, obgleich sie so viele Menschen auf beiden Seiten kostete. Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete der König in den Niederlanden selbst, aber Condé, Crequi u. Humières waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten Lüttich, Gent, Dinant u. Limburg, dagegen schlug der Herzog von Lothringen den Marschall Crequi bei Consarbrück und zwang ihn, sich in Trier am 6. Sept. zu ergeben. Fürchterliche Verheerungen bezeichneten den Weg der Franzosen in Süddeutschland. Wiesloch, Bruchsal, S. Remy, Graben u. Gernheim ließ Vaubrun in Asche legen. Unterdessen erhielt Montecuculi an des abberufenen Bournonville's Stelle den Oberbefehl über das deutsche Heer. So standen die beiden größten Feldherrn Europa's sich gegenüber. Bei Sasbach, unweit Offenburg, erreichten sich endlich die Armeen; da fiel Turenne durch eine Kanonenkugel, als er die feindliche Stellung recognosciren wollte (am 27. Juli). Ganz Frankreich klagte um ihn; der König, als ihm die Trauerbotschaft überbracht wurde, rief aus: „Wir verlieren Alles, Turenne ist todt!" — Das Heer ging über den Rhein zurück. Im folgenden Jahre begannen die Verheerungen der Franzosen in Deutschland mit erneuerter Wuth, denn sie waren zu schwach, den Krieg in diesen Gegenden mit Nachdruck zu führen. Vierzehn Meilen weit sah

man Nichts als Brandstätten. L. hatte den Befehl ertheilt, alles Land zwischen Saar, Mosel u. Rhein zu verwüsten, damit die Gränzen Frankreichs vor feindlichen Heeren sicher seien. In den Niederlanden führten die Franzosen den Krieg mit Glück, ohne jedoch große Erfolge zu erlangen. Allein einen großen Verlust erlitten die Verbündeten durch den Tod des Admirals de Ruyter, der in der Schlacht bei Agosta fiel, als er Messina den Franzosen wieder entreißen wollte, in deren Hände die, gegen die Spanier empörten, Einwohner die Stadt gegeben hatten. Am Oberrheine vergingen noch die Jahre 1677 u. 1678 unter Plünderungen u. Mordbrennereien. In den Niederlanden eroberten die Franzosen im Jahre 1677 Valenciennes und Cambray und schlugen unter Führung des Marschalls von Luxembourg den Prinzen von Oranien, der St. Omer entsetzen wollte, bei Montcastel (11. April). Nur noch wenige Festungen blieben in den Händen der Niederländer. Am 9. März 1678 eroberte im Beiseyn des Königs der Marschall von Humières noch Gent, um die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen, welche schon zu Nimwegen begonnen hatten, denn L. war besorgt, durch einen längeren Krieg das Eroberte wieder zu verlieren, da der König von England mit Holland Frieden schließen wollte, und Schweden gegen Dänemark und Brandenburg unglücklich gekämpft hatte. Auch die Holländer waren ermüdet, und so gelang es den französischen Unterhändlern, zu erwirken, daß diese schimpflich ihre Bundesgenossen verließen u. für sich allein Frieden mit Frankreich schlossen, am 10. August 1678. Die Holländer verloren Nichts. Noch vier Tage nach Abschluß des Friedens lieferte Wilhelm von Oranien den Franzosen die Schlacht bei Mons, da in den Lagern noch Nichts davon bekannt geworden war. — Die Spanier unterzeichneten den Frieden am 17. September 1678; sie verloren die ganze Franche-Comté und sechzehn Festungen in den Niederlanden. Am 5. Februar 1679 schloß auch Kaiser Leopold den Frieden für sich und das Reich; für die Zurückgabe Philippsburgs trat Oesterreich Freiburg von seinen eigenen Besitzungen ab. Der Herzog von Lothringen sollte Nancy und Longwy dem Könige überlassen und zu den, durch sein Gebiet schon früher bewilligten, Militärstraßen noch drei andere, eine jede eine halbe Meile breit, zugestehen. Allein Karl V. weigerte sich, auf diese Bedingungen hin Frieden zu schließen, und so blieben seine Länder noch lange in den Händen der Franzosen. Am 29. Juni 1679 schloß auch Brandenburg zu St. Germain en Laye Frieden und zuletzt, am 2. September, ebenfalls Dänemark. — Den so geschlossenen Frieden wollte L. nun benützen, um neue Kräfte zu sammeln; er hatte gesehen, was sich den übrigen Mächten entgegen durchsetzen ließ. Zunächst sollte Deutschland seinen Planen ein neues Opfer bringen. Schon im folgenden Jahre legte ihm Louvois, auf den Antrag eines Parlamentsraths in Metz, Roland de Ravaux, einen Entwurf vor, nach welchem eine genaue Untersuchung angestellt werden sollte über alle Gebietstheile im deutschen Reiche, welche mit den an Frankreich abgetretenen Städten im Lehensverhältniß gestanden hätten, um diese dann in Besitz zu nehmen. Alsbald beauftragte der König die Parlamente von Metz und Besançon damit, und errichtete für den Elsaß eine besondere Reunionskammer zu Breisach, und für die spanischen Niederlande eine weitere zu Dornick. Ganz Zweibrücken, obgleich dieses Herzogthum dem mit Frankreich verbündeten Könige von Schweden gehörte, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mömpelgerd, Germersheim, und viele andere Bezirke und Städte wurden von diesen Kammern als alte Dependenzen der neuerworbenen Provinzen erklärt und dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über dieselben zugesprochen. Dieser ließ die Besitzer von seinen Gerichten vorladen und, da Niemand erschien, ihr Eigenthum mit Gewalt in Besitz nehmen. Das deutsche Reich that Nichts, als daß es gegen einen so unerhörten Schritt Protestation einlegte. Um den Schein des Rechtes zu behaupten, sandte L. wirklich Abgeordnete zu dem von den deutschen Fürsten dieserhalb zu Frankfurt anberaumten Congreß, aber noch ehe dieser eröffnet wurde, zeigte ein anderer Schritt, was man von Rechtsgründen zu erwarten habe. Als nämlich die deutschen Für-

sten mit den Bürgern der wichtigen Stadt Straßburg unterhandelten, um sie zu bewegen, eine Besatzung aufzunehmen zu ihrer Sicherheit, erschien am 29. September 1681 ein französisches Heer unter Louvois selbst vor der Stadt und forderte sie, deren Rath theilweise bestochen war, zur Uebergabe auf. Sie mußten französische Besatzung aufnehmen und dem Könige von Frankreich huldigen, der bald darauf selbst dort seinen feierlichen Einzug hielt. So kam eine der wichtigsten deutschen Gränzfesten ohne Schwertschlag in französische Hände. Das deutsche Reich war wiederum unthätig, die Fürsten über Ceremoniel im Streite, der Kaiser durch die von Frankreich unterstützten Türken bedrängt, eine Lage, die von L. noch weiter dazu benützt wurde, im Jahre 1684 Luxemburg u. Trier wegnehmen zu lassen. Auch auf Spanien wurde ein Angriff unternommen. Obgleich kein Krieg erklärt worden war, wurde nun über den Frieden verhandelt. So kam am 15. August 1654 zu Regensburg zwischen dem Kaiser, dem Reiche u. Spanien einerseits, u. Frankreich andererseits ein Waffenstillstand zu Stande, durch welchen alle, seit dem Nimweger Frieden gemachten, Erwerbungen Frankreich verblieben, bis zum Abschlusse einen endliches Friedens, über welchen die Unterhandlungen ungesäumt beginnen sollten. Aehnliche Unternehmungen, wie gegen Deutschland, unternahm L. auch gegen Italien, welche zur Besetzung des wichtigen Casale durch Boufflers und Catinat führten, an demselben Tage, wo Louvois in Straßburg einrückte. Noch Schlimmeres hatte die Republik Genua zu erdulden. Sie hatte in dem früheren Kriege eine Galeere zur spanischen Flotte stoßen lassen und die Durchfuhr von Salz nach Casele verhindert. Deßhalb erschien am 16. Mai 1684 eine gewaltige Flotte unter Du Quesne u. Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, vor Genua, um die Absendung einer Gesandtschaft nach Versailles zu fordern, um den König von Frankreich wegen jener Beleidigungen um Verzeihung zu bitten. Als die Genueser dieses abschlugen, erfolgte ein fürchterliches Bombardement, welches sieben Tage hindurch fortgesetzt wurde und erst aufhörte, als die Franzosen keine Munition mehr hatten. Aber die Republik wagte es nicht, einen zweiten ähnlichen Angriff abzuwarten, und schloß im Februar 1685 einen Vergleich ab. Der Doge Francesco Maria degli Imperiali mußte mit vier Senatoren nach Versailles reisen, um vom Könige von Frankreich Verzeihung zu erflehen. — Nützlicher für die Menschheit sind L.s Unternehmungen gegen die afrikanischen Raubstaaten gewesen. 1682 u. 1683 erschien die französische Flotte unter dem Admiral De Quesne vor Algier u. beschoß die Stadt so lange, bis der Dey alle christlichen Sklaven unentgeldlich frei gab. Zwei Jahre nachher geschah dasselbe mit Tunis und Tripolis. — Durch solche Erfolge stiegen L.s Plane immer höher. Es erfolgten immer neue Reunionen, und nun erhob L. im Namen seiner Schwägerin, Elisabeth Charlotte von Orleans, der Schwester des verstorbenen Kurfürsten Karl von der Pfalz, auch Ansprüche auf dessen Nachlassenschaft, bis Pfalzgraf Philipp L. von der Neuburger Linie, der die Regierung übernommen hatte, nachgewiesen haben würde, welche Theile ihm als Mannlehne gebührten. Daher kam zuerst zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Kaiser zu Berlin, u. dann am 9. Juli 1686 zu Augsburg zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden, Bayern u. anderen Fürsten ein Bündniß zu Stande, zur Erhaltung der Ruhe und des Regensburger Waffenstillstandes. Unterdessen aber hatte sich wiederum ein neuer Handel entsponnen. Wilhelm von Fürstenberg hatte nämlich den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln immer Frankreich günstig zu erhalten gewußt, und deßwegen wollte ihm der Hof von Versailles gerne die Nachfolge in der Kur u. dem Erzbisthume sichern, falls jener verstürbe. Maximilian Heinrich schlug ihn selbst zu seinem Coadjutor vor, allein der Kurfürst von Brandenburg warnte die Domherren vor dessen französischer Gesinnung, und der Kaiser ließ ihm die Coadjutorie von Lüttich antragen, wenn er die Kölner dem Prinzen Joseph Clemens von Bayern überließe, für welchen sich auch der Papst erklärte; dennoch erfolgte die Wahl Fürstenbergs, da die meisten Domherren von den Franzosen bestochen

waren. Da starb der Kurfürst Maximilian Heinrich, u. alsbald übergab der Kaiser dem Kapitel eine kräftige Vermahnung gegen die etwaige Wahl Fürstenbergs, seiner notorischen französischen Gesinnung wegen. Dennoch fanden sich nur neun Stimmen für Joseph Clemens, während dreizehn auf Fürstenbergs Seite waren, welche ihn zum Erzbischofe postulirten, da er schon Bischof von Straßburg war. Trotz der Minderzahl der Stimmen bestätigte Papst Innocenz XI., Alexanders VII. Nachfolger, die Wahl des bayerischen Prinzen (am 20. September 1688). Das Mißlingen dieses Versuches, und Nachrichten von Siegen des Kaisers über die Türken bestimmten den König von Frankreich zu einem neuen Kriege. Am 25. September rückte der Dauphin mit einem starken Heere in die Rheinpfalz, nachdem L. am Tage vorher eine Kriegserklärung erlassen hatte, worin er seine Mäßigung rühmte und erklärte, er sei bereit, alle Feindseligkeiten einzustellen, falls ihm sämmtliche reunirte Orte sammt Hüningen u. dem dort erbauten Fort förmlich abgetreten, die pfälzische Erbschaft durch eine genügende Summe abgekauft und der Graf von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln erhoben werden würde. Allein bei diesem Kriege hatte Frankreich stärkeren Widerstand zu erwarten, als bei den früheren. Die Fürsten wußten durch zwanzigjährige Erfahrung, was sie von ihm zu hoffen hatten, und in England hatte unterdessen Wilhelm von Oranien den Thron bestiegen, nachdem Jakob II. abgesetzt worden war. L. aber hatte schon am 15. November 1688 den Generalstaaten den Krieg erklärt, sobald er die Abfahrt des Statthalters nach England vernommen, worauf diese, sowie der neue König von England, sich im folgenden Jahre zu Wien dem Augsburger Bündnisse anschlossen. Auch Victor Amadeus von Savoyen, von welchem L. die Ueberlieferung der Citadelle von Turin für den Fall eines Krieges erlangte, erklärte sich 1690 für Spanien und Oesterreich. Schreckliche Verwüstungen wurden in der Pfalz durch das französische Heer angerichtet. Alle dortigen Städte wurden verbrannt, Speier am 31. Mai, Worms den 5. Juni 1689 in Asche gelegt, das ganze Land zur Wüste gemacht. Der Krieg wurde im Ganzen überall glücklich für Frankreich geführt, dessen Heere von zwei trefflichen Befehlshabern, dem Marschall Catinat in Italien und dem Herzoge von Luxembourg in den Niederlanden befehligt wurden. Am 29. Juli 1693 besiegte der letztere den König Wilhelm von England in einer großen Schlacht bei Neerwinden, starb aber bald darauf. Von nun an führte Frankreich den Krieg lässiger, seiner Erschöpfung wegen, da es allen seinen Gränzen entlang bedeutende Heere im Felde halten mußte. Am 29. August 1696 kam ein Friede in Savoyen zu Stande; Casale, so wie Pignerol, wurden dem Herzoge gelassen. Auch mit den Holländern und den Engländern schloß L. am 20. September 1697 Friede zu Ryswyk; die Holländer erhielten einige Zugeständnisse für ihren Handel, König Wilhelm wurde als König von England anerkannt. Vereinzelt mußten nun auch Kaiser u. Reich am 30. October dem Frieden beitreten; die Franzosen behielten Straßburg, gaben aber Philippsburg, Breisach, Freiburg, Kehl wieder heraus und versprachen, nicht mehr reuniren zu wollen, mit dem Vorbehalte, daß an allen von ihnen besetzt gewesenen Orten, an welchen sie den katholischen Kultus eingeführt hätten, derselbe fortbestehen sollte. Es waren dieser Orte nicht weniger als 1922. L. hatte sich mit der Abschließung dieses Friedens so beeilt, weil ein Ereigniß bevorstand, für welches er die Hände frei haben wollte: es war dieß der Tod Königs Karl II. von Spanien, der auch am 1. November 1700 erfolgte. Nun trat L. für die Ansprüche des zweiten Sohnes des Dauphins, Philipp, Herzog von Anjou, zu dessen Gunsten auch König Karl II. testirt hatte, auf u. es entspann sich der folgereiche spanische Erbfolgekrieg (s. d.) gegen Oesterreich u. England, welcher vom Jahre 1701 bis zum Utrechter (13. April 1713) u. den Frieden zu Rastadt u. Baden 1714 dauerte u. Frankreich aufs Aeußerste erschöpfte. Das Resultat dieses langen Kampfes war: daß Philipp V., König von Spanien, für sich und seine Nachkommen auf die französische Krone, hingegen die Herzoge von Berri u. Orleans eben so auf die spanische verzichteten. —

Von L.s XIV. innerer Verwaltung ist der Hauptcharakter der, daß er Frankreich aufs Vollständigste zu einer unumschränkten Monarchie machte, in welcher es neben dem Könige keine Gewalt mehr gab, und die Stände vollends niederdrückte. Der Adel verarmte u. wurde gänzlich abhängig vom Hofe. Richelieu u. Mazarin hatten ihn nur in seinen höchstgestellten Repräsentanten bekämpft. L. XIV. stürzte ihn, ohne daß er es merkte, in seiner Gesammtheit für immer; er versammelte ihn an seinem glänzenden Hofe, entfremdete ihn der väterlichen Sitte, dem Volke, entsittlichte ihn und mit ihm, da er Vorbild für den Adel von fast ganz Europa war, den Adel fast aller europäischen Länder. Was dann die andere Seite der Verwaltung betraf, so erforderten schon die vielen Kriege, daß man daran dachte, die bisher so wenig benützten Hülfsquellen Frankreichs reichlicher fließen zu machen, und hierbei nahm man sich besonders die Niederlande zum Muster, nur daß, was hier größtentheils aus Privatinteressen entstanden war, in Frankreich von Seiten der Regierung ins Leben gerufen wurde u. ihr dienen mußte. Große gepflasterte Strassen wurden gebaut, Kanäle angelegt (worunter der des Languedoc, welcher das atlantische Meer mit dem mittelländischen verbindet, der berühmteste ist), Manufakturen u. Handelsgesellschaften gegründet, überhaupt die Gewerbe u. der Handel zu jener Stufe emporgehoben, daß sie der Prachtliebe des Hofes genügen konnten, die sich in großen, prächtigen Bauten, wie des Schlosses zu Versailles (s. d.), und Gartenanlagen beurkundete. Durch Alles dieses aber wurde auch in den Menschen der Grund zu jener geistigen Richtung gelegt, die immer dem Merkantilsystem anklebt, der zu Folge sie keine Schranken in ihrem Suchen nach Reichthum mehr kennen, u. welche allen Grundlagen sittlicher Beschränkung u. namentlich der positiven Religion feindlich ist. Was die katholische Kirche von L. XIV. zu erwarten habe, darauf wies schon sein rücksichtloses Benehmen gegen deren Oberhaupt hin. Nicht, daß er die Gewalt des römischen Stuhles allgemein hätte abschaffen wollen: sie konnte ihm selbst unter Umständen ein wichtiges Mittel der Herrschaft werden; aber so beschränken wollte er sie, daß sie der Nation ein Mittel gegen den Despotismus werden könne. So entstand, ganz seiner politischen Richtung gemäß, in ihm der Gedanke einer Nationalkirche, als deren weltliches Haupt er sich selbst ansah, während er den päpstlichen Stuhl auf die Sorge für die Reinheit der Lehre beschränken und selbst auch in dieser Hinsicht dessen Anordnungen nur genehmigen wollte, wenn sie zuvor von allgemeinen oder Nationalconcilien genehmigt worden wären. Daß er aber hierdurch, da allgemeine Concilien fast unmöglich wären, auf Nationalconcilien aber der König nothwendig großen Einfluß üben mußte, sich thatsächlich in den Besitz der Suprematie setzte, konnte nicht verborgen bleiben. Demgemäß berief er ein Nationalconcil, welches durch den berühmten Bossuet, Bischof von Meaux, am 30. October 1601 eröffnet wurde und am 19. März 1682 die bekannten vier gallicanischen Artikel (s. d.) veröffentlichte, wodurch das Ziel, welches L. anstrebte, erreicht werden sollte. Vom nämlichen Standpunkte aus sind L.s Maßregeln gegen die Protestanten und der Widerruf des Edikts von Nantes (22. October 1685) zu erklären, der gewaltsame Bekehrungen und viele Grausamkeiten, von beiden Seiten verübt, zur Folge hatte. Selbst während er die Hugenotten zur katholischen Kirche zurückzuführen suchte, hörte seine Opposition gegen den römischen Stuhl nicht auf, so daß, da der Papst allen, seinem kirchlichen Systeme beipflichtenden, französischen Prälaten die Bestätigung versagte, 1688 fünf und dreißig französische Bischöfe ohne kanonische Institution waren. Endlich jedoch mußte sich L., der inzwischen mit Deutschland u. mit halb Europa im Kriege sich befand, zum Nachgeben entschliessen. Am 12. Juli 1691 schrieb er an Innocenz XII., er werde Sorge tragen, daß die sogenannten gallicanischen Artikel nicht beobachtet würden. Nachdem dann die französischen Bischöfe ihren unaussprechlichen Schmerz über die Beschlüsse von 1682 erklärt hatten, gab ihnen Papst Innocenz die kanonische Bestätigung. Viel Einfluß auf die religiösere Richtung, die nun der König überhaupt eingeschlagen hatte, ist seiner Ehe mit

der Frau von Maintenon, die er nach dem Tode der Königin (1683) einging, zuzuschreiben; denn, da die Königin nie Gewalt über sein Herz besaß, sondern er zuerst das Fräulein de la Vallière, dann Frau von Montespan zu Maitressen hatte, so war auch sein Privatleben keineswegs erbaulich gewesen. Aber auch in solchen Dingen wurde ihm von vielen Fürsten seiner Zeit, deren eigentlicher Ausdruck er war, nachgeahmt, eben so, wie die Geschmackrichtung, welche von seiner Prachtliebe ausging, die Geister gefesselt gehalten hat bis auf unsere Zeit, wo die Kunst kaum erst angefangen, sich von ihren Banden los zu winden. L. starb am 1. September 1715. — 6) L. XV., geboren 1710, Urenkel L.s XIV., war der zweite Sohn des 1712 verstorbenen Dauphins L., Herzogs von Bourgogne, und folgte, da sein älterer Bruder ebenfalls gestorben war, dem alten Könige als ein fünfjähriges Kind, auf dem Throne. Es trat daher eine vormundschaftliche Regierung ein, an deren Spitze des Königs Vetter, der Herzog Philipp II. von Orleans, L.s XIV. Brudersohn, trat, nachdem er die, von dem Könige zu Gunsten seiner legitimirten Söhne getroffenen, Anordnungen durch das Parlament für ungültig hatte erklären lassen. Dem Mangel in allen Cassen half der Regent, ein geistreich liederlicher Mensch, sofort dadurch ab, daß er diejenigen Personen, die unter der vorigen Regierung mit der Verwaltung der Finanzen betraut gewesen waren u. auf welchen vorzüglich der Haß des verarmten Landes lastete, zur Untersuchung zog, wodurch er in kurzer Zeit die Summe von 220 Millionen erpreßte, die er aber dann größtentheils mit den Lüstlingen, welche seine Umgebung bildeten, vergeudete, ohne daß der Staat von einer so gehässigen Maßregel Nutzen gehabt hätte. Zudem hatte man auch noch die Münze verschlechtert. Noch verderblicher, als alles dieses, wurde jedoch dem Lande das Bankprojekt des Schotten Law (s. d.), welcher 1716 in Paris auftrat, wodurch das Land ungefähr 2000 Millionen Livres verlor und eine Anzahl bemittelter Familien an den Bettelstab gebracht wurde. Am 13. Februar 1723 wurde der junge König mündig und am 2. December desselben Jahres starb der Herzog von Orleans, wenige Monate nach dem Tode seines Ministers, des Cardinals Dubois, eines noch schlimmeren Wüstlings, als er selber. Dem Plane des Cardinals Alberoni, die Regentschaft in Frankreich in die Hände Königs Philipp V. von Spanien zu bringen, hatte er durch die, 1717 mit England und den Niederlanden abgeschlossene, Tripelallianz glücklich entgegengewirkt. Nach des Herzogs von Orleans Tode übernahm der Herzog von Bourbon-Condé, ein Mensch gleich häßlich an Leib und Seele, die Regierung, während er selbst wieder von einer herrschsüchtigen Maitresse regiert wurde. Diese, weil der schwächliche König kein langes Leben versprach, betrieb eifrig dessen Vermählung, damit sie, wenn nach des Königs Ableben wieder eine Vormundschaft einträte, während derselben das Ruder führen könnte. Die spanische Infantin, welche, gemäß früherer Traktate, der König heirathen sollte, u. welche deßhalb in Frankreich erzogen wurde, ward, weil sie zu jung war, um gleich zu heirathen, zurückgeschickt, zur großen Beleidigung des spanischen Hofes, und der König am 4. September 1725 mit der Tochter des unglücklichen Königs von Polen, Stanislaus Lesczinski, vermählt. Als jedoch der Herzog von Bourbon sich seines Einflußes auf die Königin bedienen wollte, um den Bischof Fleury, den Erzieher des Königs, zu entfernen, öffnete dieser ungescheut dem Könige die Augen und überzeugte ihn so von der Schlechtigkeit des Herzogs, daß dieser vom Hofe verwiesen wurde u. Fleury unter der Form, als übernehme der König selbst die Leitung der Geschäfte, die seither der Premierminister gehabt, im Juni 1726 an die Spitze der französischen Staatsverwaltung trat. Fleury wurde im folgenden Jahre vom Papste zum Cardinal ernannt. Er war ein friedfertiger, ordnungsliebender, gemäßigter Mann, der darauf ausging, das so sehr zerrüttete Reich im Innern wieder zu heben, Land- u. Seemacht in einen achtungsgebietenden Stand zu setzen, den Handel wieder zu beleben und mit allen Nachbarn so viel

möglich Frieden zu halten. Er bewog daher den König, durch einen Gesandten bei dem so schwer beleidigten spanischen Hofe knieend Abbitte thun zu lassen — ein Zug, der in der französischen Geschichte ein ungewöhnlicher ist. Den jungen König, der wenig Ruhmbegierde besaß u. eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er gänzlich von der Theilnahme an den Geschäften, um selbst desto ungehinderter schalten zu können. Musterhaft waren die drei ersten Jahre L.s und groß seine Freude, als ihm am 4. September 1729 ein Dauphin geboren wurde. Allein die Günstlinge glaubten, daß der König doch zuletzt aus Langweile sich anderen Weibern ergeben werde u. beschlossen daher, seiner Wahl vorgreifend, diese zu ihren Gunsten zu lenken. So wurde eine Gräfin von Mailly seine erste Maitresse, nachdem man zuvor seine Scham planmäßig untergraben hatte, und aus dem einst so schüchternen Jüngling ward allmälig ein Wüstling, dessen Orgien die des Regenten noch übertrafen. Unterdessen unternahm es Fleury, die Ansprüche des Schwiegervaters Königs L., des Stanislaus Lesczinsky, auf die polnische Krone, gegen den von Oesterreich unterstützten August II. von Sachsen durchzusetzen u. gerieth dadurch, im Bunde mit Spanien u. Sardinien, in einen Krieg mit Oesterreich. Drei französische Heere rückten ins Feld; das eine, unter dem Marschall Berwick, ging bei Straßburg über den Rhein und eroberte Kehl; das andere besetzte Lothringen; das dritte führte der Marschall Villars nach Italien. Trier u. Trarbach gingen 1734 verloren u. auch Philippsburg mußte sich ergeben, obgleich der Marschall Berwick vor demselben sein Leben verlor. Glücklicher wurde der Krieg in Italien geführt. Allein, da unterdessen durch die Vorgänge in Polen Stanislaus alle Hoffnung verloren hatte, zum Throne jenes Landes zu gelangen, so ging man auf das Anerbieten Oesterreichs ein, ihm die Herzogthümer Lothringen u. Bar als Entschädigung zu überweisen. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der zum Gemahle der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, bestimmt war, sollte für sein väterliches Erbe das Großherzogthum Toskana erhalten, sobald der letzte Mediceer mit Tode abginge. Nach Stanislaus Tode aber sollten Lothringen u. Bar als Erbtheil der Königin an Frankreich fallen. Dem deutschen Reiche wurden die Plätze Trier, Trarbach u. Philippsburg zurückgegeben. Der Friede wurde am 3. October 1735 abgeschlossen, in welchem der Kaiser außerdem noch Neapel und Sicilien an Spanien verlor. Fleury wurde noch vor Ende seines Lebens (er starb am 29. Januar 1743, beinahe neunzig Jahre alt) in den österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt durch eine Hofpartei, an deren Spitze der Graf von Belleisle stand, der sich durch den Umsturz der österreichischen Monarchie einen unsterblichen Namen zu erringen hoffte. Spanien mußte deßhalb Ansprüche auf die österreichischen Erblande erheben und auch König August von Polen, Kurfürst von Sachsen, wurde dazu bewogen; mit dem Kurfürsten von Bayern aber, der dieß schon früher gethan u. sich nun auch um die Kaiserwürde bewerben sollte, ward am 18. Mai 1741 zu Nymphenburg ein Bündniß geschlossen. Mit den Kurfürsten von der Pfalz u. von Köln u. mit dem Könige von Preußen, der sich schon seit 1740 mit Maria Theresia in dem schlesischen Kriege befand, sowie mit dem Könige von Sicilien, wurden Verbindungen angeknüpft. Im Juli 1741 drang der Kurfürst von Bayern, durch 30,000 Franzosen verstärkt in Oesterreich ein, während ein französisches u. ein preußisches Heer die 30,000 Hannovraner, welche König Georg II. bereit hielt, um Maria Theresia zu Hülfe zu kommen, eingeschlossen hielt und ihn am 27. September 1741 zu einem Vertrage nöthigte, in welchem er versprechen mußte, der Königin von Ungarn keine weitere Hülfe leisten u. bei der bevorstehenden Kaiserwahl dem Kurfürsten von Bayern seine Stimme geben zu wollen. Auf der andern Seite hatten die Franzosen u. Bayern Böhmen erobert, wurden aber von den Ungarn u. Oesterreichern, die sich zum Schutze ihrer Königin erhoben hatten, zuletzt auf Prag beschränkt, welches der Marschall Belleisle am 17. Dezember 1742 ebenfalls verlassen mußte. Der Kurfürst von Bayern, der unterdessen (24. Januar 1724) zum Kaiser gewählt worden war, wurde nun auch aus seinem Lande vertrieben.

Frankreich aber, welches in dem Kriege, der seit 1739 zwischen England u. Spanien bestand, die Partei des letzteren ergriff, bestimmte nun England, Oesterreich thätigere Hülfe zu leisten. Nachdem König Georg II. mit den Niederlanden sich verbündet hatte, versammelte er dort im Herbste 1742 eine Armee von 50,000 Mann unter dem Namen „der pragmatischen" und führte sie 1743 an den Main. Der Marschall von Noailles, der mit 60,000 Mann ihm entgegengeschickt wurde, erlitt bei Dettingen am 27. Juni 1743 eine Niederlage und mußte sich zurückziehen. Georg und der Herzog von Lothringen mit einer österreichischen Armee rückten ihnen nun nach über den Rhein, worauf Frankreich, welches bis jetzt nur als Hülfsmacht Krieg geführt hatte, am 26. April 1744 der Königin von Ungarn und am 15. Mai desselben Jahres an England den Krieg erklärte. König L. begab sich selbst zum Heere, von seiner damaligen Geliebten, der Herzogin von Chateaurour, Schwester der Marquise de Mailly, dazu beredet. Man beschloß nun die Niederlande zu erobern, und bereits waren eine Anzahl dortiger Festungen den Franzosen in die Hände gefallen, als Prinz Karl von Lothringen, welcher nahe daran war, sein väterliches Erbe wieder zu erobern, den König nöthigte, sich ihm entgegen zu stellen. Allein während seines Aufenthaltes in Metz wurde er von einem Fieber befallen; doch auch Karl von Lothringen mußte bald mit seinem Heere Frankreich verlassen, weil König Friedrich II. von Preußen unterdessen Böhmen erobert hatte. Karl VII. war inzwischen wieder in München eingezogen, würde aber wohl zum zweiten Male daraus vertrieben worden seyn, wenn er nicht schon am 20. Januar 1745 gestorben wäre. Am 11. Mai aber ward von den Franzosen das vereinigte Heer der Oesterreicher, Engländer und Holländer bei Fontenoy in den Niederlanden in einem blutigen Treffen geschlagen, und auch in Italien errangen sie im Juli bedeutende Erfolge. Allein bald nöthigte ein neues österreichisches Heer, welches unter dem Commando des Großherzogs Franz am Rheine erschien, die Franzosen, über diesen Strom zurückzugehen, und unter seinem Schutze konnte die Wahl des Großherzogs zum Kaiser zu Frankfurt stattfinden. In den Niederlanden jedoch waren die Waffen Frankreichs beständig vom Glücke begünstigt; ja, nach dem Siege bei Raucour (11. October 1746) unterwarfen sie sich dieselben bis auf Luremburg und Limburg. Ein Zug, den im December 1746 der kaiserliche General Brown in die Provence unternahm, mißlang ebenfalls, und im Jahre 1747 eroberten die Marschälle von Sachsen und von Löwendal das ganze holländische Flandern. Allein nun zwang die Erschöpfung aller kriegführenden Parteien zum Frieden. Ein Congreß trat zur Unterhandlung desselben zu Aachen im April zusammen; am 30. April kamen die Präliminarien zu Stande und am 18. October 1748 wurde der Hauptfriede unterzeichnet, welcher bestimmte, daß gegenseitig alle Eroberungen herausgegeben werden sollten; nur erhielt der spanische Prinz Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza u. Guastalla. Der Aachener Friede ließ zwei Dinge in einer Gestalt zurück, von wo aus sie nothwendig später die Grundlage zu neuen Kriegen werden mußten: den Aerger Oesterreichs über den Verlust von Schlesien, für welches Maria Theresia sich nirgends als hinlänglich entschädigt betrachten konnte, u. dann die unbestimmte Abgränzung der englischen u. französischen Besitzungen in Nordamerika. Der König von Frankreich unterdessen kümmerte sich wenig um diese Verhältnisse, sondern versank immer tiefer in den Schlamm der Wollüste. Die Herzogin von Chateaurour starb und machte der Frau von Etoiles Platz, die den Titel einer Marquise von Pompadour erhielt, welche geistreich, aber eben so vergnügungssüchtig war u. die bedeutendsten Stellen den angenehmsten Gesellschaftern ertheilte. Um sie bildete sich ein regierender Kreis, in welchem Männer, wie der Prinz von Soubise u. Richelieu, hervortraten. Der Regierung war es nicht möglich, eine Marime, dem Willen der erklärten Maitresse des Königs entgegen, durchzuführen. Dieß sah Graf von Kaunitz ein, als er als Gesandter der Kaiserin Maria Theresia nach Paris kam; da er aber auch wußte, wie wichtig es für Oesterreich war, wenn es seine Absichten gegen Preußen durchführen wollte, daß

Frankreich, von seiner früheren Politik abweichend, sich mit ihm verbinde, so leitete er es ein, daß die Kaiserin sich überwand u. an die Marquise von Pompadour schrieb. Alsbald kamen die freundlichsten Verhältnisse zwischen beiden Höfen in Gang. Der Abbé Bernis, ein Vertrauter der Pompadour, wurde als Gesandter an den Wiener Hof geschickt. Nachdem dann in Amerika Feindseligkeiten zwischen den Franzosen u. Engländern ausgebrochen waren, jener mangelhaft bestimmten Gränzen wegen, die allmälig in einen Seekrieg zwischen beiden Nationen ausarteten, und der Marschall Richelieu einen glücklichen Angriff auf Minorca ausgeführt hatte, erfolgte Englands Kriegserklärung, und da es schon zuvor, um Hannover sicher zu stellen, ein Bündniß mit Preußen eingegangen hatte, war auch die Verbindung Frankreichs mit Oesterreich am 1. Mai 1756 zum Abschlusse gekommen, die dann dessen Theilnahme am siebenjährigen Kriege, der nun ausbrach, zur Folge hatte. Bald nach dem Beginne desselben ward Bernis, die Creatur der Pompadour, Minister; ein anderer ihrer Diener, Stainville, nachmals Herzog von Choiseul, ging als Gesandter nach Wien; Richelieu u. Soubise spielten im Kriege eine bedeutende Rolle. In Amerika eroberten die Engländer die französischen Besitzungen. Den 3. November 1762 kam es zu Fontainebleau zum Frieden. England behielt ganz Canada u. die Insel Cap Breton; in Westindien trat ihm Frankreich die Insel Granada ab; auch die vormals neutralen Inseln St. Vincent, Dominique u. Tabago blieben ihm. In der Benützung des einträglichen Fischfanges von Neufoundland wurden die Franzosen sehr beschränkt u. auf den Inseln St. Pierre u. Miquelon, welche ihnen abgetreten wurden, durften sie keine Festungswerke anlegen. Auch von dem deutschen Kriege (s. siebenjähriger Krieg) trat Frankreich zurück. Seine Staatsschulden hatten sich so vermehrt, daß es dem Bankerotte nahe war. Auf den schon physisch u. moralisch erschlafften König machte das Unglück der Nation keinen Eindruck mehr. Vergebens hatte ihn der wahnsinnige Damiens am 5. Januar 1757 an den Tod erinnern wollen, dadurch, daß er ihn verwundete. Er mußte durch die Vollstreckung eines grausamen Todesurtheils büßen. Auch an der 1764 erfolgenden Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich hatte Ludwig direkt keinen Antheil. Selbst den Tod seiner Geliebten, der Pompadour, welcher am 15. April 1764 erfolgte, sah er mit Gleichgültigkeit. Der Dauphin verfiel, zum Theile aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit u. starb am 20. Dec. 1765; am 13. Mai 1767 folgte ihm seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter August's III., Königs von Polen u. Kurfürsten von Sachsen. Ein Jahr darauf, den 25. Juni 1768, starb auch die Königin Maria Lesczinska. L. blieb zwar bei dem Tode der Seinigen nicht gleichgültig, aber seine besseren Gefühle waren nicht stark genug, um auf seinen Willen zu wirken. In seinem sechzigsten Jahre (1769) wurde er Sklave einer ehemaligen öffentlichen Buhldirne, der Gräfin Dubarry, eines äußerst verschwenderischen Weibes, besonders, seitdem die Parlamente ihr kein Hinderniß mehr in den Weg legten. Die Parlamente waren nämlich mit dem Hofe, weil sie behaupteten, keine königlichen Edikte hätten Gültigkeit, wenn sie nicht vom Parlamente zu Paris einregistirt wären, in Streit gerathen und dann vom Könige auf Antrieb der Dubarry am 13. April 1771 aufgehoben worden. Nun kannte ihre Verschwendung gar keine Gränzen mehr. Der Finanzminister Terray, der Herzog von Aiguillon, Minister des Auswärtigen, der Kanzler von Maupeou handelten mit ihr im Einverständnisse. Der 62jährige L. wurde so kindisch, daß er an dem Spaße Gefallen fand, sich unter dem Namen La France unter die Bedienten der Dubarry aufnehmen zu lassen und ihr Morgens den Kaffee zu kochen. Da sie selbst unterdessen nicht jung mehr war, so führte sie ihm, wie dieß auch schon die Pompadour gethan, jugendliche Lustopfer zu. Ein schönes, für ihn aufgesuchtes Landmädchen steckte ihn mit den Kinderpocken an, die durch verkehrte Behandelung tödtlich wurden. Nun schickte er die Dubarry fort. Seinem Beichtvater gestand er die Angst, mit welcher er der Ewigkeit entgegensehe, und sprach vom ewigen Feuer, das seiner warte. Ein

Ende war schrecklich. Sein Körper ging in Fäulniß über u. zerfiel in Stücke. Nur Wenige konnten den Geruch und das Stöhnen des Leidenden ertragen. Der Tod erfolgte am 10. Mai 1774. Nur wenige Bediente blieben bei dem Leichnam, welchen die Aerzte vor Eckel nicht einbalsamiren wollten. In einer Jagdkutsche führte man ihn nach St. Denis, aus der der Sarg an beiden Enden herausragte, von 40 Gardes du Corps u. einigen Pagen mit Fackeln begleitet. Die Leute in den Dörfern, durch welche man kam, riefen Schimpfreden nach. — 7) L. XVI., geboren den 23. August 1754, welcher seinem Großvater folgte, war noch nicht volle zwanzig Jahre alt. Am 16. Mai 1770 war er durch des Fürsten Kaunitz Vermittelung mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich vermählt worden. Er war ein sehr gutmüthiger Mann u. schauderte vor jeder Härte zurück. Er war ordnungsliebend in Beziehung auf Geld und Lebenswandel, hatte Freude an wissenschaftlicher Bildung u. an gewissen Handarbeiten. Dabei war er von der Wahrheit der christlichen Lehre durchdrungen, aber die Furcht vor religiöser Verantwortung machte ihn zu eigenem Handeln unfähig. Allein die Folgen dieser Unfähigkeit ahnete Niemand, als er den Thron bestieg, auf welchem ihn der Jubel der Menge begrüßte. Auch die ersten Maßregeln des Königs wurden durchaus von der öffentlichen Meinung gebilligt. Es traten neue Minister in die Stellen der bisherigen. Turgot erhielt die Finanzen, ein Departement, welches nach einem Könige, wie L. XV., bei weitem das schwierigste war. Die Parlamente wurden 1775 ganz in der alten Weise wieder restituirt. Durch Einführung gleicher Besteuerung, freien Handels u. freier Gewerbe sollte die Wiedergeburt Frankreichs bewerkstelligt werden. Die Bevorrechteten erhoben nun Widerstand, den, wie es in der Regel geschah, die Parlamente theilten. Da befahl L. 1775 Einregistrirung der betreffenden Edikte. Darauf wurde von den Gegnern der, unter dem Namen des Mahlkrieges bekannte, Aufstand erregt, in welchem, unter dem Vorwande, daß durch den befreiten Getreidehandel Theuerung entstanden sei, Haufen bewaffneten Gesindels über Staats- u. Privat-Magazine herfielen u. dieselben zerstörten. Hiedurch erschreckt, entließ L., nach seines Rathgebers Maurepas Anweisung, den Minister Turgot. Das alte System wurde wieder aufgenommen. Necker, ein aus Genf gebürtiger, in Paris ansäßiger Banquier, wurde nun Minister. Er suchte durch das, den Engländern abgesehene, durch seinen persönlichen Credit unterstützte System der Anleihen der Finanznoth abzuhelfen. Er fand eine Schuldenmasse von 4100 Millionen Livres u. ein jährliches Deficit von 24 Millionen vor. Durch Anleihen wußte er fernere 530 Millionen, welche der amerikanische Krieg erforderte, zu schaffen und durch kluge Sparsamkeit das Deficit zu decken (von 1778 bis 1783 hatte sich Frankreich mit wechselndem Glücke in Verbindung mit Spanien an dem Kriege der nordamerikanischen Colonieen gegen England betheiligt). Allein, da er nicht bloß beim Finanzwesen blieb, sondern auch die Mißbräuche in der Verwaltung abschaffen wollte, wie z. B. die Steuerfreiheit der bevorrechteten Stände, erregte er die Unzufriedenheit der Großen des Hofes u. die Bedenklichkeit des Königs. 1781 erhielt er seine Entlassung. Ihm folgte als Finanzminister Calonne, obgleich von Ludwig nicht gerne gesehen, von der Hofpartei unterstützt. Er mußte Die, welche ihn befördert hatten, durch Freigebigkeit lohnen. Nach einer 3jährigen Verwaltung war die Staatsschuld abermals um 1000 Millionen gewachsen u. das Deficit auf 93 Millionen gestiegen. Selbst Erpressungen konnten Nichts helfen. Calonne kam, von der Noth gedrungen, ebenfalls auf Necker's System von der gleichen Besteuerung Aller; allein in diesem Punkte, der einen wesentlichen Theil alter Reichsverfassung umstieß, hatte er Widerstand von den Parlamenten zu erwarten. Da er nun auf das Volk, welches ihn haßte, ebenfalls sich nicht stützen konnte, brachte er beim Könige eine Versammlung der Notabeln, eines Ausschusses der Reichsstände, in Antrag, die, nach der alten Verfassung, gar kein Recht hatten, Abgaben zu bewilligen u. Gesetze zu geben. So fand sich im Februar 1787 eine Versammlung von *140 Berufenen* in Versailles ein. Allein, hatte Calonne Bestätigung seiner Plane

erwartet, so fand das Gegentheil statt, indem die Versammelten größtentheils zu den privilegirten Ständen gehörten. Calonne klagte nun durch eine Schrift die Notabeln beim Volke an; allein dafür drangen sie in den König, daß er ihn am 8. April 1787 entlassen mußte, ertheilten dann zwar den meisten Vorschlägen ihre Billigung, gingen aber aus einander, ohne die Mittel ihrer Ausführung angegeben zu haben. Nun kam Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, ein Zögling d'Alemberts u. Jugendfreund Turgots, durch den Einfluß der Königin an die Spitze der Finanzen. Er griff zu den schon von Calonne vorgeschlagenen Auflagen einer Landsteuer u. einer Stempeltaxe, die er als Mitglied der Versammlung der Notabeln selbst bekämpft hatte, u. empfahl dieselben als die einzigen Mittel, den Staat zu retten. Als das pariser Parlament Gegenvorstellungen that, ließ er den König (am 6. August 1787) ein Lit de justice (s. d.) halten u. Einregistrirung der beiden Edikte befehlen. Die Parlamente beharrten in ihrem Widerstande u. erklärten zuletzt, sie seien zur Genehmigung solcher Auflagen nicht berechtigt u. verlangten Zusammenberufung der Reichsstände (états-généraux). Bei diesem Worte erhob sich die ganze Nation, je nach den Ständen aus verschiedenem Interesse. Der König war zu nachgiebig, um zu strengen Maßregeln zu schreiten. Er hatte das Parlament nach Troyes verbannt; aber bald fing man mit demselben zu unterhandeln an: es kam nach Paris zurück u. am 16. November begab sich der König in dessen Schutz, um die Einschreibung einer neuen Anleihe zu verfügen, mit welcher man sich vorläufig behelfen wollte, bis man jene Steuern würde einführen können. In des Königs Anwesenheit kam es zu ärgerlichen Debatten, in Folge deren zwei Parlamentsräthe gefangen gesetzt u. der Herzog von Orleans aus Paris verwiesen wurde. Die Parlamente in den Provinzen schlossen sich dem Widerstande des Pariser an; es kam zu einer Erlassung von Edikten, welche die bisherige Parlamentsverfassung so gut wie aufhoben. Die einzelnen Parlamente sollten nur die Edikte zu registriren haben, die sie angingen, das Recht im Allgemeinen aber einem, von dem Könige zusammenzusetzenden, Obergerichtshofe anvertraut werden. Hierüber kam es zu Unruhen in den Provinzen. Eine Unglücksbotschaft kam über die andere; man sah kein Mittel, den Sturm zu beschwören, als daß man Necker wieder ins Ministerium rief (25. August 1788). Gränzenlos war die Freude, als seine Ernennung bekannt wurde. Allein auch er war zu schwach, um die bösen Elemente zu beschwören, die sich nun schon von allen Seiten angehäuft hatten. Das einzige Mittel, um zum Ziele zu gelangen, schien ihm die Berufung der Reichsstände. Sie waren seit 1614 nicht mehr zusammengetreten und bestanden aus drei Kammern: dem Adel, der Geistlichkeit u. den Bürgern. Necker hoffte nun vermittelst der letztern die beiden ersteren zu zwingen, sich einer gleichmäßigen Besteuerung zu unterwerfen, wie der dritte Stand, und dadurch Geld zu bekommen, um das Deficit zu decken. Als daher am 6. November 1788 die Notabeln zum zweitenmale zusammenberufen wurden, um ihre Ansicht abzugeben, wie in den Reichsständen abgestimmt werden sollte, ob nach Ständen, oder nach Köpfen, bewog Necker den König, der Ansicht eines einzigen Bureau derselben beizupflichten u. zu verordnen, daß der dritte Stand aus doppelt so vielen Mitgliedern bestehen solle, als jeder der beiden andern u. die Art, wie abgestimmt werden solle, den zu berufenden Reichsständen selbst zu überlassen. Am 14. Januar 1789 ergingen die Ausschreiben zur Berufung derselben. Necker enthielt sich alles Einflusses auf die Wahlen u. überließ dieselben den Feinden des Thrones. Selbst über die Befugnisse, welche die Versammlung ausüben sollte, fehlte jede Bestimmung. Am 4. Mai wurde sie in Versailles eröffnet. Bald erlangte die von der Volksgunst getragene dritte Kammer das Uebergewicht; sie erklärte sich auf Sieyes Antrag am 17. Juni als Versammlung der geprüften u. anerkannten Vertreter des französischen Volkes, für Constituirte, außerhalb welchen kein Deputirter sein Amt zu üben befugt sei. Zugleich wurde beschlossen, daß die Nationalversammlung (diesen Namen nahmen sie an) alsbald das Werk der

Wiederherstellung der französischen Nation zu beginnen und ohne Unterbrechung fortzuführen habe; daß alle bestehenden Abgaben für die Dauer der Sitzung forterhoben werden könnten, aber mit ihrem Schlusse aufhören sollten, wenn ihre Forterhebung nicht von ihr bestätigt wäre. Ein großer Theil der Geistlichkeit ging bald zu den Gemeinen über, dem Adel fehlte die Entschlossenheit. Der Hof, besonders die Königin, fing an zu merken, daß die Lage eine gefahrdrohende werde. Am 23. Juni hielt der König eine feierliche königliche Sitzung. Er beklagte die Uneinigkeit der Stände u. ließ dann zwei Edikte verlesen, deren erstes die Abstimmung nach Ständen bestätigte u. die von der Versammlung dagegen gefaßten Beschlüsse für nichtig erklärte, obwohl bei gewissen Angelegenheiten auch nach Köpfen gestimmt werden könne. Das zweite Edikt stellte die Grundlage der neuen Verfassung als königliche Bewilligung auf. Aufhebung oder Beschränkung der Steuerfreiheit der Geistlichkeit u. des Adels, sobald dieselbe in den constituirten Kammern beider betheiligten Stände förmlich berathen u. angenommen seyn würde; Einrichtung von Provinzialständen; Verlegung der inneren Zölle an die Gränzen; Sicherheit der persönlichen Freiheit und Abhängigkeit der Besteuerung von der Zustimmung des in regelmäßigen Fristen zu berufenden Reichstages. Ferner erklärte der König, daß er es allein auf sich nehmen werde, sein Volk glücklich zu machen, wenn sie ihm dazu ihren Beistand versagen sollten u. schloß mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich sogleich zu trennen u. morgen Jeder in dem Saale zu erscheinen, der seinem Stande bestimmt ist, um darin ihre Sitzungen zu halten.“ Adel und Geistlichkeit verließen unmittelbar nach dem Könige den Saal, aber der dritte Stand trennte sich erst, nachdem der Beschluß gefaßt worden war, die letzten Verhandlungen fortzusetzen, als ob Nichts geschehen wäre, u. nachdem man erklärt hatte, daß alle früheren Beschlüsse ihre Gültigkeit behalten sollten u. daß die Person jedes Deputirten unverletzlich sei. — Necker, der mit der königlichen Rede nicht einverstanden gewesen war, hatte der Sitzung nicht beigewohnt. Der König mußte ihm das verzeihen; er wurde dadurch der Götze des Tages. Schon am folgenden Tage ging eine Partei der Mitglieder des Adels unter Führung des Herzogs von Orleans zum dritten Stande über und am dritten Tage bereits befahl der König den beiden übrigen Ständen, gemeinsam mit dem dritten zu berathen, seinem früheren bestimmten Befehle geradezu entgegen. Vergebens hatte man ihm vorgestellt, welche verderbliche Folgen diese Darlegung von Schwäche für ihn haben würde; er erklärte, er halte sich zum Nachgeben verpflichtet, damit seine getreuen Diener der ihnen drohenden Gefahr entgingen. Unterdessen ließ er jedoch Truppen um Paris zusammenziehen, da auf die dort liegenden Garden nicht mehr zu vertrauen war, u. sich dann auch durch seine Rathgeber bereden, Necker zu entlassen, der ihnen für den Urheber dieser traurigen Verwickelungen galt. Die Nachricht hievon, welche sich alsbald verbreitete, wurde das Signal zu einem allgemeinen Aufstande. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt. Der König wurde beredet, die auf dem Marsfelde stationirten Truppen sich zurückziehen zu lassen, in die Nationalversammlung zu gehen u. sich für Eins mit der Nation zu erklären, eine Zusicherung, die er den Parisern bei seinem dortigen Einzuge am 17. Juli wiederholte. Die Auswanderungen begannen. Necker wurde zurückberufen und mit ungeheuerem Jubel empfangen, sah aber gar bald ein, daß seine Zeit vorüber sei. Am 4. August 1789 hob die Nationalversammlung alle Adelsvorrechte und den Zehnten der Geistlichkeit auf und der König gab seine Zustimmung. Die Zerrüttung der Finanzen wurde immer größer u. in Paris entstand Brodmangel, vielleicht von Solchen erregt, die dadurch einen Aufstand herbeiführen und dann den König bewegen wollten, sich mit seiner Familie nach Metz in Sicherheit zu bringen; vom Volke aber dem Hofe beigelegt. L. blieb trotz Allem in Versailles, ohne etwas Anderes für seine Sicherheit zu thun, als seine Leibwache unbedeutend zu verstärken. Als das zur Verstärkung herbeigezogene Regiment Flandern angekommen war, gab ihm sein Chef im Opernsaale ein Gastmahl. Das Gerücht

hievon erregte in Paris einen Aufstand; am 5. October zog ein Haufe, aus gemeinen Weibern und der Hefe des Volkes bestehend, nach Versailles, um den König nach der Hauptstadt zu bringen. L., dem die Einen zur Ergreifung der Flucht, die Andern zur Vertheidigung riethen, that keines von beiden, sondern ließ sich von jener wilden Horde, die vorher noch einen Mordversuch auf die Königin unternommen hatte, mit seiner Familie nach Paris bringen. Dieser Zug nach Versailles hatte am 5. October 1789 stattgehabt. Auch die Nationalversammlung verlegte nun ihre Sitzungen nach Paris; über 300 gemäßigte Mitglieder verließen dieselben und verschafften durch diesen Schritt den Revolutionsmännern vollends die Oberhand. Eine raschere Entwickelung begann jetzt; die Güter der Geistlichkeit wurden am 19. Juni 1790 für Eigenthum der Nation erklärt, die geistlichen Orden aufgehoben, der Adel abgeschafft u. am 7. September 1790 die Parlamente beseitigt. L. gab allen diesen Beschlüssen seine Zustimmung, obgleich er sie eigentlich verabscheute, damit er seinen Zustand des Zwanges und der Unfreiheit darthue und anderseits jeden Anlaß zur Unzufriedenheit vermeide. Unter großem Jubel wurde auf dem Marsfelde der Jahrtag der Eroberung der Bastille am 14. Juli 1790 gefeiert. Am 8. Sept. 1790 verließ auch Necker Paris und reiste in seine Heimath, nun auf seinem Wege eben so vielen Beschimpfungen ausgesetzt, als ihn früher Freudensbezeugungen umgeben hatten. Des Königs Verhältnisse wurden immer bedenklicher; seine einzige Hoffnung beruhte jetzt auf Mirabeau, mit dem er früher Verbindungen angeknüpft hatte; aber auch dieß war vergeblich, denn Mirabeau starb am 2. April 1791. L., der weiter keine Errettung aus den ihn umgebenden Wirren mehr sah, beschloß nun, aus Paris zu entfliehen und wählte als den Ort, wohin er sich begeben wollte, die kleine Festung Montmedy an der luxemburgischen Gränze. In der Nacht des 21. Juni entkam er mit seiner Familie glücklich unerkannt aus den Tuilerien u. schlug die Straße nach Lothringen ein, wo der General Bouillé Cavalerie-Escorten bereit halten sollte, um ihn zu geleiten. Allein die Abreise hatte sich etwas verspätet und auf der Reise selbst traten Verzögerungen ein, so daß sich die verschiedenen Posten schon zurückgezogen hatten, weil ihre Befehlshaber ihn nicht mehr erwarteten, sondern glaubten, der ganze Plan sei aufgegeben worden. Die Verwirrung, die hierdurch unter den Soldaten entstanden war, hatte das Aufsehen vermehrt u. so wurde er am Abende des 22. zu St. Menehould von dem Postmeister Drouet erkannt und darauf zu Varennes angehalten. L. selbst verbot dem General Bouillé, der unterdessen an der Spitze eines Dragonerregiments herbeigeeilt war, Etwas zu seiner Befreiung zu unternehmen. Glücklicher, als der König, war der Graf von Provence, sein Bruder, der mit ihm zugleich Paris verlassen hatte, über die niederländische Gränze entkommen. Drei Mitglieder der Nationalversammlung wurden nun abgeordnet, um den König zurückzuführen. Am 25. Abends gelangte der traurige Zug, von vielen Tausenden gefolgt, wieder in Paris an. Nur dem Kampfe der Gemäßigten gegen die Radikalen, der Nationalversammlung gegen die Jakobiner, ist es zu verdanken, daß Frankreich nicht schon damals eine Republik wurde. Am 3. September 1791 kam die Nationalversammlung mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung für Frankreich zu Ende. Sie selbst legte darin fast alle Gewalt in ihre eigenen Hände, der König wurde der That nach nur ihr erster Beamter. Am 14. September bekräftigte L. diese Verfassung durch einen feierlichen Eidschwur. Am 30. September wurde die Nationalversammlung geschlossen. Am 1. October 1791 hielt die neue Versammlung (die sogenannte gesetzgebende, weil sie sich zunächst mit der, das Innere betreffenden, Gesetzgebung beschäftigen sollte) ihre erste Sitzung. Sie zählte weit mehr revolutionäre Elemente, als die erstere, denn die Jakobiner hatten es durchgesetzt, daß Niemand, der Mitglied der ersteren gewesen war, zu der zweiten gewählt werden durfte. L. war zu unschlüssig u. zu schlecht berathen, als daß er in der Nation eine Partei hätte heranziehen können, um sich auf dieselbe zu stützen. Der Hof erwartete das Heil nur noch von auswärtiger Unterstützung. Am 5.

Februar 1792 schlossen Oesterreich und Preußen zu Berlin ein Vertheidigungsbündniß zur Erhaltung der deutschen Reichsverfassung. Am 20. April mußte sich L. in die gesetzgebende Versammlung begeben u. auf Krieg gegen Oesterreich antragen. Thränen entstürzten den Augen des unglücklichen Fürsten, als er das verhängnißvolle Wort aussprach. Der Krieg wurde ganz kurze Zeit darauf durch den Einfall mehrer französischer Heerhaufen in die Niederlande wirklich begonnen. Unterdessen stieg die Erbitterung des Pöbels gegen den König u. den Hof, die man im Einverständnisse mit den auswärtigen Mächten glaubte, bis zu einem solchen Grade, daß am 30. Juni 1792 sogar ein Angriff auf die Tuilerien unternommen wurde, bei welchem man in das Innere des Schlosses drang u. das Leben der königlichen Familie in die größte Gefahr kam. Am 25. u. 27. Juli erließ der Befehlshaber der preußischen, gegen Frankreich anrückenden Armee, der Herzog von Braunschweig, von Koblenz aus zwei heftige Manifeste an die Franzosen. Umsonst machte der König hievon der Nationalversammlung die erste Anzeige u. sagte sich von jeder Uebereinstimmung mit den darin aufgestellten Grundsätzen los. Der Augenschein, daß er in seiner unseligen Lage der Freund der Feinde seyn müsse, war allzu naheliegend, als daß man ihm Glauben geschenkt hätte. Man fing bereits an von seiner Absetzung zu sprechen. Am Hofe dachte man noch an Flucht aus Paris, aber L. wollte auf keinen der vielen, ihm dazu vorgelegten, Plane eingehen. Am 10. August erfolgte ein neuer Angriff auf die Tuilerien; L. mußte in die Nationalversammlung flüchten, während sein Schweizer verwundet und sein Palast geplündert wurde. Drei Tage verweilte er hier mit seiner Familie in der angstvollsten Lage, mußte Verhandlungen zuhören, die ihn aufs Gröbste beschimpften u. wurde dann am 13. Aug. in den Tempelthurm gebracht. Am 21. Sept. trat darauf der Nationalconvent an die Stelle der gesetzgebenden Versammlung; alle Gewalt war thatsächlich in den Händen der Jakobiner. An den Gränzen war der Krieg in vollem Gange. Gleich Anfangs ernannte der Convent eine Commission von 24 seiner Mitglieder, um alle Angaben u. Beweise gegen L., dem nun der Prozeß gemacht werden sollte, zu sammeln. Hauptsächlich bestanden diese in verschiedenen Papieren, die man in seinem Schreibtische gefunden hatte. Dazu war noch eine Anzahl Schriftstücke getreten, die in einem verborgenen Wandschranke entdeckt worden waren, welche besonders über die Verbindung des Hofes mit mehren Abgeordneten der beiden ersten Nationalversammlungen, namentlich mit Mirabeau, Aufschlüsse gaben. Auch war es nun unbestreitbar, daß L. mit seinen ausgewanderten Brüdern einen Briefwechsel gepflogen; daß er mancherlei Entwürfe und Vorschläge zu Gegenrevolutionen angenommen und große Summen auf Bezahlung vermeintlicher Gehülfen verwandt hätte: Dinge, die übrigens seine Lage hinlänglich entschuldigte. Am 11. December 1792 wurde L. vor die Schranken der Versammlung geholt, um die Anklageschrift vorlesen zu hören u. auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten. Jetzt bewies er Zuversichtlichkeit; er, der auf dem Gipfel der Macht stets ängstlich gewesen war. Seine Antworten waren ernst u. abgemessen u. das, auf seine Entwürdigung angelegte, Verhör verschaffte ihm zum ersten Male einen Triumph über seine Feinde. Nachdem der König aus dem Verhöre zurückgekehrt war, wurde ihm bekannt gemacht, daß er nun seine Familie nicht mehr sehen u. auch mit den Beiständen, die ihm der Convent zu seiner Vertheidigung bewilligen werde, nur in Gegenwart der Munizipalbeamten sprechen dürfe. L. wählte zu seinen Vertheidigern die berühmten Advokaten Turgot u. Tronchet, u. als der erstere dieß Geschäft wegen Kränklichkeit nicht übernehmen konnte, trat der alte Malesherbes, einst in glücklicheren Zeiten sein Minister, an dessen Stelle; beide gesellten sich noch den jüngeren Rechtsgelehrten Desèze zu. Von ihnen begleitet, erschien L. am 26. December zum letzten Male vor dem Convente. Desèze hielt eine ausgezeichnete Vertheidigungsrede. Auch der König sprach in tiefer Rührung einige Worte, dann wurde er in den Tempel zurückgeführt. Nach einer Verhandlung ohne Gleichen wurde am 18. Januar 1793 das Todesurtheil über den König gefällt und am 19. be-

stimmt, daß die Execution nicht verschoben werden sollte. Malesherbes unterrichtete zuerst, unter einem Strome von Thränen, den König von dem Ausfalle des Urtheils. Dieser zeigte Ruhe u. Festigkeit, weil er noch immer glaubte, durch seinen Tod seine Familie retten zu können. Am 20. Januar wurde ihm das Todesurtheil publicirt; er bat um einen Aufschub von drei Tagen u. darum sich während dieser Zeit ungestört mit seiner Familie unterhalten zu dürfen, um einen unbeeidigten Beichtvater u. sprach den Wunsch aus, der Convent möge sich mit dem Schicksale der Seinigen beschäftigen u. sie ziehen lassen, wohin sie wollten; allein der begehrte Aufschub wurde abgeschlagen. L. sah seine Familie nur wieder, um ihr dieß mitzutheilen. Es war ein so erschütternder Auftritt, daß er beinahe seine Fassung verloren hätte. Allein die Tröstungen der Religion stärkten ihn wieder u. er genoß die Nacht eines ruhigen Schlafes. Am Morgen des 21. Jan. stand L. um 5 Uhr auf und empfing das heilige Abendmahl. Um 9 Uhr kam der Maire Santerre, von Municipalen u. Gensdarmen begleitet, um ihn abzuholen. Er bestieg eine Lohnkutsche, in welche sich der Beichtvater (ein aus Schottland gebürtiger Abbé Edgeworth) und zwei Gensdarmen zu ihm setzten. Langsam fuhr er durch die mit Truppen und Geschützen besetzten Straßen. Er war aber nicht niedergeschlagen, denn er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Das Blutgerüst war auf dem Revolutionsplatze, den Tuilerien gegenüber, am Fußgestelle der zertrümmerten Bildsäule L.s XV. aufgestellt. Als der Henker u. dessen Gehülfen ihn an der Treppe des Gerüstes empfingen, um ihn des Rockes zu entkleiden, schien er erschüttert, aber Edgeworth rief ihm zu: „Sohn des heiligen L., steige gen Himmel;" da ging er festen Schrittes die Stufen hinauf. Als man ihm die Haare abgeschnitten u. die Hände auf den Rücken gebunden hatte, trat er an den Rand des Gerüstes, winkte der Kriegsmusik Schweigen u. sprach zu der zahlreich versammelten Menge mit starker Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig. Ich vergebe meinen Feinden. Ich wünsche, daß auch Gott ihnen vergeben, und daß mein Tod das Wohl Frankreichs befördern möge!" Da wirbelten auf Santerre's Befehl die Trommeln, so daß weiter Nichts vernommen werden konnte. Wenige Minuten darauf fiel des Königs Haupt unter dem Fallbeile; es wurde von einem der Henkersknechte unter Luftsprüngen um das Gerüst herum getragen, während von allen Seiten das Geschrei: „Es lebe die Nation, es lebe die Freiheit!" ertönte. L. war 38 Jahre u. 5 Monate alt, als er starb. Schwäche und Unentschlossenheit, folgewidriges Thun u. die unglückliche Neigung, alle Wege zu versuchen und keinen bis zu Ende zu gehen, hatten ihn vom Throne bis zum Blutgerüste geführt. Er besaß den größten Muth, als Martyrer zu dulden u. zu sterben, aber keinen, als König zu handeln. — 8) L. XVII., L.s XVI. Sohn, der seine Eltern u. seine Tante (die Prinzessin Elisabeth) durch das Beil des Henkers verloren hatte, wurde vom Convente einem Schuster Namens Simon übergeben, damit er ihn aufziehen sollte in der Weise des Volkes. Absichtlich ging man darauf aus, den jungen König so herab zu würdigen, daß an eine Thronerlangung später wegen seiner Gemeinheit nicht zu denken wäre. Er mußte die gemeinsten Dienstleistungen verrichten, den sich harten Züchtigungen und der unwürdigsten Behandelung seines rohen Herrn unterwerfen. So wurde er langsam zu Grunde gerichtet. Ob er durch eine skrophulöse Geschwulst am Knie (wie die Republikaner sagten) oder durch Gift, wie die königliche Familie behauptete, umgekommen ist, darüber ist nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Er war geboren 27. März 1785 u. soll am 8. Juni 1795 gestorben seyn. — 9) L. XVIII., früher Graf von Provence, Bruder L.s XVI., geboren 1755, emigrirte den 30. Juni 1791 und lebte von da an, während der Revolution u. des Kaiserreiches, im Auslande, bis er im Gefolge der siegreichen verbündeten Heere 1814 wieder in Frankreich einzog. Er landete am 24. April in Calais u. hielt am 4. Mai seinen Einzug in Paris, an demselben Tage, an welchem Napoleon auf Elba anlangte. Die Verfassung, welche ihm der Senat präsentirte, nahm er zwar nicht an, versprach aber an deren Stelle eine andere, deren Grundzüge im Wesentlichen mit der

ersten, welche in der französischen Revolution entworfen worden war, übereinstimmten. Als aber Napoleon wieder von Elba zurückkehrte, mußte er nach Gent entweichen, bis die Schlacht von Waterloo (s. d.) ihn zurückführte. Die ganze napoleonische Familie ward nun aus Frankreich verbannt, Oberst Labedoyère, der zu Grenoble zuerst zu Napoleon übergegangen war, durch den Spruch des Kriegsgerichtes; Marschall Ney am 7. December 1815 durch den Spruch der Pairskammer erschossen; auch alle noch lebenden Conventsmitglieder, welche für den Tod L.s XVI. gestimmt hatten, mußten Frankreich meiden. Im Süden kam es zu royalistischen Aufständen gegen die Bonapartisten: so in Marseille u. Nismes; Marschall Brune ward in Avignon, General Ramel in Toulouse ermordet. Alle Gegner des Königthums geriethen in Schrecken. Die neuen Wahlen fielen ganz im royalistischen Sinne aus, deßhalb mußte Fouché, den L., um durch ihn auf die republikanische Partei wirken zu können, zum Minister ernannt hatte, abtreten. Der Herzog von Richelieu wurde mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Am Tage nach Ney's Hinrichtung legte Richelieu der Kammer ein Amnestiegesetz vor, allein es gelang ihm nur, es mit bedeutenden Modifikationen durchzubringen. Von den Königsmördern wurden alle, die sich seit Napoleons Wiederkehr an der Regierung betheiligt hatten, ferner alle Glieder der napoleonischen Familie aus Frankreich verbannt. Richelieu fand die Opposition zu stark u. ließ daher durch Ordonnanz vom 5. September 1806 die Kammern auflösen. Dieß war ein Schritt von den wichtigsten Folgen; bis dahin waren die royalistischen Ueberzeugungen im Wachsen gewesen; man betrachtete nun diese Auflösung als einen Ausruf an alle entgegengesetzten Ansichten, Muth zu fassen. In der nächsten Kammer waren die Royalisten in der Minorität; ihre Häupter waren Villèle u. de Corbière. Zuerst geriethen die beiden Parteien an einander bei der Vorlage eines neuen Wahlgesetzes, wobei die liberale Partei mit der geringen Mehrheit von 132 gegen 100 Stimmen siegte. Die Opposition in der Pairskammer wurde durch das persönliche Einwirken des Königs auf alle, bei seinem Hofe angestellten, Pairs beseitigt. Am 5. Februar 1817 wurde das neue Wahlgesetz als gültig promulgirt u. dadurch die Herrschaft der liberalen Partei in den Wahlcollegien begründet. Hierdurch gründete L. fast alles darauf folgende Unglück beinahe muthwillig. Man sah das auch damals am Hofe recht wohl ein und L. XVIII. sowohl, als sein Günstling Decazes, wurden Gegenstände des bittersten Hohnes. Um so fester hielt nun der König an seinem Systeme, die verschiedenen Parteien durch einander niederzuhalten. Alle royalistischen Elemente verschwanden allmälig aus dem Ministerium. Mehr und mehr erstarkte die liberale Partei. Der Congreß zu Aachen (s. d.) hatte die Befreiung Frankreichs von der Occupationsarmee zur Folge. Die Stellung des Ministeriums wurde immer unhaltbarer, namentlich, als bekannt wurde, daß es Schritte gethan habe, um sich der royalistischen Partei zu nähern. Am 27. December 1818 kam Richelieu um seine Entlassung ein; ihm folgte das vollkommen liberale Ministerium Desolle. In der folgenden Kammersitzung kam es dann zu einem heftigen Angriff der Pairskammer auf das Wahlgesetz, wobei die Opposition in der Mehrheit blieb, was zur Folge hatte, daß der König (am 6. März 1819) 63 neue liberale Pairs ernannte, wodurch auch die Pairskammer ganz in die liberale Bewegung der Deputirtenkammer hineingezogen wurde. Am 19. Nov. 1819 trat Decazes an die Spitze des Ministeriums. Um seinerseits den Liberalen zu gefallen, verkündigte er eine Amnestie für alle Verbannte, mit Ausnahme der noch nicht begnadigten Königsmörder u. der Napoleoniden. Nun brachte er die Wahlreform vor die Kammern; durch das ganze Land aber liefen Petitionen für den bisherigen Wahlmodus; Alles war in der größten Gährung. Da ward am 13. Februar 1820 der Herzog von Berry (s. d.) von Louvel (s. d.) ermordet. Nun verlangte man von allen Seiten Sicherheitsmaßregeln gegen den revolutionären Geist, der sich im Lande regte. Etwas mußte nothwendig geschehen. Die Wiedereinführung der Censur für die Journale war das nächste. Die Ermächtigung des

Ministeriums, in Folge eines Conseilbeschlusses, jeden, der eines Anschlags gegen den König, gegen die Sicherheit des Staates oder gegen eine Person der königlichen Familie verdächtig sei, arretiren zu lassen, ohne ihn vor Gericht zu stellen, war das zweite. Am 20. Februar erhielt Decazes auf Andringen des Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême seine Entlassung. Richelieu trat nun von Neuem als Ministerpräsident ein. Es organisirten sich nun allmälig weitgreifende Verbindungen der liberalen Partei; beinahe die ganze Presse war gegen das Ministerium. Das neue Wahlgesetz kam am 18. April an die Kammer u. ging, trotz der Opposition der Liberalen, durch. Nun erregten die geheimen Gesellschaften Unruhe, welche zuletzt durch Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Am 12. Juni endlich ging das neue Wahlgesetz auch in der Pairskammer durch, doch durch ein Amendement so geändert, daß die Arrondissements einen Theil der Deputirten u. die Departementcollegien den andern wählen sollten, wobei die Royalisten noch sicherer gewannen. Jemehr sich aber Richelieu den Royalisten näherte, desto mehr organisirten sich die geheimen Verbindungen. Einer Militärrevolution in Paris kam man durch Verhaftung der Häupter zuvor. Am 19. September wurde dem ermordeten Herzoge von Berry ein Sohn nachgeboren, der den Titel eines Herzogs von Bordeaux erhielt; dieß Ereigniß verhieß der älteren königlichen Linie Fortdauer auf dem Throne, regte aber auch die Parteien heftiger auf. Auf dem Congresse zu Laibach im Januar 1821 erklärte sich dann die französische Regierung, nach dem Vorgange von Preußen, Rußland und Oesterreich, für das Prinzip der Intervention in den insurgirten Staaten, worauf die Oesterreicher in Neapel u. Sardinien einrückten u. die dort ausgebrochenen Militärinsurrectionen unterdrückten. In Frankreich fielen die neuen Wahlen in dem Sinne der Royalisten aus; ihre Häupter, Corbière und Villèle, traten ins Ministerium, die anderen Minister schienen den Royalisten nicht entschieden genug. Corbière, der das Ministerium des Unterrichts hatte, erkannte die Wurzel alles Uebels in Frankreich u. suchte den Bischöfen wieder größeren Einfluß auf die Universität zu verschaffen. Der König behielt in dem harten Kampfe der Parteien eine kalte, nachgiebige, sarkastische Stimmung, aber allmälig gelang es doch Villèle, sich sein Vertrauen zu erwerben. Die royalistische Majorität in den Kammern wollte ein Ministerium, welches ganz ihre Ansichten verträte. Am 14. December 1821 trat ein neues Ministerium auf, mit Villèle als Finanzminister an der Spitze u. ganz aus Royalisten bestehend; der König sah es ungern, denn er glaubte nun schon bei Lebzeiten die Regierung auf seinen Bruder, den Grafen von Artois, der bei dessen Bildung vorzüglich betheiligt gewesen war, übergehen zu sehen. Ein strengeres Preßgesetz war die nächste Maßregel, welche das Ministerium traf. Die Carbonariverbindung, welche auch in der Armee Wurzel gefaßt hatte, bereitete Aufstände in verschiedenen Waffenplätzen des Landes vor, welche jedoch scheiterten; die Leiter wurden mit Strenge bestraft. In der Mitte des Jahres 1822 kam ein Congreß der europäischen Großmächte in Verona zusammen, um die spanischen Verhältnisse zu ordnen, denn auch in diesem Lande war 1820 eine Militärrevolution ausgebrochen, so daß es nun der revolutionären Partei in Frankreich als Anhaltspunkt diente. L. und Villèle waren Anfangs einer Intervention in Spanien abhold; sie wollten die dortigen Zustände nur auf ein, den französischen constitutionellen ähnliches, Maß zurückgeführt wissen; dagegen drängte die royalistische Partei u. die nordischen Cabinete zum Kriege. Sie mußten zuletzt nachgeben. Am 15. März 1823 ging der Herzog von Angoulême als Oberbefehlshaber nach Bayonne zum Heere ab. Am 7. April ging die französische Armee über die Gränze. Am 23. Mai traf sie in Madrid ein. Am 30. August eroberte der Herzog von Angoulême das Fort Trocadero bei Cadix u. befreite den König Ferdinand VII., den die Rebellen dorthin gebracht hatten. Mit dem 3. Nov., wo sich Carthagena u. Alicante ergaben, war der Krieg beendigt. Die glücklichen Waffenerfolge gewannen auch die französische Nation; die Liberalen hatten eine gewaltige Niederlage erlitten. Villèle aber überhob sich nicht, sondern behielt seinen gemessenen Gang

bei. Allein die Aussichten waren zu günstig, als daß sie nicht auch ihn zu weitaussehenden Planen gedrängt hätten. Am 20. December 1823 ward im königlichen Rathe beschlossen, die Kammer aufzulösen u. demnächst siebenjährige Wahlperioden anzunehmen. Am 24. December wurde die Auflösungsordonnanz publicirt. Eine neue Pairspromotion brachte zugleich eine Anzahl dem Ministerium geneigter Glieder in die Pairskammer, wodurch es auch hier festeren Boden gewann. Die Wahlen fielen ganz im royalistischen Sinne aus; nur 19 Stimmen gehörten der Opposition. Das neue Gesetz wurde am 7. Mai in der Pairskammer angenommen, am 8. Juni ging es auch in der Deputirtenkammer durch. Ein anderes Gesetz aber, welches eine Procentreduktion in der öffentlichen Schuld bezweckte, scheiterte in der Pairskammer an dem Widerstande Chateaubriand's, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, weßwegen dieser aus dem Ministerium scheiden mußte. Ein Zeitungskrieg erfolgte hierüber, der das Ministerium zu vielen Preßprocessen nöthigte und zuletzt zu einer Censurordnung führte, die am 15. Juli erschien. — Unter allen diesen Bestrebungen ging aber L. sichtbarlich dem Grabe entgegen. Sonntags den 4. September ward zuerst der gewöhnliche Empfang beim Könige ausgesetzt. Er überließ nun alle Geschäfte der Leitung seines Bruders, in dessen Händen sie schon früher größtentheils gelegen hatten; „er selbst habe nur noch Pflichten gegen Gott zu genügen." Nachdem er zuvor alle persönlichen Angelegenheiten geordnet hatte, starb er am 16. September 1824. Schltn. — 10) L. Philipp, durch die Julirevolution von 1830 auf den französischen Thron erhoben und als „König der Franzosen" der Erste dieses Namens, ist der älteste Sohn des auf dem Blutgerüste der ersten Revolution gestorbenen Herzogs L. Philipp Joseph von Orleans (s. d.) und der Prinzessin Louise Marie Adelaide von Penthièvre u. wurde den 6. October 1773 zu Paris geboren. Durch seine Geburt den Titel eines Herzogs von Valois und seit 1785 den eines Herzogs von Chartres führend, erhielt er unter der Leitung der bekannten Frau von Genlis (s. d.) eine vortreffliche Erziehung, trat sehr jung in die Armee, bekannte sich zu den Grundsätzen der Revolution, machte, nachdem er kurze Zeit unter General Kellermann gestanden u. mit seinem jüngeren Bruder, dem Herzoge von Montpensier, der Schlacht bei Valmy beigewohnt hatte, 1792 den Feldzug unter Dumouriez mit und zeichnete sich in der Schlacht von Jemappes als Commandeur des rechten Flügels vortheilhaft aus. Nach der unglücklichen Schlacht von Neerwinden 1793 erhielten Dumouriez u. der junge Herzog von dem Sicherheitsausschusse den Befehl, nach Paris zu kommen. Allein beide entzogen sich dem gewissen Tode durch plötzliche Flucht in das österreichische Hauptquartier zu Mons. Gleichwohl lehnte der Herzog alle Anträge, gegen Frankreich zu dienen, ab und führte von nun an viele Jahre lange das Leben eines armen Verbannten. Zunächst ging er nach der Schweiz und erhielt, nach einer strengen Prüfung seiner Fähigkeiten, unter dem Namen Chabaud eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem Institute zu Reichenau im Canton Graubünden. Hier war er 8 Monate gewesen, als die Nachricht von dem Ende seines Vaters ihn veranlaßte, einen anderen Zufluchtsort zu suchen. Er ging nach Hamburg u. durchreiste zu Fuß Schweden, Norwegen und Lappland. In Folge einer, von dem Direktorium mit ihm eröffneten Unterhandlung, schiffte er sich 1796 nach den Vereinigten Staaten ein, und von dort zurückgekehrt, schlug er mit seinen beiden Brüdern, dem Herzoge von Montpensier u. Grafen Beaujolais 1800 seinen Wohnsitz in England auf. Sie söhnten sich mit L. XVIII. u. dem älteren Zweige der Familie aus, dem sie entfremdet worden waren, wurden am Hofe empfangen und lebten ruhig und prunklos, bis der Tod seiner Brüder L. Ph. veranlaßte, England auf eine Zeit lange zu verlassen. Er schiffte sich 1807 nach Sicilien ein und vermählte sich 1809, bei gegenseitiger persönlicher Zuneigung, mit der Prinzessin Amalie, Tochter des Königs von Neapel, der noch jetzt lebenden treuen Gefährtin seines Lebens. In Palermo blieb er bis zum Sturze Napoleons (s. d.) u. kehrte dann nach Paris

zurück, ohne sich dem Hofe und dessen Politik anzuschließen. Während der 100 Tage versuchte er, freilich umsonst, das Aeußerste, um die Nordarmee dem Könige treu zu erhalten. Er verließ daher den 23. Oktober 1815 Frankreich und begab sich nach seinem früheren Wohnorte Twickenham. 1817 kam er nach Paris zurück, nahm seinen Sitz im Palais Royal, ward aber vom Hofe mißtrauisch beobachtet, kalt und demüthigend behandelt, was seine Popularität natürlich erhöhte. Während dieser Zeit zeigte er sich als großmüthigen und ächt fürstlichen Beschützer der Kunst und Wissenschaft, und man sahe die Koryphäen beider unter den willkommensten Gästen seiner Salons. Nach der Julirevolution wurde er zum Generallieutenant des Königreiches ernannt, und am 9. August 1830 beschwor er die revidirte Charte vor den Kammern, und bestieg durch deren Wahl als „König der Franzosen" den Thron. Ueber seine Regierung siehe den Artikel Frankreich, Geschichte. Ein beständiger Wechsel von Freud u. Leid umgibt seitdem diese erhabene u. seltene Persönlichkeit, diesen „Bürgerkönig", diesen „Napoleon des Friedens," diesen bevorzugten Schützling der unmittelbar über ihm waltenden Hand Gottes, an dem sich buchstäblich des Psalmisten Worte bewahrheiteten: „Aus sechs Gefahren hat dich Gott errettet, in sieben trifft die Noth dich nicht"; sechsmal sausten die Kugeln der Meuchelmörder hart an ihm vorbei, ohne ihn nur im Mindesten zu verletzen; einmal stürzte, von den Feuerschlünden der Höllenmaschiene getroffen, Alles rings um ihn her todt oder schwer verletzt zu Boden: der König, auf den allein es abgesehen war, und seine Söhne blieben ungetroffen. Einen gefährlichen Feind hatte L. Ph. in dem alten Marquis von Lafayette (s. d.): derselbe starb in dem Augenblicke, als er der Regierung des Königs am gefährlichsten werden konnte. Fast mit Gewalt drängten sich Einem bei diesem Todesfalle die Worte Schillers auf: „Herr, dieser Mortimer starb euch sehr gelegen". — Was, aus Furcht vor dem bloßen Namen Napoleon, keine Regierung vor ihm wagen, nicht einmal träumen durfte, das hat L. Ph. ins Werk gesetzt. Er ließ Napoleons irdische Reste im Jahre 1840 durch seinen eigenen drittgebornen Sohn über das Weltmeer herüber nach Paris bringen und im Dome der Invaliden beisetzen und hat seinem Volke dadurch gezeigt, daß er von dieses Namens Größe keine Verdunkelung seines eigenen befürchte. Aber er hat auch auf dem Throne der Prüfungen schwerste erduldet. Der gerechten Hoffnung sich freuend, die, nach so vielen Kämpfen endlich fest begründete, Herrschaft seinem trefflichen u. von der Nation innigst geliebten erstgeborenen Sohne, dem Herzoge Philipp Ferdinand von Orleans (s. d.) dereinst übergeben zu können, sah er diesen im Jahre 1842 eines jähen Todes sterben und ein Knabe ist jetzt der Erbe einer Krone, die eines Mannes im vollesten Sinne des Wortes bedarf. Dann stieg auch eine geliebte Schwester, die Prinzessin Adelaide von Orleans (s. d.), die treueste Freundin, die sorgsamste Beratherin des königlichen Bruders, vor wenigen Wochen in die Gruft ihrer Väter, und so ist auch durch diesen Todesfall eine Lücke in L. Ph.s Herzen entstanden, die sich nie wieder ausfüllen wird. — L. Ph.s Regierungsmaximen haben vielfache und schonungslose Angriffe erfahren; sie haben weder den Beifall der streng liberalen Partei, noch den der monarchischen gefunden. Die Geschichte wird zwischen dem Könige und seinen Gegnern richten; unläugbar aber ist schon jetzt, daß L. Ph. einer der wenigen Monarchen ist, welche selbst regieren und eine selbstständige Politik befolgen; unläugbar, daß die bitteren Erfahrungen des Lebens in ihm reiche Früchte getragen haben; unläugbar, daß er, als Mann von klarem Verstande und ruhiger Ueberlegung, ein Feind blendenden Ruhmes, Europa den Frieden gerettet und somit den Dank und die Segnungen der Gegenwart mit Recht erworben hat. **B. M.**

Ludwig. V. **Andere regierende und fürstliche Personen dieses Namens.** 1) **L. I., Karl August, König von Bayern**, erstgeborener Sohn des 1825 verstorbenen Königs Maximilian Joseph I. (s. d.) u. dessen erster Gemahlin Maria Wilhelmine Auguste, geb. Prinzessin von Hessen-Darm-

stadt, wurde den 25. August 1786 zu Straßburg geboren, wo sein Vater, ein nachgeborener Sprosse der jüngeren zweibrückischen Linie des Hauses Wittelsbach, und ohne alle Aussicht auf Länderbesitz, damals Generalmajor in französischen Diensten war. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution fand sich das fürstliche Elternpaar L.s genöthigt, zu Karl August, Herzog von Zweibrücken, dem Bruder Maximilians, zu flüchten, u. in Oggersheim, Heidelberg, Mannheim u. dem schönen Garten von Schwetzingen verlebte L. abwechselnd seine ersten Jugendjahre unter der sorgsamsten Pflege seiner Eltern u. der geistlichen Leitung des Priesters Sambuga. Als aber die Franzosen an das linke Rheinufer vordrangen u. auch Zweibrücken besetzten, flüchtete Karl August nach Mannheim, wo er den 1. April 1735 am Schlagflusse kinderlos starb u. nun dem Vater L.s wenigstens der Titel der, ihm von seinem Bruder zugefallenen, aber von den Franzosen besetzten Länder zu Theil wurde. Am 30. März 1796 verlor L. seine Mutter durch den Tod, fand jedoch mit seinen übrigen Geschwistern aus seines Vaters erster Ehe eine zweite Mutter in der Prinzessin von Baden und Hochberg, Friederike Wilhelmine Karoline, mit Maximilian am 9. März 1797 vermählt, wieder. L.s Erziehung erhielt eine bedeutende Ausdehnung, als nach dem Tode Karl Theodors (12. Februar 1799) die ältere (pfalzsulzbachische) Linie der Wittelsbacher in Bayern erlosch und nun sein Vater zum Kurfürsten des Landes erhoben wurde. Nach einer trefflichen wissenschaftlichen Vorbildung, die theils durch vieles Talent, theils durch großen Fleiß, welchen letzteren der Vater mit den Insignien des Georgenordens u. später (8. December 1801) mit der Ernennung zum Großprior dieses Ordens anerkannte und belohnte, bezog der damalige Kurprinz L, unter Oberleitung des geheimen Rathes von Kirschbaum, am 6. Mai 1803 die Universität zu Landshut und nachher (28. October 1803) die Universität zu Göttingen. In den Osterferien 1804 besuchte er Hamburg u. Lübeck, um Kunstschätze und Leben dieser Seestädte kennen zu lernen, kehrte am 17. April nach Göttingen zurück, verließ diese Universität am Schlusse des Studienjahres und traf am 14. Sept. wieder in München ein. Da er bereits am 25. August 1804 die gesetzliche Großjährigkeit erlangt hatte, so fertigte er, nachdem er am 28. September dem großen, zur Hebung des Kriegswesens veranstalteten Uebungslager bei München beigewohnt hatte, seinen Accessionsakt zu der am 12. October 1796 zu Ansbach von seinem Vater abgeschlossenen Fideicommißpragmatik aus. Hierauf trat er eine große Reise nach Italien, Frankreich und Spanien an, von welcher er am 5. October 1805 wieder in München eintraf. Der spätere Vorstand der Central-Gemälde-Galerie, G. v. Dillis (gestorben den 28. September 1841) begleitete ihn damals, und diese Reise mag vorzugsweise die tiefen Eindrücke für das Edle der Kunst in seiner Seele eingeprägt haben. Theils seine Anwesenheit in Frankreich, theils die Politik Oesterreichs im Frieden zu Luneville, bewogen seinen Vater, ein Bündniß mit Frankreich einzugehen. Das bereits von Oesterreichern überschwemmte Bayern wurde nun von den Franzosen geräumt u. nachdem nach der Schlacht bei Austerlitz der Friede zu Preßburg zu Stande gekommen war, worin die Erhebung Bayerns zum Königreiche stipulirt wurde, wurde L., der schon am 15. November von seinem Vater zum Generalmajor ernannt worden war, zwar Kronprinz, doch scheint er der französischen Politik nicht hold gewesen zu seyn, was seine Reise nach England beweist. Nach dem Ausbruche des Krieges mit Preußen schickte der König von Bayern seinem Alirten, unter Anführung des Kronprinzen, 8000 Mann Hülfstruppen zu. In der Schule Napoleons bildete sich L. zum Krieger. Das Obercommando der 9. französischen Armeedivision, wobei größtentheils Bayern standen, war dem Bruder Napoleons, Hieronymus, übertragen, welcher sein Hauptquartier in Breslau hatte. Hier traf L. am 28. Januar 1807 ein. Am 4. März übernahm er als General-Lieutenant das Commando der zweiten bayerischen Armeedivision u. rückte mit derselben in das Hauptquartier Napoleons (Warschau) ein, u. am 14. März führte er seine Division von 12,000 Mann über die Weich-

sel. Am 3. April reiste er von Warschau ab, um das Commando in Pultusk zu übernehmen u. passirte am 13. u. 14. die Narew, von welcher Zeit an die Kosaken-Gefechte begannen, welche am 14., 15. u. 16. Mai durch Verstärkung von russischen Linientruppen mörderisch wurden. Doch vertheidigte L. sich muthvoll u. behauptete den Brückenkopf und die unvollendete Redoute bei Poplawy. Die entscheidende Schlacht bei Friedland, 14. Juni 1807, brachte den Frieden von Tilsit am 7. Juli desselben Jahres u. L. langte nach anderthalbjähriger Abwesenheit am 7. Sept. wieder in Nymphenburg an. Er begleitete darauf seinen Vater nach Italien u. beide trafen am 27. Nov. fast zu gleicher Zeit mit Napoleon in Verona ein, von wo sie mit demselben am 29. in Venedig anlangten. Das folgende Jahr benützte L. zu Reisen in die Schweiz. Bei dem Wiederausbruche des Krieges übernahm er das Commando des ersten bayerischen Armee-Corps u. kämpfte mit Auszeichnung bei Abensberg u. Eckmühl am 20. und 22. Febr. 1809, ging dann nach München zurück, um mit Wrede und Deroi gegen das empörte Tyrol zu ziehen, mußte jedoch mit ersterem u. seinen Bayern wieder nach Linz zur großen Armee u., während letzterer bei Wagram, Loibersdorf u. Neusiedeln am 5., 6. u. 7. Juli den Franzosen den Sieg erringen half, kämpfte er am 7. Juli siegreich bei Gallneukirchen und Auhof. Nach dem Frieden zu Schönbrunn 14. Oct. 1809 zog die ganze bayerische Armee gegen die Tyroler Insurgenten. L. lieferte den Aufrührern bei Melek ein hitziges Treffen, schlug deren Anführer Speckbacher gänzlich u. rückte am 25. Oct. in Innsbruck ein. Nachdem er auch die Insurgenten auf dem Berge Isel am 1. Novbr. geschlagen, unterwarf sich Tyrol u. es wurde Friede. Am 12. Oct. 1810 vermählte sich L. mit der Prinzessin Therese Charlotte von Sachsen-Hildburghausen. Die bei dieser Trauung zu München veranlaßten Volksfeste auf einer großen Wiese bei dieser Stadt gaben derselben den Namen Theresien-Wiese. Am 24. Oct. wurde L. zum Generalgouverneur der Inn- u. Salzachkreise u. zum General-Commandanten der Truppen in Tyrol ernannt u. lebte nun abwechselnd zu Innsbruck u. Salzburg, doch mehrstens den Künsten u. Wissenschaften. Sparsam in seinen Ausgaben, konnte er schon damals beträchtliche Summen auf den Ankauf plastischer Kunstschätze verwenden. An dem neuen Kriege Napoleons gegen Rußland nahm er nicht Theil; als jedoch am 8. Oct. 1813 sein Vater den Vertrag zu Ried abschloß, wodurch der Rheinbund zerrissen wurde u. Bayern auf die Seite der Alliirten trat, stellte L. sich an die Spitze der Reserve, welches Commando er auch nach dem ersten Pariser Frieden beibehielt u. in den 100 Tagen mit dieser Landwehr nach Frankreich zog, die er durch seine Gesänge begeisterte. Nach der Abtretung von Tyrol u. Salzburg an Oesterreich hielt sich L. meistentheils in Würzburg und Aschaffenburg auf. Nach einer gefährlichen Krankheit, Anfangs des Jahres 1817, ging er auf längere Zeit nach Italien, war jedoch bei der Ertheilung der Verfassungsurkunde Bayerns, den 26. Mai 1818, schon nach München zurückgekehrt u. ertheilte dieser am 30. Mai seine Accessions-Urkunde. Bei der ersten Ständeversammlung, eröffnet den 4. Febr. 1819, vertrat er thatkräftig die Interessen des Landes u. brachte nachher wegen geschwächter Gesundheit längere Zeit in Italien u. dann abwechselnd in München, Brückenau, Aschaffenburg und Würzburg zu. Erst in der dritten Ständeversammlung, eröffnet den 5. Januar 1825, nahm er sich wieder eifrig der Staatsgeschäfte an. Durch den am 12. Oct. 1825 erfolgten plötzlichen Tod seines Vaters folgte er diesem, nachdem er vorher am 19. Oct. den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, mit dem Wahlspruche „gerecht u. beharrlich" in der Regierung. Wenn L. sich als Kur- und Kronprinz weniger der Staatsgeschäfte angenommen hatte, so geschah dieß von nun an mit um so größerem Eifer, u. somit beginnen nun in seinem Leben zwei, wiewohl innig in einander verschlungene, Sphären, die des Staatsmannes u. Regenten u. die des Beschützers der schönen Künste u. Wissenschaften und des Errichters von Denkmälern, die eine europäische Celebrität für die nachkommenden Jahrhunderte erlangt haben. Ueber sein Wirken als Staatsmann und Regent siehe:

Bayern. Seine, dem bayerischen Staate und Ruhme gewidmeten, Denkmäler sind größtentheils Werke der Baukunst, deren in unserem Werke theils bei den betreffenden Orten, theils in eigenen Artikeln Erwähnung geschieht. — Sparsam in seinem Privathaushalte, wie schon erwähnt, gab König L. den größten Theil zu obigen Bauwerken aus eigenen Mitteln her u. unterließ nicht, außerdem eine Menge Restaurationen (wie die der Dome von Regensburg, Bamberg u. Speyer) vornehmen zu lassen u. milde Stiftungen zu gründen u. zu beschenken. Auch als Dichter hat L. sich einen Namen erworben. Seine Gedichte (München 1829, 3. Aufl., 4 Bände, 1839—1847) geben, wenn auch zuweilen gegen die Form verstossend, ein schönes Zeichen seines Gemüths. Ihnen schloßen sich Walhalla's Genossen (München 1843) an. Mit seiner Gemahlin zeugte er vier Söhne u. vier Töchter: 1) Maximilian, Kronprinz, geboren am 28. Nov. 1811, vermählt seit 1842 mit der Prinzessin Marie von Preußen, die am 25. Aug. 1845 von einem Sohne, Otto Ludwig, entbunden wurde; 2) den Prinzen Otto, König von Griechenland (s. d.); 3) Luitpold, geb. 1821, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguste von Toscana, dem 1845 ein Sohn, L., geboren wurde; 4) Adalbert, geb. 1828; 5) Mathilde, geb. 1813, seit 1833 Gemahlin des Erbgroßherzogs L. von Hessen; 6) Adelgunde, geb. 1823, vermählt seit 1842 mit dem Erbprinzen Franz von Modena; 7) Hildegard, geboren 1825, seit 1844 Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich u. 8) Alexandra, geb. 1826. Ausführlicheres über das Leben L.s, s. in: L. I., dargestellt von Dr. Wolf, Augsburg bei Reichel; Drei Könige von Bayern, von Wolf u. Lindner, München; Mengein, Geschichte des Königreichs Bayern, München. — 2) L. I., Großherzog von Hessen u. bei Rhein, geboren 1753 zu Prenzlow in der Uckermark, machte seine Studien zu Leyden, bereiste Frankreich und England und trat bis zum Frieden mit den Türken in russische Kriegsdienste. Nach Darmstadt zurückgekehrt, folgte er 1790 seinem Vater, dem Landgrafen L. IX., mußte sich während der folgenden Ereignisse an Frankreich anschließen, erhielt nach seinem Beitritte zu den Alliirten 1813 eine bedeutende Gebietsvergrößerung u. gab 1820 seinem Lande eine Verfassung. Er begünstigte Kunst u. Wissenschaft, in der letzten Zeit mit Vorliebe Musik u. Theater. Der einfache biedere Mann starb 1830. — 3) L. II., Großherzog von Hessen u. bei Rhein, ältester Sohn des Vorigen, geboren 26. Dec. 1777 zu Darmstadt, besuchte einige Zeit die Universität zu Leipzig, vermählte sich mit der Tochter des Erbprinzen Karl L. von Baden, Wilhelmine Louise, lebte dann, ohne Antheil an Regierungsgeschäften, in Darmstadt und trat 6. April 1830 die Regierung an. Als dem Ministerium beigegeben, hatte er die Verfassungsurkunde entstehen sehen, hatte während der Herrschaft des landständischen Edikts u. nach Einführung der Constitution den Sitzungen der ersten Kammer beigewohnt. Ohne auf eine irgendwie auffällige Art Verschwender zu seyn, und bei einer jährlichen Apanage von 107,226 Gulden, hatte L. eine Schuldenmasse von 2 Millionen Gulden contrahirt. Die Stände sollten deßhalb jene Passiven nebst den Zinsen vom 1. Juli 1830 entweder auf die Staatsschuldentilgungscasse übernehmen, oder die Civilliste auf eine, dem Bedürfnisse u. der allmäligen Tilgung dieser Summe entsprechende, Weise erhöhen. Die Civilliste mit jährlichen 576,304 Gulden wurde bewilligt, die Schuldenübernahme abgelehnt. Es wurden nun von Seite des Hofes mancherlei Ersparnisse versucht u. zum Theile auch durchgesetzt, u. Manches eingerichtet, was allgemeinen Beifall fand. Dieser machte sich besonders laut, als der neue Regent im Mai 1830 seinen Umzug durch die Provinz Oberhessen u. einen Theil der Provinz Starkenburg hielt. Im Widerspruche damit standen die im Oct. 1830 in Oberhessen ausgebrochenen Unruhen. Eine Uebereinkunft mit Rothschild, unter dem Zutritte der beiden Söhne des Großherzogs, regelte die Schuldangelegenheit u. L. fand sich nur noch zweimal veranlaßt, mit persönlichen Wünschen an die Stände sich zu wenden: in der Schloßbausache u. wegen der Summe von 24,019 Gulden, die ihm, neben der Civilliste, vom 4. April bis 1. Juli 1830, als Apanage aus der

Staatscasse bezahlt worden waren. Die Schloßbausache fiel bei den Ständen (1832 — 1833) durch; dagegen wurde der zweite Punkt von beiden Kammern 1839 nachträglich gebilligt. Unter L.s Handlungen ragt vor allen hervor, daß er, folgend seinem milden und menschenfreundlichen Herzen, im Jahre 1839 die verurtheilten politischen Gefangenen begnadigte. Wenn hier die That lobt, so thaten dasselbe die, bei der Discussion über die hannöversche Angelegenheit von dem Freiherrn von Gagern am 19. März 1839 in der ersten Kammer gesprochenen Worte: „In den meisten Fällen wären mir die Empfindungen u. Inspirationen des Großherzogs gerade die liebsten." In diesem Urtheile liegt zugleich die vielbedeutende Unterscheidung zwischen Fürst u. Regierung. Und so ist man denn auch darüber, wem man die Biebricher Steinversenkung 1841 u. ähnliche Ereignisse in Hessen zuzuschreiben hat, ziemlich im Reinen. Seine Gemahlin starb 27. Januar 1836; die mit ihr erzeugten Kinder sind: L., Erbgroßherzog, geboren 1806, vermählt 1833 mit Mathilde Karoline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs L. von Bayern; Karl Wilhelm L., geboren 1809, vermählt 1836 mit Marie Elisabeth Karoline Victorie, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen; Alexander L. Christian Friedrich Georg Emil, geb. 1823 u. Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie, geboren 1824, vermählt mit dem Thronfolger von Rußland. — 4) L. Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden, s. Baden, Band 1, Seite 933. — 5) L. Joseph Anton, kaiserlicher Prinz u. Erzherzog von Oesterreich, sechster Sohn Kaisers Leopold II., geb. zu Florenz den 13. Dec. 1784, widmete sich dem Militärdienste u. befehligte im Feldzuge von 1809 eine Heeresabtheilung gegen die Franzosen. Später bereiste er England u. einen großen Theil des Continents, u. die dabei erworbenen Kenntnisse, so wie seine Vorliebe für Mathematik, eigneten ihn zum Chef der gesammten österreichischen Artillerie, welche Stelle er nach dem Tode des Feldmarschalls Grafen von Colloredo übernahm. Er besaß das Vertrauen seines Bruders, des Kaisers Franz, in hohem Grade u. besorgte unter ihm einen Theil der Regierungsgeschäfte. Sein Einfluß stieg, nachdem sein Neffe Ferdinand den Kaiserthron bestiegen hatte, u. L. wurde 1835 Chef des Conferenzrathes, auf welchem hohen Posten er noch gegenwärtig wirkt.

Ludwig, Bischof von Toulouse, Sohn Karls II., Königs von Sicilien und der Maria, Tochter des Königs Stephan V. von Ungarn, wurde geboren 1274 zu Brignolles in der Nieder-Provence. Im Jahre 1284 wurde Karl II., damals Fürst von Salerno, in einem Seetreffen von den Spaniern gefangen; als er aber bald darauf zum Könige von Sicilien ausgerufen wurde, erkaufte er seine Freiheit durch sehr harte Bedingungen, unter denen auch die war, daß er drei seiner Söhne als Geißeln geben mußte. Diese, darunter auch L., lebten, streng bewacht, 7 Jahre in Barcellona und wurden nicht sehr gut behandelt. In einer Krankheit gelobte er, nach erlangter Wiedergenesung in den Orden der Franciskaner einzutreten, was er später zu Rom 1296 auch that. Vertraute Freunde von ihm waren Jakob von Osa (später Papst Johann XXII.), und die Franciskaner Fulgaria und Richard von Middleton, ausgezeichnete Lehrer der Theologie. Er lag mit allem Eifer den Wissenschaften und frommen Religionsübungen ob u. entsagte 1295 seinen Ansprüchen auf die Krone freiwillig zu Gunsten seines jüngeren Bruders Robert. Von Bonifacius VIII. zum Bischofe von Toulouse ernannt, lebte L. fortwährend so arm und einfach, wie ein Franciskanermönch; dabei war er ein strenger Richter zuerst gegen sich, dann gegen Andere: immer aber wußte er Strenge mit Milde zu paaren; bei Verleihung von kirchlichen Aemtern verfuhr er nur nach Verdienst, ohne dabei auf die Person Rücksicht zu nehmen, untersagte seinen Geistlichen eine allzusorgfältige Pflege des Körpers u. den Gebrauch kostbarer Kleider. Auf einer Reise aus Catalonien, wo er seine Schwester Olonia, welche mit König Jakob II., dem Gerechten, von Arragonien, vermählt war, besucht hatte, nach Toulouse, kam er nach Tarascon, wo der Leib der hl. Martha ruht. Hier predigte er, begab sich von da nach Brignolles,

wurde daselbst krank und starb 19. August 1297. Er wurde, wie er in seinem Testamente bestimmt hatte, bei den Minoriten (Franciskanern) in Marseille beigesetzt. Papst Johann XXII. versetzte ihn im Jahre 1317 unter die Zahl der Heiligen. Vgl. die Biographie des Heiligen in den Act. Sanct. Antr. Aug. Bd. 13., Seite 806 f., deutsch im: Leben der Heiligen, die ältesten Originallegenden, gesammelt u. mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte bearbeitet von zwei Katholiken. Bd. 11., S. 532 — 554. x.

Ludwig heißt der vor Kurzem urkundlich ermittelte erste Baumeister des Regensburger Domes, und wie dieser Gottestempel zu den ausgezeichnetsten Hervorbringungen deutscher Baukunst gehört, so verdient auch der Mann, dessen hochragender Genialität wir den Plan u. die ersten Anfänge dieses großartigen Werkes zu danken haben, eine der erhabensten Stellen in der deutschen Kunstgeschichte. L. begann den Bau im J. 1275 u. führte ihn bis zu seinem Tode fort. Unter seiner unmittelbaren Leitung erhob sich der prachtvolle Chor im Osten der Kirche, welcher noch heute der Gegenstand der Bewunderung aller Kenner ist. Von der Lebensgeschichte des großen Künstlers haben sich nur wenige dürftige Notizen erhalten. So viel wissen wir indeß mit Bestimmtheit, daß er ein geborener Regensburger und Rathsgeschlechter gewesen ist. Er besaß ein Haus in der Wirmerstraße unfern des Königshofes u. hatte von seiner Ehefrau Anna zwei Söhne, Weichmann und Konrad. Aus einem Erbrechtsbriefe des Reichsstiftes Niedermünster von 1306 erhellt, daß sein Tod in oder kurz vor dem genannten Jahre erfolgt ist. Schuegrafs Geschichte des Regensburger Domes im XI. Bande der Verhandlungen des historischen Vereines der Oberpfalz, 1847. (Regensburg, Manz.) mD.

Ludwigsburg, die zweite Residenzstadt des Königreichs Württemberg u. Sitz der Regierung u. Finanzkammer des Neckarkreises, in einer reizenden Gegend, eine halbe Stunde vom Neckar entfernt, ist nach einem großartigen Plane angelegt, hat lauter schnurgerade, breite und freundliche Straßen, innerhalb u. um die Stadt die mannigfaltigsten Kunstanlagen u. Spaziergänge u. ist für Alle, die ein stilles u. doch der städtischen Bequemlichkeit nicht entbehrendes Leben dem lärmenden Treiben in großen Städten vorziehen, einer der angenehmsten Aufenthaltsorte. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen besonders bemerkt zu werden: das königliche Residenzschloß auf der nordöstlichen Seite der Stadt, eines der prächtigsten in ganz Deutschland, mit dem alten u. neuen Corps de Logis, der Schloßkirche (gegenwärtig als katholische Pfarrkirche benützt), unter welcher die Fürstengruft, ferner der Ordenskapelle, dem in der Form einer Lyra erbauten Theater, dem Ordens- u. Festinsaale u. der Familiengalerie. Die früher sehr werthvolle Bildergalerie ist jetzt kaum noch nennenswerth, indem das Werthvollste daraus nach Stuttgart gebracht wurde. Unter den vier Kirchen verdient die protestantische Stadtpfarrkirche, nach einem römischen Muster erbaut, Erwähnung; das Zeughaus, der Hauptwaffenplatz des Königreichs, schließt einen ansehnlichen Platz auf zwei Seiten ein; das ehemalige Palais des Prinzen Paul, jetzt Eigenthum der Museumsgesellschaft; das Palais der verstorbenen Königin Mathilde; das Rathhaus, die ehemalige Landvogtei, ansehnliche Kasernen u. Stallungen u. mehre hübsche Privathäuser; der Marktplatz, ein großes längliches Viereck, rings von Arkaden umgeben, gehört unter die schönsten Plätze Deutschlands; der Karlstädter Markt, der Holzmarkt u. der innere Exercierplatz sind ebenfalls ansehnlich. Der an die Residenz südlich anstoßende Schloßgarten, als dessen Fortsetzung der sogenannte Salon (ein durchhauener Wald) betrachtet werden kann u. die nordöstlich an der Residenz sich hinabziehenden „Anlagen" bieten die schönsten und mannigfaltigsten Promenaden. Auch der Gottesacker verdient, wegen des von der Meisterhand Danneckers (s. d.) verfertigten Grabmonumentes des Grafen von Zeppelin, den Besuch des Kunstfreundes. — L. ist Sitz einer protestantischen Generalsuperintendentur, des Generalquartiermeisterstabes u. der mit demselben verbundenen Offiziersbildungsanstalt; man findet hier ferner ein Lyceum, eine Realschule, zwei

höhere Bildungsanstalten für Töchter, treffliche Volksschulen (leider aber sind die katholischen Kinder genöthigt, die protestantischen Schulen zu besuchen, da eine eigene katholische Volksschule nicht besteht); eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, Hospital, großes Strafarbeitshaus, Krankenhaus u. andere zweckmäßige Anstalten. Die Stadt zählt mit Einschluß des hier garnisonirenden, zahlreichen Militärs (fünf Regimenter, nebst Pionnier- u. Ouvrier-Corps u. Artillerie-Train), 11,000, ohne das Militär 7200 Einwohner. Der Gewerbfleiß ist nicht bedeutend; mit Ausnahme von 4—5 Fabriken, die von einiger Bedeutung sind, beschränkt sich derselbe meist bloß auf den Betrieb von gewöhnlichen Handwerken. Berühmt ist die Orgelbaustätte Walcker's. Der Gartenbau ist blühend. Die Eisenbahn-Verbindung mit Stuttgart u. Heilbronn dürfte der Stadt in Zukunft von hohem Nutzen werden. — L. wurde von Herzog Eberhard Ludwig aus Unwillen über die Stuttgarter zu Anfang des vorigen Jahrh. angelegt; nach dessen Tode aber von dem Nachfolger wieder verlassen; in der ersten Hälfte der Regierung des Herzogs Karl hob u. vergrößerte es sich bedeutend, seine Glanzperiode aber hatte es unter König Friedrich I., dessen regelmäßige Sommerresidenz mit dem ganzen Hofe die Stadt war. Auch dessen Wittwe, die Königin Charlotte Mathilde, residirte bis zu ihrem Tode 1828 hier. Am 25. September 1819 wurde die Verfassungsurkunde für das Königreich Württemberg in dem hiesigen Residenzschloße feierlich beschworen u. unterzeichnet. — Nördlich von der Stadt, dem Residenzschlosse gegenüber, liegt die Favorite, ein Jagdschloß mit ansehnlichem Parke; ¼ Stunden nördlich das Seegut (früher Monrepos), königliches Lustschloß, nebst Muster-Oekonomie u. Wildpark. — Eine Stunde nordwestlich von der Stadt die Festung Hohenasperg, auf einem einzeln stehenden, die ganze Gegend beherrschenden Berge, jetzt Staatsgefängniß. Binder.

Ludwigshafen (die ehemalige Rheinschanze), eine neu entstehende Stadt in Rheinbayern, am linken Ufer des Rheines, Mannheim gegenüber, mit dem sie durch eine Schiffbrücke verbunden ist, bildet jetzt einen der 3 Häfen Rheinbayerns, der immer mehr an Bedeutung gewinnt u. eine gute Zukunft vor sich zu haben scheint, da einerseits seine Schifffahrt u. seine Verbindungen auf dem Rheine sich erfreulich ausdehnen, indem am 2. Juni 1847 sogar ein niederländisches Dampfboot, Prinz Emil, in demselben einlief, um die direkten Fahrten zwischen Rotterdam u. L. zu eröffnen u. so dasselbe mit den bedeutendsten niederländischen Handelsplätzen in unmittelbare Verbindung zu setzen, anderseits die beiden Eisenbahnen, Mainz-L. u. L.-Berbach, von denen die erstere im Bau begriffen ist, die andere am 10. Juni v. Js. eröffnet wurde u. nach Saarbrück u. Metz weiter geführt werden soll, den Landverkehr des Platzes nicht nur sehr erleichtern, sondern auch vermehren werden.

Ludwigskanal, der. — Schon Karl des Großen Riesengeist sah, wie viel ungünstiger Deutschlands Lage zum Weltmeere sei, als die Lage Frankreichs u. der italienischen u. pyrenäischen Halbinsel, und daß nur Deutschlands mächtige Ströme einigen Ersatz bilden können. Dieß führte ihn auf die Idee, durch die Verbindung der Donau mit dem Rhein eine Wasserstraße für den Welthandel mitten durch Deutschland herzustellen. Kriege u. der damalige mangelhafte Zustand der Wasserbaukunst machten indeß die Ausführung scheitern, u. diese blieb einem späteren Jahrtausende und einem großsinnigen Fürsten unserer Tage überlassen. König Ludwig von Bayern war es, der den Gedanken Karls wieder aufnahm und das große Werk mit Hülfe der vollkommeneren Technik der Neuzeit auch glücklich vollbrachte. Er hat sich durch dieses Unternehmen den gerechtesten Anspruch auf die Dankbarkeit Deutschlands, ja Europas erworben, u. einen größeren und fester begründeten Ruhm, als durch glänzende Siege u. Eroberungen, in welchen die Glorie anderer Herrscher weit loser wurzelt. — Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung bereits ordnete der König eine genaue Untersuchung des Terrains u. die nöthigen Vorarbeiten an. Oberbaurath von Pechmann gab den Entwurf für den Kanal heraus, 1834 erfolgte von der Staats-

regierung die Aufforderung zum Baue an die Stände des Reiches, und das von diesen genehmigte Gesetz erhielt durch den Landtagsabschied zum Vollzuge Kraft. Die Kosten, welche auf 8,530,000 Gulden veranschlagt waren, wurden durch Aktien gedeckt, deren vierten Theil der Staat übernahm. Indeß täuschte die Hoffnung, daß man mit dieser Summe ausreichen würde, indem sich die Kosten des ganzen Riesenbaues auf 16,176,611 fl. beliefen. Die Altmühl, das kleine Flüßchen, früher nur bei den Gastronomen wegen seiner großen, trefflich schmeckenden Krebse angesehen, hat jetzt einen europäischen Namen, indem sie die Bestimmung erhielt, den Zusammenhang des L.s mit der Donau zu vermitteln. Von Dietfurt, wo der Hauptkanal beginnt, bis Kelheim bildet sie einen integrirenden Theil der großen Wasserstraße und ist deßwegen auf dieser Strecke mit vielem Aufwande schiffbar gemacht worden. Nicht weit oberhalb Kelheim verlassen die Fahrzeuge den Fluß u. laufen in den Ausmündungskanal ein, der sich in einer Länge von 2000 Fuß zur Donau herüberzieht u. zwischen der eigentlichen Stadt u. Oberkelheim mit dem Kanalhafen u. einer großen Schleuße endiget, durch welche die Schiffe in die Donau gehen, oder aus dieser in den Kanal steigen. Der eigentliche Kanal beginnt, wie gesagt, bei Dietfurt, neun Stunden ober Kelheim. Von dort zieht er sich durch die Thäler von Ottmaring und der Sulz nach Neumarkt, in dessen Nähe er die größte Höhe erreicht u. beinahe sieben Stunden beibehält Sich nun gegen Nürnberg senkend, überschreitet er zwischen dieser Stadt u. Fürth die Pegnitz und wendet sich längs dem Thale der Regnitz, an Erlangen und Vorchheim vorbei, Bamberg zu, um dort in der Regnitz zu enden, welche sich eine Stunde unterhalb Bamberg in den Main ergießt.. Die ganze Länge des Kanals beträgt, einschließlich der schiffbar gemachten Strecke der Altmühl, 594,937 Fuß oder 23½ Meilen. Die obere Weite mißt im Querdurchschnitte 54 Fuß, die untere 34; der Wasserstand hat 5 Fuß Tiefe. Die sogenannten Ziehwege sind längs der ganzen Kanallinie mit Obstbaumalleen bepflanzt. Auf dem höchsten Punkte, bei Neumarkt, steht der Kanal 270¾ Fuß über dem Wasserspiegel der Donau bei Kelheim u. 630½ Fuß über dem der Regnitz bei Bamberg. 103 Kammerschleußen bewirken das Auf- u. Absteigen der Schiffe. Jede derselben ist 120 Fuß lang u. 16 weit, hat aber ein Zwischenthor von 90 Fuß, da die ganze Länge von 120 Fuß nur für Schiffe mit Bauholz gebraucht wird. 11 Bruckkanäle und 103 Durchlässe führen den Kanal über die seine Linien durchschneidenden Gewässer; 69 größere und kleinere Einlässe geben Zufluß an Wasser; 23 Grundablässe und Ueberfälle dienen zur Regulirung des Wasserstandes im Kanale, 30 Sicherheitsthore sind zum Schutze der hohen Aufdämmungen angelegt. Die Zuleitungsgräben, durch welche je nach dem Bedürfniß Wasser aus dem nahen Bache herbeigeschafft werden kann, enthalten 100 gesonderte Bauobjekte, als Stauschleußen, Ueberfälle, Brücken u. dgl. Die Verbindung über den Kanal vermitteln 114 Brücken, wovon 37 mit Schleußen versehen u. die meisten von Mauerwerk sind. Unter dem Kanal gehen 4 Durchfahrten weg, welche so großen Raum bieten, daß beladene Heuwagen passiren können. Der Kanal hat 22 Häfen u. Anlandeplätze mit Lagerhäusern, Krahnen, Wagen u. sonstigen Erfordernissen. Für die Schleußen- u. Kanalwärter sind 66 Häuser erbaut. Kanalhäfen bestehen zu Kelheim, Neumarkt, Wendelsteig, Gostenhof bei Nürnberg, Poppenreuth bei Fürth, Erlangen, Vorchheim u. Bamberg. Das Maß der Kanalschiffe darf 110 Fuß Länge u. 15 Fuß 4 Zoll Breite nicht übersteigen. Es ist berechnet, daß ein Fahrzeug in 6 bis 7 Tagen den Kanal passirt. Bei günstigem Winde kann ein Pferd gegen 2000 Centner ziehen. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind auf 556,200 fl. angeschlagen. Die Oberleitung führt die königliche Verwaltung des L.s, welche in Nürnberg ihren Sitz hat. — Der L., die nördlichen Meere mit dem Oriente verbindend, bildet die größte zusammenhängende Wasserstrasse durch Mitteleuropa, ganz geeignet, für den Güteraustausch zwischen dem Nordwesten u. Südosten u. für den Durchfuhrhandel. Obwohl erst seit 1846 seiner ganzen Ausdehnung nach der Schifffahrt eröffnet, ver-

breitet er jetzt schon ungemein viel Leben in den Gegenden, welche er berührt. Was man vor wenigen Jahrzehnten noch für eine Unmöglichkeit, für die Ausgeburt einer hirnverbrannten Phantasie gehalten hätte, — die Flaggen der Mainschiffer wehen am Kai von Regensburg, u. schwerbefrachtete Donauschiffe liegen im Hafen von Bamberg vor Anker. Bald nach der Eröffnung des Kanals, machte das Schiff „Amsterdam u. Wien" sogar eine direkte Fahrt von Holland nach der Hauptstadt Oesterreichs u. von dort wieder zurück, und im folgenden Jahre erstreckte sich die Reise des nämlichen Schiffes vollends bis Pesth. — Der L. ist ein schönes, kostbares Werk! Wo man ihn auch betrachtet, überall muß man die Großartigkeit der Anlagen, die Festigkeit des Baues und den Geschmack in der Ausführung bewundern. Mit Recht feiert das Gelingen dieses großartigen Unternehmens ein eigenes Monument, welches in der Nähe von Erlangen am Kanale aufgestellt ist. Der berühmte Bildner Schwanthaler machte hiezu den Entwurf. Donau und Main, kolossale Figuren aus dem feinsten Kalksteine gemeißelt, reichen sich in halbliegender Stellung zum Zeichen der Vereinigung die Hände. Neben ihnen versinnlichen zwei stehende Figuren die Schifffahrt u. den Handel. — Literatur. Pittoreske Ansichten des L.s, nach der Natur aufgenommen von A. R. W. Marx, mit erklärendem Texte von Friedrich Schultheiß. — Festschrift zur feierlichen Eröffnung des L.s und zur Enthüllung des Kanalmonuments am 15. Juli 1846, von dem k. Regierungsrathe u. Vorstande der Kanalverwaltung Hartmann. mD.

Lübben, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirke Frankfurt a. O., Provinz Brandenburg, Hauptstadt der Niederlausitz (s. Lausitz), am Einflusse der Berste in die Spree, hat 4100 Einwohner, ein Schloß, ein schönes Landschaftshaus, eine höhere Bürgerschule, ein Hebammeninstitut, Gartenbau, ziemlich starke Tabaks-, Leinwand- u. Tuchfabrikation u. starke Jahrmärkte. Weisflog.

Lübeck, 1) ein Fürstenthum, zum Großherzogthum Oldenburg gehörig, in der Landschaft Wagrien des Herzogthums Holstein, längs der Trave u. dem Eutiner-See gelegen und von der Schwartau durchflossen, wird von Holstein, L. (Stadtgebiet) und Lauenburg umschlossen. Es ist 8 □Meilen groß und hat 22,000 Einwohner (in 1 Stadt, 1 Flecken, 79 Dörfern, 8 Vorwerken u. 4 Allodialgüter), die sich von Landbau und hauptsächlich von Viehzucht nähren. Hauptstadt Eutin (s. d.). Der einzelnen Theile des Fürstenthums (Enclaven) sind 10: Stadt u. Amt Eutin; das Amt Kaltenhof u. der größte Theil des Amtes Großvogtei; die zum Amte Großvogtei gehörenden Dörfer Hamberge und Hansfelde; Groß- und Klein-Barnitz; Gießelrode; Travenort; die das Collegiatstiftsamt bildenden Dörfer Rathjensdorf, Teschendorf, Techelwitz, Alt-Gatendorf, Nanndorf, Klein-Wessek u. der fürstliche Antheil von Nellin. An den Dörfern Wulfsdorf, Schürsdorf, Ratkau u. Cashagen ist Holstein betheiligt. Eingetheilt ist das Fürstenthum in die 4 Aemter: Eutin, Kaltenhof, Großvogtei u. Collegiatstift und das fürstliche Allodialgut Benz. Die größten Seen sind: der Hammelsdorfer- u. Keller-See; schön durch ihre Lage der Plöner-, Keller-, Uklei- u. Groß-Eutiner-See. — Schon unter Ludwig dem Frommen wurde von Ansgar und Autbert 826 das Christenthum in diese Gegenden getragen. Autbert starb 829 u. Ansgar wurde nach Schweden geschickt, aber 831 zurückberufen u. ihm das, in diesem Jahre von Ludwig gestiftete, Erzbisthum Hamburg übergeben, von wo er jedoch durch die Normanen 845 vertrieben wurde. Im Jahre 849 durch Ludwig Erzbischof von Bremen und Hamburg, ging er 854 nochmals nach Schweden, kehrte jedoch noch in demselben Jahre zurück und starb 865. Sein Schüler u. Nachfolger Reinbert, von Ludwig mit dem Stabe belehnt und von Papst Nikolaus I. bestätigt, wirkte unter wechselvollen Verhältnissen, da Slaven u. Normänner die schleswig'schen u. holstein'schen Gaue verwüsteten. Erst unter Harald Blaatand (971—991) faßte das Christenthum süd- und nordwärts der Eider kräftige Wurzel u. durch den Einfluß Otto's III. (983—1007) u. unter Knut d. Gr. (1014—1035) wurde die Bekehrung dieses nördlichen Landes erst

gänzlich vollendet, obgleich schon Otto I. zwischen 946—49 den Harald zur Anlegung der Bisthümer von Schleswig, Ripen u. Arhuus genöthigt u. der Bischof Adaldag von Hamburg Harald zum Bischofe von Schleswig, Leofdag (Martyrer seines Eifers) zum Bischof von Ripen und Rembrand zum Bischof von Arhuus geweiht hatte. Im Jahre 1162 wurde, mit Bewilligung Kaiser Friedrichs I. u. Herzog Heinrich's des Löwen, der Bischofssitz von Holstein nach Eutin verlegt. Der Bischof u. das Stift von L. traten 1530 zum Protestantismus über und ersterer blieb Reichsfürst u. behielt im westphälischen Frieden Sitz und Stimme auf dem Reichstage, wo er mit dem von Osnabrück eine besondere Bank einnahm. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bischofe manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten auf einanderfolgenden 6 Bischöfe aus dem holsteinischen Hause erwählt, jedoch nachher auch dänische Prinzen zur Wahl zugelassen werden sollten, worüber manche Streitigkeiten entstanden, die jedoch im Glückstädter Frieden 1667 zu Gunsten Oldenburgs beseitigt wurden. Neue Streitigkeiten erhoben sich in Folge einer Bischofswahl im Jahre 1701, wo zwölf Stimmen auf den dänischen Prinzen Karl und neun auf den holsteinischen Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Letzterer blieb jedoch, durch Vermittelung Englands und Hollands, im Besitze und zahlte an den Prinzen Karl eine Entschädigung. Im Jahre 1747 war der Vertrag von 1647 mit der Wahl Friedrich Augusts von Holstein-Gottorp zu Ende gegangen; das Domcapitel wählte daher 1756 den dänischen Prinzen Friedrich, einen Sohn des Königs Friedrich V., zum Coadjutor. Dieser entsagte im Jahre 1772 seinen Ansprüchen zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des Bischofs Friedrich August, der seine Ansprüche wiederum seinem Vetter, dem Herzoge Peter Friedrich Ludwig, abtrat, welcher 1785 die bischöfl. Regierung übernahm u. zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. Im Jahre 1802 wurde, da durch obiges Verfahren Holstein-Oldenburg ein Anrecht auf L. erhalten hatte, nicht nur das ganze Bisthum, sondern das eben so beträchtliche Domcapitel durch den Hauptdeputations-Receß dem Herzoge von Oldenburg für gebrachte Opfer als weltliches Fürstenthum zur Entschädigung überlassen, wobei man jedoch der Reichsstadt L. (s. unten) einen Theil der Capitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Im Jahre 1810 wurde es von Napoleon zum französischen Departement der Elbemündungen geschlagen, jedoch 1814 dem Herzoge restituirt. Zufolge eines, am 14. Februar 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen, Vertrages hat zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Austausch stattgefunden, nach welchem das Kirchspiel Ratkau an Holstein, das Kirchspiel Glaschendorf aber an das Fürstenthum L. übergegangen ist.
2) L., freie deutsche Stadt in einer fruchtbaren Ebene, an der schiffbaren Trave, in welche oberhalb die Wakenitz mündet, mit einem Gebiete von 5,3 □ Meilen u. 52,000 Einwohnern in 2 Städten, 52 Dörfern (worunter 4 Kirchdörfer), 21 Höfen und 11 Gehöften, liegt zwischen Mecklenburg (Fürstenthum Ratzeburg), Lauenburg, Holstein, Oldenburg (Fürstenthum L.) u. der Ostsee u. zu ihr gehören außerdem noch mehre Parcellen in Lauenburg u. Holstein u. der Antheil des Amtes Bergedorf u. der Vierlande, welche beide Theile es mit Hamburg gemeinschaftlich besitzt. Flüsse sind: die Trave, welche die Stadt mit der Ostsee verbindet, die Wakenitz, welche in den Ratzeburger See mündet, die Stekenitz (schiffbar), u. Delvenau (welche die oberhalb L. in die Trave fallende Stekenitz mit der Elbe verbindet (Stekenitz-Kanal). Die Stadt L. war ehemals befestigt; seit 1805 sind, nach Abtragung der Brustwehren, die Wälle mit Anpflanzungen u. Spaziergängen versehen. Sie hat 4 Thore und 97 geräumige Strassen und Plätze. Die Häuser, deren 3425, sind meistens massiv u. alterthümlich und zu ihnen kommen noch 79 Säle, 74 Wohnkeller u. 1700 Buden in den Gängen u. auf den Höfen. Unter den 5 Kirchen der Stadt zeichnen sich die Marienkirche mit zwei 430′ hohen Thürmen, Glockenspiel, 3 Kirchenschiffen, von denen das *mittlere* 136′ hoch, 2 Orgeln, von denen die größere 4684 Pfeifen hat, vielen

Kunstschätzen, marmornem Altare u. Kanzel, einem großen astronomischen Uhrwerke, einem Todtentanze u. s. w. und die Domkirche (1170 von Heinrich dem Löwen gebaut) mit zwei 416' hohen Thürmen u. vielen Merkwürdigkeiten aus. Sehenswerth ist auch das im gothischen Style erbaute Rathhaus. Von den oben angegebenen Einwohnern, wovon 11,000 auf das gemeinschaftliche Amt Bergedorf und die Vierlande fallen, kommen 26,000 auf die eigentliche Stadt, worunter 200 Katholiken und 400 Reformirte, die übrigen aber Lutheraner sind. L. führt in der Plenarversammlung des deutschen Bundes eine Separat- u. mit Hamburg, Bremen u. Frankfurt a. M. eine Collectiv-Stimme u. mit Hamburg u. Bremen bildet es den Hansebund (s. Hansa). Die Verfassung ist republikanisch u. war früher ganz aristokratisch, aber seit dem Recesse von 1669 mehr demokratisch. Der Senat, welcher die Obrigkeit des Staates bildet, besteht aus 4 Bürgermeistern u. 16 Rathsherren; unter ersteren müssen 3 u. unter letzteren 5 Rechtsgelehrte seyn. Er ergänzt sich selbst; doch werden bei den aus Kaufleuten bestehenden Mitgliedern die Vermögensumstände berücksichtiget, da das für diese bestimmte Honorar (Raths-Competenz) nicht zureicht; auch darf der Gewählte nicht unter 30 Jahre alt, in keines fremden Herren Eid u. Pflicht und einem andern Senatsmitgliede nicht nahe verwandt seyn. Als hohe Beamte sitzen im Senate noch zwei Syndici mit berathender Stimme u. dem Range nach auf die Bürgermeister folgend, u. 4 Sekretäre, von denen der älteste Protonotar und einer Archivar ist. Der Senat repräsentirt bei allen Feierlichkeiten die Souveränetät des Staates; ihm u. der Stadt wird von Bürgern u. Einwohnern der Eid der Treue geleistet u. er bewahrt Schlüssel, Siegel u. das Stadtarchiv, ernennt Gesandte, Handelsconsuln, Beamte u. s. w., ertheilt Begnadigung in Criminalsachen, Dispensation in Ehesachen u. Majorännitätserklärungen, übt Recht und Gesetzgebung (jedoch unter Concurrenz der Bürgerschaft) u. beaufsichtiget die städtischen Gerichte. In geistlichen Angelegenheiten ist es summus episcopus, jedoch unter Zuziehung des Ministeriums und dessen Gutachten. In L. ist der Sitz des Oberappellationsgerichtes, welches in dritter Instanz entscheidet u. für die 4 freien Städte: Bremen, Hamburg, L. u. Frankfurt a. M. angeordnet ist; außerdem ist noch das Obergericht, welches in zweiter Instanz u. das niedere oder Stadtgericht, verbunden mit der Polizei, welches in erster Instanz entscheidet. Als Richter der, L. ausschließlich angehörenden, Gerichte sind für jedes derselben zwei Senatoren (in der Regel ein Rechtsgelehrter u. ein Kaufmann) angeordnet. Das Oberappellationsgericht hat einen Präsidenten u. 6 Räthe, welche von den betheiligten Städten wechselweise ernannnt werden. Die Wette ist Gewerbs-, Medicinal- u. Strassenpolizeibehörde u. schlichtet alle Streitigkeiten der Zünfte, Gewerbe, Verlehnten u. s. w. Das lübische Recht nach seiner 1586 publicirten Revision bildet in der Stadt u. innerhalb ihrer Landwehre (für die Ortschaften außerhalb derselben gilt das römische Recht) die erste u. vorzüglichste Entscheidungsquelle privatrechtlicher Streitigkeiten u. wird durch eine Menge besonderer Verordnungen ergänzt, welche seit 1813 in authentischer Sammlung vereinigt wurden. Die Bürgerschaft besteht aus 12 Collegien: 1) Die Junker- oder Zirkel-Compagnie (nur Adelige), seit 1809 ruht ihr Votum wegen Mangel an Mitgliedern; 2) die Kaufleute-Compagnie; 3) die Schoonenfahrer-Compagnie (Schütting), ursprünglich ein Verein von Kaufleuten zum Häringshandel, führt bei den Verhandlungen der gesammten Bürgerschaft den Vorsitz; 4) die Nowogorodfahrer-Compagnie, durch ein L.er Handelshaus in Nowogorod entstanden; aus ähnlichen Verbindungen sind 5) die Bergenfahrer-Compagnie; 6) die Rigafahrer-Compagnie; 7) die Stockholmfahrer-Compagnie hervorgegangen; 8) die Gewandschneider-Compagnie (Tuchausschnitthändler); 9) die Krämer-Compagnie; 10) die Brauerzunft; 11) die Schiffergesellschaft; 12) die vier großen Aemter (Schmiede, Schneider, Bäcker u. Schuster). Jedes Collegium hat eine Stimme. Die Zustimmung der Bürgerschaft ist nöthig: bei Armensachen, Bündnissen, Verträgen, Veräußerungen von Land u. Leuten, Stadtgütern, Veränderungen von Rechts-

statuten u. s. w. Eine Veränderung der Verfassung wurde 1817 vom Senat beantragt, damals aber von der Bürgerschaft abgelehnt. Gegenwärtig hat die Bürgerschaft Reformverhandlungen eingeleitet, wozu auch der Senat die Hand geboten. Die Volksunruhen, welche 1843 stattfanden, hatten nur Privattendenzen. Das Bundescontingent beträgt 407 Mann, die in 2 Compagnien Infanterie u. 61 Mann Cavallerie formirt sind; sie bilden mit Bremen ein Bataillon u. eine Eskadron. Die Artillerie stellt Oldenburg gegen Entschädigung. Die Oberbehörde für das Militär besteht aus 2 Senatoren, 4 Deputirten aus der Bürgerschaft u. einem Auditor. Die jährlichen Einkünfte betragen 900000 Mark; Schulden hat L. 5½ Million Mark; zur Tilgung derselben werden jährlich 200,000 Mark verwendet. Das Wappen L.s ist ein wagerecht getheiltes weißes u. rothes Schild. Mit der Reichsunmittelbarkeit erhielt L. vom Kaiser die Erlaubniß, den Reichsadler auf seinen Münzen zu führen; späterhin wurde dieser Adler Träger des Schildes, jetzt wird die Krone des Adlers weggelassen. Der Staat theilt sich in Stadt u. Gebiet; der Hafen L.s ist in Travemünde. L. hat viele milde Stiftungen mit einem Vermögen von 18 Millionen Mark, darunter besonders das Jungfrauenstift zu St. Johannes, das Hospital zum heiligen Geiste und das Irrenhaus. Gemeinnützige Anstalten sind: eine Bibliothek von 40,000 Bänden, worunter eine ausgezeichnete Sammlung von Incunabeln; die Industrieschule für Mädchen, die Schwimmschule, das Schullehrerseminar, die Navigationsschule, Spar- u. Leihcasse, Taubstummen- u. Blindenschule, Unterrichtsanstalten für Hebammen, Handelsschule (1795 gegründet), das Gymnasium oder die Schule zu St. Katharina mit 18 Lehrern, mehre Armen- u. Sonntags-Schulen u. die Schiffswerften. Die Fabriken sind nicht mehr so bedeutend, wie früher, es gibt aber noch Tabak-, Leder-, Oel-, Karten-, Hut- u. Stärkmehlfabriken, starke Bierbrauerei u. Brandweinbrennereien, Essig- u. Leimsiedereien. Der Handel ist ebenfalls gesunken. Im Jahre 1838 liefen 690 Schiffe von 20,980 Commerzlast ein u. 701 Schiffe von 22,611 Commerzlast aus; unter L.er Flagge (weiß u. roth, horizontal getheilt, wie die L.er Kokarde) fuhren 64 Schiffe und neu gebaut 1838 noch 7 Schiffe von 721 Commerzlast nebst einem Dampfschiffe. Im Jahre 1840 69 Schiffe mit 3999 Commerzlast, 68 Steknitzkähne und andere kleinere Fahrzeuge. Durch Dampfboote steht L. in regelmäßiger Verbindung mit Kopenhagen, Stockholm, St. Petersburg, Riga, Danzig u. Stettin. Geographische Lage 53° 52′ 6″ nördl. Br. und 8° 20′ 48″ östl. L. (von Paris). Vergnügungen und Vergnügungsorte sind: das Stadttheater (Opernhaus) und außerhalb: Tivoli (mit Sommertheater), die Lachswehr, Israelsdorf u. s. w. Das Dorf Moisling ist den Juden eingeräumt. — Vergl. Zietz, „Ansichten der freien Handelsstadt L. u. ihrer Umgebung" (Frankf. 1822); Behrens Topographie u. Statistik von L. u. dem Amte Bergedorf (2 Bde., L. 1820—39). — Die Stadt L. soll zur Zeit der fränkischen Einfälle unter L. dem Frommen von einem slavischen Fürsten Liubi erbaut worden seyn. Genannt wird sie zuerst unter König Gottschalk (1043—66), dessen Wohnsitz sie war, lag aber damals nördlicher, am Zusammenflusse der Schwartau u. Trave. Gottschalks Nachfolger, Kruko, verlegte die Stadt nach dem zwischen der Trave u. der Wakenitz gelegenen Werder Buku, nachdem das erste L. 1138 von den Wenden völlig zerstört worden war. Indeß gab ihr nach Kruko's Tode der Sohn Gottschalks, König Heinrich, die frühere Stelle wieder, welche seitdem Alt-L. genannt wurde. 1143 gründete Adolph II., Graf von Holstein, auf dem Werder Buku ein neues L., welches bald den Handel der anderen deutschen Städte, namentlich Bardewick's, Abbruch that. Durch Verhältnisse gedrängt, trat der Graf von Holstein L., nachdem die Gebäude durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden waren, 1158 an Herzog Heinrich den Löwen ab. Dieser baute die Stadt fester auf, gab ihr festes Recht, richtete sie mehr städtisch ein u. verlegte 1163 das oldenburger Bisthum hierher. In Folge der Achtserklärung Heinrichs wurde sie 1181 kaiserlich u. mit ansehnlichen Privilegien begabt. Mannigfach bedrängt und schutzlos, ergab sie sich 1200 an die

Dänen und deren Herzog Waldemar, der sich in L. 1203 als König und Herr der nordalbingischen Lande huldigen ließ u. die Freiheiten L.s bestätigte. Nach seinem Falle und der Befreiung der nordalbingischen Lande 1223 kam L. einer weiteren Usurpation dadurch zuvor, daß es sich dem Kaiser Friedrich II. unterwarf, der es 1226 zu einer freien Reichsstadt erhob. Als solche behauptete es sich im muthigen Kampfe gegen die Dänen bei Börnhövd am 22. Juli 1227. Der blühende Handel vereinigte L. bald mit anderen Städten Norddeutschlands zu der großen Hansa deutscher Kaufleute, deren Angelegenheiten es seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts mit vieler Umsicht und großem Erfolge leitete. L.s Flotten beherrschten die Ostsee, und seine Stimme entschied in den Angelegenheiten der nordischen Reiche. Nach Kaiser Karls IV. Tode wurde es auch der kaiserlichen Vogtei ledig. Durch kühne Kriegführung, wenn gleich unter bedeutenden Anstrengungen, behauptete L. sein Ansehen nach Außen; im Inneren hielt, trotz mancher Bewegungen der Gemeinde, besonders von 1408—1416, ein aristokratischer Rath mit kräftiger Hand die Ruhe aufrecht. Mit der steigenden Macht der Fürsten und dem veränderten Gange des Handels sank das Ansehen der Hansa u. somit auch das Ansehen L.s. Eine Reaktion gegen den meist katholisch und kaiserlich gesinnten Rath unter Nikolaus Bröms (1529—1534) führte den kühnen Bürgermeister Jürgen Wullenweber zu dem Versuche, L.s altes Ansehen in den nordalbingischen Reichen noch einmal zu begründen und zu sichern. Er unterlag jedoch, wurde hingerichtet, die Reformation zwar eingeführt, aber auch der Rath in seine alten Rechte eingesetzt. Noch einmal kämpfte L. selbstständig gegen die Schweden (1563—79); seit dem verfuhr es nur vertheidigungsweise, während sein Handel und sein Wohlstand abnahmen. Während des 30jährigen Krieges, wo der Kaiser hier mit Dänemark 1629 Frieden schloß, verlor es seine welthistorische Bedeutung, doch blieb ihm sein alter Ruhm und immer noch bedeutender Handelsverkehr. Neue Unruhen führten den Receß von 1669 herbei (siehe oben), der die Grundlage der heutigen Verfassung bildet. Als 1802 viele Reichsstädte ihre Selbstständigkeit verloren, behielt L. dieselbe. In Folge der Schlacht bei Jena warf Blücher sich mit einem Theile des preußischen Heeres in diese Stadt, worauf sie von den Franzosen am 6. Nov. 1806 erstürmt und mehre Tage geplündert wurde. Sie blieb von den Franzosen besetzt u. wurde 1810 dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Im Frühjahre 1813, als die Franzosen beim Anrücken eines russischen Corps die Stadt verlassen hatten, ergriff L. die Waffen gegen Frankreich, u. seine Streiter fochten rühmlich im Kriege an der Niederelbe. Vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 fiel es nochmals in die Hände der Franzosen u. wurde durch Contributionen und Requisitionen vollends erschöpft, am 5. December 1813 endlich aber von diesen durch die Schweden befreit. Mit dem Frieden erhielt die Stadt ihre Selbstständigkeit wieder, wurde Mitglied des deutschen Bundes, u. ihr Handel hob sich seit dem wieder. — Vergleiche Becker, Geschichte der Stadt L. (3 Bde., L. 1782—1805), u. Deecke, Geschichte der Stadt L. (L. 1844). Weisflog.

Lüft, Johann Baptist, geboren 29. März 1801 zu Hechtsheim bei Mainz, machte seine Studien in Mainz, erhielt 7. April 1824 die Priesterweihe, ward 1823 Lehrer an den Schulen des bischöflichen Seminars und 1829 Professor der Exegese daselbst, später Stadtpfarrer, Decan und Professor der Theologie zu Gießen, wo er im Vereine mit Staudenmaier, Kuhn u. A. in philosophischem, dabei ächt christlichem, katholischem Geiste segensreich wirkte. 1835 wurde er Stadtpfarrer u. Mitglied des Oberschulrathes, sowie 1839 auch Decan zu Darmstadt, wo er noch lebt. Ein biederer Charakter, ein tief wissenschaftlich gebildeter Mann, machte sich L. hauptsächlich als Kanzelredner, besonders durch seine „Liturgik," Mainz 1844 u. f., bekannt, welches treffliche Werk ein Beitrag seyn soll, die Wissenschaft des katholischen Cultus wieder einen Schritt weiter zu führen, den herrlichen Bau u. hohen Geist desselben in seiner ganzen und wahren Größe zu entfalten u. das längere Zeit vernachläßigte Studium der Li-

turgik, sowie den eben so fühlbar vernachläßigten liturgischen Unterricht, immer mehr zu fördern. Auch um das Elementarschulwesen in Hessen hat er sich vielfache Verdienste erworben und in den Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie, Frankf. 1834, 2 Bde., deren Herausgeber er im Vereine mit Kuhn, Locherer u. Staudenmaier war, mehre höchst schätzbare Abhandlungen niedergelegt. Mit Bezugnahme auf die bekannten Kölner Ereignisse führte er einst in einer ganz zeitgemäßen Neujahrspredigt in meisterhafter Weise den Satz aus: „Daß der katholische Christ sich seines Glaubens nicht zu schämen habe.“ x.

Lüneburg, die Hauptstadt der hannover'schen Landdrostei L., liegt an der Ilmenau, am Fuße des Kalkberges, in der Ebene der L.er Haide. Es ist mit hohen Wällen umgeben, aber nicht mehr Festung, und trägt vorherrschend den Charakter des Alterthümlichen an sich. Unter den Kirchen ist die Johanniskirche mit ihrem schönen hohen Pfeilthurme die älteste; in der Michaeliskirche sah man vordem ein prächtiges Altarstück von Gold, die sogenannte „goldene Tafel“, welches aber 1698 von dem berüchtigten Diebe Nickel List geraubt wurde. Vorzügliche Beachtung verdient das Rathhaus am Markte, ein imposantes Gebäude aus dem 13. Jahrhunderte, mit Glasgemälden, kostbaren Holzschnitzereien und einer Rüstkammer. Auch das massive Kaufhaus ist sehenswerth, so wie die bedeutende Salzsiederei, deren Quellen bereits im 11. Jahrhunderte ausgebeutet wurden, und jetzt gegen 200,000 Zentner Salz des Jahres liefern. Mit dieser Anstalt sind in neuerer Zeit auch Soolbäder verbunden worden. L. zählt 12,300 Einwohner und ist der Sitz einer Landdrostei und einer Steuerdirektion. Auch hat es ein Gymnasium (Johanneum), eine Ritterakademie (im ehemaligen Michaeliskloster), eine Stadtbibliothek, 4 Hospitäler, eine Kettenstrafanstalt, Fabriken in Seife, Karten, Tabak, Leinwand rc. Handel und lebhafte Schifffahrt. Die dortige Freimaurerloge führt den Namen: „Selene zu den drei Thürmen“. Der Kalkberg, ungefähr 200 Fuß hoch, ist seiner schönen Gyps- und Kalkbrüche wegen sehr nutzbringend. — Eine halbe Stunde unter L., an der Ilmenau, am Rande eines schönen Eichenwaldes, liegt das Jungfrauenkloster Lüne. Es wurde 1172 von dem Mönche Dietrich aus dem Kloster St. Michael in L. für Benediktinernonnen gegründet, 1528 aber in ein protestantisches Fräuleinstift umgewandelt. — Die L. Haide, welche von der Stadt ihren Namen führt, u. 12 Meilen im Umfange hält, ist eine hin und wieder von Hügelketten unterbrochene Sandfläche, aber lange nicht so steril u. abschreckend, als ihr der schlimme Ruf aufbürden will. Das im Ueberflusse hier wachsende Haidekraut begünstigt eine starke Bienenzucht u. ernährt große Heerden von Schafen (Haidschnucken). An der Elbe und an mehren kleineren Gewässern findet sich sogar sehr fruchtbares Marschland. — Man vermuthet, daß das in dem Feldzuge Karls des Großen nach der Elbe vorkommende Lhiuni an der Stelle des heutigen L. zu suchen sei. In einer Urkunde Ottos des Großen von 956 wird bereits des Salzwerkes der Stadt gedacht, u. um diese Zeit bestand im Kloster St. Michael auch schon eine renomirte Schule. Im Jahre 965 machte der Kaiser einen seiner Günstlinge, Hermann von Billing, zum Herzoge von Sachsen und L. Nach dem Aussterben des Billing'schen Hauses fiel das Land 1106 an die Welfen. Nachdem Heinrich der Löwe 1190 die widerspenstige Stadt Bardowik zerstört hatte, verpflanzte er einen großen Theil ihrer Einwohnerschaft nach L., welches von da an seinen Platz unter den wichtigsten Städten Niedersachsens einnahm. Durch die Erbtheilung unter den Nachkommen Heinrichs von 1267 wurde L. der Hauptort im Gebiete der von Johann gestifteten L.ischen Linie; die ältere erlosch mit Wilhelm 1369, die mittlere wurde 1409 gegründet, bis 1569 die jüngere mit Wilhelm entstand, welche 1692 zur Kurwürde u. 1815 zum Königreich Hannover gelangte. Die Stadt selbst trat frühzeitig der Hansa bei. 1371, in einem Streite der Bürger mit dem Herzoge Magnus zerstörten jene die Burg auf dem Kalkberge. Um das Jahr 1530 wurde die protestantische Lehre eingeführt. 1810 ward L. dem westphälischen Departement der Niederelbe einverleibt. Den 2. April 1813

erfochten die Verbündeten unter General Dörnberg über die Franzosen unter Morand am Kalkberge einen vollständigen Sieg. Im Oktober 1843 hielt das 10. deutsche Armeekorps bei L. ein grosses Uebungslager. mD.

Lüttich. 1) Eine Provinz des Königreichs Belgien, zwischen Limburg, Luxemburg, Namur, Brabant u. Rheinpreussen, die auf 52⅞ □Meilen 425,000 Einwohner zählt. Das Land steigt allmälig zu dem Gebirge auf, welches sich an die Ardennen anschliesst, im Süden wald- und gebirgreich, im Norden fruchtbar, von der Maas, welche die Ourte aufnimmt, bewässert u. liefert, außer Ackerbauprodukten, etwas Wein, Eisen, Blei, Galmei, Steinkohlen, Flintensteine rc. Die Einwohner sind Wallonen. Die Industrie ist blühend im Norden. Die Provinz war schon frühe ein Bisthum, dessen Bischöfe deutsche Reichsfürsten waren und zum westphälischen Kreise gehörten. Im 14. Jahrhunderte nahmen sie den Fürstentitel an. Schon 1794 von den Franzosen besetzt, gelangte L. durch den luneviller Frieden an Frankreich, 1815 als eigenes Fürstenthum an die Niederlande und 1831 an Belgien. — 2) L., die Hauptstadt der Provinz, an der Mündung der Ourthe in die Maas u. von ziemlich fruchtbaren, hohen Bergen eingeschlossen, ist im Ganzen alt u. unregelmäßig gebaut, hat aber in den neueren Theilen breite und freundliche Straßen, eine Universität (gestiftet 1817), mit über 500 Studenten, eine Citadelle, einen Gerichtshof, Handelsgericht, Börse, u. ist Sitz eines Bischofs u. des Gouverneurs der Provinz. Außerdem findet man hier ein theologisches Seminar, Gymnasium, Conservatorium der Musik, Theater, Taubstummenanstalt und mehre Vereine. Sehenswerth sind: die **Kathedrale** zum heiligen Paulus aus dem 13. und 14. Jahrhunderte, mit Glasgemälden aus dem 16. Jahrhunderte; die Kirche St. Barthélemy aus dem 12. Jahrhunderte in Basilikenform, 5schiffig mit Säulen und Pfeilern, durchaus modernisirt. (In der Kapelle rechts neben dem Chor ein ehernes Taufbecken aus dem 12. oder 13. Jahrhunderte mit Reliefs. Johannes predigt in der Wüste; tauft im Jordan, tauft Christum, Petrus tauft Cornelius, Johannes der Evangelist den Philosophen Craton.) St. **Croix** aus dem 13. Jahrhunderte, mit drei gleich hohen Schiffen. St. **Denis**, eine 5schiffige Basilika mit Säulen; die Gewölbe sind neu, der Chor aus dem 14. Jahrhunderte. St. **Jacques**, vollendet 1538, überaus reich u. bunt, mit schönen Glasmalereien im Chor aus derselben Zeit. St. **Jean**, eine Nachbildung der Marienkirche in Aachen, modernisirt. St. **Martin** aus dem 16. Jahrhunderte, spitzbogig mit schönen Glasgemälden. Der **Justizpalast**, früher bischöfliche Residenz, 1508 durch Bischof Eberhard von der Mark neu erbaut. Das **Universitätsgebäude**, 1817 unter der niederländischen Herrschaft aufgeführt, mit Bibliothek u. naturhistorischem Museum; das **Rathhaus**. Der **Pont de l'Arche** von 1650, mit schöner Aussicht. Die **Passage Lemonnier**, ein mit Glas schön bedeckter Bazar. — L. ist seit lange schon eine der gewerbfleißigsten Städte. Besonders berühmt sind die Manufakturen für feines Tuch u. Wollzeuge, so wie die Blech-, chirurgische Instrumenten-, Bijouterie-, Buntpapier-, Feilen-, Stahl-, Messingdraht-, Weinessig- und Lederfabriken, Kupfergießereien und Kupferblechwalzwerke, Stückgießereien mit einer Dampfmaschine. Außerdem liefert L. Leim, Patrontaschen, Cichorie, Ambose, Nägel, Feilen, Kratzen, Uhren, Glas, Papier u. hat Gewehrfabriken, die jährlich 6000 Jagdflinten, 2000 Pistolen u. 30,000 Militärgewehre liefern, ja, 1835 gegen 280,000 Feuergewehre geliefert haben. Spinnereien, Alaunwerke, Wetz- und Flintensteinbrüche u. unerschöpfliche Steinkohlengruben. An Schwarzblech soll L. jährlich 10 Millionen Pfund liefern. Die Stadt ist durch eine Eisenbahn mit Aachen, Mecheln, Brüssel und Antwerpen verbunden. Auch findet man hier eine Maas-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. In der Nähe liegt **Seraing** (s. d.). Seit dem 8. Jahrhunderte Bischofssitz, zeichnet L. sich durch viele bürgerliche Unruhen aus. 1407 mußte der Bischof mit vielen Vornehmen die Stadt verlassen, nahm sie aber bald wieder ein, wobei gegen 23,000 Einwohner ihr Leben verloren. 1467 ward es von Karl dem Kühnen erobert und geschleift; 1648 verweigerte

es dem Erzbischofe von Köln den Einzug, wofür, nach erzwungener Nachgiebigkeit, der Bürgermeister den Kopf lassen mußte. 1691 von den Franzosen erobert, durch den Frieden von Utrecht 1713 an Chur-Köln zurückgegeben, ward es 1794 abermals von den Franzosen besetzt, kam 1815 zu den Niederlanden u. seit 1830 mit der gleichnamigen Provinz als deren Hauptstadt an Belgien.

Lützen, ein unbedeutendes Städtchen von 1800 Einwohnern, im Regierungsbezirke Merseburg der königlich preußischen Provinz Sachsen, denkwürdig durch 2 Schlachten, von welchen besonders die erstere Epoche in der Weltgeschichte gemacht hat. In jener, die den 6. November 1632 während des dreißigjährigen Krieges vorgefallen ist, standen sich die beiden berühmtesten Feldherrn ihrer Zeit, Wallenstein, Herzog von Friedland, kaiserlicher Generalissimus, u. Gustav Adolph, König von Schweden, der hier den Kriegertod starb, gegenüber u. maßen sich im Kampfe, aus dem beide Theile nach ihrer Aussage als Sieger hervorgingen. — Nach dem Aufbruche aus dem Lager vor Nürnberg (s. d.) hatte sich Gustav Adolph in das Herzogthum Bayern gewendet, um dieses, der katholischen Religion treuanhängende, Land zu unterwerfen u. sich angeschickt, dessen Hauptfestung, das unbezwinglich scheinende Ingolstadt, zu belagern. Wallenstein wendete sich nach Sachsen, um dessen wankelmüthigen Kurfürsten zum Uebertritte auf die kaiserliche Seite zu nöthigen. Deßhalb schickte er die Generale Isolani u. Gallas dahin voraus, welche sengend u. brennend im Lande umherziehen mußten; er selbst wendete sich gegen Leipzig. Eilboten über Eilboten schickte der geängstigte Kurfürst an den Schwedenkönig, ihn um schleunige Hülfe u. um Befreiung von dem lästigen Dränger bittend. Gustav Adolph entsprach diesem Gesuche, hob die Belagerung Ingolstadts auf u. zog durch Franken über Nürnberg, Arnstadt, wo er sich mit Herzog Bernhard (s. d.) vereinigte, Erfurt nach Naumburg, wo er ein festes Lager bezog. Wallenstein, welcher diese Gelegenheit, sich endlich mit seinem königlichen Gegner zu messen, nicht entschlüpfen u. die Behauptung der Winterquartiere in Sachsen auf eine Schlacht ankommen lassen wollte, rückte ihm bis Weißenfels entgegen u. bot ihm dieselbe an. Aber Gustav Adolph verschanzte sich nur noch fester in seinem Lager u. verleitete dadurch den kaiserlichen Generalissimus zu dem Glauben, daß die Schweden in diesem Jahre keine Schlacht mehr liefern, sondern ihre Winterquartiere beziehen wollten. Da nun seiner Armee dieselben auch dringend Noth thaten, überdieß die bedrängten Katholiken am Unterrheine u. in Westphalen, namentlich der Erzbischof von Köln, gegen den Einfall der Holländer dringend Hülfe begehrte, so beschloß Wallenstein auf das Gutachten seines Kriegsrathes, den General Pappenheim mit 6 Reiter- und 6 Fußregimentern über Halle an den Rhein abzusenden, mit den übrigen Truppen aber in engen Cantonirungen Winterquartiere zu beziehen. Diesen Zeitpunkt, in welchem er sich in bedeutender numerischer Ueberlegenheit befand — er zählte bei 20,000, die Kaiserlichen bloß noch 12,000 Mann — hatte Gustav Adolph abgewartet, um seinen Feind anzugreifen. Plötzlich verließ er sein Lager bei Naumburg u. rückte gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zu den Kaiserlichen verbreitete u. Wallenstein in die höchste Verwunderung setzte. Doch hier galt es, nicht zu zaudern. Eilboten flogen nach dem 5 Meilen entfernten Halle, um den erst dort angelangten Grafen Pappenheim zurückzurufen, u. er selbst zog sich mit seinen Truppen in die Ebene des Städtchens L., wo er in völliger Schlachtordnung die Schweden erwartete. Noch an demselben Abende (den 5. Nov.) langte Gustav Adolph an und stellte seine Völker zum Treffen. Die ganze schwedische Armee stand in zwei Treffen, den Floßgraben zur rechten u. hinter sich, vor sich die Landstraße von Weißenfels nach Leipzig, und L. zur Linken. In der Mitte hielt das Flußvolk unter dem Grafen Brahe, die deutsche Reiterei des linken Flügels commandirte Herzog Bernhard, die Reiterei des rechten Flügels führte der König selbst. Wie früher, wurden unter das Fußvolk kleine Reitergeschwader vertheilt, unter die Reiterei kleine Musketierabtheilungen gestellt, welchen,

um dem Andrange feindlicher Reiter leichter wiederstehen zu können, leichtes Feldgeschütz (Lederkanonen) beigegeben wurden. Das zweite Treffen war ähnlich geordnet; die Reserve stand unter Henderson's, eines Schotten, Befehle. Das Geschütz der Schweden betrug 100 Kanonen, wovon 26 der schwersten in einer Batterie auf dem linken Flügel vereinigt, 20 kleinere noch außerdem vor jedem Flügel, die übrigen in kleineren Batterien vor der Aufstellung vertheilt waren. Wallensteins linker Flügel lehnte sich, wie der rechte des Schwedenkönigs, an den Floßgraben. Am Abende vor der Schlacht hatte er sich der Landstraße, welcher beide Heere die Front zukehrten, bemächtigen, deren Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen; hinter denselben standen 2 Linien Füseliere und eine Linie Kroaten, die von ihren Pferden herab über die Uebrigen wegfeuern sollten. So entstand eine dreifache Linie, die den Uebergang der Schweden über die Straße erschweren sollte. Zur Unterstützung dieser Musketiere war noch außerdem eine Batterie von 7 Kanonen aufgestellt u. weiter rückwärts hinter L., auf dem Windmühlenberge, war eine Batterie von 14 Feldstücken aufgepflanzt, die einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in zwei Treffen geordnet, bildete 380 Schritte hinter der Landstraße 5 unbehülfliche Brigaden mit tiefer Aufstellung (sogenannte burgundische Vierecke); die Reiterei beschützte die Flanken. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßknechte zu Pferde sitzen u. sich dem linken Flügel anschließen. Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, aber ein undurchdringlicher Nebel verzögerte den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Gegen 11 Uhr beginnt der Nebel sich zu zertheilen, die Feinde werden einander sichtbar, u. zugleich erblickt man das von den Kaiserlichen, welche ihren Flügel vor Umgehung sichern wollten, in Brand gesteckte L. „Jesus Maria“ war der Katholiken, „Gott mit uns“ der Protestanten Feldgeschrei. Die Schweden greifen an; das blaue und gelbe Fußregiment marschirt gegen die Gräben, wo sie von einem fürchterlichen Feuer aus großem u. kleinem Geschütze empfangen werden; aber die Truppen dringen dennoch in guter Haltung vor, überspringen die Gräben, werfen die kaiserlichen Musketiere zurück u. erobern die 7 Kanonen, deren Mündungen sogleich gegen die dahinter stehenden Vierecke gerichtet werden. Im Sturmschritte rücken sie auf dieselben los, werfen das erste u. das zweite über den Haufen, u. schon wendet sich auch das dritte zur Flucht, als Wallenstein mit Blitzesschnelligkeit an der Spitze von 3 Reiter-Regimentern herbeieilt, die Fliehenden sammelt, sich auf die zerstreut angreifenden Schweden stürzt, nach hartem Kampfe sie über die Gräben zurückwirft und die verloren gegangene Batterie wieder erobert. Unterdessen hatte der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, gewichtige Vortheile errungen, da die leicht berittenen Polen u. Kroaten dem Andrange der schweren finnländischen Kürassire nicht zu widerstehen vermochten. Da erhält er die Kunde von der mißlichen Lage seines linken Flügels. An der Spitze des Steinbock'schen Regiments will er demselben zu Hülfe eilen, sein edles Pferd trägt ihn den Uebrigen weit voraus; sein kurzes Gesicht läßt ihn nicht bemerken, daß er der Linie der Kaiserlichen zu nahe kommt, wo ein Gefreiter, der bemerkt, daß dem Vorübersprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, einem Musketier zuruft: „Auf den dort schieße, das muß ein vornehmer Mann seyn.“ Der Soldat drückt ab und des Königs linker Arm ist zerschmettert. Während dem er, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, sich aus dem Getümmel entfernen will, erhält er einen zweiten Schuß in den Rücken, u. mit dem Rufe: „Ich habe genug, Brüder,“ sinkt er sterbend dem ihn begleitenden Herzog von Lauenburg in die Arme. Ueber die, des Todes ihres Königs wegen racheschnaubenden, Schweden übernimmt sogleich Herzog Bernhard das Commando, ordnet schnell den linken Flügel wieder und dringt mit Macht auf den rechten der Kaiserlichen ein. Wieder forciren sie den Graben, nehmen die Batterie auf dem Windmühlenberge u. die der sieben Kanonen; zu gleicher Zeit dringt auch die Mitte unter Kniphausers Führung vor u. das Schicksal des Tages scheint sich für die Protestanten zu entscheiden — da

erscheint Pappenheim. Mit 6 Kürassier- u. Dragoner-Regimentern war er seinem Fußvolke vorangeeilt und traf eben noch zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde ein. Schnell benützt der Herzog von Friedland den Augenblick, die Schlacht aufs Neue zu forciren. Die Schweden werden über die Gräben zurückgetrieben und die Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entrissen. Gräßlich hausten Pappenheims Reiter unter dem schwedischen Fußvolke, ganze Regimenter werden zusammengehauen. Da wird Pappenheim, der Talamonier des Heeres, der furchtbarste Soldat der Kirche und des Hauses Oesterreich, von 2 Kugeln getroffen. Diese Nachricht verfehlt ihre Wirkung auf seine Truppen nicht; Bestürzung ergreift die Kaiserlichen. Mit Ausnahme der Regimenter Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, die, wie ihre Führer, Stand halten, ergreift Alles im panischen Schrecken die Flucht. Die Schweden überschreiten die Gräben wieder u. bis in die Nacht dauert das blutige Gemetzel, welche erst demselben ein Ende macht. Kein Theil schien Sieger. Aber Wallenstein, für seinen Rückzug, der hinter ihm stehenden Sachsen wegen, besorgt, räumt noch in der Nacht mit Hinterlassung seines Geschützes, das Schlachtfeld u. zieht sich in guter Ordnung nach Böhmen zurück. Ueber 9000 Todte u. schwer Verwundete bedeckten von beiden Theilen das Schlachtfeld. Von Gefangenen weiß die Geschichte Nichts: ein Beweis für die Wuth, mit der von beiden Seiten gekämpft wurde. Unter den Todten waren viele vom vornehmsten Adel; Pappenheim starb den Tag nach der Schlacht zu Leipzig. Der Leichnam Gustav Adolphs wurde, von Allem entblößt u. von Pferdehufen zertreten, bei einem großen Steine gefunden, der von dieser Zeit an der Schwedenstein geheißen wurde. Jetzt ziert ein gußeisernes Denkmal diesen Platz. — Die zweite Schlacht, welche den 2. Mai 1813 bei L. vorfiel, sollte eigentlich, wie häufig auch geschieht, die Schlacht von Großgörschen genannt werden, da dieselbe, obgleich sie nach dem Operationsplane der Verbündeten bei L. stattfinden sollte, doch weiter vorwärts in u. um Großgörschen geschlagen wurde. — Der Vicekönig Eugen (s. d.) hatte sich mit den Ueberresten der großen Armee von 1812 vor dem Andrange der verbündeten Preußen und Rußen, bloß starke Besatzungen in den Festungen der Elbe, Oder u. Weichsel zurücklassend, hinter die Saale zurückziehen müssen. Napoleon suchte mit seinen neuausgehobenen Truppen, mit welchen er Ende Aprils in Thüringen wieder angelangt war, sich mit diesem zu vereinigen, um dann, 124,000 M. stark, auf Leipzig vorzubringen u. so in den Besitz der Elblinie zu kommen. Dieses zu verhindern hatten die Verbündeten, 90,000 Mann stark, unter dem Oberbefehle Wittgensteins Stellung zwischen der Elster u. Pleiße genommen, zur Sicherung ihrer linken Flanke den General Miloradowich mit 12,000 Mann nach Zeiz detachirt, dem General Kleist mit 5000 Mann Leipzig u. das Defilé von Lindenau zur Vertheidigung anvertraut und den General Winzingerode an das Defilé des Rippaches vorgeschoben. Napoleon, der auf der Straße von Erfurt her in mehren weit auseinander marschirenden Colonnen anrückte, vereinigte sich am 1. Mai mit Eugen, den er seit dem schaurigen Tage von Smorgoni (s. d.) nicht mehr gesehen hatte, u. warf Winzingerode nach Lindenau zurück. Sein Nachtquartier nahm er in Lützen. Am Morgen des folgenden Tages ließ er durch Lauriston das von Kleist vertheidigte Defilé von Lindenau angreifen, bemerkte an dem hartnäckig geleisteten Widerstande, daß die Armee der Verbündeten als Rückhalt in der Nähe seyn müße, und suchte dieselbe eifrig, jedoch vergebens, mit seinem Glase am Horizonte, als auf einmal Kanonendonner in seiner rechten Flanke erschallte. Die Verbündeten hatten in einem zu Borna den 1. Mai gehaltenen Kriegsrathe beschlossen, nach dem Plane des russischen Generalquartiermeisters Diebitsch (s. d.) am Morgen des 2. zwischen Pegau und Zwenkau über die Elster zu gehen, den Floßgraben zu überschreiten und das auf 7 Meilen Entfernung von Jena bis Lindenau auf der Straße nach Leipzig marschirende französische Heer, zu dessen Deckung in der rechten Flanke das Corps des Marschalls Ney, aus 4 Infanterie-Divisionen bestehend, sich bei den in unregelmäßigem Vierecke liegenden Dörfern Groß- und

Kleingörschen, Rahna u. Kaja gelagert hatte u. gerade beschäftigt war, abzukehren, die Waffen in Stand zu stellen u. sich überhaupt von den Strapazen des den Tag zuvor bestandenen Gefechtes zu erholen in ihrer rechten Flanke anzugreifen. Die Verbündeten ordneten sich hinter einem Höhenzuge, die Preußen im ersten, die Russen im zweiten Treffen, die Reitereireserve, unter Winzingerode, 25,000 Mann stark, hinter diesen zur Schlacht. Den Marsch der französischen Colonnen, so wie die bei den Dörfern lagernden Divisionen Ney's, konnten die, hinter dem Kamme der Anhöhe mit ihrem Generalstabe haltenden, Monarchen von Preußen und Rußland deutlich übersehen, unterließen aber jede Rekognoszirung, aus Furcht, ihre Anwesenheit den Feinden zu verrathen. Endlich, um 2 Uhr, rückten sie zum Angriffe vor. Statt aber sich mit gesammter Kraft auf die bei den Dörfern sorglos lagernden Franzosen zu werfen, wurde bloß der preußischen Brigade Klür der Befehl ertheilt, Großgörschen zu nehmen. Diese nahm das Dorf im ersten Anlaufe, wurde aber an weiterem Vordringen durch eine hinter dem Dorfe aufgefahrene Batterie verhindert. Als die Brigade York ihr zu Hülfe geschickt wurde, fielen auch Kleingörschen u. Kaja in die Hände der Verbündeten, aber die einstweilen gesammelten Divisionen Ney's machten sie ihnen immer wieder streitig, so daß nach und nach fast sämmtliche preußische Brigaden in das Gefecht verwickelt worden waren, ohne ein entscheidendes Resultat herbeigeführt zu haben. Als endlich der russische Oberfeldherr sich entschloß, auch den russischen General Berg und den Herzog Eugen von Württemberg an der Schlacht Antheil nehmen zu lassen, war es zu spät, denn Napoleon hatte, auf den ersten Kanonenschuß hin, seinen sämmtlichen Armeecorps, mit Ausnahme Lauristons, der den Kampf gegen Kleist fortsetzen mußte, befohlen, rechts um zu machen u. dem bedrängten Ney zu Hülfe zu eilen. Eugen, mit dem Armeecorps von Macdonald, setzte sich auf dessen rechten Flügel, Marmont auf den linken, Bertrand und die Garden rückten in die zweite Linie als Reserve. Im Doppelschritte bezogen sie ihre Plätze. So kam es, daß, als Herzog Eugen und Berg durch Ueberflügelung die Franzosen zurückzudrängen suchten, sie selbst fast einer Umgehung ausgesetzt worden wären. Zwar hätte den Verbündeten immer noch nicht der Sieg entgehen können, hätten sie ihre zahlreiche Reiterei, an welcher die Franzosen großen Mangel litten, auf diese einbrechen lassen; allein Winzingerode rückte mit seinen 25,000 Reitern zwar vor, ließ diese aber nicht angreifen, sondern beschränkte sich auf eine Kanonade aus der Ferne. Da ersah Napoleon den günstigen Moment; 60 Kanonen vorwärts Kaja in eine Batterie ordnend, ließ er 16 Bataillone der jungen u. 6 Bataillone der alten Garde im Sturmschritte zum Angriffe vorgehen. Die abgematteten Preußen konnten diesem gewaltigen Corps nicht widerstehen und mußten sich hinter die Anhöhen zurückziehen. Ein in der Nacht versuchter Ueberfall Blüchers mit 9 Husarenschwadronen schlug an der guten Verfassung der Franzosen fehl. Am andern Tage glaubte Napoleon, die Schlacht werde erneuert werden; allein da unterdessen Leipzig an Lauriston verloren gegangen war und die Verbündeten dadurch für ihre Rückzugslinie besorgt wurden, zogen sie sich in der Nacht noch zurück und hielten erst bei Bautzen Napoleon wieder Stand. Die nächste Folge der Schlacht war die Verlegung des Kriegstheaters von der Saale an die Elbe und die Wiederherstellung des moralischen Feldherrnübergewichtes Napoleons, das durch den russischen Feldzug Noth gelitten hatte. Die Verbündeten ließen 10,000 Mann, darunter 2000 Russen, auf dem Platze, die Franzosen 12,000, unter ihnen fünf Generale. Auf russischer Seite blieb der Prinz von Hessen-Homburg, auf preußischer wurde General Scharnhorst tödtlich verwundet. Ow.

Lützow ist der Name einer altadeligen, aus dem Großherzogthume Mecklenburg stammenden Familie, die in zwei Aeste getheilt ist, von denen der eine, katholische, Zweig im Kaiserthum Oesterreich seine Besitzungen u. die Grafenwürde hat, der andere, protestantische, aber in Mecklenburg, Dänemark u. Württemberg sich vorfindet. Berühmt vor allen andern Gliedern der Familie, als Führer einer

Heldenschaar im Freiheitskampfe, „der L.schen Jäger," ist **Ludwig Adolph Wilhelm, Freiherr von L.**, geboren den 18. Mai 1782 in der Mittelmark. Schon 1795 trat er als Korporal in preußische Militärdienste in dem Fußgarderegiment ein, machte die Feldzüge am Rheine mit u. wurde 1800 zum Lieutenant im Regimente Weimar befördert, 1804 zum Regimente Reizenstein versetzt u. machte bei demselben die Schlacht von Auerstädt mit. Auf dem Rückzuge, bei welchem sich sein Regiment, wie viele andere, auflöste, nach Colberg verschlagen, schloß er sich dort dem von Schill errichteten Freicorps an, organisirte dessen Cavalerie u. zeichnete sich bei allen Affairen dieses Corps aus. Er wurde nach dem Tilsiter Frieden zum Stabsrittmeister befördert u. nahm 1808 als Major seine Entlassung; dem Zuge Schill's nach Lübeck zur Insurrektion Norddeutschlands (1809) wohnte er deßhalb nicht bei. 1811 bei der Cavalerie als Major wieder eingetreten, faßte er 1813, bei Ausbruch des Befreiungskampfes, den Entschluß, im Vereine mit dem Major v. Petersdorff u. Hauptmann v. Helmenstreit, ein dem früheren Schill'schen ähnliches Freicorps zu errichten, welches im Rücken des Feindes zu operiren, die Provinzen zu insurgiren, Transporte u. Depeschen aufzufangen bestimmt war. Durch Cabinetsordre vom 18. Februar 1813 genehmigt, wurden dessen Mitglieder in der Kirche des Dorfes Rochau zum bevorstehenden Kampfe fürs Vaterland feierlich eingesegnet u. zeichneten sich in demselben durch Thatkraft u. Muth aus. Das Corps war aus 3 Jägerabtheilungen zu Pferde und einer auserlesenen Schwadron; ferner aus 3 Batallionen Infanterie, und 4 Schwadronen Reiter zusammengesetzt. Deutsche aller Gauen, und Männer wie Jahn, Theodor Körner, Reil, Friesen, Riedl u. Ennemoser befanden sich bei demselben, lauter freiheitsglühende, junge, gebildete Leute, die mit ihrem Führer ein Herz u. eine Seele waren. Schon nach der Schlacht von Lützen wurde aber das Corps getrennt, u. während der größte Theil des Fußvolkes mit der Armee nach Schlesien zurückging, zog L. mit der Reiterei über die Saale in den Rücken des Feindes, wo er den Franzosen durch Auffangen von Courieren wesentlichen Schaden beibrachte. Nach Abschluß des Waffenstillstandes wollte er wieder durch die französischen Truppen, in deren Rücken er operirt hatte, hinter die Demarkationslinie der Verbündeten zurückmarschiren, wurde aber von den Franzosen und Württembergern unter dem General Grafen Normann-Ehrenfels bei Kitzen, 17. Juni, überfallen und fast der größte Theil seiner Reiterei vernichtet oder versprengt. L. war unter den letzteren. Bei dem Wiederbeginne der Feindseligkeiten war jedoch das L.sche Corps stärker als früher mit Geschütz und Reiterei versehen, wurde aber nicht mehr, dem ursprünglichen Zwecke gemäß, als Parteigängerschaar verwendet, sondern den Generalen Tettenborn u. Wallinoden beigegeben. Unter diesen lieferten sie den Franzosen an der Niederelbe viele Scharmützel in deren einem, an der Görde, 16. September, L. schwer verwundet wurde. Beim Einfalle des Kronprinzen von Schweden in Holland bildete das Corps, aber ohne den verwundeten Führer, dessen Vortrab, u. ward oft getrennt, bis es wieder vereint die Festung Jülich gegen einen sechsmal stärkeren Feind blokirte. An dem Einzuge in Paris konnte, weil es zu spät in Laon eintraf, das Corps keinen Antheil mehr nehmen. Der von seinen Wunden wieder hergestellte L. war inzwischen zu der schlesischen Armee nach Chalons abgereist, dort aber 12. März, als er dem General St. Priest, der zu Rheims commandirte, Depechen überbrachte, auf dem Rückwege gefangen worden. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde das Corps aufgelöst; L., der seine Freiheit wieder erhalten hatte, im April 1814 zum Oberstlieutenant ernannt und im März 1815 zum Commandanten des 6. Uhlanenregiments befördert. 1815 commandirte er eine Cavaleriebrigade des 1. Armeecorps u. wurde in der Schlacht bei Ligny, wo er auf Blüchers Befehl ein französisches Quarré angriff, wieder verwundet u. gefangen. Doch verschaffte ihm die Niederlage Napoleons und die darauf herrschende Verwirrung bald die Freiheit wieder. Nach dem Frieden wurde er Oberst, 1822 Generalmajor, 1830 in Disponibilität

gestellt. In der Nacht vom 5. auf den 6. December 1834 endete er sein thatenreiches Leben zu Berlin. Ow.

Luft nennt man im Allgemeinen jeden elastisch-flüssigen, gasförmigen Körper, weßhalb man auch von verschiedenen Luftarten spricht. Im engeren Sinne dagegen versteht man unter L. bloß die atmosphärische L., welche aus 79 Theilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff u. einer veränderlich kleinen Menge Wasserstoff besteht (s. Atmosphäre u. Gas).

Luftballon, s. Aerostat.

Luftheitzung, oder Heitzung mit erwärmter Luft, ist eine schon in alten Zeiten bekannte Heitzmethode, wobei eine Heitzkammer oder ein Raum erforderlich ist, worin die Luft erwärmt wird, ein Ofen in diesem Raume, eine Vorrichtung zur Zuleitung der kalten, u. eine andere zur Ableitung der erwärmten Luft. Man hat sie in mehren großen Lokalen, wie Kasernen, Spitälern, Fabriken u. s. w. angewendet, aber meist, als wegen zu großer Trockenheit der Gesundheit nachtheilig, wieder aufgegeben. Ueberdieß wird keine Ersparniß des Feuerungsmaterials erzielt.

Luftpolster nennt man die, schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts bekannten, früher ausschließlich nur aus Leder, neuerdings aber auch aus gewebten Stoffen verfertigten Polster, welche, statt mit Pferde- oder anderen Haaren, bloß mit Luft (ähnlich einer mit Luft gefüllten Blase) ausgefüllt sind. Die Hüllen dazu müssen von Zeugen seyn, welche durch Federharzfirniß luftdicht gemacht worden waren, u. jede Hülle muß eine Oeffnung mit hineinwärts sich öffnendem Ventile enthalten, um die Luft, etwa durch einen Blasebalg, hineintreiben zu können, ohne daß sie wieder herausdringt. Man hat auf diese Art Sitzpolster, sowie ganze Betten, welche letzteren sich namentlich durch ihre große Elasticität, Leichtigkeit u. Reinlichkeit empfehlen u. der Gesundheit außerordentlich zuträglich sind.

Luftpresse, eine von einem Prediger Romershausen in Kurhessen erfundene, sehr bequeme Vorrichtung, um Vegetabilien im Kleinen vollständig zu extrahiren. Ihre Construction beruhet auf der Anwendung des einseitigen Druckes der Atmosphäre auf die über der gepulverten Substanz stehende Extraktionsflüssigkeit. Sie besteht aus 2 nebeneinander stehenden, durch eine Röhre, die mittelst eines Hahns geschlossen und geöffnet werden kann, verbundenen Cylindern von Weißblech; der eine dient zum Beschicken u. wird, wie bei der Real'schen Presse, erst mit dem Pulver, welches zwischen 2 Durchschläge zu liegen kommt, versehen, auf welche man dann die Flüssigkeit gießt; der andere Cylinder enthält einen festschließenden Stempel, durch den ein luftverdünnter Raum erzielt werden kann. Verdünnt man nun in diesem Cylinder durch Pumpen die Luft, so dringt die Flüssigkeit, wenn die Communikation durch den Hahn hergestellt ist, in dem andern Cylinder mit Gewalt durch die Substanz, zieht diese vollständig aus, sammelt sich in dem unteren Raume desselben und kann, nachdem die Communication mit der äußeren Luft wieder hergestellt ist, mittelst eines zur Seite angebrachten Hahns abgelassen werden.

Luftpumpe. Diese, für den Chemiker, wie für den Physiker so höchst wichtige, von Otto von Guerike (s. d.) erfundene, Vorrichtung zur Erzeugung eines möglichst luftleeren Raumes besteht wesentlich aus drei Theilen: 1) dem Stiefel, d. i. einem metallenen Cylinder, mit dem genau einpassenden Kolben, welcher durch eine daran befestigte Stange auf- und abbewegt werden kann; 2) dem Hahn, welcher so eingerichtet seyn muß, daß er die Verbindung zwischen dem Stiefel u. der Glocke bald herstellen, bald unterbrechen u. im letzteren Falle die Communikation mit der äußeren Luft unterhalten kann; 3) dem Teller mit dem Recipienten (der Glocke), welcher genau auf den Teller paßt. Beim Aufziehen des Kolbens entsteht in der Glocke ein luftverdünnter Raum; beim Niederdrücken desselben entweicht durch die Drehung des Hahns eine Portion Luft; wiederholt man dieses Aufziehen u. Niederdrücken öfter, so wird (fast) alle Luft ausgetrieben u. die Glocke haftet nun, in Folge des einseitigen (bloß von Außen

stattfindenden) Druckes der Luft auf dieselbe, so fest auf dem Teller, daß sie durch die stärkste mechanische Kraft nicht abgehoben werden kann. — Die verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen, welche die L. seit ihrer Entdeckung von mehren Physikern, als **Boyle**, **Sturm**, **Papin** u. A. erfahren hat u. die vorzüglich nur eine größere Bequemlichkeit im Gebrauche zum Zwecke hatten, können hier natürlich nicht besprochen werden; man findet darüber das Wesentlichste in jedem guten Lehrbuche der Physik.

Luftröhre (Trachea), ist beim Menschen ein 4—5 Zoll langer, aus 17—20 übereinander liegenden Cförmigen Knorpeln zusammengesetzter u. mit einer elastischen Faser- einer Muskel- u. Schleimhaut bekleideter, an seinem vorderen Umfange gewölbter, an seinem hinteren Umfange platter Kanal, der oben mit dem Kehlkopfe beginnt, längs dem vorderen Theile der Wirbelsäule vor der Speiseröhre nach unten steigt und sich an seinem unteren Ende vor dem 3. Brustwirbel in die Luftröhrenäste spaltet. Der **Kehlkopf** (Larynx) besteht aus sechs verschiedenen Knorpeln, die durch Bänder verbunden sind und durch Muskeln bewegt werden. Er bildet eine, auf ihrer inneren Seite mit einer Schleimhaut umkleidete und unregelmäßig gestaltete Höhle, welche mittelst eigener Bänder (**Stimmbänder**) zur **Stimmritze** verengt und vom **Kehldeckel**, einer dünnen, länglichen, mirtenförmigen und gekrümmten Knorpelplatte geschlossen werden kann. Außen ist der Kehlkopf von einer Faserhaut, mehren Muskeln und der Schilddrüse bedeckt. Die beiden **Luftröhrenäste** (Bronchae) sind in ihrem Baue ganz der L. ähnlich und treten in baumförmiger Verzweigung in die Lunge und endigen dort als **Lungenbläschen**. Auf ihrer Oberfläche sind sie mit einer Schleimhaut umkleidet, auf der sich schwärzliche Saugaderdrüsen (**Bronchialdrüsen**) befinden. Der Kehlkopf, die L. und ihre Aeste besitzen zahlreiche Blutgefäße u. Nerven. Die Bestimmung der L. ist, die Luft zur Lunge zu führen u. dieselbe aus der Lunge zu lassen, sowie die Stimme zu geben, welcher letzteren Funktion der Kehlkopf allein vorsteht u. darum auch „Stimmorgan" heißt. Derselbe hat eine nach Alter u. Geschlecht wechselnde Größe. Beim Kinde, Weibe und bei den Kastraten ist er kleiner; größer beim mannbaren Jünglinge und noch größer beim entwickelten Manne; beim Weibe steht er höher, als beim Manne. Während des Einathmens steigt er herab u. richtet sich der Kehldeckel nach vorn auf und wird die Stimmritze breiter; beim Ausathmen haben die entgegengesetzten Bewegungen Statt. Bei absichtlich angehaltenem, oder durch Scheintod unterbrochenem Athmen ist die Stimmritze geschlossen und von dem darüber liegenden Kehldeckel bedeckt; im letzteren Falle erweitert sie sich erst wieder beim wirklichen Tode. Die L. verkürzt u. erweitert sich beim Einathmen durch ihre Längenfasern. Was den eigentlichen Mechanismus der Stimmbildung angeht, so setzt dieser zu seiner Veranschaulichung durchaus eine genauere anatomische Kenntniß des Kehlkopfes voraus, als sie hierorts und ohne Versinnlichung durch Anschauung gegeben werden kann. Selbst dem Physiologen sind die dahin gehörigen Phänomene noch nicht alle klar. Eine künstliche Nachbildung finden die Sprachorgane in den Blasinstrumenten. Ueber die vielfachen Krankheits-Zustände, welchen die L. unterworfen ist, vergl. **Croup**, **Diphtheritis**, **Katarrh**, **Schwindsucht**. *μ.*

Luftröhrenentzündung, s. **Croup**.

Luftspiegelung, s. **Fata Morgana**.

Lugano. Die größte u. schönste Stadt im Schweizer-Cantone Tessin u. eine der drei Hauptstädte desselben, liegt am See gleiches Namens und am Fuße des Gotthard u. Monte Caprino, der durch seine Ziegenhöhlen (Grotti) bekannt ist, hat geräumige Plätze, breite Strassen, mehre schöne, sowohl öffentliche, als Privatgebäude u. 5000 Einwohner. Sehenswerth sind: die Collegiat-Kirche auf einer Anhöhe, mit schönen Verzierungen über dem Eingange u. reizender Aussicht; im Franciskanerkloster degli Angeli vortreffliche Frescomalereien aus der biblischen Geschichte von Bernardino Luini, der hier geboren ist; ferner das neue geräumige

Schauspielhaus. Die Stadt hat einen ansehnlichen Handelsverkehr, Spedition, Fabriken in Tuch, Tabak, Papier u. Pulver, treibt Fischfang, liefert vorzügliche Seide, auch Eisen-, Kupfer- und Messinghämmer sind in der Nähe. In geringer Entfernung von der Stadt wird in der Mitte des October ein stark besuchter Markt gehalten, der vorzüglich für den Handel mit Hornvieh u. Pferden für die Gebirgscantone von Wichtigkeit ist. Die angenehmsten Spaziergänge u. die entzückendsten Aussichten findet man sowohl in der Nähe, als in der Ferne. Vorzüglich liebt man die Seefahrten zu den Felsenkellern von Caprino, wo die Windlöcher selbst im heißesten Sommer Kälte ausstoßen und den Wein kühl erhalten. Vor und über die Oeffnungen dieser Felsenklüfte haben die Laviser kleine Häuser erbaut, wohin sie sich im Sommer begeben. Zu Lande ist der Weg nach Agno besonders zu empfehlen. Vom Gipfel des zwei bis drei Stunden entfernten St. Salvador sieht man bei hellem Wetter den Dom zu Mailand. Der See gleiches Namens, theils im Canton Tessin, theils im lombardisch-venetianischen Königreiche, früher See Cerisio genannt, liegt 882 Fuß über dem mittelländischen Meere, ist von Porlezzo bis Agno 8—9 Stunden lang, höchstens aber eine breit. Keine Flüsse, sondern nur wenige Bäche, von welchen der Agno der beträchtlichste ist, ergießen sich in denselben u. die Tresa fließt aus ihm u. verbindet ihn mit dem Lago maggiore (s. d.). Seine Gestalt ist sehr unregelmäßig. Die Hauptrichtung geht von Nordost nach Südwest; aber mehre Bogen und zwei starke Arme, der eine südlich, der andere nördlich, weichen davon ab. Diese Buchten haben den Namen See von Agno, von Tresa u. s. w. Die Ufer sind mannigfaltig; hier steht ein nackter Fels, dort üppiges Wachsthum. Die gutbebauten, reizenden Ebenen gewähren einen herrlichen Anblick, den schönsten bei Porlezzo, östlich von L., im lombardisch-venetianischen Königreiche. Die Schifffahrt ist bedeutend. Fische gibt es in dem See viele, doch wenige besonders schmackhafte. Viele werden nach Mailand verschickt.

Lugdunum hießen bei den alten Römern zwei Städte: 1) Lyon, 2) L. Batavorum Leyden (s. d.).

Lugger nennt man zweimastige scharfgebaute Kriegsfahrzeuge von 8—16 Kanonen, deren man sich hauptsächlich zum Postdienste bedient. Um beim Winde sehr schnell fortzukommen, haben sie einen sehr langen Ausleger, um zwei oder drei Vorstegsegel auszusetzen: die Raasegel sind mit dem dritten Theile ihrer Länge am Maste fest und die andere längere Seite derselben wird auf der Leeseite fest gelegt.

Luini (Bernardino), berühmter Maler in Mailand, aus Luino am Lago maggiore gebürtig, lebte bis nach 1530; ausgezeichnet sind seine Oel- u. Frescogemälde. Werke von ihm sind: Fresken zu Sarono, Lugano, Mailand. Viele gelten in Galerien für Arbeiten Leonardo's da Vinci.

Luise. 1) L. Ulrike, Königin von Schweden, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen u. Schwester Friedrichs II., geb. 1720, vermählte sich 1744 mit König Adolph Friedrich von Schweden u. ist berühmt durch die großartige Unterstützung u. Aufmunterung, die sie den Künsten u. Wissenschaften zu Theil werden ließ. So begründete sie 1753 aus eigenen Mitteln die schwedische Akademie der Wissenschaften, so wie die Bibliothek u. das Kunstcabinet zu Drotningholm, das Museum zu Stockholm u. a. Künstler, Gelehrte u. Philosophen, vor allen Linnée, hatten sich ihrer besondern Huld zu erfreuen. Sie starb 1782, von dem Adel nicht geliebt, weil sie ihren königlichen Gemahl der Abhängigkeit von den Reichsständen zu entreißen suchte. — 2) L. Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, geboren 1776 zu Hannover, wo ihr Vater damals Gouverneur war, vermählte sich 1793 mit dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. L. war eine wahre Zierde des Thrones u. durch ihre Milde, Freundlichkeit u. Anspruchslosigkeit der Gegenstand der allgemeinsten Verehrung und Liebe. Beim Ausbruche des Krieges von 1806 begleitete sie den

König nach Naumburg und ging mit ihm nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg u. Memel. Vergeblich war ein Zusammentreffen L.s mit Napoleon in Tilsit; doch erkannte dieser ihre Liebenswürdigkeit u. das ihr früher durch harten Tadel angethane Unrecht an. 1808 unternahm sie von Königsberg aus einen Besuch der kaiserlichen Familie in Petersburg u. kehrte am 23. December 1809 mit dem Könige und ihren Kindern nach Berlin zurück. 1810 besuchte sie ihren Vater in Strelitz, aber, auf dem Lustschlosse Hohenzieritz plötzlich von einem heftigen Brustfieber überfallen, starb sie am Morgen des 19. Juli in den Armen ihres herbeigeeilten Gemahls. Ihre Leiche wurde am 27. Juli feierlich nach Berlin abgeholt und in der Sakristei der Domkirche, dann in dem, zu diesem Zwecke neu errichteten, Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg im December beigesetzt. Ein treffliches Marmorbild von Rauch, das sie schlummernd darstellt, erhebt sich dort, wo ihr Gemahl seit 1840 an ihrer Seite ruht. Sie war Mutter von 5 Prinzen und 3 Prinzessinnen, unter ersten der jetzige König von Preußen. Vergl. „Zum Andenken der Königin L. von Preußen" ein Denkmal, Berlin 1810; R. Eylert: Die Gedächtnißfeier der Königin L. von Preußen, Potsdam 1815.

Luisiana, der Name eines Staates in Nordamerika, welcher zu den vereinigten Staaten gehört; er liegt im südlichsten Theile desselben, unter dem 30°—33° nördl. Br. u. 91°—96° östl. L. u. wird im Süden von dem Meerbusen von Mexiko, im Osten vom Staate Texas, von welchem er theilweise durch den Sabinefluß getrennt ist, im Norden vom Staate Arkansas u. im Westen vom Fluß u. Staat Mississippi begränzt. Sein Flächeninhalt beträgt 2260 □ M., seine Einwohnerzahl, von welcher beinahe die Hälfte Neger sind u. in Sklaverei leben, 360,000. Der Mississippi, der zweitgrößte Strom der Erde, mit seinen Nebenflüssen Ouchila u. rother Fluß (Red Rives), bewässern, außer dem Gränzfluß Sabine, das Land. Oberhalb der Balizeinsel ergießt sich der erstere Strom, nachdem er vorher mehre Abflüsse, wie den Teche u. a., dem Meere zugesendet hat, sich in schmutziggelbem, mehre Stunden breitem Strome in den Mexikanischen Meerbusen. Unterhalb Neuorleans, der Hauptstadt des Landes, wachsen an seinen sumpfigen Ufern, in fast undurchdringlichen Wäldern, mannshohe Gräser, aus Miegia macrosperma und Ludolfia missisippena bestehend; erst oberhalb dieser Stadt findet man herrliche Waldungen, die aus Cypressen (cupr. disticha), deren Stämme und Aeste mit tropischen Tillandsien bedeckt sind, und Palmen gebildet sind. Das ganze Land ist nieder, die südlichen Gegenden sumpfig, und nur im Norden, zwischen dem Red River und Mississippi, finden sich einige aus Arkansas hineinreichende Hügelgruppen. Der Boden, welcher dem Bebauer, außer wenigen sandigen u. steinigen Strecken, außerordentlich reichen Ertrag gewährt, liefert Baumwolle, den Hauptausfuhrartikel, Tabak, Zuckerrohr, das seit 1762 angepflanzt wird, Südfrüchte u. viele Kunsthölzer, welche die prächtigen Urwälder an den Ufern des Mississippi liefern. Der Weinbau ist höchst unbedeutend, der aus den wildwachsenden Reben gewonnene Wein fast nicht trinkbar u. gepflanzte Weinreben noch eine Seltenheit; außerdem gewinnen die Einwohner Salz aus dem Meere, Steinkohlen u. etwas Silber; die Wälder u. Prairieen bieten fast alle Arten von Wild: Bären, Wölfe, Damhirsche, Stachelschweine gibt es in Menge. In den Strömen findet sich das Krokodil der neuen Welt, der gefräßige Alligator. Die Hauptstadt des Landes, Neworleans (s. d.), ist die zweite Handelsstadt der nordamerikanischen Freistaaten u. zählt 108,000 Einwohner, die sich, wie fast die ganze Bevölkerung, zur katholischen Kirche bekennen. — 1541 wurde L. auf ihren Entdeckungsfahrten von den Spaniern aufgefunden u. 1682 von den Franzosen, die es zu Ehren ihres Königs L. nannten, colonisirt. Bald gingen aber diese Colonieen des ungesunden Klima wegen wieder zu Grunde, u. Crozart, ein reicher Großhändler, erhielt 1712 einen Freibrief zur ausschließlichen Colonisation des Landes. Dieser verkaufte denselben an Law (s. d.), der nun die berüchtigte Mississippi-Aktiengesellschaft stiftete. Durch den Frieden von 1764 trat Frankreich,

dessen Colonisationsplan mißglückt war, das Land an Spanien ab, welches es bis 1802 behielt, dann aber wieder an Frankreich zurückgab. Da nun deßhalb L. den vereinigten Staaten hätte ein gefährlicher Nachbar werden können, so widersetzten sich dieselben der Ausführung dieses Vertrags u. wußten durch den, am 30. April 1800 zwischen dem Minister Barbé Marbois u. Livingston abgeschlossenen, Vergleich die Stadt Neworleans sammt deren ganzem Gebiete, dem Staate L., gegen eine Entschädigung von 15 Millionen Dollars an sich zu bringen. Seit dieser Zeit bildet L. einen integrirenden Theil des nordamerikanischen Bundesstaates u. wird durch einen alle vier Jahre zu erwählenden Gouverneur, der die vollziehende Gewalt hat, einen Senat u. eine Repräsentantenkammer, in die kein Farbiger treten kann, verwaltet. Ow.

Lukas, der Heilige u. Märtyrer, Verfasser des nach ihm benannten Evangeliums, des 3. kanonischen Buches im neuen Testamente, war gebürtig aus Antiochien, der Hauptstadt Syriens, deren Schulen damals in ganz Asien berühmt waren u. aus denen viele, in allen Künsten u. Wissenschaften geschickte, Männer hervorgingen. Hier erwarb sich der Heilige in seiner Jugend ausgezeichnete Kenntnisse, die er durch Reisen nach Griechenland u. Aegypten noch bereicherte. Vor Allem widmete er sich der Arzneikunde, worin er, nach der Versicherung des heiligen Hieronymus, hohen Ruhm genossen, u. der heilige Paulus scheint durch die Bemerkung: „Lukas, der Arzt, unser vielgeliebter Bruder," anzudeuten, daß er auch nach seiner Bekehrung zum Christenthume noch immer sich darauf verlegt habe, was mit den Verrichtungen des Apostelamtes nicht unvereinbarlich war. Ebenso scheint L. auch in der Malerkunst sich ausgezeichnet zu haben. Wenigstens erzählt die Legende, er habe mehre Bildnisse von Jesu u. der allerseligsten Jungfrau gemalt. Der heilige L. nahm das Christenthum an; man weiß aber nicht, ob er früher Heide, oder Jude gewesen war. Eben so ist unbekannt, um welche Zeit oder durch wen L. der Religion Jesu gewonnen worden. Er war indeß nicht sobald von dem Geiste Gottes erleuchtet, als er die Vorschriften des Evangeliums muthig in Ausübung brachte. Schon war er ein Vorbild aller Tugenden, als der heilige Paulus ihn zu seinem Mitarbeiter u. Gehülfen erwählte. Er schiffte mit dem großen Heidenapostel im Jahre 51 nach Troas in Macedonien u theilte mit ihm alle Arbeiten, Mühsale, Gefahren u. Leiden. Eine Zeit lange hielt er sich mit ihm zu Philippi in Macedonien auf. Sie besuchten mit einander die Städte Griechenlands, wo die Ernte mit jedem Tage ergiebiger wurde. Schon in diesen ersten Zeiten streute der Erbfeind der Menschen, der höllische Vater der Lüge, vielerlei Mährchen über das Wirken Christi aus, um dem Werke des Evangeliums zu schaden. Um diesem entgegen zu wirken, schrieb der heilige L. sein Evangelium, das auch öfter dem heiligen Paulus zugeschrieben wird. Der Lehrer unterstützte ohne Zweifel seinen Schüler u. bestätigte in der Folge dessen Evangelium; denn L. versichert, er habe nach dem Berichte von Augenzeugen die Thaten Jesu geschrieben. Dabei wurde er geleitet vom Geiste Gottes, der ihm Alles offenbarte u. ihn in allen Theilen der geschichtlichen Begebenheiten vor Irrthum bewahrte. Nach der Behauptung des heiligen Hieronymus u. des heiligen Gregor von Nazianz schrieb L. sein Evangelium zur Zeit, wo Paulus in Achaja predigte, welche Gegend er mit dem Heidenlehrer zwei Male, nämlich im Jahre 53 u. 58, bereiste. Der heilige L. verbreitet sich in seinem Evangelium hauptsächlich über Alles, was auf das Priesterthum Jesu Bezug hat; aus dieser Ursache haben auch die Alten, wenn sie auf unsere vier Evangelisten die sinnbildlichen Vorstellungen bei Ezechiel anwendeten, dem heiligen Lukas das Bild des Ochsen zugetheilt, welcher das Symbol der Opfer ist. Nur in diesem Evangelium finden wir die Erzählung mehrer Umstände in Bezug auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes u. wie dieses Geheimniß der allerseligsten Jungfrau verkündigt worden ist; den Besuch, den die Mutter des Herrn der heiligen Elisabeth abstattete; die Parabel vom verlorenen Sohne u. mehre andere merkwürdige Einzelnheiten. Seine Schreibart ist deut-

lich, anmuthig und nicht einförmig. Gedanke und Ausdruck haben einen hohen Schwung u. dabei doch jene Einfalt, welche den Grundzug der heiligen Schriftsteller ausmacht. Die Würde, mit welcher die erhabensten Geheimnisse dargestellt sind, verräth schon etwas Göttliches. Die Kraft, mit welcher der Evangelist von der Geduld, der Sanftmuth u. der Liebe des Mensch gewordenen Gottes, von seinen Lehren u. seinem Leben redet; sein Gleichbleiben in Erzählung der Leiden u. des Todes Jesu; seine Sorgfalt, womit er jeden Ueberschwung meidet u. aller harten Worte, in die man sich gegen die Feinde seiner Lieben so gerne ergießt, sich enthält: dieß Alles hat so etwas Großes, Edles, Rührendes, Ueberzeugendes, wie man es umsonst in den schönsten Blüthen der Redekunst suchen würde. Um das Jahr 56 n. Chr. wurden L. u. Titus von dem heiligen Paulus nach Korinth gesandt. Als Paulus im Jahre 61 von Jerusalem gefangen nach Rom geführt wurde, begleitete ihn L. u. blieb bei ihm, bis er 63 wieder die Freiheit erhielt. In eben diesem Jahre vollendete er auch die Apostelgeschichte, welche er auf Eingebung des Geistes Gottes angefangen, und die gleichsam die Fortsetzung seines Evangeliums ist. Er wollte darin die falschen Berichte, die damals über das Leben u. die apostolischen Arbeiten der Verkünder des Christenthumes ausgestreut wurden, widerlegen u. eine zuverlässige Geschichte der Wunder hinterlassen, deren sich Gott bediente, um seine Kirche zu gründen. In den 12 ersten Kapiteln erzählt er, was die vorzüglichsten Apostel zur Verbreitung des christlichen Glaubens von der Auffahrt des Erlösers an gewirkt haben. In dem übrigen Theile seines Geschichtsbuches beschränkt er sich beinahe einzig auf die Handlungen u. Wunder des heiligen Paulus, deren Augenzeuge er gewesen u. an welchen er großen Antheil gehabt. Theophilus, an den er sein Evangelium u. die Apostelgeschichte richtet, scheint ein vornehmer Mann gewesen zu seyn, der ein öffentliches Amt, wahrscheinlich in Antiochien, bekleidete und vielleicht durch den heiligen L. bekehrt worden war. Der heilige Evangelist verließ den Heidenapostel auch bei seiner Freilassung aus der ersten Gefangenschaft nicht; wir lesen vielmehr in dem Briefe des heiligen Paulus an den Timotheus, daß L. auch in der letzten Gefangenschaft, wo ihn alle Vorigen verlassen, ihm treu zugethan geblieben. Nach dem Martertode des heiligen Paulus, sagt Epiphanius, predigte der heilige L. in Italien, Gallien, Dalmatien u. Macedonien; doch ist man nicht einig, ob unter Gallien das jetzige Frankreich oder Galatien verstanden werde: auch soll er in Aegypten das Evangelium verkündigt haben. Der heilige L. vergoß in einem hohen Alter sein Blut für den Glauben, indem er an einem Oelbaume aufgehangen wurde. Im Jahre 357 ließ Kaiser Konstantius seine Reliquien von Patras in Achaja nach Konstantinopel bringen, wo man sie in der Apostelkirche neben jenen des heiligen Andreas u. des heiligen Timotheus beisetzte. Sein Fest feiert die Kirche den 18. October.

Lukas von Leyden, ein eben so großer Maler, als Kupferstecher, 1494 in obiger Stadt geboren, lernte von seinem Vater, Hugo Jakobz, einem nur mittelmäßigen Maler, die Anfangsgründe der Kunst. Seine Talente entwickelten sich so frühe, daß ihm alles Andere, was auf dieselbe keinen Bezug hatte, gleichgültig war. Einer seiner vertrautesten Freunde war Albrecht Dürer (s. d.), der ihn auch in Leyden besuchte. L. beschloß sein kurzes Leben schon 1533. Von jeher behauptete er unter den Künstlern erster Größe einen vorzüglichen Rang u. hieß der Vater der holländischen Maler. Er arbeitete schöne Gemälde kunst- u. geistreich aus, wandte einen guten Ton in seinen Farben an, gab den Figuren natürliche Stellungen u. den Köpfen viel Ausdruck u. versuchte die Tinten nach dem Maße der Entfernung der Gegenstände zu schwächen, d. i. er erfand die Luft-Perspektive. Dabei war er aber zu sehr manierirt, sein Pinsel trocken, die Falten seiner Gewänder waren steif und zu scharf gebrochen und in den Köpfen herrschte zu viel Einförmigkeit. Man hat 160 in Kupfer gestochene Blätter von ihm. Sie sind von 1508 bis 1530 verfertigt u. schon damals, als sie herauskamen, theuer bezahlt worden u. nachher immer höher im Preise gestiegen. Er

kam aber Dürern nicht gleich. — Die vorzüglichsten seiner Gemälde befinden sich in den Galerien zu Wien, München, Dresden, Florenz u. Leyden.

Lullus, Raymund, berühmter mystischer Philosoph des 13. Jahrhunderts, ward geboren 1235 in der Stadt Palma auf der balearischen Insel Majorca, wo sein Vater ein reichbegüterter catalonischer Edelmann gewesen seyn soll. Ueberhaupt ist seine ganze Lebensgeschichte mit vielfachen Mährchen und wunderbaren Zügen ausgeschmückt, so daß es schwierig ist, das geschichtlich Wahre von den erdichteten Zusätzen mittelalterlicher Verherrlichung genau zu sondern. In seiner Jugend, erzählt man, habe er eine unbezwingliche Leidenschaft zu einer schönen Dame, Eleonora, gehegt, sei aber durch die spätere Wahrnehmung, daß der Abgott seiner Liebe mit einem unheilbaren Krebsübel behaftet war, so in seiner Gesinnung umgeändert worden, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, hier mit Fasten, Gebet und strenger Bußübung sein leichtsinniges Weltleben bereute und dem gekreuzigten Heilande gelobte, von nun an sich ihm mit Leib und Seele zu weihen. Er habe seine Güter verkauft und den Erlös den Armen geschenkt und im heißen Gebete den Beistand u. die Gnade Gottes angerufen, ihm die nöthigen Kenntnisse zu verleihen, um die Sarazenen zu bekehren. In seinem 40. Lebensjahre verlegte er sich auf der Pariser Universität mit glühendem Eifer auf die Wissenschaften und machte besonders das Studium der arabischen Sprache zum Gegenstande seiner Forschung. Mit einem erkauften, morgenländischen Sklaven übte er sich anhaltend in der fertigen Erlernung dieser Umgangssprache. 1275 soll er auf einem Berge 7 Monate lange dem Gebete und der Betrachtung sich hingegeben haben und dann durch einen feurigen Seraph ihm die Kunst geoffenbart worden seyn, „den ganzen Organismus aller Wissenschaftszweige, in einheitlicher Totalität zu erschauen (ars Lulliana).“ Den aragonischen König Jakob bewog L. zur Erbauung eines Klosters, worin Franciskaner-Mönche sich mit dem Studium des Arabischen beschäftigen sollten, zu dem Endzwecke, die Sarazenen zum christlichen Glauben zu bekehren. Ein Gleiches erwirkte er in Rom 1287, in Genua, Montpellier und Paris. Nun begann L. seine Missions-Reise, schiffte sich nach Afrika ein und durchzog das gelobte Land, Aegypten und Armenien. In Tunis kaum der Lebensgefahr entronnen, nahm er in Neapel seine Zuflucht und lehrte hier 1290 seine sogenannte ars intentiva und arbeitete einen Theil seiner Schriften aus. Eine wiederholte Reise nach Afrika zog ihm thätliche Mißhandlung und Gefängnißstrafe zu, und nur durch Verwendung genuesischer Kaufleute erlangte er Freiheit und Lebensrettung. Nach Europa zurückgekehrt, suchte er den Papst Clemens V., wie den britischen König Eduard, zu einem Kreuzzuge zu bereden, allein seine schwärmerischen Ideen fanden keinen Anklang. Mißmuthig und in seinen kühnen Erwartungen ganz getäuscht, trat er 1314 in den Franciskaner-Orden der Tertiarier, schiffte nach Afrika u. büßte dort seine Bekehrungs-Versuche mit den gröbsten Mißhandlungen. Genuesische Kaufleute befreiten ihn abermals von naher Lebensgefahr; halb todt brachten sie ihn auf das Schiff u. setzten ihn nach Majorca über, wo er an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen im 80. Lebensjahre, den 26. März 1315 starb. Das abergläubische Volk verehrte seinen Leichnam und machte sich von seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit die überschwänglichsten Vorstellungen. In Majorca trat sogar seine Philosophie an die Stelle des Aristoteles und wurde auf der Universität als Lullus-Lehre in einem eigenen Colleg vorgetragen. Sein System ist ein Gemisch logischer, alchymistischer und anderer absonderlicher, mysteriöser Meinungen, und soll sogar nicht einmal originell, sondern von dem arabischen Schriftsteller Aben Ezran entlehnt seyn. Die sogenannte Ars Lulliana bestrebt sich, von allen Wissenschaften die allgemeinen Termini und Prädikate in Dreiecke, Vierecke, Zirkel und Fächer zu rubiciren, Subjekte und Prädikate mit einander in Verbindung zu bringen und daraus die Erfindung der Terminorum mediorum abzuleiten. Näheres über die Combination dieser allgemeinen Termini geben die beiden Schriften: Alstedii Clavis artis Lullianae. 1609 und Jul. Pacii ars

Lull. emendata 1618. Vergl. Morhof Polyhistor. I. Lib. 2. cap. 5. L. soll über 4000 Schriften verfaßt haben. Die Sammlung seiner Schriften erschien Mainz 1722—42 in 10 Fol. Bänden. Ihm ward der Ehrenname beigelegt: Doctor Mummatus u. sein Wahlspruch lautete: „Lux mea est ipse Dominus." Cm.

Lully, Giovanni Battista, ein berühmter französischer Tonkünstler, geboren zu Florenz 1633, kam schon in seinem 12. Jahre nach Frankreich und erwarb sich durch sein meisterhaftes Spiel auf der Violine, noch mehr aber durch seine Compositionen, besonders durch seine Opern und Ballete, den größten Beifall. Er reformirte die französische Musik in mehren Stücken und Ludwig XIV. belohnte seine Verdienste dadurch, daß er ihn zum Ritter, Kanzleirath der Krone von Frankreich und des königlichen Hauses und zum Direktor der königlichen Oper und Kapelle ernannte. Als L. den 22. März 1687 starb, hinterließ er 630,000 Livres in Gold. Anhaltenderen Beifall hat fast nie ein Componist bei einer Nation gefunden, als L. bei den Franzosen. Fast 100 Jahre sind seine Opern auf dem Pariser großen Theater mit dem größten Enthusiasmus gefeiert und angehört worden, und erst Gluck konnte sie von der Bühne verdrängen.

Lumper, P. Gottfried, Prior des Benediktinerreichsstiftes St. Georg in Villingen auf dem Schwarzwalde, geboren zu Füssen im Algäu 9. Februar 1747, studirte in dem genannten Stifte, war viele Jahre Präfekt des Gymnasiums daselbst, nachher Prior, Professor der Theologie und Pfarrer in einem benachbarten Dorfe und starb 8. März 1801. Mit Gelehrsamkeit, Fleiß und Belesenheit schrieb er in ächt katholischem Geiste ein umfassendes Handbuch der Patristik unter dem Titel: „Historia theol. crit. de vita, scriptis atque doctrina S. Patrum aliorumque Scriptor. ecclesiast. trium prim. sec., 13 Bde., Augsburg 1783—99. Für katholische Lehranstalten bearbeitete er Schröckh's Hist. rel. et eccles., u. in deutscher Sprache schrieb er „Der Christ in der Fasten," Ulm 1796.

Luna, griechisch Selene, die Göttin des Mondes.

Lund (Londinum Gothorum), Stadt im Süden des Königreiches Schweden, im Malmö-Län, in einer weiten Ebene, Sitz eines Bischofs und einer 1688 gestifteten Universität mit 450 Studenten, hat eine Bibliothek und andere wichtige Sammlungen, ein Museum, eine physiographische Gesellschaft und bei 5000 Einwohner, welche Krapp- u. Maisbau, Fabrikation in Tabak und Seehandel treiben. Sehenswerth sind: Der Dom, die Gebäude der Universität, die Sternwarte, der botanische Garten u. a. — L. war in der ältesten Zeit Residenz der Könige von Schweden; 1104 wurde das Erzbisthum gegründet; 1209 nahmen die Dänen auf kurze Zeit die Stadt, räumten sie aber wieder, doch kam sie später mit Schonen ganz an Dänemark u. wurde erst im Frieden 1658 wieder an Schweden abgetreten.

Lunette, s. Brille 2).

Luneville (Lunaris villa), am Zusammenflusse der Meurthe und Vezouse, unter 48° 35′ 35″ nördlicher Breite und 4° 09′ 22″ östlicher Länge, ist eine hübsch gebaute offene Stadt mit 16,000 Einwohnern, in einer fruchtbaren Ebene des französischen Departements der Meurthe, hat ein Schloß, welches jetzt als Kaserne benützt wird, eine schöne Kirche und mehre Porzellainfabriken. Früher gehörte es, so lange Lothringen einen Theil des deutschen Reiches bildete, ebenfalls zu demselben und war zeitweilige Residenz der Herzoge. Als 1735 Stanislaus Lasczinsky, ehemaliger König von Polen der Schwiegervater Ludwigs XV., zum Herzoge von Lothringen und Bar ernannt wurde, erhob er L. zu seiner Residenz, wodurch der Flor der Stadt bedeutend zunahm. Nach dessen Tode fiel es an Frankreich, bei welchem es bis jetzt verblieben ist. Hauptsächlich merkwürdig ist L. durch den zwischen Frankreich, Oesterreich u. dem deutschen Reiche, d. h. dem südlichen Theile desselben — der nördliche war schon seit dem Separatfrieden zu Basel 1799 (s. d.) mit Frankreich im Frieden — den 9. Februar 1801 angeschlossenen Frieden, der in der Hauptsache mit den, zu Rastadt und im Vertrage von Campo Formio ausgesprochenen, Be-

willigungen übereinstimmend, für Oesterreich die Abtretung von Belgien, der Grafschaft Falkenstein und dem Frickthale an Frankreich erneuerte; eben so nicht minder der lombardischen Länder an die cisalpinische Republik. Dagegen wurde die Besitznahme der venetianischen Provinzen mit der Etschgränze von Seiten Oesterreichs bestätigt, das zwischen Po und Etsch liegende ehemals venetianische Gebiet der cisalpinischen Republik übergeben und die Abtretung des Breisgaues an den Herzog von Modena erneuert. Oesterreich mußte noch weiter auf das Großherzogthum Toskana verzichten, dessen Fürsten eine vollständige Entschädigung in Deutschland verheißen wurde. Deutschland trat das ganze linke Rheinufer mit der Bestimmung an Frankreich ab, daß die, dadurch in Verlust gerathenden, Erbfürsten Ersatz auf dem rechten Ufer erhalten sollten. Uebrigens wurden die batavische, helvetische, cisalpinische u. ligurische Republik anerkannt und die Unabhängigkeit derselben gegenseitig garantirt. Ow.

Lunge, nennt man das, zunächst die Athmung (s. d.) vermittelnde, Organ im menschlichen u. thierischen Körper. Die L. befindet sich in der Brust (s. d.) und nimmt den größeren Theil derselben ein; sie ist vollkommen frei, nur nach aufwärts hängt sie durch die Luftröhre u. die großen Blutgefäße mit dem übrigen Körper zusammen und nach hinten und unten wird sie vom Brustfelle festgehalten; dieses setzt sich von den Brustwandungen aus fort und überzieht die L. vollständig, so daß es selbst in die verschiedenen Einschnitte der L.n eingeht, doch ist es an der L. weit dünner, als am Brustkorbe. Die L. besteht aus zwei ganz geschiedenen, nur durch die Luftröhre zusammenhängenden Hälften, den sogenannten L.flügeln oder der rechten u. linken L. Die untere Fläche beider L.n ist breit und ausgeschweift u. richtet sich nach der Wölbung des Zwergfelles; die äußere Fläche ist den Rippen zugewendet und gewölbt, am meisten nach hinten; dagegen ist die innere, dem Herzbeutel zugewendete, Fläche ausgeschweift, beide Flächen bilden nach vorne einen scharfen Rand, dagegen nach rückwärts einen stumpfen; nach oben endigen die L. mit einem stumpfen Kegel, der von der ersten Rippe umgeben ist. Die L. sind durch schräg von hinten abwärts laufende Einschnitte in Lappen getheilt; die rechte L. hat drei solcher L.-Lappen, die linke dagegen, welche etwas länger, aber schmäler ist, weil das Herz nach dieser Seite mehr Raum einnimmt, hat nur zwei Lappen. Die gesunde L. sieht beim Kinde röthlich aus, dagegen beim Erwachsenen dunkelblau oder schwärzlich grau gesprenkelt; sie fühlt sich weich und schwammig an und ist specifisch leichter, als Wasser, daher sie auf dem letzteren schwimmt. — Das Gewebe der L.n besteht zunächst aus den zahllosen Verzweigungen der sich fort und fort gabelig theilenden Luftröhrenäste (bronchia); diese sind ausgekleidet mit einer Fortsetzung der Luftröhrenschleimhaut und enden sich an der Oberfläche der L. blind, indem sie hier die sogenannten L.-Läppchen oder Luftzellen (vesiculae pulmonales) bilden. Die Schleimhaut ist sehr reich an Blutgefäßen, sondert theils Schleim, theils andere, dem Körper weniger zuträgliche, Stoffe aus und hat zunächst den Athmungszweck zu erfüllen; durch dieselbe tritt der Sauerstoff der atmosphärischen Luft, welcher durch die Einathmung in die Luftröhrenzweige aufgenommen wurde, zum Blute in die in der Schleimhaut verzweigten Blutgefäße, u. entgegen tritt aus denselben der Kohlenstoff durch die Schleimhaut in die Luftröhrenzweige, um ausgeathmet zu werden. Umgeben sind die L.-Zellchen von Zellgewebe, das dieselben an einander heftet und zusammenhält. Das zu oxydirende Blut wird der L. zugeführt durch die L.n-Schlagader (Arteria pulmonalis), welche aus der rechten Herzkammer entspringt, sich in der L. in mehre Aeste und endlich in die feinen Verzweigungen in der Bronchien-Schleimhaut vertheilt; diese letzteren endigen in Haargefäße, in welchen die Oxydation des Blutes (Umwandelung des schwarzen kohlenstoffreichen Blutes in rothes sauerstoffhaltiges) vor sich geht; die Haargefäße ändern sich dann in venöse Gefäße um, u. so tritt das oxydirte Blut in die, immer zu größeren Stämmen sich vereinigenden, L.-Blutadern

(Venae pulmonales), die dasselbe in die linke Vorkammer des Herzens zurückführen. Außerdem befinden sich in den L. noch die Bronchial-Blutgefäße, welche zunächst bei der Ernährung der L. betheiligt sind, ferner Nervenzweige und aufsaugende Gefäße; diese letzteren treten zusammen u. bilden die Bronchial-Drüsen, welche vorzugsweise an den Gabelungen der Luftröhre sitzen, länglich rund sind und beim Neugeborenen röthlich, beim Erwachsenen aber blauschwarz aussehen. Nicht bei allen Thieren finden sich L.n von der eben beschriebenen Art; bei manchen Thierclassen gestalten sich die L.n ganz anders, ja bei einigen Thieren findet sich gar kein eigener Athmungsapparat vor; bei anderen Thieren ist dieser wohl vorhanden, aber ganz anders beschaffen, wo dieselben nicht aus der Luft, sondern aus dem sie umgebenden Wasser den für ihre Fortdauer nöthigen Sauerstoff beziehen. So finden sich in der niedersten Classe der Thiere, bei den Strahlenthieren, noch keine eigene, ausschließlich für die Athmung bestimmte Organe. Die Weichthiere athmen meist aus dem Wasser u. haben daher Kiemen (s. d.); bei den auf dem Lande lebenden aber finden sich Höhlen, die Luft aufnehmen, zur Athmung dienen und gleichsam einzelne L.-Zellen bilden. In der Classe der Gliederthiere erreicht bei den Insekten die Ausbildung der Athmungsorgane einen hohen Grad, indem bei diesen 19—24 Luftröhren an der Oberfläche des Körpers entspringen und das Innere in unzähligen Verästelungen durchziehen, ja zum Theile auch in blasige Erweiterungen anschwellen, die als L.-Zellen betrachtet werden können. Bei den höheren Thieren hat die Haut einigen Antheil an der Athmungsfunktion, außerdem finden sich aber noch eigene Athmungsorgane und zwar in der Classe der Fische nur Kiemen; bei den Amphibien dagegen theils Kiemen, theils L.n. Bei den Vögeln finden sich, außer den eigentlichen, verhältnißmäßig kleinen L., zahlreiche Luftsäcke, die selbst in die hohlen Knochen eindringen, so daß kein Thier im Stande ist, mehr Luft aufzunehmen, als die Vögel. Bei den Säugethieren endlich verhalten sich die L.n wie beim Menschen, doch sind sie verhältnißmäßig beträchtlich kleiner, dagegen ihr innerer Bau weitzelliger, und die Einschnitte der L. zeigen sich zahlreicher und tiefer. E. Buchner.

Lungenkrankheiten. Bei der Wichtigkeit der Athmung für die Erhaltung des Lebens müssen Erkrankungen des Athmungsorganes, der Lungen, zu den gefährlichsten Krankheiten gerechnet werden, und in der That erliegt ein großer Theil der Menschen an L., welche besonders im jugendlichen Alter am häufigsten auftreten und auch am verderblichsten wirken. Zu den wichtigsten L. gehören: der Lungenkatarrh, Brustkatarrh, der in einer katarrhalischen Affektion der, die Luftröhrenverzweigungen auskleidenden Schleimhaut besteht und bei Vernachlässigung, oder bei schon vorher bestehender Krankheits-Anlage der Lungen, „schwacher Brust“ leicht in bedenklichere Uebel ausgeht. Die Lungenentzündung, tritt theils als Entzündung des Lungengewebes selbst (Pneumonia), theils als Entzündung ihres Ueberzuges: Brustfellentzündung (Pleuritis) auf u. nimmt, wenn nicht geheilt, in ersterem Falle einen schlimmen Ausgang in Verdichtung ihres Gewebes (Hepatisatio pulmonum) oder in Eiterung: eiterige Lungensucht (Phthisis pulmonalis purulenta), oder endlich in brandige Zerstörung, Lungenbrand (Gangraena pulmonum); die Brustfellentzündung dagegen kann schlimmen Falles enden mit Verwachsung ihres Lungenüberzuges mit dem Ueberzuge der Rippen, wodurch die Funktion der Lungen sehr behindert wird, oder sie endet mit Ergießung von wässeriger Flüssigkeit in den Brustfellsack: Brustwassersucht (Hydrothorax), welche aber auch auf andere Weise allmälig durch verminderte Aufsaugung entstehen kann. Eine der schlimmsten L. ist die Ablagerung von Tuberkeln (s. d.) in die Lungen, welche gewöhnlich in frühester Lebenszeit statt hat u. gewöhnlich früher oder später die Erweichung der Tuberkeln: knotige Lungensucht (Phthisis pulmonalis tuberculosa) nach sich zieht. Eine dritte Form der Lungensucht oder Lungenschwindsucht ist die schleimige Lungensucht (Phthisis pulmonalis pituitosa), hervorgehend aus Lungen-

katarrhen und bestehend in übermäßiger Absonderung von eiterartigem Schleime und dadurch herbeigeführter Erschöpfung. E. Buchner.

Lungenprobe, Schwimmprobe (docimasia pulmonum hydrostatica), nennt man in der gerichtlichen Arzneikunde jenes Verfahren, durch welches ausgemittelt werden soll, ob ein neugeborenes Kind nach der Geburt gelebt hat, oder nicht. Leben ohne Athmung ist nicht möglich; mit dem ersten Athemzuge tritt aber Luft in die Lunge, die nie mehr völlig ausgeathmet wird, so daß sich in den Zellchen jeder Lunge, die geathmet hat, Luft befindet; hiedurch aber wird das spezifische Gewicht der Lungen verändert, so daß eine Lunge, die geathmet hat, im Wasser schwimmt, während die Lunge eines, vor der Geburt, also vor eingetretener Athmung, gestorbenen Kindes im Wasser untergeht. Hierauf gründet sich nun die L., welche benützt wird, um bei Verdacht von Kindesmord herzustellen, ob das Kind nach der Geburt gelebt habe, oder nicht. Um die L. anzustellen, wird die Lunge sammt dem Herzen aus der Leiche entfernt u. in ein hinreichend tiefes, mit reinem Wasser gefülltes, Gefäß gebracht, um zu sehen, ob sie schwimmt oder ob sie untersinkt; denselben Versuch wiederholt man dann mit der Lunge allein, den einzelnen Lungenflügeln, so wie mit kleinen abgetrennten Stücken der Lunge. — Die der L. zu Grunde liegende Verschiedenheit der Lunge, je nachdem sie geathmet hat, oder nicht, war schon im Alterthume bekannt und Galen erwähnt derselben bereits, aber erst im Ausgange des 17. Jahrhunderts wurde von Thruston u. Rayger das Verhalten der Lungen im Wasser als Hülfsmittel bei Untersuchungen über zweifelhaften Kindesmord in Anregung gebracht, und 1682 fand die erste gerichtliche Anwendung der L. durch den Physikus Schreyer zu Zeitz statt. Die L. fand nun rasch allgemeinen Eingang; aber bald erhoben sich gewichtige Einwürfe gegen dieselbe, die zunächst darin bestehen, daß das Kind nach der Geburt auch ohne Athmung (scheintodt) leben könne, daß dasselbe vor u. während der Geburt athmen könne, daß unter gewissen Bedingungen (in Folge von Entzündung ꝛc.) auch Lungen, die geathmet haben, untersinken im Wasser, während solche, die nicht geathmet haben, schwimmen in Folge von Lufteinblasen, von Fäulniß ꝛc. Um diesen Einwürfen zu begegnen, fanden mehrfache Abänderungen der L. statt: schon bald nach ihrer Einführung dehnte man die Untersuchung aus auf die, in Folge des Athmens eintretende, Wölbung des Brustkastens, die blaßröthliche weißliche Färbung der Lungen und den knisternden Laut u. das Hervorquillen schäumender blutiger Flüssigkeit beim Durchschneiden derselben — ein Verfahren, das man in neuerer Zeit als Athemprobe bezeichnete. Später empfahl Ploucquet seine Blut-L., die auf dem Umstande beruht, daß in Folge des Athmens mehr Blut in die Lungen einströmt und folglich die Lungen, verhältnißmäßig zum Gesammtkörper, schwerer werden. Auf die Gewichtsvermehrung der Lungen an sich in Folge des Bluteinströmens beim Athmen gründete Daniel seine Modifikation der L. Alle diese Methoden haben ihre Mängel, u. diesen zu entgehen, erfanden Bernt u. Wildberg in neuester Zeit die, nach ihnen benannten, Verfahrungsweisen, die in einer Vereinigung der früher üblichen bestehen, aber durch ihre Umständlichkeit sich wenig zur Anwendung eignen. — Die L. ist, ungeachtet ihr nicht völlige Beweiskraft zukommt, doch das wichtigste Hülfsmittel zur Beurtheilnng der Frage, ob ein Kind gelebt habe, oder nicht, und sie darf in der gerichtsärztlichen Untersuchung über zweifelhafte Todesart Neugeborener niemals unterlassen werden. E. Buchner.

Lungenseuche nennt man eine äußerst verderbliche, meistens seuchenhaft vorkommende, ansteckungsfähige Krankheit des Rindviehes, welche in Deutschland allenthalben in das Gewährschaftsgesetz (s. d.) aufgenommen ist. Dieselbe beginnt gewöhnlich mit einem rauhen, trockenen, lauttönenden Husten, wobei das Athmenholen beschleunigt und angestrengt und das Thier beim Drucke auf den Rücken oder auf den Brustkorb lebhaften Schmerz verräth, seine Munterkeit verliert, das Haar auf dem Rücken sich sträubt und glanzlos wird, der Ap-

petit sich mindert, des Abends leichtes Zittern sich einstellt, der Puls angeregt und ein schleichendes Fieber zugegen ist. Nach unbestimmtem, manchmal Monate langem Bestande dieser Krankheit und unter Zunahme ihrer Symptome tritt die allgemeine und örtliche fieberhafte Reizung der Schleimhäute, der Athmungswerkzeuge immer mehr hervor, thränen nämlich die in einzelnen Fällen gerötheten Augen, wird die Nasenschleimhaut trocken und warm, oder zeigt sich mit einem zähen Schleime überzogen; dabei wird das Athmen immer noch beschleunigter, die Freßlust geringer, das Saufen beschwerlich und hustenerregend und hört das Wiederkäuen allmälig auf. Auf der höchsten Stufe der Krankheit verkünden der nun pochende und äußerst schnelle Herzschlag, so wie der schwächer werdende Pulsschlag, den höchsten Grad von Hinfälligkeit, gleich wie der stinkende Absatz von Schleim aus Maul u. Nase, der braune u. übelriechende Harn und die grünen u. stinkenden Durchfälle, oder, statt dieser, ein hoher Grad von Aufblähung u. die häufig an Hals u. Brust vorkommenden wässerigen Geschwülste von dem vorangerückten Zersetzungsprozesse Zeugniß geben. Die Kunst vermag gegen diese Seuche in ihrem ersten Zeitraume nur sehr wenig und später gar Nichts. Was die Ursachen, welche dem Ausbruche der L. zum Grunde liegen, angeht, so sind diese noch sehr unbekannt. Es gibt fast keinen äußeren oder inneren schädlichen Einfluß, welchen man nicht mit Recht als Krankheitsursache beschuldigt hätte, u. es scheint darum, daß in der Luft oder in der Lebensweise der Thiere ein unbekanntes Etwas liegt, das, von irgend einer oder mehren anderen Schädlichkeiten unterstützt, den Ausbruch dieser Seuche fördert. μ

Lunte heißt jenes Material der Artillerie, welches zur Unterhaltung des Feuers, zum Losbrennen der Geschütze mit den älteren gewöhnlichen Brändern, zum Anzünden der Kunstfeuer, zum Anfeuern der Minen u. s. w. gebraucht wird. Sie wird entweder aus dem Werge des Flachses oder sehr geschmeidigen Hanfes gesponnen, jedoch nicht stark gedreht, und man läßt sie entweder in einer Auflösung von $\frac{1}{20}$ Bleizucker — salpetersaurem Blei oder essigsaurem Bleioxyd — kochen, oder 6 Stunden in dieser Auflösung kalt weichen, oder legt das Gespinnst 36 Stunden lange in eine Lauge von Kalk u. Holz- (Buchen-) Asche. Bei wieder einer anderen Auflösung von Bleizucker, wobei auf jedes Loth des letzteren das zwanzigfache Gewicht an Wasser genommen wird, läßt man das L.en-Gespinnst $\frac{1}{4}$ Stunde lange in der Auflösung kochen, worauf dasselbe getrocknet, ausgestreckt u. mit alten Seilen aus Roßhaaren u. altem aufgelösten Tauwerke gestrichen wird. Die Percussionirung der Geschütze hat den Gebrauch der L. so ziemlich beschränkt.

Luntenschloß. Als man anfing, im Kriege der Hacken oder der Musketen sich zu bedienen und das Feuerschloß noch lange nicht erfunden war, befestigte man in den Hahnen dieser Gewehre ein Stück Lunte u. feuerte mittelst desselben das in der Zündpfanne gelegene Kraut an. Solche Schlösser nannte man L.er, u. die Feuergewehre, an denen sich solche Schlösser befanden, L.-Musketen oder Luntenbüchsen. Die Einrichtung dieser L.er war einfach. An der Stelle, wo jetzt der Schloßkasten sich befindet, war eine Art von Schloßblech angebracht, an wechem sich da, wo es an dem Zündloche des Rohres anlag, eine, durch einen Pfannendeckel geschützte, Zündpfanne befand, welche das Zündkraut gegen Nässe u. unwillkürliche Entzündung schirmte und das Herabfallen desselben verhinderte. Em Ende dieses Schloßbleches bewegte sich ein 5 bis 6" langer Hacken (Hahnen), der zwischen seinen Lippen oder in einem einfachen Ringe die Lunte fest hielt, um eine Schraube. Sollte nun ein Schuß gemacht werden, so leitete dieser Hacken, nachdem der Pfannendeckel entfernt war, mittelst eines Druckes an seinen kürzern unteren Schenkel, die brennende Lunte durch eine Feder auf das, in der Pfanne aufgeschüttete, Pulver und brachte durch dessen Entzündung den Schuß hervor. Man bediente sich des L.es bis zur Erfindung des Radschlosses (s. d.)

Lupercus, wörtlich Wolfsabwehrer, war bei den Römern ein, wahr-

scheinlich mit dem Pan (s. d.) identischer Hirtengott. Seit Romulus, welcher denselben durch Spiele geehrt, wurden ihm die Lupercalien gefeiert, bei welchen Jünglinge unbekleidet, nur durch Felle der frisch geschlachteten Opferthiere ein wenig verhüllt, einen Wettlauf hielten u. die Vorübergehenden mit Riemen von Ziegenfellen schlugen. Ihnen gingen Frauen entgegen, welche unfruchtbar waren, in der Meinung, durch solche Hiebe des Fluches entladen zu werden.

Lupin, Friedrich, Freiherr von, geboren 11. Nov. 1771, gehörte einer Familie an, die 300 Jahre lange ununterbrochen die ersten Stellen in der schwäbischen Reichsstädt Memmingen bekleidet hatte. Sein Vater war Kanzleidirektor daselbst u. der Sohn zu demselben Posten prädestinirt. Wie für eine künftige Stelle, so hatte seine Familie auch für eine Frau für ihn gesorgt und ein sehr reiches Mädchen, die Tochter eines Kaufmannes aus Venedig, dazu erkoren. Der Bräutigam sollte bloß noch in Straßburg und Paris einige äußere Politur gewinnen u. dann die Ehe vollzogen werden. Aber die zwei Jahre, die hiezu bestimmt waren, wurden der Braut zu lange. Sie wurde untreu, u. da nun die Aussicht auf die große Mitgift verschwunden war, so bestimmte die Familie, daß der betrogene Bräutigam etwas Ordentliches lernen sollte. Von Straßburg ging L. nach Göttingen, wo er die Rechte studirte u. u. A. Blumenbach, Schlözer, Gatterer, Spittler, Lichtenberg u. Kästner hörte. Ein Zufall wurde die Veranlassung, daß er die Mineralogie, so fremd sie seinem Berufe war, mit großem Eifer studirte. Auf einer Harzreise, die er mit einem anderen Studenten unternahm, stellte er an die Bergleute so sonderbare Fragen, daß sein Begleiter im Unmuthe äußerte, nur ein Ignorant könne so fragen. Diese wohlverdiente Bemerkung ging ihm so zu Herzen, daß er von Stunde an der Mineralogie alle seine Mußestunden widmete. Auch seine Reisen gestalteten sich zu mineralogischen Ausflügen, denen wir sein erstes literarisches Produkt verdanken, die „mineralogischen Wanderungen durch Franken." Der Beifall, den dieses Werk fand, machte den Vater mit den Studien seines Sohnes zuerst bekannt u. er rief ihn unverzüglich nach Memmingen zurück, damit er sich seinem eigentlichen Berufe widme. L. erlangte jedoch, daß er noch eine größere Reise machen durfte, und trat dann 1794 in Memmingen als Stadtgerichtsassessor seine Laufbahn an. Auf den väterlichen Rath bewarb er sich um mehre kleine reichsstädtische Aemter und fungirte nach der Reihe als Seelhaus-, Spenden- u. St. Martinspfleger, als Einungsbeisitzer u. als Almosencassenverwaltungsmitglied. Während dem brach das Kriegsunglück in das Land. L.s Gedanke, eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisiren, scheiterte an zwei Umständen: an der entschiedenen Weigerung des Memminger Bürgermilitärs, bei so gefährlichen Dingen sich zu betheiligen, sodann daran, daß die Oesterreicher das reichsstädtische Arsenal ausleerten u. so dem Volksaufstande in spe die Waffen entführten. L. konnte sich keine kriegerischen Lorbeeren erwerben, wurde aber seinen Mitbürgern durch seine friedliche Thätigkeit sehr nützlich, namentlich zur Zeit des Friedens von Luneville. Es gelang ihm nämlich, eine, von einem französischen Kriegscommissär vertragswidrig geforderte, Requisition demselben auf den Grund der abgeschlossenen Verträge zu verweigern. 1802 wurde L. Kanzleidirector in Memmingen, als man bereits in Regensburg über die Mediatisirung der Reichsstädte verhandelte. Vergebens that L., was in seinen Kräften stand, um dieses Schicksal von seiner Vaterstadt abzuwenden. In Paris schnöde abgewiesen, veranstaltete er eine Versammlung reichsstädtischer Deputirten in Ulm, um gemeinschaftliche Schritte gegen die drohende Mediatisirung zu verabreden. Diese Vereinigung hatte aber keinen Erfolg. Memmingen kam bald darauf an Bayern u. L. huldigte im Namen der Stadt dem Kurfürsten. Sein eigenes Schicksal entschied ein Zufall; er hatte sich beim Zerschlagen eines Steines in der Hand verwundet, und wurde vom Wundarzte im Gespräche gefragt, ob er etwa eine Stelle im Bergwesen suche. Dieß bestimmte ihn wirklich, Schritte zu thun, die ihm nach den ersten mißlungenen Versuchen die Stelle eines Bergbau-Commissärs verschafften. Eine

literarische Frucht dieser seiner Thätigkeit ist sein „Resumé der mineralisch-geognostischen Beobachtungen über die schwäbische Alp," das im zweiten Bande der Denkschriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München abgedruckt wurde. 1808 setzte ihn der Tod seines Vaters in den Besitz des Gutes Illerfeld. Er widmete diesem Gute seine ausschließliche Thätigkeit u. brachte es so empor, daß Graf Montgelas Illerfeld zu einer landwirthschaftlichen Lehranstalt machen wollte, was sich aber in Folge von Streitigkeiten zerschlug. In diese Zeit fällt L.s der Königin Karoline gewidmetes Werk: „Die Gärten, ein Wort zu seiner Zeit," München 1818. 1821 wurde er, bei Aufhebung der Generalbergwerksadministration, mit vollem Gehalte in Ruhestand versetzt. Die nächsten Jahre verwendete er zur Ausarbeitung eines größeren Werkes: „Biographieen jetzt lebender oder erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen, welche sich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben," Stuttgart u. Tübingen 1826. Von diesem Werke erschien indessen wegen Mangel an Theilnahme nur ein einziger Band. Während die Landwirthschaft seine Hauptbeschäftigung blieb, wandelte sich seine Schriftstellerei in Kunstliebhaberei um. Eine Einladung seiner Bergwerksgenossen im Kanton Thessin führte ihn nach der Schweiz u. von da nach Mailand, wo der Anblick der herrlichen Kunstschätze ihn mit Begeisterung erfüllte. Nun legte er sich rüstig auf das Studium der Kunst, kaufte Kunstwerke aller Art u. sah sich endlich im Besitze von mehr als 500 zum Theile preiswürdigen Bildern. Einmal in die Welt der Vergangenheit hineingezogen, wurde der nimmer Ruhende von dem Alterthume seines eigenen Geschlechtes in Anspruch genommen. Was nur immer auf das L.sche Geschlecht Bezug hatte, wurde dazu gesammelt u. in einem dickleibigen, obschon noch unvollendeten, Manuscript hinterlegt. Illerfeld hatte durch diese Kunstschätze eine neue Bedeutung gewonnen, als König Ludwig die reizende Besitzung besuchte, wo er sich so gefiel, daß er ihren Schöpfer mit seinen Nachkommen beiderlei Geschlechts in den Freiherrenstand des Königreichs erhob. In den letzten Jahren seines Lebens stellte L. sich die Aufgabe, seine Selbstbiographie zu schreiben. Die seltsame Schrift: „Der Landbär," Weimar 1840, machte den Vorläufer; 1844 erschien das vierbändige Werk selbst: „Selbstbiographie des Freiherrn Friedrich von L. auf Illerfeld." Er überlebte den Erfolg dieser Schrift nicht lange; ein Jahre langes, aber unbedeutendes Magenleiden artete zuletzt in einen Magenkrebs aus und brachte ihm nach langen Schmerzen den Tod. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Pavillon seines Gartens beigesetzt, wo er sich schon seit mehren Jahren sein Grab hatte bauen lassen.

Lupulin oder Hopfenmehl ist ein Bestandtheil der weiblichen Blüthen (Kätzchen, Zapfen) des Hopfens (Humulus Lupulus s. d.). An der Basis der ziegeldachartig geordneten Schuppenblättchen der Zapfen entstehen aus zwei linsengroßen weiblichen Blüthen (zwei) einsamige, kleine Nüßchen, welche, wie die Schuppen selbst, dann die jungen Triebe und Blätter, mit zahlreichen gelben, glänzenden Drüsen bedeckt sind, in denen sich das L. befindet. Dieses beträgt 9—10 Prozent am Gewichte der Zapfen, ist Anfangs weich u. klebrig, wird aber nach dem Trocknen pulverig, hat eine gelbe Farbe, riecht angenehm gewürzhaft u. betäubend u. schmeckt bitter gewürzhaft erwärmend; in kaltem Wasser ist es schwer löslich, leichter in kochendem. Ueberschüssiges L. schmilzt in kochendem Wasser zu ölartigen Tropfen, die untersinken u. beim Abkühlen zu einer braunen, spröden Masse erstarren. Das L. besteht nach Payen, Chevallier und Pelletan aus ätherischem Oel, einem goldgelben, bitteren Harze und bitterem, in Wasser löslichem Stoffe, Lupulit, und enthält außerdem noch eine stickstoffhaltige Substanz, Gummi, Salze u. Spuren von Fett. Es wird als Bitterstoff des Bieres gebraucht (s. den Art. Hopfen).

C. Arendts.

Lurley oder **Loreley**, die, nennt man einen schroffen Kieselschieferfelsen am Rheine, der bei Oberwesel im preußischen Regierungsbezirke Koblenz in den von Bergen eingeengten Strom sich niedersenkt. Nach der Sage soll er von einer Fee

bewohnt seyn, die mit reizendem Gesange die Schiffe an sich lockt und dann den Nachen am Gesteine zerschellen macht. Uebrigens sind die vielerlei Mährchen, welche man den Touristen von der L. erzählt, ihrem Ursprunge nach größtentheils Phantasiegebilde moderner Dichter u. Nichts weniger, als ächte alte Volksüberlieferungen. Die älteren Reisebücher wissen kein Wort von ihnen. Auch der Ruhm des Wiederhalles am L.-Felsen ist nicht sehr alt. Die Vorüberfahrt ist für die Schiffe nicht ohne Gefahr, da die Strömung hier sehr schnell geht. Mit der großartigen Stromklause der Donau bei Weltenburg kann die L. nicht entfernt den Vergleich bestehen. mD.

Lusignan, s. Guido 4).

Lusitanien, s. Portugal.

Lussac, s. Gay-Lussac.

Lustrum hieß bei den alten Römern eine Zeit von fünf Jahren, nach deren Verlauf die Censoren jedesmal eine Musterung des Volkes vornahmen.

Lustseuche (Syphilis) ist eine chronische, durch Uebertragung des venerischen Giftes entstehende Krankheit, die sich vorerst an der, von dem Ansteckungsstoffe berührten, Hautstelle als entzündliche Reizung kund gibt, sodann ihren eigenthümlichen Charakter annimmt — örtliche oder primäre L. — u. durch fortschreitende Weiterverbreitung ihres Krankheitsproduktes im Körper des Kranken den Gesammtorganismus inficirt — allgemeine oder secundäre L. — Die L. ist ursprünglich immer örtlich und erscheint unter der Form eines Geschwüres an der durch unmittelbare Berührung angesteckten Stelle, u. zwar am häufigsten an den Genitalien, zuweilen auch an andern, entweder mit einer dünnen Oberhaut oder empfindlichen Schleimhaut versehenen, oder verletzten Körperstellen. Hier entsteht das Geschwür gewöhnlich 3—7 Tage nach geschehener Einwirkung des Giftstoffes, dort gewöhnlich später. Die Form des Erscheinens der idiopathischen oder primären L. ist die eines kleinen, rothen, entzündeten Punktes, auf welchem sich nach einigen Tagen eine kleine Pustel bildet, die sich bald darauf öffnet und sich zu einem immer weiter um sich greifenden Geschwüre umwandelt, dessen Ränder aufgeworfen oder speckartig sind u. dessen Grund ungleich u. empfindlich ist. Den Begleiter der steigenden primären syphilitischen Affection, sowie den Uebergang der örtlichen L. zur allgemeinen, geben die Bubonen ab, welche entzündete Lymphdrüsengeschwülste sind u. ihre Entstehung in den ihnen zulaufenden entzündeten Lymphgefäßen genommen haben. Die allgemeine L. oder constitutionelle Syphilis ist der Complex von Krankheitserscheinungen, welche von der allgemeinen Ansteckung des Organismus herrühren und zwar, wenn das von dem Körper aufgenommene Contagium örtlich nicht getilgt und sohin dem Organismus einverleibt ward, der dessen Existenz früher oder später an sich selbst oder an Andern, wie bei und durch die Zeugung, kund gibt. Begünstigende Momente für die Verallgemeinung des syphilitischen Giftes geben ab: schlechtes diätetisches Verhalten während des Primärleidens, schlechte Behandlung desselben, schwächliche lymphatische Constitution, Scropheln u. andere dyskrasische Krankheiten. Die Zeitdauer des Erscheinens der syphilitischen Secundärzufälle ist unbestimmt. Man hat die Beobachtung gemacht, daß der Keim Jahre lange latent lag, bis ihn ausschweifende Lebensweise oder Aufregungen anderer Art wieder weckten. Die Erscheinungen der secundären, allgemeinen L. sind äußerst mannigfaltig und es ist mit dieser so ausgedehnten Verbreitung des L.ngiftes im Organismus immer große Gefahr für die Erhaltung des Lebens verbunden, denn Abzehrung, Hals- und Lungenschwindsucht, schleichendes Fieber, erschöpfende Ausleerungen, Wassersucht ꝛc. sind oft die unabwendbaren Folgen. Die Behandlung der L. zerfällt in eine prophylaktische (vorbeugende) u. curative (heilende), eine örtliche (äußere), u. allgemeine (innere u. diätetische). Die Vorbeugungskur geht dahin, die L. durch sanitätspolizeiliche Maßregeln auszurotten, was bis dahin noch nicht gelungen ist, auf dem bisherigen Wege auch nie erreicht werden wird und nur einstens dem Siege der christlichen Moral gelingen dürfte. Das erste curative Verfahren bei

durch den päpstlichen Legaten Cajetan, vor welchem er 1518 erscheinen mußte; durch den Prokanzler der Akademie zu Ingolstadt, Doktor Johann Eck, der 1519 auf der Pleißenburg zu Leipzig mit ihm disputirte, und durch den päpstlichen Nuntius von Miltitz in demselben Jahre zu Altenburg — alle diese Aufforderungen waren vergeblich. L. appellirte von dem Legaten Cajetan an den Papst, von dem Papste an ein zu versammelndes Concil. Leo X. verdammte die 95 Sätze L.s u. sprach 1520 den Bann wider ihn aus, nachdem man auch in Löwen u. Paris seine Schriften öffentlich verbrannt hatte. Allein Kurfürst Friedrich von Sachsen wußte ihn zu schützen; auch Adelige, wie Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, denen die römisch-katholische Geistlichkeit längst verhaßt war u. die lüsterne Blicke nach den Gütern der Klöster warfen, boten ihm zum Schutze Feder und Schwert an; das gemeine Volk jauchzte ihm entgegen, in der Hoffnung, der kirchlichen Bande los zu werden und die Gütergemeinschaft der apostolischen Zeit wieder hergestellt zu sehen; weltliche Personen aller Stände lauschten auf jedes seiner Worte u. rafften alle ihm entfallenen Reden mit derselben Gier u. Hast auf, wie in unsern Tagen gar nicht oder halb Gebildete über die Strauß'schen u. andere Satiren auf die Göttlichkeit Jesu u. das Christenthum hergefallen sind. Dieß Alles machte L. von Tag zu Tag kecker, so daß er sich in Schrift u. Rede zur Hauptaufgabe machte, den Primat des Papstes zu bestreiten, sich förmlich von der katholischen Kirche loszusagen, den Feuertod seiner Schriften an den päpstlichen Decretalen zu rächen und die Person und Würde des Papstes in Ausdrücken, die wir ihrer Unfläthigkeit wegen hier nicht wiederholen wollen, öffentlich zu beschimpfen. Sein erstes und letztes Wort, wie es ihm nach u. nach gewöhnlich wurde, war „die Schrift;“ sein Grundsatz, wie derselbe erst nach und nach in ihm sich ausgebildet hatte, war: „was nicht ausdrücklich in der Bibel steht, das ist, weil es ein Menschen- u. nicht Gotteswort ist, nicht entscheidend für den Glauben.“ Diesem Grundsatze zufolge erklärte er vor der Versammlung des Reichstages zu Worms, vor welcher er am 5. April 1521 erschien, daß er so lange nicht widerrufen wolle, bevor man ihn nicht aus „der Schrift“ widerlegt hätte — eine Aeußerung, welche noch heut zu Tage gerade Diejenigen am öftesten als einen heiligen Orakelspruch aus seinem Munde referiren, für welche die Schrift bereits längst alles Ansehen verloren hat. Der Kaiser erklärte ihn durch ein Edikt (das Wormser Edikt) in die Reichsacht; aber der Kurfürst von Sachsen wußte den Reformator der Gefahr zu entrücken, da er ihn nach seiner Flucht von Worms unterwegs im Walde durch zwei verkappte Ritter festnehmen u. auf die Wartburg bei Eisenach in Sicherheit bringen ließ. Während L. Monate lange hier im Verstecke lebte, trieb sein Werk, auch ohne seine unmittelbare Einwirkung, seine sauberen Früchte. In Wittenberg tumultuirte der Bilderstürmer Karlstadt; aus Zwickau waren Propheten hieher eingewandert, welche ein Reich Gottes ohne Obrigkeit u. ein Schlaraffenleben bei Gütergemeinschaft als nahe bevorstehend verkündigten. Der Kurfürst, Melanchthon (s. d.) u. A., rathlos, schrieben u. sandten Boten an den Einsiedler auf der Wartburg, daß er sich ihrer Lage erbarmen möge. So brach er denn, nachdem er 10 Monate zwischen seinen vier Wänden auf der Burg gesessen, um den Sturm zu beschwichtigen, nach Wittenberg auf, wo er den 7. März 1522 ankam und längere Zeit seinen Aufenthalt nahm. Ausliefern konnte man ihn nicht: beschützen mußten ihn die, die sich einmal aus politischen u. andern Gründen an seinem Kampfe gegen die Kirche, oder, wie sie sagten, gegen die Hierarchie betheiligt hatten: denn sie hätten sich ja dadurch compromittirt u. der gehoffte Vortheil wäre ihnen unter den Händen entwischt. Schon auf der Wartburg hatte L. das Neue Testament zu übersetzen angefangen; in Wittenberg gab er 1522 diese Uebersetzung ans Licht; der Gebrauch derselben wurde aber in manchen deutschen Ländern, namentlich in der Mark, in Bayern und in dem Gebiete des Herzogs Georg von Sachsen verboten. 1523 änderte L. die Liturgie. Auf dem, in demselben Jahre gehaltenen, Reichstage zu Nürnberg wurde den Ständen nochmals die Vollziehung des

Wormser Ediktes aufgetragen; allein sie versprachen, klug ausbeugend, den kaiserlichen Befehl so gut vollziehen zu wollen, als sie es vermöchten. Die Krankheit hatte sich zu tief eingefressen. 1524 legte der Reformator sein Ordenskleid ab u. nahm eine, ihrem Gelübde ebenfalls untreu gewordene, Cisterzienserklosterfrau, Katharina von Bora (s. d.), zur Frau. In demselben Jahre entsproßte eine weitere Frucht der Reformationsaussaat, der Bauernkrieg (s. d.). Von 1527 — 29 verfaßte sodann L. eine neue Kirchenordnung. Der Religionsfriede von Nürnberg 1532 gewährte ihm u. seiner Sache völlige Sicherheit; 1534 brachte er seine Bibelübersetzung zu Stande; die ganze Bibel überarbeitet gab er 1541 heraus. Der Papst mochte Concilien ausschreiben, so viele u. wohin er wollte: es war L. u. seiner Partei bereits klar, daß eine Vereinigung zwischen ihnen u. der katholischen Kirche nicht mehr möglich sei. Diese Gewißheit hatte L. erlebt u. ein Krieg stand nahe in Aussicht, als er selbst durch den Tod vom Kampfplatze abgerufen ward. Er starb in seiner Geburtsstadt Eisleben, wohin die Grafen von Mannsfeld ihn gerufen hatten, um zwischen ihnen einen Streit zu schlichten, 1546, den 18. Februar. Er hinterließ seine Frau u. 4 Kinder. Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht u. in der dasigen Schloßkirche beigesetzt. Sein letzter direkter Abkömmling war Martin Gottlieb L., der als Rechtsconsulent zu Dresden 1759 starb. — L. war 1) ein gelehrter Mann, das ist nicht zu läugnen. Doch waren Anfangs, als er gegen Tetzel auftrat, u. noch damals, als er seine Schrift De captivitate babylonica (über die babylonische Gefangenschaft) schrieb, seine dogmatischen Begriffe bei weitem noch nicht geordnet, wie ihm der englische Bischof Johannes Roffensis, der dieser Schrift eine stattliche Widerlegung entgegensetzte (s. Assertionis Lutheranae confutatio juxta verum et originalem archetypum nunc ad unguem diligentissime recognita per Joannem Roffensem episcopum, academiae Cantabrigiensis cancellarium, editio ultima Antwerpiae 1537) evident nachgewiesen hat. Die Scholastiker bekämpfte L., ohne sie sorgfältig genug gelesen oder gehörig verstanden zu haben. Erfüllt mit den Ideen der Mystiker, insbesondere des von ihm sehr hoch geschätzten Tauler, war er aller Scholastik u. der dialektischen Entwickelung der Begriffe gram. Er konnte daher auch behaupten, daß die Natur des Menschen böse u. durchaus verderbt sei, daß der Glaube allein selig mache ohne Werke u. dergleichen. Er war 2) ein Mann von festem Charakter, dabei aber leidenschaftlich, aufbrausend, unbeugsam u. von derber Rede. Seine Sprache hatte Kraft u. Energie. Er war Dichter u. wahrer Freund der Musik. 1545 gab er zu Leipzig eine Sammlung von 89 Liedern heraus. Zu vielen seiner Kirchenlieder hat er die Melodieen selbst componirt. Er war 3) unermüdet thätig, wie seine bändereichen Werke, seine größeren u. kleineren Schriften (s. die Walch'sche Ausgabe u. die neueste von Bretschneider) beweisen. Es ist fast unbegreiflich, wie ihm zur Ausarbeitung so vieler Schriften ungeschwächte Kraft geblieben und in seinem vielbewegten Leben Zeit u. Muse gegönnt worden ist. 4) Daß er Anhang fand, ist ganz u. gar kein Wunder. Wer da lehrt: Alle Christen sind Priester; das Gewissen ist die Quelle des Glaubens; Jeder muß seinen Glauben sich selbst bilden; nur der Glaube, nicht die Werke, führen zur Seligkeit; der Mensch kann zu seiner Bekehrung Nichts beitragen u. dgl.: warum sollte der nicht zu jeder Zeit Anhänger finden können? 5) Sowie unter der göttlichen Leitung Alles zum Guten ausschlägt, so hat auch das Werk L.s der Welt manche Vortheile gebracht, was heutzutage redliche Katholiken gar nicht läugnen. Wir wollen nur erwähnen, daß dadurch Gelehrsamkeit befördert, das Wissen mehr u. mehr gelichtet u. erweitert, alle Zweige der theologischen Wissenschaften neu belebt und in die Menschheit eine Masse von Ideen gebracht worden sind, die ihr ohne dieß vielleicht auf immer vorenthalten u. verborgen geblieben wären. Dr. Wilke.

Luxation, bedeutet die Verrenkung oder die widernatürliche Ausweichung eines Knochens oder Knorpels aus seinem natürlichen Orte. Solchen Gebrechen können Menschen u. Thiere unterliegen.

Luxembourg (François Henri de Montmorency, Herzog von), Pair u. Marschall von Frankreich, geboren 1628, stammte aus einem der ältesten u. berühmtesten Häuser in Frankreich. Seine Erziehung war, der damaligen adeligen Gewohnheit nach, ganz militärisch, ungeachtet sein zu diesem Stande wenig passender Körperbau die damit verbundenen Ungemächlichkeiten kaum auszuhalten schien. Er trat sehr jung in Kriegsdienste, hatte zu Lehrern in der Kriegskunst den Herzog von Condé u. Turenne, that sich bei der Eroberung der Franche-Comté ungemein hervor u. führte die französischen Völker hauptsächlich in dem niederländischen Kriege gegen Wilhelm III. Die von ihm gewonnenen Schlachten bei Fleurus, Neerwinden u. Steinkerken verbreiteten seinen Ruhm außerordentlich; allein theils erkaufte er die erhaltenen Vortheile mit zu vielem Blute, theils übte er gegen die besiegten Feinde zu viele Grausamkeiten aus. Er starb den 4. December 1695.

Luxemburg, Großherzogthum. Geographie u. Statistik. Das ganze, zu den deutschen Bundesstaaten gehörige, Großherzogthum L. enthielt nach dem im Wiener Frieden bestimmten Umfange 126 □ Meilen, worauf im Jahre 1838 nach einer offiziellen Angabe 335,195 Bewohner lebten. Gegenwärtig beträgt die Gesammtbevölkerung über 360,000 Seelen. In Folge der letzten belgischen Revolution ward das Land zwischen den deutschen Bundesstaaten u. Belgien getheilt, indem die kleinere östliche Hälfte an den König von Holland, der als Großherzog von L. Mitglied des deutschen Bundes ist, zurückfiel, die größere westliche Hälfte aber zu einer belgischen Provinz, außer Verband mit dem deutschen Bunde, erhoben wurde. Es gibt daher jetzt ein deutsches u. ein belgisches L. — 1) Deutsch L. Es umfaßt die alten L.er Stammländer deutscher Zunge, mit Ausnahme der an Frankreich u. an Preußen abgetretenen Bezirke, u. enthält 47 □ Meilen mit (1842) 184,760 Einwohnern, deren Zahl jetzt auf 190,000 Seelen gestiegen seyn mag. Gegen Osten gränzt es an Preußen, wo die Our, Sauer u. Mosel die Gränze bilden; gegen Süden an Frankreich, gegen Westen an belgisch L., gegen Norden an belgisch L. u. Preußen. Das ganze Land gehört zum Flußgebiete der Mosel, mit alleiniger Ausnahme des kleinen südwestlichen Winkels, wo die Korn (Chiers) entspringt u., nachdem sie einige Thäler durchflossen, durch belgisch L. u. Frankreich der Maas zueilt. Die Mosel bildet von Schengen bis Wasserbillig die Gränzscheide gegen Preußen auf einer Strecke von 8 Stunden. Der eigentliche Hauptfluß des Landes ist aber die Sauer, nebst der Saar der größte Nebenfluß der Mosel. Sie entspringt in einem Walde bei Vaux-les-Rosiers an den Ardennen in belgisch L., tritt ober Marlingen in das Großherzogthum, fließt bis oberhalb Ettelbrück in einem tiefen romantischen Felsenthale, das sich bei Ettelbrück u. Diekirch erweitert, unterhalb aber bis zur Mündung der Our sich wieder verengt u. zum Theile von hohen und schroffen Felsen eingeschlossen ist. Von der Ourmündung an verläßt die Sauer ihre östliche Hauptrichtung u. bildet, von da nach Südost u. Süden sich wendend, bis zu ihrer Mündung bei Wasserbillig die Gränze zwischen Preußen u. dem Großherzogthume. Die Länge ihres Laufes beträgt ungefähr 20 deutsche Meilen, die mittlere Breite bei Diekirch 90′, bei Echternach 140′, bei Wasserbillig 190—200′. Sie wird bis Echternach für große, bis oberhalb Diekirch für kleinere Kähne fahrbar. Ihre Hauptnebenflüsse sind, rechts: die Else (Alzette), welche in Frankreich entspringt, prächtige Wiesenfluren bewässert, bei der Stadt L. durch ein enges Felsenthal sich windet u. in einer Breite von etwa 40′ oberhalb Ettelbrück in die Sauer fällt; die obere u. untere Ernz, zwei kleine Flüsse, die durch außerordentlich tiefe u. romantische Ardennen-Thäler rinnen, u. links: die Wiltz mit der Klerf u. die Our, welche auf der preußischen Eifel entspringt und unterhalb Neuland bis zur Mündung in die Sauer die Gränze zwischen Preußen und dem Großherzogthume bildet. Die, an der Westseite des Johannesberges entspringende, Korn (Chiers) verläßt noch als ein Bach das L.er Gebiet. Das Großherzogthum ist im Ganzen als Gebirgsland zu bezeichnen, das zum Bereiche der Ar-

nnen gehört. Doch hat fast nur der südliche und südöstliche Theil eigentliche ebirgszüge mit hervorragenden Kuppen. Der nördliche u. nordwestliche Theil steht aus trockenen, meistens mit Haide bedeckten Hochebenen, mit außerordent- h tief eingeschnittenen, zahlreichen Fluß- u. Bachthälern, die oft urplötzlich eine nförmige Fläche mit den schönsten u. großartigsten Felspartieen unterbrechen. ie Thäler der Sauer, Our, der obern u. untern Ernz bieten Naturschönheiten r, wie sie nur irgend im nördlichen u. westlichen Deutschland gefunden werden. er Hauptstock der Ardennen liegt in belgisch L., wo sich an den Quellen der auer, Ourthe u. Lesse die Flußgebiete des Rheins u. der Maas scheiden. Von aus laufen drei Hauptzüge in das Großherzogthum hinein, wovon der erste e Flußgebiete der Sauer u. der Wilz, der zweite die Gebiete der Wilz und der lerf, der dritte die der Klerf u. Our scheidet u. gegen das linke Sauerufer, zum heile mit steilen Felsenmassen, abfällt. Der Gebirgszug zwischen der Klerf und ur läuft fast in nördlicher Richtung u. bildet über Neuland und St. Vith die erbindung mit der Eiffel. Die südliche Hälfte des Landes bildet keine Hoch- ene u. hat größere, äußerst fruchtbare Thäler, die von einzelnen, wenig zusam- enhängenden, Gebirgszügen unterbrochen werden. Den höchsten Punkt im Sü- n bildet der Johannesberg, hart an der französischen Gränze. Doch erreicht in Berg des Landes völlig die Höhe von 2000′. Die nördlichen Hochebenen s Landes, etwa den dritten Theil des Großherzogthums ausmachend, werden wöhnlich Oesling (lat. Osninca) genannt. Im Ganzen ist deutsch-L. ein ohlhabendes, an Produkten reiches Land. Am fruchtbarsten u. bevölkertesten ist e größere südliche Hälfte; größerer Wohlstand herrscht jedoch wohl im Oesling, o vorzugsweise die Viehzucht blüht. Getreide, besonders Weizen und Mischel- ucht, wird in großer Menge gebaut und bildet einen Hauptausfuhrartikel (oft r 1 Million Francs im Jahre). Wein wird vorzüglich an der Mosel gebaut zum Theile ausgeführt. Weniger Bedeutung hat der Weinbau im Thale der auer (Echternach, Diekirch), Our (Vianden) u. im Thale von Mondorf. Die ste Sorte wächst bei Wormeldingen; ferner bei Ehnen, Ahn, Lenningen, Gre- nmachern ꝛc. Die Weinpflanzungen nehmen einen Flächenraum von 700 Hek- rien = 2100 Morgen, ein u. gaben im Jahre 1837 einen Ertrag von 75,503 aril. Durchschnittlich beläuft sich der jährliche Ertrag auf 6—8000 Fuder. er Obstbau blüht besonders an der Mosel u. unteren Sauer. Die Viehzucht ird vorzugsweise im Oesling betrieben. Man schätzt den Viehbestand auf 3,000 Pferde, 60—70,000 Stück Hornvieh, über 100,000 Schafe und viele chweine. Der früher außerordentlich reiche Wildbestand ist seit der französischen evolution sehr geschwächt; man findet nur selten noch Rehe, Wölfe, Wild- hweine, Auerhähne, Haselhühner ꝛc. Auch der Fischfang ist nicht mehr sehr be- utend. Die Mosel, Sauer u. Our liefern Salme u. fast alle Bäche des Oesling iben die vortrefflichsten Forellen. Ueberaus reich ist L. an den schönsten Waldun- n, weßhalb das Land in der französischen Zeit das „Departement der Wälder“ ge- nnt wurde. Die Hochebenen und selbst die Berge im Süden sind zum Theile it Hochwald (vorzugsweise Buchen, aber auch Eichen) bedeckt; im Oesling ist zemlicher Wald seltener; dagegen sind hier große Strecken mit sogenannten Loh- cken bepflanzt, welche, alle 10 oder 12 Jahre niedergehauen, die vorzüglichste he liefern, die, besonders nach Preußen (Malmedy, Aachen ꝛc.) ausgeführt, große ummen Geldes in das Land bringt. Sehr viele Dörfer besitzen noch Gemeinde- aldungen, durch deren Ertrag sie in den Stand gesetzt werden, bedeutende Neu- uten an Kirchen, Schulen u. Straßen vorzunehmen. Doch scheint üble Be- ewirthschaftung u. eine für die Zukunft wenig besorgte Verwaltung (noch im ihre 1847 stimmte die Ständeversammlung für den Verkauf der bedeutenden omäne des Grünewaldes) diesen Reichthum des Landes sehr bald vernichten id den Enkeln wenig von der empfangenen Erbschaft hinterlassen zu wollen. us dem Mineralreiche bietet das Land einen unerschöpflichen Schatz von Eisen- (besonders zu Niederkorn, Kayl, Esch, Petingen, Mamer, Mersch), das in

Tuchfabriken u. s. w. unterhalten. Bei der Stadt liegt auf einem hohen Felsen die prachtvolle Burg der alten Grafen von Vianden, welche mit dem Hause der Nassauer verwandt waren. — Wiltz, gewerbsame Stadt am Flusse gleichen Namens, mit bedeutenden Gerbereien u. Tuchfabriken, 400 Häusern u. 2400 Einwohnern. In der Nähe liegen die Ruinen des Stammschlosses der Grafen von Wiltz, das zuletzt im Besitze der Grafen von Custine-Wiltz war. Klerf (Clerveaux), Flecken in einem ganz tiefen Thale, hat etwa 1000 Einwohner. Das Bergschloß der alten Herrn von Klerf ist jetzt im Besitze des Grafen von Lannoy. Walferdingen, Dorf im schönen Merscherthale, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von L., hat ein königliches Lustschloß. Esch, Gränzort gegen Frankreich, an der Else, deren Einwohner den eindringenden Franzosen wiederholt einen tapferen Widerstand geleistet haben, und darum von den Franzosen „mauvaise Esch" genannt, zählt etwa 1500 Einwohner. Bei dem Dorfe Dubelingen wurden die tapferen Bauern, die sich gegen die Franzosen gewaffnet hatten, 1794 geschlagen. — 2) Belgisch L., welches in Folge der belgischen Revolution vom deutschen Bunde losgerissen und durch die Beschlüsse der Londoner Conferenz vom 15. November 1831 als belgische Provinz erklärt worden ist, begreift die größere westliche Hälfte des früheren Großherzogthumes in sich u. enthält 79—80 □ M. mit etwa 180,000 Einwohnern. Es gränzt im Osten an Preußen u. Deutsch-L., im Süden an Frankreich, im Westen an die belgische Provinz Namur, im Norden an die Provinz Lüttich. Das ganze Land ist gebirgig, indem die Ardennen von der Gegend von Neufchateau aus sich nach allen Richtungen hin durch die Provinz verzweigen. Doch gibt es fast nirgends hohe Berggipfel; vielmehr bietet das ganze Land, besonders im Norden, einförmige, von tiefen Thälern durchschnittene Hochebenen. Die Höhen sind zum Theile bewaldet, jedoch größerentheils kahl u. unfruchtbar, häufig mit Haide bewachsen. Nur einige Gegenden sind wohlangebaut und fruchtbar. Die ganze Provinz, mit Ausnahme des oberen Sauerthales und einiger kleinen Nebengewässer der Sauer, gehört zum Gebiete der Maas, die jedoch selbst nirgends das L.ische berührt. Die, nach verschiedenen Richtungen der Maas zueilenden Nebenflüsse sind: die Korn (Chiers), die Semois, die Lesse u. Ourthe. An Fruchtbarkeit steht diese Provinz dem deutschen L. weit nach. Sie erzeugt fast keinen Wein u. nicht hinreichendes Getreide u. Obst, ist dagegen sehr reich an Eisen u. besitzt eine nicht unbedeutende Industrie. Die Einwohner bekennen sich, mit Ausnahme einzelner Individuen, zur katholischen Religion. Der Abstammung nach sind sie meistens Wallonen, mit einer eigenen, sehr rauhen aber kräftigen Sprache. Als Sprache der Gebildeten wird die französische betrachtet. Jedoch ist die Hauptstadt Arlon nebst 36 Gränzgemeinden deutsch. Leider hat man bei der Theilung des Landes auf diese Deutschen gar keine Rücksicht genommen und so 35—36,000 Deutsche der größten Gefahr ausgesetzt, in den nächsten Decennien schon ihre Sprache zu verlieren. Eben so hat man das Stammschloß eines der glorreichsten deutschen Helden, des Gottfried von Bouillon, nebst der ganzen dazu gehörigen Herrschaft an Belgien überlassen. In kirchlicher Hinsicht gehört die Provinz zur Diözese Namur, für welche hier ein kleines Seminar zu Bassenach (Bastogne) besteht, wo aber für die zahlreichen deutschen Zöglinge nicht einmal deutscher Unterricht gegeben wird. Die bedeutendsten Orte sind: Arlon, sehr hoch gelegen, hart an der Gränze und nur 5 Stunden von der Stadt L. entfernt, mit fast 4000 Einwohnern. Hier ist die Gränzscheide zwischen dem Gebiete des Rheines u. der Maas. Die Stadt hat einige Festungswerke und ist wegen ihrer, die ganze Gegend bis zur Stadt L. hin beherrschenden, Lage von strategischer Wichtigkeit. Die Einwohner sind Deutsche, jedoch wird viel Französisch gesprochen. Es befinden sich hier zwei Pfarrkirchen, ein Gymnasium (Collegium), ein neuer, prächtig gebauter Regierungspalast ꝛc. Der Handel liegt jetzt ganz darnieder. Bassenach mit 2500 Einwohnern, in einer unfruchtbaren u. kahlen Gegend der Ardennen, hat ein bedeutendes Erziehungsinstitut. Die früher so berühmte Benediktinerabtei St. Hubert, in einem Ardennenthale, hat eine schöne, zum Theile

fruchtbare Umgebung. Das Kloster ward durch die Franzosen aufgehoben, jedoch die prächtige Kirche in neuester Zeit wieder hergestellt. Die Gebeine des heil. Hubertus sind beim Herannahen der Franzosen geflüchtet u. wahrscheinlich im nahen Walde vergraben. Noch jetzt werden diese heiligen Orte, woher die Cultur über einen großen Theil der Ardennen ausgegangen ist, von vielen Pilgern besucht. Das Gelübde einer Wallfahrt nach St. Hubert bewährt sich seit vielen Jahrhunderten als sicheres Schutzmittel gegen den Biß wüthender Hunde. Bouillon, Stadt in einem Thale an der Semois, mit 2600 Einwohnern. Hier liegt auf einem hohen Felsen das alte Stammschloß des Herzogs Gottfried, des Eroberers von Jerusalem u. des Befreiers des heil. Grabes. E. M.

Luxemburg, Stadt, die Hauptstadt des Großherzogthums gleichen Namens, eine der stärksten Festungen von Europa. Der Anblick der Stadt, besonders von der Trierer Seite her, ist so imposant, daß es wenige Städte geben mag, die mit L. verglichen werden können. Von Osten her zieht sich nämlich eine Hochebene, theils mit Wald bedeckt, theils mit Feldern angebaut, bis fast eine Viertelstunde vor die Stadt, und fällt dann urplötzlich in schroffen Felsenwänden ab, an denen die Straße in mühsamen Windungen zur Tiefe hinabläuft, gegen das Thal der Else ab. Von der Tiefe des Thales aus angesehen, bilden diese Felsen eine hohe Felsenwand, die aber vielfach zerrissen und verklüftet erscheint, und mehre tiefeinschneidende Schluchten hat, die durch Bäche und Rinnsale ausgespühlt worden sind. Das Elsethal ist schmal u. tief, und schon in einiger Entfernung vom jenseitigen Ufer steigen die Felsen wieder steil und schroff bis zu einer Höhe von 200′ hinan. Auf dieser Höhe liegt die Oberstadt, von hohen Mauern und Thürmen umgeben. Die Felsen unter der Stadt sind meistens unterhöhlt, und in mehren Reihen übereinander sieht man in den Felsen, auf denen die Mauern und Thürme ruhen, die Schießgarten und Luftlöcher der unterirdischen Kasematten. Nur an Einer Stelle senkt sich der Felsen, worauf die Oberstadt gebaut ist, gleichsam wie ein mächtiger Felsendamm zum Ufer der Else hinab, und leitet die Landstraße, die hier den Fluß überschreitet, mühsam zur Oberstadt hinauf. Die lange und schmale Felsenbrücke, die von der Tiefe des Thales bis zur Höhe der Oberstadt hinansteigt, ist auf beiden Seiten von starken Mauern und Thürmen eingefaßt und durch mehre Zugbrücken über einzelne tiefe Klüfte und Einschnitte verbunden. Rechts von diesem Damme, über den man zur Oberstadt hinansteigt, liegt tief im Thale der Else die Vorstadt Pfaffenthal, links, ebenfalls im Elsethale, eine Vorstadt „der Grund“ genannt, deren hohe schlanke Thurmspitze aus der Tiefe aufsteigend kaum die Höhe der Schloßbrücke erreicht. Auf allen umherliegenden Höhen sieht man zahlreiche, zum Theile selbstständige Werke, deren riesige Mauern und Thürme einen wahrhaft imposanten Anblick gewähren. Nach der Westseite wird die Stadt von einer wenig gesenkten Hochebene begränzt. Was hier die Natur für die Befestigung zu thun unterlassen hat, ist durch die Kunst doppelt ersetzt. Gegen Süden läuft ein kleines Flüßchen, die Petruse, der Else zu u. bildet ein noch tieferes, in steilen Felsenwänden abgeschnittenes Thal, als die Else gen Osten und Norden. L. ist deutsche Bundesfestung. In Friedenszeiten ist es nur von preußischen Truppen (nicht auch von L.ern, noch weniger von Holländern, wie die meisten Geographen schreiben) besetzt, und hat 3,500—4000 Mann Besatzung. Zur vollständigen Armirung sind 14—15,000 Mann erforderlich. Gegenwärtiger Gouverneur ist der Prinz Friedrich von Preußen. Die Stadt ist zugleich Sitz der kirchlichen und bürgerlichen Oberbehörden des Landes. Gegenwärtiger Bischof u. apostolischer Vikar ist Johannes Theodor Laurent (s. d.). Unter ihm steht eine geistliche Synode mit berathender Stimme in den Angelegenheiten der geistlichen Verwaltung und ein Sekretär. Die Stadt hat 4 Pfarrkirchen, 2 in der Oberstadt und zwei in den Vorstädten Pfaffenthal und im Grunde. Die Vorstadt Klausen hat noch keine Kirche. Außerdem bestehen 2 Klöster, eines von der Kongregation des Peter Furrerius mit einem Pensionate in der Oberstadt,

und eines von Elisabethinerinnen im Pfaffentheile. Die Elisabethinerinnen besorgen das Spital, ein Armen-, ein Waisenhaus u. eine Irrenanstalt. An der Spitze der Civilverwaltung steht ein Gouverneur, den der König-Großherzog ernennt. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt: 1) das Priesterseminar mit einer vollständigen theologischen und mit einer philosophischen Schule, die zusammen zwischen 50—60 Studirende zählen. 2) Ein Gymnasium oder Athenäum mit 3—400 Schülern. 3) Eine Normalschule zur Bildung von Schullehrern mit 50—60 Zöglingen. 4) Eine weibliche Erziehungsanstalt im Kloster St. Sophia. 5) Armenschulen, von den Klosterschwestern von St. Sophia besorgt. 6) Für die Stadtschulen besteht hier noch die höchst unvollkommene Einrichtung, daß alle Schulen der ganzen Stadt kasernenartig in einem einzigen Gebäude zusammengehäuft sind. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: 1) Die Hauptpfarrkirche ad B. M. V., ein wahrhaftes Muster einer schönen Jesuitenkirche, worin der gothische Charakter und die Großartigkeit der Formen durch die reiche Fülle neueren Schmuckes nicht verdrängt ist. Auf dem Thurme befindet sich ein Glockenspiel. Zu dem berühmten wunderthätigen Bilde in der Kirche (Tröſterin der Betrübten) wird stark gewallfahrtet. 2) Die Pfarrkirche am Grunde, war früher eine berühmte Benediktinerabtei. 3) Das Spital der Elisabethinerinnen im Pfaffenthale wurde im Jahre 1309 durch Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause L. gestiftet. Die schöne Franziskanerkirche, die größte und prächtigste der Stadt, ward 1830 auf Befehl der Behörden in einer wahrhaft vandalischen Weise niedergerissen. Die herrliche Mannsfelderkapelle ward zerstört, das Grab des Helden profanirt und die Gebeine des berühmten Generals Beck, eines geborenen L.ers, wurden in den Wind gestreut. 4) Das prächtige Jesuitenkollegium dient jetzt zum Priesterseminarium, zum Athenäum u. zum Bibliothekgebäude. 5) Der Palast des Militärgouverneurs war früher ein Zufluchtshaus (refugium) der Abtei St. Maximin in Trier. 6) Das alte Stadthaus, jetzt Wohnung des Civilgouverneurs, ist ein merkwürdiges, im schönsten spanisch-niederländischen Style errichtetes Gebäude, das in neuerer Zeit dadurch entstellt ist, daß man die schlanken Spitzen der beiden Thürme oben abgestumpft hat. 7) Das neue Stadthaus. Auch hat die Oberstadt mehre öffentliche Plätze. Der Wilhelmsplatz, durch den Abbruch der prächtigen Franziskanerkirche gebildet, ist zwar groß, aber zu todt u. zum Theil von zu unbedeutenden Gebäuden umgeben, um schön zu seyn. Schöner, aber nicht so groß, ist der Paradeplatz ꝛc. Der Name L. oder besser Lützelburg wird gewöhnlich von dem Altdeutschen lützel (little) u. Burg abgeleitet. Wahrscheinlich hatten schon die Römer hier ein Kastell. Im Jahre 963 veranlaßte Graf Siegfried den ersten stadtartigen Anbau. König Johann der Blinde vergrößerte u. verschönerte L., gab den Einwohnern das Prager Bürgerrecht und umgekehrt den Bewohnern von Prag das Bürgerrecht in L., und stiftete 1340 die noch heut zu Tage bestehende sogenannte Schobermesse. Seit 1443 kam L. an Burgund u. dadurch später an Spanien u. dann an Oesterreich. Die Oesterreicher, welche 1715 von L. Besitz nahmen, legten noch bedeutende Außenwerke an u. machten sich um das Wohl der Stadt sehr verdient. Unter anderem sprengten sie in dem Felsen, worauf die Oberstadt gebaut ist, 4 tiefe Brunnen (einer ist 201½ Fuß, ein anderer 198 Fuß, ein dritter 181 Fuß tief) u. halfen dadurch dem drückenden Wassermangel ab. Nach tapferer Gegenwehr der mit den Oesterreichern verbundenen Bürger mußte die Stadt am 7. Juni 1795 an die französische Revolutionsarmee sich ergeben u. erlitt vom Feinde harte Drangsale. Erst am 13. Mai 1814 rückten die deutschen Truppen hier wieder ein. Während der belgischen Revolution blieb die Stadt, gedeckt durch die preußische Besatzung, dem Könige von Holland treu u. verblieb so dem deutschen Bunde. E. M.

Luxemburg (Geschichte). Die ersten Bewohner des Landes waren ohne *Zweifel Kelten,* die aber schon vor Cäsar durch Völkerschaften deutscher Abstam*mung aus einem großen* Theile ihrer alten Besitzungen verdrängt wurden. Das

deutsche L. gehörte zur Zeit Cäsars meistens zum Gebiete der Trevirer, während das wallonische L. von den Ureinwohnern besetzt blieb u. zu verschiedenen Staaten des belgischen Galliens gerechnet wurde. Die Römer bauten quer durch das Land, von den Maasgegenden zur Mosel, eine Hauptstraße, womit eine andere von Süden kommende Straße sich vereinigte. Beide Römerwege sind zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch sind noch 3 römische Lagerplätze (bei Alttrier, bei Dalheim u. auf dem Titelberge) nachweisbar. Die Uebersiedelung sächsischer Kolonien ins L.ische Land durch Kaiser Karl den Großen ist historisch nicht strenge erwiesen, jedoch nicht unwahrscheinlich, da namentlich im nördlichen Gebirgslande das sächsische Sprachidiom nicht zu verkennen ist. Das Christenthum wurde hier schon frühe, wahrscheinlich von Trier aus, verbreitet, ohne doch das Heidenthum vom flachen Lande und aus den höheren Gebirgsgegenden ganz verdrängen zu können. Nach der Eroberung Galliens durch die Franken gerieth es wieder in Verfall, bis im 7. u. 8. Jahrhunderte durch den heiligen Willibrordus, den eigentlichen Apostel L.s, der christliche Glaube dauernd befestigt u. zugleich Ackerbau u. Kultur verbreitet wurden. Ueberhaupt hat das L.er Land Religion, Kultur u. Wohlstand den Klöstern, u. namentlich den 4 berühmten Benediktinerabteien zu Echternach, zu L. (in einer Vorstadt), von Orval u. von St. Hubert zu verdanken. Der Name der Stadt kommt im Jahre 963 als Castellum Lucilienburhut vor u. wird wohl am richtigsten „Lützelburg" geschrieben. Ein Graf Siegfried, Sohn des Ricuin, Grafen der Ardennen, brachte das besagte Castell, welches der Abtei Maximin bei Trier gehörte, im Jahre 963 durch Tausch an sich u. legte den Grund zur Stadt. Er war Stifter des L.ischen Grafenhauses. Mit Konrad II. starb die männliche Linie dieser Grafen aus. Unter dem Grafen Heinrich dem Blinden (1136 — 96) nahm die Stadt L. schon bedeutend zu u. erhielt unter der Gräfin Ermesinde 1243 ihre städtischen Freiheiten. Die L.er Herren, von einem kriegerischen Volke unterstützt, u. gedeckt durch ein gebirgiges, von zahllosen festen Burgen geschütztes Land, führten mit ihren Nachbaren rings umher fast ununterbrochene Kriege, nahmen an mehren Kreuzzügen Theil u. erweiterten ihr Gebiet durch viele kleine Eroberungen. So groß war beim Beginne des 14. Jahrhunderts die Macht u. das Ansehen der L.er geworden, daß der Graf Heinrich IV. im Jahre 1308 die Kaiserwürde erhielt u. als Heinrich VII. zu Rom 1312 gekrönt wurde. Sein Sohn, Heinrich der Blinde (1312—46), tapfer u. kühn, wie sein Vater, hatte schon 1309 die böhmische Königswürde erlangt u. wußte durch viele kriegerische Unternehmungen, in denen er jedoch nicht immer glücklich war, die Macht seines Hauses zu vergrößern. Er stiftete ein gegenseitiges Bürgerrecht zwischen der Stadt L. u. Prag. Seine L.er Erblande ließ er durch 2 Statthalter, wovon der eine im deutschen, der andere im wallonischen Quartier seinen Sitz hatte, verwalten. Er fiel, seinem Bundesgenossen Philipp von Frankreich gegen die Engländer zu Hülfe ziehend, in der Schlacht bei Crecy 1346. Die Gebeine des Helden wurden in abentheuerlicher Weise durch einen gewissen Boch-Buschmann umhergeführt, bis ihnen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in der Kapelle der Klause zu Kastell eine würdige Ruhestätte geben ließ. Johanns des Blinden Sohn bestieg 1346, als der vierte dieses Namens, den deutschen Kaiserthron u. erhob 1354 die Grafschaft L., die seinem Bruder Wenzeslaus zugefallen war, zum Herzogthum. Da Herzog Wenzeslaus kinderlos starb, so fiel sein Land an den Sohn Karls IV., der als Wenzeslaus IV. König von Böhmen, und von 1378—1400 Kaiser der Deutschen war. So wenig Gutes derselbe für Deutschland u. für Böhmen wirkte u. darum auch der Kaiserkrone beraubt wurde, um so größere Vorliebe zeigte er für L. u. verlieh dem Lande viele Rechte u. Freiheiten. Jedoch zwang Geldnoth ihn, das L.er Land zu verpfänden, wodurch dasselbe in die Hände verschiedener Pfandinhaber gerieth und in viele Kriege u. innere Zerwürfnisse verwickelt wurde. Jedoch behielt, trotz der Verpfändung, König Wenzeslaus, und später sein Bruder, der Kaiser Sigismund (1419—37), die L.ische Herzogs-

würde bei. Als aber Sigismund ohne männliche Erben starb, kam das Land in Folge jener Verpfändung zuletzt unter die Herrschaft der Herzoge von Burgund 1444. Jedoch auch jetzt behielt es alle seine Rechte u. Privilegien, und ward nicht mit Burgundien, und noch weniger mit den Niederlanden in Eines verschmolzen. Die Kriege Karls des Kühnen kosteten dem L.er Lande große Opfer an Geld u. Leuten. Als dann durch die Heirath Mariens, der Tochter Karls, mit Maximilian von Oesterreich das burgundische Reich in so nahe Beziehung zum Hause Oesterreich trat, Frankreich aber im Bunde mit den Flamändern sich der burgundischen Länder zu bemächtigen trachtete, war das L.er Volk die mächtigste u. treueste Stütze des österreichischen Hauses. Zwar bemächtigten sich im Jahre 1479 die Franzosen der Hauptstadt, wurden aber noch im nämlichen Jahre durch den Markgrafen von Baden, Maximilians Statthalter, wieder vertrieben. Im folgenden Jahre besuchte Maximilian mit seiner Gemahlin Maria die treue Stadt L. u. zeigte sich später, bei der berühmten Wallfahrtsprozession zu Echternach, noch einmal dem Lande in aller Herrlichkeit seiner kaiserlichen Würde, von den Fürsten des deutschen Reiches umgeben. Durch Maximilians u. Maria's Sohn, Herzog Philipp den Schönen von Oesterreich, der Johanna von Kastilien heirathete u. dadurch Besitzer des mächtigsten Königreiches der Erde wurde, ward L. bleibend mit Spanien verbunden. Karl V., Philipps Sohn, hatte eine besondere Vorliebe für sein L.er Land u. betrachtete die Treue seiner Bewohner als eine Hauptstütze seiner burgundischen Herrschaft gegen Frankreich. Zweimal, im Jahre 1542 u. 43, bemächtigten sich die Franzosen der Hauptstadt u. plünderten u. verwüsteten das Land auf eine barbarische Weise. Aber die Hälfte der Bürger war aus der Stadt ausgewandert, um den Feinden des Kaisers u. Reiches nicht den Eid der Treue zu schwören. Jedoch beide Male ward die Festung, einmal durch Graf Reinerus von Nassau, das zweite Mal durch Graf von Fürstenberg u. Ferdinand von Gonzaga, wieder genommen. Durch eine zu Brüssel den 19. November 1531 unterzeichnete Urkunde, die noch im Archive des Gerichtshofes zu L. aufbewahrt wird, ordnete Karl V. die innere Verwaltung des Landes und erließ weise Bestimmungen über die Zusammensetzung, Vorrechte u. Befugnisse des Provinzialrathes. Der bald darauf über Europa sich ausbreitende Orden der Jesuiten hat dem L.er Lande großen Segen gebracht. Er begründete die ersten regelmäßigen gelehrten Schulen, baute in der Hauptstadt gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein prachtvolles Collegium und verbreitete überall hin Aufklärung und Wissenschaft. Als der Protestantismus in den spanisch-niederländischen Provinzen sich verbreitete und, durch diesen hervorgerufen und angefacht, die Revolution in der allerscheußlichsten Gestalt die Niederlande durchtobte, blieb L. nicht nur dem katholischen Glauben treu, sondern verabscheute auch aufs Tiefste das revolutionäre Beginnen seiner Nachbarn, mit denen es nie als **ein** Volk hatte gelten wollen. Der tapfere Graf von Mansfeld, Statthalter von L., wehrte, von der Treue der Untergebenen unterstützt, die Revolution von den Gränzen des Landes ab u. bot anderer Seits den Franzosen, die im Bunde mit den Protestanten das Land unaufhörlich bedrohten, siegreichen Widerstand. Unter Philipp III. von Spanien führte Erzherzog Albert von Oesterreich, mit der Infantin Isabella vermählt, die Statthalterschaft der Niederlande u. L.s. Bei der Huldigung zeichnete der Erzherzog die L.er, die ihre Sache immer von jener der Niederlande getrennt hatten, besonders aus. Er gestattete ihnen, als ächten Deutschen, ihren Huldigungseid **in deutscher Sprache** abzulegen, ließ ihre Abgeordneten den ersten Rang nach den Rittern des goldenen Vließes einnehmen, und erlaubte ihnen, beim Huldigungseide nur **einen** Finger zu erheben, während die Niederländer mit zwei erhobenen Fingern schwören mußten. Da hierüber die Niederländer laut ihre Unzufriedenheit äußerten, sprach Albert: „Was wundert ihr euch? Ihr habt gegen Gott und den König rebellirt; die L.er aber, die Gott und ihrem Könige immer treu waren, können mir mit einem Finger, ja, gewisser Massen

mit einem Winke ihrer Augen ein hinlängliches Zeichen ihrer Treue geben." Für diese Treue gegen ihren Fürsten mußten aber die L.er von den Franzosen, die gar zu gerne die mächtige Gränzfeste in ihre Gewalt gebracht hätten, Vieles leiden. Im 30jährigen Kriege ward vom Gouverneur von L. der, mit den Reichsfeinden und den Protestanten verbündete, Kurfürst von Trier in seiner Hauptstadt überfallen u. selbst gefangen genommen. Dafür aber überzogen die Franzosen das Land mit Krieg u. verwüsteten es, im Vereine mit der zu gleicher Zeit ausgebrochenen Pest, auf eine wahrhaft grausenerregende Weise. Von Diedenhoven wurden sie von den L.ern u. Kaiserlichen unter Beck u. Piccolomini geschlagen. Doch 1643 ward diese wichtige Gränzfestung durch Condé u. 1657 auch Montmedy, nach heldenmüthiger Vertheidigung der Besatzung u. der Einwohner unter dem tapferen Commandanten Johannes von Allamont erobert. Der im Jahre 1659 erfolgte pyrenäische Friede brachte die erste Zerstückelung des Landes zu Wege und überließ Diedenhoven, Montmedy, Dampvillers, Marville, Roussy, Rodenmachern, Kettenhoven, Königsmachern, Jütz, Florenge, Richmont, Chavancy u. Ivoy (Carignan) den Händen des Feindes. Bald darauf verübten die Franzosen in L. noch ärgere Gräuel. Die berüchtigte Reunionskammer erklärte durch einen Akt der schreiendsten Ungerechtigkeit den größten Theil des Landes als zu Frankreich gehörig, weil es zu irgend einer Zeit im Lehensverbande mit den geraubten Bisthümern Metz, Toul u. Verdun gestanden. Mitten im Frieden brachen französische Kriegsheere ins L.sche ein, um dasselbe zu verheeren. In dieser Bedrängniß nahm das Land zu der, vom ganzen Volke mit der innigsten Andacht verehrten, Jungfrau Maria seine Zuflucht, und der Provinzialrath erwählte 1666 die allerseligste Jungfrau unter dem Namen „der Trösterin der Betrübten" zur Schutzpatronin. Alle Stände des Landes huldigten ihr und in der Folge wurden selbst die Schlüssel der Festung ihr übergeben. Noch jetzt feiern Stadt und Land zur Erinnerung an diese Begebenheit vom 5. Sonntage nach Ostern an 8 Tage lange das Fest der „Trösterin der Betrübten," wobei zahllose Prozessionen und Pilgerschaaren aus dem ganzen Lande (seinem alten Umfange nach) zur Hauptstadt zusammenströmen. Wirklich war der Widerstand, den die Franzosen fanden, ein außerordentlicher. In einer Reihe höchst mühseliger Feldzüge bemächtigte sich Ludwig XIV. nur einzelner kleinerer Plätze des mit Burgen u. Festen erfüllten Landes. Erst im Frühjahre 1682 ward L. selbst belagert. Die mit den treuen Bürgern vereinigte Besatzung schlug jedoch die Franzosen in die Flucht u. zwang sie, die Belagerung aufzugeben. Aber schon gegen Ende desselben Jahres rückte der Marschall Crequi mit großer Heeresmacht vor die Festung u. begann eine zerstörende Belagerung. Vom 20. bis 27. Dec. allein wurden 6000 Bomben in die Stadt geworfen und der größte Theil der Häuser zerstört. Aber die durch Hunger u. Noth bis aufs Äußerste gebrachte Bürgerschaft dachte nicht an Uebergabe u. die Franzosen wurden zum zweitenmale zum Rückzuge genöthigt. Aber im April 1684 begann die dritte Belagerung. Der Marschall Crequi umschloß die Stadt mit 36,000 Mann, während Ludwig XIV. mit 40,000 Mann die Belagerung deckte. Ueber 37,000 schwere Kanonenkugeln und zahllose Bomben wurden gegen die Festung geschleudert, welche die viel zu schwache Besatzung, mit den Bürgern vereinigt, aufs Heldenmüthigste vertheidigte, so daß gegen 6000 Franzosen das Leben verloren. Endlich mußte die Besatzung, die von 4000 auf 1700 Mann zusammengeschmolzen war, am 7. Juni capituliren. Unter den Bedingungen der Uebergabe wurde vor Allem festgestellt, daß kein unkatholischer Gottesdienst von den Franzosen in der Stadt eingeführt werden dürfe. Mit klingendem Spiele zog die kleine Besatzung unter dem Fürsten von Chimay durch eine Bresche der Mauer ab. Die Franzosen verstärkten die Festungswerke, beraubten aber die L.er ihrer freien Verfassung u. ließen alle Ringmauern der kleinen Städte niederreißen u. die starken Burgen brechen, um das Volk im Zaume halten zu können. Sie mußten aber in Folge des Ryswyker Friedens das Land wieder räumen, welches durch Karl II. von Spanien seine

alte freie Verfassung wieder erhielt. Der bald darauf beginnende spanische Erbfolgekrieg u. der Utrechter Friede vereinigten L. u. die spanischen Niederlande mit Oesterreich. Unter Oesterreichs milder u. väterlicher Regierung blühte das, von so vielen Stürmen betroffene, Land sichtbar empor, und noch jetzt ist im L.er Volke das Andenken an die glückliche Zeit der österreichischen Herrschaft nicht erloschen. Selbst unter Joseph II. geschah für das Land viel Gutes. Er errichtete für L. einen eigenen Appellhof, damit die deutschen Unterthanen nicht genöthigt würden, an den in den Niederlanden bestehenden Appellhof zu recurriren, weil durch Uebertragung der Prozeßakten aus der deutschen in die französische Sprache die Kosten bedeutend vergrößert wurden. Auch suchte er das Schulwesen u. den Ackerbau zu heben. Aber die tyrannische Art, wie er in die Angelegenheiten der Kirche u. in die Freiheiten des Landes eingriff, sein wenig erleuchteter Eifer, womit er dem Volke seine, der Revolution u. Afteraufklärung entnommenen, Grundsätze aufdringen wollte, brachten auch beim L.er Volke eine Spannung der Gemüther hervor. Als daher der Stadt L. die unerwünschte Ehre zu Theil ward, zum Sitze eines der Generalseminare ausersehen zu werden, worin kasernenmäßig für die ganzen Niederlande alle Zöglinge des Priesterstandes unterrichtet u. dem Geiste des neuen Systemes gemäß gebildet werden sollten, erhob sich Seitens der Geistlichkeit, der Stände u. des Volkes ein allgemeiner Widerstand. Das hatte die Folge, daß der Graf von Cobenzl als kaiserlicher Bevollmächtigter durch Dekret vom 12. Febr. u. 16. März 1789 die Verordnungen Josephs über Unterricht, Verwaltung u. Geistlichkeit für aufgehoben erklärte u. so die Ruhe des L.er Landes erhielt, während die Niederlande von einer verderblichen Revolution erschüttert u. erst unter Leopold II. von 1790 bis 1792 zur Unterwerfung gezwungen wurden. Indeß war seit Josephs unglückseligen Neuerungen in Belgien der Zündstoff der Revolution so stark angehäuft, daß nach der Schlacht von Jemappes das belgische Volk die Truppen der Republikaner mit offenen Armen empfing, während die deutschen L.er ihrem Kaiser und Herzoge nicht nur treu blieben, sondern überall im Lande sich freiwillig bewaffneten u. dem eindringenden Feinde die tapferste Gegenwehr entgegensetzten. Die französischen Barbaren mordeten u. plünderten in entsetzlicher Weise in dem hart heimgesuchten Lande; Klöster wurden aufgehoben, Kirchen entweiht, die heiligen Reliquien zerstreut, die Bauern, welche Wälder u. Berge tapfer vertheidigten u. in manchen Gefechten ganze Abtheilungen der Feinde niedermachten, mußten dafür, wo sie überwunden wurden, hart büßen. Das Dorf Duttlingen verlor beinahe seine ganze männliche Bevölkerung. Am 18. Februar 1794 bei Noirefontaine geschlagen, mußten die Franzosen von Arlon über Bouillon bis nach Sedan zurückweichen. Aber in Folge der Schlacht von Fleurus ward die Hauptstadt L. selbst im Spätherbste 1794 belagert. Diese Belagerung ist eine der blutigsten u. zerstörendsten der neueren Kriegsgeschichte. Die Einwohner der Stadt bewaffneten sich u. bildeten ein starkes freiwilliges Schützencorps, das der Besatzung sehr gute Dienste leistete. Die Bewohner der nächsten Ortschaften unterstützten die Vertheidiger darin und bis in die fernsten Gebirge erhoben sich die bewaffneten Bauern. Unter steten Ausfällen der Belagerten, die den Franzosen große Verluste beibrachten, rückten die Feinde der Stadt immer näher u. eröffneten vom 1. April 1795 an ein ununterbrochenes Feuer, wodurch die Stadt außerordentlich litt. Dennoch hielt sich die Festung unter Mangel und Entbehrung aller Art so lange, bis alle Munition völlig erschöpft war. Am 5. Juni 1795 ward die ehrenvolle Capitulation unterzeichnet. Beim Abzuge der Oesterreicher brachen die Bürger von L. in ein allgemeines Weinen u. Wehklagen aus u. Viele verließen mit dem abziehenden Heere ganz ihr Vaterland. — Die darauf folgende 20jährige Fremdherrschaft ist für L. im höchsten Grade verderblich gewesen. Die Religion wurde geächtet; die Priester, welche, mit wenigen Ausnahmen, den Eid verweigerten, wurden verfolgt, alle Rechte u. Freiheiten des Landes wurden aufgehoben u. dazu das Volk durch unerhörte Abgaben gedrückt. Um-

sonst versuchte das treue Gebirgsvolk, noch einmal für die Religion u. die alten Gesetze seine Waffen zu erheben; es mußte unterliegen u. eine große Zahl der Gefangenen wurde grausam hingerichtet. Das größte Unglück für das L.er Volk aber war, daß es den Fremden gelang, nach Unterdrückung der deutschen Sprache u. Sitte mit Hülfe einiger neuerungssüchtigen Bewohner des Landes sich mehr u. mehr in L. selbst einheimisch zu machen u. so, unterstützt vorzüglich durch die Wallonen, eine Bastardbevölkerung anzusiedeln, die noch jetzt die Geißel des Landes ist. In L. wurde der Götzendienst der Vernunftgöttin eingeführt, der in mehren Orten des Landes, namentlich in Diekirch, Nachahmung fand. Nahmen gleich nur einige wenige L.er an diesen Gottlosigkeiten Theil, so bildete sich doch seitdem in dem frommkatholischen Lande eine Partei, die in religiöser u. sittlicher Hinsicht höchst frivol die alten Sitten des Landes zu unterdrücken, die französische Sprache einzuschwärzen u. sich selbst in alle Stellen u. Aemter einzudrängen strebte. Die unheilvolle französische Regierung dauerte bis zum Jahre 1814. Am 7. Januar dieses Jahres rückten die verbündeten Truppen in Grevenmachern ein, umschlossen am 15. die Stadt L. und nahmen dieselbe schon am 13. Mai in Besitz. Das Land, einstweilen mit der Provinz Mittel-Rhein vereinigt, ward durch eine provisorische Regierung verwaltet. Der Wiener Congreß vereinigte die, durch die Franzosen zerstückelten, Landestheile wieder zu einem deutschen Großherzogthume u. stellte den alten Namen des L.er Landes wieder her. Nur die am rechten Ufer der Mosel u. links der Sauer u. Our gelegenen Distrikte blieben vom Lande getrennt u. wurden mit Preußen vereinigt. Das neue Großherzogthum, ein Glied des deutschen Bundes, kam unter die Herrschaft des Prinzen Wilhelm von Oranien-Nassau, der Belgien, Holland und L. zu einem Königreiche vereinigte. Die Stadt L. selbst ward Bundesfestung, wurde von preußischen Truppen besetzt u. erhielt einen vom König von Preußen ernannten Gouverneur u. Commandanten. Diesem Umstande verdankt L. zum großen Theile die Erhaltung seiner deutschen Nationalität. Denn seit der französischen Herrschaft war der Same der Revolution im Lande verbreitet und wurde durch die eingedrungene wallonisch-französische Partei sorgfältig unterhalten. Leider geschah auch von Seiten Deutschlands viel zu wenig für die Wiedererhebung des seit 20 Jahren geknechteten deutschen Elementes, und selbst der deutsche Bund wirkte nicht im Geiste Justus Gruners, des preußischen Generalgouverneurs vom Mittelrhein, fort. Von Seiten der niederländischen Behörden aber, die L. nicht als ein für sich bestehendes Großherzogthum, sondern als Provinz der Niederlande behandelten, wurde seit 1815 nur auf eine Entfremdung der Provinz von Deutschland und auf Abschaffung aller, durch die provisorische preußische Regierung eingeführten, heilsamen Reformen planmäßig hingearbeitet. So gelangten französische und wallonische Beamte in allen Theilen des Landes zur Herrschaft; die deutsche Sprache, ohne alle Pflege gelassen, verwilderte, und das deutsche Volk stand waffen- und rathlos der eindringenden Revolution gegenüber. Dennoch blieb letzteres, als 1830 in ganz Belgien die Revolution schon im Schwunge war, lange Zeit theilnahmlos; nur die französisch-wallonische Partei wurde von einer fieberhaften Bewegung ergriffen. Selbst als der wallonische Theil von L. durch Emissäre und gedruckte Proklamationen von Brüssel aus revolutionirt wurde, blieb der deutsche Theil noch einen Monat lange ohne alle Bewegung. Freilich herrschte auch im deutschen Volke Unzufriedenheit und Mißstimmung; die Abgaben waren zu drückend und namentlich die Schlacht- u. Mahlsteuer war dem Volke sehr verhaßt. Das benützten die wallonischen Beamten. Das Städtchen Diekirch, dessen Beamte u. Advokaten sich noch vor Kurzem durch eine servile Schmeichelei ausgezeichnet u. wegen Errichtung des berüchtigten Löwener Collegiums eine phrasenreiche Adresse an den König abgesendet hatten, wurde der Mittelpunkt ihrer verbrecherischen Umtriebe. Von Vianden aus suchten zwei Adelige, d'Huart u. Hoffschmidt, von Brüssel her durch bedeutende Geldsummen unterstützt, die Bewegung in Diekirch anzufachen, wo sie

durch 2 Advokaten, Jurion u. Simons, eifrig unterstützt wurde. Jurion war der Sohn eines französischen Soldaten, der beim Durchmarsche der Truppen im Luxemburgischen zurückgeblieben war u., nachdem er sich das Diplom eines Anwaltes von Nanzig her erkauft, zu Bittburg seine Geschäfte gemacht hatte. Doch zeigte die deutsche Bevölkerung für die Revolution wenig Begeisterung. Selbst in Diekirch, wo die Führer der Bewegung eine Anzahl schlechten Gesindels gesammelt u. durch Branntwein trunken gemacht hatten, gelang es dem besonnenen Theile der Bevölkerung, die aufgesteckte Revolutionsfahne wieder abzunehmen, bis von Brüssel aus die Bewegung nachdrücklicher unterstützt werden konnte. Am 16. October 1830 erließ der Brüsseler Nationalconvent an den Civilgouverneur von L., Willmar, eine Aufforderung, sich der Revolution anzuschließen. Als keine Antwort erfolgte, ward er für abgesetzt erklärt u. Arlon zum Sitze der revolutionären Regierung, der Advokat Thorn aber zum Gouverneur u. Nothomb zu seinem Sekretär erhoben. Alle Beamten des Landes wurden abgesetzt, wenn sie nicht binnen 3 mal 24 Stunden ihren Anschluß an die Bewegung erklärten. Während nun von der niederländischen Regierung nicht das Geringste zum Schutze, oder auch nur zur Vereinigung der Gutgesinnten gethan wurde, ist es nicht zu läugnen, daß in vielen deutschen Ortschaften des anarchisch gewordenen Landes grobe Excesse an öffentlichen Cassen verübt und dadurch der Befestigung der Revolution bedeutend Vorschub geleistet wurde. So konnte es gelingen, selbst im deutschen Theile die Wahlen für den Brüsseler Nationalconvent zu Stande zu bringen. Die Intriguen und Excesse, die verübt wurden, um irgend eine Anzahl von Wählern zusammenzubringen, sind in der That unglaublich. Aus dem ganzen L.er Bezirke nahmen unter etwa 2000 Wählern nur gegen 100 an der Wahl Theil. Zu Mersch wurde durch einen gewissen Norbert Metz, einen Wallonen von Abstammung und nebst seinem Bruder, dem Advokaten Karl Metz, einen der thätigsten Agenten der belgischen Revolution, eine Anzahl Bauern zur Wahl zusammengebracht und bei dieser Gelegenheit arger Unfug getrieben. Unter den 16 L.er Deputirten liest man die Namen: Dams nebst seinem Stellvertreter Lebure, Berger, d'Huart, Nothomb, Thorn, Simons &c. Als die Frage wegen ewigen Ausschlusses des Hauses Oranien-Nassau im Nationalconvente verhandelt wurde, stimmten unter diesen 16 Deputirten nicht weniger als 11 für den Ausschluß. Indeß blieb die Stadt L. selbst, durch die preußische Besatzung gegen eine Unternehmung der Belgier gesichert, dem König-Großherzog treu. Nun wenige verdorbene Advokaten und Beamte hatten sich, zum Theil mit öffentlichen Geldern u. Papieren, aus der Stadt entfernt und sich nach Arlon begeben. Als aber die Revolution in Belgien beendigt war, begann die in L. erscheinende französische Zeitung, schon damals unter einer höchst jämmerlichen Redaktion stehend, nachdem sie zuerst feige geschwiegen, oder durch servile Aeußerungen sich verächtlich gemacht hatte, die Einwohner der Stadt zu einer Petition an den König aufzufordern, die an Frechheit der Sprache und an bombastischer Phraseologie Alles übertrifft, was die belgische Revolution in dieser Art zu Tage gefördert hat. Ebenfalls circulirte auf dem Lande eine „Declaration politique“ gegen die Trennung L.s von Belgien, die nur von den wüthendsten Jakobinern verfaßt seyn konnte. N. Wolter, dessen Namen sie trug, läugnete, als er zur Rechenschaft gezogen wurde, die Aechtheit. Endlich erschien vom Haag unterm 31. December 1830 ein Beschluß, wodurch, was schon seit 1815 hätte geschehen sollen, die Verwaltung L.s von der der Niederlande getrennt und dem Lande seine Selbstständigkeit zurückgegeben wurde. Am 19. Februar 1831 ward der Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar zum Generalgouverneur ernannt, ein Regierungsprovisorium ward eingesetzt und alle Beamten des Landes aufgefordert, in Zeit eines Monats vom 5. März ab zu Gehorsam und Pflicht zurückzukehren. Gewiß wäre das ganze deutsche Land jetzt leicht zu seinem rechtmäßigen Herrscher zurückgekehrt, wenn nicht die Häupter des Aufstandes, von Arlon aus unterstützt, die Rückkehr zu Treue und Pflicht verhindert hätten. In Diekirch waren es Jurion und Simons, in Remich war

es Darms und zu Mondorf Ledure, welche das Land dem Könige abwendig machten. Ein Versuch des Barons v. Tornaco, mit Hülfe eines bewaffneten Freicorps von etwa 200 Mann die Revolutionäre zu entwaffnen, hatte keinen Erfolg, weil der preußische Commandant innerhalb des Bereiches der Festung kein bewaffnetes Corps dulden zu können erklärte. Uebrigens hatte Tornaco mit wenigen Leuten ungestraft das Land rund um L. durchzogen, in mehren Orten die Nationalgarden entwaffnet und einmal an der Spitze von 24 Mann Ettelbrück u. Diekirch, den Heerd der Revolution, in Allarm gebracht. Als bald darauf in der Nähe dieser Stadt abermals verdächtige Leute bemerkt wurden, warf sich der Distriktscommissär Simons aufs Pferd und sprengte unter dem Rufe: „Aux armes citoyens!“ durch die Stadt. Doch waren die vermeintlichen Feinde nur einige zum Walde ziehende Holzhauer gewesen. Aus solchen Auftritten wird es recht klar, daß man mit 200 Mann entschlossener Truppen die ganze Revolution mit all ihren Phrasen zum Lande hätte hinausjagen und so dasselbe vor der unglückseligen Trennung, welche jene Revolutionsmänner über L. gebracht haben, hätte bewahren können. Aber es geschah Nichts, um das Land von den unsauberen Gästen zu befreien, und so ward am 19. April 1839 zu London die Trennung des bis dahin einigen Landes ausgesprochen: ein Ereigniß, dessen Erinnerung noch jetzt jedes luxemburgische Herz mit tiefer Wehmuth erfüllt. Die Revolutionäre hatten Alles aufgeboten, die Rückkehr auch nur eines Theiles von L. unter die Herrschaft des Königs Großherzogs zu verhindern. Der Mühlenbesitzer Norbert Metz hatte das Dörfchen Eich, unter den Kanonen der Festung gelegen, zum Heerde der politischen Agitation gemacht, während sein Bruder, der Advokat Karl Metz, als Mitglied der belgischen Deputirtenkammer durch seine verwegenen Deklamationen gegen das Haus Oranien-Nassau sich in der Weise der alten französischen Jakobiner gebahrte. Als aber dennoch die belgische Kammer mit großer Stimmenmehrheit sich für die Rückgabe eines Theiles von L. erklärte u. Frankreich, wider Erwarten der Radikalen, dem Londoner Konferenzbeschlusse beitrat, da war es vorzugsweise dieser Karl Metz, der jenen berüchtigten Appell der L.er Deputirten an die Pariser Republikaner gegen den König der Franzosen veranlaßte und dann zur Anregung der Bewegung selbst nach Paris reisete. Doch, selbst nur ein Werkzeug in den Händen Anderer, die gewohnt waren, durch ihn ihre Karten auszuspielen; ohne ein Talent, als zu poltroniren, mußte er von dort unverrichteter Sache wieder abziehen. Zwei Glieder des republikanischen Clubs zu Paris, die nach Arlon kamen, äußerten sich über Karl Metz sehr verdrießlich: „Der Mensch hat zu Paris Alles verdorben; er war auch zu nichts Anderem gekommen, als um Austern zu fressen, und um vor der Welt einen Skandal zu machen.“ — Nachdem so alle Versuche der Revolutionäre, die Rückkehr des Landes unter die Regierung des rechtmäßigen Königs zu hintertreiben, erfolglos geblieben waren, wurden Hassenpflug, damals Hohenzollernscher Geheimerath, u. Stifft, ein Nassauer, von Wilhelm I. zu Besitzergreifungscommissären ernannt. Die Rückkehr des deutschen Landes unter den Gehorsam des Königs erfolgte ohne allen Widerstand seitens der Bevölkerung, und der Notar Ledure und einige andere, die bei der Revolution arg compromittirt waren, wurden abgesetzt. Wie schwer es aber dem neu ernannten Civilgouverneur Hassenpflug werden mußte, mit einer, dem deutschen Geiste und der deutschen Bildung völlig fremden, in den meisten seiner Glieder in die Revolution der vergangenen Jahre verwickelten Beamtenstande die Verwaltung des Landes zu führen, läßt sich leicht begreifen. Die Conspiration der ganzen revolutionären Fraktion wandte sich gegen ihn, und schon den 26. October 1840 erhielt er seine wiederholt eingereichte Entlassung. (Wir verweisen hier auf den mit Sachkenntniß geschriebenen Artikel unseres Lexicons: „H a s s e n p f l u g.“) Stifft stand allein da in einer völlig unhaltbar gewordenen Stellung; denn die radikale Partei rüstete sich mit aller Macht, ihren Sieg zu vollenden. Als daher der neue König, bisheriger Prinz von Oranien, angekündigt hatte, er würde selbst kommen, um die Wünsche des Landes zu vernehmen, begann sie eine

ungemeine Thätigkeit zu entwickeln. Die französisch-wallonische Partei war von einer doppelten Gefahr bedroht, die ihrer Herrschaft ein Ende machen konnte. Die eine war von Seiten der deutschen Sprache. Das ganze Großherzogthum war seit der Trennung deutsch, von einer nur deutsch redenden Bevölkerung bewohnt. Wurde nun, wie es billig und recht, den Interessen des L.er Volkes und des deutschen Bundes gemäß war, das Deutsche als Geschäftssprache wieder eingeführt, so mußte ein deutscher, aus dem Kerne des L.er Volkes hervorgehender, Beamtenstand gebildet werden und die Herrschaft der bisher privilegirten Classe war aus. Die zweite Gefahr drohete von Seiten des deutschen Zollvereines, indem schon unter Hassenpflug die Verhandlungen wegen Anschlusses L.s angeknüpft und in Berlin beinahe bis zur Reife gediehen waren. Ein so naher Anschluß an Deutschland mußte aber dem welschen Elemente als höchst gefahrdrohend erscheinen, weßhalb die Partei beschloß, die Ratifikation des Vertrages um jeden Preis zu hintertreiben und einen Zollanschluß an Frankreich und Belgien zu bewirken. Eine in den dreißiger Jahren zu Diekirch gebildete Conföderation, unter dem ostensibeln Zwecke, der Regierung Vorschläge und Plane zur Anlage von Straßenbauten vorzulegen, in der ein gewisser v. Blockhausen Präsident und Jurion Sekretär war, bildete jetzt den Anhaltspunkt für alle Bestrebungen der Partei. Zu Mersch ward eine Versammlung gehalten u. dort der ganze Operationsplan verabredet. Blockhausen, Jurion, Karl u. Norbert Metz u. Francois waren gegenwärtig. Es wurde eine Anzahl französischer Anreden entworfen, womit der König an verschiedenen Orten des Landes empfangen und dadurch in die Täuschung versetzt werden sollte, als sei die vorwiegende Sprache des Landes die französische. In diesen Reden kommen die Ausdrücke vor: „Nous Vous prions pour le maintien de la langue française — c'est la langue de nos pères — c'est la langue de la generation actuelle — c'est la langue de la civilisation. Die Rollen, die Jeder zu übernehmen hatte, wurden vertheilt. Norbert Metz, ein Mann, für sich ohne politische Ideen, aber von starker Lunge u. großer Kühnheit, sollte beim Emfange des Königs als Vertreter des Cantons L. auftreten, wozu Keiner ihn berechtigt und gewählt hatte. Jurion, den kurz vor der Wiederbesitznahme des Landes durch den König der Distriktscommissär Simons zum provisorischen Bürgermeister von Diekirch bestellt hatte, sollte sich als Vertreter des Distriktes Diekirch, der wenigstens 60,000 Seelen umfaßt, geriren u. Blockhausen sollte dann, was die Uebrigen begonnen, beim Empfange des Königs in L. selbst vollenden. Der Plan wurde meisterlich ausgeführt. Leider war in diesem entscheidenden Augenblicke, wo ein Hochverrath am L.er Volke u. am deutschen Bunde verübt werden sollte, Keiner da, der sich mit Kraft u. Entschiedenheit der Sache des deutschen L.er Volkes angenommen hätte. Dem Könige wurde in der That die Meinung beigebracht, die Mehrzahl der L.er rede die französische Sprache. In L. selbst auf Französisch angeredet, richtete er an die Versammlung, — er ein deutscher Fürst zu den Unterthanen seines deutschen Stammlandes redend — eine französische Antwort. Das Nähere der damaligen Vorgänge behalten wir einer andern ausführlicheren Besprechung an einem andern Orte vor. Der Plan der französischen Partei war vollkommen geglückt. Stifft verlor das Vertrauen des Königs und ward bald darauf entlassen. Blockhausen wurde zum königlich-großherzoglichen Kammerherrn erhoben u. dann eine Commission zur Berathung der L.er Angelegenheiten und zur Entwerfung einer Constitution zum Haag berufen. Alle Welt staunte, als sie die determinirtesten Häupter der Revolution als Mitglieder einer Commission, in deren Hände das Vertrauen des Königs das Schicksal des Landes legte, zum Haag reisen sah. Die Commission hatte acht Mitglieder. Darunter waren Jurion, Blockhausen, Dams, Vitry, Servais rc. Später wurde noch ein 9. Mitglied hinzuberufen. Ueber den Geist der Constitution, die hier geschmiedet wurde, erlaubt uns hier die Enge des Raumes nicht zu reden. Die erste Zusammensetzung der Stände geschah ganz und gar auf Vorschlag der Commission. Darum haben auch die Versammlungen der Stände bis auf den heu-

tigen Tag ihren Ursprung nicht verläugnet. Alle Verhandlungen der Stände werden ausschließlich in französischer Sprache gehalten, wodurch es den eingeborenen L.n schwer, den meisten ganz unmöglich gemacht wird, in der Versammlung der Stände aufzutreten. Die Stände hatten denn auch nichts Eiligeres u. Angelegentlicheres zu thun, als, in falscher Erklärung eines königlichen Erlasses, die französische Sprache neben der deutschen als Nationalsprache zu erklären. Der König hatte nämlich im Anfange der 30r Jahre die deutsche Sprache für L. als eben so berechtigt, wie die französische, erklärt. Damals aber hatte der König seinem Rechte auf das wallonische L., das eben so, wie das deutsche, von den Belgiern besetzt war, keines Weges entsagt; es galt also damals noch das alte Herkommen, wonach beide Sprachen als gleichberechtigt im Lande behandelt wurden, nur daß in dem einen Quartiere die deutsche, im Wallonischen Quartier aber die französische Sprache die herrschende war. Nachdem aber das wallonische Quartier ganz und vollständig vom Lande getrennt worden, war es nicht nur eine Lächerlichkeit, sondern ein wahrer Verrath an der Nationalität des L.er Volkes, die französische Sprache für eine der Nationalsprachen zu erklären. Ja, die ans Ruder gelangte Partei behandelt das Französische ganz und gar als herrschend. Die Stände sprechen französisch, die ganze Administration wird seit Hassenpflugs u. Stiffts Verdrängung nur in der fremden Sprache geführt; am Athenäum ist sie die vorherrschende und selbst den Volksschulen wird sie aufgebürdet. — Aber noch eine andere Aufgabe hatte die Haager Commission zu lösen. Der König hatte seine Zusage zur Ratifikation des Anschlusses an den preußischen Zollverein bereits gegeben, u. in Folge dessen waren Abgeordnete des Zollvereines bereits im L.er Lande angelangt. Die Gefahr für die Wällischen war also nahe u. groß; darum bot die Commission beim Könige alle ihre Kräfte auf, die Ratifikation zu verhindern. Während nun im Haag alle Segel gespannt wurden, mußten die Gleichgesinnten im L.er Lande eine möglichst große Agitation hervorrufen. Die Brüder Metz zeigten sich hier wieder in ihrer ganzen Brauchbarkeit. In Schenken u. auf Jahrmärkten wurden die Bauern bearbeitet u. die Zeitungen klagten laut über den bevorstehenden Ruin des ganzen Landes. „Man will euch Preußisch machen, sagte man den Bauern. Die Preußen kennt ihr noch nicht; sie schneiden euch die Ohren ab und nageln sie an die Thüren; die moralischen Interessen des Landes sind gefährdet bei einer näheren Verbindung mit Preußen.“ Die Bürgermeister wurden durch ihre französisch abgerichteten Sekretäre bearbeitet u. geleitet und so unterschrieb das Volk Petitionen gegen den Anschluß an den deutschen Zollverein, die es meistens auch nicht einmal verstand. Die Commission im Haag legte dem Könige die Petitionen vor und erklärte, das ganze Land sähe in dem Anschluß an den deutschen Zollverein seinen sicheren Ruin. Der König wollte sein Land nicht unglücklich machen, eben so wenig, wie er demselben früher die fremde deutsche Sprache hatte aufdrängen wollen, u. erklärte der Commission, er würde den Anschluß nicht ratificiren. Tiefgebeugt sprachen die Herrn, vor allen Blockhausen, dem Könige ihren Dank für die gesicherte Wohlthat des Landes aus und kehrten siegestrunken nach L. zurück. Ein großes Bankett ward am 28. November 1841 den Rückgekehrten gegeben und Simons sprach im Namen des Landes der Commission den wärmsten Dank für übernommene Mühwaltung u. für die glücklich vertretenen wichtigsten Interessen des Volkes aus. Gellé, der Präsident der Commission, nahm in Erwiederung das Wort u. ergoß sich in einem unermeßlichen Schwalle französischer Phrasen, deren er in seinem Leben so viele von sich gegeben hat, in wahrhaft frevelhafter Weise über die deutschen Verhältnisse u. Interessen. Seine Rede ist glücklicherweise gedruckt noch vorhanden. Alles schwelgte an diesem Abende im Siegesrausche, und unzählige Male wurden die Worte wiederholt: „Le roi ne ratifiera jamais.“ Aber der Jubel sollte nicht lange dauern. Der König von Preußen war nicht gesonnen, durch eine revolutionäre Clique Staatsverträge umstoßen zu lassen. Auf seiner Reise nach London nahm er den Weg über Brüssel u. wählte auf seiner

ungemeine Thätigkeit zu entwickeln. Die französisch-wallonische Partei war von einer doppelten Gefahr bedroht, die ihrer Herrschaft ein Ende machen konnte. Die eine war von Seiten der deutschen Sprache. Das ganze Großherzogthum war seit der Trennung deutsch, von einer nur deutsch redenden Bevölkerung bewohnt. Wurde nun, wie es billig und recht, den Interessen des L.er Volkes und des deutschen Bundes gemäß war, das Deutsche als Geschäftssprache wieder eingeführt, so mußte ein deutscher, aus dem Kerne des L.er Volkes hervorgehender, Beamtenstand gebildet werden und die Herrschaft der bisher privilegirten Classe war aus. Die zweite Gefahr drohete von Seiten des deutschen Zollvereines, indem schon unter Hassenpflug die Verhandlungen wegen Anschlusses L.s angeknüpft und in Berlin beinahe bis zur Reife gediehen waren. Ein so naher Anschluß an Deutschland mußte aber dem welschen Elemente als höchst gefahrdrohend erscheinen, weßhalb die Partei beschloß, die Ratifikation des Vertrages um jeden Preis zu hintertreiben und einen Zollanschluß an Frankreich und Belgien zu bewirken. Eine in den dreißiger Jahren zu Diekirch gebildete Conföderation, unter dem ostensibeln Zwecke, der Regierung Vorschläge und Plane zur Anlage von Strassenbauten vorzulegen, in der ein gewisser v. Blockhausen Präsident und Jurion Sekretär war, bildete jetzt den Anhaltspunkt für alle Bestrebungen der Partei. Zu Mersch ward eine Versammlung gehalten u. dort der ganze Operationsplan verabredet. Blockhausen, Jurion, Karl u. Norbert Metz u. Francois waren gegenwärtig. Es wurde eine Anzahl französischer Anreden entworfen, womit der König an verschiedenen Orten des Landes empfangen und dadurch in die Täuschung versetzt werden sollte, als sei die vorwiegende Sprache des Landes die französische. In diesen Reden kommen die Ausdrücke vor: „Nous Vous prions pour le maintien de la langue française — c'est la langue de nos pères — c'est la langue de la generation actuelle — c'est la langue de la civilisation. Die Rollen, die Jeder zu übernehmen hatte, wurden vertheilt. Norbert Metz, ein Mann, für sich ohne politische Ideen, aber von starker Lunge u. großer Kühnheit, sollte beim Emfange des Königs als Vertreter des Cantons L. auftreten, wozu Keiner ihn berechtigt und gewählt hatte. Jurion, den kurz vor der Wiederbesitznahme des Landes durch den König der Distriktscommissär Simons zum provisorischen Bürgermeister von Diekirch bestellt hatte, sollte sich als Vertreter des Distriktes Diekirch, der wenigstens 60,000 Seelen umfaßt, geriren u. Blockhausen sollte dann, was die Uebrigen begonnen, beim Empfange des Königs in L. selbst vollenden. Der Plan wurde meisterlich ausgeführt. Leider war in diesem entscheidenden Augenblicke, wo ein Hochverrath am L.er Volke u. am deutschen Bunde verübt werden sollte, Keiner da, der sich mit Kraft u. Entschiedenheit der Sache des deutschen L.er Volkes angenommen hätte. Dem Könige wurde in der That die Meinung beigebracht, die Mehrzahl der L.er rede die französische Sprache. In L. selbst auf Französisch angeredet, richtete er an die Versammlung, — er ein deutscher Fürst zu den Unterthanen seines deutschen Stammlandes redend — eine französische Antwort. Das Nähere der damaligen Vorgänge behalten wir einer andern ausführlicheren Besprechung an einem andern Orte vor. Der Plan der französischen Partei war vollkommen geglückt. Stifft verlor das Vertrauen des Königs und ward bald darauf entlassen. Blockhausen wurde zum königlich-großherzoglichen Kammerherrn erhoben u. dann eine Commission zur Berathung der L.er Angelegenheiten und zur Entwerfung einer Constitution zum Haag berufen. Alle Welt staunte, als sie die determinirtesten Häupter der Revolution als Mitglieder einer Commission, in deren Hände das Vertrauen des Königs das Schicksal des Landes legte, zum Haag reisen sah. Die Commission hatte acht Mitglieder. Darunter waren Jurion, Blockhausen, Dams, Vitry, Servais rc. Später wurde noch ein 9. Mitglied hinzuberufen. Ueber den Geist der Constitution, die hier geschmiedet wurde, erlaubt uns hier die Enge des Raumes nicht zu reden. Die erste Zusammensetzung der Stände geschah ganz und gar auf Vorschlag [illegible] Commission. Darum haben auch die Versammlungen der Stände bis auf [illegible]

tigen Tag ihren Ursprung nicht verläugnet. Alle Verhandlungen der Stände werden ausschließlich in französischer Sprache gehalten, wodurch es den eingeborenen L.n schwer, den meisten ganz unmöglich gemacht wird, in der Versammlung der Stände aufzutreten. Die Stände hatten denn auch nichts Eiligeres u. Angelegentlicheres zu thun, als, in falscher Erklärung eines königlichen Erlasses, die französische Sprache neben der deutschen als Nationalsprache zu erklären. Der König hatte nämlich im Anfange der 30r Jahre die deutsche Sprache für L. als eben so berechtigt, wie die französische, erklärt. Damals aber hatte der König seinem Rechte auf das wallonische L., das eben so, wie das deutsche, von den Belgiern besetzt war, keines Weges entsagt; es galt also damals noch das alte Herkommen, wonach beide Sprachen als gleichberechtigt im Lande behandelt wurden, nur daß in dem einen Quartiere die deutsche, im Wallonischen Quartier aber die französische Sprache die herrschende war. Nachdem aber das wallonische Quartier ganz und vollständig vom Lande getrennt worden, war es nicht nur eine Lächerlichkeit, sondern ein wahrer Verrath an der Nationalität des L.er Volkes, die französische Sprache für eine der Nationalsprachen zu erklären. Ja, die ans Ruder gelangte Partei behandelt das Französische ganz und gar als herrschend. Die Stände sprechen französisch, die ganze Administration wird seit Hassenpflugs u. Stiffts Verdrängung nur in der fremden Sprache geführt; am Athenäum ist sie die vorherrschende und selbst den Volksschulen wird sie aufgebürdet. — Aber noch eine andere Aufgabe hatte die Haager Commission zu lösen. Der König hatte seine Zusage zur Ratifikation des Anschlusses an den preußischen Zollverein bereits gegeben, u. in Folge dessen waren Abgeordnete des Zollvereines bereits im L.er Lande angelangt. Die Gefahr für die Wällischen war also nahe u. groß; darum bot die Commission beim Könige alle ihre Kräfte auf, die Ratifikation zu verhindern. Während nun im Haag alle Segel gespannt wurden, mußten die Gleichgesinnten im L.er Lande eine möglichst große Agitation hervorrufen. Die Brüder Metz zeigten sich hier wieder in ihrer ganzen Brauchbarkeit. In Schenken u. auf Jahrmärkten wurden die Bauern bearbeitet u. die Zeitungen klagten laut über den bevorstehenden Ruin des ganzen Landes. „Man will euch Preußisch machen, sagte man den Bauern. Die Preußen kennt ihr noch nicht; sie schneiden euch die Ohren ab und nageln sie an die Thüren; die moralischen Interessen des Landes sind gefährdet bei einer näheren Verbindung mit Preußen." Die Bürgermeister wurden durch ihre französisch abgerichteten Sekretäre bearbeitet u. geleitet und so unterschrieb das Volk Petitionen gegen den Anschluß an den deutschen Zollverein, die es meistens auch nicht einmal verstand. Die Commission im Haag legte dem Könige die Petitionen vor und erklärte, das ganze Land sähe in dem Anschluß an den deutschen Zollverein seinen sicheren Ruin. Der König wollte sein Land nicht unglücklich machen, eben so wenig, wie er demselben früher die fremde deutsche Sprache hatte aufdrängen wollen, u. erklärte der Commission, er würde den Anschluß nicht ratificiren. Tiefgebeugt sprachen die Herrn, vor allen Blockhausen, dem Könige ihren Dank für die gesicherte Wohlthat des Landes aus und kehrten siegestrunken nach L. zurück. Ein großes Bankett ward am 28. November 1841 den Rückgekehrten gegeben und Simons sprach im Namen des Landes der Commission den wärmsten Dank für übernommene Mühwaltung u. für die glücklich vertretenen wichtigsten Interessen des Volkes aus. Gellé, der Präsident der Commission, nahm in Erwiederung das Wort u. ergoß sich in einem unermeßlichen Schwalle französischer Phrasen, deren er in seinem Leben so viele von sich gegeben hat, in wahrhaft frevelhafter Weise über die deutschen Verhältnisse u. Interessen. Seine Rede ist glücklicherweise gedruckt noch vorhanden. Alles schwelgte an diesem Abende im Siegesrausche, und unzählige Male wurden die Worte wiederholt: „Le roi ne ratifiera jamais." Aber der Jubel sollte nicht lange dauern. Der König von Preußen war nicht gesonnen, durch eine revolutionäre Clique Staatsverträge umstoßen zu lassen. Auf [illegible] London nahm er den Weg über Brüssel u. wählte auf seiner

Rückreise den Weg über den Haag nur nach gegebener Versicherung, daß der Anschluß L.s ratificirt werden solle. Der König von Holland ratificirte u. Blockhausen, damals schon Kanzler für L., unterschrieb. Von Clerf aus ertönten die Klänge des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland", und das nun wach gewordene L.er Volk dankte dem Könige in zahlreichen Adressen für die gewährte große Wohlthat des Anschlusses! — Damit beschließen wir unsern geschichtlichen Abriß, fest überzeugt, daß derselbe hinreichen wird, jedem Leser den Schlüssel zu geben zum Verständnisse der Ereignisse, die in den letzten Jahren im L.ischen sich begaben. Uebrigens macht Schreiber dieses das Publikum darauf aufmerksam, daß eine sorgfältig bearbeitete Geschichte L.s vom Jahre 1814 bis jetzt mit einer vollständigen und höchst merkwürdigen Sammlung von Aktenstücken fast vollendet ist und nächstens erscheinen wird. — Wer übrigens einen tiefen Blick in das Wesen der L.er Justizverwaltung thun will, der lese das höchst wichtige Schriftchen: Impuissance d'une constitution pour protéger le droit contre une administration disposant de la censure et des tribunaux par Ernest Gregoire, Nancy 1845. Was demnächst der deutsche Bund verfügen wird, steht zu erwarten. Sicher ist es, daß seit dem Anschlusse an den deutschen Zollverein eine neue Aera für L. angebrochen ist u. daß der Bund die deutschen Interessen von nun an nicht mehr so schutzlos lassen wird, wie früher. S.

Luxor, ein elendes Dorf in Oberägypten, am rechten Ufer des Nil, im Departement Saïd, 50° 41′ 31″ n. Br. 30° 19′ 41″ östl. L. (von Paris), zum Theil in den alten Ruinen von Theben, ist wichtig wegen der Reste ägyptischer Baudenkmale, die daselbst sich vorfinden. Es hat niedrige Wohnungen mit darauf gebauten Taubenhäusern u. wird von 1500—2000 armen Fellahs bewohnt. Berühmt sind die von hier stammenden schönen Obelisken von rosenrothem Granit, von welchem der größere (75′ hoch) nach London u. der kleinere (72′ hoch) nach Paris geschafft u. auf der Place de la Concorde aufgestellt wurde. Weisflog.

Luxus heißt der Verbrauch von werthhabenden Gegenständen, die mehr für Bequemlichkeit, Gemächlichkeit u. angenehmen Lebensgenuß dienen, als Bedürfnisse befriedigen. — Noch ist der Streit nicht ausgekämpft, ob L. Vortheil bringend u. darum räthlich, von den Regierungen zu fördern, oder ob er verderblich u. darum durch die Staatsgewalt in eingreifender Weise niederzuhalten sei? Von den Vortheilen des L. dürfte gelten: daß dadurch der Reichthum vertheilt wird; daß Fleiß und Industrie durch den L. mächtig angespornt werden; daß er, indem er Beschäftigung und Lohn schafft, die Bevölkerung fördert; daß durch ihn die Sitten verfeinert werden; daß die vom Auslande übernommenen Gegenstände des L., als Muster dem Talente und der Kunstfertigkeit einen Aufschwung geben; daß die Gränze zwischen Nothwendigem und Ueberflüssigem sich oft nicht mit Bestimmtheit ermitteln läßt u. man durch Consequenz im Banne des Ueberflüssigen endlich dahin kommt, allenfalls drei Pfund Wurzeln zur Nahrung, ein Fell sich zu decken u. eine Höhle gegen die Unbilden der Witterung als für das Dasein genügend zu erstreben; daß, wenn die Gesammtheit nach dem für die Einzelnen in unläugbarerer Richtigkeit geltendem Grundsatze der Ersparung handelt, unausbleiblich und in Bälde Produktion u. Erwerb aufhören, oder doch auf das kleinste Maß beschränkt seyn müssen und die Wirkung davon allgemeine Armuth ist; daß bei der Spekulation auf auswärtigen Verkauf der L. entschiedenen Vortheil bringt, weil die Masse der den Gelüsten dienenden Handelsartikel unendlich größer ist, als die von Artikeln des wahren Bedürfnisses. Als Nachtheile des L. werden erörtert: daß derselbe keine rechte Vertheilung des Reichthumes ist, sondern nur wieder Einige bereichert, indeß Andere verarmen; daß das Produciren nicht vom Menschen abhängt, wie das Consumiren; daß es leichter, seine Einkünfte zu verthun, als zu vermehren; daß die Lust, Aufwand zu machen, die nach und nach alle Schichten der Gesellschaft durchsickert, noch nicht Lust zur Arbeit einflößt; daß die Produktion nur durch Vermehrung der Capitalien, dem unerläßlichen Elemente der Produktion, vermehrt werden kann; daß

diese nur durch Ersparniß entstehen können; daß man aber von Denen Ersparung nicht erwarten kann, die bloß durch das Bedürfniß zu consumiren zur Produktion angeeifert werden; daß die langsameren u. beschränkten Quellen der wahren Produktion wohl nie hinreichen, die erwachte Gier nach Genüssen zu befriedigen; daß der L. die Zahl der Ehen verringert; daß ein industriöses Volk noch kein glückliches ist; daß der Vortheil, den Kunst u. Industrie von den Mustern luxuriöser Dinge des Auslandes haben sollen, ein zu flüchtiger, um nachhaltig wirken zu können, da die Mode zu schnell beseitigt, was der L., aus allen Windrosen gekommen, aufstellt, abgesehen davon, daß L. die Gesammtheit des Innlandes um einen Theil des, ihr vielleicht als Cirkulationsmittel zur Belebung des innern Verkehres, oder auch zu öffentlichen Bedürfnissen nöthigen, Geldreichthumes bringt; daß der L. der Reichen, wenn auch nicht immer u. überall, mit einer gewissen Ostentation u. Verschwendung der Regierungen Schritt hält, wovon die unausbleibliche, langjährig lastende u. dann plötzlich u. schrecklich oft gebüßte Folge die Vermehrung der Abgaben, die — so lange ein vollkommenes System der Besteuerung noch zu den frommen Wünschen gehört — zumeist die unteren Schichten der Gesellschaft drückt; daß der L. die Sucht nach Erwerb, die Ueberschätzung des Geldes, die Gewissenlosigkeit, oder doch den Leichtsinn in der Wahl der Mittel im Gefolge hat u. daß Einzelne u. Völker, die dem L. eifrig dienen, nach dem Zeugnisse der Geschichte u. des Alltagslebens, ihre Selbstständigkeit darüber verlieren. — Diese Für u. Wider gegen einander gehalten, dürfte sich somit als Resultat ergeben: L. kann in gewissem Maße, volkswirthschaftlich betrachtet, Vortheile bringen. Aber erst nach begründeter Wohlhabenheit ist die geeignete Zeit luxuriöser Genüsse. Wer das momentane Bedürfniß zum Objekte der Wirthschaft erwählt, unternimmt ein Spielgeschäft. Der Nationalreichthum besteht nicht in alle dem, was den Privatreichthum veranlaßt. Wenn auch der Reichthum einer Nation nicht ein Haufe von Getreide, Gold u. Tuch, wenn auch im Laufe der Zeiten Manches als produktiv geltend geworden, was die alte Schule der Nationalökonomie als steril gescholten, so ist doch fortan im Auge zu halten, daß der absolute Werth in anerkannter Brauchbarkeit besteht; daß es primäre, sekundäre und eingebildete Güter gibt, u. daß jede Verletzung der normalen Proportion der Güter sich schwer an den Uebertretern rächt. Es mag daher in unserer Zeit, bezüglich des L., eine Aufgabe seyn der Kirche: in überzeugender u. herzergreifender Weise zu predigen über Paulus Worte: „Pfleget eures Leibes, doch so, daß er nicht geil werde;" der Schule: die Mutter der Gracchen u. im Gegensatze Lollia Paulina; Sparta's Größe u. Roms Verfall; den Schwur im Rütli u. die jetzigen Zustände der Schweiz warm u. gründlich zu erzählen; des Staates: sich aller Schritte u. Richtungen zu enthalten, welche einen Hang zum L. erhöhen u. in alle Classen verbreiten oder gar künstlich erzeugen. SG.

Luxus-Gesetze. Während ein großer Theil Menschen den Satz des Naturrechtes: „Quisque potest re sua uti atque abuti," wie einen Gorgonenschild gegen die Bekämpfer des Luxus erhebt, so sagt hinwiederum ein nicht geringer Theil, der Satz sei für Troglodyten oder auch Robinsons unumstößlich, aber ein Anderes sei es um das Zusammenleben in civilisirten Staaten, um das aus demselben und für dasselbe gebildete positive Recht, um Beispiel und unberechenbare Folge im Contakte der Genußsucht mit der demoralisirten oder doch immer demoralisationsfähigen Volksmasse. Dabei führen die, Gesetze gegen den Luxus Beabsichtigenden den Beweis aus dem Vernunftrechte selbst, die Ergänzung des angeführten Satzes: „Attamen absque pace judicio et damno alterius" besonders beleuchtend u. erklärend, wie unter dem alterius oben die Gesammtheit zu verstehen sei. Während die Einen sich ereifern, daß Bevormundung durch L.-G. noch im Kindesalter der Völker zu ertragen gewesen, im Zeitalter der Verstandes-Reife aber empörend auf jedes stolze Gemüth wirken müsse, erläutern die Andern an der Hand der Geschichte, daß es wohl schwerlich je so ächt stolze Gemüther geben könne, als Aegyptens Weise, Lacedämons Söhne, Roms Bürger und die

mittelalterlichen Patrizier der freien Reichsstädte erwiesen hätten, die sich sammt u. sonders den Gesetzen gefügt, die von der Wiege bis zum Sarge den bezüglichen Aufwand genau bemessen; sie erläutern sinnig u. richtig den Unterschied zwischen Stolz u. Eitelkeit u. wie der Stolz erst ausartend einem Staate schaden könne, Eitelkeit aber, des Luxus eigentliche Wehmutter und Säugamme, jedem Staate verderblich werden müsse. Wenn gegen L.-G., u. das vielleicht am schlagendsten, erwähnt wird, daß eine Classifikation nach Ständen denselben jede vernünftige Anwendbarkeit benehme, da in jedem Stande die mannigfaltigsten Abstufungen des Vermögens vorhanden seyn können, so wird hingegen nicht mit Unrecht bemerkt, daß ein Staat ohne irgend eine Aristokratie nicht denkbar, weil die Natur, die nicht zwei Blätter ganz gleich zackt, zwei Thautropfen gleich rundet, keine Gleichheit der Menschen kennt u. den Regierungen, eben in Berücksichtigung des untilgbaren Triebes der Auszeichnung der Einen vor den Andern, gerathen, auf Sitten und Gewohnheiten so einzuwirken, daß sie ändern, was sie eingeführt, u. wenn nicht positive, doch negative L.-G. zu geben, wie der Lokrier Zaleukus, der nur trunkenen Matronen gestattete, sich von mehr als einem Bedienten begleiten zu lassen. SG.

Luxus-Steuern erklären Einige für nützlich, weil sie den Luxus beschränken u. dem Staate ein Einkommen mehr schaffen; Andere sehen darin nur verkleidete Verpönungen des Luxus u., als solche, ungerecht, weil sie die natürliche Freiheit des Genusses aus angemaßter vormundschaftlicher Auctorität willkürlich und auf eine, zumal für die Aermeren drückende, Weise beschränken; oder unnütz u. selbst zweckwidrig, weil sie den Genuß gleichwohl nicht verhindern, sondern bloß vertheuern, was die Anreizung dazu noch erhöht. Wenn die Steuerpflicht überhaupt in der moralischen Nothwendigkeit des Staates begründet, so dürfte das Recht, L.-St. aufzulegen, um so sicherer darauf beruhen, wenn festgehalten wird an der einfachen Forderung, daß jedes Objekt besteuert werden könne, das von reiner Einnahme zeugt. Dabei ist noch zu beachten, daß Gegenstände, die in der Consumtion zerstört werden, auch polizeilichen Bestimmungen unterliegen, indem gewisse Genüsse (wie geistige Getränke) auf Moralität u. Industrie sehr nachtheilig wirken, wenn sie nicht innerhalb gewisser Schranken gehalten werden, u. daß die Regierungen der inländischen Produktion Schutz in allen Fällen schuldig sind, wo das Ausland, begünstigt durch äußere Umstände, arbeitet oder liefert. Und somit, wenn auch auf L.-St., als Verzehrungssteuern, bezüglich der Quote, der herbeigeführten Unterschleife u. s. w., das altrömische „Caveant" etc. paßt u. von den Regierungen im Auge zu halten ist, so läßt sich doch die Nützlichkeit der L.-St. schwer in Abrede stellen. SG.

Luzern, dem Range nach der dritte Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft u., abwechselnd mit Zürich u. Bern, Vorort u. Sitz der Tagsatzung, liegt beinahe in der Mitte der Schweiz, gränzt nördlich an den Canton Aargau, östlich an eben denselben, an Zug u. Schwyz, südlich an Unterwalden u. Bern, welcher letztere Canton sich auch an seiner Abendseite hinzieht, und zählt auf einem Flächeninhalte von 28 □ Meilen über 130,000 Einwohner, welche sämmtliche Katholiken sind; nur in der Hauptstadt befindet sich seit dem Jahre 1826 eine kleine reformirte Gemeinde von Einsassen. Das ziemlich abgerundete Gebiet des Cantons besteht meist aus fruchtbaren Hügeln u. kleinen wasserreichen Thälern, wovon nur der südwestliche Theil eine Ausnahme macht, denn hier liegt zwischen dem Emmenthal u. Unterwalden das Entlebuch, dessen höchste Berge, der Pilatus u. Napf, indessen die Schneelinie nicht erreichen. Unter den Seen ist, nach dem Vierwaldstädtersee (s. d.), der Sempacher der bedeutendste; unter den Flüssen die Reuß, welche unfern der Hauptstadt die Waldemme aufnimmt. In dem milden Klima gedeiht an einigen Orten der Weinstock u. am Fuße des Rigi der zahme Kastanienbaum; aber besser der Getreide-, Obst- u. Wiesenbau. Es wird im Canton L. mehr Getreide gezogen, als verbraucht; aber die Fabrikarbeiten haben so wenig, als der Handel, hier je viele Hände beschäftigt. Der

Gotthards-Paß macht jedoch die Durchfuhr bedeutend u. gute Straßen erleichtern den Verkehr. Die Heilbäder zu Knutwell, im Farnbühl u. im Augstholz werden stark besucht. Die Emme u. Lutern liefern etwas Waschgold. Es besteht seit 1810 im Canton L. eine obligatorische Brand-Assekuranz für die Gebäude, deren keines unter die Hälfte oder über ⅘ seines wahren Werthes geschätzt werden darf, welchen letzteren man auf ungefähr 40 Millionen Franken angibt. Wenn der über den ganzen Canton verbreitete, wenn auch nur mäßige, Volkswohlstand vielleicht auf lange hinein untergraben wurde, so darf dieß bei dem systematischen Aussaugungssystem, welches der siegreiche Radikalismus sich gegen den zertretenen Canton zur Aufgabe macht, wohl nicht befremden. — Die Geistlichkeit stand ehemals unter dem Bischof von Constanz; seit der neuen Organisirung des Bisthums Basel unter diesem. Man findet im Canton zwei Chorherrn-Stifte, St. Leodegar zu L. u. Münster; das Cisterzienserkloster St. Urban (mit dem Schullehrerseminar); drei Kapuzinerklöster: Wesemli, Schüpfheim u. Sursee und vier Frauenklöster: zu L., Rathhausen, Eschenbach u. Bruch. Die Väter Jesuiten, welche 1844 auf den Wunsch der großen Mehrheit des Volkes hieher berufen worden waren, mußten sich in Folge der beklagenswerthen Ereignisse der allerjüngsten Zeit momentan wieder entfernen. (Vgl. hierüber, so wie überhaupt über die jüngsten Ereignisse in L. und in der Schweiz, die Artikel: Freischaaren, Jesuiten, Leu, Sonderbund). Die Stadt L. ist auch Residenz des päpstlichen Nuntius in der Schweiz. — Von Anstalten für Erziehung u. Unterricht nennen wir: das Priesterhaus; das Lyceum, an welchem Theologie, Physik, Philosophie, Philologie,, Mathematik, Naturgeschichte, allgemeine u. vaterländische Geschichte gelehrt werden; das Gymnasium; eine wohleingerichtete Bürgerschule; eine so genannte Armen- oder Freischule; auch den Landschulen wurde von der Regierung in der letzten Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet. — Die Hauptstadt L. (s. d.) gab dem Canton den Namen, der im Jahre 1832 dem eidgenössischen Bunde beitrat. Der junge Freistaat behauptete seine Unabhängigkeit in der ewig denkwürdigen Schlacht von Sempach im Jahre 1386. Nach u. nach erweiterte sich der zuerst auf die Stadt L. beschränkte enge Kreis der Republik mittelst Kaufes, Pfandlosung u. Eroberung in dem Maße, daß der Staat die heutige Ausdehnung erhielt. Die Landestheile, welche allmälig mit der Stadt L. verbunden wurden, standen ursprünglich zu dieser nicht im Verhältnisse der Unterthänigkeit, sondern vielmehr der Verbrüderung. Das zeigen die diesen Landschaften ertheilten Burgrechte. Man sah in den älteren Zeiten der Republik eine Menge in der Stadt wohnhafter Landbürger im Rathe sitzen. Nach u. nach aber zog sich das Regiment in einen engeren Kreis zusammen. Der uralte Rath der Dreihundert wurde auf Hundert herabgesetzt, hierauf die Regimentsfähigkeit auf die Stadtbürgerschaft beschränkt, von deren Gesammtheit die Macht nach u. nach auf einen engeren Kreis von Familien überging. So verwandelte sich im Laufe der Zeit die ursprüngliche Demokratie in eine Aristokratie mit einem Patriziat. Die französische Revolution machte auch den Canton L. von 1798—1802 zu einem Theile der helvetischen Republik, während welcher fünfjährigen Prüfungsperiode die Freunde des Alten u. die Anhänger des Neuen im fortwährenden Kampfe mit einander lagen. Die Mediationsakte des ersten Consuls Bonaparte von 1802 gab dem Canton, wie den übrigen, eine halbe Souveränetät, aber keine Garantie einer dauernden Ordnung der Dinge. Die Restauration von 1814 stellte eine, der von 1798 ähnliche, Verfassung wieder her. Nach dieser gab die Stadtbürgerschaft zur höchsten gesetzgebenden Gewalt, zum großen Rathe der „Stadt und Republik L." fünfzig (die Hälfte) der Mitglieder, deren Stellen lebenslänglich war u. deren Vorsitzender Schultheiß heißt. Dieser große Rath versammelte sich in ordentlicher Sitzung jährlich drei Mal. 36 Großräthe bildeten den täglichen Rath, die höchste vollziehende, verwaltende und richterliche Behörde. Im Jahre 1829 wurde übrigens die wesentliche Verbesserung erzielt, daß die Verwaltungsbehörde von der richterlichen wieder gänzlich getrennt wurde, wie sie es schon zur Zeit der Re-

biationsverfassung war. — Die Julirevolution, die auf die ganze Schweiz ein elektrisches Feuer ausströmen ließ, rief auch im Canton L. neue Verfassungsgelüste hervor. Den 30. Jänner 1831 wurde die neue Constitution von einer künstlich geschaffenen Mehrheit angenommen. In derselben ist der Grundsatz der Souveränetät des Volkes, die Abschaffung aller Vorrechte, die Freiheit der Presse und der Meinungsäußerung, so wie die Unabhängigkeit der richterlichen von der vollziehenden Gewalt ausgesprochen; wie jene in vorkommenden Fällen respektirt wurde, sehe man in dem Artikel Leu. Der große Rath aus hundert, der kleine aus fünfzehn u. das Appellationsgericht aus dreizehn Mitgliedern. Die Amtsdauer wurde auf sechs Jahre begränzt ꝛc. Dieß dauerte bis zum 30. Jänner 1841, wo sich, aus Veranlassung der dem Volke vorgelegten Frage wegen Revision der Verfassung, das Resultat ergab, daß unter dem Einflusse von Joseph Leu (s. d.) eine solche zu Stande kam, wie sie dem eigentlichen Grundcharakter des L.ischen Volkes entsprach u. die Rechte der, seit einem Menschenalter mehr oder minder systematisch unterdrückten, katholischen Kirche für die Zukunft garantirte. — Alles Weitere von da an bis zu dem gegenwärtigen beklagenswerthen Zustande findet man in den Artikeln: Freischaaren, Leu, Sonderbund.

Luzern, wohlgebaute, ungefähr im Mittelpunkte der Schweiz gelegene, Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, mit 8000 Einwohnern, am nördlichen Ende des Vierwaldstättersees, wird von der Reuß, welche denselben hier verläßt, in zwei ungleiche Theile gesondert, die durch drei Brücken zusammenhängen, zieht sich am Fuße eines sanften Hügels hinauf. Die Straßen sind im Allgemeinen von ziemlicher Breite, gerade laufend u. gut gepflastert. Mehre geräumige Plätze geben der Stadt Heiterkeit u. die Wohnungen am Wasser u. in den Vorstädten haben viel Angenehmes. Die Umgegend gehört zu den schönsten der Schweiz. Westlich erhebt sich ganz nahe der hohe Pilatus, östlich, entfernter, der Rigi, im Süden ziehen die Alpen sich hin, rings um die Stadt liegen viele Landhäuser. Unter den Gebäuden bemerken wir: die im 17. Jahrhunderte erbaute Stiftskirche St. Leodegar, deren Thürme übrigens älter sind, als die Kirche; im Innern befindet sich die größte Orgel in der Schweiz; den Choraltar ziert ein Gemälde von Lanfranc; die sehr schöne Jesuitenkirche, 1676 vollendet, mit einem Choraltarblatt von Francesco Torriani, dem geschicktesten Schüler Guido Reni's; die St. Peterskirche, die älteste, im 12. Jahrhunderte erbaut, in welcher vor Altem die Bürgerschaft, um wichtige Angelegenheiten zu entscheiden, versammelt wurde. Das ehemalige Jesuitencollegium, gegenwärtig theils Wohnung der Professoren, theils Sitz mehrer Regierungsbehörden. Das Rathhaus, mit zwei Sälen voll künstlicher Holzarbeit und schöner Gemälde; das Zeughaus, wo das Panzerhemde des in der Schlacht von Sempach erschlagenen Herzogs Leopold von Oesterreich, nebst vielen andern alterthümlichen Trophäen u. Kriegsgeräthen aufbewahrt wird; das Stadthospital; das 1809 erbaute Waisenhaus; das Sente-Spital, seit 1811 beinahe von Neuem aufgeführt u. zur Aufnahme verschiedener Arten Hülfsbedürftiger zweckmäßig eingerichtet; das Casino; das Schauspielhaus u. s. w. Neben den schon oben genannten Cantonal-Lehranstalten bestehen hier noch: die französische, Zeichnungs-, Musik-, Mädchen- u. Primärschule, sehr gute Anstalten für Kranke, Waisen und schwächliche Personen. Eine Gesellschaft von Theater- u. Musikliebhabern hat eine Privat-Armen-Anstalt gestiftet u. die Einnahme der aufgeführten Stücke dürftigen Haushaltungen bestimmt. 1819 ist eine Zins tragende Ersparnißcasse errichtet worden, welche zugleich eine Leihanstalt ist. Die Stadt- oder Bürgerbibliothek, vorzüglich bestehend aus gedruckten Werken u. Handschriften über die Schweiz und den Canton L., von dem Geschichtschreiber Felix von Balthasar gesammelt und mit Bildnissen berühmter Schweizer geziert; die sehr reiche Bibliothek der Lesegesellschaft; die ehemalige Bibliothek der Jesuiten, jetzt des Lyceums u. Gymnasiums; die der Kapuziner für ältere Kirchengeschichte u. mehre Privat-Bücher- u. Kunstsammlungen. Unter den sehenswerthen Kunstgegenständen L.s verdienen angemerkt zu werden: das in einem Nebengebäude des

General Pfyffer'schen Hauses befindliche Basrelief eines großen Theiles der schweizerischen Hochgebirge, von den Gränzen L.s bis an den Gotthard, in erhabener Arbeit. Diese seither vervollkommnete Abbildungsart war von dem 1802 verstorbenen General Pfyffer erfunden u. das Basrelief von ihm eigenhändig ausgeführt worden. Der Löwe im Pfyffer'schen Garten, 1821 von Obrist Karl Pfyffer durch Beiträge von Privaten zum Andenken der am 10. August 1792 im Dienste Ludwigs XVI. von Frankreich gefallenen Schweizergarde errichtet. Das Modell ist von dem berühmten Thorwaldsen und meisterhaft ausgeführt von Lukas Ahorn, Bildhauer von Konstanz. — Die Fabriken in L. sind nicht beträchtlich, aber auch nicht ganz unbedeutend: für Arbeiten in Floretseide, als Handschuhe, Bänder, Halstücher; mehre Gerbereien und Bierbrauereien, Eisen- und Kupferhämmer u. eine Papierfabrik, ein Walz- u. Hammerwerk ꝛc. Lebhafte Dampfschifffahrt auf dem Vierwaldstättersee. — Die Straſſe über den Gotthard u. die Nähe der Bergcantone befördern den Getreidehandel u. die Güterversendungen. — Höchst wahrscheinlich war die Gegend, wo jetzt L. liegt, der Schifffahrt wegen schon frühe bewohnt. Das jetzige Chorherrnstift zu St. Leodegar, früher ein Benediktinerkloster, soll am Ende des 7. Jahrhunderts gegründet worden seyn. Die Nachbarschaft von Uri, Schwyz u. Unterwalden veranlaßte den Beitritt der Stadt zum eidgenössischen Bunde. Vor der schweizerischen Staatsumwälzung hielt sich sowohl der päpstliche Nuntius, als der spanische Gesandte hier, als dem katholischen Vororte, auf, jetzt nur noch der erstere. Die Stadt war eine Zeit lange der Sitz der helvetischen Regierung; jetzt ist sie, abwechselnd mit Zürich u. Bern, Sitzungsort der eidgenössischen Tagsatzung.

Luzerne, auch Spargel-, Schnecken-, Monatsklee, ewiger Klee (Medicago sativa L.), ist eines der vorzüglichsten Futterkräuter, welches im südlichen Europa wild wächst u. in Deutschland u. anderen Ländern häufig angebaut wird. Es hat 3—4 Fuß hohe Stengel, mit gezahnten, vorn stachelspitzigen Kleeblättern u. langgestielten Trauben von veilchenblauen Blumen. Die Pflanze enthält zwar nicht so viel Nahrungsstoff, als der gewöhnliche rothe Klee, hat aber das vor ihm voraus, daß sie einen höheren Ertrag gibt, öfter gemäht werden kann und 8—12 Jahre ausdauert. Der Same ist ein bedeutender Handelsartikel und wird besonders über Hamburg, Lübeck, Amsterdam ꝛc. ausgeführt. Außer der gewöhnlichen L. werden zuweilen noch angebaut: die schwedische oder deutsche L., der gelbe Steinklee oder Sichelklee (Medicago falcata) mit niederliegenden Stengeln, gelben oder bräunlichen Blumen, u. der Hopfenklee oder Schneckenklee (Medicago lupulina) mit gelben Blümchen, auf glatten, dicht am Boden liegenden Stengeln.

Luziensteig, eine Felsschlucht im Zehngerichtenbund des Cantons Graubündten, 2184 Fuß über dem Meere, 800 Fuß über Chur. Die Straſſe von Meyenfeld nach Feldkirch führt durch dieselbe u. ganz nahe ist die Gränze der Schweiz auf der Nordseite des Durchganges mit einer Schanze und einem Thore versehen. Sowohl im Jahre 1499, als 1799, wurde hier heftig gefochten.

Lyceum (griech. λυκεῖον), war ursprünglich der Name eines, dem Apollon als Wolfstödter (daher der Name) geheiligten, Haines bei Athen, in welchem sich das Gymnasium befand, worin Aristoteles u. die peripatetischen Philosophen ihre Vorträge hielten. Auch zu Rom befanden sich ähnliche Anstalten, wie z. B. die auf dem Tusculum des Cicero u. in der Villa des Hadrian zu Tibur. Hiernach benannte man nun in neuerer Zeit höhere, wissenschaftliche Lehranstalten (weil auf solchen früher die aristotelische Philosophie vorzugsweise vorgetragen wurde), deren Rang und Einrichtung jedoch in den einzelnen Staaten sehr verschieden ist. So sind z. B. in Oesterreich und Bayern die L.en eine Art Hochschule mit theologischer und philosophischer Fakultät, während sie anderwärts, wie z. B. in Hannover, bloße Vorbereitungsanstalten für das Universitätsstudium sind, u. in Würtemberg stehen sie sogar im Range noch unter den Gymnasien (s. d.).

Lydien, eine fruchtbare kleinasiatische Landschaft, zwischen Phrygien, Mysien,

Jonien, Karien; Flüsse darin waren: der goldreiche Hermos u. der Paktolos, die Hauptstadt Sardes. Die Lydier waren das üppigste u. sittenloseste Volk Asiens. Sie waren Erfinder der kostbarsten u. reichlichsten Kleider u. Tapeten, der wohlriechendsten Salben, der leckerhaftesten Gerichte, der Münzen, musikalischen Instrumente, Musikarten, des Bretspieles, der Kunst, Wolle zu färben, Erz zu schmelzen, trieben starken Landhandel rc. — In L. herrschten nach einander drei Regenten-Dynastieen: die Attyaden, so genannt von Attys, einem Sohne des ägyptischen Königs Manes, bis 1200 v. Chr.; die Herakliden, bis 728 v. Chr., und die Mermnaden bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., deren Herrschaft mit Kroesus (s. d.) unterging. L. wurde nun eine persische Satrapie, die von den Persern immer als die wichtigste angesehen wurde u. deren Hauptstadt, Sardes, oft Residenz des Königs war. L. theilte nun Persiens Schicksale bis zu dessen Sturz, bis endlich Philetäros, Schatzmeister des thrazischen Königs Lysimachos, L. 238 v. Chr. seinem neuen Reiche von Pergamos einverleibte.

Lyell (Charles), Professor der Geologie am Kingscollege in London, geboren den 14. November 1797 in Kinnordy in England, kam 1816 auf die Universität Oxford u. widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, nebenbei aber betrieb er mit ausgezeichnetem Eifer naturhistorische Studien, besonders die Geologie. 1816 verließ er die Universität und ergriff die praktische Laufbahn eines Rechtsgelehrten, indem er sich in London niederließ; zugleich aber setzte er seine geologischen Studien fort u. wurde alsbald eines der tüchtigsten Mitglieder der geologischen Gesellschaft in London. Er widmete sich nun ganz der Geologie, unternahm mehrjährige Reisen durch Deutschland, Frankreich u. Italien u. wurde 1832 Professor der Geologie am Kingscollege. L. vertritt zunächst jene Ansicht in der Geologie, welche sich bemüht, die Veränderungen der Erdoberfläche aus jetzt noch wirksamen Ursachen zu erklären. — Seine Hauptschriften sind: „Principles of geology," 3 Bde., London 1830—33, 6. Aufl. 1841, deutsch Weimar 1842; „Elements of geology," London 1838, 2. Auflage 1842, deutsch Weimar 1839. E. Buchner.

Lykaon, 1) Sohn des Pelasgos und der Okeanide Meliboea, König der Arkadier u. einer ihrer Stammhelden, berühmt durch seine Grausamkeit und seine 50 Söhne, welche den ruchlosen Vater wo möglich noch übertrafen. Zeus ward einst von L. mit dem Fleische eines geschlachteten Kindes bewirthet, wofür der Olympier ihn in einen Wolf verwandelte und alle Söhne, bis auf den jüngsten, mit dem Blitze erschlug. — 2) u. 3) Zwei dieses Namens kommen in der Ilias vor; der eine war Vater des Pandaros, der die Bewohner von Zeleia anführte, der andere war ein Sohn des Priamos, Hektors Halbbruder, welchen Umstand er vergeblich gegen den wüthenden Achilleus geltend zu machen suchte, der ihn, den um Erbarmen Flehenden, erbarmungslos ermordete.

Lykophron, aus Chalkis in Euboea gebürtig, Grammatiker u. Dichter zur Zeit des ägyptischen Königs Ptolomäos Philadelphus, im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts v. Chr. Seine „Kassandra" oder „Alexandra" kann nur sehr uneigentlich zu den Trauerspielen gezählt werden; es ist durchgängig Monolog oder Monodrama, worin Kassandra das Schicksal Troja's weissagt. Dieser Stoff ist aber mit einer Menge von anderen, meistens fremdartigen u. mythischen, Gegenständen durchflochten, die in einen dunkeln u. schwerfälligen Vortrag eingehüllt sind. Ein späterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, schrieb einen weitläufigen Commentar darüber: Is. et Jo. Tzetzae Scholia in Lykophron. ed. Ch. G. Müller, Lpz. 1811. Die älteste Ausgabe der Alexandra ist die Aldinische (mit Pindar) Venedig 1573. Die beste, mit den kleinen Scholien, einer Paraphrase, lateinischer Uebersetzung u. Commentar von L. Bachmann, Lpz. 1830.

Lykurgus, 1) der Gesetzgeber von Sparta, Sohn des Königs Eynomos, aus der Familie der Prokliden 880, nach Andern 804 v. Chr., führte die vormundschaftliche Regierung für den neugeborenen König Charilaos, legte aber, verläumdet u. mit dem tiefen Gefühle, daß sein zerrüttetes Vaterland eine bessere

Verfassung bedürfe, die Verwaltung nieder u. reiste, um die Einrichtung geordneter Staaten kennen zu lernen, nach Kreta, wo er die Gesetze des Minos fand u. mit Thales Freundschaft schloß, u. nach Kleinasien, von wo er Homer's Gesänge nach Griechenland gebracht haben soll, angeblich auch nach Aegypten. Nach 10 Jahren zurückgerufen, gab er dem Staate Gesetze, die zwar keine gewaltsame Abänderung der alten spartanischen Verfassung enthielten, jedoch die Verhältnisse des Regenten, der obrigkeitlichen Personen u. des Volkes anders u. zweckmäßiger ordneten. L.s sittliche Vorschriften waren zum Theile sehr strenge und zielten, gleich allen seinen Einrichtungen, dahin ab, eine tapfere, standhafte, kriegerische u. durch diese Eigenschaften sowohl furchtbare, als ehrwürdige Nation zu bilden. Diese Absicht erreichte er, u. Lacedämon erwarb sich vor allen übrigen Staaten einen sehr ausgezeichneten Vorrang. L. ließ seine Gesetze durch das Orakel heiligen, unternahm, als das Werk im Gange war, eine Reise nach Delphi, verpflichtete die Spartaner durch Eidschwur, bis zu seiner Rückkehr die Gesetze unverbrüchlich zu halten, kam aber absichtlich nicht zurück u. soll in Kreta gestorben seyn. — 2) L., 408 bis 328 v. Chr., ein athenischer Redner, Schüler des Plato u. Isokrates u. Freund des Demosthenes, hatte viele Verdienste um das Gemeinwesen seiner Vaterstadt, die ihn auch mit ansehnlichen Ehrenstellen belohnte. Von seinen Reden waren zu Plutarchs Zeiten noch 15 übrig; bis jetzt hat man davon nur eine einzige, gegen den Leokrates, aufgefunden. Sein rednerischer Charakter war, wie sein moralischer, Strenge u. Gerechtigkeitsliebe, ohne großes Bestreben nach Eleganz. — Jene Rede steht in der Reiske'schen Sammlung Bd. 4 u. in der Bekker'schen, Bd. 3, u. ist einzeln sehr oft herausgegeben, z. B. mit Taylor's u. A. Anmerkungen von Hauptmann, Lpz. 1753, von Pinzger, mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerkung versehen, Leipzig 1821; von Baiter und Sauppe, Zürich 1834; von Kießling, Halle 1834, deutsch von F. A. Simon. Hamburg 1811.

Lymphatisches System heißt ein, im ganzen Körper (des Menschen u. der Thiere) verbreiteter Apparat, der Flüssigkeiten und feste Theile, sowohl innerhalb, als außerhalb des Körpers auffaugt, diese aufgesaugten Stoffe in eine gleichförmige Flüssigkeit, die Lymphe (s. d.), verwandelt und dieselben dem venösen Gefäßsysteme zuführt. Das l. S. besteht aus den Lymphgefäßen und den Lymphdrüsen. Die Lymphgefäße sind dünnwandig, klappenreich und zertheilen sich in fast gleichförmigen Strängen regellos durch den ganzen Körper; sie beginnen frei und ohne Zusammenhang mit den anderen Gefäßen (s. d. und Gefäßsystem) an der Oberfläche und in dem inneren Gewebe der Organe; sie sind an den meisten Körpertheilen entdeckt worden, können aber in ihrem Anfange nicht leicht erkannt werden; am meisten ist dieß noch der Fall am Darmkanal u. der äußeren Haut; auf ihr Daseyn muß aber überall geschlossen werden, wo Aufsaugung Statt hat. Sie bilden Anfangs sehr feine Netze u. die kleinsten Aeste gehen allmälig in größere über; diese spalten sich und gehen wieder zusammen, treten dann in die Lymphdrüsen ein u. auf der entgegengesetzten Seite wieder heraus, laufen durch neue Drüsen und nehmen an Zahl ab, indem sie sich zu größeren Aesten vereinigen u. endlich in die gemeinschaftlichen Stämme, den rechten oder kleinen, und den linken oder großen Brustgang (ductus thoracicus) übergehen, welche an der Vereinigungsstelle zwischen Drossel- und Schlüsselbein-Blutader münden und daselbst ihren Inhalt, die Lymphe, dem Venenblute beimischen. Die Drüsen, durch welche die Lymphgefäße laufen, die Lymphdrüsen, sind rundlich oder eiförmig u. auf der Oberfläche glatt; sie sind verschiedenfärbig, meistens jedoch blaßröthlich, liegen gewöhnlich in Haufen neben einander, kommen aber auch einzeln vor; am zahlreichsten sind sie im Gekröse, am Halse, an den Theilungsstellen der Luftröhre, in der Achselgegend, in der Leiste rc. Ihrem innern Gewebe nach scheinen die Lymphdrüsen aus Lymphgefäßen zu bestehen, die vielfältig geästelt und in einander verschlungen, durch ein zartes Zellgewebe unter einander verbunden sind; außerdem finden sich in demselben noch zahlreiche Blut-

gefäße. — Die Aufgabe des l. S.s ist, allenthaben an der äußeren Oberfläche, wie im Innern der Organe Stoffe, die zur Ernährung des Körpers tauglich sind, aufzusaugen, in Lymphe zu verwandeln und dem Blute zuzuführen; vorzugsweise findet diese Thätigkeit des l. S.s, die Aufsaugung, Statt an der äußern Haut, in den Athmungsorganen u. im Verdauungskanale. Die lymphatischen Gefäße des letzteren, des Darmkanals, führen zunächst den Chylus (s. d.) u. wurden von einigen Anatomen Milchgefäße genannt und von den übrigen lymphatischen Gefäßen geschieden, wozu aber kein Grund besteht. Wo Mangel an aufsaugbaren nährenden Stoffen besteht, wie beim Hungerleiden oder in Krankheiten, werden auch schon abgesetzte feste Stoffe, so namentlich das Fett, wieder aufgesaugt und zur Ernährung verwendet, daher in solchen Fällen Abmagerung entsteht. — In der Reihe der Thiere tritt das l. S. erst mit dem Erscheinen der Wirbelsäule u. des wahren inneren Skelets auf. Den wirbellosen Thieren fehlt das l. S. gänzlich; bei den Fischen gibt es wohl Lymphgefäße, aber ohne Klappen u. ohne Drüsen; bei den Amphibien fehlen die Drüsen u. sind die Klappen unvollkommen; bei den Vögeln finden sich nur am Halse einige Drüsen; dagegen verhält sich das l. S. bei den Säugethieren wie beim Menschen. — Schon im Alterthume zeigen sich Spuren von Kenntniß des l. S., wenigstens war die Aufsaugung nicht unbekannt, eigentlich endeckt aber wurden die lymphatischen Gefäße durch Caspar Aselli, Professor zu Pavia, im Anfange des 17. Jahrhunderts; einen wichtigen Schritt zur wichtigeren Kenntniß des l. S.s that in der Mitte des 17. Jahrhunderts Johann Pecquet, Arzt zu Dieppe, durch die Entdeckung des Milchbrustganges; — und völlig erkannt wurde das l. S. wenige Jahre später durch die Untersuchungen und Entdeckungen des Schweden Olaus Rudbeck. **E. Buchner.**

Lymphe heißt der Inhalt der Lymphgefäße (s. lymphatisches System). Sie ist eine klare, häufig etwas ins Gelbliche spielende, seltener in einzelnen Gegenden des Körpers etwas bräunliche oder röthliche Flüssigkeit, die keinen besondern Geruch besitzt, etwas salzig schmeckt, schwach alkalisch reagirt u. bei mikroskopischer Untersuchung in 2 Theile, die L. körperchen u. die L. flüssigkeit, zerfällt. Diese Eigenschaften kommen der L. um so mehr zu, je näher ihrem Uebertritte ins Blutsystem sie ist, d. h., je weiter sie durch das lymphatische System hindurchgegangen u. je mehr sie in demselben ausgebildet worden ist. — In weiterem Sinne nennt man L. auch manche andere helle klare Flüssigkeit, die aus dem Körper ausgeschieden wird, so die Wundflüssigkeit, die bei Verbrennungen oder bei Anwendung von Blasenpflastern austretende Flüssigkeit, den Inhalt der Kuhpocken in den ersten Tagen u. anderer blasiger u. pustulöser Ausschläge &c. **E Buchner.**

Lynar (Rochus Friedrich, Graf zu), aus einer alten Familie, einem Zweige der Grafen von Guerini im ehemaligen Großherzogthume Toskana entsprossen, wurde den 16. December 1708 auf dem Schlosse zu Lübbenau, in der seiner Familie gehörigen Herrschaft gleiches Namens in der Niederlausitz geboren. Seit seinem 16. Jahre übernahm ein Verwandter seiner Mutter, Graf Heinrich XXIV. Reuß, seine Erziehung. An diesem Hofe machte er die Bekanntschaft des Halle'schen Theologen Francke (s. d.), welcher wahrscheinlich seinen religiösen Grundsätzen die nachmalige Richtung gab u. auf sein Bibelstudium großen Einfluß hatte. Er ging darauf 1726 nach Jena u. 1729 nach Halle u. beschäftigte sich hier, neben dem bürgerlichen u. Staatsrechte, den historischen u. politischen Wissenschaften, mit Theologie, so wie mit der lateinischen u. griechischen Sprache. Seine Uebersetzungen des Seneca (1753 u. 1754) u. seine Paraphrasen der apostolischen Briefe und Evangelisten (1756, 1765, 1770, 1775) sind Beweise, wie weit er es in diesen Wissenschaften gebracht habe. Nach Vollendung seiner Studien bereiste er Schweden, Deutschland, die Niederlande, Frankreich u. England u. trat 1733 als Kammerherr in dänische Dienste. Da seine Absicht nicht auf ein eigentliches Hofamt, sondern auf einen Staatsdienst gerichtet war, so arbeitete er freiwillig in den einheimischen u. auswärtigen

Staatsgeschäften mit außerordentlichem und so glücklichem Fleiße, daß man ihn bald für brauchbar in diesem Fache erkannte. 1735 wurde er als außerordentlicher Gesandter nach Schweden geschickt, wo er bis 1740 die Angelegenheiten seines Hofes besorgte. Neun Jahre nach seiner Rückkehr aus Schweden wurde er, nachdem er erst eine Stelle im schleswig'schen Obergerichte bekleidet hatte, hernach zum Amtmann über das wichtige Amt Steinberg in Holstein und darauf zum Kanzler der holstein'schen Regierungskanzlei zu Glückstadt ernannt, auch mit dem Charakter eines wirklichen geheimen Rathes beehrt war, als außerordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister nach Petersburg geschickt. Sein Aufenthalt dauerte, zur Zufriedenheit beider Höfe, bis gegen das Ende 1751. Nach seiner Rückkunft wurde er zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg u. Delmenhorst ernannt; in dieser Würde vermittelte er 1757 die Convention zu Kloster Zeven, ein Geschäft, das ihm viele Mühe machte u. von keiner Seite Dank brachte. Kurz vor dem Tode Königs Friedrich V. verließ er die dänischen Dienste u. zog auf seine Standesherrschaft Lübbenau. Hier verlebte er die Jahre seines Alters unter häuslichen u. manchen literarischen Beschäftigungen, welche letztere den größeren Theil seiner Muße ausfüllten. Er starb den 13. November 1781. L. war ein Mann von ansehnlichem Körperbau, großen Fähigkeiten und Gaben des Geistes, seltener Gelehrsamkeit, Weltkenntniß, Erfahrung u. Thätigkeit, in Verbindung mit Liebe zur Religion. Ein interessantes Werk für die Zeitgeschichte sind seine hinterlassenen Staatsschriften u. andere Aufsätze vermischten Inhalts, Hamburg 1793.

Lynch-Gesetze. Der historische Ursprung dieses abscheulichen, aller Civilisation Hohn sprechenden Verfahrens, dessen Name schon einen Widerspruch enthält, (da der rohesten Pöbelgewalt hier der Name „Gesetz" beigelegt wird) wird folgendermaßen angegeben. John L. soll der Name eines Mannes gewesen seyn, der zu Ende des XVI. Jahrhunderts, als in den nordamerikanischen Colonieen noch kein genugsamer Gesetzesschutz gegen die Verbrechen u. Verwüstungen bestand, welche sich entflohene Sklaven und Andere gegen das Eigenthum erlaubten, von der Bevölkerung der Grafschaft Washington in Pennsylvanien mit unumschränkter Richtergewalt bekleidet ward, um dergleichen Eigenthums-Verletzungen durch grausame Strafen entgegen zu wirken. Ein solcher Angeklagter wurde nun zu 300 Hieben, zum Verlassen der Gegend, u. zu anderen 300 Hieben, wenn er sich nach 24 Stunden wieder erblicken ließ, verurtheilt. Das Urtheil ward vollzogen und that freilich für den Augenblick die erwartete Wirkung. Die Wiederholung desselben, die nun mit dem Namen des Richters bezeichnet wurde, artete seitdem zu einer Art von Gewohnheit aus. Andere Arten des L.s haben sich zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten gezeigt, so daß man die einzelnen Martern hier mit dem Aufhängen, dort sogar mit dem Verbrennen endigte. Am allertraurigsten ist freilich die Erfahrung, daß die Volksleidenschaft sich eben so auch gegen Solche verging u. da u. dort noch vergeht (man vergleiche die Erfahrungen aus den neuesten Ereignissen in der Schweiz u. a.), die kein anderes Verbrechen begingen, als daß sie der Staatsweisheit des jeweilig herrschenden Pöbels sich nicht anschlossen. Wünschen u. hoffen wir, daß vor dem überall hin zunehmenden Lichte des Christenthums und durch die einzig wahre, auf dessen göttliche Lehre gegründete Aufklärung, deren Vermittlerin die Kirche ist, jede Verirrung roher Leidenschaften verschwinde, wie vor der Sonne der Nebel.

Lyndhurst, John Singleton Copley, Lord, Lordkanzler von England, geboren 1772 zu Boston in den Vereinigten Staaten, kam, noch sehr jung, mit seinem vermögenslosen Vater nach England, wo er das Rechtsstudium ergriff u. als Sachwalter (er vertheidigte die Radikalen Watson u. Thistlewood, u. führte als Kronanwalt die Anklage der Königin Karoline) großen Ruf erwab. Nachdem er schon mehrmals im Parlamente gesessen hatte, schloß er sich den Tory's an, ward Baron u. Lordkanzler u. verwaltet jetzt wieder unter dem Toryministerum das Kanzleramt. Er gilt als der erste Rechtsgelehrte Englands.

Lynkeus. 1) Der einzige von allen Söhnen des Aegyptos, welcher der blutigen Hochzeitnacht seiner 49 Brüder entrann. Die zärtliche Hypermnestra, Danaos Tochter, war seine Braut; sie sollte auf des Vaters Befehl ihn ermorden, wie die übrigen Schwestern mit ihren Männern thaten; doch, da er selbst ihrer in der ersten Nacht schonte, ließ sie ihn nicht nur am Leben, sondern half ihm auch zur Flucht. Nach über sie gehaltenem Gerichte — in dem sie gegen des Danaos Klage frei gesprochen wurde — vermählte sie sich mit L., der von ihr den Abas erhielt. — 2) L. hieß der wegen seines scharfen Gesichtes berühmte Steuermann der Argonauten.

Lyon, Hauptstadt des Departements der Rhone, am Zusammenflusse dieser u. der Saône, nach Paris die größte u. eine der reichsten Städte Frankreichs, liegt malerisch theils in den Thälern der beiden genannten Flüsse, theils an u. auf den sie umgebenden Bergen, in einer angenehmen, von Gärten und Landhäusern angefüllten Gegend. Die Rhone u. die Saône theilen die Stadt in zwei Haupttheile, die Rhone- u. Saônestadt, die wieder in 28 Stadttheile zerfallen, welche durch 14 Brücken mit einander verbunden werden. Um L. herum liegen mehre bedeutende Vorstädte, die zum Theile besonderen Städten gleichen; die größten sind: Vaise, La Croix rousse, La Guillotière u. Brotteaux. Mit diesen Vorstädten zählt L. über 200,000, ohne dieselben über 160,000 Einwohner. Seit den letzten beiden großen Aufständen ist die Stadt durch mehre um dieselbe herumliegende und sie beherrschende Forts befestiget worden. Die Stadt ist alt, im Ganzen eng gebaut, doch zeichnen sich unter den Gebäuden das Rathhaus, das Hôtel-Dieu, Museum, die Kirchen St. Jean u. St. Nizier aus; unter den 59 Plätzen der Platz Bellecour oder Louis-le-Grand, der mit einer Reiterstatue Ludwigs XIV. geschmückt ist u. der Platz des Terreaux vor dem Rathhause. Längs der Flußufer laufen schöne Kaien. Dem Schauspiele sind zwei schöne Gebäude gewidmet, Le Grand-Théâtre u. les Célestins, andere Gebäude den Kranken u. Hülfsbedürftigen. Unter den letzteren sind hervorzuheben: das große Hospital, das jährlich an 9000 Hülfsbedürftige unterstützt u. das Hôtel-Dieu, das jährlich bei 12,000 Kranke verpflegt. L. ist Sitz eines Erzbischofs, der Präfektur, eines königlichen Gerichtshofes, eines Tribunals erster Instanz. Unter den vielfältigen wissenschaftlichen Anstalten heben wir hervor: die Universitätsakademie mit reicher Bibliothek u. botanischem Garten; das Priesterseminar; eine Collége erster Classe; die königliche Landwirthschafts- u. Thierarzneischule; die Schule der Künste u. Handwerker, die Kunst- u. Gewerbschule, den Lehrkurs der Chemie mit Anwendung auf die Färberei. Unter einer Menge gelehrter u. gemeinnütziger Gesellschaften steht die Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur u. Künste dem Range nach voran; die wichtigste ist aber, ihrer ausgebreiteten Wirksamkeit wegen, die katholische Missionsgesellschaft (s. d.). Von Handelsanstalten besitzt L. eine Bank (s. Banken), Börse, Handelskammer, ein Handelsgericht, einen Gewerkrath (conceil de prudhommes), ein Entrepot für die nicht erlaubten Waaren, ein Entrepot für das Salz, mehre Feuer- u. Lebensversicherungsgesellschaften, eine Münzstätte. Die Industrie L.s ist unermeßlich. Die Seidenzeuge, die durch die Dauerhaftigkeit ihrer Farbe u. den guten Geschmack ihrer Muster berühmt sind, bilden die Grundlage. L. ist die erste Stadt in Frankreich, welche Seidenfabriken besaß. Sie schreiben sich aus der Zeit Ludwigs XI. her u. verdankten ihre Gründung Florentinern u. Lucchesern, welche durch die blutigen Kämpfe der Guelfen u. Ghibellinen aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden. Im Jahre 1699 zählte man in L. 4000 Stühle, 1788 bereits 12,000 u. 60,000 im ganzen Lande. Im Jahre 1833 wurde ermittelt, daß sich die Zahl der Stühle in L. auf 32,000 belaufe, ungerechnet 2000 andere, welche Tülle und Strümpfe liefern. Ueber 80,000 Personen nehmen direkt oder indirekt an dieser Industrie Theil. Die Seide wird noch immer zur Hälfte von Frankreich selbst geliefert, das 1835 im ganzen Reiche 84,000 Seidenwebstühle hatte. Sehr gefährlich ist in der neueren Zeit den L.er Fabriken die Rivalität von England, der Schweiz

u. Preußen in Bändern u. glatten Stoffen wegen der größern Wohlfeilheit der Production geworden, obschon L. allerdings noch immer den ersten Rang in der Fabrikation der façonnirten u. reichen Stoffe einnimmt. Sehr berühmt sind auch, neben den Seidenfabriken u. Seidenfärbereien, die L.er Tressenfabriken, die Gold- u. Silberdrahtziehereien u. die Gold- u. Silberstickereien. Ferner verfertigt man hier schönes Wollentuch, berühmte Hüte, Posamentierwaaren u. Kunstblumen, Spitzen, gutes Leder, Handschuhe, Kattun, Strumpfwaaren, Socken, Bijouterie- u. Quincailleriewaaren, Kristall- u. Thonwaaren, Farben u. andere chemische Fabrikate, Nadeln, Knöpfe, Billards, Leim, Oefen, Wagen; auch sind die Droguerie, Liqueurfabrikation u. Bierbrauereien wichtige Zweige der L.er Industrie. Nicht unbedeutend ist der Schiffbau, da die Rhoneschifffahrt von hier sehr lebhaft ist, u. nächst Paris hat L. die meisten Buchdruckereien, so wie den stärksten Buchhandel. Natürlich ist bei einer so bedeutenden Fabrikation auch der Handel der Stadt von großer Bedeutung, der überdem noch durch deren, dem Handel so günstige, Lage am Zusammenflusse zweier Ströme u. im Mittelpunkte wichtiger, sich hier kreuzender Straßen, zwischen dem Mittelmeere, dem Innern Frankreichs und der benachbarten Schweiz u. Italien sehr gefördert wird. Aber nicht nur mit den eigenen Fabrikaten, auch mit vielen Produkten des südlichen und nördlichen Frankreichs macht L. beträchtliche Handelsgeschäfte u. es ist daher dieser Platz die wichtigste Niederlage (besonders für Salz, Wein, Branntwein, Eisen- u. Colonialwaaren, Wolle, Papier, Strohhüte u. alle Modeartikel) zwischen dem Norden u. dem Süden des Landes; auch sind die Commissions-, Speditions- u. Wechselgeschäfte des Platzes äußerst lebhaft. Die vier jährlich hier gehaltenen Messen sind immer noch sehr besucht. Dampfboote auf der Saône und Rhone; die Eisenbahn nach St. Etienne, zu der noch die wichtige von Paris über L. nach Marseille kommen wird, tragen das Ihrige dazu bei, den Verkehr immer belebter zu machen. — Die Gründung L.s verliert sich im Dunkel der früheren Jahrhunderte u. ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Zur Zeit der Eroberung Galliens durch Cäsar war es unter dem Namen Lugdunum bereits ein bedeutender Ort. 40 vor Chr. führte Cajus Muratius Plancus eine römische Colonie dahin u. diese hieß Colonia Lugdunensis oder Claudia Augusta Lugdunensis, weil Augustus hier 3 Jahre lange residirte u. sie zur Hauptstadt des lugdunensischen Galliens erhob. Kaiser Claudius wurde hier geboren. In L. wurde die erste christliche Kirche Galliens gegründet u. das Blut vieler Märtyrer wurde hier vergossen. Bis auf Kaiser Honorius blieb es im Besitze der Römer, wurde dann die Hauptstadt Burgunds, indem Stilico (s. d.) es den Burgundern für geleistete Dienste überließ; 532 fiel es in die Gewalt der Franken. Durch den Vertrag von Verdun 843 kam es an Lothar u. dessen Nachkommen. Von 1032 bis 1312 stand es unter der weltlichen Gewalt seines Erzbischofs, der auch nach der Vereinigung mit Frankreich (1312) die Gerichtsbarkeit behielt. Als Bollwerk der royalistischen u. gemäßigten Partei erhob die Stadt sich 1793 gegen den Berg u. den Convent, welcher 60,000 Mann gegen dieselbe absendete. Nach einer Belagerung von 60 Tagen ergaben sich die Bewohner der Gnade Couthon's u. Collot d'Herbois, welche sie zu Tausenden mit Kanonen niederschmettern u. die schönsten Gebäude zerstören ließen. Im Jahre 1834 erfolgte ein Aufstand der Republikaner, der mit Blut unterdrückt wurde. Vergleiche Clerjon „Hist. de L." (4 Bände, 1829—35, mit Fortsetzung von Morin); Chapny, „Voyage pittoresque dans L." (1824); Beaulieu, „Hist. du commerce de l'industrie et des fabriques de L." (1835).

Lyra (griech.), nicht mit Leier, auch nicht mit Laute (s. d.) zu verwechseln, obgleich kein passendes deutsches Wort zu ihrer Bezeichnung vorhanden seyn möchte, ist das älteste Saiteninstrument bei den Aegyptern und Griechen, bei den Bewohnern Kleinasiens u. den Römern. Die Griechen nannten sie früher χέλυς und die Römer haben für sie auch die Benennung testudo, Schildkröte, entweder, weil ihre innere Wölbung dieser glich, oder die Schale der Schildkröte dazu ver-

wendet wurde. Athenäus setzt sie mit der Magadis, der Kithara u. dem Barbiton in eine Classe u. Eustachius meint, sie habe ihren Namen von λύτρα, Ersatz, weil Merkur sie dem Apollo als Ersatz für die von diesem erhaltenen Stiere gegeben. Die L. hatte Anfangs nur drei Saiten und einen gekrümmten Boden, doch hat die des Anubis auf dem Mumienkasten in Wien fünf Saiten, und eine andere auf dem Obelisk des Sesostris in Rom zwei Saiten. Die siebenseitige L. war schon zu Homers Zeiten vorhanden u. endlich stieg die Zahl der Saiten auf eilf. Aber Homer nennt nicht die L., sondern immer nur Phorminx u. Kithara (Kitharis), so daß Phorminx u. L. für gleichbedeutend gelten. Ihre äußere Gestalt blieb sich auch nicht gleich: es gab drei- u. viereckige, die aber stets des Griffbretts entbehrten, u. Behufs einer anderen Tonart umgestimmt werden mußten. Die ältesten Lyren sollen beim Spielen zwischen den Knieen gehalten worden seyn. Drieberg sucht (Wörterbuch der griechischen Musik) auszuführen, daß die Griechen unter L. niemals ein besonderes Instrument, wohl aber Grundsystem, Saitenspiel, u. in engerer Bedeutung die Instrumentengattung mit freiliegenden Saiten verstanden haben, was jedoch nicht füglich zu beweisen seyn dürfte. Plutarch und Aristophanes bezeichnen L. als ein eigenes Instrument, und letzterer bedient sich selbst des Ausdruckes Lyrion, eine kleine L., was unmöglich auf eine Instrumentengattung überhaupt, sondern auf ein größeres Instrument in bestimmter Form zu beziehen ist.

Lyrik, Lyrische Poesie, ist die Poesie des Innern, oder der inneren Zustände, nämlich der Gefühle, Anschauungen, Reflexionen, oder mit anderen Worten: die idealisirende Darstellung des Innern, als dessen unmittelbare Erscheinung durch die Sprache. Die L. nimmt nämlich von einer Seite die gesammte Welt der Gegenstände u. Verhältnisse in sich auf u. läßt sie vom Innern des einzelnen Bewußtseyns durchdringen, von der anderen Seite aber schließt sich das in sich gesammelte u. zurückgedrängte Gemüth auf und bringt jenes Innerliche durch Worte zur Anschauung. Indem solchergestalt der Dichter in eigener Person hervortritt u. das innere Gefühlleben in einer individuellen Unmittelbarkeit veranschaulicht, so ist die l. P. ihrer Eigenthümlichkeit nach subjektiv u. in ihrer Bewegung auf die Gegenwart selbst in dem Falle angewiesen, wenn auch die Gemüthslage durch Vergangenheit oder Zukunft veranlaßt erscheint. Der ästhetische Charakter der l.n P. begnügt sich indeß nicht mit der bloßen Subjektivität des Dichters in der Darstellung seiner Innerlichkeit, sondern verlangt, daß die Gemüthsäußerungen in sich selbst eine tiefere Bedeutung haben, sich über den Kreis des Gemeinen u. Gewöhnlichen zum Bewußtseyn der inneren Freiheit u. Würde des Menschen erheben u., in der Sprache veranschaulicht, die möglich vollendete Form erhalten, damit sie nicht als der Ausdruck eines einzelnen Individuums, sondern gleichsam als ideale Nothwendigkeit erscheinen u. auch der Nachwelt verständlich bleiben. Nun ist es zwar allerdings wahr, daß die Anschauungen u. Empfindungen, welche der Dichter als die seinigen schildert, wahrhafte Emfindungen u. Betrachtungen seyn müssen, für die auch die Poesie den gemäßen Ausdruck erfindet u. trifft, mithin selbst das Höchste u. Tiefste des menschlichen Glaubens, Vorstellens und Erkennens, insofern solches sich nach der Form der Anschauung fügt u. in die Empfindung eingeht, zum allgemeinen Inhalte der L. gehört u. nur in besonderer Weise sich ausspricht; allein ohne Zweifel ist auch die Bemerkung richtig, daß, weil im Lyrischen das Subjekt sich ausspricht, diesem Aussprechen selbst der geringfügigste Inhalt genügen kann. So sind alsdann die Gegenstände das ganz Zufällige, und es handelt sich nur noch um die subjektive Auffassung u. Darstellung. — In Beziehung auf die Mannigfaltigkeit des lyrischen Gedichts entscheidet die innere Anschauungsweise des Dichters. Das Ganze nimmt daher vom Herzen u. Gemüth, und näher von der besonderen Stimmung u. Situation des dichterischen Subjekts seinen Anfang, u. so entstehen die allerverschiedensten Normen für den innern Fortgang u. Zusammenhang, dieser Wandelbarkeit des Innern wegen. Als Arten der eigentlichen L. nennt man: den Hym-

nus, Dithyrambus, Päan, Psalm, die Ode, das Lied (mit seinen verschiedenen Unterarten), das Sonett, die Sestine, Elegie, Epistel (s. dd.). Gleichwie die Empfindung im dichterischen Gemüthe nicht gleichmäßig fortschreitet, seine innere Bewegung vielmehr wechselt, sich hebt und senkt, so soll auch in Betreff der äußeren Form der L. ein Wechsel der lebendigen Bewegung im Rhythmus herrschen u. daher ist für sie die größte Mannigfaltigkeit der Metra u. die vielseitigere innere Struktur derselben mit Recht zu fordern. Die griechische L. hat den Namen von λύρα u. bezeichnet ursprünglich Gedichte, die zur Lyra (s. d.) gesungen wurden. Ihr Gefühlsausdruck diente aber auch besonders zur anschaulichen Schilderung der Gegenstände, u. das in ihr herrschende Gefühl ist aus dem Eindrucke der Umgebungen von einem unbefangenen Gemüthe aufgefaßt u. ausgesprochen. Plato fand nur in den Hymnen u. Enkomien jene höhere L., die sich durch Feinheit des Gefühls, durch richtigen Takt u. durch einen ausgebildeten Sinn für alles Schöne auszeichnet. Und diese L., die, ihm zufolge, aus Rede, Melos u. Rhythmus besteht, nennt er vorzugsweise Musik. Die römische L. beschränkt sich größtentheils auf das Zeitalter Augusts u. bleibt der griechischen weit untergeordnet. — Aus der oben entwickelten Eigenthümlichkeit der L. erklärt sich zugleich ganz ungezwungen die Unzahl der lyrischen Gedichte selbst, welche sämmtliche zu lesen wohl einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen würde, als den eines Menschenalters. Es ist dieß jedoch keineswegs eine nur der heutigen Zeit angehörige Erscheinung, vielmehr hat schon Cicero das Nämliche von der seinigen bemerkt: „Negat Cicero, si duplicetur aetas, habiturum se tempus, quo legat lyricos“ (Senec. epist. 49). Ausführliches über die l. P. und über ihre geschichtliche Entwickelung enthält Hegel (Aesthet III., S. 419—478), und treffliche Bemerkungen über die L. der Griechen H. Ulrici, Geschichte der hellenischen Dichtkunst, Berlin 1835.

Lysander, Feldherr der Lacedämonier, berühmt durch die Eroberung Athens ums Jahr 405 v. Chr., wodurch er den peloponnesischen Krieg endigte. L. erhob seine Nation zwar zum herrschenden Staate in Griechenland, verdarb sie aber dadurch, daß er ihr Liebe zum Reichthum einflößte, u. machte sie durch sein willkürliches Verfahren allen andern Völkerschaften verhaßt, wie denn überhaupt die spartanische Oberherrschaft bald drückender gefunden wurde, als die athenienfische. Er reizte endlich selbst den Argwohn der Republik gegen sich, die ihm die vornehmste Verwaltung ihrer Geschäfte nahm. Als er mit Hülfstruppen zu den Orchomeniern geschickt wurde, ermordeten ihn die Thebaner bei der Belagerung von Haliartus, 366 v. Chr. L. war ein vollkommener Staatsmann und großer Feldherr, aber ein gränzenloser Ehrgeiz verdunkelte den Glanz seiner außerordentlichen Naturgaben; Betrug u. Grausamkeit scheinen die Hauptzüge in seinem Charakter gewesen zu seyn. Bis zur Frechheit eitel, wollte er bei jeder Gelegenheit unumschränkt handeln u. opferte seinen Leidenschaften Redlichkeit u. Vaterlandswohl auf. Cornelius Nepos u. Plutarch haben sein Leben beschrieben.

Lysias, ein griechischer Redner aus Athen, von 450—379 v. Chr., ein Sohn des Redners Cephalus aus Syrakus, war zugleich Lehrer der Beredtsamkeit u. lebte lange zu Thurium in Unteritalien. Von ihm gab es über zweihundert Reden, die er alle erst im Alter schrieb und wovon er nur wenige selbst gehalten zu haben scheint; jetzt sind nicht mehr als vier u. dreißig davon vorhanden. Sie rechtfertigen den Ruhm, welcher ihm wegen der Schönheit seiner Schreibart und seiner eindringenden Ueberredungskraft beigelegt wird. Cicero ertheilt ihm das Lob, er habe das Ideal eines vollkommenen Redners fast ganz erreicht; doch fehlte ihm das hinreißende Feuer des Demosthenes u. Schönheit des Periodenbaues. — Die ansehnlichste Ausgabe des L. besorgte Taylor, London 1739, mit kürzeren Anmerkungen, Cambridge 1746. Nach diesen Ausgaben liefert sie Reiske, mit vielen kritischen Verbesserungen u. Vermehrungen, im 5. u. 6. Bande seiner Sammlung, u. von Förtsch, Leipzig 1829, wozu desselben Herausgebers Observationes criticae, Lpz. 1829 gehören; dann von Baiter u. Sauppe, Zürich 1843.

Lysimachus, Feldherr Alexanders des Großen, aus Pella in Macedonien, bekam nach der Theilung des Reiches Alexanders Thracien, erwarb sich in der Folge einen großen Theil von Kleinasien u. eroberte auch Macedonien. In einem Treffen gegen den Seleukos verlor er 282 v. Chr. sein Leben. Herrschsucht u. Ehrgeiz zeichneten ihn bei allen seinen Unternehmungen aus.

Lysippus, ein berühmter griechischer Bildhauer in Erz, von Sicyon, zur Zeit Alexanders des Großen. Anfangs Kupferschmied, lieferte er sehr ähnliche Porträts und gab seinen Figuren viel Leben u. Geist. Zur Verschönerung der bildenden Kunst trug er dadurch viel bei, daß er die Haare noch besser, als seine Vorgänger, bearbeitete, die Köpfe kleiner und die Körper schlanker und weniger fleischig machte, damit sie größer zu seyn schienen. Die Symmetrie beobachtete er sehr genau u. auch in den kleinsten Dingen wußte er seine Gedanken mit einer ihm ganz eigenen Kunst anzubringen. Kein Künstler hat mehr gegossene Figuren geliefert, als er (Plinius setzt die Zahl derselben auf 610); man kann aber nicht mit Gewißheit sagen, ob auch nur noch eine davon vorhanden ist.

Lisistratus, ein griechischer Bildhauer, um 330 v. Chr., Bruder des Lysippus (s. d.), war der Erste, der Köpfe aus Gyps verfertigte, weche sich nicht bloß durch Schönheit, sondern auch durch große Aehnlichkeit auszeichneten.

Lyttleton (George, Lord), Kanzler und Schatzmeister des Hofes von Exchequer, geboren 1708, studirte zu Oxford, machte dann eine Reise durch Europa und verweilte vornehmlich in Italien, wo die schönen Künste Gegenstand seines Studiums waren. Nach seiner Rückkunft wurde er Repräsentant von Okehampton in Devonshire, diente darauf dem Vaterlande in verschiedenen andern Aemtern, verlebte seine letzten Jahre auf dem Lande und starb 1773. L. hat den Zoll der Achtung in mehr als einer Rücksicht verdient und erhalten. Die Politiker ehren ihn als weisen Staatsmann; dem Historiker ist er wegen seiner mit Recht berühmten History of the life of K. Henry II, London 1767, 3 Bde., werth; dem Theologen u. Christen wegen einer Schrift über Paulus Bekehrung; dem Menschen wegen seines rechtschaffenen Charakters; dem Liebhaber schöner Gartenanlagen wegen seines zum Paradiese umgebildeten Hayley, u. dem Freunde der Musen wegen seiner poetischen Werke, aus denen zwar mehr wissenschaftliche Bildung u. richtiges Urtheilsvermögen, als dichterischer Geist hervorleuchtet, die aber doch durch schöne Gedanken u. eleganten Ausdruck mannigfaltiges Vergnügen gewähren und die Empfindung nicht ungerührt lassen. Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1774 in London und 1791 gab Weigel seine Gedichte in Nürnberg englisch und deutsch heraus.

M.

M, 1) als Laut- und Schriftzeichen, im Griechischen der 12., in der lateinischen u. den romanischen Sprachen, sowie im Deutschen, der 13. Buchstabe des Alphabets, ein Lippenlaut, gehört zu den Liquidis. — 2) Als Abkürzung: a) im Lateinischen = Marcus, Manlius, Magister; b) in der Receptur: s. v. a. misceatur (man mische), manipulus (eine Hand voll); c) im Schottischen M' bei Eigennamen = Mac, d. h. Sohn, wie M'Carthy, M'Culloch u. s. w.; d) auf neueren Münzen: in Oesterreich Mailand; in Frankreich Toulouse, verschränkt Marseille. — 3) Als Zahlzeichen a) im Hebräischen = 40; b) im Griechischen μ' = 40, μ = 40,000; c) im lateinischen M (mille) = 1000; MM = 2000, $\overline{M}$ = 1,000,000. — 4) In der Musik s. v. a. mano, Hand; mezzo, halbstark, halbschwach, stets in Zusammensetzung mit einem Buchstaben von einem

anderen, die nähere Bestimmung andeutenden Worte, z. B. m. d. = mano dextra; m. f. = mezzo forte.

Maanen (Cornelius Felix van), k. niederländischer Staatsminister, geboren 1769 im Haag, war zuerst Advokat daselbst u. wurde später Generalprokurator. 1795 erklärte er sich für die Volkssouveränetät u. 1806 wurde er unter König Ludwig Justizminister. 1810, nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich, kam er in den Staatsrath u. wurde später Oberpräsident des Appellationsgerichts im Haag. 1814 bestätigte ihn der Prinz von Oranien in seiner Stelle, überwies ihm die Leitung des Justizwesens u. ernannte ihn 1815, nach der Gründung des Königreichs der Niederlande, zum Justizminister. Als solcher hat er sich durch Entwerfung mehrer neuen Gesetze, aber auch Hinneigung zu übertriebenen Herrscheransichten u. Maßregeln bethätigt, welche die Belgier nothwendig kränken mußten: hierher gehörte besonders die Verordnung, die holländische Sprache im ganzen Königreiche der Niederlande als Gerichtssprache zu gebrauchen. (Ueber die verschiedenen Mißgriffe während seiner Verwaltung sehe man die Artikel Belgien u. Niederlande). Seit der Trennung des Königreiches der Niederlande von Belgien blieb er Justizminister in ersterem, nahm aber 1842 mit dem Titel eines Staatsministers seine Entlassung.

Maas (franz. Meuse), ein Fluß in Frankreich, der im Süden des Departements Haute-Marne, bei dem Dorfe Meuse, zwei Meilen nordöstlich von Langres in den Vogesen entspringt. Er durchfließt gegen Nordwest das Departement der Vogesen, wo er bei Bazoilles auf mehr als 1½ Lieues verschwindet u. bei Noncourt wieder hervortritt; durchfließt das Departement Meuse und den Osten des Departements Ardennen, zwischen Charlemont u. Givet hindurch in die belgische Provinz Namur, von Süden nach Norden bis Namur, wo er sich gegen Nordost wendet u. in dieser Richtung in die Provinz Lüttich dringt und bis Cheréé fließt, dann bis Lüttich gegen Osten und dann weiter gegen Nord-Nordost, bald in das niederländische Limburg übertritt u. von Venloo sich gegen Nordwest u. Nordnordwest wendet u. mit der südlichen Rhein-Mündung M. bei St. Andreas in Berührung kommt. Weiter unterhalb scheidet er sich in die beiden Arme: Merwe, der bei Workum in die Waal fließt, u. die Oude-M. (alte M.), die in den Bies-Bosch mündet, der durch den Hollands Deep, den Haaring-Vliet u. andere Arme mit den Schelde-Mündungen in Berührung kommt u. in die Nordsee fließt. Nebenflüsse der M. sind in Frankreich: Mouzon, Vair, Chiers, Semoy, Bar; in Belgien: Houille, Lesse, Hoyour, Ourte mit der Amblere, Vesdre, Bervine; Weiß- u. Schwarzwasser, Hermeton, Sambre, Mehaigne, Jaar; in den Niederlanden: Geul, Gelen, Ruhr, Niers, Neer, Dommel, Merk. Schiffbar ist dieser Fluß auf 156 Lieues.

Maastricht, Hauptstadt u. Hauptfestung in der niederländischen Provinz Limburg, an der Maas, mit einer 500′ langen Brücke, schönen Straßen und Plätzen, 6 katholischen, 1 lutherischen u. 3 reformirten Kirchen u. 26,000 Einwohnern. Sehenswerth sind: das Stadthaus mit der Bibliothek, Zeughaus, der Palast des Gouverneurs, der Hafen, die Citadelle von 1720 auf dem Petersberge. Eben daselbst die Sandsteinbrüche mit 20—60,000 Gängen, 6 Stunden lang, 2 Stunden breit, dem Springbrunnen darin: Zufluchtstätten in Kriegszeiten u. reiche Baumaterialquellen. Merkwürdige Versteinerungen. Unter den Industriezweigen dieser Stadt sind besonders berühmt die Gerbereien, welche das beste Ober- u. Sohlenleder in Europa bereiten und nach allen Ländern versenden; auch werden die M.er Pfefferkuchen weit verführt. Außerdem werden Seife, Stärke, Thonwaaren, Glas, Nägel, Papier, Gewehre, Wollwaaren gefertigt u. Krapp-, Cichorien- u. Tabakfabriken, Branntweinbrennereien u. Bräuereien, Woll- u. Baumwollspinnereien u. mehre Färbereien unterhalten. Ungeheuere, in der Nähe befindliche, Steinbrüche liefern Werksteine in die Nähe und Ferne. — Der Handel ist ansehnlich, namentlich der Speditionshandel auf der Maas. — Als Trajectus Mosae eine austrasische Stadt, kommt M. erst

im 13. Jahrhunderte mit seinem jetzigen Namen vor. Im Mittelalter dauerten die Streitigkeiten zwischen den Herzögen von Brabant u. den Bischöfen von Lüttich um die Oberherrschaft, bis Karl V. 1530 den Bischof für immer abwies. 1579 ward es von Herzog Alba erobert und zerstört; 1632 von Friedrich Heinrich von Oranien den Spaniern wieder entrissen; 1648 den Generalstaaten zuerkannt, 1678 zurückgegeben, 1793 von den Franzosen unter Miranda vergeblich belagert, 1794 aber eingenommen, 1814 von den Schweden blockirt, 1830 bei Holland verblieben.

Maaß, Johann Gebhard Ehrenreich, Professor der Philosophie in Halle, geboren 26. Februar 1766 zu Krottendorf im Halberstädtischen, kam, schon in früher Jugend sein Talent zur Musik u. Mathematik fleißig bildend, 1780 an die Domschule zu Halberstadt u. gab sich mit wahrer Begeisterung dem Studium der classischen Literatur hin. 18 Jahre alt, studirte er zu Halle Philosophie u. fand sich durch Plato's Schriften vorzugsweise angezogen. Auch während der theologischen Studien blieb Plato stets der Mittelpunkt seiner Forschungen. 1787 zum Magister der Philosophie promovirt, hielt er an der Universität über alle Theile derselben Vorlesungen. Auch Mathematik, Aesthetik und Rhetorik, worin er seine ersten schriftstellerischen Versuche machte, zog er in das Bereich seiner Vorträge. 1787 habilitirte er sich als Privatdocent. Zum außerordentlichen Professor der Philosophie 1791 ernannt, wurde er nach 7jähriger fleißiger Berufsthätigkeit zur ordentlichen Professur befördert u. zugleich Beisitzer der Fakultät. 1806 mußte er als Prorektor für die Wohlfahrt der Universität bei der Anwesenheit des Kaisers Napoleon das Wort führen u. den Schmerz erfahren, weil dem Kaiser keine genügende Bürgschaft gegeben ward, daß die Studenten auf unbestimmte Zeit in ihre Heimath entlassen wurden. Seines ehrenhaften Charakters wegen wurden mehre Vereine seiner Leitung übergeben, z. B. die Direktion der Lazarethe in der Stadt während der Kriegsjahre 1813—15, wo einige Monate lange die Krankenzahl auf 5500 stieg; dann die Direktion des Frauen-Vereins zur Unterstützung der Verwundeten u. im Kriege Verunglückten; die Direktion des Halle'schen Armenwesens, wodurch ihm reiche Gelegenheit geboten war, sowohl seinen strengen Gerechtigkeitssinn, als sein menschenfreundliches u. wohlthätiges Herz zu zeigen. Zur Anerkennung seiner patriotischen Verdienste wurde ihm als Belohnung 1816 das eiserne Kreuz. Im November 1823 ward er von einer heftigen Brustkrankheit befallen, der er nach 1½ monatlichen Schmerzen erlag, am 23. Dec. 1823, 57 Jahre alt. M.s philosophische Anschauungsweise bequemte sich größtentheils zur kritischen Philosophie Kants, welche damals die meisten Schulen und Akademien beherrschte. Außer den akademischen Compendien Behufs seiner Vorlesungen: Grundriß der Logik 1793; Grundriß der reinen Mathematik, 1796; Grundriß der allgemeinen u. besonderen Rhetorik, 1798; Grundriß des Naturrechts, 1808, verdienen noch von seinen Schriften genannt zu werden: Briefe über die Autonomie der reinen Vernunft, 1788; Ueber die Aehnlichkeit der christlichen mit der neuen philosophischen Sittenlehre, 1791; Versuch über die Einbildungskraft, 1792; Ueber Rechte u. Verbindlichkeiten überhaupt und über die bürgerlichen insbesondere, 1794; Versuch über die Leidenschaften, theoretisch u. praktisch, 1805—7, 2 Bde.; Versuch über die Gefühle, besonders in den Affekten, 1812; Sinnverwandte Wörter zur Ergänzung der Eberhard'schen Synonymik, 6 Bde., 1818—21; Handbuch zur Vergleichung und richtigen Anwendung der sinnverwandten Wörter der deutschen Sprache, 3 Thle., ein Auszug aus Eberhards Synonymik, 1823. — Seine kleineren Abhandlungen sind in mehren philosophischen Zeitschriften zerstreut. Cm.

Maaßen (Karl Georg), geboren 1769 zu Kleve, wurde 1795 geheimer Archivar zu Emmerich, 1799 preußischer Kriminalrath, 1804 Kriegs- u. Domänenrath zu Hamm, 1808 großherzoglich bergischer Rath in Düsseldorf, 1809 preußischer Regierungsdirektor zu Potsdam, 1810 Vicepräsident unter Hardenberg, 1816 Direktor der Generalverwaltung für Gewerbe u. Handel, 1817 ge-

heimer Oberfinanz- u. wirklicher geheimer Staatsrath, 1818 Generalsteuerdirektor. Als solcher war er bei der neuen Einrichtung der indirekten Steuern vielfach betheiligt, u. als Finanzminister (seit 1830) bewirkte er den Beitritt mehrer deutschen Bundesstaaten zum preußischen Zollvereine. Er starb 1834 zu Berlin.

Maatschappy, ist das holländische Wort für Handelsgesellschaft, woraus der Ausdruck Maskopey entstanden ist. Man bezeichnet damit kurz die holländisch-ostindische Handelscompagnie, oder die niederländische M., deren Handel durch Monopole und besondere Gesellschaftsbestimmungen einen großen Einfluß auf den Preis gewisser Waaren hat, indem sie dieselben nur in den Auctionen zu Amsterdam u. Rotterdam abgibt, worin sie den niedrigsten Preis festsetzt, unter dem sie Nichts verkauft. Sie lagert ihre Waaren in besonderen Magazinen, worin dieselben bis zu den Auctionen bleiben, die im Frühjahre u. im Herbste abgehalten werden. Diese Waaren, die sie nur aus ihren ostindischen Besitzungen bezieht, sind: Kaffee, Zucker, Gewürze, Banca-Zinn. Für die Auction wird die Masse einer Waare in eines oder mehre Loose getheilt, je wie es vortheilhaft scheint, um einen höheren Preis zu erlangen.

Mabillon, Jean, gelehrter Benediktiner der Congregation von St. Maur, zu St. Pierre-Mont in der Champagne 23. November 1632 geboren, wurde frühzeitig von seinen Eltern einem Oheime anvertraut, welcher, zugleich Pfarrer, ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Später wurde er in die Schule nach Rheims geschickt u. in das dortige blühende Seminar aufgenommen, um Theologie zu studiren. Durch Frömmigkeit, Fleiß u. Talent sich auszeichnend, kam er 1653 als Novize in das dortige Benediktinerkloster u. legte im kommenden Jahre den Profeß ab. Wegen Kränklichkeit wurde M. einer andern Abtei zu Nogent zugetheilt, kehrte 1657 gestärkt von da zurück, erhielt die höheren Weihen des Subdiakonats und Diakonats, kam in das Kloster Corbie, wo er, um nicht durch zu eifriges Studiren auf's Neue seine Gesundheit zu schwächen, die Stelle eines Pförtners u. Hausverwalters bekam. 1660 in Amiens zum Priester geweiht, wurde ihm der Dienst als Cellarius übertragen. Auf seine Bitten dieses Amtes enthoben, begann er nun mit rastloser Emsigkeit sich den kritischen u. historischen Studien zu widmen. 1663 erhielt er von seinen Oberen den Auftrag, in St. Denis die Denkmäler dieser Abtei den Fremden zu zeigen u. zu erklären. Der Ordensgenosse d'Achery arbeitete gerade damals an seinem Specilegium, einer schätzbaren Sammlung noch ungedruckter Urkunden u. Nachrichten; M. unterstützte ihn hiebei mit seinem kritischen Forschungsgeiste. Ein Jahr später begab sich M. nach St. Germain des Prés in Paris, wo der Sitz des Generalsuperiors der Mauriner war u. erwählte sich hier seinen bleibenden Aufenthalt. Hier unternahm er die umfassende literarische Arbeit: „Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti, 9 Bde., Fol., reichend von 500 — 1100 (der 10. Band blieb im Manuscript in der Abtei St. Germain) u. mußte sich wegen seiner strengen Kritik, welche mehre, bisher dem Orden zugetheilte, Heilige nicht anerkennen wollte, nicht selten vertheidigen. Das Kloster ward durch M.s eifrige Anregung u. Unterstützung ein Sammelplatz ausgezeichneter Gelehrten, welche durch vortreffliche Ausgaben der heiligen Väter, wie durch Abfassung verschiedener Sammelwerke sich unvergänglichen Ruhm bei der dankbaren Nachwelt erwarben. M. war gleichsam der Mittelpunkt. Die außerordentlich fruchtbare Thätigkeit für wissenschaftliche Forschungen ward nur theilweise unterbrochen von mehren Reisen, die jedoch eben auch nur die Bereicherung der Literatur zum Endzwecke hatten. Außer den bedeutenden Bibliotheken Frankreichs erweiterte sich der Kreis seiner gelehrten Forschungen auch bis nach Deutschland. Er durchsuchte 1683 die Büchersammlungen zu St. Gallen, Kempten, Augsburg, Regensburg, zog 1685 nach Italien, um in Rom u. Montecassino reiche Ausbeute zu machen. Sein Diarium sowohl, als sein Museum Italicum enthält die reichen Früchte dieser Untersuchungen und aus den Archiven hat M. höchst merkwürdige Urkunden an's Licht gezogen. Colbert, der ihm für diese gelehrten Forschungen freigebige

Unterstützung angedeihen ließ, hat dadurch auch der königlichen Bibliothek in Paris eine herrliche Bereicherung zugewendet, indem M. mehr als 3000 Manuscripte u. seltene Druckdenkmäler auf dieser Reise gesammelt hatte. Nur eine so reiche Gelegenheit, die verschiedensten Handschriften aus eigener Anschauung kennen zu lernen u. durch Vergleichung der mannigfaltigen Schriftarten eine kritische Beurtheilung anzubahnen, konnte es möglich machen, das verdienstvolle Lehrgebäude der Diplomatik: De re diplomatica, Paris 1681, Fol. (wozu 1702 noch ein Supplementum), zu bearbeiten, wodurch er der eigentliche Schöpfer u. Begründer dieser Wissenschaft geworden ist. In Betreff des, durch dieses Werk veranlaßten, literarischen Streites findet sich die Literatur gut zusammengestellt in Schönemanns Diplomatik I. 101—103. Beim Herannahen des Alters wollte M. nur für sein Seelenheil in völliger Abgeschiedenheit leben; allein dem Zudringen seiner Ordensgenossen, eine vollständige u. zusammenhängende Geschichte des Benediktinerordens zu verfassen, gab er endlich nach. Unter dem Titel: Annales Ordinis S. Benedicti, Paris 1718—39, 6 Bde. Fol., begann er die Arbeit u. führte sie herab bis auf die Zeiten des heiligen Bernhard, welche dann nach seinem Tode von Massuet u. Marlene gar vollendet wurde. Als der Stifter des Trappisten-Ordens, Jean Boutheiler de la Rancé, mit Hintansetzung wissenschaftlichen Strebens, von seinen Mönchen nur Gebet u. Handarbeit verlangte, trat M. gegen diese gefährliche Einseitigkeit auf und suchte die fromme Einfalt des Abtes von de la Trappe auf mildeste Art zu berichtigen, indem er in seinem trefflichen Werke: De studiis monasticis, Paris 1691, den Klostergeistlichen vorzugsweise gründliches Studium der heiligen Schriften empfiehlt und ihnen zweckmäßige Anweisung für grammatische u. historische Kenntnisse ertheilte. Auch eiferte M. gegen die Leichtgläubigkeit, mit der man Gebeine als Ueberbleibsel von Heiligen annahm und stellte einige Maximen auf, nach denen man die Aechtheit derselben prüfen könnte. M. zeigte sich nicht bloß als großen Gelehrten, sondern auch als bescheidenen frommen Mönch. Mit den umfassendsten u. vielseitigsten Studien ging demüthiges Gebet u. Meditation Hand in Hand: er verließ seine Manuscripte u. Bücher, wann zum Chordienste gerufen wurde, u. seine wissenschaftliche Forschung sollte durch Andacht geweiht u. geheiligt und so zum Dienste des Herrn aufgeopfert werden. Neben die alten Codices hatte er auch stets sein Brevier hingelegt. Fromm, wie er gelebt, starb der anspruchslose Gelehrte am 27. December 1707 und hinterließ der dankbaren Nachwelt eine reiche Sammlung schätzbarer Forschungen. Außer den bereits namhaft gemachten Schriften sind noch zu bemerken: Les oeuvres posthumes de M. et de Ruinart par Thuillier, Paris 1724, 3 Bde. De liturgia Gallicana, libri 3, Paris 1729. Vetera analecta s. collectio veterum aliquot operum cum itinere germanico, Paris 1723. Die neueste Biographie, in Verbindung mit der Mauriner Congregation, schrieb Emile Chavin de Malan: Histoire de M., Paris 1843. Cm.

Mably, Gabriel Bonnet de, Abbé u. berühmter französischer Publicist, älterer Bruder des Abbé von Condillac, geboren zu Grenoble 1709, studirte bei den Jesuiten zu Lyon, wurde in der Folge Kanonikus an der Kirche zu Isles Barbe, lebte bloß den Wissenschaften, ohne eine Beförderung zu suchen u. starb 23. April 1785. Moral, Geschichte, Gesetzgebung und Politik waren die Gegenstände, die er in vielen gehaltreichen Schriften bearbeitete. Er hatte hauptsächlich die Geschichte des Alterthumes studirt, um politische Moral zu lehren u. trug sie in seinen Schriften im Geschmacke seiner Zeit vor. Man schreibt ihnen einen wichtigen Einfluß auf die politische Revolution in Frankreich zu; allein, außer dem Antheil an der Verbreitung republikanischer Ideen u. Grundsätze, ist er von allem weitern Unheile derselben freizusprechen. Durch das moralisch-politische System, welches er in seinen Schriften vorträgt, wollte er die Staaten auf einen, seinem eigenen Geschmacke gemäßen, einfachen, primitiven Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, als auf ihr höchstes Gut, zurückführen. So einseitig nun u. unanwendbar dieses System auch war, u. ob man ihn gleich von einer zu raschen und manchmal

oberflächlichen Behandelung sehr wichtiger Gegenstände nicht freisprechen kann, so geben doch seine theoretischen Schriften für den spekulirenden Politiker manchen Stoff zu tieferem Nachdenken. Seine historischen Schriften sind gründlich u. genau u. der Styl deutlich u. correkt. „Droit public de l'Europe," „Entretiens de Phocion," „Observations sur l'histoire de France" (neue Ausgabe, vermehrt von Guizot, 1823), „Sur l'hist. de la Grèce" etc., bekunden einen tiefen, menschenfreundlichen Geist, aber Vorliebe für das Staatswesen der Alten. Für die Polen verfaßte er: „Du gouvernement de la Pologne" (1781); für Amerika: „Observations sur le gouvernement et les lois des Etats-Unis" (1784), Gesammtausgabe, 15 Bde. 1794, 6 Bde. 1818.

Mabuse, Jean de, eigentlich Gessart, geboren zu Maubeuge oder M. im Hennegau 1499, berühmter Maler u. treuer Nachahmer der Natur, jedoch mit idealistischer Richtung, die er in Italien, wo er Rafael u. Michel Angelo zu Mustern nahm, gewonnen hatte, lebte in Utrecht, Middelburg, London u. bei seinem Gönner, dem Marquis van der Veren. Als er dem Kaiser Karl V., der dem Marquis einen Besuch zugedacht hatte, vorgestellt werden sollte u. von jenem deßhalb mit einem weißen Brokatkleide beschenkt wurde, verkaufte er das Kleid an einen Weinschenken, ließ sich ein papierenes verfertigen u. bemalte dieses so natürlich mit Blumen, daß Alle dadurch getäuscht wurden u. der Kaiser selbst erst bei genauer Betrachtung sich von dem Betruge überzeugte. M. starb 1532. Meisterwerke von ihm sind: ein Ecce homo in Köln, mehre Gemälde in der Pinakothek zu München, der Erzengel Michael in der Morizkapelle zu Nürnberg u. a. —

Mac, s. M.

Macadamisiren, eine eigene Art, Chausseen zu bauen, wobei harte Steine von mittlerer Grösse 6—10" hoch aufgeschüttet werden, welche allmälig durch das Fahren ihre Festigkeit erlangen. Der Erfinder dieser Methode war Mac-Adam, ein Schotte, geboren 1755, der, nachdem er seine Jugend in Nordamerika verlebt hatte, 1816 in Bristol Oberstrassenbauaufseher wurde. Seine Arbeiten wurden 1819 vom Parlament belobt und er erhielt zweimal Remunerationen im Gesammtbetrage von 20,000 Pfd. Sterl., starb aber gleichwohl ohne Vermögen zu Moffat in Schottland 1836. M. hat seine Methode in zwei Schriften mitgetheilt; dieselbe ist seitdem auch anderswärts, namentlich in Süddeutschland, vielfach eingeführt worden.

Macao, eine kleine, ohngefähr 5 □ Meilen große u. von 40,000 Menschen bewohnte, Insel an der Mündung des Tiger- u. Perlflusses, unterhalb Canton in China, die unter chinesischer Oberhoheit gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses von den Portugiesen besessen wird u. während der Herrschaft der letzteren in diesem Meere ein Mittelpunkt des orientalischen Handels war und als die Wiege des unermeßlichen Handels betrachtet werden muß, der gegenwärtig sich in Canton concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Insel liegende Stadt gleiches Namens, mit ohngefähr 30,000 Einwohnern, nächst den Chinesen meist Engländer u. Portugiesen, ist Sitz des portugiesischen Gouvernements, hat einen sichern Hafen u. wird von einer portugiesischen, meist aus Negern u. Mulatten bestehenden, Besatzung vertheidigt. Vor dem letzten Kriege zwischen den Engländern u. Chinesen war sie noch von großer commerzieller Bedeutung, weil alle von auswärts anlangenden Fahrzeuge, die nach Canton segeln wollten, verpflichtet waren, hier zuerst anzulegen, um den Erlaubnißschein zur Abfahrt nach Canton, den jedes Schiff bedurfte, das in die Bocca Tigris einlaufen wollte, so wie den Steuermann zu erwarten, der sie den Strom hinauf bis an den Hafen von Wampo nach der gleichnamigen Insel vor Canton zu führen hatte. Allein seit dem letzten Frieden zwischen England und China vom 26. August 1842, insbesondere seit der Gründung der englischen Niederlassung auf Hong-kong, und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehre haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit ver-

loren, u. es wurden daher durch königliches Dekret vom 20. November 1845 die Häfen der Stadt zu Freihäfen erklärt. Sämmtliche, unter jeder Flagge in dieselben eingeführte, Artikel u. Waaren sollen von allen Eingangszöllen völlig befreit seyn, jedoch ist ausdrücklich die Einfuhr von Kanonen, gemischten Brennstoffen, Schießpulver, Rauch- und Schnupftabak, Seife und Orseille (Färberflechte) verboten. Gewisse Artikel portugiesischer Industrie u. Produktion sind, nur wenn sie unter portugiesischer Flagge eingeführt werden, von den Eingangszöllen befreit. Dagegen werden dieselben Gegenstände fremder Industrie und Produktion sowohl unter portugiesischer, als fremder Flagge u. aus fremden Häfen, nur gegen Entrichtung eines Eingangszolles von 20 Procent zugelassen. Die obigen, von der allgemeinen Zollbefreiung bei der Einfuhr für die Consumtion ausgeschlossenen, Artikel dürfen jedoch, bei deren Bestimmung zur Wiederausfuhr, für den Zeitraum von einem Jahre in die Depots der Stadt M. gegen die üblichen Vorsichtsmaßregeln u. Bürgschaft gebracht werden; werden sie aber nicht in Jahresfrist wieder ausgeführt, so müssen sie den Consumtionszoll von 20 Prozent bezahlen.

Macartney (George, Graf von), ein berühmter englischer Staatsmann und Diplomatiker, geboren 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Dublin, promovirte daselbst 1757 und ging dann an den Hof nach London, wo er sich bald durch seine Talente so vortheilhaft auszeichnete, daß er 1764 als außerordentlicher Gesandter nach Rußland geschickt wurde, um dem französischen Interesse entgegen zu arbeiten u. einen Commerztraktat mit Rußland zu schließen, was ihm denn auch zur Zufriedenheit beider Mächte gelang. Nach seiner Rückkehr 1768 wurde er Mitglied des britischen, so wie des irländischen Parlaments, 1769 aber Obersekretär des Lordlieutenants von Irland. Auf diesem Posten erwarb er sich die Zufriedenheit des Königs in dem Grade, daß er 1772 den Bathorden erhielt. 1774 wurde er von mehren schottischen Flecken zum Repräsentanten im Parlamente erwählt, im folgenden Jahre aber vom Könige zum Generalkapitän und Obergouverneur der Insel Granada, der Grenadillen und von Tabago ernannt, welchen Posten er, trotz der damaligen schwierigen Umstände, über 3 Jahre zur Zufriedenheit seines Monarchen verwaltete, bis er 1779 die Insel Granada, nach einer sehr tapferen Vertheidigung, einer überlegenen feindlichen Macht übergeben mußte. So kam er nach Europa als Gefangener zurück, wurde aber bald freigelassen. Kaum war er 1780 wieder als Repräsentant ins Parlament getreten, als er im October desselben Jahres zum Gouverneur des Forts St. Georg zu Madras in Ostindien ernannt wurde. Er kam dort zu einer Zeit an, wo sein Posten eben so viel Entschlossenheit, als Klugheit erforderte, da einerseits Tippo Saib den Britten viel zu schaffen machte, anderseits seine eigenen Untergebenen ihm gefährlich wurden, daß er sich genöthigt sah, den unter ihm stehenden General Stuart durch Staunton gefangen nehmen zu lassen. Dieß gelang ihm eben so glücklich, als ein Friedensschluß mit Tippo Saib, wodurch er vielen gefangenen Britten die Freiheit verschaffte. Diese Dienste bewogen den König, ihn 1783 zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen; M. lehnte aber diese Ehre ab und kam im Januar 1786 nach England zurück. Die Uneigennützigkeit, womit er seinen Posten verwaltet hatte, bewog die ostindische Compagnie, ihm eine jährliche Pension von 1500 Pfund Sterling zu reichen. Von Neuem trat M. jetzt wieder als Repräsentant im Unterhause auf, bis er 1788 eine Stelle im irländischen Oberhause erhielt; auch wurde er custos rotulorum für die Grafschaft Antrim u. übernahm das Commando eines Dragonerregiments bei der Miliz. Von Neuem verließ er sein Vaterland 1792, wo er mit seinem Freunde Staunton die Gesandschaftsreise nach China antrat, welche dieser aus den Papieren des Grafen und eigenen Beobachtungen beschrieben hat, und wovon auch durch Anderson, Hüttner ꝛc. dem Publikum interessante Nachrichten mitgetheilt worden sind. Nach der Rückkehr von dieser Reise, im September 1794, lebte M. ruhig in

[...]on bis 1796, wo er zum britischen Pair erhoben u. zum Gouverneur des [Vo]rgebirges der guten Hoffnung ernannt wurde. Diesen Posten verwaltete er [ebe]n so, wie die früheren, zur Zufriedenheit seiner Landsleute, wie aus neueren [R]eisebeschreibungen derselben bekannt ist. Er starb, ohne männliche Erben, in [L]ondon 30. März 1806.

Macassar, ein Königreich an der Westküste der südlichen Halbinsel von Celebes. Die Einwohner, welche sich zum Islamismus bekennen, treiben Landbau, Bergbau, Fischerei. Ausgeführt werden: Baumwolle, Reis, Wachs, Hölzer, Rotangs, Gold, Diamanten, Kauris, Tripang, Haifischfinnen. Residenz des Sultans ist Goak. Aus dem größeren Theile, etwa 370 □ Meilen mit 60,000 Einwohnern, haben die Niederländer das gleichnamige Gouvernement gebildet. An der Stelle der zerstörten gleichnamigen Hauptstadt steht das Fort Rotterdam mit der Stadt Vlaardingen, Sitz des Gouverneurs, mit 25,000 Einwohnern, von denen 900 Christen u. 1200 Chinesen sind. Der Hafen heißt Jompondam an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Seit 1. Januar 1847 ist M. zu einem Freihafen erklärt. Die Umgegend ist außerordentlich fruchtbar, und man führt besonders Reis, Schildkrötenschalen und Vogelnester aus. Die Straße von M. scheidet die Inseln Celebes und Borneo. Auf Borneo in den niederländischen Besitzungen sind die Freihäfen auf der Westküste Pontiana und Sambas. Die Engländer treiben großen Schmuggel in der Bucht im Süden von Sambas, in den Stappelplätzen Sekawang und Sinkawang.

Macbeth, König von Schottland, der Reihe nach der 85., bekriegte als Feldherr seines Vetters, des Königs Duncan VII. (Donald VII.) die Inselbewohner und Irländer mit Glück. Im Jahre 1040 gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern derselben während der eingeleiteten Friedensunterhandlungen bei einem Gastmahle einen Schlaftrunk beibringen, überfiel dann deren Lager u. richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, von denen nur Wenige sich mit ihrem Könige durch die Flucht retteten. Uebermüthig durch sein Glück, strebte M. nun selbst nach der Krone. Drei Hexen sollen ihn auf seiner Heimkehr vom Dänenzuge des Abends auf der Haide als Than von Glamis, Than von Cawdor u. als König von Schottland begrüßt haben. Nachdem die beiden ersten Vorhersagungen in Erfüllung gegangen waren, ermordete er mit Hülfe Banko's den König Duncan und bemächtigte sich des Thrones. Des ermordeten Königs Söhne mußten flüchten u. M. wußte theils durch Geschenke den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Nachdem er 10 Jahre hindurch einer der besten Regenten gewesen war, wurde er auf einmal Tyrann. Das erste Opfer war Banko, sein Gehülfe bei Duncan's Morde, den er bei einem Gastmahle tödten ließ. Bald darauf ließ er unter allerlei erdichteten Ursachen mehre Große des Reiches hinrichten, von deren eingezogenem Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Um noch sicherer zu seyn, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Castell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte und wobei die Thane mit ihren Leuten helfen mußten. Ueber diese Tyrannei empört, ging Macduff, der Than von Fife, nach England zu Malcolm, des ermordeten Königs Duncan's Sohn u. forderte ihn auf, Rache zu nehmen. Durch Eduard, König von England, unterstützt, kamen beide nach Schottland zurück und griffen M. an. Obgleich die Schotten meistens von M. abfielen, so vertheidigte er sich dennoch muthig, weil ihm die Hexen prophezeit hatten, er würde nur überwunden werden, wenn Birman's Wald (ein Wald unweit der Feste Dunsinan) auf Dunsinan anrücke, u. nur von Einem getödtet werden, der nicht von einem Weibe geboren sei. Beide Prophezeiungen gingen indessen in Erfüllung. Denn das Heer von Malcolm, um seine Schwäche zu verdecken u. sich vor den Pfeilen zu schützen, schnitt grüne Zweige des Waldes ab, welche es vor sich hertrug, und als es Dunsinan erstürmt hatte, fiel M. (1057) durch Malcolm, der aus seiner Mutter Leibe geschnitten war. — Shakespeare benützte diesen Stoff zu einem Trauerspiele, welches Schiller u. Bürger und nach

ihnen mehre Andere bearbeiteten u. übersetzten (Schlegel, Meier). Doch ist dieser von der Sage überlieferte Stoff mit der kritischen Geschichtsforschung nicht ganz übereinstimmend. Weisflog.

Maccaroni (Maccheroni), eine, besonders in Italien beliebte, aus feinem Weizenmehle bereitete Art von Nudeln in Gestalt einer Röhre von verschiedener Dicke. Vergl. Nudeln.

Maccaronische Poesie (poësia maccheronica), eine Gattung burlesker Gedichte, welche, der lateinischen Sprache sich bedienend, Wörter aus der Muttersprache (d. i. in der man schreibt) einmischt, diesen eine lateinische Formation u. Endung gibt und sie ganz unbefangen in lateinische Wörter umprägt. Dadurch unterscheidet das Maccaronische sich vom Küchenlatein, welches an sich fehlerhaft u. schlecht ist. Die m. P. wurde im 15. Jahrhunderte in Italien, wo die Sucht, die Muttersprache mit fremden Wörtern zu vermischen, auf's Höchste gestiegen war, erfunden u. als Parodie zur Verspottung der Pedanten angewendet. Sie eignet sich auch ganz gut zu Satiren, indem sie die Bitterkeiten durch scheinbare Ignoranz u. Unbefangenheit des Dichters mildert, auf der andern Seite aber wieder durch Vermischung u. anscheinliche Einheit zweier Sprachen Derbheiten begünstigt u. durch komische Zusammenstellung u. Wortbildung die Aufmerksamkeit fesselt u. Wohlgefallen erregt. Ueber die Ableitung des Wortes: Maccaronica erklärt sich Girolamo Folengo (geboren 1491, gestorben 1544), der größte maccaronische Dichter, also: „Ars ista poëtica nuncupatur ars maccaronica, a maccaronibus derivata, qui sunt quoddam pulmentum, farina etc. compuginatum, grossum, rude et rusticanum. Ideo Maccaronica nil nisi grossedinem, ruditatem et vocabulazzos debet in se continere," woburch somit die Ableitung des Namens von der italienischen Mehlspeise Maccaroni (s. d.) entschieden ist. Gewöhnlich wird der eben genannte Folengo als Erfinder dieser Poesie bezeichnet. Scardeonus aber nennt als solchen den Typhis Odarius (degli Odasi) aus Padua, der daselbst 1488 starb und ein maccaronisches Gedicht geschrieben hatte: „Carmen maccaronicum de Patavinis quibusdam arte magica delusis," ohne Angabe des Druckortes und des Jahres, ohne Signatur, Custos u. Seitenzahlen, eine der größten literarischen Seltenheiten. Folengo schrieb unter dem Namen Merlinus Coccajus u. sein Hauptwerk ist Maccaronicon in 25 Büchern von den Thaten des Baldus da Cipada (seines Freundes u. Mitschülers Franz Donesmund), zuerst Venedig 1517, vollständiger daselbst 1521 u. 1572 mit Holzschnitten, dem idyllischen Gedichte Zanitonella u. der Moschea, dem Mücken- u. Ameisenkriege, einem heroisch-komischen Gedichte von ungemein zierlicher Diction. Folengo fand unter seinen Landsleuten mehre Nachahmer, unter welchen Cesare Orsini: Magistri Stoppini Capriccia maccaronica, Padua 1638, 8., ungemein witzig ist. Unter den Franzosen war Antonius de Arena, auch Sablon oder de la Sable genannt, ein Zeitgenosse Folengo's, der Erste, welcher in dieser Dichtungs-Art Glück machte. Außerdem sind Remy Belleau und Janus Concilius Frey, (gestorben 1631) die besten französischen maccaronischen Dichter. — Von den Engländern mischte schon William Dumbar (aus Schottland), um 1460 — 70, englische u. lateinische Verse, u. Johann Skelton, der 1529 starb und von dem es hiernach zweifelhaft ist, ob er mit den Gedichten des Folengo u. Arena bekannt seyn konnte, hinterließ einige wirkliche maccaronische Gedichte. Feinen Geschmack u. classische Gelehrsamkeit bewährte Dr. Alex Geddes in der Epistola maccaronica ad fratrem de iis quae gesta sunt in nupere Dissentientium conventu Londini habito prid. Id. Febr. 1790. London printed for J. Johnson, 1790. Selbst die Spanier haben ein maccaronisches Gedicht aufzuweisen und in Lissabon erschien 1816, obgleich ohne eigentlichen Werth: Macaronea latino-portuguezza. — Die Deutschen endlich haben zwei Gedichte, worin Deutsch u. Latein gemischt ist und die entschieden maccaronisch, jedoch von ungenannten Verfassern, sind. Das erste schildert das Treiben der Studenten auf deutschen Universitäten, führt den Titel: „De lustitudine studentica" u. findet sich vor in den „Facetiis facetiarum, Patto-

poli 1657. Das zweite ist die Flojade, 1593 (1614, 12., 1627, 4.); neue Ausgabe, Münster 1822; Hamm 1823; deutsch von Anander (C. Immermann), Leipzig 1827. — Hieher gehören indeß auch die maccaronischen Kirchenlieder. Peter von Dresden (?) oder Peter Faulfisch, welches sein Familien-Name war, erbat sich nämlich von der päpstlichen Curie die Erlaubniß, deutsche Gesänge in die Kirchen einzuführen. Als dieses ihm verweigert wurde, kam er 1410 (nach Wellers Angabe) auf die Idee gemischter Lieder, in welchen theils lateinische u. deutsche Wörter eine Verszeile bilden, theils eine lateinische Zeile durch eine deutsche erklärt werden sollte, was früher schon bei weltlichen Liedern gewöhnlich war, u. diese maccaronischen Chorale fanden Beifall. Der Magdeburger Erzbischof, Rudolph II., führte sie in seiner Diözese ein, so daß Priester u. Chor die lateinischen Worte, die Laien aber die deutschen Worte zu singen hatten. Folgende zwei sind einmüthig dem Peter Faulfisch zugeschrieben u. unter andern noch in einer Sammlung enthalten unter dem Titel: „Psalmen Davids sammt den Kirchengesängen u. christlichen Liedern" ꝛc. (Amsterdam, bei Heinrich Wettstein,' 1701): „In dulci jubilo, nun singet und seid froh" ꝛc. und „Puer natus in Bethlehem." Außer diesen sind noch einige andere dergleichen Kirchenlieder vorhanden, deren Verfasser jedoch zweifelhaft sind. Proben von maccaronischen Gedichten findet man unter anderen in den „Amusemens philologiques par G. P. Philomneste," Dijon 1824 und bei Genthe: „Geschichte der m. P. und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale" (Halle 1829).

Mac-Carthy, Nicolaus Tuite de, Jesuit und vortrefflicher Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Dublin am 19. Mai 1769 aus einem der ältesten u. berühmtesten Adelsgeschlechter Irlands. Sein Vater, Graf Justinus de M., war einziger Erbe der Güter u. des Namens seines Stammhauses. Er begab sich nach Frankreich, um der Tyrannei, welche die Gewissensfreiheit der Katholiken in seinem Vaterlande zu unterdrücken suchte, sich zu entziehen. So kam der 4jährige Knabe nach Toulouse, wo sich seine Eltern niederließen; 7 Jahre alt, ward er dem berühmten Collége du Plessis zur Erziehung übergeben. Wie später Lacordaire, erhielt auch er in der Rhetorik den ersten Ehrenpreis und verkündete das hoffnungsreiche Rednertalent. Philosophie u. classische Studien machte er im Collége de France u. erhielt, 14 Jahre alt, schon die Tonsur im Seminare St. Magloire. Theologische Vorlesungen hörte er an der altehrwürdigen Sorbonne: allein die Revolutionsstürme unterbrachen bald seine Studien, er flüchtete in den Schooß seiner Familie nach Toulouse, wo er in der Stille um so ungestörter seine höhere Ausbildung sich angelegen seyn ließ. Die reichhaltige Bibliothek seines Vaters, welche der Gelehrte de Bure, ihres werthvollen Inhaltes wegen, eine wahrhaft königliche zu nennen pflegte, schloß ihm die Schätze des classischen Alterthumes in großer Mannigfaltigkeit auf u. war die Quelle seiner berühmten Belesenheit. Alle diese Kenntnisse benützte er als Mittel für seinen Hauptzweck, nämlich: eine Apologie des Christenthums im großartigen Style zu entwerfen. Plato, die griechischen Väter u. besonders Chrysostomus waren seine Lieblingslektüre. Die Abende waren gewöhnlich der Uebung in rednerischer Improvisation gewidmet. 4—5 Stunden täglich widmete er dem Studium der heiligen Schrift u. der Theologie; der größte Theil des Tages war für Meditation u. Gebet bestimmt u. die Woche mehrmals empfing er das heilige Abendmahl. Ein sorgfältig geführtes Tagebuch ward ihm die Anleitung zur genauesten Selbstkenntniß. 20 Jahre verlebte er so in ununterbrochenen Studien und strenger Frömmigkeit im elterlichen Hause und ließ an seinem Geistesauge vorüberziehen die ernsten politischen Stürme, welche der Reihe nach die Republik, das Direktorium, das Consulat u. das Kaiserreich hervorriefen, bis zu den denkwürdigen Ereignissen, welche Bonaparte stürzten. Gegen Ende des Jahres 1813 begab er sich in das Seminar nach Chambery zurück, um die heiligen Weihen zu empfangen. Am 19. Juni 1814 zum Priester geweiht, verrichtete er am 2. Juli in der Kapelle der Frauen von der Heimsuchung sein erstes heiliges Meßopfer, wobei er

eine Rede hielt, welche durch Innigkeit der Gefühle u. salbungsvolle Begeisterung den künftigen großen Redner schon ahnen ließen. Sein erster Wirkungskreis waren die Kanzeln von Toulouse, wo er eine Reihe von „Conferenzen über Religion“ hielt u. als Gewissensrath einen ausgebreiteten Briefwechsel unterhalten mußte. Durch Pius VII. ward die Gesellschaft Jesu wieder hergestellt und M. trat, verzichtend auf Freiheit und Bequemlichkeit, und die Schwäche seiner Gesundheit nicht beachtend, im 50. Lebensalter in den angefeindeten Orden, ungeachtet ihm Louis XVIII. das Bisthum von Montauban 1817 angeboten hatte. In der Einsamkeit von Montrouge bereitete er sich vor zur Ablegung der einfachen Gelübde (7. Februar 1820), denen 8 Jahre später die feierlichen Gelübde folgten, am 15. August 1828. Während der 15 Jahre, die von seinem Eintritte ins Kloster bis zu seinem Tode verflossen, erschien er abwechselnd auf den ersten Kanzeln der größten Städte Frankreichs. Er vollendete 2 Stationen in den Tuilerien, im Advent 1819 und in der Fastenzeit 1826; hielt einen Predigtcyklus in Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille, Toulouse, Amiens, Valence, Avignon, Nismes: stets von tiefen Eindrücken auf die Zuhörer begleitet. Sein glänzender Erfolg in Straßburg regte die Eifersucht der Protestanten, und es erschien gegen sein Wirken 1821 eine Schmähschrift: Lettre à Mr. Mac-C. par un chrétien évangélique, die indeß bald eine verdiente Zurechtweisung erhielt in den reflexions amicales d'un chrétien catholique. In Genf rüttelte sein kraftvolles Rednertalent die Gemüther so auf, daß die bestürzten Prädikanten ihm eine öffentliche Conferenz vorschlugen, welche M. wider Erwarten auch annahm und mit siegreichem Erfolge vollzog. Zur Jubiläumszeit 1826 ward ihm das Ehrenamt der Predigten in den Tuilerien übertragen; das nächste Jahr für die Fastenzeit öffnete sich ihm die Kanzel von St. Sulpize. Zuweilen übernahm er auch die Reden in Wohlthätigkeitsvereinen, und hier machten seine tiefgefühlten Worte oft solchen Eindruck, daß Mehre, welche nur aus Neugierde gekommen zu seyn schienen, Uhren, Ringe, verfallene Wechsel zur Collekte hingaben, die nach beendigter Rede veranstaltet wurde. Die 1830 erfolgte Julirevolution hatte er, der aufmerksame Beobachter der Zeitereignisse, schon einige Monate zuvor mit divinatorischem Scharfblicke vorausgesehen; er verließ nach dem Sturze Karls X. Frankreich u. begab sich nach Savoyen, u. von da aus im October nach der Hauptstadt der Christenheit. Das dortige Klima wirkte aber auf seine ohnehin schwächliche Gesundheit höchst nachtheilig. Dennoch ließ er sich keineswegs abhalten, an den Sonntagen im Hause der Frauen Sacré coeur an der Trinité du Mont zu predigen, wo sich gewöhnlich die ausgezeichnetsten Personen Roms einfanden. Von Rom aus wurde er nach Turin geschickt u. hielt hier auf den Wunsch des Königs von Sardinien für die Savoyische Brigade eine sogenannte Mission. Er hörte den Soldaten Beichte, sammelte Almosen, um erbauliche Schriften zu kaufen, die er unter ihnen austheilte. Seine Kränklichkeit nahm indeß bei diesem schonungslosen Eifer immer mehr zu. In Chierci bei Turin hielt er im Novizhause eine zehntägige Einsamkeit, um sich, wie er meinte, zum letzten Male dieser heiligen Uebung zu unterziehen. In der Fastenzeit 1832 predigte er in Chambery, und ein glänzender Erfolg krönte diese seine letzte Mission. In der Fastenzeit 1833 konnte er zu Annecy die begonnenen Predigten nur mit Anstrengung vollenden. Ein heftiges Fieber warf ihn auf das Krankenlager und quälte ihn 24 Tage mit den größten Schmerzen, wobei er die schönsten Beweise von Geduld u. Ergebung in Gottes Willen bewährte. Da, quod jubes, et jube, quod vis, war die Losung des Dulders. Er starb am 3. Mai 1833, 64 Jahre alt. Der Bischof von Annecy hielt in eigener Person die Leichenfeier; seinem Leichname wurde ein Ehrenplatz in der bischöflichen Gruft gestattet u. im Ordo der Diözese 1834 wurde seinem Andenken in sinnreicher Kürze ein Ueberblick seiner segensreichen Laufbahn gesetzt: Pater M. Nicol. Hibernus, e Soc. Jesu, Montis Albani episcopus designatus, origine, eloquentia et pietate illustrissimus, statione quadragesimali cunctis admirantibus Annecii peracta, in aula episcopali decumbens, qui

adeo potens verbo et scientia fuit in cathedra, major fide apparuit in lecto et plenus meritis potius, quam annis, die III. Maji, ut ipse optaverat et dixerat, migravit ad Superos. — Eine Sammlung seiner Predigten wurde auch in's Deutsche übersetzt in 2 Bänden, Regensburg 1840. — Glänzende und dennoch zugleich gründliche Auffassung der christlichen Wahrheiten, Scharfsinn in Plan und Eintheilung, glückliche Benützung der Schrifttexte, geschmackvolle Entwickelung der Beweisgründe, Neuheit der Gedanken in oft gebrauchten Materien, bleiben charakteristische Eigenschaften seines Rednertalentes. Cm.

Macchiavelli, Niccolo, geboren zu Florenz 1469, stammte von einem adelichen Geschlechte ab, welches in früheren Zeiten die höchsten Würden in seinem Vaterlande bekleidet hatte. Von seiner Jugend ist wenig bekannt. Seine Mutter war eine geistreiche Frau, Freundin der Wissenschaften und Dichterin. Wie so oft ausgezeichnete Männer vorzüglich durch ihre Mütter in ihren Eigenthümlichkeiten bestimmt werden, so mochte auch für M.s frühzeitige und so ausgezeichnete geistige Entwickelung der Einfluß der Mutter wirksam gewesen seyn. Die Hauptnahrung seines Geistes aber schöpfte auch dieser berühmte Staatsmann aus den Alten. In ihrem Studium, überhaupt in seiner Ausbildung, förderte ihn der gelehrte Staatsmann Marcellus Virgilius. Unter dessen Oberleitung trat M. noch im Jünglingsalter (1491) als Cancelliere in den Staatsdienst der Republik und gelangte bis 1499, nach Verwaltung anderer Aemter, zu dem wichtigen Posten eines florentinischen Staatssekretärs. Noch mehr bewies ihm die Regierung seines Vaterlandes dadurch ihr Vertrauen in seine Diensttreue und Tüchtigkeit, daß sie ihm in den schwierigsten politischen Verhältnissen u. in 20 verschiedenen Angelegenheiten die wichtigsten Gesandtschaften anvertraute. Auch bei bedeutenden militärischen Einrichtungen u. Operationen, bei Einführung der Nationalmiliz und im Kriegswesen, wurde sein tiefes praktisches Wissen in Anspruch genommen. Die öffentliche Thätigkeit M.s fiel in die Zeit der freien Republik Florenz, nach der Verbannung der Mediceer 1492 — 1513. Nach der Rückkehr der Diktatur der Mediceer wurde der eifrige Republikaner M. gehässig verfolgt, seiner Aemter entsetzt, wegen vorgeblicher Theilnahme an einer Verschwörung eingekerkert u. der Tortur unterworfen. Doch, wegen Mangel an Bekenntniß und Beweis seiner Schuld, wurde er sofort freigelassen, worauf er auf seinem väterlichen Landgütchen im Kreise seiner Familie sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. In diesen entfaltete sich sein reifer Geist, seine classische Bildung u. seine patriotischen Ideen für Herstellung der Freiheit seines Vaterlandes noch ungleich glänzender, als in seiner praktischen Wirksamkeit. Zugleich bemühte er sich aber auf alle Weise, durch die Versöhnung u. Gunst der jetzigen Beherrscher seines Vaterlandes zur politischen Wirksamkeit u. zu glänzenderer Lage zurück zu kehren. Mit zu diesem Zwecke schrieb er auch sein Buch „vom Fürsten" u. widmete es dem damaligen unwürdigen Herrscher von Florenz, dem Herzoge Lorenzo von Medicis, der ihn jedoch in Vergessenheit ließ. Erst nach dessen Tode, sechs Jahre später, erlangte M. endlich durch zwei andere Mediceer, die Päpste Leo X. und Clemens VII., allmälig wieder öffentliche Wirksamkeit u. die Rückkehr nach Florenz. Seinen Mitbürgern aber mißfiel sehr jenes Suchen der Gunst bei den fürstlichen Unterdrückern des Vaterlandes u. das ihm von diesen bewiesene Zutrauen. Dieses äußerte sich vorzüglich, als Florenz zu Anfang des Jahres 1527 durch neue Verjagung der Mediceer abermals auf kurze Zeit seine Freiheit wieder errungen hatte. Manche schreiben dem Verdruße über die, auf diese Weise für M. entstandenen Kränkungen und neuen Zurücksetzungen, seinen Tod zu. Dieser erfolgte, nachdem er durch wiederholte Testamente sein kleines Vermögen unter seine Frau und seine fünf Kinder vertheilt hatte. Er starb in einer nicht beneidenswerthen Lage, nach der Vereitelung der Hauptwünsche seines Lebens, noch vor Ende des Jahres 1527. Und nicht ohne Grund führte ihn ein älterer Schriftsteller (in seinem Tractatus de autorum infelicitate) unter den unglücklichen Schriftstellern auf. Aus dem praktischen Leben M.s stammen unter seinen

tägigen Schlacht (17—19. Juni) bis zur Vernichtung geschlagen; doch gelang es ihm, die Trümmer seines Heeres über die Apenninen längs der östlichen Meeresküste zu Moreau zu führen. 1800 führte er eine Colonne der großen Reservearmee über den Splügen u. lebte dann eine Zeit lange als Gesandter in Dänemark, trat 1809 wieder zum Heere, hatte bedeutenden Antheil an dem Siege bei Wagram u. wurde Marschall und Herzog von Tarent. Nach seiner Theilnahme am spanischen Feldzuge führte er im russischen den linken Flügel mit den Preußen bei Tilsit über den Niemen, erreichte, trotz Yorks Capitulation und Massenbachs Abfall, mit dem 10 Armeecorps glücklich Königsberg, nahm Merseburg, focht bei Lützen u. Bautzen, wurde von Blücher an der Katzbach (den 26. August 1813) geschlagen, führte in der Schlacht bei Leipzig das 11. Armeecorps und nahm an der Schlacht bei Hanau u. den Kämpfen des Jahres 1814 Theil. Nach der Einnahme von Paris betrieb er mit die Unterhandlungen über Napoleons Abdankung, hielt sich bei dessen Rückkehr von Elba fern und wurde dann von Ludwig XVIII. zum Pair u. Kanzler der Ehrenlegion, sowie 1819 zum Majorgeneral der Garde ernannt. Als Mitglied der Kammer, dem Könige wie der Verfassung treu ergeben, zog er sich nach 1830 von den Geschäften zurück u. starb 1840 auf dem Schlosse Courcelles.

Macduff, James Duff, Graf von Fife, Viscount M., s. Fife.

Macedonien, in frühester Zeit Emathia (wohl das Chittim der Bibel), war ursprünglich der Name für den, nördlich von Griechenland gelegenen, schmalen Landstrich zwischen den kambunischen Gebirgen bis zum Berge [illegible] und der Mündung des Flusses Lydias, erweiterte aber unter Philipp und Alexander d. G. seine Gränzen im Westen bis zum See Lychnis, im Norden bis zu den skardischen Gebirgen, im Osten bis zum Flusse Nestus, im Süden bis zum Olympus u. umfaßte zeitweise sogar Thessalien, Epirus u. einen Theil von Thrazien. Das Land war bei den Alten berühmt durch seine Gold- u. Silbergruben, durch Reichthum an Oel, Wein u. a. Früchten, so wie durch Getreide. Die Landschaften des damaligen M.s waren folgende: Pieria mit den Städten Pydna u. Methone; Encathia mit Pella, der Haupt- u. Residenzstadt des Reichs u. Aegä; Amphaxitis mit Thessalonike; dann im Gebiete der Edoner die Stadt Amphipolis. — Heut zu Tage bildet M. unter dem Namen Filiba Vilajeti eine Provinz im türkischen Ejalet Rumeli, 720 □ Meilen, mit 7—800,000 Einwohnern und besteht aus der Abdachung des Landes vom Hauptgebirge im Norden (dem Schartag u. Egrisu), die im Westen von dem südlichen (griechischen) Bergzuge, im Osten vom Despoto u. dem Archipelagus eingeschlossen ist. Im Hauptgebirge ist der Nilodag (7800 Fuß) und der Peringdag (7000 Fuß). Vom Gebirge senkt sich das Land zur völligen Ebene herab. M. ist eine der blühendsten Provinzen des Reichs, vom Karasu, Strymon, Eprisu, Vardar und Vistritza bewässert, mit dem trefflichsten Boden, der Reis, Baumwolle, Tabak, Oel u. Seide hervorbringt. In neuester Zeit wird wieder auf Kupfer gegraben. Die Einwohner sind meistentheils Griechen u. Nachkommen der ältesten Völkerschaften dieser Gegenden, meist Christen; die Türken bilden bei Weitem die Minderzahl. Die Hauptstadt ist Salonichi. — Der Anfang der macedonischen Geschichte verliert sich, wie die älteste Geschichte jedes Volkes, in Sagen u. Mythen. Die Macedonier, deren Abstammung nicht sicher bekannt ist, scheinen dem eigentlichen Kerne des Volkes nach griechischen Ursprungs gewesen zu seyn, darauf deutet wenigstens der Umstand hin, daß die macedonischen Könige den Herkules für ihren Stammvater hielten. Die Sage nennt uns eine ganze Reihe von Königen, welche in der ersten Zeit über M., in welchem damals über 150 Horden lebten, geherrscht haben sollen. Die älteste Dynastie führt den Namen der Temeniden, weil Karanus, der erste jener Könige, der um das Jahr 813 v. Chr. von Argos aus dahin zog und sich in Edessa festsetzte, für einen Nachkommen des Herakliden Temenus gilt. Die Macedonier führten mit den päonischen, trazischen u. illyrischen Völkerschaften fortwährend Kriege u. waren roher, als die Griechen, nahmen aber doch an

der aufblühenden Cultur derselben Theil, was schon daraus hervorgeht, daß ihre Könige schon früh zu den olympischen Spielen beigezogen wurden, von alter Zeit her mit Athen im Verhältnisse der sogenannten Gastfreundschaft standen u. zur Zeit der Perserkriege selbst das Bürgerrecht dieser Stadt erhielten. Der Perserkönig Darius I. unterwarf sich M., das einen Tribut zahlen mußte, aber dafür eine bedeutende Erweiterung seines Gebiets nach Thrazien hinein erhielt. Diese Tributpflichtigkeit begann unter König Amynthas I. u. endete unter dessen Sohn Alexander I., der sein Land nach der Schlacht bei Platäa 479 befreite. Sein Sohn Perdikkas II. (454—413) betheiligte sich am peloponnesischen Kriege zu Gunsten der Spartaner u. hatte seinen natürlichen Sohn Archelaos zum Nachfolger, welchem es gelang, das macedonische Volk bleibend auf eine höhere Stufe der Cultur zu stellen. Er legte zuerst Städte, Landstrassen u. Festungswerke an, ermunterte Ackerbau und Gewerbe und unterhielt mit den damaligen griechischen Dichtern, Gelehrten und Künstlern den lebhaften Verkehr. Nach Archelaos Tode, 399, brachen blutige Zwiste um den Thron aus, bis es endlich von den fünf Prinzen Amyntas II. gelang, sich im Besitze der Herrschaft zu behaupten. Nach seinem Tode brachen wieder langwierige u. blutige Bürgerkriege aus u. nacheinander regierten seine beiden Söhne Alexander II. und Perdikkas III., bedroht von den Prätendenten Ptolemäus u. Pausanias. Zur Schlichtung der Streitigkeiten hatten die Thebaner ein Heer unter Pelopidas nach M. geschickt und dieser im Jahre 367 des Amyntas II. jüngsten Sohn, **Philipp II.** (s. d.) als Geißel mit nach Theben genommen, von wo er, nach seiner beiden älteren Brüder Tode (361) nach M. entwischte, das er dann 25 Jahre, bis 336 v. Chr., regierte. Er rettete, obgleich erst 23 Jahre alt, M. vom drohenden Untergange u. hob es durch eine weise Regierung u. kluge Benützung der Zeitumstände so sehr, daß er durch den Sieg bei Chäronea, 338 v. Chr., ganz Griechenland unter seine Oberherrlichkeit brachte. Philipp wurde 336 von Pausanias ermordet und hatte seinen Sohn **Alexander III.** oder d. Gr. (s. d.) zum Nachfolger. Nach dessen im Jahre 323 v. Chr. erfolgtem Tode brach eine ununterbrochene, 22 Jahre andauernde Reihe von Kriegen um die Thronfolge in M. aus. Zuerst wurde Alexanders blödsinniger Halbbruder Philipp Arrhidäos zum König ausgerufen, die Verwaltung des Landes aber zwischen Antipater u. Kraterus getheilt u. nach des letztern Tode dem erstern allein übertragen, um sie im Namen von Alexanders unmündigem, von der Roxane geborenen Sohne, Alexander Aegus, zu führen. In dem Kriege gegen die Athener und übrigen griechischen Städte, welche nach Alexander sich ihre Freiheit wieder erringen wollten, kämpfte er Anfangs unglücklich, namentlich so lange Leosthenes die Griechen befehligte; im Jahre 322 erfocht er aber bei Krannon einen vollständigen Sieg, der den Untergang der Selbstständigkeit Griechenlands besiegelte. Nach Antipater's Tode 319 übernahmen sein alter Waffenfreund Polysperchon und sein junger Sohn Kassander die Verwaltung M.s, geriethen jedoch bald in Zwist mit einander u. es gelang letzterem, welcher sich für die aristokratische Partei erklärte, während Polysperchon sich auf die Demokratie stützte, die Gewalt allein an sich zu reißen. Während dieser Zwistigkeiten hatte Alexanders Mutter Olympias, dessen Stiefbruder Philipp u. seine Gattin Eurydike umbringen lassen; sie selbst aber wurde 316 auf Kassanders Befehl, der sich mit Alexanders d. Gr. Schwester, Thessalonike, vermählt hatte, gesteinigt, Roxane mit ihrem unmündigen Sohne Alexander Aegus in die Festung Amphipolis gesperrt und im Jahre 311 auf Kassanders Befehl gleichfalls ermordet. Später wußte Kassander auch den Polysperchon zu bereden, daß er Alexanders Wittwe, Barsine, nebst ihrem Sohne Herkules tödtete. Kassander starb im Jahre 295 u. gleich nach ihm sein ältester Sohn Philipp. Die beiden anderen, Antipater u. Alexander, zankten sich um die Krone u. ihre Mutter Thessalonike, welche ihren jüngsten Sohn unterstützte, fiel durch Antipaters Schwert; er selbst fand seinen Tod an Lysimachus Hof, wohin er geflohen, und Alexander wurde von Demetrius Poliorketes, dessen Hülfe er angerufen, ermordet, worauf letzterer, ein Temenide, den macedonischen

allgemeinen Concilium von Konstantinopel (381) verdammt. Kaiser Theodosius hatte die macedonischen Bischöfe, in der Hoffnung, sie mit der Kirche zu vereinigen, auf dieses Concilium berufen; sie beharrten aber, aller Gegenbemühungen ungeachtet, in ihrem Irrthume. Da auch alle anderweitigen Vereinigungsversuche fruchtlos waren, so vertrieb sie endlich der Kaiser aus Konstantinopel, verbot ihnen alle Zusammenkünfte u. ließ ihre zu den Versammlungen bestimmten Häuser einziehen. Die Sekte erhielt sich noch bis zum 5. Jahrhunderte, wo sie erlosch.

Macer, Aemilius, ein römischer Dichter aus Verona, Zeitgenosse Virgils u. Ovids, starb etwa 20 vor Chr. Sein Lehrgedicht über Vögel, Schlangen u. Kräuter ist verloren gegangen. — Ein anderer Aemilius M., Freund des Ovidius, schrieb unter dem Titel „Bellum Trojanum“ oder „Antehomerica“ u. „Posthomerica“ eine Nachahmung des homerischen u. cyklischen Epos.

Maceration, heißt das Einweichen der Körper, die Saigerung der Rennarbeit oder deren Erhaltung im flüssigen Zustande.

Machaon, einer der Freier der Helena, u. in Folge dessen einer der Helden, welche vor Troja zogen, um die Geraubte wieder zu fordern. Er war ein Sohn des Asklepios, vermählte sich mit des Königs von Pharae Tochter, mit Antikleia, welche ihm vier Söhne gebar. Nach Pausanias war er ein großer Arzt und Wunderthäter, den die Messenier göttlich verehrten.

Machtspruch, heißt die Entscheidung eines Fürsten, vermöge oberrichterlicher Gewalt in einer bei seinen Gerichten anhängigen und von diesen vor ihn berufenen Rechtssache, ohne alle weitere processualische Form, vergl. Cabinetsjustiz u. Majestätsrecht.

Mack (Karl, Freiherr von Leiberich), 1752 aus niederem Stande zu Neußlingen in Franken geboren, trat frühe als Fourier in österreichische Militärdienste, wo er Offizier ward und sich in dem Türkenkriege unter Loudon so auszeichnete, daß er schnell emporstieg und schon 1790 nach Loudon's Tode Chef des Generalstabes ward. Auch in den späteren Kriegen gegen Frankreich zeichnete er sich als Generalmajor und Chef des Generalstabes beim Prinzen Josias von Koburg 1793 u. 94 aus. Nach des Prinzen Abgange ging M. nach Böhmen, ward aber wieder am Rheine angestellt u. Feldmarschalllieutenant. 1798 wurde er Befehlshaber über die Neapolitaner, mit denen er nach Rom vordrang, aber bald es wieder verlassen mußte. Er schloß hierauf zu Capua Waffenstillstand mit den Franzosen, aber ein deßhalb unter den Lazzaroni's in Neapel ausgebrochener Aufstand nöthigte ihn für seine Person zu dem französischen General Championnet zu flüchten. Kriegsgefangener zu Paris, entwich er 1800 von dort. 1804 erhielt er den Befehl über sämmtliche Truppen in Tyrol, Dalmatien u. Italien. 1805 stand er an der Spitze des österreichischen Heeres in Deutschland, wurde an der Iller geschlagen u. zog sich nach Ulm zurück, welche Stadt er mit 20,000 Mann, ohne sich zu vertheidigen, übergab. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Oesterreich zurück, ward aber hier vor ein Kriegsgericht gestellt u. zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte aber das Urtheil auf Cassation u. 20jährige Festungsstrafe. M. wurde jedoch 1808 seiner Haft entlassen, erhielt seine Orden wieder u. die Pension eines Feldmarschalllieutenants, durfte auch 1819 wieder bei Hofe erscheinen und starb 1828 zu St. Pölten.

Mackeldey (Ferdinand), ein verdienter Jurist, geboren 1784 zu Braunschweig, gestorben 1834 als Professor zu Bonn; schrieb: „Theorie der Erbfolgeordnung“, Marburg 1811; „Lehrbuch des heutigen römischen Rechtes“, Gießen 1818, 12. Auflage herausgegeben von Roßhirt, ebendaselbst 1842, 2 Bände; „Lehrbuch der Institut. des heut. röm. Privatrechts“, 4. Auflage, ebendaselbst 1822 u. m. a.

Mackenzie, 1) Henry, geboren zu Edinburgh 1745, erst Rechtsgelehrter zu London, erwarb später ein beträchtliches Vermögen und überließ sich nun seiner literarischen Neigung; er schrieb die Romane: Der Empfindsame; Der Mann

von Welt u. Julie von Bonligné, kehrte 1777 nach Edinburgh zurück, wo er das Journal „der Spiegel" gründete, auf das „der Spaziergänger" folgte; sämmtliche Werke 8 Bände, 1818. — 2) William Lyon, geboren 1794 in Hochschottland, zog in Handelsgeschäften nach Obercanada, gab hier seine Geschäfte auf und gab seit 1824 drei Zeitungen und einen politischen Volkskalender heraus, worin er die Verwaltung der Colonie aufs Heftigste angriff. 1828 ward er zum Mitgliede der Assembly gewählt, aber von der conservativen Gegenpartei ausgestoßen, 1829 wieder gewählt, nach 5 Tagen wieder ausgestoßen; 1831 ging er als Bevollmächtigter der canadischen Reformpartei nach London und legte dem Parlamente 1832 eine Petition vor. Diese Sendung hatte Erfolg, aber doch gelang es M. erst 1835, seinen Sitz in der Assembly zu behaupten. Als aber 1836 die Reformpartei plötzlich unterlag, rieth M. zu offenem Widerstande; er stellte sich an die Spitze der Unternehmung auf Toronto; der Gouverneur Head setzte einen Preis von 1000 Pfund auf seinen Kopf u. M. floh nach den Freistaaten. Er gab später in Buffalo eine Zeitung heraus u. war bei allen späteren revolutionären Vorgängen in Canada betheiligt.

Maçon, Hauptstadt des französischen Departements Saône-Loire, in angenehmer Lage am rechten Ufer der Saône, über die eine Brücke von 12 Bogen führt, ist Sitz der Präfektur, hat ein Civil- u. Handelstribunal, Collége, Zeichnenschule, vorzüglichen Weinbau (die besonderen Sorten Thorins, Pouilly ꝛc.) u. 13,100 Einwohner, welche Gerberei u. Lederbereitung, Uhrmacherei, Maschinenbau nebst Kupfer- und Eisengießereien, beträchtlichen Weinhandel u. Schifffahrt treiben.

Macpherson, der bekannte Uebersetzer u. Interpolator der Ossian'schen Heldengedichte, geboren 1738 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß, studirte Theologie zu Aberdeen u. Edinburgh u. wurde 1759 Hofmeister bei der Familie Graham von Balgowan. Ein Jahr zuvor veröffentlichte er ein erzählendes Gedicht unter dem Titel: The Highlander. Später bereiste er das Hochland, um die alten galischen Volkslieder kennen zu lernen; 1764 ging er als Sekretär mit dem Statthalter Johnson nach Pensacola in Westflorida. Nach seiner Rückkehr von da wurde er 1776 Agent des Nabob von Arcot, 1780 sogar Parlaments-Mitglied. Er starb 1796 den 17. Februar auf seinem Landgute Belleville bei Inverneß und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Außer einer Uebersetzung von Homer 1773 ist von ihm auch eine Geschichte von England verfaßt worden: Introduction to the history of Great-Britain and Irland, 1771; History of Great-Britain, 2 Bde., 1775. Den meisten Ruf verschaffte ihm aber die Sammlung einer Herausgabe der Ossianischen Lieder, die nur im Munde des Volkes fortlebten u. ohne seine literarische Bemühung wahrscheinlich nach u. nach ausgestorben wären. M. hat sie, interpolirt u. mannigfach geplattet u. ausgeschminkt, in die englische Sprache übergetragen. In seinem Testamente bestimmte er die Summe von 1000 Pf. Sterl., um die handschriftlich hinterlassene Urschrift des Ossian durch den Druck bekannt zu machen. Schon bei Lebzeiten hatte seine Schrift: „Fragments of ancient poëtry, translated from the Gaelic or Erse language" großen Beifall gefunden, u. dieses ermuthigte ihn, „Fingal u. Temora" 1762—63 als Bruchstücke des angeblichen Ossians herauszugeben. Allein gerade über ihre Aechtheit wurde eine langdauernde gelehrte Polemik geführt, und noch immer ist die Kritik nicht zu einem unbezweifelten, völlig sicheren Ergebnisse gelangt. Das größere Gedicht Fingal, nebst 16 kleineren, und Temora mit 5 kleineren Liedern erschienen zusammengedruckt unter dem Titel: The works of Ossian, the son of Fingal translated, 1765 in 2 Quartbänden. M. behauptete, alle diese Gedichte seien Uebersetzungen aus den gälischen Liedern des alten Barden Ossian, u. aus dem Munde des Volkes in den schottischen Hochlanden habe er sie mühsam u. emsig gesammelt. Die Ueberschriften sind genommen theils von den Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksale sie besangen, theils von dem Schauplatze, dessen Begebenheiten sie feierten. Bald nach der Publikation war-

den Zweifel laut über ihre Aechtheit u. Manche gingen in ihrer Scepsis sogar so weit, die Lieder für eigene Erfindung von M. zu halten. Allein, wäre dem so, so müßte man dem Verfasser dieser wunderschönen Gedichte einen der ersten Ehrenplätze auf dem englischen Parnasse zuerkennen. Unter den englischen Kritikern entschieden sich gegen die Aechtheit Johnson 1775, Shaw 1781, Malcolm Laing 1805; in Deutschland war Adelung für die Fälschung, und als Gründe machte man die Unwahrscheinlichkeit geltend, daß in so früher Zeit, 300 v. Chr., Gedichte von solcher Zartheit, besonders bei dem uncultivirten Naturzustande der Bergvölker in Westschottland, hätten entstehen und dann noch 14 Jahrhunderte hindurch in mündlicher Ueberlieferung sich frisch fortpflanzen können. Für die Aechtheit kämpften Hugh Blair, Graham, Sinclair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. a. m., welche besonderes Gewicht auf die psychologische Unwahrscheinlichkeit legten, warum M. diese Gedichte, mit beispielloser Selbstverläugnung seiner eigenen Autorschaft, hätte abläugnen sollen, da sie durch Simplicität, Neuheit u. Mannigfaltigkeit der Bilder u. Empfindungen sich mit den besten dichterischen Erzeugnissen aller Zeiten messen konnten. Zur gründlicheren Prüfung der Streitfrage über die Aechtheit setzte 1797 die Edinburgher Alterthumsgesellschaft eine Untersuchungs-Commission nieder, u. in dem Report wurden 6 gedruckte Fragen in diesem Betreffe zur Beantwortung vorgelegt. Als im Jahre 1807 das gälische Original durch John Arthur in neuerem sorgfältlichem Abdrucke, London, 3 Bde., herauskam, zeigte sich indessen, daß M. mit jenen alten Liedern äußerst willkürlich, nachlässig, ja sogar unredlich verfahren sei u. oft durch Schwulst und eigene Zusätze das Original entstellt und den einfachen Geist verwischt habe. Eben so wenig aber, behauptet Sinclair in seiner vortrefflichen Dissertation on the authentic of the poems, kann M. der Verfasser dieser Gedichte seyn, weil er, obgleich in einer Gegend geboren, wo das Gälische gesprochen wird, zu wenig Kenntniß dieser Sprache gehabt habe u. weil sich unter seinen hinterlassenen Papieren auch nicht eine Spur vorgefunden, daß er gälische Verse zu machen je versucht, weil er alle Ossianischen Gedichte in einem Zeitraume von 2—3 Jahren herausgab u. es die Kräfte eines Menschen übersteige, in einer so kurzen Zeit 15,000 Verse zu dichten. Am wahrscheinlichsten möchte sich die Vermuthung rechtfertigen, daß Alles, was jene Poesie Originelles u. Nationales in sich enthält, aus den alten Bardengesängen der Schotten entnommen u. eine Menge solcher poetischer Fragmente in epischer Einkleidung zu einem Ganzen überarbeitet worden ist. Göthe, Herder, Bürger u. Denis übersetzten Bruchstücke von M.s Ueberarbeitung; eine deutsche Uebersetzung nach dem gälischen Original lieferte in treuer Nachbildung Ahlwart, Lpz. 1811, 3 Bde. Cm.

Macrobius (Ambrosius Aurelius Theodosius), ein lateinischer Grammatiker u. neuplatonischer Philosoph, lebte in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. u. ist uns nur in so weit bekannt, daß er unter Theodosius dem Jüngeren einige öffentliche Aemter begleitete. Außer einem Commentar über Cicero's Traum des Scipio, in zwei Büchern, der für die philosophische u. mythische Geschichte manches Brauchbare enthält, sind besonders seine 7 Bücher Saturnalien oder Tischgespräche für den Philologen merkwürdig, obgleich großentheils aus anderen, sowohl griechischen, als römischen Schriftstellern zusammengetragen. Vieles darin ist aus Gellius und das 7. Buch fast ganz aus Plutarch genommen. Von einem anderen, eigentlich grammatischen Werke von ihm, über die Verschiedenheit und Verwandtschaft griechischer und römischer Zeitwörter, haben wir noch den Auszug eines unbekannten Johannes, vielleicht des schottischen Johannes Erigena. — Ausgabe von J. Gronov, Leyden 1670 u. nach derselben von Zeune, Leipzig 1774; auch Zweibrücken 1788, 2 Bde.

Madagascar, früher Lorenzo, auch Isle-Dauphine oder Mondinsel genannt, eine 10,500 □Meilen große, 200 Meilen breite und 45 bis 70 Meilen lange, an der Südost-Spitze Afrika's, zwischen 12° — 25° 45′ südlicher Breite u. 61° 45′ — 68° 45′ östlicher Länge liegende, parallel mit dessen Küste sich hin-

ziehende u. durch den 75 Meilen breiten Kanal von Mozambique vom Festlande geschiedene Insel, ein durch Größe u. Produktenreichthum ausgezeichnetes Land, welches aber bis lange zu den unbekanntesten der Erde gehört. Ein ziemlich ebener Küstenstrich, im Osten 2 bis 7, im Westen 12 bis über 20 Meilen breit, umgibt die Insel. Im Innern erheben sich Gebirge u. Hochebenen in nordöstlicher Richtung und mit einer Höhe von über 10,000 Fuß, unter verschiedenen Namen, als: rothe Berge, Anquirippy, Ambolismenen. In u. zwischen ihnen sind zum Theile herrliche, fruchtbare Gegenden, reich an allen afrikanischen Erzeugnissen; aber ein großer Theil der Insel besteht auch aus Morästen u. unbenützten Einöden. Auf dem höchsten Rücken der Berge findet man ausgedehnte Alpenweiden u. die herrlichsten Wälder, während ihr Inneres einen Reichthum an edlen Metallen, Eisen, Kupfer, Salz u. Edelsteinen birgt, der aber wenig benützt wird. Reis, Ananas, Zuckerrohr, Mais, Südfrüchte, Wein, Seide, Baumwolle, Hanf, Kokosnüsse, Honig, Gummiarten, Kaffee u. andere höchst merkwürdige, den Europäern ganz neue, Bäume u. Pflanzen bilden die Vegetation, während das Thierreich, höchst eigenthümlicher Art, sich von dem des benachbarten afrikanischen Festlandes wesentlich unterscheidet, namentlich aller afrikanischen Vierfüsser ermangelt. Auch Affen findet man keine, dagegen aber Maki's oder Halbaffen. Die verbreitetsten Thiere sind: Rinder, wilde Schweine, im Westen auch (zum Theil ungehörnte) wilde Rinder, ferner Geflügel, Krokodile, Schlangen, Skorpione u. anderes Ungeziefer in Menge. Das Klima ist nicht, wie man der Lage nach erwarten sollte, sehr heiß, sondern wird durch die Gebirge des Innern, so wie durch die Seeluft der Küste, gekühlt u. scheint, mit Ausnahme der sumpfigen Niederungen, gesund zu seyn. An der Ostküste herrscht, wie im Caplande, während unsers Sommers der Südost-, im Winter der Nordwest-Mossun, von denen jener die trockene, dieser die nasse Jahreszeit herbeiführt. Von Flüssen sind anzuführen: Darmouth (Ongley), Lingebate, Sousia, Manangureh, Manguroa, Mandrerei, Murunbava. — Die Einwohner, Madagassan oder Malgaschen genannt, deren Zahl man, jedoch höchst unbestimmt, auf 4—5 Millionen schätzt, scheinen von verschiedenen Stämmen zu seyn, die sich aber völlig miteinander vermischt haben; keiner derselben ist negerartig, wenn gleich namentlich die Küstenbewohner dunkelfarbig, zum Theile selbst schwarz sind u. Wollhaar haben. Die Howas im Innern sind hell olivenfarbig, mit völlig europäischen Zügen und langen Haaren. Im Allgemeinen herrscht auf der Südseite der kaffrische Typus, auf der Westseite der des Negers, auf der Nordseite der arabische, im Innern u. auf der Ostseite der malaiische vor. Auf der ganzen Insel gibt es nur eine Sprache, welche zum malaiisch-polynesischen Sprachstamme gehörte. Die Madagassen sind kein völlig rohes Volk. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, bearbeiten Metalle, weben, bauen ansehnliche Häuser u. kennen die Schreibekunst. Im Allgemeinen sind sie höchst träge, nur die Bewohner der Nordwestseite, meist arabischen Ursprungs, treiben einigen Handel mit dem gegenüberliegenden Festlande u. noch mehr Seeräuberei. Vom Islam oder einem geordneten Religionssysteme findet sich Nichts. Man verehrt Götter, einen guten, Janhar (die Sonne) u. einen bösen, Augateh oder Beliche, welch letzterem Menschenopfer, besonders Kinder, dargebracht werden sollen, welche die Mütter ihm zu Ehren den wilden Thieren vorwerfen sollen, was indeß nicht beglaubigt ist. Auch den Geistern der Vorfahren bringt man Opfer; man hat Götzenbilder, Priester u. Wahrsager, aber keine Tempel. Allgemein ist der Glaube an Zauberei. Todte werden verbrannt. Es soll unter ihnen ein Kastenunterschied herrschen; doch fehlen darüber genauere Nachrichten. — Die Regierung ist nach den Landesabtheilungen verschieden; einige Provinzen werden despotisch, andere freier regiert. Die Gesetze bestehen nur im Herkommen; einige Angelegenheiten werden durch Volksversammlungen entschieden. Gottesurtheile durch Gift sind nicht ungebräuchlich. Sklaverei ist erlaubt. Gegenwärtig herrschen zwei u. zwanzig Könige über ebenso viele Staaten, in welche die Insel getheilt ist; die meisten derselben waren dem 1828 durch sein Weib Ranawa-lo-Manjoka vergifteten Kö-

nige der Howas, Radama, unterworfen, einem Manne, der sich durch Sinn für europäische Kultur weit über seine Landsleute erhob, aus eigenem Antriebe seit 1816 Verkehr mit den Engländern suchte u. sogar den Sklavenhandel gänzlich abschaffte. Christliche Missionäre waren unter Radama's Schutze in voller Thätigkeit; 1828 hatten sie gegen 100 Schulen gestiftet, in welchen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Als sich aber nach seinem Tode sein Weib, mit Beseitigung seiner Verwandten, auf den Thron schwang, auf dem sie noch mit blutigem Despotismus herrscht, wurden alle Keime der Civilisation mit der Wurzel ausgerottet, 1835 das Christenthum strenge verboten, die Missionäre vertrieben u. aller Verkehr mit den Europäern abgebrochen, worüber es im Jahre 1845 zu einem ernsten Zusammenstoße zwischen ihren Truppen einerseits u. englischen u. französischen anderseits kam, worin die letzteren geschlagen wurden. Das Reich der Howas umfaßt besonders das Innere der Insel, wo auf einer Hochebene die Hauptstadt des Reichs Tannanariva oder Emirne sich erhebt. Die wichtigsten anderen Staaten sind: Nord- u. Süd-Sekelava an der Westküste, deren Einwohner, die Maratis, ein wahres Seeräubervolk, regelmäßige Raubzüge nach Mozambique, besonders aber nach den canarischen Inseln unternehmen, Monate lange Städte belagern u. mit der größten Barbarei verwüsten, plündern u. Menschenraub treiben, so daß die genannten Inseln durch sie förmlich entvölkert wurden. Im Innern liegt Ankora, das Kernland der Howas, mit den Provinzen Imerina, Imamo u. Bonizongo. Die Franzosen haben in neuester Zeit Niederlassungen zu Rossibe u. Mayotte auf der Ostküste gegründet. — Die Alten schon kannten M. als eine im Südosten von Aethiopien liegende große Insel, die Portugiesen fanden sie 1506 unter Lorenzo v. Almeida wieder auf u. seither machten Holländer, Briten u. Franzosen mehrmals Ansiedelungsversuche, ohne sich indeß behaupten zu können. Ow.

Madai, David Samuel von, Arzt am Waisenhause zu Halle, geboren zu Schemnitz in Ungarn 1709, studirte zu Halle u. Wittenberg, wurde 1739 Physikus des halle'schen Waisenhauses, 1745 Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, erhielt den Charakter eines Anhalt-Köthen'schen Hofraths u. Leibarztes u. starb 2. Juli 1780 auf seinem Gute Benkendorf bei Halle. Seine medizinischen Schriften sind weniger bedeutend, als sein vollständiges Thalercabinet, 3 Thle., Königsberg 1765—67 u. drei Supplemente dazu 1768—74, wodurch er sich um die Numismatik, die ihm von Jugend auf die angenehmste Erholung bot, sehr verdient machte.

Madame, in Frankreich vorzugsweise der Titel der Gemahlinnen von des Königs Brüdern, der Tanten u. verheiratheten Töchter des Königs; dann überhaupt jeder Frau.

Madeira, oder **Madera**, die südwestlichste Insel in der den Portugiesen gehörigen Gruppe der sogenannten nordcanarischen Inseln, im atlantischen Ocean, nördlich von den canarischen und südlich von den Azoren-Inseln. Diese Gruppe umfaßt, außer M., die Inseln Porto-Santo, Falcon-Bajo, Selvagem u. die drei Desertas (wüste Inseln), mit 120,000 Bewohnern. In dem sehr fruchtbaren Boden gedeihen alle Tropengewächse, vorzüglich Wein, Kaffee, Südfrüchte, Reis, Zucker, Drachenblut, Mastix, Honig. Das Klima ist angenehm u. gesund, die wenigen Tage ausgenommen, wo der Sirocco aus Ost und der Harmattan aus Nordost weht. Die Insel M. ist $16\frac{1}{2}$ □ Meilen groß, vulkanisch, voll schroffer Berge, ohne Thäler. Es werden jährlich 30 bis 35,000 Piecen à 110 Gallons des vorzüglichsten Weines ausgeführt. Die besten Sorten des sogenannten Madera-sec oder Dry-Madera sind: Vendelho, Negramolle, Bastardo, Bual, Tinta; die beste der drei Arten des sogenannten Malvoisir ist der Cadel. Das Thierreich erzeugt Ziegen u. Schweine. — Funchal ist Hauptstadt u. Hauptsitz des Handels, in welchem die Engländer das Uebergewicht haben.

Mademoiselle, der französische Titel für jedes anständige ledige Frauenzimmer, wurde früher vorzugsweise den Nichten der Könige von Frankreich, seit

1734 aber nur der ersten unverheiratheten Prinzessin vom Geblüte (M. de France) beigelegt.

Madia (Madia sativa L.), ein Pflanze, welche aus Chili in Südamerika stammt, seit einiger Zeit aber auch in Frankreich u. Deutschland angebaut wird u. aus deren länglichen, grauen Samenkörnern man durch kaltes oder warmes Pressen das M.-Oel gewinnt, von welchem die Körner 31—40$\frac{0}{0}$ geben. Es ist bräunlich gelb u. dickflüssig, hat einen eigenthümlichen Geschmack, setzt in der Ruhe einen schleimigen Bodensatz ab u. trocknet leicht. Man kann es zum Speisen u. zum Brennen benützen, doch brennt es mit stark rußender Flamme; auch gibt es einen sehr guten Firniß u. eine graugelbe, langsam erhärtende Seife.

Madison (James), geboren 1755 in Montpellier in Virginien, erst Advokat dann Mitglied des Congresses, Staatssekretär unter Jefferson, ward im März 1809 an dessen Stelle Präsident und erklärte 1812 England den Krieg (s. nordamerikanische Freistaaten). M. wurde 1813 wieder in der Präsidentenwürde bestätigt. Er war bei den wenigen Truppen, welche das von den Engländern in Brand gesteckte Washington vertheidigten, und obgleich sein Betragen seines Patriotismus und seines Muthes würdig war, wurde er dennoch von seinen Gegnern schwer verläumdet, weßhalb er im Begriffe stand, eine Untersuchung seines Betragens zu fordern. Indeß blieb er Präsident bis zu Ende des Jahres 1817, wo der Friede mit England unterzeichnet ward und kehrte dann in seinen Geburtsort zurück, wo er 1826 starb. Er schrieb: „Geschichte meiner Zeit," 2 Bände.

Madonna (ital.), s. v. a. Herrin, eine Benennung, die vorzüglich der heiligen Jungfrau Maria (s. d.) begelegt wird. — Madonnenbilder werden die Abbildungen der heiligen Jungfrau, besonders die mit dem Jesuskinde auf ihren Armen, genannt. — Madonnengesicht, ein ideales jungfräuliches Gesicht, in welchem die Züge der Schönheit, Unschuld und Frömmigkeit ausgedrückt sind.

Madras, eine britische Präsidentschaft in Vorderindien, am bengalischen Meerbusen, den östlichen Theil der westlichen Spitze der Halbinsel, oder die Küste von Koromandel umfassend, 7183 □ M. mit 15,000,000 Einwohnern, besteht aus den Distrikten: Gangam, Vizagapatam, Radschamundry, Maschulipatam, Guntur, Bellary, Kaddapah, Nellore, Nord- und Süd-Arcot, Dsaghir, Salem, Koimbatur, Tritschinapoli, Tandschore, Madura, Schewagnuga, Tinevelly, Malabar, Kurk u. Kanara. — M., die gleichnamige Hauptstadt, auf der Ost- oder Koromandelküste Vorderindiens und Hauptsitz des Handels an dieser Küste, mit 160,000 (nach Anderen 3—400,000) Einwohnern, zerfällt in die weiße u. schwarze Stadt. Die erstere, schön und regelmäßig gebaut, wird bloß von Europäern bewohnt und ist der Sitz der Regierung und der reichen Kaufleute, großer Waaren-Magazine u. Kaufmannsgewölbe; durch eine Esplanade von der weißen Stadt getrennt, liegt die schwarze Stadt, der Aufenthalt der Hindus, Armenier, überhaupt aller Asiaten. Man findet hier eine protestantische Missionsanstalt, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, eine Buchdruckerei, ein Collegium für die indischen Sprachen, mehre andere Lehranstalten, eine asiatische Gesellschaft, ein Waisenhaus u. ein Irrenhaus. Die Stadt hat keinen Hafen, sondern liegt dicht an einer freien Rhede, deren Ufer fortwährend von den Wogen einer heftigen Brandung bespült werden. Außer dieser Unbequemlichkeit zeigt sich eine reißende Strömung längs der Küste hin, sowie der Platz im Bereiche der Orkane u. Wirbelwinde ist, die sich in diesem Meere oft zeigen. Nach allem diesem ist die Stadt nicht sehr zu einem großen Handelsorte geeignet, weßhalb der Handel auch beträchtlich geringer ist, als der von Calcutta u. Bombai. Die Einwohner treiben starken Indigo- u. Baumwollenbau u. bereiten auch viel Opium. Die Baumwollenfabrikation, die früher hier so blühend war und Indiennes, weiße Zeuge, Musseline, besonders aber die bekannten weißen, blauen u. rothen M.tücher zu Turbanen u. s. w. lieferte, ist durch die Ueberlegenheit der

englischen jetzt sehr gesunken. Man fertigt viele Glasarbeiten zum Schmucke für die Hindufrauen, auch gibt es ansehnliche Töpfereien, Salzsiedereien, Wein- und Arakbrennereien, Indigo- und Zuckerfabriken, deren Erzeugnisse in Menge zur Ausfuhr kommen. M. steht mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, den südamerikanischen Freistaaten, China, dem indischen Archipel, mit Birmanien, Calcutta u. Ceylon in direkter Handelsverbindung. Unter den europäischen Staaten unterhalten nur England und Frankreich direkte Verbindung mit M. Der größte Verkehr, den die Stadt betreibt, ist der mit Calcutta. — M. wurde 1639 von den Engländern erworben u. die Stadt gegründet, 1744 von den Franzosen weggenommen, 1748 aber, nachdem die schwarze Stadt verwüstet worden war, wieder zurückgegeben u. befindet sich seitdem im britischen Besitze.

Madrid, Haupt- und Residenzstadt Spaniens, im Königreiche Neucastilien, am Manzanares, wird zwar von den Einwohnern nicht als Liudad (Stadt), sondern als Villa betrachtet, führt aber wegen des Aufstandes gegen die Franzosen im Jahre 1808 u. sonst im Kanzleistyle die Prädikate „sehr edle, rechtliche, berühmte u. heroische Stadt.“ Sie liegt am linken Ufer des Manzanares, über welche zwei große Brücken (die nach Segovia 2000 Fuß lang, u. die nach Toledo) führen, auf einer Menge Hügel, 2276 Fuß oder 307 Toisen über dem Meere, bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von einer hohen Mauer aus Backsteinen umschlossen wird u. aus welcher 15 Thore (unter denen die Puerto de Alcala, ein Triumphbogen, und das Thor von Atocha die berühmtesten sind) führen. Sie hat 3½ Stunden im Umfange, 1½ Stunden in der Länge, 42 Plätze u. 484 Strassen. Die schönsten Plätze sind: der Plaza mayor (Marktplatz, 1536 Fuß im Umfange), umgeben von hohen Häusern, welche im unteren Stock Arcaden haben, aber vielfach durch Buden verbaut sind; der Platz Puerto del Sol, der den Mittelpunkt der Stadt bildet u. der Sammelplatz der Geschäftsleute ist, sowie an der Callo d'Alcala liegt; der Plaza oriental de Palazio u. a. Von den Strassen sind merkwürdig: die Callo d'Alcala (die schönste, welche nebst ihren Fortsetzungen, der Mayor Carrera de St. Geronimo u. der de la Amudena Platerias die Stadt in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt), die de St. Bernardo, de Fuencarral, d'Atocha u. a. Der ältere oder südliche Theil der Stadt hat niedrige Häuser u. enge krumme Gassen; der neuere, bei weitem größere, ist im guten Geschmacke gebaut. Die Stadt ist gut gepflastert, wird sehr reinlich gehalten u. durch 45,000 Laternen sehr gut beleuchtet. Oeffentliche Spaziergänge sind: der Prado, der eine Viertelmeile lang zwischen dem Palaste Buen Retiro u. der Stadt gartenähnlich durch mehre Strassen, mit Springbrunnen und Statuen geschmückt, sich hinzieht u. zum Reiten, Gehen u. Fahren dient; der Garten von Buen Retiro, der dicht an den Prado anstößt, u. der Spaziergang Las Delicias, welcher eine Viertelstunde lang am Kanale fortläuft. Die Stadt hat 77 Kirchen, die jedoch weder durch besondere Größe, noch durch Schönheit ausgezeichnet, aber reich an Meisterwerken berühmter spanischer, italienischer u. niederländischer Maler sind. Unter ihnen verdienen bemerkt zu werden: die von Philipp IV. gegründete prächtige St. Isidorscapelle, die Kirche der Salesianerinnen, die zur heiligen Isabella, St. Isidora, St. Pascal, St. Martin, St. Domingo, de la Incarnation, die Kirche von Antiochia und die der Jesuiten. Außerdem gab es hier 72 Klöster (meist aufgehoben), 19 Hospitäler, 5 Gefängnisse u. viele Paläste. Unter diesen letzteren zeichnet sich aus: das am östlichen Ende der Stadt zwischen den Thoren von Segovia u. St. Vincente 1734 nach dem Brande neu erbaute königliche Residenzschloß, ein regelmäßiges Viereck mit plattem Dache, 470 F. Seitenlänge, 100 F. Höhe, 3 Stockwerken unter u. 5 Stockwerken über der Erde, im Innern aufs Kostbarste, namentlich auch mit herrlichen Malereien von Mengs, Titian, Murillo u. A. bis zur Ueberladung ausgeschmückt, mit bis zum Manzanares reichendem Schloßgarten; der alte königliche Palast Buen Retiro, am westlichen Ende M.s am Thore von Alcala, welcher mit seinen weitläufigen Gärten fast [illegible] der Grundfläche der Stadt einnimmt, u. ehedem Residenz

r Könige, erbaut von Philipp IV., hat indessen durch Zeitereignisse sehr ge-
ten, war von den Franzosen befestigt u. ist jetzt zu Sammlungen u. zur Artil-
riekaserne verwendet, enthält in seinen weitläufigen Gärten eine Fasanerie, die
eiterstatue Philipps IV., ein großes Bassin, den Campo Grande (Exercierplatz),
n Campo Santo, ein Observatorium, das Museum, einen botanischen Gar-
n u. s. w.; der Palacio de las Consejas (Regierungspalast), der Palast des
erzogs von Medina Sidonia, die Akademie der Geschichte (Panaderia), das
ollhaus (Aduana), Posthaus, die Münze, das Hofgefängniß u. a. Milde Stif-
ngen sind 19 Hospitäler, darunter das für Männer zu St. Fernando für 1400
ranke; das für Weiber (de la Passion); 4 Findel-, 2 Gebärhäuser, die Taub-
ummenschule u. a. Das Trinkwasser in M. ist salpeterartig u. der Manzana-
s hat im Sommer oft kein Wasser, dagegen versorgt eine schöne Wasserleitung
us dem Gundarama-Gebirge 32 Brunnen der Stadt mit Wasser, welches Ge-
nstand des öffentlichen Verkaufes ist. Zu den wissenschaftlichen Anstalten ge-
ören: die in einem Kloster nahe am Palaste Buen Retiro befindliche königliche
ibliothek mit 200,000 Bänden, 2000 Handschriften und einer Medaillensamm-
ng von 150,000 Stück; die Bibliothek zu San Isidoro mit 50,000 Bänden;
as königliche Museum, welches die reichste u. vorzüglichste Gemäldesammlung der
rde enthält; das Lyceum, eine Art Künstlerverein im Palaste Villa hermosa;
as königliche Naturaliencabinet, welches sehr reichhaltig, besonders an inländi-
chen Mineralien, ist; die Sternwarte auf dem neuen Palaste, ein botanischer
arten u. die Kunstsammlungen der Herzoge von Alba, von Infantado u. Me-
na Celi, namentlich auch die Gemäldesammlung des Antonio de Perez. An
nterrichtsanstalten besitzt M. eine Universität (erneuert 1770), das Real Estudio
St. Isidoro, mit 16 Professoren u. eigener Bibliothek, ein Real Estudio für
aktische Heilkunde, Chirurgie, Botanik, Chemie, Pharmazie u. Mineralogie, ein
eal Seminario de Nobles (Adelscollegium, mit Generaldirektor, 9 Direktoren u.
} Lehrern), eine Ingenieurschule, ein polytechnisches Institut, eine Thierarznei-
hule u. 13 königliche Akademien, z. B. der schönen Künste von San Fernando,
r Rechtsgelehrsamkeit, der spanischen Sprache, der Geschichte u. s. w. M. hat
er Theater, das Cannos del Peral, ursprünglich für Hoffestlichkeiten, jetzt für
e italienische Oper u. das Nationalschauspiel, das del Principe und das de la
ruz (beide spanische Nationaltheater) u. das del Oriente (erst 1838 vollendet).
ie Industrie und der Handel sind unbedeutend, obgleich es einige Banken und
ssecuranzgesellschaften in M. gibt. Auch besteht daselbst eine Art Messe und
ehrere Fabriken in wollenen u. baumwollenen Waaren, Seidenzeugen u. Cigar-
n, aber meist leben die Einwohner von dem Verdienste, den ihnen der Adel
bt. Ihr größtes Vergnügen finden sie an Stiergefechten (auf dem Stierge-
chtsamphitheater bei dem Thore von Alcala), Tertullias (einer Art Abendgesell-
haft, worin man sich mit Spiel, Gespräch, Tanz u. Musik unterhält u. wobei
lerlei Erfrischungen, Dulces (Zuckergebackenes), Chocolade u. s. w. gewählt
irb), dem Fahren, Reiten, Spazierengehen u. besonders an kirchlichen Prozessio-
en. M hatte 1836: 200,000 Einwohner. Geographische Lage 40° 24′ 57″
ördlicher Breite u. 6° 2′ 15″ westlicher Länge (von Paris). — Die Umgebun-
en M.s sind sehr traurig u. öde, doch enthalten sie mehre königliche Lust- u.
agdschlösser wie: el Prado (mit reichem Thiergarten und einem Städtchen von
)00 Einwohnern); Casa del Campo mit Fasanerie und metallener Statue Phi-
pps III.; Florida, mit schönen Alleen, Zarzuela u. s. w. — Ob M. im Alter-
ume vorhanden war, ist unbekannt, aber gewiß ist es, daß das gewöhnlich da-
ir ausgegebene Mantua Carpetanorum nicht M. war. Vielleicht entstand es
us den Ruinen von Villa Manta, das ehedem ein, dem Erzbischofe von To-
do zugehöriger, Flecken war. Es kommt in der Zeit des Besitzes Spaniens
urch die Mauren als Margerita (Majoritum, arabisch Medschellit) vor u. wurde
31 den Arabern von den Christen wieder entrissen. Von Alfons VI. 1083 er-
ert, erhielt es erst unter Heinrich III. Größe u. Wichtigkeit. Seit Karls V.

u. vorzugsweise seit Philipp's II. Zeiten wurde es Residenz der spanischen Könige, welche abwechselnd hier u. auf den Sitios Aranjuez, Escorial u. San Ildefonso sich aufhielten u. wurde durch eine Menge Friedensschlüsse berühmt, von denen wir nur folgende erwähnen: 1526 Vertrag zwischen Karl V. u. Franz I. von Frankreich; 1604 Vertrag zwischen Philipp III. u. Jakob I. von England; 1617 Friede zwischen Spanien u. Venedig; 1721 den 27. März Vertrag zwischen Spanien, Frankreich u. Großbritannien, eine Folge der Quadrupelallianz, wodurch sie die früheren Frieden aufrecht zu erhalten versprachen; am 13. Jan. 1750 Vertrag zwischen Spanien u. Portugal über ihre amerikanischen Besitzungen u. deren Demarkationslinie; am 29. Sept. 1800 Friede zwischen Spanien und Portugal; am 21. März 1801 Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und Parma, wodurch der letztere Herzog Parma an Frankreich abtrat und Etrurien erhielt. Im spanischen Successionskriege huldigte es der französischen Partei, doch besetzte es Karl IV. 4 Monate lange. Im Freiheitskriege gegen Frankreich gab M. durch den Aufstand gegen Murat am 2. Mai 1808, wobei 1500 Bürger das Leben verloren, das Signal zur allgemeinen Empörung. Die Franzosen mußten M. räumen, nahmen es jedoch durch Capitulation am 4. Dec. 1808 wieder u. behaupteten sich bis 1812 daselbst, wo sie M. und Spanien räumen mußten. In den Jahren 1823—26 ward es von den französischen Invasionstruppen unter dem Herzoge von Angoulême besetzt und 1834 durch die Cholera heimgesucht. Die politische Erschütterung Spaniens durch den Kampf der Karlisten u. Christinos u. die Berufung der Cortes 1834 regten zwar auch hier den Parteigeist auf, doch hielt sich M. fortdauernd auf der Seite der Königin, obschon Don Carlos einmal bis dicht vor die Stadt vordrang. Im Jahre 1835 scheiterte hier eine Militär-Revolution des zweiten leichten Infanterieregiments unter dem Lieutenant José Cardero (wobei der Generalcapitän von Neucastilien, General Canterac, ermordet wurde), um eine liberalere Verfassung einzuführen. Eben so mißglückte der 1842 vom General Leon gemachte Versuch, die unmündige Königin Isabella zu entführen, welchen L. mit dem Leben büßen mußte. Dagegen nahm M. 1843 lebhaft für Espartero Theil u. gab dessen Partei erst auf, als seine Sache gänzlich verloren war. — 2) M., Schloß am Walde von Boulogne bei Paris, erbaut von Franz I., König von Frankreich, durch dessen Bewohnung er den Artikel des Pariser Friedens, nach M. als Gefangener gehen zu müssen, umging, gehörte später dem Grafen von Decazes. — 3) Ort in Maine, Grafschaft Franklin, 1840: 368 Einw. — 4) Ort in New-York, Grafschaft St. Lawrence; 1840: 4511 Einw. — 5) New-M., Grafschaft in Missouri; 1840: 4551 Einw. mit der gleichnamigen Hauptstadt. Weisflog.

Madrigal, ein kleines lyrisches Gedicht von vier bis sechszehn gereimten Versen (ursprünglich aus sechs bis eilf Zeilen bestehend), welchem ein zarter, sinnreicher Gedanke zum Grunde liegt, und das weder Rondeau, noch Sonett und Triolett (s. dd.) ist. Wie diese, enthält es zwar den Ausdruck eines vorherrschenden Gefühls, hat aber in der äußeren Form seinen eigenthümlichen Bau. Oft bestehen nämlich die M.e aus Hendekasyllaben (s. d.), mit kürzeren Versen gemischt, oder aus achtsilbigen gereimten Versen mit freier Reimbewegung, doch so, daß auf die erste Zeile kein Reim folgen soll. Ihren Ursprung verdanken sie den Provençalen und ihre Veredelung in der italienischen Poesie Petrarca u. Tasso. Die ersten deutschen M.e erschienen von Kaspar Ziegler (geboren 1621 in Leipzig) u. sehr gelungene in neuester Zeit von Göthe, A. W. Schlegel u. A. — In musikalischer Hinsicht hat die ersten M.e schon im 14. Jahrhunderte Casella recitativisch u. taktmäßig gesetzt. Die Einführung des M.enstyls als Kammermusik war der wichtigste Schritt zur Geschmacksverfeinerung für Tonsetzer und Publikum. Das M. wurde für drei, vier bis fünf, selten für sechs oder sieben Stimmen gesetzt, in einem mehr oder minder künstlichen Contrapunkt, in der Kirche jedoch, selbst wenn es geistlichen Inhalts

war, von der Gemeinde nicht gesungen. Im 17. Jahrhunderte fing die Cantate (Kammer-Cantate) (s. d.) allmälig an, das M. zu verdrängen.

Madvig, berühmter dänischer Philolog, geboren 1804 auf der Insel Bornholm, widmete sich auf der Universität Kopenhagen, die er 1817 bezog, ausschließlich der Philologie, wurde schon 1826 als Docent angestellt u. erhielt 1828 das Lectorat und 1829 das Professorat der lateinischen Sprache u. Literatur zu Kopenhagen. Als Schriftsteller beschäftigte er sich vorzugsweise mit der römischen Literatur. Hat er sich als Kritiker an den philosophischen Schriften und Reden Cicero's bewährt „Emendationes in Ciceronis libros de legibus et Academica," „Epistola ad Orellium de libris duobus extremis orationum Verrinarum emendandis," „De Q. Asconii Pediani et aliorum interpretum veterum in Ciceronis orationes commentariis" (1828), so hat er bei Lucrez und Juvenal nicht nur dasselbe gethan, sondern auch noch um deren Exegese sich verdient gemacht. Daß Mai's und Osann's Apulejus eine literarische Mystification sei, weiß man aus M.s Nachweise. Seine historisch-antiquarischen Abhandlungen enthalten treffliche Erläuterungen über die römischen Colonialverhältnisse in Verbindung mit anderen Seiten des römischen Staatsrechts (1832); die „Opuscula academica" erschienen 1834—42, 2 Bde. Ein Votum über den gelehrten Schulunterricht, der in unserer Zeit so verschiedenartig in Frage gestellt worden ist, gab M. in der „Maanedsskrift for Literatur." Eine lateinische Sprachlehre für Schulen erschien von ihm Braunschweig 1844.

Mäcänas, C. Cilnius, ein römischer Ritter und Abkömmling der alten Könige von Etrurien (vergl. Horat. Carm. 1, 1) war einer der vornehmsten Lieblinge des Kaisers August, dem er, ohne jedoch ein öffentliches Amt zu verwalten, durch seine tiefen Einsichten in die Regierungskunst mit vielem Eifer diente. M. war nicht nur selbst sehr gelehrt, sondern machte sich auch um die Gelehrsamkeit dadurch verdient, daß er das Glück gelehrter Männer, vorzüglich des Horatius und Virgilius, durch seine Fürsprache bei dem Kaiser beförderte u. durch seinen freundschaftlichen Umgang mit ihnen und durch seine Freigebigkeit ihre Muse ermunterte. Daher nennt man noch jetzt vornehme Gönner und Beschützer der Gelehrsamkeit sprüchwörtlich Mäcenaten. Er starb im J. R. 745.

Mädler (Johann Heinrich), geboren zu Berlin 1794, seit 1840 Direktor der Sternwarte zu Dorpat, widmete sich dem Lehrerstande u. nahm seit 1817 Antheil an der Leitung des Schullehrerseminars zu Berlin. Nach Auflösung dieser Anstalt (1828) erhielt er eine Anstellung an dem 1830 errichteten königlichen Schullehrerseminar. Besondere Thätigkeit entwickelte er bei dem 1828 zu Berlin gestifteten Vereine für Erdkunde und stellte mit Beer (s. d.) auf der von diesem erbauten Sternwarte die fleißigsten Beobachtungen an. Daraus gingen zuerst von Beiden Beobachtungen u. Zeichnungen des Mars, während seiner besonders günstigen Opposition im Jahre 1830, hervor; noch verdienter machten sich dieselben durch ihre „Mappa selenographica" (Berlin 1834—1836) und die auf deren Erläuterung berechnete „Allgemeine vergleichende Selenographie," 2 Bde., Berlin 1837, 4. In Schuhmachers „Astronomischen Nachrichten" bestimmte M., wiederum in Gemeinschaft mit Beer, die Rotationen des Mars und Jupiter, und ebenso die Bahnen mehrer Doppelsterne, so wie der beiden inneren Saturnustrabanten, besorgte 1833 auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die russische Chronometer-Expedition und war seit 1836 auf der unter Enke's Direktion stehenden königlichen Sternwarte besonders mit einer neuen Bestimmung der Observation, Nutation u. der Librationsconstanten des Mondes beschäftigt; auch gab er 1837 eine Mondkarte heraus. Dabei ist M. ein sorgfältiger Meteorolog u. tüchtiger Kalligraph, wie sein „Lehrbuch der Schönschreibekunst" (Berlin 1826) u. die „Allgemeinen kalligraphischen Vorschriften" (4 Hefte, Berlin 1828 f.) beweisen. Bevor er einem Rufe als Direktor der Sternwarte nach Dorpat folgte, erschien ein Auszug aus der größeren „Selenographie" von W. Beer u. M. als „Kurzgefaßte Beschreibung des Mondes" (Berlin 1839).

Mährchen (Verkleinerungswort von Mähre und dieses wieder von dem alt hochdeutschen Mâri, Erzählung) heißt ein kleiner Roman oder ein Phantasiegemälde mit scheinbar tiefer Bedeutung, die aber immer in neue Phantasieen zurücktritt, wodurch es wie eine poetische Arabeske (s. d.) erscheint. Der unterscheidende Charakter des M.s wird theils in die Einmischung überirdischer Wesen in die Handlung gesetzt, welche ästhetisch durchgeführt u. zur Einheit der Form erhoben werden soll. Jene überirdischen Wesen sind indeß nicht die höchsten geistigen Mächte, sondern, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen stehend, nur Mittelkräfte und Wesen der Natur. Sehr gut ist auch das M., in späterer Bildungszeit aufgefaßt, für eine auf Erdichtung beruhende Darstellung erklärt, die mit dem Reize des Phantastischen und Wunderbaren spielt u. das Leben nicht, wie die Novelle, in der seltsam verwickelten Wirklichkeit, sondern in der Gestalt eines anmuthigen Traumes zu behandeln liebt. Das M. an sich aber hat seinen Ursprung in jener noch unvollkommenen Periode der Bildung, wo die Phantasie die Naturerscheinungen zu erklären sucht u. seine eigentliche Heimath ist daher der Orient (Tausend u. Eine Nacht). Neueste Forschungen wollen jedoch nachweisen, daß auch das Abendland von früher Zeit an das M. als eine ursprüngliche Dichtungsart besessen u. ausgebildet habe u. die verschiedene Gestaltung lediglich durch die Verschiedenheit der Charaktere, der Lebensansicht, der Denkweise u. dgl. im Orient und Occident begründet sei, indem dort die M. phantastisch-sinnlich, hier mehr geistig geregelt sind, eine bestimmte Beziehung und eine religiös-moralische Richtung haben. Allein gerade in dieser Unterscheidung dürfte der hauptsächlichste Grund liegen, dem Orient die Priorität einzuräumen; denn abgesehen, daß das Sinnliche dem Geistigen, die Phantasie dem Geregelten vorausgeht, ist jene, dem deutschen M. eigene, bestimmte Beziehung u. religiös-moralische Richtung ein aus späterer Bildungszeit Entlehntes, was in das M. hineingelegt, demselben aber nicht wesentlich ist. Herder hat wohl Recht, daß in dieser Dichtung sich die feinsten Dinge sagen lassen; dazu sind jedoch die M. an sich nicht bestimmt, u. er überschätzt offenbar ihren Werth, wenn er deren Wirkung, statt auf die Einbildungskraft, geradezu auf das Herz bezieht. Die reichste Quelle und auch die ansprechendste Form des M.s ist das sogenannte Volks-M., welches den Stoff der Darstellung aus dem Sagenkreise der Völker entlehnt. Dergleichen besitzen wir von Musäus, Wieland, Tieck u. A.; Kinder- und Haus-M. von den Brüdern Grimm, Berlin, Reimer, 1819—21, 3 Bde. (kleine Ausgabe, daselbst 1825—26); Abendländische Tausend und Eine Nacht, von J. P. Lyser, Meißen, Gödsche, 1837 ff.; M. von Wilhelm Hauff, Stuttgart, Brodhag, 1838, 5. Aufl.; Volks-M. der Deutschen, von B. Naubert (2. Aufl.), Leipzig 1839, 6 Bdchen.; Almanach deutscher Volksmährchen, von H. Kletke, Berlin 1839; Deutsches M.-Buch, gesammelt v. Bechstein, Leipz. 1846.

Mähren, Markgrafschaft u. eine Provinz der deutschen Erbstaaten Oesterreichs, mit deren Verwaltung das österreichische Schlesien vereinigt ist. Beide umfassen zusammen ein Areal von 503½ □ M. mit 2,300,000 Einw. und liegen zwischen dem preußischen Schlesien, Galizien, Ungarn, Oesterreich und Böhmen. Das Innere des Landes ist größtentheils eben und nur von mäßigen Anhöhen durchzogen (Terrasse von M.); an den Seiten wird es von Gebirgen begränzt, nämlich im Nordosten durch einen Theil der Sudeten, deren südöstlicher Arm das mährische Gesenke heißt, mit dem Altvater, 4640 Fuß; im Osten durch die Karpathen, im Nordwesten durch das böhmisch-mährische Gebirge; gegen Süden ist keine natürliche Gränze, außer der Taya, indem jener Theil wie das Innere des Landes beschaffen ist. Unter den zahlreichen Flüssen ist die March, von der das Land den Namen hat, der Hauptfluß, jedoch nur eine Strecke weit schiffbar. Fast alle Gewässer der Provinz gehören dem Gebiete der Donau, welcher durch die March (Morava) alle aus den West- u. Ostgebirgen kommenden Flüsse, wie die Beczwa, Taya, Iglawa mit der Schwarza u. s. w. zugeführt werden. Bei dem Dorfe Kosel (zwischen Olmütz und Liebau), im Olmützerkreise,

am nördlichen Abhange eines Sudetenarmes (an der Westgränze) ist die Quelle der Oder, welche die Titsch u. Ostrawitza aufnimmt u. durch das weite Thal fließt, welches die Sudeten von den Karpathen trennt. Auf dem letzteren entspringt die Weichsel, deren Quellflüsse, die weiße, schwarze u. die kleine Weichsel, sich bei dem Dorfe Weichsel vereinigen, und die in ihrer ersten nördlichen Richtung mit der Oelsa, welche zur Oder geht, parallel läuft. Das Klima ist verschieden nach der verschiedenen Naturbeschaffenheit u. Lage des Landes, nämlich im Gebirge kalt, im Süden mild. Das höhere Gebirge ist nur wenig fruchtbar, aber im Innern des Landes fehlt es nicht an fruchtbaren und schönen Ebenen; besonders ergiebig ist der Boden in der sogenannten Hanna u. in den südlichen Gegenden. Vom Areal kommen 2,362,630 Joch auf Aecker, 26,383 Joch auf Weingärten, 405,914 Joch auf Wiesen u. Gärten, 460,025 Joch auf Weiden u. 1,320,491 Joch auf Waldungen, zusammen 4,575,443 Joch. Die vorzüglichsten Produkte der Landwirthschaft sind: Getreide, (circa 2,257,435 niederösterreichische Metzen Weizen, 4,836,864 M. Roggen, 3,627,645 M. Gerste) dann Hafer, Mais, Hirse, Heidekorn u. s. w.; Hülsenfrüchte; ausgezeichneter Flachs (der beste in Oesterreich); Hanf, gutes Obst, guter Wein, Süßholze, Safran, Galläpfel, Anis, Krapp und Fenchel. An Hopfen werden in M. 2172 Ctr. gewonnen u. die Waldungen liefern 351,630 Klafter hartes u. 1,647,846 Klafter weiches Holz. — Die Rindviehzucht hat bis jetzt wenig Aufschwung erlangt; es ist hier fast der geringste Viehstand der ganzen österreichischen Monarchie (396,662 Stücke Hornvieh); Pferde zählt man gegen 150,000 Stücke. Blühender dagegen ist die Schafzucht, ja, sie behauptet den Vorzug vor allen andern österreichischen Provinzen, wozu wohl die Bemühungen des Schafzüchtervereines in Brünn sehr viel beigetragen haben. Man rechnet die Zahl der Schafe auf 900,000 und die Güte der Wolle zur vorzüglichsten. — Aus dem Mineralreiche werden besonders Eisen u. Steinkohlen gewonnen. Im Verwaltungsjahre 1845 betrug die Bergausbeute von M. und Schlesien zusammen: 2,391,425 Ctr. Roheisen, 115,632 Ctr. Gußeisen, 2,311,299 Ctr. Steinkohlen, 401,356 Ctr. Braunkohlen, 2590 Ctr. Alaun ꝛc. Die Entwickelung der industriellen Thätigkeit hat die gleiche Stufe, zu der die Nachbarprovinz Böhmen (s. d.) gelangt ist, erreicht. Die Hauptindustriezweige umfassen Tuch- und Schafwollenwaaren, Leinwand, Baumwollenwaaren u. Eisen; einen neu hinzugekommenen Zweig macht die Rübenzuckerfabrikation aus. Die Gesammtsumme der in den Handel kommenden Leinenwaaren beträgt 660,000 Stücke zu 30 Ellen, im Werthe von 4,451,000 fl. Wenn man dazu noch jene Leinwand rechnet, welche für den Privatbedarf gegen Lohn gewebt wird u. 140,000 Stücke im Werthe von 549,000 fl. beträgt, so ergibt sich für M. und Schlesien zusammen eine Gesammtproduktion von 800,000 Stücken im Werthe von 5 Millionen Gulden. Zu Schönberg besteht eine auf Aktien gegründete mechanische Flachs- u. Hanfspinnerei, welche mit Dampfkraft arbeitet u. gegenwärtig an 4000 Spindeln zählt. Die Erzeugung der Baumwollenwaaren, von denen meistens weiße u. gemusterte Stoffe, Barchente, Piqué's ꝛc. verfertigt werden, kann man durchschnittlich auf 900,000 Stücke, im Werthe von circa 3 Millionen Gulden für M. annehmen. Hiebei sind ohngefähr 20,000 Weberstühle beschäftigt. Für Tücher und Schafwollenwaaren aller Art ist Brünn der Hauptmanufakturplatz; es werden dort Tücher, Düffel, Serailtuch, Flanelle, Buckskin ꝛc. erzeugt; Modestoffe sind aber das vorzüglichste Erzeugniß. Die Triebkraft in den Fabriken wird dort meist durch Dampfmaschinen ausgeübt u. man findet bei der ganzen Brünner Schafwoll-Industrie 24 Dampfmaschinen mit 262 Pferdekraft in Wirksamkeit. Als eine der großartigsten Industrieanstalten des Continents kann die Streichgarn-Spinnerei von H. F. C. Sophlet mit 20,000 Spindeln genannt werden. Die Gesammtsumme der Tucherzeugung von M. u. Schlesien ist: 705,000 Stücke um 30,884,000 Gulden. Die Eisenerzeugung ist so ziemlich gleichmäßig über die gesammte Provinz verbreitet, und sie, wie auch die Verarbeitung des Eisens, erstrecken sich so weit, als es die jährlich forstmäßig abge-

triebene u. verfügbare Menge Holzes zuläßt. Die Eisenwerke umfassen gewöhnlich die gesammte Eisenindustrie von der Erzgewinnung u. Schmelzung bis zur mannigfachsten Raffinirung, sammt dem Vertriebe der producirten Waaren. Im Betriebe stehen 25 Hochöfen, dazu kommen: 7 Cupolöfen, 78 Hämmer, 2 Puddlingswerke u. 9 Walzwerke. Aus diesen Anstalten gingen im Jahre 1842 hervor: 2273 Centner Weißblech, 11,164 Ctr. Schwarzblech, 3274 Ctr. Feineisen, 52,069 Ctr. Walzeisen, 82,910 Ctr. Gerbeisen, zusammen 157,690 Ctr. Unter den 15 Runkelrübenzucker-Fabriken M.s befinden sich die umfangreichsten und größten Etablissements der Art in ganz Oesterreich; es werden aus 529,970 Ctrn. Rüben beiläufig 28,828 Ctr. Zucker bereitet. Der Handel ist sehr lebhaft u. wird besonders durch die Eisenbahnen begünstigt, wodurch M. ziemlichen Ersatz für den Mangel an schiffbaren Wasserstrassen gefunden hat. Die Ferdinands-Nordbahn setzt M. mit Wien u. der Donau, u. deren südliche Fortsetzung mit Triest in Verbindung, während andere Linien nach Prag, Breslau, Krakau, Warschau, Lemberg u. s. f. größtentheils schon eröffnet, oder doch projektirt sind. Unter den Einfuhrgegenständen sind wichtig: Colonialwaaren, fette Oele, Getreide und andere Feldfrüchte, Farben, Rohstoffe für die Industrie, literarische und Kunstgegenstände; zu den Ausfuhrartikeln gehören: Getreide und sonstige Feldfrüchte, Brennholz, Rohstoffe zur Industrie, besonders Schafwolle u. Garne, Fabrikate, literarische und Kunstprodukte. Die Einfuhr aus dem Auslande betrug im Jahre 1844 die Summe von 4,174,000 Gulden, die Ausfuhr 2,297,000 Gulden und die Durchfuhr 6,471,000 Gulden. Der Zollertrag war bei der Einfuhr 328,000 Gulden, bei der Ausfuhr 13,000 Gulden, zusammen 341,000 Gulden. M. und Schlesien sind in 8 Kreise abgetheilt und zwar: a) M., 1) Brünner-Kreis, 88½ □Meilen, 400,000 Einw.; 2) Iglauer-Kreis, 52½ □Meilen, 188,000 Einw.; 3) Znaimer-Kreis, 47 □Meilen, 165 000 Einw.; 4) Hradischer-Kreis, 66 □ Meilen, 260,000 Einw.; 5) Prerauer-Kreis, 64 □Meilen, 270,000 Einw.; 6) Olmützer Kreis, 95 □Meilen, 460,000 Einw.; b) Schlesien, 7) Troppauer Kreis, 48 □ Meilen, 260,000 Einw. u. 8) der Teschener Kreis 34½ □Meilen, 215,000 Einw. Unter den Einwohnern sind beiläufig 600,000 Deutsche, außerdem Slaven, und zwar: im Ost und Südosten Slowaken, im Süden Kroaten, im Südwesten Horaken oder Podhoraken, d. h. Tschechen, ferner Hannaken, Zalesaken, Wlachen, Kopanitscheren, Wasserpolaken. Die vorherrschende Religion ist die katholische; übrigens finden sich auch 110.000 Protestanten und 38,000 Juden. Die Verfassung ist ständisch, die Landstände bestehen aus Prälaten, Herren, Rittern und Bürgern (der 7 königlichen Städte), welche sich auf dem, gewöhnlich jährlich ausgeschriebenen, Landtage versammeln. Die höchste Behörde bildet das Gubernium von M. u. Schlesien; das Oberappellationsgericht hat seinen Sitz in der Hauptstadt Brünn (s. d.). Für die geistigen Interessen ist durch mehre wissenschaftliche Anstalten gesorgt: M. besitzt eine Universität zu Olmütz, eine ständische Akademie ebendaselbst, philosophische Lehranstalten, 11 Gymnasien, 1826 katholische Gesammt-Volks-Schulen und 98 akatholische (darunter 34 jüdische) Hauptschulen. Auch an gemeinnützigen Gesellschaften und Instituten hat M. keinen Mangel; wir nennen nur: die k. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Bodenkunde rc. Die Einkünfte werden gegen 5 Millionen Thaler gerechnet.

Geschichte. M. wurde in frühester Zeit von Bojern, Quaden und Markomanen, später von Sciren, Rugiern und Herulern bewohnt, welche nach dem 6. Jahrhunderte von den Avaren hart bedrängt wurden, bis Samo erschien, der sie von ihrem Joche befreite, indem er einen Slavenstaat, in welchen er auch M. einschloß, gründete. Karl der Große machte der noch immer andauernden Avarenherrschaft im 8. Jahrhunderte ein Ende, und zwar mit Hülfe der mährischen Slaven u. ihres Anführers Wonomir (Woimar), dem er das eroberte Land der beiden Mannhartsviertel und in Ungarn bis an die Theiß zu Lehen gab. Unter dem Nachfolger Wonomir's wurden die M. von Urolph zum Chri-

stenthume bekehrt, und auch ihr Fürst von dem Bischofe Reginar getauft. König Arnulf löste im Jahre 908 das Reich, welches vorher durch Eroberungen bedeutend erweitert worden war, gänzlich auf. Hierauf wurde der größte Theil Großm.s eine Beute der Magyaren, und nur der Westtheil bis zum rechten Marchufer gelangte in den Besitz Böhmens. Boleslaw I. entriß aber den Magyaren (955) sämmtliche mährische Besitzungen, welche sein Sohn Boleslaw II. noch durch andere Eroberungen vergrößerte. Der Sohn und Nachfolger des letzteren aber, Boleslaw III., ließ sich fast Alles wieder entreißen, und erst Udalrich, und später (1028) dessen Sohn Brzetislaw I, konnten die gänzliche Wiedereroberung des Landes in's Werk setzen. Von dieser Zeit an blieb M. mit Böhmen fast immer vereiniget, ward aber von den Böhmenherzogen und Königen oft an nachgeborene Söhne oder Verwandte zu Lehen gegeben und öfters getheilt. Im Jahre 1182 ward M. eine Markgrafschaft, in welcher 1197 mit Wladislaw, Bruder des Königs Przemysl Ottokar I., die ununterbrochene Reihe der mährischen Markgrafen begann. Nach dem Tode Ludwigs II. in der Schlacht bei Mohacz 1526 kam es mit Böhmen an Oesterreich. Seit der Zeit des Königs Matthias († 1619) bekam M. keinen besonderen Markgrafen mehr. C. Arendts.

Mälzel, Leonhard, berühmter Mechaniker, wurde 1776 zu Regensburg geboren, kam aber schon in seinen jungen Jahren nach Wien, wo er bald einen ausgezeichneten Ruf genoß. 1826 ging er nach Amerika u. etablirte sich in Boston. Nachdem er sich großen Ruhm u. ein bedeutendes Vermögen erworben, starb er im August 1838 auf einer Reise aus Columbien nach den vereinigten Staaten. Sein bedeutendstes Werk ist ein Panharmonikon, ein aus 42 Automaten zusammengesetztes Orchester, welches mehre Ouvertüren u. die schwierigsten Symphonien aufführt. Der Handelsverein in Boston hat diese kunstreiche Maschine für 100,000 Dollars angekauft. M. war auch der Erfinder des Chronometers oder Taktmessers. mD.

Mäonide, Beiname des Homer (s. d.), entweder (nach Lucian) von seinem Vater Mäon, oder von seiner Vaterstadt Kolophon in Mäonien (Lydien).

Märtyrer, Blutzeugen (vom griechischen Worte μάρτυρ, Zeuge), heißen in der christlichen Kirche Diejenigen, welche durch Vergießung ihres Blutes und Aufopferung ihres Lebens, oft unter den größten Martern, für die Wahrheit unseres christlichen Glaubens Zeugniß abgelegt haben, zum Unterschiede von den Bekennern, bei denen die Prüfung bloß bis zum Verluste der bürgerlichen Ehre u. der irdischen Güter sich erstreckte. Nicht jede Selbstaufopferung ist deßhalb schon ein wahres Märtyrerthum; sie kann auch hervorgehen aus starrem Eigensinne, aus wildem Fanatismus, aus finsterer Melancholie. Von allem diesem unterscheidet sich das wahre Märtyrerthum hinlänglich; es beruht nicht auf einer Verachtung des irdischen Lebens, sondern auf der innigen Ueberzeugung, daß der Glaube das unvergleichlich höchste Gut; die Verläugnung des Glaubens, gleichviel, ob in Wirklichkeit, oder nur zum Scheine geschehen, eine Sünde, mithin das allergrößte Uebel ist; vor Allem aber trägt das wahre Märtyrerthum das Gepräge der Liebe an sich und jeder wahre Märtyrer betete, wie Stephanus nach dem Beispiele seines göttlichen Meisters: „Herr rechne ihnen diese Sünde nicht an." — So stellt sich das Märtyrerthum in der wahren Kirche Christi uns dar: wohl die herrlichste Erscheinung, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat; einzelne Uebertreibungen, die freiwilliges Hinzudrängen zum Märtyrerthume, welches, wo es nicht etwa durch besondere Umstände gefordert oder doch gerechtfertiget wurde, von der Kirche nie gebilligt worden ist, können dem Eindrucke der ganzen Erscheinung durchaus keinen Abbruch thun. — Das Märtyrerthum ist der Sieg des wahren Glaubens. Die durch Qualen u. Marter geschärfte Todesstrafe ist das äußerste Mittel, das der Welt im Kampfe mit der Wahrheit zu Gebote steht; weiter geht ihre Macht nicht. Als daher die Kirche Jesu Christi in allen ihren Gliedern, in Kindern, Jungfrauen, Männern, Greisen, in Priestern, Bischöfen u. vor allen in ihren Oberhäuptern (eine große Anzahl Päpste haben in der Zeit

der Verfolgung den Martertod erlitten), im 300jährigen Kampfe diese Prüfung des Martyrthumes bestanden, da konnte fortan das Kreuz als Siegeszeichen auf dem überwundenen Erdballe errichtet werden. — Wohl fühlend, ein wie mächtiges Zeugniß für die Wahrheit des Glaubens besonders in der großen Anzahl der M. liegt, haben die Gegner desselben auch diese der Kirche zu rauben gesucht; aber die Gründe Dodwell's (de paucitate martyrum) wurden längst schon von Ruinart (in der Vorrede zu dessen Acta martyrum) widerlegt und können gar nicht mehr zur Sprache kommen, seitdem die Katakomben Roms, wo allein die alten Inschriften viele hunderte, ja tausende von M.n nachweisen, erschlossen sind. Daß endlich die Kraft u. Gnade des ächten Martyrerthumes in der wahren Kirche Christi auch in der Folgezeit nie erloschen ist, das beweisen die Annalen der Kirchengeschichte u. der Missionen, und das Martyrthum der noch so neuen Christen in Japan u. in China steht in Nichts dem Martyrthume der ersten Jahrhunderte nach. — Sehr natürlich war es, daß man gegen die M. eine besondere Verehrung hegte; diese bildete den Ausgangspunkt der ganzen Heiligenverehrung in der katholischen Kirche. Man sah vom Anfange an den Tag ihres Martyrthumes als ihren Geburtstag an, versammelte sich an demselben auf der Stätte, wo ihre Gebeine niedergelegt waren, brachte über denselben das heilige Opfer u. erbaute sich an ihrem Beispiele. Der Hergang des Martyrthumes wurde sorgfältig aufgeschrieben, (Acta martyrum) u. über die Wahrheit u. Reinerhaltung dieser Berichte, wenigstens in den ersten Jahrhunderten u. besonders in Rom (martyrologium Romanum), sorgfältig gewacht. Das Umständlichere hierüber s. in dem Artikel Legende. **M.**

März, der ehemalige Martius u. der erste Monat des römischen Jahres, ist im Kalender der Christenheit der dritte Monat u. enthält 31 Tage. In diesen Monat fällt der Frühlingsanfang in unserer geographischen Breite.

Märzfeld (campus Martius) hieß bei den alten fränkischen Königen aus dem Hause der Merovinger die allgemeine Volksversammlung, welche im Monat März, seit Pipin dem Kleinen aber im Monat Mai (daher Maifeld), unter freiem Himmel abgehalten wurde und wobei alle Freie im Waffenschmucke erschienen. Der Zweck dieser Versammlungen war: Verhandlungen über allgemeine Angelegenheiten, Bestimmungen über Krieg, Königs- u. Herzogswahlen, Wehrhaftmachung junger Leute, Wahl der Gerichtspersonen, Anklagen auf Leben und Tod. Zu Anfang wurde wahrscheinlich geopfert, dann gebot der Priester Stillschweigen. Der König oder ein anderer beredter Mann trug die Sache vor; die Versammelten gaben ihren Beifall durch das Zusammenschlagen mit den Schilden, das Mißfallen durch Murren kund. In diesen Volksversammlungen liegt der Ursprung der nachmaligen Landtage.

Mässigkeits-Vereine heißen solche Vereine, deren Mitglieder die gegenseitige Verpflichtung eingegangen haben, sich entweder des Genusses aller geistigen Getränke überhaupt, oder wenigstens des Genusses gebrannter Wasser zu enthalten. Ihren Ursprung hatten die M.-V.e in Nordamerika, wo schon 1803 in Boston eine Gesellschaft zur Unterdrückung der Trunksucht, welche hauptsächlich unter den dortigen Indianern große Verwüstungen angerichtet hatte, zusammentrat. Nach diesem Muster entstanden mehre andere ähnliche Gesellschaften und 1826 der allgemeine amerikanische M.-V., dessen Zweck die völlige Unterdrückung des Branntweins ist. In Europa fanden diese menschenfreundlichen Bestrebungen zuerst Nachahmung in England u. Irland. In letzterem Lande war es hauptsächlich der Kapuziner Pater Mathew (geboren 1796 zu Kilkenny in Irland), der seit 1840 durch sein rastloses u. aufopferndes Bemühen für die Gründung solcher Vereine unendlich vieles zur religiösen Gesittung u. Förderung der zeitlichen Wohlfahrt des irischen Volkes gewirkt hat. Lord Palmerston konnte den Iren im Unterhause öffentlich dazu Glück wünschen, bemerkend, daß seit Pater Mathew's Predigten sich die Accise von geistigen Getränken in Irland um mehr als 300,000 Pfund Sterl. vermindert habe. In dankbarer Anerkennung beabsichtigten katholische und prote-

stantische Irländer, dem Pater Mathew ein Denkmal zu setzen, aber Prälaten der Hochkirche in Irland nannten jenes segensvolle Wirken des Kapuziners ein „Teufelswerk" u. sprachen ihren Abscheu gegen Solche aus, die nichts als Thee trinken, das sei beleidigend gegen Gott und schimpflich gegen den Menschen. Weniger ausgebreitet ist die Wirksamkeit der M.-V.e auf dem Festlande geworden; in Hamburg veranlaßten dieselben 1841 sogar einen heftigen Aufstand der Matrosen und das Lokal des dortigen Vereins wurde förmlich zerstört. In größeren Städten ist es den M.-V.en überhaupt wenig gelungen, sich Anhänger zu verschaffen; am einflußreichsten scheinen sie in Schlesien zu wirken. Durch Schriften haben vorzüglich Zschokke (die Branntweinpest) u. Kranichfeld dieser guten Sache sehr genützt.

Maestoso oder **Mästevole** (italienisch), heißt im musikalischen Vortrage so viel als: ernst, feierlich, majestätisch.

Mäusethurm, ein jetzt verfallener, ehemaliger Zollthurm, mitten im Rheine, in der großen Biegung desselben, der Stadt Bingen gegenüber, s. d. Art. Hatto.

Maffei, eine berühmte italienische Gelehrtenfamilie, in welcher Johann Peter u. Scipio den weitverbreitetsten Ruf genossen. — 1) Bernhardin, Cardinal, Nobilis Romanus, geboren zu Bergamo 1514, studirte in Padua die Rechte, ward Sekretär bei Papst Paul III., erhielt mehre Bisthümer: Massa, Forlimpopoli, Caserta, bis er zum Erzbischof von Chieti befördert und endlich 1549 auch mit dem Cardinalshute belohnt wurde. Dicht- u. Redekunst, sowie die classischen Studien, waren ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Auch verfaßte er einige Schriften: einen Commentar über Cicero's Briefe; Orationes varii argumenti; Historia de toreumatum antiquorum incriptionibus. Er starb am 16. Juli 1553. — 2) M., Marcus Antonius, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren 1521 zu Bergamo, unter Papst Paul III. Consistorial-Advokat, später Kanonikus an der Laterankirche zu Rom und päpstlicher Vikar, erhielt nach seines Bruders Tode dessen Erzbisthum Chieti. Nachdem er eine Zeit lange päpstlicher Nuntius in Polen u. unter Pius V. Datarius im Vatikan gewesen, wurde er mit dem Cardinalshute belohnt. Er starb zu Rom am 22. August 1583. — 3) M., Johann Peter, Jesuit, 1535 gleichfalls in Bergamo geboren, erhielt durch die berühmten Brüder Basilius u. Chrysostomus Zanchi, welche reguläre Kanoniker waren, einen ausgezeichnet gründlichen Unterricht in den altclassischen, so wie in den neueren Sprachen. Frühzeitig ward er seiner Geschicklichkeit halber nach Genua berufen, um dort einige junge Adelige in das Studium der Beredtsamkeit einzuführen. Er ward auch der Nachfolger des berühmten Robortello. 1565 trat er, 30 Jahre alt, in die Gesellschaft Jesu, u. da er sich längere Zeit schon mit dem Studium der indischen Geschichte befaßt u. seine gelehrten Forschungen hierüber veröffentlichen wollte, begab er sich nach Portugal, um hier weitere Quellen einzusehen. Bei dieser Veranlassung erwarb er sich die besondere Werthschätzung des Königs Philipp II. Nach Italien zurückgekehrt, erschien von ihm das Leben seines Ordensstifters Ignaz Loyola und die indische Geschichte, beide in einem Foliobande zusammengedruckt, Florenz 1588. Papst Gregor XIII. beehrte ihn nun mit dem ehrenvollen Auftrage, die kirchengeschichtlichen Ereignisse seines Pontifikats zu schreiben: 13 Bücher verfaßte M. hievon in italienischer Sprache. Er starb am 20. Oct. 1603, 67 Jahre alt. Außer seinem Hauptwerke der indischen Geschichte, wozu noch einige Nachträge kamen: Epistolae selectae de rebus indicis, libri 4; die beste Ausgabe davon ist die Köln 1593, Fol.; aus dem Spanischen übersetzte er: De rebus Japanicis libri 5: der Commentar von Acosta de rebus indicis wurde, von ihm übersetzt, dem Sammelwerke einverleibt: Volumen rerum a Soc. Jesu in Oriente gestarum, Köln 1574. Vitae XVII. illustrium confessorum antiq. Rom 1601. Eine ziemlich vollständige Sammlung seiner lateinischen Werke, mit einer guten Biographie, veranstaltete Peter Anton Serassius, Bergamo 1747, 2 Bände, 4. — 4) M., Scipio, der gelehrte Markgraf von Verona, durch seine Reisen, wie durch seine Schriften gleich berühmt, geboren am 1. Juni 1675,

studirte in Parma, ward 1698 Mitglied der arkadischen Akademie zu Rom und der florentinischen della Crusca. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, nahm er Kriegsdienste und wohnte 1704 der Schlacht bei Donauwörth bei. Später widmete er sich in Rom u. Verona ganz der Literatur. Er stiftete 1725 eine gelehrte Gesellschaft zur Beförderung des Studiums der griechischen Sprache, vereinigte sich mit Apostolo Zeno und Valisnieri zur Herausgabe einer literarischen Zeitschrift, um die Italiener mit der ausländischen Gelehrsamkeit bekannter zu machen, u. versuchte sich selbst in dramatischen Arbeiten. Seine Tragödie Mergie, 1713, beabsichtigte die antiken u. modernen Elemente des Drama mit einander zu verschmelzen. Alte Handschriften, welche in der Domkirche zu Verona aufgefunden wurden, regten seinen thätigen Geist an, der Paläographie u. Diplomatik sich hinzugeben. Mit welchem Glücke er dieses Studium betrieben, beweiset thatsächlich sein gelehrtes Werk: Verona illustrata 1731—32, Fol. 1732 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, wurde hier Mitglied der Acad. des belles lettres, durchzog Holland, England u. Deutschland, wo er am kaiserlichen Hofe zu Wien eine höchst ehrenvolle Aufnahme fand. Er starb am 11. Februar 1755 in seiner Vaterstadt. Veranlaßt durch einen Streit, in den sein Bruder Alessandro verwickelt wurde, schrieb er über die Gebräuche der Alten bei Zwistigkeiten zwischen Privatpersonen: Della scienza chiamata cavalleresca, Rom 1710; Theatro italiano, 3 Bände, Verona 1723; Rime e prose 1719. Istoria diplomatica, Mantua 1727; Museum Veronense, Verona 1749; Verona illustr. 1732. Eine Sammlung seiner Werke umfaßt 21 Bände, Venedig 1790. Cm. — 5) M., Joseph, Ritter von, königlich bayerischer Rath u. ordentlicher Professor der italienischen Literatur an der Universität München, geboren den 27. Mai 1774 zu Cles im Fürstenthume Trient, aus einer alt-adeligen Familie, erhielt zuerst Privatunterricht, besuchte dann die Lyceen in Trient und Verona und kam 1775 auf die Universität Salzburg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nach vollendeten Studien und erhaltener Priesterweihe 1798 bereiste M. Italien, Deutschland, die Schweiz und das südliche Frankreich und kehrte erst 1800 nach Salzburg zurück; 1803 wurde er Professor der italienischen Literatur an der dortigen Universität; 1811, bei Aufhebung der Universität, blieb er Professor am Lyceum, 1816 aber, bei der Abtretung Salzburgs an Oesterreich, wurde M. als Professor der italienischen Sprache und Literatur nach München ans Lyceum berufen; 1826, bei Verlegung der Universität von Landshut nach München, wurde er ordentlicher Professor an derselben, sah sich aber schon 1836 durch eingetretene Staarblindheit genöthigt, in den Ruhestand zu treten. — M. hat schon in früher Jugend durch Uebersetzung einiger Schauspiele Iffland's u. Kotzebue's die Kenntniß deutscher Literatur in Italien angebahnt, wie es denn Aufgabe seines ganzen Lebens blieb, in Deutschland als Lehrer Kenntniß der italienischen Sprache und Literatur zu verbreiten und dagegen als Schriftsteller durch werthvolle Uebersetzungen seinem Vaterlande Deutschlands Literatur zugängig zu machen. M.s Hauptwerk ist „Storia della literatura italiana“, 3 Bände, Mailand 1825, erschien in 2. Auflage 1834, so wie in vielfachen Nachdrücken in Florenz, Turin, Genua 2c. Ferner schrieb M. eine italienische Schrachlehre, ein Lesebuch, ein Gebetbuch, ein paar Anthologieen 2c. E. Buchner. — 6) M., Joseph Anton, Ritter von, einer der bedeutendsten Industriellen der Gegenwart, geboren zu München den 4. September 1790, Sohn eines aus dem Trientinischen stammenden Kaufmanns, besuchte die öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt und erlernte von 1801 an die Handlung in dem sehr bedeutenden Material-Geschäfte seines Vaters; zu weiterer Ausbildung in das berühmte Gerlach'sche Institut in Genf eingetreten, wendete er sich mit Vorliebe der Botanik zu u. blieb auch auf seinen Reisen stets thätig in diesem, dem Materialhandel so nahe stehenden Fache. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Italien, namentlich in Mailand und Livorno, bereiste er das südliche Italien, hielt sich längere Zeit in Rom, Neapel und in Calabrien auf und kehrte über Triest, Un-

garn und Wien in die Heimath zurück, woselbst er sich 1816 selbstständig niederließ und die damals einzige Tabakfabrik in München von seinem Vater übernahm, mit der er später eine Cigarrenfabrik verband. 1821 wurde M. zum Gemeindebevollmächtigten, 1828 zum bürgerlichen Magistratsrath, 1835 bei Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank zu deren Administrator erwählt; 1837 trat er als Abgeordneter der Hauptstadt in die Ständeversammlung und wurde von dieser seitdem wiederholt zum ständischen Commissär bei der Schuldentilgungsanstalt ernannt. 1845 wurde M. zum Vorstande der neu errichteten Handelskammer von Oberbayern ernannt; 1846 erhielt er als Oberst das Kommando über die Landwehr von München, in welcher er von unten auf gedient hatte. Aber nicht bloß in den nächsten heimischen Beziehungen, sondern auch in weiteren Kreisen entfaltete sich M.s Thätigkeit: er hatte die Nothwendigkeit erkannt, den alten Handelszug von Süden nach Norden durch Bayern mittelst einer Eisenbahn zu sichern und neu zu beleben, und seinem rastlosen Streben und sachkundiger Leitung ist die Erbauung der ersteren größeren Eisenbahn in Bayern, der München-Augsburger Linie, zu verdanken, deren Verwaltung er bis zu ihrem Uebergange an den Staat vorstand. Mit der Erbauung der Eisenbahn drängte sich M. die Ueberzeugung auf von der Nothwendigkeit, für den Bedarf an Maschinen vom Auslande sich unabhängig zu machen, und so schritt er, ganz allein, auf eigene Kosten, zur Errichtung eines Eisenwerks mit Maschienenfabrik in der Hirschau bei München, aus der 1841 die erste Lokomotive hervorging und welche bereits solche Ausdehnung erlangt hat, daß sie mehr als 500 Arbeiter beschäftigt u., außer mehren stehenden Maschinen (wie für die Allgemeine Zeitung u. für die mechanische Baumwollenspinnerei in Augsburg), zahlreiche Locomotiven für die Eisenbahnen in Bayern und der Pfalz, in Hannover, Württemberg und der Lombardei fertigte u. im Jahre 1847 allein 20 Lokomotiven u. ein eisernes Donau-Dampfschiff lieferte. — M. hat sich in ausgezeichnetem Maaße nicht nur die Anerkennung aller Jener erworben, denen die Hebung der Industrie im deutschen Vaterlande am Herzen liegt, sondern sie wurde ihm auch zu Theil 1842 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des bayerischen Verdienstordens vom heiligen Michael u. 1847 durch die Verleihung des Comthurkreuzes des herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausorden. E. Buchner.

Magazin, heißt im Allgemeinen ein Gebäude oder ein Ort, an welchem man verschiedene Dinge in großen Quantitäten aufbewahrt oder aufbewahren kann. Nach der Verschiedenheit der in einem solchen M.e aufbewahrten Gegenstände erhalten sie verschiedene Benennungen, wie: Getreide-, Holz-, Stroh-, Pulver-M. u. s. w. Die Eigenschaften, welche M.e im Allgemeinen haben müssen, sind, daß ihre Beschaffenheit das Verderben der in ihnen aufbewahrten Dinge nicht herbeiführe; daß sie gegen Feuersgefahr im Allgemeinen; insbesondere gegen Geschütz und Kunstfeuer gesichert seien, daß sie deßhalb an Stellen sich befinden, welche schon durch ihre Lage eine natürliche Deckung erhalten; daß sie für große Quantitäten Raum gewähren; daß sie festgebaut und fähig seien, jede passive Vertheidigung möglich zu machen. — Schon bei den Griechen u. Römern war es Grundsatz, Vorsorge zu treffen, daß ein Heer nie Mangel an Lebensmitteln leide; daher sorgten sie, noch vor dem Ausbruche eines Krieges, für hinlänglichen Mundvorrath für Menschen und Thiere, versahen jene Plätze, welche sie während ihrer Operationen berührten und jene Gegenden, wohin der Krieg gespielt werden konnte, mit Vorrathshäusern; sie legten in festen Plätzen und Castellen M.e an und häuften in diesen Lebensmittel auf. Die ersten eigentlichen Kriegs-M.e wurden bei Anlaß des schmalkaldischen Krieges auf Befehl Karls V. zu Regensburg angelegt.

Magdalena, die Heilige, oder Maria Magdalena, d. h. Maria aus Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, ist nach den ältesten Ueberlieferungen der heiligen Irenäus, Clemens von Alexandrien, Chrysostomus rc. rc., denen auch der heilige Gregor der Große beistimmte, jene, bei Lukas 7,

36—50 erwähnte, reuige Sünderin, dieselbe, von welcher Jesus sieben böse Geister ausgetrieben hatte, die dann mit den anderen heiligen Frauen den Heiland begleitete und ihre Habe zu seinem Dienste verwendete; daß sie eine Schwester des Lazarus und der Martha gewesen, in deren gastlichem Hause der göttliche Lehrer öfter einkehrte, ist nicht geschichtlich ermittelt. — Als Jesus in dem Hause eines Pharisäers, Namens Simon, zu Tische saß, sollte die sündhafte M., die längst schon ein öffentliches Aergerniß für die ganze Stadt gewesen, zum Leben der Gnade zurückgeführt werden; sie sollte das ganze Schrecknis ihres verworfenen Zustandes erkennen, ihre Sünden in Thränen aufrichtiger Reue abwaschen und die Heilsworte aus dem Munde der ewigen Liebe vernehmen: „Dir sind deine Sünden vergeben." Sobald M. erfahren hatte, daß der Heiland im Hause Simons sich befinde, suchte sie ihn auf und warf sich zu dessen Füßen, ohne die Verachtung einer zahlreichen Versammlung, noch die verdienten Vorwüfe über ihr ärgerliches Leben zu fürchten, umfaßte die Füße Jesu, begoß sie mit ihren Thränen, trocknete sie mit ihren Haaren, schüttete aus einem alabasternen Gefäße kostbares Gewürzöl darüber aus und harrete schweigend, im tiefsten und bittersten Schmerzgefühle, eines Zeichens der Erbarmung und Gnade. Der Gottmensch, dem auch der geheimste Gedanke in dem Herzen der Menschen nicht verborgen ist, bediente sich eines lichtvollen und eindringlichen Gleichnisses, um den Anwesenden den Sieg der Gnade über das Herz der büßenden Magdalena zu zeigen, indem er der Reuigen Vergebung aller ihrer Sünden verkündigte. Wer vermöchte aber die Wonnegefühle der großen Büßerin bei ihrer Begnadigung auszudrücken! Ihre aufrichtige Bekehrung bewährte sich bei M. in ihrem ganzen folgenden Leben durch die innigste Dankbarkeit und unerschütterlichste Liebe zu Jesus ihrem Heilande, sie folgte ihm überall hin, um seine Unterweisungen zu vernehmen und ihm auf jede Weise ihre Huldigung darzubringen, und selbst, als er in den Tod ging, verließ sie ihn nicht. M. verließ den Heiland auch nicht nach seinem Tode, und wenn sie ihn verließ, so geschah es einzig, um das gesetzlich befohlene Fest zu begehen; die Feier war aber nicht so bald geendet, als sie Spezereien kaufte, um seinen Leichnam zu salben. Sie machte sich am früheſten Morgen auf, begleitet von einigen gleichgesinnten frommen Frauen, und kam gerade bei Sonnenaufgang an die Grabstätte des Erlösers. Auf dem Wege dahin waren sie bekümmert, wie sie den Stein, der den Eingang in das Grab verschloß, wegwälzen würden; da sie aber anlangten, fanden sie es geöffnet und, als sie hineinschauten, leer. M. war untröstlich, daß sie Jesum weder todt noch lebendig sehen konnte. Von Schmerz niedergebeugt, weinte sie am Eingange in die Gruft, ihre trauernden Blicke auf dieselbe heftend. Plötzlich erschienen ihr die zwei schneeweiß gekleideten Engel, die ihr sagten: Weib! warum weinest du? Sie haben, erwiederte sie, meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Aber warum sagten ihr die Engel nicht, der so innig Gesuchte sei glorreich auferstanden? Ohne Zweifel behielt es sich der Herr der Engel selbst vor, ihr diesen Trost zu gewähren. Nach der den Engeln ertheilten Antwort wandte sich M. wieder um und erblickte einen Mann, den sie für den Gärtner hielt. Weib, sagte ihr dieser, was weinest du? Wen suchest du? Und sie antwortete: Herr! hast du ihn vielleicht weggetragen, so sage mir doch, wo du ihn hingelegt, daß ich ihn hole. Jesus, gerührt durch diese treue Ergebenheit, nennt sie bei ihrem Namen: Maria! Er hatte sie zuerst um die Ursache ihrer Thränen und den Gegenstand ihrer Besorgniß gefragt, um ihre Liebe zu entflammen. Doch war er nicht erkannt worden, weil in seinen Worten seine göttliche Nähe sich nicht offenbarte. Allein nicht sobald hatte er den Namen der Heiligen ausgesprochen, als schnell ihr Geistesauge geöffnet ward und sie ihren Meister erkannte. In Freuden aufwallend, wirft sie sich zu seinen Füßen hin und will diese umfassen; Jesus aber spricht zu ihr: rühre mich nicht an; denn noch bin ich nicht aufgefahren zu meinem Vater;

geh' aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott. M. war also die Erste, die das Glück hatte, den erstandenen Jesus zu sehen, und diese Gnade war der Lohn für jene flammende Liebe, die sie stets angetrieben, ihm zu folgen und dann standhaft bei seinem Grabe zu verharren. Um dem Heilande zu gehorchen, eilte sie zu den Aposteln und brachte ihnen die frohe Botschaft von der Auferstehung Jesu. Von jener Zeit an redet das Evangelium nicht mehr von Maria M., und wir finden auch von ihr wenig Zuverlässiges in den bewährten Denkmalen der Kirchengeschichte. Einige griechische Schriftsteller erzählen, diese Heilige habe mit der Mutter des Herrn den heiligen Johannes nach Ephesus begleitet, wo sie selig entschlafen und ihre sterbliche Hülle beigesetzt worden. Der Kaiser Leo, der Philosoph, ließ die Reliquien der heiligen M. M. nach Konstantinopel übertragen, von wo sie in verschiedene Städte des Abendlandes scheinen zerstreut worden zu seyn. Die Kirche begeht ihr Andenken den 22. Juli.

Magdeburg, Hauptstadt und starke Festung in der königlich preußischen Provinz Sachsen, in einer fruchtbaren Ebene am linken Elbe-Ufer, hat alte, meist winkelige Straßen und ist eingetheilt in Alt- und Neustadt (letztere in die alte und neue Neustadt) und die Vorstädte Sudenburg und Friedrichsstadt. M. ist Sitz des Oberpräsidiums der Provinz, eines Oberlandesgerichts, eines Generalcommando's, einer Commandantur, eines protestantischen Bischofs ꝛc., hat ein Pädagogium, Schullehrer-Seminar, Handelsschule u. s. w. und 54,000 Einwohner, worunter 1200 Katholiken sind. Unter den Sehenswürdigkeiten nennen wir: Der Marktplatz mit dem Denkmale des Kaisers Otto I., einem Sculpturwerk aus dem 12. Jahrhundert. Der Dom, auf dem neuen Markte, an der Stelle einer von Otto I. erbauten Basilika (davon die Reste noch im alten Capitelsaal zu finden), aufgeführt 1211—1363, erst neuerdings auf Befehl Friedrich Wilhelms III. wiederhergestellt, ein höchst bedeutendes Denkmal deutscher Baukunst, mit vielen Alterthümern, werthvollen Gemälden und Grabmälern merkwürdiger Personen. Die Thürme mit schöner Aussicht, ungefähr 350' hoch, sind nur mit Erlaubniß des Militär-Commandanten zu besteigen. Bei der Wiederherstellung des Domes wurde die zerstörte Kreuzblume auf dem einen der Thürme nicht hergestellt, weil man annimmt, sie sei bei der Belagerung im 30jährigen Kriege heruntergeschossen worden und man somit ihr Nichtdaseyn als ein Denkmal gelten läßt. Die Liebfrauenkirche von 1014, im 13. Jahrhundert umgeändert; doch sind noch Spuren des alten Baues zu erkennen. Die Sebastianskirche mit dem Grabmal des hier geborenen Otto Guericke (s. d.). Die Johanniskirche mit dem Grabmal Carnot's (s. d.), der 1823 in der Verbannung dahier starb. Das Rathhaus mit einer Bibliothek; daneben die Wasserkunst mit Dampfmaschine; die Winterschwimmanstalt; der Packhof mit dem alten und neuen Lagerhaus; der Bahnhof bei der Eisenbahn. Von den Festungswerken führen wir an: die unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. angelegte äußere Umwallung der Altstadt, deren Hauptwall 3 angehängte und 8 abgerückte Bastionen hat, 10 kleinere Ravelins und 8 Grabenscheeren; ferner 2 Defensivcasernen, einigen Lunetten und Contregarden davor; im Westen ein Glacis mit 11 Bastionen, dann 1 Hauptgraben, bedecktem Wege mit einer Enveloppe und Waffenplätzen mit Lunetten. Die Sternschanze, tenaillirtes Viereck mit 3facher Umwallung, wo Trenk (s. d.) von 1754—63 gefangen gehalten wurde. An die Sternschanze stößt, als abgerückte weite Bastion, das „Fort Scharnhorst" (ehedem Napoleon), und verbindet sie mit der Stadt. Die Citadelle auf der westlichen Elbeinsel, durch eine hölzerne Brücke mit der Altstadt verbunden; ein casemattirtes, bastionirtes Fünfeck, von Friedrich I. erbaut, zugleich Staatsgefängniß, in welchem 1792 Lafayette bis zu seiner Abführung nach Olmütz, so wie Bahrdt (s. d.) und Becker (s. d.) gefangen gehalten wurden. Die Friedrichsstadt am rechten Elbeufer, auch Thurmschanze. — In [illegible]

der Gewerbthätigkeit besitzt M. zum Theil sehr ansehnliche Fabrikanlagen, namentlich in den Vorstädten Neustadt und Sudenburg, und es verdienen besonders die Zucker-, Tabaks- und Cichorien-Fabriken Aufmerksamkeit; außerdem gibt es noch viele bedeutende Fabriken in Wolle, Baumwolle (Strumpfwaaren), Seide, Leder, Handschuhen, Leinwand, Band, Gold- und Silbertressen, Steingut, Fayence und Thonwaaren, in grüner und schwarzer Seife, in Kremserweiß, Salzen und andern chemischen Produkten, wozu noch die Brantweinbrennereien, Essigsiedereien, Brauereien, Mehl- und Oelmühlen und Maschinenwerkstätten kommen. Ebenso ist M. ein sehr bedeutender Handelsplatz, indem seine günstige Lage an der Elbe ihm einen großen Theil der Speditionsgeschäfte nach und von dem mittleren u. südlichen Deutschland zuweist. Besonders lebhaft ist der Verkehr mit Colonialwaaren (Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Gewürzen, Farbenwaaren), sowie mit Häringen, Hanf, Oel, Talg, Thran, Theer, Seife, Salz, Wein, Essig, Getreide, Rübsamen, Holz, Leder, Tuch, Bergwerksprodukten u. Manufakturwaaren. Es befindet sich hier ein Comptoir der Berliner Hauptbank, eine Börse, ein großer Packhof, die magdeburger Wasser-Assecuranz-Compagnie. Die Schifffahrt auf der Elbe, namentlich die Dampfschifffahrt nach Hamburg, die Eisenbahnen nach Berlin, Leipzig und Braunschweig und zwei große Märkte oder Messen begünstigen die Thätigkeit der magdeburger Kaufleute. — Ihren Namen Magathaburg, M. oder Maidburg soll die Stadt von dem daselbst zu Römerzeiten herrschenden Venusdienste erhalten haben. Im 6. Jahrh. befestigten sich hier die Sachsen gegen die Wenden, die aber 784 den Ort völlig zerstörten. Nach einer zweiten Zerstörung durch die Hunnen 923 wurde derselbe wegen seiner Lage als berühmter Handelsplatz durch die Kaiserin Editha, Gemahlin Otto's I., der oft hier sich aufhielt, erweitert und mit Mauern versehen, und das dasige Benediktiner-Kloster auf des Kaisers Betrieb in der Kirchenversammlung zu Ravenna 967 zum Bisthum erhoben, welchem Havelberg u. Brandenburg untergeben und das Primat von Deutschland übertragen ward. Otto I. schenkte ihm Halle mit den Salzquellen und Giebichenstein. Heinrich II. fügte neue Besitzungen hinzu und Lothar II. verschaffte dem Erzbisthum 1118 die Obergewalt über die Stifter bis zur Oder. Mehre der späteren Bischöfe machten auch nicht unbedeutende Eroberungen, so daß im 13. und 14. Jahrhundert das geistliche Gebiet manches weltliche Fürstenthum im Reiche an Macht übertraf. Von da an strebten weltliche Fürsten nach der bischöflichen Würde und der Kurfürst Cicero von Brandenburg verschaffte sie seinem Sohne Albrecht zugleich mit Halberstadt und Mainz 1513—45. Die Reformation fand in M. rasche Aufnahme; aber nach der Schlacht von Mühlberg 1550 belagerte Moritz von Sachsen die Stadt 14 Monate lange und erlangte zuletzt von der Bürgerschaft einen Vergleich, nach welchem der vertriebene Erzbischof wieder eingeführt wurde. Aber durch den Bruder und Nachfolger desselben, Sigismund von Brandenburg, ward das Erzbisthum protestantisch, und dessen Nachfolger Joachim Friedrich verheirathete sich sogar 1566—97, und setzte seinen Sohn Christian Wilhelm zu seinem Erben ein. Nach dem Restitutions-Edikte mußte aber Christian Wilhelm das Erzbisthum verlassen und Kaiser Ferdinand II. setzte statt seiner den Erzherzog Leopold Wilhelm ein, der dem alten Glauben — obwohl ohne Erfolg, — wieder Boden zu gewinnen trachtete. Die Stadt vertrieb mit Hülfe der Schweden das kaiserliche Regiment, wurde aber sodann von Tilly belagert und nach einer langen tapfern Gegenwehr der Bürger am 20. Mai 1631 erstürmt und mit Feuer und Schwert verheert. 30,000 Menschen wurden an diesem Tage gemordet; von der ganzen herrlichen Stadt blieben nur der Dom, eine 2te Kirche und 130 kleine Häuser verschont. 1636 wurde M. noch einmal von den Sachsen und Kaiserlichen erobert. Das Bisthum wurde dem Herzog August von Sachsen verliehen, mit Ausnahme einiger Städte, die der Kurfürst von Sachsen erhielt. Im westphälischen Frieden indeß wurde der Kurfürst von Brandenburg als Erbe Augusts für das Bisthum M. als Her-

zogthum anerkannt. Der Tilsiter Friede brachte M. zum Königreiche Westphalen, nachdem es General von Kleist nach der Schlacht von Jena schimpflich den Franzosen übergeben. 1813 u. 1814 wurde es dagegen von letzteren hartnäckig vertheidigt und erst nach dem Pariser Frieden an General Tauenzien übergeben.

Magdeburger Centurien, s. Centurien (Magdeburger).

Magelhaens, 1) Ferdinand, ein berühmter portugiesischer Seefahrer, commandirte unter dem großen Albuquerqe (s. d.) ein Schiff als Capitän, und machte sich sowohl durch seine Tapferkeit, als auch durch seine Kenntniß der ostindischen Küste berühmt. Weil ihm aber König Emanuel von Portugal, dem er wichtige Dienste geleistet hatte, die deßhalb verlangte Belohnung versagte, wandte er sich nachher an Kaiser Karl V. Dieser vertraute ihm 5 Schiffe, mit denen M. 1519 nach Sevilla abreiste, um westwärts auf die molukkischen Inseln zu kommen. Er segelte unter vielen Gefahren durch die, nach ihm benannte, M.sche Meerenge im spanischen Südamerika u. entdeckte die Diebsinseln, sowie die philippinischen Inseln, wo er in einem Gefechte gegen den Beherrscher der Insel Matan am 26. April 1521 ums Leben kam. Portugal gerieth hierauf mit Spanien über den Besitz dieser Inseln in Streitigkeiten, welche Johann III. von Portugal 1529 durch Zahlung einer Summe von 350,000 Dukaten endigte, u. so wurde M., wiewohl erst nach seinem Tode, wegen der ihm von Portugal versagten Belohnung hinlänglich gerächt. Vergl. die Schrift von Bürck: „M.“ (Leipzig 1844.) — 2) M. (John Hyacinth de), Naturforscher, Urenkel des Vorigen, ehemals Augustinermönch in Lissabon, trat in der Folge, als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London zum Protestantismus über u. wurde als Verfasser und Uebersetzer mehrer gelehrter Werke rühmlich bekannt; er besaß besonders in verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte, am meisten in der Mechanik, viele Kenntnisse. In Deutschland kennt man ihn besonders durch seine Erfindung, das Wasser mit fixer Luft zu schwängern u. mineralisches Wasser durch Kunst zu verfertigen. Er starb 1790. — 3) M. (Don Rodrigo da Fonseca), geboren 1787 zu Condeixa bei Coimbra, ausgezeichneter portugiesischer Redner u. Staatsmann, kam mit Don Pedro aus Brasilien zurück u. hatte großen Theil an der Einführung der Constitution. Zur Auswanderung genöthigt, erschien er 1832 mit Don Pedro wieder u. drang als Deputirter, wie als Minister, auf Reformen u. politische Unabhängigkeit des Landes.

Magen, ist ein von 4 Häuten, der Muskel-, Zellgewebe-, Schleim- u. einer serösen Haut gebildeter Sack von länglich kegelförmiger Gestalt, der quer im linken u. oberen Theile der Bauchhöhle unter dem Zwerchfelle liegt u. mit seinem converen Rande nach unten u. vorn, mit seinem concaven Rande nach oben gerichtet ist. Der M. ist an seinen beiden Enden verschieden gestaltet: sein linker, der Milz zugekehrter, unter den falschen Rippen linker Seits liegender Theil ist weiter, als der rechte, u. bildet ein rundes, blindgeschlossenes und aufwärts gekrümmtes Ende (M.-Grund), das oben mit der Speiseröhre zusammenhängt; sein rechter, hinter der Leber liegender Theil verengt sich allmälig u. endigt mit seiner, durch eine Klappe verschließbaren, Oeffnung (Pförtner oder unterer M.-Mund) in den Zwölffingerdarm. Die äußere Haut des M.s ist eine Fortsetzung des Bauchfelles u. besteht aus zwei locker anhängenden Platten, die an den Rändern die Netze u. gegen das Zwerchfell und die Milz hin Falten oder Bänder bilden. Die M.-Schleimhaut, welche die innerste Hautschicht abgibt, ist die Fortsetzung des innern Ueberzuges des Schlundes, hat eine weißlich rothe Farbe, bildet eine Menge unregelmäßiger Falten u. Zotten u. birgt in ihrer Substanz viele Drüsenbälge. Die Muskelhaut, verbunden mit letzterer durch eine Schichte lockeren Zellgewebes, Zellgewebshaut genannt, ist sehr dünn u. besteht aus Kreis- u. Längenfasern. Der M. ist eines der blutreichsten Organe: er besitzt 4 Schlagadern und eben so viele Nerven, die ihren Ursprung von den Lungen u. den sympathischen Nerven nehmen. Die Größe des Menschen-M.s ist veränderlich. Durchschnittlich beträgt sein Längendurchmesser 1

Fuß u. seine Höhe 4—5 Zoll und sein Flächeninhalt 1 Quadratfuß. Der M. der Wiederkäuer hat 4 Abtheilungen. Die Bestimmung des M.s ist, die genossenen Speisen mit Hülfe des aus den Zotten der M.-Schleimhaut abgesonderten M.-Saftes in Speisebrei (Chymus) umzuwandeln. Die in den M. gelangten Bissen sammeln sich fast allein in seinem Grunde und in seiner Mitte, nicht so leicht im Pförtnertheile. Während seiner Ausdehnung verändert der M. seine Gestalt, sein Verhältniß zu anderen Eingeweiden u. seine Lage, so daß er rundlich wird, einen Theil der linken Unterleibshälfte fast ganz ausfüllt, seine große Krümmung gerade nach vorn u. die vordere Fläche nach oben richtet, übrigens aber an seinen Endpunkten der Befestigung wegen unverrückt bleibt. Nachdem derselbe einige Zeit in dieser Lage ruhig verharrt hat, zieht sich der Anfang des Zwölffingerdarmes zusammen, ebenso der Pförtner und das diesem entsprechende M.-Ende; diese Bewegung, welche man die kreisförmige (peristaltische) nennt, treibt den Speisebrei gegen den Milztheil des M.s und von diesem zurück gegen die noch geschlossene Pförtnerklappe u. dann, wenn diese sich öffnet, durch den Pförtner in den Zwölffingerdarm. Dieser Prozeß wiederholt sich in Zwischenräumen bis zur völligen Entleerung des M.s, welche nach dem Grade der Verdaulichkeit der Speisen u. der Funktionskraft des M.s bald in kürzerer, bald in längerer Zeit, in der Regel nach 3—5 Stunden geschieht. Der Pförtnertheil des M.s bewirkt eigentlich die Chymusbildung, während dieselbe im M.-Grunde nur vorbereitet wird, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil dieser eine größere Zahl von Drüsen besitzt, die wohl Modifikationen in der Menge oder der Natur der dort ausgeschiedenen Flüssigkeiten zu Stande bringen. Welches der physiologische Vorgang der Chymifikation sei, war schon von Hippokrates an Gegenstand der verschiedenartigsten Versuche, die diese wichtige Frage bis jetzt noch nicht zur evidenten Lösung gebracht haben. Unbestrittene Thatsache ist es übrigens, daß der M.-Saft u. M.-Schleim, die Wärme u. etwas atmosphärische, auch kohlensaure Luft, nebst der kreisförmigen Bewegung die Hauptmomente sind, die unter dem Einflusse der Lebens-, insbesondere der Nerventhätigkeit, diesen (organisch-dynamischen) Vorgang bewirken. Die Chymification selbst, als M.-Verdauung betrachtet, besteht nicht bloß in einer völligen Auflösung und gänzlichen Tilgung der eigenthümlichen Qualitäten des Genossenen, der Beendigung des in der Mundhöhle begonnenen, theils mechanischen, theils chemischen Processes, sondern auch in dem Beginne einer Umwandelung der Speisen auf eine dem ernährenden Organismus entsprechende Weise. Die M.-Verdauung kann quantitativ u. qualitativ von ihrem normalen Zustande abweichen, d. h. sie kann in ersterer Hinsicht entweder zu rasch und kräftig vor sich gehen, oder zu schwach, unzureichend, auch ganz gehemmt seyn; sie kann in letzterer Hinsicht durch fehlerhafte Beschaffenheit der Temperatur, des M.-Saftes, des Schleimes, der Bewegung, der Luft u. der Lebensthätigkeit normwidrig verändert werden. Die Häute des M.s unterliegen mannigfachen Krankheitszuständen: sie entzünden sich, verschwären u. gehen in Brand über, sie vermindern ihre Textur, werden mürbe u. weich, durchlöchert, zerreißbar, verdicken u. verhärten sich u. entarten krebsartig. Auch die sensiblen Gebilde des M.s sind mehrfachen krankhaften Alienationen unterworfen; die veränderte Sensibilität äußert sich als Heißhunger, M.-Schmerz, Krampf, Appetitlosigkeit, Abneigung vor Speisen, Eckel, träge Verdauung, Aufstoßen, Erbrechen u. s. w. *μ.*

Magendie, François, Arzt und berühmter Physiolog, geboren den 25. October 1793 zu Bordeaux, Sohn eines Arztes, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt, begab sich dann nach Paris, um sich dem Studium der Heilkunde zu widmen und wurde 1808 zum Med. Dr. promovirt. Er war mehre Jahre ärztlicher Gehülfe in den Pariser Hospitälern und Prosektor bei Boyer (s. d.) und an der medizinischen Fakultät, hielt Vorlesungen über Anatomie und Physiologie und widmete sich seit 1816 vorzugsweise der Experimentalphysiologie; 1826 wurde er Médecin adjoint an der Salpetrière, 1831 Professor am Collége de

France, 1836 Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften und 1840 Arzt am Hôtel-Dieu. — M. ist der Hauptvertreter jener Richtung in der Physiologie, welche durch Sektionen an lebenden Thieren die Gesetze des Lebens zu ergründen sucht; er hat sich in dieser Beziehung namentlich um die Physiologie des Nervensystems die entschiedensten Verdienste erworben. — Unter M.s Schriften sind die wichtigsten: „Précis élémentaire de physiologie", 2 Bände, Paris 1816 und 1817, 4. Auflage 1836, erschienen in wiederholten Brüsseler Nachdrücken und übersetzt in vier deutschen, vier englischen, einer nordamerkanischen, zwei italienischen und einer arabischen Ausgabe; „Recherches sur la gravelle", Paris 1818, 2. Auflage 1828, wurde übersetzt ins Deutsche, Englische, Italienische und Holländische; „Leçons sur les phénomènes physiques de la vie", 4 Bände, Paris 1836—1838, wurde nachgedruckt und wiederholt ins Deutsche und Englische übersetzt; „Leçons sur les fonctions et les maladies du systême nerveux", 2 Bände, Paris 1839, übersetzt ins Deutsche und ins Englische. — M. gründete auch 1821 das Journal de physiologie expérimentale, und ist Mitarbeiter verschiedener periodischer Werke. E. Buchner.

Magerkeit ist jener Zustand sparsamer Ernährung des Körpers, wobei die Fettbildung in den Muskel-Verbindungen und dem Unterhautzellgewebe sehr gering ist, oder ganz fehlt und demnach die Muskeln mehr hervortreten u. endlich auch schwinden und die Haut meistens schlaff den Körper umhüllt. Die M. kann der Individualität eigenthümlich seyn, ohne als Krankheitssymptom zu erscheinen, oder die Gesundheit u. Körperkraft irgend wie zu beeinträchtigen; oder sie kann durch eine, dem normalen Säfteverbrauche qualitativ u. quantitativ nicht entsprechende, Ernährung hervorgerufen werden; oder sie ist die Folge abnorm gesteigerter, wie auch an sich krankhafter Absonderungen im thierischen Organismus, oder anderer bedeutsamer Funktionsstörungen, namentlich in der Verdauung; oder sie hat in heftigen Leidenschaften ihren Grund. Je nach dem Charakter der veranlassenden Ursachen und ihrer Einwirkung auf einzelne Körpertheile oder den ganzen Organismus ist die M. mehr oder weniger beträchtlich, vorübergehend, bleibend oder voranschreitend, blos örtlich oder allgemein. Das Gebotenseyn, die Dringlichkeit und die Möglichkeit der Heilung derselben sind in den obwaltenden Verhältnissen und in deren Entfernbarkeit gegeben. Es sei darum die Behandlung dieses Zustandes zuvor eine causale, ehe sie eine symptomatische werde. μ.

Magie ist ziemlich gleichbedeutend mit Zauberei; man versteht darunter das Verfahren, durch welches man nicht allein zu einer tieferen Einsicht in die Natur an sich und überhaupt zu gelangen, sondern sich dieselbe, in Mitwirkung höherer Mächte, nach ihren geheimen Kräften u. Wirkungen selbst zu unterwerfen sucht, um sich dadurch zum Herrn von seinem u. Anderer Schicksal zu machen. Der M. zu Grunde liegt die allgemeine Völkerannahme: daß die sichtbare Körperwelt mit einer unsichtbaren, guten oder bösen, Geisterwelt in einer solchen Verbindung stehe, daß die erstere den Einwirkungen der letzteren unterworfen ist. Schon im Alterthume, bei Griechen und Römern, gleichwie bei Phöniziern und Aegyptern, finden wir die M., immer nach den verschiedenen Religionsansichten verschieden gestaltet, aber stets das Bestreben kund gebend, sich über die Natur und Wirklichkeit der Dinge zu erheben; dieß ist die schwarze, böse, übernatürliche M.; — ihr gegenüber steht in der alten und neuen Welt die weiße, gute oder natürliche M., die ebenfalls, wo nicht nach völliger, doch nach größerer Unabhängigkeit von Natur und Schicksal strebt, als dem Menschen vergönnt ist, diesen Zweck aber nicht durch den Einfluß des Geisterreiches, am wenigsten böser schadenfroher Geister, sondern durch Erforschung und weise Benützung der Natur selbst und ihrer geheimen Kräfte und wundervollen Wirkungen, insbesondere durch das Studium der geheimnißreichen Beziehungen von Sympathie und Antipathie, zu erreichen suchte. Diese, die natürliche M., verdient allein den Namen der M., oder der Naturweisheit und Naturwissenschaft in höherer Bedeutung; sie stand besonders bei den Persern, deren Naturphilo-

sophen davon vorzugsweise Magier (s. d.) hießen, im höchsten Ansehen. Eine dritte Gattung der M. ist die christliche oder theosophische M., welche ebenfalls den Zweck hat, den Menschen über Natur und Schicksal zu erheben, aber nicht anders, als in Verbindung und mit Hülfe des höchsten, einigen Gottes; sie fordert von ihren Verehrern vor Allem eine fromme, vom Irdischen abgewandte Gesinnung und ein festes unerschütterliches Vertrauen auf Wort und Gebet. Diese christliche M. entstand schon bald nach dem Ursprunge des Christenthums, bildete sich in der Periode der Hexenprozesse mehr aus u. erreichte im 17. Jahrhunderte ihre höchste Stufe. — Der Umfang der M. ist ein sehr bedeutender; in ihren Kreis gehörten bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts: die Astronomie (Astrologie), Chemie und Physik, Naturgeschichte, Medizin, das Criminalrecht u. die Theologie; es waren sonach alle Wissenschaften in den Kreis der M. gezogen und dem Einflusse ihrer Prinzipien unterworfen. Die einzelnen Theile der M. sind: das Wahrsagen u. Nativitätstellen, die Nekromantie (s. d.), die Bauchrednerkunst, die Alchymie (s. d.), die Kunst, Sonnen- und Monds-Finsternisse durch zauberische Beschwörungen hervorzubringen, und die höchste Stufe der M., wo ihre Bestrebungen in absolute Tollheit und einen die Vernunft verhöhnenden Unsinn übergehen, nämlich die Kunst, alle Gesetze und Kräfte der Natur wirklich aufzuheben und zu verändern, also die Kunst des Festbannens, des Freischießens; Donner- und Hagelwetter zu erregen, Thier-Umwandelungen, Luftfahrten, Haß oder Liebe zu bewirken rc. — zuletzt, als ausschließlicher Zweig der neueren christlichen M., die Kabbala (s. d.). — Zu allen Zeiten hat der Glaube an die M. bestanden und Einfluß auf den Menschen ausgeübt; dieser Einfluß war aber in verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedener, auch haben in der einen Zeitperiode mehr die einen, in einer anderen mehr die anderen besonderen Zweige der M. geherrscht. — Vgl. G. C. Horst, Von der alten u. neuen M., Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte, Mainz 1820; G. C. Horst, Zauberbibliothek, 6 Bde., Mainz 1820—26; Gräße, Bibliographie der wichtigsten, in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke, Leipzig 1843. E. Buchner.

Magier nennt man bei den Persern und Chaldäern die Priesterkaste, welche, außer der Verrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche, die Lehren und Ausübung der Magie (s. d.) als Vorrecht besaß und deren Ansehen und Einfluß bei Volk und Fürsten bedeutend war. Nicht selten bekleideten sie die wichtigsten Staatsämter. Ihre Kenntnisse in der Astronomie waren nicht gewöhnlich, doch wurde darauf nur insofern Werth gelegt, als dieselben für die weit angesehenere Wissenschaft der Astrologie (s. d.) unentbehrlich waren. In der heil. Schrift wird der Name M. im guten, wie im bösen Sinne gebraucht; so z. B. steht er von den Weisen aus dem Morgenlande Matth. 2, 1.; aber auch von den ägyptischen Zauberern, Exod. 7, 11. 12. und von dem Irrlehrer Simeon, Apostelgeschichte 8, 9.

Magister (der vollständige Titel ist Magister artium liberalium, das heißt: Meister der freien Künste), kam als Gelehrtentitel auf den Schulen im 12. Jahrhunderte auf, wo ihn die erhielten, welche nach Beendigung ihres Schulcursus in den deßhalb vorgenommenen Prüfungen sich auszeichneten, auch bereits den Grad eines Baccalaureus (s. d.) erlangt hatten. Als von den 3 übrigen Fakultäten der Titel Doctor (s. d.) verliehen wurde, wurde M. die höchste Würde, welche die philosophische Fakultät ertheilte. Manche philosophische Fakultäten (z. B. die Leipziger), ertheilen den M.-Titel neben dem Doctortitel (Doctor philosophiae et Mag. artt. libb.), während andere (z. B. die Jena'sche) den M.-titel nur denen beifügt, die akademische Vorlesungen halten: M. legens, der nach Vertheidigung einer Dissertation die Erlaubniß, akademische Vorlesungen zu halten, erworben hat.

Magister equitum war eine, zu den höchsten außerordentlichen Aemtern gehörige Magistratsperson der Römer, namentlich der Commandant der Reiterei,

jedoch nur bei dem Heere eines Diktators. Es wurde gewöhnlich hiezu ein Mann mit consularischem oder prätorischem Range erwählt u. der unumschränkte Diktator erwählte diesen Befehlshaber aus eigener Machtvollkommenheit; indeß gab es Fälle, wo auch der Senat oder das Volk diese Wahl vornahm. Das Amt des M. e. war: die Reiterei des Heeres zu commandiren, die Anordnungen des Diktators zu vollziehen u. dessen Befehle streng zu gehorchen (Livius XXII., 30.).

Magister Matheseos heißt in der Geometrie der wichtige Lehrsatz des Pythagoras, daß in einem rechtwinkeligen Dreieck das □ der Hypothenusen (der dem rechten Winkel gegenüberliegenden oder Grundlinie), der Summe der Quadrate der Katheten (Seiten, welche den rechten Winkel bilden) gleich ist. — Hieraus ergibt sich folgender richtige Folgerungssatz: wenn man aus der Spitze des rechten Winkels den Perpendikel auf die Hypothenuse zieht, so ist das Quadrat jeder Kathete eines rechtwinkeligen Dreiecks gleich dem Rechtecke aus der Hypothenuse mit dem, durch den Fußpunkt des Perpendikels bestimmten, anliegenden Hypothenusen-Segment. Zugleich finden noch zwei andere Fälle hier statt: 1) Das Quadrat des Höhenperpendikels ist gleich dem Rechtecke aus den beiden Hypothenusen-Segmenten; 2) das Rechteck aus den Katheten ist gleich dem Rechtecke aus der Hypothenuse mit dem Höhenperpendikel; doch findet sich bei Pythagoras nur der erste Satz. Weisflog.

Magister militiae (magister armorum) war in den späteren Zeiten Roms und erst zu den Zeiten des Vegetius ein Feldherr, welcher die Inspektion über ein ganzes Truppencorps hatte. Diese (Inspektoren) traten an die Stelle der Legaten der Kaiser und wurden von Severus eingeführt. Später gab es zwei solche Inspektoren, nämlich einen über das Fußvolk, den andern über die Reiterei u. sie hatten eigene, ihnen angewiesene Provinzen.

Magisterium nennt man in der Pharmazie ein Präcipitat, das auf chemischem Wege als ein feines Pulver erhalten wird, so sagt man M. antimonii, bismuti, Jovis, Saturni, sulphuris.

Magistratus hießen bei den Römern sowohl die Aemter selbst, als die obrigkeitlichen Personen, welche dieselben begleiteten. Um die Staatsverfassung Roms richtig zu beurtheilen, muß man die verschiedenen Zeitpunkte derselben und die darin vorgefallenen, aus der Geschichte bekannten, drei Hauptveränderungen der Regierungsform unterscheiden; die königliche bis zum J. R. 244 (510 vor Chr. G.), die consularische bis zum J. 723 (31 vor Chr. G.) und die kaiserliche bis zum Untergange des abendländischen Reichs im J. 476 n. Chr. G. Unter den Königen war die Regierung eigentlich von gemischter Art und man hat ihre Gewalt mehr nach dem Ansehen der älteren griechischen Könige oder Fürsten einzelner Völkerschaften zu schätzen, als nach den uns gewöhnlichen Begriffen von unbeschränkter Gewalt. Opferdienst, Gesetzgebung, richterliche Entscheidung, Berufung des Senats u. des Volkes, waren die wesentlichsten Vorrechte der Könige Roms, und doch waren sie auch bei dem Gebrauche dieser Vorrechte in mehren Fällen durch die Theilnehmung des Senats und der Volksversammlungen beschränkt. Die Zeichen königlicher Würde waren von den Etruriern entlehnt und bestanden in einer goldenen Krone, einem elfenbeinernen, oder mit Elfenbein stark verzierten Sessel, einem Herrscherstabe gleiches Stoffes, an dessen Spitze ein Adler angebracht war, einer weißen, mit Purpur gestickten oder verbrämten Toga, und in 12 Liktoren, welche zusammengebundene Stäbe (fasces), in deren Mitte ein Beil war, vor dem Könige hertrugen. Hierauf wurde die Verfassung der Römer aristokratisch. Jährlich wählte man zwei obrigkeitliche Personen von eben dem Ansehen u. Einflusse, wie die Könige gehabt hatten, und nannte sie Consuln (s. d.). Ihre Ehrenzeichen waren dieselben, welche früher die Könige gehabt hatten, mit Ausnahme der goldenen Krone und des gestickten Purpurkleides, welches den Consuln nur bei Feierlichkeiten, wie z. B. bei Triumphzügen, zu tragen gestattet war. Nach vollendetem Jahre ihrer Amtsführung wurden sie gewöhnlich Proconsuln oder Statthalter

der Provinzen. Uebrigens wurde das consularische Ansehen immer mehr eingeschränkt, theils durch die hinzugekommenen Würden der **Dictatoren** und **Tribunen**, theils auch durch das Gesetz, daß man von ihnen sich an die Entscheidung des Volkes wenden durfte. Auf die Consuln folgten im Range die **Prätoren**, **Aedilen** und **Quästoren** (s. d.). **Tribunen** (s. d.) gab es verschiedene Arten. Zu den ältesten obrigkeitlichen Aemtern in Rom gehörte auch das der **Censoren** (s. d.). Unter den außerordentlichen obrigkeitlichen Personen, deren Würde nur unter gewissen Umständen nothwendig war, verdient der **Dictator** (s. d.) besondere Erwähnung. Die Unzufriedenheit des Volkes mit den Anmaßungen der Consuln verursachte im J. R. 303 (451 vor Chr. G.) die **Wahl der Zehnmänner consularischen Ansehens** Decemviri consulari potestate s. legibus ferendis (s. Decemviri), denen die gesetzgebende Macht übertragen wurde. Minder wichtige Magistratspersonen waren: der Praefectus annonae (571); die Quinqueviri mensarii et minuendis publicis sumtibus, deren Hauptgeschäft die Abtragung öffentlicher Schulden war; die Quinqueviri muris turribusque reficiendis; die Triumviri aedibus sacris reficiendis, Triumviri monetales, nocturni u. a. m. In den römischen **Provinzen** gab es gleichfalls verschiedene obrigkeitliche, zum Theil schon angeführte Würden. Dahin gehörten: die **Proconsuln**, **Proprätoren**, **Proquästoren**, **Legaten**, **Conquisitoren** u. s. f. — Gegenwärtig bezeichnet man in Deutschland mit dem Namen **Magistrat** die Verwaltungsbehörden der Städte.

Magliabecchi, Antonio, Bibliothekar der mediceischen Bibliothek zu Florenz, geboren daselbst 1633, ein literarisches Orakel seiner Zeit, unterstützte, bei seltener Uneigennützigkeit und einem außerordentlichen Gedächtnisse, die Gelehrten durch seine tiefen Einsichten, so wie durch Mittheilung von Handschriften und Büchern auf mannigfache Weise und erwarb sich dadurch einen ausgebreiteten u. wohl begründeten Ruhm. Mit den meisten deutschen, französischen und holländischen Gelehrten seiner Zeit stand er in Verbindung. M. selbst gab nichts Eigenes heraus, aber viele schätzbare Werke kamen theils durch seine unmittelbare Besorgung, theils durch seine Vermittelung und Aufmunterung an das Licht, so wie er seine reichhaltige Bibliothek ganz zum öffentlichen Gebrauche bestimmte. Er starb 4. Juli 1714. Vgl. Catalogus codd. saec. XV. impressorum, qui in publica bibliotheca M.ana Florentiae adservantur, auct. Ferd. Fossio, Florenz 1793, 3 Bde. Fol. Eine Biographie von M. lieferte Marini.

Magna charta, s. Charta magna.

Magnaten. Im engeren Sinne bezeichnet man damit die ungarischen Fürsten, Grafen u. Freiherren; in ausgedehnterer Bedeutung dagegen alle Mitglieder der ungarischen Pairskammer, welche dort die Magnatentafel heißt. In diesem ausgedehnteren Sinne versteht man also darunter: die ungarischen Erzbischöfe, Bischöfe, den Erzabt von Martinsberg, den Prämonstratenser-Abt von Jász (Praelati); die Reichswürdenträger (Barones), den Capitän der ungarischen Leibgarde, alle Obergespänne, den Gouverneur von Fiume, alle Grafen und Barone (M.), den Deputirten von Kroatien (s. **ungarische Verfassung**). Mailáth.

Magnesia, Bittererde, Talkerde (Magnesia pura, seu usta s. calcinata) wird die Verbindung des einfachen Stoffes (s. **Chemie**) **Magnesium** mit **Sauerstoff** genannt. Es ist ein vollkommen weißes, sehr lockeres und voluminöses Pulver, welches weder Geruch, noch Geschmack besitzt u. aus 61,29 Magnesium und 38,71 Sauerstoff besteht. Säuren und saure Salze werden von der M. neutralisirt; Salze, die ein organisches Alkali oder ein schweres Metalloxyd zur Basis haben, werden davon zersetzt. Mit Wasser übergossen bindet die M. dasselbe nach und nach, und es entsteht **M.-Hydrat** (30 % Wasser enthaltend), ein weißes Pulver, oder eine durchscheinende, lose zusammenhängende Masse. Die M. macht einen Bestandtheil vieler Mineralien aus, unter denen besonders der **Talk** (**kieselsaure M.**) am häufigsten vorkommt. Dargestellt wird sie durch Ausglühen der sogenannten M. alba (s. unten), daher auch ge-

brannte M. (M. usta). Mit Säuren gibt sie die M.-Salze, welche bitter und unangenehm schmecken, und vor dem Löthrohr dadurch erkennbar sind, daß sie, mit Kobaltauflösung geglüht, eine fleischrothe Farbe annehmen; durch kaustische und kohlensaure Alkalien werden sie aus ihren Auflösungen kleisterartig niedergeschlagen, der Niederschlag löst sich leicht in Salmiak. Zu den wichtigsten (Sauerstoff-) Salzen gehören: die kohlensaure M. (M. carbonica seu alba); sie ist ein vollkommen weißes, lockeres, geruch- u. geschmackloses Pulver, unlöslich im Wasser, dagegen leicht löslich unter Brausen in Säuren; ihre Bestandtheile sind in 100 Theilen: 44,69 M., 35,86 Kohlensäure und 19,45 Wasser. Man erhält sie durch heißes Fällen einer Bittersalzlösung (s. u.) durch eine Pottasch- oder Sodaauflösung und Auswaschen des Präcipitats. Diese Verbindung der M. wird besonders in der Arzneikunde angewendet als ein mildes, Säuren absorbirendes Mittel, namentlich bei Sodbrennen, Koliken, gegen Krämpfe der Kinder u. s. w.; außerdem bedient man sich derselben zur Verdünnung mancher Farben. Die schwefelsaure M., Bittersalz, englisches Salz (M. sulphurica, Sal amarum s. anglicum); diese bildet kleine, weiße, nadelförmige Krystalle, welche geruchlos, von unangenehmem, bitterem, kühlend-salzigem Geschmacke sind, sich im Wasser auflösen u. in 100 Theilen aus 16,72 M., 32,9 Schwefelsäure u. 50,89 Wasser bestehen. Dieses Salz wird im Großen dadurch bereitet, daß man natürliche kohlensaure M. in Schwefelsäure auflöst, oder daß man Salzmutterlaugen, welche reich an Bittererde sind, zerlegt. Es bildet einen Hauptbestandtheil vieler Mineralwässer. Man gebraucht die schwefelsaure M. ebenfalls in der Medizin als Purgirmittel u. zur Darstellung anderer M.-Präparate. Die kohlensaure Kalk-M. (Bitterspath, Dolomit), ein häufig vorkommendes Mineral, welches beim Glühen seine Kohlensäure verliert und zur Bittersalz- und Mörtelbereitung gebraucht werden kann. Auch außerdem sind noch Verbindungen der M. bekannt, die wir jedoch, wegen ihrer im Allgemeinen minderen Wichtigkeit, hier übergehen können. Die Benützung der M. ist so ziemlich dieselbe, wie die der kohlensauren M., sie wird aber dieser letzteren vorgezogen in Fällen, wo die sich entwickelnde Kohlensäure lästig wird, wie z. B. bei Vergiftungen durch Säuren. Sie wird als das beste Gegenmittel bei Vergiftungen mit Säuren betrachtet; bei den Verordnungen hat man aber darauf Rücksicht zu nehmen, daß ein Theil der gebrannten M. mehr als dem Doppelten an kohlensäurehaltiger entspricht. C. Arendts.

Magnet (Magnes, Climant, Loadstone), nennt man gewisse, meist in Urgebirgen vorkommende Eisenerze, welche die Fähigkeit haben, kleine Eisentheile anzuziehen u., umgekehrt, selbst vom Eisen angezogen zu werden. Die wichtigsten magnetischen Verbindungen sind Eisenoxyd-Oxydul, der Magneteisenstein. Derselbe hat gewöhnlich eine compakte, grobkörnige Consistenz; seine Farbe ist verschieden, bald ist sie stahlgrau, bald weißlich, bald rostfarben, bald dunkel, manchmal schwarz. Die Ursache dieser Anziehung bezeichnen wir als „mineralischen Magnetismus oder magnetische Kraft." Man überzeugt sich leicht, daß diese anziehende Kraft nach den beiden Enden des M.es zu-, nach der Mitte aber abnimmt. Die Mitte desselben wird Mittellinie, die beiden Enden werden Pole — Nord- u. Südpol — genannt, weil ein, frei in seinem Schwerpunkte aufgehangener, M. sich von selbst mit dem einen Pole in der Richtung nach Süden, mit dem andern nach Norden kehrt. Hierauf gründet sich die Construktion des Compasses (s. d.). Ein weiterer Versuch zeigt, daß gleichnamige Pole, also Nord- u. Nordpol oder Süd- u. Südpol sich abstoßen, ungleichnamige aber sich anziehen. Man betrachtet den Magnetismus (s. d.) als ein Fluidum, welches in der wägbaren Masse der M.e verbreitet ist und da wir zwei entgegengesetzte magnetische Kräfte kennen, müssen wir auch zwei magnetische entgegengesetzte Fluida annehmen. Die dem M. natürlich innewohnende Kraft läßt sich auch auf jedes Stück Eisen oder Stahl künstlich übertragen — künstlicher M. — Nähert man einem M. ein Stück weichen Eisens, so wird dasselbe zum M. u.

erhält zwei Pole, wird aber, nach geschehener Trennung, seiner magnetischen Eigenschaften alsbald wieder verlustig u. zwar um deßwillen, weil im weichen Eisen die beiden magnetischen Fluida vorkommen, aber durch den Einfluß des M.s vertheilt werden. Stahl wird durch die Annäherung an einen M. nicht so leicht magnetisch, es bedarf dazu eigener Manipulationen. Die einmal von ihm aufgenommene magnetische Kraft haftet aber fest an ihm. Die M.e sind in verschiedener Form darstellbar. Man bildet aus dem Stahle entweder Stäbe oder krümmt ihn in Hufeisenform. Um Stahl magnetisch zu machen, hat man hauptsächlich 2 Methoden: 1) Duhamel's Methode besteht darin, daß man den zu magnetisirenden Stab mit seinen Enden auf zwei M.-Bündel legt, deren entgegengesetzte Pole sich einander zukehren. Alsdann setzt man die beiden Streich-M.e auf die Mitte des Stabes, indem man sie einen Winkel von 25—30° machen läßt u. fährt mit beiden nach den entgegengesetzten Enden des Stabes, hebt hier ab u. setzt in der Mitte wieder auf. 2) Aepinus's Verfahren ist besonders für größere Stäbe geeignet. Man setzt, wie beim Duhamel'schen Striche, auf u. bewegt beide M.e nach denselben Stabenden hin, alsdann über den ganzen Stab nach dem entgegengesetzten Ende u. hebt endlich in der Mitte des Stabes wieder ab. Diese Methode heißt auch der Doppelstrich. Das Quantum magnetischer Kraft, welches auf diese Art einem M.e zugeführt werden kann, hat seine Gränze, welche man den Sättigungspunkt nennt. Werden M.e bis zum Weißglühen erhitzt, so verlieren sie augenblicklich den Magnetismus. Um eine Wiedervereinigung der getrennten magnetischen Flüssigkeiten zu verhindern, bedient man sich sogenannter Armaturen, d. h. Stücke von weichem Eisen, welche in Berührung mit dem M.e selbst zu M.n werden u. dadurch die magnetische Thätigkeit im Stahle erhalten. Verbindet man mehre magnetische Stäbe mit einander, so entsteht ein magnetisches Magazin. — Gleichwie der künstliche M. seine magnetischen Eigenschaften von dem natürlichen M.e erhält, ist die, dem natürlichen M.e innewohnende Kraft ein Ausfluß des Erdmagnetismus. Zu dieser Entdeckung führte die Abweichungsfähigkeit der M.-Nadel (s. d.). Weitere Forschungen ließen den Erdmagnetismus als das, wesentlich auf Galvanismus u. Elektrochemismus beruhende, Gesammtleben der Erde erkennen, vermöge dessen alle ihre Körper, einer galvanischen Batterie ähnlich, in gegenseitiger galvanischer Spannung sich befinden. Sehr verdient zur Ermittelung der Abweichungsverschiedenheiten der magnetischen Eigenschaften nach Erdpolarität, tellurischen, atmosphärischen, elektrischen u. Jahresverhältnissen machten sich die von Alexander von Humboldt u. später von Hofrath Gauß an vielen Hauptplätzen Europa's gegründeten magnetischen Vereine u. Observatorien. — Des M.s als Heilmittel wird schon im höchsten Alterthume Erwähnung gethan. Als eines solchen bedienten sich die Magier, Chaldäer, Aegyptier u. Hebräer. Manche hielten ihn für giftig u. den Knoblauchssaft für sein Gegengift. Man schrieb ihm, innerlich genommen, lebensverlängernde Kraft zu. Galen u. Dioscorides hielten ihn für abführend. Avicenna fand denselben bei Milzkrankheiten heilkräftig. Andere betrachteten ihn als ein Gegengift des Eisens, das damals noch für giftig galt. Die Alchymisten bearbeiteten ihn auf alle Arten: aus demselben bereitete Paracelsus eine Magnetmanna; Agricola zog aus ihm ein Salz, ein Oel und eine Quintessenz. Häufiger noch war sein äußerer Gebrauch, namentlich bei Wunden, bei eingeklemmten Brüchen, wo man auf diese ein M.-Pflaster applicirte u. innerlich Eisenfeile verschlucken ließ. Paracelsus u. van Helmont erklärten seine Wirksamkeit aus seiner Kraft, das krankmachende Prinzip nach Außen zu ziehen. Aëtius von Amidos erkannte zuerst die Einwirkung des M.s auf die Nerven, und von da ab wurde erst dem mineralischen M. seine eigentliche Wirkungssphäre eröffnet. Zunächst waren es nervöse Zahnschmerzen, gegen welche man ihn in Gebrauch zog. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dem medicinischen Gebrauche des M.s eine weitere Verbreitung gegeben. Durch Clarus, Arzt des Königs von England, fand die krampfwidrige Wirkung des M.s (1765)

ihre Bestätigung u. später durch Mesmer (s. d.) eine allgemeinere, aber zu weit verbreitete Ausdehnung, nicht allein auf Krankheiten im Nervensysteme, sondern auch in allen andern Organen. Aus Andry's u. Thauret's, auf Anlaß einer vom Abbé Lenoble der königl. medicinischen Gesellschaft über diesen Gegenstand vorgelegten Abhandlung, im Jahre 1775 angestellten Untersuchungen über die Heilkräfte des mineralischen M.s geht hervor, daß dieser in Krankheiten, sowohl der empfindenden, als bewegenden, so wie der, die unwillkürlichen Vitalitätsakte vermittelnden Seite des Nervensystemes, durch seine direkte Einwirkung auf das Nervensystem beruhigend u. stärkend einwirkt, während er auf andere Bestandtheile des Organismus, als Säfte, Fasern u. Eingeweide indifferent bleibt und daß diese Wirkungserfolge jedoch bloß palliativ sind, aber bei vorgeschrittener Kenntniß der Anwendungsmethode auch radikal werden könnten. — Bekannt ist der Einfluß des Erdmagnetismus auf die M.-Nadel; ebenso weiß man, daß Elektricität u. Magnetismus Aeußerungen eines und desselben Agens sind; ferner ist mit mehr als Wahrscheinlichkeit angenommen, daß die chemisch-vitalen Erscheinungen im menschlichen Körper fortwährend Elektricität und Magnetismus erzeugen u. in dieser Beziehung mit dem Erdmagnetismus sympathisiren. Nach diesen Erfahrungen versetzt man den, unter Einfluß des künstlichen M.s zu stellenden, Kranken in den magnetischen Meridian. Soll nun einem Kranken Erdmagnetismus zugeführt werden, so wird er in den magnetischen Meridian gebracht u. dem magnetischen Pole der Erde in der Art genähert, daß er mit gegen die Lehne des Stuhles u. nach Süden zurückgebeugtem Rücken u. in nördlicher Richtung vorgestreckten Füßen auf einem Stuhle sitzt u. ihm ein senkrecht gehaltener Magnetstab, den Südpol nach oben u. den Nordpol nach unten gekehrt, genähert. In umgekehrter Stellung des Kranken und entgegengesetzter Haltung des M.-Stabes entzieht man jenem den Magnetismus u. leitet ihn der Erde zu. — Auf die Anwendung des M.s verlieren sich oft augenblicklich die Schmerzen gänzlich, oder sie gehen auf einen andern Körpertheil über; oder sie bleiben unverändert, wegen ihrer ungewöhnlichen Höhe oder zu geringen Stärke oder mangelhaften Gebrauches des Mittels; oder aber sie verschlimmern sich wegen bewirkten Blutandranges nach dem leidenden Theile. Nach lange fortgesetzter oder öfter wiederholter Anwendung des M.s verbreitet sich die beruhigende Wirkung desselben auf den gesammten Organismus. Bei unmittelbarer Berührung des M.s mit der Haut hat der Berührte eine veränderte Temperatur-Empfindung u. fühlt bald Kühle, bald ein Blasen, bald ein Brennen. Bei fortgesetzten Strichen mit dem M. über die Haut bemerkt man zuweilen eine vermehrte Anziehung desselben an der leidenden Stelle. Nach anhaltender Berührung des M.s mit der Haut, z. B. durch Tragen desselben auf der bloßen Haut, entsteht in dieser Jucken, Kitzeln, Ziehen, Röthung u. darauf Ausschlag. Seine Heilkraft entfaltet der M. bei reinen, oder auf materielle Störungen erfolgenden dynamischen Nervenaffektionen, dort als unmittelbare und palliative oder radikale Beruhigung, hier durch mittelbare Einwirkung des Nervensystems auf andere Systeme. *μ.*

Magnetismus, thierischen, nennt man einen eigenthümlichen, ungewöhnlichen und abnormen Zustand des Nervensystems, der von selbst entstehen kann, oder durch eine rein dynamische Einwirkung eines gesunden, organischen Individuums in einem anderen, gesunden oder kranken, Individuum erregt wird u. später auch ohne Zuthun des ersteren durch des letzteren eigenen Willen wieder geweckt werden kann. Nach seinen begleitenden Erscheinungen, sowie nach der Art u. Weise seiner Erregung, beurkundet sich dieser Zustand als eine Concentration sämmtlicher Nerventhätigkeit in dem centralen Theile des Gehirns und in dem Ganglienervensysteme des Unterleibes als eine Steigerung der Intelligenz u. Erhöhung des inneren Wahrnehmungsvermögens, sowie als eine Beschleunigung der aufsaugenden u. abscheidenden Thätigkeiten, wobei die äußeren Sinnesorgane, wie auch der vom Rückenmarke ausgehende Theil des Bewegungsapparates, bald

in gänzliche, bald in theilweise u. von dem Willen des Magnetiseurs abhängige Unthätigkeit versetzt sind. Magnetisiren nennt man die Ausübung der thierisch-magnetischen Kraft eines Individuums auf ein anderes, desselben oder des anderen Geschlechtes. Der von selbst u. ohne äußere Einwirkung geweckte thierische M. oder magnetische Schlaf (Somnambulismus) ist ein, dem natürlichen Schlafe verwandter Zustand, der ein Individuum plötzlich und bei Tage befällt, worauf der davon Befallene mit geschlossenen und aufwärts gezogenen Augen, starrer Pupille, normalem Pulse u. leisem Athmen ruhig daliegt oder zusammenhängend u. sinnvoll spricht u. keine Bewegung ohne Zweck macht. Dem künstlich, d. i. durch den festen Willen u. eigenthümliche Gesten erregten, magnetischen Schlafe gehen häufig Schauder, flüchtige Wärme, Schweiß und verschiedene Nervenbewegungen voran; hierauf gewinnt das Gesicht des Schlafenden einen freudigen, verklärten Ausdruck, seine Sprache ist reiner, seine Worte gewählter, seine Gemüthsstimmung heiterer denn sonst. Der Inhalt seiner Rede bezieht sich auf längst vergessene Dinge, auf den eigenen Körper und überhaupt auf die krankhaften Vorgänge in demselben. Dabei sind sämmtliche freie Sinnesverrichtungen aufgehoben u. es werden die äußeren Gegenstände nur auf ungewöhnlichem u. unbekanntem Wege erkannt. Dieselben physiologischen Erscheinungen bietet der aus freien Stücken, nach mehrmaligem früheren Magnetisiren, erfolgende magnetische Schlaf (Automagnetismus) u. unterscheidet sich von dem künstlichen nur durch seine geringere Tiefe u. kürzere Dauer. — Bloß durch unmittelbare Anregung u. Vermittelung des Magnetiseurs empfängt der Magnetisirte äußere Eindrücke; ebenso beherrscht derselbe durch seinen Willen dessen einzelne Organe u. Gliedmaßen, selbst die subjektiven Gefühle des Magnetiseurs übertragen sich auf das von ihm beherrschte Individuum. Nebst der animalischen Lebenssphäre wird vorzugsweise noch die nervöse vom Magnetiseur berührt u. zwar merkwürdiger Weise in der Art, daß sogar deren innere vegetative Seite — sympathischer Nerve u. Sonnengeflecht — noch zur sensiblen wird u. sowohl den organischen Bau der Eingeweide, als ihre Vorrichtungen zum Bewußtseyn des Magnetisirten bringt. Dabei wird der Gesichtssinn durch den, in seiner naturgemäßen Funktion paralysirten, Gefühlssinn ersetzt. Der magnetische Schlaf mit seinen Gesichten, im Gegensatze zum wachenden Zustande, gibt gleichsam eine gesonderte Existenz ab, indem beim Erwachen dem Somnambulen keine Erinnerung des im somnambulen Zustande Vorgegangenen zurückbleibt, wohl aber in den folgenden Schlafzuständen. Gedächtniß, Urtheils- u. Einbildungskraft erheben sich über die übrigen geistigen Fähigkeiten bei ihm erstaunlich, sind gleichsam allem Sinnlichen entrückt. Auch Prophezeiungsvermögen besitzen sie, insofern ihnen aus den inneren subjectiven Gefühlen — innere Sensationen — aus der inneren Anschauung ihres eigenen Organismus, eine Vorahnung von künftigen Vorgängen werden kann. — Die Bedingungen zur Erzeugung des thierischen M. liegen sowohl auf Seite des Magnetisirenden, als auf jener des Magnetisirten. Von ersteren ist erforderlich, daß er mit dem festen Willen und dem lebhaften Verlangen, solche Wirkungen hervorzubringen, zugleich auch die feste Ueberzeugung des Gelingens seines Unternehmens verbinde: denn das Willensvermögen ist ein eigenthümlicher Zustand der Seele u. diese die Vermittlerin aller willkürlichen Nervenactionen u. der M. ein Produkt der letzteren. Ferner ist es erforderlich, daß der Magnetiseur in einer geistigen Verwandtschaft zu dem anderen Theile steht, rein in Sitten, religiös von Gemüth, theilnehmend gegen seinen Mitmenschen, gesund und kräftig von Körper ist und ein würdevolles, vertrauenerweckendes Aeußere besitzt, wenn er Empfänglichkeit auf der anderen Seite finden u. das Nervensystem nicht widrig berühren u. die magnetische Thätigkeit gehörig kräftig seyn u. derselbe dem Magnetisirten imponiren soll. Die gewöhnlichen Gesten zum Magnetisiren bestehen in Händeauflegen — Contact — im Entgegenrichten der inneren Handfläche — Palmar-Manipulation — oder der ausgespreitzten Finger — expandirte Digital-Manipulation — der

pfotenförmig vereinigten Finger — contrahirte Digital-Manipultaion — des Daumens allein — Pollicular-Manipulation — des Handrandes — Marginal-Manipulation — gegen die zu magnetisirende Person; in einer Bewegung der Hände, als sollte eine Flüssigkeit gegen die Herzgrube oder den leitenden Theil gespritzt werden — Spargiren — in einer fächelnden Bewegung der Hände — Ventiliren, Calmiren — in Knoten — Massiren — und Drücken mit den Händen — Compnimiren — in Manipuliren in großen Zügen — Traitement á grands courants — mit Anhauchen, in Anwendung der sogenannten magnetischen Batterien — Baquets — des magnetisirten Wassers u. s. w. Das gewöhnliche Verfahren bei den ersten Sitzungen ist folgendes: Der Magnetiseur setzt sich der zu magnetisirenden Person gerade gegenüber u. zwar so, daß sich ihre beiderseitigen Kniee oder Fußspitzen berühren u. ergreift sodann mit den Händen ihre Daumen, die er so lange festhält, bis sich die gegenseitige Temperatur ausgeglichen hat. Darauf legt er seine beiden Hände auf deren Schultern und fährt so nach Verfluß einiger Minuten mit nach dem Laufe der Nerven gerichteten Fingerspitzen längs den Armen herab. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser Manipulation werden die Züge gegen den Stamm des Körpers u. nach kurzem Liegenlassen der Hände auf dem Unterleibe u. den Knieen bis zu den Fußspitzen fort- u. sodann mit, vom Körper abgewendeten, Handflächen in einem Bogen gegen den Kopf zurückgeführt und letztere Operation sofort bis zum Eintritte magnetischer Erscheinungen wiederholt. Die sich nun selbst überlassene Magnetisirte schläft dann ruhig oder verfällt alsbald in den somnambulen Zustand und spricht nach einiger Zeit von selbst, oder gibt durch Gesten zu erkennen, daß man sie fragen kann. Die ersten Fragen dürfen sich nur auf allgemeine, den gegenwärtigen Zustand betreffende Verhältnisse, u. erst in den folgenden Sitzungen auf verwickeltere Gegenstände beziehen. Bei späteren Sitzungen genügt oft das bloße Anhauchen, das Anblicken, der Befehl, sogar der bloße Wille des Magnetiseurs zur Weckung des magnetischen Zustandes, dessen Höhegrade jedoch verschieden sind, je nach dem vorhandenen Grade der Reizbarkeit des Nervensystems auf Seite der zu magnetisirenden Person und der Größe des Wirkungs- und Willensvermögens des Magnetiseurs. Im mindesten Grade wird nur das Gemeingefühl in Etwas verändert u. krankhafte Verstimmungen des Nervensystemes momentan beschwichtigt. Bei kräftiger thierisch-magnetischer Einwirkung beginnt erst die Umnebelung der Sinne u. der Drang zum Schlafe, wobei das Bewußtsein u. das äußere Wahrnehmungsvermögen aber noch nicht ganz erloschen sind, der Geisteszustand jedoch einen ungewöhnlichen Grad von Aufregung und Verwirrung zeigt, der, höher gesteigert, zu Visionen führt — magnetischer Halbschlaf — u. unter fortdauernder Einwirkung des magnetischen Agens fast alle äußere Lebensthätigkeit aufhebt — magnetischer Vollschlaf. — Während dieses Höhepunktes des magnetischen Verhaltens äußern sich die merkwürdigen Erscheinungen des magnetischen Hellsehens, der Clairvoyance, während dessen die vorher noch dunkeln Vorstellungen und wirren Bilder klar werden u. geordnet vor die Seele treten. Die nun auf den höchsten Gipfel ihres geistigen Wirkens erhobene, gewissermaßen von der empfindenden Seite ihrer eigenen fleischlichen Hülle getrennte und in dieser Hinsicht fast nur unter Einfluß des Magnetiseurs gestellte Seele reproducirt die im wachenden Zustande erhaltenen Ideen, jedoch weit klarer, sieht in ihren eigenen Körper u. erkennt darin alle somatischen Vorgänge und krankhaften Störungen mittelst der sensitiv gewordenen vegetativen Nerven der Eingeweide — magnetische Selbstbeschauung — und nimmt äußere Gegenstände mittelst des für das Auge fungirenden Gefühlssinnes wahr. Ein noch höherer Grad des magnetischen Hochschlafes ist der magnetische Doppelschlaf, der Zustand höchster geistiger Ueberspannung — magnetische Entzückung — u. gänzlicher Empfindungslosigkeit u. Starrheit des Körpers. Die Erweckung aus dem magnetischen Schlafzustande geschieht durch Striche in entgegengesetzter Richtung, mittelst des Handdrückens — negative

Striche. — Wenn auch dem aus dem magnetischen Schlafe Erwachten keine Erinnerung von seinem vorgegangenen Zustande zurückbleibt, so trägt doch sein Gemüth u. die allgemeine Stimmung des Nervensystems die auffallendsten Spuren davon an sich. Die über alles irdische Unlautere erhoben gewesene Seele bewahrt darauf noch lange u. oft für immer, eine edlere Stimmung und beherrscht weit kräftiger alle thierischen Triebe. Diese geistige Erhebung steigert sich unter fortgesetzter Einwirkung des thierischen M. immer höher und bringt aber die Empfänglichkeit für denselben allmälig zum Erlöschen, so daß nach längerer oder kürzerer Zeitdauer (Monaten u. Jahren) der somnambule Zustand an Stärke und Vollkommenheit verliert und stufenweise zurückschreitet, bis er endlich ganz verschwindet. Eine engere Verkettung mit dem Magnetiseur bleibt jedoch dem Magnetisirten noch für längere Zeit zurück. Bei genauer Betrachtung aller dieser merkwürdigen, von Vielen bezweifelten, aber von den größten Autoritäten der Wissenschaft als wahrhaftig anerkannten Erscheinungen ergibt sich, daß sie sämmtliche dem Nervensysteme angehören und ihrem Wesen nach in einer Modifikation und Ausdehnung seiner Wirkungssphäre bestehen. Wenn man in Betracht zieht, daß das Gehör der doppelten Funktion des Wollens und der Empfindung und darin durch eigene Hülfswerkzeuge (Nerven) unterstützt wird, die, in drei Classen zerfallend, entweder der Bewegung, dem Willen, dienen u. diesen vom Gehirn fortleiten — active Nerven — oder der Empfindung vorstehen u. die äußeren Eindrücke dem Gehirne zuführen — passive Nerven; — wenn man ferner annimmt, daß alle diese Vorgänge an ein Ab- und Zuströmen einer eigenthümlichen Substanz, der Nervenflüssigkeit, geknüpft ist; wenn physikalische Versuche an bloßgelegten u. durchschnittenen Nerven der letzteren Einwirken auf die Magnetnadel dargethan haben und sich dagegen die Muskeln eines kürzlich getödteten Thieres in Bewegung setzen, sobald ihre Bewegungsnerven mit einem Metallstücke in Berührung gebracht werden; wenn außerdem durch Galvani und Volta die Existenz einer elektrischen Flüssigkeit in den Nerven erwiesen wurde; wenn endlich Versuche an sehr elektrischen Thieren nachgewiesen haben, daß dieses elektrische Fluidum durch das Gehirn abgesondert wird, indem durch eine Trennung desselben von den, von ihm aus- und in dasselbe eintretenden, Nerven sowohl die elektrischen Wirkungen, als die Funktion der Nerven selbst vernichtet wird: so findet die aufgestellte Ansicht, als beruhe das Nervenagens auf Elektricität, vielen Glauben. Gleichviel auch, welchen Namen dieses Agens trägt, so ist es ein bewegliches, das sich nicht auf den thierischen Organismus selbst beschränkt, sondern auch, nach den allgemeinen Gesetzen der Natur, aus demselben heraustritt, um sich andern Organismen mitzutheilen u. mit dem Makrokosmus Verbindung und Austausch einzugehen. Vereinigen sich nun zwei Personen, bei welchen einerseits das active nervöse, andererseits das passive nervöse Agens vorwaltet, in ihrem Willen dahin, diese beiden Sphären ihres geistigen Lebens zusammentreten zu lassen, dann verschmelzen sie in ein Ganzes, so zwar, daß beide Individuen gemeinschaftlich denken u. empfinden, wobei aber das schwächere Individuum, der passive Theil, von dem stärkeren, dem activen Theile, überwältigt, aller äußern Empfindung beraubt u. bloß für seine eigenen inneren Eindrücke u. die, ihm von dem Magnetiseur mitgetheilten, empfänglich wird. — Bezüglich der Heilanwendung des thierischen M. bei Krankheiten bieten sich nach seiner deßfallsigen Einwirkung zwei Seiten dar: eine geistige und eine körperliche. Diese beiderseitige Stimmung geht vom Magnetiseur auf den Magnetisirten über, gleichwie die Krankheit durch Ansteckung von einem kranken Individuum auf ein gesundes. Es fördert der thierische M. sonach den Heilungsprozeß im Allgemeinen. Seine Anwendung ist darum eine allseitige u. dort Platz greifend, wo die ausgleichende eigene Lebensthätigkeit nicht hinreichend ist, nach Entfernung der Krankheitsursache die Krankheit selbst zu beseitigen u. wo durch Einwirkung gewöhnlicherer Mittel u. Methoden, die auf einzelne Theile unmittelbar und zunächst wirken, oder wo wegen Mangel an Heilmitteln für den bestimmten Fall, der Zweck der Ausgleichung

der vorhandenen Störung unerreichbar ist. Schwäche oder Unregelmäßigkeit des Naturheilungsprozesses und Unzulänglichkeit oder fruchtlose Anwendung des gewöhnlichen Kurverfahrens dienen demnach als spezielle Anzeige für die Anwendung des thierischen M. Die niederste Stufe des thierisch-magnetischen Zustandes bestimmt die Erfahrung als die zum Behufe der Heilung entsprechendste, weßhalb es sehr gerathen ist, die mangnetische Behandlung nie bis zum Somnambulismus fortzusetzen, so interessante Erscheinungen er auch zu bieten vermag. Eben die große Wirksamkeit des thierischen M. ist es, welche denselben zu einem sehr nützlichen Heilmittel u. zugleich zu einem sehr gefährlichen werden läßt. Bei Gesunden stört derselbe das Gleichgewicht zwischen Gehirn- u. Unterleibsnervensystem u. versetzt das letztere in ein relatives Uebergewicht über das erstere und stimmt den Körper für das ganze Heer aller der, aus dem Unterleibe kommenden Uebel. Je nach der Lebenswichtigkeit eines Organes, welches das magnetische Agens betrifft, und nach der Dauer seiner Einwirkung kann es selbst bleibende Lähmung des influirten Organes, sogar den Tod des beregten Individuums zur Folge haben. Auch bei Kranken kann er unmittelbar und mittelbar schaden, und dieß zwar, indem er im ersteren Falle unrichtig und unzeitig angewendet wird, oder überhaupt zur Heilung einer bestimmten Krankheit nicht geeignet ist, oder im letzteren Falle andere äußere, oder auf der einen oder der anderen Seite liegende Verhältnisse störend oder nachtheilig dazwischen treten. Zu den Krankheitszuständen, bei welchen der thierische M. heilkräftig erfunden wird, gehören vorzugsweise solche, die allein auf dynamischer Verstimmung des Nervensystems beruhen, von diesem ausgehend sich über andere Systeme verbreiten oder im Nervensysteme als Nachspiel vorhergegangener krankhafter Störungen in anderen Systemen auftreten. Uebrigens ist der glückliche Erfolg der Anwendung des thierischen M. zu sehr von der Individualität der Krankheit und der Person abhängig, als daß nicht eine sehr sorgfältige Sichtung aller dieser obwaltenden Umstände geboten wäre. Als spezielle Krankheitsformen, welche die heilsamsten Einflüsse von dem thierischen M. zu erhalten pflegen, sind namentlich anzuführen: die Hysterie, die Hypochondrie, die Melancholie, die Manie, die Epilepsie, die Katalepsie (Starrsucht), Krämpfe aller Art, reine Nervenschmerzen, Nervenlähmungen, manche Taubheiten, gewisse Formen vom schwarzen Staare, Rheumatismen u. s. w. Die magnetische Behandelung muß eine geraume Zeit hindurch, täglich ein- und mehrmale, und zwar in bestimmten Stunden fortgesetzt werden. Eine besondere Benützung des magnetischen Hellsehens machte man zur Ermittelung der Krankheit der magnetisirten und anderer mit dieser in Rapport gesetzter Personen, so wie des dagegen anzuwendenden Heilverfahrens. Obwohl viele Enthusiasten wunderbare Beispiele von dieser Fähigkeit der Somnambulen erzählen, so läßt sich doch, selbst die enge geistige Verkettung der magnetisirten Person mit dem in der Regel sachkundigen Magnetiseur in Anschlag gebracht, ohne der Sache nahe zu treten, nicht wohl annehmen, daß eine Somnambule eine Krankheitserklärung zu geben vermöchte, die ihr im wachenden Zustande fremd ist. Außerdem dürfte man einer solchen Krankheitserkenntniß um so weniger Werth zumessen, da, bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, der Kunst so viele Hülfsquellen zu Rückschlüssen in den Krankheitssymptomen gegeben sind u. ihr so mannigfaltige physikalische Werkzeuge zu Gebote stehen, daß alle Schwierigkeit zur Erkenntniß einer Krankheit gehoben und zugleich von der Natur und Kunst der reichhaltigste Schatz wohlgeprüfter Heilmittel in die Hand des Arztes gegeben ist. In physisch-moralischer Beziehung wird die Ausübung des thierischen M. noch ein besonderer Gegenstand, sowohl der Medizinal- und Polizeibehörden, als des zu magnetisirenden Kranken u. seiner Angehörigen, des Umstandes willen, weil die magnetische Person nicht allein im Schlafzustande, sondern auch im Wachen von dem Magnetiseur ganz abhängt, seinen Willen, seine Gefühle und Triebe theilt und von ihm völlig beherrscht, ja wehrlos gemacht wird, und weil die Ehre der betreffenden Person nicht nur, sondern auch der ganzen

Familie in der Hand des Magnetiseurs liegt, indem derselbe den Schlafzustand sowohl in sittlicher Beziehung, als auch zur Verschaffung der Kenntniß wichtiger Familiengeheimnisse und deren eigennütziger Benützung mißbrauchen kann. — Die Geschichte des thierischen M. verliert sich ins hohe Alterthum, wo er vorzugsweise von den heidnischen Priestern ausgeübt wurde. Wir finden ihn in den Tempeln als Tempelschlaf, während dessen die Priester oder Kranken Mittel träumten und angaben, welche zur Heilung des concreten Krankheitsfalles dienlich seyn sollten. Erst gegen die Mitte den 18. Jahrhunderts leiteten die mit dem Magnete erzielten Heilerfolge dem thierischen M. die Aufmerksamkeit der Gelehrten zu, als nämlich Anton Mesmer (s. d.) zuerst mit demselben hervortrat und folgendes System dafür aufstellte: „1) Es gibt einen wechselseitigen Einfluß der Himmelskörper, der Erde und der belebten Körper. 2) Das Mittel dieses Einflusses ist die Universalflüssigkeit, die Alles durchdringt und Alles umgibt (Newtons Aether). 3) Jener wechselseitige Einfluß wirkt nach mechanischen, aber bisher unbekannten Gesetzen. 4) Es entstehen durch denselben wechselseitige Wirkungen, welche mit der Ebbe und Fluth verglichen werden können. 5) Die Eigenschaften der Materie u. der organischen Körper hängen von diesem wechselseitigen Einflusse ab. Jenes Agens wirkt unmittelbar auf das Nervensystem u. zeigt im menschlichen Körper Eigenschaften, die den magnetischen analog sind. Es gibt verschiedene und entgegengesetzte Pole im Körper. 7) Die Eigenschaft des thierischen Körpers, wodurch er für diesen allgemeinen Agenten empfänglich wird, ist der thierische M. 8) Der thierische M. strömt aus dem Körper in andere, belebte u. unbelebte, mit unbegreiflicher Schnelligkeit. 9) Er wirkt auf eine beträchtliche Entfernung, ohne eines Mittelkörpers zu bedürfen. 10) Er wird, wie das Licht, durch einen Spiegel reflectirt. 11) Er wird durch den Schall verstärkt, verbreitet u. mitgetheilt. 12) Es gibt belebte Körper, die eine dem M. so entgegengesetzte Eigenschaft haben, daß ihre Gegenwart alle Wirkungen desselben zerstört. 13) Diese entgegengesetzte Kraft kann eben so angehäuft u. verbreitet werden; sie durchdringt gleichfalls alle Körper u. ist also eine wirkliche, positive Kraft. Auch der Magnet ist dieses animalischen M. u. selbst der entgegengesetzten Kraft fähig, ohne daß seine Anziehung gegen das Eisen dadurch vermindert wird. Der thierische M. ist also von dem animalischen wesentlich unterschieden. 15) Durch dieses Princip kann man die Nervenkrankheiten unmittelbar, u. mittelbarer Weise die übrigen heilen: es erklärt uns die Wirkung der Heilmittel u. erweckt die Krisen. Durch dieses Princip erkennt der Arzt alle, auch die verwickeltsten Krankheiten, u. dadurch kann die Medicin auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht werden. Diese Lehre fand von Seite der Gelehrtenwelt anfänglich keine Würdigung; dieß hinderte übrigens nicht, daß Mesmer sie praktisch übte. d'Esler, erster Arzt des Grafen von Artois, entschied sich für sie u. versuchte eine wissenschaftliche Begründung derselben. Ihre Hauptgegnerin war die Pariser medicinische Fakultät. Dessen ungeachtet erhielt ihr Begründer von der französischen Regierung eine Rentenanweisung von 40,000 Livres zur Errichtung einer Heilanstalt, wovon er jedoch keinen Gebrauch machte u. mit Privatbeiträgen eine solche errichtete, u. eben so auf eine durch Subscription in den Provinzen zusammengebrachte Summe von einer halben Million zum Vortheile der Errichtung von 20 in ganz Frankreich vertheilten magnetischen Heilanstalten, (harmonischen Gesellschaften) verzichtete. Die französische Revolution hemmte übrigens Mesmer im Voranschreiten auf der unter günstigen Auspicien betretenen Bahn. Auch in Deutschland machte damals der Mesmerismus Epoche; auch hier fehlte es ihm nicht an animosen Gegnern und enthusiastischen Verfechtern. Dadurch wurde aber die Wahrheit nicht gefördert u. blieb bis auf den heutigen Tag die Sache des thierischen M. noch völlig unentschieden. — Mesmer u. dessen Schüler bedienten sich zum Magnetisiren des magnetischen Baquets. Dieses bestand aus einer kleinen, 1½ Fuß hohen, mit unelektrischer Materie gefüllten Wanne, aus deren Deckel knieförmig gebogene u. be-

wegliche eiserne Stäbe hervorgingen. Um diese wurden die Kranken gestellt und erhielten jeder von ihnen seine eiserne Stange. Verbunden wurden sie durch eine um ihre Körper gelegte Schnur oder dadurch, daß jeder den Daumen seines Nachbars in der rechten Hand hielt, sie damit drückte u. so den links erhaltenen Druck weiter gehen ließ. Außerdem hielt jeder Magnetisirte eine 10 — 12 Zoll lange Ruthe in der Hand. Auf einem dabei stehenden Fortepiano wurden Arien gespielt u. auch dazu gesungen. Die Wanne diente zur Concentration des M., die Verbindung durch die Schnur, so wie die Kette der Daumen, zur Steigerung der Wirkungen mittelst der Mittheilung, die Ruthe als Conductor für die leidende Stelle und der Ton des mit der Ruthe berührten Instruments, so wie jener der Stimme, zur Fortleitung des magnetischen Fluidums. Außerdem übertrug man die thierische magnetische Kraft mittelst des fest fixirten Blickes, durch Auflegen der Hände, den Druck der Finger auf die Unterleibsgegend u. auf verschiedene andere Weise. Auch verschiedene Körper der Natur und leblose Dinge, mit welchen man dann die zu magnetisirenden Personen in Rapport brachte, wurden auf diese Weise magnetisirt. Der Erfolg dieser verschiedenen Operationen glich einer außerordentlichen Exaltation, gleichsam einer Berauschung, u. war ganz in die Willkür des Magnetiseurs gegeben. Marquis Chastenet de Puységur entdeckte bei Gelegenheit der, auf des Königs Befehl von der Akademie der Wissenschaften angestellten, Prüfungsversuchen mit dem Mesmer'schen magnetischen Verfahren, den Somnambulismus. Hierauf reducirte man dieses complicirte Verfahren auf das oben näher beschriebene vereinfachte. *μ.*

Magnetnadel, die, ist ein künstlicher Magnet von Stahl, welcher auf einem senkrecht stehenden, zugespitzten Stifte so gestellt ist, daß er sich leicht horizontal bewegen kann. Die M. ist gewöhnlich 3 — 6 Zoll lang, in Gestalt eines Pfeiles oder zweier langgestreckter gleichschenkeliger Dreiecke, welche mit der kürzeren, dritten Seite aneinander liegen. In der Mitte befindet sich ein Hütchen aus Messing oder Achat, in welches der Stift kommt; bei jenem ist die Spitze, bei dieser das gewöhnlich blau angelaufene Ende der Nordpol. Durch die bestimmte Lage, welche die M. annimmt, ist sie ein unentbehrliches Instrument für den Schiffer, Bergmann, Meßkünstler und Physiker geworden. Sie dient als Compaß (s. d.), vorzugsweise zum Orientiren, d. h. zur Bestimmung der Weltgegenden. Wird eine M. in eine andere, ihr nicht eigenthümliche Lage, z. B. in die von Osten nach Westen gebracht und dann sich überlassen, so kehrt sie in die ihr zukommende von selbst zurück, die sie aber nur nach und nach einnimmt, indem sie Schwingungen macht, die wegen der Reibung und des Widerstandes der Luft immer kleiner werden und zuletzt aufhören. Die Richtung der ruhenden M. heißt die magnetische Nordlinie, zum Unterschiede von der astronomischen oder wahren Nordlinie. Eine, durch die Richtung der ruhenden M., d. h. durch die magnetische Nordlinie senkrecht auf den Horizont gelegte, Ebene heißt der magnetische Meridian. — Nur an wenigen Stellen der Erde zeigt der Nordpol der M. genau nach dem wahren Norden, übrigens aber nach Punkten, die östlich oder westlich davon liegen; blos an wenigen Orten fallen daher der magnetische und der astronomische Meridian zusammen, an den meisten weichen sie mehr oder weniger von einander ab, was man Abweichung der M. (s. d.) nennt. Wird eine, im Schwerpunkte unterstützte, unmagnetische Nadel abgenommen, magnetisirt und wieder auf den Stift gelegt, so liegt sie an den meisten Orten nicht mehr horizontal, sondern neigt sich bei uns in der Nordhälfte der Erde zum Nordpol, in der Südhälfte dagegen zum Südpol herunter. Diese Abweichung der M. von der horizontalen Lage heißt die magnetische Neigung oder Inclination.

Magnificat heißt, nach den Anfangsworten, der unübertreffliche Lobgesang Mariä, Luk. 1. 46—55, welcher bei der Vesper nach dem Capitel, Hymnus, den Versikeln und der einschlägigen Antiphone, jederzeit stehend gebetet oder ge-

sungen wird. Bei feierlichen Vespern singt solchen der Chor auf der Orgel mit Begleitung der Musik.

Magnificenz (Magnificus) war unter den römischen Kaisern der Titel des Praefectus praetorio, des Magister militum, des Magister officiorum, des Quästor, des Comes domesticorum, 2c. In neuerer Zeit führten diesen Titel die regierenden Bürgermeister der freien Reichsstädte, und gegenwärtig wird er den Rectoren, Prorectoren und Kanzlern der Universitäten beigelegt.

Magnusen (Finn), gelehrter isländischer Archäolog, geboren zu Skalholt 1781, wurde 1815 Professor und 1829 geheimer Archivar in Kopenhagen, nahm Theil an der Herausgabe der älteren Edda, und übersetzte dieselbe ins Dänische, Kopenhagen, 1821—1823, 4 Bde. Außerdem schrieb er: Bidrag til nordisk Archaeologie, ebd. 1820, schwedisch von Siljegren, Stockholm 1820; Eddaläaren og dens Oprindelse, Kopenhag. 1826, 4 Bde; Priscae veterum Borealium mythologiae lexicon, ebd. 1828, 4. u. a.

Mago, Name mehrer berühmter karthagischer Feldherren; wir nennen von diesen 1) M., der als Suffet seinem Vaterlande zur Zeit des Perserkönigs Cyrus sehr wichtige Dienste leistete, Vater des Hamilkar und Hasdrubal, welche beide den väterlichen Ruhm bewährten. — 2) M., der im sicilianischen Kriege die karthagische Macht gegen den älteren Dionysius befehligte, diesen bei Catana schlug, aber selbst in einem Treffen gegen die Sicilianer blieb. — 3) M., karthagischer Suffet, 500 v. Christo, schrieb in punischer Sprache 28 Bücher vom Ackerbau, die von Cassius Dionysius von Utica ins Griechische und aus diesem ins Lateinische übertragen wurden. — 4) M., Sohn Hamilkars und Bruder Hannibals (s. d.), begleitete diesen im zweiten punischen Kriege nach Italien, half die Schlachten bei Trebia und Cannä erfechten und brachte die Nachricht von letzterem Siege nach Karthago. Er führte hierauf gegen den Scipio in Spanien Krieg und erfocht mehre Siege, erlitt aber auch einige Niederlagen. Seine letzte Schlacht lieferte er den Römern im Gebiete der Insubrier, wo er verwundet wurde und bald darauf, 303 v. Chr., starb.

Magyaren, der Name jenes Volksstammes, der als letzte Welle der Völkerwanderung am Ende des 9. Jahrhunderts nach Ungarn einwanderte u. das Land noch inne hat. Ueber den Ursprung derselben gibt es verschiedene Meinungen. 1) Die älteste Meinung ist, daß die M. von den attilanischen Hunnen abstammen; 2) daß sie finnischen Ursprungs sind; 3) daß sie dem türkischen Stamme angehören; 4) daß sie von den Scythen abstammen. Bei den ältesten Geschichtsschreibern werden die Einwandernden Türken, Avarener, Ugern genannt, woher der Name Ungern oder Ungarn (s. Mailáth, Geschichte der M. 1. Bd., wo Stephan Hornaths, Grundriß seines Nr. 4 erwähnten Systems im Anhange übersetzt ist). Unter den Reisenden, die den Zweck der Erforschung des Ursprunges der M. hatten, verdienen zwei besondere Erwähnung u. zwar Alexander Csoma, der in Csimet gestorben ist und Reguli, den die ungarische Akademie zu gleichem Zwecke auf Reisen geschickt hat. Mailáth.

Mahagoni- oder **Akajouholz** ist das schöne, dichte, harte, braunrothe Holz des in Westindien u. Mittelamerika, auch hin u. wieder in Afrika wachsenden M.baumes (Swietenia Mohagoni L.), eines majestätischen Baumes, der eine Höhe von 40 bis 60' u. dessen Stamm einen Durchmesser von 6' und darüber erreicht. Er wuchs früher am häufigsten auf Jamaica, wo er aber jetzt, da man die starken, zugänglichen Stämme nach und nach gefällt hat und der Baum sehr langsam wächst, viel seltener geworden ist; häufiger findet man ihn auf Cuba u. Hayti. Das M. ist eines der schönsten u. edelsten Hölzer, denn es verträgt jede Witterung u. Lage, Hitze u. Kälte, wird vom Wasser nicht angegriffen, ist dem Wurmfraße nicht ausgesetzt, schwindet, springt u. verzieht sich fast gar nicht und ist so fest, daß es selbst von Kanonenkugeln nicht leicht zerstört wird; dabei nimmt es äußerst leicht u. schon durch Abreiben mit einem fetten Oele eine vortreffliche Politur an, die es lange behält. In der Farbe, welche mit dem Alter dunkeler wird, u. in der Zeichnung ist es sehr verschieden. Man hat es mehr oder

weniger dunkelbraun, von gelbbraun bis schwärzlich, gefleckt oder Bastard-M., gewässert, geflammt oder mit pyramidenartigen Zeichnungen (Pyramidenholz), raupen- oder blumenartig (Blumenholz), gemasert ꝛc. Es wird daher häufig zu Möbeln aller Art u. zu Pianoforte's verarbeitet, welche noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zu den größten Luxusgegenständen gehörten, während es jetzt, wo sein Preis bedeutend billiger geworden ist, viel häufiger angewendet wird; doch gebraucht man es im Binnenlande, da es durch die Transportkosten bedeutend vertheuert wird, mehr zu Fourniren, als zu massiven Arbeiten. Zu feinen Luxusmöbeln ist es indessen in der neueren Zeit durch das Jacarandaholz und einige andere theuere Holzgattungen zum Theile verdrängt worden. Man kennt verschiedene Arten; es kommt hauptsächlich über London, Hamburg, Bremen, Lübeck u. andere Seestädte in den Handel u. wird nach dem Gewichte, oder auch nach dem Quadratfuß verkauft. — Unter dem Namen unächtes u. falsches M. kommen die Hölzer mehrer anderer Bäume vor. Die Mahagonirinde ist der Chinarinde ähnlich u. man gebraucht sie in Jamaica u. in England an der Stelle der letzteren in der Medizin.

Mahlmann, Siegfried August (pseud. Jul. Heiter), geboren 13. Mai (13. März? 18. Mai?) 1771 zu Leipzig, besuchte die Fürstenschule in Grimma, studirte dann in Leipzig Mathematik u. Philosophie, ging hierauf als Hofmeister eines jungen Edelmannes nach Liefland, besuchte später mit demselben die Universitäten Leipzig u. Göttingen, reiste 1797 noch einmal nach Liefland u. Kurland, kehrte 1789 in seine Vaterstadt zurück, beschäftigte sich vorzüglich mit der deutschen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung u. dann die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt (1805—10), u. (1810—17) die der Leipziger politische Zeitung, wodurch er so viel gewonnen, daß er sich ansehnliche Besitzungen in der Nähe Leipzigs erwerben konnte. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit den Naturwissenschaften und der praktischen Oekonomie. Von 1813 an bis zu seinem Tode 16. December 1826 war er Vorsteher der Freimaurer-Loge Minerva in Leipzig. M. machte sich als ästhetischer Kritiker durch einige Abhandlungen, als Dichter durch mehre lyrisch-elegische Erzeugnisse, die durch Sprachgewandtheit und musikalische Bewegung ausgezeichnet, durch novellistische Versuche (zum Theil in Tieck's Manier) u. durch einige dramatische Erzeugnisse bekannt, unter welchen letzteren sein „Herodes von Bethlehem," eine Parodie auf Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg" u. dessen ganzen unpoetischen u. unmoralischen Thränenjammer ihm den meisten Ruf erwarb. Gedichte, 4. Aufl. Lpz. 1845. Sämmtliche Schriften, das. 1839 f., 8 Bde. *κ.*

Mahmud II., Sultan der Osmanen, von 1808—39, geboren 20. Juli 1785, war der zweite Sohn des 1789 verstorbenen Sultans Abdul Hamid und ließ schon in seiner Jugend Spuren von Heftigkeit, Starrsinn und Grausamkeit blicken. Nachdem Selim III. 31. Mai 1807 entthront worden war, wurde Mustapha IV., der älteste Sohn Abdul Hamids, auf den Thron gehoben. Um Selim, der im Kerker schmachtete, wieder auf den Thron zu heben, erregte der Pascha von Rustschuck, Mustapha Bairakdar, im Juli 1808 eine Gegenrevolution. Mustapha IV. ließ aber Selim III. ermorden, u. als Bairakdar das Serail stürmte, fand er nur Selims Leiche. Er entsetzte nun Mustapha IV. u. erhob dessen jüngeren Bruder, M. II., damals 22 Jahre alt, nachdem ihn Mustapha IV. eben hatte ermorden lassen wollen, auf den Thron. Dieser ernannte Bairakdar zum Großvessir u. wollte mit ihm das Heer reformiren; doch die Janitscharen erregten am 14. November 1808 einen Aufstand, in welchem Bairakdar, gedrängt, sich mit den Seinigen in einen Thurm des Serails zurückzog und sich hier mit ihnen in die Luft sprengte. Indessen auch Mustapha IV. ward im Kerker getödtet. Um die Ruhe wieder herzustellen, mußte M. II. die Abschaffung der eingeführten Verbesserungen bestätigen. Um sich den Thron zu sichern, ließ er Mustapha's IV. Sohn, ein Kind von 3 Jahren, erwürgen u. 4 schwangere Frauen in Säcke einnähen u. in den Bosporus werfen, so daß er nun war der ein-

zige und letzte aus dem Hause Osmans war. Im Anfange seiner Regierung nahmen die inneren Angelegenheiten seine Thätigkeit allein in Anspruch. Am 6. Januar 1809 hatte die Pforte mit England Frieden geschlossen und im Februar war endlich ein Friedenscongreß mit Rußland zu Jassy eröffnet worden. Die russischen Bevollmächtigten forderten aber als Präliminarbasis die Abtretung der Moldau u. Walachei, sowie die Entfernung des britischen Gesandten aus Konstantinopel, Bedingungen, in welche die türkischen Unterhändler einzugehen sich weigerten u. Jassy darauf verließen. Ohne Rathgeber, ohne Geld und fast ohne Heer, setzte er nun den Krieg mit Rußland fort und wahrscheinlich würde dieser bei seiner allmäligen gänzlichen Erschöpfung M. II. zu einem sehr demüthigenden u. nachtheilhaften Frieden genöthigt haben, hätten nicht die Feindseligkeiten zwischen Rußland u. Frankreich begonnen u. ersteres vermocht, mit der Pforte um jeden Preis Frieden zu schließen. Es wurde daher am 28. October 1811 ein Friedenscongreß zu Giurgewo eröffnet. Da jedoch die Russen immer noch ihre Forderungen zu hoch spannten, u. M. diese, da er wohl wußte, daß die Verhältnisse Rußlands mit Frankreich immer gespannter wurden, zu genehmigen verweigerte, so rückte Kutusow am 13. Februar 1812 mit drei Corps bis Rasgrad, Gulawzu u. Mangulla an dem rechten Ufer der Donau vor, wurde aber durch Thauwetter gezwungen, wieder auf das linke Ufer dieses Flusses zurückzukehren. Zwar hatte er die türkischen Unterhändler aus Buchareſt fortweisen lassen, diese aber waren geblieben und knüpften neue Unterhandlungen an. Rußland war damals des Friedens zu bedürftig, um übertriebene Forderungen zu machen u. wurde hierbei durch englischen Einfluß u. englisches Gold trefflich unterstützt. Im Mai langte endlich der russische Admiral Tschitschakof in Bucharest mit ausgedehnten Vollmachten an, worauf am 28. Mai der Friede daselbst abgeschlossen und der Pruth die Gränze zwischen der Türkei u. Rußland wurde. Während dieses Krieges hatte ein blutiger Kampf in Arabien zwischen den türkischen Pascha's u. den Wechabiten stattgehabt u. letztere waren 1811 von Mehemed Ali, nachherigem Vicekönige von Aegypten, überwunden worden. Hierdurch, sowie durch die Vertilgung der Mameluken, hatte dieser den Grund zu seiner späteren Macht gelegt. Die Schrecknisse, unter welchen M. den Thron bestiegen, u. die Gefahren, welche denselben ununterbrochen umgaben, verhärteten sein Gemüth immer mehr u. Blutbefehle schienen ihm Maßregeln kluger Festigkeit. Gegen die christlichen Cabinete zeigte er eine stolze u. feste Haltung; doch im Innern seines Reiches kämpfte Verrath mit Empörung. Sein Günstling Haleb-Effendi leitete nach Beendigung des russischen Krieges die Staatsgeschäfte und bereitete die Maßregeln zur allgemeinen Aufhebung der Janitscharen vor. Er gewann zu dem Zwecke einige ihrer Häupter durch Geschenke und Ehrenstellen, andere ließ er aus dem Wege räumen, entzweite sie unter einander u. schwächte sie auf alle Weise. Auch die Pascha's demüthigte er u. beschränkte ihre Macht auf alle Weise. Nur Ali, Pascha von Janina, und Mehemed-Ali von Aegypten behaupteten durch richtige Tributzahlung und Klugheit ihre Macht. Im Jahre 1818 schlug Ibrahim, der Adoptivsohn Mehemed-Ali's, nochmals die Wechabiten bei Drefijeh u. zertrümmerte nach dem Falle ihres Führers Abdallah ihre Macht für immer. Allein der Aufstand der Griechen u. der Ali's, Pascha von Janina, setzte ihn in neue Unruhe. M. vermochte nicht, den Griechen (s. d.) kräftig entgegenzutreten, da die aufrührerischen Pascha's u. ein mit Persien ausgebrochener Krieg ihn im Schach hielten. Indessen besiegte Kurschid Pascha, den Ali, Pascha von Janina, nahm ihn mit List gefangen u. ließ ihn 1822 hinrichten. Auch mit den Persern wurde am 23. Juli 1823 zu Erzerum Friede geschlossen u. gegen die Griechen, welche auf Morea concentrirt waren, berief M. endlich den Pascha von Aegypten, der am 22. Februar 1825 auf Morea 20,000 Mann unter Ibrahim Pascha landen ließ. Diesem waren die Griechen nirgends gewachsen (s. Griechen). Indessen vereinigte sich am 4. April 1826 das russische Cabinet mit dem englischen zu Gunsten Griechenlands in einer Verhand-

lung zu Petersburg, u. da auch Differenzen zwischen M. u. dem russischen Cabinete obwalteten, diese aber durch den Vertrag von Akjerman am 8. Oktober 1826 beigelegt wurden, so begab sich der russische Gesandte Marquis von Ribeaupierre unverzüglich nach Konstantinopel, um mit dem britischen Gesandten die Verhandlungen wegen Griechenland zu eröffnen. Schon früher hatten die Janitscharen durch die Unruhen der Griechen bedeutenden Einfluß erhalten u. M. war genöthigt gewesen, Haled-Effendi u. mehre Minister ihnen aufzuopfern; dieß bestimmte ihn nur um so mehr, dieses Corps zu vernichten. Noch vor Abschluß des Vertrages von Akjerman führte M. diese Aufhebung durch u. errichtete an ihrer Stelle ein neues, auf europäische Weise gebildetes Heer (Askeri Muhemidije), in welches einzutreten er die Janitscharen durch erhöhten Sold und andere Vortheile zu bewegen suchte. Doch in der Nacht des 15. Juni 1826 erregten sie einen Aufstand, stürmten das Haus ihres Aga, ermordeten dessen Familie u. plünderten mehre Häuser der Grossen u. den Pfortenpalast. M. hatte unterdessen den Hussein Pascha mit den neuen Truppen u. den Topdschi (Artilleristen) nach der Hauptstadt berufen u. ließ auf dessen Andrängen nun die Kasernen der Empörer durch Artilleriefeuer angreifen u. diese verbrennen. Drei Tage dauerte der Kampf u. nur die Aufsteckung der Fahne Mahomeds, das Zeichen für alle Moslems, sich unter dieselbe zu schaaren u. zu fechten, entschied den Sieg; über 7000 Janitscharen blieben. Am 17. Juni wurden sie definitiv aufgehoben und der Großmufti belegte ihren Namen auf ewig mit dem Fluche. Ein furchtbares Blutgericht wurde hierauf gehalten und Ende Juni waren schon 16,000 Strafbare oder Verdächtige hingerichtet, 30,000 aber nach Asien verbannt. Auch die Jamaks, die Besatzung der Dardanellenschlösser, bloß weil sie gefährlich schienen, wurden listig entwaffnet, über 1000 niedergemacht u. 3000 auf die Folter geschleppt. In Konstantinopel aber herrschte allgemeine Unzufriedenheit, die sich am 31. August durch eine Feuersbrunst kund gab, die fast alle Paläste der Großen u. über 6000 Häuser verzehrte. In Morea wurde indessen der Vernichtungs-Krieg gegen die Griechen fortgeführt. Endlich entschlossen sich die großen Mächte zur Vermittelung, zu welchem Zwecke am 6. Juli 1827 der Vertrag von Rußland, England u. Frankreich zu Stande kam, durch welchen die drei Mächte den Frieden zwischen der Pforte u. den Griechen zu bewerkstelligen sich verpflichteten. Ihren auch von Oesterreich u. Preußen unterstützten Antrag wies indessen M. so entschieden und rauh zurück, daß die Gesandten Konstantinopel verließen und sich auf die im Hafen liegenden, segelfertigen Schiffe begaben. Auch hoffte er, durch Ibrahim bald den ganzen Aufstand zu unterdrücken. Diese Hoffnung störte jedoch die Schlacht bei Navarino am 20. October, wo die ägyptisch-türkische Flotte von der englisch-russisch-französischen unter dem englischen Admiral Codrington vernichtet wurde. Bei der Nachricht hievon brach der Sultan alle Verhandlungen mit den Gesandten ab, erklärte alle früheren Verträge mit ihren Mächten für null u. nichtig, versammelte die Notabeln seines Reiches um sich u. rüstete sich aus allen Kräften zum Kriege. Am 26. April 1828 erfolgte von Seiten Rußlands die Kriegserklärung. Dieser Krieg fiel jedoch entschieden unglücklich für die Pforte aus, indem der russische General Diebitsch (Sabalkanski) den Balkan überschritt u. der General Paskewitsch vom Kaukasus her gegen Konstantinopel vordrang. Dieß brach den Trotz M.s u. im Frieden zu Adrianopel (s. d.) am 14. September 1829 wurde, außer 10 Millionen Dukaten Kriegskosten an Rußland u. andern zu leistenden Entschädigungen, Griechenland von der Türkei getrennt. Nachdem nun M. nach Außen hin Ruhe hatte, kehrte er zu seinen Reformen zurück. Allein der Widerstand gegen diese Reformen nahm einen immer heftigeren Charakter an, besonders in Albanien, wo Mustapha, Pascha von Skodra, die Fahne des Aufruhrs erhob. M. ließ sich indessen nicht einschüchtern. Um sich selbst von den Erfolgen seiner Reformen zu überzeugen, unternahm er 1831, ganz gegen die zeitherige Sitte des Serails, eine Reise nach Adrianopel. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden üblen

Stimmung, die er auf derselben erhielt, ließen ihn nach seiner Rückkehr zwar scheinbar in seinen Reformen innehalten, allein dieß machte M. im Innern nur um so hartnäckiger in seinen Reformplanen, die er bald wieder mit erneuerter Energie zur Ausführung brachte. Ein Civil- u. Militärorden wurde gestiftet, die Polizei Konstantinopels verbessert, Lehranstalten für Staatsdienst, besonders für das Sanitätswesen, wurden gegründet u. ein bald in türkischer, bald in französischer Sprache erscheinender „Moniteur" herausgegeben. Die inzwischen 1831 zu Stande gekommene Unterwerfung der rebellischen Pascha's von Bagdad und Skodra (Skutari) und die dadurch bewirkte Rückkehr zur Ordnung im Innern, schien seinen Reformen einen gedeihlichen Ausgang versprechen zu wollen. Allein neue Spannungen mit Aegypten brachen bald zum Kriege aus. Der Sultan konnte dem Vicekönige die Capitulation von Morea nicht verzeihen, sowie dieser das über ihn deßhalb verhängte Todesurtheil nicht vergessen konnte. Deßhalb hatte er auch 1829 die von M. verlangten 20.000 Mann zum russischen Kriege nicht geschickt, obwohl er seine Kriegscontribution bezahlt hatte. Schon die Besetzung Kandia's 1830 bereitete den Bruch zwischen M. u. Mehemed Ali vor, welchen die Besetzung Syriens durch letzteren 1831 vollendete. In Konstantinopel ward der Bann über Mehemed-Ali u. Ibrahim ausgesprochen u. Hussein Pascha zum Seraskier über das Heer gegen die Aegypter ernannt, der aber nach dem Verluste von Acre und Damask, gänzlich geschlagen, mit den Resten seines Heeres über den Taurus gejagt wurde. Als jedoch auch Reschid Pascha 1832 bei Konich entscheidend geschlagen wurde, konnte nur durch russische Hülfstruppen und die Vermittelung der großen Mächte der Friede zu Stande gebracht werden, der am 4. Mai 1833 erfolgte. Am 24. Mai trat hierauf Ibrahim den Rückmarsch von Konich an u. am 8. Juli schloß im Namen Rußlands Graf Orlof eine Offensiv- u. Defensiv-Allianz mit der Pforte ab, wonach letztere versprach, allen fremden Schiffen die Dardanellen zu sperren und mit keiner anderen Macht ein Bündniß zu schließen. Kaum war indessen diese Gefahr vorüber, als neue Aufstände in Bosnien, Albanien u. Kleinasien ausbrachen u. hemmend in die Plane des Sultans traten. Nur der Aufstand, der im Mai 1834 in Palästina gegen Mehemed-Ali ausbrach, schien dem bedrängten Sultan, der alle seine Plane scheitern sah, einen neuen Hoffnungsstrahl zu gewähren. Er wollte die Gelegenheit, sich an seinem Todfeinde Ali zu rächen, benützen u. schickte ein Heer von 80,000 Mann gegen Syrien, allein die europäischen Mächte legten sich ins Mittel und verhinderten den Ausbruch des Krieges. Mitten unter allen diesen Wirren blieb er jedoch unermüdlicher Reformator, da kein Widerstand und kein Mißlingen ihn zu ermüden vermochte. Straßen wurden gebaut, Posten u. Quarantaine eingerichtet u. das Heer organisirt. Zugleich wurden damals, nach dem Vorbilde der übrigen europäischen Höfe, stehende Gesandtschaften bei diesen eingerichtet u. zum ersten Male durften die Frauen des großherrlichen Serails sich öffentlich zeigen. Die Ruhe kehrte, obwohl langsam, in die Provinzen zurück: Kurdistan wurde unterworfen u. Albanien und Bosnien beruhigt. M. unternahm am 23. März 1835 eine Umänderung der Serailsitten. Er hatte seine älteste Tochter an den ehemaligen Kapudan Pascha Halil verheirathet, welche an diesem Tage einen Sohn gebar. Die Söhne der Töchter des Padischah wurden früher gleich nach der Geburt ermordet, dieser aber sogleich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt. Im Frühjahre 1825 schickte M. eine Flotte gegen Tripolis, welche dieses wieder unter Botmäßigkeit brachte. Am 29. April 1837 unternahm er aufs Neue eine Reise nach Rumelien u. Bosnien, bekümmerte sich um die Verarmung des Landes und traf Vorkehrungen, was ihm ein günstiges Urtheil erweckte, mußte aber schleunigst nach der Hauptstadt zurückkehren, um eine Verschwörung, die während seiner Abwesenheit daselbst sich angesponnen hatte, zu unterdrücken. Im Jahre 1838 verordnete er Prüfungen zur Erlangung eines öffentlichen Amtes u. legte eine Schule zur Erlernung des Französischen an; die Zölle im Inneren wurden abgeschafft u. Handelsverträge mit England u. Frank-

reich abgeschlossen. Am 30. März 1838 wurde die Stelle eines Großvessirs abgeschafft u. dafür ein Staatsrath unter Kosrew Pascha eingesetzt; der bisherige Großvessir Rauf Pascha wurde Minister des Innern und Premierminister. Bei dieser Thätigkeit, die M. entwickelte, war es vorzüglich ein Gedanke, der im Hintergrunde aller seiner Handlungen lag u. in der letzten Zeit seines Lebens seine ganze Seele erfüllte, nämlich, Rache an Mehemed-Ali zu nehmen. 1839 brach der Krieg von Neuem aus, indem die Pforte den, die größten Uebergriffe sich erlaubenden, Vicekönig in seine Schranken zurückdrängen u. wo möglich vernichten wollte. Doch wurde sein Heer am 24. Juni 1839 bei Nebbi (Nisibi), indem der Seraskier Hafiz Pascha nicht auf die Rathschläge der ihm als Rathgeber beigegebenen preußischen Offiziere Moltke und Laue hören wollte, fast ganz aufgerieben. M. erfuhr jedoch Nichts mehr davon. Ausschweifungen aller Art hatten seine Gesundheit schon längst untergraben u. während der letzten Zeit den Ausbruch einer schweren Krankheit herbeigeführt, woran er am 1. Juli 1839 starb. Ihm folgte sein Sohn Abdul Medschid Khan. Weisflog.

Mahomed, **Muhammed** oder **Mohammed**. 1) M. Abul Kasem, der Stifter der in Asien u. Afrika weit verbreiteten mahomedanischen Religion, ward im Jahre 571 (569 oder 570) zu Mekka in Arabien geboren u. gehörte dem Stamme Koreisch u. der Familie Haschem an, welcher die Anführung des Stammes und die Bewahrung der Kaaba (eines uralten Tempels und Nationalheiligthums) erblich durch viele Geschlechtsalter zustand. M.s Vater war der Handelsmann Abdallah, seine Mutter hieß Amina. Abdallah, der nur geringes Ansehen und Vermögen besaß, starb schon zwei Monate nach M.s Geburt u. hinterließ seinem Sohne Nichts, als ein Haus, eine Sklavin, fünf Kameele u. einige Schafe. In seinem sechsten Jahre verlor M. auch seine Mutter u. ward dann von seinem Großvater väterlicher Seits, Abdul Motallib, u. nach dessen Tode von dem Bruder seines Vaters, Abu Taleb, erzogen. Er machte schon in früher Jugend mit seinen Verwandten mehre Handelsreisen nach Syrien und Südarabien und wurde auf einer derselben mit dem Mönche Georgius oder Sergius bekannt, der ihn im Christenthume unterrichtet haben soll. Als M. etwa zwanzig Jahre alt geworden war, ernährte er sich eine Zeit lange dadurch, daß er als Hirte die Schafe der Mekkaner auf die Weide führte; später trieb er, theils für sich, theils für Andere, Handelsgeschäfte und trat in seinem 25. Jahre in die Dienste einer reichen Kaufmannswittwe Chadidscha. Nachdem er für dieselbe mehre Handelsreisen nach Südarabien u. Syrien gemacht hatte, verheirathete er sich mit ihr u. trieb ihren Handel, verlor zwar allmälig sein erheirathetes Vermögen, stieg aber nach u. nach so sehr im Ansehen seiner Mitbürger, daß er nicht nur bei Streitigkeiten oft zum Schiedsrichter ernannt ward, sondern auch beim Wiederaufbau des durch Brand zerstörten Tempels der Kaaba die Entscheidung über ein streitiges Ehrenrecht gab u. den heiligen Stein selbst einmauerte. In der nächsten Zeit ergab sich M. frommen Uebungen u. Betrachtungen; er zog sich zu diesem Zwecke immer häufiger in die Einsamkeit zurück und brachte den Monat Ramadan, besonders von seinem 35. Jahre an, in einer Höhle des Berges Hara bei Mekka in Einsamkeit zu. Da nun scheint der Entschluß in ihm gereift zu seyn, den Glauben Abrahams als die einzige u. wahre Religion der Ergebung (d. h. Islam) in den allmächtigen Willen des Herrn wieder herzustellen. Wegen seines angeborenen schwärmerischen u. poetischen Wesens konnte er sich dabei leicht zu eingebildeten Visionen verirren, zumal, da er auch eine sehr erregbare körperliche Natur besaß u. seit seiner frühesten Jugend an krampfhaften Zufällen litt. Die Lehren des Judenthums u. der christlichen Religion blieben nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten von göttlichen Dingen; aber der Grad seiner Erkenntniß derselben u. die Art u. Weise, wie er mit ihnen bekannt wurde, werden uns nicht mit Bestimmtheit angegeben. Obgleich er daher beide Religionen für göttliche Offenbarungen u. die Stifter derselben, Moses u. Jesus, für wirkliche Propheten hielt, so erklärte er doch, daß eine neue und vollkommenere Offenbarung

nöthig geworden u. daß er selbst von Gott zur Ueberbringung derselben auserkoren sei. Nach den Sagen der Mahomedaner war der neue Religionsstifter vierzig Jahre alt, als ihm Gott durch den Erzengel Gabriel die erste Offenbarung ertheilen ließ (609). Zuerst gewann er für seine neue Lehre seine Frau Chadidscha u. deren Vetter Waraka, welcher vordem schon Jude u. Christ gewesen war u. das alte u. neue Testament in das Arabische übersetzt hatte. In den nächsten drei Jahren nahmen außerdem noch sein Vetter Ali ben Abu Taleb, sein Sklave Zeïd, sein nachheriger Schwiegervater Abu Bekr, der spätere Khalif Othman u. mehre andere Verwandte und Freunde seine Lehre an. Sie waren fast insgesammt arm u. unangesehen, u. ihre Zahl betrug am Ende des dritten Jahres nicht mehr als vierzig. Im vierten Jahre trat M. bei einem Gastmahle zum ersten Male als Prophet öffentlich auf, und zwar predigte er zuerst seinen Stammgenossen, den Koreischiten, den neuen Glauben. Seine Worte fanden keinen Beifall; er ward im Gegentheile verspottet, und als er sich erlaubte, die Spötter Irrende u. Ungläubige zu schelten, fing man sogar an, ihn zu verfolgen u. mit dem Tode zu bedrohen. Zwar nahm sein Oheim, Abu Talib, obschon er selbst die Neuerung haßte, ihn in Schutz; doch entging er nur mit genauer Noth mehren Mordanschlägen, welche die Koreischiten auf ihn als einen Unruhestifter machten. Im zehnten Jahre seiner angeblichen Sendung erlitt M. das Unglück, zugleich seine Gattin u. seinen Beschützer Abu Talib durch den Tod zu verlieren. Vergebens suchte er hierauf bei den ihm verwandten Bewohnern des benachbarten Städtchens Tayeff Schutz; er ward mit Steinen zurückgejagt und konnte, verfolgt und wehrlos, erst dann wieder in seine Vaterstadt heimkehren, als ihm daselbst ein angesehener Mann Aufnahme versprach. Dagegen fand er bei den Pilgern, welche die Kaaba besuchten, vielen Anklang u. gewann auch unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese bedrängte Zeit fällt die berühmteste von den Wundererscheinungen, die er gehabt zu haben vorgab, nämlich seine nächtliche Reise auf dem Thiere Borak, unter Gabriels Leitung, in den Himmel, wo er von den früheren Propheten u. von den Engeln als der geliebteste Prophet begrüßt und von Gott selbst für den Edelsten aller Erschaffenen erklärt ward. Im zwölften Jahre seines Wirkens hatte M. in der auf Mekka eifersüchtigen Stadt Jethreb (später Medina) schon so viele Anhänger, daß dieselben nicht nur ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit ihm schließen, sondern auch ihn und alle seine Mekkanischen Anhänger zur Uebersiedelung nach ihrer Stadt einladen konnten. Darüber erbosten die Koreischiten noch mehr und man beschloß M.s Tod. Aus jedem Stamme, zur Verkündung der Nationalrache, sollte ihm ein Schwert ins Herz gestoßen werden. Der Tag war bestimmt, die Mörder umringten des Propheten Haus. Er aber, durch Ali's heldenmüthige Treue und eine wohl erdachte List rettete sich in die Wüste u. gelangte, von Abu Bekr begleitet, in 16 Tagen unter großen Schwierigkeiten und Gefahren nach Medina, der Stadt des Buches oder des Unterrichts. Diese Hedschra (Hegira) oder Flucht M.s (am 13. September 622) bildet den Anfang der mahomedanischen Zeitrechnung, welche übrigens nicht mit dem Datum der Flucht aus Mekka, sondern mit dem ersten Tage des Jahres, in welchem dieselbe statt fand, d. h. mit dem 15. oder 16. Juli 622 nach Chr., beginnt. In Medina stiftete M. eine heilige Verbrüderung zwischen 45 mekkanischen Flüchtlingen u. eben so vielen gläubigen Medinesern aus den beiden Hauptstämmen der Stadt, den Charegiten u. Asiten, um den ersteren die aufgegebene Familienverbindung durch eine neue zu ersetzen; auch nahm er für seine Person die fürstliche u. priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abu Bekr's Tochter, Aidscha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, die neue Lehre mit dem Schwerte verbreiten zu wollen. Zuerst fing er, nach arabischer Sitte, eine Stammfehde gegen die Koreischiten an u. erließ aus Anlaß derselben das Gebot des Krieges gegen alle Ungläubigen. An der Spitze seiner Anhänger in Medina unternahm er öftere Angriffe auf die Mekkaner, über welche

er bei Bedr im Jahre 623 den ersten bedeutenden Sieg erfocht. Diese glückliche Waffenthat erhöhte den Muth und das Vertrauen der Gläubigen und verschaffte außerdem dem Propheten großes Ansehen bei den arabischen Stämmen. Im Jahre 3 der Hedschra erlitt M. dagegen in einem Treffen am Berge Ohud, wo er bereits 1000 Mann ins Feld führte, eine bedeutende Niederlage u. im Jahre 627 erschien das Haupt der Koreischiten, Abu sofsân, mit 10,000 Mann vor Medina. Es gelang jedoch M., eine dreiwöchentliche Belagerung auszuhalten und durch listige Maßregeln Uneinigkeit unter seinen Gegnern zu erregen, so daß diese sich unverrichteter Dinge zum Abzuge genöthigt sahen. Darauf züchtigte der Prophet den jüdischen Stamm Koreidha, welcher mit den Koreischiten gegen Medina gezogen war, indem er alle Männer tödten, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven machen ließ. Im Jahre 628 wollte der Prophet, um sein Ansehen bei den Arabern zu vermehren, während eines heiligen Monats eine Wallfahrt nach Mekka machen, was die Koreischiten jedoch dadurch verhinderten, daß sie einen Vertrag mit ihm schlossen, vermöge dessen die Feindseligkeiten zehn Jahre lange unterbleiben sollten. Dadurch ward M. seiner mächtigsten u. erbittertsten Gegner los u. konnte seine Macht ungehindert nach anderen Seiten ausbreiten. Zuerst wandte er seine Waffen gegen die Festung Khaibar, den Hauptsitz der Juden in Arabien, u. eroberte dieselbe nach dreitägigem Stürmen. Hier soll ihm aber eine Jüdin, Namens Zainab, ein langsam zehrendes Gift beigebracht haben, dem man seinen Tod zuschreibt. M. fühlte sich jetzt schon so mächtig, daß er selbst fremde Herrscher zur Annahme seiner Lehre aufzufordern wagte. Er sandte Bekehrungsschreiben an Chosru Parviz von Persien, an den Kaiser Heraklius, an den griechischen Statthalter von Aegypten, an den Ghasniden Amru in Palästina, an den König von Abbyssinien u. an einige kleinere Fürsten. Zu gleicher Zeit erschien er an der Spitze von 1400 Mann vor Mekka, angeblich in der Absicht, den dortigen Tempel zu besuchen. Doch ließen die Koreischiten ihn nur allein u. unbewaffnet auf drei Tage zur Verrichtung seiner Andacht in die Stadt, wobei es ihm, trotz der kurzen Zeit, gelang, drei sehr angesehene Männer: Kaled, Amru und Othman, zu bekehren. Im 8. Jahre der Hedschra (629) schickte M. seinen freigelassenen Sklaven Zeid an der Spitze von 3000 Mann gegen Amru, welcher den Abgesandten M.s höhnisch zurückgewiesen und einen mahomedanischen Missionär hatte hinrichten lassen. Allein der Zug mißglückte völlig; Zeid blieb, und nur der Muth Kaleds, der sich bei dieser Gelegenheit den Namen Schwert Gottes erwarb, hinderte die Niederlage. Die Mahomedaner waren längst über den zehnjährigen Frieden mit den Koreischiten ungeduldig; es war ihnen daher sehr willkommen, daß diese sich Gewaltthätigkeiten gegen M.s Bundesgenossen zu Schulden kommen ließen. M. überraschte Mekka, indem er plötzlich mit 10,000 Mann vor dessen Mauern erschien, und da Widerstand unmöglich war, so fiel die Stadt 630 fast ohne Schwertstreich in seine Hände. Er erklärte die eroberte Stadt wieder für eine heilige, durch keine Gewaltthätigkeit zu entweihende Stätte, u. die Kaaba, nachdem er alle darin aufgestellten Götzenbilder zerschlagen hatte, für das größte Heiligthum seiner Religion; auch setzte er fest, daß nur den Bekennern der Eintritt in die Stadt erlaubt seyn sollte. M.s Glück machte alle heidnischen Stämme des Hedschas auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam; sie verbanden sich daher zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen ihn u. lieferten ihm drei Stunden vor Mekka eine Schlacht, in welcher er erst nach einem heißen Kampfe, bei dem die Gläubigen Anfangs die Flucht ergriffen hatten, den Sieg errang. Jetzt huldigten viele arabische Stämme, theils freiwillig, theils gezwungen, u. da dieß meist durch Abgeordnete geschah, so heißt das Jahr 9 der Hedschra, in welchem diese Ereignisse stattfanden, bei den Mahomedanern das Jahr der Gesandtschaften. M. beschloß jetzt (631), an der Spitze von 30,000 Mann den feindlichen Planen des Kaisers Heraklius zuvorzukommen, begnügte sich jedoch, nachdem er bis Tabuk in Syrien vorgerückt war, den Kaiser schriftlich zur Annahme seiner Lehre aufzufordern. Dieser Zug war

M.s letzte Kriegsunternehmung, und er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden. Bald darauf, im zehnten Jahre der Hedschra, veranstaltete er einen großen Pilgerzug (seine Abschiedswallfahrt, Hiddschet ol Wedfaa) nach Mekka, an welchem nach der einen Angabe 40,000, nach der andern 114,000 Gläubige Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit erließ er viele neue Vorschriften, deren wichtigste war, daß die Blutrache für immer aufgehoben und in Zukunft jede Schuld nicht durch die Betheiligten, sondern durch gesetzliche Richter bestraft werden solle. Von Mekka kehrte er nach Medina zurück, wo er in eine tödtliche Krankheit verfiel und im Juni 632, im eilften Jahre der Hedschra, in den Armen seiner Gemahlin Aidscha, 63 Jahre alt, starb. Seine Asche ruht in einer mit Gitterwerk verschlossenen Kapelle zu Medina, wo eine Urne sein Grabmal vorstellt. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter von der Chadidscha, Fatima, welche mit Ali vermählt war und deren Nachkommen (Zeidi) noch heute existiren. — M. war bis an sein Ende den Sitten u. der einfachen Lebensweise seines Volkes treu geblieben, darf überhaupt nur als Stammhäuptling eines, noch in patriarchalischer Weise u. nach halb nomadischen Sitten lebenden, Volkes betrachtet werden. Er bereitete sich sogar oft seine Speisen selbst zu, flickte sich seine Kleider, reinigte sein Zimmer mit eigenen Händen und molk seine Ziegen selbst. Seine gewöhnliche Nahrung bestand in Gerstenbrod, Datteln u. Wasser; eben so einfach war seine Kleidung. Auch nahm er als Prophet u. Herrscher für sich keine besonderen Ehrenbezeugungen in Anspruch. M. konnte weder lesen, noch schreiben; doch hatte er auf den vielfachen Reisen, die er gemacht, seinen Gesichtskreis erweitert. Seine Fehler und seine Tugenden waren die seiner Nationalität. Doch wird von ihm gerühmt, daß er, obwohl von Natur reizbar und leidenschaftlich, seinen Zorn gewöhnlich bemeisterte, auch übereilte Handlungen stets wieder gut zu machen suchte. Auf der andern Seite aber muß seine Sinnlichkeit (er hatte 13 Weiber gehabt, davon 11 auf einmal), seine erwiesene Unwahrhaftigkeit und Verzagtheit erwähnt werden. — 2) M. ist der Name von vier türkischen Kaisern oder Padischah's: a) M. I., geboren 1374, regierte von 1403—1421; b) M. II., von 1451—81, führte in der Geschichte den Beinamen Bujuk. Er eroberte am 29. Mai 1453, nach 53tägiger Belagerung, Konstantinopel mit Sturm und unterwarf sich fast das ganze frühere oströmische Kaiserreich; c) M. III., 1595—1603, durch sein Wüthen gegen die Christen berüchtigt; d) M. IV., 1648—1687, ein unbedeutender schwacher Regent, nur durch seine Veziere M. u. Achmed Köprili (s. d.) bekannt. Ow.

Mahomedanismus, Mohammedanismus, Muhammedanismus oder Islam, heißt die Religion Mahomeds, deren Wesen darin besteht, daß sie möglichst wenige und einfache dogmatische Bestimmungen und eine, aus einer gewissen Anzahl äußerer Vorschriften bestehende, Moral mit dem möglichst großen sinnlichen Genusse des Lebens hier auf Erden u. der Hoffnung eines noch größeren im anderen Leben verbindet. Alle eigentlichen Lehren des Glaubens wurden weggeschnitten, ein einfacher Monotheismus ist die Grundlage der Religion; hierbei muß man dem M. das Verdienst zuerkennen, daß er den bei den Arabern durchgängig herrschenden Götzendienst aufhob. Gott hat sich früher durch Abraham, Moses, Christus, am letzten u. vollkommensten durch Mahomed offenbart. Daher der Wahlspruch der Mahomedaner: Es ist nur ein Gott u. Mahomed sein Prophet. Außer dem Menschen anerkennt die mahomedanische Religion auch sichtbare geistige Wesen als Geschöpfe Gottes, von denen ein Theil von Gott abgefallen ist. Die Seele des Menschen ist unsterblich u. auch die Leiber werden auferstehen. Himmel (Paradies) u. Hölle werden durchaus auf die sinnlichste Weise aufgefaßt u. ausgemalt. So sind auch die Vorschriften der Moral rein äußerlich: Almosen, fünfmaliges Gebet des Tages in der Richtung nach Mekka hin, eine Wallfahrt nach Mekka zu dem Grabe mit dem heiligen schwarzen Steine (dem Sinnbilde der Gottheit; sonst sind alle Bilder streng verboten) wird verlangt; zwar wird den Gläubigen auch beständige

Enthaltung des Weines u. ötferes Fasten (im ganzen Monat Ramadhan vom Morgen bis Abend) aufgelegt, aber daß damit keine wahre Unterdrückung der Sinnlichkeit bezweckt wird, geht daraus hervor, daß die Polygamie und die Befriedigung der fleischlichen Lüste in einem reichen Maße gestattet ist; überhaupt ist das Weib noch tiefer herabgewürdigt, als im Heidenthume, und selbst im anderen Leben nur zur Befriedigung der Lüste des Mannes da. — Das verdienstlichste Werk endlich ist es, zur Verbreitung dieses neuen Glaubens mit Feuer u. Schwert beizutragen, u. jeder Tropfen Blutes, in diesem Kampfe vergossen, wird mit übergroßer Lust im Paradiese vergolten. — So wie gar keine sittliche Erhebung in der Religion Mahomeds lag, so ging auch die Lehre von dem unentfliehbaren Fatum (welche freilich im Koran noch nicht vorkommt) ganz aus dem Geiste derselben hervor. Die Beschneidung behielt Mahomed aus dem Judenthume bei; die Feier bestimmter Tage stellte er ab, doch wurde der Freitag als Tag des Gebetes u. zwei Feste (Beirams), das eine als Erinnerung an Abrahams Opfer, das andere als das Ende der großen Fasten angeordnet; im Uebrigen ist der ganze Kultus leer u. dürftig. Einen eigentlichen Priesterstand ordnete Mahomed nicht; Anfangs hielt er selbst die Gebete ab; wurde nun auch in der Folge dazu ein eigenes Personal nöthig, so sind doch weder die predigenden Scheichs, noch die den Koran vorlesenden Khatibs, noch die die Gebete hersagenden Imans, noch endlich die Ulema's (Gesetzesgelehrte) mit den christlichen Priestern, noch auch selbst die Derwische mit den christlichen Mönchen irgend wie zu vergleichen. Die Religion Mahomeds wurde gleich nach seinem Tode von seinem Nachfolger Abu Bekr in dem Koran aufgeschrieben, der in 114 Capiteln, Suren genannt, die Glaubenslehre (Iman) u. die Sittenlehre (Din) enthielt. Die Religion selbst bekam den Namen Islam, d. i. Hingebung an Gott. — Fast gleiches Ansehen mit dem Koran genießt die Sunna, welches man wohl mit Erblehre übersetzt, jedoch mit der Tradition im christlichen Sinne des Wortes nicht zu verwechseln ist; die Sunna ist Nichts, als eine Sammlung von Aussprüchen Mahomeds, die erst einige Zeit nach seinem Tode aufgeschrieben sind. Diese wird von allen Arabern angenommen u. nur durch den Streit, welche Lehren zur Sunna gehören u. welche nicht, unterscheiden sich die beiden Hauptsekten der Mahomedaner, die Sunnis u. die Schiis. Außer diesen sind in späterer Zeit auch in dieser Religion, trotz ihrer Einfachheit, noch eine Menge Sekten entstanden. Ein Blick auf das Innere dieses Religionssystemes, auch abgesehen von der Art und Weise seiner Begründung u. Ausbreitung, genügt zu der Ueberzeugung, daß ihm, im Vergleiche zu dem Christenthume und der Offenbarung des Alten Testaments der Charakter der göttlichen Offenbarung nicht zukomme. Sehr geschickt wußte aber ihr Urheber die ihm gegebenen Elemente zu benützen, um ein Religionssystem herzustellen, wie es der Natur des Orientalen angemessen war; während der Monotheismus die Vernunft befriedigt, u. die genaue Befolgung der äußeren Vorschriften das sittliche Gefühl beschwichtigt, gibt die Moral und die Lehre vom Fatum der Indolenz und der Sinnlichkeit freien Spielraum und hält sich zugleich noch ein Mittel in Reserve, um nach Umständen zu einer völligen Todesverachtung zu begeistern. — **Weitere Ausbreitung des M.** Mahomed hatte sich als den letzten und höchsten Gesandten Gottes angekündigt; zu seiner Lehre sollten sich also Alle bekennen. Die Begeisterung für seine Sache war einmal angeregt. Die Verhältnisse waren so günstig, wie möglich. Nachdem das Christenthum die Macht des Götzendienstes im ganzen Oriente gebrochen, die unaufhörlichen Spaltungen und Häresien aber den Segen des Christenthums fast vernichtet hatten, mußte ein so einfacher, nackter Monotheismus, wie Mahomed ihn lehrte, den Völkern ganz willkommen seyn. Andererseits war sowohl das byzantinische, wie das neupersische Reich seiner inneren Auflösung nahe. Der M. brauchte nur zuzugreifen, um die bereitete Beute zu nehmen. Unter Abu Bekr, den Mahomed selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, wurde Syrien erobert. Unter Omar kam Palästina mit Jerusalem unter die Herrschaft der

Araber; dann wurden die Eroberungen nach der einen Seite gegen Persien, nach der anderen bis über Aegypten ausgedehnt. Unter Othman wurde die Eroberung Persiens vollendet; aber schon brachen innere Unruhen aus; Othman und sein Nachfolger Ali fielen durch Meuchelmord. Mit Moawijah, der dem Ali folgte, beginnen die Ommaijadischen Khalifen 661—740. Unter ihnen erhielt der M. seine weiteste Ausdehnung, indem er einerseits über die ganze Nordküste von Afrika u. Spanien, anderseits über einen großen Theil von Kleinasien und bis in das Innere von Asien sich ausbreitete. Durch die Mongolen u. Türken, welche ebenfalls die Religion Mahomeds annahmen, ward sie endlich über einen Theil von Indien u. Ostasien, so wie über einen Theil von Europa ausgebreitet. — So wie aber die schnelle u. weite Ausbreitung des M. sich durch Anwendung der Waffengewalt u. die außerordentliche Gunst der Verhältnisse sehr leicht erklärt, so enthielt auch die Religion Mahomeds durchaus kein Element in sich, um die Völker zu irgend einer neuen u. höheren Entwickelung zu treiben. Die Verfassung blieb nach wie vor Despotie; das Ziel des Volkes sinnlicher Genuß in träger Hingabe, sobald die Aufregung des Körpers vorüber war; aller höheren Bildung war sogar direkt durch den Koran, der Weg abgeschnitten. Als dennoch unter dem Khalifate der Abbasiden, welche die Ommaijaden verdrängten, allmählig unter den Arabern ein Streben nach höherer geistiger Bildung sich regte, da mußte dieß eigentlich hinter dem Rücken des Korans geschehen, u. auch so kam man nicht viel weiter, als daß man die Griechen und namentlich den Aristoteles übersetzte u. erklärte. Nur in der Baukunst entwickelten die Mahomedaner etwas einigermaßen Neues, obwohl auch hier die Art der Moscheen, welche allein den Anforderungen der Kunst in Etwas entsprechen können, eine Nachahmung byzantinischer Kirchen sind. Bei allem dem kann man doch nicht läugnen, daß auch der M. ein Mittel ist in der Hand Gottes, um die Völker des Orientes, welche das Christenthum noch nicht zu tragen vermochten, bis zu jenem Zeitpunkte vor gänzlichem Versinken zu bewahren, wo es ihnen zum zweiten Male gebracht werden wird. — Vergleiche Alcorani textus universus arab. et latine ed. Maccarius, deutsch übersetzt von Boysen, Wahl, zuletzt von Ullmann, Crefeld 1841; Abulfeda Annales Muslemici arab. et lat. ed. Reiske Hafnieu 1786, Gagnier: la vie de Mahomed, deutsch von Vetterlein, Köthen 1802; Döllinger, Mahomeds Religion, Regensburg 1838. F. M.

Mahratten, s. Maratten.

Mai, Angelo, geboren 1782 zu Schilpario in der Diözese Bergamo, früher Mitglied des Jesuitenordens, wurde 1813 Aufseher an der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 apostolischer Protonotar, Sekretär des Collegiums der Propaganda, 1838 Cardinal u. 1843 Präfect der Congregation des Index (s. d.). M. hat sich große Verdienste erworben durch Entdeckung mehrer Schriften von römischen u. griechischen Classikern aus Palimpsesten, deren Lesen er zuerst durch Hülfe chemischer Mittel bewirkte. So fand er unter anderen Bruchstücke aus der gothischen Uebersetzung der paulinischen Briefe, aus Cicero's und Cornelius Faonto's Reden, aus Cicero De republica, Briefe des M. Aurel und L. Verus, Reden des Aur. Symmachus, Bruchstücke aus Dionysius von Halikarnassos, Isäos, Themistios rc. die er in der Scriptorum vett. nova collectio, Rom 1825, herausgab; gemeinschaftlich mit Zorab gab er heraus: Eusebii chronic. canones, Mailand 1818 und mit Castiglione die ersten Bruchstücke der gothischen Uebersetzung der paulinischen Briefe, u. s. w.

Maiblume (Convallaria majalis), eine Pflanze aus der Ordnung der Liliengewächse, welche im ganzen nördlichen u. mittleren Europa wild wächst u. hie u. da auch in Gärten wegen ihres Wohlgeruches angepflanzt wird. Sie ist eine der ersten Pflanzen im Frühjahre; ihre weißen Blüthen werden getrocknet und gestossen als Niesmittel und als Bestandtheil des sogenannten Schneeberger-

Schnupftabacks gebraucht. Eine eigentliche medizinische Wirksamkeit kommt ihr nicht zu.

Maifeld, s. Märzfeld.

Mailand, italienisch Milano, lateinisch Mediolanum, 1) ein zum Kaiserthum Oesterreich gehöriges Gouvernement, als solches gleichbedeutend mit der Lombardei, zwischen Venedig, Tirol, Schweiz, Sardinien, Parma und Modena gelegen, 395 □Meilen groß mit 2,620,000 Einw., zerfällt in die neun Delegationen: Mailand, Como, Sondrio, Bergamo, Brescia, Mantua, Cremona, Lodi, Pavia, wird an seinem Nordrande von Ausläufern der Alpen durchzogen, ist nach Süden zu eben und wird von den Flüssen Tessino, Adda, Oglio, Mincio und Po bewässert; 2) M. eine Delegation der Lombardei, 48 □Meil. groß mit 560,000 Einw.; 3) M., die Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs, an der Olona, unter 45° 28′ 10″ n. Breite und 6° 51′ 15″ östl. Länge von Paris, mit 155,000 Einw., (mit Besatzung und Vorstädten gegen 190,000 Einw.) nach Wien die größte und volkreichste Stadt der österreichischen Monarchie und eine der prächtigsten und wohlhabendsten Städte Europa's, die in ihren regelmäßigen Straßen, auf ihren vortrefflich gepflasterten öffentlichen Plätzen einen außerordentlichen Reichthum an Prachtgebäuden und Kunstwerken darbietet. Vor allen ragt der herrliche Dom hervor, nach dem St. Peter in Rom die größte Kirche Italiens, 457 Fuß lang, 275 F. breit, mit der im Innern 232 F. hohen Kuppel und 98 gothischen Thürmchen, im Innern 52 Säulen, überhaupt mit den herrlichsten Kunstwerken geschmückt. Das Aeußere ist ganz mit weißem Marmor bedeckt und mit Bildsäulen, deren man über 4000 zählt, überladen. Die ältesten Meister, welche an demselben seit 1386 arbeiteten, führten ihn im späteren gothischen Styl auf; um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ mit großen Kosten das halbfertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung fortführen; doch ist der Bau, den 1819 Kaiser Franz wieder aufnahm, noch immer nicht ganz vollendet. An der einen Seite ist der Marmor schon halb verwittert, während er an den anderen Theilen sich in der glänzendsten Frische zeigt, so wie auch der Fußboden im Innern halb von köstlicher Mosaik, halb von Backsteinen ist. In einer unterirdischen Kapelle liegt der Körper des h. Karl Boromäus (s. d.) in einem Krystallsarge mit den reichsten Kostbarkeiten geschmückt. Den sonst hier gesammelten Schatz schickten die Franzosen in die Münze. Unter den übrigen 78 Kirchen zeichnen sich St. Lorenzo, mit antiken Marmorsäulen, und Madonna presso di San Celso aus; das Kloster St. Maria delle Gracie mit dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci, einem Wandgemälde, jetzt fast vernichtet. Der Palast della Corte, der Gouvernementspalast, der erzbischöfliche Palast, die Münze, der Finanzpalast und der Palast des Appellationshofes, der Palast Berra, ehemals den Jesuiten gehörig, Sitz der Akademie der Wissenschaften und Künste mit Bibliothek (100,000 Bände), Antiken- und Gemäldesammlung, botanischer Garten und Sternwarte. Die berühmte Ambrosianische Bibliothek (60,000 Bände, 15,000 Handschriften) und Kunstsammlung; das große Münzkabinet. Auf dem von Napoleon angelegten runden Platze, wo ehemals das Castell stand, ist ein noch nicht vollendeter Circus nach alter Bauart aufgeführt, der 30,000 Menschen faßt und dessen Arena unter Wasser gesetzt werden kann. Ausgezeichnete Gebäude sind noch: das alte herzogliche Schloß, das Theater della Scala, nach dem von San Carlo das größte Italiens und vielleicht Europa's, 1778 von Piermarini erbaut und besonders durch Bequemlichkeit ausgezeichnet, das in 400 Logen für 7000 Personen Raum hat; sodann 7 andere Theater u. das große Hospital, welches 4000 Kranke faßt. Bemerkenswerth ist der, 1807 von Napoleon nach der Schlacht bei Marengo begonnene, Friedensbogen (vormals Arco del Sempione), 84 Fuß hoch, 42 F. breit, mit acht 42 F. hohen, 2 F. dicken Marmorsäulen und ganz mit erhabenen Bildwerken bedeckt, ganz von

Marmor, mit einer 30 Fuß hohen Friedensgöttin auf einem mit 6 bronzenen Rossen bespannten Triumphwagen auf der Spitze, sodann 13 Thore. M. ist der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbischofs, der höchsten Regierungs- und Gerichtsbehörden, des Generalcommando's, der Centralcongregation, eines angesehenen einheimischen Adels und der reichsten Grundeigenthümer. Von öffentlichen Anstalten sind hervorzuheben: patriotische Gesellschaft, Taubstummeninstitut, Schule für Mosaikarbeiten, zwei Lyceen, sechs Gymnasien, Thierarzneischule, Musikschule, Geographisch-militärisches Institut, 1801 gestiftet, und viele Privatsammlungen, unter denen sich die Bibliothek u. Münzsammlung in der Casa Trivulzi auszeichnen. Der Handel der Stadt und ihre Fabriken in Seide, Tuch, Bronce, Gold, Silber, Glas, Alabaster, Leder, Papier, Fayence u. s. f. sind höchst wichtig und werden besonders durch die nach vier Seiten sich erstreckenden Kanäle, so wie durch die nach Venedig führende Eisenbahn befördert. — M. wurde im Jahre 584 v. Christo von den unter Bellovesus in Italien eingedrungenen Celten gegründet, diesen 222 v. Christo von den Römern abgenommen; dann, nach dem Untergange des weströmischen Reichs, von den Hunnen, Gothen und Lombarden erobert, unter Karl M. mit dem fränkischen Reiche vereinigt, unter Otto I. an Deutschland gebracht u. von kaiserlichen Statthaltern oder Präfekten regiert. Bekannt sind die Kämpfe M.s mit den Hohenstaufen, namentlich mit Friedrich Rothbart, u. die Zerstörung der Stadt durch diesen nach einer vom April 1161 bis März 1162 andauernden Belagerung. Nach Friedrichs Niederlage bei Legnano 1176 erklärte sich M. für eine freie Stadt; doch sollte nach dem Vertrage von Kostnitz 1183 der Kaiser oberster Lehensherr und Richter bleiben, die Einkünfte aus den Domänen aber verlieren. Wie ganz Italien, so war auch M. von der Parteispaltung der Guelfen und Ghibellinen zerrissen. An der Spitze der ersteren stand das Haus Torre, die letzteren fanden ihr Haupt in den Visconti's, welche bald großes Ansehen und Macht sich zu verschaffen wußten, bis Kaiser Wenzel 1395 den Galeazzo Visconti (s. d.) gegen Bezahlung von 100,000 Goldgulden zum Herzoge von M. und Grafen von Pavia machte. Das Herzogthum M. umfaßte damals den größten Theil von Oberitalien und begriff die blühendsten lombardischen Städte, welche theils durch Waffengewalt, theils durch Kauf erworben worden waren. Als der Mannsstamm der Visconti 1447 erlosch, gelang es dem Franz Sforza (s. d.), 1450 das Land für sich u. seine Familie zu erhalten, in dessen Besitz sie jedoch von den französischen Königen Ludwig XII. und Franz I. mehrmals hart bedrängt wurden. Als der Mannsstamm der Sforza's 1535 ausstarb, belehnte Karl V. seinen Sohn Philipp mit M., das in Folge des spanischen Erbfolgekrieges 1713 an Oesterreich kam, 1797 einen Theil der cisalpinischen, 1802 der italienischen Republik und 1805 des Königreichs Italien bildete und 1814 wieder an Oesterreich gefallen war. Ow.

Mailáth, ein altes, ungarisches Adelsgeschlecht. Stephan, Woywode von Siebenbürgen unter Ferdinand I., wurde von den Türken gefangen und starb in den sieben Thürmen in Konstantinopel. Sein Sohn Gabriel wanderte nach Ungarn. Niklas I., graduirter Doktor der Philosophie an der Universität Tyrnau, war im 17. Jahrhundert causarum regal. director (oberster königlicher Fiskal). Joseph, Beisitzer des obersten, von Karl VI. gegründeten Gerichtshofes (curia regia). Bei seinen Söhnen theilte sich die Familie in die Gräfliche und Adelige. A) Adelige: Anton, Jesuit, Domherr u. Propst zu Raab, als lateinischer Dichter und Kanzelredner seiner Zeit berühmt, gestorben 1805. Georg I., Jesuit, aber bei der Aufhebung des Ordens noch nicht Professe, starb 1820 als Personal. Georg II., dessen Sohn, judex curiae (oberster Landesrichter) nach dem Palatin die höchste Würde in Ungarn. B) Gräfliche Linie: Joseph I., geboren 1737, gestorben 1810, diente unter vier Monarchen (Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I.) durch 53 Jahre, stieg vom Vicenotar des Honther Comitates bis zum Staatsminister, ohne je um Beförderung angehalten zu haben u. wurde von Kaiser Joseph, ohne es verlangt zu haben, in den Grafen-

stand erhoben. Er hatte 18 Kinder, von denen drei genannt werden müssen: Joseph II., der als königlich ungarischer Hofkammerpräsident starb. Juliana, Obervorsteherin der englischen Fräulein in der gesammten österreichischen Monarchie, um das Unterrichts- u. Erziehungswesen, sowie hinsichtlich der geistigen Wiederbelebung u. Ausbreitung des Institutes hoch verdient. Johann (s. d.). Anton, Sohn des erwähnten Joseph II., königlich ungarischer Hofkanzler, legte diese Stelle, seiner geschwächten Augen wegen, im Jahre 1846 nieder. SG.

Mailáth, Johann Nepomuk, Graf, das 14. Kind des Staats- u. Conferenzministers Grafen Joseph M. (s. M., Familie), geboren den 5. October 1786 zu Pesth in Ungarn, genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, trat früh in Staatsdienste, mußte aber wegen der Gefahr, zu erblinden, als königlich ungarischer Statthalter austreten. Nach beinahe dreijähriger Behandelung durch den Augenarzt Dr. Beer gerettet, widmete er sich ausschließlich der Literatur. Seine Arbeiten zerfallen in belletristische u. strengwissenschaftliche. Von ersteren sind zu erwähnen: Kolezer Codex altdeutscher Gedichte mit Köffinger herausgegeben, Pesth 1818; Altdeutsche Gedichte, neudeutsch bearbeitet, Stuttgart 1819; Magyarische Gedichte, übersetzt ebend.; Magyarische Sagen u. Mährchen, 2. Aufl. ebendas.; Gedichte, Wien 1824; Himfys auserlesene Liebeslieder, 2. Auflage; Iris, Taschenbuch seit 1840 bei Hekenast, Pesth; der Dorfnotar, aus dem Magyarischen des Baron Jos. Eötvös übersetzt, Pesth, Hartleben. Strengwissenschaftliche: Das Verhältniß des Grundherrn zum Bauern, 2. Aufl., Pesth, Hartleben; Ungarische Sprachlehre, 3. Auflage, Pesth 1838; Mnemonik, Wien 1842; Geschichtliche: Geschichte der Magyaren, 5 Bde., Wien 1828—31; Geschichte der Stadt Wien, ebend.; Leben der Hofschauspielerin Sophie Müller; Religionswirren in Ungarn, 2 Bde., Manz, Regensb. (auch ungarisch in Pesth erschienen); Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg, 1834—42 bis jetzt 3 Bde. — M. ist einer der stärksten Pfeiler der strengkatholischen Partei in Ungarn, die er, als der Sturm wegen der gemischten Ehen auch in Ungarn begann, sowohl auf dem Reichstage 1839—40 und 1843—44 in den Sitzungen der Magnaten, als auch in der Zwischenzeit in verschiedenen Comitaten, durch eben so energische, als historisch bedeutende Reden gegen Protestanten und schlechte Katholiken vertheidigte. Als auf dem Reichstage 1839—40 ein der katholischen Religion nachtheiliges Gesetz gebracht werden sollte, war er einer der wenigen weltlichen entschlossenen katholischen Magnaten, die mit der Geistlichkeit gegen das Gesetz protestirten, welches auch nicht zu Stande kam. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter an unserer Realencyclopädie, welche ihm eine Reihe trefflicher Artikel verdankt. SG.

Maimbourg (Louis), ein gelehrter Jesuit, geboren zu Nancy 1610, trat schon 1626 in den Orden, mußte denselben aber, als Anhänger der gallicanischen Neuerungen, 1682 wieder verlassen, erhielt hierauf vom französischen Hofe eine Pension und starb zu Paris 1686. M. besaß mehr Gelehrsamkeit und Genie, als Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, daher seine historischen Schriften als solche nur geringen Werth haben. Aus Begierde, schön zu schreiben, und aus Anhänglichkeit an seine vorgefaßten religiösen Meinungen, stellte er die Begebenheiten oft in einem falschen Lichte dar, und in der Polemik war er ein Sophist, der den Irrthum durch rednerische Künste geschickt zu verdecken wußte. In diesem Geschmacke sind seine Hist. du Lutheranisme (Paris 1686, 4.); Hist. du Calvinisme (Par. 1686, 4.); Hist. du Wiclefianisme (Haag 1682) u. viele andere Schriften von ihm geschrieben. Gesammelte Werke 14 Bde. 1686—87. Sein „Traité historique sur les prérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses evêques" wurde 1831 zu Nevers neu herausgegeben.

Maimon (Salomon), ein jüdischer Philosoph, geboren zu Neschwitz in Litthauen 1753, war der Sohn eines armen Rabbiners, der ihn zum eifrigen Studium des Talmud anhielt. M. verlebte viele Jahre in der äußersten Dürftigkeit, u. da ihn die brennendste Wißbegierde durchglühte, die er auf alle Art zu

befriedigen suchte, so wandte er sich endlich nach Deutschland, kam in den armseligsten Umständen nach Berlin, lag beständig über philosophischen Schriften u. ward von Mendelssohn unterstützt. Einige Zeit lernte er die Apothekerkunst, wandte sich nach Hamburg, Amsterdam, Breslau u. endlich wieder nach Berlin, wo er viele Jahre zubrachte. Er starb 24. November 1800 zu Niedersiegersdorf bei Freistadt in Schlesien, auf dem Gute eines Grafen von Kalkreuth, bei dem er seine letzten Jahre zugebracht hatte. M. besaß seltene Talente zum tiefsinnigen Denken u. zu den abstraktesten Spekulationen, seine Ansichten haben viel Originelles, aber auch viele Dunkelheiten, die das Lesen seiner Schriften unangenehm machen. Er gab heraus: Versuch über die Transcendentalphilosophie, Berl. 1790; Ueber die Progressen der Philosophie, ebend. 1793; Philosophisches Wörterbuch, ebend. 1793; Streifereien im Gebiete der Philosophie 1. Thl. ebend. 1793; Die Kategorieen des Aristoteles erläutert, ebendas. 1794; Versuch einer Logik, ebendas. 1794 u. m. a. Sehr interessant ist seine Lebensgeschichte, von ihm selbst geschrieben u. herausgegeben von K. P. Moritz, 2 Thle., Berl. 1792.

Maimonides, eigentlich Moses Ben Maimon (arabisch Abu Amran Musa Ibn Abdalla), ein großer jüdischer Polyhistor, geboren zu Corduba in Spanien 1135, hatte den Averrhoës zum Lehrer in der Theologie und Philosophie, begab sich nach Aegypten, um den Verfolgungen seiner Glaubensgenossen zu entgehen, ward Leibarzt des Sultans Saladin, stiftete eine berühmte u. stark besuchte Schule zu Alexandrien und starb zu Kahira, wo er zuletzt lebte, 1205. M. war einer der ersten, wo nicht der erste Gelehrte unter den Juden, der „treue Lehrer," der „große Adler," der „Ruhm des Morgenlandes" und „das Licht des Abendlandes," benannt. Sein denkender Geist umfaßte alle Wissenschaften, u. besonders eröffnete er in der Philosophie u. jüdischen Theologie neue Aussichten. Er exegesirte unabhängig von der Kabbala u. dem Talmud, wendete schon die Kantische moralische Erklärungsmethode beim alten Testamente an, brachte durch sein Philosophiren über die Bibel die Liebe zur griechisch-arabischen Philosophie einigermassen unter seiner Nation in Aufnahme und war der beste Commentator des Talmud. Seine Schriften sind sehr zahlreich; er ist der größte Polygraph unter den Juden. Alles, was M. schrieb, wurde vielfach gedruckt u. übersetzt. Wir nennen davon nur: Commentarius in Mischnam, ins Hebräische übersetzt u. lateinisch den Ausgaben der Mischna u. des Talmud beigedruckt, zuerst Neapel 1442, Fol.; Jad Chazakha (Auszug des Talmuds) lateinisch Venedig 1490, 4 Bde. u. ö.; Moreh Nevochim, lateinisch als Doctor perplexorum, Basel 1629, n. Auflage, Berl. 1791; De regimine sanitatis, Florenz ohne J., Ausg. 1518; Commentare über des Hippokrates Aphorismen u. m. Vgl. P. Beer, Leben und Wirken des Rabbi Moses Ben Maimon, Prag 1834.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entspringt im bayerischen Kreise Oberfranken, im Fichtelgebirge, am östlichen Hange des Ochsenkopfes, 3000 Fuß über dem Meere, in zwei Quellen, dem weißen u. dem rothen M. (letzterer südlich vom ersteren), welche sich bei Steinhausen, 1 Stunde südwestlich von Kulmbach, mit einander vereinigen. Der M. ist von der Vereinigung mit der Rodach an schiffbar. Obgleich die Mündung des M.s, Mainz gegenüber, wo er eine Breite von 400 Schritt hat, nur 34 Meilen vom Ursprunge des Flusses entfernt ist, hat dieser doch eine Länge von etwa 80 Meilen, indem er sehr beträchtliche Krümmungen macht. Sein Stromgebiet umfaßt 730 □ M., u. er gehört, mit Ausnahme von 10 Meilen oberhalb seiner Mündung, in seiner ganzen Ausdehnung dem Königreich Bayern an, wo er die Kreise Ober- u. Niederfranken durchströmt u. gegen Baden u. Hessen eine Strecke weit die Gränze bildet. Die bedeutendsten Städte, welche er berührt, sind: Bamberg, Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg, Wertheim, Hanau, Frankfurt. Der M. ist durch den Ludwigskanal mit der Donau verbunden. Nebenflüsse des rechten Ufers sind: Oelsnitz, Schorgast, Rodach, Itz, Baunach, Raffach, Werrn, fränkische Saale, Lohr, Aschaff, Kahl, Kinzig, Nidda, Steinach; des linken Ufers: Lauter,

Regnitz, Tauber, Gernsprinz u. a. Es vereinigen sich so die Gewässer des Südabhanges des Thüringerwaldes, des Rhöngebirges und des Taunus, ferner des ganzen Spessart, des westlichen Fichtelgebirgs; einestheils des Kreises Mittelfranken u. des nördl. Theils von Baden, Württemberg u. Hessen mit ihm. Ow.

Maina, eine Landschaft in den kahlen, unzugänglichen Gebirgen des griechischen Nomos Messenien, zwischen dem Busen von Koron und Kolokythia, mit dem Hauptorte M., von ungefähr 60,000 Menschen in 117 Ortschaften bewohnt, die unter dem Namen Mainotten weithin bekannt sind u. lange Zeit für Nachkommen der alten Spartaner gehalten wurden, während neuere Forschungen bis zur Evidenz nachgewiesen haben, daß sie zum größten Theile von slawischen Einwanderern abstammen, welche sich mit den griechischen Ureinwohnern mischten. Sie sind wild, kühn, abergläubisch, freiheitliebend, blutdürstig und räuberisch, wohlgewachsen, arbeitsam, einfach, in der Waffenführung sehr geübt, und treiben Jagd, Ackerbau, Viehzucht, bauen Baumwolle und Oel, und beschäftigen sich außerdem auch noch mit Handel und Schifffahrt. Zur Zeit der türkischen Herrschaft wußten sie, von der Natur ihres gebirgigen Landes trefflich unterstützt, ihre faktische Unabhängigkeit zu erhalten, indem die Türken bloß dem Namen nach ihr Oberherren waren, und als solche nur einen höchst unbedeutenden Tribut bezogen. Die acht Distrikte des Landes standen unter eben so vielen Kapitani's, welche einen Bey zum Oberhaupte hatten. Den einzelnen Ortschaften standen Häuptlinge unter dem Namen Zapitaden vor, welche in festen steinernen Thürmen hausten. Die Kapitani's lebten fast in beständigem offenen Kampfe miteinander. Ihr letzter Bey war der tapfere Pietro Mawromichali. Mit der Erhebung Griechenlands zu einem Königreiche verlor die M. ihre Unabhängigkeit, welche sie durch den Aufstand im Jahre 1844 vergeblich wieder zu erringen suchte. Ow.

Maine. 1) Der nordöstlichste der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, gränzt östlich und nordöstlich an Neu-Braunschweig, nördlich und nordwestlich an Unter-Canada, davon durch das Albany-Gebirge geschieden, westlich an New-Hampshire und südöstlich an den atlantischen Ocean. Das Land ist gut bewässert; Flüsse sind: Madawaska, St. Croix, Penobscot, Kennebec, Androscoggin, Piscataqua u. s. w. Die Zahl der Einwohner betrug auf 1495 □ Meilen 1840 über 500,000. Sklaven gibt es hier keine. Der Staat, welcher 1820 in die Union aufgenommen wurde, ist in 13 Grafschaften eingetheilt und sendet 2 Senatoren und 8 Repräsentanten zum Congreß. Die größte Stadt ist Portland mit 16,000 Einwohnern. Produkte sind: Kartoffeln, Hafer, Roggen, Korn, Weizen, Gerste, Hornvieh, Schafe, Schweine, Wolle, Holz, Eisen. Der Handel ist nicht ganz unbedeutend, denn die Einfuhr zur See betrug 1840: 628,762 Dollars und die Ausfuhr 1,188,269 Dollars. Für die Bildung sorgen zwei Colléges (zu Brunswick und Waterville), eine medicinische Schule (zu Brunswick), zwei theologische Schulen (zu Bangor und Thomaston). — 2) M., eine ehemalige, nach dem gleichnamigen Flusse benannte Provinz im westlichen Frankreich, zwischen der Normandie nördlich, Orléanais östlich, Anjou und Touraine südlich, Bretagne westlich; ist jetzt in die Departements Sarthe u. Mayenne vertheilt. Hauptstadt war Mans.

Maintenon, Françoise d'Aubigné, Marquise von, Gemahlin Königs Ludwig XIV. von Frankreich, geboren den 8. September 1635 im Gefängnisse zu Niort, wo ihre Eltern verhaftet waren, begleitete dieselben, 3 Jahre alt, nach Amerika, wäre unterwegs, weil man das Kind für todt hielt, beinahe in das Meer geworfen worden, kam aber nach Frankreich zurück, heirathete in ihrem 16. Jahre den höckerigen und lahmen Dichter Scarron, wurde nach dessen Tode Erzieherin zweier natürlichen Kinder Ludwigs XIV. von der Montespan, u. endlich im 50 Jahre dem Könige in der Stille angetraut, der sie lange nicht hatte leiden können. Allein sie hatte über ihn sowohl durch ihre Klugheit gesiegt, als auch dadurch, daß sie sich außerordentlich spröde bezeugt hatte. Ueberdieß hatte

sie einen Hang zur Andacht, und Ludwig neigte sich bei herannahendem Alter bekanntlich selbst nach dieser Seite hin. Bei aller anscheinenden Anspruchslosigkeit hatte die M. vielen Einfluß auf die wichtigsten Regierungsprojekte und Unternehmungen. Den Armen erwies sie viel Gutes und war überhaupt kein böses Weib. Nach des Königs Tode begab sie sich in die von ihr gestiftete Abtei St. Cyr, und starb daselbst den 15. April 1719. Nach ihrem Tode erschien eine Sammlung von ihren Briefen, die noch gelesen zu werden verdienen, ob ihnen gleich die Leichtigkeit u. Anmuth mangelt, die sonst der Charakter solcher Briefe ist. Vergleiche: La Beaumelle, Lettres et mém. de Madame de M., Hamburg 1756, 12 Bände, deutsch Leipzig 1757, 3 Bände; Carracioli, La vie de Madame de M., Paris 1756; Frau von Genlis, Histoire de Madame de M., ebendaselbst 1806, 2 Bände, deutsch Leipzig 1807, 2 Bände, u. m. a.

Mainz, Moguntiacum, Moguntia, Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, unter dem 49°, 59′, 50″ nördlicher Breite und dem 26° östlicher Länge, am Abhange eines Hügels und am Ufer des Rheinstromes, in schiefer Richtung der Mündung des Mains in den Rhein gegenüber und 220 Pariser Fuß über der Meeresfläche gelegen und gegen Nord und Nordost vom Taunus und gegen Südost von dem etwas entferntem Melibokus, durch welche beide Gebirge der Mainstrom sich windet, begränzt. Die Stadt hat einen Flächenraum von ungefähr 17,000,000 □Fuß, ist in Sektionen getheilt, zählt etwas über 2350 Gebäude, deren Zahl bald durch den schon vorgerückten Bau eines neuen Stadttheiles auf dem sogenannten neuen Kästrich beträchtlich vermehrt seyn wird, hat 115 Straßen, 72 kleine Verbindungswege, 30 öffentliche Plätze und 10 Thore. Die Bauart der Häuser und Straßen ist größeren Theiles noch alterthümlich. Die schönsten Straßen sind die drei Bleichen, die Thiermarkt-, die Ludwigs- und die Rheinstraße. Unter den freien Plätzen sind der Schloßplatz, der Markt, der Gutenbergsplatz u. der Thiermarkt. Hauptgebäude von Mainz: das merkwürdigste Denkmal aus der goldenen Zeit dieser Stadt ist ihre stolz über sie hervorragende ehrwürdige Domkirche. An diese knüpfen sich viele Anhaltspunkte der Geschichte; selbst schon ihr eigenes Geschick, seit ihrem ersten Entstehen von 1009 6mal aus der Zerstörung durch feindliche Elemente sich erhoben zu haben, gibt ein rühmliches Zeugniß von dem frommen Sinne u. Reichthume der damaligen Zeit; die Emmeranskirche, mit einem herrlichen Altarblatte; die Peterskirche, sehr sehenswerth; die Quintinskirche, eine der ältesten der Stadt, schon 815 urkundlich erwähnt; die Christophskirche; die Ignatiuskirche, eine der neuesten u. schönsten der Stadt; die Augustiner-, jetzige Seminariumskirche, höchst kunstvoll; die Stephanskirche, von Erzbischof Willigis (990) zuerst kunstvoll in Holz, später 1257 in Stein aufgeführt, ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst; die Johanniskirche, die Begräbnißstätte des ersten Erzbischofs von Mainz, des heiligen Bonifacius, nun dem protestantischen Cultus dienend; die Armenklarenklosterkirche, jüngst für den englischen Cultus restaurirt; die neue jüdische Synagoge; das vormalige kurfürstliche, besonders durch den prächtigen Akademiesaal ausgezeichnete Schloß, nun ganz aus seinem früheren Verfalle erhoben, dient als Aufstellungsort für die städtische, 100,000 Bde. starke Bibliothek, das Münzkabinet, die Bildergallerie, die physikalische Instrumentensammlung, wobei die berühmte astronomische Uhr des Augustiners N. A. Johann, die Sammlung der römischen Alterthümer u. jene der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft; daneben der großherzogliche Palast, als vormaliges deutsches Ordenshaus geschichtlich bekannt; das bischöfliche Palais; das Regierungsgebäude, vormals Erthalischer Hof, der Justizpalast, der ehemalige Dalberger Hof; der Hof zum Gensfleisch, Stammhaus Gutenbergs, der Hof zum Gutenberg, des letzteren früheres Wohnhaus, nun Casinogebäude und geschmückt mit einem Standbilde Gutenbergs, der Hof zum Jungen, in seinen Haupttheilen noch unverändert, ist die Geburtsstätte der Erfindung der Buchdruckerkunst; der Druckhof des Johann Fust und seines Schwiegersohnes Peter Schöffer, vormals

Hof zum Humbrecht, der heutige Dreikönigshof, neben diesem früher Eigenthum von Fust und Schöffer, vordem aber den Patriziern zum Korb gehörig, jetzt Bräuhaus und noch ganz unverändert in seiner ursprünglichen Bauart aus dem 14. Jahrhundert. Das ehemalige Lyceum, vordem Seminar, nun zur Aufnahme der Hospitaliten bestimmt; das St. Rochushospital; der Stadioner Hof, jetzt Commandanturgebäude, der Bockenheimer Hof, Eigenthum der Bundesfestung u. zur Kaserne benützt, der Schönborner Hof, im Erdgeschoße als preußisches Militärcasino und oben zur Kaserne dienend, die Citadelle mit dem Eichelsteine, dem Denkmale von Drusus, das Zeughaus und mehre andere Militärgebäude; die Fruchthalle mit einem Flächenraume von 27000 □ Fuß, zugleich zum Festsaale dienend — ein Meisterwerk wegen seines frei auf den Mauern ruhenden Daches, das großartige und schöne Theatergebäude. Sehenswerthe Baukunstwerke sind noch: die Epitaphien des Domes, der neue Brunnen und der Marktbrunnen, das Gutenbergs-Denkmal, ein Meisterwerk des großen Bildners Thorwaldsen u. des ausgezeichneten Bronzirers Crozatier. Behörden der Stadt Mainz: Als Regierungsbehörde fungirt daselbst die Provinzialverwaltung mit der Kreisverwaltung. Als geistliche Verwaltungen bestehen daselbst: Der Landesbischof, das Domkapitel u. bischöfliche Ordinariat, das bischöfliche Seminar u. 8 Pfarreien katholischer Seits; der Superintendent für Rheinhessen, Dekan und erster Stadtpfarrer, ein zweiter Stadtpfarrer u. ein Freiprediger für die protestantische Gemeinde; der Rabbinatsverweser für die Judengemeinde. Gerichtspflege: zwei Friedensgerichte, ein Handelsgericht, Kreisgericht, Obergericht, Finanz-, Domänen- u. Steuerverwaltung, Handelskammer, Postverwaltung, städtische Verwaltung. Als Militärbehörden der Bundesfestung M. fungiren: das Festungsgouvernement, die Festungscommandantur, das Platz-Commando, die Artillerie-Direktion, die vereinigte Genie-Direktion. Oeffentliche Unterrichts-Anstalten zu M.: das bischöfliche Seminar, das großherzogliche Gymnasium, die großherzogliche Realschule, die Elementar-Pfarrschulen, die Turnschule, die großherzogliche Entbindungsanstalt und Hebammenschule, die Handwerkerschule. Als Vereine zu ästhetischen, wissenschaftlichen u. industriellen Zwecken bestehen zu M.: der Verein für Kunst und Literatur, die Liedertafel und der Damengesang-Verein, der Instrumentalverein, die rheinische naturforschende Gesellschaft mit ihren verschiedenen Sektionen, der Verein rheinhessischer Aerzte, der Gartenbau-Verein, der Lokal-Gewerbsverein, die Industriehalle. Als gesellige Vereine haben sich zu M. constituirt: die Gesellschaft „die Freunde zur Eintracht," das Casino im Hofe zum Guttenberg der gesellige Verein, die neue Ressource, das österreichische u. preußische Militär-Casino. Als Anstalten zur Armenversorgung dienen: das St. Rochusstift, das Waisenhaus, die Central-Armencommission und der Frauenverein. Zu den Anstalten für Humanitätszwecke gehören: die Spar-Casse, das Pfandhaus, die Rosenbrautstiftung, die Kleinkinderbewahr-Anstalt, die Entbindungs-Anstalt, mehre Kranken- u. Sterbevereine für die christliche und jüdische Gemeinde. — Handel. M. gehörte durch seine natürliche Lage in der Mitte Deutschlands u. an dem Ufer des Rheines schon im Mittelalter zu den ersten Handelsplätzen des Reiches. Unter den vielen Wechselfällen des Geschickes, welche der Handel dieser Stadt erlitt, war es in der Neuzeit ganz besonders die im Jahre 1831 erfolgte Aufhebung des alten Stapelrechtes, u. nebst dieser die noch mehr angespornte Rührigkeit der nicht minder interessirten Städte Köln und Mannheim, welche einen großen Theil ihres Speditionshandels beeinträchtigte. Dafür aber gewann der Handelsverkehr in M. durch die Einführung der Dampfschifffahrt (1827) auf dem Rheine u. später durch Gründung des deutschen Zollvereins von Preußen u. Hessen-Darmstadt, sowie ihm endlich auch die Eröffnung des Donau-Main-Kanals u. die weitere Ausdehnung der Eisenbahn nach Frankreich ein weiteres u. fruchtbares Feld eröffneten. Die vorzüglichsten Handelsgegenstände von M. sind: Getreide, Mehl, Holz u. Oel, wovon es als ein Hauptstapelplatz betrachtet werden darf. Das

Gewerbwesen im großartigen u. kleineren Betriebe steht in M. auf einer ungewöhnlich hohen Stufe seit dem Emporblühen des Handelsverkehrs sowohl, als seit der Vereinigung der Gewerbtreibenden (Gewerbverein) zu ihrer weiteren technischen Ausbildung. Den großartigsten Betrieb findet die Leder-, Wagen- und Möbelfabrikation in M. Die sehenswerthesten geschichtlich u. topographisch merkwürdigsten Punkte der nächsten Umgebung von M. bilden: auf der Westseite der Stadt der christliche Begräbnißhof, der Märtyrerplatz, auf welchem einst (454) der Bischof Aureus und seine Schwester Justina nebst vielen Gläubigen hingeschlachtet u. die Leichname der beiden letzteren in den nahen Brunnen geworfen wurden, mit seinen zahlreichen (an 2000) meistens sehr kunstvoll gearbeiteten Monumenten u. Grabsteinen, unter welchen die in gelungener Steinarbeit ausgeführten Bildnisse unseres Erlösers, nebst seiner tief bewegten Mutter und der Maria Magdalena; sowie das mit den Insignien des Krieges gezierte, den unter Napoleons Fahnen gefallenen M.ern von ihren heimgekehrten Kriegskameraden geweihte Denkmal die hervorragendsten sind. Weiter westlich, bei dem Dorfe Zahlbach, die Trümmer der römischen, von Drusus erbauten, Wasserleitung und die römischen Grabmäler. Gegen Süden an einer Anhöhe, auf dem Grunde u. Boden des vormaligen kurfürstlichen Favoritgartens u. des Karthäuserklosters, ein meisterhaft angelegter öffentlicher Park, die neue Anlage, auf deren Plateau man das erhabendste Naturgemälde genießt, dem Einflusse des Mains in den Rhein gegenüber steht, den stolzen Rhein unter seinen Füßen vorüberfließen sieht u. das großartige, von den Taunusgebirgen eingeschlossene Panorama der Stadt u. seiner östlichen Begränzungen vor sich hat. Die neuerrichtete, die ganze Länge der Stadt (nach ihrer Vollendung) sich hinziehende Rheinkehle, mit den, an die Stelle vieler unförmlicher u. alter Baulichkeiten getretenen, obwohl monoton, aber doch imposant aussehenden krenelirten, theilweise 30 Fuß hohen u. 3 Fuß dicken Defensions-Mauern, Batterien, Kasematten-Corps, nebst den an die ersteren beiderseitig angebauten Colonaden, Läden, Lagerhäusern, dem jetzt erstehenden Bahnhofe für die Ludwigseisenbahn, dem Krahnen, Dampfschifffahrtsagenturen, Landungsbrücken u. s. w. Die von 49 Pontons getragene, 1666 Fuß lange, zum rechten Rheinufer über den stolzen Rücken des großartigen Flusses sich hinziehende und mit den unterhalb derselben befindlichen 17 Flußmühlen parallel laufende, die schönste Aussicht in das Rheinthal bietende Schiffbrücke, welche die jenseitige, den Brückenkopf von M. und eine Festung mit dieser bildende, von Drusus erbaute Stadt Kastel oder Kassel und ihren großartigen Taunus-Eisenbahnhof mit M. verbindet. Nördlich von der Stadt u. vor dem Raimundithore der, von dem Kurfürsten Friedrich Karl (1777) angelegte, Winterhafen mit der sich daran schließenden, an dem schönen Gartenfelde dicht vorüber bis zur Feste Hardenberg, gegenüber der, 1 Stunde entfernt von M., auf dem jenseitigen Uferliegenden Stadt Bieberich, mit ihrem prachtvollen herzoglich nassauischen Schlosse sich ausdehnenden, dreifachen Allee. Die, südlich von dem Dorfe Weisenau, von der heiligen Kreuzschanze zwischen dem Neu- und Gauthore über die große Citadelle gegen Norden zum Fort Gibraltar auf dem Hardenberge ausgedehnten Werke bestehen aus: 21 Bollwerken oder Bastionen, 18 Contregarden, 22 detachirten Werken, 5 Batterien, u. die zu Kastel befindlichen zählen, außer dem Brückenkopfe u. den Forts Montebello und Mars, 5 Bastionen, 12 Flankenlinien und 2 Rheininseln. Die Seelenzahl der bürgerlichen Bewohner von M. belief sich bei der Zählung 1846 auf 35,000, wovon 28,300 der katholischen Kirche, 4402 der protestantischen Confession, 8 dem Menonismus und 2300 dem jüdischen Glauben angehören. Dazu kommt die Besatzung, die sich auf 6000 Mann beläuft u. im Friedensstande zur Hälfte aus kaiserlich königlichen österreichischen u. zur Hälfte aus königlich preußischen Truppen besteht, im Kriegsstande mindestens 12,000 u. in ihrer Vollständigkeit 21,000 Mann zählt u. aus Truppen sämmtlicher deutscher Bundesstaaten zusammengesetzt ist. Außer den preußischen u. österreichischen Trup-

pen befindet sich fortwährend ein Commando Landes-Militär zur Bewachung der Civilgefängnisse in M. μ.

Geschichte der Stadt und des ehemaligen Hochstiftes. M., wahrscheinlich vom Maine (althochdeutsch magin, mogin), Moguntia, Moguntiacum, im Mittelalter Maginze, Meginze, Menze, Mainz genannt (Andere bringen den Namen mit dem celtischen Worte magus, welches Stadt bedeutet, und als Endsylbe an vielen Städtenamen sich findet, zusammen, z. B. Bormetomagus, Noviomagus), wurde von Drusus, dem Stiefsohne des Kaisers Augustus, im Jahre 14 vor Chr. durch die 14. Legion, welche da ihr Standquartier hatte, erbaut als das Hauptcastell von den 40, welche er an den Gränzen gegen das innere Deutschland anlegte. Das Lager war aber auf dem Berge und durch seine natürliche Lage gegen die Angriffe der Deutschen sehr geschützt. Unter der Herrschaft der Römer hatte M. die vielfachen Veränderungen damaliger Zeit mitzumachen. Schon sehr frühe, wahrscheinlich mit der 22. Legion, welche die Belagerung von Jerusalem mitgemacht und darauf im Jahre 80 ihre Standquartiere in M. erhalten hatte, kam das Christenthum dahin; zugleich traf wohl mit dieser Legion daselbst ein der heilige Crescenz, welcher als erster Bekehrer von M. durch die Tradition erwähnt wird und ein Schüler des hl. Apostels Paulus war (2 Timoth. 4, 10). Die Wuth der Verfolgungen, namentlich in Soldatenstädten, wie M., vergoß auch da viel Christenblut. Weil nun von dieser Stadt aus das Christenthum sich in der Gegend ausbreitete und M. schon an sich die bedeutendste Niederlassung der Römer im oberen Germanien war, so hatte diese Gemeinde, also auch ihr Bischof, wohl damals schon gewisse Ehren- und Aufsichtsrechte, wie wir ja die kirchliche Verfassung, und namentlich die bischöfliche Ueber- und Unterordnung in der ganzen Kirche, auf diese Art entstehen sehen. In den Zeiten der Empörungen der einzelnen Kriegshäupter hatte M. als Hauptwaffenplatz u. Garnisonsstadt eine große Wichtigkeit, so z. B. bei der Wahl des Vitellius, dem Aufstande des Civilis. Durch die neue Eintheilung des Reiches unter Constantin d. Gr. wurde M. die Metropole von Obergermanien, Sitz des obersten Kriegsbefehlshabers (dux), u. somit auch in kirchlicher Hinsicht die angesehenste Stadt der Gegend. Darauf wohl gründet sich schon der Vorzug, den nachmals die Bischöfe von M. besaßen. Auf einer zu Köln unter dem Vorsitze des Bischofs Maximin von Trier 346 gehaltenen Synode steht unter den Unterschriften von 34 abwesenden, aber zustimmenden Bischöfen Galliens und Germaniens, als der erste Martin, Bischof von M. In der Völkerwanderung hatte M. ein schreckliches Schicksal, indem es 406, am letzten Tage dieses Jahres, von einem Haufen deutscher Völkerschaften, der Vandalen, Quaden, Alanen, Alemannen und Burgunder unter ihrem Anführer Crochus zerstört und eine große Menge Christen nebst dem Bischofe Ruthard in der Hauptkirche erschlagen wurde, wie selbst der heilige Hieronymus in einem Briefe an die Acherugia schreibt. Schon 451 wurde M. von den Hunnen gänzlich verwüstet u. einige Jahre später auch die Umgegend von den Franken verheert. Wohl in dieser Zeit der fast gänzlichen Verlöschung der Stadt mögen die Bischöfe von Trier und Worms, welche Städte sich eher wieder erholten, eine Art von Obergewalt, welche früher dem Bischofe von M. zustand, ausgeübt haben. Beim Wiederaufbaue der Stadt unter dem Frankenkönige Dagobert I. machte sich besonders der Bischof von M., Sidonius, sehr verdient (622) und erbaute neue Kirchen; 712 umgab Sigbert, Bischof von M., die Stadt mit Mauern. So legten die Bischöfe durch ihre wohlthätige Einwirkung, durch ihren Eifer und ihre Bemühungen den Grund zur Verleihung der wichtigsten Rechte über die Stadt. Um diese Zeit wurde auch durch die heilige Bilhildis, eine Verwandte des fränkischen Königshauses, das Kloster Altenmünster (monasterium vetus) gegründet, welches für die Bildung der Stadt u. Umgegend eine hohe Wichtigkeit hatte. Die Stadt blühte nun allmälig wieder auf und mehre Kirchen erhoben sich. Dieser Umstand, so wie auch das Andenken an den früheren Vorrang von M. als Hauptstadt Ober-

germaniens und seine vortreffliche Lage, haben auch die fränkischen Fürsten Karl-
mann und Pipin bestimmt, auf einer Synode zu M., auf welcher der Bischof
von M., Gewillieb, wegen Mordes abgesetzt wurde, die Kirche von M. zur Metro-
pole von Germanien zu erklären u. den heiligen Bonifazius, der wegen der Nähe
der Friesen lieber Köln zum Sitze des Erzbischofs erwählt hätte, zum Metropoli-
tanen von M. dem Papste Zacharias vorzuschlagen u. um die Bestätigung dieser
Anordnungen zu bitten. Diese erfolgte durch die Bulle Papsts Zacharias vom 4.
November 748, in welcher der heilige Bonifazius als Erzbischof von M. bestätigt
und diese Kirche für ewige Zeiten zur Metropole erklärt und den Kirchen von
Tongern, Köln, Utrecht, Worms, Speier und aller jener Völker vorgesetzt wurde,
welche der heilige Bonifazius noch zum Christenthume bekehren würde. Köln
wurde später zur Metropole erhoben, wegen Bekehrung der Westphalen; dagegen
wurden Mainz untergeben die in den neubekehrten Gegenden errichteten Bis-
thümer: Eichstädt, Verden, Hildesheim, Paderborn, Würzburg, ebenso Branden-
burg und Hävelberg, Bamberg, Prag u. Olmütz. Bei Errichtung des Erzbis-
thums Magdeburg für die Slaven wurden Havelberg u. Brandenburg u. bei der
Erhebung Prags zur Metropole Olmütz abgetrennt, Bamberg aber unmittelbar
dem päpstlichen Stuhle untergeben, so daß bei der Aufhebung des Erzstiftes M.
folgende Suffraganen desselben bestanden: Worms, Speier, Straßburg, Chur,
Paderborn, Halberstadt, Würzburg, Eichstädt, Verden, Hildesheim, Konstanz,
Augsburg und die erst später zu Bisthümern erhobenen ehemaligen Abteien Fulda
(1752) und Corvei (1791). So war der Erzbischof von M. nach dem Papste
an Ansehen und Macht der Erste in der Kirche, zugleich Primas des Reiches
und übte das Krönungsrecht über die deutschen Könige aus. Die Nachfolger
des heiligen Bonifazius auf dem erzbischöflichen Stuhle von M. waren fromme
und gelehrte Männer, von denen die Ausbreitung des Christenthums in Deutsch-
land u. die Veredelung der Sitten geschah. Wie Bonifazius zu diesem Zwecke das
Kloster Fulda, so stiftete sein Nachfolger, der hl. Lullus, das Kloster Bleidenstadt bei
Wiesbaden, welches die Cultur ins Rheingau pflanzte, u. dessen Nachfolger, Richolf,
unter Beihülfe Karls des Großen das berühmte Kloster St. Alban bei M., eine vor-
treffliche Pflegstätte für Künste u. Wissenschaften. Der Erzbischof Rhabanus Mau-
rus, einer der gelehrtesten, frömmsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit,
erhob den Flor der Kirche von M. auf die höchste Stufe. Die Kaiser begabten
sie deßhalb mit den reichsten Schenkungen an Land u. Leuten u. ihre Erzbischöfe
hatten wegen ihrer Tüchtigkeit den größten Einfluß auf die Regierung des Rei-
ches. Besonders war dieß der Fall unter dem heiligen Willigis, Erzbischof von
M., welcher, von den sächsischen Kaisern hoch geschätzt, ihnen durch seine Kennt-
nisse u. seinen Geist ungemein nützlich u. in allen wichtigen Angelegenheiten zu-
gezogen wurde. Auf diese Weise bildete sich, namentlich durch die lange, weise
u. segensreiche Regierung des frommen u. heiligen Willigis, der Vorzug des Erz-
bischofes von M., als des ersten Kurfürsten des Reiches, d. h. als des vornehm-
sten und einflußreichsten unter den Fürsten. Was so Eines Mannes und seiner
nächsten Nachfolger persönliche Eigenschaften begründet, das wurde im Laufe der
Zeiten mit dem Amte ständig verbunden, und nachdem die Rechte der Kurfürsten,
als der Wähler des deutschen Königs, sich ausgebildet hätten, erschien der Erz-
bischof von M. als der erste Kurfürst u. somit als der erste Fürst des römischen
Reiches, der königliche Ehren hatte. Bei dem Reichshofrathe und dem Reichs-
kammergerichte übte der Kurfürst von M. sehr wichtige Befugnisse als Erzkanz-
ler des Reiches, indem er einen Reichsvicekanzler, die Secretäre, das gesammte
Kanzleipersonal präsentirte, die Archive in Verwahr nahm, die Taxen der Aus-
fertigungen bezog, alle Reichsgesetze im Auftrage des Kaisers publicirte u. selbst
Visitationen des Reichshofrathes u. des Reichskammergerichtes vornehmen konnte.
Alle diese wichtigen Rechte übten die Erzbischöfe von M. zum größten Segen
u. Nutzen des Reiches aus; ihre wichtige Stelle behaupteten sie stets zum Ruhme
des Vaterlandes, das dem stillen u. bescheidenen Wirken dieser Männer Unge-

meines verdankt, indem sie stets mit treuer Liebe am Reiche gehangen haben. Weil die Erzbischöfe von M. sowohl der Stadt selbst, als auch der umliegenden Gegend mit dem Christenthume Bildung u. Gesittung brachten, die Verhältnisse ordneten, Recht sprachen, Einrichtungen trafen, wie dieses besonders durch die Sendgerichte geschah; weil sie auf den großen Gütern, welche die Kaiser ihnen geschenkt hatten, die Gerichtsbarkeit ausübten, so entstand allmälig die Landeshoheit über Stadt u. Gegend, indem die Kaiser die Gewalt den Erzbischöfen übertrugen, die sie ja am besten ausüben konnten. So war M. nie eine sogenannte freie Reichsstadt, wo bloß der Kaiser Gerichtsbarkeit hatte, sondern der Erzbischof handhabte dieselbe, als vom Kaiser verliehen. Schon frühe erhielten sie einzelne Landschaften u. Städte von den Kaisern, insbesondere von den sächsischen, so daß das Erzstift M. den herrlichen Ober- u. Niederrheingau, fruchtbare Gegenden am Main, dem Neckar, der Tauber, in der Wetterau, Thüringen, das Eichsfeld u. seit 1232 die Besitzungen der Abtei Lorsch, die Bergstrasse und einzelne Theile des Odenwaldes besaß. Willigis baute den Dom und die Stephanskirche. Ersterer brannte bald wieder ab u. wurde seinen Haupttheilen nach, sowie er jetzt noch dasteht, von 1137, 1190 an bis 1239 wieder hergestellt, erweitert u. in letzterem Jahre von Erzbischof Siegfried III. feierlichst unter dem Zusammenflusse einer unzähligen Volksmenge eingeweiht. Verschiedene andere, wie der majestätische Dom, prachtvolle Kirchen wurden gebaut und mit großer Kunst ausgestattet. Die herrlichsten und ausgezeichnetsten Kirchengeräthschaften befanden sich schon seit Willigis im Dome; das Kloster St. Alban besaß prachtvolle Gemälde u. Skulpturen, eine große Menge reichverzierter heiliger Bücher. Ueberhaupt stand die Kunst in M. hauptsächlich durch den Eifer seiner Erzbischöfe im Mittelalter im höchsten Flore, wie es denn eine sehr zahlreiche Zunft der Silberschmiede dort gab, die noch vorhandenen Bildhauerarbeiten an den Grabmälern im Dome zu den ausgezeichnetsten u. lieblichsten Werken altdeutscher Kunst gehören. Kurfürst Albrecht von Brandenburg war noch zur Zeit der Reformation ein großer Gönner u. Verehrer der Künste u. ließ prachtvolle Geräthschaften zum Gottesdienste anfertigen. Ebenso besorgt u. thätig waren die Erzbischöfe auch für das Wohl der Stadt M. Hatto ließ die Stadt näher an den Rhein bauen zur Belebung des Handels und der heilige Bardo (1040) sie mit Stadtmauern versehen. Manche große Unglücksfälle milderten die Erzbischöfe. Die großen Kämpfe zwischen Papst- u. Kaiserthum brachten die Erzbischöfe von M. in viele Verwickelungen, doch standen sie in der Regel kräftig auf der Seite des Rechtes. Viele Synoden und Versammlungen wurden in M. gehalten und hoben seinen Flor ungemein. Erzbischof Adalbert I., Graf von Saarbrück, vertheidigte eifrig die Freiheiten der Kirche gegen Kaiser Heinrich V. u. wurde von diesem deßhalb 3 Jahre auf dem festen Schlosse Trifels bei Annweiler in grausamer Gefangenschaft gehalten. Die Bürger von M., ihrem Erzbischofe treu ergeben, stürmten den Palast des Kaisers, als dieser sich am 1. November 1115 zu M. aufhielt u. erzwangen von ihm die Freilassung des Erzbischofes. Dafür gab derselbe ihnen den berühmten Freiheitsbrief, welcher auf die, von Erzbischof Willigis der Liebfrauenkirche geschenkten ehernen Thüren, die sich jetzt am Dome befinden, eingegraben wurde u. noch darauf zu sehen ist. In ihm bestimmte er, daß die Bürger von M. vor keinem auswärtigen Gerichte, sondern nur vor ihrem eigenen, und zwar ihren ererbten Gesetzen, zu Recht stehen und von keinen neuen Abgaben belästigt werden sollten. So war der Grund zu einer sehr freien Bewegung der Bürger gelegt, die aber nie reichsfrei wurden, sondern immer den Erzbischof als ihren Herrn anerkannten. Doch fingen jetzt die Leidenschaften an zu gähren u. von den eingeräumten Freiheiten suchte man zu ausgedehnteren zu gelangen; dieß ging so weit, daß die Bürger den Erzbischof Arnold von Selenhoven 1160 in einem Aufstande gräulich ermordeten, weil er seine Gerechtsame mit einer gewissen Strenge vertheidigte, wofür sie von Kaiser Friedrich I. in die Reichsacht erklärt, mit schwerer Geldbuße belegt und ihrer Befestigungen um die

Stadt beraubt wurden. Während die dem Papste ergebenen Erzbischöfe von den Kaisern vertrieben u. andere eingesetzt wurden, suchten die Bürger sich immer unabhängiger zu machen u. bloß für ihre Stadt zu sorgen, als ständen sie in gar keinem Verbande mit den Erzbischöfen. Im Jahre 1190 brannte der Dom ab u. er wurde in seiner jetzigen Gestalt wieder hergestellt, wodurch der Stadt neuer Glanz erwuchs. Erzbischof Sigfried II. von Eppstein sorgte noch mehr für dieselbe, indem 1224 die Straßen gepflastert und die Häuser mit gläsernen Fensterscheiben versehen wurden; auch hielt Kaiser Friedrich II. 1235 zu M. einen ungemein glänzenden und außerordentlich zahlreichen Reichstag, auf welchem zum ersten Male die Beschlüsse in deutscher Sprache verfaßt wurden; ebenso feierlich und glänzend ward 1239 der vollendete Dom unter dem Zuströmen einer solchen Volksmenge eingeweiht, daß die Stadt, das Feld, die Auen und die umliegenden Orte ganz angefüllt waren. Durch alles dieses hob sich ungemein die Blüthe und der Reichthum der Stadt, daß sie die „goldene" genannt wurde (daher auf dem Sigill: Aurea moguntia romanae ecclesiae specialis filia). Die Bürger aber wurden dem Erzbischofe ungehorsam, der sie mit den Waffen unterwerfen mußte; endlich aber zwangen sie demselben einen erweiterten Freiheitsbrief ab, wornach sie nicht mehr außerhalb der Stadt Kriegsdienste leisten, nur freiwillige Steuern geben, von ihren Kaufmannsgütern keinen Zoll entrichten, 24 Glieder in den Rath wählen sollten; der Erzbischof dürfe im Umfange einer Stunde um die Stadt keine Burg erbauen u. nicht mit mehr Leuten, als den Bürgern dienlich, in die Stadt kommen. So hatte die Stadt eine Freiheit, wie sie nie mehr besaß. Derselbe Erzbischof Sigfried III. gründete auch zum Besten der Bürger das hl. Geist-Hospital u. hielt streng auf Kirchenzucht. Wegen der Unsicherheit in den Zeiten des Interregnums, nach dem Tode Friedrichs II., lag der Handel ganz darnieder, waren die Städte genöthigt, sich selbst zu helfen; hier war Arnold Walpoden von M. der Erste, der in dieser Stadt den Plan aussprach, durch eine Verbindung der Städte die Hindernisse hinwegzuschaffen, welche von einzelnen Fürsten u. Herren dem Handel in den Weg gelegt wurden und ward so der Gründer des rheinischen Städtebundes (1254), dem auch die Erzbischöfe mit Kraft beitraten, die überhaupt dem Emporkommen der Stadt ein Hauptaugenmerk schenkten. In dieser Zeit war M. ungemein volkreich und mächtig, wie sonst nie. Großer, reicher Handel blühte, die Gewerbe hatten sich weit ausgedehnt, die vielen Klöster u. Stifte verbreiteten Bildung und Glanz in der Stadt. Viele reiche Bürger von M. haben auch damals zahlreiche Klöster gestiftet: so der genannte Arnold Walpoden das der Dominikaner; ein anderer das der weißen Frauen; Humbert zum Widder der reichen Klarissen; das Haus derer von Landeck zum Korb das Agnesenkloster. Ebenso wurden damals viele Kirchen neu gebaut und prächtig ausgestattet aus Beiträgen von Geistlichen und Weltlichen, wie St. Stephan, Quintin, Liebfrauen, hl. Kreuz u. s. w. Durch den wachsenden Wohlstand bewogen, verliehen die Erzbischöfe der Stadt noch mehr Freiheiten, insbesondere auch das Recht, Ohmgeld zu erheben und Steuern von den Juden zu fordern. Allein hierdurch und durch den Reichthum u. ihre großen Freiheiten wurden die Bürger von M. oft übermüthig, geriethen wegen Eingriffen in die Rechte der Geistlichkeit mit dieser in heftigen Streit, so daß sie dieselbe aus der Stadt vertrieben, ausplünderten und ihre Häuser niederrissen (1324, 1332), deßhalb aber mit dem Banne und großen Geldstrafen, u. 1366 sogar mit dem Interdikte belegt wurden. Die gegenseitige Erbitterung wuchs aber immer mehr, und der Uebermuth der Bürger wurde so groß, daß sie keine Gerechtsame der Klerisei mehr anerkannten, sondern diese nur als fremde Eindringlinge behandelten, die an allen Lasten der Stadt keinen Theil haben wollten, während sie doch durch die vielen geistlichen Anstalten mit ihren Einkünften gerade den größten Vortheil hatten. Die Klerisei war auch öfters zu zäh und stellte sich den Bürgern zu schroff entgegen; auch wurde durch einzelne Vergehen von Klerikern, welche durch die

geistlichen Gerichte vielleicht nicht strenge genug bestraft wurden, der Haß gegen sie hervorgerufen u. durch manche Uebelstände die Achtung vor der Geistlichkeit vermindert. Diese sah sich endlich 1431 gezwungen, die Stadt ganz zu räumen u. ohne allen Gottesdienst zu lassen. Selbst das Concil von Basel suchte diese Streitigkeiten beizulegen, was endlich dem Erzbischof Theodorich 1434 durch einen Vergleich (die große Pfaffenrachtung) gelang. Durch diese u. die Streitigkeiten zwischen den Handwerkern u. den Patriziern, sowie durch viele Fehden u. unruhige Zeiten, wurde der Wohlstand schon herabgebracht. Um diese Zeit (1440) druckte auch Johann Gensfleisch zum Gutenberg (s. d.), aus einem alten, Mainzer Patriziergeschlechte, daselbst das erste Buch. Vielfache Wahlstreitigkeiten zwischen den Erzbischöfen verwickelten die Stadt in schlimme Händel, besonders in dem Kampfe des vom Papste abgesetzten Diethers von Isenburg gegen Erzbischof Adolph von Nassau, für welchen ersteren die Stadt Partei nahm, weil sie durch ihn größere Vortheile zu erlangen hoffte. So sehr war damals das Ansehen des Papstes gesunken u. regierte nicht mehr Gehorsam und Achtung vor der rechtmäßigen Gewalt, sondern nur die Rücksicht auf den eigenen Vortheil. Adolph eroberte (1462) die Stadt, plünderte u. zerstörte sie zum Theil und verfuhr überhaupt zu hart mit ihr, wodurch sie für lange Zeit gänzlich gelähmt wurde. Zwar suchte er dem Handel wieder aufzuhelfen, indem er volle Abgabenfreiheit für alle Waaren bestimmte; allein der Schaden war zu groß, alle Freiheiten und Gerechtsame genommen und so das Leben der Bürger zerstört. Diether von Isenburg, Erzbischof von M. nach Adolphs Tode, stiftete 1476 die Universität zu M., zu deren Kanzler der Propst des Liebfrauenstiftes ernannt wurde, und die nun auch noch mehr wissenschaftliches Streben verbreitete, obwohl M. in der Zeit der Minne- und Meistersänger (Frauenlob) keine unbedeutende Stelle einnahm. Zur damaligen Zeit wurde der M.er Dompfarrer Johann von Wesel wegen irriger Lehren zur Untersuchung gezogen, dadurch aber schon große Neigung zur Glaubensabweichung und Verführung geschaffen. Der große Erzbischof von M., Berthold von Henneberg, verordnete daher 1486, daß Censoren vorerst die Bücher durchlesen sollten, damit sie Nichts gegen die Religion enthielten und so das Volk irreführten. Um die Ruhe u. einen geordneten rechtlichen Zustand im deutschen Vaterlande herzustellen und dadurch das Aufblühen des Wohlstandes zu befördern, betrieb insbesondere dieser Erzbischof von M. die Errichtung des ewigen Landfriedens und des Reichskammergerichtes. Der leichtfertige Geist der damaligen Zeit, der bei Vielen auch, wegen mancher Gebrechen des geistlichen Standes, in Geringschätzung der Kirche und der Religion überging, hatte auch in M. sich sehr verbreitet, nicht ganz ohne Verschulden des Erzbischofs, Albrecht von Brandenburg, der die weltlichen Künste und Wissenschaften zu sehr auf Kosten des geistlichen Ansehens schätzte u. sogar einen Ulrich von Hutten an seinem Hofe hielt, bis er ihn auf Ersuchen des Papstes entließ. Daher fand die sogenannte Reformation, als Abschüttelung des lästigen Glaubens, bei vielen leichtfertigen Hofherren und Studenten in M. großen Anklang. Zuletzt, durch die Ausbreitung des Uebels aufmerksam gemacht, schritten die Erzbischöfe mit Ernst u. Strenge ein. Besonders aber suchten sie durch Provinzialconcilien, Stiftung von Seminarien u. die Herbeiziehung der Jesuiten Klerus und Volk in der wahren Religion zu befestigen, durch die Wissenschaft dieselbe gegen den Irrthum zu sichern und durch Entfernung von Uebelständen und Gebrechen die Achtung vor der Geistlichkeit zu begründen. In diesem Geiste wirkten alle folgenden Erzbischöfe, insbesondere Kurfürst Sebastian, Daniel, Wolfgang von Dalberg, Johann Schweikard und Johann Philipp von Schönborn u. erhielten dadurch die Anhänglichkeit an den wahren Glauben in M. Im Uebrigen begann jetzt überhaupt das Interesse sich von einzelnen Städten weg mehr zu den Verhältnissen der verschiedenen Länder zu einander zu wenden und in diesen Verwickelungen der folgenden Zeiten verschwinden die Städte: nur größere Massen treten noch hervor u. die Städte bloß noch, in wie fern sie mit

denselben in irgend einer Verbindung standen. Daher erscheint M. jetzt nur noch als Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstenthums, hatte, als solche, einen ansehnlichen Hof, einen zahlreichen Adel (rheinische Reichsritterschaft), eine große Zahl geistlicher Corporationen und Institute (ein Domkapitel von 24 Kapitularen, darunter 5 Prälaten, 17 Domicellaren und 36 Vicarien, 9 Collegiatstifter, 7 Manns- und 6 Frauenklöster), alle Beamten u. s. w. Auf diese Weise war eine bleibende Quelle des Wohlstandes geöffnet, u. wenn auch 1552 durch den räuberischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, 1632 durch die Schweden unter Gustav Adolph und 1688 durch die Franzosen, die Stadt M. viele Bedrückungen und Nachtheile zu erfahren hatte, so wurden diese Schäden durch die angegebenen Hilfsquellen und durch die Sorge der Kurfürsten doch wieder geheilt, indem diese durch große Bauten Geld in Umlauf brachten (Schloß, Zeughaus, große Festungswerke, Deutsches Haus, 3 Bleichen, Peters-, Augustiner-, Ignatiuskirche), durch Errichtung eines Lagerhauses, von Messen, eines Handelsgerichtes u. s. w. (unter Kurfürst Johann Friedrich von Ostein) den Verkehr hoben u. durch Erbauung des Waisenhauses (durch Kurfürst Johann Philipp von Schönborn 1665) und des Armen- und Krankenhauses (durch Kurfürst Franz Lothar von Schönborn 1721) für das Wohl der Bürgerschaft auf Jahrhunderte hin sorgten. Wie allenthalben in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der aus der Reformation hervorgegangene Geist der sogenannten Aufklärung sich verbreitete u. dem Glauben der Kirche u. dem Gehorsame gegen sie u. ihre Gewalten entgegenarbeitete, so drang derselbe auch in die Umgebung der beiden letzten Erzbischöfe von M. ein u. bewog diese zu Maßnahmen, welche ihnen selbst nur den größten Schaden bringen konnten und auch wirklich brachten, indem sie das Ansehen und die Macht herabdrückten, welche dieselben in ihrer Stellung, im Verbande mit dem Papste u. durch denselben mit der ganzen Kirche besaßen. Anstatt wirkliche Mängel mit Vorsicht zu bessern, griff man mit unklugem Eifer Einrichtungen an, welche mit dem Glauben in enger Verbindung standen u. wodurch man auch diesen im Volke erschütterte. Die Erneuerung der Universität (1782) durch Aufhebung von Klöstern brachte neue Lehrer u. neue Lehren, durch welche man sich die Gunst u. Belobung der Führer der damals gerade im Aufschwunge begriffenen, vorzugsweise durch Protestanten vertretenen, Literatur zu gewinnen hoffte. Anstatt aber der alten Wahrheit treu u. in ihr stark zu bleiben, wurden die Lehren des Augenblickes vorgetragen u. die Gemüther mit Gedanken von unbegränzter Freiheit erfüllt. Daher kam es, daß beim Erscheinen der Franzosen in M. (21. October 1792) gerade die Günstlinge der Regierung sich ihnen, der Gleichheit u. Republik, anschlossen u. M. in das Getriebe dieses verrückten Wesens hineinstürzten. Auswanderungen, Vertreibungen, Elend, Umsturz des Alten, Verfolgungen, Verdrängung der Religion u. ihrer Anstalten folgten. Die Bürgerschaft selbst war mit diesen Neuerungen Nichts weniger, als zufrieden, sondern hielt an ihrem alten Glauben und an der Liebe zu den alten Regenten, obwohl der rasche Wechsel auch in ihr die alte Festigkeit und Mannhaftigkeit erschüttern und leichtfertige und flatterhafte Denkungsart verbreiten mußte. In den folgenden Kriegsjahren, besonders in der Belagerung von 1793, der Blokade durch die Franzosen 1795, hat M. außerordentlich gelitten. 1797 wurde es an die Franzosen abgetreten und blieb in deren Händen, bestätigt durch den Frieden von Luneville (9. Februar 1801). Nun wurde Alles auf französischen Fuß eingerichtet u. durch ein Dekret der Consuln vom 9. Juni 1802 alle Klöster u. Stiftungen aufgehoben u. alle geistlichen Güter zum Eigenthume der Nation erklärt. M. war jetzt eine Soldatenstadt u. die Ausübung der Religion, welche bisher mit so großer Herrlichkeit statt gefunden hatte, bis zur größten Dürftigkeit herabgesunken; alle Anstalten waren vernichtet, die Kirchen verheert, die Güter verschleudert, der Glaube verringert und Zuchtlosigkeit eingerissen. Nachdem der letzte Kurfürst von M., Fried. Karl von Erthal, Verzicht auf seine bischöflichen Rechte geleistet, starb derselbe am 25. Juli 1802 zu Aschaffenburg, 83 Jahre alt u. erlebte noch

so den Untergang des alten Erzbisthums u. Kurfürstenthums, eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse, indem am 6. Juli 1802 Joseph Ludwig Colmar als erster Bischof vom ersten Consul Bonoparte ernannt und von Pius VI. bestätigt wurde. Dieser große Mann hatte um M. unendliches Verdienst, indem er die Kirchen u. Anstalten wieder herstellte u. christliches Leben wieder verbreitete. Das theologische Seminar zur Heranbildung der Geistlichen war in einem sehr blühenden Zustande, bis es 1829 aufgehoben und die Fakultät nach der Universität Gießen verlegt worden ist. 1814 kam M. an die Alliirten u. 30. Juni 1816 an das Großherzogthum Hessen, die Festung aber wurde dem Bunde vorbehalten, der sie durch 6000 Mann österreichische u. preußische Truppen besetzt hält. In den langen Zeiten des Friedens hat sich M. sehr vergrößert; allein durch den Zusammenfluß von Menschen der verschiedenartigsten Ansichten und Bestrebungen hat sich auch eine zu große Beweglichkeit, vielfacher Leichtsinn entwickelt, welche aber unschwer der alten Ruhe, Ehrenhaftigkeit u. Charakterstärke weichen werden. hh.

Maire (abgeleitet von dem lateinischen major oder dem altdeutschen Maier, welch letzteres im Mittelalter einen Vorsteher unfreier Gutsunterthanen bezeichnete), heißt in Frankreich seit der ersten Revolution der erste Municipalbeamte in jeder Gemeinde, welcher dieselbe repräsentirt und an der Spitze ihrer Verwaltung steht. Seit der Julirevolution 1830 geschieht in Gemeinden, deren Bevölkerung 3000 und mehr Seelen beträgt, die Ernennung des M.s durch den König, in kleineren durch den Präfekt des Departements. Je nach der Größe der Gemeinde stehen dem M. ein oder mehre Adjunkten (Adjoints) zur Seite.

Mais, türkischer Weizen, Welschkorn; in Oesterreich, namentlich in Ungarn, Kukuruz genannt (Zea M. L.), ist eine aus dem südlichen Amerika stammende und fast in allen Ländern der Welt angebaute Pflanze, die sich aber auch schon in höheren Breiten acclimatisirt hat. Der M. ist eine Pflanze mit halbgetrennten Geschlechtern, aus deren weiblichen, am unteren Theile des Stengels sitzenden Blüthen sich eine 8—12 Zoll lange u. 1½ Zoll dicke Fruchtkolbe, mit zahlreichen, erbsengroßen, auch größeren glänzenden Körnern entwickelt. Diese Körner sind am Grunde zusammengedrückt u. eckig, meist gelb oder weißlich, zuweilen jedoch auch roth, blau, grau, schwärzlich oder gesprengelt u. entfalten einen weißen, ganz mehligen Kern, welcher ein sehr gutes Nahrungsmittel für Menschen u. Thiere gibt u. in vielen Ländern, namentlich in Irland, Italien ꝛc. zu Brod u. auf manche andere Weise benützt wird. Die jungen Kolben werden in Essig eingemacht u. versendet, auch geröstet oder in Teig wie Artischocken gebacken u. sonst noch auf verschiedene Art zubereitet; auch macht man aus den Körnern eine Art Grütze zu Suppen ꝛc. Ueberhaupt ist fast jeder Theil der Pflanze nutzbar. Das Kraut gibt Viehfutter; die Stengel können zum Decken ländlicher Wohnungen benützt werden u. geben nach mehrjährigen Diensten noch guten Dünger. In Amerika werden sie in mehre Theile gespalten u. Körbe daraus geflochten; man kann sie ferner als Brennmaterial u. die Asche zur Pottaschebereitung benützen. Die inneren, die Kolben umgebenden Deckblätter sind sehr geeignet, Matratzen damit zu stopfen; auch hat man ein gutes Papier daraus verfertigt. Zu der Zeit, wenn die Kolben sich zu entwickeln beginnen, enthalten die Stengel, besonders in ihrem unteren Theile, einen süßen Saft, aus welchem man Syrup u. Zucker gewinnen kann. Die Eingeborenen von Amerika bereiten aus den M.körnern verschiedene säuerliche u. berauschende Getränke, welche z. B. Chicha, Posole, Alertili, Tzene ꝛc. heißen; auch können sie zum Bierbrauen, so wie zur Bereitung von Essig u. Branntwein verwendet werden. Durch die Kultur in den verschiedenen Ländern u. unter verschiedenen Verhältnissen sind viele Varietäten entstanden.

Maison (Nicolas Joseph, Marquis von), Pair u. Marschall von Frankreich, der Sohn eines Bauern, geboren 1770 zu Epinay, trat 1792 in die Armee, focht als Capitän tapfer bei Jemappes u. bei Fleurus (1794), wurde unter Jourdan (1796) Bataillonschef u. (1799) Generaladjutant Bernadotte's,

zeichnete sich bei Austerlitz aus, nahm an der Schlacht bei Auerstädt als Brigadegeneral Theil, wurde nach der bei Lübeck Gouverneur dieser Stadt u. nach dem spanischen Kriege Commandant von Rotterdam. Im russischen Feldzuge wurde er zu Polotsk zum Divisionsgeneral u. an der Beresina zum Baron ernannt u. führte nach Oudinot's Verwundung das 2. Armeecorps. Seine Tapferkeit in der Schlacht bei Leipzig belohnte Napoleon mit dem Großkreuze der Ehrenlegion u. dem Grafentitel, u. übertrug ihm den Oberbefehl der Normandie. M. huldigte Ludwig XVIII., wurde zum Pair u. (1815) zum Gouverneur von Paris ernannt, ging während der 100 Tage nach Gent, weigerte sich aber an dem Kriegsgerichte über Marschall Ney Theil zu nehmen. Er wurde 1817 Marquis, u. nachdem er (1828) in Morea die französische Division befehligt, (1829) Marschall, schloß sich 1830 Louis Philippe an u. escortirte Karl X. nach Cherbourg, ging als Gesandter nach Wien u. 1833 nach Petersburg, war 1835—36 Kriegsminister u. starb 1840.

Maistre. 1) M. (Joseph, Comte de), geboren zu Chambery 1755, bekleidete von 1787 an das Amt eines piemontesischen Senators, wanderte aber bei der Besitznahme Savoyens durch die Franzosen 1792 aus, folgte später dem Könige von Sardinien auf die Insel Sardinien u. wurde 1803 dessen Gesandter am kaiserlich russischen Hofe. 1817 übernahm er ein Ministerium in Turin u. starb daselbst den 25. Februar 1821. M. war ein eben so gesinnungstüchtiger Staatsmann, als warmer u. für seine Kirche begeisterter Katholik. In mehren seiner Schriften wies er die unbedingte Nothwendigkeit einer unfehlbaren Kirche, als die objektiv gewordene göttliche Vernunft, gegenüber dem Irrthume der individuellen Vernunft, nach u. nicht minder geistreich u. genial enthüllte er die Flachheit u. Unkirchlichkeit des Gallicanismus. Von seinen Schriften führen wir hier an: „Du pape“ (2 Bände, Paris 1820 u. f.), die berühmteste unter allen. „Considérations sur la France“ (Paris 1796 u. f.); „Les soirées de St. Petersbourg, ou entretiens sur le gouvernement temporel de la providence“ (2 Bände, Paris 1822); „De l'église gallicane“ (Paris 1821) u. ein nachgelassenes „Examen critique de la philosophie de Bacon“ (2 Bände, Par. 1831). Seine Werke erschienen im Deutschen von Lieber u. Klee, 5 Bde., Frankf. 1823—25.— 2) M., Xavier, Graf von, Bruder des Vorigen, geb. 1764 zu Chambery, früher sardinischer Militair, begleitete Suwarow nach Rußland, trat später als Generalmajor in russische Dienste u. erwarb sich sowohl durch seine humoristische „Voyage autour de ma chambre“ (neue Aufl., Par. 1823), als durch die düstere Erzählung „Le lépreux de la cité de Closta“ (ebd. 1823) einen Namen. „Oeuvres“ (3 Bde., 2. Aufl., Par. 1825).

Maitland, James, Graf, s. Lauderdale.

Maja, ist 1) in der indischen Mythologie die zweite Hälfte des Urwesens, welches sich selbst außer sich selbst setzte, um, getrennt in männliches u. weibliches Princip, die Welt zu erzeugen; so ist Gott also Vater und Mutter Alles dessen, was da ist; M. aber, die weibliche Hälfte der Gottheit, ist die Mutter des schaffenden, erhaltenden u. zerstörendsten Princips (Brama, Wischnu u. Schiwa), der Liebe (Kamadewa) u. s. w. Von der bilderreichen Poesie der Ideen wird sie als webende Spinne dargestellt, als Weberin des Weltalls, oder als schönes Weib, welches, verschleiert, in den Falten u. den Schatten dieses Schleiers alle Bilder erschaffener Wesen zeigt. Diese große Weltmutter ging von ihrem Ursitze, dem Mittelpunkte Indiens, aus nach allen vier Weltgegenden: im Norden finden wir sie als Mutter der Schakschiamuni, unter den Mongolen im Osten als Mutter des Fo, im Süden als Mutter des Buddha (welche drei übrigens indisch sind), u. im Westen scheint sie von den Persern aus zu den Phöniziern u. Griechen als Mutter der Götter, Cybele, welche auch Ma heißt, übergegangen zu seyn. — 2) In der griechischen Mythologie ist M. die älteste der sieben Töchter des Atlas u. der Plejone. Sie war eine Geliebte des Zeus u. gebar ihm in einer Höhle des Berges Kyllene den Hermes. Sie ward mit ihren Geschwistern in das Sternbild des Stieres (Plejaden) versetzt.

Majestät, Majestätsrechte. M. ist die Würde Desjenigen, welcher die höchste ungetheilte Gewalt in einem Staate inne hat. Dieß hindert jedoch nicht, daß die Ausübung derselben in manchen Beziehungen an gewisse grundgesetzliche Bestimmungen gebunden ist, da die, denselben entsprechenden, Handlungen von Niemand verletzt werden dürfen. M.srechte (jura majestatica) sind deßhalb, zum Unterschiede von den materiellen Hoheitsrechten (jura sublimia s. d. A.), diejenigen Rechte, welche als persönliche Prädikate des herrschenden Subjektes unmittelbar, wegen seiner Innehabung der Staatsgewalt, erscheinen. Sie sind für den Begriff des Souverains eben dasselbe, was die sogenannten Urrechte für den Begriff der Personen sind, d. h. logische Folgerungen, so wie die Souverainetät selbst als einem gewissen Subjekte beigelegt u. zukommend gedacht wird. Entsprechend dem rechtlichen Charakter der Staatsgewalt, ergeben sich als M.srechte des Souverains die Unverantwortlichkeit, die Unverletzlichkeit oder sogenannte Heiligkeit u. die höchste äußere Würde oder M. im engeren Sinne. Als mit dem Begriffe der Souverainetät zugleich gegeben, werden diese persönlichen Attribute jedem Staatsherrscher beigelegt, welches auch immer die Beherrschungsform des Staates sei. Sie kommen daher in einer Demokratie nicht minder dem souverainen Volke zu, als dem Herrscher in einer Monarchie. Die Eigenthümlichkeit dieser M.srechte, welche man füglich auch als die persönlichen Prärogative des Souverains bezeichnen könnte, besteht darin, daß sie nicht, wie die übrigen Hoheitsrechte, in den Formen der Gesetzgebung u. Vollziehung ausgeübt werden, sondern nur als höchst persönliche Qualificationen des herrschenden Subjektes in demselben (wie die Urrechte im Individuum) verletzt, d. h. strafbare Angriffe auf dieselben unternommen werden können. Siehe Grundsätze des allgemeinen u. constitutionell-monarchischen Staatsrechtes von Zöpfl, Heidelberg 1846. M. M.

Majestätsverbrechen. Der Oberherr, als ein Subjekt der höchsten Gewalt im Staate, hat die höchste bürgerliche Ehre. Diese höchste bürgerliche Ehre des Oberherrn, als eines solchen, ist seine Majestät u. die Verletzung desselben macht das M. im engeren Verstande, das Verbrechen beleidigter Majestät (crimen laesae majestatis) aus. Der Charakter des Verbrechens der Beleidigung der Majestät ist ein, ohne hochverrätherische Absicht gegen die Person des Regenten durch Handlungen oder Worte gerichteter, die Verletzung der dem Regenten schuldigen Ehrfurcht enthaltender Angriff, der eben sowohl die Handlungen umfaßt, welche, wenn sie gegen einen Privatmann verübt würden, eine Realinjurie enthielten, als diejenigen, welchen eine wörtliche oder symbolische Injurie zum Grunde liegt. Die ganze Fortbildung des Rechtes in Deutschland, wie in anderen Ländern, beweist, daß man weder die Ansicht, nach der die Majestätsbeleidigung Privatinjurie ist, noch die der Unterscheidung der Majestätsbeleidigung u. Verbrechen der Verletzung der Ehrfurcht als gemeinrechtlich begründet ansehen darf; daß aber der Gerichtsgebrauch die gegen den Regenten verübten Schmähungen als ein öffentliches, gegen die Majestät gerichtetes, Verbrechen hervor hob. Bei richtiger Beurtheilung des Gesichtspunktes der Strafbarkeit der Majestätsbeleidigung bemerkt man, daß die dahin gerechneten Fälle häufig nur Aeußerungen einer gewissen Rohheit, oder derber Ausdrucksweise, oder des Witzes enthalten, oder in augenblicklicher aufgeregter Stimmung des Unwillens über eine Regierungshandlung erfolgen, ohne eine Absicht, den von dem Aeussernden hochverehrten Regenten zu kränken, oder ein freies, eigentlich die Minister treffendes, Urtheil über eine Regierungsmaßregel auszusprechen, dagegen in anderen Fällen im Zusammenhange mit hochverrätherischen oder aufrührerischen Ansichten vorkommen. Die Verletzung der Majestät des Regenten, als eines solchen, geschieht a) durch anmaßende Eingriffe in die dem Oberherrn ausschließend zustehenden Rechte der Majestät, indem ein Unterthan entweder eigenmächtig thut, wozu er eines Aktes der oberherrlichen Gewalt bedarf, oder sich Rechte beilegt, welche entweder niemals, oder nur kraft oberherrlicher Uebertragung einem Unterthanen zu-

stehen können. Denn, wie solche Anmaßungen an u. für sich schon eine Herabwürdigung oberherrlicher Würde in sich enthalten, so setzen sie, in rechtswidrigem Vorsatze begangen, zugleich eine die Majestät verachtende Gesinnung voraus. Insbesondere wird b) das M. begangen durch Injurien u. zwar 1) durch Real-Injurien, besonders durch thätliche Angriffe auf die oberherrliche Person, sofern sie einerseits nicht durch ihren Zweck in Hochverrath übergehen, oder andererseits in gerechter Nothwehr gegen rechtswidrige gewaltsame Privathandlungen abgedrungen sind; 2) durch jede andere Art von Ehrenbeleidigung (mittelst Worten oder Zeichen), sofern dieselben einen Angriff auf die Majestät des Oberherrn als solchen enthält; welches der Fall ist α) wenn die Person des Oberherrn im Allgemeinen (ohne besondere Beziehung auf dessen reine Privatverhältnisse) herabgewürdigt, oder β) eine Beleidigung (welches ihre Form oder ihr Inhalt seyn möge) während der Ausübung oberherrlicher Autorität an derselben begangen wird, oder γ) wenn die Injurie (Schmähung, Verläumdung oder symbolische Herabwürdigung) die Regierung des Oberhauptes überhaupt oder einzelne Regierungshandlungen desselben zum Gegenstande hat. Endlich kann auch c) durch vorsätzliche Verweigerung oder Entziehung der dem Staatsoberhaupte gebührenden Ehrenvorzüge die Majestätsbeleidigung begangen werden. Die Strafe des Verbrechens ist im Allgemeinen willkürlich. Der Grad der Strafbarkeit wird bestimmt vorzüglich: 1) Durch die Größe der Beleidigung an sich, wonach denn thätliche Angriffe auf die Person des Oberherrn am schwersten sind u. in der Regel mit dem Tode bestraft werden, bloß wörtliche Beleidigungen hingegen (maledicta) auf der niedrigsten Stufe stehen, auch ohne besonderen oberherrlichen Befehl nicht gerichtlich verfolgt werden dürfen; 2) durch den Umfang der Beleidigung, je nachdem der Verbrecher bloß für seine Person die oberherrliche Ehre verletzt, oder dieselbe auch vor Anderen herabgewürdigt hat. S. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts, Ausgabe von Mittermaier, Giessen 1847. MM.

Majolika, auch unächtes Porzellan, hieß früher eine Art feines Thongeschirr mit bemalter Glasur, welches man nur noch als Antiquität in Museen etc. findet u. an dessen Stelle später die Fayence (s. d.) getreten ist.

Majoran, die, gewöhnlich in kleinen Bündchen vorkommenden, blühenden Stengel von Origanum Majorona L., einer bei uns cultivirten, im Oriente einheimischen, einjährigen Pflanze. Die Blätter sind oval, ganzrandig, weichharigfilzig, gestielt, gegenständig; der Geruch stark, gewürzhaft; der Geschmack scharf, bitterlich gewürzhaft. Der M. wird meist in der Küche u. bei der Wurstmacherei verbraucht; in der Medizin mehr äußerlich zu Umschlägen u. zur Fabrikation der Kräuterschnupftabake. Das daraus destillirte, grünliche Oel, dem Kraute in Geruch u. Geschmack gleich, wird als Heilmittel angewendet; noch hat man auch als Hausmittel die M.-Butter u. den M.-Balsam.

Majorano, Gaëtano, s. Caffarelli.

Majorat, Primogenitur, Seniorat. Als geistige Bildungsanstalten u. somit auch Gewerbsthätigkeit entweder noch ganz fehlten, oder erst im Werden begriffen waren, konnten sich im staatlichen Vereine nur Diejenigen als vollberechtigte Bürger geltend machen, die durch ausgedehnten Grundbesitz, verbunden mit der Herrschaft über eine entsprechende Anzahl ihnen unterworfener Gutsleute (Bearbeiter ihrer Grundstücke), zu demjenigen Grade von Unabhängigkeit gelangt waren, woraus die Fähigkeit und der lebendige Wille entsprang, an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Freiheit u. Vollbürgerrecht, unabhängig von Grundbesitz und Herrschaft über Gutsleute, gedieh zuerst in den Stadtgemeinden, wodurch auch Denen, die des Grundbesitzes entbehrten, ein Ausweg hiezu eröffnet wurde. Immerhin blieb aber der Grundbesitz vorzugsweise das Mittel, einer Familie Freiheit, Ansehen und Herrschaft zu gewähren. Um ihr nun diese für die Dauer zu sichern, durfte sie sich ihres Grundbesitzes niemals entäußern, sondern mußte sich denselben stets zu erhalten suchen. *Darum mag schon* in sehr frühen Zeiten der Grundbesitz eines Vollbürgers als

unveräußerliches Familiengut betrachtet worden seyn. Welche hierauf mit Strenge hielten, behaupteten sich bei ihrem Ansehen u. erhoben sich über die Menge Derer, deren Grundbesitz durch Veräußerung allmälig vermindert worden war, indem Jene in der Folge den hohen Adel bildeten u. diese zu ihren Unterthanen herabsanken. Was aber dem Ansehen u. der Macht Jener hauptsächlich Vorschub that, ist der Umstand, daß allmälig jede Theilung des Familiengutes ausgeschlossen u. die feste Bestimmung getroffen wurde, wonach Besitz, Verwaltung u. Benützung desselben, als eines unzertrennlichen Ganzen, stets nur in den Händen eines einzigen Familiengliedes seyn durfte. Wer aber als dieses bevorrechtete Glied anzuerkennen sei, mußte so bestimmt werden, daß nie ein Zweifel darüber obwalten konnte. Der alten Sitte gemäß, wonach nur Männer als vollberechtigte Mitglieder der Volksgemeinde betrachtet wurden, mußte jenes Familienglied männlichen Geschlechtes seyn u. in gerader Linie von männlichen Familiengliedern abstammen. Der Vorrang unter Mehren bestimmte sich nach dem höheren Alter, was aber in verschiedenerlei Beziehung stattfinden konnte. Im Allgemeinen folgte auf den letzten Besitzer sein erstgeborener Sohn u. auf diesen dessen Erstgeborener, auch wenn er selbst nicht zur Succession gelangt, sondern früher gestorben war, u. so ferner immer der Erstgeborene u. der Erstgeborene des Erstgeborenen in derselben Linie, bis in's Unendliche fort. Starb der Erstgeborene des jüngsten Grades, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so traf die Reihe seinen lebenden, nach ihm geborenen Bruder, unter dessen Descendenz gleichermassen die Erstgeburt entschied. War kein nachgeborener Bruder desselben da, so folgte sein Oheim ganz in der nämlichen Weise. Diese Successionsordnung, unter dem Namen Primogenitur (Erstgeburt) mit Linealfolge bekannt, kam in den meisten Familien des hohen Adels u. im Allgemeinen auch des niederen zur Anwendung. Ausnahmsweise findet sich jedoch auch eine Succession nach der Nähe des Verwandtschafts-Grades, indem unter den mehren Abkömmlingen von verschiedenen Linien der mit dem letzten Besitzer im nächsten Grade Verwandte auf diesen folgt, unter mehren Gleichnahen aber der Aelteste (M.), seltener der Jüngste (Minorat). Unter M. wird indeß auch überhaupt das Verhältniß einer Adelsfamilie zu deren Familiengütern mit Rücksicht darauf verstanden, daß sich die Ordnung der Nachfolge nach der Erstgeburt, oder auf sonstige Weise nach dem höhern Alter bestimmt, u. es wird alsdann jener Ausdruck, in Verbindung mit dem, das Familiengut bezeichnenden Ausdrucke, „Stammgüter" angewendet, sonach von M.en und Stammgütern gesprochen. — Ein Seniorat findet statt, wenn der Aelteste in der Familie, ohne Rücksicht auf Linie u. Gradesnähe, zunächst zur Nachfolge gelangt, u. auch wohl dann, wenn bei Theilung des Besitzes u. der Nutznießung der Familiengüter, die Ausübung gewisser gemeinschaftlicher Rechte, wie die Führung der der Familie zustehenden Stimme auf Reichs- oder Landtagen, die Vertretung derselben in ihren Verhältnissen zum Staate oder zu sonstigen Corporationen, die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, dem Aeltesten zukommt, was durch Herkommen u. Gewohnheit, oder durch Statuten u. Familienverträge bestimmt wird.

Majorca, s. Mallorca.

Majordomus (comes domus regiae — maire du palais) hieß bei den merovingischen Königen der oberste Hofmeister, welcher zugleich die Bestimmung hatte, die königlichen Leute (Leudes domesticos) im Kriege anzuführen. In der Folgezeit erhoben sich die Majores Domus zu solchem Ansehen, daß den Königen weiter Nichts, als ein bloßer Schatten ihrer Herrschaft, übrig blieb. So lange die Monarchie getrennt war, befand sich in jedem Theile derselben ein M., dessen Wahl mehr von den Leudes, als vom Könige abhing. Unter Chlodwig (s. d.) u. dessen Sohn Chlotar III. kam die ganze Herrschaft in die Hände des M. von Neustrien, bis im Jahre 660 die Austrasier den Bruder Chlotars, Childerich, jenen als ihren König an die Seite setzten. Unter abwechselndem Glücke kämpften die *Majores domus* bis 687 um die monarchische Gewalt. Die Schlacht bei

Testri entschied endlich für den Austrasier Pipin von Heristall (s. d.). — Die Majores domus erhielten von nun an den Titel: Duces et principes Francorum und ihre Würde ward erblich. Pipin übertrug sie seinem Sohne Karl Martell, welcher das Majordomat wieder herstellte u. erweiterte, bis Pipin der Kleine (s. d.) sich zum Könige der Franken machte.

Majorennität (Großjährigkeit, Volljährigkeit), siehe unter dem Artikel Minorennität.

Makâma (arabisch) bezeichnet zunächst den Ort, wo man sich befindet und vergnügt; dann die Unterhaltung selbst u. daher auch einen unterhaltenden Vortrag, eine unterhaltende Erzählung, Novelle u. dgl. (s. Rückert, Makamen des Hariri). Als nämlich bei den Arabern des Mittelalters das Bedürfniß, sich zu unterrichten, immer größer wurde, stiftete man dieserhalb Universitäten und Akademieen. Auch bildeten sich gelehrte Gesellschaften u. Nichts war, wie es scheint, häufiger, als literarische Vereine, worin Männer von Talent in geistreichen Improvisationen, unterhaltenden Novellen u. in Versuchen des Genies aller Art zu glänzen suchten. Ein solcher Verein hieß Medjlis oder M. u. dieser letztere Name wurde den Novellen selbst, die man darin erzählte, gegeben. Unter diesem Titel schrieben dann auch mehre Dichter Novellen. Einer der berühmtesten war Hamadani, genannt Bedi-al-Zeman, das Wunder der Welt. Allein nach Silvestre de Lacy und Grangeret de Lagrange stehen dennoch dessen Novellen jenen des Hariri aus dem 11. Jahrhunderte bei Weitem nach. Die Form besteht in einer gereimten Prosa, mit Versen untermischt, worin man im Allgemeinen alle Eigenthümlichkeiten der alten arabischen Gedichte wieder findet. Gewöhnlich theilen diese Gedichte, Kassida genannt, sich in Beits oder Distichen u. der Reim findet sich nur am Ende eines jeden Beits; bisweilen aber endigt der Vers jeden Reim u. die Grammatiker behaupten, daß in diesen Versen, die sie Meschtur nennen, ein ganzes Heimstichon unterdrückt sei.

Makarius. 1) M., der Heilige, aus Aegypten, auch der Aeltere genannt, geboren gegen Ende des Jahres 300 in Oberägypten, hütete in seiner Jugend die Heerden, wo es einmal geschah, daß er mit seinem Spielgefährten Feigen stahl und gegen die Mahnung des Gewissens eine derselben aß, was er später tief bereute. So jung er war, fühlte er doch schon in seinem Inneren die Regungen der Gnade, welche ihn antrieb, die Welt zu verlassen und eine kleine Zelle in der Nähe eines ägyptischen Dorfes zu beziehen. Hier lebte er in den strengsten Abtödtungen, welche zur Vervollkommnung führen u. lernte durch Fasten, Beten u. Arbeit auf dem Wege der Gottseligkeit wandeln. Dieser heilige Friede ward aber durch eine sehr harte Prüfung gestört, indem ein Mädchen, welches einen sündhaften Umgang mit einem Manne gehabt hatte, den Heiligen als den Verführer ihrer Unschuld angab. Das wüthende Volk eilte zu seiner Zelle, ergriff den harmlosen Einsiedler und überhäufte ihn mit Mißhandlungen, gleich einem Heuchler, der unter der heiligen Maske schändliche Leidenschaften verborgen halte. M., obgleich seiner vollen Unschuld sich bewußt, ertrug nicht nur Alles mit der bewunderungswürdigsten Geduld, sondern sorgte sogar durch Verdoppelung seiner Arbeiten für den Lebensunterhalt seiner Anklägerin. Allein Gott machte zuletzt die Unschuld seines Dieners bekannt. Das Volk öffnete seine Augen, u. die Wuth wandelte sich in Bewunderung, da man über die Geduld und Demuth des Heiligen nachzudenken anfing. Einige Zeit nachher begab sich M. in die Wüste Scete, wo sich bald Mehre, von dem Glanze seiner Tugend angezogen, um ihn versammelten u. unter seiner Leitung zu leben wünschten. Von allen seinen Schülern behielt er jedoch nur einen Einzigen bei sich, der die Fremden verpflegen mußte. Die Anderen wohnten in einzelnen, von einander abgesonderten Zellen. Ein ägyptischer Bischof weihte ihn zum Priester, damit er die heiligen Geheimnisse für seine mit jedem Tage sich mehrende Gemeinde feiern konnte. Zuletzt mußte man wegen der immer wachsenden Anzahl sogar vier Kirchen in der Wüste bauen, wovon jede einen eigenen Priester erhielt. Die

btödtungen, welche der heilige M. sich auflegte, waren außerordentlich; er aß
ur einmal in der Woche. Als Avagrius, einer seiner Schüler, ihn eines Tages
:i heftigem Durste um Erlaubniß bat, ein Glas Wasser zu trinken, erhielt er
ır Antwort: „Sei froh, daß du im Schatten bist; Viele sind jetzt sogar dieses
absals beraubt. Seit zwanzig Jahren habe ich nicht mehr gegessen, noch ge-
:unken, oder länger geschlafen, als zur Erhaltung des Lebens nothwendig war.“
)ie Unterweisungen, die M. Andern ertheilte, waren in wenigen Worten be-
riffen und bezogen sich vorzüglich auf das Stillschweigen, das Gebet, die Gei-
essammlung, die Demuth u. Abtödtung. Er kannte aus Erfahrung die Wirk-
ımkeit der in kurzen Worten bestehenden Gemüthserhebungen. Unter diesen war
)m keine lieber, als das vertrauensvolle, Ergebung u. innige Liebe athmende:
Herr, so wie Du es weißt u. willst, erbarme Dich meiner.“ Viele Menschen
römten von allen Seiten her, um bei dem Heiligen sich Rathes zu erholen.
nter anderen befahl einstens M. einem Jünglinge, der sich dem Einsiedlerleben
idmen wollte, auf einen Gottesacker zu gehen u. die Todten zu schelten. Bei
iner Rückkunft fragte er ihn, welche Antwort ihm die Todten gegeben hätten.
Sie haben, sagte der Jüngling, weder auf die Scheltworte, noch auf die Lobes-
:hebungen geantwortet.“ „Geh also hin, erwiederte der Heilige, u. ahme ihre
nempfindlichkeit nach. Wenn du der Welt u. dir selbst abstirbst, wirst du an-
ıngen für Jesus zu leben.“ M. wurde eines Tages durch göttliche Offenbarung
elehrt, daß er noch nicht so vollkommen sei, als zwei verehelichte Frauen, welche
ı einer nahen Stadt wohnten. Unverzüglich machte er sich auf den Weg, sie
ı besuchen, u. fand wirklich, daß sie das heiligste Leben führten. Aufmerksam
ber ihre Zunge wachend, sprachen sie nie ein unnützes Wort. Demüthig, ge-
ıldig, sanft und gefällig gegen ihre Ehemänner, richteten sie sich nach deren
Billen, wofern er dem Gesetze nicht zuwider war. Sie lebten in beständiger
)eistessammlung und wandten sich oft im Gebete an den Herrn, um ihm alle
'räfte ihrer Seele und ihres Leibes zu weihen. Durch seinen Eifer gegen die
rrlehrer und besonders gegen die Arianer, erwarb sich M. den hohen Ruhm,
ls Bekenner der Gottheit Jesu verfolgt zu werden. Mehre der frommen Ein-
edler erhielten unter Lucius, dem arianischen Patriarchen von Alexandrien, die
Nartyrerkrone. M. aber wurde mit Andern auf Befehl des Kaisers Valens auf
ne kleine Insel in Aegypten, die ringsum mit Sümpfen umgeben, verbannt.
ıls der Heilige später wieder in Freiheit gesetzt wurde, kehrte er in seine geliebte
:insamkeit zurück u. widmete sich, wie vorhin, gottseligen Uebungen. Bei einem
)esuche, den er den Einsiedlern von Nitria abstattete, sprach er so rührend von
r Herzenszerknirschung, daß sie sich Alle unter Thränen zu seinen Füßen warfen.
)er Heilige lebte nach diesem Besuche nicht mehr lange; er verließ diese Welt,
90, im 90. Jahre seines Alters, wovon er 60 in der Wüste Scete zugebracht
atte. Sein Jahrestag ist der 16. Januar. Von mehren Schriften, die er ver-
ıßt hatte, sind seine Homilien eine höchst erhabene Arbeit, die Allen zu
npfehlen sind, welche sich der christlichen Vervollkommnung befleißen. Dieselben
:schienen in deutscher Uebersetzung von Jocham, 2 Bde., Salzburg 1839. —
) M., der Heilige (der Jüngere), aus Alexandria, von christlichen Eltern
eboren u. erzogen, faßte nach deren Tode 335 den Entschluß, sich in die The-
ais, eine Wüste in Aegypten, zurück zu ziehen und dem ascetischen Leben zu
eihen. Mit eifriger Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel: ein Leben der Ent-
altsamkeit, Buße u. Betrachtung, u. widerstand mancherlei Versuchungen über-
discher Erscheinungen und menschlicher Bemühung. Jahre lange kam keine ge-
ɔchte Speise über seine Lippen, nur spärlich u. der höchsten Nothdurft ange-
ıessen war seine Nahrung; er entbehrte oft drei Wochen lange alles Schlafes
. verurtheilte sich selbst, zur Tödtung seiner irdischen Neigungen, sechs Monden
ınge nackt im scetischen Sumpfe zu sitzen. Im Jahre 337 verließ er die Ein-
ımkeit, begab sich nach Unterägypten, wo er in jeder der drei Einöden, der Sce-
schen, der Nitrischen und der Wüste der Zellen eine Betzelle hatte, Sonnabends

und Sonntags aber in der Gemeinschaft der vielen zerstreuten Einsiedler dem Gottesdienste beiwohnte u. das Abendmahl genoß, sonst aber, wie Alle, dem beschaulichen Leben sich hingab u. in den Arbeitsstunden Matten flocht. Weil er hier aber sich noch nicht genug mit und für Gott beschäftigt glaubte, wanderte er (349) durch die Wüste Tabennä, wo der heilige Pachomius (s. d.) 1400 Gott geweihte Männer unter einer gewissen Clausur versammelt hatte, deren Hütten u. Gärtchen zusammenhängend, nach Außen durch eine Verzäumung abgeschlossen waren. Erst nach langen Bitten ward M. aufgenommen, weil Pachomius ihn für zu alt zur Aneignung so schwerer Pflichten hielt. M. setzte aber die Mönche bald durch seine übermenschliche Entsagung u. Entbehrung so in Erstaunen, daß der durch ein Traumgesicht belehrte Pachomius den durch seinen Ruf schon bekannten Heiligen erkannte u. froh bewegt ausrief: „Lange sehnte ich mich nach Dir, Ehrwürdiger, warum hast du es mir verborgen? Kehre zurück in deine Zelle, denn du bist vollendet und bedarfst der Lehre nicht mehr.“ M. folgte und zog sich in seine Zellen zurück, deren eine finster war u. wo er oft 40 Tage in Dunkelheit weilte; eine andere war so klein, daß er die Füsse nicht ausstrecken konnte, die dritte aber geräumig genug, einen Besuchenden aufnehmen zu können. Hier lebte er wieder in heiliger Weise, verrichtete Wunder u. merkwürdige Heilungen, bis er von dem arianischen Patriarchen Lucius 373 mit seinem Freunde, dem vorhin angeführten heil. M. von Aegypten, auf eine Insel verbannt wurde, wo er bald die ganze Bevölkerung auf den wahren Weg des Christenthums zurückführte, um dieses Sieges der katholischen Kirche willen aber wiederum verjagt ward. Er lebte noch einige Zeit mit seinen Freunden in der Einöde, und starb im 99. Jahre seines Alters, 394 oder 395. Die Kirche feiert sein Andenken am 2. Januar.

Makkabäer ist der Name jener Heldenfamilie, deren sich Gott bei der letzten Erhebung seines auserwählten Volkes im Kampfe mit dem Heidenthume bediente, u. den dieselbe von dem dritten Sohne des Mathathias, Judas, der wegen seiner Tapferkeit Makkabi, d. h. der Hämmerer, zubenannt wurde, erhielt. In der Profangeschichte führt die Familie auch den Namen der Hasmonäer. — Die Geschichte dieses Stammes u. seiner Heldenthaten ist uns zum größten Theile in den beiden, unabhängig von einander verfaßten, aber einander ergänzenden, nach ihm benannten Büchern des Alten Testaments erzählt, von denen das zweite, in griechischer Sprache geschriebene, zu den deuterokanonischen gehört, aber von der katholischen Kirche immer als ein glaubwürdiges u. göttlich geoffenbartes Buch anerkannt worden ist. Apogryphisch dagegen sind das sogenannte dritte, vierte u. fünfte Buch der M. — Als Antiochus Epiphanes, König von Syrien, nachdem er, als Sieger aus Aegypten zurückkehrend (168 v. Chr.), Jerusalem eingenommen u. den Tempel entweiht hatte, seine bisher auf gütlichem Wege verfolgte Absicht, die Juden zur Religion und den Sitten der Griechen herüberzuführen, nunmehr mit Gewalt zu erreichen beschloß, u. bei dem Abfalle Vieler, dem Märtyrertode Anderer, Gefahr war, daß das Volk Israel ganz ausgerottet und die wahre Religion vertilgt würde: da erhob sich im Eifer für das Gesetz Mathathias, ein Priester in Modin, tödtete einen Juden, der vor den Augen des versammelten Volkes auf dem Götzenaltare opferte, nebst dem königlichen Beamten, floh in das Gebirge u. begann mit seinen Söhnen u. der Schaar, die sich bald um ihn sammelte, einen verzweifelten Kampf gegen die Uebermacht. Auf seinem Todesbette ernannte er den dritten in der Reihe seiner Söhne, Judas Makkabäus, zum Oberanführer. Judas führte den Heldenkampf unter den drei syrischen Königen Antiochus Epiphanes, Antiochus Eupator und Demetrius Soter in einer Reihe größtentheils siegreicher, theils unentschiedener, aber immer ehrenvoller Schlachten fort. Nach dem herrlichen Siege über Gorgias u. Nikanor bei Emmaus nahm Judas Jerusalem wieder in Besitz u. stellte den Tempel zum Gottesdienste wieder her, obgleich die Burg Davids vor der Hand noch im Besitze der Feinde blieb. Neben dem großen Kampfe mit den Syrern lief ein fast be-

ständiger Krieg mit den umliegenden kleinen Völkerschaften, den alten Feinden der Juden, die sich einzelner Theile des jüdischen Landes bemächtiget hatten. Den gefährlichsten Feind endlich hatte Judas an den verrätherischen Hohenpriestern, die, nachdem sie mit Geld von den syrischen Königen ihre Würde erkauft hatten, ganz im Interesse der Feinde des Vaterlandes das Ansehen ihrer Würde benützten, um die Ergebenheit des Volkes gegen Judas zu schwächen. Gegen alle diese Schwierigkeiten u. Gefahren kämpfte Judas mit unverzagtem Muthe, im unerschütterlichen Vertrauen auf den Gott Israels, welches zu verschiedenen Malen durch übernatürliche Hülfe belohnt wurde. Die Krone aller seiner Heldenthaten war der letzte große Sieg über Nikanor, wo dieser Gotteslästerer, der in seinem Uebermuthe gerade einen Sabbath, um ihn zu entheiligen, zum Schlachttage gewählt hatte, mit einem großen Theile seines Heeres seinen Untergang fand. Judas war zu diesem Siege durch ein übernatürliches Gesicht in der Nacht vorher gestärkt worden. Bald nach diesem Siege schickte Judas drei Gesandte nach Rom, um den Herrschern der Welt ein Bündniß anzutragen, welches von diesen bereitwillig angenommen wurde; dann vollendete er seine Laufbahn in einer Schlacht gegen Bacchides u. Alkimus, den verrätherischen Hohenpriester, wo der Held, fast von allen den Seinen verlassen, einen rühmlichen Tod der Rettung durch die Flucht vorzog (161). Bei der Nachricht vom Tode des Judas erhoben alle Feinde der Juden ihr Haupt; aber Jonathan, an der Stelle seines Bruders einstimmig zum Oberpriester u. Feldherrn erwählt, wußte ihnen bald Schrecken einzuflößen: kühn und tapfer in der Schlacht, wie sein Bruder, wußte er zugleich die politischen Verhältnisse klug zu seinem Vortheile zu benützen und das kleine jüdische Fürstenthum legte dabei ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale. Er nahm die Partei des Alexander Balas, der sich unter Roms Schutze gegen Demetrius Soter erhoben hatte u. war nach dessen Sturze die Hauptstütze des Demetrius Nikator. Jonathan erneuerte auch das Bündniß mit den Römern u. befestigte Jerusalem u. die Gränze des Landes, namentlich gegen die Philister. Tryphon, der Usurpator u. Mörder des jungen Königs Antiochus Theos, Sohnes des Alexander Balas, bemächtigte sich endlich des Jonathan hinterlister Weise u. tödtete ihn mit seinen beiden Söhnen, als Simon, der unterdeß zum Nachfolger des verloren gegebenen Jonathan erwählt ward, mit einem Heere gegen ihn zog. Simon schloß nun mit Demetrius Nikator ein Bündniß gegen Tryphon u. erhielt dafür die Anerkennung Juda's als eines unabhängigen Fürstenthums. Simon ward von dem Volke u. den Priestern, d. h. dem hohen Rathe feierlich zum Oberpriester, Fürsten u. Feldherrn erwählt „auf ewige Zeiten, bis ein ächter Prophet aufstehen würde.“ (1. Makk. 14, 41). Von diesem Jahre 141 v. Chr. an rechneten die Juden fortan ihre Jahre. Simon erneuerte noch einmal das Bündniß mit den Römern u. führte eine meist ruhige, überaus glückliche und glorreiche Regierung, bis er im Jahre 135 durch einen ehrgeizigen Schwager hinterlistiger Weise ermordet wurde. Hier endet das erste Buch der M., welches der Zeit der erzählten Begebenheiten nach eigentlich das zweite heißen sollte (das sogenannte zweite fängt einige Jahre früher an u. endiget mit dem letzten Siege des Judas über Nikanor) u. hier endiget auch der reine und großartige Charakter der makkabäischen Geschichte. Johannes Hyrkanus folgte seinem Vater unbestritten, indem der Mörder des geliebten Simon beim ganzen Volke verhaßt war. Seine Regierung steht noch würdig der seiner Vorgänger zur Seite. Zwar mußte er Anfangs mit dem syrischen Könige Antiochus Sidetes einen wenig günstigen Vertrag eingehen. Nach dem Tode dieses Königs aber benützte er die Zerrüttung des syrischen Reiches, um in einer langen Reihe von Kriegen die umliegenden Völker zu bezwingen, so daß selbst Samaria u. Galiläa unterworfen wurden u. das jüdische Reich fast in seiner alten Ausdehnung wiederhergestellt ward. Aber zwei Ereignisse werden uns aus seiner Regierung berichtet, welche die deutlichen Anzeigen von dem beginnenden inneren Verfalle desselben sind. Einmal soll (nach Josephus) Johannes Hyrkanus zuerst

fremde Söldner in Dienst genommen haben. Dann tritt unter seiner Regierung zuerst der bestimmte Gegensatz der Pharisäer u. Sadducäer hervor. Hyrkanus, welcher bisher als strenger Jude den Pharisäern sich angeschlossen hatte, wurde durch eine persönliche Beleidigung von Seiten derselben gegen das Ende seiner Regierung in einen heftigen Verfolger u. Unterdrücker dieser Partei umgewandelt, wodurch der Grund zur gänzlichen Zerrüttung des Staates gelegt wurde. Hyrkanus starb im Jahre 105 v. Chr. Ihm folgte sein ältester Sohn Judas, der den griechischen Namen Aristobulus u. den königlichen Titel annahm, aber seine nur einjährige Regierung, aus Herrschsucht, durch die furchtbarsten Verbrechen schändete, indem er seine Mutter im Gefängnisse verhungern ließ, seine jüngeren Brüder fortwährend gefangen hielt u. Antigonus, den einzigen, dem er sein Vertrauen zugewandt hatte, auf Grund eines falschen Verdachtes ermorden ließ. Die Verzweiflung über diese That führte seinen Tod herbei (104). Ihm folgte sein jüngerer Bruder Alexander Jannäus, dessen 27jährige tyrannische Regierung theils mit äußeren, mit abwechselndem Glücke geführten Kriegen, theils mit inneren Kämpfen ausgefüllt war. Der Widerstand der pharisäischen Partei brach unter ihm in offene Empörung aus, welche er mit der größten Grausamkeit kaum zu dämpfen vermochte. Daher gab er auf seinem Todesbette (178) seiner Gemahlin Alexandra (Salome) den Rath, sich mit ihren beiden Söhnen unbedingt den Pharisäern hinzugeben. Diese führten nun während der neunjährigen Regierung der Salome die Herrschaft u. vergalten ihren Gegnern das erlittene Unrecht. Die Gegenpartei fand indeß an dem jüngeren Sohne Aristobulus II. eine Stütze, während der willenlose Hyrkanus II. ganz in Händen der Pharisäer blieb. Bei dem Tode der Mutter brach die Feindschaft wieder offen aus. Aristobulus blieb Sieger u. zwang den Hyrkanus, ins Privatleben zurückzukehren. Unterdeß gewann Antipater, ein ehrgeiziger Idumäer am Hofe Hyrkans, den arabischen König Aretas für den Hyrkan. Aretas schlug den Aristobulus u. belagerte ihn in Jerusalem. Aristobulus erlangte nun seiner Seits die Hülfe der Römer, welche damals, nach Besiegung des Mithridates, den Orient überzogen. So lieb aber dem Aristobulus die augenblickliche Hülfe, die ihm den Sieg verschafft hatte, gewesen war, so war er doch nicht geneigt, sich den Fremden zum willigen Werkzeuge zur Unterdrückung seines Vaterlandes hinzugeben. So sehen wir denn bald den Hyrkan von Pompejus als Oberpriester bestätigt; den Aristobulus, nach hartnäckiger Vertheidigung in Jerusalem, dessen Mauern geschleift wurden, gefangen u. im Triumphe aufgeführt. Vergebens erneuerten Aristobulus u. seine Söhne, Alexander u. Antigonus, der Gefangenschaft entflohen, zu verschiedenen Malen den Kampf. Aristobulus wurde zum zweiten Male nach Rom gebracht u. starb endlich an Gift, das die Gegenpartei ihm beigebracht, als er, von Cäsar abgesandt, um der pompejanischen Partei entgegenzuwirken, zum dritten Male aus Rom nach Palästina gekommen war. Antigonus setzte nun von Syrien aus den Krieg gegen Hyrkan u. Antipater ohne Glück fort; da kamen die Parther, schleppten den Hyrkan in die Gefangenschaft, worin er nach zwei Jahren starb, u. setzten den Antigonus an seine Stelle. Bald aber kehrte Herodes, Antipaters Sohn, von den Römern unterstützt, zurück, nahm den Antigonus nach zweijähriger tapferer Gegenwehr gefangen, ließ ihn tödten u. den ganzen Stamm der Hasmonäer ausrotten. — M. werden auch die sieben Brüder mit ihrer Mutter genannt, welche zur Zeit der Verfolgung des Antiochus Epiphanes unter den qualvollsten Martern ein herrliches und standhaftes Zeugniß für ihren Glauben ablegten u. auch in der christlichen Kirche als Martyrer verehrt werden. M. heißen sie, nicht, weil sie vom Stamme der M. waren, sondern weil ihre Geschichte im zweiten Buche der M. erzählt wird, und weil sie, wie die M., heldenmüthig für den Glauben kämpften. F. M.

Makrele (Scomber scomber L.), ein in den europäischen, amerikanischen und indischen Meeren in großer Anzahl lebender Raubfisch, auf dem Rücken blau von Farbe, mit kleinen queren Wellenstreifen u. 5 kleinen Flossen, wird bis 5

Pfund schwer, in der Nordsee aber nur 2—3 Pfund und 2 Fuß lang, und in der Ostsee u. dem mittelländischen Meere nicht leicht über 1 Pfund schwer und 1 Fuß lang. Das Fleisch ist fest und schmackhaft, aber sehr fett und schwer verdaulich. Im Frühjahre findet sich die M. in großen Heerden an den europäischen Küsten des atlantischen Meeres ein u. wird bis in den Sommer, besonders in Frankreich, England, Holland und Norwegen, gefangen. Viele werden frisch gegessen, viele aber auch eingesalzen und versandt. Den bedeutendsten Handel damit treiben Dieppe, Boulogne und Fecamp; auch aus Neu-Holland u. Neu-Schottland gehen viele eingesalzene nach England, Italien, Westindien ꝛc. Außer der gemeinen M. sind noch zu bemerken: die platte M. (Scomber cordyla L.), aus Amerika, mit Goldglanz; die Bonnite (S. pelamis), welche zwischen den Wendekreisen, besonders im bengalischen Meerbusen lebt, und der Thunfisch (s. d.).

Makrobiotik nennt man die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, d. i. demselben eine, nach der allgemein menschlichen u. individuellen Anlage möglichst hohe, Dauer zu geben. Sie ist gegründet auf die Kenntniß u. Handhabung aller jener Bedingungen, welche die Integrität des Lebens nothwendig erfordert u. die der Gegenstand der Hygieine u. Diätetik sind. Zu ihnen gehören: eine naturgemäße Lebensweise und mehrfache Verlängerungsmittel des Lebens, so wie die Mittel zur Neutralisirung der einwirkenden Schädlichkeiten, der sogenannten Lebensverkürzungsmittel. Diese sind theils sittlich nothwendig gemacht — lebenszerstörende Pflichten, — theils sittlich nicht nothwendig u. unter psychische Herrschaft gestellt — Leidenschaften und Begierden — oder auf physischen Einflüssen beruhend — Nichtbefriedigung natürlicher Lebensbedürfnisse oder unverhältnißmäßige Anstrengungen. — Die Lebensverlängerungsmittel haben ebenfalls ihre physische u. psychische Seite, — hier Selbstbeherrschung, dort Abhärtung und beiderseits auf vernünftiger Entsagung beruhende, bestimmte, angemessene, durchaus regelmäßige u. streng sittliche, zugleich auf Religiosität begründete Lebensordnung. Die Möglichkeit eines langen Lebens ist besonders noch in speciellen Grundlagen der Organisation u. Funktionsstimmung einzelner Menschen gegeben. Sie setzt nothwendig voraus: Gute Beschaffenheit der Verdauungswerkzeuge u. geregelten Fortgang des Verdauungs- u. Assimilationsprocesses; gut organisirte Brust u. freies, kräftiges Vorsichgehen des Respirationsgeschäftes; guten Chemismus des Blutes u. ruhige, aber energische Blutbewegung; entsprechenden Grad u. gleichmäßige Vertheilung der Lebenskraft; normale Stimmung des Nervensystemes, sowohl von seiner empfindenden Seite, als bezüglich seines Wirkungs- u. Reactionsvermögens; gutes Temperament (sanguinisch-phlegmatisches); ruhigen, geordneten und harmonischen Gang sämmtlicher innerer Verrichtungen und Bewegungen, namentlich der Consumtion und Reproduction; kräftiges Reactionsvermögen des Organismus gegen den Einfluß äußerer Schädlichkeiten u. zur Ausgleichung innerer Stimmungen und Verstimmungen — Naturheilkraft; — harmonischen und fehlerfreien Bau des ganzen Körpers; vollkommene Organisation des Zeugungsvermögens u. dessen ungeschwächte Erhaltung. Fehlen aber einige oder mehrere dieser Bedingungen zur Erreichung eines weit hinausgerückten Lebenszieles bei einem Individuum, so vermag dennoch die, auf deren genaue Kenntniß, sowie auf Erforschung des Kreises, worin sich sein Daseyn bewegt, und auf Erkenntniß alles individuell u. generell Nützlichen u. Schädlichen begründete u. consequent durchgeführte, Kunst eine relativ längere Lebensdauer zu erzielen. Die näheren Wege zur Vermeidung der Feinde u. Verkürzungsmittel des Lebens, sowie zur Kenntniß u. zum Gebrauche der Verlängerungsmittel, lehrt uns Hufeland's bis jetzt noch unerreicht dastehendes Meisterwerk der M. (5te Aufl., Berlin 1823), auf welches wir hier verweisen müssen. *μ.*

Makuba, s. Tabak.

Malabar, ein Küstenland und Provinz im englischen Hindostan, in der

Präsidentschaft Madras, gegen 340 □Meilen groß, mit etwa 900,000 Einw. Im Westen ziehen sich die Ghats hin, daran stoßen die Küstenterrassen, die, mit niedrigen Bergen besetzt, vom Gebirge durch enge Thäler getrennt sind. Vom Mai bis September weht der Südwest-Musson, der das Landen erschwert. Die Produkte sind: schwarzer Pfeffer, Reis in verschiedenen Arten, der jährlich zwei bis drei Ernten gibt, Ingwer, Kardamum, Indigo, Betel, Baumwolle, Eisen, Sandelholz, Kokos, Palmen. Die bedeutendsten Städte sind: Calicut, sandiger Hafen, wo Vasco de Gama (s. d.) 1498 zuerst landete, 24,000 Einwohner, Schiffbau u. bedeutender Handel; Kotschin, Nellembur, Tamberatscherry, Cananore u. a.

Malacca, 1) eine etwa 2700 □Meilen große, 180 M. lange, 15—43 M. breite, im Innern waldreiche, übrigens fruchtbare Halbinsel in Hinterindien, zwischen Birma u. Siam, dem bengal. u. siam. Meerbusen u. dem chinesischen Meere, nicht sehr, kaum an den Küsten bekannt, wird durch die Singaporestraße von Bintang u. Battam, durch die M.-Straße von Sumatra und durch die Landenge Kra von dem Festlande geschieden. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft als 5—6000 Fuß hoher Bergrücken mitten hindurch bis zum Cap Romania, der südlichsten Spitze der Halbinsel, u. viele Küstenflüsse durchschneiden dieselben. Im Innern gibt es Moräste u. Urwälder. An den fruchtbaren, flachen, fluß- u. sumpfreichen Küsten herrscht mildes, aber ungesundes Klima. Dort gibt es auch undurchdringliche Waldungen, in denen Elephanten, Nashörner, Tiger und eine Art Tapire hausen. Obgleich fast überall Wildniß herrscht, so gibt es doch einige Straßen, welche die beiden Küsten miteinander verbinden. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind: Trak-, Sandel- u. Ebenholz, Kokosnuß- u. Brotbäume, Saggopalmen, Benzoe, Gewürze, köstliche Früchte; Gold, Silber, Zinn (zu dem allerfeinsten gehörend und eine jährliche Ausfuhr von 40,000 Ctrn. liefernd), Diamanten, andere Edelsteine, Salz. Die Einwohner, etwa eine halbe Million stark, sind Siamesen u. Malaien, im Innern Wilde, welche auch Menschenfresser sind. An der Küste wohnen meist die Malaien, ein kühnes, Handel, Krieg und Seeräuberei treibendes Volk, muhamedanischen Glaubens, der Schifffahrt sehr kundig und daher dem Handel höchst gefährlich; zum Theil leben sie im Süden unter dem Namen Benuas und Jakongs als ein völlig rohes Jägervolk. Diese Malaien und nördlicher wohnenden negerartigen Samangs sind wahrscheinlich Urbewohner des Landes. Nur an den Küsten sind meist unbedeutende Städte, in denen sich auch zahlreiche Chinesen aufhalten. Ein Theil der Westküste ist englisches Gebiet. Der größte Theil gehört zu Siam, dessen Gränze an der Westküste bis etwa 5°, an der Ostküste bis 7° nördlicher Breite reicht. Der südliche Theil M.s ist unter verschiedene einheimische Fürsten vertheilt: im Westen der Staat Parak und Salangur; im Osten Pitani, Kalanton, Tringanu (alle drei von Siam abhängig), Pahang, Klintan; an der Ostspitze Dschohor; im Innern ist der kleine Bergstaat Rumbo oder Rimbau bemerkenswerth. 2) M., ein 4 □Meilen großer Bezirk auf der Westküste der gleichnamigen Halbinsel, unter 2° nördl. Breite, den Engländern gehörig, mit 33,000 Einwohnern, Chinesen, Malaien, Buggisen u. Europäern, u. der Stadt M., welche 12,000 Einw. zählt, eine katholische Kapelle und mehre andere gottesdienstliche Gebäude, ein Collegium für junge Chinesen u. 7 Missionsschulen hat, auch der Sitz eines katholischen Bischofs ist. Die Stadt wurde 1508 von den Portugiesen erobert, diesen 1641 durch die Niederländer abgenommen und von diesen 1824 an die Engländer abgetreten. Ow.

Malachias, der Prophet, s. Maleachi.

Malachias, der Heilige, Erzbischof von Armagh, der Sohn vornehmer u. durch Geschlecht u. Macht angesehener Eltern, wurde in Irland geboren, erzogen und in den Wissenschaften unterrichtet. Seine fromme Mutter weckte und nährte frühe seinen religiösen Keim. Einfalt u. Reinheit schmückten den Knaben, wie den Jüngling. Kaum in das Jünglingsalter getreten, zog er sich ganz von dem Ge-

äusche der Welt zurück und suchte, besonders unter Leitung des frommen Klausners Imar in Armagh, auf dem Wege der Tugend voranzuschreiten. Sein Beispiel, von diesen getadelt, von jenen gelobt, spornte M. an und bald saß er in Mitte Vieler zu den Füßen des frommen Klausners. Im 25. Jahre seines Lebens empfing er die heilige Priesterweihe. Der Erzbischof Celsus von Armagh estellte ihn nun zum Prediger, u. mit apostolischem Eifer ließ der neue Verkünder des Evangeliums sein Wort erschallen. Da sein größter Eifer darauf gerichtet war, den Gottesdienst u. die Feier der heiligen Sakramente überall in ihrer Reinheit herzustellen und einzuführen, so begab er sich, um hierbei Nichts gegen die kirchlichen Satzungen zu lehren oder zu thun, zu dem Bischof Malchus von Lismore, einem höchst tugendhaften und gebildeten Greis, um sich von ihm in Allem weiter unterrichten zu lassen. Nach seiner Zurückkunft stellte M. in Bangor das um die Mitte des 6. Jahrhunderts von dem heiligen Comgall erbaute, später von dänischen Seeräubern zerstörte Kloster wieder her, indem sein reicher Oheim ihm den Ort mit den dazu gehörigen großen Besitzungen überließ. Damals stand der bischöfliche Sitz von Connor in der Provinz Antrim leer, u. zwar schon lange, weil M. die auf ihn gefallene Wahl nicht annehmen wollte. Endlich gab er jedoch den Bitten nach, besonders, da es ihm auch sein Lehrer Imar und der Erzbischof Celsus befahlen. Aber welche Mühe harrte seiner? Noch nirgends hatte er Leute in solchem Zustande gefunden; noch nirgends Leute, die so roh, so lasterhaft, so gottlos, so barbarisch in ihren Gesetzen u. Gebräuchen waren: sie waren Christen dem Namen, Heiden der Sache nach. Sie gaben keinen Zehnten, brachten keine Opfer, lebten nicht in gesetzlicher Ehe, gingen nicht zur Beichte, thaten keine Buße. Diener des Altares waren nur sehr wenige da u. diese hatten fast Nichts zu thun. M. verzweifelte nicht: er betete zu Gott um Beistand und trat sein Amt an, u. seine unermüdliche Thätigkeit wurde gesegnet: die Rohheit wich, die Frömmigkeit trat ein. Einige Jahre nachher wurde die Stadt Connor von dem Könige des nördlichen Irlandes verwüstet, und M. wanderte mit 130 Schülern aus und gründete das Kloster Ibrac. Während er hier frommen Uebungen lebte, starb der Erzbischof Celsus, der ihn in seinem Testamente zu seinem Nachfolger bestimmte, weil ihm kein Anderer würdiger schien, den ersten bischöflichen Stuhl in Irland einzunehmen. Hier war eben der arge Mißbrauch eingerissen, daß der bischöfliche Sitz in der Familie des Celsus erblich war und daß sie bereits durch 15 Generationen im Besitze der erzbischöflichen Würde sich behauptet hatte, so unwürdig auch manche dieser Würdeträger waren, was auf die, dem Erzbischofe untergebenen, Bisthümer den schädlichsten Einfluß hatte und nach und nach alle Kirchenzucht erschlaffen ließ. Es kam nun zu Streitigkeiten, indem ein gewisser Mauricius u., nach dessen baldigem Tode, Nigellus den erzbischöflichen Stuhl als Erbstück in Besitz nahm; aber was der fromme Celsus und mit ihm die Besseren gewollt, trat ein u. M. bestieg den erzbischöflichen Stuhl. Im Jahre 1133 (im 38. seines Alters), hielt er seinen Einzug in die Stadt Armagh, von der er nach seiner Wahl zwei Jahre fern geblieben war, um nicht Blutvergießen zu veranlassen, da der eingedrungene Mauricius noch lebte. Aber neue Mühen, harte Verfolgungen warteten seiner, die er mit Gottes Hülfe siegreich bestand. Bei seiner Wahl hatte der Heilige als Bedingung der Annahme gestellt, daß, wenn die Mißbräuche unterdrückt u. die Religion wieder in ihrer Reinheit hergestellt wäre, er wieder in das Kloster zurückkehren dürfe. Nachdem er nun innerhalb dreier Jahre die Uebermüthigen unterdrückt, die Freiheit der Kirche wieder hergestellt, die Rohheit verbannt und ächt christliche Sitten überall eingeführt hatte, weihete er den Gelasius zu seinem Nachfolger u. zog sich in die klösterliche Einsamkeit zurück, indem er zu Down eine Genossenschaft regulirter Chorherren stiftete. Im Jahre 1139 trat M. eine Reise nach Rom an, theils um seine Anordnungen bestätigen zu lassen, theils u. vorzüglich um für den erzbischöflichen Sitz von Armagh das Pallium zu holen, das diesem fehlte u. vom Anfange an gefehlt hatte. Auf der Reise nach Rom kam er auch nach Clairveaux, wo der heilige Bernhard ihn

kennen lernte. Papst Innocenz II. nahm den Heiligen huldvoll auf, besprach sich mit ihm über den kirchlichen Zustand Irlands und ernannte ihn zum päpstlichen Legaten jenes Landes. Bei seiner Zurückkunft wurde er von König David I. ehrenvoll empfangen. — Nun erfüllte M. mit gleichem Eifer die Pflichten eines Legaten, wie früher die eines Erzbischofs. — Seine fromme Thätigkeit wurde von Gott durch mehre Wunder verherrlicht. Er starb auf einer Reise zum Papste Eugen III. in Clairveaux den 2. November 1148. Papst Clemens III. versetzte ihn am 6. Juli 1189 unter die Zahl der Heiligen (Jahrestag 3. November). Eine schöne Biographie des Heiligen haben wir von dem heiligen Bernhard, deutsch im „Leben der Heiligen." Die ältesten Originallegenden, gesammelt und mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte, bearbeitet von zwei Katholiken. Regensburg 1842, Bd. 9, S. 533—580. x.

Malachit nennt man eine Kupferverbindung, welche sich nicht selten in der Natur vorfindet. Es krystallisirt im klinorhombischen Systeme u. hat das Hendyoeder zur Stammform (s. Krystalle); deutliche Krystalle sind aber selten, häufig erscheinen nur nadel- und haarförmige, oder büschelförmige Gruppirungen; am häufigsten kommt er derb, eingesprengt, angeflogen, traubig, nierenförmig, auch in Afterkrystallen vor. Sein Gefüge ist entweder blätterig, öfter aber strahlig u. faserig, dicht oder auch erdig, wonach man dann blätterigen, strahligen, faserigen u. dichten, erdigen 2c. M. unterscheidet. Das spezifische Gewicht beträgt zwischen 3,6 u. 4,0; die Härte ist = 3,5. Je nach den Varietäten zeigt sich Glasglanz, Seidenglanz, auch Wachsglanz; die Farbe ist grün, smaragdgrün, in verschiedenen Abänderungen u. hat Aehnlichkeit mit dem Grün der Malve (μαλάχη), woher auch seine Name. In der Löthrohrflamme auf Kohle behandelt, wird er schnell schwarz, färbt, besonders wenn er mit etwas Salzsäure befeuchtet wird, die Flamme schön blau und schmilzt ziemlich leicht, wobei er sich unter Geräusch reducirt. In Salpetersäure ist er mit Brausen vollkommen löslich; die Auflösung gibt, mit Aetzammoniak im Ueberschuß versetzt, eine schöne lasurblaue Flüssigkeit. Seine Bestandtheile sind: Kohlensäure, Kupferoxyd und etwas Wasser. Die verschiedenen Arten von M. finden sich am schönsten u. in den größten Massen in Sibirien, dann in Ungarn, Frankreich, Spanien, Schweden, Norwegen, Schottland, Tyrol, Thüringen u. s. w. Zu Petersburg befindet sich in der Mineraliensammlung des Bergcorps von der Kupfergrube Gumeschewsk im Ural ein Block von 3 Fuß 6 Zoll Höhe u. fast eben so breit, der 525,000 Rubel werth seyn soll. Der M. wird mit Vortheil auf Gewinnung des Kupfers benützt, außerdem aber (die dichten Varietäten) zu Dosen, Vasen, Schmucksteinen, Kunstgegenständen 2c. verarbeitet. C. Arendts.

Malachowsky, 1) Johann, geb. 1688, bereitete sich durch eifriges Studium u. Reisen zu den Staatsgeschäften vor und wurde bald auf den Reichstagen als Landbote vortheilhaft bekannt. Die Wahl Augusts III. unterstützte er mit großem Nachdrucke und dieser machte ihn dafür zum Krontruchseß und bald hernach zum Kronunterkanzler. Die Krongroßkanzlerwürde bekam er 1746 u. bekleidete sie bis an seinen Tod, 25. Juni 1762, mit vielem Ansehen. M. war ein Mann von vorzüglichen Einsichten in Staatsgeschäften, zugleich ein eifriger Beförderer der wissenschaftlichen Cultur u. selbst Schriftsteller. Einige seiner, in lateinischer u. polnischer Sprache öffentlich gehaltenen, Reden findet man in der Polonia litteraria. — 2) Stanislaus Sanct Nalecz, geboren 1735 zu Krakau, Großreferendar der polnischen Krone, Marschall der Conföderation u. des Reichstages von 1788—92, Urheber der Constitution vom 3. März 1791, widersetzte sich kräftigst der russischen Partei, unterzeichnete 1790 mit dem Könige von Preußen einen Allianztraktat, dessen Zweck es war, Polen vor fremder Herrschaft zu schützen, unterhandelte 1792 mit den sächsischen Gesandten wegen der Succession der polnischen Krone, unterstützte nach dem Ausbruche des Krieges Polen beträchtlich, widersetzte sich fruchtlos der targowiczer Conföderation u. flüchtete, wegen dieses Widerstandes in Gefahr gekommen, nach Wien; wurde, nachdem er zur Revolu-

tion von 1794 gar nicht mitgewirkt hatte, doch 1799 in Warschau arretirt und blieb ein Jahr zu Krakau verhaftet; trat 1807 wieder unter die Waffen, wurde gleich nach der Organisation des Großherzogthums Warschau Präsident des Senates u. starb 1809. — 3) M., Kasimir, polnischer Feldherr, geboren 1765 im Palatinat Nowogrodek in Litthauen, trat aus dem Cadettencorps in Warschau 1786 als gemeiner Kanonier in das Heer, befehligte schon bei Raclawice die Artillerie und nahm nach der dritten Theilung Polens Dienste bei der polnischen Legion in Italien. An der Trebbia (1799) verwundet u. gefangen, erhielt er 1803 den Befehl über eine Linienbrigade, fiel auf St. Domingo den Engländern in die Hände, befehligte aber schon wieder 1805 ein Bataillon. Mit dem ersten Linienregimente des Herzogthums Warschau glänzte er 1812 gegen Rußland, besonders beim Uebergange über die Beresina. Als Brigadegeneral bei Leipzig gefangen, nahm er keinen Theil mehr am Kriege. Von 1815—18 commandirte er in der Festung Modlin. Die alte Tapferkeit bewährte er in der Revolution 1830, besonders bei Bialolenka (23. Februar 1831), Dembe Wielke, Ostrolenka. Den Oberbefehl lehnte er nach Skrzynecki's Entlassung zwar ab, ließ sich aber die Wahl zum Stellvertreter Krukowiecki's gefallen. Zum Unglücke fehlte ihm die jugendliche Kraft. Nach Frankreich geflüchtet, starb er 1845 zu Chantilly.

Malaga, befestigte Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Spanien, Königreich (General-Kapitanat) Granada, am mittelländischen Meere, in der gleichnamigen Bucht, an der Mündung des Guadalmedina, mit 65,000 Einwohnern. Der vortreffliche Hafen, mit einem schönen Leuchtthurme, auf der Spitze des 700 Metres langen Molo, der die Ostseite des Hafens bildet, kann leicht 450 Handelsschiffe fassen und gewährt vollkommene Sicherheit. Der Handel der Stadt ist ansehnlich, besonders durch die Ausfuhr von vorzüglichem Wein, Rosinen, Mandeln, Olivenöl, Safran u. Südfrüchten. Es bestehen hier auch Fabriken für Seidenzeuge, Sammt, Tuch, Seife- u. Eisengießereien. Die Einfuhr besteht in Colonialwaaren, Manufakturwaaren, Leinwand, Häuten, Töpfergeschirr, Butter, Käse, Bauholz.

Malaien, eine, über die Halbinsel Malacca, die marianischen, philippinischen, molukkischen, sundischen Inseln, Neuholland, Neuseeland u. fast die ganze Inselwelt des stillen Meeres verbreitete Menschenraçe. Die Hauptmerkmale derselben sind: gelbliche Farbe, schwarze, weiche, glatte oder gelockte Haare, schmaler Kopf, gekrümmte Stirne, breite Nase, großer Mund, etwas vorstehende obere Kinnlade, runde Augen, scharfe und bestimmte Gesichtszüge. Die eigentlichen M. bewohnen die Halbinsel Malacca und sind über Hinterindien und die Inseln zerstreut. Die ganze Zahl beläuft sich auf eine Million. Sie sind von mittlerer Größe, wohlgebaut, muskulös, mager, mit kleinem Fuß, in mannigfachen Nuancen von braun, durch ziegelroth, gelb, kupferroth, weißlich, aschgrau, schwärzlich und fast ganz schwarz, zeigen vorstehende Backenknochen, weite, halbgeschlossene Augen, wohlgebildete Nase und Mund, glatte, lange, schwarze Haare und steifen, dichten Bart. Die Frauen gelten für schön. Die wichtigste Nahrung gibt die Sagopalme, die Kokosnuß, Banane, Batate, Wurzeln u. Fische. Das Betelkauen ist herrschender Brauch. Opium und starke Getränke lieben sie sehr. Die Kleidung besteht aus einer Aermelweste mit einem Gurt und einem um den Leib geschlungenen Tuche. Edelsteine, Armspangen, Ohrringe sind beliebter Putz. Die Wohnungen, aus Bambus u. Schilf, stehen auf Pfählen. Der Charakter des M. zeigt wenig vortheilhafte Eigenschaften; er ist träg zur Arbeit, aber unruhig u. abenteuersüchtig, grausam, heftig, rachsüchtig, eifersüchtig, zugleich kühn u. romantisch heldenhaft. Die Polygamie ist einheimisch; die Frauen gehen unverschleiert. Erziehung und Bildung finden hier keinen günstigen Boden. Die Religion ist der Islam. Sie zerfallen in viele Stämme. Allen Stämmen, aus denen die malaische Raçe zusammengesetzt ist, ist ein Sprachstamm, der malaische, gemeinschaftlich, wenn gleich die einzelnen Glieder hinsichtlich ihrer Ausbildung u. Gestaltung sehr von einander abweichen. Die eigentliche malaische Sprache wird mit arabischen Buchstaben

geschrieben, ist in viele Dialekte zersplittert, mit indischen, persischen, arabischen Wörtern gemischt, zeichnet sich durch weiche Klänge aus und zerfällt in die Hofsprache (Bhasadolam), die höhere Umgangssprache (Bhasa Bangsowan) die Handelssprache (Bhasa Kschukan) u. die Schriftsprache (Bhasa Kawi). Vgl. W. v. Humboldt: „Ueber die Kawisprache" (1836, 3 Bde.), „Malaische Grammatik u. Wörterbuch" von Marsden (Lond. 1812).

Malanterien, s. Aussatzhäuser.

Malchus (Karl August, Graf von Marienode), geboren 1770 zu Mannheim, im höheren Staatsdienste zu Trier und Hildesheim, 1808 im Königreiche Westphalen, wo er 1813 das Ministerium des Innern verwaltete. Vergleiche seine Schrift: „Ueber die Verwaltung des Königreiches Westphalen" (Stuttg. 1814). Von 1817—18 stand er als Chef den württembergischen Finanzen vor. Er starb 1840 in Heidelberg. Von ihm sind: „Organismus der Staatsbehörden" (2 Bde., Heidelberg 1820); „Politik der inneren Staatsverwaltung" (3 Bde., 1823); „Handbuch der Finanzwissenschaft" (2 Bde., 1830); „Die Militärgeographie" (1834); „Die Sparkassen in Europa" (1838).

Malcolm (Sir John), geboren 1769 zu Burnfort in Schottland, zeichnete sich in Ostindien unter Cornwallis sehr aus, ging 1800 als britischer Gesandter nach Persien und schloß ein Bündniß gegen die Afghanen; 1801 Generalsekretär Wellesley's in Calcutta, 1808 und 1810 abermals in Persien, wo ihn der Schah zum Khan ernannte, führte er dort die Kartoffeln ein, die man nach ihm M.pflaumen nennt. 1812 ernannte ihn der Prinzregent zum Knight; 1816 war er wieder in Indien, wo er sich besonders beim Holkar auszeichnete; 1817 wurde er Gouverneur der unterworfenen Marattenländer, 1823 ging er nach England zurück, wurde Generalmajor u. 1827—31 Gouverneur der Präsidentschaft von Bombay, wo er für Cultur u. Fabriken sehr viel that. Er starb 1833 zu Windsor. Von seinen Schriften nennen wir: „Geschichte Persiens" (deutsch 2 Bde., Leipz. 1830); „Sketch of the Sikhs" (Lond. 1812); „Sketches of Persia" (2 Bde., deutsch, Dresden 1828); „A memoir of Central India" und „The Governement of India" (1833).

Maleachi (Malachias), der 12. und letzte unter den sogenannten kleinen Propheten des alten Testamentes, deren Schriften auf uns gekommen sind. Von seiner Person, Abstammung und Lebensgeschichte wissen wir nur so viel, daß er gegen das Jahr 440 v. Chr., zu der Zeit des Nehemias, lebte u. bald nach den Propheten Aggäus u. Zacharias erschien. Seine Reden, welche in dem nach ihm benannten Buche, dem 43. kanonischen des alten Testamentes, über dessen göttliches Ansehen kein Zweifel obwaltet, enthalten sind, sind an die aus der Verweisung wiedergekehrten Juden gerichtet und betreffen theilweise die Mißbräuche, welche auch Nehemias (s. d.) abzuschaffen bemüht war (vergl. 2 Esdr. 13). Nach M. trat, bis auf Johannes den Täufer, kein Prophet mehr auf.

Malebranche (Nicolas), einer der berühmtesten Philosophen, geboren zu Paris 6. August 1638, trat 1660 in die Congregation des Oratoriums, wurde 1699 Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. starb 13. October 1715. Anfangs waren Kirchengeschichte u. Kritik der Bibel, seit 1664 aber die cartesianische Philosophie sein Studium u. eine Frucht des letzteren war sein erstes Werk: „De la recherche de la vérité (3 Bde., Par. 1674 u. öft., am vollständigsten 1712, 4 Bde., lateinisch von Lenfant, deutsch von Ulrich, Halle 1776, 4 Bde.); von einem Unbekannten: M.s Geist im Verhältnisse zu dem philos. Geiste der Gegenwart, oder pragmatischer Auszug der originellsten und interessantesten Ideen dieses Philosophen (Lpz. 1800). Nie schrieb ein scharfer Denker mit so einnehmender Beredtsamkeit, und nie ein Mystiker so bündig u. zusammenhängend, als M. Seine Hauptgrundsätze sind, daß wir Alles in Gott, als in einem Spiegel sehen; daß er das einzige wirkende Wesen ist; daß die andern Ursachen nur gelegenheitliche sind; die Thiere seien bloße Maschinen ꝛc. Seine Theorie von den Ideen verwickelte ihn in einen Streit mit dem berühmten Arnaud, u. mit Re-

gis stritt er über den Unterschied der scheinbaren Größe des Mondes am Horizonte u. im Meridian, worin die Nachwelt sein Urtheil bestätigt hat. Endlich auch mit eben diesem Philosophen und mit Arnaud über die Ursache der Glückseligkeit. Sonst war M. ein Mann vom edelsten Charakter u. hoher Frömmigkeit. Weitere Werke von ihm sind: „Traité de la nature et de la grâce" (Rotterdam 1680); „Traité de morale" (ebend. 1684, deutsch von Reidel, Heidelb. 1831); „Traité de la communication du mouvement;" „Système général de l'univers;" „Conversations chrétiennes" (Par. 1677); „Oeuvres" (11 Bde., Par. 1712).

Malediven, oder die Inseln Male, ist der Name von 17 Gruppen von mehr als 12,000 Inseln, südlich von den Lakediven, südwestlich vom Cap Comorin von 6° 50'' nördl. Br. bis 1° südl. Br. und von 89° bis 90° L. Nur 40 bis 50 derselben, obwohl wasserarm, oder gar wasserlos, sind bewohnt von etwa 200,000 Menschen, die Ackerbau u. Viehzucht, Fischerei u. Handel treiben. Produkte sind: Getreide, Südfrüchte, Kork, besonders Kauris, eine Art kleiner Porzellan-Muscheln, die in einem großen Theile von Indien u. Afrika als Münze oder Geld gebraucht und noch immer in 20—30 Schiffsladungen ausgeführt werden. Die Hauptinsel ist Maldive, Haupt-Male. Die Einwohner, unter einem Sultan stehend, sollen von den Cingalesen abstammen.

Malerakademie heißt eine öffentliche Unterrichtsanstalt zur Bildung tüchtiger Maler. Der älteste Verein dieser Art entstand zu Venedig 1345; dann kam die florentinische Gesellschaft von St. Lukas, etwa 1350; die Pariser Bruderschaft, ebenfalls von St. Lukas 1391; der Verein in Rom, welcher zuerst den Namen Akademie führte, 1593 gestiftet von Zucchera; die M. in Madrid 1752, die in London 1768 u. s. w.

Malerei ist die Kunst, Gegenstände nach ihren Umrissen vermittelst der Farben auf einer Fläche in der Art darzustellen, daß die Abbildung dem Gegenstande, wie solcher in einem gewissen Augenblicke erschienen ist, entspricht. Ursprünglich und besonders bei den Alten war die M. auf die Wand beschränkt; indem sie die Bestimmung hatte, leere Wandflächen auszufüllen. Bei der M. ist also nur die vordere Ansicht die Bedingung, nach welcher sich der innere Zusammenhang ordnet, u. wenn gleich ihre Darstellung sich mit dem Reize der Erscheinung durch Licht u. Farbe vorzugsweise beschäftigt, so ist hierin doch auch die Darstellung durch Zeichnung nothwendig mit inbegriffen, u. demzufolge bewegt die M. sich zugleich im Kreise der relativen Form, d. i. der perspektivischen Ansicht der Körper, welche sie durch Contouren u. die Wirkungen des Lichtes auf ebener Fläche als die malerische Form darstellt. Als schöne Kunst (s. d.) hat die M. die Aufgabe, etwas Vollendetes für die Anschauung hervor zu bringen, oder Gestalten durch Farbenverhältnisse in schöner Verbindung erscheinen zu lassen. Indeß beschränkt die M. sich nicht auf eine Darstellung der Natur in ihrer völligen Wahrheit, bezweckt in solcher Hinsicht auch keine Illusion, vielmehr muß der Gegenstand der Darstellung zuvor in der Phantasie des Künstlers dichterisch aufgefaßt und dann, dem Ideal gemäß, in allen Theilen zu einem schönen Ganzen vereinigt werden. Ohnehin ist die M. nicht sowohl geeignet, den Charakter der natürlichen Gestalt wieder zu geben, als vielmehr, die Bewegungen des Geistes und des Gemüths in ihren zartesten sinnlichen Aeußerungen auszudrücken. Darum muß auch die M. zu dramatischer Lebendigkeit sich erheben, so daß die Gruppirung ihrer Figuren deren Thätigkeit in einer besonderen Situation anzeigt u. die innere Leidenschaft u. Empfindung in einer bestimmten Aeußerung, Begebenheit u. Handlung zur Anschauung bringt. Mit der ästhetischen oder poetischen Composition muß sich auch die malerische vereinigen, welche Sache des Unterrichts und der Uebung ist, und Zeichnenkunst, Colorit oder Farbengebung in sich schließt. Uebrigens muß zugestanden werden, daß die M. erst durch den Inhalt der romantischen Kunstform zu ihrer eigenthümlichen Höhe emporgestiegen ist, indem die Innigkeit der Empfindung, die Seligkeit u. der Schmerz des Gemüths, dieser tiefere, eine geistige Beseelung bedingende Inhalt, der höheren malerischen Voll-

kommenheit den Weg gebahnt u. die M. gelehrt hat, in Behandelung solcher Gegenstände ihre Mittel nach allen Seiten zu gebrauchen u. zu erschöpfen. Darum kann selbst das Unkörperliche, das religiös Uebersinnliche von ihrer Darstellung nicht ausgeschlossen werden. Zu einer richtigeren Würdigung des Kunstcharakters der M. ist endlich nothwendig, überhaupt zwei Arten derselben zu unterscheiden, die ideale, deren Wesen die Allgemeinheit ist, u. jene, welche das Einzelne so darstellt, daß der Inhalt ganz gleichgiltig u. nur das künstlerische Machen die Hauptsache bleibt. Es sind dieß eigentlich die beiden äußersten Punkte der M., auf der einen Seite nämlich die Tiefe des Gegenstandes, der religiöse und sittliche Ernst der Auffassung und Darstellung idealer Schönheit der Formen, auf der anderen die Partikularität des Wirklichen und die subjektive Kunst des Machens bei an sich unbedeutenden Gegenständen, in welchen Darstellungsweisen sich denn auch der partikulare Geist der Völker, Provinzen, Epochen und Individuen auf die verschiedenste Weise geltend macht. — Eine übliche, aber passende Eintheilung der M. wird nach Verschiedenheit der Gegenstände, und in technischer Beziehung gemacht. Eine Unterabtheilung nach Verschiedenheit der bemalten Flächen einzuschalten, scheint überflüssig, da alle Malerei auf Flächen ausgeführt wird. Die Malerei ist hiernach: I. Nach Verschiedenheit der Gegenstände 1) historische oder Geschichtsmalerei (s. d.), 2) Landschaftsmalerei (s. d.) mit allen Abtheilungen, 3) Thiermalerei. II. In Beziehung auf die Technik, und zwar 1) rücksichtlich des Materials, a) Wassermalerei, wozu die Frescomalerei, Gouachemalerei und die Miniaturmalerei gezählt werden. Tapetenmalerei u. dergleichen gehören in das Gewerbsfach; b) Pastellmalerei u. c) Oelmalerei; 2) nach der äußern Behandlungsart: a) Enkaustik, b) Email-, Glas- u. Porzellan-M. c) Mosaik oder musivische M. aller Art, wozu Stickerei u. dergl., jedoch im beschränkten Sinne der Kunst, gehört (s. alle diese). Literatur: Hagedorn, Betrachtungen über die M., Leipzig 1762, 2 Bde; Kugler, Handbuch der Geschichte der M. von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit, Berlin 1837; u. ferner: Bastard, Geschichte der M. vom 4. bis 16. Jahrhundert (in Paris seit einigen Jahren schon angekündigt, jetzt wahrscheinlich schon erschienen).

Malerschulen. Hierunter versteht man im weitesten Sinne die ganze Reihe der Maler, die einer Nation angehören; insbesondere die Gesammtheit, oder doch einen Verein von Malern, die einem gemeinsamen Vorbilde folgen, oder durch die günstige Richtung der Zeit u. Nation einen gemeinschaftlichen Charakter kund geben. Gewöhnlich zählt man 8 M.: die florentinische, lombardische, venetianische, römische, holländische, deutsche, spanische u. französische; indeß kann zu näherer Uebersicht auch folgende Classifikation dienen: 1) die italienische M.e, sich scheidend in die florentinische (ältere u. neuere), lombardische (bolognesische), mit ihren Unterabtheilungen, der veronesischen u. modenesischen, u. in die venetianische; 2) die alt- oder niederdeutsche Schule, mit ihren Zweigen, der deutschen (altdeutsche oder altkölnische, mittlere u. neueste deutsche, oder neualtdeutsche), u. der niederländischen (flandrische u. brabanter), wie auch der holländischen Schule; 3) die spanische; 4) die französische (ältere u. neuere); u. 5) die englische M. Während der obigen Eintheilung lediglich historische Momente zu Grunde liegen, kann man in philosophischer Beziehung 3 M.n unterscheiden: die rohe u. materielle, deren Ziel die Natur ist, nämlich die holländische u. flämische; die gefühlvolle, mit einer Auswahl des Feinen u. Edlen aus dem Natürlichen, nämlich die venetianische; u. die intellektuelle, mit idealer Schönheit, Größe u. Erhabenheit, wozu die griechische, römische u. florentinische Schule gehören. Obgleich nun in dieser Weise der Charakter an die Spitze gestellt u. das Historische untergeordnet erscheint, wird dadurch weder eine größere Bestimmtheit, noch Vollständigkeit erreicht, vielmehr Anlaß zu endlosen Erörterungen gegeben, insbesondere, wenn auf die Erörterung der uns noch immer sehr dunkeln griechischen Malerei eingegangen werden soll. Ueber die,

von Einigen außerdem noch eingeschaltete, in ihren Ueberresten höchst dürftige byzantinische M. vgl. Byzantinische Kunst. Literatur: Descamps Vies des peintres flamands, allemands et hollandais, Paris 1753 u. f., 5 Bände; Fiorillo, Geschichte der bildenden Künste, 5 Bde., Göttingen, 1798—1806; Speth, die Kunst in Italien, 3 Bde., München 1819—23; von Rumohr, Italienische Forschungen, 2 Bde., Berlin 1827.

Malesherbes (Chretien Guillaume Lamoignon, de), geb. 1721 zu Paris, bekämpfte energisch, als Präsident der Steuerkammer, die Mißbräuche der Generalpächter, besonders auch die sogenannten Lettres de cachet. 1771 zog er sich auf seine Güter zurück, kam 1774 von Neuem an die Spitze der Steuerkammer, die man wieder errichtete, u. ward 1785 Minister des Innern. Als 1776 Turgot entlassen wurde, nahm auch er seinen Abschied; zu Anfang der Revolution kehrte er aber nach Paris zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt wurde, trat er ohne Erfolg als dessen Vertheidiger auf. Bald darauf ward er nebst seiner Tochter u. Enkelin eingekerkert u. 1793 guillotinirt; als Direktor des Buchhandels beschützte er vor der Revolution die Freiheit der Presse; er schrieb: „Discours“ und „Remonstrances“, Paris 1779, und Mehreres über Ackerbau und Naturkunde.

Malherbe (François de), Schöpfer der ächten französischen Poesie und gewissermaßen der Sprache selbst, geb. zu Caen 1555, verließ früh seinen Geburtsort und ließ sich im Gefolge des Herzogs von Angoulême, Gouverneurs der Provence, in dieser Provinz nieder. Heinrich IV. ernannte ihn zum Kammerherrn u. er starb 1628, nachdem er Zeitgenosse von 6 französischen Königen gewesen war. M. galt unter seinen Zeitgenossen für den ersten französischen Dichter u. war es auch. Klarheit der Ideen, Mannigfaltigkeit in den Beschreibungen, glückliche Wahl der Gleichnisse u. sinnreicher Gebrauch der Fabel, gehören zu den hervorstechenden Eigenschaften seines poetischen Styls. Die beste Ausgabe seiner Werke, die in Oden, Psalmen, Stanzen, Sonetten u. Sinngedichten bestehen, ist die von St. Marc besorgte, Paris 1757; dann die von Didot, Paris 1794. 4.

Malibran (Maria Felicitas), berühmte Sängerin, Tochter Garcia's (s. d.), geb. zu Paris 1808, betrat schon in ihrem 15. Jahre die Bühne mit rauschendem Beifall u. ward bei der großen Oper in Paris angestellt. Bald darauf ging sie mit ihrem Vater nach New-York, wo sie sich mit dem französischen Kaufmann M. vermählte u. vom Theater zurückzog. Indessen machte ihr Gatte Bankerott; sie trennte sich von ihm u. betrat von Neuem die Bühne. 1828 wurde sie bei der italienischen Oper in Paris mit 50,000 Frcs. für die Saison engagirt, sang dann in London, Mailand, Florenz, Neapel, u. was der Enthusiasmus huldigend erfinnen konnte, wurde ihr im reichsten Maße gespendet. Nachdem 1835 ihre Ehe gesetzlich getrennt ward, vermählte sie sich zum zweiten Male mit dem Violinvirtuosen Beriot, der sie seit einiger Zeit auf ihren Reisen begleitet hatte, starb aber schon 1836 zu Manchester. Ihr zweiter Gatte ließ der, auch von Charakter höchst liebenswürdigen, Frau bei Brüssel ein prächtiges ehernes Denkmal errichten.

Mallet. 1) M. du Pan, Jacques, ein berühmter Journalist und Politiker, geboren zu Genf 1750, studirte in seiner Vaterstadt, kam, auf Voltaire's Empfehlung, sehr jung als Professor der schönen Wissenschaften nach Kassel, verließ aber diese Stelle nach einigen Jahren und lebte zu Paris als Journalist, wo er sich zuerst durch die Fortsetzung von Linguets Annalen bis zum Jahre 1783 bekannt machte, die er dann unter dem Titel: Mem. hist. polit. et litér. sur l'état prés. de l'Europe, T. V—IX fortsetzte, aus denen seit dem Januar 1784 das Journal hist. et polit. de Génève wurde. Auch die politischen Artikel des Mercure de France schrieb er mehre Jahre, u. man ließ seiner Unparteilichkeit, seinem scharfsinnigen politischen Blicke u. seinen Reflexionen alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber seit dem Ausbruche der Revolution wurde er, als das

Organ der Royalisten, von den Republikanern verfolgt; er emigrirte 1792 nach Murten im Canton Bern, mußte auch hier im Mai 1794 fliehen, ging nach London, schrieb daselbst den Mercure britanigue u. starb zu Richmond, 15. Mai 1800. Selbst seine Feinde gestehen ihm große politische und historische Kenntnisse, einen starken und edeln, nur nicht immer korrekten Styl zu, u. sein Privatleben war durchaus unbescholten. Außer den genannten, ist die bekannteste seiner Schriften: Considerations sur la nature de la révolution de France. London u. Brüssel 1793, deutsch von F. Genz, Berlin 1794, 8.; u. von G. Schatz, Leipzig 1794, auch englisch. Viele Aufsätze von ihm, verdeutscht, in Archenholz Minerva. — 2) M. (Charles François), geboren zu Dôle 1754, war bis 1799 zum Brigadegeneral gestiegen und ward 1804 wegen republikanischer Gesinnungen entlassen. Ins Gefängniß geworfen, erhielt er die Vergünstigung, in ein Krankenhaus gebracht zu werden. Hier faßte er den Plan, die Abwesenheit Napoleons, dessen Unglück in Rußland allmälig kund wurde, zum Sturze desselben zu benützen. Er entfloh am 24. October 1812, begab sich zum Obersten Soulier, dem er den Tod des Kaisers einredete, während eine Truppenabtheilung unter dem General Guidal, einem Mitverschworenen, den Polizeiminister Herzog von Rovigo (Savary) verhaftete. Als M. den Commandanten von Paris, den General Hullin, vom Tode des Kaisers vergebens zu überzeugen suchte u. selbst nach ihm schoß, ward er von dem Adjutanten Laborde verhaftet u. nebst seinen Mitverschworenen am 21. October erschossen.

Mallorka, Majorca, die größte der Balearen (s. d.), 66 □Meil. groß, mit 200,000 Einwohnern in 2 Städten u. 32 Dörfern, ist gebirgig, aber gut bewässert, und ihre Produkte sind hauptsächlich Olivenöl, Orangen, Citronen, Feigen, Mandeln, Kapern, Safran, Wein (der sich aber nicht lange hält), Hanf, Flachs, etwas Baumwolle, Getreide, viele Maulthiere, Rindvieh. Die Einwohner treiben außerdem Fischerei u. Schifffahrt. Die Hauptstadt ist Palma, mit 36,000 Einwohnern, Sitz der Regierungsbehörden und eines Bischofs, hat einen großen Dom, eine Börse, Hafen und lebhaften Handel.

Malmaison, ein in der neueren Geschichte Frankreichs oft genanntes Lustschloß, in der Nähe von Versailles, das aus dem Besitze der Kaiserin Josephine (s. d.), die 1814 hier starb, in den des Herzogs von Leuchtenberg überging, von dem es aber 1842 verkauft wurde.

Malmedy, Kreisstadt im Regierungsbezirke Aachen der preußischen Rheinprovinz, an der Warge, mit 4000 Einwohnern, besitzt Tuch-, Pottasche-, Seife-, Leim-, Papier- u. Preßspanfabriken u. vortreffliche Gerbereien, die jährlich über 60,000 Stücke Häute zubereiten. — M.s Mineralquellen gehören zu den kräftigsten alkalisch-erdigen Eisenwassern u. übertreffen durch ihren Reichthum an festen u. flüchtigen Bestandtheilen jene des benachbarten Spaa. Bei ihnen beträgt nach Montheim in 16 Unzen der Gehalt an festen Bestandtheilen 9—10 Gran, an kohlensaurem Eisenoxydul 0,87 — 1,75 Gran, an freier Kohlensäure 22 — 23 K. Z. Der dortigen Quellen sind 5: 1) Pouhont (wallonisch = Sauerwasser) de Geromont, mit angenehm und säuerlich zusammenziehend schmeckendem Wasser mit 7 R. betragender Temperatur u. einem spezifischen Gewichte = 1,0015. 2) Pouhont des Isles, in Hinsicht ihrer physikalischen Eigenschaften der vorigen gleich u. quantitativ, sowie qualitativ, wenig von ihr verschieden. 3) Pouhont de Cuves, aus 3 Quellen bestehend. 4) Pouhont de Laveaux, von allen die schwächste. 5) Sourée de Quirin, Alaun enthaltend. In ihrer pharmakodynamischen Wirksamkeit gleichen sie den Wassern dieser Classe überhaupt u. jenen zu Spaa insbesondere, welche ihrem Aufkommen bisher immer noch im Wege standen. *μ.*

Malmöe, 1) Län, südwestlich in Schweden, mit 40 schwedischen □Meilen u. 26,000 Einwohnern, gränzt nördlich an den Kattegat und Christianstads-Län, östlich an Christianstads-Län, südlich an das baltische Meer u. westlich an den Sund. Diese ebene Landschaft wird nur durch den Ausläufer des schwedi-

schen Gebirges im Cap Cullen unterbrochen. Der bedeutendste See ist der Ringsiöen u. der Kåslinge-Au der bedeutendste Fluß, der in den Sund mündet. Das Land ist fruchtbar u. gesund. Produkte sind: Getreide, Flachs, Hanf, Hülsenfrüchte, Hopfen, Obst, Rindvieh, Schafe, Pferde, Kühe, Hasen, Füchse, Steinkohlen, Torf. Darin liegen die Städte M., Landskrona, Helsingborg, Lund, Ystad, Skanör, Falstarbo. — 2) M., gleichnamige Hauptstadt des Län, am Sunde, ist hübsch gebaut u. gut gelegen, hat ein festes Schloß, Hafen, Tabak-, Hut-, Tuch-, Seife-, Tapeten- u. Handschuhfabriken, Handel u. 9000 Einwohner.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi (Marcello), geboren zu Crevalcuore unweit Bologna 1628, war von 1656 bis 1691 daselbst, zu Pisa u. Messina Professor der Arzneikunde u. starb 1694 als Leibarzt des Papstes Innocenz XI. Anatomie u. Botanik haben ihm viel zu verdanken. In der ersteren wandte er Maceration, Trennung, Kochen, Einspritzen gefärbter Feuchtigkeiten u. Vergrößerungsgläser an, um den inneren feineren Bau der Theile durch Versuche gehörig zu bestimmen; in der letzteren aber trug er Vieles zur näheren Kenntniß des innern Pflanzenbaues bei. Er vertheidigte das Entwickelungssystem u. die Entstehung der Krankheiten von Säure, untersuchte Lunge, Gehirn, Zunge, Netz u. s. w. genau, setzte die Nervenwarzen außer Streit, erfand das Corpus reticulare, den Sitz der Mohrenfarbe, u. dehnte die Drüsentheorie weiter aus, als es seyn sollte, wie in der Folge Ruysch bewiesen hat. Schriften: De pulmonibus, Bologna 1661; Tetras anat. epistolarum, ebend. 1666; Anatome plantarum, London 1675 und 79, 2 Thle., zusammen 1686; Opera omnia, London 1686—88, Leyden 1687 u. Opera posthuma, London 1697, 2. Aufl., Amst. 1698 u. a.

Malplaquet, ein Weiler im Canton Avesnes des französischen Departements du Nord, bei welchem im spanischen Erbfolgekriege den 11. September 1709 die Franzosen u. Bayern unter dem Marschall Villars von den Verbündeten (Oesterreichern, Engländern, Preußen, Niederländern, Hannoveranern u. Reichstruppen) unter Anführung des Prinzen Eugen von Savoyen u. des Herzogs von Marlborough geschlagen wurden. — Am 3. September war Tournay (Dornik) nach regelmäßiger Belagerung in die Hände der Alliirten gefallen und diese wendeten sich nun durch eine schnell u. gewandt ausgeführte Operation gegen Mons, um diesen Platz zu nehmen, zu dessen Rettung Villars herbeieilte, sich den 9. bei M. zwischen den Wäldern von Lanière und Taisnière aufstellte und stark verschanzte. Die Verbündeten griffen ihn hier den 11. Morgens 7½ Uhr an und es gelang ihnen endlich, hauptsächlich der britischen Infanterie unter Lord Orkney, die Verschanzungen des Centrums zu erstürmen u. so die feindlichen Flügel zu trennen, während zur selben Zeit Villars, von einer Flintenkugel ins Knie getroffen, vor Schmerz bewußtlos vom Schlachtfelde weg nach le Quesnoy gebracht werden mußte. Marschall Bouflers übernahm an seiner Statt das Commando, konnte aber das Schicksal des Tages nicht mehr wenden u. trat, unverfolgt von den Verbündeten, den Rückzug in guter Ordnung über Baray u. le Quesnoy nach Valenciennes an. Der Verlust der Franzosen betrug 14,000, der der Verbündeten nach amtlichen Listen 17,202 Mann. Mons, zu dessen Rettung die Franzosen herbeigeeilt waren, ward nun eingenommen. Ow.

Malsburg (Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von der), geboren 1786 zu Hanau u. erzogen von seinem Oheime, dem Minister von der M. zu Kassel, bildete sich daselbst u. zu Marburg durch Philosophie u. Rechtswissenschaft für den Staatsdienst u. trieb zugleich die neueren Sprachen, besonders die spanische. Nach einem einjährigen Aufenthalte in Frankreich trat er in den Staatsdienst, ging als Legationssekretär nach München u. Wien u. ward dann zu Kassel Assessor, Justizrath u. Regierungsrath im Jahre 1817. Hierauf lebte er als kurhessischer Geschäftsträger in Dresden, den dasigen Dichtern enge befreundet u. ging 1824 in ähnlichem Auftrage nach Berlin, erkrankte jedoch u. starb, auf sein Gut Eschenberg zurückgekehrt, schon den 23. September 1824. Seine

Uebertragungen spanischer Dramen (Calderon u. Lope de Vega) sind meisterhaft u. seine eigenen Gedichte zeugen, bei großer Formengewandtheit, von einem tiefen, religiösen Gemüthe. P. v. C. (Philipp von Calenberg) gab Nachlaß und Biographie heraus, Kassel 1825.

Malta bildet mit dem anliegenden Gozzo, zwischen Sizilien u. der afrikanischen Küste, in der Mündung der von den Vorgebirgen Bon u. Razat gebildeten Bucht, unter Lat. 35° 54′ N., Long. 12° 14, O. v. Paris gelegen, die südlichste der zu Europa gehörigen Inseln. M. gleicht der Gestalt nach einem unregelmäßigen Ovale, ist 95 englische □ Meilen groß; Gozzo, nordwestlich davon, 27 □ Meilen. Beide Inseln verbinden die kleinen Eilande: Cumino und Cuminotto. Cap Passaro, die nächste Landspitze Siziliens, ist 56 englische Meilen gegen Süden und das afrikanische Cap Bon 200 Meilen gegen Süden von M. entfernt. Beide Inseln sind bergig (die Ben Dschemma sind Hauptgebirge, doch erheben sie sich nicht über 1200′) mit vielen, parallel von Südwesten nach Nordosten laufenden Thälern. Die Insel M. ist von ihren betriebsamen Einwohnern auf's Höchste cultivirt. Die Bodenformation ist tertiärer Kalkstein; das Klima ist lieblich, in den Sommermonaten die, nie durch Regen gekühlte, Hitze oft afrikanisch. Der Boden theilt sich in Viehweiden und cultivirte Ländereien, die meistens zu Baumwollenpflanzungen verwendet werden. Die Bevölkerung, das Militär inbegriffen, mag sich auf 122,000 Einwohner auf beiden Inseln belaufen. Die Malteser sind namentlich treffliche Seeleute, sonst auch fleißig, mäßig u. muthig. Die herrschende Religion ist die katholische. An Manufakturen blühen namentlich Baumwollen- u. Seiden-Spinnerei u. Weberei, bedeutend auch der Schiffsbau u. die Cigarrenfabrikation, wie die Möbelfabrikation. Ansehnliche Einfuhrartikel sind: Oel, Wein, Zucker, Manufakturwaaren und Cerealien. — M. ist britische Besitzung und wird von einem Militärgouverneur regiert; ihm steht eine Rathsversammlung zur Seite; diese besteht aus dem ältesten commandirenden Offiziere, dem Oberrichter, dem Erzbischofe von M., dem ersten Gouvernements-Sekretär und drei vom Gouverneur gewählten Vertretern der Grundbesitzer u. Kaufleute. M. wird im Ganzen als Militär-Station militärisch regiert. Die Einkünfte von M. sind verhältnißmäßig sehr hoch und belaufen sich durchschnittlich auf 100,000 Pf. St.; doch kosten die britischen Truppen eben so viel. — La Valette, die Hauptstadt, von dem berühmten Großmeister dieses Namens im Jahre 1566 gegründet, liegt an der durch eine Landzunge getrennten Doppelbai gleiches Namens; der große Hafen wird durch sehr starke u. ausgedehnte Festungswerke geschützt. Sie ist einer der schönsten Plätze Europa's; alle Häuser sind Paläste, hervorragend unter allen die Kathedrale vom heiligen Johann u. der Palast des Großmeisters, jetzt Residenz des Gouverneurs. Die Bevölkerung beträgt mit einigen Vorstädten, von denen 3 jenseits des großen Hafens liegen, etwa 48,000 Seelen. Civita-Vecchia ist die alte Hauptstadt der Insel u. frühere Residenz der ersten Großmeister, Sitz eines Bischofes, 5200 Einwohner. Vortreffliche Straßen durchschneiden die Insel. Gozzo hat den Hafenort Maggiaro, Sitz des Untergouverneurs u. die Militär-Station Fort-Chambray. Br.

Maltebrun (Konrad, eigentlich Malte Konrad Brune), geboren 1775 in Jütland, ward zur Zeit der französischen Revolution politischer Pamphlets wegen aus seinem Vaterlande verbannt, lebte seit 1801 in Paris, wo er, sehr streitsüchtiger Natur, mit den Journalen in ewigem Streite lag, erst Republikaner, dann Napoleonist, u. endlich Anhänger der Bourbons wurde, u. starb dort 1826. Neben der Theilnahme an mehren Journalen begründete er die „Annales des Voyages" (25 Bde., 1808—15, fortgesetzt 6 Bde., 1819—20), schrieb einen „Précis de la Géographie universelle" (6 Bde., Paris 1812 fg.), der oft aufgelegt wurde, u. m. a.

Malter, s. Maße und Gewichte.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malthus (Thomas Robert), geboren 1766 zu Rockery (Surrey), Professor

der Geschichte und Staatsökonomie zu Hertford, gestorben 1834 zu Bath, bekannt als Verfasser von „Essay on the Principles of Population“ (1798, 6. Aufl. 1826), worin er der Vermehrung der Armen durch Verhinderung der Ehen zu begegnen vorschlug u. „Political Oeconomy“ (2. Aufl., 1836).

Maltitz, 1) Gotthilf August von, geboren 9. Juli 1794 zu Königsberg, studirte daselbst Jurisprudenz, privatisirte hierauf in Berlin, ward 1828, in Folge der Aufführung seines „alten Studenten“, aus Berlin verwiesen, lebte dann in Hamburg und hierauf in Paris und starb 7. Juni 1837 in Dresden, wo er seine letzten Jahre mit liebreicher Sorgfalt Tiedge'n widmete. Am meisten ist er als satyrischer und dramatischer Dichter bekannt. Gedichte (mit seinem Bruder Franz Friedrich), Karlsruhe 1817; Mährchen, 1838, 2 Bde.; Pfefferkörner, 4 Bdchen., Hamburg 1831; Hans Kitz, Gedicht in 6 Gesängen, Berlin 1827; Balladen und Romanzen, Paris 1832 u. a. — 2) Franz Friedrich Apollonius von, geboren 1795 zu Königsberg, (nach Andern zu Gera im Voigtlande) kam beim Umsturze der französischen Gewaltherrschaft mit der russischen Regierung in Verbindung, wurde zum kaiserlichen Staatsrath erhoben und lebte als Mitglied der russischen Gesandtschaft längere Zeit in Berlin, dann in München, u. ist gegenwärtig Gesandter im Haag. Er ist bekannt als lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, so wie als Uebersetzer. Man hat von ihm Gedichte, Karlsruhe 1817; Demetrius, Trauerspiel, nach Schillers Entwurf, daselbst 1817.

Malvasier heißt ein süßer Wein von aromatischem Geschmacke und meist goldgelber oder rother, aber auch weißer Farbe, der ursprünglich bei Napoli di Malvasia auf Morea, jetzt aber auch an anderen Orten gebaut wird, wie z. B. auf Sicilien, Sardinien, den liparischen Inseln, den Azoren, Madeira, Provence u. s. w.

Malz, s. Bierbrauerei.

Mameluken (arabisch Memalik, d. i. Sklave), ursprünglich die aus Mingrelien, Georgien, Tscherkessien abstammenden ägyptischen Sklaven, die aber bald von Privatbeamten ihrer Herren zu hohen Staatswürden sich aufschwangen. Ein Sultan Aegyptens, Nodschmaddin, kaufte im 13. Jahrhunderte 12,000 solcher kaukasischer Sklaven und ließ sie kriegerisch ausbilden. Doch bald wurden sie ihren Gebietern selbst furchtbar, ermordeten den Sultan Suran Schah und beherrschten unter ihren Bey's Aegypten über 250 Jahre lange, vertrieben die Franken vollends aus dem Oriente und behielten selbst nach Eroberung Aegyptens durch die Osmanen unter Selim I. 1517 großen Einfluß im Lande, welches bis auf die neueste Zeit unter ihrer eisernen Tyrannei schmachtete, bis Napoleon 1798 zuerst ihre Macht brach, worauf Mehemed Ali in Aegypten 1811 durch Ermordung der Bey's die M.-Herrschaft völlig vernichtete.

Mammertus, 1) M. der Heilige, Bischof von Vienne, bestieg nach dem heiligen Simplicius (s. d.) diesen altberühmten Stuhl, dessen Hirten meist als Heilige verehrt wurden. M. schloß sich in jeder Art an diese würdigen Vorbilder an, gab der Religion neuen Glanz, den Gläubigen ein schönes Beispiel u. den Schülern des Gekreuzigten einen treuen Leiter. Ausgezeichnete Kenntnisse, apostolische Tugend, Heiligkeit u. die Gabe der Wunderkraft machten ihn zu einer der glanzvollsten Erscheinungen der gallischen Kirche. Ihm verdanken wir die Einsetzung der öffentlichen Gebete, Rogationes, die jetzt so allgemein in Gebrauch sind, und von ihm aus folgenden Ursachen für nöthig erachtet worden sind. Die Völker waren mehre Jahre hinter einander von zahllosen Uebeln heimgesucht worden, und besonders das Delphinat war der Schauplatz mörderischer Kriege, Erdbeben, Feuersbrünste, todtwürdiger Verbrechen gewesen; wilde Thiere kamen bis in die Straßen und jagten den Bewohnern der Ortschaften Entsetzen ein; überall herrschte Jammer, Elend, Tod und Verzweiflung. Eines Tages, als eine gräßliche Feuersbrunst ganz Vienne zu zerstören drohte, warf sich M. auf den Stufen des Altars nieder u. sein inbrünstiges Gebet ward alsbald erhört: das Feuer verlosch, eben als es mit erneuerter Kraft zu wüthen begonnen. Alles

schrie Wunder, segnete den Heiligen, der die Bewohner zu Reue und Buße ermahnte u. selbst als das schönste Beispiel der Zerknirschung u. des Gebetes voranging. Ein anderes Mal, in einer Osternacht, erreichte er dieselbe Hülfe bei einem eben so wüthenden Feuer. Diese außerordentlichen Gnaden des Himmels wollte der fromme Bischof nicht im Angedenken der Menschen erlöschen lassen u. ordnete die öffentlichen Gebete gegen jene Geißeln, welche von Zeit zu Zeit die Erdenbewohner heimsuchen, an. Diese Gebete wurden in öffentlichen Processionen abgehalten, wobei man Psalmen sang, dann beichtete, fastete, der Andacht sich hingab u. alle religiösen Uebungen anstellte, welche die Erde durch Buße reinigen u. die Gerechtigkeit des Himmels mildern. Diese rogationes wurden bald überall nachgeahmt und der heilige Sidonius Apollinaris führte sie 475 in Clermont ein. Der heilige Bischof starb 477. Jahrestag 11. Mai. — 2) M., Claudian, jüngerer Bruder des Vorigen u. ein dessen würdiges Ebenbild, war eines der glänzendsten Genies seiner Zeit, dem wir den herrlichen Lobgesang: „Pange lingua glorioni pretium certaminis“ verdanken. Sidonius nennt ihn einen tiefen Gelehrten, allgemein gebildet u. fähig, jede Schwierigkeit zu beseitigen, jeden Irrthum zu besiegen. Er starb schon 474 und hatte es verdient, der kräftige Mitarbeiter eines Bruders zu seyn, der uns den großen Gedanken als ewigen Trost hinterließ, daß, wenn Geißeln in der Hand Gottes die Ruthe sind, womit er die Menschen züchtigt, das Gebet in der Hand der Sterblichen eine stets mächtige und hülfreiche Kraft sei, welche die Gottheit besänftigen u. ihre Segnungen der Erde gewinnen kann.

Mammuth (Elephas primigenius), eine ausgestorbene Elephantenart (s. Elephant), deren fossile Ueberreste über viele Länder verbreitet sind. Der Kopf dieses merkwürdigen Thieres der Vorwelt war länglich rund, die Stirn ausgehöhlt, die Hauzähne und ihre Höhlen waren sehr groß, die Backenzähne breit, mit ganz schmalen Schmelzleisten, ähnlich denen des asiatischen Elephanten. Es wurden Stoßzähne gefunden, welche beinahe 14 Fuß lang waren; aber demungeachtet läßt sich aus den übrigen Theilen des Körpers schließen, daß der M. selbst nicht bedeutend größer war, als die noch lebenden Arten. In Sibirien hat man ein Exemplar mit Haut u. Haar entdeckt, welches wahrscheinlich aus dem Ureis herausgeschwemmt wurde; der ganze Körper desselben war mit röthlicher, grober Wolle dicht behaart, und über den Rücken hin liefen schwarze borstige Haare, die lange waren und einer Mähne glichen. Zahlreiche Knochen des M.s sind besonders im Norden und hier vorzüglich in Sibirien am Eismeere hin anzutreffen. Dort, u. in kalten Ländern überhaupt, finden sich die Stoßzähne so gut erhalten, daß sie zu denselben Zwecken, wie das frische Elfenbein, verwendet werden können. Man hat schon ganze Ladungen von solchen Zähnen (gegrabenes Elfenbein) gesammelt. In Deutschland trifft man auch große Mengen von Knochen, namentlich in den Fundgruben von Kannstadt u. Tiedge; in England sind sie in Höhlen, vermischt mit den Knochen von Nashörnern, Tigern, Hyänen 2c. zahlreich zu finden. Zweifelsohne haben die Thiere da gelebt, wo ihre Ueberreste begraben liegen, und den Tod durch irgend ein Naturereigniß schnell gefunden. Die Tataren und Chinesen glauben, der M. sei ein unter der Erde lebendes Thier, welches sterben müße, sobald es den Tag erblickt. C. Arendts.

Man, eine Insel zwischen England, Schottland u. Irland, in fast gleicher Entfernung, im irländischen Meere, 30 englische Meilen lang u. 10—12 Meilen breit, war früher ein sehr wichtiger Punkt für die Häringsfischerei, die jedoch sehr abgenommen hat, da die Küsten dieser Insel jetzt weniger von den Zügen der Häringe berührt werden. Die Einwohner, Manken genannt, reden einen besonderen Dialekt der gälischen Sprache, bauen Garten- und Feldfrüchte, treiben Viehzucht, gewinnen Kupfer, Eisen, Blei, fertigen Leinwand, Lederwaaren (Schuhe aus ungegerbtem Leder, Keranes genannt) u. beschäftigen sich mit Häringsfischerei u. Schifffahrt. Die Dampfboote, welche zwischen Glasgow u. Liverpool fahren, so wie die aus anderen Gegenden kommenden, pflegen an der

Insel M. anzulegen, was auf den Wohlstand von Douglas u. anderer Städte in neuerer Zeit von Einfluß gewesen ist. — M. hatte früher eigene Könige, gehörte dann unter englischem Schutze dem Herzoge von Athol u. kam von diesem durch Kauf 1765 an die Krone.

Mancha oder **La Mancha**, eine ehemalige, jetzt zu Neu-Castilien (s. d.) gehörige, Provinz in Spanien, zwischen Toledo nördlich, Cuenca nordöstlich, Murcia östlich u. südöstlich, Jaen südlich, Cordova südwestlich, Estremadura westlich, mit 355 □ Meilen u. 375,000 Einwohnern, die meist Viehzucht treiben u. besonders Maulesel züchten. Der Landbau erzeugt etwas Getreide, Wein, Olivenöl, Flachs, Hanf, Seide, Soda, reiche Quecksilber-Minen (bei Almaden), die reichsten in Europa. Die bedeutendsten Flüsse sind: Quadiana, Azuer, Tajo, Mundo, Monte, Fresnedas. Das Land ist eine öde, nackte u. zum Theile sumpfige Hochebene, fast ganz umgeben von den Gebirgen Oca-, Alcaraz- und Morena Sierra. Das Klima ist sehr heiß. Die Hauptstadt ist Ciudad Real (s. d.).

Manche oder **La Manche**, ein Departement im Nordwesten Frankreichs, an der Küste, mit 110 □ M. u. 600,000 Einwohnern, ist aus dem westlichen Theile der ehemaligen Basse Normandie, nämlich von der Halbinsel Cotentin u. Avranchin gebildet. Es stößt nördlich, nordöstlich, westlich u. südwestlich an den atlantischen Ocean, der hier den Kanal La M. bildet; an das Departement Calvados östlich, Orne südöstlich, Ille-Vilaine u. Mayenne südlich und wird durch eine Höhenkette und einen östlichen und westlichen Theil geschieden. In jenem fließen die Vire, Terette, Tante, Scie, Douve, Merderet; in diesem: Cuesnon, Selune, Sée, Sienne, Ay, die alle schiffbar sind. An den Küsten liegen viele Felseilande. Das Klima ist feucht, das Land eben, sandig u. zum Theile sumpfig u. weidereich. Der Landbau schafft Getreide, Flachs, Hanf, viel Obst, besonders Aepfel, die zu Cider verbraucht werden; man treibt Bienen- und Viehzucht u. erzieht besonders gute Pferde. Mineralprodukte sind: Eisen, Blei, Steinkohlen, Alaun, Zink, Kupfer, Marmor, Schiefer, Mühlsteine, Töpferthon, Mineralquellen. Die Industrie beschäftigt Eisengießerei, Messerschmiede, Glas- und Papierfabrikation, Tuch-, Pferdehaar-, Baumwoll- u. Leinweberei, Spitzen- und Blondenfabrikation, in einigen Orten Korbflechterei aus Weidenruthen, Schiffbau, Varec-Soda-Bereitung. Den Handel beschäftigen mit Ausfuhr Bodenerzeugnisse, frische u. eingesalzene Fische, Bretter, Honig, Cider, Vieh, Pferde, Geflügel. Eintheilung in 6 Arrondissements: Coutances, Avranches, St.-Lô, Valognes, Cherbourg, Mortain; Hauptstadt ist Saint-Lô.

Manchester, Stadt mit 320,000 (vor 80 Jahren noch 20,000) Einwohnern, am Irwell, über den eine gußeiserne Brücke, mit nur einem Bogen von 120 F. Spannung u. 2 steinerne Brücken führen, in der englischen Grafschaft Lancaster, die erste Fabrikstadt Englands u. Hauptsitz der Baumwollweberei (doch gibt es auch Seiden- u. Wollwaaren-, Hut- und Papierfabriken, sowie Eisengießereien) größtentheils eng u. finster gebaut u. nur in der Neustadt mit schönen, freundlichen Straßen u. Plätzen, wie der Crescent, ein halber Mond von Gebäuden, mit Terrassen u. schöner Aussicht auf den Fluß. Mehr als 350 Fabriken fertigen Nankings, Piqué, Barchent, Ginghams, façonnirte Zeuge, Zitze, Mousseline, Twiste u. den nach der Stadt benannten M. Die Zahl der durch Dampf getriebenen Spinnmaschinen, die mehr als 4 Millionen Spulen in Bewegung setzen, geht weit über 100; überdieß gibt es über 200 Kattunwebereien, überhaupt mehr als 20,000 gewerbliche Etablissements. Der Großhandel wird von mehr als 200 Häusern betrieben. M. hat 27 Kirchen, darunter 3 katholische, 9 Hospitäler, darunter das große Krankenhaus, welches jährlich 20,000 Kranke, von diesen aber nicht ganz $\frac{1}{15}$ im Hause, verpflegt. Die übrigen außer demselben verpflegen 7 andere Krankenhäuser; das Waisenhaus Chentham, mit Schule u. einer Bibliothek von 20,000 Bänden. Literarische, philologische und ökonomische Gesellschaft, Museum. Eine eigene Vorstadt heißt Salford mit 50,000 Einwohnern. In einem Umkreise von etwa 4 Meilen um die Stadt zählt man über

300 Städte u. Dörfer, darunter über 20 mit 10—50,000 Einwohnern, die alle an der Baumwollfabrikation Theil nehmen. Vier Kanäle, besonders der Bridgewater-, Rochdale- u. Huddersfieldkanal, sowie eine Börse u. eine Bank, tragen wesentlich zur Hebung des Verkehrs bei; 20 Postkutschen gehen täglich nach Liverpool u. London, und jetzt ist M. durch eine merkwürdige Eisenbahn, welche 1786 Fuß weit in einer Höhe von 111 Fuß auf 26 Bögen über das Thal des Mersey führt, mit Birmingham verbunden. Ow.

Manchester ist ein, vorzüglich in England, namentlich in den Städten Manchester, Norwich 2c. gefertigter, baumwollener, sammtartig gewobener Zeug, zu dessen Einschlag u. Kette gezwirntes baumwollenes Garn genommen wird und worin die Fäden des Einschusses die feinsten seyn müssen, damit die rauhen Fäden nicht so weit aus einander stehen. Man hat solche in glattem Grunde u. geköpert; gewöhnlich sind aber die ordinären Sorten glatt, u. bloß die feineren geköpert. Man hat sie in allen Farben u. verwendet sie zu Kleidern, Kragen, Aufschlägen, Besatz u. s. w. In neuerer Zeit sind die M. durch den Sammt-M. oder Velvets sehr verdrängt worden. Sommer-M. ist ein nicht so starker, geköperter, aber sehr dicht gearbeiteter Zeug.

Mandarin, ein portugiesisches Wort, womit man in Europa den chinesischen Adel und die öffentlichen Beamten in China zu bezeichnen pflegt. Die Standesabzeichen der M.en sind: Pfauenfedern u. Knöpfe an dem Hute.

Mandat, 1) im Allgemeinen: jeder richterliche Bescheid an einen untergeordneten Richter, oder an eine der Parteien, oder sonst an eine dritte Person; dann auch gleichbedeutend mit Vollmacht (s. d.), daher der Bevollmächtigte auch Mandatar heißt. — 2) Im römischen Rechte heißen Mandata jene kaiserlichen Constitutionen, welche Instruktionen an die Beamten in Regierungs-Sachen enthalten. — 3) Apostolische M.e sind päpstliche Schreiben an die Bischöfe oder an andere Kirchenprälaten oder an geistliche Behörden, welche Verfügungen in Benefizial- u. anderen Sachen enthalten. Mandata de providendo (sc. beneficio) heißen daher die päpstlichen Provisionen, eine außerordentliche Besetzungsart der Kirchenpfründen, wo das Kirchenoberhaupt dem Bischofe einen Geistlichen als persona grata in einem besonderen Ersuchungsschreiben empfiehlt. Der Ursprung dieser m. d. p. schreibt sich von den Päpsten Hadrian IV. und Alexander III. her.

Mandeln sind die Fruchtkerne des ursprünglich in Asien einheimischen, jetzt auch in Süd-Europa angebauten gemeinen M.baumes (Amygdalus communis L.), wovon es hauptsächlich zwei Varietäten gibt, süße u. bittere, von denen die letzteren jedoch nur eine Varietät der ersteren sind, indem sie sich nur dadurch von ihnen unterscheiden, daß sie außer dem süßen, fetten Oele, welches beide in großer Menge bei sich führen, auch noch ein flüchtiges, Blausäure enthaltendes Oel haben, das ihren bitteren Geschmack u. ihre giftigen Eigenschaften, besonders für blind geborene Thiere, bedingt. Sie sind meist etwas kleiner u. spitziger, als die süßen M., doch ist dieß kein sicheres Unterscheidungszeichen. Eine eigene Art der süßen M. sind die Krach- oder Knack-M., auch Jordans-M. genannt, welche eine dünne, durchlöcherte u. leicht zerbrechliche Schale haben u. größer als die gewöhnlichen sind. Beide Sorten, die süßen wie die bitteren M., wachsen auf einem ansehnlichen Baume, der eine Höhe von 20—25 Fuß erreicht u. eiförmige Früchte trägt, welche unter einer wolligen Oberhaut ein dünnes, trockenes und zähes Fleisch von bitterlichem Geschmacke haben, das einen glatten, mit kleinen Löchern versehenen Stein enthält, in welchem sich die eigentliche M., ein eiförmiger, zugespitzter, mehr oder weniger plattgedrückter Kern befindet, der mit einer gelbbraunen Haut, auf welcher ein gelblicher Staub liegt, überzogen ist u. ein fettes Oel, das M.-Oel, enthält. Wenn die M. mit kaltem Wasser angerieben werden, so löst sich Alles bis auf $\frac{1}{10}$ faserigen Rückstand zu einer Emulsion, der M.-Milch, auf, welche, mit Zucker versüßt, ein sehr angenehmes, kühlendes Getränk gibt u. sich übrigens im Wesentlichen wie thierische

Milch verhält, denn sie enthält, wie diese, eine Art Käsestoff, der sich durch Kochen und beim Hinstellen in einem flachen Gefäße, auch schon bei gewöhnlicher Temperatur, mit dem fetten Oele als Rahm abscheidet.

Mandingos, s. Neger.

Mandoline, eine Art kleiner Guitarre, oder vielmehr kleiner Laute (s. bd.), in der Gestalt einer halben Melone oder Mandel, mit vier Drahtsaiten bezogen u. einem der Guitarre ähnlichen Griffbrette. Ihre Stimmung u. Applicatur ist die der Violine. Das Spiel selbst geschieht mit einem spitzigen Federkiel u. einem Finger der rechten Hand. In neuester Zeit hat darin der Italiener Vimercati Außerordentliches geleistet. Man hatte zwei Gattungen, die neapolitanische M., mit vier zweichörigen, theils Darm-, theils Stahl- oder Messingsaiten, u. die mailändische, fünfchörig. — Einige halten die M. gleichbedeutend mit der Mandora, Andere dagegen aber trennen beide mit Recht. Die Mandora hatte nämlich in den obersten 3 Saiten die Stimmung E moll, u. die ersten u. tiefsten 4 Baßsaiten wurden in die jedesmalige Tonart, aus welcher das Stück ging, gestimmt. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts kam die Mandora außer Gebrauch.

Mandrill, eine Affenart von auffallender Häßlichkeit, aus dem Geschlechte der Kynokephalen oder hundsköpfigen Affen, deren Vaterland Afrika und Ceylon ist.

Mandschu oder **Mandschuren**, eine asiatische Völkerschaft von mongolischer Abstammung in der M.rei u. in China. Seit dieselben sich im 17. Jahrhunderte zu Herren des chinesischen Reiches gemacht haben, vertauschten die meisten ihre ursprünglichen Wohnsitze mit dem neuen Vaterlande, u. kaum 10,000 Familien, die sich, halb wild, von Jagd, Viehzucht u. Fischerei ernähren, bewohnen noch das alte Stammland. Sie sind schlank, hochgewachsen, von edlem Angesicht, haben blaue kleine Augen, regelmäßige Nase, braunes oder schwarzes Haar, starken Bart. In ihrem Charakter treten Gewandtheit, Stolz, Kriegsmuth, Redlichkeit, milde Gesinnung hervor. Ihre Kleidung ist im Allgemeinen ein langer, eng anschließender Rock. Die nomadischen M. bewohnen Jurten oder Häuser von Lehm und Holz. Ihre Sprache ist der mongolischen nahe verwandt, eben so ihre Schrift. Ihre Religion ist alter Naturdienst, der Himmel, Erde, das Vaterland u. die Helden anbetet. Aus dem Buddhaismus sind viele Gebräuche in denselben übergegangen. Das Land der M., die M.rei, bildet den östlichen Theil von Asien, mit einem Flächenraume von wenigstens 35,000 □ Meilen. Es wird begränzt von dem japanischen Meere, der Halbinsel Korea, von China, der Mongolei u. Sibirien. Es zerfällt in die drei Statthalterschaften Mukden, Kirin u. Tschitschikor. Das Hauptgebirge im Süden ist der Tschong-Peschan, welcher von der östlichen Küste nach Süden zu steil u. senkrecht sich hinzieht. Parallel mit ihm läuft im Norden als Gränzgebirge das Apfelgebirge, eine nackte, mit Granittrümmern bedeckte Bergfläche. Der Westrand erhebt sich noch höher, als der östliche. Hauptfluß ist der Amur, der von Westen in das Land geht u. nordöstlich mündet. Im Norden ist das Klima rau und die Thäler sind fruchtbar u. mild. Nach Westen zu erscheinen undurchdringliche Waldungen, Sümpfe, eisige Höhen, aber auch treffliche, reichgetränkte Weiden. Die Waldungen sind von Elennthieren, gefleckten Bären, Rennthieren, Wölfen bevölkert. Nach Osten hin ist schwammiger Torfgrund vorherrschend. Das Innere des Landes ist voll von Bergen u. Thälern, kalt u. unfruchtbar; schon im September frieren die Flüsse. Am schönsten wird der Südrand geschildert, wo die Luft mild, die Vegetation üppig u. reich seyn soll. Getreidebau u. Obstzucht ernährt die Bewohner nur in den tiefen Thälern des Süden u. Westen. Die Gesammtzahl der Einwohner übersteigt kaum 1 Million. Die meisten sind tungusische Stämme; außerdem durchschweifen das Land Mongolen, Jakuten u. s. w. Kurilen wohnen auf der Insel Tarakai, chinesische Handelsleute an den Mündungen des Amur. Jene zerstreut lebenden Stämme sind einer geregelten Verfassung nicht zu unterwerfen. Nur im Süden

u. Südwesten besteht eine Regierung in chinesischer Weise. Die M.rei ist abhängig von China u. wird vom Kaiser als eigener Staat regiert. Ein Vicekönig verwaltet jede Provinz. Die gesammte Anzahl der ehemaligen 65 Stämme ist in 8 Fahnen getheilt, von denen jede ihre eigenen Gerichte, Schulen u. Priester hat. Ueberhaupt ist die M.rei ein Militärstaat. Jedem Fremden, auch gewöhnlich den Chinesen, ist das Land verschlossen. Hauptstadt u. Sitz des Vicekönig u. der obersten Behörden ist Mukden, in der Provinz gleiches Namens, wegen seiner gesunden Lage gepriesen.

Manen, hießen in der Mythologie der Römer die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, welche einzeln von den Familien, denen sie angehörten, im Allgemeinen aber von dem ganzen Volke mit scheuer Furcht verehrt, sogar als Götter betrachtet wurden, indem man ihnen Opfer brachte u. Altäre in Form von Grabmälern weihte. In vielen Fällen hatten die M. Aehnlichkeit mit den Heroen der Griechen.

Manes, s. Manichäer.

Manessische Sammlung von deutschen Minnesängern, jetzt zu Paris Nr. 7266, Pergamenthandschrift in groß Folio, 426 Blätter stark, mit Gemälden zu 137 der darin enthaltenen 140 Dichter, mit Nachträgen von älterer u. jüngerer Hand, ist die Hauptsammlung der mittelhochdeutschen lyrischen Gedichte. Die Reimzeilen sind nicht abgesetzt, nur die Strophen, u. deren zu einem Liede gehörige Anfangsbuchstaben gleichfarbig roth oder blau gemalt, mit beiden Farben durchgängig wechselnd. Zusammengebracht ist diese unschätzbare Sammlung durch den Edeln Rüdiger (1280—1325) u. seinen Sohn (1290—1328), vom reichen und mächtigen Geschlechte der Manessen in Zürich. Sie haben, beide gleich unermüdlich, aus vielen Liederbüchern das Ganze zusammengestellt. Mit dem Aussterben der Manessen (1435) kam die Handschrift wahrscheinlich in Besitz der Herren von Sax, deren letzte Erbin wenigstens (1586) dieselbe besaß. Im Jahre 1607 kam die Handschrift nach Heidelberg u. 1623 nach Paris. Vergleiche weiter H. v. d. Hagen im Vorberichte zu seiner Ausgabe der Minnesänger u. besonders Theil IV. S. 895 f. ϰ.

Manetho, Oberpriester zu Heliopolis in Aegypten unter Ptolemäus Philadelphus, wahrscheinlich gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. zu Sebennis oder Diospolis geboren, verfaßte in griechischer Sprache eine Chronik von Aegypten in drei Büchern, wovon aber nur noch wenige Fragmente übrig sind. Dieselben sind für die Chronologie von Wichtigkeit u. sind enthalten in Scaliger's Opus de emendat. temp. Das dem M. beigelegte Gedicht von den Wirkungen der Gestirne (ἀποτελέσματα) ist höchst wahrscheinlich erst aus der zweiten Hälfte des 5. christlichen Jahrhunderts und wurde zuerst herausgegeben von Jakob Gronov, Leyden 1698, 4.; zuletzt von Rigler, Köln 1832; deutsch von Art, Wetzlar 1835.

Manfred, Fürst von Tarent und Reichsverweser von Italien, ein unebenbürtiger Sohn Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, ließ 1254 den Kaiser Konrad IV. vergiften, übernahm die Vormundschaft über den jungen Konradin (s. d.), u. setzte sich 1258 selbst die Krone von Neapel auf. Konradin sollte sein Nachfolger seyn. Aber, mit dem Königreiche Neapel noch nicht zufrieden, wollte er auch über ganz Italien herrschen. Er nahm, um diesen Plan auszuführen, Sarazenen in seinen Sold u. vermählte seine Tochter Constantia mit Peter, dem Erben der Krone von Aragon. Allein Papst Urban IV., ein Franzose, brachte 1261 Schaaren seiner Landsleute gegen M. in Bewegung, berief überdieß König Ludwigs IX. von Frankreich Bruder, Karl von Anjou (s. d.), u. belehnte ihn mit Neapel und Sicilien. M. verlor den 12. Februar 1266 in der Ebene von Benevent gegen seinen Gegner die Schlacht und sein Leben. Neapel wurde darauf von den Franzosen überströmt und ausgeplündert und sie theilten sich in die Güter der Anhänger M.s.

Mangan, ein Metall, welches in der Natur nicht gediegen, sondern vor-

züglich im oxidirten Zustande vorkommt. Unter seinen natürlichen Verbindungen ist besonders das M. superoxid oder der Braunstein dem Techniker wichtig. Der Braunstein krystallisirt in geraden rhombischen Säulen, hat ein blätteriges, strahliges Gefüge und eine stahlgraue Farbe und gibt, gerieben, ein schwarzgraues Pulver, welches beim Glühen viel Sauerstoff entwickelt u. zur Darstellung des Chlors u. zu anderen Zwecken benützt wird.

Mange oder **Manganum**, s. Balliste.

Manichäer, eine den Gnostikern (s. d.) nahe verwandte Sekte, deren Stifter ein gewisser Manes oder Mani war. Dieser, ursprünglich ein Sklave, soll nach griechischen Berichten durch die Wittwe eines gewissen Therebinthus, der sich auch Buddha nannte, in den Besitz der Bücher des sarazenischen Kaufmanns Scythianus gekommen seyn, welcher auf seinen vielen Reisen sich orientalische und griechische Philosophie angeeignet hatte. Aus dieser Quelle habe Manes in der Mitte des 3. Jahrhunderts sein System geschöpft. Damals war das persische Reich unter den Sassaniden von der Partherherrschaft befreit worden, und das neue Regentenhaus beschloß, seiner Herrschaft durch eine Regierungsverbesserung einen desto sichereren Bestand zu verleihen. Besonders bemühte er sich, den Glanz der Religion Zoroasters wieder herzustellen, da dieselbe unter den Arsaciden zum rohen Dualismus u. bloßer Aeußerlichkeit ohne geistige Erhebung herabgesunken war. Die Magusäer, Anhänger der letzteren Gestaltung, wurden vertrieben. An diese religiöse Bewegung scheint sich Manes angeschlossen zu haben; doch, einen eigenen Weg verfolgend, glaubte er, in dem ihm bekannt gewordenen gnostischen (Basilidischen) Christenthume, dem Buddhaismus und im Mithradienste eine Verwandtschaft mit der persischen Religion zu finden und ging daher mit dem kühnen Gedanken um, diese Volksreligionen zu einer Weltreligion zu erheben. Dieses Bemühen zog ihm bei den persischen Magiern und Königen, wie bei den Christen, welchen letzteren er sich als den verheißenen Paraklet darstellte, Haß, Verstoßung u. Verfolgung zu, bis er unter Baharam als Religionsverfälscher qualvoll hingerichtet wurde (um 277). — Die Grundlage seines Systemes bildet die Annahme von zwei ewigen Grundwesen, Licht u. Finsterniß, wobei der persische Dualismus, freilich wesentlich verschieden gestaltet, noch bestimmter, als bei einzelnen Gnostikern, hervortritt. Durch Zeugungen entfalten sie sich zu Reichen, die ihre eigenen Herrscher haben. Das gute Wesen (entsprechend dem persischen Ormuzd) erfüllt Alles mit Licht, gleich der Sonne im Planetensysteme; das Böse (persisch Arhiman) ist ganz materiell, finster u. bösartig. Beide Reiche beschränken sich von Ewigkeit u. führen gegen einander Kämpfe. Zur Abwehr der finsteren Mächte bildete der gute Gott aus seinem Wesen den Urmenschen, der, wie der Logos des Pilo, zugleich Weltseele u. Quelle alles Lebens ist (ψυχὴ ἁπάντων, μήτηρ τῆς ζωῆς). In dem Kampfe aber, den der Urmensch mit den fünf reineren Elementen: Licht, Feuer, Wind, Wasser, Erde, gegen die Finsterniß bestand, entrissen ihm die dämonischen Mächte einen Theil seines Lichtes. Ja, er wäre ihnen völlig unterlegen, hätte nicht der um Hülfe angerufene gute Gott eine neue Kraft emanirt, den lebendigen Geist (Ζῶν πνεῦμα, spiritus potens), der aus der Mischung des geraubten Lichtstromes mit der Materie die sichtbare Welt gestaltete, in welcher jedes nach dem verschiedenen Grade der Mischung eine höhere oder niederere Stufe einnimmt: die entrissenen edleren Theile des Urmenschen als Sonne u. Mond an den oberen Himmel versetzte, die von den Lichttheilen geraubten Leiber der Dämonen als Leuchtsterne an das Firmament stellte u. aus den, von der Materie am meisten gefesselten, Lichttheilen die Geschöpfe der irdischen Natur formte. So ist also in der ganzen Natur, bis zu den Gewächsen u. Steinen herab, der sie belebende Lichtstoff (Jesus patibilis) verbreitet. Der Mensch theilt dasselbe Loos mit den Geschöpfen u. besteht aus der Materie u. dem Geiste, welcher aus dem Lichtreiche stammt. Seine Entstehung wird so dargestellt: damit die zerstreuten Lichtkeime nicht von der Sonne geraubt würden, bat der Archon der Finsterniß

die übrigen Dämonen, ihm die entwendeten Lichttheile zu überlassen, um aus allen zusammen ein Gebilde nach der Form des Urmenschen zu schaffen u. durch ihn ihrer Herrschaft Dauer zu verleihen. So zeugte er mit seinem Weibe (Nebrod) den ersten Menschen Adam, der sowohl das Bild des Sonnengottes (Christi), als auch des Fürsten der Finsterniß (dem Leibe nach) in sich vereinigte. Damit er aber nicht, zu Folge seines Bewußtseyns der Abstammung aus dem oberen Lichtreiche, zu demselben aufstrebe, wurde ihm eine Genossin, die Eva, beigesellt, an die er sich, ohnehin schon den thierischen Trieben unterworfen, durch Wollust gefesselt fühlte u. mit der er Kinder zeugte. Dadurch wurden aber die Lichtkeime ihrer Natur immer mehr in die Materie verstrickt. Da die Welt aber blos aus der polemischen Tendenz des guten Gottes entstanden war: die Materie durch eine Vermischung mit dem Lichte zu überwinden, so mußten die gefesselten Lichtkeime wieder in ihre Heimath zurückgeführt werden, u. hiemit beginnt der zweite Hauptmoment des manichäischen Systemes: die Erlösung, welche eine physische u. eine sittliche ist. Um die in der Natur gefangen gehaltenen Lichttheile zu befreien, verwandelte Christus, der Sonnengott, die in der Sonne und dem Monde befindlichen edleren Kräfte in reizende Jungfrauen oder Jünglinge, u. indem er diese den männlichen oder weiblichen Dämonen vorhielt, entbrannten die letzteren in Wollust. Da diese Genien aber sogleich vor ihnen entrinnen, gerathen sie in die wildeste Bewegung: Schweiß trieft von ihnen und in ihrem Zorne blasen sie Dünste aus. Dabei schwingen sich aber die edelsten Lichtkeime zum Aether empor, u. die List des Sonnengottes ist erreicht. — Zur Befreiung u. Erlösung der Menschen aber erschien Christus (υἱὸς τοῦ ἀϊδίου φωτός, δεξιὰ τοῦ φωτός, υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου = Sohn des Urmenschen!) unter Tibers Regierung in Judäa in einem Scheinkörper; sein Leiden war auch nur scheinbar und wird darum in der Lehre von der, in der Materie gefesselten und darum leidenden, Lichtseele (Jesus patibilis) nur beiläufig erwähnt; sein Ziel und Zweck ist allein die Menschen zu belehren, wie nämlich die Seele durch Ueberwindung der Begierden immer mehr geläutert werde; denn die wahre Entsündigung könne erst durch die Trennung des Geistes vom Leibe beim Tode erfolgen, und in den höchsten Aether (ἀὴρ τέλειος) gelangen die meisten Seelen erst durch eine Reihe von Metempsychosen. Doch sei bereits von den Aposteln, noch mehr in der folgenden Zeit, seine Lehre mißverstanden u. jüdisch aufgefaßt worden; der zum richtigen Verständniß verheißene Paraklet sei nun in ihm erschienen und führe in alle Wahrheit ein. Die Schriften des Alten Testaments, ein Werk des Dämon, seien zu verwerfen; eben so die meisten des Neuen Testamentes, u. selbst die noch am meisten geachteten paulinischen Briefe enthielten ihm noch zu viel Jüdisches; seine eigene Lehre allein enthalte Wahrheit. Durch die Annahme einer göttlichen Trias näherten sich die M. scheinbar der christlichen Lehre, aber genau erwogen hat ihre Trinitätslehre nur eine naturphilosophische Gestaltung: Christus u. der heilige Geist sind nur Emanationen, die als Schutzwehr gegen das Böse außer dem Lichtreiche aufgestellt sind, u. später gestaltete besonders Faustus die Trinitätslehre sabellianisch durch die Behauptung; sie verehrten Gott in dreifacher Benennung: Vater im höchsten Lichte, Christus im sichtbaren Lichte (als Kraft in der Sonne, als Weisheit im Monde) u. den heiligen Geist in dem reineren Aether. — Durch die beschriebenen Veranstaltungen solle endlich die ganze Lichtmaterie von der Finsterniß befreit werden, worauf das Ende der Welt erfolge. Im Gefühle ihrer Ohnmacht gegen das Lichtreich, werden die Mächte der Finsterniß sich selbst gegenseitig bekämpfen. In Uebereinstimmung mit mehren Gnostikern unterschied Manes zwischen Eingeweihten und Vollkommenen (perfecti) und Katechumenen (auditores); die letzteren wurden erst durch mystische allegorische Religions- und naturphilosophische Vorträge durch lange Zeit vorbereitet. Auch bestand unter ihnen eine vollkommen gegliederte Hierarchie von 12 Magistern sammt einem Oberhaupte, 72 Bischöfen, den Presbytern und Diakonen der Auserwählten. Der exoteri-

sche Cultus war ganz geistiger Art und sollte einen Gegensatz zu dem der Katholiken (Halbchristen) bilden; am Sonntage wurde gefastet, der Todestag des Manes als ein großes Kirchenfest (βῆμα) gefeiert; der esoterische wurde ganz geheim gehalten u. nur in Folge strenger gerichtlicher Untersuchungen fand man bei der Partei der Kathariften, daß sie eine frevelhafte Eucharistie begingen. Die Moral der Vollkommenen bestand in Vermeidung jeglicher Schmähung, Enthaltung von allen Fleischspeisen und berauschenden Getränken, der Ehe oder wenigstens der Kindererzeugung, Schonung alles Thier- u. Pflanzenlebens; daher sie sogar keinen Halm brachen. Alles dieses begriff das Signaculum sinus, manuum et oris. Die Hörenden besorgten den Vollkommenen den Unterhalt, der meist aus Oliven und anderen Vegetabilien bestand; sie selbst waren zu jenen Entbehrungen nicht verpflichtet, konnten sogar Ackerbau und Gewerbe treiben. Für die, bei diesen Beschäftigungen begangenen, Sünden erhielten sie leicht Vergebung, wofern die Seele nur Scham und Reue empfand, denn das Böse sei ja nicht die That der Seele, sondern eines anderen Wesens. Ja, nach der Klage Ephraems des Syrers erließen die auserwählten M. die Sünde sogar ohne Reue u. Buße, wofern ihnen nur Nahrung dargereicht wurde. Durch das Schicksal des Sektenstifters geschreckt, hatten sich die Anhänger nach Indien, China, Kleinasien, Aegypten, Nordafrika und weiter im römischen Reiche verbreitet. Hier verhängte aber schon Diocletian gegen sie, als eine höchst gefährliche persische Sekte, (296) Feuertod, Enthauptung oder Exilirung. Die viel versprechenden Verheißungen der Lösung aller Geheimnisse u. Erhebung aus irdischen Banden konnten selbst große Geister, wie einen Augustinus, anlocken und für einige Zeit gewinnen, minder selbstständige Denker lange fesseln. — Eine Uebersicht zeigt, daß das ganze System höchstens einige Namen mit dem Christenthume gemein, und sonst große Verwandtschaft mit dem Mahomedanismus habe, und sich sogleich als eine Vermengung von Lehren des Zoroaster, Buddha und des Basilides darstelle. In seiner, von dem festesten Glauben beseelten, Polemik gegen die M. richtete sich der heilige Augustin zunächst gegen die Psychologie und fing mit dem Kampfe gegen die angenommenen beiden Seelen an, wovon die eine ihrer Natur nach böse seyn sollte. Den Secundus nöthigte er dadurch zu dem Geständnisse: die Seele sündige durch ihren Willen, indem sie in das Böse einwillige. In der Folge wurde diese Sekte, welche in mancher Beziehung die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zu erschüttern drohte, von den römischen Kaisern streng verpönt. Valentinian I. untersagte die manichäischen Zusammenkünfte. Theodosius I. verfolgte sie bis zur Entziehung aller bürgerlichen Rechte. Im Anfange des 5. Jahrhunderts bekämpfte der große Augustinus sie in Folge eigener Erfahrung rüstig; Valentinian III. gab noch strengere Gesetze gegen dieselbe und kirchlicher Seits Papst Leo der Große, so daß endlich die meisten M. zur katholischen Kirche übergingen. Doch erhielten sich einzelne Reste in großer Verborgenheit, die in veränderter Gestalt im Mittelalter im Abendlande wieder zum Vorschein kamen.

Manie nennt man in engerem Sinne die, mit gleich intensiver Störung der Denkthätigkeit und der Gefühlsthätigkeit verbundene Geistesverwirrtheit, die auch als Tobsucht bezeichnet wird; übrigens ist der Begriff der M. kein feststehender und wird von den verschiedenen Schriftstellern in verschiedener Bedeutung gebraucht, so daß unter M. im weiteren Sinne jede Geistesverwirrtheit verstanden werden kann. Die verschiedenen Formen der Geistesverwirrtheit erscheinen dann als verschiedene Stufen der M., deren höchste die M. im engeren Sinne, die Tobsucht, bildet. Abgesehen von diesen Stufen der M., unterscheidet man auch mehre Abarten derselben, nämlich die M. der Säufer, der Gebärenden, der Wöchnerinnen, die Erotomanie, Nymphomanie, Dämonomanie &c. — Im gewöhnlichen Sprachgebrauche bezeichnet man mit M. auch jede besondere Vorliebe für einen Gegenstand, die sich meistens in Ueberschätzung u. Nachahmung desselben kund gibt; so sagt man Anglomanie, Bibliomanie &c. E. Buchner.

Manier heißt eigentlich die, jedem Künstler eigenthümliche Weise in Behandlung der Gegenstände, mithin eine dem Subjekte angehörige Art der Auffassung und zufällige Eigenthümlichkeit der Ausführung. In so fern bezieht die M. sich weder auf das Wesentliche des Kunstwerks, noch auf das demselben nachfolgende Interesse, sondern nur auf den, durch die persönliche Individualität des Künstlers hinzugekommenen, unwesentlichen Theil der Darstellung. Allein diese Eigenthümlichkeit der Ausführung kann mit dem wahren Begriffe des Ideals in geraden Widerspruch gerathen, wenn der Künstler sich in seiner Subjektivität gehen läßt, statt sich in allgemeiner Weise an die Natur der Sache zu halten und so zu verfahren, wie es die beabsichtigte Darstellungsart nothwendig erfordert. Daraus entsteht, was M. im tadelnden Sinne oder auch Künstelei genannt wird, und in seelenlose Fabrikation ausartet. Auf der niedrigsten Stufe zeigt diese M. sich, wenn immer die nämlichen Mittel der Darstellung u. die nämliche Verbindungsart derselben gewählt werden, ohne Rücksicht auf die Hauptidee u. deren Wechsel, welche letztere, der alsdann eintretenden Einförmigkeit der Darstellungsweise wegen, in ihrer Wahrheit auch nicht aufgefaßt werden können. — Rücksichtlich einzelner Künste, so bezeichnet in der Malerei der Ausdruck M. sowohl die verschiedene Art den Pinsel zu führen, als das Charakteristische, woran von einem geübten Auge der Meister zu erkennen ist. — In der Musik heißt M. ebenfalls die dem Componisten eigenthümliche, von allgemein angenommenen Regeln abweichende Weise in der Veranschaulichung seiner Ideen durch Töne, worauf das oben Gesagte volle Anwendung findet. M.en aber sind Verzierungen des Spielers u. Sängers, Ausschmückungen der Melodie, entweder durch Zeichen über den Noten, oder zwischen denselben mit kleineren Noten angedeutet, oder dem Geschmacke des Spielenden und Singenden überlassen. Jene nennt man wesentliche Verzierungen (Vor-, Nach-, Doppelschlag, Schleifer, Schneller, Doppelvorschlag, Triller, Pralltriller, Mordant, Bebung und Battement (s. dd.); diese heißen willkürliche Verzierungen.

Manifest, 1) eine öffentliche Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit, zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Solche Manifeste werden namentlich vor dem Ausbruche eines Krieges erlassen, sind zum Theile die Kriegserklärungen selbst und enthalten die Gründe, welche einen Staat bestimmen, die Waffen gegen einen anderen zu ergreifen. — 2) M. oder Ladungs-M. heißt das specificirte Verzeichniß der in einem Schiffe verladenen Güter, welches der Schiffer theils zu seiner eigenen Uebersicht u. zur Berechnung der Fracht, theils wegen des Zolles am Abgangsorte anfertigt und für dessen Richtigkeit er der Zollbehörde verantwortlich ist.

Manila, s. Philippinen.

Manilius, 1) Cajus, römischer Volkstribun, bekannt durch seinen im Jahre 687 nach der Erbauung Roms (66 vor Chr.) gemachten Gesetzesvorschlag, daß man den Lukell aus dem mithridatischen Kriege, den er seit 680 geführt hatte, zurückberufen u. den Oberbefehl dem Pompejus geben sollte. Da Cicero in der Rede (pro lege Manilia), die wir noch haben, diesen Vorschlag unterstützte, so ging er durch. — 2) M. Marcus, ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter Augusts, von dessen Lebensumständen aber wenig bekannt ist. Sein auf uns gekommenes Gedicht, Astronomicon, betrifft vornehmlich den vermeinten Einfluß der Gestirne auf menschliche Schicksale und besteht aus fünf Büchern, deren fünftes unvollendet ist u. wahrscheinlich nicht das letzte war. Dieses Gedicht hat mehr Brauchbarkeit für die Geschichte der Sternkunde, als dichterischen Werth, welcher nur einzelnen Beschreibungen, besonders den Eingängen jedes Buches, eigen ist. Die Dunkelheit mancher Stellen ist durch die sehr fehlerhafte Beschaffenheit der Handschriften veranlaßt. — Ausgaben: von Bentley, London 1739 u. mit den Anmerkungen Scaliger's, Boekler's u. anderer Gelehrten von Stöber, Straßburg 1767; von Burton, London 1783; Pingré, Paris 1786, 2 Bde. Vergl. Jacob: De M. poeta, Lübeck 1830—36.

Manipel (Manipulus) war eigentlich ein Bündel Heu oder Stroh, welcher in den ältesten Zeiten Roms, in Form eines Kranzes um eine Stange gewunden, den Soldaten als Feldzeichen vorgetragen wurde. Aus diesem Grunde hießen auch die zu einem solchen Zeichen gehörigen Soldaten ein M. u. daher der Ausdruck Manipularen für diese Anzahl von Soldaten zu Fuß, welche in einer Legion eine der taktischen Unterabtheilungen bildete. Nach der Eintheilung der römischen Legion, wie sie zu den Zeiten des zweiten u. dritten punischen Krieges üblich war, bestand eine Cohorte aus 3, die Legion sohin aus 30 M.n u. es wurde um diese Zeit die früher übliche Zahl von 45 M.n auf 30 reducirt, deren Stärke dagegen vermehrt, so, daß jedes der drei Treffen: der Hastaten, Principes u. Triarier, aus 10 M.n, jeder M. aber aus zwei Centurien bestand.

Manipel (Manipulus, mappula, sudarium). Dieses priesterliche Kleidungsstück in der katholischen Kirche war ursprünglich ein leinenes Schweißtuch, das dem Geistlichen bei seinen kirchlichen Funktionen am linken Arme herabhing u. womit er sich den Schweiß vom Angesichte abtrocknete. Zur Zeit Gregor's I. trugen nur die römischen Geistlichen den M. am linken Arme u. sahen dieß als ein ausschließliches Recht für sich an. Im 11. Jahrhunderte wurde der M. als ein Theil des kirchlichen Ornats eingeführt u. ist seitdem von dem nämlichen Stoffe und Farbe, wie das Meßgewand. Paschal II. gestattete 1117 nur den Subdiakonen, den M. zu tragen, später aber wurde derselbe allen Priestern u. Diakonen bewilligt. Vor Zeiten legte man auch den M. nicht mit den übrigen Kirchenkleidern in der Sakristei, sondern erst am Altare nach dem Confiteor an, weil der Priester das Meßgewand, welches eine andere Form hatte und viel länger war, als jetzt, um seine Verrichtungen beim Altar anzufangen, erst aufschürzte, und dann die M. nahm. Nachdem aber die Form des Meßgewandes abgeändert worden, so wurde auch die Gewohnheit eingeführt, den M. schon in der Sakristei anzulegen. Nur bei den Bischöfen und infulirten Prälaten wird noch der alte Gebrauch beibehalten, und denselben der M. erst nach dem Confiteor von dem Ceremoniar angelegt. Der Geistliche soll sich bei der Anlegung des M. an das Schweißtuch Christi erinnern, daher über seine Sünden wahre Reue in seinem Herzen erwecken, und sich überhaupt von jeder bösen Neigung reinigen. Eine andere mystische Bedingung ist: es soll durch den M. dem Geistlichen angezeigt werden, daß er im Weinberge des Herrn mit aller Aufopferung seiner selbst arbeiten, daher Schweiß und Lasten nicht scheuen solle. Deßwegen hat auch die Kirche folgendes Gebet vorgeschrieben, welches während der Anlegung des M. verrichtet werden soll: „Merear, Domine, portare manipulum fletus et doloris, ut cum exultatione recipiam mercedem laboris."

Manipulation nennt man in der Chirurgie den kunstgerechten Gebrauch der Hände und Finger, um Zug, Druck oder ein Streichen zu bewirken. — M. findet statt bei den Frictionen, beim Magnetisiren, beim Reponiren gebrochener oder verrenkter Knochen oder vorgefallener Theile, vorzugsweise aber beim sogenannten Kneten (Malaratio), welches in einem anfänglich gelinden, allmälig verstärkten, Drucke mit den Spitzen der Finger auf gewisse Theile des Körpers besteht, und fast in allen Welttheilen als Volksmittel gegen mancherlei Uebel im Gebrauche ist, in der Türkei aber nach jedem Bade angewendet wird. **E. Buchner.**

Manlius, Name mehrer berühmter Römer. 1) M. Capitolinus, Consul im Jahre 374 v. Chr., rettete das Capitol, das die Gallier schon erstiegen, indem er auf das Geschrei der Gänse sogleich auf die Mauer sprang, zwei Gallier hinabstürzte und so die übrigen zurückschreckte. Später ergriff er die Partei des Volkes gegen die Patrizier, entging einer Verhaftung durch Hülfe des Volkes, wurde aber dann des Hochverraths angeklagt u., vom Volke verlassen, vom tarpejischen Felsen gestürzt (383). 2) Titus M., Torquatus, Sohn des Dictators M. Imperiosus, eilte als Jüngling vom Lande zum Tribun Marcus Pomponius, der seinen Vater der Ungerechtigkeit gegen ihn anklagen wollte u. zwang

ihn, den Dolch auf der Brust, zum Schwur, die Anklage fallen zu lassen. Das Volk ernannte ihn im nächsten Jahre zum Kriegstribun. Im Kriege gegen die Gallier stritt er im Zweikampfe mit einem riesigen Feinde, tödtete ihn u. nahm ihm das Halsband (daher Torquatus) ab. Er ward Dictator, später Consul u. ließ seinen eigenen Sohn tödten, weil er außer den Reihen, obgleich siegreich, gekämpft hatte. Seine Strenge ward sprichwörtlich.

Mann, s. Geschlecht.

Manna. Man versteht zwar unter diesem Namen den zuckerartigen, trockenen Saft mehrer Pflanzen, belegt im Handel jedoch nur den aus Italien und Sicilien kommenden Saft der M.-Esche (fraxinus Ornus L.) damit. Der freiwillig ausgeschwitzte Saft gibt die vorzüglichste M., welche aber selten in den Handel kommt; die im Handel befindlichen M.sorten sind der durch Einschnitte in die Rinde gewonnene Saft. — M. hieß auch die Speise, mit welcher die Israeliten von Gott 40 Jahre lange in der Wüste ernährt wurden. Das M. glich einem Reife, welcher an der Sonne zerschmolz, und war wie Coriander-Samen, aber weißlich wie Bdellion (Baumharz), vom Geschmacke wie Brod mit Honig (Exod. 16, 14. 21, 31. Num. 11, 7); „das Volk sammelte solches, zerbrach es in Mühlen oder stieß es in Mörsern, kochte es in Töpfen u. machte Kuchen daraus, die wie Oelkuchen schmeckten.“ (Num. 11, 7). Durch das Kochen u. Zubereiten mit Mehl ging ein Theil der Süßigkeit verloren. Mit dieser Erzählung stimmen die Kennzeichen des natürlichen M. theilweise überein; dennoch darf man dieses nicht mit dem wunderbaren M. verwechseln, welches den Israeliten in der Wüste zur Nahrung diente; denn dieses fiel während eines Zeitraumes von 40 Jahren beständig aller Orten des Nachts mit dem Thaue (Exod. 16, 35. Num. 11, 6. 9. Deutr. 8, 3. 16), während das gewöhnliche nur in der Regenzeit, im Juni u. Juli, hervorträufelt u. sich weder zermalmen, noch zerreiben läßt, auch der nährenden Kraft des wunderbaren M.s entbehrt.

Mannbarkeit, Pubertät, bezeichnet die zur Entwickelung gekommene Geschlechtsreife; die Jahre, welche diesen Cyklus eröffnen und beschließen, gehen in unserem Klima beim männlichen Geschlechte vom 16—23, beim weiblichen vom 14—20 Lebensjahre, und werden deßhalb gemeinhin Pubertätsjahre genannt. Die Entwickelungsvorgänge der Zeugungskraft treten beim Jünglinge weniger deutlich hervor, als bei der Jungfrau, weil die Lebensrichtung des Mannes eine sehr mannigfaltige ist u. die Geschlechtssphäre desselben von seiner Individualität überwogen wird, während umgekehrt Zeugung die Hauptlebensrichtung des Weibes ist. Mit dem Eintritte der M. tritt die innere u. äußere Entwickelung der Geschlechtsorgane hervor und ebenmäßig hiermit schreitet auch die allgemeine Körperentwickelung voran u. nimmt dabei in ihren Einzelheiten und besonderen Richtungen die Grundzüge der Geschlechtlichkeit mehr, denn früher, an. Beim männlichen Geschlechte tritt die Entwickelung der Brust und ihrer Eingeweide, sowie des Zellgewebes mehr hervor: hier der Ausdruck der Zartheit und Fülle, dort jener der Derbheit und Kraft. Die äußeren Merkmale eingetretener M. beurkunden sich beim männlichen Geschlechte zunächst an dem Emporsprossen der Barthaare, an der Veränderung der Stimme ꝛc. Die Entwickelung des Busens, der Eintritt der weiblichen Regeln ꝛc. sind die hervorstechendsten Anzeigen der eingetretenen weiblichen Geschlechtsreife. Wie auf die somatische Stimmung, so auch auf die geistige, ist die Geschlechtsentwickelung von mächtigem Einflusse. Verstand, Geist, Begehrungsvermögen, Sinnlichkeit u. Triebe erlangen eine gänzliche Umwandelung, die beim männlichen Geschlechte noch deutlicher hervortritt, als beim weiblichen. *μ.*

Mannert, Konrad, Hofrath u. Professor der Geschichte u. Statistik an der Universität München, 17. April 1756 zu Altdorf bei Nürnberg geboren, wo sein Vater Landarzt war, kam nach dem frühen Tode desselben als Lehrling in einen Kramladen, wurde aber wegen seiner Ungeschicklichkeit bald wieder als unbrauchbar entlassen. Dagegen zeigte er besondere Lieblingsneigung zu Landkar-

ten und Büchern; ein im Hause wohnender Professor nahm sich seiner Lernbegierde an und ermittelte ihm einen sogenannten Armenplatz auf dem Nürnberger Gymnasium. Obwohl bereits 17 Jahre alt, suchte M. durch unermüdlichen Fleiß einen rascheren Studienkurs zu ermöglichen, indeß er seinen Unterhalt als Famulus, Heizer u. Singknabe noch nebenbei sich verdienen mußte. Auf der Universität nahm er eine Hofmeisterstelle an u. erwarb sich 22. Juni 1784 in Altdorf die philosophische Doktorwürde. In demselben Jahre noch erhielt er einen Ruf als Lehrer an die St. Sebald-Schule in Nürnberg u. ward bald darauf auch Bibliothekar am Aegydien-Gymnasium. Hier erschienen die ersten Bände seiner „Geographie der Griechen u. Römer" u. seine mit Genauigkeit gezeichneten Landkarten, u. zogen die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf seine vielversprechenden Leistungen. Seine Aufsätze u. Rezensionen in der Jenaer literarischen Zeitung zeugten ferner von seinen gründlichen Kenntnissen in der Geographie u. Statistik. 1797 wurde er als ordentlicher Professor der Geschichte und abendländischen Sprachen an die Universität Altdorf berufen u. 1805 folgte er als Hofrath einer größeren Wirksamkeit nach Würzburg. Nach 3 Jahren nahm er einen Ruf nach Landshut an, u. bei Verlegung der Universität nach München, 1826, folgte er auch dorthin, konnte aber nur 2 Jahre lange hier noch öffentliche Vorlesungen halten, da Körperschwäche u. herannahendes Alter 1828 ihm Ruhe zur Pflicht machten. Am 28. Februar 1834 ward ihm das seltene Glück zu Theil, sein 50jähriges Amts- u. Ehejubiläum feiern zu können, wo ihm die Universität durch Erneuerung des Doktordiploms, die königliche Akademie der Wissenschaften u. angesehene Gönner durch Deputationen und Glückwünsche, die Studirenden durch Fackelzug, sein König durch Ertheilung des Ludwigs-Ordens die ehrenvollste Anerkennung seiner Verdienste an den Tag legten. Jedoch überlebte er diesen feierlichen Tag nur noch einige Monate, indem er an Entkräftung am 27. September 1834 sein Leben endete. Sein Vortrag war frei, durch Klarheit, lebendige Darstellung, geistreiche Behandelung des Stoffes, durch freimüthiges Urtheil lehrreich und anziehend. Seine schriftstellerischen Erzeugnisse waren zahlreich u. mannigfaltig: Specimen historic. inaugurale de Vandalis, iis praecipue, qui sub rege Genserico in Africa regnum sibi parabant, Altd. 1783. Geschichte der Vandalen, 1785; Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, aus den Quellen geschöpft 1787; Anventures de Joseph Pignata, neu bearbeitet 1787; Französisches Lesebuch 1787; Res Trajani Imp. ad Danubium gestae a Soc. Reg. Gotting. cum praemio ornat. add. diss. de Tabulae Peutingerianae aetate c. fig. et tab. et mapp. geogr., 1793. Miscellaneen, meist diplomatischen Inhalts, 1795 (ein noch jetzt geschätztes Werkchen für Anfänger in der Handschriftenkunde). Freiheit der Deutschen, adelige Knechtschaft u. Untersuchung über die Verfassung der mit ihrem Vaterlande im Zusammenhange gebliebenen deutschen Völker, 1799; Compendium der deutschen Reichsgeschichte, 1803 (3. Aufl. 1819); Jägers historisch-geographisch-statistisches Zeitungslexikon, neu bearbeitet, 3 Bde., 1803—11; Compendium der Statistik, 1805; Statistik des deutschen Reiches, 1806; Die älteste Geschichte Bojariens aus den Quellen 1807; Kaiser Ludwig IV. der Bayer, eine gekrönte Preisschrift von der Akademie der Wissenschaften, Landshut 1812; Handbuch der alten Geschichte 1818; die Geschichte Bayerns aus den Quellen und anderen Hülfsmitteln bearbeitet, 1826; Geschichte der Deutschen, 2 Bde., 1828—30; Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken, 1829. Die alte Erdkunde, die er zuerst in Verbindung mit Ukert, dann allein bearbeitete, verdankt seiner genauen und tiefforschenden Gründlichkeit in vielen Punkten dankenswerthe Aufhellung durch: Geographie der Griechen u. Römer, 10 Bände., Leipzig 1788 — 1825. Von der Tabula Peutingeriana veranstaltete M. eine neue Ausgabe, München 1824, deßgleichen von Ritsch's „Kurzer Entwurf der alten Geographie" u. von Zehner, „Sententiae insign. in schol. usum collect.," Nürnberg 1789. Cm.

Mannheim, Hauptstadt des Unterrheinkreises im Großherzogthume Baden

u. zweite Residenz des Großherzogs, ehemalige Hauptstadt der Kurpfalz, in dem Winkel, welchen der hier in den Rhein mündende Neckar mit diesem bildet, mit einer Schiffbrücke über den erstern u. einer Kettenbrücke über den letztern, in einer weiten reizenden Ebene, war früher befestigt u. ist seit 1840 Freihafen. Die Stadt ist ganz regelmäßig in Quadraten angelegt, hat meist lange u. lauter schnurgerade Strassen, schöne geräumige Plätze u. eine Menge ansehnlicher öffentlicher u. Privatgebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt 25,000, worunter fast die Hälfte Katholiken u. 500 Juden. Sehenswerth sind: das Schloß, 1700 Fuß in der Fronte lang, eines der größten in Deutschland, von Karl Philipp 1720 gegründet, enthält die Gemälde-Galerie mit Werken von Teniers, Wouwermanns, Berghem, Lukas Cranach ꝛc.; die Jesuitenkirche, von Al. von Bibiena, 1733; die katholische Kirche mit dem Rathhause von 1700; der große Paradeplatz mit einer Pyramide von Erzguß von Crepello, daran die allegorischen Figuren der Elemente, der Regententugenden u. s. w.; der Marktplatz mit einer allegorischen Brunnengruppe von Van den Branden; das Kupferstichkabinet mit 18,000 Blättern; das Antiken-Abgüsse-Cabinet; das Antiquarium mit vornehmlich römischen Alterthümern aus der Gegend u. mehren etruskischen Graburnen ꝛc.; das Naturalienkabinet u. der Kunstverein; das Theater, 1776 von Lorenz Quaglio; die Sternwarte von 1772 mit weiter Aussicht u. vorzüglichen Instrumenten; das neue Hafengebäude von Hübsch 1834; das Zeughaus von 1778; der Eisenbahnhof von Eisenlohr, 1840; der lutherische Begräbnißplatz mit den Grabhügeln von Sand u. von Kotzebue; der neue christliche u. israelitische Friedhof. — M. ist Sitz der Regierung des Unterrheinkreises, des Oberhofgerichtes für das ganze Großherzogthum u. des Hofgerichtes für den genannten Kreis. Auch residirt hier die verwittwete Großherzogin Stephanie. Man findet hier ein Lyceum, mehre treffliche Bürgerschulen, eine Gewerbschule, zwei Hospitäler und viele Institute; Verein für Naturkunde; Musikverein; Deklamationsverein; Kunstverein. M. hat, wenn auch nicht im großartigen Maßstabe, mehre Fabriken in Krapp, Tabak, Karten, Gold- u. Silberwaaren, Branntwein (M.er Wasser), Zucker und Dampfmehl; dabei einen fleißigen u. geschickten Gewerbstand, von dessen vielfältigen Leistungen man sich bei einem Gange durch die Industriehalle überzeugen kann. In der Umgegend besteht starker Garten- u. Hopfenbau. Als Handelsplatz aber ist M., nächst Köln, der wichtigste am ganzen Rheine. Fast alle Waaren, welche die Richtung von Holland, Belgien u. dem ganzen Unterrheine nach Baden, Württemberg, einem Theile von Bayern, der Schweiz, Tyrol, ja theilweise nach der Donau, von Ulm abwärts u. ebenso zurück, nehmen, werden in M. umgeladen u. durch die dortigen Spediteure befördert. Der dortige Handelsstand hat besonders in der letzten Zeit Alles zur Benützung dieser günstigen Lage der Stadt aufgeboten u. ist hierbei von der Regierung auf alle Weise unterstützt worden. Die Statuten der M.er Handelskammer wurden im Jahre 1843 organisirt. Außerdem ist die Verbindung der Stadt mit Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt ꝛc. durch die badische, Main- Neckar- u. pfälzische Eisenbahnen für den Verkehr wichtig. — M.s Name kommt zuerst in einer Urkunde des Klosters Lorsch vom Jahre 765 vor. Die jetzige Stadt nebst der Burg gründete der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz 1606 u. sie wurde zunächst eine Zuflucht verfolgter Protestanten. 1622 von Tilly belagert u. zerstört, wurde M. 1652 von Karl Ludwig, dem Sohne des Winterkönigs Friedrich V., wieder aufgebaut. 1688 im spanischen Erbfolgekriege von den Franzosen genommen, wurde es 1689 dem Erdboden gleich gemacht. 1698 erbaute es Kurfürst Johann Wilhelm von Neuem mit Hilfe des Architekten Cöhorn. 1720 verlegte Karl Philipp die Residenz von Heidelberg nach M. u. begann viele große Neubauten; ihren höchsten Glanzpunkt aber erreichte die Stadt unter seinem Sohne Karl Theodor, dem indeß 1777 Bayern als Erbe zufiel, wodurch M. aufhörte, Residenz zu seyn. 1795 von den Franzosen besetzt, von den Oesterreichern belagert u. bombardirt, kam M. tief

herunter, 1802 um seine Festungswerke und 1803 durch Reichsdeputationsbeschluß von Bayern an Baden.

Mannszucht, s. Disciplin u. Subordination.

Mannus ist nach der deutschen Mythologie des erdgeborenen Tuisco (Trisco) Sohn, der erste Held, aller Menschen Vater. Wie von Tuisco u. M. alle Deutschen, so stammen von des M. drei (oder nach abweichender Auffassung fünf) Söhnen die drei, fünf oder sieben Hauptäste des Volkes. Selbst bis in das späteren Mittelalter scheinen noch Ueberlieferungen von diesem Stammvater des gesammten deutschen Volkes gedrungen zu seyn. Frauenlob (s. d.) sagt: „Mennor der erste war genannt, dem diutische rede got tet bekant." x.

Manoeuvre heißt in der Taktik eine, aus mehren einzelnen, zu einem Ganzen verbundenen, Bewegungen bestehende, militärische Evolution, deren wesentliche Bedingungen Ordnung, Einfachheit u. Geschwindigkeit sind. Die M.s zerfallen ihrer Natur nach in M.s beim Angriffe und beim Rückzuge. Zu dem ersteren gehören: die Formirung einer aufgelösten Truppenlinie vor der Fronte zum Tirailliren, die Bildung der Angriffslinien oder Angriffscolonnen unter dem Schutze der Tirailleure, die Formation der Stellungen, in welchen man den Feind anzugreifen beabsichtigt, die Bildung eigener Abtheilungen zur Umgehung des Feindes, zum Durchbrechen 2c. Zu den letzteren gehören: die Auflösung von Truppen in die zerstreute Ordnung, zur Sicherung des Rückzuges, die Veränderung der Fronte u. Flügel, das Durchziehen der einzelnen Treffen durch einander, die Bildung der verschiedenen Vierecke als Vertheidigungsstellungen u. der in den verschiedenen Armeen üblichen Massen. Unter M.s, wie sie die neueste Zeit zu Uebungen geschaffen, versteht man die vereinten Uebungen der verschiedenen Waffengattungen im steten Hinblicke auf das Terrain und den Feind, und der Zweck solcher Uebungen im Großen, mit zusammengesetzten Streitkräften, wobei ein Feind nicht bloß supponirt oder angedeutet werden, sondern wirklich auftreten soll, ist, die Fähigkeiten der Führer und Truppen in der richtigen Anwendung des Terrains, in der verständigen Auffassung der Waffenverhältnisse zu prüfen und zu unterhalten. Einem jeden solchen M., welches auf beschwerlichem und wechselndem Terrain statt finden und deßhalb zur Schule dienen soll, muß eine allgemeine Idee, als Plan des Ganzen, zum Grunde liegen. Probeübungen sind dem vorgesetzten Zwecke entgegen, dürften daher als Vorbereitung nicht statt finden. Nutzen u. Belehrung sind nur dann zu erwarten, wenn die Truppen in Lager versetzt werden, welche, wie im Kriege, plötzlich u. überraschend eintreten. Solche Kriegsübungen, als eine friedliche Schule für den Krieg, sind das einzige Mittel, die Führer u. die Truppen in Uebung u. Verwendbarkeit zu erhalten, weßhalb sie in mehren Armeen u. Armeecorps des deutschen Bundesheeres, ohne Rücksicht auf die dadurch erwachsenden Kosten, nicht selten statt finden. Diesen Kriegsübungen muß aber Alles fremd bleiben, was nur von ferne Prunk-M.n, gewöhnlichen Waffenübungen u. verwickelten Aufmärschen oder unförmlichen Colonienbildungen gleicht. — Im Seewesen bedeutet M. a) die verschiedenen Bewegungen, welche ein einzelnes Schiff sowohl, als alle Schiffe einer Flotte machen, entweder um dem Feinde entgegen zu gehen; ihm, was so wesentlich ist, den Wind abzugewinnen, seine Schlachtordnung zu umgehen, zu durchbrechen, oder die fliehenden Schiffe zu verfolgen, oder sich selbst der Verfolgung zu entziehen. b) Alle Taue eines Schiffes, welche theils dessen Bewegung, theils die Befestigung der Masten oder Stangen zum Zwecke haben.

Manometer, Dasymeter oder Luftdichtigkeitsmesser heißt jeder Apparat, der dazu bestimmt ist, den Wechsel der Dichtigkeit u. Dünnheit der atmosphärischen Luft zu bestimmen. Der M. ist von Otto von Guericke (s. d.) erfunden, in neuerer Zeit durch Fouchy u. Gerstner verbessert worden; er besteht in einer sehr feinen Waage, die an dem einen Balken gewöhnlich ein Stück Platin, an dem andern eine, aus dünnem Glase angefertigte, möglichst große Hohlkugel hat. Diese Waage muß nun in einer Luft von genau bestimmter

Dichtigkeit im Gleichgewichte seyn. Dann wird in dichterer Luft die Glaskugel mehr, als das Platin, von ihrem absoluten Gewichte verlieren, in dünnerer Luft aber sich der Gewichtsverlust der Kugel in stärkerem Verhältnisse, als jener des Platins, vermindern. Mithin muß man im ersteren Falle dem Platin zulegen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Es betrage die Glaskugel 1 Cubikfuß, das Platin 1 C.-Z., die Waage stehe in gewöhnlicher atmosphärischer Luft im Gleichgewichte, wo die Kugel 518 Gran u. das Platin 0,3 von ihrem specifischen Gewichte verliert, u. der M. werde alsdann in Luft gebracht, die halb so schwer ist, als atmosphärische, so verliert die Glaskugel 259 Gran u. das Platin 0,15 am Gewichte. Alsdann wird die Kugel 258,85 Gran mehr an Gewicht anzeigen. Folglich muß dieses Mehrgewicht dem Platin, wegen Wiederherstellung des Gleichgewichtes, zugelegt werden.

Mansfeld, der Name einer, an den östlichen Ausläufern des Harzes gelegenen, jetzt zum Regierungsbezirke Merseburg der preußischen Provinz Sachsen gehörenden, 20 □ Meilen mit 60,000 Einwohnern zählenden, früher reichsunmittelbaren Grafschaft, die von der Wipper u. Helme durchströmt wird und in deren Bezirk sich die bekannten beiden Eislebener Seen, der süße und der salzige See, befinden. Die Bewohner sind sehr gewerbfleißig, treiben Berg- u. Hüttenbau u. liefern verschiedene Manufakturen. — M. am Thalbache, mit 1800 Einwohnern, die sich von Berg-, Hüttenbau u. der Arbeit in den benachbarten Steinbrüchen nähren, mit den Ruinen des, im 30jährigen Kriege zerstörten, Residenzschlosses der Grafen von M., von dem nur noch die Kapelle erhalten ist. Eisleben u. Sangerhausen sind die bedeutendsten Städte der Grafschaft. Diese war von 1570—1715, theilweise bis 1780, wegen zu großer Schulden ihrer Besitzer, der Grafen von M., als kursächsisches, magdeburger u. halberstädter Lehen unter der Sequestration der Lehensherrn, bis sie im letztgenannten Jahre, nach dem Erlöschen des M.ischen Mannsstammes, an Preußen u. Sachsen heimfiel. Bei der Gründung des Königreichs Westphalen wurde 1807 der preußische, 1808 auch der größte Theil des sächsischen Antheils an dieses abgetreten, bis 1813 Preußen sich wieder in den Besitz seines Theils setzte, zu welchem es 1815 durch die Wiener Conferenzbeschlüsse auch den sächsischen Antheil erhielt. Ow.

Mansfeld, Grafen von, eines der ältesten Grafengeschlechter Deutschlands, das durch Burkhardt von Querfurt, den Burggrafen von Magdeburg, der sich im 13. Jahrhunderte mit der Erbtochter des letzten Grafen von M. vermählte, wieder neue Blüthe gewann, bis es, nachdem es sich in viele Zweige gespalten hatte, 1710 in der Eislebenschen, protestantischen Linie, u. 1780 in der bornstädtischen katholischen Linie, die 1600 die Reichsfürstenwürde erlangt hatte, gänzlich erlosch und der Name, so wie die Allodialgüter, an das fürstliche Haus Colloredo (s. Colloredo-Mansfeld), in welches sich die letzte Erbtochter verheirathet hatte, übergingen. — Unter den Mitgliedern dieses Hauses zeichnete sich schon Graf Hoyer 1115 in dem Treffen beim Welfesholze aus; Vollrath, der 1578 starb, rettete im Treffen von Montcontur durch glückliches Eingreifen den größten Theil der deutschen Reiterei; Peter Ernst war spanischer Statthalter von Brüssel und Luxemburg u. hinterließ bei seinem 1604 erfolgten Tode einen, 1585 mit einer niederländischen Dame erzeugten Sohn Ernst, der von seinem Taufpathen, dem Erzherzoge Ernst von Oesterreich, in der katholischen Religion erzogen, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Karl dem habsburgischen Hause in den Niederlanden die wichtigsten Dienste leistete, weßhalb ihn auch Kaiser Rudolph II. legitimirte. Als man ihm aber, trotz des gegebenen Versprechens, die Güter seines Vaters vorenthielt, wurde er seiner Religion u. der österreichischen Sache untreu, trat zur reformirten Religion über u. blieb bis an sein Ende der erbitterte Gegner des habsburgischen Hauses. Mit geringen Mitteln wußte er sich durch seine List u. sein Feldherrntalent stets furchtbar zu machen. Er führte den gegen Oesterreich empörten Böhmen und ihrem Winterkönige, dem Pfalzgrafen Friedrich, 4000 Mann Hülfstruppen zu (1618) u. eroberte mit diesen Pilsen, eine der wenigen, dem Kaiser treu gebliebenen Städte. Nach der Schlacht

am weißen Berge aus Böhmen vertrieben, pflanzte er seine Fahne in der Oberpfalz auf, verstärkte sich durch den Zulauf vieler Mißvergnügter, entwischte dem Feldherrn der Ligue, dem großen Tzerklas, Grafen von Tilly, der ihn durch Uebermacht zu erdrücken suchte, listig u. erschien plötzlich mit 20,000 Mann in der untern Pfalz u. im Elsaß, durch dessen Plünderung, hauptsächlich der Klöster und der Besitzungen katholischer Fürsten, er seine raublustigen Streiter befriedigte. Tilly schlug ihn 29. April 1622 bei Wiesloch. 1525 warb er mit französischen u. englischen Hülfsgeldern ein Heer, mit dem er in die österreichischen Erbstaaten dringen wollte; 1626 kämpfte er in Gemeinschaft mit dem Könige von Dänemark gegen Oesterreich u. die Ligue, wurde aber von Wallenstein bei der Elbebrücke zu Dessau 6. Mai 1626 geschlagen. Nichts destoweniger schlug er sich durch Schlesien u. Ungarn zu Bethlen Gabor, dem Großfürsten von Siebenbürgen, durch, mit dem er vereint gegen Oesterreich kämpfen wollte. Als dieser aber vorzog, mit jener Macht Frieden zu schließen, entließ M. seine Truppen u. wollte sich über Venedig nach England begeben; ehe er aber noch erstere Stadt erreichen konnte, starb er, zum Heile für die katholische Sache, deren größten Feinde einer er war, in einem Dorfe unweit Zara in Dalmatien, 30. November 1626. Während seines ganzen Lebens Soldat, wollte M. es auch noch im Tode seyn; deßhalb ließ er sich, als er sein Ende herannahen fühlte, nochmals sorgfältig in die Rüstung kleiden u. starb stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. — Es läßt sich nicht läugnen, daß M. zu den ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit gehörte, der, mit großem Verstande u. außerordentlicher Kühnheit begabt, stets mit den geringsten Mitteln ein Heer schaffen, es erhalten u. auch nach einer Niederlage sich stets wieder neue Hülfsquellen zu verschaffen, sich stets furchtbar zu erhalten wußte. Er brachte zuerst die Kriegsmanier in Uebung, die den Krieg durch den Krieg bezahlen läßt u. wobei schonungslos, mit der unbändigsten Verschwendung, sowohl von Freund, als Feind, das Mark des Landes ausgepreßt wird. Deßhalb wurde er auch der deutsche Attila genannt. — Noch dürfen wir aus dem gräflichen Hause M. eine Gräfin, **Agnes**, nicht unerwähnt lassen, in welche sich Gebhard, Erzbischof von Köln, aus dem Hause der Truchseße von Waldburg verliebte, um sie heirathen zu können zur reformirten Confession abfiel, 1583, und deßhalb seinem Erzbisthume, jedoch erst nach längerem Widerstande, entsagen mußte. Ow.

Mansfield, William Murray, Graf von, einer der ausgezeichnetsten englischen Rechtsgelehrten, geboren zu Perth in Schottland, 2. März 1705, kam schon in seinem 3. Jahre nach London, studirte zu Oxford, bereiste hierauf Frankreich u. Italien, widmete sich nach seiner Zurückkunft gerichtlichen Geschäften u. wurde bald als Redner allgemein bewundert. Nach einer zehnjährigen Praxis in der Kanzlei wurde er 1742 Generaladvokat (sollicitor general), 1756 Lord-Oberrichter der Königsbank (Lord chief justice) u. Mitglied des geheimen Rathes u. zeichnete sich in jeder Art von Geschäften, denen er sich widmete, rühmlichst aus. Er durchschaute die verwickeltsten Fälle u. wußte sie mit Klarheit u. Präcission vorzutragen; seine Argumentation war bündig, seine Aufsätze eindringlich, klar und ohne alle Zweideutigkeit, seine Beredtsamkeit unwiderstehlich. Im geheimen Rathe waren seine Ansichten meist maßgebend, namentlich bei allen Streitfällen, welche die Colonien u. Prisen betrafen. Im Oberhause war M. der Vertreter der Religionsfreiheit; namentlich sprach er für die Emancipation der Katholiken, weßhalb ihm der fanatische Pöbel 1780 seine Wohnung zerstörte, wobei auch seine werthvolle Bibliothek zu Grunde ging. Nachdem er 31 Jahre lange das Amt eines Oberrichters verwaltet hatte, legte er es 1788 nieder, zog sich in die Ruhe zurück u. starb 20. März 1793 auf seinem Landsitze bei Ken-Wood unweit Hampstead. Seine Biographie schrieb **Holliday**, London 1797.

Manso (Joh. Kaspar Friedr.), geboren 26. Mai 1759 zu Zella im Gothaischen, studirte in Gotha, dann in Jena Anfangs Theologie, hierauf Philologie u. Philosophie, lehrte seit 1785 am Gymnasium zu Gotha als Collabor-

rator, später als Professor ward 1790 Prorektor des Gymnasiums in Breslau, 1793 Rektor daselbst u. starb 9. Juni 1826. M. versuchte sich als Dichter und Aesthetiker, mußte aber in beiderlei Hinsicht die in den Xenien gegen Philisterei jeder Art, besonders in der Kunst, geschwungene Geißel fühlen. Als Geschichtschreiber hat er später diesen bittern Spott ehrenvoll vergessen gemacht. Seine Uebersetzungen, wenn auch nicht meisterhaft, verdienen zum Theile heute noch Beachtung. Wir haben unter andern von ihm: die „Kunst zu lieben" Lehrgedicht, Berl. 1794. Episteln, Gegengeschenk an die Sudelköche (Göthe und Schiller) zu Weimar u. Jena 1797. Vermischte Schriften, Lpz. 1801, 2 Bde. Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer, daselbst 1794. Sparta, ein Versuch zur Aufklärung dieses Staates, das. 1800, 2 Bände. Leben Konstantins des Großen, das. 1817. Vermischte Abhandlungen u. Aufsätze, Breslau 1821. Geschichte des preußischen Staates, Frankfurt 1819 f., 3 Bände, 3. Aufl. das. 1839. Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien, Bresl. 1824. Uebersetzung des Virgil, Jena 1783; das Bion und Moschus, Gotha 1784, Leipzig 1807; K. Oedipus des Sophokles, Gotha 1785; Tasso's Befreiung, Jerusalems u. a. ×.

Mantegna, Andrea, einer der berühmtesten italienischen Maler u. Kupferstecher, 1431 (nicht zu Mantua, wie Viele behaupten), sondern zu Padua geboren, lernte daselbst bei Squarcione u. malte schon in seinem 17. Jahre das große Altarblatt in der Sophienkirche zu Padua. Von hier ging er zuerst in die Dienste des Marchese Lodovico Gonzaga, eröffnete eine große Schule und arbeitete mit vielem Beifalle. Unter seinen unzähligen Werken verdient besonders sein großer „Triumph des Julius Cäsar" bemerkt zu werden, ein Gemälde von erstaunlichem Umfange, für welches in Mantua ein eigener Palast, zuerst von St. Sebastian, jetzt Bugadare genannt, erbaut wurde, von dem man mehre Beschreibungen hat u. das jetzt den königlichen Palast zu Hamptoncourt bei London ziert. In der Folge malte M. im Belvedre in Rom, wo seine Werke noch jetzt bewundert werden. Eines seiner spätesten und unvergleichlichsten Werke ist eine Madonna della Vittoria, welche zu Anfang dieses Jahrh. nach Frankreich gekommen ist. Er bildete eine weitläufige Schule u. starb 1506 zu Mantua. War M. gleich nicht, wie Viele wollen, der Erfinder der Kupferstecherkunst, so war er doch einer ihrer bedeutendsten Vervollkommner u. seine Arbeiten auch in diesem Fache werden mit Recht sehr hoch geschätzt.

Mantel, s. Enveloppe.

Mantinea, eine Stadt in Arkadien, nördlich von Tegea, berühmt durch die dort gelieferte Schlacht, in welcher Epaminondas (s. d.) fiel.

Manto, die Tochter des Tyresias, eines berühmten Sehers, und Mutter eines nicht minder berühmten, des Mopsos, den sie in Asien gebar, wo sie sich auf des Orakels Befehl hinbegeben hatte, u. wo sie sich mit Rhakios vermählte, nachdem sie bei dem Kriege der Epigonen gegen Theben, ihren Geburtsort, dem Alkmäon als Beute zugefallen war, dem sie den Amphilochos u. die Tisiphone gebar, worauf er sie dem Apollo zu Delphi als Weihgeschenk darbrachte.

Mantua, italienisch Mantova, war früher ein selbstständiges Herzogthum u. Reichslehen, das aber jetzt, im Vereine mit den beiden kleinen Fürstenthümern Solferino u. Castiglione, eine Delegation des österreichischen Gouvernements Mailand bildet u. auf 27 Geviertmeilen 260—270,000 Einwohner zählt. Der Boden ist sehr fruchtbar, durchaus eben, von dem Mincio, Po u. Tartaro bewässert u. außerdem noch von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Die Hauptstadt der Delegation u. zugleich auch deren bevölkertster Wohnsitz ist die königliche Stadt M. mit 27,000 Einwohnern, unter 45° 9′ 34″ nördl. Br. u. 8° 27′ 37″ östl. L., auf einer Insel des Mincio, der hier einen See bildet, gelegen u. zu gleicher Zeit eine der stärksten Festungen Europa's, von deren Besitz größtentheils die Behauptung der Lombardey abhängt. Auf zwei Dämmen welche durch das Fort St. Giorgio u. die Citadelle gedeckt sind, kann man zur Stadt gelangen, die Sitz der

Behörden u. einer starken Garnison ist, breite u. schöne Straßen hat und mehre merkwürdige Gebäude, wie: die ehemalige Franciscanerkirche, die frühere Jesuitenkirche mit ihrer Sternwarte, der alte Palast der mantuanischen Herzoge, der Justizpalast, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, der Palast Del Te, welcher in Gestalt eines lateinischen T erbaut ist, in ihren Mauern zählt. Die Stadt ist der Geburtsort des berühmten Malers Giulio Romano, dessen Haus noch zu sehen ist, und von welchem, sowie von Mantegna u. Anderen, fast in allen Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden zahlreiche Gemälde vorhanden sind; auch besitzt M. eine Akademie der Wissenschaften und Künste, der Malerei u. Bildhauerkunst. In der Nähe liegt das Dorf Pietole, früher Andes, in welchem der Dichter Virgil geboren seyn soll. Im Alterthume gehörte das Herzogthum M. den Römern, unter welchen es in hoher Blüthe stand; nach dem Untergange des weströmischen Reichs, wie ganz Italien schrecklich vernichtet, ging es von den Händen eines Eroberers in die eines andern über, bis es endlich unter Otto dem Großen als Lehen an das deutsche Reich kam, von welchem es als kaiserliches Lehen an die Familie Este, später an die Markgräfin Mathilde von Toskana, darauf an die Familie Buonacorsi u. gegen 1450 an die Gonzaga's kam. Als nach Vincenz II., Gouverneurs von M. Tode der von Frankreich beschützte Herzog von Nevers und Rhetel und ebenso Herzog Ferdinand von Guastalla, dessen Ansprüche von Oesterreich u. Spanien begünstigt wurden, auf den Besitz des Herzogthums ein Recht zu haben glaubten, entspann sich zwischen Oesterreich u. Spanien gegen Frankreich der mantuanische Erbfolgestreit, der endlich im Frieden zu Cherasco 1630 zu Gunsten Frankreichs entschieden wurde. 1707 wurde an dem letzten Herzoge von M. die, schon von Kaiser Leopold 1705 über ihn verhängte Reichsacht, weil er im spanischen Erbfolgekriege zu Frankreich gehalten hatte, vollzogen und er seines Herzogthums entsetzt. Er starb schon im nächsten Jahre kinderlos zu Padua, das Land aber blieb seit dieser Zeit bis 1797 bei den Besitzungen des österreichischen Hauses in Italien, in welch' letzterem Jahre es zur cisalpinischen Republik geschlagen wurde und mit dieser, bald als Bestandtheil der italienischen Republik, bald des Königreichs Italien, alle Phasen der napoleonischen Herrschaft durchmachte, bis es 1814, in Folge des Pariser Friedens u. des Wiener Congresses, wieder an Oesterreich überging. Die Stadt M. theilte alle Schicksale des Herzogthums. Schon Karl der Große ließ sie befestigen; von den Kämpfen, die im Mittelalter lange Zeit Oberitalien zerfleischten, blieb sie nicht frei; 1630 in dem obengenannten Kriege wurde sie von den Kaiserlichen erstürmt u. furchtbar verheert; in den Kriegen der Neuzeit spielte sie eine große Rolle, denn von ihr zuerst wurde Bonaparte's Siegeslauf in Italien aufgehalten 1796, um ihren Besitz dreht sich lange der Kampf (in den Schlachten von Castiglione, Arcole) u. erst, als sie gefallen war, konnte Bonaparte in das Herz der österreichischen Staaten weiter vordringen. 1799 eroberte Kray die Festung für die Oesterreicher wieder, 1801 aber wurde sie abermals, in Folge des Friedens, an die Franzosen übergeben, in deren Besitz sie bis 1814 blieb, bis sie nach dem Pariser Frieden freiwillig von ihnen geräumt wurde. Seit dieser Zeit ist die Stadt wieder im Besitze Oesterreichs. — Mantuanisches Gefäß heißt ein 6″ breiter, 2½″ dicker, zu einer Kanne mit 12 Figuren geschnitzter Onix, der, aus M. stammend, bis 1830 sich im herzoglichen Museum zu Braunschweig befand, seit dieser Zeit aber abhanden gekommen ist.

Mannal ist eine der vielfachen Benennungen für das Memorial (s. d. Art. Buchhaltung), worein die Einnahmen u. Ausgaben nach ihren verschiedenen Quellen u. Zwecken eingetragen werden.

Mannalacten (Privatacten), s. Acten.

Manuel, 1) Nikolaus, mit dem Zunamen Deutsch, ein geschätzter Maler aus Bern, arbeitete namentlich viel in Fresco, in welchem Fache namentlich der auf der dortigen Dominicanerkirche von ihm gemalte Todtentanz, der jedoch nur in Copien vorhanden ist, ausgezeichnet gewesen seyn soll. Unter seinen Holz-

schnitten findet sich die Unterschrift R. M. D. Der sogenannten Reformation, die sich damals in Bern einzuschleichen wußte, that er nicht nur als Mitglied des Rathes durch sein Votum, sondern auch als Maler durch Caricaturengemälde auf die Geistlichkeit, sowie endlich noch als Dichter durch Spottlieder u. Komödien starken Vorschub. Sein Tod erfolgte 1530. — 2) M., Pierre Louis, berüchtigter französischer Revolutionsmann, geboren zu Montargis 1751, war früher Priester des Oratoriums, Repetitor am Collége zu Paris und kam wegen eines Pamphlets in die Bastille, die er voll Haß wider die Regierung wieder verließ, zu dessen Aeußerung ihm die Revolution Gelegenheit gab. Er war 1792 Mitglied der Pariser Municipalität und wurde von dem dasigen Departement zum Convente als Deputirter geschickt. Unter allen Demagogen trieb er den Haß gegen Ludwig XVI. am weitesten. Dem katholischen Gottesdienste versetzte er den ersten Stoß u. ließ es sein angelegentlichstes Geschäft seyn, die Religion lächerlich zu machen. Sein Herz war eben so verdorben, als seine Sitten, u. er endigte seine Laufbahn auf der Guillotine 14. Nov. 1793. Seine Schriften: L'année francaise ou vies des hommes qui ont honoré la France (4 Bde., 1789); La police de Paris dévoilée (2 Bde. 1791) u. m. a. sind ohne vielen Werth.

Manufakturen, s. Fabriken.

Manuscripte (Handschriften, Codices), heißen besonders die noch vorhandenen Exemplare von Schriften aus alter Zeit, u. zwar theils die Originale selbst, theils alte Abschriften derselben. Das Material, worauf dieselben geschrieben sind, ist sehr verschieden: Holz oder Blätter, Rinden, Elfenbein, Leinwand, Papyrus, Pergament, Baumwollen-, Seiden- oder Linnenpapier. Der Form nach sind die M. entweder Rollschriften (Volumina), oder unsern Büchern ähnlich gelegte Flachschriften u. zwar gewöhnlich in Quart-, selten in Folio- u. Octavformat. Daß Zeit, Ort u. Schreiber einer Handschrift am Ende angegeben sind (datirte Handschriften), kommt zwar auch vor, doch nicht gewöhnlich, aber man kann das Alter eines M.s theils an dem Material, theils an der Schrift u. an der Schreibweise erkennen. Die Wissenschaft, welche dieses lehrt, ist die Diplomatik (s. d.). Pergament-M., deren alte Schrift entweder weggekratzt oder weggelöscht u. darauf etwas Neues geschrieben ist, nennt man Palimpsesten oder Codices rescripti.

Manutius (Manucci), eine berühmte Gelehrtenfamilie, welche sowohl durch Typographie, als kritische Sorgfalt für griechische u. römische Classiker sich unvergänglichen Ruhm erwarb. 1) M., Aldus Pius, war zu Bassano um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, woher sein Beiname Bassianus. Sowohl in Rom unter Gasparo von Verona, wie in Ferrara unter Battista Guarini, verlegte er sich auf die classischen Studien, bis er bald den Plan durchführte, eine eigene Buchdruckerei zu etabliren u. in Venedig sich niederzulassen. Ihm gebührt der Vorzug, zuerst griechische u. hebräische Bücher in Italien gedruckt zu haben. 1494 erschien als seine erste Druckprobe: Musaei poëma de Herone et Leandro griechisch u. lateinisch in Quartformat. 1495 bildete er eine eigene Schriftform, unter dem Namen Character Italicus bekannt, womit Virgil und Homer gedruckt wurden. Die Republik Venedig ertheilte ihm 1501 eine Privilegium gegen den Nachdruck. Theils wegen der Sauberkeit des Druckes, theils wegen der Correktheit des Inhaltes blieben seine Ausgaben der griechischen und römischen Autoren sehr geschätzt. Auch pflegte er dieselben durch kurze Vorreden, welche von richtigem Urtheil u. feinem classischen Geschmacke zeugten, ins Publikum einzuführen. Erasmus von Rotterdam ging persönlich nach Venedig, um die gelehrte Bekanntschaft des Typographen zu machen und ihm seine Proverbien zum Drucke anzubieten. Außer gelehrten Noten zu Horaz u. Homer, schrieb M. mehre Epigramme, viele Briefe u. eine griechische u. lateinische Grammatik: Institutionum grammaticarum libri 4. Venet. April 1508. 4. — Rudimenta gram. latin. linguae. De libris graecis et diphthongis; abbreviationes, quibus frequenter Graeci utuntur. Oratio dominica et duplex salutatio ad Virg. glor. Symbol. apostol. Joh. Evang. Aurea

carmina Pythagorae. Phocylidis poëma ad bene beateque vivendum. Introductio brevis ad hebr. lingu. Venet. 1501 Febr. Ohne Angabe von Ort u. Jahr erschien Musarum panagyris, wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1489. M. starb 1515. Sein Sohn 2) M., Paulus 1512 geboren, erhielt den ersten gelehrten Unterricht vom Vater selbst, welcher später in Padua von dem gelehrten Lazarus Bonamicus noch zu größerer Vollkommenheit erweitert wurde. Seine lateinische Schreibart hatte er durch Lektüre u. Nachbildung der besten Schriftsteller so gediegen vervollkommnet, daß man seine Briefe denen des Cicero gleichzustellen pflegte. Nachdem er auf Einladung des Papstes Pius V. eine Zeit lange in Rom sich aufhielt, kehrte er in seine Vaterstadt zurück u. suchte die häuslichen Mißgeschicke u. Kümmernisse, die ihm eine entartete Tochter bereitete, im Umgange mit Gelehrten, die er zu einer Akademie vereinigte, zu mildern. Gregor XIII. bestimmte ihm eine ansehnliche Pension, mit Obliegenheit, in Rom über den Druck einer hier zu veranstaltenden Sammlung von Kirchenvätern die Oberaufsicht (Kritik) zu führen. Er starb am 6. April 1574, 62 Jahre alt. Die Latinität des römischen Katechismus soll von ihm überarbeitet worden seyn. Außer Anmerkungen u. Commentaren über Cicero's Reden, Rhetorik, Briefe, Schriften, schrieb er: Judicium de poëtis legendis; antiquitatum Rom. libri 4 de civitate, senatu, comitiis et de legibus Rom. De veterum dierum ratione, calendarium vetus Rom. Apophtegmata, eine lateinische Uebersetzung der vier Reden Demosthenes gegen Philipp; Adagia: Noten zu Horaz u. Virgil. Ausgezeichnet ist die Latinität seiner eigenen Briefsammlung in 12 Büchern. In italienischer Sprache erschienen von ihm nur drei Werke: Degli elementi e di molti loci nobili effetti; Lettere di varii scrittori in tre libri divise; Lettere volgari. — 3) M., Aldus, der Enkel von Pius u. Sohn von Paul, soll schon in seinem 14. Jahre eine Abhandlung über die lateinische Orthographie geschrieben haben. Unverschuldet gerieth er in dürftige Umstände, so daß er sich genöthigt sah, die ausgewählte Büchersammlung, welche er von Vater und Großvater ererbt und die sich auf 80,000 Exemplare belaufen haben soll, zum Verkaufe auszubieten. Zu Venedig, Bologna u. Pisa versuchte er den Lehrstuhl der Rhetorik zu behaupten, fand aber wenig Beifall. Er starb im Oct. 1597 in Rom. Seine Schriften sind: Cicero commentariis illustratus (1582 Fol.). Emendationes et notae in Censorinum de die natali 1587. Scholien zu Sallust u. Vellej. Paterkulus, Eutrop, ein Commentar über Horaz ars poetica; De kalendario veteri Rom. (Vened. 1591); De conscribendis epistolis. — In italienischer Sprache erschien: Vita de Cosmo Medicis (1582 Fol.). — Romane inforizioni; della Antiquita; il perfetto gentiluomo, dell' Excellenze delle repubbliche; Cic. epist. famil in ling. Tosc. tradotte. Cm.

Manzoni (Alessandro), geboren 1784 zu Mailand, trat zuerst als Lyriker mit Inni sacri (1810) auf, u. erregte durch die vorherrschend lyrischen Tragödien: „Il conte di Carmagnola“ (1820) u. „L'Adelchi“ (1823) die Aufmerksamkeit Goethe's. Noch weiter verbreitete sich sein Ruhm mit dem Roman: „I promessi sposi“ (3 Bde. Mailand 1827). Später widmete er seine Feder der Sache der kathol. Kirche: „Osservationi sulla morale catholica,“ Flor. 1835; deutsch: Köln 1835.

Mappirungskunst, s. Landkarten.

Mara (Elisabeth), berühmte Sängerin, geboren zu Kassel 1750, zeichnete sich schon als Kind durch ihr Spiel auf der Violine aus und gab, neunjährig, bereits Concerte zu Wien u. in England, erhielt ihre fernere Ausbildung durch Hiller u. gewann Ruhm und gute Stellung in Dresden u. Berlin. Sie unternahm abermals Kunstreisen, u. ließ sich nach dem Tode ihres verschwenderischen Gatten, des Violoncellisten M., gestorben 1808, in Rußland nieder. Der Verlust ihres Vermögens beim Brande von Moskau nöthigte sie abermals zu Reisen u. Unterricht. Sie starb 1833 bei Riga.

Marabut, s. Morabiten.

Maranon, der spanische Name des Amazonenstromes (s. d.).

Marasmus, s. Atrophie.

Marat (Jean Paul), ein berüchtigter Revolutionsmann, geboren zu Baudry bei Neufchatel, studirte Medicin u. Physik u. lebte in Paris u. Versailles auf Unkosten derer, die zu seinen gar nicht wohlfeilen Heilungsmitteln Zutrauen hatten. Die Naturlehre glaubte er mit wichtigen Entdeckungen bereichert zu haben, u. auch in Deutschland kennt man seine Recherches physique sur le Feu 1780 (deutsch, m. A. von C. E. Weigel. Leipzig 1782). Decouvertes sur la lumiére, London 1780 (deutsch von demselben 1783). Recherches phys. sur L'electricité, 1782 (deutsch, von demselben 1784). Bei dem Ausbruche der Revolution verließ er die ärztliche Laufbahn und suchte durch die Herausgabe von politischen Flugschriften seinen Unterhalt zu verdienen u. Aufsehen zu machen. Unter diesen wurde das periodische Blatt: L'ami du peuple am berüchtigtsten u. zog seinem Verfasser einigemale gerichtliche Anklagen zu; allein er besaß die Gunst des Pöbels, forderte ungehindert zu Mord und Plünderung auf und hatte sehr thätigen Antheil an den Septemberscenen. Sinnliche Ausschweifungen hatten ihn schon an den Rand des Grabes gebracht, als ihn ein Mädchen, Namens Charlotte Corday (s. d.), aus Haß und Abscheu wegen seiner Unthaten am 17. Juli 1793 ermordete. Seinen Gebeinen wurde das Pantheon damals zuerkannt, aber zum Triumphe der wiederkehrenden Vernunft wurden sie im Anfange des Jahres 1795 herausgeschafft.

Marathon, jetzt Marathona, ein Flecken an der östlichen Küste von Attika, berühmt durch die Tödtung des m.schen Stieres durch Perseus, namentlich aber durch den 490 v. Chr. durch die Athener u. Platäer unter Miltiades (s. d.) errungenen Sieg über die Perser.

Maratten, ein zu den Hindustämmen, u. zwar zur 3. Classe (Waischis, d. h. Ackerbau, Viehzucht und Handel treibenden) gehöriges Volk im nördlichen Vorderindien, wo es besonders in der Provinz Malwa mehre, von den Britten theils unabhängige, theils abhängige Staaten bildet. Zu ersteren gehören: 1) Der Staat des Maha Rayah Scindiah (1900 □ Meilen mit 4 Mill. Einwohnern), Hauptstadt Udschayn, mit vielen Pagoden u. einer indischen Sternwarte, Residenz Gwalior; 2) der Staat des Holkar (530 □ Meilen mit $1\frac{1}{4}$ Million Einwohnern), Hauptstadt Indore. — Zu letzteren gehören: 1) der Staat des Maha Rajah zu Satarah (sonst Hauptstaat) mit 510 □ Meilen und $1\frac{1}{2}$ Million Einwohnern, Hauptorte Satarah u. Beejapoor; 2) der Staat des Rajah von Nagapoor; 3) der Staat des Guicowar, 830 □ Meilen mit $1\frac{1}{2}$ Million Einwohnern. — Jeder dieser Staaten besteht aus mehren Gebieten, welche Tribut zahlen und Truppen stellen müssen. Die Regierung ist eine Militäraristokratie, folglich despotisch u. drückend, weßhalb jährlich viele M. unter englischen Schutz flüchten. Die Einwohner, der brahmanischen Religion zugethan, sind roh, wild, kriegerisch, räuberisch, ohne Schulen; ihre Sprache (die Balabandasprache) ein Zweig des Sanskrit. Sie zerfallen in 2 Kasten: Brahminen (Wischnuiten mit weißer Kopfbedeckung) u. Subra's, welche letztere theils als Ackerbauer (Kurmihs), theils als Hirten (Ahins) ihr Leben fristen, vor Allem aber Krieger sind und ihre Waffen nur selten ablegen, dabei vortreffliche Reiter sind. Bei großer Einfachheit der Sitten und großer körperlicher Ausdauer zeigen die M. viele Liebe zum Putze. Ihre Frauen sind völlig frei, gehen unverschleiert aus u. geben Gesellschaft, wissen auch nicht nur in jedem Stande dem Hauswesen vorzustehen, sondern auch im Nothfalle mit Roß und Waffen umzugehen. Untreue kommt nur unter den Brahminen vor. Nur der Brahmine versteht Lesen und Schreiben. — Sawadschi, ein kühner Abenteurer, riß sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts nebst seinen Landsleuten, den Bergers in Merut, von der moslemischen Herrschaft los und gründete den Staat der M., der durch spätere Eroberungen bis zu einer Größe von 28,000 □ Meilen anwuchs. Doch seit 1740 bemächtigte sich der erste Minister (Peischwah) der Regierung, und später rissen sich einzelne Theile des Gebietes unter verschiedenen Beamten u. mächtigen Familien los und bildeten mehre Staaten, die nur ein sehr loses Band der Verei-

nigung zusammenhielt. Anfangs unter sich uneinig, geriethen sie im Anfange dieses Jahrhunderts in heftige Kriege mit der englischen Compagnie, welche 1818 mit der Unterwerfung fast aller M. staaten endigten. Nur der Maha Rajah von Scindiah blieb ganz, der Holkar zum Theil unabhängig, jedoch mit sehr verringertem Gebiete. Die übrigen M. fürsten wurden englische Vasallen.

Marbach, Stadt u. Oberamtssitz im württembergischen Nekarkreise, auf einer reizenden Anhöhe am Zusammenflusse des Nekars und der Murr, eine Meile nördlich von Ludwigsburg, ist wahrscheinlich schon eine Gründung der Römer. Sehenswerth ist die gothische Alexanderskirche außerhalb der Stadt, auf deren nördlicher Seite, dabei der Gottesacker. Die 2500 Einwohner sind sehr gewerbfleißig u. unterhalten selbst einige bedeutende Fabriken. — Merkwürdig ist M. besonders als Geburtsort Schillers (s. d.), zu dessen Andenken südlich vor der Stadt auf einer Anhöhe mit reizender Aussicht das sogenannte Schillersfeld angelegt wurde.

Marbod oder Marobod, König der Markomannen u. unter diesem Volke geboren, aber zu Rom an dem Hofe des Augustus erzogen, verband sich nach der Rückkehr in sein Vaterland, im Jahre Roms 750—53 mit mehren Völkerschaften zum Nachtheile Roms, besiegte die Bojer u. vereinigte sie mit den Markomannen. Seine Macht wuchs immer mehr u. August beschloß, ihm Gränzen zu setzen. Da aber M. ganz Illyrien, Dacien u. Pannonien gegen die Römer erregte u. über 800,000 Mann unter die Waffen brachte, so mußte August wieder Frieden machen. So fest indessen M.s Herrschaft gegründet zu seyn schien, so wurde sie doch auf einmal durch den Cheruskerfürsten Arminius (s. d.) zertrümmert. Durch mehre Schlachten mit diesem geschwächt, wurde er in seiner Residenz überfallen u. gezwungen, zu den Römern seine Zuflucht zu nehmen (im Jahre Roms 772). Die Römer wiesen ihm Ravenna zum Wohnsitze an, wo er von da an noch 18 Jahre lebte.

Marburg, Hauptstadt der kurhessischen Provinz Oberhessen, Sitz der Provinzialregierung u. eines Obergerichts, an der Lahn, am Abhange eines Berges, auf dem ein ehemals festes Schloß steht, ist altmodisch gebaut und hat meist enge u. steile Straßen u. 8000 Einwohner (darunter nur sehr wenige Katholiken), die einige Industrie betreiben. Man findet, hier außer der Universität (s. u.) ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminar, Handwerksschule, naturforschende Gesellschaft und mehre gut eingerichtete Wohlthätigkeitsanstalten. Sehenswerth ist die außerhalb der Stadt stehende Kirche der hl. Elisabeth von 1235—83, mit 2 Thürmen, von unten bis oben aus Quadern aufgeführt, 202′ l., 59′ br. Das westliche Portal mit Sculpturen; die Kapelle der hl. Elisabeth (1207—31; 1235 heilig gesprochen), der Gemahlin Landgraf Heinrichs II. mit beider Grabsteinen von 1376, auch dem kostbaren Sarkophag der Heiligen aus dem 13. Jahrhundert; Grabmal des Landgrafen Konrad von 1213, des Landgrafen Heinrich des Eisernen und seiner Gemahlin † 1376; Altargemälde aus der alten westphälischen Schule (?), Glasmalereien. — Die 1527 von Philipp dem Großmüthigen gestiftete u. sehr reich dotirte Universität (Bibliothek von über 100,000 Bänden, anatomisches Theater, botanischer Garten, Thierarzneischule, Klinikum, Naturaliencabinet, staatswirthschaftliches Institut, philologisches Seminar u. m. a.), war die erste in Deutschland, die, als für Protestanten gestiftet, die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1625 ward sie mit Gießen vereinigt, 1650 wieder getrennt, 1607 u. 1611 wegen der Pest nach Frankenberg u. Treysa verlegt u. zählt jetzt über 200 Studenten u. 52 Docenten. — Seinen Ursprung verdankt M. der ehemaligen Kattenfeste auf der Höhe; hier nahm die hl. Elisabeth 1229 ihren Wittwensitz; ihr Sohn Hermann II. legte Mauern um die Stadt und machte sie zur Hauptstadt, seine Nachfolger zur Residenz; 1399 ward hier der Kurverein von Mainz, Köln, Sachsen u. Pfalz gestiftet; 1529 war hier das fruchtlose Religionsgespräch zwischen Luther u. Melanchthon mit Zwingli u. Oekolampadius über das Abendmahl u. 1661 ein anderes zwischen den Theolo-

zweimal war unterbrochen worden, wollte er wieder zusammen berufen, konnte es aber nicht mehr, vom Tode überrascht.

March (Morawa), die, entspringt an der Grenze von Böhmen und Schlesien aus einer Felsenhöhle am Fuße des Spieglitzer Schneeberges und bildet drei Stunden von der Quelle einen 371° Fuß hohen Fall. Sie führt fast alle Gewässer Mährens der Donau zu und strömt, nachdem sie dieses Land verlassen, bis zu ihrem Ausflusse oberhalb Theben als Grenzfluß zwischen Oesterreich u. Ungarn hin. Ihre Länge beträgt 38 Meilen, das Gefäll 654°, ihr Flußgebiet 461 □Meil. Die bedeutendsten Zuflüsse der M. sind die Thaya, Beczwa u. Hanna. Beschifft wird sie von Göding abwärts mit Kähnen, die 4—500 Ctr. laden. Das Wasser der M. ist trüb u. lehmig, u. wird von verschiedenartigen Fischen bewohnt. — Von diesem Flusse hat das historisch merkwürdige Marchfeld (Ottokarschlacht, Aspern, Wagram) seinen Namen, eine mit fruchtbarer Scholle gesegnete Ebene, welche am linken Donauufer, Wien gegenüber, bis zur M. sich ausdehnt. mD.

Marchese, s. Marquis.

Marchesi (Pompejo), geboren 1790 in Mailand, Professor an der Akademie daselbst, einer der ersten Bildhauer Italiens. Hauptwerke von ihm sind: eine Madonna am Charfreitage (in St. Satiro zu Mailand), das Denkmal Beccaria's, Commarina's, der Malibran, endlich Göthe's (in Frankfurt), der Rheinübergang, Relief am Arco di Sempione in Mailand. Auch wurde ihm in neuester Zeit die Ausarbeitung des Denkmals für Kaiser Franz I. in Wien übertragen. —

Marchthal, Standesherrschaft des Fürsten von Thurn u. Taxis im Oberamte Ehingen des württembergischen Donaukreises. Der Hauptort Ober-M. liegt an der Donau, u. am Rande des steilen Felsenufers erheben sich die Gebäude des ehemaligen Reichsstiftes, jetzt Schlosses M., das mit der schönen Kirche u. dem weithin sichtbaren Thurmpaare einen herrlichen Anblick gewährt. Man zeigt daselbst noch die Zimmer, in welchen die unglückliche Maria Antoinette übernachtete, da sie als Braut des Dauphin nach Frankreich reiste. — Kloster M. war eines der ältesten in Schwaben u. ist bereits in der Mitte des 8. Jahrhunderts von dem Gaugrafen Halaholf zu Ehren des Apostels Paulus begründet worden. Erst von Benediktinern bewohnt, wurde es 1171 den Prämonstratensern eingeräumt u. 1500 Reichsprälatur. Nach dem 30jährigen Kriege war es sehr verarmt und mußte 1650 sogar seine Glocken verkaufen. In der letzten Zeit aber hatte es sich wieder zu einem reinen Jahreseinkommen von 84,000 fl. erschwungen. Es wurde 1803 aufgehoben und dem Taxis'schen Hause als Entschädigung zugewiesen. — M. gegenüber u. von dem Schlosse nur durch eine enge Bachschlucht getrennt, stand einst die historisch merkwürdige Altenburg, deren Entstehen bis in das graueste Alterthum hinaufreicht. Sie war der Sitz der allemanischen Herzoge. 1269 wurde sie von den Welfen erobert und zerstört. mD.

Marcion, der Stifter einer, nach ihm genannten, religiösen Sekte, in der sich das System der Gnostiker (s. d.) auf eine ganz eigenthümliche Weise gestaltet hatte, war der Sohn eines Bischofs von Sinope in Pontus u. lebte um die Mitte des 2. Jahrhunderts. Als ihn wegen seiner häretischen Ansichten die Gemeinde von Sinope excommunicirt hatte, kam er im Jahre 150 nach Rom, schloß sich an den syrischen Gnostiker Cerdo an und in Verbindung mit diesem bildete er sein System aus, nach welchem die göttliche Offenbarung durch das Christenthum sich an nichts Früheres anschloß, sondern erst mit dem Christenthume, u. zwar sogleich am vollendetsten, eintrat. Verschieden von den andern Gnostikern, geht er nicht vom spekulativen Standpunkte einer naturphilosophischen Metaphysik, sondern vorzugsweise vom sittlichen Standpunkte aus, wobei er sich besonders an einzelne mißverstandene Lehren Pauli anschloß. Er unterschied drei von einander unabhängige Principien (ἀρχαί), den θεός ἀγαθός, den δημιουρ-

γὸς δίκαιος u. die ὕλη sammt dem ὁ πονηρός und διάβολος. Um seine Ansicht von der unvorbereiteten Offenbarung des guten Gottes zu befestigen, suchte er in einem eigenen Werke, betitelt: „Antithesen" (vgl. Hahn: Antitheses M. Gnost. liber deperditus, nunc quoad ejus fieri potuit, restitutus, Königsberg 1823) den großen Abstand zwischen dem Gott des Christenthumes u. dem gerechten Weltbildner u. Judengotte aus dem verschiedenen Charakter des Alten und Neuen Testamentes, nämlich der strengen Gerechtigkeit u. Gesetzlichkeit, gegenüber der Barmherzigkeit u. wahren Sittlichkeit aus freiem Willen zum Guten, im Christenthume darzuthun. Um die Menschheit aus diesem Zustande der Niedrigkeit u. der grausamen willkürlichen Herrschaft des Judengottes zu befreien, habe der Θεὸς ἀγαθὸς sein noch gänzlich verborgenes Wesen in Christus geoffenbaret, der sich zu Kapharnaum in einen Scheinkörper herabließ, Anfangs auch aus weiser Berechnung sich für den Messias des Demiurgen ausgab, aber, dessen Absicht ganz zuwider, den Menschen den unbekannten guten Gott verkündete. Dafür wurde er aber auf Anstiften des Judengottes gekreuzigt. Wer an Christum glaube u. eine wahre Sittlichkeit übe, lehrte M., nehme Theil an dem beseligenden Reiche Gottes; die Ungläubigen verblieben unter dem Joche des Judengottes. Von den Gläubigen, zu denen man aber erst nach einem langen, strengen Katechumenat zugelassen wurde, verlangte er einen äußerst strengen, sittlichen Lebenswandel, Enthaltung der Ehe, Verzichtleistung auf Vergnügen und Versagung der nicht dringend nöthigen Nahrungsmittel. Diese Lehrsätze entnahm er aus einem verstümmelten Evangelium des Lukas und 10 ebenso corrumpirten Briefen Pauli (ὁ ἀπόστολος), denn die katholische Kirche beschuldigte er des Rückfalles zum Judenthume. Im Angesichte des Todes soll M. gewünscht haben, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, ohne es jedoch noch zu erreichen. Die bedeutendsten seiner Schüler sind Marcus u. Apelles, welche die nicht unbedeutende Lücke im System M.s hinsichtlich der metaphysischen Verhältnisse aus andern Gnostikern ergänzten. Daher die mannigfachen Formen dieses Systemes, von denen manche, indem sie zu einem gewissen kirchlichen Organismus ausgebildet wurden, sich bis ins 6. Jahrhundert erhielten. An die Gnostiker schließt sich auch der Afrikaner Hermogenes an, welchen Tertullian (adversus Hermogenem liber) bekämpfte. Anknüpfend an die platonische Lehre von der Hyle behauptete er: von Anfang bestanden zwei Principien, Gott, das Schaffende, Wirkende, u. die Materie, der empfangende Stoff. Den letztern bilde Gott; doch widerstrebt darin Etwas dem bildenden Principe u. dieses Widerstreben der Materie gegen die bildende Kraft Gottes sei der Grund alles Bösen. Zugleich bestritt er consequent die katholische Lehre von der Schöpfung aus Nichts, aber auch die gnostische Emanationslehre, weil sie unwürdige Vorstellungen von Gott enthalte.

Marco-Polo, s. Polo.

Marcus, der Heilige, Verfasser des zweiten neutestamentlichen Evangeliums, von Geburt ein Jude, aus Cyrene in Afrika, soll nach den am meisten beglaubigten Nachrichten nach der Auferstehung Jesu von den Aposteln zum Christenthum bekehrt worden seyn. Der heilige Irenäus nennt ihn Schüler u. Dolmetscher Petri, und nach Papias und Clemens von Alexandrien schrieb er sein Evangelium auf die Bitte der Gläubigen in Rom, welche die, ihnen von dem heiligen Petrus vorgetragenen, Lehren gerne schriftlich besitzen wollten. Darum sammelte M. Alles, was er von dem Apostel vernommen hatte und faßte es zusammen. Das Evangelium des heiligen M. ist kaum mehr als ein Auszug des von Matthäus, zeichnet sich aber durch bestimmte Erzählung und reizende Einfachheit aus. Er schrieb es in Italien u. aller Wahrscheinlichkeit nach vor 49 n. Chr. Als Petrus im 9. Jahre der Regierung Kaisers Claudius nach dem Oriente ging, begab sich der vom Apostelfürsten als Bischof von Alexandrien eingesetzte Heilige zum ersten Male nach Aegypten, landete in Cyrene, bekehrte zahllose Heiden und zerstörte ihre Tempel und Götzen. Sein dahin mitgebrachtes Evangelium

verbreitete sich bald in Libyen, der Thebais und andern ägyptischen Provinzen. Von allen Ländern der damals bekannten Welt ergab sich Aegypten vor allen am sklavischsten dem Aberglauben des Götzendienstes, u. M. war das von Gott auserwählte Werkzeug, um das Land von der Anbetung falscher Götter loszureißen. Zwölf Jahre lange ertönte seine Stimme begeisternd durch das Reich des Apis, dann ging er nach Alexandrien, wo sich bald eine zahlreiche Gemeinde versammelte, weßhalb die über die reißenden Fortschritte wüthenden Heiden in die Stadt fielen, den ihrer Wuth ausweichenden Heiligen aber nicht fanden, der wieder nach Pentapolis geeilt war, um die Kunde des neuen Heils stets weiter zu verbreiten. Dann ging er nach Alexandrien zurück, wo der heilige Anian von ihm als Bischof eingesetzt worden war, ermuthigte die Gläubigen u. wachte mit Eifer für das Wohl der herrlich aufblühenden Kirche. Nachdem er kurze Zeit in Rom gewesen, begab er sich abermals nach Alexandrien, wo ihn ein glorreicher Martertod erwartete und seine apostolische Laufbahn beschlossen werden sollte. Die Heiden, erstaunte Zeugen seiner Wunder, behandelten ihn als Magier und schwuren ihm den Tod. Sie ergriffen ihn, als er eben die heiligen Geheimnisse feierte, banden ihn mit Stricken, schleiften ihn einen ganzen Tag lange durch die Straßen der Stadt, bei welchen Qualen der Heilige nicht aufhörte, Gott inbrünstig zu danken, daß er ihn für würdig erachtet habe, für seinen erhabenen Namen dulden zu dürfen. Die Straßen waren von seinem Blute gefärbt und an den Steinen hingen überall Stückchen seines Fleisches. Am Abende warf man ihn in einen Kerker, wo zwei himmlische Gesichte ihn trösteten. Am folgenden Morgen schleifte man ihn vom Neuen herum, bis er unter unsäglichen Leiden seinen edlen Geist aushauchte. Die Christen sammelten seine heiligen Reste, begruben sie in Bucoles, wo sie gewöhnlich zum Gebete zusammenkamen und wo 310 eine Kirche erbaut ward. Später kamen die heiligen Reliquien nach Alexandrien, wo sie bis zum 8. Jahrhunderte verblieben. Venedig ehrt den heiligen M. als seinen ersten Schutzpatron und ist stolz darauf, jetzt die Bewahrerin seiner Reliquien zu seyn. Die Kirchen des Morgen- u. Abendlandes feiern sein Fest am 25. April und an diesem Tage wird die große Litanei der Heiligen gesungen u. Umzüge gehalten, damit der Thau des Himmels sich auf die Früchte der Erde senke und man versagt sich den Genuß des Fleisches, damit Gottes Gerechtigkeit den Menschen zu Theil werde.

Marcus, der Heilige, Papst, ein Römer von Geburt, Nachfolger Sylvesters I., erwählt 336, verwaltete die Kirche zwar nicht volle neun Monate, allein seine vollkommene Verachtung aller irdischen Güter, sein seltener Eifer im Gebete, wodurch er den Segen Gottes der ihm anvertrauten Heerde zuwandte, geben hinreichenden Grund zu seiner Verehrung, für welche die Kirche den 7. October festgesetzt hat.

Marcus, Adalbert Friedrich, fürstbischöflich bambergischer u. fürstbischöflich würzburgischer Hofrath und Leibarzt, 1753 zu Arolsen von jüdischen Eltern geboren, 1778 von dem Fürstbischofe Franz Ludwig von Erthal durch die heilige Taufe in die christkatholische Kirche aufgenommen, ward dessen Leibarzt u. dirigirender Arzt des, auf seine Veranlassung von dem genannten hochherzigen Fürsten zu Bamberg errichteten, berühmten Krankenhauses. Nach des letzteren 1795 erfolgtem Tode trat derselbe als Lehrer von der frühern landärztlichen Schule als Direktor an die 1804 durch ihn gegründete chirurgische Anstalt, nachdem ihm 1803 das Directorium der Medicinal- und Krankenanstalten in den fränkischen Fürstenthümern übertragen worden war. Von 1808 an begleitete er die Stelle eines Vorstandes des zu Bamberg neu constituirten Medicinalcomité bis zu seinem 1816 erfolgten Tode. M., früher Anhänger der Brown'schen Lehre, erkannte später die Unhaltbarkeit dieses Systems in seiner ursprünglichen Gestalt und formte sie zur s. g. Erregungstheorie um. Mit der Schelling'schen Naturphilosophie vertraut geworden, half er diese für die Medicin nützen. Er war einer der ersten Beförderer der Ansicht, es seien alle Arten des Typhus

entzündlicher Natur u. Gehirnentzündung ihre Grundlage. In der Behandlung des Croup (s. d.) verfolgte er als strenger Antiphlogistiker eine etwas excentrische Richtung, indem er Aderlässe u. die enormen Gaben von 100—400 Gran versüßten Quecksilbers innerhalb 24 Stunden empfahl. Seine Schriften sind: Von den Vortheilen öffentlicher Krankenhäuser, Bamberg 1789; Prüfung des Brown'schen Systems, Weimar 1797—99, 4 St.; Magazin für spezielle Therapie, Nürnb. 1807—12, 3 Bde; Ephemeriden der Heilkunde, Berlin 1811—14, 8 Bde; über den jetzt (1813) herrschenden Typhus, Würzburg 1814; über die häutige Bräune, Lübeck 1810, u. in Hufelands Journal, Band 28, St. 6. S. 1; der Keuchhusten, Bamberg 1816, in's Französische übersetzt von C. L. Jacques, Straßburg 1821; gemeinschaftlich mit F. W. J. Schelling: Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft, Tübingen 1805—8, 3 Bde. Seine Biographie lieferten nach dessen Tode: Dr. Speier u. Dr. M., Bamberg 1827. μ.

Marder (mustela), eine zu der Familie der Zehengänger gehörige Säugethiergattung, wovon es zwei Hauptarten gibt: 1) der Baum- oder Edel-M. (M. martes), mit glänzend kastanienbraunem, kostbarem Pelz u. weißgelber Kehle, ist von der Größe einer Hauskatze, bewohnt die dichtesten Nadel- u. Laubwälder Europa's, Nordasiens und Nordamerika's, wo er von Waldgeflügel und dessen Brut und Eiern, von Feldmäusen, Eichhörnchen, wildem Honig, Ebereschbeeren und Hanfsamen sich nährt und in hohlen Bäumen 3 bis 5 blinde Junge nach 9 Wochen zur Welt bringt. — 2) Der Haus- oder Stein-M. (M. foina s. domestica) mit schwarzbraunem, minder geschätztem Pelze u. weißer Kehle, 2 Drüsen am After, ist etwas kleiner als jener, bewohnt Häuser, altes Mauerwerk, Steinhaufen, Klüfte, von wo aus er dem Hausgeflügel und dessen Eiern des Nachts nachjagt. Doch frißt er auch in der Noth Ratten u. Mäuse, auch Steinobst, Honig, Vogelbeeren u. a. Europa u. Westasien sind seine Heimath. Wegen des Schadens, den sie anrichten, so wie wegen ihres Balges, stellt man ihnen, besonders dem Baum-M., eifrig nach und fängt sie in M.-Fallen, oder räuchert sie aus oder schießt sie. Verwandte Arten sind: der Zobel (M. zibellina); der canadische M. (M. canadensis) u. a.

Maremmen sind Sümpfe, mit dichtem Gestrippe bewachsen, durch welche das Wasser nicht abfließen kann, und die durch das Aushauchen von Miasmen die Luft verpesten. Diese Ausdünstung der ungesunden Luft wird hauptsächlich dadurch hervorgebracht, daß eine Pflanzengattung (Chara), welche in Fäulniß übergegangen, ein schädliches Gas erzeugt, das so nachtheilig auf die Gesundheit einwirkt. Meistentheils bilden die Gewässer Italiens an ihren Mündungen die M., wie z. B. am Po, Arno u. s. w. Zu den berüchtigtsten derselben gehören die M. von Siena, Pisa, Volterra ꝛc. im Großherzogthum Toskana; dann die Campagna di Roma (s. d.), die Pontinischen Sümpfe (s. d.), die M. von Commacchia im Kirchenstaate. aM.

Marengo, ein unbedeutender Flecken des sardinischen Herzogthums Montferrat, eine halbe Stunde südöstlich von Alessandria, an der Straße nach Tortone u. Novi, berühmt durch die Schlacht gleiches Namens, den 14. Juni 1800, durch deren Gewinn die Franzosen unter dem ersten Consul Bonaparte den Oesterreichern unter dem Generale der Reiterei Melas wieder alle Vortheile entrissen, die diese in mehrjährigem Kampfe in Italien errungen hatten. — Keinen Fuß breit Erde besaßen, mit Ausnahme von Genua, welches ebenfalls noch vor der Schlacht von M. fiel, die Franzosen in Italien mehr; die Oesterreicher standen in den Seealpen u. am Var, bereit den ihnen gegenüberstehenden General Suchet zurückzudrücken, in die Provence einzufallen, Toulon zu belagern u. sich mit den Unzufriedenen des südlichen Frankreichs, den Chouans, zu verbinden. Nie schienen in diesem Kriege die Waffen Oesterreichs mehr Aussicht auf Erfolg zu haben: da bricht der kurz vorher aus Aegypten zurückgekehrte Bonaparte Anfangs Mai mit der im Geheim gebildeten Reservearmee, an deren wirklicher Existenz, wenigstens in so bedeutender Anzahl, das Wiener Cabinet sowohl, als

Melas nicht geglaubt hatten, von Dijon in mehren Colonnen unter dem scheinbaren Oberbefehle Berthiers, in der That aber unter seinem eigenen, über die Alpen, den kleinen u. großen St. Bernhard, Mont Cenis, Simplon u. St. Gotthard nach der Ebene Italiens auf. Mit dem Hauptcorps selbst geht Bonaparte über den großen St. Bernhard, wo die Armee bei der Uebersteigung mit unsäglichen Schwierigkeiten auf dem gefahrvollen Saumpfade zu kämpfen hat, u. langt am 25. Mai in dem Thale der Dora baltea zu Aosta an. Das feste Bergschloß Bardo, welches oberhalb Doria das Debouchiren in die Ebene Oberitaliens verhindern soll, wird umgangen u. ergibt sich am 1. Juni. Der Uebergang über die Chiusella wird von General Chabran erzwungen u. Napoleon rückt nach Chiavasso auf der Straße nach Turin vor, den Feind glauben machend, daß er sich zu Turin mit dem, von Mont Cenis herabkommenden, General Tourreau vereinigen wolle, wendet sich aber dort, nachdem er seinen Zweck, der darin bestand, Melas, der sich eilig von Nizza nach Turin gezogen, dort festzuhalten, erreicht hatte, seine bisherige Vorhut als Nachhut zurücklassend, rückwärts u. marschirt auf Mailand, in welcher Stadt er den 1. Juni mit Murats Reiterei, an der Spitze seines ganzen Generalstabes, einzieht u. sogleich die cisalpinische Republik wieder herstellt. Durch diese Bewegungen, die alle mit Blitzesschnelle und im größten Einklange ausgeführt wurden, hatte sich Bonaparte in den Besitz der Rückzugslinie der Oesterreicher gesetzt u. sie von ihrer Basis, der Linie des Mincio mit der Festung Mantua abgeschnitten. Es blieb diesen nichts Anderes übrig, als sich entweder nach Genua zu werfen, oder ihre Rückzugslinie wieder zu erkämpfen. Sie wählten das Letztere. Zuerst versuchte es General Ott mit 18,000 Mann, die Rückzugsstraße wieder zu erkämpfen, wurde aber bei Montebello von den Franzosen unter Lannes (s. d.) 6. Juni geschlagen u. mußte sich nach Tortona zurückziehen. Darauf rückte Melas selbst von Turin nach Alessandria vor u. beschloß, auf den Feldern bei M., wo er für seine zahlreiche Reiterei u. Artillerie günstiges Terrain findet, die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Bonaparte, der schon früher den 6. Juni den Po überschritten hatte, geht ihm dahin entgegen u. wirft am Abend des 13. um 5 Uhr die österreichischen Vorposten unter General O'Reilly über den bei M. sich hinziehenden tief eingeschnittenen Fontanoer Graben in ihren Brückenkopf an der Bormida zurück. Er befindet sich also im Besitze des Schlachtfeldes von M., welches die Oesterreicher, wollten sie den Kampf auf dem erkorenen Wahlplatze annehmen, erst wieder gewinnen mußten. Aber aus der schwachen Vertheidigung des Wahlplatzes vermuthet Bonaparte, daß die Oesterreicher nicht gesonnen seien, hier die Schlacht anzunehmen u. vielleicht über Novi ihm zu entkommen suchen würden; deßhalb schickt er noch in der Nacht den eben erst aus Aegypten angekommenen General Desaix mit zwei Divisionen nach dieser Stadt ab, um in dieser Richtung zu streifen. Der Kriegsrath des Generals Melas aber hatte im Gegentheile beschlossen, den folgenden Morgen die Schlacht zu schlagen. Die Stärke der Oesterreicher betrug nach den Rapporten 23,294 Mann Infanterie, 7543 Reiter, 80 Feld- u. 92 Reservegeschütze; die der Franzosen, den erst gegen Abend auf dem Schlachtfelde eintreffenden Desair hinzugerechnet, 23,791 Mann Infanterie, 3688 M. Reiterei, die Zahl der Geschütze ist nicht angegeben. Am 14. Juni 8 Uhr Morgens debouchiren die Oesterreicher über die beiden, das rechte u. linke Ufer der Bormida verbindenden, Schiffbrücken und werfen, den General Haddick an der Spitze, die Franzosen über den Fontanoer Graben zurück; General Ott geht auf das, die rechte Flanke der französischen Stellung sichernde Dorf Castel cerdolo los, wirft Lannes aus demselben heraus u. drängt, während seine tapferen Waffenbrüder auch in der Fronte große Fortschritte machen, die Franzosen auf diesem Punkte so stark, daß sie zum Rückzuge, der schon halbwegs in Flucht ausartet, genöthigt werden. Die Franzosen ziehen sich auf der Straße nach Tortona gegen S. Giuliano zurück u. Bonaparte, um nur seinem rechten Flügel Zeit zur Sammlung zu verschaffen, opfert auf diesem Punkte

seine 800 Mann starke Consulargarde auf, die nach heldenmüthigem Widerstande von der österreichischen Reiterei in Stücke gehauen wird. Es war 1 Uhr Nachmittags, als die sämmtlichen, in der Schlacht kämpfenden Franzosen in vollem Rückzuge auf St. Giuliano begriffen waren. Hätte jetzt Melas seine Reiterei, von welcher er auf ein falsches Gerücht hin, daß Suchet ihn in seinem Rücken anzugreifen drohe, einen großen Theil entsendet hatte, den Feind kräftig verfolgen lassen: derselbe hätte nirgends mehr festen Fuß fassen können u. die Niederlage Bonaparte's wäre vollständig geworden. Statt dessen aber verließ er, weil er eine leichte Wunde erhalten hatte, das Schlachtfeld, ging nach Alessandria u. schrieb von dort aus Siegesberichte nach Wien. Die Verfolgung übertrug er seinem Generalstabschef, dem General Zach, u. dieser, statt die Franzosen kräftig zu verfolgen, rückte mit Infanterie-Colonnen, denen zur Seite die Reiterei im Schritte ritt, langsam nach u. ließ ihnen Zeit, sich wieder zu sammeln um bei St. Giuliano, hinter Weinpflanzungen versteckt, auf dem sanft sich erhebenden Terrain eine zweite Aufstellung zu nehmen. Zum Glücke für Bonaparte trifft nun auch Desaix Mittags 4 Uhr mit seinen beiden Divisionen u. der Reiterei Kellermanns hier ein u. nimmt seine Stellung in der Schlachtlinie. „Was sagen sie dazu?" ruft Bonaparte dem ankommenden Desaix entgegen. „Sie haben eine Schlacht verloren, aber noch ist es Zeit, eine zweite zu gewinnen!" Und so war es auch. In die sorglos den Berg von St. Giuliano heraufrückenden Oesterreicher, die hinter dessen Gipfel keinen Feind vermuthen, schmettert auf einmal der Donner von 12 Geschützen Tod u. Verderben. Desaix selbst stürzt sich an der Spitze eines Bataillons mit gefälltem Bajonnet auf die anrückenden ungarischen Grenadiere und zu gleicher Zeit greift Kellermann mit seiner Reiterei die nämliche Colonne in der Flanke an. So viele unerwartete Angriffe auf einmal bringen Schrecken und Verwirrung in die Reihen der tapferen Krieger, die sich den ganzen Tag über mit seltener Ausdauer geschlagen hatten. Sie weichen; ein großer Theil von ihnen u. der General Zach selbst wird gefangen, und nun ist es den Franzosen, hauptsächlich der Reiterei Kellermanns, leicht, die bestürzten Oesterreicher zu verfolgen, sie, so oft sie sich wieder sammeln wollen, aufs Neue anzugreifen u. auf diese Art den Besitz des, den Tag über verloren gegangenen, Schlachtfeldes wieder zu erkämpfen. Der Rückzug artet bald in Flucht aus u. nicht eher glauben die Oesterreicher sich sicher, als bis sie die Wasser der Bormida zwischen sich und den verfolgenden Reitern Kellermanns haben. Die Oesterreicher wurden bis auf das linke Ufer der Bormida zurückgetrieben; die Franzosen blieben im Besitze des Schlachtfeldes. Aber auch diese hatten ihren Sieg theuer bezahlt; denn der tapfere Desaix, der französische Ajax, hatte in ihr seine Heldenlaufbahn geendet. Auf dem Gipfel des großen St. Bernhard bezeichnet ein Monument den Platz, wo seine Gebeine beigesetzt wurden. Der Verlust der Oesterreicher betrug, außer dem tapferen Haddick, der bei Erstürmung des Fontanoer Grabens fiel, 9402 Mann. Der der Franzosen wird zu 1100 Todten, 3600 Verwundeten u. 900 Gefangenen angegeben, doch ist gerechte Ursache vorhanden, an der Richtigkeit der letzteren Zahlen zu zweifeln. Der zwischen mehren feindlichen Armeen eingeschlossene, von seiner Rückzugsstraße abgeschlossene General Melas sah sich in Folge der verlorenen Schlacht genöthigt, am folgenden Tage den Vertrag von Allessandria zu schließen, durch welchen der Feldzug beendigt u. der Besitz von Oberitalien den Franzosen gesichert wurde. Ow.

Maret, Hugo Bernhard, Herzog von Bassano, geboren zu Dijon 1763, war der Sohn eines Arztes, wurde 1783 Advokat bei dem Parlamente von Bourgogne u. ging 1785 nach Paris, wo der Minister von Vergennes ihn protegirte. Seit 1789 redigirte er mit Mejan das Bulletin de l'Assemblée. Damals wohnte er in einem Hause mit dem Artillerielieutenant Bonaparte. Bis 1791 blieb M. mit den Jacobinern verbunden, dann neigte er sich mehr auf die Seite der constitutionellen Monarchisten u. ward Mitstifter des Clubs der Feuillans.

Nach dem Sturze der Monarchie kam er in das Departement des Auswärtigen; 1792 betrieb er in England geheime Unterhandlungen; später ging er als Botschafter nach Neapel, ward aber unterwegs in Graubündten, nebst seinem Gefährten Semonville, von den Oesterreichern aufgefangen und nach Kufstein gebracht, bis er mit den von Dumouriez ausgelieferten Conventsmitgliedern gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt ward, lebte nun zurückgezogen von Staatsgeschäften, bis er im December 1799 Generalsekretär der Consuls wurde und so in das Ministerium kam. Er war Napoleons Vertrauter, redigirte die Bulletins, wurde 1811 Senator, Herzog von Bassano u. Minister des Auswärtigen, stimmte 1812 gegen den Krieg mit Rußland, war Chef der polnischen provisorischen Regierung zu Wilna, leitete das ganze Magazinwesen der großen Armee u. führte die Unterhandlungen mit dem diplomatischen Corps fast allein. 1813 war er Kriegsminister zugleich; doch, als seine Verhandlungen mit den Alliirten fehlschlugen, mußte er Caulaincourt seine Ministerien überlassen u. begleitete den Kaiser als Staatssekretär. 1814 war er beim Congresse von Chatillon u. dann der einzige Minister bei der Abdankung Napoleons zu Fontainebleau. Während der 100 Tage trat er als Minister des Innern ein, flüchtete nach der Schlacht von Waterloo, lebte 1819 zu Linz u. Grätz und kehrte dann nach Frankreich zurück. 1834 erhielt er die Pairie und wurde Minister des Innern; doch gab er schon nach 3 Tagen seine Dimission. Er gehörte in der Pairskammer seitdem zur gemäßigten Opposition u. starb 1839.

Marezoll, Johann Gottlob, geb. 25. Dezember 1761 zu Plauen im sächsischen Voigtlande, studirte daselbst, dann (seit 1779) zu Leipzig Theologie, ward 1783—86 Hauslehrer bei einem Förster in der Einsamkeit an der sächsisch-böhmischen Gränze (mit einem Jahrgehalt von 30 Thlrn.), studirte daselbst mit anhaltendem Fleiß, ließ, von Zollikofer aufgemuntert, 1787 (anonym) „das Christenthum ohne Geschichte u. Einkleidung," u. ein Bändchen „Predigten" drucken, ward in Folge davon 1789 Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie in Göttingen, 1794 Hauptpastor an der Petrikirche in Kopenhagen, 1803 Superintendent u. Pastor an der Stadtkirche zu Jena, kränkelte lange u. starb 15. Jan. 1828. M. gehört zu den besseren protestantischen Kanzelrednern. Logische Anordnung, geschickter Periodenbau, blühende Sprache u. hohe Freimüthigkeit sind die Hauptschönheiten seiner ziemlich zahlreichen Predigten, denen auf der andern Seite Rationalismus u. Mangel des biblisch-christlichen Elements nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht werden. — Predigten, Leipz. 1787. Predigten, vorzüglich mit Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters, Göttingen 1790—92. 2 Bde. 2. A. das. 1795; Predigten über Religiosität und einige andere Gegenstände, welche auf die sittliche Denkart der Menschen Einfluß haben, Lübeck u. Leipzig 1797; Predigten, an Festtagen u. bei besondern Gelegenheiten gehalten, Jena 1806, 2. Aufl., Gotha 1818, 2 Thle; Beiträge zur Belebung des religiösen Sinns in Predigten, Jena 1811; Homilien, herausgegeben von Schott, Neustadt 1829; Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht, Leipz. 1789, 4. Aufl. 1817; mehrere einzelne Predigten, besonders auf das Reformationsfest; hinterlassene Predigten, herausgegeben von Apel, Altenburg, 1840. x.

Marforio, heißt eine große verstümmelte Statue des alten Flußgottes gleiches Namens, die sich im Hofe des Kapitols zu Rom befindet u. woran, eben so, wie an den Pasquino (s. d.) Schmähschriften jeder Art angeheftet wurden. Vgl. den Artikel Pasquill.

Margaretha. I. Heilige dieses Namens. 1) Die heilige M., Königin von Schottland, die Großnichte Eduards des Bekenners, Königs von England, begab sich, durch das Unglück ihrer Familie zur Flucht genöthigt, mit ihrem Bruder Edgar auf ein Schiff, das aber von einem heftigen Sturme an die Küsten von Schottland geworfen wurde. Malcolm III., König dieses Landes, gewährte Beiden eine sehr günstige Aufnahme u. fühlte ihr Unglück um so

lebhafter, da er früher selbst in einer ähnlichen Lage sich befunden hatte. M. leuchtete nun in Schottland als der schönste Tugendstern, zog daher nicht so sehr durch ihre seltene Schönheit, als durch die glückliche Vereinigung aller Eigenschaften des Geistes und des Herzens die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich. Die ihr erwiesene Ehre konnte aber ihre Demuth nicht gefährden; ihr ganzes Streben ging dahin, das Wohlgefallen Gottes auf sich zu ziehen. Nur in dem Besitze der göttlichen Liebe fand sie ihre Wonne; diese Liebe nährte sie daher auch beständig durch Gebet u. Betrachtung, u. in diesen Uebungen brachte sie oft ganze Tage zu. Da sie in der Person der Armen nur den Heiland sah, benützte sie jede Gelegenheit ihnen zu dienen, sie zu trösten u. für ihre verschiedenen Bedürfnisse zu sorgen. — Durch diese herrlichen Tugenden von hoher Achtung für M. durchdrungen, machte ihr Malcolm den Antrag, sich durch die Bande der Ehe mit ihm zu verbinden. Sie willigte ein und ward nach vollzogener Vermählung im Jahre 1070, dem 24. ihres Alters, als Königin von Schottland gekrönt u. gewann durch ein ehrerbietiges und zuvorkommendes Benehmen bald das ganze Herz ihres Gemahls. Dieses Einflusses bediente sie sich auch, um das Aufblühen der Religion und der Gerechtigkeit zu befördern, die Beglückung des Volkes zu wirken u. ihrem Gemahle jene Gesinnungen einzuflößen, die ihn zu einem der tugendhaftesten Könige Schottlands machten. Der König ward durch die Weisheit u. Frömmigkeit seiner Gemahlin so entzückt, daß er ihr nicht nur die Verwaltung seiner häuslichen Angelegenheiten überließ, sondern auch noch bei der Regierung des Staates ihren Rath befolgte. M. wußte aber mitten in dem Geräusche des Hofes und dem Gewirre der Geschäfte allezeit ihre Geistessammlung zu bewahren u. sich gegen die Gefahren der Zerstreuung zu sichern. Durch Gebet und Selbstverläugnung hielt sie alle ihre Gedanken stets auf Gott gerichtet. Gott segnete Malcolms u. M.s Ehe mit sechs Söhnen u. zwei Töchtern, die ihrer tugendhaften Eltern sich nicht unwürdig erzeigten. Als die Söhne des Unterrichts empfänglich geworden, gab ihnen die sorgsame Mutter besonders durch Gottesfurcht ausgezeichnete Lehrer und Erzieher. So gelang es ihr, für Schottlands Thron mehre Könige zu bilden, welche mit großem Ruhme der Tapferkeit, Weisheit u. Frömmigkeit regierten. Mit derselben Sorgfalt erzog sie auch ihre Töchter, welche in kräftigerem Alter als Gefährtinnen bei allen ihren Religionsübungen und guten Werken sie begleiteten. M. sah das Königreich Schottland als eine große Familie an, deren Mutter sie sei. Sie hielt sich daher verpflichtet, die Würde, zu der sie die Vorsehung erhoben, und die Gewalt, welche der König in ihre Hände gelegt hatte, zur Beglückung dieses Volkes stets zu benützen. Da sie aber wußte, daß das Glück der Völker von der genauen Befolgung der Religionsvorschriften unzertrennlich sei, bemühte sie sich vor Allem, den Mißbräuchen zu steuern und die Unwissenheit zu verbannen, in welcher der größte Theil der Schotten in Bezug auf das Christenthum lebte. Ihre erste Sorge ging deßwegen dahin, überall heilige Priester und eifrige Verkünder des Evangeliums aufzustellen. Sie unterstützte mit ihrem Ansehen die geistliche u. weltliche Obrigkeit, damit sie den Unordnungen desto wirksamer Einhalt thun könnte. Weil sie die schottische Nation sittigen u. bilden wollte, gewährte sie auch den Künsten u. Wissenschaften kräftigen Schutz. Dadurch verschwand die Rohheit der Sitten mit der Unwissenheit u. die christliche Tugend blühte mit bürgerlichem Wohlstande auf. — Unter allen ihren Tugenden glänzte vorzüglich die Liebe zu den Armen hervor. Oft beraubte sie sich des zu ihren eigenen Bedürfnissen nöthigen Geldes, um die Nothleidenden zu unterstützen. Wenn sie öffentlich erschien, war sie von einer Schaar Wittwen, Waisen u. jeder Art Unglücklicher umgeben, welche zu ihr, als der gemeinschaftlichen Mutter, hineilten. Nie schickte sie Hülfesuchende ohne Trost u. Unterstützung weg; kehrte sie zu ihrem Palaste zurück, so fand sie auch diesen mit Armen angefüllt, denen sie die Füße wusch und mit ihren eigenen Händen Speisen vorstellte. Es war ihre Gewohnheit, sich niemals an den Tisch zu setzen, als bis sie 9 Waisen und 40 Arme vorerst gelabt hatte. Die Königin besuchte auch oft

die Spitäler, wo die Kranken ihre Demuth u. unaussprechliche Zärtlichkeit nicht genug bewundern konnten. Auch unglückliche Schuldner befreite sie durch ihre Almosen und half verarmten Familien wieder auf. Malcolm unterstützte bei allen diesen guten Werken eifervoll seine Gemahlin, und ahmte ihrem christlichen Sinne nach. — In der Fasten- und Adventszeit stand M. um Mitternacht auf und ging in die Kirche, dem Gottesdienste beizuwohnen. Wenn sie wieder in ihr Gemach zurück kam, genoß sie eine oder zwei Stunden der Ruhe, worauf sie sich in ihre Kapelle begab, wo sie nebst dem Hochamte noch vier bis fünf stille Messen hörte. Außer diesem verrichtete sie noch in ihrem Gemache zu bestimmten Stunden ihr Gebet mit inniger Andacht, und oft unter häufigen Thränen. In ihrer tiefen Demuth wünschte sie oft von ihrem Beichtvater jene Zurechtweisungen, welche von Anderen gemeiniglich so ungern erduldet werden. Alle Jahre hielt sie zwei Fasten von 40 Tagen, eine vor Weihnachten u. die andere vor Ostern, in denen sie sehr strenge Buße übte. — Malcolm ward in einem Kriege, wozu er sich, so friedfertig er auch war, um sein Land zu vertheidigen, genöthigt sah, meuchlerischer Weise 1093 getödtet. Kurz nachher hatte sein Sohn Eduard dasselbe Loos. Die Schottländer fühlten großen Schmerz über diesen zweifachen Verlust, besonders tief wurde aber das Herz der Königin dadurch verwundet; allein ihre Tugend gab ihr Stärke, diese Unglücksfälle zu ertragen. Sie lag krank darnieder und befand sich sehr übel, als sie die Trauerbotschaft erhielt. Während der 6 Monate, die sie auf dem Krankenlager zubrachte, hörte man nie eine Klage aus ihrem Munde. Sie ertrug im Gegentheile ihre, jeden Tag sich mehrenden, Leiden mit bewundernswürdiger Geduld. Als sie ihren Tod herannahen fühlte, wiederholte sie mehre Male die Worte: „Herr Jesus! der du durch deinen Tod der Welt das Leben gegeben hast, befreie mich von allem Uebel.“ Endlich ward ihre Seele von den Banden des Leibes befreit am 16. November des Jahres 1093, in dem 47. ihres Lebens. Sie ward 1251 von Innocenz IV. heilig gesprochen u. 1693 setzte Innocenz XII. ihr Fest auf den 12. Juni. — 2) M. von Cortona, Büsserin, zu Alviano in Toskana von gottesfürchtigen Landleuten geboren, fiel frühzeitig in die Stricke der Verführung. Hiedurch mit dem Laster allmälig vertraut geworden u. nach gänzlicher Ungebundenheit sich sehnend, verließ sie zuletzt selbst ihre heimathliche Wohnung u. eilte in eine nahe Stadt, um dem völligen Verderben sich hinzugeben. Viele Jahre lebte sie dort mit einem reichen Jünglinge in verbotenem Umgange. Doch die allerbarmende Huld des Vaters im Himmel zerbrach endlich die Bande, wodurch die Unglückliche so lange an die Sünde gefesselt war. Sie erblickte eines Tages einen halb von den Würmern verzehrten Leichnam u. erkannte mit Schrecken darin den Körper des ihr so verderblichen Jünglings. Durch diesen gräßlichen Anblick ward M. so ergriffen, daß in ihrem Herzen ein plötzlich erwachtes Reuegefühl über den bisherigen Sündenwandel und Abscheu vor der Sinnlichkeit die böse Lust gänzlich in ihr überwältigte. Ihr Entschluß war, sich zu den Füssen ihres Vaters zu werfen (ihre Mutter war längstens gestorben) und ihn unter bitteren Thränen um Verzeihung wegen seiner so oft verachteten Warnungen anzuflehen. Obgleich der väterlichen Liebe sich unwürdig achtend, wollte sie doch ihr früheres Verschulden, so viel sie vermochte, wieder gut machen. Sie war damals 25 Jahre alt. Die Verirrungen ihrer Jugend beweinte sie jetzt Tag u. Nacht und kein Opfer wäre ihr zu schwer gewesen, wenn sie dieselben aus ihrem Leben hätte tilgen können. Im tiefsten Schmerze dachte sie dann auch des ihrer Heimath gegebenen Aergernisses. Sie erschien daher mit einem Stricke um den Hals an der Pfarrkirche zu Alviano, dadurch ihre Umänderung zu erkennen gebend u. öffentlich ihre Reue bezeugend, Andern eine Gelegenheit des Falles gewesen zu seyn. Da sie aber wegen der Verfolgungen ihrer Stiefmutter in dem väterlichen Hause nicht bleiben konnte, begab sie sich nach Cortona, wo sie bei einem Geistlichen aus dem Orden des heiligen Franciscus eine allgemeine Beicht mit den lebhaftesten Dankge-

fühlen ablegte. Unerschütterlich in ihrem Entschlusse aufrichtiger Besserung, ließ sich M. nie mehr durch die Andränge der Feinde ihres Heils muthlos machen. In stiller Abgeschiedenheit lebte sie ferner nur ihrem zu lange vergessenen Heilande, erwarb sich durch Handarbeit den nöthigen Unterhalt und brachte durch strenge Bußübungen ihren Leib, der vorher dem Laster gefröhnt hatte, in die so heilsame Dienstbarkeit des gottergebenen Geistes. Voll Verlangens, sich ganz dem Herrn zu widmen, bat sie um die Erlaubniß, in den dritten Orden des heiligen Franciscus treten zu dürfen, was ihr auch nach einer 3jährigen Prüfung zugestanden ward. Sie starb den 22. Februar 1297, nachdem sie 23 Jahre ein vollkommenes Muster der Buße gewesen und wurde im Jahre 1728 von Benedikt XIII. heilig gesprochen. Ihr Leib, der sich ohne die geringsten Merkmale der Verwesung erhalten hat, wird zu Cortona in der Kirche der Klosterfrauen von der Regel des heiligen Franciscus aufbewahrt, welche daher den Namen zur heiligen M., statt des früheren zum heiligen Basilius, erhielt. — 3) M., Prinzessin von Ungarn. Vor den Mongolen nach Dalmatien flüchtig, gelobte Bela IV. 1242, das Kind, dessen die Königin genesen würde — sie war in gesegneten Umständen — der Kirche zu weihen. Sie gebar eine Tochter, M. geheißen. Nach dem Abzuge der Mongolen in sein Königreich rückkehrend, erbaute der König auf einer Insel zwischen Ofen u. Pesth ein Kloster, in welchem M. erzogen, später Klosterfrau, zuletzt Aebtissin wurde u. im Jahre 1271 oder 1272 starb. Ihre Kanonisation wurde einige Male von den späteren Königen in Anregung gebracht. In Ungarn wird sie als Heilige verehrt. Die erwähnte Insel heißt nach ihr noch jetzt die M.en-Insel (s. Pray, Historia beatae Margarethae u. Mailáth, Geschichte der heiligen M. in Hormayers und Mednyanski's historischem Taschenbuche). Mailáth 3).

Margaretha. II. Fürstliche Personen dieses Namens. 1) M., Königin von Dänemark, Norwegen u. Schweden, wegen ihrer Staatsklugheit und Standhaftigkeit die nordische Semiramis genannt, Tochter Königs Waldemar III. von Dänemark, mit dessen Tode 1375 der männliche Stamm der Könige von Dänemark erlosch. Dieser Todesfall hatte die wichtige Folge, daß Anfangs Norwegen, hernach auch Schweden mit Dänemark vereinigt wurde. Die Dänen wählten nämlich zu ihrem Könige Olaf IV., Waldemars Enkel von seiner Tochter M., welcher 10jährige Prinz wenige Jahre nachher von seinem Vater, Hakon VIII., das Königreich Norwegen nebst seinem Anspruche an Schweden erbte. Nach Olaf's Tode 1387 wurde dessen Mutter M., bisherige Regentin beider Reiche, sowohl von Dänemark, als auch von Norwegen als Königin erkannt. Weil nun Dänemark noch von Waldemar's Zeiten her mit Schweden in Krieg verwickelt war, so führte M. den von ihrem Sohne ererbten Anspruch an dieses Reich, mit Hülfe der dortigen mißvergnügten Stände so glücklich aus, daß sie, nach Gefangennehmung des schwedischen Königs Albrecht, 1388 auch in den Besitz des schwedischen Thrones gelangte. Als sie sich in ihrem 34. Jahre im Besitze der drei nordischen Reiche befestigt hatte, brachte sie es mit ungemeiner Staatsklugheit dahin, daß man nicht allein ihren in Dänemark 1396 u. in Norwegen 1388 erwählten Thronerben, Herzog Erich von Pommern, als Thronfolger erkannte, sondern daß auch alle drei Reiche zu Calmar 1397 einen Verein schlossen, durch welchen sie in einen ewigen Vereinigungsbund gegen jeden fremden Angriff, unter einem gemeinschaftlichen, von allen 3 Reichen zu wählenden Könige traten, aber mit Beibehaltung der innern besondern Regierungsform jedes Reichs. Allein diese calmarische Union war durch zu lockere Bande befestigt, als daß sie hätte dauerhaft seyn, oder zum Wohle der drei Reiche gereichen konnen. Schon gegen M. hatten die Schweden große und billige Beschwerden, und als diese 1412 starb, entstanden langwierige Kriege, durch welche endlich die Union wieder vernichtet wurde. Aber seit 1587 ist Norwegen bis auf die neueste Zeit mit Dänemark vereinigt geblieben. — 2) M. von Anjou, Tochter des Grafen von Provence, René von Anjou, geboren 1425, vermählt 1443 mit Heinrich VI.

von England, Feindin des Herzogs von Gloucester, stellte sich an die Spitze der Truppen gegen den Herzog von York, den sie bei Wakefield, so wie den Grafen Warwick bei St. Albans besiegte. Bei Towton u. Exham geschlagen, ergriff sie die Flucht, ward von Räubern angefallen, denen sie ihren Sohn mit den Worten darstellte: „Ich vertraue euch den Sohn eureres Königs an." Sie kehrte 1471 aus Frankreich zurück, ward bei Tewkesbury geschlagen u. mit ihrem Sohne gefangen nach London geführt, wo sie ihn tödten sah. Von Ludwig XI. losgekauft, starb sie 1482. — 3) M. von Valois, Königin von Navarra, Schwester Franz I., glänzte eben so durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit. Sie wurde 1492 geboren u. vermählte sich 1509 mit dem Herzoge von Alençon, der 1525 starb. Theils der Tod ihres Gemahls, theils die Gefangennehmung ihres Bruders, des Königs, schlugen sie nieder. Aus zärtlicher Sorge für den letzteren reiste sie selbst nach Madrid, um ihn in seiner Krankheit und Verhaftung zu pflegen. 1527 vermählte sie sich mit dem Könige von Navarra. Außerordentlich war M. den Gelehrten u. der Gelehrsamkeit zugethan, auch schrieb sie selbst vortrefflich, sowohl in Versen, als in Prosa. Für einige Zeit neigte sie sich auf die protestantische Partei, starb aber als Glied der katholischen Kirche 1549. Unter ihren Werken ist das bekannteste ihr Heptameron, oder die Novellen der Königin von Navarra. — 4) M. von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren 1552, vermählt 1572 mit dem Prinzen von Béarn, nachmaligem Könige (Heinrich IV.), dem sie durch ihre leichten Sitten solchen Anstoß gab, daß er sich von ihr, als er den Thron bestiegen hatte, trennte. Den Rest ihres Lebens brachte sie im Umgange mit Gelehrten hin. Sie hinterließ bei ihrem Tode (1615) Gedichte u. Memoiren. — 5) M. von Österreich, geboren zu Gent 1480, einzige Tochter Kaisers Maximilian I., wurde in Frankreich erzogen u. daselbst mit dem Dauphin verlobt. 1491 aber verheirathete sich dieser mit der Erbin von Bretagne und M. bekam 1497 zum Gemahl den Infanten von Spanien. Da dieser bald hernach starb, so vermählte sie sich 1501 mit dem Herzog von Savoyen. Nach dessen Tode kehrte sie 1504 zu ihrem Vater nach Deutschland zurück. Sie starb als Statthalterin der Niederlande 1530, alt 50 Jahre. Auch von ihr hat man verschiedene Schriften in Prosa und Versen. — 6) M. von Parma, natürliche Tochter Karls V. u. der Flamländerin M. Baugeste, vermählt mit dem Herzoge Alexander von Medici von Florenz und nach dessen Ermordung 1537 mit dem Herzoge von Parma, Octavio Farnese. Die Niederlande, welche sie zu allgemeiner Achtung verwaltete, überließ sie dem Herzoge von Alba (s. d.). Sie starb zu Neapel 1586.

Maria. I. Die allerseligste Jungfrau u. Mutter Jesu Christi. — M. (hebräisch Mirjam, d. h. Stern des Meeres), stammte aus der königlichen Familie Davids, die wahrscheinlich zur Zeit, als ein Ausländer, der Idumäer Herodes, das Scepter in Israel führte und die ganze Königsfamilie der Asmonäer grausam ausrottete, ihren Stammort verlassen und zu Nazareth, einer kleinen Bergstadt Galiläa's, ihren verborgenen Aufenthalt genommen hatte. Ihr Vater war Joachim, aus Davids Stamme, ihre Mutter Anna, aus dem Stamme Levi und der Familie Aarons. M. war, einer alten Ueberlieferung zufolge, ein Kind der Gnade, von den kinderlosen Eltern durch Gebet und Gelübde erfleht, und darum schon von Kindheit an dem Dienste Gottes geweiht. Schon nach vollendetem 3. Jahre ward sie zu den gottgeweihten Kindern und Jungfrauen gebracht, die, dem uralten Gebrauche des alten Bundes gemäß, um vor jeder unreinen Berührung mit der Welt bewahrt zu bleiben, am Heiligthume erzogen wurden und daselbst Gott in Gebet und heiligen Uebungen dienten. (Vergleiche über die Jungfrauen am Tempel Exod. 38, 8. Richter 11, 39. I. Buch der Könige 2, 22. Josephus Antiq. 5, 10. 1.) Schon die ältesten Väter thun von diesem Aufenthalte M.s im Tempel Erwähnung; Vergleiche Origenes in Matth. 23, 35. Wahrscheinlich stand sie dort unter dem Schutze ihres Verwandten von mütterlicher Seite, des ehrwürdigen und selbst kinderlosen Priesters Zacharias.

Den gottgeweihten Mädchen und Jungfrauen im Tempel war es gestattet, nach erlangter Volljährigkeit, d. h. mit dem 14. Jahre, den Tempeldienst zu verlassen. M. aber hatte ihre Jungfräulichkeit Gott geweiht und würde wohl im Tempel geblieben seyn, hätte nicht Gottes Rathschluß, dessen gehorsame Magd sie von ihrer Kindheit an gewesen, sie zu Anderem berufen. Sie sollte die jungfräuliche Mutter des Sohnes Gottes werden, und das Geheimniß seiner Geburt sollte der Welt und, wie der heilige Ignatius M. sagt, dem Feinde des Menschengeschlechtes verborgen bleiben bis zu seiner feierlichen Enthüllung als des erwarteten Messias. Darum ward sie, dem Gesetze gemäß, verlobt an Joseph, ihren nächsten Anverwandten, der ein Sohn Jakobs, aus davidischem Stamme entsprossen war und, wie alle ihre näheren Verwandten von der Seite ihres Vaters, zu Nazareth wohnte. Josephs anderer Bruder, Klopas, oder Alphäus mit Namen, der sich ebenfalls in Nazareth niedergelassen hatte, war mit einer M. vermählt, die dieser Verwandtschaft wegen „Schwester“ der Mutter Jesu genannt wird. Söhne des Klopas oder Alphäus und dieser M. waren Jakobus, Joses, Simon und Judas (Matth. 13, 55—56.), die deßhalb „Brüder des Herrn“, sowie Jakobus auch „Jakobus Alphäi“ genannt wurden. Obwohl vermählt mit Joseph, war M., was sie von ihrer Kindheit an gewesen, eine Magd Gottes, nur seinem Dienste geweiht, und wußte, daß Gott selbst, auf dessen Befehl sie das Verlöbniß mit Joseph geschlossen, ihre jungfräuliche Reinheit beschützen würde. Verborgen vor der Welt, diente sie Gott und harrte der Erfüllung der Verheißung, deren Erwartung damals mehr, als je, alle Herzen in Israel in Spannung hielt und alle Völker des Aufganges und des Niederganges bewegte. Da war die Fülle der Zeiten gekommen, und Gott suchte sein Volk heim. Der Erzengel Gabriel ward von Gott nach Nazareth gesandt zu der auserwählten gnadenvollen Braut des Himmels, zu verkünden ihr die Botschaft von Gott. Kurz und von wunderbarer Einfachheit sind die Worte des Evangeliums, aber himmlisch erhaben u. inhaltsschwer. Der Engel begrüßt die Demüthige mit den Worten: „Sei gegrüßt du Gnadenvolle; der Herr ist mit dir; du bist die Gebenedeiete unter den Weibern.“ — Die Worte: „Du bist die Gebenedeiete unter den Weibern,“ konnten M. keinen Augenblick über den Sinn der Botschaft in Ungewißheit lassen. Aus Davids Stamme ward sie erwartet, die den Emanuel gebären u. der Schlange den Kopf zertreten sollte. Aber wenn gleich von ihrer ersten Kindheit an einem unmittelbaren höheren Gnadenzuge folgend, und wie eine himmlische Liebesblume in aller Fülle der Gnade prangend, hatte ihre Seele wohl nach der Erscheinung der Gebenedeieten zu Gott geseufzt und gebetet, aber nie war ihrer demüthigen Seele der Gedanke genaht, daß sie selbst die Gnadenvolle seyn würde. Darum „ward sie, als sie solche Botschaft vernommen, in ihrem Gemüthe verwirrt und dachte, welch ein Gruß das sei.“ Aber der Engel sprach: „Fürchte dich nicht M.; denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen und gebären einen Sohn und Seinen Namen nennen „Jesus“. Dieser wird groß seyn und ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden; und Gott der Herr wird Ihm geben den Thron Seines Vaters David; und Er wird herrschen im Hause Jakobs ewig, und seines Reiches wird kein Ende seyn.“ Hier war die ganze Fülle der messianischen Weissagung vor ihr ausgesprochen und sie mit den klarsten Worten als von Gott auserkorene Mutter des Heilandes bezeichnet. Gott wartete auf ihre Einwilligung, auf ihre Mitwirkung durch freien Gehorsam; aber sie schien noch zu zweifeln. Sie hatte ewige Jungfrauschaft Gott gelobt und wollte nie einen Mann erkennen. Ohne Zweifel hatte sie nur auf Gottes Eingebung und Geheiß sich unter Josephs Schutz begeben und von Gott die Verheißung erhalten, daß sie ewig nur dem Himmel gehören werde, und doch wird ihr nun gesagt, sie werde Mutter des Erlösers werden. Darum spricht sie zum Engel: „Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Aber der Engel erwiederte ihr, nicht aus einer irdischen Verbindung werde der Messias hervorgehen und sie werde, ungeachtet ihrer Mutterschaft, die angelobte Braut

des Himmels bleiben. Denn er spricht: „Der heilige Geist wird über dich herabkommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, was aus dir geboren werden soll, der Sohn Gottes genannt werden.“ Da erkannte M. die Gnadenwahl Gottes, die sie zu unaussprechlicher Würde erhob und in ihr der Welt eine neue Mutter der Lebendigen, die Mutter des Erlösers gab, und sprach: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte.“ — Die Parallele zwischen dem Ungehorsame Eva's und dem Gehorsame M.s liegt hier für jedes gläubige Gemüth so nahe, daß wir uns einer näheren Entwickelung derselben überheben dürfen. Die Kirche hat diese innige Beziehung Eva's und M.s vom Anfange an erkannt, u. so wie sie Eva als Mitwirkerin der durch Adam über alle Menschen gekommenen Schuld, so hat sie M. als Mitwirkerin der durch Christus über alle Menschen gekommenen Erlösung betrachtet und mit der dankbarsten und glühendsten Liebe verehrt. Von Ewigkeit her war als Krone und Vollendung der ganzen Schöpfung der Mensch, dieses erhabene und geheimnißvolle Abbild des Sohnes Gottes, vorher bestimmt. In ihm sollte die ganze Schöpfung ihre Verklärung und Ruhe, durch ihn ihre Vereinigung mit Gott finden, also, daß nach der Schöpfung des Menschen alles Erschaffene in die Sabbathsruhe Gottes eintrat u., falls der Mensch in der Prüfung bestand und in den Plan der ewigen Liebe einging, Gott Alles in Allem geworden wäre. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde (Genes. 1, 27); und selbst als Adam und Eva nach dem Sündenfalle demselben nicht mehr entsprachen, ging die ewige Vorherbestimmung für die Menschen nicht verloren. Was sie durch eigene Schuld verloren hatten und durch eigenes Verdienst nie wieder erlangen konnten, das sollte ihnen wieder gegeben werden durch Gottes erbarmende Liebe. Eine neue Schöpfung ward von Gott zur Erneuerung u. Rettung der durch Adam und Eva gefallenen Schöpfung verheißen. Ein anderer Adam und eine andere Eva sollten das von den ersten Stammeltern entsprossene Geschlecht erneuern. Darum sprach Gott zur Schlange im Paradiese: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen; sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse mit List nachstellen. Hier wird die Verheißung der Erlösung an die Mutterschaft M.s angeknüpft, so wie sie ja auch nur durch ihren göttlichen Sohn u. in Vereinigung mit ihm die Hoffnung des Menschengeschlechtes u. die Ursache unseres Heiles genannt wird. Die Hoffnung auf die Erfüllung dieser Verheißung war die belebende Seele des alten Bundes u. selbst den Heidenvölkern nie ganz entschwunden. Es war kein Heidenvolk auf der ganzen weiten Erde, das nicht auf einen vom Himmel herniedersteigenden Erretter der Menschen gehofft und nicht dessen Geburt von einer Jungfrau erwartet hätte. Das auserwählte Volk Gottes hat den erwarteten Erlöser nie anders, als in innigster Verbindung mit der „Gebenedeieten unter den Weibern“ aufgefaßt. So wie das herrliche Urbild des Menschen, das, nach dem Sohne Gottes geformt, in Adam seine Verwirklichung gefunden hatte, auch durch den Sündenfall nicht verloren ging, sondern einer Seits im Rathschlusse Gottes und seiner ewigen Vorherbestimmung fortbestand, anderer Seits in der Sehnsucht und gläubigen Erwartung des israelitischen Volkes fortlebte: so war auch Eva's reines herrliches Bild durch die Sünde nicht ausgelöscht. In Gottes ewiger Auserwählung bestand es fort und es sollte einmal wieder auf Erden seine Verwirklichung erhalten, und mit der vollen Strahlenkrone der Gnade und Seligkeit geschmückt werden, die Eva, weil sie ungehorsam wurde, von sich abgewiesen hatte. Darum war „die Gebenedeiete unter den Weibern“ unter dem Volke Gottes ein Gegenstand der Hoffnung und gläubiger Verehrung, u. sie hatte auf Sion mitten unter dem von Gott erwählten und geehrten Volke gewisser Maßen schon ihre Wohnung genommen, ehe dieses herrliche Abbild der ewigen Weisheit mit anderen, als mit geistigen, Augen geschaut werden konnte. Die Kirche wendet daher in ihrem tiefen Sinne auf M. die Worte Eccles. 24, 14—19. an, wo es heißt: Vom Anfange u.

von der Zeit bin ich geschaffen, und bis in Ewigkeit werde ich nicht untergehen, und im heiligen Hause war ich seine Dienerin vor seinem Angesichte. Und so habe ich in Sion einen bleibenden Sitz bekommen, und in der heiligen Stadt meine Ruhe gefunden und in Jerusalem meine Macht begründet. Eingewurzelt habe ich mich in dem geehrten Volke; erben wird dasselbe im Antheile meines Gottes, und in der Fülle der Heiligen wird meine Wohnung seyn. Wie eine Ceder auf dem Libanon rage ich empor, wie eine Cypresse auf Sions Berg. Wie eine Palme in Cades steige ich in die Höhe, wie ein Rosenstrauch in Jericho, wie ein schimmender Oelbaum auf dem Felde, wie eine Platane neben dem Wasser am Wege bin ich erhöht. Wie Zimmet und duftender Balsam verbreite ich Wohlgeruch; wie kostbare Myrrhe streue ich reine Düfte umher." In vielen Bildern des alten Bundes vorbedeutet u. immer bestimmter als Jungfrau u. Mutter verherrlicht, war sie in innigster Vereinigung mit dem verheißenen Messias, der allgemeinen Erwartung der gläubigen Israeliten. „Gott selbst wird euch — sagt der Prophet Isaias 7, 14. — ein Zeichen geben. Siehe eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, dessen Name seyn wird Emmanuel." Das ganze Volk und alle Lehrer in Israel verstanden diese Stelle, bis erst später, nachdem die Juden den erschienenen Emmanuel verläugnet hatten, durch den Aberwitz der Rabbinen eine andere Deutung ihr untergeschoben wurde. Die Geburt M.s war also wie der Aufgang der Morgenröthe der Erlösung; wie ein Morgenstern ging sie der nahenden Sonne der Gerechtigkeit, in deren Glanze sie selbst bereits wunderbar leuchtete, voran. Wie früher Eva aus Adams Seite geformt war: so sollte nun umgekehrt bei der Erneuerung der Schöpfung der neue Adam durch die von Gott geheiligte zweite Eva in die Welt eintreten. Sie war die Thüre des Himmels, durch die der Sohn Gottes in die Welt eintrat. Wie eine Rose, in Gottes Garten erblüht, die ihren Kelch nur dem Himmel geöffnet, sollte sie in sich bergen den köstlichsten Duft, der die Welt mit himmlischem Wohlgeruche erfüllen und den Modergeruch der Sünde und des Todes aus derselben vertreiben sollte. Wie eine Arche des neuen Bundes sollte sie das Manna bergen, das der Welt ein Brot des Lebens u. der Unsterblichkeit zu seyn bestimmt war. Seine geheiligte Braut, sein auserwähltes Gefäß der Gnade hatte der Himmel bestimmt zur Vermittlerin aller Gnaden, die durch den menschgewordenen Gottessohn, als der Urquelle aller dieser Gnaden, dem Menschengeschlechte gespendet werden sollten. Wenn uns die Offenbarung über die Person M.s weiter Nichts lehrte, als diese wunderbare Auserwählung zur Mutter des Sohnes Gottes, dann wäre die hohe Verehrung schon vollkommen gegründet, welche die gläubige Christenheit ihr widmet. Vom himmlischen Vater als zweite Mutter der Lebendigen gnadenvoll bereitet, ward sie von ihm zur Mutter seines eingeborenen Sohnes bestimmt und wurde dann, durch die Kraft des heiligen Geistes überschattet, Mutter des Sohnes Gottes. Da in ihr die göttliche Natur, mittelst deren er eines Wesens (ὁμοούσιος, consubstantialis) ist mit seinem himmlischen Vater, zu Einer untrennbaren Person vereinigt war und ewig bleiben wird mit seiner menschlichen Natur mittelst deren er gleicher Wesenheit ist mit seiner jungfräulichen Mutter (homo est ex substantia matris): so war u. ist M. in Wahrheit Mutter Gottes u. verbleibt in alle Ewigkeit mit Dem, vor welchem sich alle Kniee beugen im Himmel und auf Erden, im Verhältnisse einer gnadenreichen, und von allen, durch die Menschwerdung erlöseten, Geschöpfen verherrlichten Mutterschaft. Nachdem M. der Botschaft des Engels geglaubt u. sich als Magd des Herrn erklärt hatte, empfing sie den Heiland der Welt mittelst des Glaubens, indem ihre reine Seele, im Zustande heiliger Ekstase, sich zu Gott erhob und sie so in gnadenvoller Verzückung zum Tabernakel Gottes geweiht wurde. Es war der Augenblick der höchsten Weihe u. Heiligung für sie, wie sie nie einem Sterblichen, nie einem Geschöpfe außer ihr zu Theil geworden ist. Das Entzücken ihrer Seele sprach sie bald darauf in dem wundervollen Lobgesange: „Magnificat" aus. Unvergleichlich spricht sich über dieses Geheimniß der heilige Augustinus

aus in seiner Rede über die Heiligen: „Aufgehoben ist in M. der Unglücksspruch, der an Eva verkündet wurde: „In Schmerzen sollst du deine Kinder gebären; weil sie in Freude den Heiland gebar. Denn Eva trauerte, M. war in Freude entzückt; Thränen empfing Eva, Freude M., weil jene einen Sünder gebar, diese einen Gerechten. Die Mutter unsers Geschlechtes brachte die Strafe in die Welt; die Mutter unsers Erlösers brachte das Heil in die Welt. Urheberin der Sünde war Eva, Urheberin des Verdienstes M.; Eva schadete uns, denn sie brachte den Tod; M. nützte uns, denn sie brachte das Leben. Jene verwundete, diese heilte, denn Ungehorsam ward durch Gehorsam gesühnt; Glaube machte den Unglauben wieder gut." — Als nun mittelst ihrer Seele der Sohn Gottes sich mit ihr vereinigt hatte, um in ihrem jungfräulichen Schooße die menschliche Natur anzunehmen, da eilte sie übers Gebirge in eine Stadt Judas' (wahrscheinlich Hebron) zu ihrer Verwandten Elisabeth, welche wunderbarer Weise noch im hohen Alter Mutter des Vorläufers Johannes werden sollte, wie der Engel bei der Verkündigung der Botschaft ihr gesagt hatte, um, mit dieser Gottbegnadigten vereint, sich der unaussprechlichen Heimsuchung Gottes zu erfreuen. Als aber Elisabeth M. in ihr Haus treten sah u. ihren Gruß vernahm, da hüpfte das Kind, das sie unter dem Herzen trug, vor Freuden auf. Sie selbst aber ward vom heiligen Geiste erfüllt u. sprach: „Woher wird mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Denn siehe, als die Stimme deines Grusses in meine Ohren drang, da hüpfte vor Freuden das Kind unter meinem Herzen. Und selig du, die du geglaubt hast; denn in Erfüllung wird gehen an dir, was dir gesagt ward vom Herrn." Als M. sah, wie Gottes Liebe ihr unaussprechliches Glück, das sie in ihrer Seele verschlossen gehalten hatte, um durch keine Mittheilung an einen Menschen es zu entweihen, wunderbar der ehrwürdigen Verwandtin geoffenbart hatte, da strömte die Fülle der Gnade, die in sie ausgegossen war, in gottbegeistertem Gesange über u. ergoß sich in das herrlichste Lied, das je eines Menschen Zunge gesprochen u. das die Kirche über den ganzen Erdkreis täglich bis in ewige Zeiten erschallen läßt. „Groß macht meine Seele den Herrn und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heilande. Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd. Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter" rc. Siehe Luk. 1, 46—55. Drei Monate blieb M. im Hause des Zacharias, bis zur Zeit, wo der Vorläufer Johannes geboren werden sollte; dann kehrte sie nach Nazareth zurück, im kindlichen Glauben sich ganz u. gar nur Gott überlassend. So wie Gott selbst der Elisabeth die Würde M.s offenbart hatte, so empfing auch Joseph von Gott eine Offenbarung über sie und ward belehrt, daß sie als Braut des heiligen Geistes den Heiland der Welt gebären u. seinem Schutze anvertraut seyn sollte. Joseph nahm auf Gottes Geheiß die Mutter des Herrn als seine anvertraute Gattin in sein Haus u. schätzte u. ehrte sie bis an sein Ende. — Durch eine Verfügung des römischen Kaisers, der, nachdem das Scepter von Israel genommen war, über das heilige Land die Oberherrlichkeit ausübte, mußte es geschehen, daß der Weltheiland nicht in Nazareth, sondern, der Verheißung gemäß, in Bethlehem, der Stadt Davids, geboren wurde. In Armuth u. Dürftigkeit ward Gottes Sohn in einem Stalle geboren und in eine Krippe gelegt. Seine jungfräuliche Mutter, die das göttliche Kindlein nicht wie Eva's sündige Tochter, sondern wunderbar, wie sie es empfangen, geboren hatte, war die Erste, die es anbetend begrüßte, die es selbst einwickelte in Windeln u. die frommen Hirten des Feldes, denen das Geheimniß der Menschwerdung Gottes zuerst geoffenbart worden war u. später die anbetenden Weisen aus dem Morgenlande empfing. — Um zu große Weitläufigkeit zu vermeiden, wollen wir von nun an nur die Hauptgesichtspunkte, unter denen das Leben M.s zu betrachten ist, hervorheben. Wir sehen, wie M., als neue Eva durch Gottes gnadenreiche Auserwählung und durch ihren freien Gehorsam, den innigsten Antheil hatte an dem Werke der Erlösung u. wie der neue Adam durch sie in die Welt eintrat. Die Welt sollte aber erlöset werden durch Leiden u. durch den Gehor-

sam Christi bis zum Tode am Kreuze. Wie hätte aber M. an den erlösenden Leiden ihres Sohnes ohne Antheil seyn können! Und so werden wir sie denn bald nach den Tagen, wo die höchste Wonne u. Gnade über sie ausgegossen war, verwandelt sehen in eine geheimnißvolle Dulderin, die als schmerzhafte Mutter, eine wunderbar erhabene u. rührende Gestalt, allen ihres Geschlechtes den Weg des Lebens zeigend, auf den Pfaden ihres leidenden Sohnes dahinwallt. Nicht litt sie, die Reine, für eigene Sünden, sondern, in innigster Vereinigung mit ihrem göttlichen Sohne, ihre Seele gewisser Massen in die Seinige versenkt u. verschmolzen, wegen der Sünden der Welt, die auf Ihn fielen. Dieser Quellbrunn der Schmerzen begann für sie zu fließen bei der Aufopferung im Tempel u. ergoß sich in immer reichlicheren Fluthen, bis er endlich, als der vom Kreuze abgenommene, mißhandelte Erlöser, in ihren mütterlichen Schooß gelegt wurde, die stille Märtyrin mit einem Meere von Leiden bedeckte. Vierzig Tage nach der Weihnacht nämlich, da M. das göttliche Kindlein dem Gesetze gemäß im Tempel darstellte, erschien der fromme Greis Simeon, nahm das Kind auf seine Arme, pries Gott u. sprach, vom prophetischen Geiste erfüllt: „Nun lässest du, Herr, deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben dein Heil gesehen, das du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker. Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden u. zur Verherrlichung deines Volkes Israel." Dann aber, zu M. sich wendend, sprach Simeon: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle u. zur Auferstehung Vieler in Israel u. zu einem Zeichen, dem widersprochen werden wird, u. selbst deine Seele wird ein Schwert durchbohren; damit offenbar werden die Gedanken vieler Herzen." — Von diesem Augenblicke an war der Mutter ein Blick in die Zukunft des Erdenlebens ihres göttlichen Sohnes geöffnet. Er wird ein vom Himmel gesetztes Zeichen des Widerspruches seyn, damit sich an ihm das Reich der Geretteten u. der Verlorenen auf ewig scheide. Wie er, so wird auch sie, die jungfräuliche Mutter, ein Zeichen des Widerspruches seyn und das Schwert der Schmerzen wird von nun an nicht mehr von ihr weichen. Wie ihr göttlicher Sohn keine andere Speise kannte, als den Willen seines himmlischen Vaters zu thun, wie er kein Wunder that, ohne sein Gebot, u. gehorsam den Kelch des Leidens nahm u. bis auf die letzte Hefe ihn trank: so folgte M. still u. gehorsam den Wegen ihres Sohnes. Sie floh mit ihm, als Herodes den neugeborenen König der Juden tödten wollte, unter Armuth u. Beschwerden nach Aegypten; sie suchte ihn unter Schmerzen 3 Tage lange, u. als sie ihn endlich im Tempel fand, hörte sie von ihm das belehrende Wort: „Wußtest du nicht, daß ich seyn muß in dem, was meines Vaters ist? d. h. daß ich nur meines Vaters Willen zu thun u. die von ihm gezeigten Wege zu wandeln habe?" M. merkte sich, so wie früher Simeons Worte, so auch diese Worte u. bewahrte sie in ihrem Herzen. Still u. beobachtend folgte sie, wie von ferne, seinen Pfaden, in frommer Ergebung die Erfüllung der Weissagung Simeons hinnehmend, so, wie sie geboten wurde, gehorsam, gottergeben, ohne Klage. Weit ging er von ihr hinweg dem Sünder, dem Verirrten nach, bis wohin ihn sein Vater rief; sie folgte nur wie von ferne seinen Wegen u. trug — aber als Mutter — der Verlassenheit u. der Verbannung Schmerz. Nie mischte sie sich ein in sein Thun, keinen Antheil verlangte sie an ihn als ihren Sohn; Nichts von der Herrlichkeit, die aus seiner göttlichen Lehre und aus seinen Wundern auf seine Pfade zurückstrahlte. Nur an seinen Leiden wollte sie ihren Antheil haben u. der ward im reichen Maße ihr zu Theil. Es ward kein Widerspruch gegen ihn erhoben, der sie nicht erinnerte an Simeons Wort; keine Schmach und Verfolgung ward vom rohen Unglauben, von der Bosheit u. Verderbtheit der Welt auf Ihn gehäuft, die sie nicht mit empfand, die nicht ihr Herz wie ein schneidendes Schwert durchdrang. Und als die Tage des letzten Leidens kamen, da hat M. den vollen Kelch mit ihm getrunken. Sie hat um ihn, da er verlassen am Oelberge rang, in Aengsten getrauert; sie wußte von seiner Gefangennehmung, von seiner Verurtheilung; sie sah seine Geißlung u. Dornenkrönung u. begegnete ihm, da er, selbst sein

Kreuz tragend, zur Erde niedersank. Endlich, da selbst seine Jünger, Einen ausgenommen, ihn verlassen hatten; da alle Erdenhoffnung geschwunden war u. Welt u. Hölle übermüthig ihren Sieg zu feiern schienen, da stand M. unterm Kreuz. So war auch die neue Eva gelangt zum Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen; hier brach sie von dem Baume eine bittere Frucht, durch welche der Welt das Leben wiedergegeben ward. Darum stiftete hier der Heiland einen geheimnißvollen Bund zwischen ihr u. seiner Kirche. Denn, vom Kreuze zu M. u. zu Johannes sich wendend, sprach er: „Weib, siehe da deinen Sohn;" und zu Johannes: „Siehe da deine Mutter." Nie hat die Kirche, neben dem Wortsinne, den hohen u. geheimnißvollen Sinn dieses Vermächtnisses, das der Herr selbst am Kreuze gestiftet hat, verkannt und die größten Männer der Christenheit, wie Chrysostomus, Augustinus, Bernardus, haben die beseligende Kraft dieser Worte in ihren schönsten Reden gefeiert. — Daß der Leichnam des Heilandes nach der Abnahme vom Kreuze M. in den Schooß gelegt und daß dann am Ostermorgen der Auferstandene seiner Mutter glorreich erschienen, wird allgemein in der Kirche angenommen u. ist auch an u. für sich so wahrscheinlich, daß es nicht bezweifelt werden kann. M. wohnte nach der Himmelfahrt Jesu zu Jerusalem in Mitten der sich bildenden Gemeinde. Sie war gegenwärtig unter den versammelten Aposteln, als der heilige Geist in Gestalt feuriger Zungen über alle Anwesenden, also auch über sie, herabkam. Ihr Werk für die Kirche war noch nicht vollendet. Sie war in der Kirche die ehrwürdigste Zeugin über Vieles, worüber die Apostel keine Zeugenschaft ablegen konnten. Vieles von ihr Verkündete ist in die schriftlichen evangelischen Berichte übergegangen u. lebt in seiner Vollständigkeit in dem lebendigen Evangelium, in der Kirche Christi, ewig fort. Erfüllt war hier das prophetische Wort des alten Bundes: „In Sion habe ich meinen Wohnsitz bekommen u. in der heiligen Stadt meine Ruhe gefunden u. in Jerusalem habe ich meine Macht begründet. Eingewurzelt habe ich mich in dem geehrten Volke; erben wird dasselbe im Antheile meines Gottes und in der Versammlung der Heiligen wird meine Wohnung seyn." — Dem Jünger der Liebe, dem heiligen Johannes, der beim heiligen Mahle an der Brust des Herrn gelegen, ward das große Glück zu Theile, an M. im Namen der ganzen Kirche treue Kindespflicht zu erfüllen. Einstimmig lehren die heiligen Väter, der Heiland habe durch das am Kreuze gestiftete Vermächtniß gerade ihm seine jungfräuliche Mutter anvertraut, weil er selbst in jungfräulicher Reinheit Gott geweiht war. Dann, als die Kirche fest begründet u. in ihrem innern Leben ausgebildet u. erstarkt war, nahm der Herr seine Mutter auf in die Herrlichkeit des Himmels. Es war im 12. Jahre nach der Stiftung der Kirche, zur Zeit, wo die Apostel sich in alle Welt zur Verkündigung des Evangeliums zerstreuten. Man nimmt an, daß M. 60 Jahre alt geworden. Der heilige Johannes, so erzählt die Ueberlieferung, bereitete ihr ein Grab am Fusse des Oelberges, das bis auf den heutigen Tag gezeigt u. in Ehren gehalten wird, wo die Apostel u. die heilige Gemeinde den Leib, der den Erlöser der Welt getragen, unter großen Ehren bestatteten. Ueber die Himmelfahrt M.s wird weiter unten, wo von den dogmatischen Bestimmungen über die Person M.s gehandelt wird, die Rede seyn. — Die bisher gegebene Darstellung ist unläugbar die kirchliche Auffassung der Bedeutung u. des Lebens der Gottesmutter. In das ganze Leben der Kirche ist diese Auffassung verschlungen und verwebt; dem ganzen Cyklus der im Kirchenjahre gefeierten Marienfeste (s. d.) liegt sie zu Grunde; in allen Gebeten u. Gebräuchen der Kirche spiegelt sie sich ab, und in den Gebeten der heiligen Messe und in den heiligen Tageszeiten kehrt sie wieder, so daß man mit Recht sagen kann: diese Auffassung der allerseligsten Jungfrau sei in das ganze Leben und Seyn der Kirche wesentlich verwachsen und verwoben. Ihr darum einen dogmatischen Charakter absprechen wollen, etwa, weil nicht alle Züge ihres Lebens unmittelbar aus der heiligen Schrift geschöpft u. weil nicht alle, der kirchlichen Auffassung zu Grunde liegenden, Thatsachen gerade von ihr erzählt werden, das

würde mehr als Oberflächlichkeit, es würde entschiedenen Mangel an kirchlichem Sinne verrathen. Die evangelischen Berichte verhalten sich zu der Person und dem Leben M.s ganz in derselben Weise, wie zu der Person Christi selbst und zu allen Hauptlehren des christlichen Glaubens. Die Kirche hat ihre Lehre (s. Tradition) nicht geschöpft aus der heiligen Schrift, sondern aus dem Munde Christi selbst. So ist auch das Leben M.s u. die dogmatischen Bestimmungen über ihre Person nicht aus der heiligen Schrift geschöpft; wohl aber wird das, was die heilige Schrift oft nur in kurzen, immer aber gewählten u. inhaltsschweren, Worten über sie sagt, ohne die kirchliche Auffassung nicht verstanden. Die Verehrung M.s in der Kirche ist älter, als die Abfassung der heiligen Schrift, und die geheimnißvollen und tiefen Worte der heiligen Schrift über sie sind nur ein Zeugniß für bereits Bestehendes. Das Leben u. der Geist geben auch hier dem Buchstaben seine Deutung. Was hinsichtlich der dogmatischen Bestimmungen über die Person M.s zuerst in Betracht kommt, ist die Frage über die unbefleckte Empfängniß (s. den Art. Empfängniß, unbefleckte), welche bekanntlich kein Dogma der Kirche bildet. Dagegen ist es nicht bloß allgemeine Annahme, sondern wirkliches Dogma, daß M. nicht allein vor der Empfängniß und Geburt des Heilands, sondern auch nach der Geburt an Leib und Seele reine, unverletzte Jungfrau gewesen und geblieben sei. Das drückt die Kirche im apostolischen Glaubensbekenntnisse mit den Worten aus: „Der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus M. der Jungfrau." Diejenigen, welche die Jungfrauschaft M.s nach der Geburt, dem Leibe oder der Seele nach, läugneten (Helvidius, Vigilantius), hat die Kirche als Ketzer verdammt. Griechische und lateinische Väter stimmen in dieser Lehre völlig überein, so wie auch die seit mehr als 1000 Jahren von der Kirche getrennten orientalischen Bekenntnisse. Der heilige Augustin vergleicht die wunderbare Geburt des Erlösers mit dem Durchgehen seines Leibes durch verschlossene Thüren. Andere nehmen den Vergleich vom Hindurchdringen des Sonnenstrahles durch das Glas, oder von der geistigen Geburt des Gedankens und des Wortes. In neuerer Zeit haben Ketzer u. Mystiker die schon in den ersten Jahrhunderten verdammten Irrthümer wieder aufgewärmt, und weil Jakobus u. die übrigen Söhne des Alphäus oder Klopas „Brüder" Jesu genannt werden, einen Vorwand gefunden, die immerwährende Jungfrauschaft M.s zu läugnen. Mögen sie das für sich behalten: die jungfräuliche und mütterliche Kirche wird von Geschlecht zu Geschlecht die Jungfrau und Mutter M. selig preisen. Eben so ist es Glaubenslehre, daß M. im wahren u. eigentlichen Sinne Gottes Mutter oder Mutter Gottes genannt werden müsse; nicht, als wenn der Sohn Gottes etwas Anderes, als nur die menschliche Natur, aus ihr angenommen hätte, sondern weil in ihm die menschliche u. die göttliche Natur nie getrennt, sondern nur zu Einer göttlichen Person verbunden gewesen; weil nicht die menschliche Natur zuerst geformt und dann mit der göttlichen Natur vereinigt worden ist, sondern weil die Gottheit des Sohnes in übernatürlicher Gnadenvereinigung mit ihrer Seele, in ihr und aus ihr sich selbst eine menschliche Natur bereitet und, immer Gott bleibend, Sohn der Jungfrau in der Zeit geworden ist und in alle Ewigkeit bleiben wird. Von einer für sich bestehenden menschlichen Natur Christi, die von der Gottheit getrennt nicht anzubeten wäre, kann also gar nicht die Rede seyn; denn Christi menschliche Natur war und ist und wird seyn nur in der konkreten Vereinigung mit der Gottheit u. nimmt, wegen dieser Aufnahme in die göttliche Persönlichkeit des Sohnes, wesentlich Theil an der Anbetung, die der Gottheit gebührt. M. wird darum auch mit vollem Rechte „Mutter Gottes" (dei genitrix, deipara, θεοτόκος) genannt, weßhalb Nestorius, der ihr diesen hohen Ehrennamen rauben wollte, auf dem allgemeinen Concilium von Ephesus als Ketzer verdammt wurde. Eben so ist es allgemeine Annahme der Kirche, daß M. durch einen besondern Gnadenschutz Gottes und durch eigene treue Mitwirkung ihr ganzes Leben hindurch vor jeder wirklichen Sünde, auch der läß-

lichen, bewahrt worden sei. Dieser Glaube hängt auf das Innigste zusammen mit der Auffassung M.s als zweiter Eva, die in der Prüfung bestanden, so wie mit ihrem innigen Verhältnisse zu der Person des Erlösers selbst. Er ist aus derselben Quelle hervorgegangen, aus der die Voraussetzung von der unbefleckten Empfängniß bei den Christen floß. Dieser Glaube war darum von den apostolischen Zeiten her so allgemein und fest begründet in der Christenheit, daß die Kirche sich zu keiner ausdrücklichen dogmatischen Entscheidung über diesen Punkt, zur Widerlegung etwaiger Irrlehren, je veranlaßt gefunden hat. Selbst alle schon in den frühesten Jahrhunderten getrennten Bekenntnisse des Orients stimmen hierin mit der Kirche vollkommen überein, und Augustinus verwahrt sich ausdrücklich, wo es sich überhaupt von Sünden handelte, gegen jeglichen Miteinbegriff der allerseligsten Jungfrau. Erst, als rohe Stimmen im 16. Jahrhundert das Gefühl der Gläubigen verletzten, stellte das Concilium von Trient den frommen Glauben der Christenheit gegen die ungeschlachten Angriffe vieler Neuerer sicher. Es sprach sich in seiner 6. Sitzung, im 23. Kanon aus: „Keiner könne während seines ganzen Lebens alle Sünden, auch die läßlichen, meiden, als nur mittelst eines ganz besonderen Gnadenbeistandes Gottes, wie die Kirche solches von der allerseligsten Jungfrau annimmt (quemadmodum de beata Virgine tenet Ecclesia)." — Was die Himmelfahrt M. betrifft, so ist es von der Kirche nicht dogmatisch entschieden, ob die Aufnahme derselben in den Himmel, die mit dem Worte „assumptio" bezeichnet wird, nur der Seele nach, oder bereits auch dem Leibe nach stattgefunden habe. In den früheren Jahrhunderten war die Annahme in den Himmel auch ihrem Leibe nach fast allgemein; aber die Kirche hat den in späteren Jahrhunderten dagegen erhobene Widersprüche nicht als häretisch verworfen, ohne darum ihre Vorliebe für die fromme Meinung des christlichen Alterthumes irgendwie zu mindern. Wie allgemein in den ersten drei Jahrhunderten dieser fromme Glaube in der ganzen Christenheit war, leuchtet am deutlichsten daraus hervor, daß zur Zeit, wo die heilige Helena u., durch ihren Vorgang aufgemuntert, viele Kaiser, Bischöfe und fromme Pilger anfingen, alle heiligen Orte zu durchsuchen, um der Reliquien habhaft zu werden und den heiligen Gebeinen der Märtyrer in der nunmehr siegreichen Kirche eine glorreiche Ruhestätte zu bereiten, es durchaus Keinem eingefallen ist, nach den heiligen Gebeinen der allerseligsten Jungfrau zu suchen. Es ist nie einem Christen der ersten Jahrhunderte, welche die Reliquien doch viel höher, als wir, zu schätzen und zu ehren wußten, in den Sinn gekommen, daß diese Erde noch den Leib umschließe, aus dem die Blume des ewigen Lebens emporgesprossen ist. Wie könnte, sagt der heilige Johannes Damascenus, die Verwesung den Leib berühren, in dem das Leben empfangen ward? Auch hier war die Erfassung M.s als neuer Eva, die, ohne Sünde empfangen, den Sohn Gottes aus sich gebar, und gehorsam in der entscheidenden Prüfung, ihr Leben lange den treuen Gehorsam gegen Gott bewahrte, für den Glauben der Christen das Maßgebende, während die Exegese sich zunächst an die Stelle Offenb. 12, 1. anlehnte. Von jeher wurde der allerseligsten Jungfrau eine vor der Verehrung aller anderen Heiligen ausgezeichnete Verehrung (ὑπερδουλεία) zu Theil, und sie wird als Mutter des Heilands u. als das höchste u. wunderbarste Gefäß der Auserwählung Gottes, als Königin des Himmels begrüßt. Wie groß ihre Verehrung schon in den ersten Jahrhunderten war, sieht man am klarsten, wenn man die Ergüsse der Andacht liest, womit die größten Kirchenväter der früheren Jahrhunderte die Mutter Gottes begrüßt haben. „Sie allein, sagt der große Chrysostomus, hat Himmel u. Erde an Größe überragt. Was ist heiliger als sie? Nicht die Propheten, nicht die Apostel, nicht die Märtyrer, nicht die Patriarchen, nicht die Engel, nicht die Throne und Herrschaften, nicht Seraphime und Cherubime: nichts Größeres u. Herrlicheres kann unter allen erschaffenen Dingen, den sichtbaren oder unsichtbaren, gefunden werden, als sie. Sie ist zugleich die Magd Gottes u. Mutter Gottes, zugleich Mutter u. Jungfrau. Die Engel stehen mit Furcht u. Zittern

am Throne Gottes u. verhüllen ihr Angesicht; diese aber stellt das Menschengeschlecht ihm vor, der ja ihr Sohn ist. Sei darum gegrüßt, o Mutter, Himmel, Jungfrau, Thron, du Zierde, Ruhm u. Schutzwehr unserer Kirche; laß nicht ab, für uns zu bitten bei Jesus, deinem Sohne, unserm Herrn, damit wir durch dich Barmherzigkeit finden mögen am Tage des Gerichtes und die Belohnungen erlangen, die denen aufbewahrt sind, die Gott lieben." — „Du bist, sagt der heilige Augustinus, die einzige Hoffnung der Sünder. Durch dich erwarten wir Vergebung unserer Sünden; auf dir beruht, o Allerseligste! unsere Hoffnung auf Belohnung. Heilige M.! komme zu Hülfe den Armen, hilf den Verzagten, tröste die Weinenden, bitte für das Volk, nimm der Priester dich an, sei eine Beschirmerin des frommen Frauengeschlechtes, laß Alle deine Hülfe erfahren, die dein heiliges Andenken feiern. — Cyrillus von Alexandrien spricht in seinen Homilien gegen Nestorius: „Auch dir sei Preis, heilige Mutter Gottes. Denn du bist die kostbare Perle des Erdkreises; du die unauslöschliche Leuchte, die Krone der Jungfrauschaft, das Scepter des wahren Glaubens, ein unzerstörbarer Tempel, der denjenigen umschließt, der nicht umschlossen werden kann, Mutter u. Jungfrau ꝛc." Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß, wie überhaupt in den ersten christlichen Jahrhunderten die Verehrung der Heiligen viel inniger, viel unmittelbarer in das Leben der Christen verschlungen war, als heut zu Tage, so auch insbesondere die Verehrung M.s nicht, der gewöhnlichen Behauptung zufolge, erst im Laufe späterer Jahrhunderte sich ausgebildet u. allmälig gesteigert habe, sondern daß vielmehr in jenen glücklichen Jahrhunderten, wo die Schriften der Väter noch einen frischeren Anhauch des apostolischen Geistes bekunden, eine glühendere Andacht u. reinere Liebe zur gebenedeiten Gottesmutter das christliche Volk, wie die gelehrtesten u. höchstgestellten Männer der Kirche durchdrang. Das Studium der Katakomben zu Rom hat uns auch hierüber höchst merkwürdige neue Aufschlüsse gegeben, in die wir hier jedoch der Kürze des Raumes wegen, nicht näher eingehen können. Das mystische Verhältniß M.s zur Kirche betreffend, so besteht eine innige Verwandtschaft zwischen M. und der letzteren, also, daß die Kirche in der jungfräulichen Mutter ihr eigenes Bild erschaut u. in den Muttergottesfesten die an ihr sich offenbarenden Heimsuchungen der göttlichen Gnade zugleich mitfeiert. Schon im alten Bunde ward diese geheimnißvolle Beziehung zwischen M. u. der Kirche vorbedeutet; sie ward unterm Kreuze durch Christus selbst ausgesprochen; sie liegt der geheimen Offenbarung des Johannes (Capitel 12.) zu Grunde, und wurde von den größten Vätern, namentlich dem heiligen Augustinus, auf das Tiefste erfaßt und ausgesprochen. So sagt der heilige Epiphanius im 3. Buche über die Irrlehren: „Von M. wird verstanden, was von der Kirche geschrieben steht „der Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen ꝛc." Der ganzen Kirche hat sich, zugleich mit ihrer Formirung aus der Seite des neuen Adams, dieser geheimnißvolle Typus des wiederhergestellten Weibes, der von Gott neu geschaffenen Eva, die in M. ihre persönliche Verwirklichung und herrlichste Ausprägung bekommen hatte, eingelebt, und zugleich mit der Muttermilch, die der Mensch an der Brust der Kirche trinkt, saugt er die geheimnißvolle, alle seine Adern und geistigen Kräfte durchlebende Liebe zur gebenedeiten Gottesmutter ein. Die Kirche hat dieses ihr Verhältniß zu M. in der so geheimnißvollen, aber jedem tief katholischen Gemüthe doch so wunderbar erschlossenen Lauretanischen Litanei ausgesprochen. Wie M. von Ewigkeit auserwählt war, als die Gebenedeite unter den Weibern, die durch ihren göttlichen Sohn der Schlange den Kopf zertreten sollte: so ist die Kirche die von Ewigkeit erwählte Braut des Himmels, durch welche Gott die zur Herrlichkeit vorherbestimmte Menschheit retten u. sie aus der Sclaverei des bösen Feindes befreien wollte. So wie M. ohne Sünde war, so ist auch die Kirche aus dem Wasser u. dem heiligen Geiste, ohne Erbsünde, der ersten Eva gleich, empfangen u. geboren, hat sich, wie sie, als Magd Gottes erklärt u. Gott den Gehorsam wie ver-

weigert. Wie M. Mutter ward durch Ueberschattung des heiligen Geistes, u. ohne Verlust ihrer Jungfrauschaft den Sohn Gottes gebar, so ist auch die Kirche Mutter u. Jungfrau zugleich u. gebärt ihre Kinder nicht aus einer irdischen Verbindung, sondern durch Ueberschattung des heiligen Geistes aus dem Sakramente der Taufe. Wie M. das Heil der Welt umschloß, u. durch sie der Quell aller Gnaden den Menschen gespendet ward: so ist auch die Kirche eine Mutter Christi für Alle, in deren Herzen Christus durch sie geboren wird, die durch sie der Gnaden des Himmels theilhaftig werden. Der Kirche ist in M. gesagt: „Auch deine Seele wird ein Schwert durchboren, u. sie wandelt, wie jene, demüthig u. gehorsam, das siebenfache Schwert der Schmerzen in ihrer Brust, dem Kreuze des Heilandes nach bis zum Kalvarienberge. Sie feiert in geheimnißvoller Beziehung auf sich selbst alljährlich das Fest der 7 Wunden M. u. singt, selbst eine Mutter der Schmerzen, den Klagegesang: „Stabat mater dolorosa," der in seinen Worten die Tiefe des unaussprechlichen Schmerzes erreicht, weil er, wie hervorgepreßt aus den tiefsten Eingeweiden der Kirche, selbst hervorquillt. Nicht Menschenrath u. Menschengedanke hat diese Geheimnisse in das Leben der Kirche hineingelegt: sie sind mit dem Herzblute Dessen, dessen Seite, da er im Todesschlummer am Kreuze hing, von wo er seine schmerzhafte Mutter geschauet, geöffnet ward, in die Adern u. in das Herz der Kirche hineingeflossen. Sie haben im geheimen Formationsprocesse, zugleich mit der äußern Ausgestaltung des göttlichen Lebenskeimes, der Kirche sich offenbart u. sind immer dort am tiefsten gefühlt u. am wärmsten mitgelebt worden, wo am wenigsten Menschenwitz u. Menschenweisheit die reinen Wasser der aus Gott rinnenden Quelle des kirchlichen Lebens getrübt. Darum zeigt ein tieferer Blick in die nun schon 1800jährige Kirchengeschichte, daß, je einfältiger u. reiner der Christ das von Gott gebotene Heil in sich aufnahm; je inniger sein ganzes Sein u. Leben in das Leben der Kirche aufgenommen u. verschlungen war, daß auch um so zärtlicher u. glühender seine Andacht und Liebe zu M. sich zeigte. Man denke nur an Augustinus, an Chrysostomus, an Cyrillus von Alex., Bernardus, Franciscus von Assisi rc. Dieselbe Erfahrung setzt sich fort in den neueren Jahrhunderten. Keiner ist je heilig geworden, der nicht mit inniger Liebe die allerseligste Jungfrau verehrt hätte. Aber anderer Seits ist es auch ebenso wahr u. durch die Erfahrung aller Zeiten bestätiget, daß mit der Abnahme des kirchlichen Sinnes, mit der Erschlaffung kirchlichen Lebens u. höherer Tugend, so fort u. überall die Verehrung u. Liebe zu M. erkaltete. Wo bei den sogenannten gebildeten Ständen der Sinn und die Fähigkeit für die Erfassung des wahrhaft Geistigen abhanden kam, da ging auch sofort der Sinn für die Verehrung M.'s verloren. Wo im Priester Bornirtheit u. Schalheit u. ein Anstrich glatter Weltbildung, statt wahrhafter theologischer Wissenschaft, u. ein in den Genüssen der Welt verlorener Sinn statt priesterlicher Reinheit u. Unversehrtheit Eingang fand: da stand der Priester sofort mit blöder Miene u. erblindetem Auge vor dem Schönsten u. Tiefsten, was die Kirche im Kreislaufe ihres wunderbaren Lebens vor den Blicken der Ihrigen entfaltet, während dem armen Volke u. den Kleineren offenbart wurde, was sich den Großen u. den Weisen entzog. Wo aber verschuldeter Abfall von der Kirche sich zeigte; wo das Gift der Ketzerei ein Gemüth durchsäuerte und die inneren Lebenssäfte verderbte, da ward auch sofort ein infernaler Haß gegen die, welche der Schlange den Kopf zertreten, in das Herz hineingelegt. Zu innig ist die geheimnißvolle Beziehung zwischen M. u. der Kirche, als daß Derjenige, der nicht mehr an die Unverletztheit und Jungfräulichkeit der Kirche glaubt, die reine und unverletzte Jungfrau M. verehren u. lieben könnte. Denn, wenn die Kirche, wie jeder Ketzer behauptet, Gott die Treue gebrochen hätte, dann hörte sie auch auf, der Schlange den Kopf zu zertreten. Die heilige Schrift betrachtet darum auch die Ketzerei als ein Erscheinen des Antichrists, als ein Auswuchern des Schlangensamens auf Erden. Es ist in der That grausenerregend, was in dieser Hinsicht der Geist der Häresie im Laufe von 18 Jahrhunderten gegen die Gebene-

beite unter den Weibern zu Tage gebracht hat. Wenn die Irrlehrer auch Anfangs gar kein Interesse daran zu haben schienen, die Ehre der Mutter Christi zu kränken, so ward doch, sobald das Gift in ihren Eingeweiden zu wirken begann, wie mit magischer Gewalt ihr bitterer Seitenblick auf die reine Gestalt gezogen, die, als heiliger Typus der Kirche, hehr u. ewig unverletzbar, wie ein Thurm Davids dasteht u. wie eine mystische Rose die Fülle der Gnaden über die Erde streut. Und wenn dann der Widerspruch gegen die Kirche sich mehrte u. wenn das innere Gift, mit dem wachsenden Widerstande der Kirche mehr und mehr aufgeregt, am Ende die Unglückseligen wie sinnlos Gewordene hinriß: wer möchte es aussprechen, welche Abscheulichkeiten sie dann gegen die reine, jungfräuliche Gottesmutter ausgespieen? Wer kennt nicht die Blasphemieen der ungläubigen Juden gegen M.? wer weiß nicht, was Arius gegen sie gesagt, wie Nestorius sich an ihr versündigt? Welche Schmachreden haben die verworfenen Ketzereien des Mittelalters gegen sie geführt, u. wie ist alle Unreinigkeit u. aller Unflat der früheren Irrlehrer von denen des 16. Jahrhunderts wieder zusammengehäuft u. wird noch jetzt von ihren Nachfolgern, bis auf Strauß u. seine Gleichgesinnten herab, gegen die gebenedeite Gottesmutter geschleudert! Auch sie ist gesetzt zum Zeichen, dem widersprochen wird, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es ist der Unlauterkeit unmöglich, an die himmlische Reinheit zu glauben. Darum ist es unter den Außerkirchlichen immer ein Zeichen reineren Sinnes und von einem Zuge der Gnade, die noch ihre Herzen nicht verläßt, wenn sie noch an die Würde M.s glauben. Solche sind der Kirche noch näher verwandt, während ein von Blasphemie gegen M. erfülltes Herz einen tiefen moralischen Verfall bekundet. Mit Recht schließt daher die Kirche, besonders in der Zeit drohender Irrlehren u. Spaltungen, mit innigem Vertrauen an M. sich an u. hat noch immer ihre mächtige Hülfe erfahren. Denn sie singt zu ihr: Gaude Maria Virgo, cunctas haereses sola interemisti in universo mundo. E. M.

Maria. II. Andere im N. T. Vorkommende dieses Namens. 1) M. von Magdala, s. Magdalena. — 2) M. Kleophä oder Jakobi, die Schwester der seligsten Jungfrau M., die Mutter des Jakobus des Kleineren, Josephs, Simons und Judas-Thaddäus, welche Brüder (nämlich Vettern) des „Herrn" genannt werden, die Gattin des Kleophas, eine getreue Begleiterin Jesu bis auf Golgatha u. bei seiner Bestattung. Sie brachte nach seinem Verscheiden Spezereien zum Grabe u. wurde dort sowohl mit der Erscheinung von Engeln, als mit der des Heilandes selbst beglückt; auch erhielt sie die Weisung, diese Nachricht den Aposteln zu hinterbringen. — 3) M. Salome, die Ehefrau des Zebedäus, Mutter des Jakobus des größeren und des Johannes, eine standhafte Freundin des Heilandes bis zu seinem Tode, u. dann noch besorgt, ihn zu salben, wofür sie durch die Kunde seiner Auferstehung belohnt wurde (Mark. 16, 1—7). Früher hatte sie Jesum gebeten, er möchte ihren beiden Söhnen den ersten Platz in seinem, wie sie damals glaubte, irdischen Reiche einräumen (Math. 20, 20. 21). — 4) M. von Bethania, Schwester des Lazarus u. der Martha, welche lernbegierig dem Heilande zuhörte u. deßwegen von ihm gepriesen wurde (Luk. 10, 3. 39—42); sie erlangte nebst ihrer Schwester von Jesus die Auferweckung ihres Bruders. Wahrscheinlich ist sie eine u. dieselbe mit M. Magdalena (s. d.). — 5) M., eine Jüngerin Jesu zu Jerusalem, Mutter des Johannes Markus, in deren Hause die Christen zusammenkamen (Apostelgeschichte 12, 12). — 6) M., eine eifrige Christin zu Rom (Römer 16, 6).

Maria. III. Heilige der Kirche dieses Namens. 1) M., Nichte des heiligen Abraham des Einsiedlers (s. d.), Büßerin, wurde von diesem, der ein Bruder ihres Vaters war, nach dem Tode des letzteren in eine Zelle neben der seinigen aufgenommen, um ihr leichter Unterricht ertheilen zu können. M. machte schnelle Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit u. ward bald ein vollendetes Muster der Buße u. Tugend. Allein der höllische Feind, der schon auf

ihren Untergang sann, fand Mittel, ihr die bisher so treu bewährte Unschuld zu rauben. Das Werkzeug, dessen er sich bediente, war ein verdorbener Einsiedler, der öfters an ihre Zelle kam, unter dem Vorwande, sich bei Abraham Raths zu erholen. Dieser schändliche Verführer legte, von unlauterem Feuer entbrannt, ihrer Keuschheit Fallstricke, u. M. fiel in die Schlinge. Kaum aber hatte sie die Sünde begangen, als sie, deren ganze Schrecklichkeit erkennend, statt zu Gott um Verzeihung zu flehen, den übermäßigsten Schmerzen sich überließ und zuletzt in Verzweiflung fiel. Sie entfloh in eine entfernte Stadt u. ergab sich den schändlichsten Ausschweifungen. Abraham, der nicht wußte, was aus seiner Nichte geworden, beweinte ihr Unglück mit bitteren Thränen u. flehte zu Gott in beständigem Gebete um ihre Bekehrung. Erst zwei Jahre nach ihrer Entfernung erfuhr er ihren Aufenthaltsort. In der Hoffnung, das verirrte Schaf wieder zu finden, verließ er seine Zelle, legte ein anderes Kleid an, eilte der ihm bezeichneten Stadt zu u. begab sich in das Haus, wo seine Nichte wohnte. Da der Heilige diese mit Scham bedeckt u. von Schrecken ergriffen sah, ermahnte er sie zärtlich, ihr Vertrauen auf Gott zu setzen. „Verzweifle nicht, sagte er zu ihr, ich nehme deine Sünden auf mich; glaube mir nur u. kehre in deine Einsamkeit zurück. Es ist nichts Befremdendes, daß man im Kampfe zur Erde geworfen werde; es ist aber schandvoll, sich nicht mehr erheben. Lege ab das Mißtrauen; alle Menschen können fallen: dieß ist eine Folge ihrer natürlichen Schwäche. Denke einzig darauf, den Beistand der Gnade Gottes zu erflehen; Gott will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er sich bekehre u. lebe." M., gerührt durch diese Worte, faßte wieder Muth u. versprach in Allem ihrem Oheim zu gehorchen. Der Heilige führte nun seine Nichte mit sich in die Einöde zurück u. verschloß sie in die früher von ihr bewohnte Zelle, wo sie ihre fünfzehn letzten Lebensjahre in der Uebung aller Tugenden zubrachte. Tag u. Nacht beweinte sie den Verlust ihrer Unschuld und züchtigte ihren Leib durch strenge Abtödtungen. Gott nahm ihre Buße mit Wohlgefallen auf und verlieh ihr sogar drei Jahre nach ihrer Bekehrung die Gabe der Wunder. Sie starb als Heilige. Der heilige Abraham überlebte seine Nichte noch fünf Jahre. Der heilige Ephräm erzählt uns als Augenzeuge, daß das Angesicht der hingeschiedenen Büßerin in Herrlichkeit zu strahlen geschienen und daß mehre Kranke durch Berührung der Kleider des h. Abraham (s. d.) ihre Gesundheit wieder erlangt haben. Die Kirche feiert ihr Andenken am 15. März. — 2) M. Crescentia die Ehrwürdige, Oberin des Klosters zu Kaufbeuren, als sie noch der Welt gehörte Anna genannt, war zu Kaufbeuren von armen, aber christlich frommen Eltern, dem Weber Matthias Höß u. Lucia Hörmann, geboren u. zur Tugend u. Frömmigkeit erzogen. Sie haßte schon frühzeitig irdische Genüsse u. versagte sich Alles, was mehr war, als die höchste Nothdurft erforderte. Das Wenige, was sie in ihrer bescheidenen Lage ersparen konnte, war stets für Arme bestimmt; streng hielt sie das früh abgelegte Gelübde der ewigen Reinheit, denn kein unseliger Gedanke trübte die Spiegelfläche ihrer schönen Seele. Des Herrn Gnade war über sie ausgegossen; Thränen heiligten ihr Gebet u. Verzückungen beseligten sie im Angesichte des unblutigen Opfers. Jeden Sonn- u. Festtag genoß sie ehrerbietig das Brod des Lebens. So enteilten ihre Tage in edelster Weise, bis sie 1701 im 21. Jahre beschloß, ihre übrige Lebenszeit in der heiligen Stille des Klosters zu verleben. Ein höherer Ruf befestigte sie in ihrem schönen Vorsatze, denn als sie einst bei den Franciscanerinnen betete, hörte sie eine Stimme sagen: „Hier sei deine Wohnung." Leider ward die Edle im Kloster vielen bitteren Prüfungen ausgesetzt, denn die Oberin u. die anderen Klosterfrauen verachteten sie um ihrer Armuth willen und behandelten sie hart und demüthigend. Sie ertrug, wie ihr Gott, alle Schmähungen u. Leiden mit Geduld, u. ließ sich durch die Drohungen des bösen Feindes nicht irren, der ihr verkündete, daß sie 22 Jahre lange noch viel zu ertragen haben, und Liebe u. Demuth durch Haß, Bedrückung und Strafe entgegnet sehen würde. Sie erwiderte aber auf die verführerischen Ein-

üßerungen, die ihren Muth beugen u. sie vom guten Wege abziehen sollten, aß sie glücklich sei, um Christi willen Schmach zu erdulden, und daß ihr Herz och nach viel größeren Leiden begehre. Täglich betete sie für ihre Feinde und lle Geistlichen, Fürsten, Obrigkeiten u. Mitmenschen, für Verirrte und Sünder, amit der Herr sich ihrer erbarme u. sie wieder zum Guten leite. Nach u. nach müdeten ihre Hasser u. Peiniger, die sie nie reizte; sie ward endlich Pförtnerin, ann Novizenmeisterin u. zuletzt Oberin. In diesem Amte zeigte sie sich vollen- t groß, gewann die Liebe Aller durch Milde, Tugend u. Frömmigkeit u. starb m 9. April 1744. Durch die Bemühungen des Bischofs Clemens Wenceslaus on Augsburg wurde sie 1801 für ehrwürdig erklärt.

Maria. IV. Fürstliche Personen dieses Namens. 1) M., König on Ungarn. Die Ungarn nennen die Frauen, die über Ungarn herrschen, Kö- ig, zum Unterschied von den Gemahlinnen der Könige, die, wenn auch gekrönt, ur Königin heißen. M. war die Tochter Ludwigs des Großen und bestieg nach essen Tode 1382 den ungarischen Thron. 1385 empörte sich ein Theil der Un- arn u. brachte den Prinzen Karl von Neapel auf den magyarischen Thron. Am ßten December 1385 gekrönt, wurde er nach 39 Tagen in M.s Zimmer von lasius Forgacs zum Tode verwundet und starb wenige Tage nachher als Ge- ngener zu Wischegrad. M. unternahm hierauf mit ihrer Mutter Elisabeth eine leise nach Kroatien, wurde von einem Anhänger Karls, dem Ban Horwath, berfallen und sammt ihrer Mutter gefangen genommen. Elisabeth starb in der efangenschaft; M. wurde durch Hülfe der Venetianer befreit, kehrte nach Un- arn zurück und starb bald nachher. Ihr Gemahl, Sigmund von Luxemburg . Sigmund, deutscher Kaiser), während ihrer Gefangenschaft gekrönt, bestieg 387 den ungarischen Thron (s. Mailáth, Geschichte der Magyaren). — 2) M., önigin von Ungarn, Tochter des Erzherzogs Philipp von Oesterreich, chwester Karls V. u. Ferdinands I., Gemahlin Ludwigs II., Königs von Un- arn, eine geistreiche entschlossene Frau. Als ihr Gemahl 1526 in der Schlacht on Mohacs gegen die Türken fiel (s. Ludwig II., König von Ungarn) war e besonders thätig, ihrem Bruder Ferdinand (s. Ferdiand I., deutscher Kaiser) ie ungarische Krone zu verschaffen. Als dieß gelungen war, übernahm sie 1535 ür ihren Bruder Karl V. die Verwaltung der Niederlande, denen sie 24 Jahre it Umsicht u. Klugheit vorstand; dann ging sie 1556 nach Spanien, woselbst e 1558 starb. — 3) M. Theresia, als Gemahlin Franz I. (s. d.) deutsche aiserin, in Folge der pragmatischen Sanktion (s. d. u. Karl VI.) König von ngarn, Königin von Böhmen, Beherrscherin aller österreichischen Erbstaaten. Ge- oren 1717, mit dem Herzoge Franz von Lothringen vermählt 1736, bestieg sie ach ihres Vaters Tode am 3. October 1740 den Thron. Halb Europa trat nach . nach gegen sie in Waffen. Karl, Kurfürst von Bayern, nahm, in Folge seiner bstammung von Anna, Tochter Ferdinands I., die deutsch-österreichischen Erb- aaten in Anspruch, und aus Frankreichs Benehmen ließ sich schließen, daß es ayern unterstützen werde. Die Kurfürsten von Köln u. Pfalz wollten M. The- esia's Erbfolge nicht anerkennen. Der Kurfürst von Sachsen u. König von Polen, ugust III., verlangte als Gemahl der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. einen heil der österreichischen Monarchie; Philipp V., König von Spanien, nahm die sterreichische Thronfolge ebenfalls in Anspruch und Karl Emanuel, König von ardinien, begehrte Mailand. England u. die Generalstaaten suchten durch Ver- ittelung dem Ausbruche des Krieges vorzubeugen. Die österreichischen Finanzen aren erschöpft, das Heer beiläufig 30,000 Mann stark. Der junge König von reußen, Friedrich II. (s. d.), bot sich nun M. Theresia an, sie gegen ihre einde zu vertheidigen, forderte aber dafür vier schlesische Herzogthümer auf die as Haus Brandenburg seit Kaiser Leopold I. Ansprüche machte. Zugleich brach r am 23. December 1740 nach Schlesien ein und schritt schnell vor. M. The- esia verwarf des Königs Anträge und griff zu den Waffen. Aber der Anfang es Krieges war unglücklich. Die Oesterreicher wurden am 10. April 1741 bei

Molwitz geschlagen. Indessen hatte sich auch Frankreich zum Kriege entschlossen. Zwei Heere gingen im Juli 1741 über den Rhein u. die Maas und Frankreich brachte schon die Theilung der österreichischen Länder zur Sprache. Köln u. Pfalz traten dem Bündnisse gegen Theresia bei; Spanien und Sardinien traten unter Waffen. England wurde durch eine französische Heeresmacht gezwungen, für Hannover einen Neutralitätsvertrag einzugehen und blieb bei der vermittlenden Rolle. Aber obschon M. Theresia's Lage beinahe verzweifelnd war, konnte sie sich doch nicht entschließen, den Rath Englands anzunehmen und Schlesien an Friedrich abzutreten. Sie hielt dieß um so mehr gegen ihr Gewissen, da sie eben damals einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Joseps II., geboren hatte. Sie ging nach Preßburg, wo der ungarische Reichstag noch seit ihrer Krönung versammelt war, rief die Stände zu sich in das königliche Schloß (11. September 1741) u. forderte sie in einer kurzen lateinischen Rede zur Unterstützung auf. Ihre Persönlichkeit — sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit — die Rührung, die sie überwältigte, als sie von ihren Kindern sprach, wirkte so gewaltig, daß der Landtag noch am selben Vormittage die Insurrektion u. eine große Verstärkung des stehenden Heeres beschloß. Die Begeisterung war der Art, daß Husarenregimenter durch einzelne Ungarn gestellt wurden. (Daß M. Theresia, als sie zu dem Landtage sprach, den Erzherzog Joseph auf dem Arme gehabt habe; daß die Ungarn die Säbel gezogen u. gerufen haben: „Leben u. Blut für unsern König M. Theresia“ ist Poesie: es läßt sich historisch nachweisen, wie die Sage aus drei verschiedenen Ereignissen entstanden ist.) Indessen waren die Franzosen und Bayern in Oesterreich eingebrochen u. hatten Linz besetzt, wo sich Kurfürst Karl zum Erzherzog ausrufen ließ. Die leichten Truppen des verbündeten Heeres streiften schon bis gegen St. Pölten; aber, thöricht genug, rückten die Verbündeten nicht auf Wien los, sondern wandten sich nach Böhmen. Prag fiel in ihre Hände; der Kurfürst ließ sich als König von Böhmen 19. November 1741 krönen. Indessen hatte sich endlich M. Theresia entschlossen, durch brittische Vermittelung 9. October 1741 eine geheime Convention mit Preußen abzuschließen, durch welche sie sich verpflichtete, Niederschlesien an Preußen abzutreten. Hierdurch erhielt sie neue verfügbare Streitkräfte gegen ihre übrigen Feinde. Die bayerischen Truppen wurden bei Schärding 23. Januar 1742 geschlagen. Das Kurfürstenthum fiel in die Hände der Kaiserlichen; General Khevenhüller besetzte München gerade an dem Tage, an welchem der Kurfürst zu Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gewählt wurde 12. Februar 1742. Nun erneuerte der König von Preußen die Feindseligkeiten. Die Oesterreicher, die ihn aufhalten sollten, wurden bei Chotusitz geschlagen, 17. Mai. Hierauf wurden die Friedenspräliminarien am 12. Juli, der Friede selbst am 29. Juli zu Stande gebracht. M. Theresia trat Ober- und Niederschlesien u. die Grafschaft Glatz an Preußen ab. Ihr blieben nur die Fürstenthümer Teschen, Jägerndorf u. Troppau u. die Gebiete jenseits der Oppa. So hatte sich M. Theresia von ihrem gefährlichsten Gegner befreit. Ein anderer Feind, der König von Sardinien, durch die Alliirten beleidigt, schloß nicht nur Friede mit M. Theresia, die ihm einige Theile von Mailand abtrat, sondern unterstützte sie auch gegen Frankreich und Spanien. England waffnete für M. Theresia u. die Generalstaaten zahlten Hülfsgelder. Frankreich machte Friedensvorschläge, aber sie wurden verworfen. Das französische Heer, welches hierauf unter Maillebois aus Westphalen nach Böhmen vordringen sollte, um Prag zu entsetzen, wurde von dem Prinzen Karl von Lothringen zurückgedrängt. Belleisle, in Prag eingeschlossen, ohne Hoffnung auf Ersatz, rettete sich durch List, aber mit ungeheuerem Verluste. Eger besetzte er mit den Trümmern seines Heeres, das übrige Böhmen war frei. Am 12. Mai 1743 wurde M. Theresia zu Prag gekrönt. Die Franzosen wurden aus der Oberpfalz geworfen; die Bayern, die ihr Land wieder erobert hatten, geschlagen, das Kurfürstenthum neuerdings von den Kaiserlichen in Besitz genommen. Nun schloß Karl VII. mit M. Theresia eine Uebereinkunft, kraft welcher er bis zum allgemeinen Frieden seine Länder M.

heresia überließ und allen Ansprüchen auf die österreichischen Erbstaaten ent-
zte. Zugleich unterhandelte er mit England, schloß Friedenspräliminarien ab, ent-
zte seinen Verbindungen mit Frankreich, verlangte aber, als Kaiser anerkannt
zur Behauptung dieser Würde mit Hülfsgeldern versorgt zu werden. M. The-
sia wollte hierauf nicht eingehen. Die Spanier waren von den Oesterreichern
Campo Santo am 8. Februar 1743, die Franzosen bei Dettingen 27. Juni
43 von der sogenannten pragmatischen Armee (Oesterreicher, Hessen, Han-
veraner, Engländer) geschlagen. Der König von England, Georg II., hatte per-
ilich an der Schlacht Theil genommen. Der König von Sardinien stand an
: Spitze von 30,000 Oesterreichern, konnte aber dennoch die Eroberung Savoyens
rch die Spanier nicht hindern u. Karl von Lothringen versuchte vergeblich nach
ankreich selbst einzudringen. Durch zwei Ereignisse bekam der Krieg eine andere
estalt. Frankreich u. England hatten bis jetzt nur als Verbündete am Kriege Theil
nommen; jetzt erklärte Frankreich den Engländern 15. März, an M. Theresia 11.
rril 1744 den Krieg. Als er in den Niederlanden am lebhaftesten entbrannte, fiel der
inig von Preußen unvermuthet mit 80,000 Mann in Böhmen ein. Nun muß-
t österreichische Truppen aus den Niederlanden u. Italien gegen Friedrich ver-
ndet werden. Hierdurch wurde es den Franzosen möglich, Freiburg zu erobern,
d der glänzende Sieg, den der Marschall von Sachsen bei Fontenoy am 11.
ai 1745 über die Verbündeten erfocht, unterwarf den Franzosen die Nieder-
nde beinahe ganz. In Italien ging ein großer Theil des Mailändischen ver-
en. Indessen war Karl VII. gestorben, 20. Januar 1745. Mit dem neuen Kur-
rsten schloß M. Theresia den Vertrag zu Suessen, 22. April 1745, kraft
sen er die pragmatische Sanktion anerkannte, die fremden Truppen aus seinen
ndern zu entfernen u. M. Theresia's Gemahl, Franz, seine Stimme zur Kai-
würde versprach. Am 13. September wurde M. Theresia's Gemahl zum
iser gewählt, am 4. October 1745 zu Frankfurt a. M. gekrönt. Bei dieser
ierlichkeit war M. Theresia die erste, die vom Balkon herab rief: „es lebe
iser Franz." Mit Sachsen, Holland, England hatte M. Theresia ein neues
ündniß geschlossen. Indessen dauerte der Krieg mit Preußen fort. Der König
n Preußen war aus Böhmen herausgedrängt, als Kaiser Karl VII. starb.
iedrich hatte das Schwert ergriffen, um, wie er sagt, dem bedrängten Kaiser
izustehen; dieser Grund fiel nun weg, aber deßhalb legte er die Waffen nicht
eder. Er schlug die Oesterreicher u. Sachsen bei Hohenfriedberg, 4. Juni 1745,
n Prinzen Karl von Lothringen bei Sorr, die Sachsen bei Hemersdorf am 23.
ovember u. bei Kesselsdorf am 15. December und eroberte ganz Sachsen. Ihres
undesgenossen wegen schloß M. Theresia mit Friedrich Frieden zu Breslau
i. December 1745. Friedrich behielt Schlesien u. anerkannte M. Theresia als
önigin von Böhmen, ihren Gemahl als Kaiser. Es blieben also auf dem
ampfplatze einerseits Oesterreich, Sardinien u. England, andererseits Frankreich,
panien u. die Republik Genua. Die Landung des Prätendenten in Schottland
elt England ab, großen Antheil an dem Continentalkriege zu nehmen, aber der
rätendent wurde besiegt und die Franzosen zur See geschlagen. Die Franzosen
nwieder eroberten die österreichischen Niederlande, Luxemburg ausgenommen,
inz. Ludwig XV. hielt am 4. Mai 1746 seinen feierlichen Einzug in Brüssel.
er Versuch der Oesterreicher, die Niederlande wieder zu erobern, wurde durch
e Niederlage bei Roeou am 11. October vereitelt. In Italien war das Kriegs-
ück den Oesterreichern günstig. Fürst Liechtenstein schlug die Franzosen u. Spanier
St. Lorenzo. Der neue König von Spanien, Ferdinand VI., des Krieges über-
üssig, zog seine Truppen aus Italien zurück, worauf Genua in die Hände der
aiserlichen fiel. Bald darauf aber brach eine Empörung in der Stadt aus und
r kaiserliche General Botta wurde mit großem Verluste aus der Stadt u. aus
m ganzen Genuesischen im fünftägigen Kampfe herausgeworfen. Eine neue
lacht sollte jetzt in die Wagschale des Krieges geworfen werden; Russen mar-
irten nach Deutschland. Da kam der Aachener Friede zu Stande, 18. November

1748. M. Theresia wurde als Erbin der österreichischen Staaten anerkannt. Der Infant, Philipp von Spanien, erhielt Parma, Piacenza u. Guastalla, sonst blieb Alles, mit geringen Aenderungen, wie es vor dem Kriege gewesen. Die nächstfolgende Friedenszeit verwendete M. Theresia zur Herstellung der Finanzen, Vereinfachung der politischen Verwaltung, Regulirung der Justizpflege. Das Heer wurde auf 100,000 Mann gebracht. An die Spitze der Verwaltung trat Kaunitz (s. d.); unter ihm hatte eine Umwälzung des österreichischen Systemes statt; es kam das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande. Um es zu bewerkstelligen, hatte sich M. Theresia herabgelassen, eigenhändig an die Marquise Pompadour, des Königs von Frankreich Maitresse, zu schreiben. Der Verlust Schlesiens brannte ihr auf dem Herzen. Sie verbündete sich mit Sachsen u. knüpfte Unterhandlungen mit Rußland an. Friedrich II. hingegen war mit England in Bündniß getreten und fiel plötzlich in Sachsen ein 1756. Der 7jährige Krieg begann (s. 7jähriger Krieg, Daun Loudon). Als der Krieg geendet war, wurde ihr ältester Sohn Joseph am 27. März 1764 zum römischen Könige gewählt und gelangte schon im nächsten Jahre zur Kaiserwürde, denn Kaiser Franz I. starb am 18. August 1765. M. Theresia übertrug ihm die Verwaltung des Heeres, und in der langen Friedenszeit, die nun folgte, setzte sie die Reorganisation der österreichischen Monarchie fort. Die Folter wurde abgeschafft, das Verhältniß des Bauern zum Grundherrn wurde geregelt, Handel u. Wissenschaften befördert, Akademien errichtet, zu große Bisthümer in kleinere getheilt. 1773 wurden die Jesuiten in der österreichischen Monarchie aufgehoben. Sie beförderte eifrig die katholische Religion; nur in den letzten Jahren ihrer Regierung, als ihre innere Stärke nachließ, kamen durch Kaiser Josephs u. des Ministers Kaunitz Einfluß einige Maßregeln zu Stande, die von dieser Bahn abwichen. Von den beiden Genannten wurde M. T. gegen ihren Willen zur ersten Theilung von Polen hingerissen, wodurch Galizien u. Lodomerien an Oesterreich kamen. Durch beide wurde sie in den bayerischen Erbfolgekrieg verwickelt (s. Bayerischer Erbfolgekrieg), den sie aber schnell durch den Teschener Frieden endete (s. d.). Als sie 29. November 1780 63jährig starb, war die österreichische Monarchie im blühendsten Zustande: die Finanzen geordnet, die Verwaltung geregelt, das Heer zahlreich, gut organisirt, schlagfertig. Ihr ältester Sohn ward Kaiser; Leopold Großherzog von Toskana; Ferdinand, mit der Erbtochter des Herzogs von Modena vermählt, hatte hiedurch die Anwartschaft auf dieses Herzogthum; Maximilian war Kurfürst von Köln. Eine ihrer Töchter war Königin von Frankreich, die andere Königin von Neapel, eine dritte Gemahlin des Herzogs von Parma, eine vierte, M. Christina, ihr Liebling, war an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen vermählt, zwei waren unvermählt geblieben. Sechs Kinder hatte sie verloren. M. T. war eine der schönsten Frauen, geistreich, lebhaft, entschlossen und fromm; in ihrem häuslichen Leben untadelhaft, ein Muster für alle Frauen; als Regentin eine der vorzüglichsten, vielleicht die Erste, unter allen, die es je gegeben. Mailáth. — 4) M. I., Königin von England, Heinrichs VIII. (s. d.) älteste Tochter, von dessen erster Gemahlin Katharina von Aragonien, wurde 1516 geboren und 1533 mit ihrer Mutter verstoßen, kam aber 1553 nach dem Tode ihres Bruders Eduard VI. zum Besitze des englischen Throns. (Hierüber, sowie über die Geschichte ihrer Regierung siehe ausführlich den Artikel Großbritannien, Band II. 1087.) M. hatte sich 1564 an den ehemaligen Kronprinzen von Spanien, Philipp II., vermählt, allein da sie keine Kinder hatte, so gab ihr diese Ehe kein Privatglück. Ihr Gemahl verleitete sie 1557 zum Kriege gegen Frankreich, worüber die wenigen Besitzthümer der Engländer in Frankreich, besonders Calais, vollends verloren gingen. Während dieses Krieges starb M. d. 17. Nov. 1558 u. hatte die Elisabeth (s. d.) zur Nachfolgerin. — 5) M. Stuart, Königin von Schottland 1542—68, Tochter Jakobs V. u. der M. v. Lothringen, wurde am 5. Dezember 1542 zu Linlithgow bei Edinburgh geboren, acht Tage vor dem

Tode ihres Vaters. Den Planen Heinrichs VIII., der sie für seinen Sohn Eduard u. somit für den Protestantismus bestimmt hatte, wurde sie durch die Sorgfalt ihrer Mutter, einer Schwester der Guisen, dadurch entzogen, daß sie als ein dreijähriges Kind nach Frankreich gebracht und einem Kloster zur Erziehung übergeben wurde. Sie entfaltete früh eine große Schönheit des Körpers und außerordentliche Eigenschaften des Herzens u. des Geistes. Am 29. April 1558 mit dem Dauphin, nachherigen König Franz II., vermählt, verlor sie ihren Gemahl schon nach Verlauf von drei Jahren. Ihre Lage in Frankreich wurde jetzt unangenehm, indem sie von der Königin Mutter ungern gesehen wurde u. der Spielball der politischen Parteien zu werden fürchten mußte. Sie entschloß sich daher, nach Schottland zurückzukehren, wo indeß der Protestantismus — durch eine Parlamentsakte im Jahre 1560 förmlich eingeführt — in der Form des finstersten Puritanismus vollständig die Oberhand gewonnen hatte. Elisabeth von England, welche nicht bloß aus Neid, sondern auch aus politischen Rücksichten der M., welche die Ansprüche, die sie als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII. auf den englischen Thron hatte, geltend zu machen geneigt schien, indem sie den Vertrag von Edinburgh nicht anerkannte und sich fortwährend Königin von England nannte, feind war, legte ihr schon auf dem Wege Nachstellungen, denen M. jedoch glücklich entging u. im August 1561 mit Jubel in ihre Hauptstadt einzog. M.s Lage war keine beneidenswerthe. In der Uebung der Religion, die ihr theuer war, in der Weise eingeschränkt, daß sie kaum in ihrer Hofkapelle der heiligen Messe ungestört beiwohnen konnte; durch die freieren, wohl auch nicht überall tadellosen Sitten, die sie aus Frankreich mitbrachte, hier überall Anstoß erregend; für ihre höheren geistigen Bedürfnisse nirgends eine Befriedigung findend; von einer Menge von Bewerbungen u. Intriguen umgeben, deren letzte Fäden in den Händen Elisabeths ruhten: welchen Gefahren u. Versuchungen war sie so nicht ausgesetzt? Sie wählte, um der Unruhe zu entkommen, den katholischen Grafen Darnlei, der, wie sie, ein Stuart war, zu ihrem Gemahl. Darnlei aber war ein geistloser, wüster Mensch, am allerwenigsten geeignet, ihr zu genügen. Zeigte sich dieses bloß aus äußern Rücksichten eingegangene Verhältniß schon bald nach der Heirath als ein unglückliches, so wurde es ein völlig unerträgliches, seitdem Darnlei als das thätige Haupt eines Complottes sich gerirt hatte, welches den Riccio, einen gesangkundigen, im Alter schon weit vorgerückten Italiener, der, mit einer sardinischen Gesandtschaft nach Schottland gekommen, das unbedingte Zutrauen der Königin in ihren politischen Angelegenheiten genoß, als er eines Abends bei ihr mit der Gräfin Argyle zu Tische saß, von ihrer Seite riß u. unter ihren Augen mit 56 Dolchstößen ermordete. M. blieb eine Zeit lange ganz von ihrem Gemahle getrennt, bis endlich die Geburt eines Prinzen (des nachherigen Königs Jakob I. von Großbritannien) die Gatten wieder näher brachte. Darnlei, zu Glasgow an einer von den damaligen Aerzten nicht gekannten, pestartigen Krankheit darniederliegend, wurde durch M. bestimmt, sich nach Edinburgh bringen zu lassen, wo sie ihn in einem abgesondert liegenden Hause pflegte. Da geschah es, daß in der Nacht vom 9. Februar 1567, als M. fortgegangen war, um der Hochzeit einer ihrer Dienerinnen beizuwohnen, das Haus, worin Darnlei sich befand, durch eine Pulverexplosion in die Luft gesprengt u. Darnlei selbst getödtet wurde. Die Königin ordnete eine strenge Untersuchung an, doch ohne Erfolg; dagegen erhoben sich Stimmen, welche Bothwell, mit dem Maria, wie man wußte, schon länger in einem nahen u. vertrauten Verhältnisse u. Briefwechsel gestanden hatte, als den Mörder Darnlei's u. die Königin selbst als Mitwisserin bezeichneten. Der Vater des Gemordeten erhob eine förmliche Klage gegen Bothwell, konnte aber keine Gründe vorbringen, weßhalb dieser frei gesprochen wurde. War M., was man wenigstens noch mit guten Gründen annehmen kann, an dem Tode Darnlei's unschuldig u. hatte sich in ihr Verhältniß zu Bothwell bis dahin noch nichts *geradezu Unerlaubtes* eingemischt, so handelte sie jedenfalls darin ganz unbeson-

nen, daß sie sich in das Projekt einließ, sich zum Scheine von Bothwell entführen zu lassen, um so mit einigem Fuge schon drei Monate nach Darnlei's Tod sich mit Bothwell trauen lassen zu können, nachdem dieser zuvor von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden war. Hier stehen wir an dem Wendepunkte im Leben M.s. Bis hierher wirft der einfach darliegende Zusammenhang der Begebenheiten allerdings den Schein großer Verbrechen auf sie, aber mehr kann man auch nicht sagen. Haben später zu Tag gekommene Dokumente, besonders die von Buchanan u. von Campell im vorigen Jahrhunderte bekannt gemachten Sammlungen von Briefen u. Sonnetten M.s an Bothwell, neue Beweise gegen sie gegeben, so muß man auch gestehen, daß eben diese Schriften, deren Aechtheit übrigens von Vielen, wie z. B. von Lingard, ganz geläugnet wird, auch manche Widersprüche aufdecken, die auf ganz andere Spuren zu leiten geeignet sind. Genug, die Sache ist noch keineswegs zur Evidenz gebracht. Wie groß oder wie gering aber auch die Schuld M.s gewesen seyn mag, sie hat sie schwer genug gebüßt, um uns versöhnt von ihr scheiden zu lassen. — Die protestantischen Lords schlossen eine Conföderation zu Stirling, bemächtigten sich Edinburghs und stießen am 15. Juni 1567 zu Carberry mit den Truppen der Königin und Bothwells zusammen. Als hier die Königin, den angeknüpften Unterhandlungen arglos trauend, in das Lager der Feinde ging, wurde sie unter rohen Beschimpfungen nach Edinburgh gebracht, u. dann auf dem Schlosse Lochleven in harter Gefangenschaft gehalten, während die Lords die königlichen Schätze plünderten u. die Staatsgewalt an sich rissen. Von ihnen gedrängt, entsagte sie der Krone zu Gunsten ihres Sohnes, für den ihr natürlicher Bruder Murray (der wahrscheinlich vom Anfang an das Haupt der gegen sie wirkenden Partei gewesen war) die Gefangenschaft übernahm. Als ihre Gefangenschaft deßungeachtet fortdauerte, befreite sie sich mit Hülfe eines jungen Lords Douglas, erklärte ihre Abdankung als erzwungen u. nichtig, sammelte bald eine Armee von 6000 Mann um sich, mußte aber, von Murray bei Langside geschlagen, nach Carlisle auf englisches Gebiet fliehen. Von hier aus schrieb sie an Elisabeth, eine Zusammenkunft mit ihr begehrend. Konnte sie auch Elisabeth nicht als ihre Freundin betrachten, so stand doch von den streng absolutistischen Grundsätzen der englischen Königin zu erwarten, daß sie die arge Verletzung der Souveränetätsrechte an M. nicht billigen werde. Aber M. hatte sich verrechnet. Elisabeth antwortete, daß sie keine Zusammenkunft mit ihr haben könne, so lange die Anklage so schwerer Verbrechen auf ihr laste; eine Untersuchung wurde angeordnet, die Anfangs zu York u. Hamptoncourt, dann zu London geführt wurde, ohne zu einem entscheidenden Resultate zu führen. Unterdeß wurde M., von einem Gefängnisse zum andern gebracht, der Mittelpunkt aller Bemühungen der katholischen Partei in u. außer England gegen Elisabeth. Graf Norfolk u. mehre andere englische Edle starben den Tod der Hochverrätherei in Folge verunglückter Versuche, M. zu befreien. Immer lebhafter wurde in Elisabeth der Wunsch, sich ihrer durch Mord oder Hinrichtung zu entledigen. Vergebens suchte man M. selbst in eines jener hochverrätherischen Complotte zu verwickeln u. so einen Schein Rechtens gegen sie zu gewinnen. Da benützte man endlich eine neue Verschwörung Babingtons gegen Elisabeth, M. der Theilnahme zu beschuldigen u. sie durch ein durchaus gesetzloses Verfahren zum Tode zu verurtheilen. Trotz aller Gegenvorstellungen der Höfe von Frankreich, Spanien u. Schottland, wurde das ungerechte Urtheil am 18. Febr. 1587 in einem Saale des Schlosses Fotheringhay vollzogen. Elisabeth nahm die Miene an, als ob die Vollziehung des Urtheils gegen ihren Willen geschehen sei. M. starb als eine wahre Christin. Nachdem sie sich durch den Genuß einer vom Papste consecrirten heiligen Hostie gestärkt, von ihren Freunden ruhig und fest Abschied genommen, den Beistand des ihr überlästigen, sich ihr aufdrängenden, protestantischen Predigers mit Ernst abgewiesen; für ihre Feinde u. namentlich für Elisabeth gebetet hatte, bot sie mit der Freudigkeit eines *ruhigen* u. mit Gott versöhnten Gewissens ihr Haupt dem Henker dar. —

Welch reicher Stoff für die Tragödie in dem Leben M. Stuarts liegt und wie dieser von Schiller benützt worden, ist bekannt genug. Eine viel schwerere, vielleicht nie vollständig zu lösende Aufgabe ist die thatsächliche Darstellung des Lebens u. des Charakters der unglücklichen Königin; erst dann wird dieses einigermaßen möglich seyn, wann die urkundlichen Quellen vollständig gesammelt u. gesichtet vorliegen. Fr. v. Raumer, der in seiner Geschichte Europa's als der neueste Feind M.s auftritt, indem er ihr ganzes Leben als eine Verkettung von Thorheiten u. Lastern darstellt u. der in seinen Beiträgen zur neueren Geschichte, Band 1, zur urkundlichen Bestätigung dieses Endurtheils das Mögliche glaubt geleistet zu haben, ist wegen seiner Unzuverlässigkeit, ja Incompetenz, von dem schottischen Historiker Fraser Tytler (Geschichte von Schottland, 6. Band) gebührend zurecht gewiesen worden (siehe Histor. Polit. Blätter, Band 1, Seite 457—470 u. Band 3, Seite 684—696). — Unter den Engländern sind als ihre Vertheidiger aufgetreten vorzüglich Whitaker: Maria queen of Scotland vindicated (3 Bde., London 1787), u. Chalmer: Life of M. queen of Scots (deutsch 2 Bde., Leipzig 1826), u. Lingard in seiner Geschichte von England. Unter den Deutschen Wilhelm von Schütz: M. Stuart, Königin von Schottland, Mainz 1839. — 6) M. von Medici, Königin von Frankreich, Tochter des Großherzogs Franz von Medici, geboren 1573, vermählte sich 1600 mit König Heinrich IV. von Frankreich u. führte nach dessen Ermordung 1610 die Regentschaft über ihren Sohn, den minderjährigen Ludwig XIII. Sie verabschiedete sogleich den Staatsminister Sully (s. d.) und mit ihm ihres Gemahls Regierungskunst und gestattete dem spanischen Cabinete wieder mehr Einfluß auf Frankreich. Eine Zeit lange verlor sie ihren Einfluß in Staatssachen, erhielt ihn aber wieder u. bediente sich dessen, um den Cardinal Richelieu in den Staatsrath einzuführen u. sich aus dem Reiche zu verbannen. Denn, da sie noch ferner den König leiten wollte, nahm ihn Richelieu so sehr gegen sie ein, daß dieser seine eigene Mutter vertrieb. Sie hielt sich nun in Brüssel u., weil man sie weder in England noch Holland ferner duldete, zuletzt in Köln auf, wo sie den 3. Juli 1642 in großer Dürftigkeit starb. M. verband mit einer schönen Gestalt alle Schwächen des Weibes, alle Leidenschaften ihres Geburtsstandes: Eitelkeit u. Herrschsucht, Sinnlichkeit u. eine maßlose, obwohl nicht ungegründete Eifersucht, Hang zu Ränken u. Rachsucht, zu Verschwendung u. Hingebung an Schmeichler; eigensinniges Festhalten an eingewurzelten Vorurtheilen, das bis zur Ungerechtigkeit gegen Andere ausartete, u. nur aus ihrem Mangel an Einsicht zu erklären ist; das sie zum Spielball ihrer Launen u. zum blinden Werkzeuge fremder Eingebungen machte. — 7) M. Louise, Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin von Parma, Piacenza u. Guastalla, wurde den 12. März 1791 geb. u. war die älteste Tochter Franz I., des letzten römischen u. ersten österreichischen Kaisers aus dessen zweiter Ehe mit M. Theresia, der Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Um nach dem Frieden von 1809 die Interessen seiner Familie mit denen des angesehensten Regentenhauses in Europa zu verbinden, erbat sich Napoleon, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin Josephine (s. d.) hatte scheiden lassen, ihre Hand aus, die dem glücklichen Eroberer auch nicht versagt wurde. Durch Prokuration schon zu Wien vermählt, geleitete sie der Abgesandte Napoleons, Berthier, im wahren Triumphzuge durch Süddeutschland nach Paris, wo die feierliche Trauung Napoleons mit der kaum 19jährigen anmuthigen Kaiserstochter durch den Cardinal Fesch, den Oheim des Kaisers, erfolgte. Schon am 20. April 1811 beglückte sie Frankreich u. Napoleon, dessen heißester Wunsch dadurch erfüllt wurde, mit einem Sohne, der schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom erhielt. Im darauffolgenden Jahre, 1812, während ihr Gemahl in dem verhängnißvollen Feldzuge gegen Rußland kämpfte, besuchte sie über Sachsen u. Prag ihre theuere Heimath wieder, wo sie überall mit ungetheiltem Jubel empfangen wurde. 1813, während des Feldzuges in Sachsen, u. ebenso 1814 ernannte sie Napoleon, jedoch unter mancherlei Be-

schränkungen, zur Regentin. Treu hielt sie bei Napoleon in der für sie so unangenehmen Stellung aus u. vollführte nach besten Kräften dessen Rathschläge u. Anordnungen. Noch von Blois aus, wohin sie sich auf Napoleons Befehl, als die Verbündeten sich Paris näherten, mit ihrem Sohne den 29. März 1814 begeben hatte u. wohin der Sitz der Regierung verlegt worden war, erließ sie den 7. April 1814 einen Aufruf an das französische Volk, der von ihrer Anhänglichkeit an ihr neues Vaterland u. ihren Gemahl, sowie von treuester Pflichterfüllung zeugte. Nach Napoleons Verbannung nach Elba war es ihr nicht gestattet, ihm dahin zu folgen; vielmehr traf sie in Klein-Trianon den 16. April mit ihrem Vater zusammen u. reiste darauf in Begleitung ihres Sohnes über die Schweiz nach Schönbrunn ab. 1815 hielt sie sich während der 100 Tage ebendaselbst auf. In Folge des Wiener Conferenzbeschlusses übernahm sie den 17. März 1816 die Regierung der ihr durch den Vertrag von Fontainebleau 1814 zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza u. Guastalla. Ihr Sohn wurde zu Schönbrunn erzogen (s. Herzog von Reichstadt). Von dieser Zeit an regierte M. L., jedoch unter dem Einflusse Oesterreichs, die ihr zugefallenen Herzogthümer, bis der Tod ihrem vielbewegten Leben den 17. Dezember 1847 in Folge einer Lungenentzündung, welche sie bei dem oftmaligen Besuche ihres schwer erkrankten Beichtvaters sich zugezogen hatte, ein Ende machte. Nach ihrem Tode fielen Parma u. Piacenza an den früheren Herzog von Lucca, Karl Ludwig von Bourbon; das Herzogthum Guastalla an Modena. Von ihrem zweiten, in morganetischer Ehe ihr angetrauten Gemahl, dem Grafen Adam von Neipperg, österreichischem General, der ihr als Oberhofmeister beigegeben war, hinterließ sie zwei Söhne, von denen der eine durch Meuchelmord fiel, u. eine Tochter mit dem gräflichen Titel Montenuovo, welche sie in ihrem Testamente mit 500,000 Fcs. bedacht hat. Ow. — 8) M. Christine, verwittwete Königin von Spanien, Tochter Franz I., Königs beider Sicilien, geboren 1806, vermählte sich 1829 mit Ferdinand VII. von Spanien. Sie beherrschte ihren Gemahl vollkommen, leitete die Hofintriguen, durch welche sie dem Don Carlos die Hoffnung auf die Nachfolge in der Regierung zu entreißen suchte, bewirkte auch wirklich die Aufhebung des salischen Gesetzes und erlangte von Ferdinand ein Testament, in welchem sie zur Regentin für ihre Tochter Isabella eingesetzt wurde. Nach dem Tode Ferdinands 1833 trat sie die Regentschaft an; die Ansprüche des Don Carlos wurden durch die Waffen unterstützt. Durch die vielfachen Gewaltthätigkeiten u. Eingriffe, welche die christinische Partei sich fortwährend gegen die katholische Kirche erlaubte, machte Christine sich auch die Geistlichkeit zur Gegnerin, und obgleich der Erfolg des Bürgerkrieges für sie günstig ausfiel, gerieth sie bald mit Espartero (s. d.) in Mißhelligkeiten, welche den Charakter offenen Hasses u. leidenschaftlicher Verfolgung annahmen. Man benützte das Verhältniß, in welchem sie zu ihrem Stallmeister Munnoz, einem ehemaligen Gardisten, stand, um das Volk gegen sie aufzureizen. Als sie sich weigerte, auf das Verlangen Espartero's, das Ministerium Lopez zu entlassen, brach während ihres Aufenthaltes in Barcelona ein Volksaufstand aus; sie sah sich genöthigt, abzudanken, weil man ihre heimliche Ehe mit Munnoz als gesetzwidrig und unverträglich mit den Funktionen der Regentschaft darstellte und flüchtete sich hierauf zur See nach Frankreich 1840. Von Paris aus unterhielt sie geheime Verbindungen mit ihrer Partei in Spanien, verwandte ihr ungeheueres Vermögen zur Verstärkung derselben, und nachdem Espartero durch den christinischen General Narvaez gestürzt worden war, kehrte sie im Triumphe nach Spanien zurück; ihre Ehe wurde öffentlich anerkannt, ihr Gemahl zu den höchsten Würden erhoben; von da an lebte sie anscheinend zurückgezogen, war aber fortwährend die Seele der Regierung, bis die Vermählung ihrer Tochter Isabella (s. d.), welche der mütterlichen Bevormundung überdrüssig zu seyn scheint, sie völlig vom Schauplatze der Oeffentlichkeit zurückdrängte. — 9) M. da Gloria, Königin von Portugal, geboren 1819, kam durch die Akte ihres Vaters, des vormaligen Kaisers von Brasilien, Don Pedro (s. d.),

und unter dessen Vormundschaft am 2. Mai 1826 auf den portugiesischen Thron, kehrte während der Parteikämpfe in Portugal wieder nach Brasilien zurück, hielt aber nach der Einnahme Lissabons ihren Einzug daselbst als Königin im September 1833. Am 27. Januar 1835 vermählte sie sich mit dem Herzoge von Leuchtenberg (s. d.), der aber schon am 28. März desselben Jahres starb, worauf M. am 9. April 1836 zur zweiten Ehe mit ihrem gegenwärtigen Gemahl, dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg schritt. Ihr ältester Sohn, der Kronprinz Don Pedro de Alcantara, ist geboren 1837.

Mariana, Juan, spanischer Geschichtsschreiber, geboren 1537 zu Talavera in der Diözese Toledo, trat schon in seinem 17. Jahre in den Jesuitenorden, machte mehre gelehrte Reisen durch Italien und Frankreich, lehrte mit großem Beifalle in Rom, Sicilien und Paris, und zuletzt in Spanien, wo er am 17. Februar 1624 zu Toledo starb. Als Theolog war M. einer der vorzüglichsten Vertheidiger einer theokratischen Politik im Sinne des Mittelalters, so wie der Bulle In coena Domini (s. d.), sowie ein scharfsinniger Zerglieberer der Begriffe und Formeln nach alter scholastischer Weise. Bleibendes Verdienst aber erwarb er sich als geistreicher Historiker durch seine classische Historia de rebus Hispaniae, deren erste 20 Bücher 1592 zum erstenmale zu Toledo erschienen; von anderen Ausgaben, mit 10 Büchern vermehrt, ist eine der vollständigsten die zu Mainz 1605 erschienene; die neueste Madrid 1781, 2 Bände, Folio. Man hat auch eine spanische Uebersetzung (Madrid 1608, 2 Bände, Fol.), die von M. selbst herrührt und mehrmals gedruckt ist; dann eine französische mit Anmerkungen und Landcharten von Charenton, 5 Bände, Paris 1725, 4. Fortgesetzt von Medrano: Continuacion de la Hist. gen. de Espana de anno 1516 a. 1700 3 Bände, Madrid 1748, Fol. Verständige Auswahl des Interessanten, zusammenhängende anschauliche Darstellung malerischer Beschreibung, lichtvolle u. elegante Diction, Freimüthigkeit u. Reife des Urtheils zeichnen M.s Arbeiten aus. Sein Werk: De rege et regis instit., 3 Bände, Toledo 1599, 1611, worin er die erhabensten Begriffe aufstellt u. das in Spanien gar kein Aufsehen machte, wurde in Frankreich, weil man glaubte, daß Ravaillac (s. d.) dadurch zur Ermordung Heinrichs IV. verleitet worden wäre, durch den Henker öffentlich verbrannt. Außerdem schrieb M. noch: Discursus de erroribus, qui in forma gubernationis societatis Jesu occurrunt, Bordeaux 1625, auch italienisch, spanisch u. französisch. De monetae mutatione; Scholia in V. et N. Test. u. m. a.

Marianen, s. Ladronen.

Marianus, Scotus, 1028 in Schottland oder Irland geboren, hielt sich seit seinem 28. Jahre in Deutschland als Mönch zu Köln, Würzburg, Fulda und Mainz auf und starb 1086. Er war der Erste, der die fehlerhafte Chronologie der Chroniken zu verbessern suchte: in seinem Chronicon, 3. Bände bis 1084, fortgesetzt von Döbechin bis 1200; bei Pistorius ex edit. Struvii T. I. Das dritte Buch von der Regierungsgeschichte der karolingischen und folgenden Kaiser ist am brauchbarsten. Vergleiche Hausen De antiquiss. codice chronici Mariani Scoti, Frankfurt a. O. 1782.

Maria-Taferl, berühmter Wallfahrtsort in Unterösterreich, an der Donau, oberhalb des Fleckens Marbach, auf dem Gipfel des 1308′ hohen Auberges thronend. Bei 100,000 Gläubige pilgern jedes Jahr von nah und fern hieher. Die Kirche — 1661 erbaut, groß, schön und mit zwei stattlichen Thürmen geziert — steht auf einem freien Platze, von alten Kastanienbäumen beschattet. Rings um hat sich ein kleines Dorf angesiedelt, dessen Bewohner in zahlreichen Buden Heiligenbilder, Rosenkränze, Wachskerzen und dergleichen feil haben. Der Gottesdienst wird von Weltgeistlichen versehen, die ein neben der Kirche stehendes Priesterhaus bewohnen. — Von M.-T. aus genießt man den prachtvollen Anblick einer mehr denn hundert Stunden langen, vom Schneeberge bei Wien bis an die Gränzen Südbayerns hinstreichenden Alpenkette. Kaum irgendwo

zeigt sich das Profil des mächtigen Gebirgszuges so scharf und bestimmt ausgeschnitten. mD.

Maria-Zell, Marktflecken und berühmter Wallfahrtsort in Obersteyermark, Kreis Bruck. Das ansehnlichste Gebäude ist die große, mit drei Thürmen u. einer Kuppel gezierte Wallfahrtskirche, in deren Mitte, in einer kleinen, mit silbernem Gitter verwahrten Kapelle, das aus Lindenholz geschnitzte Marienbild steht. Mehr als 100,000 Pilger aus allen Theilen der österreichischen Monarchie finden sich im Jahre über hier ein. Die Reichthümer der Schatzkammer sind sehr beträchtlich, von besonderer Merkwürdigkeit: das uralte byzantinische Madonnenbild, welches König Ludwig I. von Ungarn, aus dem Hause Anjou, der Kirche geschenkt hat, der silberne Stammbaum der Habsburg-Lothringenschen u. der königlich sicilianischen Familie, die goldene, mit Brillanten besetzte Schreibfeder Ludwig Zacharias Werners. Die Kirche ist von einem geräumigen Platze umgeben, auf welchem eine Menge Buden mit Heiligenbildern, Rosenkränzen u. dergleichen stehen. Die 900 Einwohner des Marktfleckens, worunter 44 Wirthe, ziehen ihre Nahrung größtentheils aus der Wallfahrt. Spital, Molkenkuranstalt, Armenhaus. M.-Z. liegt auf dem grünen abgeplatteten Hügel eines weiten Gebirgsthales, der Sandbühel genannt. Die Umgebungen des Ortes sind sehr reizend, besonders der Erlaffee, das Bürgeralpel mit schöner Rundsicht und die Höhle Rabenburg. Eine Viertelstunde östlich, im Hallthal, ist der berühmte Holzaufzug, wo ein einfacher aber sinnreicher Mechanismus das Brennholz 80 Klafter hoch über den Berg hinauf schafft, dann dreiviertel Stunden südlich von M.-Z., nächst der romantischen Sigmundskapelle, das große kaiserliche Eisengußwerk, welches 400 Arbeiter beschäftiget. Von hier am Gollrathbache aufwärts trifft man das Bergwerk, wo immer 300,000 Centner Eisenerz aufbereitet liegen. Noch höher liegt unter dem Gipfel des Seeberges der berühmte Brandhof, Landsitz des Erzherzogs Johann. — Die Anfänge M.-Z.s datiren sich in das 12. Jahrhundert zurück. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts ließ Markgraf Heinrich von Mähren die steinerne Gnadenkapelle erbauen, über welcher um 1363 König Ludwig I. von Ungarn die große Kirche mit dem gothischen Spitzthurme aufzuführen begann. 1805 und 1809 fielen bei M.-Z. bedeutende Scharmützel zwischen den Franzosen und Oesterreichern statt. Am 1. November 1827 verzehrte ein furchtbarer Brand den Ort bis auf 9 Häuser. Die Kirche verlor dabei das Dach u. die Thürme, deren Wiederherstellung ein beträchtlicher Theil des Schatzes zum Opfer gebracht werden mußte. — M. Sterz, Grundriß einer Geschichte rc. des Ortes M.-Z., Wien 1819; Dr. Macher, histor. topogr. Darstellung rc. von M.-Z., Wien 1832. mD.

Marienbad, berühmter Kurort in Böhmen, Kreis Pilsen, Herrschaft Tepl, in einer rings von bewaldeten Bergen umgebenen Thalsenkung, die wie vielleicht keine andere Stelle der Erde überreich mit Mineralquellen bedacht ist. In einem Umkreise von 3 Stunden entspringen deren nicht weniger als 123. Die berühmteste Quelle M.s ist der sogenannte Kreuzbrunnen, welchen eine Allee von mehren Baumreihen mit dem Karolinenbrunnen verbindet. Etwa 130 Schritte östlich von diesem liegt der Ambrosiusbrunnen, und außerhalb des Ortes die Waldquelle und der Ferdinandsbrunnen. Das sind die M.er Quellen, welche getrunken werden. Die Krankheiten, in denen sie sich besonders wirksam zeigen, sind Gicht, Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, Rheumatismus, Unterleibsbeschwerden u. s. w. Zum Baden wird hauptsächlich die Marienquelle verwendet, welche dem ganzen Kurorte den Namen gab. Hinter ihr ist ein großes Moorlager, aus dem sich in ungeheurer Menge Gas entwickelt. Alle Quellen sind sehr reich an Kohlensäure und haben 9½ bis 10½ Grad Wärme. Ueber 400,000 Krüge werden jährlich versendet. Das Stift Tepl, welchem M. gehört, verwendet den Ertrag desselben nur zum Besten der Kuranstalten. Die Quellen sind zierlich in tempelartige Ueberbauten gefaßt und von Kolonaden umgeben, in welchen die Kurgäste, gegen Wind und Wetter geschützt, lustwandeln können.

In den Badhäusern findet man außer den gewöhnlichen Bädern auch Gas-, Schlamm-, Douche- und Dampfbäder. Schöner Kursaal. An Spaziergängen in unmittelbarer Nähe ist M. reicher, als die meisten anderen Kurörter. Nach allen Richtungen führen schattige Promenaden zu jenen mit Ruheplätzen versehenen Punkten der umliegenden Berge, von wo sich schöne Aussichten öffnen. Die frische lebendige Waldnatur, in welche man sich schon wenige Schritte außerhalb des Ortes versetzen kann, verleiht dem Aufenthalte in M. einen besonderen Reiz. Zu weiteren Ausflügen sind geeignet die Städtchen Kuttenplan und Einsiedel, vor Allem aber Kloster Tepl und das fürstlich Metternich'sche Schloß Königswarth. Dort zieht besonders die prächtige Kirche die Aufmerksamkeit an sich und hier der herrliche Park. — M. ist als Kurort der jüngste Böhmens, denn der Ferdinandsbrunnen wurde zwar schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts benützt, aber nicht als Gesundbrunnen, sondern als Salzquelle, und dieß nur kurze Zeit. Im vorigen Jahrhunderte fing man an, in der Klosterapotheke zu Tepl durch Abdampfung des Mineralwassers Salz zu gewinnen, welches unter dem Namen „Tepler Salz" als wirksame Laranz berühmt wurde. Zum Trinken und Baden waren die Wässer früher schon hie und da benützt worden, aber erst im Jahre 1807 errichtete Dr. Nehr, den man den Vater des M.es nennen kann, ein kleines Badehaus an den damals noch von einer völligen Wildniß umgebenen Quellen. Diesem fügte 1807 Abt Pfrogner ein größeres bei, und von nun an wuchs der Ort jedes Jahr. Das Hauptverdienst um das Emporkommen M.s erwarb sich aber der 1813 zum Abte erwählte Pater K. Reitenberger. — J. J. Nehr, Beschreibung der Mineralquellen zu M., Karlsbad 1813 u. 1817: C. J. Heidler, M. nach eigener Beobachtung 2c., Wien 1822; Dr. Franklin, M., seine Heilquellen 2c., Prag 1837; C. A. Danzer, Geschichte von M., Prag 1842. mD.

Marienberg, bei Boppard am Rheine, früher ein adeliges Damenstift, nun Kaltwasserheilanstalt, die großartigste nach Gräfenberg (s. Prießnitz). Außer durch den Vorzug der geschmackvollsten und bequemsten Einrichtung, zeichnet sich M. vor den übrigen Anstalten dieser Art am Rheine noch durch den großen Reichthum, die Reinheit u. constante Temperatur von 8° R. seines Wassers aus. Die Anstalt enthält 130 Zimmer zur Aufnahme der Gäste, wovon die Damen einen abgeschlossenen Flügel bewohnen; einen großen, 54 Fuß langen und 32 Fuß breiten, gegen Norden, Mittag u. Osten freien Speisesaal mit Lesezimmer, eine Hauskapelle u. im Erdgeschosse und in den Nebenbauten die Badeeinrichtungen. Diese umfassen: Ein separirtes Lokal für neun, sämmtlich mit weißem Porzellan ausgesetzten, Vollbad-Bassins für Herrn, wovon jedes der zwei größten 12 Fuß Länge, 8 Fuß Breite u. 4 Fuß Tiefe hat; ein solches für Damen mit 4 Vollbad-Bassins, nebst 1 Wannenbad, 2 Brausen, 2 kleinen Douchen, 1 Regenstaubbad u. 2 Sprudelsitzbädern; ein Sitzbadlokal für Herrn, mit einfachen fließenden, Sprudel- und Brausesitzbädern, wovon jedes mit Gardinen umgeben ist; ein Douchelokal mit 4 Douchen von verschiedenen Durchmessern, 2 Brausen, 1 Seitendouche, 1 Lokaldouche, 2 aufsteigenden Brausen, 1 Regenstaubbad in getrennten Räumen, nebst 3 Ankleidelokalen und eine gleiche Einrichtung für Damen; zwei Lokale zu Wellenbädern; ein heizbares Lokal für Douchen, Staubbäder, Brausen u. Sprudelsitzbäder zum Gebrauche im Winter. Der große Garten u. die benachbarten Gebirge M.s bieten die schönsten Spaziergänge mit der Aussicht auf den Rhein dar und die mehr oder weniger ergiebigen Quellen in verschiedenen Entfernungen laden die Badegäste zum Trinken ein. Bei günstiger Witterung dient der sehr geräumige Corridor zur Promenade. Die ärztliche Leitung der Anstalt hat Dr. Hallmann (s. d.), die ökonomische Kampmann. Die wöchentlichen Kurpreise für Wohnung, gemeinschaftliche Tafel, Bedienung und Bäder betragen, einschließlich des ärztlichen Honorars, je nach der Lage, Größe und Einrichtung des Zimmers 7 — 15 Thaler. Unbemittelte finden dort

alle mögliche Berücksichtigung. Auch können daselbst abgeschlossene ganze Wohnungen abgegeben werden. *μ.*

Marienberg, Benedictinerstift in Tyrol, Landgericht Glurns. Es wurde ursprünglich zu Schuls im Unter-Engadein gegen Ende des 11. Jahrhunderts gegründet u. später hieher versetzt. Die bayerische Regierung hob 1807 das Kloster auf, Kaiser Franz stellte es aber 1816 wieder her. In der Stiftskirche mehre werthvolle Gemälde, u. im Archiv die Chronik des Mönches Goswin aus dem 14. Jahrhunderte, welche eine schätzbare Quelle der Landesgeschichte ist. — In der Nähe das alte Schloß Fürstenburg, einst Eigenthum der Bischöfe von Chur, jetzt der Sitz eines landesfürstlichen Rentamtes. mD.

Marienburg, befestigte Stadt im Regierungsbezirke Danzig der preußischen Provinz Westpreußen, an der Nogat, über welche eine 540 Fuß lange Schiffbrücke führt, mit 6000 Einwohnern, welche lebhaften Handel mit Holz und Getreide treiben. Sehenswerth sind: die Hauptkirche; die St. Annen-Kirche mit einem Mosaik-Bilde der heiligen Jungfrau u. mehren Grabmälern der Hoch- u. Deuschmeister; der große Remter, mit der einen Granitsäule in der Mitte; die Wasserleitung; mehre öffentliche u. Privat-Gebäude; das auf Anordnung des jetzigen Königs von Preußen, als er noch Kronprinz war, wieder hergestellte Schloß (man unterscheidet das „alte Schloß" aus dem 13. Jahrhunderte; das „mittlere Schloß" von 1309 und das „niedere Schloß" von 1335). — M. war lange Zeit der Sitz der deutschen Ordensmeister, u. noch steht das große, weite, herrliche Schloß derselben. Sein Gründer war der Landmeister Konrad von Thierberg 1274, u. Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen verlegte 1309 den Sitz des deutschen Ordens von Venedig hieher. Dietrich von Altenburg erweiterte die Vorburg u. Hauptordenskirche 1335 und begann den Bau der Annakirche mit der Gruft, in welcher 11 Ordensmeister begraben liegen. 1457 ging Schloß u. Land an die Polen verloren, deren Woiwoden ihre Residenz hier aufschlugen. Durch Friedrich II. kam M. an Preußen 1772. Vergleiche Büsching, das Schloß der deutschen Ritter zu M.; Frick, Schloß M. in Preußen.

Marienfeste. Alle in der Kirche gefeierten Feste haben ein Wesentliches, das allen gemein ist u. darum ohne Ausnahme in allen Festen des Kirchenjahres wiederkehrt: das ist die Feier des, zwischen Himmel und Erde durch das Opfer Christi wiederhergestellten Friedens. Der ewig unverrückbare Mittelpunkt jeder christlichen Festesfeier ist darum das heilige Meßopfer, das durch Christus selbst dargebrachte Versöhnungs- u. Friedensopfer, von wo alle Gnade u. aller Segen des Himmels auf die Erde sich ausgießt u. durch welches die versöhnte Menschheit sich Gott als Opfergabe zurückgibt. Aber die Vermittelung dieser Versöhnung ist an zeitliche Momente, an geschichtliche Thatsachen geknüpft. Zunächst ist es die Herabkunft Christi, sein Leben, sein Leiden, sein Tod und seine Verherrlichung, woran sich die Feier des Friedens zwischen Himmel und Erde knüpft. Weil aber Christus nicht wieder vom Menschengeschlechte gewichen ist, sondern vielmehr innerhalb der Kirche, die sein mystischer Leib ist, seine Menschwerdung u. sein Erdenwandel in geheimnißvoller Weise sich fortsetzt, so lebt die Kirche, den Kreislauf der Feste feiernd, dieses ganze Leben des Gottmenschen noch fortwährend mit Ihm durch u. feiert seine Geburt, seine Erscheinung, sein Fasten, Leiden, Sterben und seine Verherrlichung in ihrem eigenen Leben. Wie nun in diese Geschichte, in welcher die Versöhnung zwischen Himmel und Erde zur Verwirklichung gekommen ist, Maria auf das Innigste verwebt ist, so schlingt sich auch der Kranz der Feste, worin ihr Name gefeiert wird, auf das Innigste durch den Kreislauf der Feste des ganzen Kirchenjahres. Alle Hauptbegebenheiten ihres Lebens kehren in dem Kreislaufe dieser Feste wieder. So wie aber sie selbst unter einer dreifachen Gestalt uns erschien, als die von Ewigkeit auserwählte gnadenvolle Jungfrau u. Mutter des Heilandes; als die Dulderin, die, in die Schmerzen ihres Sohnes versenkt, unterm Kreuze stand, und als *sterngekrönte Himmelskönigin*: so kehrt auch dieser dreifache Grundtypus in allen ihren

Festen wieder u. die Geheimnisse des Rosenkranzes erinnern an die entsprechenden Begebenheiten in ihrem Leben. Ueberall erscheint sie aber in innigster Beziehung zu ihrem göttlichen Sohne; wie der Mond die Sonne begleitet und, derselben vorgehend und nachfolgend, deren Licht abspiegelt: so schlingt sich um ihn ihre geheimnißvolle Bahn u. gibt ein Zeugniß von dem ihm allein entstrahlenden Lichte. Denn auch in ihren Festen ist der Kern u. das Wesenhafte die durch Christus bewirkte Versöhnung, die im Opfer der heiligen Messe ihre Feier u. ihren Ausdruck findet. Da aber die Namen aller Feste der Kirche nur geschichtliche Momente bezeichnen, die für das ganze Leben der Kirche eine besondere Wichtigkeit erlangt haben, während der wesentliche Vermittler jeglicher Feier Christus selbst u. sein ewiges Opfer ist: so kann der Kreis der kirchlichen Feste eben so wenig als in irgend einer Zeit schon vollendet u. abgeschlossen betrachtet werden, als das Leben und die Geschichte der Kirche als schon abgeschlossen u. vollendet bezeichnet werden darf. Wann die einzelnen Feste entstanden sind, wie groß ihre Zahl ist u. ob noch neue aus neuen wichtigen Momenten im Leben der Kirche aufgenommen werden: das ist eine Frage, die an u. für sich das Wesen der Kirche nicht berührt. Es kommt hier nur darauf an, daß derselbe Geist, der in der Geschichte der Kirche waltet, auch die Momente bestimmt, an welchen der Sinn der Gläubigen verweilen u. wo eine neue Blume in den duftenden Kranz der Kirchenfeste eingeschlungen werden soll. E. M.

Marienglas, s. Frauenglas.

Mariengroschen, eine bis 1817 gebräuchliche Rechnungs- und wirklich geprägte Silberscheidemünze in Hannover, Braunschweig u. Waldeck, 36=1 Thaler. — 20 M. machten einen Mariengulden, dem rheinischen Gulden an Werth ungefähr gleich.

Marienthal, 1) Cisterziensernonnenkloster an der Neiße, in der Kreisdirektion Bautzen des Königreiches Sachsen. Es wurde 1234 von der Königin Kunigunde von Böhmen, der Gemahlin Wenzel's IV., gestiftet und besitzt die Stadt Ostritz u. 18 Dörfer. Die Aebtissin wird von den Nonnen gewählt u. durch den König von Böhmen bestätiget. — 2) M., verödetes Kloster bei Geisenheim am Rheine mit malerischer Kirchenruine. Zu Ende des 15. Jahrhunderts bestand hier die Buchdruckerei der Brüder des einsamen Lebens (Kogelherren), aus der einige, jetzt sehr seltene Werke hervorgegangen sind. 1612 brachten die Jesuiten das Kloster an sich, welches 1624 abbrannte und seitdem nicht wieder hergestellt wurde. mD.

Marienwerder, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes in der preußischen Provinz Westpreußen, am Einflusse der Liebe in die kleine Nogat, eine halbe Meile vom rechten Weichselufer, auf einer Anhöhe, in ebener Gegend, mit 5600 Einwohnern, Sitz der Regierung u. des Oberlandesgerichtes; Gymnasium, Baugewerbsschule, Landgestüte, Obst- u. Repsbau, Runkelrüben-Zucker- u. Tabakfabriken u. einiger Handel. Die Stadt wurde 1233 von dem deutschen Orden angelegt. Sehenswerth ist die Domkirche von 1250—60, 286′ lang über dem Eingange ein Martyrium des h. Johannes in Relief; Denkmal Otto's von Gröben, † 1714 u. der 1813 u. 14 gefallenen Krieger. Das damit verbundene Schloß war ehedem Residenz des Großgebietigers u. später des Bischofes von Pomesanien. Man zeigt noch das Zimmer, in welchem die heilige Dorothea gewohnt. Vom Berge herab der Danziger, jetzt Criminalgefängniß, steht auf Bogen, deren höchster 150′ hoch, 250′ lang u. 20′ breit ist u. hat am Ende einen Thurm u. auf der andern Seite ein ähnliches Gebäude mit 3 Bogen.

Mariette (Pierre Jean), geboren zu Paris 1694, ein Sohn des Buchhändlers u. Kupferstechers Jean M., der 1741 starb, widmete sich denselben Beschäftigungen, entsagte dem Buchhandel 1750, kaufte die Stelle eines königlichen Sekretärs u. Generalcontrolleurs, lebte in der Abgeschiedenheit für die Kunst u. starb 10. September 1774. Von seinen seltenen Kenntnissen in der Künstlergeschichte u. andern dahin einschlagenden Materien zeugen seine Schriften, unter

denen sich auszeichnen: „Traités des pierres gravées de Mr. Crozat“ (2 Bände, 1750); „Architecture francaise“ (3 Bände, 1727); „Cabinet de Mr. Boyer d'Aiguilles“ (2 Bde., 1745) ꝛc.

Marine, Seewesen, bedeutet die Seemacht eines Staates mit Allem, was sie in sich begreift: die Kriegsschiffe von jeder Größe u. Art, mit der Ausrüstung u. Besatzung, die Kauffahrteischiffe mit ihrer Ausrüstung u. Bemannung, die zur Flotte u. den Häfen gehörigen Offiziere, Beamten, Bootsleute und Seesoldaten. Man kann demnach die M. in Kriegs- u. Handels-M. eintheilen.

Marino San, s. San-Marino.

Marino oder **Marini** (Giambattista), Dichter, geboren zu Neapel den 18. October 1569, sollte ein Rechtsgelehrter werden; allein lebhafte Einbildungskraft u. angeborene Leichtigkeit der Versifikation trieb ihn zur Poesie und er fand, als seine poetischen Anlagen bekannt wurden, Unterstützung in Rom und Turin. Sein Ruhm erregte den Neid u. dieser brachte ihn in Lebensgefahr, indem einst ein Dichterling eine Flinte auf ihn losdrückte. Eine Intrigue, die seine Verhaftung zur Folge hatte, war die Ursache, daß er sich von Turin entfernte u. nach Paris begab, wo ihm die Königin Maria von Medicis (s. d.) ein ansehnliches Jahrgeld bewilligte. Er starb in seiner Vaterstadt, 25. März 1625. Als Dichter verdient M. weder die Vergötterung, die ihm zu Theil ward, noch die Herabwürdigung, die ihn später zuweilen traf. Er war eben so reich an Talenten, Ideen, Bildern, Wendungen u. gelehrten Kenntnissen, als an Fehlern und trotzigen Verletzungen aller Regeln des Geschmackes u. der Kritik. Er strebte, sich über das von ihm für gemein gehaltene Natürliche zu erheben, verfiel in das Gigantesfe, Bizarre u. Spielende u. übte einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die italienischen Dichterwerke in der größeren Hälfte des 17. Jahrhunderts. Außer vielen andern Gedichten haben wir von ihm ein romantisch-mythologisch-episches Gedicht in 20 Gesängen: „L'Adone,“ Paris 1623, London 1784, Lausanne 1789, u. eine ernsthafte Epopöe in 4 Gesängen: „La strage degli Innocenti,“ Venedig 1635, Bologna 1664. Auch in die Schäferpoesie führte er seine regellose excentrische Manier ein u. seine Hochzeitsgesänge (Epitalami) sind voll faunischen Uebermuthes.

Marionettenspiele sind dramatische Vorstellungen, welche auf einer, einem wirklichen Theater ähnlichen Bühne, wo Gelenkpuppen durch verborgene Personen geleitet werden, die abwechselnd sprechen. Gewöhnlich hat dabei die „lustige Person“ oder der sogenannte Hannswurst (s. d.) die Hauptrolle übernommen und ist Seele des Ganzen. Geschehen mit den Puppen allerlei Verwandelungen, so nennt man ein solches Marionettentheater auch Metamorphosen-Theater.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin-sous-Beaune, geboren in Bourgogne, wurde 1666 in die französische Akademie aufgenommen u. starb 12. Mai 1684, als Physiker u. Mechaniker berühmt, welche Wissenschaften er mit vielen Entdeckungen bereicherte. Unter anderen erörterte er die von Wren (s. d.) zuerst bearbeitete Lehre vom Stoße genauer u. vollständiger u. bestimmte die Gesetze des Gleichgewichtes der flüssigen Masse. Seine Schriften (Traité du choc des corps; Essais de physique; Traité du mouvement des eaux; Nouv. decouvertes touchant la vue; Traité du nivellement etc.) hat de Lahire 1717 zu Leyden in 2 Quartbänden herausgegeben.

Marius, 1) Cajus, berühmter römischer Feldherr, geboren im Jahre Roms 597 zu Arpinum, war von sehr geringem Herkommen, widmete sich früh dem Kriegsdienste und zeichnete sich schon unter dem jüngeren Scipio Afrikanus (s. d.) vor Numantia aus. Im Jahre Roms 634 ward er Tribun und suchte die Macht der Patrizier überall zu schwächen. Dann wurde er 638 Proprätor über das äußerste Spanien u. verwaltete das Amt zu allgemeiner Zufriedenheit. Q. Cäcilius Metellus nahm als Consul den M. als Legaten mit nach Numidien. Aber dieser verkleinerte seinen Gönner so sehr, daß er 646 an Metellus

Stelle Consul und Oberfeldherr in Numidien wurde. Plötzlich kam er zur Armee, eroberte die Hauptstadt Capsa und zwang den Bocchus, König von Mauritanien, den Jugurtha (s. d.) auszuliefern. 649 wurde er zum zweiten Male Consul u. Oberfeldherr gegen die Cimbern u. Teutonen, und als einem Lieblinge des Volkes verlängerte man ihm sein Consulat noch um 4 Jahre, in welchem er jene gänzlich schlug. 665 wünschte er durch des Volkstribuns Sulpicius Vermittelung an Sulla's Stelle Oberfeldherr gegen den Mithridates zu werden; aber dadurch erregte er einen bürgerlichen Krieg, in welchem er unter vielen Gefahren nach Afrika fliehen mußte. Aber das Jahr darauf berief ihn sein Anhänger Cinna zurück; er wurde für das Jahr 667 Consul, starb endlich im Januar dieses Jahres unter fürchterlichem Morden u. entging Sulla's Rache noch gerade zur rechten Zeit. — 2) M. (Cajus), des Vorigen Sohn, wurde 671 Consul, konnte aber gegen den Sulla Nichts ausrichten u. tödtete sich, 25 Jahre alt, im nämlichen Jahre selbst. Er war ein eben solcher Wütherich, wie sein Vater, aber ohne dessen Verdienste.

Mark, ein altdeutsches Wort, das zunächst so viel bedeutet als Erinnerungszeichen, Wahrzeichen; daher man mit M. oder Markung die Gränze und den innerhalb derselben liegenden Umfang eines Landes, oder irgend eines Gebietes bezeichnet. Davon kommt auch der Name der Grafschaft M. (s. d.), sowie die Benennungen: Feld-M., Dorf-M., Markgraf (s. d.).

Mark, eine vormalige reichsunmittelbare Grafschaft im westphälischen Kreise, 45 □ Meilen groß mit etwa 170,000 meist protestantischen Einwohnern, welche gegen Norden vom Fürstenthume Münster, gegen Osten vom Herzogthume Westphalen, gegen Süden u. Westen vom Herzogthume Berg begränzt wurde, ward in zwei Städtekreise, nordwärts u. südwärts der Ruhr, und in fünf landräthliche Kreise eingetheilt und gehört jetzt zum Regierungsbezirke Arnsberg der preußischen Provinz Westphalen. Die Bergketten des Haarstrang u. Aardei theilen die M. in den nördlichen ebenen u. fruchtbaren Hellweg u. in die südliche kahle Gebirgsgegend, das Sauerland: jener im Norden, dieser im Süden der Ruhr. Im Sauerlande werden sehr viele Metallarbeiten verfertigt. Die vorzüglichsten Orte der M. sind: die Kreisstadt Hamm, Soest, Iserlohn, Altena u. Schwelm. — Die Grafschaft M. bildete in frühester Zeit einen Theil von Westphalen, gehörte aber seit dem Ende des 12. Jahrhunderts den Grafen von der M., die aus dem Hause Berg stammten und in folgender Reihe auf einander folgten: Eberhard, Friedrich, Adolf, Engelbert I., Eberhard II., Engelbert II. 1308—28, Adolf II. 1328—47, Engelbert III. bis 1391, Adolf III. bis 1394 u. Dietrich bis 1398. Im letzteren Jahre fiel die Grafschaft an Kleve und 1666, nach langen Streitigkeiten, aus der Jülichschen Erbschaftsmasse an Brandenburg, dessen großer Kurfürst den Einwohnern versprach, daß sie beständig bei seinem Hause bleiben sollten. Als 1805 u. 1806 verschiedene Ländertausche statt fanden, erinnerten die Stände den König Friedrich Wilhelm III. an dieses, ihnen von seinem Ahnherrn gegebene Versprechen, der dasselbe auch feierlich bestätigte; allein 1807 im Frieden von Tilsit mußte er die Grafschaft dennoch an Frankreich abtreten, von wo sie 1808 an das Großherzogthum Berg kam, dessen Departement der Ruhr sie bildete, bis sie 1813 von den Preußen wieder in Besitz genommen wurde. Ow.

Mark, ein altes deutsches Gewicht, welches schon in den ältesten Zeiten in Unzen à 2 Loth. à 4 Quent eingetheilt wurde und die Hälfte eines Pfundes war. Der Name rührt daher, weil das Metallstück, dessen man sich zum Wägen bediente, mit einem Zeichen oder einer Marke versehen war. Man wog damit namentlich Gold u. Silber u. berechnete, ehe die Münzen eingeführt waren, jeden Werth nach seiner Quantität des einen oder andern dieser edlen Metalle, welche eine M. oder ein Theil derselben war. Auch nach Einführung der Münzen, die man aber, besonders bei größeren Summen und namentlich in Gold, nicht zählte, sondern wog, nannte man so viele Schillinge oder Pfennige, als eine M. oder 8 Unzen wogen, ebenfalls eine M. Als man später die edlen Metalle

legirte, d. h. ihnen Kupfer zusetzte, unterschied man die feine M. von der rauhen M. (s. Legirung). Als Normalgewicht für die Schwere der M. bediente man sich schon seit langer Zeit der kölnischen M., deren Entstehung in die Mitte des 12. Jahrh. fällt u. die im Jahre 1524 gesetzlich als das allgemeine deutsche Münzgewicht bestimmt wurde, obgleich man schon früher Münzen darnach geprägt hat. Diese M., welche die Hälfte des kölnischen Pfundes war, wurde in 16 Loth à 4 Quentchen eingetheilt. — In Frankreich hatte man in alten Zeiten mehre verschiedene M.gewichte, von denen die hauptsächlichsten die M.en von Rochelle, Tours, Limoges u. Troyes waren. Die erste hielt man zwar für das Originalgewicht aller übrigen, allein dessen ungeachtet bediente man sich der M. von Troyes, welche die schwerste war, in Paris und in den königlichen Münzstätten, u. deßhalb wurde sie nach und nach in ganz Frankreich eingeführt und auch in England u. den Niederlanden als allgemeine Münz-M. angenommen.

Mark, eine Art von Fett, welche die leeren Räume in den Knochen ausfüllt und von einer sehr zarten, fast spinnewebeartigen Zellgewebshaut umgeben wird. In diese verlaufen auch die kleinen Gefäße, welche das M. ernähren und neues absetzen. Bei ganz kleinen Kindern findet sich statt des M.s eine gallertartige Substanz, während im hohen Alter die Knochensubstanz selbst schwindet, dagegen das M. an Masse zunimmt. — Das M. der Pflanzen ist ein zelliges Gewebe, welches sich in der Mitte des Stammes u. der Aeste verbreitet, aus sehr feinen Fasern besteht, und zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Pflanzen dient.

Marketender nennt man im Allgemeinen Personen, welche im Felde oder in Lagern, oder manchmal in Festungen oder in den Kasernen an Soldaten Lebensmittel u. andere Gegenstände für den augenblicklichen Bedarf verkaufen. Zu M.n dürfen, nach den reglementären Bestimmungen der meisten Armeen, außer den Weibern der Soldaten u. jener Unteroffiziere, welchen nach den verschiedenen Reglements das M.n erlaubt ist, nur bekannte, oder sonst ganz unverdächtige Personen angenommen werden, welche sich mit obrigkeitlichen Zeugnissen über ihre untadelhafte Aufführung und über die Mittel auszuweisen vermögen, während eines ganzen Feldzuges mit Lebensmitteln und anderen Waaren für die Bedürfnisse der Truppen zu sorgen, und welche nöthigen Falles selbst Caution stellen können. Die Annahme der M. ist Sache der Commandanten jener Abtheilungen, zu welchen sie gehören. Alle M. werden, unter Hinweisung auf die sie betreffenden Artikel der militärischen Strafgesetze ihrer Armeen, auf die ihnen obliegenden Pflichten, durch einen Auditor oder wie die Militärgerichtsbeamten genannt werden mögen, als Militärpersonen beeidigt, was aber in manchen Armeen nicht der Fall ist. Die M. sollen keine Hehler militärischer oder gemeiner Vergehen oder Verbrechen seyn, eben so wenig Mittel zur Untergrabung der Mannszucht werden. Deßhalb dürfen sie weder Spielgelage halten, noch liederlichen Leuten, wenn sie auch gerade nicht verdächtig erscheinen, Unterkunft geben; auch dürfen sie Soldaten u. Unteroffizieren, ohne Vorwissen ihrer vorgesetzten Offiziere, nicht borgen. Besonders müssen die M., wenn sie sich, vorgeblich um Einkäufe zu machen, von den Truppen entfernen, überwacht werden; denn nicht selten sind sie Marodeure (s. d.) u. Spionen. Im Hinblicke auf die Marketenderinnen ist es besonders vortheilhaft, so wenig, als nur möglich, unverheirathete zu haben u. zu dulden u. die Aufsicht auf diese zu verdoppeln.

Marketerie, s. Mosaik.

Markgraf war in Deutschland ursprünglich der Titel des Vorgesetzten einer an der Gränze des Reiches gelegenen Provinz. Die Ernennung hiezu geschah gewöhnlich durch den Kaiser, seltener durch die Herzoge; die meisten dieser Markgrafschaften errichtete Kaiser Heinrich der Finkler. — Später wurde M. (wie im Hause Baden ꝛc.) überhaupt Titel für Regenten eines Landes, das früher den Namen Mark geführt hatte.

Markomannen (von Mark, d. i. Gränze, s. Mark), Gränzbewohner,

eine, ursprünglich in Mähren angesessene, germanische Völkerschaft u. von den Römern von da nach Böhmen zurückgedrängt, eroberte unter ihrem Könige Marbod (s. d.) dieses und vereinigte eine große Anzahl deutscher Stämme zu einem Bunde gegen die Römer. Kaiser Domitian wurde von ihnen geschlagen. Dagegen erlitten sie Niederlagen durch Nerva u. Trajan, erholten sich aber schnell u. fielen, vereint mit Hermunduren, Quaden, Sarmaten, Sueven u. anderen, in das römische Gebiet unter der Regierung des Kaisers Marcus Aurelius. Der Krieg, welcher jetzt entbrannte, währte von 166—180 u. endigte, nach mehren für die M. glücklichen Kämpfen, mit ihrer Unterwerfung. Sie hielten die Friedensbedingungen nur so lange, als sie die römischen Legionen zu fürchten hatten, u. benützten jede Gelegenheit, die römischen Gränzen zu plündern. Ohne merkwürdige Ereignisse dauerte dieses Verhältniß bis ins 5. Jahrhundert fort; dann verschwinden die M. aus der Geschichte.

Markscheide, Markscheidekunst, die Kunst, unter der Erde geometrische u. trigonometrische Vermessungen anzustellen, um den Lauf u. die Gränzen der zu einer Zeche gehörigen Grubengänge bestimmen u. durch Merkmale (Marken) bezeichnen zu können. Sie ist eine Erfindung der Deutschen u. beim Bergbaue unentbehrlich, indem sie zugleich auf zweckmäßige Anlegung der Grubengänge selbst, das Streichen u. Fallen derselben, die Wahl der zur Senkung von Wasserleitungen passenden Punkte u. dergleichen hinführt. Man bedient sich bei solchen Vermessungen hauptsächlich der Meßkette, des Gängecompasses u. des Gradbogens, so wie noch einiger kleineren Instrumente.

Markt. 1) Jeder öffentliche Platz oder Ort, wo ein Verkauf von Erzeugnissen u. Waaren irgend einer Art zu einer gewissen Zeit stattfindet, oder der überhaupt dazu bestimmt ist. — 2) Der durch einen Zusammenfluß in- u. ausländischer Verkäufer, resp. Producenten, Fabrikanten 2c., entstehende lebhaftere Verkehr u. der hiemit in Verbindung stehende größere Waarenumsatz, zu welchem in jedem, nur einigermassen bedeutenden, Orte einige- oder wenigstens ein Mal jährlich ein oder mehre Tage von der Obrigkeit bestimmt sind (Jahrmarkt). Von den Messen unterscheiden sich die Märkte hauptsächlich dadurch, daß bei diesen nicht, wie bei den ersteren, die Geschäfte vorzüglich im Großen, sondern vielmehr nur im Kleinen betrieben werden, und daß sich ihre Dauer auf eine ungleich kürzere Zeit beschränkt. Um den M. möglichst zu beleben, werden Denjenigen, welche dabei betheiligt sind, sowohl hinsichtlich ihrer Person, als ihrer Waaren (M.-Waaren, M.-Güter), während der Dauer des M.es gewisse Vorrechte gestattet, welche ihnen zu anderen Zeiten nicht erlaubt sind u. welche man M.-Freiheiten nennt. Sämmtliche obrigkeitliche Verfügungen, welche sowohl diese M.-Freiheiten, als überhaupt die Ausdehnung des M.-Verkehrs und seine Beschränkungen betreffen, bilden zusammengenommen die M.-Ordnung. M.-Gerechtigkeit bedeutet das Vorrecht eines Ortes, gewisse Märkte abhalten zu dürfen.

Marktschreier (charlatan) nennt man insgemein Leute, welche auf Jahrmärkten oder bei sonstigem Zusammenlaufe einer Volksmenge, meistens in Begleitung eines dieselben belustigenden und anlockenden Possenreißers, Arzneimittel, Pflaster u. dgl. unter übertriebener Anpreisung ihrer Wirksamkeit anpreisen. Früher waren solche M. eine sehr gewöhnliche Erscheinung; jetzt aber ist ihrem Treiben durch die Medizinalpolizei aller Orten so ziemlich gesteuert. — Bildlich nennt man auch ungeschickte u. dabei mit ihrer Kunst prahlende Aerzte M.

Marlborough, 1) John Churchill, Herzog von, ein ausgezeichneter Feldherr u. Staatsmann, geboren den 24. Juni 1650 zu Ashe in Devonshire. Ausgestattet mit allen körperlichen Vorzügen, kam er früh an den Hof u. erwarb sich, erst 12 Jahre alt, die Gunst des Herzogs von York. In seinem 16. Jahre machte ihn dieser zum Fähnrich. Zuerst war er bei der Entsetzung von Tanger, welches die Mauren belagerten, zeichnete sich 1672 unter dem Herzoge von Monmouth im niederländischen Kriege vorzüglich bei Nimwegen aus, u. bei der Er-

oberung von Mastricht erwarb er sich schon so glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angesichte der Armee für seine Bravour dankte. Er ward Oberster u. besorgte für den Herzog von York mehre wichtige Aufträge in Flandern u. Schottland. Als dieser 1685 unter dem Namen Jakob II. den englischen Thron bestieg, schickte er M. als Botschafter nach Frankreich. Dieß hinderte ihn aber nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien zu diesem überzugehen, u. dieser sah M.s Fähigkeiten so gut ein, daß er ihn sogleich zum Generallieutenant erhob. Ueberall handelte M. mit so viel Verstand u. Eifer für das gemeine Beste, daß Oranien ihn am 14. Februar 1689 in den geheimen Rath aufnahm u. am 9. April zum Grafen von M. ernannte. 1696 ging er als Befehlshaber der Armee nach Irland und zwang die starken Besatzungen von Kork und Kinsale, sich gefangen zu geben. Allein seine Thaten erregten den Neid; Wilhelm ward gegen den Helden eingenommen, nahm ihm seine Ehrenstellen und ließ ihn bis 1698 ungeehrt und unbelohnt. Aber zur größten Verwunderung des ganzen Hofes rief ihn der König in diesem Jahre zurück und machte ihn zum Hofmeister des Herzogs von Gloucester. Seit dieser Zeit bemühte sich der König, dem Grafen seine lange Abwesenheit u. Ungnade zu vergüten. Er ernannte ihn zum Lord-Richter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der ganzen englischen Macht in Holland und zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten im Haag. Als die Königin Anna 1702 auf den Thron kam, beschenkte sie M. mit dem Hosenbandorden u. bestätigte ihn in allen seinen Würden. Die Alliirten in den Niederlanden hielten seine Anschläge für so vortrefflich, daß alle Generale der mit England verbundenen Truppen von ihren Höfen befehligt waren, nur ihm zu gehorchen. In diesem einzigen Feldzuge mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhunderte immer gesiegt hatten, vor M. fliehen u. ihm ihre Festungen u. Schanzen überlassen. Den nächsten Feldzug eröffnete er mit der Belagerung von Bonn u. zwang den Platz zu capituliren. Im gleichen Jahre endigte er den flandrischen Feldzug u. im folgenden marschirte er mit einem Heere nach Deutschland, um den Kurfürsten von Bayern zu hindern, sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Nach vielen wichtigen u. unwichtigen Vorfällen kam es bei Donauwörth mit den Franzosen u. Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer u. Oesterreicher siegten. Am 11. August 1704 vereinigte sich M. mit dem Prinzen Eugen (s. d.) und schon nach 2 Tagen kam es zu der großen Schlacht bei Höchstädt. Der Feind verlor über 40,000 Mann; es wurden 121 Standarten u. 179 Fahnen erbeutet. Nach diesem glorreichen Treffen, wodurch das deutsche Reich gerettet und ganz Bayern erobert ward, setzte M. seine Unternehmung fort, bis er die Franzosen nöthigte, über den Rhein zu gehen. Dann begab er sich nach Berlin, legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei und ward nun mit dem glänzendsten Jubel in London empfangen. Aber schon im März 1705 ging er wieder nach Holland u. führte mehre Unternehmungen aus, die den Feldzug eines andern Generals berühmt gemacht haben würden, die aber kaum berührt zu werden verdienen, wo M. commandirte. Im Herbste machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin u. Hannover und wurde von Kaiser Joseph I. mit dem Fürstenthume Mindelheim beschenkt. Durch neue Siege verherrlichte er seinen Namen auch in den folgenden Jahren und das dankbare Vaterland fuhr fort, seine Verdienste zu belohnen. Aber mitten im Laufe der glänzendsten Siege untergrub die Kabale seinen Ruhm; er wurde 1712 aller seiner Würden entsetzt, verließ sein Vaterland und kehrte erst den 1. August 1714 zurück, an welchem Tage die Königin Anna starb. Ihr Nachfolger, König Georg I., setzte ihn in alle seine Würden und Aemter wieder ein. Weil aber M. des Königs Schwachheit merkte, so blieb er nicht am Hofe, und gab alle Geschäfte auf. Er starb 16. Juni 1722 zu Windfordbridge. M. war die Zierde Britaniens, der Schrecken Frankreichs und die Bewunderung der Welt. Er siegte in jeder Schlacht, die er lieferte, und eroberte

alle Städte, die er belagerte. In diplomatischen Unterhandlungen war er eben so geübt und glücklich, wobei ihm seine treffliche Beredsamkeit alle Dienste leistete. Der einzige hervorstechende Fehler, den man ihm vorwerfen konnte, war eine zu weit getriebene Geldgierde, neben der er auch von Herrschsucht nicht frei war. Vergl. Coxe „Memoirs of John Ch. duke of M.," (1818) u. Murray „Lettres and Dispatches," Bd. 1—3, London 1845. — 2) M. (Sara Jennings, Herzogin von M.), geboren 1660, die schöne Tochter von Richard Jennings, kam, 12 Jahre alt, an den Hof und wurde die innige Freundin der Prinzessin Anna, vermählte sich mit dem Vorigen 1678 und ward 1688 Dame d'honneur der genannten Prinzessin. Vergebens suchte Jakob II. sie und durch sie Anna zum Katholicismus zu gewinnen; sie überredete letztere sogar, Wilhelms III. von Oranien Partei zu ergreifen. Als Anna Königin ward, dauerte die Freundschaft fort; M. ward Ehrendame und Großgarderobemeisterin und beide schrieben sich Briefe ohne alles Ceremoniel unter dem Namen Morley u. Freman, u. durch sie setzte ihr Gemahl in Allem seinen Willen durch und bildete ein Ministerium. Dennoch gab es, da die Herzogin M. in ihren politischen Grundsätzen den Whigs, ihr Gemahl hingegen und die Königin den Torys anhingen, oft politische Zwiste zwischen der Königin und der Herzogin; der befehlende Ton, den letztere annahm, entfernte die Königin immer mehr, und eine Cousine der M., die Lady Masham, von ihr selbst eingeführt, nahm ihr zuletzt die königliche Gunst. Nach Einigen sollen ein Paar verweigerte elegante Handschuhe, welche die M. der Monarchin abzutreten sich weigerte, den Grund zu dem Grolle der Königin gelegt haben. 1711 gab die M. alle Aemter ab u. der Sturz folgte. Sie begleitete nun ihren Gemahl auf Reisen, pflegte ihn in seiner Agonie und starb zu London 1744. Memoiren, nach ihren Angaben, von Hoke, London 1742, franz. Haag 1742.

Marly, Flecken und Schloß bei Versailles, welch letzteres von Ludwig XIV. erbaut wurde, aber in der Revolution, nebst der dabei befindlichen herrlichen Wasserleitung, deren Herstellung 8,000,000 Franken gekostet hatte, bedeutend litt. Jetzt befindet sich in den Lokalitäten des Schlosses eine Tuchfabrik.

Marmont (Auguste Frédéric Louis, Viesse de), Herzog von Ragusa u. Marschall von Frankreich, geboren 1774 zu Chatillon-sur-Seine, seit dem 15. Jahre im Heere, zeichnete sich 1795 bei der Rheinarmee, u. noch mehr als General-Adjutant Bonaparte's in Italien aus. In der Expedition gegen Aegypten leistete er vor Malta, Alexandrien und in der Schlacht bei den Pyramiden, dann als Commandant Alexandriens wichtige Dienste, wurde Brigadegeneral u. nach seiner Rückkehr Staatsrath. Als Commandeur der Reserve-Artillerie ermöglichte er (1800) deren Transport über den St. Bernhard, wurde nach der Schlacht bei Marengo Divisionsgeneral und schloß den Waffenstillstand von Treviso. Er befehligte 1803 die Armee in Holland, wirkte später mit bei der Einnahme Ulms, besetzte Steiermark und schlug darauf die Russen und Montenegriner bei Castelnovo. Im Kriege gegen Oesterreich (1809) siegte er in mehren Gefechten, drängte den General Giulay nach Ungarn, vereinigte sich am Tage vor der Schlacht bei Wagram mit Napoleon und wurde auf dem Schlachtfelde von Znaim von ihm zum Marschall ernannt. Nachdem er 18 Monate mit Umsicht das Generalcommando der illyrischen Provinzen geführt hatte, befehligte er als Stellvertreter Massena's 1811 die Armee in Portugal, mußte sie aber 1812, durch eine Kanonenkugel schwer verwundet, verlassen und führte 1813 ein Armeecorps in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Wurzen und Dresden. In der Schlacht bei Leipzig stand er an der äußersten Linken dem schlesischen Armeecorps gegenüber und suchte, geschlagen und verwundet, den 18. u. 19. October die Vorstädte zu vertheidigen. Außer Stand, das Vordringen der Verbündeten in Frankreich aufzuhalten, in zahlreichen Gefechten theils Sieger, theils geschlagen, war ihm u. Mortier der Schutz der Hauptstadt anvertraut; nach dem blutigen Kampfe am 30. März zog er sich nach Essone zurück und unterwarf sich den 4. April der

provisorischen Regierung. Er wurde nach der Restauration zum Capitain der königlichen Leibgarde ernannt, begleitete den König 1815 nach Gent u. ward nach den 100 Tagen einer der Majorgenerals der königlichen Garde, stellte 1817 als Bevollmächtigter des Königs zu Lyon die Ruhe wieder her, widmete sich dann auf seinen Gütern der Verbesserung der Fabriken und Landwirthschaft u. wohnte 1826 als außerordentlicher Gesandter der Krönung des Kaisers Nikolaus bei. In der Julirevolution befehligte er die erste pariser Militärdivision, folgte Karl X. nach England, bereiste Rußland, die Türkei u. Syrien, lebte meist zu Wien und starb 1844.

Marmontel (Jean François), Sekretär der französischen Akademie, der Sohn eines Schneiders, geboren zu Bort in Limousin 1719, bildete sich zu Toulouse, gewann mehre poetische Preise bei der Akademie der jeux Floreaux, ward Abbé und ging 1745 nach Paris, wo er nicht ohne Beifall Tragödien, Opern u. Operetten schrieb. Er erhielt als Historiograph der königlichen Gebäude eine Pension, wurde 1763 Mitglied und 1783 beständiger Sekretär der französischen Akademie, lebte während der Revolution in der größten Dürftigkeit auf dem Lande, wurde 1797 Deputirter im Rathe der Alten, zog sich aber bald wieder in die Einsamkeit zurück u. starb in dem Dorfe Abbeville bei Gaillon 31. December 1799. M. war einer der beliebtesten Schriftsteller Frankreichs, der die Literatur mit mehren geistreichen und höchst anziehenden Produkten bereicherte, die in allen cultivirten Ländern mit dem ausgezeichnetsten Beifall gelesen wurden. Den ersten Rang unter seinen zahlreichen Schriften behaupten die „Contes moraux," „Nouveaux contes moraux." Ferner zu nennen sind noch: „Bélisaire" (Par. 1766), eine schwache Nachahmung des Telemach, ferner: „Les Incas, ou la destruction de Pérou," seine „Mémoires," welche die anziehende Beschreibung seines Lebens enthalten und seine „Histoire de la régence du duc d'Orleans." Sämmtliche Werke 18 Bde., Par. 1819—20, Auswahl. 1826.

Marmor ist eine dichte, harte, durch ein feinkörniges oder blättrig-körniges Gefüge sich charakterisirende Varietät des Kalksteines, welche in den verschiedensten Farben und Farbenzeichnungen vorkommt und hier und da ganze Gebirgsmassen bildet. Im gemeinen Leben und in der Technik gebraucht man das Wort M. aber auch für jede Kalksteinart, welche sich durch ihre Farbe, durch ein mehr oder weniger dichtes oder körniges Gefüge und durch Politurfähigkeit zu architektonischen Zwecken, Bildhauerarbeiten und ähnlichen Anwendungen eignet. Der M. besteht, ganz oder doch der Hauptmasse nach, aus kohlensaurem Kalke, ist, zum Theile wenigstens, an den Kanten durchscheinend, im reinsten Zustande weiß, häufig aber durch Eisenoxyd röthlich oder braun, durch Eisenoxydhydrat gelb, durch Kohle oder Bergpech schwarz oder grau, durch Talk grün gefärbt, bisweilen verschiedentlich gefleckt, geadert oder gestreift, von splitterigem, oder dem Ebenen und Flachmuscheligen sich näherndem Bruche. Mit Säuren brauset er lebhaft auf u. durch scharfes Glühen gibt er ätzenden Kalk, wozu die geringen u. unreinen Sorten auch häufig gebraucht werden. Den körnigen u. blätterig-körnigen eigentlichen M. trifft man nur im Ur- u. Uebergangsgebirge, und auch der als M. brauchbare dichte Kalkstein ist meistens Uebergangskalk. Auch der Muschelkalk, der durch die vielen Versteinerungen oft ein hübsches Ansehen besitzt, wird zuweilen als M. benützt. Man kann die verschiedenen M.-Arten vorzüglich in 9 Classen theilen, nämlich: 1) Einfarbiger, nur weiß oder schwarz; 2) bunter, mit Farbenzeichnungen, als: Flecken, Adern, Wolken, Streifen rc. von verschiedenen Farben; 3) Madreporen-M., mit eingeschlossenen Versteinerungen von Korallen, welche sich durch zarte sternförmige oder streifige Bildungen von den versteinerten Muscheln unterscheiden; 4) Muschel-M., mit einzelnen versteinerten Muscheln, in einer Grundmasse von dichtem Kalkstein; 5) Lumachell, fast aus lauter Muscheln bestehend, zuweilen mit einem ungemein schönen Farbenspiele; 6) Cipollino, Cibolin- oder Zwiebel-M., mit grünlichen Adern von Talk, die ihm ein krummschaliges Gefüge geben; 7)

Breccien-M., aus unregelmäßig eckigen Bruchstücken, von verschieden gefärbtem Kalkstein bestehend, die sich zu einer ganz kompakten Masse verbunden haben; 8) Puddingstein-M., eine ähnliche Bildung, aber aus verkitteten Theilen abgerundeter Geschiebe bestehend; 9) Kräuter-M., der grünliche Kräuterzeichnungen auf röthlichem Grunde zeigt. Aus dem Alterthume sind in Bruchstücken von Gebäuden, architektonischen Verzierungen, Bildsäulen, Gefäßen u. dgl. M.-Arten von vorzüglicher Schönheit auf uns gekommen, die sich zum großen Theile in der Natur jetzt nicht mehr finden, weil die Brüche, die sie lieferten, entweder erschöpft, oder auch ganz unbekannt sind. Gegenwärtig liefert das nördliche Italien wohl die schönsten u. mannigfaltigsten M.-Arten, und es wird damit ein bedeutender Handel, sowohl mit rohem in Blöcken, als mit rauh behauenem, in vierkantigen Stücken und verarbeitet, betrieben. Den ersten Rang unter allen behauptet der schon oben erwähnte, weiße körnige oder salinische M. von Carrara, welcher besonders in zwei Hauptbrüchen zu Pianello u. Polvazzo bei Carrara im Modenesischen gebrochen wird. Der M. wird in der Architektur u. Bildhauerei, zu gewöhnlichen Steinmetzarbeiten, zu Tischplatten, Vasen, Uhrgehäusen, Leuchtern, Dosen und vielen anderen ähnlichen Gegenständen verarbeitet; ferner werden viele kleine Kugeln, sogenannte Schusser, in eigenen Kugel- oder Schussermühlen daraus verfertigt.

Marmora-Meer, s. Propontis.

Marmorchronik, s. Arundelischer Marmor.

Marne, ein Nebenfluß der Seine in Frankreich; entspringt auf dem Plateau südlich bei Langres, bei dem Weiler la Marnote, im Departement Haute-M., durchfließt dann die Departements M., Seine-M., Seine-Oise u. Seine u. mündet südöstlich von Paris unterhalb Charenton-le-Pont. Schiffbar ist sie 69 Lieues weit, von St. Dizier aus. — Das nach diesem Flusse benannte Departement, aus dem Centraltheile der ehemaligen Champagne gebildet, mit der Hauptstadt Chalons-sur-M., zählt auf 155 □ Meilen 375,000 Einwohner; das Departement Haut-M., 260,000 Einwohner.

Marnix, Philipp van, Herr von St. Aldegonde, berühmter Staatsmann u. Gelehrter, geboren zu Brüssel 1538, studirte in seiner Jugend zu Genf besonders alte u. neue Sprachen, nahm aber beim Ausbruche des Aufstandes in den Niederlanden Kriegsdienste und wurde wegen seiner großen Talente in den wichtigsten Staatsangelegenheiten u. auf Gesandtschaften gebraucht. 1565 entwarf er die sogenannte Compromißakte, die indessen von der Statthalterin Margaretha von Parma (s. d.) verworfen wurde. Gegen die Verfolgungen des Herzogs von Alba sicherte ihn der Prinz von Oranien, der ihn mit sich nach Deutschland nahm. Als M. wieder in sein Vaterland kam u. 1573 in Maslandsluis commandirte, wurde der Ort von den Spaniern erobert u. er gefangen genommen; obgleich aber der Herzog von Alba zweimal Befehl zu seiner Hinrichtung ertheilte, so wurde er doch endlich noch ausgewechselt. 1554 wurde er Bürgermeister zu Antwerpen, welches er 1585, nach einer Belagerung, an den Herzog von Parma übergeben mußte und deßhalb verbannt wurde. In dieser Verbannung übersetzte er die Psalmen aus dem Hebräischen in holländische Verse und verfaßte verschiedene andere Schriften. Als endlich die Staaten einsahen, daß man ihm zu viel gethan, wurde er wieder zurückberufen u. erhielt den Auftrag, die Bibel ins Holländische zu übersetzen. M. zog zu diesem Zwecke nach Leyden und begann hier seine Arbeit, wurde aber durch seinen 1598 erfolgten Tod an deren Vollendung gehindert.

Marobod, s. Marbod.

Marode, ein militärischer Ausdruck, gleichbedeutend mit krank, wird sowohl von der Mannschaft, als auch namentlich von den Pferden gebraucht. — Marodiren heißt: auf dem Marsche unter dem Vorwande der Ermüdung zurückbleiben, oder aus einem Lager, einem Quartier oder einer Cantonirung sich entfernen, um in ein Gebäude oder einen verschlossenen Raum einzuschleichen u. dort Ge-

waaren oder Fourrage zu entwenden, oder Geld zu erpressen, oder gar förmlich zu plündern. Soldaten welche sich dieses groben Verbrechens schuldig machen, heißen Marobeure. Die Dienstesvorschriften der einzelnen Armeen enthalten die gegen das Marodiren bestehenden Strafbestimmungen und unterscheiden die eben angedeutete Marodirung von jener mit gewaffneter Hand oder truppweise.

Marokko (Moghribul Aksa, d. i. das äußerste Abendland), Kaiserthum, der westlichste Theil der Berberei, die nordwestliche Ecke von Afrika, begränzt im Westen von dem atlandischen Ocean, im Norden von der Straße von Gibraltar, im Osten von Algier. Die Gränze im Süden ist im Allgemeinen die große Wüste. Der Flächeninhalt schwankt zwischen 13,700 u. 16,777 □Meilen. Von dem Atlasgebirge (Dschebel ut teldsch, d. i. Schneegebirge) durchzogen, erscheint es völlig als Gebirgsland und wird in zwei Hälften getrennt, deren südöstliche größtentheils Wüste ist, während jenseits des Gebirges nach dem Meere hin der fruchtbarste Boden sich bildet, nur an den Küsten von Morästen u. Sandflecken unterbrochen. Die Westküste ist flach, sandig u. ohne gute Häfen, das Uferland im Norden steil u. felsig, doch die Häfen, Bayen u. Buchten bieten dem Verkehre die Hand u. der gegen 90 Meilen lange Muluja, der Sebu, über 50 Meilen lang, der Lukkos, Buregreb, Omen-errebeh, Densift, Sus u. andere Flüsse führen wie bequeme Straßen in das Herz des Landes. Die höchste Spitze des Atlasgebirges ist die Kuppe des Hentet, nordöstlich von der Stadt M., 13,500′ hoch; der Miltsin im Süden erhebt sich bis zu 11,000 Fuß. Das Klima ist westlich vom Atlas u. im Gebirge, die Thäler ausgenommen, gemäßigt u. gesund, im Norden dem spanischen ähnlich, im Osten u. Süden unerträglich heiß. Das Gebirge unter der Schneelinie, mit herrlichen Waldungen bestanden, birgt Gold, Silber, Kupfer, Eisen u. Blei, Spießglanz, was aber eben so wenig ausgebeutet wird, als das Steinsalz u. der Salpeter. Der Produktenreichthum der Pflanzenwelt ist höchst mannigfaltig. Schon im Januar sind die Gefilde mit Blumen geschmückt, u. die feuchte Wärme der folgenden Monate bringt eine wunderbare üppige Schöpfung hervor. Gerste, Weizen, Mais, Hirse, Erbsen gedeihen in reichlicher Menge. Der indische Feigenbaum umgibt als Hecke Gärten u. Weinberge. Der baumstarke Weinstock reiht sich in dichten Wänden von Baum zu Baum; Oliven, Granatäpfel, Orangen, Melonen, Gurken, Artischocken wachsen wild; prächtige Cactuswände, Cypressen u. Cedern, Thymian- u. Rosmarinbüsche, der weiße Rosenbusch, strömen balsamische Düfte aus; nirgends ist das Zuckerrohr saftreicher als hier. Außer den wilden Thieren in den Gebirgen, den Löwen, Panthern, Hyänen, Büffeln u. s. w., hausen der wilde Eber, Affen, Gazellen, in Gebirgen u. Pflanzungen, während die Küste u. Steppen im Süden und Osten mit Straußen u. Bienen bevölkert sind. Besser, als zum Anbau, benützt der Marokkaner den ergiebigen Boden zur Viehzucht; das Schaaf liefert vorzügliche Wolle, die Ziege treffliches Haar. Ebenso veredelt er das Dromedar, mehr noch das herrliche Pferd, u. die von Fez gelten für die besten in der Berberei. Handel u. Industrie stehen auf niederer Stufe. Die vorzüglichsten Fabrikate sind Saffian u. Corduan in den Städten M. u. Fez. Die vorzüglichsten Handwerker sind die Juden. Die Bevölkerung wird auf 8—15 Millionen angegeben, darunter 2,300,000 Amazirga's oder Berbern, 1,450,000 Xilons und Suzies, 3,550,000 Mauren, 740,000 Beduinen, 340,000 Juden, 1,200,000 Neger, 300 Christen, 200 Renegaten. Die Berbern sind die Ureinwohner des Landes. Die Mauren, arabischen Ursprungs (s. d.), bewohnen meist nur die Städte. Die Trägheit derselben hat es möglich gemacht, daß Neger zu den ersten Staatsämtern sich emporgeschwungen haben. Die Juden, obgleich die verachtetsten aller Bewohner, sind im Besitze der Pachtungen von Zöllen, Geschäften, Wirthschaften, leben in abgesonderten Stadtvierteln u. dürfen nur schwarze Kleidung tragen. Das Land ist in 20 Provinzen getheilt. Die Haupt- u. Residenzstadt ist M. oder Marafsch, auch Marakasch, d. i. die Schöne, in der Provinz Erhammena, erbaut im 11. Jahrhundert auf einer 1400 Fuß hohen

Hochebene, hat 1¼ Meilen im Umfange, mit nur 30,000, früher 70,000 Einwohnern. Sie ist von einer starken Mauer umgeben. Der Palast des Sultans liegt außerhalb derselben und bildet eine besondere starke Festung. Unter den 19 Moscheen zeichnet sich die Katubia durch ihren 250 Fuß hohen Thurm aus. Die größte und wichtigste Stadt des Reiches ist Fez, in der Provinz gleiches Namens, mit 90,000 Einwohnern, 100 Moscheen u. vielem muselmännischen Fanatismus. Sie ward erbaut um das Jahr 800 von dem Sultan Mulei Edois. Der Sultan residirt gewöhnlich in der Stadt Mikna mit 55,000 Einwohnern, in der Provinz Fez. Andere bemerkenswerthe Städte sind: Saleh an der Küste; Mogador 17,000 Einwohner, wichtiger Handelsplatz u. Sitz der europäischen Consuln; die uralte Stadt Tanger an der Nordküste 10,000 Einwohner; Tetuan, reiche Handelsstadt mit 16,000 Einwohnern. Die Regierung des Reichs ist unbeschränkte Gewaltherrschaft. Der Herrscher führt den Titel „Emir al Mumenin oder Dscherif Sultan" u. gilt für einen ächten Nachkommen Mohammeds. Einziges Gesetzbuch ist der Koran nach der willkürlichen Auslegung des Herrschers. Die verschiedenen Provinzen verwalten Statthalter, Kaiden, meist Prinzen und Verwandte des Sultans. Unter ihnen stehen die Khalifen, die Amins (Zollverwalter), die Hakems (Polizeiaufseher) u. die Motasibs (Handelsbeamte). Jeder Ort hat einen Kadi (Richter), einen Imam (Priester) u. Kaide (Militär- und Civilchef), die einzelnen Stämme der Araber einen Scheikh. Die Einkünfte des Sultans werden auf 20 Millionen Francs geschätzt und fließen größtentheils aus der Kopfsteuer der Juden, den Abgaben der Stämme u. den Zehnten. Daneben bringt das Handelsmonopol große Summen ein. Die Kriegsmacht ist der Zahl nach ungeheuer groß, denn jeder Bewohner ist waffenpflichtig; allein die Uebungen und Ausrüstungen der Soldaten sind sehr mangelhaft; ihre Art zu kämpfen ist roh und ungeordnet. Die Festungen an der Küste sind gut verproviantirt. Die Seemacht besteht aus 3 Brigantinen u. 40 Kanonenböten. — M. war unter dem Namen Mauritania, römische Provinz, wurde in der Folge dem Vandalenreiche unterworfen, kam 534 unter die Botmäßigkeit des griechischen Kaiserthums und fiel 644 in die Hände der Araber oder Mauren. Seine Herren, die Morawiden, beherrschten im 13. Jahrhunderte die ganze Küste der Berbereskenstaaten. Als diese im 15. Jahrhunderte von den Türken abhängig wurden, blieb M., obwohl in seine tieferen Gränzen zurückgedrängt, unabhängig. 1557 wurde Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten, Besitzer von Fez u. M. u. seine Familie behauptet sich noch auf dem Throne. Unter der Regierung derselben wurde das Land mit der Geisel der Barbarei gestraft, der Thron mit Blut besudelt. Die meisten Regenten waren grausame Despoten; der wahnsinnigste von allen Mulei Arschid, gestorben 1727, welcher 5000 Menschen eigenhändig umgebracht, meist zersägt, 900 Söhne u. 300 Töchter hinterlassen hat u. seinem eigenen Sohne Hand u. Fuß abhauen ließ. Auf die Dynastie der Morawiden waren die der Mohaden, Meriniten, Saaditen gefolgt; die noch jetzt bestehende Dynastie der Aliden erhob sich 1669. Der jetzt regierende Sultan, Mulei Abderrhaman, der 7. Fürst von der Dynastie der Aliden, regiert seit 1822. Die neuesten Ereignisse haben den Blick auf dieses, früher eben so sehr gefürchtete, als unbekannte Reich gelenkt. Zu Anfang 1844 wurde der spanische Consularagent Victor Darmont auf Befehl des Gouverneurs von Masagan wegen eines unverschuldeten Todtschlages hingerichtet. Genugthuung wurde verweigert. Die Bevölkerung war durch Abd-el-Kader (s. d.) im höchsten Grade aufgereizt; die Erbitterung gegen die Christen stieg bis zu blutdürstiger Wuth. Marokkanische Truppen hatten sich an der Gränze von Algier zusammengezogen; der Kaiser und der Sultan, wider seinen Willen von dem Geiste der Bevölkerung gedrängt, verlangte eine Erweiterung seiner Gränzen zum Nachtheile der Franzosen. Ein verrätherischer Angriff der marokkanischen Truppen auf die Franzosen mißglückte u. hatte den völligen Ausbruch des Krieges zur Folge. Während eine bedeutende französische Flotte die nordwestliche Küste ein-

schloß, rückte Marschall Bugeaud in das marokkanische Gebiet bis an den Fluß Isly vor, der Sultan aber versuchte durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, um seine Macht zu verstärken. Endlich der Zögerungen müde, griff die Flotte unter dem Befehle des Prinzen Joinville Tanger an u. zerstörte die Befestigungswerke der Stadt. Am 15. u. 16. August wurde die Stadt Mogador beschossen und zerstört. 2 Tage vorher, den 14. August, war bereits das Landheer der Feinde, befehligt von dem eigenen Sohne des Kaisers, in der blutigen Schlacht am Isly vernichtet worden. Die Bevölkerung zeigte sich nach diesen Schlägen nur um so aufgeregter u. der Kaiser würde wahrscheinlich genöthigt worden seyn, den Krieg fortzusetzen, wenn nicht England zur Ausgleichung eingeschritten wäre. Am 10. September wurde ein Vertrag abgeschlossen, worin sich M. verbindlich machte, die feindlich gesinnten Parteimänner abzusetzen u. Abd-el-Kader unschädlich zu machen; dagegen wurden die Kriegskosten ihnen erlassen. Wie wenig aufrichtig M. die ganze Sache behandelte, zeigte sich nur zu bald. Abd-el-Kader trieb von M. aus sein Wesen wie zuvor u. die Ratifikation des Vertrages, von französischer Seite pünktlich bewerkstelligt, ist durch den Sultan erst, nachdem ihm Gewalt angethan worden war, im Juni 1845 erfolgt. Seitdem aber Abd-el-Kader in die Hände der Franzosen gefallen ist, scheinen auch gegen fernere Beunruhigungen der französischen Macht in Afrika von Seite M.s bessere Garantieen eingetreten zu seyn. Vergl. von Dombay: „Geschichte der Scherifen von M." 1801; Gråfberg von Hemsö: „Das Sultanat Moghribul Aksa oder Kaiserreich M." (Stuttgart 1844); Calderon „Beschreibung von M." (Madrid 1844).

Maronen, s. Kastanien.

Register.

K.

L.

M.

